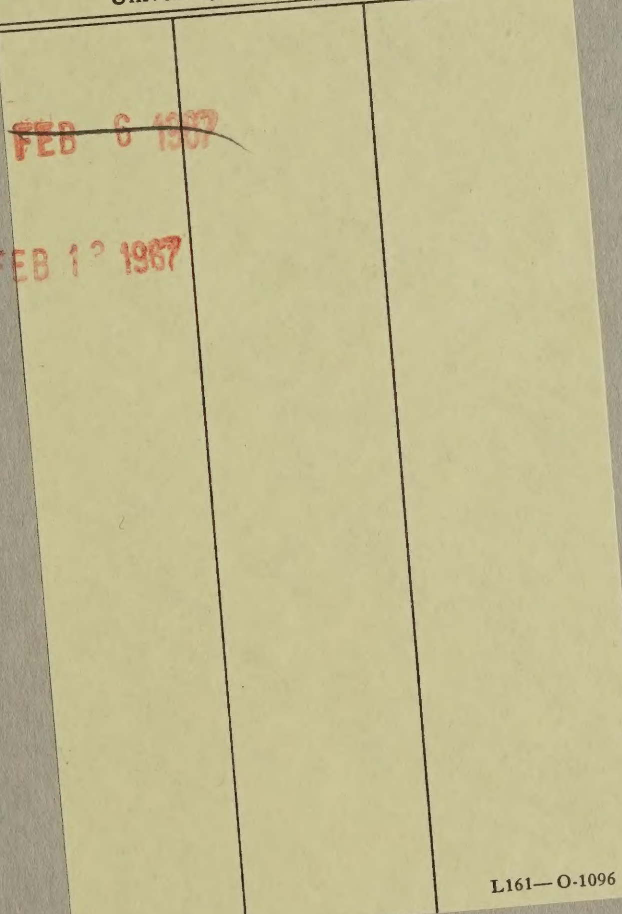


THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
NEU
v.5
cop. 2

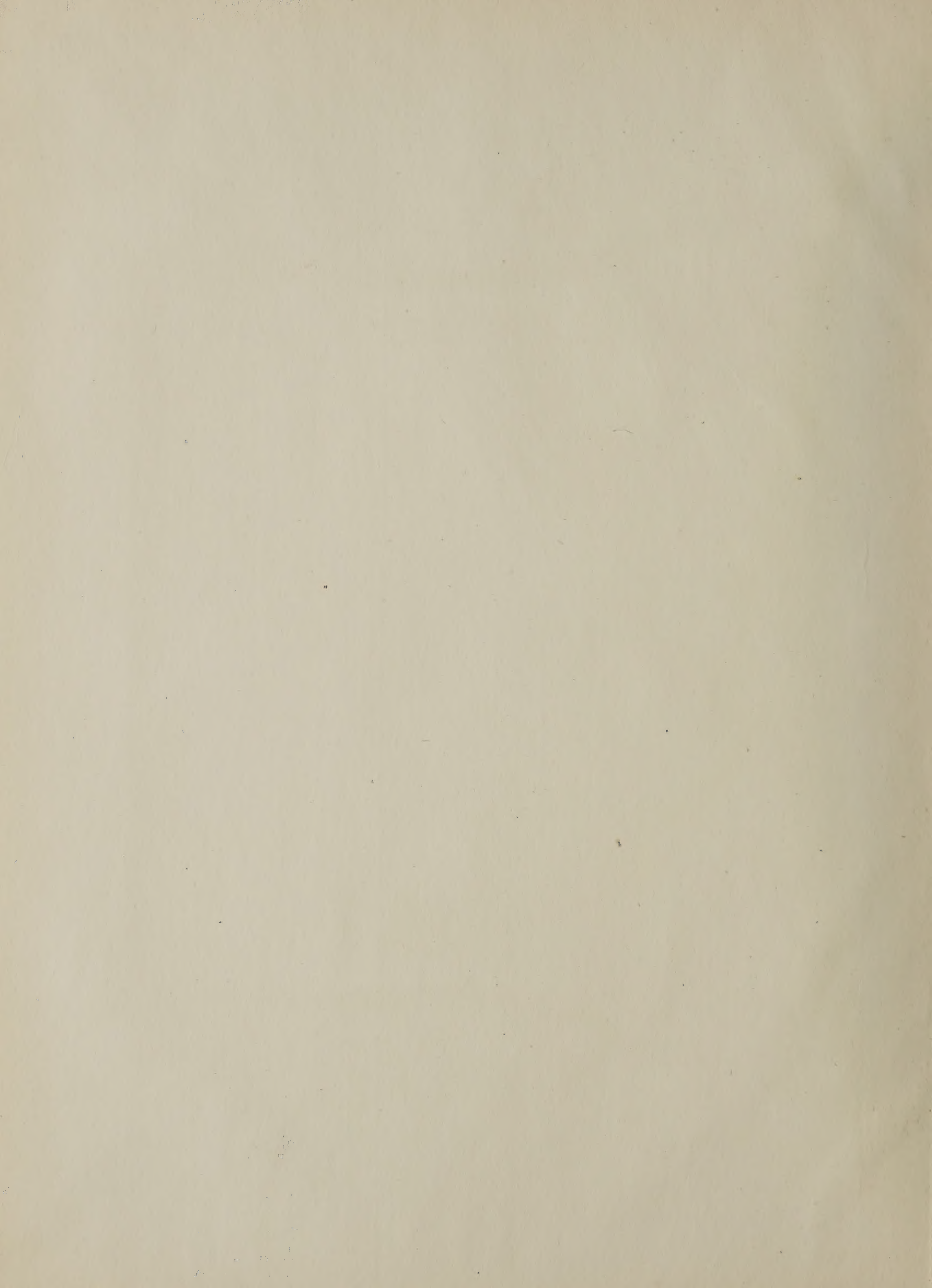


Return this book on or before the
Latest Date stamped below.
Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
University of Illinois Library

FEB 6 1967

FEB 1? 1967

L161—O-1096

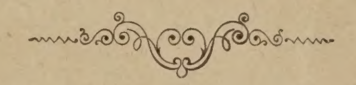






LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Die Neue Welt



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk



Herausgegeben

unter der

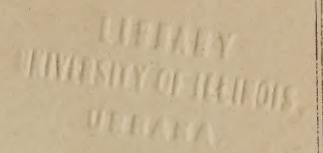
Redaktion von Bruno Geiser in Leipzig

Fünfter Band

Leipzig 1880

Druck und Verlag von W. Fink.

NEW
V. 5



Inhalts-Verzeichniß.

Romane, Novellen, Erzählungen und belletristische Skizzen.

Abhandlungen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft.

Aufsätze über Kultur-, Literaturgeschichte und Pädagogik.

Biographien und Charakteristiken.

Studien und Skizzen aus den Gebieten der Länder- und Völkerkunde.

Kunst, Kunstindustrie und Gewerbe.

464694

Rechtswissenschaft und Zeitgeschichte.

Gesundheitspflege.

Literarische Umschau.

Gemeinnütziges.

Gedichte.

Kleine Aufsätze vermischten Inhalts.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Literarische Umschau.

Poetische Aehrenlese.

Sprechsaal für Jedermann.

Wissenschaftlicher Rathgeber.

Redaktionscorrespondenz.

Illustrationen.

V. 5



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 1. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

Fritz Lauter hieß er, war ein junger Schweizerdegen und stand bei Gandersberg u. Komp. in der mittelgroßen Provinzial- und Universitätsstadt P.

Doch die geneigten Leser, und mehr noch die lieben Leserinnen werden nicht wissen, was das heißt, ein Schweizerdegen sein und stehn bei Gandersberg und Komp.

Nun, es heißt gar nicht wenig, denn es will sagen, daß Fritz Lauter ein Buchdrucker ist, wie er im Buche steht, der eben so gut als Schriftsetzer hinter dem Setzkasten stehn und zum Sterben unleserlich geschriebene Manuskripte in unsterbliche gedruckte Werke umsetzen oder an der Schnellpresse als Maschinenmeister hantiren und das Gesetzte nöthigenfalls in 100,000 Exemplaren vervielfältigen kann.

Fritz Lauter befindet sich in seiner Eigenschaft als Buchdrucker, wie er sein soll, und trotz seiner Jugend — er ist erst 20 Jahre alt — auch in ganz vortrefflicher Lebenslage, er steht in gewissem Gelde, d. h. er hat einen festen Wochenlohn und zwar von 9 Thalern, und kann damit als Buchdruckergehilfe ein anständiges und behagliches Leben führen. Und ein unbesorgtes Leben dazu. Denn wer einmal bei der alten und soliden Firma Gandersberg u. Komp. ein Unterkommen als Beamter oder als Arbeiter gefunden hat, der braucht nur seine Pflicht zu thun, um seine Existenz auf die Dauer zu sichern. Arbeit gibt es hier Jahr aus Jahr ein die Hülle und Fülle und vom Wechseln ihres Personals halten die Herren Gandersberg, Vater und Sohn, der Tradition ihrer Vorfahren folgend, nicht viel.

Da steht sich's freilich gut für jeden Buchdrucker — bei Gandersberg u. Komp. wird mancher Leser rufen wollen. Und das ist auch ganz richtig — nur sieht man es ihm heute nicht an, dem Fritz Lauter, trotz des schönen Sommerwetters, das durch die großen Fensterscheiben des Setzersaales auf die emsigen Arbeiter herniederlacht; und auch die letzten 14 Tage hatte schwerlich jemand etwas von großem Behagen in den hübschen und für seine Jahre recht männlichen Zügen des kräftigen jungen Mannes zu entdecken vermögen.

Sehr ernst schaute er drein; hatte er sich sonst schon wenig an den Gesprächen und Scherzen der Kollegen betheiligt, so war er jetzt ganz stumm geworden. Er arbeitete nur noch fleißiger als zuvor, aber — merkwürdig! — er arbeitete gar nicht mehr so gut als sonst. Der Korrektor hatte bei ihm immer leichte Arbeit gehabt; oft hätte man dem Korrekturbogen nicht angesehn, ob das spähende Auge des alten Herrn Korrektors Klose schon von Zeile zu Zeile, von Buchstabe zu Buchstabe darüber hinweggegangen sei, wenn nicht das mit Blaustift an dem Ende des Bogens gezeichnete V. bestätigt hätte, daß auf der langen Korrekturfahne auch nicht ein Komma am unrechten Flecke gestanden. Jetzt war das, wie gesagt, anders. Die für den Unbetheiligten ergötzlichsten Satzfehler waren dem Fritz Lauter in den letzten Tagen durch den Winkelhaken geschlüpft. Er hatte z. B. eine Schauspielerin des P'schen Sommertheaters, welche der dem schönen Geschlechte gegenüber äußerst begeisterungsfähige Theaterrezensent Feldau die Blume des gesammten Künstlerthums genannt, zur Blame des gesammten Künstlerthums gemacht, und der alte Klose, gewöhnt, die von Fritz Lauter gesetzten Artikel nur rasch zu überfliegen, hatte ihn unbehelligt in die Welt gehen lassen, diesen schmachvollen Druckfehler, wie ihn der ganz in Verzweiflung gerathene Herr Feldau genannt, nachdem ihm seine lieben Freunde im Kaffee hohnlächelnd Komplimente über die Unbestechlichkeit und Furchtlosigkeit seiner Kritik gemacht hatten. Nebenbei waren Hochzeiten und sogar Leichen nichts gar seltenes gewesen in seinem Satze, d. h. er hatte ganze Worte und größere Satztheile doppelt gesetzt oder ganz weggelassen — kurz er war, wie mit einem Schlage, aus einem sehr tüchtigen, sorgsamen und zuverlässigen Setzer ein ziemlich mittelmäßiger geworden — der Spott seiner Kollegen, deren alle Zeit fertige Witzfabrikate ungefähr dasselbe Lob verdient hätten, wie die Ausstellungsobjekte der deutschen Industrie auf der Weltausstellung zu Philadelphia — dieser derbe Spott ließ nicht auf sich warten; die einen sprachen die Vermuthung aus, Fritz Lauter arbeite in Gedanken an einem Trauerspiel, worin er selbst die traurige Figur spielen wolle, die andern meinten, er wolle Leichenbitter werden oder mache Gedichte auf irgend eine unbekannte und unerreichbare Geliebte u. s. w.

Aber die Versuche, zu erforschen, woher die langanhaltende Verstimmung des sonst zwar nicht sehr gesprächigen, aber niemals auffällig niedergeschlagen gewesenen jungen Mannes rühre, blieben lange vergebens. Er wurde nur immer finsterer und zuweilen legte sich noch ein Zug geringschätziger Bitterkeit um seine Lippen, wenn es ihm der Uebermuth der Arbeitsgenossen gar zu arg trieb. Endlich hatte einer der Setzer, ein pfiffiger, beweglicher, wenn auch gar nicht mehr junger Bursche, vielmehr ein vierzigjähriger verwitterter Hagestolz, Namens Därmig, der sich was darauf einbildete, alle Neuigkeiten zuerst zu wissen, und alle möglichen, dem allgemeinen Stadtklatsch sich entziehenden Geschichten zu erschnüffeln, es glücklich herausgebracht — wie er wenigstens meinte —, was die sonderbare Veränderung in dem Benehmen Fritz Lauters verschuldet haben mußte.

Natürlich gab er es sofort zum besten im Setzersaale, wo es zufolge des alten liberalen Regimentes bei Gandersberg u. Komp. ziemlich lebhaft zuzugehen pflegte. Nachdem er sich mehreremale so laut geschnäuzt und geräuspert hatte, daß es wie Posaunenschall an den hohen Wänden des Setzersaales widertönte, trompetete er mit schnarrendem Organ in die erwartungsvolle Stille, welche sein Avertissementssignal im Saale erzeugt hatte, hinein:

„Wißt Ihr schon, daß diese Mauern einen Helden einschließen? Ja einen Helden, sage ich Euch. Einen Kerl, der in seinen Mußestunden Menschen vom Tode rettet und dabei so wenig Wesens von seinen Heldenthaten macht, als ob es eben so leicht wäre, einen Menschen aus dem Wasser zu ziehen, als eine Prise vor dem Verschimmeln in einer gewissen Schnupftabackdose zu retten."

„Na, wenn das leicht ist!" brummte der Setzer Christlieb mit einem Blick auf die mächtige, aber nur sehr selten sich in bereitwilliger Anerbietung tabakhungrigen Freundesnasen sich öffnende Schnupftabakdose des Faktors, der neben ihm stand und die allen verständliche Anspielung gemüthlich-kaltblütig hinnahm.

„Wer ist der Held? Her mit dem Helden! Und wen hat er aus dem Wasser gezogen?" tönten außerdem ein Dutzend Fragen durcheinander.

„Schauet hin — da steht er!" deklamirte Herr Därmig weiter, indem er mit weithingestrecktem Winkelhaken auf Fritz Lauter wies. „Jener dunkelblondbraun behaarte Jüngling da ist es, der so im Vorbeigehen in Lebensgefahr befindliche Menschen einem schrecklichen Tode entreißt, ohne Ansehn der Person, ganz egal, ob es das schönste und reichste Mädchen in P. ist oder nicht."

Fritz Lauter war roth geworden vor Unwillen, als er gehört hatte, worauf Därmig hinauswollte, brandroth, und er hätte diesmal wahrscheinlich derb genug geantwortet, wenn nicht auf Därmigs letzte Worte ein wahrer Sturm von neugierigen Fragen, von Rufen ironischer Bewunderung und spottenden Zweifelns laut geworden wäre.

„Ich bitte mich in meinem Vortrage nicht zu unterbrechen," drang endlich die Schnarrstimme Därmigs durch den Tumult. „Wenn Ihr Eure Bewunderung nur einen Augenblick mäßigen wolltet, würdet Ihr das große Ereigniß, welches sträflicherweise vor so theilnehmenden Freunden, wie wir alle hier sind, fast drei Wochen lang verborgen gehalten worden ist, ganz genau kennen. Denn wahrlich, ich sage euch," fuhr Därmig fort, der seiner Behauptung nach einmal hatte Theologie studiren sollen und sich darum oft einer möglichst biblischen Ausdrucksweise befleißigte, „es geschehe, was geschehen mag, der Därmig bringt es endlich an den Tag!"

„Nun zum Teufel, was ist es denn eigentlich?" wurde der pathetische Redner wieder von verschiedenen Seiten unterbrochen.

„Im Jahre des Herrn 1872, am 3. Juni, begab sich Herr Fritz Lauter wie gewöhnlich aus der Druckerei nach seiner Wohnung. Und siehe, als er beim Schloßteiche vorübergeht, dort wo das Schwanenhäuschen ist — es ist ganz einsam und menschenleer da an Wochentagen, wie ihr wißt, hört er einen Hilferuf und sieht ein junges Mädchen, das eben aus einer Gondel hat ans Land steigen wollen und ins Wasser gefallen ist. Der Teich ist bekanntlich auch an den Ufern sehr tief, und die unvorsichtige Mamsell wäre elendiglich ertrunken, wenn unser Fritz nicht, gespornt und gestiefelt, sich in den Schlund gestürzt hätte und als flotter Fahrtenschwimmer und Taucher die Jungfrau herausgefischt hätte."

„Ist's wahr? Wie heißt sie? Hurrah, der Lebensretter soll leben!" riefen die Setzer, jetzt zumeist gar nicht mehr spöttisch, durcheinander. „Wo steckt er, Fritz der Held, he?"

Der war verschwunden. Was hätte er auch sagen sollen — die Sache stimmte und gern hörte er nicht davon erzählen. Er hatte seine guten, sehr guten Gründe dafür!

Herr Därmig aber brannte nur so darauf, weiter zu erzählen.

„Machen Sie rasch, Därmig," ermahnte der Faktor, der selber neugierig geworden war, „lange darf der Spektakel nicht mehr dauern. Es könnte doch jemand kommen."

„Wenn ich erst 'ne Prise hätte, ging's besser," entgegnete der schlaue Därmig und fuhr schmunzelnd fort, nachdem ihm der Faktor mit ostensibler Bereitwilligkeit seine Dose hinübergereicht:

„Des reichen Alster einzige Tochter war die Wasserjungfer wider Willen. Na, ihr könnt euch denken, wie unser Fritz beim alten Alster aufgenommen wurde, als er am nächsten Sonntage auf ausdrücklichen Wunsch des Fräuleins, dem übrigens das Bad garnichts geschadet hatte, Visite machte. Es ist eben ein Glückspilz, dieser Fritz Lauter. Und wenn er seit drei Wochen ein Gesicht schneidet, wie sieben Meilen böser Weg, so kommt's daher, daß er bis über die Ohren verliebt ist und daß er Angst hat, der reiche Alster könnte ihn nicht zum Schwiegersohne haben wollen. Na, das wißt ihr schon, ich verstehe mich auf solche Geschichten und ich sage euch, der Teufel soll mich holen, wenn der Fritz nicht in ein paar Jahren der erklärte Bräutigam der Wanda Alster ist."

„Reden Sie keinen Unsinn, Därmig," mahnte der bedächtige Faktor Weber. „Der alte Alster ist nicht nur ein sehr reicher, sondern auch ein stolzer Mann, der immer hoch hinaus gewollt hat und seine Wanda am liebsten nur an einen Grafen verheirathete. Ich kenne den Mann ganz genau; habe in einem seiner Häuser lange genug gewohnt, — der will nichts wissen von einem armen Schlucker von Buchdruckergesellen."

„Wenn er sich aber erinnert, daß er selbst mit einer kleinen Quetsche von Spezereihandlung in der Obervorstadt angefangen hat — der steinreiche Herr Alster, dann fällt ihm vielleicht auch ein, wie aus mehr als einem armen Buchdruckergesellen ein kolossal reicher Buchdruckerprinzipal geworden ist," rief ein Setzer aus einer der Ecken des geräumigen Lokales hervor.

„Sind dünn gesäet, solche Glückspilze," seufzte der Faktor halblaut vor sich hin; er hatte dereinst auch von einer großen Zukunft als Chef einer Druckerei geträumt und hatte Jahr für Jahr das ersehnte Ziel vor sich zurückweichen sehen, bis es ihm schließlich ganz aus den Augen geschwunden war.

Der feinhörige Därmig hatte den Faktor verstanden:

„Freilich nicht jeder braucht blos den Mund aufzusperren, um die gebratenen Tauben hineinfliegen zu lassen. Aber es giebt solche Kerle und der Lauter ist so einer, ich laß mich gleich hängen, wenn es nicht wahr ist. Kaum kommt er von der Wanderschaft, ohne ein Pfennig Geld in der Tasche und ohne Empfehlung oder sonst was, wird er hier bei uns eingestellt, blos weil unserm jungen Herrn Prinzipal seine Nase gefällt — einen anderen Grund kann ich wenigstens nicht 'rauskriegen. Und gleich kommt er auch ins gewisse Geld und verdient so viel wie Mancher, der sich hier schon am Kasten krumm und lahm gestanden und gesetzt hat!"

„Solche aufwieglerische Redensarten verbitte ich mir, Därmig," grunzte der Faktor entrüstet. „Sie wissen, bei uns geht's gemüthlich zu, aber gerecht auch und gehetzt wird nicht, sonst — —"

„Ach was, ich denke nicht an's Hetzen und bin selber froh, daß ich bei Gandersberg u. Komp. stehe, aber wie im Himmel ist's halt nirgends, und dem einen giebt's der Herr im Schlafe, auch wenn er gar keinen Verstand hat, während ein anderer riesig viel Pech entwickelt, wenn er auch gerade so viel Verstand hat."

„Das letztere paßt nu allerdings auf Sie, Därmig," rief wieder der Setzer aus der Ecke. „Aber das erste paßt auf den Lauter nicht. Dumm ist er nicht, wenn er auch nicht den zehnten Theil so viel schwätzt, wie gewisse Leute. Außerdem glaube ich die ganze Geschichte von der Lebensrettung nicht. S'ist'n fauler Witz von Därmig; man hätte doch gewiß was gelesen davon im Stadtblatt oder geredet hätten die Leute in der ganzen Stadt davon. — Das kann doch nicht verborgen bleiben, bis drei Wochen nachher der Därmig dahinter kommt — Unsinn!"

Nun ging ein allgemeines Streiten los, ob die Geschichte wahr wäre oder nicht. Die meisten Setzer schlugen sich auf die Seite des Zweiflers, Därmig aber schwor Stein und Bein auf die Wahrheit seiner Mittheilung, wenn er auch nicht erklären konnte, woher das seltsame Dunkel gekommen, welches so lange über dem interessanten Vorfall gelegen.

Als Fritz Lauter wieder im Setzersaal erschien, wurde er von einem Meer von Fragen überschwemmt, aber er wies die Frager alle an Därmig, der ja bekanntlich allwissend sei, wie der Herrgott selber, und mußte schließlich von den über seine Unzugänglichkeit ernstlich ergrimmten Kollegen in Frieden gelassen werden.

„Laßt ihn laufen! Er ist verliebt bis über die Ohren! die Wassernixe hat ihm das Gedächtniß geraubt! S'ist übrigens auch ganz egal, unsertwegen soll er sich als Jungfernretter ein Patent geben lassen!"

So suchten sie sich über die höchst mangelhafte Befriedigung ihrer Neugier zu trösten, aber das Benehmen Fritz Lauters überzeugte sie noch mehr als alle Betheurungen Därmigs, das doch etwas an der Sache sein müsse.

Und, wie gesagt, es war nicht nur etwas daran, sondern es war auch ausnahmsweise einmal in der Hauptsache richtig, was

Därmig berichtet; ja, es wäre noch viel mehr zu erzählen gewesen, als Därmig sagte und wußte.

Wanda Alster war die liebste Jugendgespielin Fritz Lauters gewesen. In dem Hause, wo Herr August Alster seinen Kolonialwaarenhandel betrieben, hatte die Wiege Fritz Lauters gestanden. Sein Vater und Alster waren Freunde; der erstere bekleidete den Posten eines Obersteuereinnehmers und war als solcher ein Mann, dessen Freundschaft sich der Krämer Alster zur hohen Ehre angerechnet. Der Obersteuereinnehmer Lauter hatte jedoch nicht weniger als sechs lebendige Kinder und starb, als das jüngste, unser Fritz, zwölf Jahr alt war.

Ein kleines Vermögen, das die Mutter ins Haus gebracht, war in Hoffnung auf zukünftiges Glück zur Ausstattung der beiden ältesten Töchter verwendet worden. Der für die bescheidenen Bedürfnisse der Familie nicht unbeträchtliche Gehalt des Familienhauptes war auf Heller und Pfennig aufgegangen in dem Bemühen, den Kindern, den Söhnen wie den Töchtern, eine anständige Erziehung angedeihen und wenigstens einen von den Söhnen studiren zu lassen.

So blieb der Familie, als der Vater starb, nur die kleine Wittwenpension der Mutter, und die Zukunft der unerzogenen Kinder verhüllten die Schleier der Armuth. Fritz, der es bis zum Tode des Vaters bis zur Quinta des Gymnasiums gebracht hatte, konnte die Anstalt noch ein Jahr besuchen, weil er als Sohn eines Beamten an dem mit Vermächtnissen und Zuwendungen aller Art finanziell reich ausgestatteten Lehrinstitut Freischule genossen und sich durch Fleiß und treffliche Anlagen die wohlwollende Unterstützung seiner Lehrer verdient hatte.

Als er vierzehn Jahre alt geworden, blieb jedoch nichts anderes übrig, als ihn einen Beruf ergreifen zu lassen, der ihm bald Brot und Lohn zu gewähren versprach. Die Mutter hielt ihren Fritz mit schwerem Herzen dazu an, er stand als der jüngste ihrem Mutterherzen am nächsten, ihn hätte sie am liebsten auf die Bahn zu Ehr und Ansehen im Staat und in der Gesellschaft geleiten wollen. Fritz hätte Kaufmann werden können, aber Ansprüche auf eine höhere kaufmännische Karrière konnte der aus Quarta abgehende arme Junge nicht machen, und dereinst als Kommis in einer Kolonialwaarenhandlung, wie sie Herr Alster gehabt, in der Heringstonne herumzufischen, die häßlichsten Köchinnen „Mein schönes Kind" nennen und in die Backen kneifen zu müssen, das waren für den angehenden Studenten gar zu abstoßende Zukunftsaussichten gewesen.

Er wählte daher das Buchdruckergewerbe. Es galt damals noch vielseitig als ein in materieller Beziehung hoffnungsvolles und Fritz Lauter schien es geistig in so naher Berührung mit Wissenschaft und Schriftstellerei zu stehen, daß ihm der Eintritt in die Druckerei fast wie das Aufrücken in eine höhere Bildungsanstalt vorkam.

So war denn Fritz Buchdrucker geworden, hatte drei Jahre Schriftsetzer und dann noch eines Maschinenmeister gelernt und war dann als untadlicher Schweizerdegen wohlgemuth in die Welt hinausgezogen.

Der Blüthenstaub seiner schönsten Hoffnungen auf ein rasches und gedeihliches Fortschreiten in wissenschaftlicher Erkenntniß, vermittelt durch die die Druckerei passirenden Geistesschöpfungen, war freilich bald abgestreift worden. Die Druckerei war nicht groß, in der Fritz als Lehrling angenommen worden war; ein kleines Sonntagsblättchen, Erbauungsbücher, Rechnungs- und Briefköpfe, Etiquets und Plakate — das war so ziemlich alles, was dort gedruckt wurde. Dabei war wenig zu profitiren; aber Fritz hatte sich jugendmuthig auf seine Zukunft als Gehilfe getröstet, die ihn in die weite Welt hinaus und in die größten Druckereien von Berlin und Wien, von London und Paris führen sollte.

Und sie hatte ihn auch nach Stuttgart und Leipzig, nach Berlin und Wien wirklich geführt; aber nach Paris und London hatte das Geld niemals recht reichen wollen, und auch der Muth nicht; der der fremden Sprachen unkundige Schriftsetzer hätte in der That in den beiden europäischen Weltstädten einen schweren Stand gehabt und beinahe von neuem sein Gewerbe zu erlernen beginnen müssen.

Sehr tüchtig in seinem Berufe war Fritz Lauter bei seinem zweijährigen Umherschweifen in der Welt geworden, und diese seine durch vertrauenswerthe Empfehlung gewährleistete Tüchtigkeit und nicht ein unvernünftiges Glück, wie der Kollege Därmig meinte, war es auch gewesen, die ihm in der Universitätsdruckerei von Gandersberg u. Komp. rasch ein von vielen Kollegen beneidetes Unterkommen verschafft hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben der Erde.

Von **C. Fehleisen.**

Die irrige Vorstellung, als ob es eine sogenannte unbelebte, todte Natur gebe, ist immer noch weit verbreitet, und doch offenbart sich dem Blicke überall Veränderung und Bewegung, nirgends herrscht absolute Ruhe, überall ist Leben, — was wir Tod nennen, ist nur Zersetzung und Umwandlung zusammengesetzterer Verbindungen in einfachere. Ueberall zeigt es sich, daß die augenblickliche Erscheinungsweise der Erdoberfläche nur ein vergängliches Bild in dem Entwicklungs- oder Lebensprozesse unsres Planeten, nur eine momentane Gruppirung des ruhelos wandernden Stoffes ist, welcher nur scheinbar eine gewisse Stabilität besitzt. — Eine Hauptrolle in diesem „Leben" unsrer Erde, eines Organismus, der gleich den an seiner Oberfläche lebenden, geboren wurde, lebt und dereinst sterben wird — spielt das Wasser, dessen Bedeutung für den Erdkörper derjenigen des Blutes für unsern Körper zu vergleichen ist.

An der einen Stelle zerstörend und fortführend, an der andern absetzend und neubildend, das einemal in flüssigem, das andremal in festem Zustande, als Schnee oder Eis, bringt das Wasser im Laufe von Jahrmillionen die großartigen Wirkungen hervor, deren Ursachen unsre kindlichen Vorfahren natürlich nicht anders zu deuten wußten, als mit Zuhilfenahme überirdischer oder unterirdischer Mächte; sie glaubten aus großartigen Wirkungen auf großartige Kraftäußerungen schließen zu müssen und dachten nicht daran, in dem alles durchdringenden Wassertropfen das Element zu suchen, dessen stille, aber nimmer rastende Thätigkeit die Hauptursache der heutigen Oberflächengestaltung der Erde ist.

Die einschneidende Wirkung dieses geologischen Werkzeuges beruht auf seinem Streben, von der Höhe nach der Tiefe zu gelangen. Als Regentropfen auf den Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit gefallen, beginnt er sogleich mit Ueberwindung aller Hindernisse sich einen Weg nach dem tiefsten Punkte der Erdoberfläche, dem Meere, zu bahnen. Der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe des Wassers entspricht die Vielfältigkeit der Mittel, welche ihm zur Erfüllung derselben zu Gebote gestellt sind. Reicht seine mechanische Kraft zur Zertrümmerung und zur Transportirung der Gesteinsmassen, welche sich ihm in den Weg stellen, nicht aus, dann kommt ihm seine Fähigkeit zu Hilfe, gewisse Bestandtheile chemisch aufzulösen, zu zersetzen und auszulaugen und dadurch den Fels in seinem innersten Gefüge zu lockern, und sind beide vereint zur Bewältigung der Hindernisse zu schwach, so gesellt sich ihnen der Frost zu. Dann nimmt das Wasser seine feste Form an und dehnt sich bei dieser Gestaltsveränderung mit so unwiderstehlicher Gewalt aus, daß es, in Felsspalten eingeschlossen, die Gesteine zertrümmert.

Der Weg, welchen das Wasser einschlägt, um aus den Bergen in die Ebene, und von da zum Meere zu gelangen, ist ein doppelter; ein Theil sucht sich unterirdische Bahnen, ein anderer folgt der Oberfläche des Bodens. Die während eines Regens gefallenen Tropfen streben nach der nächsten Bodeneinsenkung; zum Rieselbach vereint, schneiden sie sich Wasserrisse ins Gestein; als Gebirgsbach stürzen sich die gesammelten Gewässer in vorhandene Spalten und wühlen sich tiefe Schluchten in die Felsen. Die Bäche vereinen sich zum Bergstrome, welcher die Schlucht zum Gebirgsthal erweitert, die Bergströme zu Flüssen, deren Bett sich zum Thale ausdehnt, aus welchem sie in die Niederung treten, um durch diese, indem sie andere Gewässer in sich aufnehmen, dem Meere als Strom zuzufließen. In das ursprünglich kompakte Gebirge schneiden sich die Wasser ganze Systeme von Wasserkanälen ein; Schluchten und Thäler unterbrechen jetzt in mannigfachster Gestaltung die früher gleichförmig ausgedehnten Abhänge, als deren Ueberbleibsel nur noch die Felsrücken und Grate stehen geblieben sind, welche die einzelnen Thäler trennen.

Außer der Bildung von Thälern und Schluchten ist dem Wasser aber noch eine andere, wichtigere Aufgabe geworden: soll das Meer durch Absätze fortwährend neue Schichten und durch Anschwemmungen neues Festland schaffen, so bedarf es eines Ersatzes der ihm durch vulkanische Hebung entzogenen Substanzen, — diese Zufuhr und Neuversorgung besorgen die fließenden Gewässer. Jeder Regenguß, jeder Gewitterschauer löst von den abschüssigen Bergabhängen Felsblöcke und führt sie dem Bache zu, der sie entweder direkt oder, nachdem sie der Frost in kleine Stücke gesprengt hat, mit sich fortschiebt. Durch gegenseitige Reibung runden sich die Fragmente ab und verlieren zugleich immer mehr an Größe, bis sie, am Fuße der Gebirge angekommen, zu Kies, Sand und zum Theil zu den feinen Schlammtheilchen zermalmt worden sind, welche die Trübung der Flüsse bewirken. Infolge der allgemeinen Verbreitung des Regens und der Bildung von fließenden Wassern ist der größte Theil der Oberfläche des Festlandes in einer Bewegung nach dem Meere begriffen, in welchem sich die eingeschwemmten Substanzen zu feinem Schlamme niederschlagen, um allmälich zu Gestein zu erhärten und im Laufe der Zeiträume von neuem über den Spiegel des Meeres, zum Theil zu hohen Gebirgen gehoben zu werden. Das Material, aus welchem die Erdkruste aufgebaut ist, befindet sich somit in einem beständigen Kreislaufe, den ihm die Bahn des Wassers vorschreibt, welches, im Meere angelangt, in Dunstform zum Gebirge zurückkehrt, um dort seine Wanderung wieder und wieder anzutreten. Wie schon erwähnt schlägt ein Theil des Wassers einen andern Weg ein. Durch feine Spalten, durch Poren des Gesteins dringt er in das Innere der Gebirge, um an deren Fuße oder in der Ebene als Quelle wieder an das Tageslicht zu treten. Auch auf dieser seiner unterirdischen Bahn liegt das Wasser erfolgreich seiner Aufgabe der Zerstörung ob und versieht sich zu diesem Zwecke mit einer neuen Waffe, indem es begierig die Kohlensäure, mit



Ein jüdischer Händler a



der Wartburg. (Seite 12.)

Gesteine, — selbst die dichteste Felsart kann ihm den Zutritt nicht wehren, dann beginnt es den Prozeß der Auflösung und Zersetzung, welchem im Laufe der Zeit fast alle Mineralsubstanzen unterliegen.

Beladen mit fremdartigen Stoffen, setzt das Wasser seinen Weg fort, um frischen Kräften, nämlich neu eindringenden Gewässern, Platz zu machen, welche das begonnene Werk aufnehmen. Vor der andauernden Thätigkeit der mikroskopisch kleinen Wassertröpfchen verschwinden ausgedehnte Gesteinsmassen, an ihrer Stelle entstehen unterirdische Hohlräume, an deren Erweiterung die Wasser so lange arbeiten, bis ihre Decke die auf ihnen ruhende Last nicht mehr zu tragen vermag. Dann bricht die Höhle in sich zusammen, Stöße erschüttern die Erdoberfläche, der Boden wird von Spalten durchsetzt und beginnt sich unter erdbebenartigen Erscheinungen zu senken.

Die Mineralwasser selbst sammeln sich in der Tiefe an und brechen aus unterirdischen Reservoirs als Quellen hervor. Dann ist ein Theil ihrer Aufgabe gelöst, sie haben den Gebirgen eine bedeutende Menge ihres Materials entzogen und in ihrem Innern ebenso zerstörend gewirkt, wie die Bäche und Ströme an deren Oberfläche. Ihre chemische Thätigkeit erlischt, sobald sie mit atmosphärischer Luft in Berührung kommen, dann entweicht ein Theil der Kohlensäure, die entführten Substanzen scheiden sich aus und lagern sich am Fuße der Gebirge oder an der Quellenmündung, fern von ihrer ursprünglichen Heimath, ab, wo sie der zerstörenden Einwirkung der fließenden Tagewasser verfallen und als Schlamm, Sand und Kies dem Meere zugeführt werden. Die Gebirgsquellen entledigen sich jedoch ihrer mineralischen Last bei ihrem Austritte an die Oberfläche nicht vollständig,

der es in Berührung kommt, aufsaugt. So ausgerüstet, entfaltet das Wasser im Verborgenen eine Thätigkeit, für deren Großartigkeit uns jeder Maßstab fehlt, es verwandelt das Erdinnere in eine Werkstatt, aus welcher die wichtigsten geologischen Erscheinungen hervorgehen. Zuerst drängt es sich in die Poren der

eine geringe Menge der aufgelösten Stoffe, namentlich kohlensaurer Kalk, bleibt gelöst und wird dem gemeinsamen Ziel aller Gewässer zugeführt. Da dies in tausenden von Strömen geschieht, so müßte der Ozean binnen kurzem zu einer gesättigten Lösung von doppeltkohlensaurem Kalke werden. Dies zu verhindern, wirken millionen von Meeresbewohnern, deren Lebensaufgabe es ist, den kohlensauren Kalk, welcher aus dem Innern der Kontinente, vielleicht von den höchsten Berggipfeln stammt, wieder dem Wasser zu entziehen, als feste Substanz auszuscheiden und als Material für Gesteinsbildungen aufzuspeichern. Diese im Haushalte der Natur so wichtige Pflicht liegt namentlich den Mollusken und Korallenthieren ob. Die Austernbänke der atlantischen Küste sind aus Kalk aufgebaut, welcher zum großen Theile aus den Alpen und andern Hochgebirgen stammen mag; die Korallenriffe des stillen Ozeans mögen ihr Material zum Theil den Cordilleren verdanken; auf der andern Seite sind diese Gebirge zum Theil wiederum nichts anderes, als über den Meeresspiegel gehobene Bauten von Seethieren, — kurz, diese wie jene repräsentiren nur Stadien in dem Kreislaufe des Stoffes.

So wenig wie eine vollkommene Undurchdringlichkeit, existirt eine vollkommene Unzersetzbarkeit und Unauflöslichkeit irgend eines Gesteines durch Wasser. Die sogenannten „Pseudomorphosen“, d. h. Minerale in der ihnen nicht zukommenden Krystallform anderer Minerale, sind Umwandlungsprodukte ursprünglicher Gesteinskörper, wobei diese bald gewisse Bestandtheile verloren, bald solche neu aufgenommen haben, oder wobei ein Austausch einzelner Bestandtheile, oder endlich eine vollständige Verdrängung der einen Substanz durch eine andere stattgefunden hat. Ihr Studium hat zu den wichtigsten Resultaten bezüglich der Umwandlungsprozesse im Mineralreich geführt, hat namentlich die Löslichkeit vieler Gesteinselemente dargethan, die für den Chemiker gewöhnlich als unlöslich galten. Für letzteres sprechen namentlich diejenigen Pseudomorphosen, bei welchen das Umwandlungsprodukt keinerlei chemische Beziehung mehr zu dem ursprünglichen Minerale besitzt. Hierher gehören die Pseudomorphosen von Brauneisenstein nach Quarz, von Zinnstein nach Feldspath, Schwefelkies nach Quarz und Rothgültigerz, Quarz nach Flußspath u. s. w. In hohem Maße kommt dem Wasser bei diesen Umwandlungen sein Gehalt an Kohlensäure zu statten und die Erfahrung lehrt, daß außer Gold und Platin kaum irgend ein in kohlensäurehaltigem Wasser absolut unlösliches oder unzersetzbares Mineral existirt, daß namentlich alle die Mineralien, welche einen wesentlichen Antheil an dem Aufbau der Erdrinde nehmen, dem zersetzenden und lösenden Einfluß der Sickerwasser nicht widerstehen können.

Ueberall tritt die Tendenz des Wassers hervor, dem Gebirgsinnern Material zu entziehen, indem es entweder die Gesteinselemente direkt löst oder nach Zersetzung unlöslicher Verbindungen wenigstens einen Theil derselben entführt. Viele Mineralsubstanzen wie: Steinsalz, Kalkstein, löst es direkt, andere wandelt es vorher in lösliche um (Schwefelkies in Eisenvitriol, Kupferkies in Kupfer und Eisenvitriol, Anchydrit in Gyps), um sie dann zu entführen, noch andere zersetzt es mittels seines Kohlensäuregehaltes und bemächtigt sich aller dann löslichen Elemente: der Alkalien, des Kalkes, des Eisenoxydules und eines Theiles der Kieselsäure der Feldspathe, so daß wenigstens eine theilweise Entführung des ursprünglichen Gesteines stattfindet. Noch mannigfaltiger ist der zersetzende und lösende Einfluß der durch solche Prozesse entstehenden Lösungen. So wird das anscheinend allen Zersetzungen widerstehende Thonerdesilikat nicht nur in geringen Mengen von kieselsauren Alkalien gelöst, sondern auch von schwefelsaurem Kalke und Chlorcalcium zersetzt, während Kalksilikat außer durch kohlensäurehaltige Wasser durch kohlensaure Alkalien, und Flußspath ebenfalls durch letztere in die leicht löslichen Fluoralkalien und kohlensauren Kalk umgewandelt werden.

Wenn die durch Auslaugung des Gebirgsinnern entstandenen Mineralsolutionen mit atmosphärischer Luft in Berührung kommen, verdunstet ein Theil des Wassers oder der Kohlensäure und die aufgelösten Substanzen scheiden sich größtentheils aus. Zu diesem Vorgange bietet sich in Spalten, Höhlen und Drusenräumen innerhalb der Erdrinde und auf der Erdoberfläche selbst vielfach Gelegenheit.

Durch allmäliche Ausfüllung der Spalten entstehen Mineralgänge; diese führen entweder nur Kalkspath, Quarz, Schwerspath oder Flußspath, oder aber neben diesen, ja selbst ausschließlich Erze, von welchen die des Eisens, Bleies, Kupfers und Silbers die gewöhnlichsten sind. Das Auftreten von Erzen in Gangspalten ist dadurch bedingt, daß lösliche Metallsalze durch Gewässer in jene geführt und darin, falls sie mit gewissen andern Substanzen zusammentreffen, als schwerlösliche Schwefelmetalle oder Metalloxyde abgeschieden werden. Die Silicate, d. h. die Verbindungen der Kieselsäure mit Zink, Kupfer, Nickel und Silber sind in reinem, kieselsaures Blei in kohlensäurehaltigem Wasser löslich; kommen also diese Silicate in den Gebirgsgesteinen vor, so können sie durch Gewässer in Gangspalten geführt werden. Das so häufige Vorkommen von Schwefelmetallen beruht auf der so häufig und beinahe überall vorhandenen Möglichkeit des Zutrittes Schwefelwasserstoff haltiger Gewässer, welche ihren Gehalt an dieser Schwefelverbindung meist der Zersetzung schwefelsaurer Salze durch faulende organische Substanzen verdanken.

Wie auf Spalten können die mit Mineralsubstanzen beladenen Gewässer auf Höhlen treffen und hier einen Theil ihrer Last absetzen. Am häufigsten ist dies der Fall mit Lösungen von doppeltkohlensaurem Kalke, aus welchen sich bei der Verdunstung des Wassers oder nach Verdrängung eines Theils der Kohlensäure durch atmosphärische Luft einfach kohlensaurer Kalk ausscheidet. An Punkten, aus denen die Wassertropfen so langsam fallen, daß sie an der Höhlendecke hängen bleiben, bis sich ein Theil des Kalkes ausscheidet, entstehen eiszapfenartige Gebilde von Kalksinter, die Stalaktiten. An den Punkten, wo die fallenden Tropfen aufschlagen, findet der Absatz des Restes von Kalk statt, der zur Bildung von Stalagmiten Veranlassung gibt, welche in die Höhe, den Stalaktiten entgegen wachsen, bis sie sich zuweilen mit diesen vereinen und ganze Säulen bilden. Solche Tropfsteinhöhlen sind in Kalksteingebirgen außerordentlich häufig. Seltener sind die Fälle, wo in Höhlen Schwefelmetalle zur Ablagerung gelangen; die großartigsten hierher gehörigen Vorkommnisse sind die Bleiglanz-, Schwefelkies- und Zinkblendenabsätze in den Höhlen der Bleiregion am oberen Mississippi, an deren Wandungen sie nicht nur als fußdicke Krusten auftreten, sondern auch in liniendicken Lagen mit Kalksinter abwechselnd die regelmäßigsten Stalaktiten bilden, welche dann auf dem Querbruche lauter konzentrische Ringe jener Erze und zwischen diesen solche von Kalksinter zeigen. Ebenfalls seltene Erscheinungen sind die von kristallisirten Mineralabsätzen und zwar hauptsächlich von Bergkristall ausgekleideten Höhlen im Granite, die sogenannten Kristallkeller. Sie finden sich z. B. im Granite der Alpen; besonders berühmt sind die Kristallhöhlen des Zinkenstockes im Berner Oberlande und jene des Viescher Thales und von Naters in Oberwallis, welch' letztere Quarzkristalle von mehr als einem Meter Durchmesser geliefert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung.

Literarhistorische Skizze von **M. Wittig.**

Frühzeitig, entweder kurz nach oder vielleicht fast zugleich mit der Sprache, entsprang die Poesie. Ist nicht jedes Wort, jeder Gegenstandsname im Grunde genommen ein anschauliches dichterisches Bild? Besonders gehobene Stimmungen brachten den Spieltrieb, wie Schiller jene ästhetisch gestaltende Kraft des Menschengeistes nannte, in Bewegung und es entstand — das Lied, das Lied in Wort und Weise. Denn allem Anscheine nach ist die älteste Poesie der Völker allemal zugleich Gesang gewesen. Das Kind, welches sich einen Spaß macht und mit einem Gegenstand auf den Tisch schlägt, wird gar bald in den Tönen einen gewissen Rhythmus hören, weiter hören wollen und wiederholt hervorbringen: das ist die erste Regung des musikalischen Gefühls, das ist der Anfang der Musik.

Aber nicht nur die augenblicklichen Empfindungen des Einzellebens spricht das Lied aus und hält sich somit in dem engen Rahmen der speziell sogenannt lyrischen Dichtung, gar bald mischen sich epische, erzählende Züge ein. Der Sänger spricht nicht mehr nur in erster Person zu einer zweiten, etwa der Ge-

liebten, gewandt, sondern es werden Handlungen und Ereignisse aus dem Leben Dritter berichtet. Da entstehen die Götter- und Heldenlieder und aus dieser Dichtungsgattung, so weit die Sache verfolgbar, ist bei allen Völkern — die Geschichtsschreibung entkeimt und erwachsen. Hier ist das enge Verhältniß zwischen Poesie und Leben, die enge gegenseitige Beziehung zwischen Dichten und Geschehen ganz klar. Die ältesten erhaltenen Heldensagen aller Völker, auch bei uns Deutschen, enthalten geschichtliche Erinnerungen in Hülle und Fülle, aus denen sich auf Verhältnisse und Zustände altersgrauer Vorzeit werthvolle Schlüsse ziehen, oft auch einzelne geschichtliche Thatsachen feststellen, bedeutende Persönlichkeiten in ihrem Charakter und in ihren Thaten erkennen lassen, der Mit- und Nachwelt zu rühmlicher Nachahmung oder als warnende Beispiele.

Auch unser deutsches Alterthum, von dem also wir hier besonders reden wollen, nahm seine poetischen Stoffe nicht nur aus dem Schatze der frei erfundenen oder aus sinniger Naturbetrachtung erwachsenen Göttersage, sondern, wie beim einfachen lyrischen Lied, gab der volle gegenwärtige Zustand eines Volksstammes, seine Gesammtstimmung, den Anlaß zu lyrisch-epischen Gesängen, an Personen und Ereignisse der allerjüngsten Vergangenheit knüpfte die dichterische Schöpfung an, aus dem großen vollen Leben ihrer Gegenwart nahm diese ihre Stoffe. Poesie und politische Geschichte des Volkes traten in innige Wechselbeziehungen, sei es nun, daß dem Hörer das Vergangene nur zum Genuß vorgeführt ward, sei es, daß in ihm eine gewünschte Stimmung absichtlich und künstlich hervorgerufen oder gesteigert werden sollte, welche gegebenen Falls sich wieder in eine That umsetzen konnte. So schrieb der griechische Tragödiendichter Aeschylos seine „Perser“, anknüpfend an den Sieg der Hellenen über jenen asiatischen Barbarendespoten, so sang Tyrtäus den gegen die Messenier zu Felde ziehenden Spartanern seine muthentflammenden Marsch- und Schlachtlieder, so benutzte der weise Solon sein Dichtertalent, um unter dem Deckmantel erheuchelten Wahnsinns die in träger Ruhe sich verliegenden Athener durch seine Ode über die Insel Salamis vorwärts zu treiben auf dem Wege, der sie später an die Spitze von ganz Griechenland führen sollte. Die Geschichte aller Literaturen gibt zahlreiche Beispiele, wie die Poesie den politischen Ereignissen vorausgeht, gleichwie nach der hebräischen Sage, der Herr in einer Feuersäule vor dem Volke Israel auf seinem kriegerischen Zuge einher wandelte.

Lieder und Thaten der Völker gehen bald gleichzeitig nebeneinander her, bald rufen die einen die anderen hervor, bald sind die einen den anderen gefolgt. Diese geschichtlichen oder politischen Lieder, welche wir speziell betrachten wollen, entstehen innerhalb des Laufes der Ereignisse, gewissermaßen selbst ein Stück Geschichte, sie sind selbst eine Seite des lebendigen Treibens, welches sich in ihnen abspiegelt.

Sagen wir es kurz und gut, was diese politischen oder geschichtlichen Lieder sind und bedeuten: sie entsprechen vollkommen unserer heutigen Presse im Wesen, in Aufgaben und Zielen. Für die große Oeffentlichkeit gedichtet und gesungen, sollen sie auf die Menge, oder wie es gelehrter heißt, auf das Publikum einwirken. Zunächst schaffen sie diesem Kenntniß von wichtigen Ereignissen und Thaten, dann bezwecken sie die Erregung von freundlicher Theilnahme für glückliche Ereignisse, für geachtete und schätzenswerthe Personen, oder von Mitleid mit schweren Unglücksschlägen, sowie von Entrüstung und Mißbilligung gegen verwerfliche Charaktere und gemeinfährliche Menschen. Ist ja das ganze Zeitungswesen unserer Tage, welches ganz genau dieselben Funktionen hat, auch aus diesen poetischen Kundgebungen der öffentlichen Meinung entstanden, die uns in der Zeit des Druckes als „fliegende Blätter“, als „Newe Zittungen“ (Neue Zeitungen) entgegentreten!

Die Dichtung als der Mund der öffentlichen Meinung wird uns am klarsten, wenn wir die politischen Volkslieder betrachten, bei denen gar oft ein Verfasser nicht feststellbar ist, die vielleicht oft das Resultat gemeinsamen Dichtens, von „Kollektivarbeit“, sind und dann folgerichtig die allgemein herrschenden Anschauungen am wahrsten zum Ausdruck bringen. Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, mit historischer Genauigkeit eine vollständige Geschichte des politischen Liedes der Deutschen zu geben: wir wollen nur die wichtigsten Erscheinungen dieses Gebietes ausheben und an ihnen die Bedeutsamkeit dieser Kunstschöpfungen für das wirkliche Leben des Volkes aufzeigen.

Was die ältesten, der Forschung zugänglichen Zeiten der deutschen Geschichte anlangt, so gilt es zunächst einen Irrthum zu berichtigen, der, lange Jahre geglaubt, vielleicht heute noch hier und da lebendig ist. Es ist nämlich festzustellen, daß man mit Unrecht im vorigen Jahrhundert, als man für deutsches Alterthum liebevollen Antheil und warmes Interesse an den Tag zu legen begann, seitens Klopstocks und der politisch gesinnungsverwandten Männer, von einer Sängerkaste der Barden geredet und gesungen hat, die man als Parallelen zu den nordischen Skalden anzunehmen sich berechtigt glaubte, ja sogar in deren muthmaßlicher Art und Weise dichtete. Die sogenannten Bardieten, Bardenlieder, sind jedoch ein Hirngespinnst, welchem jede historische Beglaubigung fehlt. Wort und Sache hat man in dem Wort Barritus in des Tacitus Germania erkennen wollen, in einem Buche, in welchem der Römer Wohnort, Eigenschaften, Sitten und Gebräuche des naturwüchsigen Volkes der Deutschen schilderte und mit dieser ethnographischen Skizze eines gesunden kräftigen Menschenschlages nach Art Rousseaus den naiven Naturmenschen als Gegensatz und Vorbild für seine an Hyperkultur leidenden Landsleute aufstellte. Daraus aber, und aus wenigen weiteren kurzen Notizen eine altdeutsche Sängerkaste zu konstruiren, war sicher eine irrige Uebertreibung.

Jedenfalls aber kann diesen Gesängen, von welchem Tacitus berichtet und die bei Beginn der Schlachten von den Germanen gesungen zu werden pflegten, ihr hochpolitischer Charakter nicht abgesprochen werden; hier trat die Poesie aus der Sphäre der bloßen Empfindung heraus und begeisterte die Singenden selbst zu höchster politischer Kraftbethätigung, zur Erhebung des bewehrten Armes im blutigen Kampfe der Feldschlacht.

Ueber Form und Inhalt dieser Lieder ist freilich nichts weiter bekannt, als daß in ihnen die heidnischen Gottheiten und Stammeshelden unserer Altvorderen gefeiert wurden. Tacitus sagt hierüber: sie feierten den Tuisco und Mannus in Liedern, welche bei ihnen die einzige Art geschichtlicher Ueberlieferungen sind.

Anders ward es, als das Christenthum, die Religion der Liebe, den streitlustigen, schwertgewandten Germanen durch List und Intrigue, oder auch mit Feuer und Schwert gepredigt und aufgedrungen wurde. Das Verkünden des Reiches, welches nicht von dieser Welt ist, dämpfte einigermaßen die urgermanische Streit- und Thatenlust, zugleich aber auch Thatkraft, und trug nicht wenig dazu bei, die Einzelnen zu nöthigen, sich in ihr Inneres zurückzuziehen und ihnen das Bewußtsein ihrer Rechte und Pflichten in der freien Gemeinde vergessen zu machen, wenigstens so weit selbständiges politisches Handeln in Betracht kam. Diese ganze Tendenz war natürlich eine dem alten politischen Liede feindliche, welche sich von Anfang an in Verfolgung und Unterdrückung desselben seitens der Geistlichkeit bethätigte und unter Ludwig dem „Frommen“ sich auch den „weltlichen“ Arm zu dieser Art „Kulturkampf“ dienstbar machte, wie zahlreiche Capitularien und allerlei Verordnungen beweisen. Ganz entbehren konnte man das Lied seines zum Theil ja auch gottesdienstlichen Charakters wegen freilich nicht; ja, auch seine politische Verwendbarkeit leuchtete den Herren vom Räucherfaß und der Tonsur ein und im gegebenen Falle bedienten sie sich dieses gewaltigen Hilfsmittels zur Begeisterung der Massen, um ihre Sonderzwecke zu erreichen, recht gern.

In der folgenden Epoche tritt uns auch der Klerus als Hauptträger der Dichtung entgegen, die in der ganzen Hauptsache freilich, soweit sie erhalten ist, dürr und öde genug aussieht und im wesentlichen nur Taufformeln und Abschwörungen des heidnischen Aberglaubens, Gebete, Predigten, Glaubensbekenntnisse und dergleichen aufweist. Allerdings war der Volksgesang nicht ganz auszurotten, ja die Kleriker selbst dichteten und sangen weltliche, sogar Liebeslieder, aber die schriftliche Ueberlieferung war schon leichter zu unterdrücken seitens der geistlichen Gensdarmerie. Auch in der weltlich-politischen Poesie trieb der kirchliche Zug der Zeit sein Spiel. So heißt es im Ludwigslied, welches den Sieg des austrasischen Königs Ludwig III. über die heidnischen Normannen in der Schlacht bei Soucourt (881) feiert, der König habe die Schlachtfahne erhoben, Schild und Speer genommen und weiter heißt es:

> Ther kuninc reit kuono
> sanc lioth frono
> ioh alla saman sungon
> kyrie eleison!

(Der König ritt kühn voran, sang ein heiliges Lied und alle zusammen sangen: Kyrie eleison, d. i. Herr erbarme dich!).

In diesem Kyrie eleison haben wir ein griechisches Anhängsel

des römischen Kirchenthums, welches sehr häufig den Kehrreim, den Refrain von Liedern bildet.

Von geringerer politischer Bedeutung, höchstens als (allerdings vorsichtig zu benutzende) Quellen kommen die Gedichte zeitgeschichtlichen Inhalts in Betracht, in welchen Kleriker die Thaten der Könige und Kaiser meist in lateinischen Versen zusammenschrieben und natürlich nur Gutes berichteten, da ihnen das „Spotten" ausdrücklich verboten war, daher gehören der Lobgesang der Gandersheimer Nonne Hroswitha auf Otto I., das ebenso wie das genannte lateinisch geschriebene Loblied auf die drei Ottonen, das Lied Wipgus, des Kaplans Heinrich III., das sich ausdrücklich einen Panegyrikus*) auf diese Kaiser nennt, und andere mehr. Ferner das vielberühmte Annolied, jener Lobgesang auf den Erzbischof von Köln, den heiligen Anno, welches Martin Opitz (1597—1639) entdeckte und zuerst drucken ließ. Inhaltlich entspricht das seinem Titel nur wenig, da es zum größten Theil eine poetische Weltgeschichte von heidnischen und christlichen Königen und ihren Abenteuern ist. Auch die Kaiserchronik zählt zu dieser Gattung; sie berichtet ganz konfus über römische Kaiser von Cäsar bis auf Konrad III., wobei darauf hingewiesen sei, daß die ganze deutsche Kaiserherrlichkeit ja eine Fortsetzung des römischen Imperatorenthums sein sollte.

Eine neue Wendung trat ein, als das ausgebildete Ritterthum den Poesiebetrieb dem Klerus abnahm. In dieser wie in der folgenden Zeit hat natürlich die Ader des Volksgesanges, obgleich mannichfach beschränkt und unterbunden, kräftig fortpulsirt, nur fehlen uns hier Denkmäler, da diese Lieder ja lebendig von Mund zu Mund sich fortpflanzten und nicht in den geschriebenen Buchstaben eingekapselt auf dem Papier oder Pergament.

*) Eben so viel wie „Lobgesang".

Das Ritterthum durch das Lehnswesen mit den deutschen Königen eng verbunden, erlebte eine reiche politische Geschichte thätig mit und an Stoffen war kein Mangel. Außerdem sah sich nach den starren Gesetzen der Logik der Thatsachen die Kirche, die eine Macht geworden war, auch genöthigt, „von dieser Welt zu werden." Die Ritter wurden in den jetzt beginnenden Kampf der zwei Schwerter, der römischen Kirche und des deutschen Königthums, hereingezogen, sie wurden in der Welt umhergeworfen in diesem Drängen und Treiben politischer Kraftbethätigung. Als höchste Blüthe der neuen Erscheinungen dieses Zeitraumes brauchen wir nur die Kreuzzüge zu nennen, welche den Deutschen den Orient verschlossen, dieses Amerika des Mittelalters, wie man ihn treffend genannt hat. Aber nicht großartige geschichtlich politische Lieder sind es, die uns hier entgegentönen und hauptsächlich den Glanz jener Dichtungsepoche ausmachen; außer den Kreuzliedern und gegen oder für Kaiser und hohe Reichsfürsten gesungenen Liedern war es die Minnepoesie*), in der diese Haudegennaturen schwelgten und ausruhten von den Anstrengungen beschwerlicher Feldzüge und blutiger Schlachten. Der wacker dreinschlagende Michel sang schon damals in dem Tone: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,„ und dem, der thatenfreudige politische Lieder fordert, kann wohl ein hartes Wort wie „Schmachtlappen" dem Gehege der Zähne entfahren, wenn er sieht, wie die sentimentalen Minnethoren vor ihren Damen seufzen und winseln, wenn er etwa gar liest, wie der Typus dieses Süßholzrasplerthums, Ulrich von Lichtenstein — das gebrauchte Waschwasser seiner Herzdame mit Entzücken hinuntersäuft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Minne = Liebe.

Hamburg.

Von **W. Blos.**

Wer es je gesehen, das stolze Hamburg mit seinen hochragenden Thürmen und mit dem unendlichen Mastenwald seines Hafens, mit seinen ungeheuren Waarenmassen und seinem Weltverkehr, mit seinen mittelalterlich verworrenen Straßen und seinen sich kreuzenden Kanälen, mit seinen finsteren Massenquartieren und seinen aristokratisch-eleganten Vororten, der wird sich dem Eindruck des Großartigen und Gewaltigen nicht verschließen können. In der That, hier athmet man so zu sagen Weltluft; man sieht, daß eine der riesigen Hauptadern des Weltverkehrs bloßgelegt ist und man fühlt deren Pulsschlag. Die Reichthümer aller Zonen begegnen hier dem erstaunten Blick und die Eigenthümlichkeiten aller Völker kommen zur Geltung. Der Verkehr, die Ankunft und Abfahrt der Seeschiffe würfeln täglich die Produkte und die Menschen der alten und neuen Welt durcheinander. Von dieser großartigen Stadt hört man rühmen, daß ihr Handel fast eben so umfangreich sei, wie der von ganz Spanien, und der Schäker Heinrich Heine war von ihrer Großartigkeit so sehr eingenommen, daß er sich Hammonia nur als „hochbusiges Frauenzimmer" vorzustellen vermochte, deren Gliedmaßen er mit dorischen Säulen verglich.

Der alte Bund der meerbeherrschenden Hansa, dessen festesten Eckstein die stolze Hammonia einst bildete — wie lange schon ist er in Trümmer gefallen! Es ist lange Zeit vergangen, seitdem seine Heere und seine Flotten die nordischen Könige vor sich herscheuchten. Die mächtigen Städte an Nord- und Ostsee, deren Ruf einst durch die Welt drang und deren demokratische Bürgerschaft einst den gefährlichen Kampf gegen das gefährliche mittelalterliche Raubritterthum furchtlos aufnahm — was sind sie geworden? Das einst so hochberühmte Lübeck ist heute ein Handelsplatz dritten, das alte Bremen einer zweiten Ranges und Stralsund, Wismar, Rostock sind zu Provinzialstädten geworden, die man durchaus nicht in den ersten Rang derselben einreiht. Nur Hamburg ist nicht rückwärts gegangen, sondern zu größerer Blüthe und Machtfülle aufgestiegen, als es früher je aufzuweisen hatte. Mit der ganzen Zeitentwickelung hat Hamburg immer Schritt halten können — durch sein Glück.

Glück hatte Hamburg gegenüber seiner Nebenbuhlerin, der Stadt Bardavieck, die südlich von Hamburg — heute an der Uelzener Bahn — liegt. Bardavieck ist heute ein Ort von 1600 Einwohnern ohne alle Bedeutung. Der öde Flecken am Rande der Lüneburger Haide läßt den Beschauer nichts von entschwundener Größe ahnen und nur der große alte Kirchthurm mit seinem „bemoosten Haupt" erscheint als ein stummer Zeuge vergangener Macht. Es ist auch lange her, seit Bardavieck's Größe und Reichtum im Blut und in den Flammen des Krieges unterging. Bardavieck soll die älteste Stadt Norddeutschlands sein und erfreute sich der besonderen Gunst Karls des „Großen", der ihr einen Bischofssitz zuwies und dadurch die Grundlage seiner Bedeutung schuf. Er machte aus ihr den Hauptplatz für den Handel und Verkehr mit den skandinavischen Ländern und Bardavieck ward eine gar blühende und kriegsgewaltige Stadt. Sie beherrschte den Norden. Aber ihr Stolz brachte ihr Verderben. Als Heinrich der Löwe, der wilde Braunschweiger, den Friedrich „Barbarossa" in die Reichsacht erklärt hatte, vor Bardavieck Einlaß verlangte, schlug man ihm die Thore vor der Nase zu und verhöhnte ihn von den Wällen herab. Furchtbar entbrannte des Braunschweigers Zorn und er schwor, die Stadt zu zerstören. Die trotzigen Bürger von Bardavieck vertheidigten todesmuthig die Zinnen ihrer Veste. Aber der wilde Braunschweiger nahm sie 1189 mit Sturm und seine Schaaren hausten darin mit Mord und Brand. Die Stadt wurde bis auf den Dom zerstört, wo heute noch die Inschrift „vestigia leonis" von dem furchtbaren Wüthen des Braunschweiger „Löwen" zeugt. Bardavieck konnte nie wieder zur Bedeutung gelangen.

Zu Hamburg steht heute noch ein alterthümliches Gebäude, das Zippelhaus genannt, in welchem die geflüchteten Bardaviecker Bürger aufgenommen worden sein sollen. In jenem Hause fanden die Bardaviecker, wenn sie nach Hamburg zum Markte kamen, von Alters her unentgeltlich Unterkunft. Diese Gastfreundschaft kam den Hamburgern nicht zu theuer zu stehen, denn nachdem Bardavieck der furchtbaren Rache Heinrichs erlegen, ging sein Handel und seine ganze Bedeutung überhaupt auf Hamburg über, das rasch aufzublühen begann und bald unter den Städten des Nordens der mächtigsten und berühmtesten eine war. Seine Schiffe beherrschten die nordischen Meere und waren gefürchtet weit umher, was alles vielleicht nicht gekommen wäre, wenn nicht der Zorn des Braunschweiger Löwen die Nebenbuhlerin am Saum der Lüneburger Haide dem Erdboden gleich gemacht

hätte. Von der Brandstätte, wo ehemals Bardavieck sich ausdehnte, schafften die Hamburger die soliden Quadersteine herbei, die vordem als Grundlage zu Thurm und Wall gedient hatten. Sie erbauten aus diesen Quadern feste Hafen- und Ringmauern, innerhalb deren sich nun das großartige Gemeinwesen entwickelte, das bald über die Ringmauer und Gräben hinaus wuchs.

Von all den mittelalterlichen Befestigungsbauten, welche die stete Kriegsbereitschaft einer Hansestadt nothwendig machte, ist heute allerdings wenig mehr zu sehen. Naht man auf einem Elbdampfer oder in sausendem Zug über die Elbbrücke vom benachbarten Harburg herüber, so sieht man völlig eine moderne Stadt vor sich liegen. Hochragende Thürme — es sind die höchsten in Europa darunter — und bald weit ausgedehnte, bald eng zusammengedrängte Häusermassen werden dich weniger interessiren, als der Hafen mit seinem dichten Wald von Masten.

Ist man auf dem Dampfboot gekommen, so steigt man im Hafen an der Landungsbrücke aus, das gegenüberliegende Ufer gehört zu der Insel Steinwärder, die eine Seite des Hafens bildet. Sie ist mit vielen Fabriken bedeckt und kleine Böte führen die Arbeiter hinüber und herüber. Dort steht auch das Etablissement der Gebrüder Ohlendorff, welche hier eine Guanofabrik und in Berlin die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ besitzen.

Weit über den Hafen empor ragt der „Stintfang“, eine mit Bäumen schön besetzte Anhöhe, von welcher die Mündungen dreier riesiger Geschütze auf den Hafenpassagier herabgähnen. Ist hier Belagerungszustand? — Doch nein, die Geschützkolosse stammen augenscheinlich aus dem vorigen Jahrhundert und machen viel Lärm, aber wenig Schaden. Bei Gefahr infolge steigenden Wassers feuert man sie ab, um ein Warnungssignal zu geben.

Vom „Stintfang“ herab blickt man auf das bunte und wechselnde Leben am Hafen. Vor demselben etwas nach rechts hin liegen die riesigen Dampfer, die den Verkehr mit Amerika vermitteln und von denen einige schon in 11—13 Tagen von Hamburg nach New-York gefahren sind. Sie haben alle eine gute Lunge, d. h. ihre Maschinen sind kolossal und wenn solch ein Ungethüm sich vorwärts bewegt, pustet und schnaubt es wie ein Leviathan. Armselig sehen dagegen die Segelschiffe aus, die sich schwer und unbehilflich bewegen. Sie liegen zu hunderten da vor den verschiedenen Quais, tragen Namen aus allen Sprachen und sind mit Wimpeln und Flaggen aller seefahrenden Nationen behängt.

Am Hafen wird immer gearbeitet; ein geschäftiges Menschengewühl, summend und brausend wie ein Bienenschwarm. Da ist soeben ein Schiff mit englischen Kohlen angekommen und sofort wird es von den „Kohlenjumpers“, den Kohlen-Ausladern, die in Böten angefahren kommen, zu dutzenden erklettert. Die Kohlen werden in die Böte herabgeschafft und ans Land gebracht, was mit großer Geschwindigkeit vor sich geht. Diese „Kohlenjumper“ genannten Arbeiter halten sehr fest zusammen und pflegten früher sämmtlich die Arbeit einzustellen, sobald einer nur um einen Groschen billiger arbeitete, als die mit den Kohlenhändlern vereinbarten Lohnsätze betrugen. Die schlechte Geschäftszeit wird diese Disziplin gelockert haben.

Weiterhin bemerkt man eine Anzahl von Matrosen das Tauwerk ihrer Schiffe ordnen und vernimmt dabei ihren eintönigen Gesang, der einen schwermüthigen Eindruck macht. Wer das Seewesen nur aus Romanen kennt, muß finden, daß dieser Gesang ihm einen Theil der Poesie raubt, mit dem die Poeten es umwoben haben. Was hat zudem der Mensch vom Leben, der sich drei Viertel desselben der stürmischen See anvertrauen muß, der da lebt ohne öffentliches Leben, ohne Verkehr außer dem nur der Schiffsgenossen, ohne trauliches Heim und mit dem falschen und tückischen Element unter sich? Man geräth in Gedanken und indem man sich darüber besinnt, wie man dies doch ändern könne, und dabei zu keinem Resultat kommt, wandert man weiter durch das Menschengewühl, das geschäftig an uns vorbeiwogt und sich nicht um unsere Grübeleien kümmert.

Die Wirklichkeit drängt sich uns bald auf. Man läßt sich übersetzen und gelangt nach den Quais, wo die Waaren, die Schätze fremder Zonen, ausgeladen und mittels gewaltiger Krahnen in die offenen Lagerhallen spedirt werden. Hier sieht man den Reichthum zweier Welten und es erfaßt einen mächtig, wie man die gewaltigsten Lasten von den gigantischen Hebelarmen des Krahnes getragen leicht ans Land schweben sieht. Wir haben es doch weit gebracht, würde der gute Stammvater Adam sagen, der es blos bis zu einem Feigenblatt brachte.

Hier speit der Freihafen, der vom Zollverein eingeschlossene, aus, was auf allen Meeren ihm zugeschwommen ist. Hier pulsirt der Welthandel.

Die Waarenmassen werden von hier, soweit sie nicht sofort weiter zu befördern sind, in die Magazine der Speicher geschafft. Der Transport dahin geschieht theils zu Wagen, größtentheils aber auf den sogenannten „Fleets“. Die „Fleets“ sind jene Kanäle, welche die Altstadt Hamburgs, den Hauptsitz des Handels durchschneiden. An Schlamm sind sie nicht arm und über ihre Ausdünstung hat sich der Spötter Heine mehr als einmal lustig gemacht. Und doch sind diese „Fleets“, so schmutzig sie aussehen, für den hamburgischen Handel ungemein wichtig. Sie befördern mit wenig Kosten auf ihrem Rücken die schwersten Lasten in die Magazine. Die letzteren, Speicher genannt, sind meistens so gebaut, daß ihre Rückseite an das „Fleet“ anstößt, sodaß die Waaren gleich aus dem Fleetfahrzeug hereinbefördert werden können. Diese Fahrzeuge nennt man „Ewer“ und die Arbeiter, die sich auf denselben befinden, „Ewerführer“. Diese bilden ein besonderes, abgeschlossenes Gewerk. Man kann sich leicht denken, daß die Fleets namentlich bei noch mangelhaften Transportmitteln, schon wahre Goldgruben für die Kaufmannschaft gewesen sind.

Vom Quai aus kann man sich zeigen lassen, wo der kleine Grasbrook liegt, der Ort, wo der kühne Seeräuber Klaas Störtebecker hingerichtet worden ist mit vielen seiner Genossen, nachdem ihn die Hamburger Anno 1407 bei Helgoland gefangen hatten. Der Henker watete bis an die Knöchel im Blute und die hamburger Schönen weinten bitterlich, denn der Störtebecker war ein Mannesbild gar kühn und trutziglich, wenn er auch nur Seeräuber war.

Kolosse von Schiffen ankern hier, die dem großen Rheder Godeffroy gehören. An ihm kann man sehen, wie weit es ein Hamburger bringen kann, denn er ist der souveräne Beherrscher einiger Samoa-Inseln in der Südsee, die er kraft seiner Schiffskanonen hat besetzen lassen. Dort ist er Souverän, in Hamburg ist er Staatsbürger. Was man sonst hört von jenen Samoa-Inseln, lautet nicht gerade günstig. Zwar hat das Haus Godeffroy einen schönen, großen, dem Publikum zugänglichen Park in Hamburg angelegt und für Errichtung eines naturhistorischen Museums eigene Gelehrte angestellt. Aber den Bewohnern der Samoa-Inseln soll die Zeit, da sie das Haus Godeffroy noch nicht kannten, angenehmer gewesen sein, als die gegenwärtige. Wir können ihnen dies auch gar nicht verdenken. Die Kontrakte, die sie eingehen müssen, sollen nicht geeignet sein, einem Menschen das „irdische Jammerthal“ besonders angenehm zu machen, und wenn man sieht, zu welchen Spottpreisen die Kokusnüsse in Hamburg auf der Straße verkauft und wie massenhaft sie zum Oelpressen verwendet werden, so kann man sich wohl denken, daß die Eingeborenen der Samoa-Inseln mit der Produktion dieser Waare — soweit sie ihnen zusteht und nicht auf Rechnung des „Staats“ Godeffroy betrieben wird — keine Schätze sammeln werden.

Beim Durchschreiten der Straßen Hamburgs fällt auf, daß die Bauart nicht überall gleich ist und zwar tritt die scharfe Trennung in Gebäude alten und neuen Stils besonders hervor. Es gibt durchschnittlich nur ganz alte und ganz neue Häuser. Diese Erscheinung erklärt sich als eine Folge des großen und furchtbaren Brandes, der am 5. bis 8. Mai 1842 in Hamburg wüthete und einen sehr großen Theil der Stadt in Asche legte. An Stelle der eingeäscherten alten Straßen entstanden neue Straßen in modernem Stil; die andern alten Gebäude, die wie alles Alte in Hamburg sehr dauerhaft sind, blieben stehen und so entstand die Mischung des Stils. Die alten Häuser sehen unschön aus und machen keinen so günstigen Eindruck, wie die alten Bauwerke Nürnbergs, sie sind auch unbequem gebaut. Sie fallen dadurch auf, daß die Façade jedes Stockwerks fast nur aus Fenstern besteht, die so eng an einander schließen, daß die Zwischenwand wegfällt. Die Vorderwand ist also eine Fenster- und Glaswand. Die Fenster öffnen sich alle nach außen, was alljährlich den Tod verschiedener Dienstboten beim Fensterputzen erfordert. Die Kellerwohnungen sind ungemein zahlreich; von den Restaurationen werden vielleicht 30 Prozent im Keller betrieben und mögen auch 5—7 Prozent der städtischen Bevölkerung, „aus freier Hand“ geschätzt, im Keller wohnen. Die Kellereingänge sind oft sehr vorspringend gebaut und beeinträchtigen das Trottoir so mancher Straße. Das Wohnungswesen liegt überhaupt sehr im Argen, was nicht zum geringsten Theil daher kommt, daß durch die Gesetzgebung die Hauswirthe bedeutend bevorzugt sind. Die Miethen sind enorm, trotzdem in den fre-

quentesten Straßen die Häuser eng, unbequem und dumpfig sind und in Bezug auf Abführwesen dort Zustände herrschen, die man in anderen Städten kaum glaublich finden würde. Es giebt in Hamburg keine einzelnen Senkgruben, sondern das Abführwesen beruht auf einer Siel-Einrichtung. Dieselbe hat ihre großen Nachtheile, so lange die Hauswirthe nicht gesetzlich verpflichtet sind, die nöthigen Reinigungseinrichtungen zu treffen. Das ist nicht geschehen und so dauert der alte Schlendrian fort.

In den neuen Straßen und in den Vororten ist es besser. Die Kaufmannschaft wohnt zum großen Theil in den schönen Villen der Vororte, während sich die Comptoirs und Magazine in den öden und traurigen Gebäuden der Altstadt befinden. Die dunkelste Schattenseite des hamburgischen Wohnungswesens bilden die „Gänge“, jene kleinen Straßen, die oft so enge sind, daß man mit ausgestreckten Armen die Häuser rechts und links zugleich berühren kann. Diese Gängeviertel gereichen der stolzen Hansestadt nicht zum Ruhme. Die Sonne scheint in viele dieser „Gänge“ nicht hinein und doch müssen tausende von Kindern darin aufwachsen, tausende von Menschen fast ihr ganzes Leben darin hinbringen. In den engen schmutzigen Häusern klettert man oft wie auf Hühnerstiegen die Treppen hinauf und muß sich an ein abgegriffenes Seil, das als Treppengeländer dient, halten, um nur emporzukommen. Die Prostitution und manche andere Laster haben in einigen dieser Straßen ihren Sitz aufgeschlagen; in den meisten aber wohnen fleißige Arbeiter und verarmende kleine Gewerbetreibende, die der billigen Miethe wegen sich in die „Gängeviertel“ verbannt haben. Wie Häringe sind die Menschen auf einander gepackt und der anständigste Mensch kann es oft nicht vermeiden, daß die Prostitution das gleiche Haus bevölkert, wie er und seine Familie. Wir haben schon oft von Fremden sagen hören, daß Hamburg, was seine trübseligen, düstern und ungesunden Massenquartiere anbetrifft, allerdings „Klein-London“ sei.

Während du durch die Straßen schweifst, kommt dir ein Leichenzug entgegen. Hinter dem Sarge schreiten ernst eine Anzahl Männer in mittelalterlicher Tracht: schwarzes Barett, große weiße, sorgfältig gefältelte Teller-Halskrause, spanischer Mantel und enge Beinkleider. Hinter ihnen kommen erst die Leidtragenden in Droschken. Die Mittelalterlichen sind eine hamburgische Spezialität; die Hamburger wollen nun einmal ohne mittelalterlichen Aufzug nicht begraben sein. Wenn man Geld hat, kann man auch Leichenträger mit Degen haben, die ebenso für den Leichenzug am schönsten, wie die hölzernen Särge für den Todten am gesündesten sind.

Aber laß die Todten ruhen und sieh dir lieber das rosige junge Geschöpf mit der weißen Haube und den entblößten Armen an. Das ist eine hamburger „Kökschʺ (Köchin) in ihrer Nationaltracht, nämlich weißer Haube oder „Mütze“ und hellem Kattunkleid, das etwas kurz ist, um die schneeweißen Strümpfe sehen zu lassen, die am Fuß mit niedlichen Pantoffeln verschwistert sind und auf welche die „Köksch“ ganz besonders stolz ist. Ein gellender Schrei: „A—a—a—al!“ der plötzlich an dein Ohr schlägt, läßt dich die „Köksch“ vergessen; du siehst dich erschreckt um und stehst vor einer Fischfrau, die ihre Waare ausruft. Sie hat zwei Körbe an einer Tragstange über die breiten Schultern gelegt und schreitet mit hochgeschürzten Gewändern gravitätisch dahin. „Frischen Schellfisch — A—a—a—al!“ klingt es noch in deinem Ohr, als plötzlich ein ohrzerreißendes Geschrei sich in deiner Nähe erhebt und sofort eine Anzahl Menschen sich ansammelt. Du kannst nicht verstehen, was da so laut geschrien wird; du eilst aber dahin, wo sich das Volk zusammendrängt und stehst vor einem Wagen, der je nach Umständen mit Apfelsinen, Ananas, Kirschen, Hummern, Kokosnüssen, Aepfeln, Thonwaaren, Kalendern, alten Büchern oder Hosenträgern und Schlipsen beladen ist. Du merkst erst jetzt, daß der Stentor, der so viel Lärm macht, seine Waare und deren Preis öffentlich ausruft. Das sind eben hamburgische Eigenthümlichkeiten, zu denen auch die drallen Vierländerinnen mit ihren kurzen Röcken und merkwürdigen Strohhüten gehören. Im übrigen bieten die Straßen das Gewühl einer jeden großen Stadt mit Pferdebahnwagen und Omnibussen und du magst noch ab und zu wieder von einem ausgelassenen Matrosen angerempelt werden, der vielleicht fünfzehn Monate zur See gewesen und jetzt „austreten“ will. Diese „Austretenden“ sind gewöhnlich keine angenehme Erscheinung, und es kommt noch hinzu, daß ihnen von schlauen „Damen“, die auf das „Austoben“ spekuliren, die ganze mühsam verdiente Baarschaft in einer tollen Nacht aus der Tasche gelockt wird.

Das ist ein Gewühl, ein Lärm, ein Schreien und Drängen, ein Rennen und Stoßen. Da wird es dir zu eng in den dumpfigen und schmutzigen Straßen und du schnappst nach frischer Luft. Nachdem du dir die öffentlichen Gebäude, die kein besonderes Interesse haben, ausgenommen vielleicht das Johanneum, die bedeutendste hamburgische Lehranstalt, und die Börse, die helleren Theile der Stadt angesehen, gelangst du an das Ufer der Alster und athmest freier. Du trittst auf den Jungfernstieg, der die Alster entlang führt und es weht kühler um deine Stirne; die Alster sendet dir einen erfrischenden Hauch.

Die Alster besteht aus zwei Bassins, der kleineren Binnen- und der größeren Außenalster. Die zwei Bassins werden getrennt durch die Lombardsbrücke, ein solides Bauwerk, über welches auch die Verbindungsbahn zwischen Hamburg und Altona führt. Der schöne, klare Wasserspiegel der Alster bietet mit seiner Umgebung einen Anblick, den man nicht so leicht vergißt. Die Binnen-Alster ist von den prächtigen Gebäuden des Jungfernstiegs und der anstoßenden Straßen umgeben. Die Wege, die rings um das Bassin führen, sind zu schönen, schattigen Alleen umgeschaffen worden. Die Außenalster ist auf der einen Seite der Stadt, auf der anderen Seite von den Vororten umgeben und der Blick verläuft in der Ferne in grünen Wiesen oder kleinem Gehölz, zwischen dem die modernen Villen einzeln herverschimmern. Die Vororte sind ein Gemisch von Häusern und Gärten. Auf den beiden Alster-Bassins selbst schießen pfeilschnell jene kleinen Dampfer hin und her, welche den Verkehr zwischen der Stadt und den Vororten vermitteln. Sie treiben die Schaaren der Schwäne vor sich her, die majestätisch das Wasser zu durchfurchen pflegen. Ist das Wetter günstig, so wimmelt, namentlich am Sonntag, die Alster von Ruder- und Segelböten, was von der Lombardbrücke herab einen eigenthümlich anziehenden Anblick gewährt. Man sieht die langen, schlanken Böte dahinschießen, die von ruderfreudiger Jugend in eigens diesem Fall angepaßten Kostüm besetzt sind. Männlein und Weiblein pflegen da der lustigen Wasserfahrt.

Willst du dich nach historischen Orten umsehen, so gehe nach Wandsbeck hinaus, wo der lustige Dicher Claudius gehaust hat; auf seinem Denkstein findest du seinen Ranzen abgebildet. In der Königstraße zu Hamburg siehst du eine Gedenktafel; dort hat Klopstock, der Dichter des großen Epos „Messias“ gewohnt. Er liegt auf dem Kirchhofe in Ottensen begraben und auf dem Stein, unter dem er schlummert, zählen jetzt die Marktweiber ihre Eier ab, denn die Zollgrenze läuft — prosaisches 19. Jahrhundert! — gleich neben dem Grabstein durch. Die hamburgischen Poeten werden dich sonst wenig interessiren, am wenigsten der alte ernsthafte Brockes, der zwölf Gesänge: „Irdisches Vergnügen in Gott!“ verfaßt hat. Laß die Poeten gehen und wende dich lieber zu der interessanten Gegenwart. Hast du noch nicht die Gaben des Meeres genossen, du kannst sie so billig haben, wie nirgends, denn sie kosten keinen Zoll, und schmecken dir besser als die alten Poeten.

So sieht die Weltstadt aus, wenn du ihre Straßen durchmissest. Es berührt dich der bunte Wechsel der Verhältnisse wie überall, wo so viele Menschen beisammen wohnen.

Du wirst finden, daß der Spötter Heine Recht gehabt hat, als er über „Schellfischseelenduft“ klagte, da er in seinem engen Kramladen saß, den ihm sein Oheim am Graskeller 139 eingerichtet hatte. Es ist wahr; hier erscheint der Handel und der Weltverkehr groß, gewaltig und imponirend, aber es tritt auch alles andere vor ihm zurück. Merkur und Apollo vertragen nicht so leicht dieselbe Luft.

Um die alte Hammonia genau und richtig beurtheilen zu können, dürfen wir uns mit der Anschauung ihres Aeußeren nicht begnügen; wir wollen später auch ihr Inneres kennen lernen.

Die Dampfkessel der Zukunft.

Die in unserm Zeitalter mehr und mehr zur Weltbefreierin heranreifende Technik bringt zuweilen Erscheinungen hervor, welche in größerem Maße, als dies in der Regel bei technischen Erzeugnissen der Fall ist, die Aufmerksamkeit auch des außerhalb der eigentlichen Fach- und Interessentenkreise stehenden Publikums auf sich ziehen. Und zwar erfährt eine technische Leistung stets dann jene allgemeine Beachtung, wenn sie geeignet ist, deutlicher als gewöhnlich den eigentlichen und wahren Beruf der Technik, wie überhaupt der menschlichen Arbeit und Wissenschaft, zu zeigen, den Beruf nämlich, das Menschengeschlecht

von Plage und Schmerz, Sorgen und Elend zu befreien — freilich nur zu zeigen; an eine Ausübung dieses Berufes, an eine wirkliche Befreiung ist unter obwaltenden Verhältnissen bekanntlich nicht zu denken. Ein solches Erzeugniß ist der neue Sicherheitsröhrendampfkessel, eine der bedeutendsten Erscheinungen, welche die Dampfbetriebstechnik seit Erfindung der Dampfmaschine aufzuweisen hat. Bisher hatte man sich allgemein fast ausschließlich der Verbesserung und möglichsten Vervollkommnung der Dampfmaschine, desjenigen Mechanismus, welcher die Dampfkraft aufnimmt, verarbeitet und verbraucht, zugewandt, darin die Hauptaufgabe erblickend, während in der Verbesserung der Dampfkessel, der eigentlichen Dampferzeuger, sehr wenig, fast nichts, mindestens nichts von Bedeutung, gethan worden war. Erst in neuester Zeit hat man begonnen, auch in diesem Zweige ernstlich fortzuschreiten, und wiederum sind es die Amerikaner, Franzosen und Engländer, welche der übrigen Welt, auch uns Deutschen, den Weg gezeigt haben, indem sie die ersten brauchbaren Sicherheitsdampfkessel konstruirten. Seit ungefähr einem Jahrzehnt wetteifern nun die fortschrittlichen Kreise der Dampfkesseltechniker in Amerika, Frankreich, England und Deutschland in der Verbesserung der obengenannten Dampferzeuger, von denen hier einige kurze Mittheilungen Platz finden sollen.

Obgleich durch jene gemeinsame Arbeit verschiedene Arten dieses neuen Kesselsystems entstanden sind, — eine Urform kann deshalb nicht genannt werden, weil die ersten derartigen Dampfkessel, gleichwie es mit so vielen zeitgenössischen Erfindungen gegangen ist, fast gleichzeitig in den drei erstgenannten Ländern konstruirt wurden, — so ist das Grundprinzip doch bei allen dasselbe: alle sind aus einzelnen Röhren zusammengesetzt, welche an den Enden durch vorgeschraubte hohle Verbindungsstücke oder in anderer Weise mit einander in Kommunikation gebracht sind und in denen das Wasser durch Einwirkung von äußerer Feuerhitze in Dampf von einer Spannung bis zu zwölf Atmosphären (12 Kilogramm Druck pro Quadratcentimeter) verwandelt wird. Der Dampf sammelt sich oben in besonderen Behältern und wird von da zum Gebrauch abgeleitet. Das Röhrensystem liegt gewöhnlich in einem gemauerten Ofen. Diese Dampferzeuger unterscheiden sich demnach sehr wesentlich von den bisherigen Kesselformen, welch' letztere meistens aus einem oder mehreren großen Blechcylindern gebildet sind, in denen das Wasser zum Sieden gebracht wird. Bei jenen neuen Dampferzeugern dagegen sind es gleichsam eine Menge kleiner Kessel, welche zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigt, in der Wirkung einem großen gleichkommen und in weiteren Hinsichten bei aller Einfachheit des zu Grunde liegenden Prinzips bisher unerreichte Vorzüge bieten. Da tritt uns zunächst die Sicherheit gegen Explosionsgefahr entgegen, welche hauptsächlich in der viel größeren Widerstandskraft der kleinen Röhren gegenüber großen Kesselcylindern besteht. Die Dampfkesselexplosionen bilden einen nicht unbeträchtlichen Theil der Unglücksfälle in der modernen Produktion; sie kehren so regelmäßig wieder, daß man Dampfkesselexplosionsstatistiken angelegt hat. In Deutschland erfolgen alljährlich drei bis sechs größere Kesselexplosionen. Eine solche Explosion vollzieht sich gewöhnlich in der Weise, daß der betreffende Kessel in zwei oder mehrere Haupttheile zerplatzt, diese Theile nach verschiedenen entgegengesetzten Richtungen, oft weite Strecken bis zu 150 und 200 Meter, davonfliegen und auf diesem Wege Gebäude, Maschinen, Schornsteine 2c. zertrümmern. Tödtungen und Verwundungen von Menschen sind dabei oft bedeutend. In England wurden in den zehn Jahren von 1864 bis 1873 durch Dampfkesselexplosionen 617 Personen getödtet und 997 Personen schwer verletzt. Der Mensch stand dieser Gefahr bisher nur mit unzureichenden Mitteln, z. B. Kontrole des Wasserstandes durch Wasserstandsgläser und Probirhähne, Anbringung von Sicherheitsventilen und anderen Sicherheitsvorrichtungen gegenüber. Alle diese Sicherheitsmittel haben sich als ungenügend erwiesen, um Explosionen zu verhüten. Auch ist man über die wahren Ursachen dieser Katastrophen noch fast gänzlich im unklaren. Nicht durch kleine Palliativmittel, nicht durch spitzfindige Spekulationen hat man nun die Explosionsfrage gelöst, sondern mit groben, radikalen Streichen dadurch, daß man die Konstruktion der Kessel selbst von Grund aus änderte. Die Beseitigung der Explosionsgefahr beim Dampfbetriebe ist eine That von so hoher und allgemeiner Bedeutung, daß sie in der Geschichte der Menschheit weit mehr einen Ehrenplatz verdient, als so manche sogenannte Heldenthat.

Diese Dampfkessel, ein neues Ei des Kolumbus, haben aber auch noch ganz andere schätzenswerthe Eigenschaften, die nur kurz berührt werden sollen. So sind sie vorzügliche Dampferzeuger, d. h. sie liefern bei Verbrennung einer gewissen Menge Brennmaterial eine größere Menge Dampf, als die meisten anderen Kessel; sie sind von höchster Dauerhaftigkeit, indem sich die einzelnen Rohre leicht auswechseln lassen, die oft unendlich mühsamen und auch kostspieligen Kesselflickereien kommen nicht vor, außerdem gestatten sie sehr bequeme Reinigung von dem sich bei allen Dampfkesseln ansetzenden Kesselstein. Wer jemals im Bauche eines Dampfkessels in heißer dunstiger Atmosphäre und meistens höchst unbequemer Lage die Mühe des Kesselausklopfens kennen lernte, der wird die neuen Dampferzeuger als humanitären Fortschritt begrüßen, denn bei diesen wird die Reinigung von außen ohne Mühe durch Befahren der einzelnen Rohre ausgeführt.

Es wird den explosionssicheren Dampfkesseln von interessirten Gegnern nachgesagt, daß sie zu wenig Wasserinhalt haben und daher bedeutenden Dampfschwankungen ausgesetzt sind. Doch trifft dieser Vorwurf nur bei ganz unregelmäßigem Dampfverbrauch zu. Es ist nun die Aufgabe der Technik, auch diese Frage zufriedenstellend zu lösen, und es ist nicht zu zweifeln, daß dies, wenn nicht eher, doch ganz gewiß dann gelingen wird, wenn nicht mehr um des Gewinnes willen, sondern um des wirklichen Fortschritts zum Bessern gearbeitet und gedacht werden wird.

Die neuen Dampferzeuger, welche, gleich vielen anderen Erfindungen, ihre Vorläufer hatten, wie den Albankessel u. a., sind von vielen Seiten als die Kessel der Zukunft bezeichnet worden, und mit Recht. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß sich die Sicherheitsdampfkessel wegen ihrer Vortheile schon bald mehr und mehr einführen werden. In der zukünftigen Welt aber, welche technische Fortschritte nicht um eines Profits halber, sondern um ihrer selbst willen, um der Erleichterung, die sie dem Menschen gewähren, fördern wird, werden die explosionssicheren Dampfkessel, jedenfalls noch bedeutend vervollkommnet, menschlichem Ermessen nach die allgemeinste Anwendung finden.

Von den Männern, welche sich besonders um die Erfindung und Verbesserung der neuen Dampfkessel verdient gemacht haben, sind zu nennen: in Amerika und England: Root, Howard, Griffith, Harrison, Lynde, Kelly, in Frankreich und Belgien: Belleville, Sinclair, de Naeyer & Co., in Deutschland: A. Büttner, Steinmüller, die Gebrüder Ullrich, J. G. Schmidt, Beissel u. a. P. K.

Dauer des Wasserbades. In dem Aufsatze „Ein Swimming Match" (Nr. 38) ward mitgetheilt, daß Kapitän Webb, gleich seinen Mitbewerbern in dem bekannten Wettschwimmen, von dem langen Aufenthalte im Wasser nicht die geringste nachtheilige Wirkung zu verspüren hatte. Professor Hebra von Wien, eine medizinische Autorität ersten Ranges, dessen Domäne seit Jahrzehnten das Feld der Hautkrankheiten ist, hat sich schon in seiner vor zwei Jahren in der wiener „Medizinischen Wochenschrift" veröffentlichten Abhandlung „über die Wirkung des Wassers auf die gesunde und kranke Haut" dahin ausgesprochen, daß ein längerer Aufenthalt im Wasser an sich dem Körper durchaus nicht schädlich sei; und er verweist „auf die Waschfrauen, welche die Wäsche in fließendem oder stehenden Wasser reinigen, auf die Arbeiter bei Wasserbauten, Badediener in Seebädern, Seefahrer bei andauernden Seestürmen und Unglücksfällen, auf die Erfahrungen Schiffbrüchiger, die nachgewiesenermaßen tagelang, an ein Bret sich anklammernd, im Meerwasser herumtrieben, ohne Schaden zu nehmen, u. s. w." „Bei längerer Einwirkung des Wassers auf die Haut beim Baden, Waschen oder sonstigem Gebrauch," schreibt Prof. Hebra, „wird bekanntlich die Oberhaut an den Händen und Füßen, von den Finger- und Zehenspitzen ausgehend, weiß gefärbt und gerunzelt, aber nie werden die untergelagerten belebten Schichten der Epidermis, des Malphigi'schen Netzes oder der Papillenkörper blosgelegt, wenn auch monatelang ununterbrochen gebadet, gewaschen oder zu sonstigen Zwecken macerirt (durch Nässe aufgeweicht und aufgelöst) wird." Prof. Hebra, der beiläufig nichts weniger als ein Gegner der Benutzung kalten Wassers zu hygienischen und Heilzwecken ist, sondern blos die Uebertreibungen der hydropathischen Wunderdoktoren bekämpft, meint nun zwar, es lasse sich schwer beweisen, ob „Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen des Wassers auf die Haut durch Gewohnheit erzielt werde", allein dem Zusammenhang nach scheint er hiermit blos gemeint zu haben, daß die „Gewohnheit" nicht in allen Fällen verlängerten Aufenthalts im Wasser „als Grund angegeben werden kann, daß die Betheiligten nicht durch das Verweilen im Wasser an ihrer Gesundheit Schaden erlitten." Die österreichischen Nordpolfahrer, die er als Beispiel anführt, blieben allerdings „trotz dritthalbjähriger (1870—1872) Durchfeuchtung" gesund, obgleich sie vorher keine Gelegenheit gehabt hatten, sich an diese arktische „Durchfeuchtung" zu „gewöhnen"; und ebenso haben die „Schiffbrüchigen", die er weiter zitirt, zum großen Theil nicht die „Gewohnheit" des Schiffbrüchigwerdens gehabt, aber das beweist doch nichts anderes und soll offenbar auch nichts anderes beweisen, als daß der menschliche Körper auch ohne „Gewohnheit" unter Umständen sehr lange im Wasser verharren kann. Daß die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen die Einwirkungen des Wassers durch „Gewohnheit" vermehrt wird, läßt sich angesichts unzähliger handgreiflicher Thatsachen nicht leugnen, und konnte unmöglich von einem Manne geleugnet werden, der die Wirkungen des Wassers auf die menschliche Haut so genau studirt hat, wie Professor Hebra. Jeder regelmäßig Badende, jeder Schwimmende beobachtet an sich selbst, daß mit der „Gewohnheit" des Aufenthaltes im Wasser die Widerstandsfähigkeit gegen dessen Einwirkungen wächst. Schreiber dieses, dem anfänglich nach halbstündigem, ja kürzerem Aufenthalt im Wasser die Fingerspitzen weiß, starr und gerunzelt wurden, brachte es durch „Gewohnheit" dahin, daß er stundenlang im Wasser — und zwar in dem kühlen Wasser eines schweizer Sees — zubringen konnte, ohne daß die Fingerspitzen erstarrten, oder sich auch nur im geringsten färbten. Und jeder, der das Baden oder Schwimmen in Flüssen, Seen oder dem Meere überhaupt „verträgt", kann, bei gehöriger Uebung, seine Widerstandskraft ähnlich und noch bis zu einem höheren Punkt steigern. Freilich zu solchen gewaltigen Leistungen, wie denen Webb's, läßt sich — auch bei methodischer Uebung — nicht jeder Körper geeignet machen.

Daß warme Bäder, welche dem Körper keine Wärme entziehen,

länger ausgehalten werden können, als kalte Bäder, liegt auf der Hand; ist es doch allgemein bekannt, daß auch beim Baden und Schwimmen im Freien die Temperatur des Wassers eine bedeutende Rolle spielt, und der Körper umsoweniger rasch erkaltet, je näher die Temperatur des Wassers der Blutwärme kommt. Professor Hebra schreibt: „Die Wahrnehmung, daß mancher Kranke sich während des (warmen) Bades und auch noch eine kurze Zeit nach demselben wohl befindet, während einige Stunden später Spannung der Haut, Schmerz, Jucken u. s. w. wieder zum Vorschein kommen, sowie die Thatsache, daß in früheren Jahren, desgleichen auch heute noch in manchen Badeorten, z. B. Leuk, die Kranken auf ärztliche Anordnung viele Stunden im warmen Bade zubringen, hat mich bestimmt, Versuche anzustellen, um die Frage zu beantworten, wie lange ein Mensch im warmen Bade verweilen kann, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden. So wurde denn die Badezeit anfänglich auf Stunden (2–24), dann auf Tage (2—8), endlich auf Monate (1—9, in Buchstaben ein bis **neun** Monate!) ausgedehnt, und es hat sich das unerwartete Faktum herausgestellt, daß der Mensch im kontinuirlichen (fortgesetzten) warmen Wasserbade gradeso wie außerhalb desselben essen, trinken und schlafen könne, daß seine Funktionen: Athmung, Ernährung, Ausscheidung keine Abnormität zeigen, daß er bei Erkrankungen, die außerhalb des Wassers mit Schmerzen und anderweitigen unangenehmen Empfindungen verbunden waren, während des Aufenthalts im Bade nicht belästigt wurde, und daß Hautkrankheiten zur Heilung gebracht wurden, die jeder anderweitigen Behandlung hartnäckigen Widerstand leisteten. Die seit dem Jahre 1862 fortgesetzten Beobachtungen haben ferner gelehrt, daß man kontinuirliche Bäder auch in Fällen anwenden kann, wo bisher jedes Bad perhorreszirt wurde, z. B. während gewisser weiblicher Zustände, bei Epileptischen, trotz eingetretener Pleuropneumonie (Rippenfellentzündung) u. s. w., ohne je üble Folgen erlebt zu haben."

Professor Hebra war der erste, der es mit warmen Bädern von mehrtägiger und schließlich mehrmonatlicher Dauer versuchte. Die günstigen Erfolge, die er damit erlangte, haben zur Nachfolge angefeuert. Zwar sind seine Neunmonatsbäder unseres Wissens von keinem anderen Arzte erreicht worden, indeß die junge Kaiserstadt an der Spree hat doch ihr Bestes gethan, die alte Kaiserstadt an der Donau einzuholen, und es wenigstens auf sieben Monate gebracht, was sich gewiß sehen läßt. Einige Details über dies merkwürdige Bad dürften den Lesern willkommen sein.

Vor längerer Zeit — deß erinnert sich wohl der eine oder andere — enthielten die Tagesblätter die kurze Mittheilung, daß eine Patientin im städtischen Krankenhause am Friedrichshain zu Berlin, eine Frau von 65 Jahren, behufs der ferneren langwierigen Behandlung aus dem Bett in ein Wasserbad gebracht worden war, in dem sie unausgesetzt verbleiben mußte. Die bezügliche Kur ist inzwischen beendet und man erfährt jetzt darüber folgendes Nähere: Die in Rede stehende Frau hatte einen sehr schweren komplizirten Bruch des Unterschenkels erlitten, sodaß sie nach der chirurgischen Abtheilung des städtischen Krankenhauses geschafft werden mußte. Bei dem hohen Alter der Patientin war der Heilungsprozeß ein sehr langwieriger. Infolgedessen hatte sie sich bald auf dem Rücken durchgelegen und es entstand eine ausgedehnte Entzündung und Eiterung an den durchgeriebenen Stellen. Dazu gesellte sich ein hohes Fieber, welches die ohnehin geringen Kräfte der Greisin sehr bald erschöpfte und für ihr Aufkommen wenig Hoffnung übrig ließ. Die Patientin bekam nun warme Bäder von längerer Dauer, nach welchen sie sich besserte. Doch sobald sie in ihr Bett zurückgebracht wurde, verschlimmerte sich ihr Zustand zusehends. In diesem kritischen Momente ordnete der dirigirende Arzt der äußeren Abtheilung, der als ausgezeichneter Chirurg bekannte Dr. Schede, an, daß die Frau in gar kein Bett mehr gebracht, sondern permanent im Bade gelassen werde. So mußte die Patientin volle sieben Monate unausgesetzt Tag und Nacht im Wasser zubringen und ist dank dieser beharrlich und konsequent durchgeführten Behandlungsweise glücklich am Leben erhalten und als geheilt aus dem Krankenhause entlassen worden. — Derselbe Fall betraf auch zu gleicher Zeit einen jungen Mann von 18 Jahren, welcher infolge einer allgemeinen Knochenerkrankung ebenfalls im städtischen Krankenhause Aufnahme gefunden hatte. Auch dieser hatte sich durchgelegen und mußte sechs Monate im permanenten Wasserbade zubringen. Danach heilte aber auch alles und er wurde vollkommen wiederhergestellt. — Dieses Durchliegen der Patienten, sogenannter Decubitus, ist für die Aerzte eine der gefürchtetsten Komplikationen, welche zumeist zu langwierigen und erschöpfenden Krankheiten hinzutritt und das Leben der Patienten stark gefährdet. In diesen Fällen macht Dr. Schede einen ausgedehnten Gebrauch von der Behandlung im permanenten Vollbade und hat damit, wie erwähnt, schon glänzende Resultate erzielt. —

Auch bei größeren Brandwunden und Hautverbrühungen sind andauernde Bäder von außerordentlichem Nutzen, oft das einzige Mittel zur Ermöglichung des Heilungsprozesses und Rettung des Lebens.

Ein jüdischer Händler auf der Wartburg. (Bild S. 4. u. 5). Wartburg, die unschätzbare Perle aller Bergvesten Deutschlands, ist nicht nur eine Stätte historisch wichtiger Begebenheiten, sondern auch der ewig frische Quell zum Schöpfen für alle schönen Künste gewesen. Letzterer Umstand unterscheidet sie wesentlich von allen anderen Fürstensitzen des Mittelalters. Sie erhebt sich auf einer schmalen, schroffen Felsenstirn 1300 Fuß über den Meeresspiegel und 600 Fuß über die Stadt Eisenach. Wahrscheinlich um 1070—80 vom Grafen Ludwig dem Springer erbaut, war sie bis zum Aussterben der alten thüringischen Landgrafen (1247) ununterbrochen die Residenz jener Dynasten. Als Thüringen an die meißnischen Grafen fiel, war es mit Wartburgs Herrlichkeit vorbei. Zwar residirten noch ab und zu in dem alten „Palas" Albrecht der Unartige und Friedrich der Einfältige, aber seit 1440 verfiel die Burg immer mehr und diente schließlich nur einem Schloßhauptmann zum Wohnsitz. Wenn längst das Andenken der Thüringer aus dem Hause Raspe und der Meißner aus dem Hause Wettin erloschen sein wird, bleibt noch lange ein erlauchter Gast der Wartburg in der Erinnerung kommender Geschlechter. Das ist der kühne Augustinermönch Martin Luther, der die erste Bresche in die Mauer riß, mit welcher die römische Klerisei die Menschheit umschloß. Er wählte die Wartburg zur freiwilligen Gefangenschaft vom 4. Mai 1521 bis zum 3. März 1522. Doch auch er war ein Sohn seiner Zeit, sonst hätte er während des Bibelübersetzens sein Tintenfaß nicht nach dem vermeintlichen Teufel geworfen. Der ominöse Tintenklex, den der Kastelan sorgfältig erneuert, so oft ihn reliquiensüchtige Engländer und andere Gedächtnißkrämer abkratzen, vermag indessen den Ruhmesglanz des Martin Luther, des Bahnbrechers der Aufklärung, nicht zu verdunkeln. Nach fast dreihundert Jahren, am 18. Oktober 1817, versammelten sich hier 500 Studenten, um den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig und die dritte Säkularfeier der Reformation festlich zu begehen. Im jugendlichen Uebermuth verbrannten sie die Werke von 28 mißliebigen Schriftstellern, nebst einer Schnürbrust, einem Zopf und einem Korporalstock. Leider trug dieses Autodafé viel zu den strengen Maßregeln bei, welche die Regierungen gegen die deutschen Akademien und namentlich gegen die Burschenschaften ergriffen. Das Hauptgebäude, das Landgrafenhaus, im Jahre 1855 in ursprünglicher Gestalt renovirt, stammt ohne Zweifel aus dem zwölften Jahrhundert her und ist, im edelsten romanischen Stil aufgeführt, das einzige Fürstenschloß, welches aus jener Periode der Baukunst uns erhalten ist. In den Prunksaal des Landgrafenhauses verlegt die Sage den unter dem Landgrafen Hermann von Thüringen stattgefundenen Wettstreit der Minnesänger Heinrich von Ofterdingen, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Reinmar dem Zweter und Klingsohr aus Ungarland. Ein im Jahre 1300 erschienenes, ziemlich werthloses Gedicht schildert den „Sängerkrieg" und der unbekannte Verfasser behauptet, derselbe hätte im Jahre 1206 stattgefunden. Denselben Vorgang behandelt Richard Wagners Oper „Tannhäuser"; Franz Lißt hat Hermanns Gemahlin Elisabeth in seinem gleichnamigen Oratorium verherrlicht. Moritz Schwind bannte durch Stift und Farben die Gestalten aus der Glanzzeit der Wartburg mit seiner Meisterhand an die Wand des Landgrafenzimmers. Unser Bild rührt von dem düsseldorfer Maler Karl Gehrts her und versetzt uns ebenfalls in das 13. Jahrhundert. Der Fürst, dem der Sänger an der Seite steht, ist wie die meisten seines Stammes ein Kunstfreund, denn aus allen Schätzen des jüdischen Händlers wählt er eine Schnitzerei, auf deren Schönheit er seine Gemahlin aufmerksam macht. De Santos, der Jude, ist ein Faktotum, der als gewandter Erzähler manche Kunde aus der fremden Welt, ja selbst geheime Botschaft, zur Kurzweil und zum Vortheil zu berichten weiß. Er versteht sein fliegendes Waarenlager, bestehend aus den auserlesensten Schätzen der Elfenbeinschnitzerei, sowie aus Juwelen, Geräthen und Stoffen zierlich vor den Füßen der erhabenen Gebieterin auszubreiten, während er den gekrönten Kunstkenner in ein Gespräch über die neuesten Welthändel verwickelt. De Santos junior preist mit semitischer Geläufigkeit den jungen Prinzessinnen die sonstigen Kostbarkeiten an, die für jene ja kein Tand sind. Zwei junge Damen bewundern einen mit Edelsteinen besetzten Stirnreifen; einer andern, die sich prüfend mit einer Halskette geschmückt, hält der galante Jüngling den Spiegel entgegen. Die vierte, die im Begriff war, einen der kunstvoll gestickten Gürtel zu wählen, wird nun doch durch die Bewunderung des Stirnreifens angezogen und wendet sich dem gleißenden Kleinod zu. Selbst der kleine Prinz wird durch die alte Matrone zu den Schätzen geführt; da er aber für seine Wünsche keine Befriedigung findet, versenkt er sich in die Betrachtung des Gesichtes des Judenknaben. Vielleicht begegnen sie sich als Männer auf anderen Pfaden. Alles schon dagewesen, sagt Rabbi Ben-Akiba.

Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 2. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B ......**

(Fortsetzung.)

Der ehemalige Kolonialwaarenhändler Alster hatte indeß auch seinen Weg gemacht. Aus dem kleinen Kleinkrämer hatten die vielen tausend armen Leute in seinem Stadtquartier bald einen großen Kleinkrämer gemacht. Die armen Leute thaten das meist unbewußt und ganz unabsichtlich, der Herr Alster aber griff ihnen bei diesem für ihn so angenehmen Bemühen sehr bewußt und absichtlich unter die Arme.

Er war sehr billig mit seinen Waaren, der Herr Alster, das mußte man ihm lassen, und sobald er nur selber ein kleines Vermögen hatte, borgte er den armen Leuten „aufs Buch“ — in welches die entnommenen Waaren bis zur monatlichen, und bei vierteljährlich ihren Gehalt beziehenden Beamten auch bis zur vierteljährlichen, Tilgung eingetragen wurden, — soviel sie wollten.

Wer durfte es ihm da verdenken, so philosophirte er, daß er sich für den geringen Verdienst und die kleinen Verluste, welche bei dieser Geschäftspraxis nicht ausbleiben konnten, von vornherein zu entschädigen suchte dadurch, daß er den Werth der Waaren durch allerlei Beimengungen und kleine, angeblich ganz harmlose Verfälschungen verringerte. Die armen Leute merkten ja zumeist keine Spur davon, fanden sie doch z. B. den Farinzucker, den sie das Pfund bei ihm um zwei Pfennige billiger kauften, als bei den meisten seiner Konkurrenten, ganz ausgezeichnet und behaupteten sie doch, mit der Butter, welche sie bei Alster bekämen, reichten sie wenigstens noch einmal so lange, als wenn sie sie auf dem Markte gekauft hätten. Daß der Zucker nur zur einen Hälfte aus Zucker, zur andern aus Staub und geschmacklosen Abfällen aller Art bestand — kein Mensch dachte daran, und daß die Butter deswegen länger reichte, weil sie den verhältnißmäßig unverdorbenen Geschmacksorganen der Kinder minder behagte, als die unverfälschte Marktbutter, wer wäre auf den im Grunde recht naheliegenden Gedanken gekommen!

Genug — Herr Alster, der im Anfange seiner Krämerlaufbahn seine Kassenschublade und die Geldschwingen darin vor jedermanns Auge verborgen gehalten hatte, weil mit der Dürftigkeit ihres Inhalts nicht Staat zu machen war, verwahrte sie vor den Blicken der Neugierigen späterhin zwar nicht weniger sorgfältig, aber dann nur aus dem Grunde, weil er zu bescheiden, oder, gestehen wir's offen, zu vorsichtig war, um mit der Hochfluth jener schmutzigen, aber doch allbegehrten Scheidemünze, wie sie sich in seiner Kasse Tag für Tag anhäufte, den Neid und die Mißgunst zu erregen. Während ihm zu Anfang eine winzige Kassette, die seine Frau als Hochzeitsgeschenk erhalten, zur Aufbewahrung der aus der Tageskasse zurückgelegten Gelder mehr als genügt hatte, sah er sich in ein paar Jahren genöthigt, einen eisernen Geldkasten anzuschaffen, dessen Inhalt ihm so theuer war, daß er ihn nicht nur stets mit einem diebessichern Schlosse verbarrikadirte, sondern daß er den Kasten auch mit eisernen Klammern an den Fußboden befestigte.

So war der Herr Alster ungefähr fünfzehn Jahre Kolonialwaarenhändler und sechs Jahre Hausbesitzer gewesen, als ihn seine Mitbürger als Vertreter ihrer Interessen seiner vielseitigen Verdienste wegen in das Stadtverordnetenkollegium wählten.

Dort that Herr Alster sein Möglichstes. Er erfreute sich in hohem Grade der Gottesgabe, welche man ein gutes Mundwerk zu nennen pflegt, und glänzte infolge dessen bald als großer Redeheld, zumal in der Stadtverordnetenversammlung viele treffliche Bürger saßen, die es im Schweigen selbst mit einem noch größern Schweiger hätten aufnehmen können, als es der Generalfeldmarschall Moltke ist; dafür aber in Reden wirklich recht schwach waren.

Und Erfolg hatte die aufreibende oratorische Thätigkeit, der sich Herr Stadtverordneter Alster hingab, gleichfalls ganz bedeutend; erstens für ihn, indem er in alle möglichen Kommissionen und Deputationen gewählt wurde und überall sein gewichtiges Wort schwer in die Wagschale der Entscheidung fiel, zweitens auch für seine Mitbürger in der Obervorstadt, in deren Interesse er für Pflasterung und Beleuchtung einer ganzen Reihe von Straßen sorgte, die im Sommer der Wüste Sahara geglichen und im Frühling und Herbst, meist auch im Winter, eine auffällige Aehnlichkeit mit den pontinischen Sümpfen gezeigt hatten. Sehr häufig wußte er den Vortheil seiner Mitbürger und seinen eigenen in beinahe genialer Weise gleichzeitig wahrzunehmen: so z. B. als eine neue Verbindungsbahn zwischen dem Hauptbahnhof in der Altstadt und dem Güterbahnhof jenseits der Obervorstadt gebaut werden sollte. Da bewies denn Herr Alster in der Stadtverordnetenversammlung in einer Rede, die allgemein als ein Meisterstück populärer Beredsamkeit bewundert wurde, von wie ungeheurer Wichtigkeit es für die ganze Stadt, ebenso wie für die Eisenbahngesellschaft, für das gesammte reisende und seine Frachtgüter auf der Eisenbahn versendende Publikum nicht minder als für den Staat, ja sogar für den Kulturfortschritt der Menschheit wär, daß die Verbindungsbahn quer durch die Obervorstadt hindurch gelegt würde. Und richtig! Die klugen Kollegen in der Stadtverordnetenversammlung sahen es ein und beschlossen, ihre Genehmigung zu dem Bau der

Verbindungsbahn nur dann zu urtheilen, und der Eisenbahngesellschaft zur Erwerbung des für die Strecke nöthigen Grund und Bodens nur dann behilflich zu sein, wenn der Bahn die von Alster vorgeschlagene Richtung gegeben würde.

Da nun die Väter der Stadt in der technischen Direktion der Eisenbahn gute Freunde und getreue Nachbarn sitzen hatten, die nach dem Grundsatz „eine Hand wäscht die andre" zu den aufopferndsten Freundschaftsdiensten immerdar bereit waren, so geschah, wie Alster vorgeschlagen und die Stadtverordneten beschlossen: die Verbindungsbahn ging durch die Obervorstadt deren ganzer Länge nach, und die Eisenbahngesellschaft hatte das Vergnügen von dem Magistrate den Grund und Boden von Straßen und Plätzen und von den Bürgern 50—60 Haus- und Gartengrundstücke käuflich zu erwerben, für die sie im ganzen nicht viel mehr zu bezahlen brauchte, als das doppelte des Preises, den dieselben bis dahin werthgeschätzt worden waren.

Bei dieser wunderbaren, aber wie Herr Alster behauptete, „in der segensreichen Natur des modernen Wirthschaftslebens tiefbegründeten Steigerung des Nationalreichthums" ging Herr Alster selber, wie sich gebührte, nicht leer aus. Auch sein Grundstück konnte die Eisenbahn nicht umgehen, und grade bei ihm, dem trefflichsten Redner und Nationalökonomen des Stadtverordnetenkollegiums manifestirte das moderne Wirthschaftsleben seine segenbringende Macht in eklatantester Weise; denn sein Haus, welches er bislang selber nicht viel höher als auf 7000 Thaler taxirt hatte, konnte er plötzlich, als es die Eisenbahnverwaltung ankaufen wollte, beim besten Willen nicht unter 20,000 Thaler lassen. Er hatte über Nacht die Entdeckung gemacht, daß sich an der Stelle des kleinen Gärtchens hinter dem Hause ein sehr rentables Hinterhaus bauen und daß dieses sich verbinden lasse mit dem Vorderhause durch ein nicht minder rentables Seitengebäude, — also, daß er der Eisenbahn wahrhaftig noch ein Geschenk machte, als er ihr zu Liebe auf diese seine schönen Zukunftspläne für das mäßige Sümmchen von 10—12,000 Thaler Verzicht leistete.

Fortan hatte sich Herr Alster ganz dem Gemeinwohl gewidmet. Die Beaufsichtigung des Kolonialwaarenhandels, bei dem er die aktive Thätigkeit am Syrupsfasse und dem Buttereimer längst aufgegeben, raubte ihm zu viel Zeit und entschädigte ihn für den Aufwand seiner geistigen Fähigkeiten lange nicht mehr nach Gebühr. Größere und viel Erfolg versprechende Gebiete hatten sich vor seinem geschäftsverständigen Auge geöffnet. Was gab es in der Zeit glänzenden, wirthschaftlichen Aufschwunges z. B. nicht alles zu thun an jenem herrlichen Institute, welches die Börse genannt wird! Wie konnte man da durch Betheiligung an allen möglichen Aktienunternehmungen Verkehr und Handel, Industrie und Ackerbau auf die Beine helfen!

Und auch diese gemeinnützige Beschäftigung trug Herrn Alster reichen Lohn ein. Zwei Jahre nach dem Verkauf seines alten Grundstücks in der armen Obervorstadt hatte er sich ein Haus in der noblen Thalvorstadt gekauft, und ein Jahr darauf mußte er, wieder um mit seiner kostbaren Zeit zu sparen, die ihm bei seiner immer vielseitiger sich gestaltenden Thätigkeit immer mehr zu fehlen begann, Equipage anschaffen, u. s. w. Es war eben aus dem kleinen Krämer, wie alle Welt wußte, ein großer Geldmann geworden, der Geld wie Heu, Ansehen und Einfluß wie ein kleiner Fürst und Selbstbewußtsein zum allerwenigsten wie ein Halbgott besaß.

Aber er besaß noch etwas, der reiche, angesehene und stolze Herr Alster, und dieses Besitzthum wäre einem andern vielleicht mehr werth gewesen, als all' das übrige zusammengenommen. — Er nannte ein bildhübsches, grundgescheites und wirklich unverdorben herzensreines Töchterlein sein, ein blondes Mädchen von jetzt fünfzehn Jahren, die denn auch, wie es gar nicht anders sein konnte, des Vaters ganzes Herz erobert hatte, so weit nur bei dem welterfahrenen, geschäftsverknöcherten Manne von so einem Dinge, als ein Herz es ist, überhaupt noch etwas übrig war.

Dieses Töchterlein, Wanda Alster mit Namen, war die Spielgefährtin Fritz Lauters, des Buchdruckergehilfen, gewesen im alten Hause in der Obervorstadt. Er hatte es sehr lieb gehabt, der zehnjährige kräftige Bursch' mit dem guten und getreuen Herzen, das fünfjährige blondlockige Ding, welches so schwach und gar manchmal den Mißhandlungen der Straßenjungen ausgesetzt war die ihren albernen Spott trieben über ihre schönen „krummen" Haare und ihre zarte, weiße Haut, die so garnicht auf die sonnenbebrütete Straße und eigentlich auch nicht in die Familie Alster hineinpaßte. Und wie sie an ihm gehangen, die kleine Wanda an dem großen Fritz, der mit seinen langen Armen und derben Fäusten jedesmal püffefroh und prügelmächtig zu ihren Gunsten intervenirte, wenn sie die barfüßigen Jungen der Obervorstadt an den Locken zerrten und die losen Straßenmädel „Weißkatze" schimpften. Das war nun allerdings schon anders geworden, als Herr Alster zum Hausbesitzer avancirt war. Da durfte Wanda nicht länger, so wie früher, den halben Tag lang auf der Straße spielen und umherlaufen; die Gassenkinder waren natürlich auch nicht mehr anständige Spielgenossen für Herrn Alsters Tochter. Nur hinter dem Hause, in Hof und Garten durfte sie sich tummeln und mit den Kindern im Hause, besonders denen des Obersteuereinnehmers, konnte sie noch spielen. — Aber ihr war das auch genug, besonders, wenn der Gymnasiast Fritz zu Hause und von seinen fürchterlich gelehrten Schularbeiten nicht immerfort in Anspruch genommen war. Dann lehrte er die kleine Wanda allerlei nützliche und ergötzliche Sachen; er zeigte ihr, wie man aus Papier schöne Lichtmanschetten ausschneiden könne, wie man durch künstliche Zusammenfaltung eines Papierblattes Schiffe, Sterne, Mützen und alles erdenkliche andere machen, wie man aus Pappe und buntem Glanzpapier reizende Kästchen zusammenkleistern und aus Cigarrenkisten große Segelschiffe bauen könne, und noch viel des Schönen und Brauchbaren mehr. So war es geblieben bis Fritz Lauter, gezwungen die hochfliegenden Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft als Bruder Studio und später gar als Doktor und Professor aufzugeben, in die Lehre kam.

Dann war er den ganzen Tag, von früh um halb sieben Uhr bis abends gegen acht Uhr von Hause abwesend gewesen; es war ihm also für seine kleine Spielgefährtin fast gar keine Zeit übrig geblieben, und kaum war er ein Jahr in der Lehre, so verkaufte Herr Alster sein Haus zum Abbruch an die Eisenbahngesellschaft und zog ins Thal, wie die vornehme Vorstadt kurzweg genannt zu werden pflegte, während Frau Lauter mit ihren Kindern weiter hinauszog in die Obervorstadt, wo es noch kleinere Häuser und billigere Wohnungen gab. Seit dieser Zeit hatte Fritz die kleine Wanda nur noch zwei oder dreimal gesehen. Einmal hatte er bei Herrn Alster im Auftrage seiner Mutter Besuch gemacht. Die kleine Wanda kam ihm, wie immer, in kindlicher Herzlichkeit entgegen und freute sich, daß ihr die Thränen in die dunkeln Augen traten, über das Wiedersehen. Auch Herr Alster war nicht unfreundlich, aber er war so vornehm geworden, er erkundigte sich mit so kühlem Wohlwollen nach dem Befinden von Fritzens Mutter, er meinte, Fritz hätte gar nichts besseres thun können, als Buchdrucker zu werden — kurz, er benahm sich und sprach so, daß es Fritz garnicht wohl wurde in der Nähe des Mannes, der ihm und den seinen, wie er fühlte, jetzt fern, ganz unendlich fern stand. Dazu kam die für Fritz unerhört prächtige Ausstattung der Wohnung; die dicken Teppiche auf dem Fußboden, die den Tritt bis zur Unhörbarkeit dämpften, und die kostbaren, hellleuchtenden Möbelstoffe — das alles war ihm so ungewohnt, kontrastirte so grell mit der ärmlichen Ausstattung der Behausung seiner Mutter, daß es den muntern Burschen fast beängstigte.

So gern Fritz auch seine kleine Freundin recht oft wiedergesehen hätte, konnte er sich doch nicht überwinden, noch einmal das schöne Haus im Thal zu betreten, zumal Herr Alster ganz vergessen hatte, ihn dazu einzuladen. Ein paarmal begegnete er Wanda dann noch im Laufe der nächsten Zeit auf der Straße und wechselte mit ihr einige freundliche Worte, aber sie waren einander doch allmälich auch fremder geworden und die alte Kinderfreundschaft schien nur im Gedächtniß und nicht mehr im Herzen aufbewahrt bleiben zu sollen.

Als dann Fritz in die Fremde gegangen war, hatte er das kleine blonde Mädchen fast auch aus der Erinnerung verloren, und es wäre wol überhaupt nur dann, wenn er mit seinen Gedanken in seine Kinderzeit zurückkehrte, vor seinem Geistesauge flüchtig emporgetaucht, und auch dann nur als ein freundlich lächelnder Schatten ohne feste Gestalt und bestimmte Umrisse, wenn nicht urplötzlich jenes Ereigniß eingetreten wäre, welches neulich in der Druckerei von Gandersberg u. Komp. so großes Aufsehen erregt hatte.

Wanda Alster war, wie fast täglich, in ihrer eigenen kleinen Gondel, die ihr der zärtliche Vater zum Geburtstage geschenkt hatte, allein auf dem Schloßteiche spazieren gefahren und im Begriff gewesen, die Gondel an einer buschumgebenen, einsamen Uferstelle zu verlassen, wo das Schifflein an einen Pflock angeschlossen zu werden pflegte, — als sie ganz unerwartet und plötzlich die Gestalt eines jungen Mannes auftauchen sah. Ein wenig erschrocken wich sie einen Schritt zurück, trat dabei auf den Rand der Gondel

— dieser gab nach — Wanda wankte und fiel mit lautem Aufschrei ins Wasser.

Hatte Fritz Lauter schon aus dem Gesicht der ihm eben so unvermuthet gegenübertretenden Mädchenerscheinung ein bekannter Zug entgegengeleuchtet, so klang ihm die Stimme gar wohlvertraut an das Ohr. Aber der Unfall des jungen Mädchens ließ ihm nicht Zeit zur Ueberlegung, wo und wann im Leben ihm dasselbe schon begegnet sein könnte.

Mit einem einzigen Rucke hatte er Hut und Rock abgeworfen und war, wenn auch nicht gespornt, wie Herr Därmig behauptet hatte, so doch in der That gestiefelt ins Wasser gesprungen. Das Rettungswerk hatte gar keine Schwierigkeiten gehabt. Wanda war nach einmaligem Untertauchen sofort wieder über Wasser gekommen und hatte sich an die Gondel anklammern können. Hätte Fritz mit Ruhe die Situation überschaut, ehe er sich dem Mädchen nachgestürzt, so würde er eingesehen haben, daß er die Gondel erreichen und sie mit Wanda ans Ufer ziehen könnte, ohne nur einen Finger naß zu machen. So hatte er — nicht minder kurzen Prozeß machend — ihre Taille umschlungen und war mit einer einzigen Schwimmbewegung wieder am Ufer gewesen. Für ein Salondämchen wäre es nach solch einem, im Grunde kleinen Unglück nunmehr die höchste Zeit gewesen, graziös in Ohnmacht zu fallen. Wanda war aber auch im Salon ihres hoch emporgekommenen Vaters die ursprüngliche Natürlichkeit nicht abhanden gekommen; sie dachte an keine Ohnmacht, sondern schaute, nachdem sie rasch den ersten Schrecken überwunden hatte, ihrem jungen Retter hell und dankbar ins Auge, ohne Acht darauf, daß er sich eigentlich viel mehr Mühe um sie gegeben, als es unbedingt nöthig gewesen wäre. Und da — wie ein Jubelruf quoll es über ihre frischen Lippen, wie die herzensfrohe Begrüßung eines langentbehrten, heiß ersehnten Freundes:

„Fritz, lieber, lieber Fritz!“ Und Fritz schlug ein in die kleinen Hände, die sich ihm entgegen streckten, denn auch er hatte die Jugendgespielin erkannt und auch ihm war das Herz aufgegangen in der Freude unverhofften Wiedersehens. Seine ganze Kindheit hatte sich wie mit einem Schlage wieder vor ihm aufgethan, als er ihre Stimme hörte, ihr in die dunkelblauen Augen schaute und diese kleinen weißen Hände in die seinen schloß.

Freilich konnte er sich dem Glücke, das ihn so plötzlich überkommen, nicht länger als einen Augenblick hingeben. Wandas und seine Kleider troffen von Wasser, und nur sein im Ufergrase liegen gebliebener Rock bot für die erstere eine trockene Umhüllung. So liefen sie denn ohne ein Wort mit einander zu reden, aber Hand in Hand, wie sie es als Kinder immer gethan, so rasch als es gehen wollte, nach der kleinen Hinterpforte des parkähnlichen Gartens, dessen üppige Vegetation Herrn Alsters schönes Haus von allen Seiten umwogte. Im Garten trafen sie auf die Verwalterin und Repräsentantin des Alsterschen Hauswesens, die ziemlich bejahrte Wittwe eines Arztes. Das Entsetzen der gutmüthigen und ihrer Pflegetochter von ganzem Herzen zugethanen Frau über den Anblick, den Wandas durchnäßte Toilette bot, ließ sich durch des jungen Mädchens eifrige Versicherung, daß sie sich ganz wohl fühle und der ihr zugestoßene Unfall ohne Bedeutung sei, nicht beschwichtigen. Sie dankte Fritz in flüchtigen Worten für sein tapferes Verhalten und drückte eben so hastig ihre Freude darüber aus, daß es grade einem Kindheitsfreunde ihres Schützlings vergönnt gewesen sei, diesen aus dem gefährlichen Elemente zu retten; dann aber empfahl sie Fritz der Obsorge eines auf ihren Ruf herbeigeeilten Dieners und entführte Wanda fliegenden Schrittes nach deren Schlafgemach.

Dann nur noch einen letzten dankenden Blick und die zärtliche Bitte: ja, ganz bestimmt in den allernächsten Tagen sie und Papa, der heute verreist sei und ihn auch noch in sehr freundlichem Gedächtniß habe, zu besuchen, und Wanda war vor den an der lieblichen Mädchengestalt wie gebannt haftenden Blicken unseres Fritz verschwunden. Der Diener, welchen die Frau Doktor — den Namen der Verwalterin, Winter, ersparten sich die Hausgenossen gewöhnlich — mit Fritz allein zurückgelassen, war eine brave Haut und in seinem Benehmen ein wenig besser, als man die echten Bedientenseelen zu schildern pflegt. Er kannte nicht, wie diese seine Durchschnittskollegen, nur zwei Sorten Menschen — solche, die sie für höher gestellt als sie selber anerkennen müssen und denen sie deswegen in tiefster Demuth ersterbend gegenübertreten, und solche, denen sie eine höhere Stellung nicht zuerkennen und die sie, gewissermaßen zur Entschädigung für jenen Demuthszwang, nach Möglichkeit grob, malitiös und niederträchtig behandeln.

Die Menschenbeurtheilung und -Behandlung Augusts — Herr Alster nannte ihn, seit er heimlich die Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefe, im allgemeinen ziemlich vergeblich, studirt hatte, Ohschüßt — zeigte sich vielseitiger und humaner. Den Höhergestellten nahte natürlich auch er ungeheuer respektvoll, aber die nicht Höhergestellten schied er in zwei Klassen — in solche, die er als sich selbst gleichberechtigt betrachtete und denen er ungeheuer gemüthlich entgegenkam, und in die andern, deren materielles Untergeordnetsein ihm gar zu grell in die Augen fiel, und die er denn auch vermöge seines hochentwickelten Würdegefühls nur sehr von oben herab zu traktiren vermochte.

Fritz Lauter nun imponirte ihm, obschon das gnädige Fräulein denselben höchst befremdlicher Weise mit du angeredet hatte, keineswegs als ein vom Schicksal besonders bevorzugter Mensch, aber so halbwegs gleichberechtigt kam er ihm doch vor.

Daher wollte er ihn mit aller Gewalt in sein Souterrainzimmerchen schleppen, ihm seinen schönen wattirten Schlafrock anziehen — welches vortreffliche Kleidungsstück er sich selber täglich nach 10 Uhr Abends, wenn nicht zufällig Besuch bei seiner Herrschaft war, zu seinem besondern Behagen anthat — und mit ihm ein paar Glas steifen — Grog nämlich — zur Stärkung und Erwärmung, auch seiner eigenen solcher Labe stets bedürftigen Person, schlürfen.

Fritz Lauter aber schlug alles dies aus; nur die Droschke ließ er sich gefallen, die der brave August schließlich zu seiner Heimbeförderung herzupfiff, und eine wollene Pferdedecke, in die er ihn, wie eine Mutter ihr Kind, sorglich einwickelte, und dann fuhr er ohne Aufenthalt, seltsam erregt und bewegt, nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben der Erde.

Von C. Fehleisen.

(Fortsetzung.)

Von dieser schimmernden Vegetation der Gnomen und Zwerge sagt Quenstedt: „Da, wo Griechen die lebensmüden Schatten der Unterwelt hinsetzten, dämmert, abgewendet vom Lichte, die erste Morgenröthe der organischen Schöpfung; die todte Substanz kämpft gegen das mechanische Gesetz der Schwere, sie wächst zu Formen, die wir Kristalle nennen. Natur macht keine Sprünge, sondern vermittelt soweit es nur möglich ist, und Kristalle bilden die Brücke, welche das Todte mit dem Lebendigen verbindet, auch sie entstehen, wachsen und vergehen. Vieles hat sich in der Vorzeit gebildet, was heute die Erde nicht mehr hervorbringen kann, manche Edelsteine und Kristalle gibt es, deren Entstehungsbedingungen ebenso räthselhaft sind und ebensowohl aufgehört haben, wie die mancher vorweltlichen Thiere, andre bilden sich noch heute und wachsen im Erdschoße durch Jahrhunderte fort, wie Bergkristalle, Stalaktiten, Erze und selbst gediegene Metalle.“

Die mineralischen Substanzen, welche sich aus ihren wässrigen Lösungen weder in Hohlräumen des Erdinnern, noch bei dem Austritt der Quellen an die Tagesoberfläche abscheiden, werden den Bächen und Flüssen und von diesen dem Meere zugeführt; ihre Quantität erscheint auf den ersten Blick sehr unbedeutend, stellt sich jedoch in ihrer wahren Größe dar, sobald man die enormen Wassermassen in Betracht zieht, welche stetig dem Ozean zuströmen. Da Flüsse wie der Rhein, die Donau, die Rhone und die Elbe mindestens $^1/_{8000}$ mineralische Substanzen in aufgelöstem Zustande enthalten, so führen sie dem Meere in 8000 Jahren soviel zu, als das Gewicht ihrer jährlichen Wassermasse beträgt, — genügende Mengen, um im Laufe längerer geologischer Zeiträume das Material der mächtigsten Kalkstein- und Gypsformationen zu liefern.

Im Meerwasser selbst sind bis jetzt, abgesehen von Sauerstoff und Wasserstoff, sowie organischen Substanzen, ungefähr 30 der


1545 HANS SACHS N ALTER 51



Der Zeustempel in Olympia in seiner ursprünglichen Gestalt. (Seite 22.)

bekannten Grundstoffe nachgewiesen worden, von diesen sind Chlor, Schwefel, Calcium, Kalium, Natrium und Magnesium die wesentlichsten und betragen $3,_5$ bis $3,_{85}$ Prozent desselben.

Der Gehalt desselben an festen Bestandtheilen ist ein konstanter und schwankt nur lokal infolge der ungleichen Verdunstung, der Schmelzung großer Eismassen in den Polarzonen und des Zuflusses großer Ströme. Ein bedeutender Unterschied besteht zwischen dem Salzgehalt des Ozeans und demjenigen solcher Binnenmeere, welche zwar Zuflüsse, aber keine Abflüsse besitzen und sich der zuströmenden Wasser nur durch Verdunstung entledigen; infolge davon konzentriren sich nach und nach die ihnen in starker Verdünnung zugeführten Mineralsubstanzen, wie dies namentlich im großen Salzsee in Nordamerika und im todten Meere der Fall ist.

Wie erfolgreich das Wasser seiner Aufgabe nachkommt, dem Innern der Erdrinde Material zu entziehen, ergiebt sich nicht allein aus der Quantität seiner Absätze und des mineralischen Gehaltes des Fluß- und Meerwassers, sondern in augenscheinlicherer Weise aus dem Massenverluste des Gebirgsinnern selbst, ferner aus dem Einflusse dieser Volumverminderung auf die Lagerungsverhältnisse der über den betroffenen Punkten liegenden Schichten, sowie auf die Gestaltung der Erdoberfläche. Die auffälligsten derartigen Erscheinungen sind Bildungen von Höhlen und infolge des Zusammensturzes derselben Erderschütterungen, Schichtenstörungen und Erdfälle. Zahlreiche lokale Erdbeben, wie sie kalk- oder gypsreiche Gegenden heimsuchen, scheinen durch derartige Einstürze und Senkungen erzeugt zu werden. Hierher dürfte das Erdbeben des Visp-Thales in Wallis im Juli und August 1855 zu rechnen sein, welches über einen Monat andauerte und die Bildung von Spalten in anstehenden Gesteinen, in Kirchen und Häusern, den Einsturz von Mauern und das Herabrutschen von Felsmassen zur Folge hatte. Da in jener Gegend nicht weniger als 20 gypsführende Quellen bekannt sind, deren jede dem Erdboden im Laufe eines Jahres über 200 Kubikmeter Gyps entzieht, so liegt es nahe, in der massenhaften Entführung dieses Gesteines und den dadurch bedingten Einstürzen die Ursache dieses wie zahlreicher anderer Erdbeben zu suchen, deren im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte in der Schweiz 1019 beobachtet wurden. Auch das von Höhlen und Grotten total unterminirte Karstgebiet gehört zu den am meisten von Erdbeben heimgesuchten Gegenden, so daß man diese Erderschütterungen nur dem Einsturz solcher Hohlräume zuschreiben kann.

Eines der lehrreichsten und großartigsten Beispiele der erodirenden, d. h. zerfressenden und zerstörenden Thätigkeit des Wassers liefert die Elbe; das Labyrinth von grotesken Felsmassen wie sie die sächsische Schweiz bilden, war ursprünglich eine monotone Ebene von horizontal liegenden Sandsteinen und dehnte sich im Niveau des Königsteines und Liliensteines gleichförmig aus. Auf diesem Plateau strömte die Elbe, damals augenscheinlich noch der Abfluß eines böhmischen Seebeckens, und stürzte sich ungefähr in der Gegend von Pirna über den steilen Rand des Sandsteinterritoriums, welches sich dort aus dem Flachlande erhebt. Ihre Wogen unterwühlten das Gestein, es brach zusammen, der Wasserfall rückte stromaufwärts und zog sich unaufhaltsam mehr und mehr in das Sandsteinplateau hinein, bis er dieses ganz durchschnitten hatte und bis oberhalb Tetschen der letzte Damm des böhmischen Elbsee's zusammenstürzte und der See sich durch die tiefe Schlucht entleerte. Das neue Bett der Elbe liegt über 270 Meter tiefer als das ursprüngliche. Durch diese Niveauveränderung erhielten auch die Nebenflüsse des Hauptstromes neue Gelegenheit zur Ausübung ihrer Fallthätigkeit, ihre früher nur oberflächlichen Wasserläufe schnitten sich tief in den Sandstein zu jenen Schluchten ein, welche sich heute in labyrinthischem Gewirr zwischen den unberührt gebliebenen Felspartien, den Ruinen eines zerstörten Landstriches, hindurchwinden.

Aehnliche Beispiele bieten die Niagarafälle, welche jährlich um zirka $\frac{1}{3}$ Meter rückwärts schreiten und nach der Berechnung Halls und Lyells in 70,000 Jahren den Erie-See erreicht haben, mithin verschwunden sein werden; die sog. Kanons des Kolorado und anderer Flüsse in den Hochebenen Kaliforniens und Neu-Mexikos; der Rheinfall bei Schaffhausen, der endlich die Jurakalkbänke bis zum Bodensee durcharbeiten und dann den Bodensee entwässern wird. Wie schnell das Wasser arbeiten kann, beweist eine durch den Simeto in Sizilien verursachte Schluchtenbildung; dieser Fluß wurde im Jahre 1603 bei einem Ausbruch des Aetna durch einen Lavastrom abgedämmt. Jetzt, nach $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten, hat er sich durch den harten Basalt bereits einen Kanal von 20 bis 35 Meter Tiefe und 12 bis 18 Meter Breite gewühlt.

Sehr häufig erhöhen aber auch die Ströme ihr Bett, namentlich dort, wo die Flüsse aus Gebirgen in die Ebene treten und die bis dahin starke Neigung der Flußbette und deshalb die Stromgeschwindigkeit und Transportfähigkeit der Gewässer eine geringere wird. Die Gerölle setzen sich ab und infolge dieser Ablagerungen erhöhen die Ströme allmälich ihr Bett, versanden, brechen über ihre Ufer aus und graben sich ein neues Bett. Um dies zu verhüten und sich und ihre Fluren vor derartigen Ueberschwemmungen zu sichern, dämmen die Bewohner der Stromthäler die Ufer der Flüsse ein und erhöhen diese Dämme in demselben Verhältnisse, in welchem sich der Boden der Ströme erhebt; so ereignet es sich, daß nicht nur der Spiegel der letzteren, sondern sogar der Grund des Flußbettes allmälig ein höheres Niveau erhält, als die beiderseitigen Thalebenen. Dies ist z. B. beim Po der Fall, welcher sich im Laufe der Zeit so sehr über die Niederung erhoben hat, daß jetzt das Niveau der Stadt Ferrara unter dem des nahen Po-Bettes liegt.

Dort, wo die Flüsse ihre Wassermassen in Seen oder in das Meer ergießen, bilden sich unter gewissen Bedingungen durch den Absatz mechanisch fortgeführten Gesteinsmateriales sog. Delta's. Diese bestehen aus abwechselnden Sand-, Kies- und Lehmlagen, welche eingeschwemmte Reste von Pflanzen, Land- und Süßwasserthieren einschließen und z. B. regelmäßige, zum Theil aber auch, namentlich bei an Hochfluthen reichen Strömen höchst verworren gelagerte Schichten bilden. Deltabildungen setzen einen flachen, wenig geneigten Meeresgrund an den Flußmündungen voraus, welcher durch einen Uferwall von dem offenen Meere geschieden ist. Dadurch werden Lagunen gebildet, in welche vom Flusse Sand, Schlamm und schwebende Theilchen geführt und dort in ähnlicher Weise wie in einem ruhigen Binnensee abgelagert werden. Durch fortgesetzte Niederschläge werden die Lagunen allmälich ganz oder theilweise ausgefüllt, so daß sich der neugebildete Boden im Laufe der Zeit über das Meeresniveau erhebt und ein flaches, von sich verzweigenden Flußarmen durchfurchtes und seichte Seen, die Ueberreste der Lagunen, umfassendes Land bildet. Die bedeutendsten Deltas sind die des Rheines, der Rhone, des Po, der Donau, des Nil, des Ganges und des Mississippi.

(Schluß folgt.)

Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung.

Literarhistorische Skizze von **M. Wittig.**

(Fortsetzung.)

Mächtig aber arbeitete diese Zeit vorwärts auf dem Gebiet der schönen Form, welche bis tief ins 13. Jahrhundert hinein allen diesen Erzeugnissen eigen ist. Die Dichter, meist mittellose, unbegüterte kleine Adelige, bieten häufig ein nicht gerade anmuthiges Bild literarischen Parasiten- und Hofschranzenthums, welches nach Belehrung, Unterhalt, Speis und Trank, ja sogar nach abgelegten Röcken und Mänteln hascht, wofür sie den Preis ihrer Gönner in die Lande hinausposaunen. Boten und niedere herumziehende Sänger, „fahrende Leute", trugen diese Lieder in anderer Herren Länder und machten — öffentliche Meinung. In solcher Mäcenaten- und Beschützerrolle zeichneten sich besonders der Thüringer und der Wiener Hof unter den babenbergischen Herzögen aus; mit Rudolph dem Habsburger änderte sich das freilich, er schlug aus der Art und ein Zeitgenosse, der bürgerliche Dichter Meister Stolle, rühmt ihm zwar alle möglichen Mannes- und Herrschertugenden nach, in jeder Verszeile aber kehren regelmäßig, wie das ceterum censeo des alten Cato, die Worte wieder: „aber er gibt nichts!"

Die Sänger forderten eben Gaben als ihr gutes Recht und diese Anschauung hatte ihren inneren historischen Grund in dem

alten Gefolgschafts- und Lehnswesen, wo auch die Parole galt: Kein Geld, kein Schweizer. Weß Brot ich eß, des Lied ich sing. Ganz wie bei unserer heutigen Presse. Damals war die Sache nur nicht ganz so unsittlich: sehen wir doch selbst Walther von der Vogelweide, der als sittlicher Charakter sicher eben so hoch zu stellen ist wie als Künstler, diesem Grundsatz zum Theil huldigen.

Walther, der 1160—1230 lebte, kann uns als Beispiel solcher fahrender Sänger dienen. Seine politischen Lieder geben den reichsten und herrlichsten Stoff für eingehendere Untersuchung und Schilderung. Wohl preist auch er die Milde, d. i. Freigebigkeit einzelner Fürsten, tadelt aber doch das tolle Treiben der mittelalterlichen Geniewirthschaft am thüringer Hofe bei dem Landgrafen Hermann (regierte 1195—1215). Dabei behielt er aber immer das Ganze im Auge und klagte über die heillose Verwirrung und Schwäche des deutschen Reiches; bei tiefer Religiosität kämpft er männlich gegen des Papstes Anmaßung und die Peterpfennigbrandschatzung, gegen den damals schon verrotteten Klerus, seine Gleißnerei und Weltlichkeit, ja selbst den Engeln, den Heerschaaren des Himmels, kündigt er Fehde und versagt ihnen seinen Lobpreis, so sie, die die Macht dazu haben, sich der Christenheit nicht annehmen wollen.

Auch redet er den Großen der Welt mit männlich biederen und derben Worten ins Gewissen und allem Volk legt er Hochachtung vor Ehre, Zucht und Sitte ans Herz. Walther feierte dankbar Herzog Friedrich von Oestreich, den älteren Sohn Leopolds IV., der ihm viel gewesen zu sein scheint. Da Friedrich starb (1198 auf der Kreuzfahrt) drückte er, wie er selbst singt, seine Kraniche (Schnabelschuhe) tief in die Erde, da schlich er wie ein Pfau und das Haupt hängt er nieder bis auf die Knie. Darnach tritt er kräftig ein für Philipp von Schwaben, dessen Krönung (1198) er hocherfreut verherrlicht und ihm guten Rath ertheilt. Er rügt freilich an ihm zu geringe „Milde“: „Königes Hand soll löcherig sein“; und dabei wird an Sultan Saladin, diesen merkwürdigen orientalischen Fürst erinnert, der mit seinen klösterlichen Mitteln so wohlthätig schaltete, daß bei seinem Tode nicht Geldes genug in der Schatulle war, um ihn zu bestatten. Des Landgrafen Hermann von Thüringen war schon gedacht. Im Streite zwischen Otto IV. und Friedrich II., erst Otto dann Friedrich zufallend (weil er ungeachtet und unbelohnt blieb in des ersteren Diensten), schilt er jenen den bösesten Mann und schlägt sich auf die Seite des zweiten. Der wandermüde Dichter sehnt sich nun endlich nach festem Sitz, nach einem Reichslehn, das er auch nach langem Hoffen von Friedrich II. im Jahre 1220 erhält. Den Papst Gerbert, als Nachfolger Petri Sylvester II. genannt, tadelt er heftig wegen weltlicher Macht, Anmaßung und Aussaugung der deutschen Lande und wegen Mißbrauches und Bestechlichkeit in der geistlichen Gerichtsbarkeit, in geistlichen Lehns- und anderen Streitigkeiten, Rügen, die tausendfachen Widerhall erweckten und nicht wirkungslos blieben.

Den Kaiser Friedrich mahnt er zum Kreuzzug, vielleicht hat der Dichter den Zug vom Jahre 1228 selbst mitgemacht; ein ander mal zur Herstellung des Friedens und der Ordnung im Innern des Reichs.

Welch eine Fülle schöner Dichtungen von diesem einen Mann, neben dem unzählige andere wirkten, deren Lieder, nur von nächstem Interesse für ihre Zeit, uns nicht ebenso zahlreich erhalten sind; sie zeigten gewiß auch weniger hohe Kunst. Uns genügt Walther als Typus des politischen Dichters jener Zeit.

Damit man aber den Glauben an die Wirkung solcher Sänger gewinne, erinnern wir nur an den Troubadour*) Bertran de Born (1145—1210), der durch seine Sirventes, Rüge- und Kriegslieder einen ungeheuren Einfluß auf die politischen Verhältnisse seiner Zeit ausübte. Ganze Provinzen, ja selbst des französischen Königs Söhne wiegelte dieser mit einem Liede auf, welches seine Sängerboten in den Landen verbreiteten. So groß war die Macht der Dichtersänger jener älteren Zeit, und man begreift, daß sie ein Faktor waren, mit dem gerechnet werden mußte, ihr Lob konnte ungemein viel nützen, ihr „Schelten“ ungemein verhängnißvoll für den Gescholtenen werden.

Dichtersänger nannten wir diese Leute, denn sie verfertigten nicht nur den Text, „die Worte“, sondern auch die Melodie, „die Weise“ und waren somit die Hauptvertreter der hehren Kunst.

Nicht eigentlich Lieder, weil nicht gesungen, gehören aber doch auch hierher die „Sprüche“, längere oder kürzere, meist in sogen. Knüppelversen abgefaßte Gedichte, welche ihren Namen daher hatten, daß sie von Spruchsprechern, Wappendichtern, später Schnepperern oder, wie diese lebendigen Zeitungen jener Zeiten sonst hießen, gesprochen, zum Theil auch, wenn der Bote neuer Märe lesen konnte, gelesen wurden. Auch diese Boten waren Fahrende wie die wandelnden Neuigkeitsrepertorien der Ritterzeit; viele dieser Sprüche schließen mit dem formelhaften Abschied „alde, ich var dahin“ oder „jez far ich von euch, dahin“. Sie „liefen“, wie der Kunstausdruck lautet, in allen Ländern herum; mit ihren Sprüchen, die meist ihre eignen Machwerke waren; ein hörlustiges, neugieriges Publikum fanden sie ja überall, da das Leben damals bei weitem mehr ein öffentliches war, als das heutige. Die Lust und Freude an dem Hören solcher Vorträge und deren Eindruck war so gewaltig, daß Eschenloer in seiner Geschichte der Stadt Breslau, welche die Jahre 1440—79 umfaßt, bei Erwähnung eines 1457 erlassenen Rathsverbotes gegen die Schmähgedichte der katholischen Geistlichkeit gegen Podiebrad bemerkt: „ie mehr und mehr erhuben sich neue Gesenge und Gedichte in den Kretschamheusern (Herbergen) und die Prediger waren dabei helfende, daß kein Ratman noch kein weiser Man darwider mehr reden durfte.“ Die Freude des Singens und Sagen, sowie die Lust zum Zuhören ließ sich eben nicht ausrotten. Ueber die weite Verbreitung solcher Berichte führen wir die Klage Schärtleins an: „Es haben die Grafen mich und die Meinigen schmählich mit Liedern und anderen Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk gebracht, auch vor die kaiserliche Majestät, vor Kur- und andere Fürsten, Grafen und Herren.“

In einem Spruche aus dem Jahre 1400 haben wir auch ein glänzendes Zeugniß, wie sehr diese Dichter und Spruchsprecher sich als Träger der öffentlichen Meinung fühlten. Ihre Aufgabe als öffentliche Censoren und Sittenrichter, als Aufrechterhalter ehrlichen guten Brauches, als Kenner dessen, was ritterliche Sitte erheischt, ist ihnen vollkommen klar. Sie kannten die ritterlichen Gebräuche, das ganze ungeschriebene Gesetzbuch ritterlicher Zucht und Sitte und auch in ihrem Namen „Herold“*) klingt etwas davon nach. Doch zu unserem Spruche.

Im Mai 1400 war ein Fürstentag zu Frankfurt versammelt, auf dem es sich um die Absetzung König Wenzels als eines Entgliederers des Reiches handelte und wo bei einem dazwischen fallenden himmelschreienden Frevel der Erzbischof von Mainz die Hand im Spiele hatte, der überhaupt in jenen Wirren eine große Rolle spielte. Beim Wegreiten von der Fürstenversammlung war nämlich Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg im waldeckschen Gebiete von Verkappten überfallen und erschlagen worden. Darüber verfaßte ein Dichter, der sich Königsberg nennt, einen Spruch, in dem er schildert, wie er fern von dem Treiben der unruhigen Welt „auf einem Anger wohlgethan“ (auf einem schönen Anger) spazieren ging und ihm ein außermaßen schönes Weib begegnete. Sie grüßt ihn zu seiner Verwunderung mit Nennung seines Namens und sagt ihm, sie sei auf Botschaft zu ihm gesandt, um seinen ritterlichen Dienst zu erbitten für sechs hehre Frauen. Sie sei Frau Gerechtigkeit genannt und werde mit ihren edlen Freundinnen Frau Ehre, Frau Treue, Frau Wahrheit, Frau Maße**), Frau Tugend und Frau Reine Zucht so hart bedrängt, daß sie wohl die Flucht antreten müßten aus deutschen Landen. Ihre Feindin die Frau Schande habe jetzt da zu große Gewalt und nun solle er, der Dichter und Herold, der Träger der öffentlichen Meinung und Wahrer von echter Zucht und Sitte, der „zum Wappen geschworen habe“, seine Stimme erheben ob schnöden Rechts- und Friedensbruches, der an Herzog Friedrich begangen worden sei. Der Dichter antwortet: „er möchte der Rede erlassen sein“, er möchte sonst arg an seinem Leibe zerschlagen oder lebendig begraben werden, wenn er „zu viel Wahrheit sage“. Ein Stückchen mittelalterliche „Preßfreiheit“

---

*) Die Troubadours, welche zum Theil mächtig auf unsere deutsche Dichtung einwirkten, waren die auch meist ritterlichen Sänger in Frankreich. Hingewiesen sei hier auf die verdienstvollen Werke von Diez: „Die Poesie der Troubadours“, Zwickau 1826 und „Leben und Werke der Troubadours“, ebenda 1829, welche obige Thatsache aufs klarste beweisen.

*) Herold hängt zusammen mit Heraldik, was freilich jetzt blos noch Wappenkunde bedeutet, das Wort Herold aber greift tiefer und umfaßt die Kenntniß alles dessen, was einem Ritter, jenem deutschen Mannesideale ziemt; später verengt sich der Begriff Herold.

**) Die in allen Dingen das rechte Maß hält, Besonnenheit, entsprechend der Sophrosyne, einer der vier Haupttugenden der alten Griechen.

mit Gänsefüßchen! Man möchte gern genauere Zeugnisse für diesen Punkt haben! Vielleicht finden sich noch Belege für derartige Strafen an solchen, die „zu viel Wahrheit sagen!" Unser wackerer Königsberg sagt es aber eben doch in seinem Spruch. Auf die Frage: was hat den Frevel gethan, läßt er Frau Gerechtigkeit antworten: „Von Menze (Mainz) Bischof Johann!" Groß, kühn und edel waltet hier der Dichter seines Strafamtes! Die Gefahr, welche mit einer solchen schweren Beschuldigung gegen Mächtige allezeit verbunden war und noch ist, deutet er allerdings nochmals mit der zweifelnden Gegenfrage an Frau Wahrheit an: Was? der Mainzer „soll mit der Frau Schande getanzet han?"

„Diese Bosheit ist Geschicht", d. i. Thatsache, wirklich geschehen, antwortet streng Frau Gerechtigkeit und erinnert ihn zum zweiten mal an seinen Schwur als Wappendichter und Herold. Er antwortete: „Ja ich habe es geschworen, wer da wohl thut, den setze ich fort (d. h. hinauf an die Ehrenplätze bei Tafel oder sonstwo) und wenn ich weiß ein' Bösewicht, den setze ich bei kein' Guten nicht". Dem folgt nun der erneute Auftrag, mit Wort, Lied und Spruch zu brandmarken die Mordbuben, die „han Frau Schanden Schwert so schändlich lassen schneiden." Folgen die Namen der heimtückischen Mörder. Die Fürsten, in deren Land der Frevel geschah, sollten dazu thun, daß die Unthat gerächt werde, sonst seien sie meineidig. Zum Schluß entgegnet der Dichter noch einmal:

Jungfrau das mögt ihr sa'n (sagen)
Damit ich sei unschuldig an (daran).

Ueber unseren Königsberg schweigen die bis jetzt bekannten Quellen, freilich möchte man gern wissen, ob er von dem Priester der Religion der Liebe, dem Mainzer Bischof oder einem anderen der erlauchten Mordgesellen zu einem Opfer mittelalterlicher „Preßfreiheit" auserkoren und in der von ihm selbst geschilderten Weise behandelt worden ist. Für gewiß läßt sich aber annehmen, daß diese furchtbare Anklage gewaltige Aufregung hervorgerufen und wie ein Lauffeuer durch die deutschen Gaue gegangen sein muß.

Aus einem Spruche Johann Schneiders für das Jahr 1492 ergibt sich auch, wie sehr man mit der öffentlichen Meinung, „der sechsten Großmacht", wie Napoleon sie nannte, schon damals zu rechnen wußte, indem weltliche und geistliche Fürsten, mächtige Städte und andere politische Körperschaften solche Sänger und Spruchsprecher zu gewinnen suchten, ja förmlich in ihrem Dienste anstellten. Schneider war nämlich zweimal in solcher Stellung, beim Herzog von Baiern und bei Kaiser Maximilian.

Und Stoff besonders zu ernsten Rüge- und Strafliedern bot jene Zeit übergenug.

Bei Tafel wurde von dem Herold einer symbolisch für unwürdig erklärt mit den anderen zusammenzusitzen, indem das Stück Tafeltuch ausgeschnitten ward, wo er saß, und an diesen Brauch anknüpfend, sagt ein Spruch:

Sollt man jetz solch Zipfel schneiden,
So mußte manches Tischtuch leiden!

Mit dem allgemeinen Niedergang verfiel auch die Poesie, die Wappendichter und Spruchsprecher sanken immer tiefer herab und verloren immer mehr bei dem Wankendwerden alles sonst in der sittlichen Welt Feststehenden ihren sittlichen Halt. Wohl merkt mancher, daß Ehre, Zucht und gute Sitte nirgend zu finden sei: der entfesselte Eigennutz, der Krieg aller gegen alle bemächtigte sich der ganzen Zeit und ließ sie nicht dazu kommen, die Welt organisch wieder aufzubauen und zu festigen. Schön spiegelt sich dies noch in einem Spruch, in welchem der „Bote" bei den verschiedenen Ständen herumfragt, wo Frau Gerechtigkeit zu finden sei. Bei einer Frau aus dem Volke beginnt er seine Umfrage, die ihn an den Bauer verweist, der wieder an die Bürger, diese an den Juden, der an die Ritter, diese an den Kaiser, an den Papst, kurz an Pontius und Pilatus, bis er zu den Gelehrten kommt, die ihn zu den „Alten", den Weisen schicken. Dort fragt er zuletzt an:

Ich habe gesucht viel vergangen Jahr',
Find ich die Gerechtigkeit bei euch? sagt wahr.

und erhält die Antwort:

Geselle, da können wir nicht von sagen
Denn sie wird auf diesen Tag begraben.

Nach dem Verfall des Ritterthums bildete sich durch Eintritt der Städte eine neue Gesellschaftsgruppirung, aber die neugegliederte Gesellschaft konnte sich noch lange nicht zu einem ordentlichen Ganzen zusammenfinden. Geistliche Fürsten, Aebte, Bischöfe und weltliche Herren, Herzöge, Fürsten und reiche mächtige Ritter, freie Bauern, und jetzt neuerdings die Städter waren ebenso viele Parteien, die sich immer einander in den Haaren lagen; und der „Allzeit Mehrer" und Erhalter des Reiches, der jeweilige Kaiser spielte dabei nur die kläglichste Rolle. Auch die verschiedenen Berufsstände, meist in Zünften vereinigt, feindeten einander an. Oft nahmen auch fahrende Schüler, die Vorläufer unserer heutigen Studenten, mit Armbrüsten und Steinen bewaffnet, das von Dorfbewohnern und Städtern mit Gewalt, was man ihnen, wenn sie bettelten, nicht freiwillig gab. In Freiberg, Zwickau, Chemnitz und anderen Orten erhoben sich die Bergleute und andere Schichten des werkthätigen Volkes gegen die „Schüler" und sangen ihnen Neck- und Schandliedlein zu, so eines vom „Johannes im Korb", welches 1510 und 1511 blutige Aufläufe und allgemeine Unruhe in einem großen Theil des heutigen Königreichs Sachsen hervorrief.

Die einzige Gewalt, die aus diesem Wirrwarr Nutzen zog, war die Souveränität der Landesherren, welche eifrig dafür sorgte, daß ja ein jeder auf seiner Scholle gehalten und ihm eingebildet würde: er sei die Welt. Die politische Kraft der Bürger ließ man nach diesem Grundsatz dem alten römischen divide et impera (theile und herrsche) sich selbst aufreiben und verzehren in der erbärmlichen Tretmühle der Standes- und Innungsinteressen; statt der Freiheit für alle gab man Sonderfreiheiten, Privilegien für einzelne Personen und Stände und verhinderte so ein Zusammenwachsen der verschiedenen Volkskräfte zu einer gebietenden Macht.

In diesem allgemeinen Drüber und Drunter konnte eine rechte echte politische Dichtung auch nicht gedeihen und erst die Reformation bringt die geistige Bewegung wieder in einen solchen Fluß, daß wirklich beachtenswerthe Dichtungen geschaffen werden, welche vom Geiste der öffentlichen Meinung durchweht und getragen sind, für deren echten Ausdruck gelten dürfen. (Schluß folgt.)

Das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde.

Von **A. M.**

„Der Wind bläset wo er will und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, noch wohin er fährt" sagt der Apostel Johannes. Jahrhunderte lang war dies der Standpunkt der Gebildeten und Ungebildeten, der Gelehrten und der großen Masse. Daß das Mittelalter sich nicht mit physikalischen und meteorologischen Untersuchungen abgab, war ebenso natürlich und erklärlich, als daß bei der gesammten geistigen und wissenschaftlichen Richtung des 16. und 17. Jahrhunderts — (trotz der bedeutenden Entdeckungen und Forschungen eines Kepler, Newton, Galilei, Toricelli, Guericke 2c. 2c.) — die biblische Ansicht als unumstößliche Wahrheit allgemeine Geltung behalten mußte. Erst als seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Forschung auf allen Gebieten der Naturwissenschaft vorherrschend wurde, kam man zu der Ueberzeugung, daß die Entstehung, Richtung und Verbreitung der Winde doch wohl bestimmten Gesetzen unterliegen müsse.

Die meteorologischen Beobachtungen (d. h. Beobachtungen in Bezug auf die Erscheinungen in der Atmosphäre — Luft und Witterung —) und Entdeckungen Franklins, Alexander v. Humboldt's, Leopold v. Buch's und anderer, durch deren Bemühungen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in ganz Europa, sowie in Amerika, ja selbst in Asien sog. meteorologische Stationen errichtet wurden, waren ein wesentlicher Fortschritt auf dem Wege zur Auffindung dieser Naturgesetze. Der Ruhm aber, das allgemeine Gesetz aus den unzähligen Beobachtungen herausgefunden und wissenschaftlich begründet, diese Riesenarbeit des Geistes vollbracht zu haben, gebührt allein dem vor wenigen Monaten erst verstorbenen Heinrich Wilhelm Dove, jenem Professor an der Berliner Universität, dessen Portrait die „Neue Welt" in Nr. 32 des letzten Jahrgangs gebracht hat. Gleich jeder anderen Flüssigkeit hat auch die unsere Erde rings umgebende Luft — die nebenbei bemerkt

aus 20,8 Raumtheilen Sauerstoff und 79,2 Raumtheilen Stickstoff nebst 2—5 Zehntausendtheilen Kohlensäure besteht — das Bestreben, das in ihr durch irgend eine Ursache gestörte Gleichgewicht fortwährend wiederherzustellen, eine Eigenschaft, durch welche die in der Luft vorhandenen Strömungen hervorgerufen werden. Durch den Einfluß der Sonnenwärme dehnt sich die Luft aus und wird spezifisch leichter, sie steigt in die Höhe und bildet einen aufsteigenden Luftstrom; horizontal von der Seite her zuströmende kältere Luft ersetzt die aufsteigende; letztere erkaltet in der Höhe wieder, wird dadurch schwerer und fließt nach den Gegenden, wo durch das Hinströmen nach der Wärmequelle gewissermaßen leere Räume entstanden sind.

Es erhellt daraus nicht nur, daß im allgemeinen Wärme und Kälte die Veranlassung zu jeder Luftströmung sind, sondern auch daß sich eine jede zuerst an der Stelle zeigt, an welcher das Gleichgewicht der Atmosphäre eine Störung erleidet, und daß sie sich von da rückwärts fortpflanzt. Ein Nordwind wird also früher in südlicheren Gegenden bemerkbar sein, als in nördlicheren. Man kann daher allgemein sagen: *Jeder Wind hat seine Ursache vor sich, nicht hinter sich*, oder ganz vulgär: jeder Wind wird gezogen, nicht geschoben. Nun wird selbstverständlich unter dem Aequator die Luft weit stärker erwärmt als nach den Polen hin, weshalb unter dem Aequator die warme, leichter gewordene Luft in die Höhe steigen, durch kältere von den Polen zufließende ersetzt werden, und in der Höhe erkaltet, wieder nach den Polen zurückströmen wird. Wir sehen daraus, daß, wenn die Erde im fortwährenden Zustande der Ruhe sich befinden und wenn nicht andere Einflüsse, z. B. die größere Erwärmung resp. raschere Abkühlung den großen Landmassen der Erde gegenüber den großen Wasserflächen und sonstige lokale Ursachen störend einwirken würden — wir im großen und ganzen nur *nördliche und südliche Luftströmungen* haben würden.

Wie entstehen nun die West- und Ost-Winde, sowie die betreffenden Uebergangsrichtungen?

Wenn eine Kugel um ihre Axe gedreht wird, so werden die einzelnen Punkte ihrer Oberfläche eine sehr verschiedene Geschwindigkeit haben, und zwar wird diese Geschwindigkeit am größten sein in der mittelsten Kreislinie der Kugeloberfläche von den Drehungspunkten an gerechnet, und wird nach diesen hin immer mehr an Geschwindigkeit abnehmen. Ganz so verhält es sich mit unserer Erde, die wir ohne Schaden im vorliegenden Falle als Kugel betrachten können. Denkt man sich parallel zum Aequator in regelmäßigen Zwischenräumen Kreise um die Erde beschrieben (sog. Parallelkreise), so wird deren Umfang, oder, was dasselbe ist, deren Halbmesser, immer kleiner werden, je mehr sie sich den Polen nähern. Da nun alle diese Kreise in der gleichen Zeit von 24 Stunden einen Umlauf vollenden, so werden natürlich auch die einzelnen Punkte der größeren Kreise, da sie einen längeren Weg zu durchlaufen haben als die der kleineren in derselben Zeit, eine weit größere Geschwindigkeit haben müssen, als die einzelnen Punkte der kleineren Parallelkreise. *Die Umdrehungsgeschwindigkeiten der einzelnen Punkte der Erdoberfläche verhalten sich demgemäß zu einander wie die Kreise, die sie um die Erdachse beschreiben*, oder aber: *wie die Halbmesser der Parallelkreise, unter denen sie liegen*; d. h. vom Aequator — dem größten Parallelkreise — nehmen sie verhältnißmäßig ab nach den Polen, wo die Geschwindigkeit am kleinsten oder gleich Null ist.

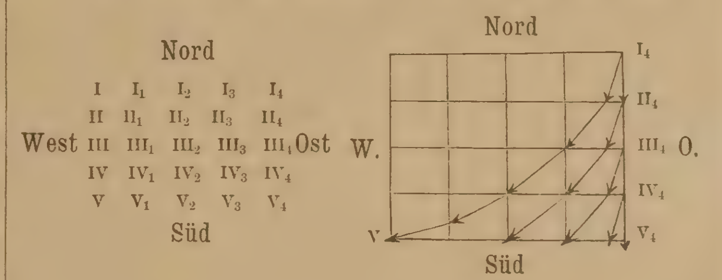
So lange nun die unsere Erde rings umgebende Luftmasse im Zustande der Ruhe ist, wird sie an der Drehungsgeschwindigkeit des Ortes der Erdoberfläche theilnehmen, über welchem sie sich befindet. Wird daher aus irgend einer Ursache die Luft in der Richtung der Parallelkreise selbst strömen, so wird die Drehung der Erde auf die Strömung der Luft überhaupt keinen Einfluß äußern, weil die Punkte der Erdoberfläche, nach welchen der Luftstrom geht, genau die Geschwindigkeit haben als jene, von denen er herkommt.

Es verursacht aber, wie wir sahen, die Sonnenwärme ein fortwährendes Abfließen der Luft von den Polen nach dem Aequator und umgekehrt. Im ersteren Falle kommt diese von Orten, deren Rotationsgeschwindigkeit gering, nach solchen, wo sie viel bedeutender ist. Kommt also ein Luftstrom mit geringerer Geschwindigkeit von den Polen herabgeflossen, so muß bei der Drehung der Erde von West nach Ost es uns scheinen, als ob derselbe uns aus östlicher Richtung entgegenkäme. Je weiter ein solcher Polarstrom nach niederen Breiten fortrückt, d. h. je weiter er in Gegenden eintritt, in denen die Drehungsgeschwindigkeit der Erde immer bedeutender wird, um so größer muß die Ablenkung des Luftstroms von der ursprünglichen (nord-südlichen) Richtung werden; mit anderen Worten: *je größer der Unterschied in der geographischen Breite des Ortes, an welchem der Anfangspunkt des Luftstroms ist von dem Orte, an welchem er gerade bemerkt wird, um so bedeutender wird die Ablenkung sein.*

Aus diesem allgemeinen Gesetze entstehen dann für die nördliche und südliche Halbkugel der Erde Bestimmungen, die wir nachstehend entwickeln wollen.

I. *Polarströmungen.*

1. Es sollen auf der nördlichen Erdhälfte von den Orten:



I — V unter demselben Meridian (den durch die Pole gehenden sog. Längenkreisen) liegen, I den nördlichsten, V den südlichsten bedeuten, I I_1 I_2 I_3 I_4 unter demselben Parallelkreise, und I den westlichsten, I_4 den östlichsten vorstellen, und die zwischen I—I_4 und V—V_4 befindliche Luftmasse aus irgend einer Ursache nach Süden — d. h. vom Pole nach dem Aequator — in Bewegung gesetzt werden, so wird, wenn die von IV—IV_4 ausgegangene Luft noch ziemlich aus Norden in dem Parallelkreise V—V_4 ankommt, die von III — III_4 ausgegangene Luft in V — V_4 schon eine etwas östlichere Richtung, die von II — II_4 ausgegangene noch weiter nach Osten sich gedreht haben, und endlich die aus dem Parallelkreise I — I_4 kommende in V—V_4 vielleicht schon als reiner Ostwind anlangen, oder besser gesagt, uns so erscheinen. Für einen in V—V_4 befindlichen Beobachter wird also der Wind sich allmälich von Nord durch Nordost nach Ost gedreht haben und es entwickelt sich hieraus das Gesetz:

> *auf der nördlichen Halbkugel gehen Winde, welche als Nordwinde (Polarwinde) entstehen, bei ihrem allmälichen Vorrücken immer mehr in Ostwinde über.*

(Schluß folgt.)

Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu — soviel weiß wohl jeder unserer Leser von dem wackeren Nürnberger, dessen Porträt unser Bild (S. 16) wiedergibt, wie es uns ein alter Holzschnitt überliefert hat. Aber — das ehrsame Schuhmacherhandwerk in Ehren! — es war nicht das Beste und Erste an ihm, dem „sinnreichen Herrn Hans Sachs“, wie ihn einer seiner Schüler in Schusterei und Poeterei genannt hat, daß er treffliches Schuhwerk anfertigen konnte, vielmehr möchte es einem beinahe recht beklagenswerth erscheinen, daß ein Mann wie dieser, ein Poet und Gelehrter von hohem natürlichen Beruf und entschiedenster Neigung, ein tüchtig Theil seiner Zeit auf dem Schusterschemmel in geistarmer Arbeit verbracht hat. Aber, wenn man bedenkt, daß es gerade dieser stete unmittelbare Zusammenhang mit der kernhaften und zukunftsvollen Handwerkerschaft seiner Zeit war, der ihm das Verständniß des Volkslebens erschlossen und frisch erhalten, der allen seinen Dichtungen den vollen Hauch der Volksthümlichkeit bewahrt und den freigebigen Born seines derben Humors unerschöpflich gespeist hat; wenn man ferner die wunderbare Fülle des von dem Schuster Hans Sachs dichterisch Geleisteten überschaut und die Trefflichkeit der meisten seiner Schöpfungen anzuerkennen sich gezwungen sieht, so wird man gestehen müssen, daß *dieser* poetischen Schöpferkraft der Handwerksbetrieb, wie er damals gepflogen ward, keinen wesentlichen Eintrag gethan haben kann. Ja, der Handwerksbetrieb von *damals!* Das deutsche Handwerk des 16. Jahrhunderts hatte noch goldenen Boden. Deutsches Städtewesen und Bürgerthum zog aus dem Verfall der Adelsmacht und Kaiserherrlichkeit reiche Nahrung und blühte jugendfrisch empor. Ein sich immer vielseitiger gestaltendes Geistesleben erwuchs aus dem fruchtbaren Boden der um die Mitte des voran-

gegangenen Jahrhunderts erfundenen Buchdruckerkunst und das wieder sich erschließende Verständniß für die Schriftwerke des klassischen Alterthums zeugte den Sinn für edlere Lebensgestaltung und den Drang nach freierer Geistesregung, als sie unter der weltlichen und geistlichen Doppelherrschaft oder Doppelknechtung bis dahin sich hatte entfalten können. Es waren die Jahre, von denen der herrliche Ulrich von Hutten in freilich sich dennoch überstürzender Begeisterung ausrief: Es ist eine Lust jetzt zu leben. Aber sie wußten es nicht, daß sie sich täuschten in dem Vertrauen auf die Siegesmächtigkeit jenes geistigen Frühlingswehens, das durch die Herzen und Köpfe des deutschen Volkes zog zu Anfang des 16. Jahrhunderts — sie, die deutschen Denker und Helden, wie Hutten, und die kernfesten Volksdichter, wie Hans Sachs; wie konnten sie auch ahnen, daß der Volksdrang nach Geistesfreiheit, der in Luthers kirchlicher Reformation seine Auferstehung feierte, in eben dieser Reformation für lange Zeit auch sein Grab finden sollte. Hans Sachs, welcher mit dem vielbekannten Liede von der „Wittenbergischen Nachtigall" die dem Löwen, den Waldeseln, Schweinen, Katzen und Fröschen — d. i. dem Papst und seinen Getreuen — zu Aerger und Trotz die fromme Heerde von dürrem Acker auf saftige Wiese lockt, den deutschen Reformator freudig begrüßt hatte, sollte bald genug selber einsehen, daß es eitel Thorheit war, die Interessen einer Volksbewegung mit dem Eigennutz der Reichsfürstenschaft zu verschwistern. Und so kehrte er zwar seinen Poetenzorn schließlich gegen die hohen Häupter, auf welche die Reformation ihre Hoffnung gesetzt hatte, aber er wußte selbst, daß sein Gesang wohl Widerhall fand bei Seinesgleichen, aber da wo die Macht war, an den Höfen und in den Schlössern der Großen, wo dereinst der Dichter ein wohlgelittener und einflußreicher Gast gewesen, nimmermehr auf Beachtung zu rechnen hatte. Hans Sachs poetisches Talent ward so allerdings anfänglich gespornt von dem großen geistigen Anlaufe, den seine Zeit nahm, dann aber wieder gezügelt und in enge Grenzen gebannt von den Schranken, welche eben diese Zeit stehen gelassen oder neu wieder aufgerichtet hat. — Am 5. November des Jahres 1594 ward dem Schneider Sachs zu Nürnberg der Sohn geboren, welchem er in der Taufe den Namen Hans gab. Von Kindheit an konnte der Vater mit dem aufgeweckten Jungen nichts Kleines vorgehabt haben, denn er schickte ihn mit dem siebenten Jahre in die Lateinschule und ließ ihn bis zu seinem fünfzehnten darin. Dann aber that er ihn zu einem Schuster in die Schusterlehre, gleichzeitig aber auch zu dem als Meistersänger vielberühmten Leineweber Leonhard Nunnenbeck in die Poetenschule. In den üblichen zwei Lehrjahren hatte Hans Sachs genug profitirt von dem ehrsamen Schuhmacherhandwerk und sicher auch von der Dichtkunst Meister Nunnebecks, um sich als Schuster und Poet selbst durch die Welt zu helfen. Und so begab er sich denn flott auf die Wanderschaft, um Menschen und Länder, Welt und Leben kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

Der Zeustempel in Olympia in seiner ursprünglichen Gestalt. (Bild S. 17). Der geistige Mittelpunkt der vielen Staaten, welche den „geographischen Begriff" Griechenland darstellten, war Olympia. Ganz Elis, zu dem Olympia gehörte, galt für ein dem olympischen Gott geweihtes Land, dessen Grenze keine bewaffnete Schar überschreiten durfte. Erst durch Einsetzung dieses Bundesheiligthums lernten sich die verschiedenen Stämme der Hellenen (Griechen) als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunst geeinigtes Volk fühlen. Olympia war keine Stadt, nur ein Tempelbezirk. Die Landschaft, welche denselben bildete, bestand aus zwei Theilen, der eine lag innerhalb, der andere außerhalb der Altis, d. h. dem Tempelhof des hellenischen Obergottes Zeus, den die Römer Jupiter nannten. In der Altis befand sich nur, was den Göttern gehörte; von einer hohen, angeblich von Herakles (Herkules) gegründeten Umfassungsmauer umgeben, zog sie sich am platanenreichen Ufer des Kladeos, eines Nebenflusses des Alpheios, hin. Durch ihr einziges Eingangsthor, das von einem Oelbaum beschattet war, von dem man die Kränze abschnitt, mit welchen man die Sieger der von fünf zu fünf Jahren stattfindenden olympischen Spiele schmückte, betraten die Festzüge den geheiligten Boden. Da stellte sich dem Auge auf mächtigem Unterbau der Tempel des Zeus dar, mit seiner westlichen Front dem Eingang zugekehrt, wie ihn unser Bild darstellt. Dieses glänzend ausgestattete Nationaleigenthum war ein Werk des atheniensischen Meisters Phidias. Im Einverständniß mit Phidias ordnete Panainos den malerischen Schmuck und die Gewandung des Tempelbildes, füllten Alkmenes und Paionios die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Helden. Er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft und Erfahrung der höchsten Aufgabe seines Lebens, dem Nationalgott der Hellenen, dem Zeus, der im Innern des durch doppelte Säulenreihen in drei Schiffe getheilten Tempelraumes thronte. Die nackten Theile waren Elfenbein, die Bekleidung Gold, die Verzierungen aus den edelsten Stoffen, Gold, Silber und Edelsteinen ohne Zahl. Auf einem zwölf Fuß hohen, mit vergoldetem Gestell geschmückten Postament, die Füße von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, thronte der Weltherrscher auf einem Sessel, den geflügelte Sphynxe trugen und die Gruppen der Horen (Stundengöttinnen) umschwebten; goldene Löwen trugen der Füße Schemel. Bei der Auffassung der majestätischen Stellung dieser achtundsechzig Fuß hohen Bildsäule schwebten dem Meister Phidias Homers Verse vor, in denen Zeus den Bitten der Thetis (Göttin der Gerechtigkeit) — — — — — — — — — — —

. . . „zuwinkte mit dunkelen Brauen,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt; es bebten die Höh'n des Olympos."

Der Zeustempel, wie ihn die Leser der „N. W." auf unserem Bilde sehen, ist die Gipfelkrone der griechischen Baukunst, welche die künstlerische Form der indischen und chinesischen Bauten zum klaren, durchgebildeten Organismus entwickelte. Der Zeustempel bestand aus der rechteckigen Zelle, in welcher das obenbeschriebene Götterbild aufgerichtet war, und aus einer offenen Vorhalle mit dorischer Säulenstellung. Schlicht und naturgemäß wußten die Griechen nicht nur an diesem Tempel, sondern an all ihren Bauten zwischen den architektonischen und bildnerischen Theilen das Verhältniß abzuwägen. Beide Theile dienten gegenseitig zur Ergänzung; die Architektur erschien als Träger des Bildwerks und dies als die Blüthe, die aus dem Stamme der Architektur emporsproßte.

„Nur einen Herrn kennt die Baukunst, das ist die Schönheit, die aus dem Bedürfniß entspringt. Sie artet aus, wo sie der Laune des Künstlers, mehr noch, wo sie mächtigen Kunstbeschützern gehorcht. Ihr stolzer Wille kann wohl ein Babylon, ein Persepolis, ein Palmyra aus der Sandwüste erheben, wo regelmäßige Straßen, meilenweite Plätze, prunkhafte Hallen und Paläste in trauriger Leere auf die Bevölkerung harren, die der Gewaltige nicht aus der Erde zu stampfen vermag — das organische Leben der griechischen Kunst ist nicht ihr Werk, es gedeiht nur auf dem Boden des Bedürfnisses und unter der Sonne der Freiheit." Nach diesen Worten des jüngst verstorbenen Architekten Semper wollen wir zur Erklärung des herrlichen Bildwerks an dem Zeustempel schreiten. Auf der Spitze des Giebels schwebte die Siegesgöttin Nike; auf beiden Giebelenden stand ein Preisgefäß. Zu den Füßen hing ein Schild, ein stolzes Siegeszeichen der Lacedämonier; den Architrav (das Stirnfeld oberhalb der Säulen) bedeckte eine Reihe glänzender Schilder. Im Dreieck des Giebels aber füllte Zeus selbst den mittleren Raum. Rechts von ihm der alte pelasgische König Oinomaos mit seiner Gattin Sterope, der Atlastochter, dann das Viergespann des Königs, geführt vom Wagenlenker Myrtilos, von Dienern begleitet; als Abschluß im innern Winkel des Giebelfeldes der Flußgott Kladeos. Zeus zur Linken standen Pelops und Hippodamia, ein Heroenpaar, dann des Pelops' Wagenlenker mit den dazu gehörenden Wärtern, und dort, wo das Giebeldach sich wieder senkt, schließt der Flußgott Alpheios die Darstellung ab. Dieser Schmuck des Giebels drückt den Grundgedanken aus: das Auge des Zeus überwacht Kampf und Sieg der Wettspiele zu Olympia und die über ihm schwebende Siegesgöttin vertheilt die Preise an die glücklichen Sieger. Die Darstellungen des entgegengesetzten Giebels zeichneten die Anschauungen der damaligen Welt, nämlich den Gegensatz von Barbaren (Nichtgriechen) und Hellenen (Griechen) und zwar durch den Kampf der Lapithen gegen die Centauren.

Wie schon im Eingang bemerkt, war Olympia eine Stadt, bestehend aus lauter Tempeln. So schloß sich an den Tempel des Zeus eine Reihe anderer kunstvoller Bauten; mit ihm durch eine von Bildsäulen angefüllte Gasse verbunden zunächst das Heiligthum des Pelops, ein viereckiger, ummauerter Hof; dann der ebenfalls ummauerte, der Hippodamia geweihte Raum, daneben eine Statue des Zeus, umgeben von Gestalten griechischer und trojanischer Helden. Daran reihte sich der Tempel der Here, des Donnerers Gemahlin. Auch dieses Gebäude, im Hintergrunde unseres Bildes sichtbar, war von großer architektonischer Schönheit und diente zur Aufbewahrung von Alterthümern und kostbaren Geräthen. Die Erz- und Marmorstatuen an den vier Ecken des Zeustempels sind Weihgeschenke verschiedener Staaten, veranlaßt durch siegreich beendete Kriege oder glücklich abgewendete Elementarschäden. Im Hintergrunde unseres Bildes sieht man eine Bodenanschwellung, welche der Hügel des Kronos (der Gott der Zeit, Urvater Saturn) genannt wurde. Hier lagen im Halbkreis die Schatzhäuser der verschiedenen griechischen Städte. Eine Reihe von Zeusstatuen auf einer Terrasse aufgestellt, führte zum Stadium und Hippodrom, d. h. den Rennbahnen der Wettkämpfe. Außerhalb der Altismauer, unweit des heiligen Hains lag das Gymnasion, nicht zu verwechseln mit den Bildungsanstalten gleichen Namens unserer Zeit. Es war, was es wörtlich bedeutet, die Wohnung der nackt kämpfenden Athleten. Daran reihte sich das Heiligthum der Hestia, das Theater, der Tempel der Venus und auf dem Hügel des Kronostempels die Akropolis Olympias, wo in vorgeschichtlicher Zeit dem Saturn Menschenopfer gebracht wurden. Einen großartigeren Aussichtspunkt gab es wohl in der ganzen Welt nicht. Man übersah von hier aus die große Zahl der herrlichen Bauwerke, die Prozessionsstraßen und Altarplätze. Die Straßen und Plätze aber waren von dichten Reihen der Siegerstatuen eingefaßt, deren der Schriftsteller Pausanias noch über 230 zählte, nachdem schon viele durch den verrückten Kaiser Nero umgestürzt waren.

Alle fünf Jahre entwickelte sich zu Olympia ein großartiges Fest, dessen friedlicher Charakter auf der ganzen Halbinsel, Hellas genannt, sich fühlbar machte. Laut uraltem Uebereinkommen zwischen Iphitos und Lykurg herrschte für die Dauer des Festes „Gottesfrieden" und die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene und in unaufhörlicher Befehdung sich erschöpfende Halbinsel konnte sich erholen und ihre Bewohner pilgerten schaarenweise zu den Wettspielen nach Olympia. Den siegreichen Kämpfern winkte der einfache Ehrenkranz (wie schon eingangs erzählt), der Ruhm und Preis der Mannestugend und der

sehnlichste Wunsch aller Griechen, das stolze Recht auf Verherrlichung durch Aufrichtung einer Porträtstatue auf geweihtem Platz. Daraus ersieht man, daß der Götterkultus überall nur auf die Verherrlichung der Menschheit hinausläuft. Deshalb trägt die Nationalgottheit den Rassentypus der sie verehrenden Gläubigen. Daß auch die geistigen Eigenschaften der verschiedenen Götter national sind, ist selbstverständlich. Doch zurück zu unserem Feste, das alle fünf Jahre sämmtliche Griechen leider nur auf fünf Tage zu Brüdern machte. Tausende von Zuschauern, aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelt, Verbrecher für die Dauer des Festes mit freiem Geleit, hartnäckige Todfeinde friedlich nebeneinander, harrten, das Herz mit feierlicher Stimmung erfüllt, auf den Ausgang des Kampfes. Waren die Preise vertheilt und die fromme Menge verlaufen, so brach die alte Zwietracht aus unter den Stämmen der Hellenen, die sie ins Verderben führte; Römer und Barbaren verwüsteten die heiligen Haine Olympias. Unter den Barbaren waren die Gothen die schlimmsten, welche, um ihr Christenthum zu bethätigen, mit frevelnder Hand die letzten Reste der Kunstepoche der Menschheit vernichteten. Die Statuen, deren edle Formen für alle Zeiten Zeugniß ablegen von dem vollendeten Geschmack ihrer Erzeuger, der unerreichten Bildhauer Griechenlands, wurden von Christen und Mohamedanern auf Befehl ihrer Priester verstümmelt. Der Menschen Aberwitz und der Elemente Wuth schienen sich zum Verderben der herrlichen Schöpfung vereinigt zu haben. Der durch Regengüsse angeschwellte Fluß Alpheios überschwemmte die Ruinen und stürzte die Prachtbauten, welche der Menschenhand entgangen waren. Die letzten Ueberreste schienen verschwunden, denn die Lehmfluth des Kladeos und Alpheios überdeckte sie von Jahr zu Jahr immer höher mit Geröll. Im Jahre 1852 leitete Professor Curtius die Augen der Welt auf diese verborgenen Schätze. Doch erst nach 23 Jahren sollten sie ans Tageslicht gefördert werden. Im Jahre 1875 schickte das deutsche Reich den Entdecker von Olympia mit einer Kommission von Fachmännern nach Griechenland, um die verborgenen Kunstschätze zu heben. Gleich beim Eröffnen der Gräben an den Fronten des Zeustempels feierten einige der oben beschriebenen Giebelfiguren nach jahrhundertlanger Ruhe ihre Auferstehung. Wie es sich gebührt, kam der Obergott oder wenigstens ein Theil von ihm zum Vorschein, dann fand man die geflügelte Siegesgöttin Nike, leider in zwei Theile getrennt, nebst Bruchstücken ihres Postaments, Theile einer liegenden Figur, wahrscheinlich einer der Flußgötter u. a. m. Freilich war in der Folge die Ausbeute weniger ergiebig, aber immerhin alle Erwartungen übertreffend. Künstler und Gelehrte werden noch Menschenalter hindurch die unerschöpfliche Fundgrube der antiken Prachtepoche ausbeuten, aber der Vertrag des deutschen Reiches mit Griechenland bürdet dem ersteren alle Pflichten auf und verleiht dem letzteren alle Rechte. Als Lohn der großen Mühe und der beträchtlichen Kosten erhielt Deutschland das Recht: Gypsabgüsse von den gefundenen Skulpturen zu nehmen, die Skulpturen selbst bleiben in Griechenland, welches sie später an Frankreich oder England verkauft. Wem fällt da nicht die Geschichte von den heißen Kastanien ein!

Aus einem im Juli 1879 veröffentlichten Aufsatze des Professors Adler über die Ausgrabungen von Olympia ersieht man, daß bis jetzt an Alterthümern gefunden und inventarisirt worden sind: 1328 Stück Skulpturen, 7962 Stück Bronzen, 696 Inschriften, 2935 Münzen, 2004 Stück Terracotten und 105 Gegenstände aus Glas, Horn, Blei u. s. w. Es werden Jahrzehnte dahingehen, bis die Wissenschaft das neugewonnene Material bewältigt haben wird. Dr. M. T.

Modethorheiten vergangener Jahrhunderte. I. Der Kobold Mode treibt nicht nur in der neueren Zeit sein allzu oft widerliches Wesen; er hat von Anbeginn seines Einflusses mit seinen Launen den Leuten die Köpfe verdreht und ist bald als Geck flott und lüderlich einherstolzirt, bald als ein die Freuden und Schätze der eitlen Welt verachtender Betbruder mit zu Boden gesenkten Augen dahingeschlichen. Versuche zu seiner Besserung sind schon oft gemacht worden, man hat ihm sogar manchmal recht übel mitgespielt. Bald verfolgte man ihn, wie es heute von Th. Vischer geschieht, mit dem rücksichtslosesten Spott und der schärfsten Satire, bald donnerte man von den Kanzeln und in den von „Seelsorgern“ verfaßten Flugschriften gegen den Modeteufel oder die gestrengen Behörden erließen ihre „Kleiderordnungen“ gegen sein üppiges Treiben. Da er jedoch das Kind von bestimmten herrschenden Sitten und Zuständen ist, so hatten die Moralpredigten u. dergl. auch nur dann Erfolg, wenn sie von Veränderungen und Verbesserungen dieser bestimmenden Verhältnisse begleitet waren. Wir haben übrigens keineswegs die Absicht, dem heutigen Modetreiben den Text zu lesen; es sollen nur einige Beispiele vorgeführt werden, daß die heute auf den Straßen paradirenden Narrheiten und Ueberspanntheiten bereits in früheren Zeiten ihre Vorläufer hatten. Da ist z. B. die Schleppe; wer wäre nicht wenigstens einmal in die unangenehme Lage gekommen, in einem unaufmerksamen Augenblick durch unbarmherziges Drauftreten sie zu vernichten oder doch zu beschädigen. Was hat man nicht in neuerer Zeit für Mühe, Tinte und Buchdruckerschwärze darauf verwandt, um sie von der Straße zu verscheuchen. Sie tritt bereits im 14. Jahrhundert auf; erregte jedoch in Deutschland erst die Aufmerksamkeit zu Anfang des fünfzehnten. Die erste Behörde, die sich mit ihr beschäftigte, war der münchner Rath; er bestimmte, sie solle nur die Breite eines Fingers haben. Der Rath zu Ulm gestattete schon eine Viertelelle und die Obrigkeit zu Modena erlaubte bereits eine ganze Elle. Doch war die letztere besonders streng in der Durchführung dieser Bestimmung und ließ ein darnach in Stein gehauenes Modell öffentlich aufstellen, woran die verdächtigen Schleppen gemessen wurden. In Frankreich hatte sie bereits um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine so ausgebildete Gestalt angenommen, daß sie einer besonderen Person zum Tragen bedurfte. Es herrschte sogar die Mode, daß das lange Oberkleid unten an den Seiten gespalten war, und während das vordere lange Ende von der Dame auf dem Arme getragen wurde, trug das hintere Ende ein Diener. Ein Ritter, de la Tour, der sehr häufig gegen die Ausschreitungen der Mode zu Felde zog, sagt über die Frauen betreffs der Schleppe, „sie haben sich hinten beschmutzt, gerade wie die Schafe die Schwänze“. Der Kurfürst Ernst und der Herzog Albrecht von Sachsen erlauben in ihrem Erlaß von 1482 ordnungsmäßig den Ritterfrauen und -Fräulein zwei volle Ellen.

Die Schleppe war im Lauf der Geschichte den verschiedensten Veränderungen unterworfen, aber behauptet hat sie sich bis heute. Wir haben selbst Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sie ihre Gestalt bald nach dieser oder jener Richtung änderte und oft in der drolligsten Weise in die Erscheinung trat.

Auch andere heutzutage Mode gewordenen Unsitten, wie die über alle Gebühr enganliegenden Kleider und die übermäßige Entblößung, waren um diese Zeit bereits an der Tagesordnung; sie verschwanden auf kurze Zeit, tauchten wieder auf, um später anderen Platz zu machen, und spielen deshalb heute noch ihre Rolle. Trug damals eine Dame zu Hause nur ein einziges Kleid, so lag dies ganz eng am Körper an; ging sie zu Balle, oder zum Besuch u. dergl., so saß das Oberkleid eben so eng. Ueber die Enge der Kleider wird uns versichert, daß die Dame nicht im Stande war, sich allein anzuziehen. Wir können heute Aehnliches erzählen. Soll doch eine bekannte Künstlerin, deren Körperformen nach der Breite hin die Grenze, die von den Anforderungen der Schönheit bestimmt werden, etwas stark überschritten hatten, zwei bis drei Personen gebrauchen, um die „Taille“ einigermaßen gefällig herzustellen. Das mag als Ausnahme gelten, aber es steht doch fest, daß im allgemeinen hier sehr viel gegen die menschliche Natur, Gesundheit u. s. w. gesündigt wird. In den Augen der Behörden des 14. und 15. Jahrhunderts war es die verletzte Sittlichkeit, welche in erster Linie Abhilfe verlangte; daß die Gesundheit dieser noch voransteht, ja ihr zu Grunde liegt, kann man den Weisen jener Zeit nicht zu wissen zumuthen. Der Rath der Stadt Straßburg scheint es wenigstens geahnt zu haben, denn er schreibt in seiner Verordnung von 1370: „Hinfüro soll sich keine Frau mehr schürzen mit ihren Brüsten, weder mit Hemden noch gebrisen (geschnürten) Röcken, noch mit einem anderen Gefängniß.“ „Gefängniß“, das ist der bezeichnendste Ausdruck für diese Körpereinpressungen; wie wenigen vom „schönen Geschlecht“ ist dies aber bewußt? — Aber auch die sich immer so vernünftig dünkende Männerwelt war damals schon nicht von diesen Unarten ausgeschlossen. So sagt uns ein damaliger, die Verhältnisse von Wien und Umgebung beschreibender Schriftsteller: „Wieder andere ließen sich die Kleider so eng machen, daß sie solche nicht anders als mit Hilfe anderer oder mittelst Auflösung einer Menge kleiner Köpflein, womit die ganzen Aermel bis auf die Schultern, dann die Brust und der Bauch ganz besetzt waren, an- und ausziehen konnten. Andere trugen Kleider, die um den Hals soweit ausgeschnitten waren, daß man ihnen einen ziemlichen Theil von der Brust und dem Rücken sehen konnte.“ „Etzliche aber,“ so schreibt ein andrer über die böhmischen Trachten im Jahre 1367, „und besonders diejenigen, so etwas vornehmes sein wollen, hatten an einem Kleid in die fünf, auch wol sechs Schock Knöpfe und dermaßen eingepreßt, daß sie sich nicht bücken oder die Erden mit der Hand berühren mögen. Die Rittermäßigen ließen sich auf gemelden Röcklein über die Lenden von Tuch anderer Farben Sträme, gleich als Rittergürtel aufziehen. Etzliche trugen auch auf der Brust mit Baumwollen gefütterte und ausgefüllte Brustlätze, auf daß es ein Ansehen haben mußte, gleich als wenn der Mann so wol gebrüstet wäre, als eine Weibsperson, und pflegten also dieselbigen falschen Brüste und Bäuche gar sehr einzuschnüren.“ Dies wird genügen, um das Fehlen von Vernunft und Sitte in den Kreisen der „Herren der Schöpfung“ von damals zu zeigen. Daß es heute damit nicht besser gestellt ist, dafür liefert uns manches Ebenbild des Schöpfers die hinlänglichsten Beweise.

Welche Rolle das heute so nothwendige Requisit, Taschentuch genannt, spielte, sagt uns folgender Passus der Magdeburger Kleiderordnung von 1583. „Des Brüdegammes unde des Mannes Personen vam Geschlecht ere Schnüffeldöke schal eines över anderthalven Daler nicht werth seyn; der gemeinen Börger einen halven Daler, unde der Dienstboden einen halven Gülden, by peen einer Marck. Orerst de Freuchengeschlinge van Sülver unde Golde schöllen an den Schnüffeldöcken gar verbaden syn, bü peen dryer Marck.“ Eine Dresdner Kleiderordnung (1595) verbietet den unteren Ständen mit Taschentüchern ein Hochzeitsgeschenk zu machen. Es wurde mit diesem Stück gleich in andern Fällen ein großer Luxus getrieben; der Stoff war feine Leinwand, der Besatz bestand aus kostbaren Spitzen, auch hohle, durchbrochne Näthe faßten das Tuch ein und an den Ecken hingen kleine Quästchen. Stickereien von Gold und Silber, mit Perlen, Goldrosen

und anderen kostbaren Gegenständen dienten als Schmuck dieses Stückes. Es war für gewöhnlich weiß, doch waren auch farbige in Gebrauch.

Die im Jahre 1575 herausgekommene „Weiberzierung" des Alestio giebt auch ein Rezept zur Bereitung von Wasser, „um Schnauptücher darin zu beizen oder dunken, welche das Angesicht schön weiß und wohlgefärbt machen, so man es damit abwischt oder abstreicht, und je baß man das Gesicht damit reibet, je schöner es wird. Diese Tücher währen sechs Monate lang." Die zu diesem, zur Erhaltung des Teints dienenden Wasser verwandten Stoffe waren: „Alaun, Malvasir, Borris, Gummi Tragand und Arabikum wird mit Quecksilbersublimat und Bleiweis, Eierklar, Terpentin, Essig und Imber gekocht, auch Myrten, Kamphor, fünfzig Schnecken, eine gerupfte feiste Henne, Pommeranzen, Zitronen und Zuckerkandel zugemischt." In dieses Wasser tauchte man die Tücher siebenmal, und „so du sölches zum siebenten male gethan hast, seind sie recht zubereitet, köstlich und fürtrefflich für Königin und andere köstliche Weiber." Gelüstets da unsern heutigen Schönen nicht? Uns stehen noch eine Anzahl ähnlicher Rezepte zur Erhaltung der Schönheit zur Disposition, natürlich nur für alle diejenigen, welche die Regeln und Gesetze der Natur unter die auch heute üblichen Mittelchen der Charlanterie stellen. Eine berühmte Dame in der früheren Zeit hatte einst ihrem Geliebten in einem Jahre, bei einem einzigen Parfümeur eine Rechnung von 50,000 Thalern für dergleichen Schönheitsmittelchen gemacht. Soviel für heute. Fr. Nauert.

Der Alkohol. In dem großartigen Werke „Les Grandes Usines"*) beschreibt Turcan die Getreidebrennerei von Maisons-Alfort und spricht bei dieser Gelegenheit seine Ansicht über den Alkohol im allgemeinen aus, über diese so viel verdammte und doch so nutzreiche Flüssigkeit. Turcan sagt: Mehr noch als der Tabak bildet der Alkohol das Thema von Moralpredigten. Allerdings besitzt der konzentrirte Alkohol die Eigenschaft, energisch Wasser anzuziehen, sodaß er für die Schleimhäute, die er berührt, gefährlich wird; er bringt ferner Eiweis zum Gerinnen, er zersetzt gewisse organische Gewebe, er verändert die Gehirnsubstanz. Aber andererseits ist zu beachten, daß er durch seine Bestandtheile, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, ein mächtiges Hilfsmittel für Respiration und Wärmeerregung ist; davon machen Hygieine und Medizin Anwendung, wie er auch als Vehikel für aromatische Essenzen dient, die in manchen Fällen auf den Organismus einen so wohlthätigen Einfluß ausüben. Er ist für den Magen nicht direkt schädlich; in Flüssigkeiten, wie z. B. Absynth, enthält er einige Stoffe in Lösung, sodaß bei Wasserzusatz die Flüssigkeit trübe wird und einen Bodensatz bildet. Genießen junge Leute häufig solche Liqueure, so wird die Magenschleimhaut angegriffen. Bei manchen Personen scheint Alkohol um so schneller auf den Kopf zu wirken, je verdünnter er ist. Bisweilen tritt schon nach einem einzigen Glase Grog Trunkenheit ein. Alkohol, wie auch viele andere pflanzliche und thierische Stoffe, die in den Körper eingeführt werden, darf nicht ohne Verständniß und gleichsam maschinenmäßig genossen werden, wie es die meisten Menschen thun. Das ist eine Lücke in der Erziehung. Vernünftige Vorträge über Ernährung und Nahrungsmittel sollten in jeder Schule eingeführt werden! Eine Menge anderer, weniger wichtiger Kenntnisse wird gebieterisch verlangt, aber den Lebenszufällen überläßt man die Wahl der Stoffe, welche unsern Körper und unser Gehirn ernähren sollen, die unser ganzes Wesen, unser Denken beeinflussen, uns zu gesunden Menschen machen sollen und in vielen Fällen nur schwächliche, hinfällige, leistungsunfähige Menschen bilden. Bei unserm jetzigen Kulturzustande haben wir den Instinkt verloren, der den Wilden leitet, uns kann nur ein beständiges Beachten unserer Bedürfnisse und der Verrichtungen unserer Organe richtig lenken. Verschiedene Klimate, verschiedene Temperamente verlangen verschiedene Ernährung. Der Lappländer und Eskimo genießen ohne Gefahr für ihre Gesundheit ein Kilogramm Fett und Thran; der Araber lebt von einigen Datteln. Für Leute, die sitzende Lebensart und Beschäftigung haben, führt ein Mißbrauch stickstoffhaltiger Nahrung zu Gicht, Harnsand, Blasenstein. Der Mißbrauch fetter Nahrung führt bei andern zur Bildung von Gallensteinen — alles ebenso tödtlich wie eine Alkoholvergiftung. Für gewisse Temperamente und Lebensgewohnheiten ist der Mißbrauch von Eiern, Fleisch, fetten Nahrungsmitteln ebenso gefährlich, wie ein Alkoholmißbrauch, aber die Wirkung ist weniger schnell, weniger zu Tage tretend, weniger beobachtet und studirt. Wir vertheidigen sicherlich den Alkoholismus nicht, aber wir glauben, daß die meisten Krankheiten und Schwächen, die tödtlich sind für die Liebhaber des Kneipenlebens, ebenso oft herrühren von Nachtwachen, Raufereien, Unmäßigkeit und schlechter Ernährung als vom Alkohol selbst. Wir betrachten den Alkohol nicht als Gift, sondern als eine Art Nahrungsmittel, das um so werthvoller ist, als es in seiner Wirkung relativ unveränderlich ist. Dr. B.-R.

*) Erschienen bei Calmann-Levy, libraire-éditeur, rue Auber, 3, à Paris.

Gelehrte Bauern. „Bauern und Gelehrsamkeit, wie reimt sich das zusammen?" höre ich meine Leser fragen. Besser als man für gewöhnlich annimmt. Ein flüchtiger Blick auf die Dichter und Denker aller Zeit belehrt uns, daß sich auffallend wenig Fachgelehrte darunter befinden. Der Erfinder der griechischen Buchstabenschrift war, um mit der Mythe zu beginnen, der Koch Kadmos, die Evangelisten waren sammt und sonders ehrsame Handwerker, der Erfinder der Taschenuhr ein nürnberger Weber und sein Landsmann, der Schuhmacher Hans Sachs ein trefflicher Dichter. Sein Berufsgenosse Jakob Böhme war ein bedeutender Philosoph und der Strumpfwirker Van den Vandel, ein Holländer, schrieb mehrere Dutzend Tragödien in korrektem Latein. Der Schauspieler Shakespeare besuchte nicht einmal so viel Monate die Schule, als er herrliche Stücke schrieb und der Entdecker des Dampfes, James Watt, hat niemals einen naturwissenschaftlichen Kursus durchgemacht. Daß ein Mönch, Berthold Schwarz, das Schießpulver entdeckte, und daß ein Buchdrucker, Benjamin Franklin, den Blitzableiter erfand, spricht auch zu Gunsten der obigen Behauptung. Der Bergknappe Stephenson hat mit der Lokomotive ebensoviel zur Veränderung der Erdbahnen, wie der Musiker Herschel mit dem Teleskop zur Kenntniß der Himmelsbahnen beigetragen.

Aber jetzt zu unseren gelehrten Bauern, die desto mehr Anerkennung verdienen, je größere Hindernisse sich ihrer Ausbildung entgegenstellten. Wir nennen zuerst den Astronomen Christoph Arnold, welcher den 17. Dezember 1650 zu Sommerfeld bei Leipzig geboren wurde. Dieser schlichte Landmann zeigte eine große Neigung für Naturwissenschaften und erwarb sich besonders in der Sternkunde umfassende Kenntnisse. Er errichtete auf seinem eigenen Hause eine kleine Sternwarte. Dort beschrieb und beobachtete er den Lauf der Kometen vom Jahre 1683, 1686 und 1690. Sein Bildniß steht in der leipziger Rathsbibliothek und seine Manuskripte werden in der Universitätsbibliothek aufbewahrt.

Auf demselben Gebiete des Wissens zeichnete sich im verflossenen Jahrhundert der Bauer Johann Georg Pahlitsch aus, welcher zu Prohlis bei Dresden den 11. Juni 1723 geboren wurde. Ohne jeglichen Unterricht wußte er sich durch rastlosen Fleiß mathematische, astronomische und physikalische Kenntnisse anzueignen. Sein Haus barg, neben den Wirthschaftsgeräthen, mathematische Instrumente, eine gewählte Bibliothek und eine Naturaliensammlung. Diesem Mann, der bei seinen landwirthschaftlichen Arbeiten selbst Hand anlegte, verdanken die Naturforscher die Bekanntschaft eines neuen Planeten. Auch den Kometen von 1769 hat Pahlitsch früher, als die meisten gelehrten Astronomen beobachtet. Mit seinem Freunde, dem berühmten Astronomen Herschel in Greenwich bei London, stand er im lebhaften Briefwechsel. Er starb 1788 und liegt in Leubnitz begraben.

Um die Dreizahl zu erfüllen, gedenken wir in der Kürze noch des wendischen Häuslers Johann Gelanski, welcher im Jahre 1767 zu Gödau bei Baudissin starb. Durch Selbstunterricht brachte er es so weit, daß er, wie sein Zeitgenosse Kardinal Mezzofanti, achtunddreißig Sprachen verstand. Sieben davon (die wendische, deutsche, böhmische, französische, italienische, lateinische und hebräische) las, schrieb und sprach er fertig.

Wenn man suchen wollte, so fände man auch in anderen Ländern Männer genug, die ohne die Tretmühle der zünftigen Gelehrsamkeit zu tiefer Einsicht der Naturgesetze gelangt sind. Dr. M. T.

Ursprung des Wortes „Halunke". In einer Beschreibung der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1625, gedruckt 1693, befindet sich ein Verzeichniß der einzelnen Waffengattungen, aus denen das türkische Heer zusammengesetzt war, darunter ein Abschnitt „von den Holuncken", der also lautet: „In den Turkischen Feldzügen finden sich auch lose und verlohrne Rotten von allerley Buben zusammen gelauffen, worunter die Holuncken nicht die geringste zu achten; Sie sind gar übel außgerüstet und mit schlechten Gewehr und Waffen versehen. Der Kayser achtet ihnen auch wenig und brauchet sie anders nicht alß zum Anlauffen und Stürmen der Städte und Vestungen, ob ihrer gleich viel Tausend im lauffe blieben und umbkommen also daß er offtmahls die Stadtgraben in den Belägerungen mit ihnen anzufüllen pfleget umb den Janitscharen damit einen Paß zum Stürmen zu machen; So lange sie zu Felde dienen sol ein jeder täglich 3 Aspern zu verzehren; Hernacher ziehet ein jeder seinen weg und begeben sich auff das Rauben und Freybeuten und haben offt die Christen von diesem Gesindel das meiste zu leiden alß welche sie vielmahls mit Verläumdungen und falschem Zeugnüß umb Ehr und Guth Leib und Leben bringen: dahero es auch kommen daß das Wort Holuncke bei den Teutschen ein gar schimpfflich Wort worden." Dr. B.-R.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In H ften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Seltsam erregt und bewegt! In der That! Aber wenn die verehrten Leserinnen, gleich den Kollegen Fritz Lauters im Setzersaale, daraus schließen wollten, daß Fritz sich über Hals und Kopf verliebt hatte in seine dereinstige Spielgenossin, so würden sie irren gleich jenen. Trotz seiner zwanzig Jahre war er viel zu überlegt und ruhig, um so rasch hingerissen zu werden. Der erste Eindruck des unerwarteten Wiedersehens war allerdings ein mächtiger, beinahe verwirrender gewesen, und während der wenigen Minuten in Wandas Gesellschaft hatte ihn die Hast der Ereignisse nicht mehr zur Besinnung kommen lassen. Auf dem Wege nach Hause begann er jedoch nachzudenken über das, was geschehen und was er gesehen — und der Frost, welcher ihn trotz der ziemlich warmen Abendtemperatur und trotz seiner dicken Einhüllung allmälich zu schütteln begann, trug wesentlich dazu bei, seine Gedanken kühl und nüchtern zu gestalten.

Wanda war ganz das natürliche, liebe Kind wie früher, und — dafür hatte Fritz Lauter auch ein Auge gehabt — ein sehr hübsches, man könnte wohl sagen, ein reizendes Mädchen! Wie gern hätte Fritz den alten kindlich freundschaftlichen Verkehr mit ihr wieder aufgenommen — — aber Wanda war zu alledem leider ein reiches, sogar ein vornehmes Mädchen. Merkwürdig, wie rasch die Leute heutzutage vornehm werden können! Fritz hatte ein sehr gutes Gedächtniß und entsann sich genau des Verhältnisses, in dem Herr Alster vor zehn bis fünfzehn Jahren zu seinem Vater gestanden, der als höherer Steuerbeamter eine allgemein geachtete gesellschaftliche Stellung eingenommen hatte. Wie hatte Herr Alster vor Glückseligkeit gestrahlt, als ihm der joviale Lauter einst bei seiner Geburtstagsfeier, die Herr Alster durch eine Maibowle verschönern zu dürfen sich ausgebeten hatte, das vertrauliche Du angeboten. Mit welchem Stolze hatte Herr Alster sich bei jeder Gelegenheit in die Brust geworfen und betheuert: Mein Freund, der Oberststeuereinnehmer selbst, hat mir gesagt, Alster, ich versichere dich, die Sache verhält sich so oder so! Damals war dem Herrn Alster von Vornehmheit noch nicht die Spur anzusehen gewesen; und die paar Jahre darauf, als Alster ins Stadtverordnetenkollegium gekommen war, ging es mit ihm noch viel schneller empor auf der Leiter der öffentlichen Werthschätzung und des persönlichen Glückes, als es mit der ihres Ernährers beraubten Familie Lauters bergab ging. Ja, die Mutter unseres Fritz, die sich Tag und Nacht abquälte, um erst durch Sticken und später, als das gar zu elend bezahlt wurde, durch Handschuhnähen das nöthigste zu ihrer kümmerlichen Wittwenpension hinzuzuverdienen, da ihre bereits verheiratheten oder sonst selbstständig gewordenen Kinder mit ihrer eigenen Existenz hart genug zu kämpfen hatten und nicht im Stande waren, sie in erwähnenswerther Weise zu unterstützen, — die Mutter, das hatte Fritz oft genug mit seinem scharfen Knabenauge beobachten können, war von ihren nächsten Bekannten sogar — bestenfalls mitleidig — über die Achsel angesehen worden, — gar manche liebe Freundin aus besseren Tagen that grade so, als ob die arme Frau selber schuld sei an der Dürftigkeit ihrer Lage; man war nicht selten herzensroh genug, ihr, wenn sie sich ein Wort der Klage entschlüpfen ließ, mit dem alten thörichten Sprichwort zu antworten: „Wer da spart in der Zeit, der hat in der Noth."

Wie zogen dagegen die Leute vor Herrn Alster von Jahr zu Jahr tiefer den Hut! Als er Stadtverordneter geworden, nannte man ihn wohlwollend einen angesehenen Mann; nachdem er sein Haus so glänzend verkauft und ins Thal gezogen war, ward er ein vorzüglicher, hochangesehner Mann; als es stadtkundig wurde, daß er durch die Betheiligung an Eisenbahn- und anderen Aktienunternehmungen in wenigen Jahren hunderttausende von Thalern verdient hatte, erhielt er den ersten und bald darauf einen zweiten Orden und wurde bei seinem vor kurzem stattgehabten 25jährigen Bürgerjubiläum als allverehrter, hochverdienter Mitbürger von aller Welt angefestredet und angehocht.

Fritz Lauters Mutter hatte jene Zurücksetzung nicht verdient; ob Herr Alster sein Emporkommen wirklich verdient haben mochte? Wie man nur in wenigen Jahren so ungeheuer viel Geld verdienen kann! Und wenn der eine so viel sich zu erschwingen, so hoch empor zu kommen vermochte, sollte das nicht jeder gescheite, fleißige und energische Mensch auch können? Wenn es mit rechten Dingen zugegangen war bei Herrn Alster, wenn er — im edlen Sinne des Wortes — wirklich verdient, was er errungen — — warum nicht? Gewiß, es mußte möglich sein! Das waren die Gedanken, welche in Fritz Lauter aufzutauchen anfingen auf der Fahrt aus dem Thal in die Obervorstadt am Tage jenes unfreiwilligen Bades, und welche er in der nächsten Zeit nicht wieder abschütteln konnte.

Er war ganz dazu angelegt, nicht eher zu ruhen, bis er ein Räthsel gelöst, das ihn zu quälen begonnen. Flugs hatte er sich vorgenommen zu erforschen, wie es wohl Herr Alster gemacht habe, daß er so reißend schnell zu Ansehn und Reichthum gelangt. Daß er sich dabei keine ganz leichte Aufgabe setzte, wußte er, und das grade reizte ihn. Als Junge schon hatte er seine Mutter

gefragt, wie man es machen müßte, um reich und geehrt zu werden. Die Mutter hatte schmerzlich lächelnd das liebe Haupt geschüttelt und gemeint, reich und geehrt von den Menschen werden, das stünde nicht immer in der Macht des einzelnen Menschen; was der einzelne thun könne, sei nur, sich durch wackere Arbeit und redlichen Lebenswandel solchen irdischen Glückes würdig zu zeigen. Diese Auskunft hatte dem Fritz nie recht gefallen wollen. Noch weniger aber befriedigte ihn, was er später erfuhr, wenn er ähnliche Fragen an die ihm besonders klug und lebenserfahren erscheinenden Bekannten gerichtet hatte. Der eine meinte: Wer fleißig und sparsam ist, kommt allezeit vorwärts. Der andere sagte: Ja, Glück muß der Mensch haben — ohne Glück hat nichts in der Welt Geschick. Der dritte erklärte: Wer die Menschen richtig zu behandeln und zu benützen wüßte, der käme am besten vorwärts. Der vierte, und das mochte wohl der gescheiteste von allen sein, orakelte, auf die Gelegenheit komme es an und auf die Geschicklichkeit, sie zu benutzen. Jeder Mensch hätte wenigstens einmal im Leben Gelegenheit, es zu was Ordentlichem zu bringen; besondern Glückspilzen böte sich diese Gelegenheit öfter; die meisten Menschen wären aber blind für solche Gelegenheiten, ließen sie immer unbenutzt vorübergehen und schleppten zeitlebens wie Karrengäule den schweren Rumpelkasten ihrer Existenz in den ausgefahrenen Gleisen des Alltäglichen dahin. Fritz war viel zu sehr geweckten Kopfes, um nicht bald weg zu haben, daß mit solcher Weisheit als Lebensrichtschnur wenig anzufangen sei

Er hatte bereits Erfahrungen gemacht, die ihn das lehrten.

Im Kellergeschoß des kleinen Hauses in der Langenholzgasse, wo seine Mutter ihren mehr als bescheidenen Wittwensitz aufgeschlagen hatte, lebte seit mehr als zwanzig Jahren ein Schuhmacher mit seiner Frau und vier Kindern. Der Fleiß des Mannes war sprüchwörtlich im ganzen Stadtviertel; der erste Arbeiter, der früh morgens um fünf Uhr zur Fabrik ging, sah das Talglicht in der feuchten Kellerstube des Meister Liebermann seine flackernden Strahlen auf die große Glaskugel werfen und hinter der Kugel den Meister auf seinem Schemel hocken und Ahle und Pechdraht hantiren, als wenn er eine Maschine sei und gar kein Mensch, und der letzte Lüderjahn, der des Abends um zwölf Uhr aus der Schnapskneipe nach Hause wankte, fand ihn noch ebenso maschinenhaft emsig, oder besser angstvoll fleißig sticheln und hämmern. Angstvoll fleißig — freilich, daß er nur ja seine arme kränkliche Frau, die ihn Jahr für Jahr mit einem Kinde beschenkte, so kärglich sie es gewöhnt waren, ernähren könnte, und seine blassen, hohlwangigen Kinder dazu, soviel ihm die Noth und die Kinderkrankheiten als seine einzige Freude am Leben ließen.

Aber was hatte dem Schuhmacher Liebermann sein bewunderungswürdiger Fleiß, der seinem zähen Körper vielleicht zwanzig Lebensjahre kostete, genützt? Um nur immer Arbeit zu haben, an der er ihn bethätigen konnte, mußte er spottbillig arbeiten. Schuster gab es genug in der Obervorstadt, die einander nach Kräften die Preise verdarben und das Leben schwer machten, und dazu hatten auch noch ein paar große Schuhfabriken Verkaufsfilialen in dem Stadttheil der armen Leute errichtet und verschleuderten die Waaren, die sie fabrikmäßig in großen Partien herstellten, zu einem Lumpenpreise, dem gegenüber selbst für den bescheidensten Kleinmeister jede Konkurrenz aufhörte. So gab es in der Hauptsache jämmerlich bezahlte Flickerarbeit zu verrichten, und als Lohn dafür — bei jener bittersten Sparsamkeit, die sich selbst erzwingt — trockne Kartoffeln und trocken Brod, Zichorienkaffee und Wasser für die ganze Familie. Und vorwärts kommen, nun ja — auf ein Vorwärtskommen rechnete der fleißige Schuster Liebermann, und das war seine einzige Hoffnung auf Ruhe, das Vorwärtskommen vor die Obervorstadt, dahin, wo die hohen Fichten stehen, und wo kein Mensch mehr zu arbeiten braucht, der da im Quartier ist, in den Friedhof der Armen.

Wenn Fritz Lauter bei solchen Gedanken angelangt war, krampften sich seine Fäuste zusammen, als wenn er sich mit all' ihrer Kraft wehren wolle, auf Tod und Leben wider ein ähnliches, ein so furchtbar trostloses Geschick.

Sollte es denn wahr sein, grübelte er dann gewöhnlich weiter, was der andere behauptete, daß man dem Elend nicht anders entlaufen könne, als wenn man Glück hat? Ist es wirklich ganz gleichgiltig, ob man mit dem Schicksal ringt wie ein Verzweifeler oder ob man die Hände träg und feig in den Schoß legt? Sollte wirklich der eine Theil der Menschen von vorn herein für das Unglück gewissermaßen ausgelost sein, während der andere aus gebornen Glückspilzen besteht, unter deren Händen alles zu Gold wird, was sie berühren?

Nein — nein, gegen diese Annahme lehnte sich die ganze Thatkraft auf, die in Fritz Lauters jugendfrischem Geiste wohnte und waltete, und die fast kindliche Zuversicht, die auch nach den herbsten, unverschuldeten Schicksalsschlägen bei sittlich guten Menschen nicht zu ertödten ist, die Zuversicht, daß dennoch — wenn auch vielfach verhüllt und verdunkelt, mannigfach durchkreuzt und nicht selten anscheinend ganz vernichtet — eine Art Gerechtigkeit die Menschengeschicke regiert, die hin und wieder mit unwiderstehlicher Macht und in wundersamen Fügungen für den unschuldig Darbenden und Duldenden Partei ergreift.

Freilich — da hatte die Mutter schon recht — würdig mußte man sich der Gerechtigkeit des Schicksals zeigen — aber, das war es ja grade, wie denn eigentlich, wenn die redlichste, fleißigste Arbeit um die Existenz dazu nicht genügt? Dadurch, daß man, wie jener dritte der vermeintlich Weltkundigen behauptet hatte, die Menschen richtig behandelte und benützte? Ja, wie soll und darf man die Menschen anders behandeln, als daß man den Guten freundlich und den Bösen feindlich entgegentritt? Aber weiß man denn immer gleich, wer gut ist oder böse? Wäre es nicht das Richtige, daß man unterschiedslos zu allen freundlich zu sein sich bemüht, mit alleiniger Ausnahme der Wenigen, die man als unzweifelhaft böse und schlecht kennt? Nun, Fritz war immer, schon seiner Charakteranlage nach, zu aller Welt freundlich, entgegenkommend gewesen, und geschadet hatte es ihm freilich nicht, aber daß es ihn sonderlich gefördert hätte, davon wußte er desgleichen nichts zu erzählen. Es schien den Leuten meist höchst gleichgiltig, ob Fritz Lauter mehr oder minder freundlich zu ihnen war, seine Kollegen hatten ihn sogar nicht selten erst recht verspottet, wenn er ihren oft entsetzlich faulen Witzen, sobald er die Zielscheibe derselben war, mit freundlicher Ruhe zu begegnen versuchte. Er steckt wieder den Pastorton auf! Er spielt den Alten! Er salbt eine Rede! jubelten und höhnten sie von allen Seiten. Dagegen genoß ein alter Poltron, der seit vielen Jahren bei Gandersberg u. Komp. Setzer war und als unflätiger Grobian eine weitreichende Berühmtheit besaß, notorisch die meiste Achtung im Geschäft, sowohl bei den Kollegen, als auch bei den Vorgesetzten bis zu den Prinzipalen hinauf. Er war der einzige Setzer bei Gandersberg, der da kommen und gehen durfte, wie es ihm einfiel; allerdings stand er auch im Berechnen, d. h. er bekam immer nur so viel Satz bezahlt, als er fertig stellte, und nicht mehr. Er schimpfte auf jeden und alles, das ihm in den Weg kam, er räsonnirte sogar auf die Chefs, die sich köstlich amüsirten, wenn sie gelegentlich etwas davon zu Ohren bekamen, er nannte die wirklich gut eingerichtete Druckerei eine elende Schmierbude, in der ein anständiger Mensch, wie er, sich schämen müßte zu arbeiten — genug, er war ein Flegel, wie Fritz nie im Leben einem zweiten begegnet war, und wie es schien, war er grade deswegen bei aller Welt wohlgelitten und fand stets, auch bei seinen sinnlosesten Schimpfereien allgemeinen Beifall.

Aber die Grobheit allein thuts auch nicht immer! Gar manchen Grobian hatte Fritz schon übel anrennen sehen, und er hätte nicht probiren mögen, ob er in den Fußstapfen des alten Packert vorwärts zu kommen vermöchte.

Die richtige Menschenbehandlung war sicherlich eine sehr schwere Kunst, und worin sie eigentlich bestehe, hatte noch Niemand sagen und er selbst nicht herausbekommen können.

Mit der Gelegenheit, die man nur am Schopfe zu fassen brauche, um glücklich zu werden, war es eine ähnliche Sache wie mit dem klugen Behandeln der Menschen. Woran erkennt man die rechte Gelegenheit, die zum Glücke führt?

Fritz entsann sich, daß sein Vater einmal zu seiner Mutter so recht ärgerlich und ingrimmig gesagt, jetzt wüßte er, daß ihm das Glück die Hand geboten habe, daß er hätte mit einem Schlage reich werden können, und er Thor hätte diese sicher nicht mehr wiederkehrende Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen.

Fritz hatte sich später die Geschichte, welche mit dieser Selbstanklage seines Vaters im Zusammenhang stand, von der Mutter erzählen lassen. Dem Vater hatte eines Tages ein Bekannter ein Hausgrundstück zum Kauf angeboten. Der Bekannte siedelte nach der Schweiz über und wollte sein Besitzthum an einen recht zuverlässigen Mann gegen sehr mäßige Anzahlung und Verzinsung der als Hypotheken auf dem Grundstück stehen bleibenden Gelder veräußern. Der Vater hatte grade tausend Thaler von der Mitgift der Mutter zur freien Verfügung, und diese Summe hätte zu jener Anzahlung ausgereicht. Zu damaliger Zeit aber ging es mit den Verkäufen von Grund und Boden sehr flau; es drohte Krieg, Handel und Wandel stockte, die Wohnungen sanken im

Miethpreise, viele standen leer, und der alte Lauter, der sonst ein lebensmuthiger, unternehmungslustiger Mann war, hatte überhaupt nie Lust gefühlt, seine geschäftlichen Plackereien durch die Sorgen und Mühen um ein von mehreren Miethparteien bewohntes Haus zu vermehren. Er wies das Anerbieten trotz verschiedener noch weiter gehender Zugeständnisse des ursprünglichen Besitzers dankend ab und legte das Geld seiner Frau zu drei Prozent Zinsen in unerschütterlich sichern Staatspapieren an.

Ein Vierteljahr darauf war ganz wider alles Erwarten die Kriegsgefahr vollständig und für lange Zeit beseitigt. Industrielle und Kaufleute athmeten wieder geschäftsfreudig auf. Nach den Städten drängte sich Arbeit suchend und findend der fluktuirende Theil der ländlichen Bevölkerung; auch die Gutsbesitzer vom Lande kamen in die Stadt, um in Rechnung auf den bessern Geschäftsgang des nächsten Jahres einen vergnügten Winter in der an Gelegenheiten zur Unterhaltung und zum geselligen Verkehr dem ländlichen Aufenthalt so weit überlegenen Universitätsstadt zu verleben. Bald gab es keine leeren Wohnungen mehr in P. und die Miethspreise stiegen bis zu einer vorher kaum für möglich gehaltenen Höhe.

Im Frühjahr wurde massenhaft gebaut. Und auf den Stadttheil, wo das Herrn Lauter zum Kauf angebotene Grundstück lag, warf sich die Baulust am eifrigsten. Es war weder ein Quartier der Armen noch der Reichen. Der mäßig besitzende, leidlich situirte Bürgerstand, der wohlhabende Beamte und Kaufmann pflegte hier sein Domizil aufzuschlagen. Herr Lauter selbst hatte in den ersten Jahren seiner Ehe hier gewohnt, bis der steigende Miethzins und das rasche Anwachsen seiner Familie ihn in die billige Obervorstadt hinaus getrieben.

Der Mann, welcher an Stelle des alten Herrn Lauter jenes Grundstück für einen Spottpreis und unter den vortheilhaftesten sonstigen Bedingungen an sich gebracht, parzellirte das Stück Feld, welches zu seinem Hause gehörte und bot die Parzellen als Baustellen aus. Eine nach der andern und eine immer theurer als die andre schlug er los. Mit dem Baarertrage baute er selber. Sein Haus erhöhte er um ein Stockwerk und dann baute er noch ein neues Haus an, stattete beide elegant aus und erhöhte die Wohnungsmiethen um das doppelte des Preises, zu dem die Wohnungen des alten Hauses, als er es übernahm, vermiethet waren. Ehe noch ein Jahr vergangen war, hatte der Mann, welcher keinen Pfennig eigenes Vermögen besessen, als er Hausbesitzer geworden — auch die mäßige Anzahlung hatte er sich geliehen! —, ungefähr 27,000 Thaler profitirt. Da er kein Spekulant und ein wenig gescheiter, oder auch nur vorsichtiger war, als die meisten Menschen in ähnlicher Lage zu sein pflegen, so verkaufte er seine beiden Häuser bei nächster günstiger Gelegenheit, legte seine Gelder zinsensicher an und lebte fortan als kleiner Rentier mit einem Einkommen von 13—1500 Thalern ein beschauliches Stillleben.

Das hätte Fritz Lauters Vater auch haben können. Aber hatte er vielleicht thöricht und unbesonnen gehandelt, als ihm jene Glücksgelegenheit in den Weg trat? Nein, keineswegs — er hatte im Gegentheil klug und ehrlich gehandelt, und es wäre bei seinen Verhältnissen ein großer Leichtsinn gewesen, wenn er anders gehandelt hätte.

Es war damals zehn gegen eins zu wetten gewesen, daß der Krieg ausbrechen würde, ein für die wirthschaftlichen Zustände wenigstens momentan so ausgezeichnete Wendung der politischen Verwicklungen konnte Niemand im Publikum auch nur ahnen, selbst die kühnsten Haussiers*) an den Börsen der großen Handelsstädte waren kleinlaut geworden und hielten ängstlich zurück; Herr Lauter riskirte in dem sehr möglichen Falle, daß er einmal die Hypothekenzinsen nicht ganz zu bezahlen vermöchte, die tausend Thaler, welche einen sehr wesentlichen Bestandtheil des Vermögens seiner Frau ausmachten. Der andere hatte nichts zu verlieren, auch nicht amtliches Ansehen und besondere bürgerliche Achtung. Der andere verstand von den politischen Ereignissen und ihrer Einwirkung auf das wirthschaftliche Leben nicht das mindeste — das wußte jeder, der ihn kannte, — und er kümmerte sich auch nicht darum. Er hatte blindlings zugegriffen und war im Handumdrehen zu seiner eigenen Ueberraschung zum wohlhabenden Manne geworden.

Was hat man also zu thun, um die günstigen Gelegenheiten blitzschnell, wie es oft nöthig ist, zu erkennen und zu ergreifen? Fritz Lauters Erfahrung gab ihm keine Antwort auf diese Frage. Und seine Bekannten und Freunde vermochten es gleichfalls nicht, auch seine Mutter nicht.

Da kam ihm der Gedanke, ob er nicht vielleicht von Herrn Alster über solche Fragen, die ihn quälten, Auskunft und Belehrung erhalten könne. Allerdings hatte das Benehmen des Herrn Alster, als er vor Jahren das letztemal das schöne Haus im Thale aufgesucht, ihm, wie wir wissen, das Wiederkommen gründlich verleidet. Aber damals war er noch ein Junge gewesen, der dem klugen Herrn wahrscheinlich gar zu unbedeutend vorgekommen war.

Fritz war nun zwar in seiner Selbstbeurtheilung nicht unbescheiden, aber daß er jetzt nicht mehr grade wie ein dummer Kerl aussah oder so redete, das glaubte er zu wissen. Schon das Bewußtsein des redlichsten Willens, zu lernen, wo und was er nur könne, gab ihm diese Ueberzeugung.

Zudem hatte ihn Wanda Alster so dringend eingeladen, und er hatte fest versprochen, zu kommen; Wanda hatte versichert ihr Vater erinnere sich seiner noch immer in freundlicher Weise, er konnte also, ja er mußte den Besuch machen.

So begab sich denn unser Fritz, angethan mit seinen besten Kleidern und in einer Stimmung, die ein wenig beklommen wurde, als er das vornehme Thalquartier betrat, auf den Weg zur Villa Alster.

Herr Alster sowohl als Wanda waren zu Haus; sie hatten seinen Besuch erwartet. (Fortsetzung folgt.)

*) Die auf das Steigen der Kurse spekulirenden Börsenmänner.

Das Leben der Erde.

Von C. Fehleisen.

(Schluß.)

Die Mitwirkung des Eises auf die Gestaltung der Erdoberflächenverhältnisse macht sich hauptsächlich durch die, Gletscher genannten, größern Ansammlungen von Landeis geltend. Es sind dies Eisströme, welche in den Firnschneefeldern entspringen und sich langsam thalabwärts bewegen; das Gletschereis durch Zusammenschmelzen des Firneises, dieses durch Abschmelzen der Firnschneekrystalle zu runden, losen oder durch Eiszement verkitteten Körnern. Die Gletschermasse füllt die von den Firnschneefeldern sich nach abwärts ziehenden Thäler in ihrer ganzen Breite und bis zu ziemlicher Höhe aus und gleitet in ihnen unaufhaltsam und beständig thalabwärts. Sie befindet sich in einem plastischen Zustande, infolge dessen ihre Bewegungen durch Verengungen ihres Bettes oder Unebenheiten des Bodens nicht verhindert werden, vielmehr schmiegt sie sich der letzteren an, quillt durch Engpässe hindurch und breitet sich bei Erweiterung des Thales wieder aus; tritt einer vorrückenden Gletschermasse ein Felsenriff in den Weg, so schiebt sie sich an demselben in die Höhe und über dasselbe hinweg; in ähnlicher Weise drängt sie sich Felsenabhänge hinab und spaltet sich dabei in verschieden gestaltete Eisböcke; mehrere Gletscherströme können sich zu einem Hauptgletscher vereinigen und verschmelzen dann zu einer einzigen Gletschermasse. Die Bewegung des Gletschereises ist eine regelmäßige und beständige, nie ruckweise vor sich gehende, welche aber in heißen Jahreszeiten stärker als in kalten ist und namentlich durch Regen und Schneeschmelzen begünstigt wird. Die Größe der Bewegung hängt von der Masse des Gletschereises und der Stärke der Neigung seiner Unterlage ab, schwankt demnach in weiten Grenzen und beträgt zwischen 15 Zentimeter und 1,30 Meter täglich.

Die Bewegung ist übrigens eine zusammengesetzte; einerseits gleitet der Gletscher als eine starre Masse auf seinem Untergrunde abwärts, andrerseits fließt er, vergleichbar einer Flüssigkeit, unter Verschiebung seiner einzelnen Theile.

Thomson, Tyndall, Helmholz und Heim erklären die fließende Bewegung folgendermaßen: dieselbe geht vor sich infolge des Ge-



Die Kitzlochklamm. (Seite 34.)

wichtes, alſo des thalabwärts gerichteten Druckes der Gletſchermaſſe; das Eis gibt an und für ſich ſchon bis zu einem gewiſſen Grade dieſem ſtetig wirkenden Drucke nach, ohne daß ſich Riſſe bilden, jedoch wird dieſe Plaſtizität durch folgende Erſcheinungen noch bedeutend vermehrt: unter hohem Drucke ſinkt der Gefrierpunkt des Waſſers; bei ſehr hohem Drucke, der auf Eis wirkt, findet deshalb eine theilweiſe Schmelzung des Eiſes zu Waſſer von unter Null Grad ſtatt. Letzteres wird herausgepreßt, und die thalaufwärts gelegenen, abwärts drückenden Eismaſſen rücken um den Betrag dieſer Volumenveränderung nach; unter Ver-



Ein gefiederter Gärtner. (Seite 35.)

mittlung dieser theilweisen Verflüssigung des Gletschereises durch den auf ihm lastenden Druck bewegt sich die Gletschermasse nach und nach abwärts. Hoher Druck wirkt jedoch noch in anderer Weise auf das Gletschereis ein, indem er in demselben ein dichtes Netz von Haarspalten aufreißt und das Eis in lauter Körner zerbricht, die in diesem losen Zustande ihre Stellung etwas verändern und dann von neuem zusammenfrieren. Diese Prozesse der Haarspaltenentstehung, der Körnerbildung und des Wiederzusammenfrierens (der Regelation) gehen ununterbrochen neben und durcheinander im Gletschereise vor sich und erzeugen einer-

seits die körnige Struktur desselben und vergrößern andrerseits seine Plastizität.

Die Gletscherbildungen sind an Gegenden gebunden, wo sich kalte Winter und kühle Sommer im Kreislaufe wiederholen, wo die Massen atmosphärischer Niederschläge bedeutend und endlich die Bedingungen für eine Bewegung auf geneigtem Untergrunde, durch Bodenerhebungen gegeben sind. Diesen Erfordernissen entsprechen die Hochgebirge der heißen und gemäßigten Zonen, die Gebirge der kältern Landstriche, sowie die Kontinente der Polargegenden. Früher, in der Eisperiode, welche der Jetztzeit vorausging, besaßen die Gletscher eine viel größere Verbreitung. Aus den Hauptthälern der Alpen traten mächtige Eisströme in die Ebene; die einen füllten das weite Thal zwischen Jura und dem erstgenannten Gebirge vollständig, also bis zu 1350 Meter Höhe aus, andere drangen über den Bodensee bis weit nach Baiern und Schwaben vor; von den Südabhängen der Alpen stiegen Eismassen bis in die Po-Ebene hinab.

Großbritannien und Skandinavien ähnelten in der Eiszeit in Bezug auf ihre Gletscherbedeckung und die Ausdehnung ihrer Gletscher bis zum Meeresspiegel dem heutigen Feuerland und Grönland.

Der Vorschub, welchen das Eis der Aufgabe des Wassers leistet, indem es Hand in Hand mit ihm die Gebirge abzutragen beflissen ist, offenbart sich am augenfälligsten in dem Transporte von Gesteinsmassen auf dem Rücken der Gletscher. Von den Felspartien, zwischen welchen sich diese hindurchdrängen, stürzen, zum Theil infolge der Gesteinszersprengung durch den Frost, zum Theil infolge der zerstörenden Gewalt der Lawinen, größere oder kleinere Trümmer auf die Gletscheroberfläche, wo sie sich dadurch, daß der Gletscher unter dem Ursprungsorte der Gesteinsbruchstücke langsam vorbeizieht, in lange, der Bewegung und den Rändern des Gletschers parallele Reihen ordnen, welche man Seitenmoränen nennt. Beladen mit solchen Gesteinsmassen, setzt der Gletscher seine thalabwärts gerichtete Wanderung fort. Vereinigen sich zwei Eisströme zu einem Hauptgletscher, so bilden diejenigen ihrer Seitenmoränen, welche auf den miteinander bei der Berührung verschmelzenden Rändern der beiden Gletscher lagen, auf dem Rücken des neu entstandenen Hauptgletschers eine Mittelmoräne. An seiner Grenzlinie angelangt, schmilzt das Eis des Gletschers, seine Belastung stürzt auf die Thalsohle und häuft sich hier im Laufe der Zeit zu einem oft mehrere hundert Fuß hohen Wall, der Endmoräne, auf, — eine Station auf der Wanderung der Gesteinsfragmente von den höchsten Bergesgipfeln nach dem Meere.

Diejenigen Gesteinstrümmer, welche in die Spalten zwischen dem Gletscher und seinen felsigen Uferwänden oder zwischen ihn und die Thalsohle gerathen, werden unter dem Drucke der ungeheuren Eismasse entweder zu Sand zerrieben oder doch abgerundet, geglättet und an ihrer Oberfläche mit feinen Streifen versehen.

Sie bilden eine Geröll- und Schlammschicht unterhalb des ganzen Eisstromes — Grundmoräne — und werden an der untern Grenze des Gletschers von diesem ausgestoßen oder theilweise durch ihm entströmende Gletscherbäche fortgeführt.

Die Quantität des durch Gletscherbäche weggeschwemmten Materials ist so bedeutend, daß z. B. dem Aargletscher, welcher im Monat August zirka zwei millionen Kubikmeter Wasser pro Tag zu liefern pflegt, in derselben Zeit 284,374 Kilo Sand entführt werden.

Durch denselben Vorgang, aus welchem die Grundmoränen entstehen, werden große Flächen des Felsenbettes, in welchem der Gletscher dahingleitet, glatt gescheuert und vollständig polirt (Schliffflächen). In die Oberfläche der ebenen Schliffflächen hat der Gletscher die Richtung seiner Bewegung vermittelst besonders harter, an seinem Boden eingefrorner Gesteinsfragmente in Gestalt zahlloser, feiner, geradliniger, mehr oder minder paralleler Ritzen und Streifen eingegraben.

Die geologischen Erscheinungen, welche aus der Bewegung der Gletscher hervorgehen, sind so charakteristisch, daß die Ausdehnung und Mächtigkeit ehemaliger, seit langer Zeit verschwundener Gletscher, der Weg, den sie genommen, aus den unverkennbaren Spuren, die sie zurückgelassen, genau festgestellt werden können. Die jetzige nordeuropäische Tiefebene war während der Eiszeit eine seichte Küstenzone, bedeckt von einem Meere, auf welchem zahlreiche, von den skandinavischen Gletschern abstammende Eisberge herumschwammen; mit Gesteinsfragmenten befrachtet, strandeten sie auf dem sandigen, flachen Meeresboden und hinterließen als Denkmale ihrer Fahrten die zum Theil gewaltigen erratischen Blöcke oder Irrblöcke, wie sie in unzählbarer Menge in der norddeutschen Niederung zerstreut liegen.

Wie man sieht, macht sich die Thätigkeit der Gletscher, sowie der von ihnen abstammenden Eisberge in doppelter Richtung geltend, einmal in der Abrundung und Polirung der ursprünglich rauhen und zackigen Felsoberflächen, sodann im Transport von Schuttmassen und Felsblöcken, sowie in der Wiederablagerung derselben an anderen Stellen. Manche Gletscher haben auch zur Bildung von Seen beigetragen, indem ihre Endmoränen wie künstliche Dämme Gebirgsthäler absperrten und die Wasser hinter sich aufstauten. Auf diese Weise ist z. B. der Garda-See entstanden.

Ein Ereigniß, welches sich im Laufe der Entwicklungsgeschichte der Erde oftmals wiederholte, war das allmäliche Untertauchen eines Kontinents unter den Spiegel des Meeres, welches sich über ihn ausbreitete und sofort seine Thätigkeit auf dessen einstmaliger Oberfläche begann. In demselben Maße, wie es sich auf Kosten des Festlandes vergrößerte, rückte es seine sandigen Dünen immer weiter landeinwärts, glich Thäler und Vertiefungen wenigstens zum Theil aus und stellte ebene Flächen her, bis allmälich jede Stelle des ganzen Kontinentes einmal Küste gewesen und als solche vom Meere bearbeitet und umgestaltet worden war. Gebirgige und felsige Partien unterwusch und benagte es und suchte mit dem so hergestellten Gerölle und Sand die Thäler auszufüllen, kurz, es arbeitete darauf hin, alle Unebenheiten möglichst auszugleichen, eine Tendenz, welche auch seine Niederschläge verfolgten, nachdem das einstige Festland bereits zum Grunde des Ozeans geworden, und welche endlich von neuem hervortrat, sobald sich der Meeresgrund wiederum langsam zum Festland erhob, wobei von neuem jeder Punkt desselben eine Zeit lang Küste und der ausgleichenden Arbeit der Brandung ausgesetzt war

So wird das Wasser in allen Richtungen seiner Aufgabe gerecht: auszugleichen, was der Vulkanismus aufgethürmt, und die flache, ursprünglich von Gebirgen noch nicht unterbrochene Gestalt der Erde wiederherzustellen, — Vorgänge, welche in ihrer Gesammtheit recht wohl ein Leben unsers Planeten genannt werden dürfen.

Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung.

Literarhistorische Skizze von **M. Wittig.**

(Schluß.)

In dieser Epoche wird die deutsche Poesie von den Meistersängern, vom Bürgerthum getragen. Die politische Betheiligung des Bürgerthum ist nun einfach eine so stark egoistische als man sie sich nur denken kann, sie ist von Anfang an reine Kirchthumspolitik. Ein Blick auf das große Ganze und das Bestreben, als Glied des Ganzen sich zu fühlen und für dessen Nutz und Frommen zu wirken, dürfen wir hier nicht suchen. Freilich von den Fürsten und Herren wurden die Städtebewohner eben nur als eine Sorte von „Bauern" betrachtet und nur noch mehr als jene gehaßt, da sie mit anderen Machtmitteln auftretend, diesen Herren ein arger Pfahl im Fleisch wurden. Was die Dichtkunst der Bürger anlangt, so ist zunächst über die Form zu bemerken, daß diese zur abgeschmacktesten Künstelei und Spielerei ausartete, die auch schon in den Namen der „Töne", das ist das Versmaß und die Sangweise, deutlich zu Tage tritt. Da begegnen uns Bezeichnungen, die Schwarzdintenweis, die Kälberweis, die wohlriechende Majoranweis, die heiße Thränenweis, die kurze Affenweis, die abgeschiedene Vielfraßweis, die verschalkte Fuchsweis, die harte Trittweis, die Zimmtröhrenweis und was derartige kindische und unsäglich geschmacklose Namen mehr sind.

Um sich in die Hanswurst- und Zwangsjacken so gesuchter Formen zu fügen, mußten selbstverständlich auch Stoffe gewählt

werden, die an und für sich gar keinen Anspruch machten. Solche fanden sich denn in den biblischen Historien, in den scholastischen Glaubenslehrsätzen und allerlei Dingen, welche die Sänger und die Hörer nicht warm werden lassen. Drunterhinein bildete eine Feuersbrunst, eine Judenhatz wegen angeblicher Kinderschlächterei und Brunnenvergiftung, eine schauerliche Mißgeburt und Aehnliches eine fast wohlthuende Abwechslung!

Eine Dichtungsgattung, der Schwank könnte nun vielleicht in den Verdacht gerathen, politische Zwecke und Ziele wirksam verfolgt zu haben: auch hier finden wir nur eine so ganz und gar lederne, hausbackene, kleinigkeitskrämerische Moral, welche höchstens über Zeit- und Modenarrheiten in Sitte und Kleidung zu Gerichte sitzt, daß derjenige, der Interesse am öffentlichen Leben in diesen Dichtungen, politischen Hintergrund und kühnen Wurf und höheren Schwung sucht, sich arg enttäuscht fühlen wird. Wenn der Satiriker auch einmal nach den hohen Regionen langt und die Fürsten, Könige oder Kaiser packt, so richtet er seine Angriffe gegen ihre Sitten, nicht gegen ihre Thaten, und wenn von diesen letzteren ja einmal die Rede ist, so sagt er zu ihren Erfolgen höchstens sein treugehorsamstes, allerunterthänigstes Ja und Amen. Die großen Gesichtspunkte, die noch bei Walther von der Vogelweide vorhanden sind, fehlen hier gänzlich, Erfolgsanbeterei und beschränkte Impotenz sind die Hauptmerkmale dieser bürgerlichen Poesie, abgesehen von wenigen einzelnen Dichtern, wie etwa am Ende dieses Zeitabschnittes Hans Sachs, die mit größerer Genialität ausgestattet und von einer edleren Sittlichkeit getrieben, aus dem Schwarm dieser trivialen Verseschmierer bedeutsam hervorragen.

Auch die hier in der Entwickelung wieder eingreifende Volkspoesie konnte keinen Wandel schaffen, jedenfalls aber nur sehr wenig helfen. Wandte sie sich auch mehr zu dem konkreten Leben, so ist doch auch ihr Gesichtskreis ein sehr enger: ein hochfahrender Bürgermeister, ein eingefangener Schnapphahn und seine Hinrichtung, oder höchstens Krieg und Fehde mit einer Nachbarstadt, einem nahen Fürsten oder Raubritter, die den verhaßten Bauern das Fell über die Ohren ziehen und sich von ihrem Fette mästen wollen: das ist die Weltgeschichte der nicht zünftigen und nicht in die Meistersängergilde eingeschriebenen Volkspoeten unserer mittelalterlichen Städte.

Eine ganz eigne Gattung politischer Lieder ist die der Neck- und Schimpflieder, welche besonders benachbarte Volksstämme aufeinander dichteten und sangen. Bei kriegerischen Begegnungen oder vor und nach solchen spielten diese Trutzgesänge eine ganz bedeutende Rolle. Hierfür sind eine Menge Belege vorhanden, z. B. für die in Scheltpoesie sich vernehmlich machende Feindschaft zwischen den Bayern und Oesterreichern ein- und den Schweizern andererseits. Die streitbaren Schweizer, die eifrig das Reislaufen*) übten, die aller Herren Schlachten schlugen und ihre Siege erkämpften und noch von Kaiser Maximilian als die Krone seines Kriegsvolkes bezeichnet wurden, hießen bei ihren obgedachten Nachbarn „Bauern und Kuhbuben“, denen man alles Schlimme nachsagte: keiner sei ein echter Schwitzer, der nicht eine Nacht bei einer Kuh gelegen hätte und anderen bittern Schimpf mehr. „Sie wollen Schweizer werden“, sagte man (nachdem die Schweiz vom zerbröckelten Reiche in der That sich schon lange losgelöst hatte), von jedem, der im Verdacht stand, sich seiner rechtmäßigen Herrschaft entziehen und „Ordnung und Recht brechen“ zu wollen. Schwaben, Elsaß und alle Nachbarlande schallten wieder von Spottliedern, Trutzsprüchen und gemeinen Schimpfreden, besonders nach dem Wormser Reichstag von 1495, von wo das fliegende Wort entsandt worden war, man wolle „den Schweizern einen Herren geben“. Ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber berichtet darüber: „Hant sich erhaben (erhoben) ohn Zweifel vom Hasser alles Friedens dem Tüfel selbs erdachte schändliche, unmenschliche Schmähwort Lieder und Mucken.“

In der Schweiz war es auch, wo ein Aufschwung zum wirklichen hohen politischen Liede stattfand. Die ewigen Kriege gegen Oesterreich und Burgund entwickelten zuerst in diesem deutschen Stamm den Begriff eines einigen, freien, selbstbewußten Volkes, wovon eine große Menge von Nachrichten beredtes Zeugniß ablegen. Diese äußere Entwickelung im Leben zog die Poesie mächtig nach sich, der politischen That folgte das politische Gedicht, dem Krieg das Kriegslied, wie nicht anders zu erwarten bei einem von altersher als sangeslustig bekannten Lande, wie die schon in der Minnepoesie stark mitbetheiligte Schweiz eines war.

Besonders leuchtet aus der großen Zahl dieser Gesänge das Lied hervor, „so nach der Sempacher Schlacht gesungen ward“, wie der erste Veröffentlicher desselben sagt. Es ist diese Angabe sehr glaubwürdig: das meiste wird als bekannt vorausgesetzt, Namen besiegter Feinde werden nicht genannt, nicht einmal Herzog Leopold von Oesterreich, der vornehmste der gegnerischen Fürsten, der in der Schlacht fiel.

Zu Sempach vor dem Walde treffen der Stier (die Schweizer, nach dem Stier Uris symbolisch so genannt) und der Löwe (das österreichische Wappenthier) zusammen.

Da sprach der Löwe zum Stiere
Du kommst mir eben recht . . . .
Du hast mir vor Laufen*)
Gar viel zu Leide gethan . . . .
An dem Morgarten**)
Da erschlugt ihr mir manchen Mann,
Ich will es dir hin vergelten,
Wenn ichs so fügen kann.
Sie begonnten zusammen treten
Sie griffen fröhlich an
Bis das derselbe Löwe
Gar schier die Fluchte nahm;
Er floh hin bis an den Berg:
„Wohin willst du, starker Löwe?
„Du bist nicht ehrenwerth.“

Willst du mir hie entweichen
Auf dieser Heidebreit?
Es steht dir lästerlichen
So man es von dir seit . . . . (sagt, erzählt, singt).

Und nun folgt in kurzen kräftigen Zügen, wie der Schwitzer Stier „mit seinem Schwanze hat ihrer viel erschlagen“.

Er triumphirt:

„Ich schlug ihn in den Graben,
Ich schlug ihn daß er da lag
Ich schlug ihn immermehre
Daß ihm der Kopf zerbrach.“

Und zu dem Löwen spricht er:

. . . . „Nun bin ich hie gewesen
„Du hast mir sehr gedroht
„Ich bin von dir genesen!
„Nun kehr du wiederumb heim
„Zu deiner schönen Frauen
„Dein' Ehr'n sind wahrlich klein!“

Eine mächtige und gewaltige Poesie, wie sie eben nur unter dem Eindruck des Gelingens eines so mächtigen und gewaltigen Stückes Arbeit entstehen kann! Wir können ihr aus neuerer Zeit nur die Lieder aus den Freiheitskriegen würdig an die Seite setzen, geradezu erbärmlich aber fallen dagegen alle die zusammengestoppelten Reimereien des Krieges von 1870/71, die in dem stupiden, nicht einmal originellen Kutschkelied ihren Höhepunkt fanden. Sonderbar! Blut ist genug geflossen 1870 und doch kein Dichter, der die Heldenthaten würdig besang!

Neben der Schweiz läßt sich ein selbstbewußtes, freiheitliebendes politisches Lied noch aufweisen in dem hohen Norden bei den Ditmarsen, welche auf das hartnäckigste gegen holsteinische und dänische Knechtung ihre Unabhängigkeit wahren. Aus diesen nie ganz ruhenden Kämpfen leuchtet besonders die Schlacht bei Hemmigstadt hervor, auf welche denn auch mehr als ein Dutzend Volkslieder erhalten sind, welche die Heldenthaten der freigesessenen Bauern gegen dänische Könige und die Grafen von Holstein***) besingen. Aus einem Bruchstück geben wir eine Probe. Das betreffende Lied bezog sich auf das Jahr 1404. Die Holsteiner hatten 1403 zur Niederhaltung der freien Ditmarsen eine Zwingburg, die Marienburg erbaut, besonders auf den Rath des Claus von Ahlefeld. Von dieser heißt es:

Het let wol buwen ein gut schlot	Er ließ wohl bauen ein gutes Schloß
unsem ehrlichen Lande to gramme	Unserm ehrlichen Lande zum Grame
do schrack sich Rolhffs Bojeken sone	Das sprach Rolf Boikensohn
de beste in unsem lande.	Der beste in unserem Lande.

*) Reise-Kriegsfahrt, Reislaufen hieß die Sitte der Schweizer, in allen Landen unter allen Fahnen um Sold zu dienen, welche so stark um sich griff, daß seiten der eidgenössischen Regierung verschiedene Male durch Gesetze dagegen eingeschritten werden mußte.

*) Schlacht bei Laufen 1339.

**) Schlacht bei Morgarten 1315.

***) Eigentlich Holsten, Holstein ist eine ganz unsinnige Umbildung, als wenn der Name mit einem „hohlen Stein“ etwas zu thun hätte. Der Volksname Holsten bedeutet „die im Holze, im Walde sitzen, wohnen.“

Tretet heto, gi stolten Ditmarschen	Tretet herzu ihr edeln Ditmarsen
unsen kummer wille wi wrecken	Unsern Kummer wollen wir brechen
wat hendeken gebuwet haen	Was Händchen (höhnisch) gebaut haben
dat können wol hendken tobreken.	Das können wol Hände auch wieder brechen.
De Ditmarschen repen averlut:	Die Ditmarsen riefen überlaut
dat lide wi nu und nummermere	Das leiden wir nun und nimmermehr
wi willen darumme wagen goet u bloet	Wir wollen darum wagen Gut und Blut
und willen dat gar umkeren.	Und wollen das wieder ändern, zu nicht machen.
Wi willen darumme wagen goet und bloet	Wir wollen daran wagen Gut und Blut
und willen dar alle umme sterven	Und wollen alle drum sterben
er dat der Holsten er aver moet	Ehe daß der Holsten Uebermuth
so scholde unse schone lant vor derven.	So sollt' unser schönes Land verderben.

Und hier bricht leider das Ueberlieferte ab, es gibt uns aber schon einen deutlichen Begriff von der starren ditmarsischen Vaterlands- und Freiheitsliebe.

Oben ward schon einmal hingedeutet auf die Frage nach den Verfassern dieser historischen Lieder. Gedenken wir dabei noch eines interessanten Umstandes. In der Zeit des sinkenden Mittelalters kam ein professioneller Kriegerstand auf, die Landsknechte, die sich heute hier, morgen dort um Sold verdingten und dafür im wahrsten Sinne des Wortes ihre Haut zu Markte trugen. Besonders unternehmende, vielleicht mit etwas „Anlagekapital" ausgestattete, schlachtengeübte Hauptleute trommelten solche Landsknechte landauf landab zusammen und stellten sich dann Kaisern, Königen, Fürsten und Städten zur Verfügung, eine Einrichtung, aus der die späteren „Soldaten", die vom „Sold" oder auch vom Solidus, einer alten italienischen Münze, ihren Namen haben. Oefter treten nun diese Führer auch als Dichter auf, welche für die geistigen Bedürfnisse ihrer Leute Sorge tragen. Und von einem solchen rührt ein Lied her „Von der garde", welches auf jene ditmarsischen Kämpfe bezüglich und gegen die Ditmarsen gerichtet ist. Trotzig fragte der Führer der Garde, Slentz (Schleinitz): „wo liegt des Ditmarsenland, im Himmel oder auf der Erde?" Der Uebermuth sollte jedoch wie bekannt der Garde übel bekommen.

Diese Landsknechte, anfangs und eigentlich aus dem eignen Lande aufgebrachte Leute, später freilich von allen Ecken und Enden zusammengelaufenes Volk, fühlten sich als eine geschlossene Gesellschaftsgruppe, als eine Bruderschaft oder ein „Orden", wie sie es nannten; als einen Staat im Staate, was unser heutiges stehendes Heer ja auch noch ist, welches sich aus der Landsknechtschaft entwickelt hat. Unter ihnen gab es auch eine ganze Anzahl Dichter und Schriftsteller, so Meinhart von Hamme, Jörg Graff, Wilhelm Kirchhoff, Nikolas Manuel, der Landsknecht, Dichter und berühmter Maler zugleich war; auch Hans Sachs ist vielleicht Landsknecht gewesen und andere mehr.

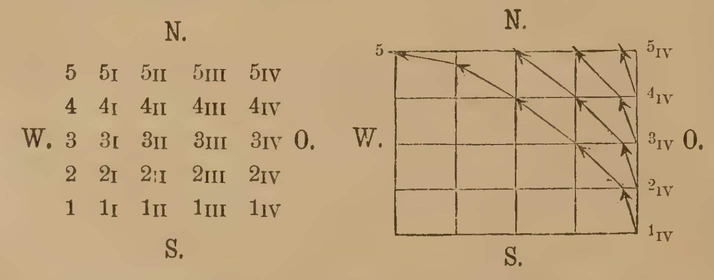
Es liegt ja außerordentlich nahe, daß die Landsknechte, welche jener Zeit hauptsächlich die Geschichte machten, auch am lebhaftesten an der politischen Dichtung betheiligt waren. Das setzte sich in späterer Zeit fort im Soldatenlied, jener besonderen Gattung des Volksliedes. Hiermit aber hätte unsere Betrachtung des älteren politischen Liedes ihr Ende gefunden. Alle hierher gehörigen Erscheinungen aufzuzählen, wäre unmöglich gewesen, aber ich hoffe durch Vorführung der hauptsächlichsten ein Bild von dem Leben und von der hohen Bedeutung des älteren deutschen geschichtlichen und politischen Liedes gegeben zu haben.

Das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde.

Von A. M.

(Schluß.)

2. Dem vorstehend Dargelegten entsprechend ist das Verhältniß auf der südlichen Halbkugel:



Denken wir uns auch hier die Luft vom Pol nach dem Aequator hin in Bewegung gesetzt (also Südwind), so wird die von 4—4_{IV} ausgegangene Luft fast noch als reiner Südwind in 5—5_{IV} ankommen, die von 3—3_{IV} ausgegangene in 5—5_{IV} schon eine östlichere Richtung angenommen haben, bis endlich die aus 1—1_{IV} in 5—5_{IV} eintreffende Strömung eine rein östliche geworden sein wird.

Auf der südlichen Halbkugel also gehen Winde, welche als Südwinde (Polarwinde) entstehen, bei ihrem allmälichen Vorrücken durch Südost in Ostwinde über.

Ist so aus dem Polarstrome durch die Rotation (Umdrehung) der Erde nach und nach ein Ostwind entstanden, so wird er, da er längs der Parallelkreise V—V_4 und 5—5_{IV} streicht, vorläufig keine Veränderung mehr erfahren.

Verwandelt sich nun durch irgend welchen Einfluß die polare in eine Aequatorialströmung, so wird diese, auf der nördlichen Halbkugel südliche, auf der südlichen Halbkugel nördliche, Strömung ihren Einfluß auf den östlich gewordenen Polarstrom in folgender Weise geltend machen:

a. auf der nördlichen Halbkugel wird der Südstrom den Ostwind zunächst in Südost und allmälich in reinen Südwind,

b. auf der südlichen Halbkugel dagegen der entstandene Nordstrom (Aequatorialstrom) den Ostwind allmälich durch Nordost in Nordwind herumdrehen.

Die Veränderung auf der nördlichen Hemisphäre wird also der Reihe nach sein

N. NO. O. SO. S.

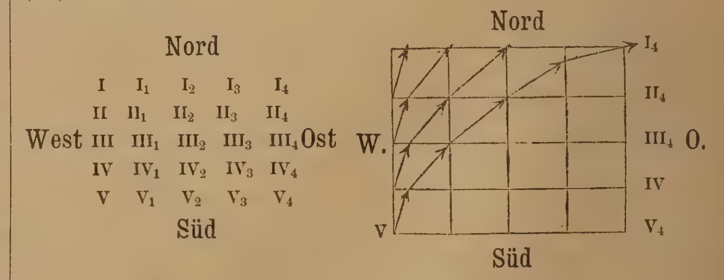
auf der südlichen Hemisphäre dagegen:

S. SO. O. NO. N.

II. Aequatorialströmungen.

Strömt die Luft vom Aequator nach den Polen, so kommt sie aus Orten, deren Umdrehungsgeschwindigkeit nach Osten hin eine weit größere, als die derjenigen Orte, nach denen sie geht.

1. Nehmen wir wieder an, daß auf der nördlichen Erdhälfte von den Orten:

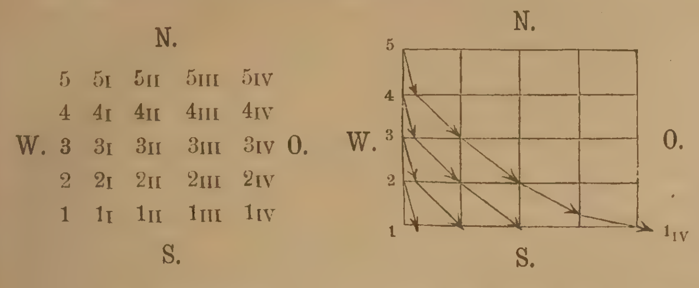


I—I_4 die nördlichsten, V—V_4 die südlichsten sind unter gleichen Parallelkreisen, I—V die westlichsten, I_4—V_4 die östlichsten unter gleichen Meridianen, so wird bei einer Luftströmung von Süd die aus II—II_4 in I—I_4 ankommende Luft (da sie eine größere Rotationsgeschwindigkeit nach Osten hin besitzt, als die unter dem Parallelkreise I—I_4 befindliche) schon eine etwas westliche Richtung angenommen haben, die von III—III_4 ausgehende Luft wird in noch westlicherer Richtung in I—I_4 anlangen, bis endlich der von V—V_4 über IV—IV_4 2c. 2c. sich fortpflanzende südliche Strom (— der, wie man nicht vergessen darf, seine Ursache im Norden hat) in I—I_4 eintreffend eine immer westlichere Richtung ange-

nommen und sich durch Süd-West allmälich in einen reinen Westwind verwandelt haben wird.

Auf der nördlichen Halbkugel also gehen Winde, die als Südwinde (Aequatorialströme) entstehen, bei ihrem allmälichen Vorrücken immer mehr durch Süd-West in Westwinde über.

2. Es seien auf der südlichen Erdhälfte von den Orten:



$5-5_{IV}$ die nördlichsten, $1-1_{IV}$ die südlichsten unter gleichen Parallelkreisen, $5-1$ die westlichsten, $5_{IV}-1_{IV}$ die östlichsten unter gleichen Meridianen, so wird die aus Norden kommende Luft von $2-2_{IV}$ schon in etwas westlicher Richtung in $1-1_{IV}$ anlangen, die von $3-3_{IV}$ über $2-2_{IV}$ in $1-1_{IV}$ eintreffende wieder eine stärkere Abweichung von Norden nach Westen zeigen, bis endlich der aus $5-5_{IV}$ nach $1-1_{IV}$ gekommen, zu einem reinen Westwinde geworden sein wird.

Auf der südlichen Halbkugel also gehen Nordwinde (Aequatorialströmungen) bei ihrem allmälichen Vorrücken durch Nord-West in West über.

Wie der in Ostwind übergegangene Polarwind wird auch der in Westwind verwandelte Aequatorialstrom keine weiteren Störungen erleiden, da er nun längs der Parallelkreise fließt, er wird aber, wie jener, auch bei fortdauernder Ursache der Polar- resp. Aequatorialströmung auf diesen ursprünglichen Strom hemmend einwirken und so eine relative (beziehungsweise, d. h. der Drehung des Orts, über welchem sie sich befindet entsprechende) Ruhe annehmen, die bald wieder der ursprünglichen Polar- oder Aequatorialströmung weichen wird (so lange deren Veranlassung dauert) worauf sich die eben geschilderten Erscheinungen wiederholen werden.

Tritt aber nach dem Aequatorialstrom wieder ein Polarstrom ein, so werden:

c. auf der nördlichen Halbkugel die Westwinde allmälich in Nordwest und sodann in Nordwinde übergehen.

d. auf der südlichen Halbkugel die Westwinde sich nach und nach in Südwest und Südwinde verwandeln.

Die Veränderung würde bei zuerst vorherrschender Aequatorialströmung und deren Verdrängung durch die Polarströmung sein: auf der nördlichen Halbkugel

S. SW. W. NW. N.

auf der südlichen

N. NW. W. SW. N.

Zu erwähnen wollen wir nicht vergessen, daß durch lokale Einflüsse, sowie durch die verschiedene Vertheilung und Erwärmung von Meer und Land häufig eine Störung in den Erscheinungen dieser Gesetze eintritt; im allgemeinen aber folgt aus der Gesammtheit der erörterten Bewegungen bei aufeinanderfolgenden Polar- und Aequatorialströmungen, daß

in der nördlichen Erdhälfte der Wind in der Richtung von

N. nach O. S. W. und N.

in der südlichen von

S. nach O. N. W. und S.

die Windrose durchlaufen wird, abgesehen davon, daß in Folge lang andauernder Polar- oder Aequatorialströmungen die Reihenfolge unterbrochen werden wird, und der Wind zwischen N. und O, W. und S. öfter zurückspringt.

Dies ist im allgemeinen das Dove'sche Drehungsgesetz des Windes.

Ueber die Ursachen der Abweichungen im mittleren Europa mögen noch einige Auseinandersetzungen nach Dove hier Platz finden. Nach dem aufsteigenden Luftstrom unterhalb des Aequators fließen, wie mehrfach erwähnt, von Norden und Süden her Ströme kälterer Luft, die, sich gegenseitig hemmend, in jenem aufgehen, und erwärmt wieder mit in die Höhe geführt werden, wodurch eine Zone der Windstillen auf beiden Seiten des Aequators erzeugt wird. Der in dieser — nach der Jahreszeit wechselnden und etwa sechs Polarkreise umfassenden — Region der Calmen (Windstellen) aufsteigende Luftstrom bleibt bis über die Wendekreise hinaus in der Höhe und sinkt dann erkaltet und schwerer geworden und infolge der Verengerung der Meridiane nach den Polen hin zusammengepreßt, wieder herab, um auf der Nordhälfte der Erdkugel in südwestlicher, auf der Südhälfte in nordwestlicher Richtung nach den Polen zu fließen. Es entstehen dadurch in veränderlichen Betten neben einander fließende Polar- und Aequatorialströmungen, deren gegenseitiges Verdrängen den Wechsel in den Witterungsverhältnissen bedingt. Da aber die von den Polen kommende kältere Luft einen geringeren Raum einnimmt, als die immerhin wärmere, wenn auch abgekühlte, vom Aequator kommende, so werden überall schmälere Polarströme mit breiteren Aequatorialströmungen wechseln, und es wird bei den angedeuteten Verdrängungen und Verschiebungen derselben immerhin die Wahrscheinlichkeit größer sein, in einen Aequatorialstrom zu gerathen, als in einen Polarstrom.

Somit muß sich nach Raum und Zeit eine überwiegende südliche Windrichtung in der nördlichen gemäßigten Zone geltend machen, die sich infolge der Rotation der Erde nach den oben entwickelten Gesetzen mehr und mehr in eine südwestliche und westliche verwandeln wird, wie sie ja bei uns in der That vorherrschend sind.

Noch aber ist ein anderer Umstand, der für die in Mittel-Europa überwiegende westliche Windrichtung sehr bestimmend ist, in Betracht zu ziehen: die hohe Temperatur des zentralen Asiens in den Sommermonaten verursacht einen mächtigen aufsteigenden Strom, infolge dessen dort der atmosphärische Druck bedeutend verringert wird. Deshalb strömen die nebenliegenden Luftmassen dorthin, über Europa der Nordwest, welcher unsern Sommer oft so unfreundlich macht, deshalb wehen an den Ostküsten Asiens nur östliche Winde, an den Küsten Sibiriens nördliche. Die über Inner-Asien aufsteigende warme und trockene Luftmasse fließt seitlich nach Osten ab und häuft sich über dem Nordwesten Nord-Amerika's an.

Bemerken wir noch, daß sich, wie schon angedeutet, in der Windrichtung einzelner Orte gar oft lokale Einflüsse geltend machen, die das oben ausgeführte Drehungsgesetz ganz verdecken, und daß namentlich hohe Gebirge und tief eingeschnittene Thäler solchen Einfluß ausüben, so glauben wir alles gesagt zu haben, was sich in engen Grenzen über das Dovesche Gesetz überhaupt und die in Mittel-Europa insbesondere vorherrschende Windrichtung sagen läßt.

Marienwürmchen.

Von Hugo Sturm.

Der rauhe Herbst mit seinen Stürmen ist vor der Thür. Die Natur hat ihre höchste Entfaltung erreicht und bereitet sich wieder allmählich vor zu der Ruhe des starren Winters. Die Sommervögel ziehen hoch oben in der Luft dem Süden zu und die Winterschläfer unter den Thieren suchen nach einem schützenden Ort für die bald eintretende kalte Jahreszeit. Langsam fällt Blatt um Blatt von Baum und Strauch, bis nur noch kahle Reiser und Aeste emporragen.

Diese Vorgänge entgehen keinem Auge. Aber wie häufig übersehen wir die Regsamkeit der kleinen und kleinsten Geschöpfe, die doch nicht minder eifrig darauf bedacht sind, eine gute Schlafstelle aufzufinden, in der sie dem Schnee und Eis Trotz zu bieten vermögen. Wohl kein Baum ist zu finden, an dem wir nicht solche Beobachtungen aus dem Leben der so vielfach unbeachtet gelassenen kleinen Thierwelt machen könnten, die meist noch interessantere Erscheinungen darbietet als selbst die große. Kein zusammengerolltes Blatt finden wir, in dem nicht mehrere kleine Thiere regungslos sitzen und warten, bis dasselbe zu Boden fällt und unter den andern seinen Insassen ein warmes Winterquartier bietet.

Am häufigsten begegnen wir in der schützenden Blatthülle einigen rothgefärbten Käfern mit schwarzen Rückenflecken, die von Jedermann als Sonnenkälbchen, Marienwürmchen oder Herrgottkühlein gekannt werden. Die Wissenschaft läßt diese und die übrigen Namen, die man für unsern kleinen Käfer noch weiß, gelten, kann sich jedoch mit denselben, die fast in jedem Landstrich wechseln, nicht begnügen, und nennt das Thier seiner Farbe wegen Coccinella, wozu noch für die häufigste und größte Art der Beiname septempunctata kommt, weil bei dieser die Zahl der schwarzen Flügelpunkte meist sieben beträgt. Der kleine Käfer ist wohl keinem unserer Leser unbekannt, weshalb wir wohl von

der Beschreibung desselben absehen können. Nur die Lebensweise dürfte nicht Jeder genauer kennen, und von ihr möchte ich einiges mitzutheilen mir erlauben.

Wie schon gesagt, überwintert der Marienkäfer unter den abgefallenen Laubwerk oder auch in einer Rindenspalte, in welchen Verstecken man meist mehrere zusammen findet. Ganz zeitig im Frühling, wenn die Sonne ihre ersten warmen Strahlen durch die noch laublosen Bäume sendet, erwacht der kleine Schläfer und schlüpft unter dem Laube hervor, um als erster Bote des Lenzes Groß und Klein zu erfreuen. Mit lautem Jubel begrüßt die Jugend den kleinen Käfer, hascht ihn, ohne ihm jedoch irgend ein Leid zuzufügen. Er ist durch Tradition gefeit. So wie wir uns einst freuten, wenn er seine Flügeldecken zum Fortfliegen erhob, so ist dies auch die Freude unserer Kinder. Sie suchen ihn durch ein kleines Liedchen dazu aufzumuntern, das in vielen Variationen in allen Theilen Deutschlands gekannt ist und in meiner Heimat — Provinz Posen — folgendermaßen lautet:

„Marienwürmchen, fliege!
Dein Vater ist im Kriege,
Dein Häuslein brennt,
Deine Kinder schrein,
Flieg' fort aus der Höll'
In den Himmel hinein!"

Die Verehrung, deren sich das Thier überall zu erfreuen hat, stammt schon aus jenen Tagen, als noch die heidnischen Götteraltäre unter unsern Rieseneichen rauchten, als noch der Landmann das Wirken der holden Freya überall in Feld und Wald zu verspüren meinte. Ihr war der kleine Frühlingsbote geheiligt, der ihr vorausflog, um den Menschen das Nahen der Göttin zu verkünden. Hierauf beziehen sich auch die vielen Volksnamen des Käfers, die heute noch gelten. Als das Christenthum die Götter unserer heidnischen Vorfahren verdrängte, übertrug man die Eigenschaften der Freya vielfach auf des Heilands Mutter Maria, der man auch den Vorläufer der Frühlingsgöttin widmete. Von ihr ist das Thierchen auch mit der Gabe der Vorherverkündigung ausgestattet worden. Seine sieben Rückenpunkte, an und für sich schon durch ihre Zahl bedeutungsvoll, betrachtet der abergläubische Ackersmann in jedem Jahr mit größter Aufmerksamkeit, da er von ihnen aus einen Schluß auf den Ausfall der nächsten Ernte machen zu können vermeint.

Noch im Lenze feiern die Käfer die Zeit ihrer Wonne, die jedoch nicht mit demselben ihr Ende erreicht, sondern bis zum Herbste hin fortdauert. Man findet vom Mai an nicht selten auf der Rückseite der Blätter die schmutzig-gelben Eier, die in Häufchen von 10—12 an der Zahl hier angeklebt sind. Sie sind verhältnißmäßig groß und an dem einen Ende merklich zugespitzt. Aus ihnen schlüpfen nach einigen Tagen die kleinen schwarz gefärbten Larven, die sich nicht weit von einander entfernen und gar munter umherkriechen. Nach Beobachtungen, die ich im vorigen Jahr angestellt, häuten sich die Larven in nicht ganz bestimmten Zeiträumen. Während bei einzelnen dieser Vorgang schon in der zweiten Woche eintrat, dauerte er bei andern 5—6 Tage länger. Jedenfalls ist die Ursache hiervon in der geringern oder reichlicheren Nahrung der kleinen Geschöpfe zu suchen, der sie mit großer Freßlust nachgehen. Nach mehrmaligen Häutungen hat die Larve eine Länge von ca. 1 cm. erreicht. Sie sieht blaugrau aus, nur an den Seiten einzelner Glieder erblickt man rothe Flecke. Auch die 16 Rückenpunkte, die paarweise auf den einzelnen Gliedern stehen, haben diese Farbe. Sie stehen zwischen zwei Reihen schwarzer Warzen, die mit kleinen borstenförmigen Haarbüscheln verziert sind. Auch die Beine und der Kopf sind borstig besetzt.

Die Larven sind beweglich und laufen ziemlich schnell auf den Blättern umher. Ihre Nahrung ist animalischer Natur und besteht in den schädlichen Blattläusen, die oft zu Tausenden die Blätter bedecken. Die allezeit hungrige Larve erhascht ihre Beute mit den Vorderbeinen und führt sie nach den Freßzangen, um sie in kurzer Zeit völlig auszusaugen und darauf wieder eine andere zu erbeuten. Es gibt kein besseres Mittel, um von Blattläusen befallene Topfgewächse oder seltene Sträucher von ihren Schmarotzern zu befreien, als einige Larven des Marienkäfers auf dieselben zu setzen, die in nicht zu langer Zeit gründlich unter jener Gesellschaft aufräumen.

Etwa acht Tage nach der letzten Häutung wird die Larve träger. Sie sucht sich einen geschützten Platz, an dem sie sich mit ihrem letzten Gliede festheftet. Sie zieht den Kopf ein, krümmt den Rücken und verharrt regungslos in dieser Stellung. Die Borsten fallen ab, die Haut reißt auf dem Rücken entzwei und die Puppe windet sich heraus. Von vorn gesehen, erkennt man, wie auch bei andern Käferlarven, deutlich den ausgebildeten Kopf, sowie die bis zum neunten oder zehnten Ringe reichenden Flügel und die Beine. Die Farbe der Puppe ist roth und schwarz. Eine eigenthümliche Bewegung ist der Puppe eigen, sobald sie in ihrer Ruhe gestört wird. Der bekannte Entomologe Dr. Taschenberg in Halle, schreibt darüber: „Sie hebt den Vordertheil ihres Körpers und läßt ihn wieder fallen, oft so taktmäßig, wie der Hammer einer schlagenden Uhr."

Acht Tage nach der Verpuppung schlüpft der Käfer aus der Puppenhülle. Flügeldecken und Schilder sind weich, auch ist die Färbung noch nicht normal. Der vollkommene Käfer nährt sich ebenfalls von Blattläusen, obgleich man lange hieran gezweifelt hat, freilich nicht mit der Gier, wie bei den in der Entwickelung begriffenen Larven.

Es gibt bei uns mehrere Arten von Marienkäfern, die aber durchschnittlich unserm eben beschriebenen an Größe nachstehen. In der Lebens- und Entwickelungsweise stimmen alle genau überein, so daß nur die Farbe als leicht in das Auge fallendes Unterscheidungsmerkmal aufgeführt zu werden braucht. Es gibt noch welche mit fünf und mit zwei schwarzen Punkten, ferner solche mit gelber Farbe und weißen Flecken, solche mit schwarzen Würfeln und gelblicher Grundfarbe u. s. f. Sie alle haben sich unsers Schutzes zu erfreuen, und verdienen die Schonung, die man ihnen von allen Seiten angedeihen läßt.

Die Kitzlochklamm. (Bild S. 28). Wir haben auf unserer Weltfahrt die Leser im 4. Jahrgang Nr. 36 der „N. W." ins Pongau zu den Liechtensteinklammen von Sankt Johann geleitet und bitten sie, die heutige Wanderung dort aufzunehmen, um uns zum Ausgang des Pongaus, zu der Kitzlochklamm bei Taxenbach zu folgen und zwar diesmal auf der Eisenbahn. Beim Anblick dieser Tunnels und Felsengalerien, die man dem Urgestein abgerungen, freuen wir uns, daß das Pulver nicht allein deshalb erfunden wurde, um die Wahlstatt mit Schlachtopfern zu bedecken, sondern daß es eine noch bessere und friedlichere Verwendung zu Gunsten des großen Völkerverkehrs habe, nämlich den, die Felsen zu sprengen, um dem sausenden Dampfroß die Wege zu bahnen. Manchmal hört man beklagen, daß die Dichter und Künstler der Gegenwart nicht auf der Höhe früherer Zeiten stehen, daß es keinen Rubens, keinen Shakespeare, keinen Goethe und Beethoven mehr gebe. Dafür schafft die Menschheit Wunderwerke der Technik. Die Menschheit kann ebenso wenig wie der einzelne alles zu gleicher Zeit leisten. Uns kommt es vor, als ob das Genie der Menschheit in den Kopf der Techniker gefahren sei, so daß diese jetzt Dinge vollbringen können, die in ihrer Weise alles, was die Vorzeit zu Wege brachte, weit übertreffen. Jetzt werden die großen praktischen Gedanken ins Werk gesetzt, von denen die bedeutendsten Menschen der Vorzeit nur träumen durften. So hat jedes Zeitalter seine Größe. Unter diesen und ähnlichen Gedanken haben wir in Lend den Waggon gewechselt und sind, ehe wir es uns versehen, in Taxenbach. Der schöne ebene Marktplatz von Taxenbach mit dem einladenden Postwirthshaus, „wo unser Herrgott den Arm herausstreckt", umfaßt sämmtliche Gebäude des Ortes und liegt 726 Meter über der Meeresfläche. Wir sind zwar nur eine halbe Stunde von unserem Ziel, der Kitzlochklamm entfernt, aber diese liegt in der schauerlichsten der Alpenschluchten, in der Rauris. Obzwar die Scharte, welche die Rauriser Ache in die Felsen genagt hat, wegen ihrer Goldadern schon den Römern bekannt war, haben sich die Einwohner der Rauris bis zum Jahr 1877 begnügt, die Verbindung mit der Hauptstraße des Landes, dem Salzachthal, durch den über Embach nach Lend führenden Saumweg zu unterhalten, obgleich derselbe einen weiten Bogen nach Osten beschreibt und zur Begehung vielen Zeitaufwand kostet. Der Verkehr mit Taxenbach war infolge dessen gering. Nach der Eröffnung der Giselabahn, welche das nördliche Tyrol mit dem Salzkammergut verbindet, kamen die von dem gleichen Bedürfniß beseelten Bewohner des Salzach- und Rauristhals überein, die der unmittelbaren Verbindung ihrer beiderseitigen Thäler im Wege stehenden Hindernisse, vermittels des Durchbruchs der ungeheuren Felsenwände und Schluchten nächst der Rauriser Ache, für alle Zeit zu beseitigen. Kein Alpenthal kann sich eines so wunderbaren Zugangs und eines in landschaftlicher Beziehung so eigenartigen Hintergrunds rühmen, als die Umgebung der Kitzlochklamm, deren Mittelpunkt unser Bild darstellt. Im Verlaufe einer halben Stunde gelangt man aus dem Eisenbahnkoupé in die Hochgebirgsnatur. Wenn man Taxenbach verlassen hat, ist die prickelnde Luft lind und aromatisch, würzige Düfte steigen aus dem Thale auf, welchem der Blick weithin zu folgen vermag. Die Föhren rauschen, die Rauriser Ache stürzt brausend niederwärts und in ihren Gischt spielt die Sonne alle Farben des Regenbogens hinein. Binnen einer Viertelstunde ist der hügelige, von Sturztrümmern bedeckte, von Ebereschen, Buchen und Fichten spärlich bewachsene Anstieg erklommen und vor uns liegt ein Naturgemälde aufgerollt, dem die Wildheit der Berge, welche ringsum bis zu den Wolken aufsteigen, ein großartiges Bild verleiht. Ueber dem gemsenöden Revier kreisen Aar und Falke, an den Hängen flattert hie und da ein Silberband durch grünes Nadelgezweige und die feierliche Stille der Hochgebirgsnatur wird nur selten durch das Gezwitscher eines Vogels unterbrochen. Plötzlich ist das Panorama kesselartig abgeschlossen und der Weg windet sich thalabwärts über Galerien und Brücken. Das eigentliche Kitzloch ist ein römischer Stollenbau in der ersten, am rechten Ufer der Rauriser Ache sich senkrecht erhebenden Riesenwand, auf der Südseite begonnen, gegen Norden aber nicht vollendet. Man erkennt an ihm, daß er mit Spitzhaue und Meißel angelegt wurde. Tacitus erwähnt der Goldbergwerke am Ivarus (Salzach), welche der Praetor von Juvavium (Salzburg) Ahenobarbus in Stand setzen ließ und preist deren Ergiebigkeit. Heuer decken die Rauriser Goldbergwerke kaum die Betriebskosten. Ob die Goldadern erschöpft sind oder der Raubbau der Privatunternehmer daran schuld ist, mögen Sachverständige entscheiden. Die Oedenwand, deren glatte Breitseite, vom Salzachthal aus betrachtet, das Rauriser Thal ganz absperrt, zeigt sich als eine mehrere hundert Meter aufragende Mauer, vor welcher den Beschauer infolge der nischenartigen Unterwaschungen das Gefühl beschleicht, daß sie einstürzen könnte. Durch dieses Gestein hat sich die Rauriser Ache unter Tosen und Brausen im Lauf der Zeit eine Schlucht

von etwa 125 Meter Tiefe gebrochen, und noch immer dauert der tobende Kampf zwischen Wasser und Gestein fort. Alle elementaren Kräfte scheinen entfesselt, um sich im verzweifelten Ringen aufzureiben, ungezählte Jahrtausende geht es so fort und doch ist im großen und ganzen die Erdrinde dadurch nur unwesentlich verändert. Und hat Wasser und Feuer der Mutter Erde eine Wunde gerissen, so ist der duftige Urwald stetig bemüht, sie grün zu überkleiden. Wie auf unserem Bilde ersichtlich, streckt er seine hilfreichen Arme, die Bäume, nicht nur bis an den Rand des Abgrundes, sondern weit über denselben hinaus, um den goldgesäumten Wolken, die den Morgenhimmel umziehen, zu winken. Doch dieses Naturwunder von Hetzjagd und Stillstand muß man mit eignen Augen sehen, wenn man den richtigen Eindruck davon empfangen will. Zum Schluß müssen wir indeß auch den Werken von Menschenhand, den Wegbauten, Gerechtigkeit widerfahren lassen, umsomehr, da sie an Kühnheit alles übertreffen, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist. Welchen großartigen Charakter die jetzt vollendeten Arbeiten an sich tragen, beweisen folgende Angaben. Vom Römerstollen, dem Ausgang der Kitzlochwand, bis zum Landsteg Rauris war eine neue Wegstrecke von 2000 Meter herzustellen; diese enthält viele Galerien, einen großen Tunnel und sieben Ueberbrückungen. Der Gesammtkostenbetrag dieser ungemein schwierigen und gefahrvollen Bauten ist von den betheiligten Gemeinden beider Thäler übernommen worden. Darnach zu schließen, haben die Gemeinden heidenmäßig viel Geld. Und doch verarmt in dieser landschaftlich so reizvollen Gegend die Bevölkerung immer mehr. Nur Fachschulen für Frauenarbeit und Hausindustrie können der überhandnehmenden Verarmung steuern.

Dr. M. T.

Ein gefiederter Gärtner. Der Vogel, welcher sich den Lesern im Bilde (S. 29) präsentirt, gehört zur Gattung der Paradiesvögel und ist in die Register der Naturforscher unter dem Namen Amblyornis inornata eingetragen. Die Amblyornis ist, was die Farbenpracht des Gefieders wie die äußere Erscheinung überhaupt betrifft, der schmuckloseste und unansehnlichste Paradiesvogel, wohingegen er an Intelligenz seine Stammesgenossen weit überragt. Nach einem Bericht von Odoardo Beccari, der diesen Vogel im Jahre 1875 in Neuguinea (Westküste von Afrika) zu beobachten Gelegenheit hatte, erreicht die Amblyornis die Größe einer Turteltaube; das Gefieder ist in der Hauptsache braun gefärbt. Beccari hat den Vorschlag gemacht, den Vogel Gartenvogel zu nennen, wohl um deswillen, weil sich vor seinem Neste oder besser vor seinem Baue stets ein mit allerlei Früchten, Blumen und Blüthen ausgeschmückter und wohlgepflegter Platz vorfindet. Mit demselben Recht kann man die Amblyornis auch den Baumeister unter den Vögeln nennen, denn das Nest oder der Bau lenkt nicht minder die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Nach den Aufzeichnungen Beccari's wählt der Vogel zum Baue seines Nestes einen ebenen Platz an einem kleinen Baum, der in der Regel die Dicke eines Spazierstockes hat. Am Fuße des Baumes errichtet er eine Art niedrigen Kegel, der meist eine Handbreit im Durchmesser hat und wesentlich aus Moos besteht. Die Höhe des Kegels oder Stammes, der als Pfeiler dient, ist wenig geringer als die Höhe des ganzen Baues, etwa 62 Centimeter. An dem Gipfel des Pfeilers befinden sich ringsherum und methodisch aufgelagert Stämmchen von einer Orchidee, doch so, daß vorn ein Eingang offen bleibt. Viele andere Stämmchen sind in verschiedenen Richtungen quergelegt, so daß die ganze Lagerung möglichst undurchdringlich wird. Zwischen der Außenwand und dem inneren Mooskegel ist ein rundlicher Gang angelegt. Der Durchmesser des ganzen Baues beträgt etwa 1 Meter. Die Stämmchen der Orchidee finden sich in großen Büschen auf Baumzweigen und sind ebenso biegsam als dauerhaft. Die Blätter läßt der Vogel an den Stämmchen, ja er macht sie womöglich noch fest; und offenbar verwendet er gerade diese Pflanze zu seinem Nestbaue, weil sie sehr lange frisch bleibt und der Fäulniß fast gar nicht ausgesetzt ist. Vor dem Neste errichtet unser Baumeister eine Wiese von herbeigebrachtem Moos, die frei von Gras, Steinen, überhaupt frei von allen, gewissermaßen die Schönheit des Ganzen beeinträchtigenden Gegenständen ist. Auf diese Weise oder Rasen werden Blüthen oder Früchte von frischen Farben so ausgebreitet, daß die Fläche den Eindruck eines kleinen zierlichen Gartens macht. Die meisten Zierrathen befinden sich am Eingange des Baues, und es scheint, als ob der männliche Vogel den Eingang täglich mit neuen Früchten, Blumen und Blüthen ausschmückte, um dem Weibchen Ueberraschungen zu bereiten. Alles muß aber von hervorstechender Farbe sein. Unter den Früchten fanden sich kleine violette Aepfel vor; auch eine rosige Frucht, die von einer Pflanze, ähnlich dem Jugwergewächs, stammt, wurde vorgefunden. Die Blüthen hatte der Vogel einem stattlichen Heidelbeerstrauch entnommen. Auch an Pilzen und farbigen Insekten fehlte es in dem Garten nicht. Was von dem Gartenschmuck verdorrt oder unschön geworden ist, wird entfernt und an die Seiten des Baues gelegt. Eine weitere Merkwürdigkeit im Charakter des Vogels ist, daß er das Geschrei und Gesinge von Vögeln nachzuahmen im Stande ist, welcher Umstand ihm auch den Namen Burnu Guru, d. i. Meister- oder Lehrervogel, eingetragen hat. Sein anderer Name ist Tukan Kobon (Gärtnervogel).

Außer dem wenig in die Augen fallenden Vogel stellt das Bild auch den ganzen Nestbau desselben dar. Die Figur in der Ecke rechts oben vergegenwärtigt den Plan. A ist der Mittelpfeiler, B ist der Grundkegel an demselben, C ist der Gang, D ist der Grundumfang des Dachs, E ist der Garten, F, G, H und I sind die Stellen, wo die Früchte und Blüthen der verschiedenen Pflanzen, aber alle gesondert, hingelegt werden, die Stellen KK dienen zur Ablagerung aller verwelkten oder verwesten Gegenstände.

S.

Die Katastrophe von Szegedin Wohl besteht das Leben des einzelnen Menschen und das der Nationen in einem unausgesetzten Kampfe gegen die zerstörenden Kräfte der Natur und unerbittlich nagt der Zahn der Zeit an den stolzesten Denkmälern der Baukunst; aber daß die Wohnstätte von 75,000 Menschen binnen wenigen Tagen von der Sturmfluth der Erde gleich gemacht wird, ist jetzt nur noch in einer ungarischen Stadt, wie Szegedin, möglich, deren kaum metertief gefestete Häuser, von blos an der Luft getrockneten Lehmziegeln gebaut, von allen vier Seiten frei in breiten ungepflasterten Straßen stehen. Was dem Wogenprall widerstand, drückte das entfesselte Element mit seinen feuchten Armen wie Brei zusammen. Das konsistente Material der steingemauerten Regierungsgebäude wankte und stürzte ebenfalls zusammen, weil der lockere Untergrund, vom Wasser gierig vollgesogen, jeden Halt verlor. Zur Erklärung der Bodenbeschaffenheit der ungarischen Tiefebene zwischen den Flüssen Donau und Theiß müssen wir das Buch der letzten Erdrevolution aufschlagen, denn was der gewaltige Theißstrom, das einzige Rinnsal der südlichen Karpathenabdachung, in den Zerstörungstagen vollbracht, zumal die verheerende Wirkung seiner Inundations-Gewässer (die Wassermasse außerhalb des Flußbettes) erinnert geradezu an jene vorhistorische Hochfluth die vor verhältnißmäßig nicht allzulanger Zeit die Tiefebenen der Theiß und Donau bedeckte. Von dem Festlandboden Europas ist jener der großen ungarischen Tiefebene, in deren Mitte Szegedin schutzlos und kaum einige Meter über dem Normal-Niveau der Theiß liegt, zweifellos der jüngste. Die weiten sarmatischen Steppenflächen von den Karpathen bis zum Ural, sowie die flachen Gestadeländer Norddeutschlands waren längst von den Seefluthen befreit, als im Stromgebiete der untern Donau noch immer Meereswogen jenen Diluvialboden peitschten, auf welchem heute zahllose blühende Städte liegen, wogende Kornfelder mit unermeßlichem Erntesegen sich breiten und das Dampfroß nach allen Richtungen die einförmige, aber in ihrer Art gleichwohl malerische und vom feurigen Volksliede poetisch verklärte Ebene durchbraust. Das heutige ungarische Tiefland und die rumänische Ebene dürften in demselben Zeitraum von ihren Wassern befreit worden sein. Jedenfalls ging der Abfluß des „Dacischen Meeres“, dessen einstigen Seeboden das heutige Rumänien bildet, voran; die Gestade zunächst des Schwarzen Meeres wurden trocken und an der bulgarischen Uferstufe (Dobrudscha) bildete sich ein Gewässer, ein Fluß, der ausschließlich von jenen Bächen gespeist wurde, die einerseits in der hohen Balkankette, andererseits in den transsilvanischen Alpen Siebenbürgens entsprangen. Wenn von einem Ursprunge dieses großen dacischen Flusses überhaupt die Rede sein kann, so dürfte er am sogenannten „Eisernen Thor“ zu suchen sein, wo zwischen Bazias und Orsova ein Knoten das Balkan- und Karpathensystem verbindet. Dieser Gebirgsstock war ursprünglich der Riegel, welcher das ungarische Meer von dem rumänischen trennte. Als die unermüdliche Fluth die Felsenbarre durchsägte, erfolgte der Durchbruch durch jenes großartige Defilé, das heute den Namen „Kazan“ trägt und leider heute noch zur Hochwasserzeit die Gewässer staut, daß sie rückprallend die Theißniederung als Springfluth bedecken. Daß das „Eiserne Thor“ für die enormen Wassermassen der Donau, Theiß, Save und Drau zu schmal ist, haben alle Generationen zu ihrem Schrecken erfahren müssen, und doch niemals an die Abhülfe der Gefahr gedacht. Auch heute dürfen wir annehmen, daß die Katastrophe, durch welche die Stadt Szegedin vernichtet wurde, sich nicht so entsetzlich gestaltet hätte, wenn die Regierungsorgane nicht in einem unverzeihlichen Optimismus befangen gewesen wären. Der Regierungskommissär hatte keine Kenntniß von jener barometrischen Depression, die am 11. März sich bereits zeigte und das Herannahen eines Sturmes von Norden verkündete. Auf die Thatsache gestützt, daß ein momentanes Fallen des Wassers um 15 Centimeter eingetreten war, posaunte er in die Welt die trügerische Botschaft, daß Szegedin gerettet sei. Da kam der Sturm und wälzte mit der schäumenden Fluth über die Dämme die Leichen der Deicharbeiter in die Straßen der unglücklichen Stadt, deren Bewohner im Schlafe vom Verderben ereilt wurden. Nord- und südwestlich von den Wällen der Alföld und Staatsbahn gestaut, stürmte das Wasser durch die Rauchfänge in die verrammelten Häuser. So fanden Viele, durch die Fluth überrascht, ihren Tod, die sich gerettet hätten, wenn man ihnen die Gefahr rechtzeitig bekannt gegeben hätte. Rettungsboote waren so gut wie gar nicht vorhanden und die wenigen Fahrzeuge konnten in der Schreckensnacht den Weg nicht zu den einstürzenden Häusern finden, weil die Gasbeleuchtung von dem eindringenden Wasser zerstört worden war. Die Verwirrung dieser angstvollen Stunden beleuchteten hie und da brennende Häuser, von ruchloser Hand angezündet. Von 10,000 Baulichkeiten sind 8200 eingestürzt, unter deren Trümmern man tausende von Leichen aufgefunden hat. Die immer wachsende und vom Sturm gepeitschte Fluth leckte dann an dem Hügel von Neu-Szegedin und Söregh, wohin sich die Ueberlebenden gerettet hatten. Auch die Maros und Körös, die in geringer Entfernung von Szegedin in die Theiß münden, hatten ihre Ufer überfluthet und bedrohten die Ortschaften Szentes, Hold-Mezö-Vasarhely und Czongrad. Die in unmittelbarer Nähe liegenden Dörfer Doroczma,

Algyö und Tapé sind gleich Szegedin von der Hochfluth verschlungen worden. Was an Gut und Blut, Wald und Aussaat das tückische Element verschlungen, ist noch bis heute nicht zu bestimmen. Wir wollen hoffen, daß die Erfahrungen dieses elementaren Ereignisses zum künftigen Heile der Theißbewohner ausgenützt werden. Es lassen sich nicht alle elementaren Katastrophen verhindern, aber es ist möglich, die Ausdehnung derselben zu beschränken. Dafür ist nicht in entsprechender Weise gesorgt worden. Angesichts des Elends war der nationale Antagonismus völlig geschwunden und aufopfernde Menschenliebe an seine Stelle getreten. In einem nächsten Artikel wollen wir über das weitere Schicksal von Szegedin berichten. Dr. M. T.

Das Budget der Frau von Pompadour. Die Freundinnen der Fürsten des vorigen Jahrhunderts wurden durch ungeheure Geschenke für den Verlust ihres guten Rufes entschädigt und gestatteten sich eine Verschwendung, die uns heutzutage fabelhaft erscheint. Die Pompadour trieb es noch nicht am ärgsten und doch brachte sie Frankreich in den neunzehn Jahren ihrer Herrschaft von 1745—1764, um 36,924,140 Livres, wozu noch 1,700,000 Livres Schulden kommen. Das Verhältniß ihrer einzelnen Ausgaben gestaltet sich, wie folgt:

Für Gebäude	7,500,000	Livres
Reisen, Schauspiele und Feste für den König	4,000,000	=
Lohn der Bedienten	1,518,886	=
Beleuchtung und Heizung	810,000	=
Kleidung	350,225	=
Leinenzeug	1,777,000	=
Küchengeschirr	66,172	=
Zu ihrer Befriedigung (pour se satisfaire)	1,338,167	=
Gold= und Silbergeschirr	687,600	=
Goldene Dosen	394,000	=
Diamanten	1,783,000	=
Lackirte Sachen	111,945	=
Chinesisches Porzellan	150,000	=
Geschnittene Steine für den König	460,000	=
Denkmünzen	400,000	=
Gemälde	60,000	=
Bücher	12,500	=
Wagen und Pferde	1,800,000	=
Stallung und Fütterung	1,300,000	=
Für ihre Gesellschaftsdamen	460,000	=
Schulden ihres Vaters	400,000	=
An Verwandte, Diener und Klöster	229,236	=
An die Armen	150,000	=

Diese Ausgaben wurden durch Geschenke des Königs und aus andern Quellen bestritten. Die Pompadour bezog ein förmliches Gehalt, 4000 Livres monatlich und 40,000 Livres Neujahrsgelder. Viel brachte ihr das Spiel ein, denn wer hätte nicht der Geliebten des Königs gegenüber verlieren wollen. Sie gewann an manchem Abende im Landsknecht 9000, 20,000, ja selbst 30,000 Livres.

Dr. B.=R.

Die orientalischen Gewürze, welche die Römer kaum in den letzten Zeiten ihrer Macht kannten, wurden in Frankreich erst durch die Kreuzzüge bekannt. Der hohe Preis derselben, die Seltenheit, die Entfernung der Länder, wo sie herkommen, setzten sie bei uns bald in großen Werth. Als im Jahre 1163 ein Abt von St. Gisles sich von König Ludwig VII. (1137 — 1180) eine Gnade zu erbitten Willens war, so glaubte er sie desto eher zu erlangen, wenn er ihm einige Spezereien aus der Levante sendete. Alle noch vorhandenen Manuskripte aus den Zeiten der Kreuzfahrer sind voller Lobeserhebungen des Zimmts, Ingwers, der Muskatnüsse u. s. w., welche die Dichter damals mit den vortrefflichsten Wohlgerüchen verglichen. Es war indessen nicht blos Sinnlichkeit, die unsere Vorfahren zum Gebrauch der orientalischen Gewürze leitete: da sie gewohnt waren, sich mit schwerem Fleische zu nähren, so glaubten sie durch diese Spezereien die Verdauung zu befördern. Erst im achtzehnten Jahrhundert machte Poivre den glücklichen Versuch, von der Insel Ceylon Muskat= und Gewürznägleinbäume zu holen und nach Isle de France zu verpflanzen; ein Unternehmen, das vom besten Erfolge gekrönt wurde. Dr. B.=R.

Die erste Tapezirung der Mauern bestand bei den alten Franzosen aus Strohmatten: sie wußten die Strohfarben auf eine so künstliche Art anzuordnen, daß diese Matten ganz hübsche Tapeten vorstellten. Die Stadt Pontoise hatte in dieser Arbeit den höchsten Ruf. Noch jetzt liefert die Levante sehr fein und künstlich gewebte Matten. Sehr bediente man sich in Schlössern und Städten statt der Matten der von Wolle und Seide durchwirkten Tapeten, die allerhand Zeichnungen, ja ganze Gemälde darstellten. Diese Art Arbeit scheint sehr alt zu sein, denn man sieht noch in der Sakristei der Kathedralkirche zu Bayern ein altes Stück Tapete, das die Eroberung von England durch Wilhelm den Normannen (1066) darstellt. Der Gelehrte Montfaucon glaubt, daß diese Tapete bald nach dieser großen Begebenheit verfertigt worden sei. Indessen dauerte es lange, bevor diese Art Wandbekleidung allgemeiner wurde. Dies geschah erst im fünfzehnten Jahrhundert, als die Herzöge von Burgund Herren der Niederlande waren. Nur sehr reiche Leute konnten sich solcher Tapeten bedienen, weil sie außerordentlich theuer waren. Weniger Bemittelte mußten mit ungarischen oder bergamaskischen Tapeten fürlieb nehmen. Diese letztern hatten ihren Namen von der Stadt Bergamo in der Lombardei, wo sie erfunden wurden, sie werden von ziemlich grober verschiedenfarbiger Wolle gemacht. Die ungarischen sind etwas kostbarer, weil Seide zu ihnen verwandt wird. Beide Arten Tapeten wurden auch in der Normandie verfertigt.

Dr. B.=R.

Der Thee erfährt hinsichtlich seines Preises und der auf ihm lastenden Abgaben eine so hohe Steigerung wie kaum ein anderer Handelsartikel. Zuerst wirft er dem chinesischen Erbauer und dann dem Theehändler, der ihn zubereitet, einen erklecklichen Nutzen ab. Dann wird er, nach der Hafenstadt Kanton gelangt, auf direkte und indirekte Weise fünf bis sechs mal besteuert, und nachdem der en gros handelnde Hongkaufmann einen großen Gewinn von ihm gezogen, auch noch von den Beamten der Lokalregierung besteuert. Von hier kostet er eine ungeheure Fracht nach Europa, und nachdem die ostindische Kompagnie ihren reichlichen Gewinn entnommen, fällt er der Krone anheim, die den Thee mit 100 Prozent nach seinem Werthe belegt. Endlich kommen die Makler, die Groß= und Kleinhändler, welche sämmtlich bei Kauf und Verkauf ihren Profit machen. Diesen Tribut könnte Europa sich ersparen, da der Thee nur ein Modetrank ist und nicht allein zur Erhaltung der menschlichen Gesundheit nichts beiträgt, sondern sogar wegen seiner arzneilichen Eigenschaften durch einen fortgesetzten Genuß diese schädigt. Dr. B.=R.

Die Kunst des Brodbackens war anfangs den alten Römern unbekannt; sie nahmen die Körner aus den Aehren und verzehrten sie entweder frisch oder rösteten sie leicht, auch warfen sie dieselben in warmes Wasser, um sie zu erweichen. Nach diesem kam man auf den Einfall, die Körner zu zerstoßen, und erst lange nachher wurden die Handmühlen erfunden. Diese waren zu Cäsar's Zeit (59 bis 50 vor Christi Geburt) in Gallien, sowohl in den Städten, wie auf dem Lande, allgemein in Gebrauch. Die Windmühlen wurden erst nach dem ersten Kreuzzuge, im Anfange des zwölften Jahrhunderts in Europa bekannt, nachdem die Kreuzfahrer diese nützlichen Maschinen bei den Sarazenen kennen gelernt hatten. Wassermühlen wurden erst später allgemeiner. Aber schon unter Kaiser Augustus (30 vor bis 14 nach Chr. Geb.) war in Rom eine Wassermühle gebaut worden, die als außerordentliche Merkwürdigkeit betrachtet wurde. Die Kunst, das Getreide zu mahlen, führte nun auch zu der Kunst des Brodbackens, die ein römischer Leibeigener erfunden haben soll, welcher, nebst seiner Freiheit, große Belohnungen erhielt. — Rund geschnittene Brode dienten den Gästen bei Schmausereien als Teller. Dieser Gebrauch erhielt sich einige Jahrhunderte und wird noch in der Krönungsgeschichte Ludwig XII. (1498 bis 1515) erwähnt. In gewissen Gegenden mahlten die Bauern bei Mißwachs Heu zu grobem Mehl und bereiteten daraus Brod. Auch findet man in den alten Mönchsregeln für gewisse Vergehungen die Strafe festgesetzt, eine Zeit lang Heubrod zu essen. Dr. B.=R.

Musik als Reizmittel. Alfieri pflegte oft, ehe er dichtete, seinen Geist durch Anhören von Musik vorzubereiten. „Fast alle meine Tragödien“ — sagte er einst — „skizzirte ich in Gedanken beim Anhören von Musik oder wenige Stunden später“; ein Umstand, der auch von vielen anderen Dichtern und Schriftstellern verzeichnet worden. Lord Bacon ließ oft in einem an sein Studirzimmer anstoßenden Gemach eine Kapelle spielen. Milton wurde beim Anhören der Orgel von seinen solennen Inspirationen erfüllt. Musik war auch eine Nothwendigkeit für Warburton, den empfindsamen Dichter. Ein berühmter französischer Prediger, Bourdalone oder Masilia, entwarf seine Predigten, die er vor dem Hofe zu halten hatte, während er seine Geige spielte. Curron, der eminente Advokat, dachte über seine geistvollen Plaidoyers ebenfalls mit der Geige in der Hand nach. Auch Lenau, der im Wahnsinn geendet hat, entwarf geigenspielend seine düsteren Poesien. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

In einem der Empfangszimmer des alsterschen Hauses finden wir Fritz Lauter wieder. Er stand, vorläufig ganz allein — was ihm ein wenig unbehaglich war — in der Nähe der großen, grüngrau gestrichenen Flügelthür.

Der gemüthliche August hatte ihn ungemein wohlwollend empfangen: es wäre wirklich hübsch von ihm gewesen, daß er's Fräulein Wanda aus dem Wasser gezogen, und es wäre auch hübsch von ihm, daß er jetzt zum Besuche käme, — „wir" hätten ihn schon vor ein paar Tagen erwartet. Nun solle er nur in den kleinen Empfangssalon spaziren, — es würde wohl bald jemand von den Herrschaften erscheinen. Der gnädige Herr — Herr Alster hatte, seit er „Ritter hoher Orden" war, ausdrücklich von seiner Dienerschaft verlangt, daß sie ihn so anrede — „konforie" grade mit Herrn Doktor Juri, und Fräulein Wanda führe im Park mit ihrer Eselskutsche spaziren. Das letztere dauere aber gewöhnlich nicht lange.

Mit diesen Bemerkungen hatte der biedere August unsern Fritz in das beregte kleine Empfangszimmer hineingeschoben und war dann, gemüthlich grunzend, verschwunden.

Fritz hatte Muße genug, sich in dem Zimmer umzuschauen. Es schien alles noch viel luxuriöser geworden zu sein in der Villa Alster, seit er als Knabe zum erstenmale diese Räume gesehen.

Die Tapete des Zimmers, in dem er sich befand, zeigte eine dunkelbraune Farbe, von der sich vielfältig verschlungene Goldarabesken abhoben. Möbel, überzogen mit rothem Sammet, standen, wie Fritz meinte, außerordentlich geschickt geordnet, rings umher, — dort ein mittelgroßes Sopha hinter einem ovalen, gleichfalls mit rother Sammetdecke behangenen Tische, den außer dem Sopha bequeme Fauteuils umgaben; an den Fenstern winzige Tischchen mit prächtigen Blumennäpfen und üppige Blattpflanzen drin, daneben Sessel mit und ohne Lehnen; in der einen Ecke ein Damen-Schreibtisch mit zierlich geschnitztem Bücherregal darüber, in einer andern ein Ecktischchen mit einer riesigen, blumengefüllten Porzellanvase, der ganze Fußboden bedeckt mit einem weichen Teppiche, und am oberen Theile der großen Wandflächen goldumrahmte Oelgemälde — das war so ungefähr die Ausstattung des kleinen alsterschen Empfangssalons.

Es mußte kolossal viel Geld zu solch' einer Einrichtung gehören, dachte Fritz; am liebsten hätte er sich, praktisch und wißbegierig, wie er war, gleich ausgerechnet, wie viel Sopha und Fauteuils, Teppiche und Oelgemälde allzusammen gekostet haben könnten, aber er mußte sich zu seinem Mißvergnügen gestehen, daß er sich von dem Werthe solcher Dinge nur höchst unklare Begriffe zu machen vermöchte.

Dann zog es seine Blicke wie mit magischer Gewalt nach den Büchern über dem Damenbureau. Er wäre gern hinzugetreten und hätte geschaut, was für Werke es seien, die sich ihm in ihrem Aeußern als Meisterwerke der Buchbinderkunst präsentirten; aber das war gewiß unschicklich, — überdies lag ihm an den Büchertiteln, die er da hätte flüchtig ablesen können, doch nur wenig, und mit dem Inhalt auch nur eines einzigen konnte er sich in der kurzen Zeit, die er heute hier allein war, doch nicht vertraut machen. Freilich, wem es gegönnt wäre, soviel gewiß treffliche Werke an dieser Stelle zu studiren! O, wie mußte es sich hier arbeiten, geistig arbeiten, lernen lassen! Wie froh und frei mußte sich derjenige fühlen, der in einer so vorzüglichen materiellen Situation, wie sie eine solch' luxuriöse Umgebung andeutete, nach Herzenslust und Belieben seine Kenntnisse unaufhörlich vermehren, seinen Geist zu bilden vermochte! Ein ganzer Himmel von Wünschen that sich vor dem Geistesauge unsers Fritz auf. Und er war zu jung, um nicht aus dem fruchtbaren Boden seiner Wünsche sofort die Schlingpflanzen der Hoffnung üppig hervorwuchern zu sehen.

Seine rege Phantasie war schon im Begriff, sein Lebensschiff in ein ganzes Meer von Zukunftsglück hinauszusteuern, da rief auf einmal eine unangenehme, kreischende Stimme ein lautes und sehr deutliches „E—sel!" dazwischen.

Es war Fritz, als ob ihm jemand unversehens einen Eimer eiskalten Wassers über den Kopf gegossen hätte! Wo in aller Welt steckte hier denn ein Mensch, der mit solchen Grobheiten um sich warf?

Ein Mensch — welch' thörichter Einfall! Fritz lachte unwillkürlich laut auf. Nein, es war kein Mensch, und er, Fritz, hatte keine Ursache zu einer Injurienklage! Dort, hinter der großen Blattpflanze am Fenster saß auf einem großen, glänzenden Messingreifen ein großer, grüner Papagei, der sich anfangs vermuthlich hinter den gewaltigen Blättern der Pflanze ruhig und versteckt gehalten hatte, und es jetzt erst für nöthig hielt, seine Anwesenheit in seiner Manier bemerklich zu machen.

Fritz war mit Hülfe des schnurrigen Vogels glücklich wieder auf dem kahlen Grunde der Wirklichkeit angekommen. Auf der Stelle fiel ihm ein, daß er eigentlich schon recht lange hier allein gelassen werde. Herr Alster mochte durch Geschäfte oder sonst etwas verhindert sein, mochte sich vielleicht auch aus Lauters Fritz

immer noch herzlich wenig machen. Aber Wanda! Sollte sie das Vergnügen des Herumfahrens mit einer Eselskutsche höher schätzen als die Begegnung mit ihm, dem sie erst ganz vor kurzem zu neuer, herzinniger Freundschaft ihre kleine Hand geboten? Sollte sie ihn wirklich wie einen Narren, oder einen Bedienten vielleicht, stundenlang warten lassen können?

Wie einen Bedienten! Nun ja, — warum auch nicht? Mochte er, Fritz, in den Augen des reichen Mädchens, und der reichen, vornehmen Leute überhaupt, etwas Besseres oder auch nur etwas Anderes sein, als so eine Art Bedienter? Fritz selbst war seine Thätigkeit zwar immer viel nutzbringender und darum seine Stellung in der Welt denn auch viel bedeutsamer erschienen, als die eines Bedienten, dessen ganze Thätigkeit doch darin aufgeht, daß er seiner Herrschaft eine Anzahl privater Verrichtungen abnimmt, die dieser zu unbequem oder zu niedrig sind, um sich in Person ihnen zu unterziehen.

Aber über diesen Unterschied hatte sich Wanda gewiß noch niemals Gedanken gemacht. Vielleicht kam ihr sogar der August, den sie beständig um sich, dessen Arbeit sie stets vor Augen hatte und die sie gewiß als nützlich zu schätzen wußte, darum als ein nützlicherer, beachtenswertherer Mensch vor, wie so ein Buchdruckergeselle, dessen Arbeit über lang oder kurz — wenigstens zu einem guten Theile — von der Maschine wird verrichtet werden können.

Was August wenigstens selbst anbetraf, so drückte sein Benehmen in aller seiner Gemüthlichkeit doch eine gewisse Ueberlegenheit aus; ja sicherlich — neulich war das dem Fritz garnicht aufgefallen — sogar etwas wie Geringschätzung schien ihm aus dem Benehmen Augusts hervorzugehen. Und Geringschätzung war es auch von Herrn Alster und, was Fritz ernstlich wehethat, von Wanda, ihn im einsamen Zimmer so entsetzlich lange warten zu lassen.

Fritz begann sich eben gedemüthigt und beleidigt zu fühlen, als die Thür rasch geöffnet wurde und Wanda mit hochgerötheten Wangen vor ihm stand.

„Wirklich, da ist er ja, der arme Mensch! Fritz, lieber, guter Fritz, sei mir, seien Sie mir nur nicht böse, — ich kann wahrhaftig nichts dafür! Dieser abscheuliche, langweilige August! Wartet ganz ruhig, bis ich — die ich vor lauter Langerweile immer nichts Gescheites anzufangen weiß — mit meinem kleinen Eselchen, — Bopp heißt er, Fritz — Sie müssen Sich ihn dann ansehen, seinem Verstande nach ist er gar kein Esel — bis ich mit dem nach einem Dutzend Kreuz- und Querfahrten im Garten wieder im Hofe angekommen bin. Und dann sagt mir der unausstehliche Mensch ganz kaltblütig: Wenn Fräulein weiter nichts zu thun haben, möchten Fräulein sich einmal nach dem braunen Zimmer bemühen, da wird wohl der Buchdrucker Lauter sein, von dem sich Fräulein haben aus dem Wasser ziehen lassen.' Aber dem habe ich meine Meinung gesagt, das können Sie glauben, Fritz, und nun setzen Sie Sich hierher" — sie ließ sich selbst auf das Sopha nieder und wies Fritz auf das Fauteuil an ihrer Seite — „und erzählen Sie mir, ob Ihnen die böse Wasserpartie von neulich nicht übel bekommen ist!"

Ehe Fritz jedoch antworten konnte, ward von neuem die Thür aufgerissen, und zwar erschien diesmal die mütterliche Beschützerin Wanda's, die Frau Doktor Winter, auf der Schwelle. Auch ihr behäbiges Antlitz glühte in argem Echauffement gleich einer Päonie; sie schnaufte beinahe, die gute Frau, wie eine kleine Dampfmaschine, und brachte nur mit Mühe und stoßweise heraus, was sie zu sagen sehr eilig hatte:

„Aber mein Kind — mein liebes Kind — ich bitte dich — wie kann man nur so entsetzlich — entsetzlich ungestüm die Treppen hinaufstürzen! Wie kann ein junges Mädchen — hm, hm, — du hättest wirklich auf mich ein wenig warten sollen — meine Wanda!"

„Ja, wollten Sie denn hierher mitkommen, allerliebste Frau Doktor?" fragte Wanda mit neckischem Erstaunen. „Sie sagten mir ja eben erst, der Doktor Wichtel wäre da, und da meinte ich, sie plauderten indessen mit diesem ihrem Liebling, während ich den Fritz begrüße."

„Den Fritz? **Mon dieu**, mein Kind, du meinst doch wohl den Herrn Fritz Lauter?"

„Er ist mein Freund und Beschützer von meiner frühesten Kindheit her, und wenn wir nicht alte Freunde sind, liebste, herzige Frau Doktor, da gibt's überhaupt keine Freunde; und Freunde lassen doch das steife, langweilige Herr oder Fräulein weg im Verkehr miteinander und nennen sich einfach —"

Frau Doktor Winter hielt für gut, Wanda zu unterbrechen. „Ich sehe nicht ein, meine Liebe," sagte sie im belehrenden Ton, „was eine achtungsvolle Anrede einer vernünftigen Freundschaft für Eintrag thut. Nicht wahr, mein lieber, junger Mann?" wandte sie sich jetzt an Fritz, der sich ehrerbietig erhoben und dem Gespräch Wanda's mit der Frau Doktor in einiger Verlegenheit zugehört hatte. Die Dame überhob ihn übrigens glücklicherweise selbst der Antwort, denn sie fuhr, ohne innezuhalten, fort: „Es freut mich wirklich sehr, Sie zu sehen, und ich statte Ihnen im Namen des Herrn Alster den wärmsten Dank ab für die Geistesgegenwart, die Sie bewiesen haben, als unsrer Wanda jener Unfall begegnet ist."

„O, ich bitte, Frau Doktor," wagte Fritz einzuwerfen; „was ich that, war so selbstverständlich und unbedeutend —"

„Unbedeutend war es jedenfalls nicht!" fiel Wanda ein. „Ich war zu Tode erschrocken, kein Mensch war sonst in der Nähe, ich wäre ganz gewiß ertrunken, wenn Fritz nicht gewesen wäre."

„Entschuldigen Sie, mein gnädiges Fräulein, das wäre Ihnen auch beim besten Willen nicht möglich geworden!" mischte sich da auf einmal noch eine andere Stimme in's Gespräch. In der geöffneten Thür stand ein junger, schwarzgelockter, mit gesuchter Eleganz gekleideter Herr, und über seine Schultern schaute durch eine goldne Brille das glattrasirte Vollmondsgesicht eines älteren Herrn in's Gemach.

Alles erhob sich. Wanda hüpfte dem älteren Herrn entgegen, ohne sich um den jungen sonderlich zu kümmern.

„Da ist der Papa. Das ist schön von dir, Papa, daß du kommst, selber unserm Fritz für seine Ritterthat zu danken. Das da ist der Herr Referendarius und Doktor juris Wichtel, Fritz — der Sohn eines Freundes von Papa."

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor!" suchte die Anstandsdame Frau Doktor Winter, die ihrer Meinung nach horribel unpassende Vorstellung Wanda's wieder gut zu machen. „Wir erlauben uns, Ihnen hier Herrn Fritz Lauter vorzustellen, jenen braven, jungen Mann, der unsrer Wanda neulich beigestanden hat und dessen Vater unser Herr Alster einst näher gekannt hat."

Der Herr Referendar Doktor Wichtel nickte sehr gnädig zu Fritz hin. Herr Alster streckte ihm mit gleichfalls etwas herablassender Miene, aber doch viel freundlicher, die fleischige Rechte entgegen.

„Willkommen, mein guter Fritz Lauter! Wie geht es dir, mein Junge? Ha, groß und stark ist er geworden, — sieht beinah aus wie ein Herr. War wirklich brav von dir, daß du meine kleine, leichtsinnige Wanda nicht hast allein im Wasser herumplätschern lassen. Hätte jedenfalls länger gedauert, bis sie allein wieder herausgekommen wäre."

„Ganz bestimmt wäre ich ertrunken, Papa, elend umgekommen," bemerkte Wanda mit großem Nachdruck.

„Aber, ich bitte Sie, gnädiges Fräulein," lachte der Herr Doktor Wichtel, indem er sich ein goldnes Pincenez auf die etwas dick gerathene Nase klemmte, „Sie können ja schwimmen und außerdem ist der Schloßteich da, wo sie das Pech hatten, hineinzufallen, trotzdem sich das Volk einzubilden beliebt, das Wässerchen sei unergründlich, kaum einen Meter tief, Sie hätten also wirklich die Absicht des Selbstmordes haben müssen, um da zu ertrinken."

„Sie wissen das natürlich viel besser, als ich, Herr Referendarius," erwiderte Wanda schnippisch. „Sie hätten in ähnlichem Falle wohl ein armes Mädchen, das vom Schrecken beinahe gelähmt ist, ruhig im metertiefen Wasser liegen lassen, bis es hübsch allein wieder herausgeschwommen wäre, nicht wahr?"

„Aber Wanda, sei doch nicht unartig," fiel Herr Alster ein. „Na, Sie wissen ja, Herr Doktor, daß man so einem kleinen malitiösen Geschöpf nichts übelnehmen darf."

„O, ganz gewiß," versicherte der Herr Doktor. „Fräulein Wanda wird übrigens so gerecht sein, sich zu sagen, daß ihr, wenn ich damals das Vergnügen gehabt hätte, in ihrer Gesellschaft zu sein, so ein Unfall garnicht hätte passiren können. Abgesehen davon, würde ich die sogenannte Rettung allerdings einfacher veranstaltet haben; meines Wissens hat man nicht nöthig, in so etwas wie eine Badewanne hineinzusteigen, wenn jemand da hineingefallen ist."

Fritz hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Der Herr Referendar mit seinem selbstgenügsamen, prätentiösen Wesen wollte ihm durchaus nicht gefallen. Jetzt stichelte der Herr offenbar auf ihn. Ehe er sich's versah, purzelte ihm eine Antwort über die Lippen: „Ich kam leider zu spät, Herr Doktor, um Fräulein Wanda zu warnen, und ich wußte weder, ob die Dame, die vor

meinen Augen unter dem Wasser verschwunden war, schwimmen konnte, noch hatte ich Zeit, den Teich auf seine Tiefe zu untersuchen, ich sprang einfach so rasch als möglich nach, und glaube mir damit ebensowenig ein Verdienst erworben, als eine Dummheit begangen zu haben!"

Diese mit Ruhe und Entschiedenheit gesprochenen Worte des jungen Gastes übten eine lebhafte Wirkung aus.

Wanda klatschte lustig in die Hände: „So ist's recht, da haben es der Herr Doktor!" Und sie nickte Fritz seelenvergnügt und vertraulich zu, wie eine Schwester dem Bruder.

Die andern Anwesenden schienen weniger erbaut. Frau Doktor Winter hielt sich ihre bisher unbenutzt gebliebene Perlmutterlorgnette vor die kleinen, hellgrauen Aeuglein und musterte den ihr auf einmal recht vorlaut erscheinenden „jungen Handwerker", wie sie ihn im stillen nannte, von oben bis unten. Herr Alster hustete, winkte dem sehr verächtlich dreinschauenden Herrn Doktor Wichtel und trat vom Tische hinweg an das eine Fenster, während er sagte:

„Lassen wir, lieber Herr Doktor, die Damen mit dem guten, jungen Manne noch ein wenig ungestört plaudern über das Ereigniß, welches so unerfahrenen und mit bedeutenderen Sachen nicht beschäftigten Leuten natürlich ungeheuer wichtig vorkommen muß. Reden wir indessen von unseren Geschäften."

Der Referendar erhob sich von dem Fauteuil, auf dem er sich eben erst äußerst ungenirt niedergelassen hatte. Er war zwar zur Besprechung von Geschäften nicht hierher gekommen; er warf einen ärgerlich vorwurfsvollen Blick auf Wanda und ließ sein Auge mit hochmüthig nichtachtender Miene über Fritz schweifen. Dann schritt er nach einer kurzen Verbeugung gegen die Damen höchst würdevoll zum Fenster und warf sich Herrn Alster gegenüber in einen Lehnsessel.

„Sie und Ihr Herr Vater meinen also allen Ernstes, bester Herr Doktor," begann Herr Alster sofort das Gespräch, „daß eine solche Fabrikanlage sich rentiren müßte?"

Der Herr Referendar mußte trotz seines Aergers lächeln; dann zuckte er beinahe spöttisch die Achseln: „Aber ich bitte Sie, verehrter Herr Alster, — wie sollte Sie nicht? Bedenken Sie nur gefälligst, woher werden wir für die Eisenbahn den gesammten Bahnbedarf beziehen?"

„Wird man es denn nicht höchst — wie soll ich sagen? — höchst sonderbar finden, wenn die Bahn größere oder gar alle ihre Materialbezüge aus den im Privatbesitz ihrer Verwaltungsräthe befindlichen Etablissements bezieht?"

Der Referendar zuckte schon wieder die Achsel und sah fast mitleidig unter seinem Pincenez hervor auf Herrn Alster. „Mag man doch finden, was man will, was geht das uns an?"

„Die öffentliche Meinung, die öffentliche Meinung, Herr Doktor! Bedenken Sie doch, bei allen meinen Geschäften darf auch nicht der Schatten eines Verdachts der Unreellität auf meinen guten Ruf fallen."

Des Referendars Achseln zuckten diesmal nicht, aber er schaute scharf und dabei vergnügt lächelnd Herrn Alster an, der, ein Bild der augenfälligsten Harmlosigkeit, seine Blicke wie andächtig an der Zimmerdecke haften ließ.

„Selbstredend, selbstredend," sagte der junge Herr mit einem abscheulich mokanten Zug um die dünnen Lippen. „Wäre auch sehr störend, dieser Schatten. Aber grade unsre Reellität wird uns befähigen, die Eisenbahnwaggons und alles was wir sonst produziren, wesentlich billiger zu liefern, als unsere Konkurrenten."

„Sodaß wir also der Gesellschaft einen offenbaren Dienst leisteten, wenn —"

„Wenn wir uns selbst, das heißt ihr, der Eisenbahngesellschaft, unsere Fabrikate abzulassen die Gewogenheit haben, gewiß."

Der Herr Alster hustete wieder und holte tief nachdenklichen Angesichts ein Cigarrenetui aus der Tasche, um dem Referendar eine seiner pikfeinen Havannahs anzubieten und sich selbst eine anzubrennen.

Doktor Wichtel beobachtete ihn unausgesetzt mit gespanntester Aufmerksamkeit. „Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist," sagte er, man hätte in Zweifel sein können, ob nicht mehr zu sich selbst, als zu Alster. Dann fuhr er fort: „Sie und mein Vater, Herr Alster, können wirklich nichts Klügeres und gleichzeitig Gemeinnützigeres thun. Es mangelt gegenwärtig an den Artikeln des Eisenbahnbedarfs. Die Rohmaterialien hingegen sind noch verhältnißmäßig billig, werden aber rasch genug im Preise steigen. Jetzt läßt sich noch gut und billig arbeiten und dabei immer noch ein tüchtiges Stück Geld verdienen. Es gilt zuzugreifen; und das ist ja auch das beste Talent hervorragender Industrieller, daß sie die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen verstehen."

Herr Alster mochte das als ein speziell an ihn gerichtetes Kompliment betrachten. Er nickte, offenbar sehr befriedigt, aber er hatte doch noch ein Bedenken. „Ich fürchte nur, daß ich mich mit meinem Kapitale zu stark engagire."

„Mein Gott, da dürfen Sie, verehrtester Herr, doch gar keine Sorge haben. Die Aktien unserer Bahn sind doch so gut wie baares Geld, können also, wenn Ihre disponiblen Kapitalien erschöpft sind —"

Der Referendar sprach diesmal so langsam, als wenn er Herrn Alster möglichst ausgiebige Gelegenheit lassen wollte, ihn zu unterbrechen. War das wirklich seine Absicht, so erreichte er sie; denn Alster fiel ihm in's Wort:

„Ich wüßte nicht, daß ich gesagt hätte, meine disponiblen Kapitalien seien erschöpft, Herr Doktor!"

„Aber dann ist nur die eine Möglichkeit vorhanden, daß Sie ängstlich geworden sind, verehrtester Herr, und das hätte ich allerdings zuletzt annehmen mögen."

Herr Alster erhob sich und warf die kaum angebrannte Cigarre ärgerlich zum Fenster hinaus. „Nein, ich bin auch nicht ängstlich. Ich möchte wissen, weshalb ich ängstlich geworden sein sollte. Ich werde das beweisen. Sie können mir morgen den Gesellschaftsvertrag zur Gründung der Fabrik für Eisenbahnbedarf vorlegen. Und ich bestehe darauf, daß mein Name in der Firma genannt wird, — ich will offen und frei die Verantwortlichkeit für dieses Unternehmen tragen."

„Alster und Kompagnie", lächelte der Referendar, „mag die Firma lauten."

Herr Alster warf sich würdevoll in die Brust. „Warum nicht? Alster und Kompagnie."

Die Wolke des Unmuths, welche sich auf seiner Stirn zusammengezogen, war zerstreut. Er reichte dem Referendar die Hand; dieser drückte sie mit respektvoller Verbeugung und mit einem Gesichtsausdruck, der wohl eine Art Rührung bedeuten sollte. — —

Inzwischen war die Unterhaltung der Damen mit Fritz Lauter nicht besonders vom Fleck gekommen. Wanda plauderte zwar in ihrer gewöhnlichen, harmlos liebenswürdigen Weise über allerlei ihr am Herzen liegende Dinge, aber Fritz wollte es doch nicht recht behagen, daß sie ihn heut mit Sie anredete, während sie neulich mit herzigem Du für den unveränderten Fortbestand der alten Kinderfreundschaft Zeugniß abgelegt hatte. Und dann die gute, steife Frau Doktor Winter — wie sie achtgab, ob Wanda nicht ein wenig zu herzlich wurde, oder ob sich Fritz nicht etwa gar mehr erlaubte, als es so einem jungen Handwerker, der das Glück hatte, in noble Gesellschaft zu kommen, geziemte.

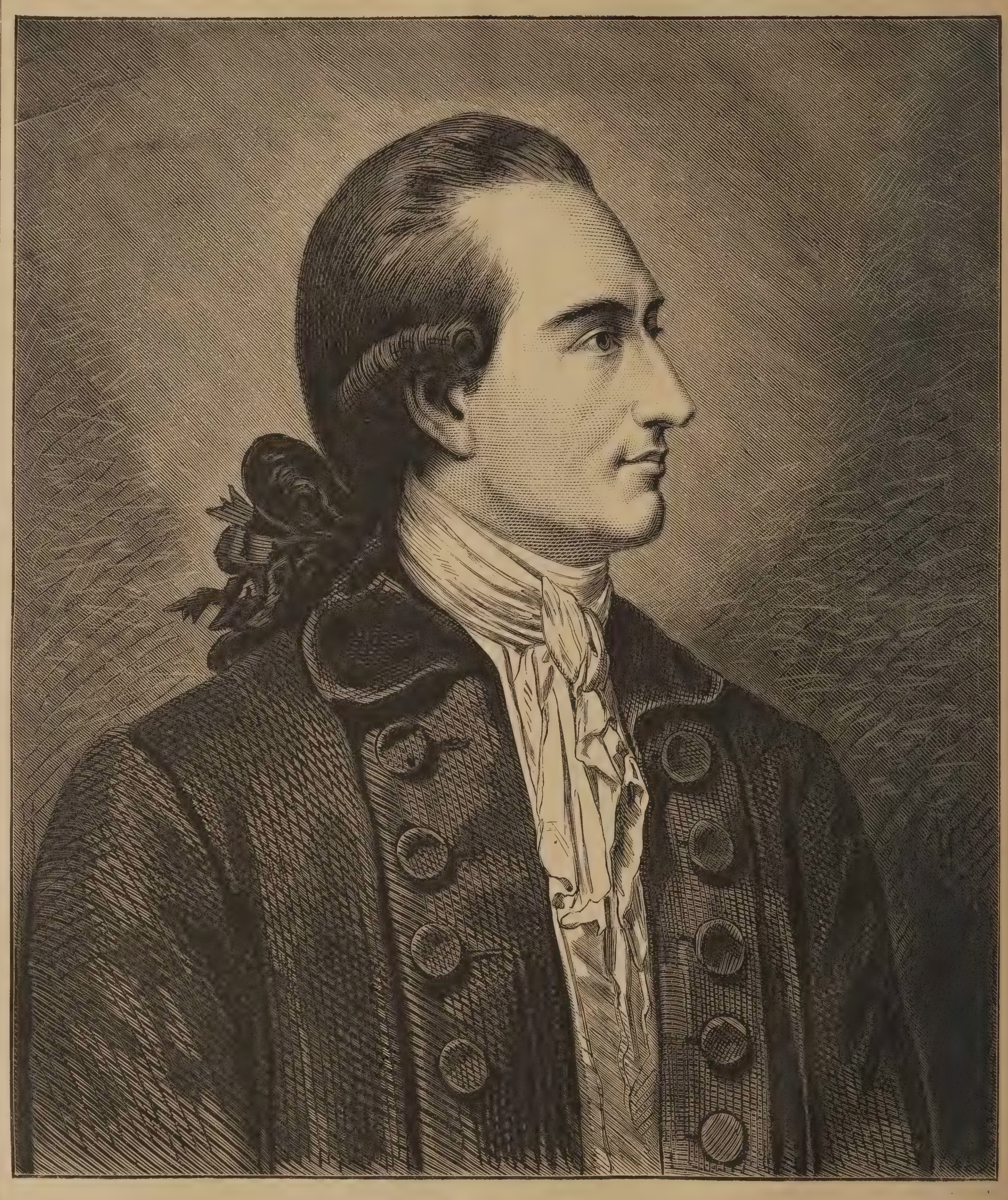
Daneben kam noch ein viel störenderes Moment in's Spiel. Wir wissen, daß Fritz so naiv gewesen war, den Gedanken zu hegen, er könne von dem reichen, angesehenen Herrn Alster erfragen, wie man sich verhalten, was man thun oder lernen müsse, um einem günstigen Geschick wenigstens nach Möglichkeit entgegen zu kommen.

Nun hatte ihm zwar das Benehmen Alsters vorläufig die Lust zu derartigen Fragen benommen, aber das Gespräch zwischen diesem und dem Referendar berührte grade einen Gegenstand, der offenbar an den Bereich der erhofften Auskunft angrenzte und vielleicht auch geeignet war, einiges Licht zu verbreiten über das Fritzens Verständniß verschlossen gebliebene Gebiet der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zusammenhänge.

Fritz hatte daher, so anmuthvoll auch Wanda's Stimme an sein Ohr schlug, immer nur halb gehört, was sie sagte. Die beiden Herren sprachen so ungenirt laut, daß er sich beinahe alles einprägen konnte, was sie sagten, wenn er auch nicht im stande war, sich auf der Stelle — wie man zu sagen pflegt — einen Vers darauf zu machen.

Die kluge Wanda bemerkte bald, daß Fritz durch die Unterhaltung ihres Papas mit dem Doktor Wichtel in der Plauderei mit ihr gestört wurde. Erst wollte sie ihm das übelnehmen, umsomehr, als sie selbst derlei Unterhaltungen sterbenslangweilig fand; dann aber sagte sie sich, grade so etwas Langweiliges könnte einem jungen, lebenslustigen Menschen, wie es der Fritz jedenfalls war, wenn er sein Ohr dagegen nicht zu verschließen vermöchte, auch die vernünftigste, gleichzeitig gepflogene Plauderei verleiden.

(Fortsetzung folgt.)



Johann Wolfgang Goethe.



Das Porträt der „Gnädigen“. (Seite 47.)

Hamburg.

Von W. Blos.

II.

Wie die äußere Erscheinung Hamburgs einen ganz besonderen Charakter und ganz merkwürdige Formen aufweist, so tragen auch die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen ein für den Nicht-Hamburger fremdartiges Gepräge. Die Ueberreste aus den Zeiten der Hansa sind unverkennbar; sie haben sich theilweise sogar in den Benennungen einzelner Institutionen erhalten, wie ja auch die Stadt Hamburg selbst in der Staatsverfassung als „freie und Hansestadt" bezeichnet wird. Dazu kommt die mittelalterliche Verquickung des Staats- und Kommunalwesens, — Hamburg ist Staat und Kommune zugleich; die Vertretung seiner Bürger ist zugleich Landesvertretung und Stadtverordnetenversammlung. Dies muß man im Auge behalten, wenn man richtig begreifen will, wie sich die Institutionen Hamburgs im Laufe der Zeit entwickelt und ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben. Als die Hauptsache dabei erscheint, daß Hamburg von jeher ein unabhängiges Gemeinwesen war und bis zu einem gewissen Grade noch heute ist.

Hamburg (eigentlich Hammaburg, von Hand oder Hamma, was im Altfriesischen ein Stück Land, durch Flüsse oder Gräben begrenzt, einen eingedeichten und mit Wällen umgebenen Ort bedeutet) wurde zur Zeit der Kriege Karls des Großen mit den Sachsen gegründet. Fränkische Heerhaufen legten auf den Anhöhen am Elbufer ein befestigtes Blockhaus an, um den Uebergang über den breiten und reißenden Strom zu erleichtern. Um dies Blockhaus bildete sich nach und nach eine Stadt, die vermöge ihrer vortheilhaften Lage bald im Norden eine große Bedeutung bekam. Als sie im neunten Jahrhundert zum Erzbisthum gemacht wurde, gehörten in ihren Sprengel auch Island und der damals von den Normannen entdeckte und bevölkerte Theil von Grönland. Nach wechselvollen Schicksalen, während deren Hamburg zwar an Blüthe zunahm, aber bald diesem, bald jenem brutalen Gewalthaber zufiel, erhielt die Stadt endlich von Friedrich Barbarossa einen Freiheitsbrief, der ihr eigene Gerichtsbarkeit, freies Weichbild, Fischfangrecht und Zollfreiheit zusprach. Diese „Zollfreiheit von Hamburg bis zum Meer" hat bis heute gedauert; sie wurde nur durch Napoleons Kontinentalsperre unterbrochen. Heute ist sie allerdings mehr gefährdet als je im langen Lauf der Jahrhunderte. Diese Urkunde Barbarossa's verbriefte die Unabhängigkeit Hamburgs. Bei all' seinen merkwürdigen Schicksalen wußte sich Hamburg als ein unabhängiges Gemeinwesen oder als Freistaat zu erhalten. Allerdings beschäftigte man sich in diesem Freistaat mehr mit Förderung der Handelsinteressen, als mit Schaffung demokratischer Einrichtungen. Es blieb bei der bloßen demokratischen Form; Hamburg war und blieb eine Aristokraten- und Patrizierrepublik. Daher schwand die eigentlich reinpolitische Bedeutung Hamburgs mit dem Hansabund; nachher war es blos Handelsmacht. Es ist allerdings heute noch „Freistaat", aber innerhalb der deutschen Reichsverfassung.

Die Geschichte Hamburgs bietet ein äußerst farbenreiches Bild von äußeren und inneren Kämpfen. Alle Drangsale und Katastrophen aber konnten den Aufschwung von Handel und Gewerbe nicht lähmen. Es bildete sich ein stolzes und trotziges Bürgerthum, das seine Stadt mit festen Wällen und Thürmen, seinen Leib mit Harnisch, Schild und Sturmhaube zu schirmen wußte und das die räuberischen Ritter des Nordens in manchem blutigen Strauß auf's Haupt schlug. Zwar gelang es den dänischen und schleswigschen Fürsten einigemale, die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen, aber sie wußte sich stets wieder frei zu machen, theils durch Gewalt, theils durch Loskauf. Um sich gegen die Ueberfälle räuberischer Herzöge und Ritter zu schützen, schlossen die nordischen Städte im zehnten Jahrhundert jenen berühmten und gewaltigen Bund, die Hansa genannt, dessen Flotten auf allen damals befahrenen Meeren schwammen und die die Könige demüthigte, wenn sie die Städte oder deren Handel zu belästigen wagten. Hamburg und Lübeck waren die Seele dieser mächtigen Vereinigung, die weitaus die bedeutendste politische Erscheinung des Nordens zu jener Zeit genannt zu werden verdient. Die Hansa war ein demokratisches Gemeinwesen; und es tritt offenbar in der ganzen deutschen Geschichte keine so geeignete und vortreffliche Grundlage für eine deutsche Föderativrepublik zutage, wie sie die Hansa gewesen. Wären unter den Führern der Hansa mehr Leute mit politischem Blick und mit kühnen Ideen gewesen, so hätte wahrscheinlich die Hansa eine Umgestaltung des größten Theils von Deutschland in eine föderative Republik nach sich gezogen. Aber die Führer der Hansa waren auch weniger Politiker als Kaufleute. Sie erblickten in ihrer Gemeinschaft einen mächtigen Schutz für ihre Handelsinteressen und weiter nichts. Sie schlugen Könige und verjagten Herzöge, aber sie vermochten nicht, ein staatliches Ganze herzustellen. Das föderative Band, welches die Hansa umschlang, war gar zu locker, und so löste sich der Bund im Laufe der Zeit wieder auf, der so Großartiges geleistet hatte.

Aber die Hansestädte blühten. Hamburg hatte sich 1189, nachdem Heinrich der Löwe seine Nebenbuhlerin Bardavieck zerstört, für 300 Mark die Quadern dieser Stadt angekauft und baute damit seine Wälle und Dämme. Von da ab war die Stadt stetig im Wachsen begriffen; 1311 zählte sie indessen erst 7000 Einwohner. Die Fehden, die sie führte, fielen durchweg glücklich aus. Die Seeräuber, welche den Handel sehr belästigten, wurden 1402 bei Helgoland von der hamburgischen Flotte geschlagen und ihr Führer, der schon erwähnte, in Liedern und Sagen gefeierte Klaas Störtebecker mit 72 Genossen auf dem kleinen Grasbrook hingerichtet. Die hamburger Frauen und Jungfrauen beweinten die „ritterlichen Seeräuber" sehr, erzählt eine alte Chronik.

Aber es fehlte auch nicht an inneren Kämpfen. Lange Zeit verging, bevor die Rechtsverhältnisse einigermaßen geordnet werden konnten, denn die rohen Begriffe vom „Faustrecht" waren theilweise auch in das städtische Leben übergegangen, und manchen Patrizier, dessen Schiffe alljährlich große Reichthümer brachten, gelüstete es, seine Mitbürger zu drücken, gleichwie den Bauern von den übermüthigen „Rittern" und Krautjunkern geschah. Es herrschte in Hamburg eine anmaßende und tyrannische Aristokratie. Andrerseits waren die Gilden und Zünfte gar stark geworden. Da die Aristokratie, d. h. die alten, erbgesessenen Geschlechter, nicht nachgeben und in ihrem anmaßendeu Stolz dem Bürgerthum keine Rechte einräumen wollten, so kam es zu sehr heftigen Kämpfen. Hamburg hat in seiner Geschichte eine Menge von Aufständen zu verzeichnen, wovon wir nur zwei, den unter der Leitung des Böttchers Loh (1483) und den von 1693, der Aufstand der Mayerianer genannt, erwähnen wollen. In beiden handelte es sich um die Feststellung der Rechte des Bürgerthums gegenüber der Aristokratie. An diesen Bewegungen nahm das gesammte Volk theil und die Pfaffen spielten dabei die Demagogen, indem sie das Proletariat ganz vortrefflich aufzuhetzen wußten. 1483, in dem Aufstand unter Heinrich Loh, klagte ein Pfaffe, „den Großen sehe man alles nach, die Kleinen müßten Haut und Haar lassen, jene weicher zu betten, ihre Kredenztische mit Malvasier und Rheinwein füllen und Neunaugenleberpasteten verschlucken zu können."

Wir können in dem engen Rahmen dieser Skizze nicht auf alle diese Bewegungen eingehen*). Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen. Wie im Innern die Zünfte und Gilden erstarkten, namentlich während der Zeit der Hansa, und wie innen, so wuchs auch nach außen die Macht Hamburgs. Die Hansa selbst wurde so stark, daß sie das mehrfach ihr angebotene Protektorat seitens der deutschen Kaiser ablehnen konnte. Die Hansa zerfiel erst völlig, als die großen modernen Staaten sich zu bilden begannen.

Das Verfassungsleben Hamburgs gipfelte in den sogenannten Rezessen. Ein Rezeß bedeutet einen über öffentliche oder private Rechte und Gegenstände abgeschlossenen Vertrag zwischen Rath und Bürgerschaft. Diese Rezesse stellten das Verhältniß zwischen den Klassen der Bevölkerung, sowie die Regierungsform und die Befugnisse der jeweiligen Regierung fest. Die Rechte wie Pflichten des Bürgers wurden festgestellt. Die Aristokratie war natürlich um ihre „erworbenen Rechte" dabei stets besorgt und sie brachte es auch dahin, daß ihr diese „Rechte" blieben. Die Rezesse waren sehr häufig; 1712 wurde der sogenannte Hauptrezeß abgeschlossen,

*) Wenn sich unter den Lesern der „Neuen Welt" jemand für die Geschichte Hamburgs interessirt, so empfehlen wir ihm „Bernhard Wächters Historischer Nachlaß", herausgegeben von C. F. Wurm (Hamb. 1839).

welcher die Grundlage zu der Kirchspielverfassung bildete, die bis 1848 in voller Geltung war und die erst vor zwei Jahrzehnten der Hauptsache nach abgeschafft wurde. Die Rezesse entsprangen aus den Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft, und mit ihnen beschwichtigte man gewöhnlich auf eine Zeitlang die heftigen, aus den verschiedenen Interessen entstehenden Klassenkämpfe.

Nach dem Verfall der Hansa begann Hamburgs reinpolitische Bedeutung zu sinken, während sein Handel und sein Einfluß auf den Weltverkehr sich in stetem Wachsen befand. Merkwürdigerweise blieb Hamburg von den furchtbaren Greueln des dreißigjährigen Krieges verschont; wenigstens wurde es nicht unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen. Ueberhaupt kann man nicht sagen, daß im 16., 17. und 18. Jahrhundert große Katastrophen die Stadt erschüttert hätten. Sie blieb auch infolgedessen unabhängig als Freistaat bestehen. Die Reformation war durch Buchenhagen eingeführt worden und der Protestantismus wurde ohne Feuer und Schwert zur herrschenden Religion. Die Anwesenheit der lockeren Königin Christine, die Prozessirung und Hinrichtung der Rathsherren Schnitger und Jostram, sowie einige kleinere Aufstände waren die einzigen Aufregungen in dem gleichmäßig sich entwickelnden Leben der alten Hansestadt. Der hamburgische Bürger erfreute sich im ganzen eines behäbigen Daseins; die arbeitenden Klassen standen sich besser als anderswo durch den ungeheuren Handelsverkehr, der die Arbeitskräfte im Preise steigen ließ. Das Zunftwesen hielt sich in Hamburg länger, als an den meisten anderen Orten, da es auf sehr breiter Grundlage errichtet war und man staatsseitig viele Aufmerksamkeit auf die Regelung des Gewerbewesens verwendet hatte.

1618 legte die Bürgerschaft dem Senat die Frage vor, ob die Verfassung aristokratisch oder demokratisch sein solle. Der Senat erklärte die Sache für einen „unnütz formirten Disputat“ und meinte, daß Democratia keinen Nutzen schaffe und leicht in eine Anarchiam degeneriren könne. Daß Extrema tentiret werden dürften, den statum hujus reipublicae zu alteriren, sei übrigens nicht zu befürchten. — Das letztere war allerdings richtig. Es war keine besondere politische Regsamkeit vorhanden und demokratische Bestrebungen wurden in neuerer Zeit sehr wenig fühlbar. Indessen machte sich stets eine Praxis geltend in politischen Fragen, die im Vergleich zu der Praxis anderer Städte und Staaten und mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse bis zu einem gewissen Grade human genannt werden konnte. Schon der flüchtige Hugo Grotius fand in Hamburg um 1634 eine Zuflucht; die gleiche Wohlthat erfuhren viele holländische und französische Flüchtlinge, die sich in Hamburg ansiedelten und zur Förderung und Ausbildung des Gewerbewesens beitrugen.

Die französische Revolution zu Ende des 18. Jahrhunderts wies Hamburg eine neue Rolle zu. Man weiß, daß jene großartige Umgestaltung sich nicht auf Frankreich beschränkte, sondern die Zustände der ganzen alten Welt veränderte. Die alten Handelsbeziehungen wurden durch die furchtbaren Stöße jener gewaltsamen Bewegung erschüttert. Die Feindseligkeiten zwischen dem revolutionären Frankreich und den alten europäischen Staaten wurden bekanntlich auch in die Handelsbeziehungen hineingetragen, was später — unter dem ersten französischen Kaiserreich — zur Kontinentalsperre führte. Hamburg, wo sich viele Flüchtlinge aus Frankreich aufhielten, erregte den Zorn Bonaparte's, weil es irische Insurgenten an England auslieferte. Bonaparte erließ zwei höchst energische Noten gegen Hamburg und belegte dessen Schiffe mit Embargo. Eine demüthige Bitte des Senats konnte ihn nicht bewegen, die Verordnung zurückzunehmen. Der „petit caporal“ haßte die Kaufleute.

Man begreift, wie sehr solche Maßregeln auf den Handel Hamburgs wirken mußten. Frankreich bedurfte während der Revolution und noch lange nachher großartiger Kornzufuhren. Die Kornpreise stiegen dadurch in Frankreich und im Ausland. Aus Norddeutschland wurden solche Massen Korn nach Frankreich ausgeführt, daß in Hamburg und Umgebung Mangel an Korn eintrat. Die Kaufleute machten freilich ihren Profit, aber das Volk mußte Mangel leiden. Insofern wird das hamburgische Volk den Ukas Bonaparte's nicht grade bedauert haben, wenigstens nicht so sehr als Kaufleute und Spekulanten.

Bald nach der Niederlage Preußens bei Jena wurde Hamburg von den Franzosen besetzt und darauf dem napoleonischen Kaiserreich einverleibt. Hamburg hatte unter Napoleon viel zu leiden. Seit 1189 war es an einen freien Hafen gewöhnt. Napoleon hatte bekanntlich sich zum Ziele gesetzt, den englischen Handel zu ruiniren, was ihm bei den ungeheuersten Anstrengungen und exorbitantesten Maßregeln nicht gelang. Sein Kontinentalsystem ruinirte wohl den Handel der ihm unterworfenen Länder, aber nicht den Englands. Napoleon hob zwar die Binnenzölle auf, wofür ihm die Deutschen sicher ebenso dankbar waren, als es ihnen spanisch vorkam, daß die „angestammten“ Herrscher nach Napoleons Sturz die verhaßten Binnenzölle sofort wieder einführten. Aber an den Küsten brachte das napoleonische System ungeheure Schäden und Scheereien mit sich. Hamburg, von wo stets ein Hauptverkehr mit England stattfand, litt sehr schwer unter der Kontinentalsperre. Es gibt noch alte Leute, die aus ihrer Kindheit sich erinnern, welche Aufregung in Hamburg herrschte, als infolge der strengen Dekrete Napoleons die englischen Waaren mit brutaler Gewalt konfiszirt und auf öffentlichen Plätzen verbrannt wurden.

Diese Zustände und die mit dem napoleonischen Zollwächterthum verbundenen Scheereien, die großen Verluste, die einzelne Geschäfte erlitten und durch welche viele Personen ihre Beschäftigung verloren, das in der That brutale Benehmen vieler französischen Offiziere und Beamten trugen dazu bei, daß die hamburgische Bevölkerung auf die Nachricht von Napoleons Rückzug in Rußland sich voreilig gegen die Franzosen erhob. Als diese mit Uebermacht zurückkamen, nahmen sie blutige Rache, und es fanden standrechtliche Hinrichtungen statt, die sich die hamburgische Bevölkerung hätte ersparen können, denn sie trat immerhin nur für die Interessen einer Anzahl Kaufleute gegen die Franzosen ein und nicht im Gemeininteresse. Dieses unkluge und voreilige Betragen zog den Hamburgern die Rache Napoleons auf den Hals. Die russische Hülfe war zu schwach und zu wenig energisch, um den Franzosen zu widerstehen; Tettenborn, der Hamburg besetzt und sich als „Befreier“ aufgespielt hatte, ließ die Stadt feigerweise im Stich und gab sie der Rache Napoleons preis. Dieser schickte den harten Davoust, der das bekannte Schreckensregiment bis 1814 durchführte, der Stadt Millionen abpreßte und die nicht verproviantirten Einwohner in Noth und Kälte hinaustrieb, sodaß viele umkamen, wovon das Massengrab in Ottensen heute noch Zeugniß ablegt. Die Stadt, die nach den „Befreiungskriegen“ wieder Freistaat wurde, erholte sich bald von diesen schrecklichen Drangsalen und befand sich wieder in voller Blüthe, als der große Brand von 1842 zwei Dritttheile Hamburgs in Asche legte. Die Spuren dieser schrecklichen Katastrophe sind heute noch da bemerkbar, wo die neugebauten Stadttheile an die Häuser alter Bauart stoßen. Infolge des Brandes sind die alten, finstern und engen Gebäude zum großen Theil verschwunden und haben modernisirten Bauformen Platz gemacht.

Das „tolle Jahr“ 1848 brachte Hamburg einen großen Vortheil, indem es den Anstoß zur Revision der Verfassung gab. Die Verfassung von 1712 war verrottet und unpraktisch geworden. An den allgemeinen Bewegungen in Deutschland nahm Hamburg lebhaften Antheil und man erfaßte die Gelegenheit, auch die inneren Angelegenheiten zu regeln. Die höchst unbequeme Thorsperre gab Veranlassung zu einem großen Tumult; aber die Thorsperre hielt sich bis in die sechziger Jahre.

Die Bewegung des Jahres 1848 rief in Hamburg die von den Bürgern gewählte Konstituante hervor, eine in ihrer Majorität demokratische Versammlung, welche den Auftrag hatte, eine neue Verfassung in's Leben zu rufen. Die Konstituante arbeitete eine gut bürgerlich-demokratische Verfassung aus, die aber vom Senat nicht publizirt wurde. Der Bundestag selbst schritt gegen die demokratischen Bestrebungen der Hansestädte diplomatisch ein. In Bremen war eine gut demokratische Verfassung eingeführt worden, die man aber mit Eintritt der Reaktion wieder umkrempelte.

So blieb in Hamburg trotz der revoltirenden Bewegung von 1848 die Patrizierherrschaft bestehen. Es entstanden indessen bald darauf die Verfassungswirren, die im Jahre 1860 mit Einführung der gegenwärtigen Verfassung abschlossen.

Aus dem Gesagten mag man begreifen, wie aus der Vergangenheit sich die Gegenwart entwickeln mußte. Die Hansa hatte diesem Gemeinwesen eine gute und feste Grundlage gegeben. Sie war so bequem, daß man in gewissen Kreisen sich gar zu „mollig“ darauf fühlte. Der Patrizier saß gar warm, und der Spießbürger, das liebe Gewohnheitsthier, will ohnehin vom Alten nicht lassen. Daher diese Ueberreste aus dem Mittelalter in den politischen Zuständen, die noch manches „Gute“ haben, aber nur deshalb, weil anderswo auch nichts Besseres zu finden ist.

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

Wie von Zeit zu Zeit in den Spalten der Presse das Ungeheuer der Seeschlange aufzutauchen pflegt und, theils Unruhe erweckend, theils zum Lachen reizend, die Leserwelt in Aufregung versetzt, so scheint das deutsche Publikum auch dazu verurtheilt zu sein, nach einer Art Schicksalsschluß regelmäßig in gewissen Zwischenräumen einmal durch einen Kriegsruf gegen die Fremdwörter in unsrer „teutschen Haupt- und Heldensprache“ beunruhigt werden zu sollen. Beim Inkrafttreten der neuen deutschen Gerichtsordnung, welche am 1. Oktober dieses Jahres erfolgt, sollen möglichst viel Fremdwörter zum Tempel hinausgeworfen werden, nachdem „Seine Hervorragendheit“ der Generalpostdirektor Stephan auf dem seiner Pflege unterstehenden Gebiet die Kriegsaxt ausgegraben und einen Feldzug gegen das Ungeziefer der Fremdwörter eröffnet hat. Warum man statt Reinschrift bislang „Mundum“ zu sagen gehalten war, warum eine Rechnung durchaus Liquidation heißen mußte, dafür haben wir selbst freilich auch keine recht zwingenden Gründe zu erkennen vermocht, nichtsdestoweniger aber fühlen wir uns durch das zuweilen lächerliche Gebahren der Puristen oder Sprachreiniger um jeden Preis oft genug abgestoßen. Im folgenden wollen wir nun in ruhiger Auseinandersetzung unsre Stellung zu dieser gewiß nicht ganz gleichgiltigen Frage klarlegen, und zwar indem wir einerseits weder der Ueberschwemmung der überlieferten deutschen Muttersprache durch allerlei Fremdwörterfluthen das Wort reden, noch aber auch andrerseits den Vernichtungskrieg gegen alles Fremde in Sprache und Schrift gutheißen. Wir werden die ähnlichen Sprachreinigungsversuche früherer Zeit, welche auf literargeschichtliche Bedeutung Anspruch erheben dürfen, einer kurzen Betrachtung unterziehen und aus dem, was die sprachvergleichende Forschung neuester Zeit festgestellt hat, das Geeignete und vielleicht für das Lesepublikum nicht Uninteressante, was hier einschlägt, mittheilen. Am Schlusse werden wir ein paar praktische Regeln anfügen, die nicht ohne Nutzen sein dürften: sie sind das Ergebniß eigener Erfahrung im Unterricht in der deutschen Sprache; sie dürften vielleicht durch ihre Einfachheit überraschen, ja am Ende selbstverständlich erscheinen: aber alle Wahrheit ist einfach, und selbst das allgemein als richtig Anerkannte, selbstverständlich Scheinende ist weit davon entfernt, praktische Wahrheit geworden zu sein und allgemein gethan zu werden! Man mache den praktischen Versuch, jenen Regeln zu folgen, und man wird vielleicht bei solchen kleinen Uebungen im Sprachdenken nicht nur Nutzen, sondern auch Vergnügen finden.

I.

Wie schwer, oder vielleicht besser, wie unmöglich es für den Einzelnen ist, ganz original, oder brauchen wir das gute, alte deutsche Wort: ganz selbwachsen zu sein, wie jeder auf Vorfahren und Mitlebende angewiesen und in seinem Dasein durch sie bedingt ist, wird recht klar durch zwei goethe'sche Sprüche, die wir uns nicht versagen können, ganz herzusetzen, weil sie die Sache gar so treffend und liebenswürdig, wie es eben nur Goethe möglich war, aussprechen. Der eine lautet:

> Vom Vater hab' ich die Statur,
> Des Lebens ernstes Führen,
> Vom Mütterchen die Frohnatur
> Und Lust zum Fabuliren.
> Urahnherr war der Schönsten hold,
> Das spuckt so hin und wieder;
> Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
> Das zuckt wohl durch die Glieder.
> Sind nun die Elemente nicht
> Aus dem Komplex zu trennen:
> Was ist denn an dem ganzen Wicht
> Original zu nennen?

So der Altmeister Goethe, der in vollendetster Weise Wissen und Können seiner Zeit in sich vereinigte, der außerdem andrerseits so „genaturt“ war, nichts von außenher anzunehmen oder sich anzulernen, sondern alles als Samenkorn in sich aufnahm und es hegte und pflegte und dann als reife Frucht, als Eigenes der Welt wiedergab. Und „wir anderen“? Sollten wir da bei in sich selbst vernarrter Originalitätssucht beharren? Da dient uns der Alte mit folgendem, etwas derben Sprüchlein:

> „Ich hielt mich stets von Meistern entfernt,
> Nachtreten wäre eine Schmach!
> Hab' alles von mir selber gelernt!“
> — Es ist auch darnach!

Der isolirte, der ganz auf sich selbst stehende, nur aus sich selbst sich bildende Mensch im vollen Sinne des Worts ist nicht nur unmöglich, er ist sogar undenkbar und ein Unding. Wer mit offenen Augen und Ohren jahrzehntelang auf den Wogen des Lebens herumgetrieben worden ist und Kopf und Herz nicht an einer ganz verkehrten Stelle hat, der muß immer mehr zu der Ansicht kommen, daß selbst der Geringste einmal grade ihm unentbehrlich werden kann, daß also keiner zu viel ist und jeder zu gut ist, um vernichtet, um auch nur weggewünscht zu werden. Abgesehen davon ist auch unser höchstes Ideal, unsre höchste Aufgabe: die Darstellung vollkommnen, wahren Menschenthums durch das Individuum und in demselben garnicht erreichbar und lösbar. Vielmehr muß auch hier, wie im Materiellen, Technischen, Kollektivarbeit eintreten und die Gesellschaft sich des Problems bemächtigen; und zwar nicht eine nationalbegrenzte Gesellschaft genügt, die Aufgabe ist ja international, wie es von den Künsten und Wissenschaften, den Werkzeugen, derjenigen Thätigkeit, vermöge welcher die Humanitätsidee verwirklicht werden soll und muß, längst zugestanden und erkannt worden ist. Wir gehen weiter und behaupten: keine einzige Nation ist hier zu entrathen! Denn jeder noch so entbehrlich scheinende Volksstamm, jedes roheste Naturvolk wirkt mit bei der Konstellation der allgemeinen Menschheitsverhältnisse, es formulirt mit unsre Aufgabe und es bedingt mit die Auswahl der anzuwendenden Mittel. Welche Kraft der Poesie, welche erhabenen, starken Leidenschaften, welche glänzenden Beispiele von Tapferkeit und Edelmuth werden uns nicht von sogenannten Wilden oder Barbaren berichtet!

Der Leser wird unser weites Ausgreifen entschuldigen, aber diese Dinge müssen ausgesprochen werden, um jene Höhe des Standpunktes zu gewinnen, aus welcher allein solche Fragen, wie die uns beschäftigende, recht erfaßt werden können. Man kann sich nicht vermessen, einen Ueberblick über den ganzen Kreis der zugehörigen Dinge und Begriffe zu haben, wenn man an einem Punkte der Peripherie kleben bleibt, ja, man hat über den Werth und die Bedeutung nicht einmal dieses Punktes ein Urtheil, wenn man ihn nicht als Theil der ganzen Kreisfläche, sein Verhältniß als Theil zum Ganzen und des Ganzen zu ihm als Theil begriffen hat. Auf diesem richtigen Erkennen ruht alle Philosophie oder alle Weltweisheit, wenn wir das Wort verdeutschen sollen; und eine Unzahl von Irrthümern und eine Menge von Unrecht beruht darauf, daß man über dem Ganzen das Einzelne übersieht, oder aber den Theil für ein Ganzes nimmt! —

Werfen wir nur einen ganz oberflächlichen Blick auf die geschichtlich bekannte Entwicklung des Menschengeschlechts, um zu sehen, wieviel die Nationen einander und wieviel wir Deutschen anderen Nationen verdanken. Wir bemerken, daß äußere und innere Eigenschaften und Verhältnisse die Vorbedingungen und Ursachen wurden, daß ein bestimmtes Volk in einer bestimmten Zeit eine besondere Einzelaufgabe erfaßt, sie zum Gegenstand höchstgesteigerter Thätigkeit, ja zur nationalen Sache macht und in einer für weite Strecken in Raum und Zeit hin mustergiltigen Weise löst. Eine teleologische Geschichtsbetrachtung spricht dann wohl von der politischen oder von der kulturgeschichtlichen „Mission“ dieses Volkes, während thatsächlich die Völker auf Grund, als rein physischer erkennbarer, Voraussetzungen, die ihre Erfüllung finden, mit Hülfe gewisser besondrer Fähigkeiten und Neigungen bestimmte Seiten des äußeren oder inneren Lebens des Menschen besonders geschickt anfassen und sie bei günstigen Verhältnissen glücklich ausbilden. So sei nur auf die Plastik der Griechen, auf die Rechtswissenschaft der Römer, auf die Malerei des Cinquecento in Italien hingewiesen. Sollten nun die anderen Nationen, sollten wir die Ergebnisse jener Mühewaltungen, nur weil sie nicht auf unserm Boden erwuchsen, ohne weiteres von der Hand weisen und nicht sie uns zu nutze machen? Das wäre gradezu unsinnig; es fällt niemanden ein, der ein vollkommenes Werkzeug oder Hausgeräth braucht, sich selbst erst alle jene Maschinen, von der einfachsten an bis zur komplizirtesten, mit denen das Gewünschte

hergestellt ist, selbst zu erfinden und anzuwenden. Niemand wird die Bewohner ganzer großer Landstriche Deutschlands verhungern lassen wollen, um nur die nicht einheimische Kartoffel aus dem Lande zu verdrängen. Jedes Gleichniß hinkt, aber etwas Aehnliches ist es, was auch in der vielleicht manchem Puristen vorschwebenden sprachlichen Isolirung uns entgegentritt. Wie weit wir entfernt sind, unsre geliebte Muttersprache aufgeben oder nur geringschätzen zu wollen, das zu zeigen, werden wir im weiteren Verlaufe noch sattsam Gelegenheit haben. Zunächst wenden wir uns zu einigen allgemeinen Betrachtungen über das Wesen und das Leben der Sprachen überhaupt und zu den Schicksalen der deutschen Sprache insbesondere, soweit die Kenntnißnahme von diesen Dingen für unsere Erörterungen über die Fremdwörter unumgängig nothwendig erscheint und soweit dieselben nicht im weiteren Verlaufe unsrer Abhandlung an geeigneter Stelle angedeutet werden können. (Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

(Hierzu das Porträt Goethe's auf Seite 40.)

„... So stand er jung im Streite
Bis in's Alter würdevoll
Gegen Drachennachtgeleite,
Das aus allen Ecken schwoll."
Rückert.

Es könnte fast als ein müssiges Unternehmen erscheinen, heutigen Tages noch für eine belletristische Zeitschrift über Goethe, diesen Heros der deutschen Literatur, wenigstens was die Universalität seines Geistes anlangt, zu schreiben, es sei denn, daß es novellistisch gehaltene Schilderungen einzelner Episoden seines an innerem und äußeren Inhalt reichen Lebens wären, wie solche aus der Feder Berufener und Unberufener in fast zahlloser Menge vorhanden sind, und von denen leider gesagt werden muß, daß sie durch die Verbreitung schiefer und falscher Vorstellungen über den großen Menschen und Dichter in ihrer Mehrheit der Kenntniß desselben eher geschadet, als diese gefördert haben. Man betrachtet es heutzutage als etwas Selbstverständliches, daß jeder Deutsche, der lesen und schreiben kann, wenigstens oberflächliche Bekanntschaft mit dem Leben und den Werken Goethe's gemacht habe, und sogenannte Gebildete sehen es beinahe als eine Beleidigung an, wenn man es wagt, ihnen in dieser oder jener Hinsicht einen Mangel in ihrer Kenntniß der geistigen Thaten des Dichters nachzuweisen. Im Grunde ist das auch eine Folge der maßlosen Schmeicheleien, die man unserm Volke von gewisser Seite über seine „Bildung" seither gesagt hat und vermittels deren ihm die richtige Selbsterkenntniß allmählich verdunkelt worden ist. Denn bei Lichte besehen, ist alles Fabeln und Faseln über diese „Bildung" eitel Humbug, der nichts weiter als die unerhörte Dünkelhaftigkeit und Ignoranz des weitaus größten Theils unserer sogenannten Gebildeten gegenüber allen hohen Geistesinteressen und über die Begriffsfähigkeit des Augenblicks hinausgehenden Strebungen und Strömungen erzeugt hat. Und was nun im besondern die tiefere Kenntniß der Werke unserer Geistesfürsten und ihrer welthistorischen Bedeutung angeht, die man gemeinhin bei diesen Gebildeten voraussetzt, so ist dies vollends nur leeres Geflunker und hohler Schein, was schon daraus augenscheinlich und greifbar hervorgeht, daß unser Volk, besäße es diese Kenntniß oder, sagen wir besser, dieses Verständniß der Ideen unserer geistigen Vorkämpfer und Lichterwecker, auf einer durchaus höheren Stufe der Bildung, und vor allem freierer Bildung stehen müßte, als es thatsächlich der Fall ist. Wir wollen nur einmal ernsthaft prüfen: wie viele in den sogenannten höheren Ständen besitzen denn wirklich eine hinlänglich richtige Auffassung unseres Lessing, Goethe, Schiller, um nur die bedeutendsten unter den bedeutenden hervorzuheben, — wie groß ist die Anzahl derer in unserm sogenannten guten Bürgerstand, welche die Werke derselben auch nur einigermaßen genauer als oberflächlich kennen, — und nun vollends das niedere Volk, die große Masse, — wieviel hat man hier bislang von den Gedanken unserer hervorragendsten Ritter vom Geiste gewußt? — Dank den Maximen unsrer Volksschule, Verstand und Gemüth der ihr Anvertrauten zum Theil mit unnützem Zeug zu belasten, anstatt ihnen große Vorbilder einzuprägen und die Körner ächter Weisheit darein zu senken, dank vielfachen anderen Umständen, die man im Augenblick vielleicht nicht einmal beim richtigen Namen nennen darf: — soviel wie nichts!

Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, ist das Unternehmen, unter anderen großen und größten Geisteshelden, die dieses Blatt seinen Lesern in Bild und Porträt vorführt, den letzteren nun auch ein Lebens- und Charakterbild Wolfgang des „Großen", wie man Goethe mit allem Fug genannt hat, vorzuführen, nicht blos kein unnützes, sondern eine in hohem Grade dankbare und sogar zeitgemäße Arbeit. Und dazu kommt noch ein anderer Umstand, der den Lesern vielleicht am besten in's Bewußtsein tritt, wenn wir hier, zu Anfang dieser Arbeit, die Worte anführen, mit welchen der englische Schriftsteller G. H. Lewes seine berühmte und zugleich beste Lebensbeschreibung unseres großen Landsmanns, dieses Muster biographischer Darstellung*), beginnt. Sie lauten so:

„Der römische Geschichtschreiber Curtius erzählt, Baktrien sei zu gewissen Zeiten von Staubwirbeln verdunkelt worden, welche die Wege vollständig bedeckten und verschütteten, und die Wanderer, ihrer gewohnten Wegzeichen beraubt, hätten dann den Aufgang der Sterne abgewartet, zu leuchten ihnen auf dem düsteren Pfad.... Läßt sich das nicht auch auf die Literatur anwenden? Ihre Wege liegen ab und zu unter dem Schutt der Zeiten so vergraben, daß mancher müde Wanderer über den bedeckten Pfad sich beklagt. In solchen Zeiten thun wir gut, dem Beispiel der Baktrier zu folgen: hören wir auf, die Verwirrungen des Tages zu betrachten, wenden wir den Blick auf die großen Unsterblichen, die vor uns gewandelt sind, und suchen wir von ihrem Lichte Führung. Zu jeder Zeit sind die Lebensbeschreibungen großer Männer reich an Lehren, zu jeder Zeit mächtige Antriebe zu edlem Ehrgeiz gewesen. Zu jeder Zeit sind sie als Rüstkammern betrachtet worden für die Waffen, mit denen große Schlachten gewonnen werden...."

Die Geschichte der Wiedergeburt der deutschen Literatur knüpft sich vornehmlich an die sechs Namen: Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller, denen noch der Name Kant hinzuzufügen ist, welcher der mit dieser Wiedergeburt verbundenen Aufklärung in Deutschland auf spezifisch philosophischem Gebiete den größten Vorschub leistete. Wenn Klopstock, Wieland, Lessing und Herder die deutsche Literatur vom Auslande emanzipirten und zu einer selbständigen gestalteten, so entfalteten die zunächst nachfolgenden Dichter auf diesem solchermaßen vorbereiteten Felde die Fahnen des Fortschritts und halfen so, eine jener Epochen weiterzuführen, wie sie von Zeit zu Zeit „wie ein Frühling des Geistes über der Gesellschaft aufgehen", und deren allgemein wiederkehrender Charakter ist, „daß alles, was Edles im Menschen, gegen die herrschende Lüge und Unterdrückung sich empört und daß die besten Kräfte energisch sich bemühen, das ewige Sehnen nach Erkenntniß, Freiheit, Schönheit und Glück, welches uns eingeboren ist, der Befriedigung wieder um einen Schritt näher zu bringen. An Homer, Shakespeare, Rousseau sich anlehnend und ihnen nacheifernd, hatten diese jüngeren Geister, wie Voß, Bürger, Hölty, Stolberg, Klinger, Lenz, Wagner u. a., alle das Bestreben, die einem fruchtbaren Regen gleich in die Zeit hineinfallenden befreienden Ideen zu beherrschen, in ihren Werken zum Ausdruck zu bringen und sie durch letztere den weitesten Kreisen mitzutheilen; dem Willen aber entsprach nicht immer die Kraft, das Gewollte zu vollbringen, den großen Gedanken mangelte nicht selten das geeignete Gewand, und so stellt sich die Geistesarbeit dieser Dichtergruppe vorerst nur als ein kraftvoll auf das Ziel zusteuerndes Ringen und Kämpfen nach Klarheit und Beherrschung der Gedanken dar, wodurch sich dieser Abschnitt der deutschen Literaturgeschichte eben als eine „Sturm- und Drangperiode" charakterisirt. Erst Goethe und Schiller, beide in ihrer Jugend noch durchaus in dieser Sturm- und Drangperiode stehend und in ihren Erstlingswerken noch ganz den Charakter der letzteren offenbarend, sollte

*) Goethe's Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. Julius Frese. 2 Bände. (Berlin, Franz Duncker.)

es gelingen, sich aus den Unklarheiten, Gegensätzen und Widersprüchen herauszuarbeiten und zu geläutertem Schaffen emporzuheben, indem jener mit einer bewunderungswürdigen Vielseitigkeit des Geistes mehr nach der rein ästhetischen Seite hin in durchaus freimüthigem Sinne auf die Entwicklung der Kunst einwirkte, während Schiller neben der Idee der Schönheit, der Freiheit der Kunst vollbewußt, das Ideal der gesellschaftlichen und staatlichen Freiheit vertrat. So haben die beiden jenen gewaltigen, tiefdringenden und weitreichenden Einfluß auf die gesammte geistige Entwicklung und Bildung ihrer Zeit geübt, der dieser letzteren mit vollem Recht die Bezeichnung eines Zeitalters Schillers und Goethe's eingebracht hat.

Daß beide aus dem Kern des Volkes stammten, ist männiglich bekannt.

Der Urgroßvater Goethe's war Hufschmied in dem Städtchen Artern in der damaligen Grafschaft Mansfeld; sein Großvater war Schneider und kam als solcher nach vollendeten Lehrjahren auf der Wanderschaft nach Frankfurt am Main. Den Grund zum Vermögen der goethe'schen Familie legte dieser durch seine zweite Verheirathung, die zugleich zur Folge hatte, daß er das Schneiderhandwerk aufgab und Gastwirth „zum Weidenhof“ in Frankfurt wurde. Als er im Jahre 1730 im Alter von 70 Jahren starb, hinterließ er zwei Söhne, von denen der jüngere, Johann Kaspar, der Vater unseres Wolfgang wurde. Dieser erhielt eine gute Erziehung, wurde Doktor der Rechte und kaiserlicher Rath, bereiste Italien und heirathete 1748 die Tochter des Schultheißen Textor, Katharina Elisabeth. Goethes Vater wird als ein kalter, ernster, etwas pedantischer, aber wahrheitsliebender und gradsinniger Mann geschildert; die Mutter vereinigte mit klugem Verstand und hoher Bildung ein überaus liebevolles, warmfühlendes Herz, sie wird in der Literaturgeschichte als „Frau Rath Goethe“ unsterblich bleiben, denn sie ist es gewesen, welche den bedeutsamsten Einfluß auf die Entwicklung des großen Dichters, dem sie am 28. August 1749, Schlag 12 Uhr mittags, das Leben gab, geübt hat.

Es ist als ein besonders glücklicher Umstand zu bezeichnen, daß Goethe, der in der Taufe die Namen seines Großvaters mütterlicherseits, Johann Wolfgang, erhielt, grade das Licht der Welt zu Frankfurt am Main erblickte. „Die primitive Bedingung für die Eigenheit eines Menschen“ — sagt Karl Rosenkranz*) mit Recht — „ist sein Geburtsland. Aus ihm geht mehr in ihn über, als er wissen kann. Goethe ist ein Mitteldeutscher, ein Westfranke.“ Frankfurt war die Hauptstadt des mittleren Deutschland, die Krönungsstadt des deutschen Kaisers, dazu ferner Reichs- und bedeutende Handelsstadt. „Es war reich an sprechenden Zeugen der Vergangenheit, Ueberbleibseln alten, deutschen Wesens, langsam verhallenden Nachklängen der Stimmen aus dem Mittelalter. Aber neben diesen mittelalterlichen Resten war in Frankfurt in gleichem Maße die Gegenwart vertreten. Die Reisenden, welche der Rhein und die großen Straßen aus dem Norden hinführten, machten es zu einer europäischen Stadt und zu einem Weltmarkte für den Handel.“ So vermochte diese Umgebung schon dem Kinde die nachhaltigsten Anregungen zu geben; das bedeutendste aber war, daß der stolze, unabhängige Sinn des frankfurter Bürgerthums jenes edle Selbstbewußtsein in ihm großnähren half, in welchem er später von sich sagen konnte: „Alles, was ich zu thun hatte, habe ich in königlicher Weise gethan; die anderen habe ich schwatzen lassen, und ich habe gethan, was ich für gut fand....“

(Fortsetzung folgt.)

*) Goethe und seine Werke, 1847, S. 38.

Zur Vivisektionsfrage.

Von Dr. A. Mülberger.

Ein kluger Mann schrieb einst die Worte: „Als die übrige Welt stille zu stehen schien, fingen die Tische zu tanzen an.“ Er meinte damit das sogenannte „Tischrücken“, welches im Anfang der fünfziger Jahre zwar nicht die Tische, aber den Leuten die Köpfe verrückte. Die öffentliche Meinung, wollte er sagen, befaßt sich nur dann mit Nichtigkeiten, wenn ein Stillstand im geistigen Leben eines Volkes eingetreten ist. Wer hätte auch, wenn der Kulturstrom vorwärts drängt, Zeit oder Lust allen kleinen Rinnsalen nachzuspüren, die sich vom Hauptstrom aus millionenfach über Land und Volk ergießen? Wer könnte es wagen, das, was an sich klein, unbedeutend, nur auf spezielle Kreise beschränkt ist, künstlich zur großen, zur bedeutenden Frage emporzuschrauben?

Nun eine Nichtigkeit sind die Vivisektionen wohl nicht, aber es will mir scheinen, als ob der Lärm gegen sie mit Fug und Recht dieses Prädikat verdiene. Denn wenn etwas inhaltslos und leer ist, so ist es die Art und Weise, mit der diese Frage vom Zaune gebrochen und zur großen, volksbewegenden Angelegenheit gemacht wurde. Ja, die Tische fangen wieder zu tanzen an! Zu jeder anderen Zeit wäre ein Pamphlet, wie das dresdener Machwerk, unbeachtet auf der Seite liegen geblieben, während die Gegenwart es fertig bringt, eine wirkliche Staatsaffaire daraus zu machen.

Wie immer, wenn Fanatiker eine Frage in die Hand nehmen, tritt die Sache selbst zurück und die Personen werden in den Vordergrund geschoben. Das rührende Mitleid für die armen Thiere, welche in unseren physiologischen Laboratorien zu Tode gemartert werden, hat sich denn bereits in einen wüsten Lärm gegen die verdienstvollsten Träger der Wissenschaft umgewandelt. Mit einer Rücksichtslosigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, wird dem Volke erzählt, wie sich der Gelehrte mit grausamer Wollust am Blute seiner Schlachtopfer weidet; mit raffinirter Detailmalerei werden die Qualen derselben geschildert und ungewöhnliche oder seltene Vorkommnisse als die Regel hingestellt. Wenn dann ein künstlich großgezogener sogenannter „sittlicher Abscheu“ in immer größere Schichten des Volkes eingedrungen ist, dann hält man den Zeitpunkt für gekommen, um das, was vordem ein frommer Wunsch war, nöthigenfalls zu einer gesetzlichen Vorschrift zu machen.

Es ist zum mindesten seltsam, eine Bewegung, die angeblich auf die sittliche Hebung des Volksgeistes gerichtet ist, damit zu beginnen, daß man durch einseitige Darstellungen und Uebertreibungen gegen eine ganze Klasse ernster und achtungswerther Gelehrter Haß und Verachtung predigt. Man wagt von „Folterkammern der Wissenschaft“ zu sprechen, als hätten die Träger der letzteren eine Freude an den Schmerzen, welche sie den Thieren zufügen. Man sieht nicht oder will nicht sehen, daß es der ganze sittliche Ernst wissenschaftlicher Forschung ist, der es dem Gelehrten nicht scheuen läßt, selbst schmerzhafte Eingriffe in den thierischen Körper zu machen, die Herren, welche so sittlich entrüstet in die Welt hineinschreien, scheinen nicht zu wissen, daß die Vivisektionen keineswegs Annehmlichkeiten der wissenschaftlichen Forschung sind und daß niemanden die Frivolität des Quälens ferner liegt, als eben dem Physiologen, wenn er den Gesetzen des organischen Lebens nachspürt. Die große Menge, immer geneigt, das Schrecklichste für baare Münze zu nehmen, unfähig, den Zweck und die Tragweite solcher Eingriffe in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen, behält vom ganzen Lärm nur eines — Abscheu vor den Männern, die sich zu solchen Hantirungen bequemen. Und diese Stimmung ist der geeignetste Mutterboden, auf welchem dieser und anderer Fanatiker Pläne gedeihen können.

Ohne die „entsetzlichen Verbrechen“ selbst näher ins Auge zu fassen, welche man den modernen Naturwissenschaften imputirt, ist doch wohl die Frage gestattet, ob denn die Physiologen und Pathologen die einzigen Glieder der Gesellschaft sind, welche jene haarsträubenden Dinge treiben. Wo viele Mitschuldige sind, ist die Schuld des Einzelnen immer geringer gewerthet. Ist z. B. die Kastration unserer Hausthiere, ohne welche Landwirthschaft und Viehzucht überhaupt nicht bestehen könnten, nicht eine Vivisektion, die oft genug schmerzhafter ist, als die Experimente, welche in physiologischen und pathologischen Laboratorien angestellt werden? Warum liegt denn diesen gefühlvollen Herren gerade die „Wissenschaft“ so sehr am Herzen, und das, was alltäglich und unter aller Augen vor sich geht, wird geflissentlich übergangen? Wohl hat man aus Thierschutzvereinen schon Stimmen gehört, die, und vielleicht auch nicht mit Unrecht, darauf hinweisen, ob man derartige am thierischen Körper einmal nothwendige Operationen nicht wenigstens möglichst schmerzlos machen sollte. Die sogenannte lokale Anästhesie bietet bekanntlich die nöthigen Mittel hierzu dar. Nun, auch den wissenschaftlichen Vivisektionen stehen diese Mittel und in viel ausgiebigerer und besserer Form zu Gebote. Was aber noch viel mehr sagen will, die „Wissenschaft“ macht thatsächlich Gebrauch davon und bei der größten Zahl ihrer Operationen werden Morphiumeinspritzungen unter die Haut oder rein lokale Anästhetiken, wie Aether u. a., verwendet. Wer seine Sinne, ehe er sich derartige Fragen vorlegt, vom Blutgeruche der „Folterkammern“ umnebeln läßt, der sieht die Dinge freilich nicht, wie sie sind, sondern nur als Spukgebilde einer überreizten Phantasie.

Die Agitation gegen die Vivisektionen begnügt sich bekanntlich nicht damit, dem Volke die Greuel alle zu erzählen, die in jenen „Folterkammern“ verübt werden; sie geht noch einen Schritt weiter und berichtet der gläubigen Menge, daß derartige Eingriffe zu wissenschaftlichen Zwecken überhaupt „nutzlos“ und „ohne jeden positiven Gewinn“ seien. Ich denke, die deutschen Gelehrten hätten allen Grund, sich vor solchen Inspirationen gläubig zu beugen. Es war offenbar eine irrige Meinung der Wissenschaft, daß ihr selber das Recht zustehe, diejenigen Wege der Forschung einzuschlagen, welche sie selbst für zweckmäßig er-

achtet; sie glaubte irrthümlicherweise Herr zu sein, nicht blos über die Richtung des Weges, sondern auch über die Wahl der Werkzeuge, die nöthig sind zu bahnbrechender Arbeit. Herr von Weber hat sie eines Besseren belehrt.

Es gibt nichts Merkwürdigeres als die Nerven, ja die Nerven unseres Zeitgeistes. In demselben Maße, in welchem die Fürsorge für das Genus pecus (Vieh) in den Vordergrund tritt, scheint diejenige für das Genus homo (Mensch) zurückzutreten. Als hätte die Welt nur über ein einfürallemal fixes Maß von „Humanität" zu verfügen und was dem einen gespendet wird, das müßte dem andern verloren gehen. Leute, die erzählen hören, daß da oder dort arme Thiere „von Wissenschaftswegen" mißhandelt werden, gerathen in einen förmlich beängstigenden Gemüthszustand und wenn man einem ihrer zweibeinigen Mitbrüder „von Gerechtigkeits wegen" den Kopf vor die Füße legt, so finden sie das ganz in der Ordnung. Gegen die angeblichen Peiniger der Thierwelt wird ein Kreuzzug gepredigt und wenn man heute wieder die Prügelstrafe einführte, so würde ein großer Theil dieser Prediger sich vor Vergnügen die Hände reiben. Wenn thierisches Blut in den Werkstätten der Wissenschaft vergossen wird, so bebt das Herz dieser edlen Männer vor Entrüstung, und die Frage, warum es geschieht und wie es geschieht, geräth schier in Vergessenheit; wenn aber menschliches Blut in „männermordenden" Schlachten in Strömen vergeudet wird, so gilt es für weichliche Sentimentalität, ob dieses Anblicks sein Haupt zu verhüllen, und der Zweck, um dessentwillen es geschah, löscht alle Gewissensskrupel aus.

Aber ich will selbst annehmen, die für jeden Kenner der Verhältnisse einfach sinnlose Behauptung, die Vivisektionen seien ohne wissenschaftlichen Nutzen, sei thatsächlich richtig. Ist damit die Frage von der Berechtigung derselben auch nur im geringsten entschieden? Mit nichten. Daß Herr von Weber einen Hund oder eine Katze vortrefflich von einem Menschen zu unterscheiden weiß, steht freilich fest. Aber an einem muß doch selbst dieser modernste Denker irre werden und dieses eine wirft seine ganze ungeheure Gedankenarbeit über den Haufen. Könnte nicht morgen, könnte nicht heute schon irgend eine wissenschaftliche Frage von großer Bedeutung auftauchen, die nun einmal nicht anders, als durch einen Eingriff ins lebendige Thier entschieden werden kann? Und wenn die Wissenschaft sich zur Beantwortung derselben anschicken will, sollte die Gesetzgebung ein Recht haben, ihr den Weg zu versperren und ein gebieterisches Halt zuzurufen? Was soll dann überhaupt dieser lächerliche Unterschied zwischen Thier und Mensch, aus dem diese Eiferer die Nutzlosigkeit der Vivisektionen ableiten wollen? Ist nicht das thierische Leben selbst schon ein der Wissenschaft würdiges Objekt? Kennt denn die Wissenschaft überhaupt einen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in diesem mehr als naiven Sinne? Ist denn die geringfügigste Lebenserscheinung, selbst am niedrigsten Organismus, etwas anderes, denn ein gleichwerthiges Glied in der unendlichen Kette der organischen Zusammenhänge?

Wenn eine Bewegung, wie diejenige, welche gegen die Vivisektionen gerichtet ist, in kurzer Zeit so große Dimensionen annimmt, so muß der Grund in allgemein krankhaften Zuständen der Gesellschaft gesucht werden. Hätten sich die Thierschutzvereine, statt allgemeiner Verdächtigungen und einer Agitation ins Blaue hinein, damit begnügt, konkrete Vorkommnisse ins Auge zu fassen und durch direkten Appell an die betreffenden Gelehrten etwaige Mißstände in der operativen Behandlung der Thiere zu beseitigen, so könnte einem solchen Vorgehen niemand seinen Beifall versagen. Jeder Gelehrte wäre ihnen gewiß gerne Red' und Antwort gestanden, ja hätte ihnen versprochen, unter voller Wahrung seiner Aktionsfreiheit, nach Kräften zur Abhilfe dieser Mißstände beizutragen. Gerade der vielverlästerte Schiff z. B. ist in dieser Richtung in edelster Weise vorangegangen. Sie hätten bei einem Besuche in den Werkstätten der Wissenschaft vielleicht einen kurzen Einblick in die Art der Thätigkeit, die drinnen waltet, bekommen und damit ihrem Gefühlsleben wahrscheinlich große Aufregungen erspart. Jedenfalls wäre die sogenannte „Folterkammer" gleich beim ersten Anblick zu einer bloßen Hallucination zusammengeschrumpft. Wenn man aber ohne Wissen, ohne Kenntniß, nur mit Vorurtheilen ausgerüstet, eine Agitation in die Massen schleudert mit dem deutlichen Hintergedanken, sobald die Aufregung den richtigen Grad erreicht hat, an die Staatsgewalt zu appelliren, so kann eine solche Art des Vorgehens nicht scharf genug getadelt werden; jeder verständige Mann muß sich mit Entrüstung davon abwenden. Und hier ist der Punkt, wo diese Agitation gegen die Vivisektionen sich als echtes, unverfälschtes Kind seiner Zeit dokumentirt; hier ist der Punkt, der es überhaupt erst verständlich macht, wie diese in sich so nichtige und inhaltslose Bewegung in kurzer Zeit so große Kreise um sich ziehen konnte. Wir leben in einer Zeit, wo die Orgien der Staatsomnipotenz beginnen und bereits ihre Schatten vor sich herwerfen. Ihr erstes Debut ist den ökonomischen Fragen gewidmet und die nächsten Lustren werden uns die segensreichen Folgen dieses Beginnens kund thun. Nun, wenn der Staat ausschließlicher Herr ist über die ökonomischen Zusammenhänge seiner Glieder und diesen Gliedern selbst schrittweise alle spontane Initiative entzogen wird, warum soll er nicht auch Herr sein — über die Wissenschaft? Heute verlangt man von ihm, er solle der Wissenschaft ihre Wege weisen, morgen wird er bereit sein, ihr auch das Ziel vorzustecken, das sie erreichen soll. An Händen, um die Barrièren festzunageln, wird es nicht fehlen.

Wir sehen also, daß die ganze Frage der Vivisektionen keineswegs blos ein abstrakt ethisches, sondern ebenso sehr und noch vielmehr ein kulturhistorisches und sozialpolitisches Problem ist. In der geistigen Bewegung eines Volks ist nichts zufällig, und so wird man nach dem obigen leicht verstehen, daß dieser moderne, gegen die Wissenschaft gerichtete Entrüstungsschrei derselben Quelle entstammt, welche über unser ganzes öffentliches Leben ihre befruchtenden Gewässer ausgießt und welche mit dem einen Wort „Rückschritt" am deutlichsten benannt ist. Niemand wird leugnen, daß auch in den Werkstätten der Naturwissenschaft Mißstände zu beseitigen und Ungehörigkeiten abzustellen sind. Nichts ist vollkommen auf dieser Erde. Aber es steht ebenso unbestreitbar fest, daß die Wissenschaft in sich selbst sittliche Kraft genug hat, um allmählich solche Mißstände zu überwinden, vorausgesetzt, daß man ihr das nicht raubt, was sie zum Leben braucht — Luft, Licht und Freiheit, also just das Gegentheil von dem, was eine unverständige Agitation erreichen will.

Das Porträt der „Gnädigen". (Bild Seite 41.) „Wenn die Katze nicht zuhause ist, haben die Mäuse frei tanzen." Die Richtigkeit dieses altbewährten Sprüchwortes auf's neue zu erproben, das ist die Aufgabe, die sich der Maler J. Boks gestellt, und die er, wie die Leser auf unserm Bilde sehen, trefflich gelöst hat. Die „Gnädige", eine Jungfrau in den Jahren, von welchen es in der Bibel heißt, „sie gefallen uns nicht", ist mit Puppi, ihrem Lieblingsmops, ausgefahren, um Susanne, dem Stubenmädchen, und Christian, dem Bedienten, bei der gründlichen Reinigung des Hauses aus dem Wege zu gehen. Christian und Susanne, die schon seit Jahren darüber einig sind, über kurz oder lang ein Paar zu werden, waren stundenlang damit beschäftigt, das Unterste zu oberst zu kehren. Von dem Bann der gestrengen Gebieterin befreit, arbeiteten sie emsig unter Lachen und Singen, und hantirten mit Bürste und Besen, als ob sie des Hauses Meister wären. Bücher und Bilder, Vasen und Spiegel, Lampen und Möbel, kurz alles, vom Teppich bis zur Tapete, erglänzte im erneuten Schimmer, als ob die alte Jungfer Hochzeit machen wollte. Natürlich versäumten die vorwitzigen Dienstleute die seltene Gelegenheit nicht, von den verbotenen Zimmerfrüchten zu naschen. Bald unterbrach Susannchen das Scheuern, um in des Nähkorbs Tiefen zu wühlen, bald stellte Christian das Klopfen ein, um seine Nase in unverschlossene Papiere zu stecken. Endlich war das Tagewerk vollbracht und das Pärchen rastete im Heiligthum des Hauses, im Bibliothekzimmer, wo die Vorfahren derer von Kuhschnappel im modernen Ahnensaal, im Album, abkonterfeit waren. Schippe und Borstwisch entfiel den müden Händen, aber desto schrankenloser sprudelte das kecke Wort von beredtem Munde. Die dralle Susanne im koketten Morgenhäubchen, den etwas fleischigen Fuß im knappen Saffianschuh vorgestreckt, hat die verschobene Zwillichschürze zurechtgerückt und blättert mit Kennermiene in dem Album, während der verschmitzte Christian an des Hauses Freund' und Vettern seine giftige Lästerzunge wetzt. Beim Anblick der Photographie der „Gnädigen" erheben beide ein zwerchfellerschütterndes Gelächter und überhören das nahende Unheil. Während sie im besten Zuge sind, die „Gnädige" mit der Zunge zum zweitenmale zu porträtiren, erscheint das Original lauschend hinter der Thür. Ihr Schoßhündchen hat während der Rundfahrt auf der Promenade zweimal gehustet, und die alte Jungfer, zu Tode erschrocken, befahl dem Kutscher, schnurstracks nachhause zurückzukehren, um dem süßen Puppi Kamillenthee kochen zu lassen. Susannens und Christians übermüthiges Geschnatter bewog die mißtrauische Alte, einen Hinterhalt aufzusuchen. Wie eine verderbenschwangere Gewitterwolke naht sie sich fast unhörbar auf den Zehenspitzen. Hinter der halbgeöffneten Thüre lauschend, hört sie jedes Wort der beißenden Bemerkungen über ihre werthe Person. Jeden Augenblick ist sie auf dem Sprunge, um das frevelnde Gesinde zu züchtigen.

„Sieh nur, Christian, wie sie aufgeputzt ist," versetzte Susanne und deutete hämisch lächelnd auf die Photographie der Herrin.

„Wie ein Schlittenpferd," erwiderte Christian und zeigte sein starkes Gebiß.

„Die Stirnlöckchen sehen wie ein paar Pfropfenzieher aus."

„Ich finde, daß sie mehr aufgerollten Hobelspähnen gleichen."

„Und der Kopfputz — ein wahres Blumenbeet."

„Sage lieber ein Treibhaus oder ein Gemüsegarten."

„Sie hat die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, daß einer anbeißen wird."

„Bei ihrer Magerkeit würde es schwer halten."

Susanne warf einen selbstgefälligen Blick auf ihren üppigen Gliederbau und brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches Christian nicht minder laut einstimmte. — Doch was war das? Plötzlich verstummten beide, als ob ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel zwischen sie gefahren und einen Abgrund zu ihren Füßen geöffnet hätte. In ihrem Versteck räusperte sich die „Gnädige" sehr ungnädig und trat mit unheilverkündender Miene in das Bibliothekzimmer ein. Tableau! Daß sich das drohende Gewitter entlud, ist wohl über allen Zweifel erhaben; ob sich aber infolge des „Einschlags" Christian und Susanne in's Privatleben zurückzogen, um mit ihrem „Ersparten" ein eigenes Heimwesen, „frei vom Dienst", zu gründen, darüber schweigt die Geschichte. Dr. M. T.

Von Klopstocks politischer Dichtung, des Dichters, über den im vorigen Jahrgang der „Neuen Welt“ ausführlich gesprochen worden, geben wir folgende Proben:

Weissagung.

An der Eiche Sprößling gelehnt, von hellen
Düften umhüllt, stand die Telyn*); und schnell
Erscholl sie von selbst; doch ich ließ
Unerweckt sie mir erschallen.

Da entströmt' ihr rascher Verdruß, da zürnte
Wirbelnd ihr Ton. Eilend ging ich und nahm
Die Drohende, daß sie dereinst
Zum Vergelt nicht mir verstummte.

Auch des Rosses Auge, des Hufs Erhebung,
Stampfen des Hufs, Schnauben, Wiehern und Sprung
Weissagten die Barden; auch mir
Ist der Blick hell in die Zukunft.

Ob auf immer es lastet? Dein Joch, o Deutschland,
Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Denn im Haine brauset' es her gehobnen
Halses, und sprang, Flug die Mähne, dahin
Das heilige Roß, und ein Spott
War der Sturm ihm und der Strom ihm.

Auf der Wiese stand es, und stampft', und blickte
Wiehernd umher; sorglos weidet' es, sah
Voll Stolz nach dem Reiter nicht hin,
Der im Blut lag an dem Grenzstein.

Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Ein anderes heißt:

Unsere Fürsten.

Von der Palmenhöhe, dem Hain Siona's
Kommen wir her, wir, des Harfengesangs
Geweihte, daß Christen noch einst
Wir entflammen mit dem Feuer,

Das zu Gott steigt. Hier in dem Hain, wo Eichen
Schatten, erschallst schöner, Telyn, auch du,
Wenn Schöne des Herzens voran
Vor der Schönheit des Gesangs fleugt.

Mit Entzückung wall' ich im Haine der Palmen,
Dichter, mit Lust, hier, wo Eich' und ihr Grau'n
Uns dämmert, das Vaterland auch,
Mich hinaufrief, ihm zu singen.

O, bekränzet froh euch das Haupt, Thuiskons
Enkel! Empfangt Braga's heiliges Laub!
Er bringt es den Hügel herab:
Wie es glanzvoll von dem Quell träuft!

Mit des Stolzes Tönen erschallt (ihr wurdet,
Dichter, sein Stolz!) Braga's freudiges Lied.
Ihr tranket mit ihm aus dem Quell
Der Begeisterung und der Weisheit.

Und ihr säumt noch? Singet ihm nach! Ihr siegtet
Ueber die Zeit! Deutschlands Fürsten, sie rief
Kein Stolz, euch zu leiten, herzu;
Und allein schwangt, was auch obstand,

Ihr mit edler Kühnheit euch auf. So werde
Euch denn allein auch unsterblicher Ruhm!
Der Name der Fürsten verweh',
Wie der Nachhall, wenn der Ruf schweigt.

Aus dem Hain Thuiskons entflieh' kein sanftes
Silbergetön hin zum parischen Maal;
Das keiner besucht, und das bald
In den Staub sinkt der Gebeine."

O, wie festlich rauschet der Hain! Ich sehe
Fliegenden Tanz; Braga führt den Triumph,
Unsterblichkeit! rufet das Chor,
Und der Hain ruft's in den Schatten.

„Pyramiden sanken: der Wandrer findet
Trümmer nur noch; Lobschrift, welche die Burg
Des Fürsten nur kannte, sie schläft
In dem Goldsaal, wie im Grabe.

Pyramiden, liegt ihr! Und schlaf, des Schmeichlers
Werk in des Saals Gruft, nicht weckbar. Und naht
Unsterblich des Genius Flug,
Und die Kühnheit des Entschlusses

Von des Lohns Verachtung entflammt. Einst konntet,
Fürsten, ihr's thun. Baut von Marmor euch jetzt
Die Male, vergessen zu ruhn!
Denn es schweigt euch in dem Haine."

*) Das Saiteninstrument der altnordischen Sänger.

Rache eines Bernhardinerhundes. Hunde haben ein ebenso treues Gedächtniß für Mißhandlungen wie für Freundlichkeiten, die ihnen erwiesen wurden. Eines der letzten Exemplare der edlen, nun ausgestorbenen Rasse der Bernhardinerhunde kam zu Anfang der vierziger Jahre im Alter von etwa vier Monaten in den Besitz des damaligen österreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich. Der Hund, ein Geschenk der Stadt Bern, war damals schon so groß wie ein gewöhnlicher Pointer, nur daß er Pfoten hatte, die mit Bärentatzen konkurriren konnten. Der Hund wurde auf Schloß Königswart gebracht, wo zur Unterhaltung der Kinder des Fürsten Metternich auch ein Esel gehalten wurde, der tückisch und boshaft war. Der Hund kam dem Esel einmal so nahe, daß er ihm unbequem wurde, und wurde dafür mit einem Hufschlag regalirt, der ihn bewußtlos zu Boden schleuderte. Der Hund erholte sich und schlich mit eingeklemmter Ruthe von dannen. Er brachte den Winter in Wien zu und kam ausgewachsen nach Königswart; er hatte nun den Ruf, ebenso sanft als groß zu sein, er war gutmüthig wie eine Taube und riesenhaft wie ein Bulle. Da kam der Tag der Rache. Man wußte nicht, daß er dem Esel seine Uebelthat heimzuzahlen trachtete, und führte den Langohr gesattelt und gezäumt in den Hof, wo der Hund sich sonnte; kaum aber ersah dieser seinen Beleidiger, so stürzte er sich mit wüthendem Gebell auf ihn und zerfleischte ihn, sodaß jener nach wenigen Stunden verendete. T.

Martin Luther zeigte sich gelegentlich sehr intolerant. Zur Zeit der Wiedertäuferbewegung in Deutschland traf nach der Katastrophe von Münster alle Anhänger dieser religiösen Schwärmersekte, die sich im Reiche sehen ließen, die Todesstrafe, und nur Philipp von Hessen allein weigerte sich, dem Reichsgesetze gemäß Menschen blos darum hinzurichten, weil sie Wiedertäufer wären. Luther drückte ihm schriftlich seine Unzufriedenheit darüber aus, und war auch bei dieser Gelegenheit mit der Anrufung des Teufels nicht sparsam. Philipp möge, schrieb er zuletzt, die Wiedertäuser doch wenigstens aus seinem Lande jagen; „denn“ — sagt er — „es ist des Teufels samen und haben wol zum ersten etwas schön scheins neben mit dem bösen für, doch weil es der liechte teuffel ist, wird zuletzt das Ende zu Münster draus.“ Ebenso naiv beantwortete Luther an einer andern Stelle einem Einwurf, den ihm Philipp gemacht hatte: „Denn ob ich sorgen mocht, der Wolf, so in meinem Stall würget, mochte in andern Ställen mehr würgen, kann ich yhn drumb unverjagt nicht lassen. Ein jeder hüte seines Stalls.“ Dr. M. V.

Die Abnahme der Wälder in den Vereinigten Staaten. Nach einer allgemeinen Schätzung ist während der letzten zehn Jahre in den Vereinigten Staaten eine Waldfläche von gegen 5 millionen Hektaren durch Ausrodung und Brand des Baumschmuckes beraubt worden. Dr. M. V.

Redaktions-Korrespondenz.

Hamburg. G. T. Sie wollen wissen, was Gallimathias heißt? Wir lassen Ihnen darauf die Worte eines Mannes antworten, der es ganz genau gewußt hat. Hr. Joh. Christoph Gottsched schrieb vor 150 Jahren in seinem „Versuch einer Critischen Dichtkunst“, 1. Thl. 8. Hauptstück, § 22: „Mit diesem Fehler der hochtrabenden Schreibart (dem Phöbus, Bombast oder Schwulst) ist sehr nahe das von vorerwähnten Nationen (den Franzosen und Engländern) sogenannte Galimathias, oder Nonsens verwandt, welches nichts anderes ist, als eine ungereimte und unverständliche Vermischung wider einanderlaufender verblümter Redensarten, aus welchen es zuweilen unmöglich ist, einen Verstand herauszubringen.“

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 5. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Wanda fühlte daher den Beruf, den Fritz aus dem Banne des abscheulichen Geschäftsgesprächs zu retten, und ergriff seelensfroh die Gelegenheit, als sich die Herren erhoben, gleichfalls von ihrem nur sehr unruhig behaupteten Sitze aufzuspringen und auszurufen: „Kommen Sie, Fritz, jetzt will ich Ihnen unsern Garten zeigen. Nicht wahr, Papa, du erlaubst? Die Frau Doktor kann ja nachkommen."

Und ehe Herr Alster, der im Augenblick garnicht aufgelegt war, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, Zeit zur Antwort gehabt, hatte Wanda den Fritz, den sie recht schwesterlich bei der Hand genommen, zur Thür hinausgezogen, und zwei Menschen sehr entrüstet über ihr Benehmen zurückgelassen — die Frau Doktor Winter und den Herrn Referendar Doktor Wichtel.

„In der That ein merkwürdiger Kavalier, den sich da Ihr Fräulein Tochter auserkoren hat! Der junge Mann befindet sich unsereinem gegenüber entschieden im Vortheil, — seine Stellung in der Welt, sein Bildungsgrad, seine Art, sich zu benehmen, schließen die Konkurrenz aus!" bemerkte der Referendar malitiös, als sich die Thür geschlossen hatte.

„Wollte Gott, unsre Wanda hätte diesen jungen Menschen garnicht wiedergesehen!" seufzte die Frau Doktor Winter. „Solcher Umgang kann für ein Mädchen von Bildung und Familie wirklich zu nichts Gutem führen."

„Ach, was, Familie und Umgang!" antwortete Herr Alster brummend. „Einmal und nicht sobald wieder, — wollen schon dafür sorgen! Sehen Sie nur nach, liebe Winter, wo die beiden stecken, und behandeln Sie den Fritz Lauter wohlwollend, aber kühl. Er mag mit Ihnen und Wanda im Gartenhaus die Nachmittagschokolade nehmen, dann mag er in Gottes Namen wieder nach der Langenholzgasse wandern."

Wie Herr Alster gesagt, so geschah es. Wanda hatte kaum Zeit gehabt, dem Fritz mitzutheilen, daß die Frau Doktor Winter und der Papa es für sehr unpassend gehalten, daß sie ihn neulich mit Du angeredet, und daß sie hätte versprechen müssen, es nicht wieder zu thun, als auch schon Frau Doktor Winter am Horizont auftauchte, um sich trotz Wanda's eifrigstem Bestreben absolut nicht mehr abschütteln zu lassen. Wanda mochte in den weitausgedehnten Garten- und Parkanlagen mit Fritz promeniren, wo sie wollte, rasch oder langsam gehn, im lauschigen Buschwinkel auf einer Gartenbank sich niederlassen, oder ihr getreues Grauchen, das Rossesstelle bei ihrer Parkequipage versah, vorführen, immer keuchte die dicke Frau Doktor Winter hinterdrein und nahm theil an jedem Gespräch, es so langweilig als möglich gestaltend und Wanda und Fritz alle Freude an einander und an dem wunderschönen Park und dem prächtigen Sonntagswetter verderbend.

So kam es, daß es Fritz wie eine Befreiung erschien, als ihm Wanda, nachdem auch die Chokolade überstanden war, die Erlaubniß gab, sich zurückzuziehen.

Am Ausgange des Gartens hatte ihn aber, garnicht zu seinem Vergnügen, der gemüthliche August in Beschlag genommen, um ihn noch einmal zu Herrn Alster zu führen, der, wie August erklärte, so gnädig sein wollte, mit ihm noch ein paar Worte zu sprechen. Der Doktor Juri wäre nicht mehr da, versicherte August wie zur Beruhigung, und wenn der fort wäre, wäre der gnädige Herr noch weit „vernünftiger", als sonst.

Vernünftig mochte denn der Herr Alster auch sein, aber besonders liebenswürdig und freundlich war er, nach Fritzens Meinung, jedenfalls nicht.

Er empfing den Fritz allerdings huldvoll, wie ein Fürst einen unterthänigsten Knecht, oder, besser, wie ein Kommerzienrath den jüngsten Lehrling in seinem Geschäft, der ihm etwa eine verlorne Brieftasche mit hundert Thalern Inhalt wiedergebracht hat. Er klopfte ihn auf die Schulter, nannte ihn einen auch um seine Mitmenschen bekümmerten, braven Jungen, wie man sie heutzutage im Arbeiterstande nicht oft träfe, lud ihn ein, im November desselben Jahres einmal wiederzukommen, da gäbe er, der Herr Alster, seiner Dienerschaft alljährlich ein Fest, da könne Fritz ja theilnehmen, trug ihm dann einen schönen Gruß an seine gute Frau Mutter auf und wollte ihm schließlich mit einer verabschiedenden Handbewegung einen Zehnthalerschein als Belohnung dafür, daß er Wanda zuhülfe gekommen sei, in die Hand drücken.

Fritz war dunkelroth geworden in bitterster Beschämung. Er zog die Hand zurück, nach der Herr Alster gegriffen, als ob ihm dieser glühendes Eisen hätte hineinlegen wollen. Dann stammelte er einige Worte — er wußte selbst nicht was — und lief mehr, als er ging, zur Thür hinaus und die Treppe hinab, bei dem gemüthlichen August mit kurzem Gruß vorüber, auf die Straße. — — —

So war es denn dem Fritz Lauter zum erstenmal in seinem Leben eindringlich genug zu Gemüthe geführt worden, daß er nur ein Arbeiter war, — ein den reichen, höhergebildeten Leuten nicht ebenbürtiger Mensch den man zur Verrichtung einer bestimmten, selbstverständlich wirklich oder vermeintlich niederen Arbeit recht gut brauchen kann, zu dem man sich, wenn er sich

gelegentlich einmal besonders „brav“ erweist, auch auf einen Augenblick in Freundlichkeit herabläßt, aber nur um ihn gleich darauf möglichst fühlbar mit der Nase auf die Barrière zu stoßen, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm scheidet.

Diese Demüthigung, grade an diesem Ort erfahren, wo ihm zuerst Wanda's herzgewinnende Freundlichkeit entgegengelacht, hatte unsern Fritz niedergeschlagen und ihm wochenlang die gute Laune geraubt. Aber sie hatte in ihm auch das Verlangen von neuem angestachelt, zu erforschen, ob es denn nicht möglich sei, sich über jene Barrière hinüberzuschwingen.

Dabei schien ihm das eine klar: es bedurfte vor allem einer bedeutenden Geistesbildung, um die Aussicht zu gewinnen, sich aus seinen beschränkten Lebensverhältnissen in minder beschränkte emporzuschwingen.

Wie und auf welchem Wege diese erringen? An einen Lehrer konnte er nicht denken. Seine Mittel erlaubten ihm, zu leben und seine Mutter zu unterstützen, aber mehr auch nicht. Er war also auf Alleinarbeiten, Selbststudiren angewiesen. Wo da anfangen? Sollte er dort anknüpfen, wo er bei seinem Abgange vom Gymnasium aufgehört? Gewiß, es schien ihm nichts andres übrig zu bleiben.

Die Einbildung, er werde nun in seiner Eigenschaft als Setzer, in Ausübung seines Berufes, spielend lernen, — die Worte, die er setzte, zu seinem geistigen Eigenthum machen und damit ein hochgebildeter Mann werden können, — war ja längst dahin. Was er zu setzen bekommen hatte, war allermeist nicht werth, gelernt zu werden. Was konnten seinem Wissensdurst leicht hingeschriebene Tagesnachrichten, witz- und sensationhaschender belletristischer Krimskrams und erbauliches Gesalbader pfäffischer Schönredner und Schönschreiber frommen? Und was half es ihm auch, wenn er ausnahmsweise einmal ein wirklich werthvolles, wissenschaftliches Werk zu setzen erhalten hatte? Konzentrirte er sein Denkvermögen auf den Sinn seines Satzes, so setzte er bestimmt Fehler über Fehler, und wenn er sich auch aus den dadurch nöthigwerdenden Korrekturen nichts gemacht hätte, so konnte er sich doch nicht verheimlichen, daß ihn sehr häufig das Verständniß im Stiche ließ, daß er sogar fast nie dasjenige, was er auf diese Weise hätte lernen können, in die unbedingt nöthige Verknüpfung mit jenem, das er bereits wußte, zu bringen vermochte. Er mußte also in seinen Mußestunden ganz systematisch studiren, das sah er ein, und unverzüglich ging er an's Werk. Dabei war er aber immer niedergeschlagener und erbitterter geworden, bis zu jenem Tage, an welchem der schlaue Kollege Därmig hinter den greifbarsten Theil seines Geheimnisses gekommen war.

* * *

Das Restaurant Weinhold, das eleganteste in P., pflegte in den Herbst- und Wintermonaten allabendlich von der sogenannten besten Gesellschaft der Universitätsstadt zahlreich besucht zu werden.

Aber erst wenn das nahegelegene Theater, in dem nur von Oktober bis Mai, dann aber täglich, gespielt wurde, geschlossen war — gewöhnlich zwischen 9 und 10 Uhr abends — füllten sich die ziemlich geräumigen Lokalitäten; vorher sah man meist nur eine kleine Anzahl von Stammgästen mit staunenswerther Ausdauer ihre strategisch wichtigen Punkte besetzt halten, d. h. jene Winkel und Nischen, von denen man das ganze Lokal zu überschauen vermag, und deren Wände denen, die sie okkupirt haben, nach zwei oder gar drei Himmelsrichtungen den Rücken decken.

Und heut, um 8 Uhr abends, am 10. Oktober, ist es im Restaurant Weinhold nicht anders als alle Tage. In dem einen Winkel, links vom Eingange, sitzt ein halbes Dutzend Herren verschiedenen Alters, in zwanglosester Weise plaudernd und trinkend, was jedem behagt: bayrisch oder pilsner Bier, rothen oder weißen Wein; während in dem andern Winkel, diesem diagonal gegenüber, nur zwei Herren ungefähr gleichen, mittleren Alters gemeinsam eine Flasche alten Ungarweins trinken und sich dabei gegenseitig nach Kräften zu langweilen scheinen.

„Dir merkt man heut übrigens nicht an, daß du eine gewisse Berühmtheit als Gesellschafter genießest, Schweder,“ gähnte der eine der Herren nach langer Gesprächspause, während deren er sich damit beschäftigt hatte, den Rauch seiner Cigarette in konzentrischen Ringen in die Luft zu blasen.

„Ich treibe soeben Politik und Nationalökonomie,“ erwiderte der andere, von einer Zeitung aufschauend, die vor ihm auf dem Tische lag, und zwar so zusammengeschlagen, wie sie der Kellner vor einer halben Stunde gebracht hatte.

Der erste lächelte. „Das Annoncenblatt der Landeszeitung ist ein recht geeignetes Hülfsmittel für diese Studien.“

„Gewiß,“ bestätigte Herr Schweder ernsthaft. „Man muß so eine Seite Annoncen nur zu lesen verstehen. Zum Exempel: welche nationalökonomische Perspektive eröffnet sich einem sachverständigen Auge beim Durchlesen dieses Inserates hier, welches die Versicherung gibt, daß die Herren Alster, Justizrath Wichtel nebst ungenannten Genossen eine Eisenbahnwaggonfabrik errichten wollen, welche die ausländische Konkurrenz auf diesem Gebiete aus dem Felde zu schlagen bestimmt ist.“

Herr Schweder mußte ein für seinen Freund überaus interessantes Thema berührt haben, denn aus dem Gesichte des andern Herrn war mit einemmale die Langeweile geschwunden. „Mensch, du bist nicht recht gescheit,“ sagte er, hörbar erregt, und griff nach dem Zeitungsblatt: „Alster und Wichtel werden doch nicht daran denken — —“ Seine Blicke waren auf die fragliche Ankündigung gefallen.

Schweder sah ihn lächelnd und scharf an: „Ich wußte allerdings, lieber Senkbeil, daß du als Industrieller ein reges Interesse an nationalökonomischen Fragen hast, aber daß dich die für die ausländische Konkurrenzindustrie allerdings niederschmetternde Nachricht so ungemein lebhaft interessiren möchte, hätte ich wirklich nicht vermuthet.“

Der mit dem Namen Senkbeil angeredete Herr hatte das Inserat zum zweiten- und drittenmal überflogen. Es interessirte ihn nicht blos, es regte ihn offenbar in hohem Maße auf, was er da las. „Das hatte grade noch gefehlt!“ brach er endlich los, nur mit Mühe seine Erregung mäßigend und seine Stimme dämpfend. „Die ausländische Konkurrenz pfeift auf die Alster und Genossen. Aber ich, ich —!“

Herr Schweder affektirte wohl nur sein Erstaunen: „Du — du? Ich begreife nicht, — dein solidfundirtes Geschäft hat doch auch keine Konkurrenz zu fürchten.“

„Das verstehst du nicht, Schweder, — ich versichere dich, das verstehst du nicht. Du mit deinen zweitausend Thalern Rente hast dich den Teufel um die Chancen des Industriemarktes, um die auch für das solidest angelegte Geschäft oft ganz unüberwindlichen Schwierigkeiten der Konkurrenz gekümmert, — ich aber habe schon seit Jahren darunter zu leiden gehabt. Die Konkurrenz hat mich gezwungen, mein Geschäft auf einen größeren Fuß zu stellen, als mir meine eigenen Mittel erlaubten, — du bist mein Freund, Schweder, und du weißt ja im Grunde schon so ziemlich, wie ich stehe, wenn es dir jetzt auch beliebt, so verwundert zu thun, — ich bin abhängig von Leuten, die, wenn sie mich langsam abschlachten, ein besseres Geschäft machen, als wenn sie mir redlich unter die Arme greifen.“

„Du vergissest das gute Herz besagter guten Freunde,“ schaltete Herr Schweder ein.

Herr Senkbeil runzelte unwillig die Stirn. „Mach' keine Witze, Schweder, nur jetzt nicht, — ich bitte dich. Mir ist verzweifelt ernst zu Muthe, und ich sage dir, auf die Ehrenpflicht hin, zu schweigen, wie es solche Vertrauensmittheilungen verlangen können, daß ich zugrunde gerichtet bin, wenn Alster und Wichtel eine ‚Fabrik für Eisenbahnbedarf‘ errichten.“

„Sie werden es thun, lieber Senkbeil, da ist kein Zweifel; zum Spaße erläßt man nicht solche hochtrabende Ankündigungen, wie diese, an der ich die vielgewandte Feder des eleganten Schockschwerenöthers Wichtel junior erkenne.“

„Du hast recht, es ist kein Zweifel, — und es ist auch kein Zweifel, daß ich die Bude schließen kann, wenn ich nicht haben will, daß sie mir andere schließen!“

„Aber warum denn eigentlich?“

„Weil ich mir jetzt seit einem halben Jahre die erdenklichste und aufreibendste Mühe gegeben habe, so große Bestellungen zu erhalten, wie sie die Anlagen meines Geschäfts erheischen; weil ich mich endlich zu der Hoffnung berechtigt sah, es würden mir von der Eisenbahngesellschaft, bei der Alster, Wichtel und Konsorten im Verwaltungsrath sitzen, die Herstellung des größten Theils ihres Bedarfs an Eisenbahnfahrzeugen übertragen werden, und weil diese Hoffnung vernichtet und dann jede Aussicht auf entsprechend große Bestellungen geschwunden ist, wenn die nimmersatten Patrone Alster und Wichtel selbst eine solche Fabrik errichten.“

„Hm,“ machte Herr Schweder, „das ist freilich schlimm genug. Indessen, warst du denn garnicht auf diesen Schlag vorbereitet?“

„Nicht im mindesten. Neulich hörte ich von einer Andeutung, welche Alster — der von den Betheiligten wohl noch am wenigsten

schweigen kann — fallen gelassen haben soll. Ich hielt die Sache für sehr unwahrscheinlich, weil ich nicht weiß, woher der Alster, trotz seiner Vielgeschäftigkeit und seines notorischen Reichthums auch noch die Zeit und das Geld zu einem solchen Unternehmen nehmen soll. Aber ich fragte doch gelegentlich den jungen Wichtel, von dem man ja weiß, daß er Alsters rechte Hand ist. Der lachte und sagte, schon aus Respekt vor meinen Leistungen würde Alster sich hüten, ein industrielles Gebiet zu betreten, auf dem er ganz und garnicht zuhause sei. Der Kerl hat mich offenbar verhöhnt, und ich will ihm sagen, was ich von solcher Perfidie halte, ich —"

„Werde sehr wohl thun," fiel Herr Schweder seinem Freunde in's Wort, „so ruhig als möglich wenigstens zu scheinen dieser Hiobspost gegenüber. Wichtel junior würde sich nur noch mehr schadenfreuen. Sieh lieber zu, wie du dich mit der Thatsache jener Fabrikgründung abzufinden vermagst!"

„Abfinden!" seufzte Herr Senkbeil, indem er sein großes Ungarweinglas mit einem Zuge leerte. „Abfinden — abtreten vom Schauplatz mit Verlust eines respektablen Vermögens, alles dessen was meine Frau in die Ehe gebracht hat, und der zehn- bis fünfzehntausend Thaler, welche ich selbst besessen habe, dazu."

„Na, na," beruhigte Herr Schweder, den die ganze Sache sehr kalt zu lassen schien, „so schlimm wird es nicht sein. Ein gescheiter Mensch läßt sich vom Unglück nicht so leicht werfen, und wird er geworfen, so sucht er es zu machen wie die Katzen, er fällt auf die Beine und steht dann unversehrt wieder auf."

„Wenn jedes deiner Trostworte ein Tausendthalerschein wäre, Schweder, so wäre mir auch noch lange nicht geholfen."

„Mein guter Rath wird dir vielleicht besser munden, als mein Trost, und mehr werth sein, als ein Vermögen, — wenn du ihn nämlich hören willst."

Herr Senkbeil lächelte in schmerzlichem Unglauben: „Bitte, recht gern!"

Schweder richtete seine kräftige Figur im Stuhle hoch auf und betrachtete den Freund ruhig und überlegen. Dann sagte er: „Die Seele des Unternehmens — soweit der Geldsack die Seele sein kann — ist Alster, — nicht wahr?"

„Unzweifelhaft — Alster!"

„Eh bien! Verkaufe ihm deine Fabrik und laß dich von der Gesellschaft Alster, Wichtel und Kompagnie als erster technischer Direktor mit zehntausend Thalern Gehalt anstellen!"

Herr Senkbeil wollte reden, aber der Mund blieb ihm vor Erstaunen weit offenstehen. Sprachlos starrte er seinen Freund eine Weile an. Endlich sagte er: „Ich glaube, du treibst doch mit mir Possen, Schweder. Alster und Wichtel werden sich hüten, meine Fabrik zu kaufen, deren Konkurrenz ihnen gleichgiltig sein kann, sobald sie die Lieferungen für ihre Bahn in der Tasche haben. Und mich als technischen Direktor anstellen, wäre eine noch größere Narrheit, denn daß ich kein Techniker bin, weiß alle Welt und habe ich zu meinem Schaden selber oft genug gemerkt."

„Es geschehen viele Narrheiten in der Welt," meinte Herr Schweder, ruhig wie zuvor. „Wenn Alster nun partout darauf versessen ist, deine Fabrik zu kaufen, wer will ihn daran hindern? Und der erste Direktor eines großen Industrie-Etablissements braucht sich um die Kleinigkeiten des technischen Betriebes nicht zu kümmern, wenn er nur die Organisation des Ganzen zu beherrschen versteht, die Konjunkturen des Rohstoff- und Waarenmarktes berechnen kann und sein Geschäft stets auf der Höhe seines Fabrikationszweiges erhält. Für das Uebrige haben Subalterne zu sorgen."

„Sehr gut gesagt," seufzte Herr Senkbeil wieder. „Ich würde natürlich sofort auf solch' eine Proposition eingehen, aber es denkt natürlich kein Mensch daran, sie mir zu machen."

Herr Schweder legte seinem in Bedrängniß und Sorge befindlichen Freunde wohlwollend die Hand auf die Schulter. „Was gibst du, lieber Senkbeil, wenn ich die Geschichte arrangire? Du weißt, ich habe schon manches fertig gebracht, worüber sich der Philisterverstand nicht genug verwundern konnte, und ich bin bereit, dir zu helfen, wenn du mir dafür erkenntlich sein willst."

„Im Ernst gesprochen?" fragte Senkbeil.

„Ebenso ernst als deutlich, lieber Freund."

Herr Senkbeil mußte seinem Freunde wirklich viel Zutrauen schenken, denn als er jetzt wieder laut aufseufzte, klang es wie ein Seufzer der Erleichterung. „Ich nehme deinen Beistand mit Vergnügen an und sichere dir für den Fall, daß der Plan, dessen glückliche Ausführung mir sehr schwierig scheint, gelingt, ein Spesenpauschale von — nun, von dreitausend Thalern zu!"

Schweder nickte befriedigt. „Du bist ein nobler Kerl, Senkbeil. Prosit! Stoßen wir an auf fröhliches Gelingen; ich brauche trotz meiner leidlichen Rente immer und ewig Geld, und will schon dafür sorgen, daß ich's mir hierbei redlich verdiene."

„Aber du kannst mir jedenfalls andeuten, wie?"

Schweder wollte eben abwehrend antworten, da ging die Thür auf und es trat ein Herr ein, der nach dem Tische, an dem die beiden Freunde saßen, höflich hinübergrüßte.

„Sieh da, der Baumeister Waldstein!" sagte Schweder.

Der Neueingetretene gehörte zu den Stammgästen am Winkeltisch schräg gegenüber; dort wurde er lustig und geräuschvoll begrüßt.

„Ah, Baumeister, gut, daß sie kommen!" rief der eine der schon seit längerer Zeit anwesenden Herren. „Sie werden näheres wissen über die Neuigkeit des Tages, über die projektirte alsterwichtelsche Fabrikgründung, — nicht wahr?"

„Alster-wichtelsche Fabrikgründung? Nicht eine Silbe, Herr Gerichtsrath, nicht eine Silbe. Was für eine Fabrik wollen denn die Herren gründen?"

„Eine Fabrik für Eisenbahnbedarf in großem Stile, um, wie es in der Ankündigung heißt, die Konkurrenz des Auslandes todt zu machen!"

„Magna voluisse sat est, — es ist schon sehr anerkennenswerth, daß Leute, die so klein angefangen haben, wie der Herr Alster, schließlich so hoch hinauswollen," bemerkte satirisch ein ältlicher Herr mit Glatze und großer, goldner Brille.

„Anerkennenswerth oder nicht, Herr Professor," entgegnete der Baumeister; „mir kann's lieb sein, wenn es kein Scherz von den Herren ist; Alster und Wichtel werden meinen Rath als Sachverständige für technische Anlagen gebrauchen können, werden Fabrikgebäude zu bauen oder umzubauen haben u. s. w., — da blüht also mein Weizen."

„Geben Sie eine Bowle, Baumeister, wenn wir Ihnen beweisen, daß die Sache richtig ist?" rief ein junger Herr mit langem, blonden Schnauzbart, der sich mitunter vergebliche Mühe gab, ein sogenanntes Monocle, ein nur für ein einziges Auge bestimmtes Brillenfragment, zwischen Augenbrauen und Nasenwand festeingeklemmt zu erhalten.

„Ah, sieh da, der Herr Lieutenant! Hätte Sie beinahe garnicht erkannt. Sehen in Civil so — so sonderbar aus."

„So wie jemand, der als Botschafter für einen Baumwollenkrösus in die Welt hinausgeht, um jedermänniglich zu verkünden, daß bei Epstein selig Söhne die beste und billigste Waare unter der Sonne zu finden ist," spottete der Professor.

„Pfui Teufel, Papa!" entgegnete indignirt der Herr Lieutenant, der ursprünglich dazu bestimmt gewesen war, in die Fußstapfen seines gelehrten Vaters zu treten, nachdem er aber als Reservelieutenant den Krieg mitgemacht, vorgezogen hatte, durch den Uebertritt zur Linie eine weniger geistesanstrengende Laufbahn einzuschlagen. „Pfui Teufel, Papa, das ist ja ein abominabler Vergleich, — müßte dich fordern, wenn du nicht das Glück hättest, mein Erzeuger zu sein, — auf Ehre, meine Herren!"

Die Herren lachten. „Um Gotteswillen, reizen wir den Löwen nicht. Sie sehen aus wie der Kriegsgott selber, wie Mars im Frack," beruhigten sie den entrüsteten Krieger.

Dieser lachte auch. „Aber ohne Bowle," sagte er, „kommt der Baumeister nicht davon. Der hat einen Verdienst von etlichen tausend Thälerchen so gut wie in der Tasche, da die Herren Alster und Wichtel eine große Fabrik bauen, — davon muß er uns heute auf Abschlag etwas mitzugenießen geben."

„Nun, da ich meiner Sache sicher bin," erwiderte der Baumeister, der sich vom Kellner das Zeitungsblatt hatte geben lassen, „auch insofern, als ich weiß, daß mir, als dem Freund des wichtelschen Hauses, der Auftrag, das Etablissement einzurichten, nicht entgehen kann, so soll es mir ein Vergnügen machen, wenn die Herren mit mir ein Glas auf gutes Baumeisterglück trinken wollen. — Franz," wandte er sich an den Kellner, „die große Bowle, halb roth, halb weiß, — aber bleiben Sie uns vom Leibe mit jedem sonstigen Gemengsel!" — —

Die Herren Senkbeil und Schweder hatten jedes Wort von der Unterhaltung am andern Ende des Restaurationslokals verstehen können.

„Nicht übel," seufzte jetzt Herr Senkbeil, der heut aus dem Seufzen garnicht herauskam, obgleich er nichts weniger als sentimental angelegt war; „der gibt schon eine Bowle darauf, daß er die Fabrik baut."

„Der gute Baumeister macht aber die Rechnung ohne den Wirth," meinte Herr Schweder in gewohnter Kaltblütigkeit.



Der nordische Vielfraß. (Seite 59.)

„Schwerlich, lieber Freund, schwerlich! Er ist besonders intim mit dem jungen Wichtel, und der hat den maßgebendsten Einfluß auf Alster.“

„Mag sein. Umsomehr Vergnügen soll es mir machen, dem Herrn Baumeister Wandstein den fetten Bissen vom Munde wegzuschnappen. Mit dem Wichtelchen habe ich ohnehin noch eine Rechnung glatt zu machen.“

„Ach, von damals, wo er dir die reizende Balletteuse — wie heißt sie doch? — abgejagt hat, — wie?“

„Allerdings, — war ein dummer Streich von mir. Wollte die Kleine ein wenig zappeln lassen, — kommt da der Grünschnabel und fängt sie mir zu großer Belustigung der Eingeweihten weg.“

„Ja, der junge Wichtel gilt nicht blos in solchen Angelegenheiten für einen abgefeimten Fuchs.“

„Eben deswegen ärgert mich die sonst lächerlich unbedeutende Geschichte. Man glaubt, es habe dem Menschen besondere Gewandtheit gekostet, mich da auszustechen, und hält mich für den nach ganz ernstlichem Kampfe Geschlagenen. Jetzt will ich mir Genugthuung holen, — der berühmte Schlauberger, Referendarius und Doktor juris Wichtel soll auf seinem eignen Terrain, in dieser, seinem Einfluß besonders zugänglichen Angelegenheit übertölpelt werden, daß ihm hören und sehen vergeht, — verlaß dich drauf, Senkbeil. Ich müßte die Menschen nicht zu nehmen verstehen, ein jammervoller Stümper in der Kunst, die Leute tanzen zu lassen, wie ich pfeife, müßte ich sein.“

Herr Schweder hatte sich gegen seine Gewohnheit in einige Hitze hineingeredet, aber seinem Freunde schien sein Eifer wohlzuthun. Er stieß wieder mit ihm an:

„Wenn du es ernstlich willst, wirst du mit dem jungen Herrn schon fertig. Ich kenne keinen Menschen, in dessen Verstand und Energie ich ein solches Vertrauen setzte, als in dich.“ —

Inzwischen hatte sich das Restaurant Meinhold zu füllen begonnen. Das Theater war zwar noch nicht aus, aber schon waren Leute, die sich hier mit Theaterbesuchern auf die Zeit des Schauspielschlusses ein Rendezvous gegeben, und andere, die im Theater gewesen und bis zum Ende nicht ausgehalten hatten, erschienen, neben sonstigen Abendgästen des Restaurants, die sich heut oder überhaupt um das Theater nicht kümmerten.

Zu den letzteren gehörte ein alter Herr mit langem, schlicht herabhängenden, grauen Haar, der an einem kleinen Tisch allein Platz genommen und ein Glas pilsener Bier vor sich stehen hatte, von dem er alle Viertelstunden einmal nippte. Mit Ameisenemsigkeit schleppte sich der Alte eine Zeitung und ein Wochenblatt nach dem andern auf seinen Tisch, las unausgesetzt und machte sich Notizen in seine Brieftasche.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kartenschlägerin. (Seite 60.)

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

II.

Jedes menschliche Einzelwesen trägt die Spuren der Schicksale seiner Ahnen, die Begegnisse mit eingeschlossen, welche eben diese ihm zufällig zu Ahnen machte, vereinigt an sich. Nichts gleicht an Umfang, Dauer und tiefer Wirksamkeit den Umgestaltungen, welche lebendige Mechanismen durch Zusammentreffen mit unzähligen und verschiedenen Wesen von oft unglaublich schwacher eigener Wirkungskraft auf der niedrigsten wie auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung erleiden. Wie sollte es bei der Sprache, bei unserer deutschen Muttersprache, die eben auch so ein lebendiger Mechanismus ist und als Organismus den Gesetzen der Vererbung und Akkomodation unterliegt, dazu ihre bunte Geschichte hat, anders sein? Habent sua fata libelli, die Bücher haben ihre Schicksale, singt der römische Dichter: die Sprache und die einzelnen Worte haben sie auch! Es gibt Fälle, in denen Wörter und Begriffe, die bei uns oder in nächster Nähe von uns erwachsen waren, aus denen eine ganze Menschheitsgeschichte zu uns spricht, von Volk zu Volk verschlagen wurden und nach langen Irrfahrten wieder zu uns zurückkehrten. So haben wir den Franzosen das Wort Boulevard wieder entnommen, die es erst von uns empfingen, wir haben es nun neben dem alteinheimischen Bollwerk und erkennen es nur nicht gleich als unser Eigenthum wieder, da es sich jenseits des Rheins ein fremdartiges Gewand zugelegt hat.

Von den organischen Umwandlungen, welchen eine Sprache, von innen heraus sich entwickelnd, unterliegt, wollen wir natürlich hier garnicht sprechen, sondern nur einen kurzen Blick werfen auf die gewöhnlichen Geschicke ganzer Sprachkörper.

Bei dem fortwährenden feindlichen Zusammenstoßen oder freundlichen Verkehr der Völker war ein ewiges und unveränderliches Beharren der Sprache auf und bei dem spezifisch Nationalen, ein hermetisches Abschließen schlechthin unmöglich. Wenn man der geistigen Kultur der Völker bildlich eine luft- und gasähnliche Natur zugeschrieben hat, sodaß man von der geistigen Atmosphäre eines Volkes in einem gewissen Zeitalter spricht, so dürfen die Sprachen und ihre Elemente als in einem ähnlichen atmosphärilischen Aggregatzustand befindlich bezeichnet werden. Sie achten, wie die zollfreien Gedanken, keinen Schlagbaum und keine Mauth!

Ein wichtiges Moment im Leben der Sprachen sind die Wanderungen der Völker. Am klarsten und deutlichsten ist uns durch langes und treues Studium, daß und wie in uralten Zeiten ein Dritttheil der ganzen Menschheit, und darunter fast alle Völker Europas, am Himalajagebirge als einziger Volksstamm wohnte, welcher mit einer noch heute nicht ganz erloschenen Triebesrichtung sonnengleich von Osten nach Westen binnen vielen Jahrtausenden um die Erde zog, — und diese Völkerwanderung der Indogermanen oder Arier ist uns klar geworden durch die Vergleichung verwandter Sprachen, welche, ursprünglich eine, die jener Arier, als Schößlinge, Senker und Ableger sich vom Mutterkörper loswanden und ein eignes, selbständiges Leben begannen. Nun stoßen aber auch verschiedene Sprachkörper aufeinander. Ein auswandernder Stamm kommt in andere Länderstriche und besetzt sie, ohne allemal ihre ursprünglichen Bewohner mit Stumpf und Stiel auszurotten, vielmehr macht er sich diese lieber nutzbar, indem er sie für sich arbeiten und den Boden bebauen läßt, um mühelos Lebensunterhalt zu gewinnen. Mag nun auch jeder der beiden Bestandtheile des neuen Volksganzen noch so eifersüchtig darauf halten, daß seine Muttersprache rein und unversehrt bleibe: das Bedürfniß wird vielleicht noch innerhalb derselben Generation, jedenfalls in einer folgenden einen Mischdialekt schaffen, brauchbar für die, die je mit einander leben und verkehren müssen. Die späteren Nachkommen haben nur noch ein dunkles Bewußtsein von den zwei verschiedenen Bestandtheilen der von ihnen als eine gefühlten und gesprochenen neuen Sprache. Gewöhnlich wird bei solchem Zusammenfließen von Sprachen die Zunge des Volkes die Oberhand behalten, welches die höhere Kultur mitbringt. Diese wird über die andere siegen, doch vielleicht nicht ohne vereinzelte Spuren der dem Untergang geweihten Nebenbuhlerin anzunehmen und beizubehalten, sei es auch nur in umgemodelter, organgerecht gemachter Form. Die sprachlich siegende Nation braucht hier nicht durchaus diejenige zu sein, die aus dem physischen Kampfe als die mächtigere hervorging, da ja auch hohe Kultur nicht vor Unterjochung unter größere physische Gewalt schützt.

Aber auch bei friedlichem engen Zusammenleben von Völkern macht sich das Uebergewicht des höherkultivirten durch Abgabe von Wörtern an das jenseitige Volk geltend. Das Vordrängen einheimischer Wörter und Wortwurzeln erstreckt sich sogar auf Begriffe, die man eigentlich für unverwüstlich zu halten geneigt sein möchte, z. B. auf die Zahlwörter. Begriffe, wie sechs, sieben, acht, für entlehnt zu halten, dazu wird man sich wohl nicht so leicht verstehen wollen. Wenn wir aber in's Auge fassen, wie auch wir die einfachen Zahlbegriffe von tausend aufwärts nur durch Fremdwörter, wie million, billion ꝛc., wiederzugeben vermögen, wie wir Myriaden und Milliarden sagen, um bequemer oder schönklingender, das wissen wir nicht, zehntausend und tausend millionen auszudrücken, ja, wie wir selbst Dutzend entlehnt haben; — wie diese Entlehnung auf den Südseeinseln schon bei hundert und tausend beginnt, ja, wenn wir bemerken, wie aus der Tupisprache in Brasilien nach dem 16. Jahrhundert alle einheimischen Zahlen über drei verschwunden und durch portugiesische ersetzt worden sind: so wird uns auch das nicht mehr unmöglich und unbegreiflich erscheinen dürfen. Und auf diese Weise ist auch das gänzliche Verschwinden einer Sprache denkbar, und gewiß öfter vorgekommen, ohne daß der Stamm, der sie sprach, ausstarb oder gänzlich mit der Schärfe des Schwertes von den Eroberern seiner Wohnsitze vernichtet wurde. So sehen wir noch heute Sprachen allmählich zugrunde gehen und absterben, z. B. das Altpreußische; so verschiedene Dialekte auch unsrer deutschen Sprache, welche dem Neuhochdeutschen der Schrift und Literatur, welches ja der Hauptsache nach selbst eine Art bevorzugter Dialekt genannt werden darf, unterliegen dem sogenannten mitteldeutschen, welches entdeckt zu haben das Verdienst Franz Pfeiffers ist, wenn derselbe auch nicht die scharfen Folgerungen aus seiner Entdeckung gezogen hat. Ohne unsrer nationalen Würde und Selbstachtung etwas zu vergeben, können wir ganz getrost nun kurz aufzählen, welche Menge von fremden Kultureinflüssen auf unser geistiges Leben eingewirkt haben, wem alles wir zu Danke verpflichtet sind. Jemands Schüler zu sein ist doch nie Schande, Schande wäre es nur, nichts gelernt zu haben, und das kann man füglich vom deutschen Volke nicht sagen, wenn ihm auch, namentlich im Praktisch-Politischen, noch viel zu lernen übrig bleibt. Die Urväter haben ihren Kulturbesitz aus der großen indogermanischen Erbschaft, Sprache und religiöse Vorstellung begleitete unsere Vorfahren vom Himalaja bis in unsre heutigen Wohnsitze, und neuerdings vollenden sie mit den Auswanderern, die nach der „neuen Welt" ziehen, ihre Reise um die Welt. Was für Begegnungen in der ältesten Zeit auf dieser langen, weiten Wanderung stattgefunden haben: die Geschichte schweigt darüber. Wo zuerst unsere Ahnen historisch auftreten, finden wir sie in freundlichem und feindlichen Verkehr mit Kelten, Römern, einstigen Brüdern, die vor ihnen die Urheimath verlassen hatten, mit Slaven, ebenfalls von Urvätern her Verwandten, die ihnen später folgten. Auch mit allerhand nicht der indogermanischen Familie angehörigen Stämmen stießen sie zusammen, erhielten allerlei neue Eindrücke, vielleicht auch Wörter aus jenen, heute längst verklungenen und verschollenen Sprachen. Eine neuere große Völkerbewegung, die schlechthin sogenannte Völkerwanderung, erregt neue drängende und treibende, fluthende Ergüsse vieler, auch germanischer Stämme über das Erdreich. Das Christenthum wird gepredigt: hebräisch-orientalische, römische und byzantinisch-griechische, durch die irischen und englischen Missionare auch keltische und nordgermanische Elemente an Begriffen und Worten werden neu eingeschleppt oder aus ihrem Schlummer in der germanischen Seele wiedererweckt. So finden wir schon in der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas die Neigung, Fremdwörter aufzunehmen, wie Wackernagel in seiner Literaturgeschichte bemerkt.

Weiter! Im Westen drängt übergewaltig der Islam sich heran, und mühsam gelingt es Kaiser Karl, die spanische Mark zu halten. Im Norden züngelt gierig der entfremdete normännische und der dänische Bruderstamm in unsere Gauen herein und lechzt nach deutschem Gut und Blut. Im Osten drängen

Hunnen oder Ungarn heran und lassen ihrerseits, wie alle genannten, Spuren ihrer Anwesenheit auch in der Sprache zurück. Die lateinischen Einflüsse durch die christliche Kirche nehmen immer mehr zu an Umfang, die Klosterschulen wirken mit: es entsteht neben der früheren einheitlichen Volkskultur eine höhere Sonderbildung auf christlich-lateinischer Basis. Das zerrissene Römerreich entwickelt eine doppelte Kirche, eine römisch-katholische und eine griechisch-katholische. Von Rom und von Byzanz spinnen sich Fäden religiöser und politischer Beziehungen an, die eminent Geist und Sprache der deutschen Nation modifiziren. Der Hof der Ottonen mag dafür als Beleg gelten. Die Kreuzzüge führen tausende von Deutschen in das heilige Land. Dorther holen sie unter vielem andern den orientalischen Frauenkultus, den sie auf die „Mutter Gottes" und auf das deutsche Weib übertragen. Das bis zu einem gewissen Grade internationale Ritterthum wirkt mit. Von Frankreich erhalten wir die Minnepoesie, die „geimpfet wird ein fremdes Reis auf deutschem Stamme".

Im 12. und 13. Jahrhundert macht sich ein bedeutendes Einströmen von französischen Fremdwörtern geltend; französische Sprache, Sitte, Mode, Erziehung, Kriegführung, besonders befördert durch die französischen Herrscher auf den erkämpften Thronen zu Paris, London, Neapel, ja in Konstantinopel, Athen und Jerusalem, galten allüberall. In Jagd und Krieg, in Spiel und Tanz, in Musik und Dichtung schritten die Franzosen wirklich auch an der Spitze der Civilisation. Alle deutschen Dichtungen dieses Zeitabschnittes wimmeln von Fremdwörtern, welche Begriffe des höfischen Lebens bezeichnen, der Parcival so gut wie der Tristan, das Nibelungenlied wie Walthers Lieder. Schöpften die deutschen Dichter doch selbst die meisten ihrer Stoffe aus romanischen Quellen!

Das römische Recht wird von den deutschen Kaisern angenommen und in seiner Sprache gelehrt und gehandhabt: Deutsche holen ihre Bildung in Bologna und Paris. Das Ritterthum hat sich ausgelebt und verfällt. Die Städte und der Handel erwachen und entfalten ein neues, bewegtes Leben. Die Reformation kommt in Begleitung der in Italien schon erwachten Renaissance, die altklassischen Kulturen werden uns wieder lebendig, zunächst an der Hand der lateinischen Sprache, dann folgt das Griechische. Der Gelehrtenstand bildet sich leider in Absonderung vom Volk und vernachlässigt in stummer Bewunderung der klassischen alten Herrlichkeit selbst die eigne Sprache. Trennung zwischen Gebildeten und Volk; Verachtung gegen das Einheimische bei den ersteren. Politische Wirrsale und Landsknechtswesen und blutige Kriege auf deutschem Boden, in denen fast alle europäischen Nationen reislaufende Theilnehmer stellen, arbeiten weiter an der Sprachmengung. Romanische, besonders italienische und französische Weltgewandtheit und Eleganz in den Lebensformen bestechen und bestricken durch ihre Gefälligkeit und ihren Glanz und reizen zur Nachahmung, zur Entlehnung. Und so geht es fort bis auf die neueste Zeit, bis auf den heutigen Tag! Die Habe der Völker, auch die geistige und sprachliche, bewegt sich immer leichter herüber und hinüber, fast scheint es, wie ja wirklich viele meinen, als dränge die Internationalität der Ideen und geistigen oder materiellen Interessen dahin, ihnen auch ein internationales Gewand und Werkzeug, eine Weltsprache zu schaffen. Doch noch ist hierfür die Stunde nicht gekommen. Ganz selbwachsen, ganz original und rein national aber ist freilich unsre Sprache nicht geblieben und konnte es nicht bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. D.

I.

Der erste Oktober 1879 wird für alle Zeiten ein denkwürdiger Tag bleiben. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gruppiren sich, in ihren lebendigsten Interessen angegriffen, um diesen Tag. Der einseitige Liebhaber deutscher Vergangenheit und deutscher Rechtsgeschichte wird gar oft bedauernd und klagend der Stunde gedenken, mit deren Ausschlag zahlreiche und mannichfaltige, uralte und ihre Wurzeln in späte Jahrhunderte zurücktreibende Rechtsinstitute zusammenstürzten und ihr Grab fanden. Wenn man in den Fehler verfallen will, die Bedeutung des ersten Oktober 1879 von dem beschränkten Standpunkt der herrschenden Tagesparteien aus zu ermessen, so ist es unzweifelhaft, daß der konservative Partikularismus es ist, welcher die Zeche dieses Tages bezahlt hat. Gar manche Schmerzensschreie sind aus dieser Richtung in den letzten Tagen gehört worden, und wie empfindlich und tief die Axt des guten Gärtners in das Mark des zurzeit noch zähesten, lebenskräftigsten, ich meine, des preußischen Partikularismus getroffen hat, hat die zornerfüllte, schmerzbewegte Rede des Vizepräsidenten des preußischen Obertribunals, Dr. Grimm, gehalten bei der Verabschiedung dieses höchsten Gerichtshofes Preußens, bewiesen. Unnütz ist es, der Opposition derjenigen gegen die neuen Prozeßgesetze zu gedenken, welche zufolge ihres Berufes mit den alten Institutionen verwachsen, eine leidenschaftliche Voreingenommenheit für alles dasjenige hegen, was ihnen durch lange Uebung bekannt und geläufig war, und sich der menschlichen Natur gemäß jetzt sträuben, sich dem Neuen und Ungewohnten anzupassen. Sind solcher dem Juristenstande angehöriger Gegner der neuen Gesetzgebung auch viele, so soll sich die Gegenwart doch nicht durch die Schwarzseherei derselben schrecken lassen und wissen, daß jede Neuerung von jeher die heftigsten Angriffe von Seiten derjenigen zu erdulden hatte, welche sie in ihren Berufs- und Lebensinteressen störend traf. Freilich, wer auf das Gewissen gefragt wird, wo denn die Garantie für die segensreiche Wirkung der neuen Gesetze liege, der kann ehrlicherweise vorab nur sagen: Abwarten! und mit dem Spruche Goethe's antworten:

„Wem zu glauben ist, redlicher Freund? — Das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch."

Wenn jedes Gesetz die Probe seiner Güte nur allein in der praktischen Anwendung des Lebens bestehen kann, so gilt dieser Grundsatz doppelt und dreifach für Gesetze, welche, indem sie das Rechtsverfahren regeln, in die engste Beziehung und regste Wechselwirkung mit dem Volks- und Verkehrsleben treten.

Wenn nun auch die Zukunft das entscheidende Wort in dem Für und Wider die deutschen Prozeßgesetze als einzige kompetente Richterin sprechen muß und wird, so stellt sich diese Gesetzgebung keineswegs so ganz als ein „Sprung in's Ungewisse" dar. Jedenfalls war es ein unabweisbares Bedürfniß des deutschen Volks- und Verkehrslebens, daß eine Reform des in den deutschen Landen geltenden Prozeßrechts eintrat. Die mit dem ersten Oktober 1879 gewonnene Einheitlichkeit des Rechtsverfahrens ist keineswegs, wie die Nationalliberalen, um die Krone des Verdienstes sich aufzusetzen, glauben machen wollen, eine nothwendige Folge der politischen Einigung Deutschlands. Beide Ereignisse stehen mehr in einem äußeren, zeitlichen Zusammenhange. Die neue Prozeßgesetzgebung ist vielmehr eine Nothwendigkeit und unmittelbare Folge des modernen Volks- und Verkehrslebens. Sie wurzelt nicht in zufälligen äußeren politischen Gestaltungen, sondern in den primären Bedürfnissen des modernen Wirthschaftslebens, welches auf allen Gebieten nach Konzentration der Kräfte und zum einheitlichen Zusammenfassen aller Lebensrichtungen hindrängt. So wäre diese Reform in der Sache, wenn auch nicht in der Form gekommen ohne die politische Einigung Deutschlands. Das beweisen unwiderleglich die Gesetzgebungsarbeiten der einzelnen Staaten, welche in den letzten Jahrzehnten vor der Gründung des deutschen Reichs grade auf dem Gebiete des Prozeßrechts theilweise in Angriff genommen, theilweise vollendet worden sind. Die Geschichte der Gesetzgebung der einzelnen Staaten in den sechziger und noch früheren Jahren weist genau dieselbe Gesetzgebungsthätigkeit auf, welche in den deutschen Prozeßgesetzen zur Erscheinung gekommen ist. Ja, die letzteren fußen zu einem nicht geringen Theil auf diesen aus den zwingenden Bedürfnissen der Einzelstaaten hervorgegangenen Partikulargesetzen und Gesetzentwürfen. Für manche Staaten, z. B. für Sachsen, ist die Schöpfung des deutschen Reichs gradezu das Hinderniß der Reform seiner Landesgesetzgebung gewesen. Schon 1866 war ein Entwurf der sächsischen Civilprozeßordnung fix und fertig ausgearbeitet und sollte vor den Landtag gebracht werden, als die Neugestaltung der politischen Verhältnisse die

Sachsen belehrte, daß sie auch in dieser Beziehung pour le roi de Prusse*) gearbeitet hatten.

Diese scheinbar etwas partikularistische Abschweifung möge der Leser verzeihen. Sie war allein gerichtet gegen die Oberflächlichkeit nationalliberaler Geschichtsauffassung, welche alle und jede neue Gesetzesschöpfung einzig und allein der immerhin problematischen Existenz des deutschen Reichs danken und, wenn möglich, auf das Konto ihrer Partei setzen möchte. Eine tiefere und vielseitigere Geschichtsauffassung sucht nach den inneren Gründen der Erscheinungen, und das sind auch für die neuen deutschen Prozeßgesetze, wie schon gesagt, die eigensten Bedürfnisse und eigenthümlichen Gestaltungen des modernen Wirthschafts- und Volkslebens. Hierin findet auch die Thatsache der Reform an sich ihre Rechtfertigung. Dafür aber, daß die deutschen Justizgesetze so, wie sie sind, den Nagel auf den Kopf getroffen haben, ermangeln wir auch im übrigen nicht aller Bürgschaften. Ist doch dieses jüngste Kind deutscher Gesetzgebung, sozusagen, von der Wissenschaft selbst aus der Taufe gehoben worden. Hohe Kapazitäten der Jurisprudenz haben die Entwürfe zu diesen Gesetzen ausgearbeitet. Diese Entwürfe selbst wurden, ehe sie in den Reichstag kamen, der Oeffentlichkeit übergeben und mußten, wie selten ein Werk der Gesetzgebung, das Feuer der Kritik, welche mit beiden Breitseiten gegen sie Feuer gab, bestehen. Allein die Literatur über die Entwürfe dieser Gesetze würde Bibliotheken ausfüllen, sodaß man nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, noch nie hat der Gesetzgeber einen innigeren Kontakt mit den Vertretern und Trägern der Rechtswissenschaft gehabt, als grade bei Schöpfung dieser Gesetze. Die Motive zu diesen Gesetzen tragen selbst in sich einen hohen wissenschaftlichen Werth. Angesichts einer so intimen Verknüpfung der praktischen Gesetzgebung mit der prinzipiellen Wissenschaft wird der Wunsch laut, daß Theorie und Praxis sich auch auf andern Gebieten der Gesetzgebung in gleich eifriger Weise in die Hände arbeiten möchten. Für jedes Werk würde dann eine sichere Bürgschaft des Gelingens gegeben sein. Weiterhin hat aber der Gesetzgeber diese Gesetze keineswegs, wie der Herrgott in sechs Werktagen die Welt, aus nichts geschaffen. Nicht aus den abstrakten Ideen und aus hohlen Formeln eines Systems heraus ist dies Werk aufgeführt, eine reiche, dem Rechtsleben fast aller modernen Völker entnommene lebendige Erfahrung hat ihm die Bausteine zur Aufführung des neuen Gebäudes geliefert.

Wie schon angedeutet, haben sich die meisten der deurschen Einzelstaaten in den letzten Jahrzehnten gezwungen gesehen, eine Reform der Prozeßgesetzgebung vorzunehmen. Dadurch stand dem Gesetzgeber des Reichs ein überreiches Material von Vorarbeiten zu Gebote, und genoß er den bei prinzipiellen Neuschöpfungen seltenen Vortheil, die Fundamente seines Werkes durch den Hinweis auf die Gesetzgebung derjenigen Länder zu vertheidigen, in welchen zum Heile des Rechtslebens des Volkes ein auf gleiche Grundsätze aufgebautes Rechtsverfahren seit Jahren schon galt und geübt wurde. Um die rechtsgeschichtliche Bedeutung der neuen Prozeßgesetze abwägen zu können, macht es sich nothwendig, die bis zum 1. Oktober 1879 in Geltung gewesenen Prozeßgesetze wenigstens in ihren hauptsächlichsten Erscheinungen zu charakterisiren. Nur auf diesem Wege kann man zu einer Einsicht in das Wesen der neuen Gesetze und zur Erkenntniß des, wie ich allerdings glaube, in ihnen gegebenen Fortschritts gelangen.

Die Vergangenheit der deutschen Prozeßgeschichte, hierbei die letzten Jahrzehnte, wo, wie erwähnt, einzelne Staaten ihr Prozeßverfahren umgestalteten, außer acht gelassen, beherrschte der allgemeine deutsche Prozeß. Derselbe ist nicht deutschen Ursprungs. Er ist herübergenommen aus dem römisch-kanonischen Recht. Wie auf dem Gebiete des materiellen Rechts, unterlag auch auf dem Gebiete des Prozeßverfahrens der im Recht zur Erscheinung kommende Geist des deutschen Volkes dem Eindringen des kanonisch-römischen Rechts. Dieser gemeine, mit Unrecht deutsch genannte Prozeß fand niemals eine Kodifikation von Reichswegen; nur wenige Reichsgesetze regelten ausdrücklich Theile seines Verfahrens, und nur einzelne Länder, z. B. Sachsen, stellten die Grundsätze desselben in gesetzlichen Ordnungen zusammen. Seine Einführung, seine Aus- und Fortbildung dankte er zumeist der Praxis und der Wissenschaft. Das ihn beherrschende, sein Verfahren eigenartig gestaltende Prinzip war das der Schriftlichkeit. Quod non in actis, non est in mundo*), sagte der alte, nach dem gemeinen deutschen Prozeß verfahrende Jurist. In anderen Worten: Das streitige Sachverhältniß, welches der Richter entscheiden sollte, wurde durch schriftliche Auslassungen, entweder zu richterlichem Protokoll oder durch Uebernehmung von dasselbe darstellenden und klarlegenden Schriftsätzen festgestellt, und nur insoweit dies geschehen, der Streitpunkt schriftlich zu den Akten konstatirt war, durfte und konnte im gemeinen deutschen Prozeß der Richter das Vorbringen der Parteien berücksichtigen; was er außerhalb der Akten durch mündliche Mittheilung und in mündlicher Verhandlung in Bezug auf das streitige Sachverhältniß in Erfahrung gebracht hatte, mußte er, und war es auch sonst noch so erheblich für die Entscheidung, als nicht vorhanden ansehen.

Aus diesem Grundsatz der Schriftlichkeit des Verfahrens im gemeinen deutschen Prozeß folgten dann von selbst andere, gleich eigenthümliche und wichtige Regeln des Verfahrens. Der schriftliche Prozeß ist seiner Natur nach ein einseitiger und ungleichzeitiger. Er bewegt sich in festen, zeitlich getrennten Stadien. Er beginnt mit der Klage, auf diese folgt die Vernehmlassung, dieser antwortet die Replik, auf die Replik folgt die Duplik und so fort. Dem rechtlichen Verfahren steht das Beweisverfahren gegenüber. Ersteres, vorausgehend, trägt das gesammte Streitmaterial, Klaggründe, Einreden, Repliken, Dupliken, sowie alle nur möglichen Angriffs- und Vertheidigungsmittel zusammen und steht unter dem scharfen Präjudize, daß derjenige Rechtsbehelf, welcher in ihm von der Partei schriftlich nicht vorgetragen worden ist, für den Prozeß für immer verloren geht. Dieses Präjudiz machte das Wesen der sogenannten Eventualmaxime, des zweitobersten Grundsatzes des gemeinen deutschen Prozesses, aus. Dieses Prinzip erzwang die Konzentrirung des gesammten Streitmaterials auf das erste, sogenannte rechtliche Verfahren. War dieses abgesetzt, so entschied nun der Richter auf Grund des Akteninhalts vorerst über die rechtliche Erheblichkeit der vorgebrachten Thatsachen und Rechtsbehelfe, zunächst abgesehen von der Wahrheit oder Unwahrheit der Behauptungen der Parteien, mittels eines Urtheils, welches durch das Rechtsmittel der Berufung soviel mal, als Instanzen gegeben waren, angegriffen werden konnte. War dieses Erkenntniß einem Rechtsmittel nicht mehr ausgesetzt, dann erst wurde daran gegangen, den Beweis der behaupteten Thatsachen aufzunehmen. War dies geschehen, so wurde nun erst endgiltig mittels Endurtheils in der Sache erkannt, und der Prozeß hatte mit ihm nach Erschöpfung der auch für dieses Urtheil gegebenen Instanzen sein Ende erreicht. So hatte sich der von dem Grundsatz der Schriftlichkeit und der Eventualmaxime beherrschte gemeine deutsche Prozeß gestaltet.

Für viele der Leser braucht es leider keiner Darlegung der Uebelstände dieses Verfahrens. Haben doch bis in die jüngsten Tage noch tausende und abertausende deutscher Unterthanen an sich selbst erfahren müssen, wie langsam und langwierig, wie schwerfällig und formenstarr dieser Prozeß sich bewegte, wie weit entfernt er von dem Ideal einer guten Prozeßordnung war, deren Grundbedingungen sind, daß sie den Rechtsstreit auf dem einfachsten, kürzesten, sichersten Wege seiner Entscheidung entgegenführt. Man kann ruhig behaupten, daß der gemeine deutsche Prozeß grade das Gegentheil dieser Grundbedingungen in sich trug, zumal wenn man noch bedenkt, daß die Oeffentlichkeit ausgeschlossen und damit unlauterer Rechtsverfolgung und Rechtsvertheidigung Thor und Thür geöffnet war.

Die neueren Gesetzgebungen haben nun alle, in Erkenntniß der prinzipiellen Fehler des gemeinen deutschen Prozesses, die einen weniger, die andern mehr, die Bahnen desselben verlassen. Die preußische Prozeßgesetzgebung, die zuerst, schon im vorigen Jahrhundert, reformatorisch auftrat, setzte ihre Hebel falsch ein. Die preußische Gerichtsordnung suchte dem gemeinrechtlichen Formalismus dadurch zu entgehen, daß sie an Stelle der Eventual- und Verhandlungsmaxime ein Instruktionsverfahren setzte, welches den Prozeßrichter ermächtigte und verpflichtete, durch jedes zulässige Mittel das materielle, zwischen den Parteien bestehende Recht zu erforschen. Sie erreichte aber damit nur eine Verletzung der Parteirechte und führte ein Verfahren ein, welches in striktem Widerspruch mit der Natur der im Civilprozeß zu verhandelnden Rechte steht. Das Instruktionsverfahren ist wohl im Strafprozeß am Platze, wo die Interessen des Staates und der Gesammtheit in Frage stehen; im Civilprozeß aber, wo es sich

*) Ein aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Sprüchwort; wörtlich übersetzt: für den König von Preußen arbeiten, d. s. h. umsonst arbeiten.

*) Was nicht in den Akten steht, existirt überhaupt nicht.

um Rechte handelt, welche der Dispositionsbefugniß der einzelnen unterworfen sind, führt das Instruktionsverfahren zu einer Verneinung der Dispositionsfreiheit des Individuums.

Die Gerichtsordnung von 1793 war demzufolge sehr bald reformbedürftig. Im Jahre 1833 und 1846 suchte die preußische Gesetzgebung eine Besserung des Prozeßverfahrens dadurch herbeizuführen, daß sie einerseits zur Verhandlungs- und Eventualmaxime zurückkehrte, andrerseits dem Prinzip der Mündlichkeit gegenüber dem der Schriftlichkeit mehr Geltung zu verschaffen suchte. In letzterer Beziehung blieb sie aber in Halbheiten stecken, und so hat denn der preußische Prozeß bis zu seinem Untergang im Grunde immer den Charakter des schriftlichen Prozesses an sich getragen. Andere Wege sind die Gesetzgebungen Badens, Bayerns, Hannovers und Oldenburgs gegangen. Alle diese Gesetzgebungen haben, die einen mehr, die andern weniger, sich in grundsätzlichen Gegensatz zu dem gemeinen deutschen Prozeß gesetzt. Sie haben die Schriftlichkeit aufgegeben und ihr Prozeßverfahren auf dem Grundsatz der Mündlichkeit aufgebaut. Die Eventualmaxime beherrscht lange nicht mehr mit der alten drakonischen Strenge das Verfahren dieser Staaten, und endlich haben sie den Richter und Anwalt aus dem Halbdunkel ihrer Schreibstuben herausgewiesen und den Grundsatz ausgesprochen, daß der Richter öffentlich Recht spreche und die Parteien zu Gehör des ganzen Volkes ihr Recht suchen.

Ermangelt das Prozeßverfahren dieser Staaten auch nicht aller Fehler, so ist unter dem Publikum sowohl, als unter dem Richter- und Anwaltsstand eine Stimme darüber, daß gegenüber dem alten Prozeßrechtszustand mit den neuen Prozeßordnungen ein ungemessener Fortschritt im Rechts- und Verkehrsleben des Volkes gewonnen worden ist. Die neuen, am ersten Oktober 1879 in Kraft getretenen Reichsgesetze sind auf denselben Grundsätzen aufgebaut und genießen noch überdies den Vortheil, die Erfahrungen benutzt haben zu können, welche jene, mit der Prozeßreform vorausgegangenen Staaten gemacht haben. Daß dies in Wirklichkeit auch geschehen, dafür spricht nicht nur eine optimistische Hoffnung, dies bezeugt einem jeden die Begründung, welche mit hoher Wissenschaftlichkeit und praktischem Sinn die Gesetze in den ihren Entwürfen beigefügten Motiven gefunden haben. So aber liegen Gründe genug vor, welche die Hoffnung als begründet erscheinen lassen, daß das rechtsuchende Publikum in den neuen Prozeßgesetzen eine Gewähr seines guten Rechts finden wird. Die nächste Aufgabe dieser Aufsätze wird es sein, die Hauptgrundsätze des neuen Prozeßverfahrens in ihrem Wesen und ihrer Wirkung ausführlicher, als es bisher geschehen konnte, dar- und klarzulegen. Den Schluß des heutigen Aufsatzes mag eine Bemerkung über eine Eigenthümlichkeit der deutschen Rechtsentwicklung bilden. Diese Eigenthümlichkeit besteht eigentlich darin, daß wir grade eine wahrhaft eigenthümlich deutsche, aus dem ureignen Wesen deutschen Volksgeistes und Lebens hervorgehende Rechtsentwicklung auf dem Gebiete des Prozeßrechts weder bisher genommen, noch mit den neuen Reichsgesetzen gewonnen haben. War der gemeine deutsche Prozeß dem römisch-kanonischen Rechte entnommen, so muß man von dem neuen Reichsprozeßverfahren sagen, daß es dem französischen Prozeß seine fundamentalsten Prinzipien entnommen hat, sodaß es nicht als wesentlich unrichtig erscheinen kann, wenn man, wie von einer Rezeption des römischen Rechts, von einer Rezeption des französischen Rechts, wenigstens soweit das Gebiet des Prozeßrechts in Frage steht, in Zukunft sprechen wird. Es zeugt dies von einer eigenthümlichen Schwäche des deutschen Volksgeistes, welche sich unschwer auch auf anderen Rechtsgebieten nachweisen ließe. Es sei nur das Verfassungsrecht des die Züge des französischen Empire unverkennbar an der Stirn tragenden deutschen Reiches erwähnt.

Es soll damit dem deutschen Volk und seiner Gesetzgebung nicht jede Originalität abgesprochen werden, mir scheint dieselbe aber mehr in der Verwerthung und Verarbeitung der aus der Fremde entnommenen Rechtssätze, als in deren Schöpfung sich darzuthun. Diese Erkenntniß mag manchem, von nationalem Dünkel erfüllten, von der allseitigen Vollkommenheit des deutschen Reichs überzeugten Nationalitätsprinzipreiter reichsdeutscher Abkunft unangenehm sein. Dem höherstehenden Menschenfreund aber, welcher in jeder Nationalität nur ein organisches Glied der Menschheit sieht, wird dabei nur die Wahrheit in das Bewußtsein treten, daß das menschliche Ideal, der einzelnen sowohl als der Nationen, nur in dem Ganzen und in der Einheit der Menschheit zu erreichen ist und die eigenthümlichen Kräfte der einzelnen Nationen Gemeingut aller Völker sind, welche eine jede Nation nutzen darf, ebenso, wie das einzelne Individuum das gemeinsame geistige Eigenthum seines Volkes für sich zu nutzen berechtigt ist.

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

(Fortsetzung.)

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung des goetheschen Charakters ist auch die bürgerliche Stellung seiner Eltern gewesen, durch welche er von Ueberfluß und Mangel gleich weit entfernt blieb. Unser größter Dichter hat dadurch das alte Märchen, daß nur die Noth der Hebel bedeutendster Hervorbringungen sein könne, auf das schlagendste widerlegt, wenn damit auch nicht geleugnet werden soll, daß die Noth in anderen Fällen der Antrieb zu hervorragenden Geistesthaten gewesen ist. Das steht jedenfalls fest, daß ein Mensch, der das äußere Leben nicht als bitteren Zwang zu empfinden braucht, den Sorge und Kummer um das materielle Sein nicht beengt und bedrückt, sich weit harmonischer, als der mit allen Ruthen der gemeinen Alltagsnoth Gepeitschte, zu entwickeln vermag, und eben dafür ist Goethe und sein Leben ein vollgewichtiger Beweis. Man hat mit Recht diesem Umstande seine olympische Ruhe und Heiterkeit in späteren Jahren, die nur vorübergehend durch den Sturm der Leidenschaften gestört werden konnte, zugeschrieben.

Wenn man von frühreifen Kindern spricht, so ist Goethe eines der ersten darunter gewesen. Die Eigenheit seines Charakters trat sehr zeitig hervor, er war „mehr zum Zürnen als zum Weinen" geneigt, offenbarte von Hause aus einen hohen Schönheits- und Gerechtigkeitssinn und ein wunderbares Verständniß für seelische Vorgänge. „Da saß ich", — so erzählt die Mutter, die ihre „Lust, zu fabuliren" den beiden ältesten Kindern, Wolfgang und der nur um ein Jahr jüngeren Kornelia, gegenüber in ausgiebigster Weise walten ließ, — „und da verschlang er mich bald mit seinen großen, schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgendeines Lieblings nicht ganz nach seinem Sinne ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirn schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt? Wenn ich nun halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's gerathen, so ist's gekommen! — da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle, und so war ein geheimes, diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verrieth; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall."

Den ersten Unterricht im strengeren Sinne erhielt der Knabe vom Vater, der als kaiserlicher Rath durch keine Amtsgeschäfte in Anspruch genommen war und daher Muße genug hatte, sich der Ausbildung des Sohnes in vollstem Maße zu widmen. Das geschah schon in den allerfrühesten Kindheitsjahren, noch bevor

Wolfgang einer von einigen Knaben befreundeter Familien mitbesuchten Privatschule übergeben wurde, zu welcher Zeit es dann der Vater als seine Aufgabe ansah, das ihm in den Gebieten der alten und neuen Sprachen, der Literatur- und Weltgeschichte, der Geographie und Mathematik zugewiesene Pensum regelmäßig zu repetiren. Außerdem wirkte eine sehr fleißige Lektüre bedeutsam auf ihn ein; er las u. a. die Bibel, Ovids Metamorphosen, Homers Ilias, den Virgil, theils in Uebersetzungen, theils in der Ursprache, den Robinson Crusoe, den Telemach Fenelons, Lord Ansons Reise um die Welt, ferner die aus einer frankfurter Winkeldruckerei hervorgegangenen Volksbücher, welche auf dem schrecklichsten Löschpapier die wunderlichsten Märchen enthielten, und endlich die in des Vaters Bibliothek befindlichen Werke der berühmtesten Dichter jener Zeit, wie Canitz', Hagedorns, Drollingers, Gellerts, Creutz', Hallers 2c. In direktester Weise regte ihn der Vater, in dessen Privatzimmern alle Wände mit Architekturbildern und Ansichten aus Rom behangen waren, durch seine begeisterten und begeisternden Schilderungen der Herrlichkeiten Italiens, die er, wie bemerkt, selbst kennen gelernt hatte, an, wodurch er seinem Schönheitssinn immer neue und, wie sich in Zukunft zeigte, sehr nachhaltige Nahrung lieh.

Neue Eindrücke erhielt der Knabe dann, als während des siebenjährigen Krieges, am Neujahrstage von 1759, Frankfurt durch die Franzosen besetzt und der kunstliebende Königslieutenant Graf Thorane grade in dem damals neu umgebauten Vaterhause Goethes einquartirt wurde. Dieser Mann versammelte unter anderen Künstlern und bedeutenden Männern auch eine große Anzahl frankfurter Maler, welche er sämmtlich für sich beschäftigte, um sich und fand, zum Aerger des alten Rath, in dem jungen Wolfgang bald einen leidenschaftlichen Verehrer. Den Besuch des damals eröffneten französischen Theaters, zu welchem er ein Freibillet erhielt, ermöglichte er sich nur durch die Vermittlung der Mutter und wurde durch den Umgang mit einigen Schauspielerkindern noch intimer mit französischer Sprache und Art bekannt und vertraut. Das hatte zur Folge, daß er jetzt den Werken des Tragödiendichters Racine, die er in der Bibliothek seines Vaters entdeckte, eifriges Studium zuwandte. Durch alles dies angeregt, machte er schon jetzt den Versuch, ein französisches Stück zu schreiben, wie er denn bereits als dreizehnjähriger Knabe auf den Gedanken kam, seine damaligen Kenntnisse und Ansichten in der Form eines Romans zum Ausdruck zu bringen. Inzwischen hatte er auch die ersten zehn Gesänge von Klopstocks „Messias“ kennen gelernt und drang durch den Unterricht, den er bei dem Gymnasialrektor Dr. Albrecht erhielt, tiefer in das Verständniß des alten Testaments ein. Durch die hebräischen Studien wurde er zu einem biblischen Epos in Prosa angeregt, in welchem er die Geschichte Josephs behandelte. Dieses Gedicht diktirte er einem alten, halb blödsinnigen Menschen, der in dem Hause seines Vaters als Mündel wohnte, und aus dieser Zeit schon stammt die Gewohnheit des Dichters, seine Werke zu diktiren. Was er, sagt er selbst, Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja, sogar im Ausdruck, das komme ihm meist im Gehen, sitzend sei er zu nichts aufgelegt. Außerdem schrieb er eine Reihe geistlicher Oden, die er dann, mit dem erwähnten Epos vereinigt, seinem Vater zu dessen großer Freude in einem stattlichen Quartbande überreichte. Schließlich verdienen noch die Uebungen im Zeichnen und Malen, denen sich der junge Goethe mit besonderer Vorliebe widmete, der mit geringerem Erfolge getriebene Musikunterricht und die Ausbildung in den gymnastischen Künsten, vor allem in denen des Fechtens und des Tanzens, sowie in der Reitkunst, erwähnt zu werden.

So geistig und körperlich bereits in bedeutendem Grade ausgebildet, wurde unser Wolfgang allmählich von einem Drang nach Thaten und Abenteuern erfaßt, zu deren Ausführung ihm die im Laufe der Jahre vom Vater gestattete größere Freiheit hinreichende Gelegenheit gab. Dieser Drang, mehr aus sich herauszutreten und Zerstreuung zu finden, führte ihn auch mit mehreren jungen und etwas leichtsinnigen Menschen geringeren Standes zusammen, in deren Gesellschaft der Ertrag von Hochzeits- und Leichengedichten, die der künftige Dichterkönig schrieb, bei fröhlichen Gelagen verschwelgt und verjubelt wurde. In dieser Gesellschaft lernte er, wie jedermann, der nur einigermaßen mit der Lebensgeschichte des Dichters bekannt ist, weiß, jenes Mädchen kennen, welches ihm die erste, über alles selige und für seine weitere Entwicklung so bedeutsame Liebesneigung in's Herz pflanzte. Es ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln gewesen, wer Gretchen — denn das war dieses Mädchen, dem er nachher in seinem „Faust“ ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt — eigentlich war, ob sie damals als Kellnerin oder als Putzmacherin gelebt, ob sie aus Worms, Offenbach oder aus Frankfurt selbst stammte, und es ist auch hier nicht der Ort, bei dieser Liebesepisode länger zu verweilen; aber die Worte, mit denen Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ dieser Neigung des Vierzehnjährigen gedenkt, sind so unbeschreiblich rührend, daß sie immer wieder zur Mittheilung reizen und daß wenigstens der Bericht über die erste Begegnung zwischen den beiden hier einen Platz finden soll. Als Wolfgang eines Abends mit den Freunden beisammensaß und der Flasche tüchtig zugesprochen wurde, war der Wein auf die Neige gegangen, und es rief deshalb einer der ausgelassenen Zecher nach der Magd. „Allein statt derselben“ — erzählt Goethe — „trat ein Mädchen ein von ungemeiner und, wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit.“ Sie wurde gebeten, noch ein paar Flaschen auf das Zimmer zu bringen. „Thu' das, Gretchen,“ sagte einer, „es ist ja nur ein Katzensprung.“ „Warum nicht?“ versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind allein in der Nacht ausschicken wollten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie wiederkam. Sie trank ein Glas auf unsere Gesundheit, entfernte sich aber bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben. — Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblicke an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zuliebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich mich während des Gottesdienstes wohl satt an ihr sehen. Beim Heraustreten getraute ich mich nicht, sie anzureden, noch weniger, sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen meinen Gruß genickt zu haben schien.....“ Bekanntlich fand das Verhältniß seine Lösung dadurch, daß einige von den damaligen Genossen Goethe's sich schlimme Handlungen, wie Fälschungen von Handschriften 2c., zu schulden hatten kommen lassen, infolge deren, wenn auch schuldlos, nicht sowohl Gretchen und ihr Bruder in die Anklage verwickelt, sondern auch Goethe selbst in eine strenge Untersuchung gezogen wurde. Wenn sich nun auch die Schuldlosigkeit der näheren Bekannten Goethe's erwies, so wurde dieser doch durch die von Gretchen in ihrer Aussage gethane Aeußerung, daß sie ihn zwar oft und gern gesehen, aber immer als ein Kind betrachtet habe, und daß ihre Neigung zu ihm eine rein schwesterliche gewesen sei, so sehr in seinem Stolze gekränkt und erzürnt, daß er, freilich erst nach hartem Kampf und längerem Krankenlager, sich von ihr losriß und in erneutem ernstlichen Studium diese erste und nächst der sesenheimer Idylle poesievollste seiner vielen Liebesneigungen zu ersticken wußte.

Ein Hauslehrer, den man ihm gab und der sein Stubennachbar wurde, suchte ihn in die Philosophie einzuführen, und Goethe machte wenigstens mit der Geschichte der griechischen Philosophie einigermaßen genauere Bekanntschaft. Auch trieb er, da er sich nach dem Wunsche des Vaters bald zur Universität behufs des Studiums der Jurisprudenz begeben sollte, bereits rechtswissenschaftliche Studien, neben denen wieder solche in den alten Sprachen und Literaturen herliefen; denn gegenüber dem Vorhaben des Vaters lag es in seinem Willen, sich dem Studium der Sprachen und der Geschichte zu widmen. Zu Michaelis von 1765 fuhr er mit dem zur Messe reisenden Buchhändler Fleischer und dessen Gattin nach Leipzig, um die dortige Universität zu beziehen. Zur Wahl grade dieser Stadt wurde Goethe's Vater nicht allein durch die Berühmtheit der Professoren der Universität, sondern vor allem auch durch die Erwägung bestimmt, daß der in der letzten Zeit etwas wild und ausgelassen gewordene Wolfgang in Leipzig, welches allerdings schon damals in dem Rufe stand, „ein klein Paris zu sein und seine Leute zu bilden,“ hübsch gehobelt und blank polirt werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jubiläum der Lokomotive. Fünfzig Jahre sind dahingegangen, seit ein armer Bergmann, George Stephenson, der erst in seinem 18. Jahre zu buchstabiren anfing und im 19. seinen Namen schreiben lernte, die Menschheit mit einer Erfindung beschenkte, die durch ihren großartigen Einfluß auf Industrie, Welthandel und Kultur berufen war, die Schöpferin einer neuen Zeit zu werden. Der Gedanke, daß für den Aufschwung des Kohlenbergbaues eine rasche Beförderung der Kohlen nach dem Marktplatze unumgänglich nothwendig sei, gebar die kühne Idee, die Dampfkraft als bewegende Kraft für die Wagen zu benutzen, ja die Dampfmaschine selbst zu einer sich vom Orte bewegenden Maschine, zur Lokomotive, zu machen. Wie so oft vor dem Hervortreten wichtiger Erfindungen und Entdeckungen der Gedanke derselben mehrere Köpfe zugleich erfüllt, aber doch erst nach langer Zeit einer das erlösende Wort: „Es werde!" spricht, so hatte auch der Vater der Dampfmaschine, James Watt, bereits 1784 ein Patent auf eine Dampfmaschine mit Lokomotivkraft genommen, und gleichzeitig führten Oliver Evans in Philadelphia den Amerikanern (1804) und im selben Jahre Trevothik und Vivian ihren britischen Landsleuten eine Lokomotive vor, welche einen Wagenzug bewegte. Der große, aber trotz der Erfolge seiner Unternehmungen äußerst bescheidene Erfinder Stephenson antwortete deshalb auch gewöhnlich auf die Frage, wer der eigentliche Erfinder der Eisenbahnlokomotive sei: „Die Lokomotive ist nicht die Erfindung eines Mannes, sondern einer Nation von Maschineningenieuren." Stephensons erste Lokomotive vom Jahre 1814 erfüllte keineswegs die bescheidenen Erwartungen, die ihr Erbauer an sie gestellt hatte; denn sie war noch so wenig leistungsfähig, daß der Kohlentransport nicht wohlfeiler, als durch Pferde sich herausstellte. Aber keine getäuschte Hoffnung konnte den rastlosen Stephenson entmuthigen; sein sprüchwörtlich gewordener Mahnruf „Perseverance!" (Beharrlichkeit), womit er jung und alt anzufeuern pflegte, führte ihn daher auch sicher zum ruhmvollen Ziele. Welch' Hochgefühl mag Stephensons Herz geschwellt haben, als am 27. September 1825 auf der neun englische Meilen (3,9 Stunde) langen, zuerst für Kohlen, später auch für Personentransport benutzten Bahn von Stockton nach Darlington eine seiner verbesserten Lokomotiven eine Wagenlast von 90 Tonnen in 65 Minuten führte! War damit ohne Zweifel schon ein bedeutsamer Wendepunkt in der Benutzung der Lokomotiven für das Eisenbahnwesen gekommen, indem dadurch die Herrschaft des Dampfwagens im Reiche des Verkehrs inaugurirt wurde, so hielt doch bis zum Jahre 1828 außer Stephenson niemand die Lokomotive einer so großen Steigerung ihrer Fahrgeschwindigkeit fähig, daß sie mit Vortheil auch für den Personenverkehr angewandt werden könne. Mit unvergleichlicher Ausdauer hielt Stephenson während des Baues der manchester-liverpooler Eisenbahnstrecke (1826) einer Reihe widerwärtigster Kämpfe stand. Seine Ansichten in Betreff der Leistungsfähigkeit der Lokomotive drangen endlich insofern siegreich durch, als die Direktoren sich bereit erklärten, einen Lokomotivenwettkampf, als dessen Siegespreis 500 Pfund Sterling bestimmt wurden, zu veranstalten. Und wie einst „Zum Kampf der Wagen und Gesänge, — Der auf Korinthos Landesenge — Der Griechen Stämme froh vereint," — so zogen am 6. Oktober 1829 ungezählte Schaaren nach dem zwei Stunden von Liverpool gelegenen Rainhill, um dem Gefecht der Lokomotiven beizuwohnen. Stephensons Lokomotive „Rakete" siegte über die drei andern Preisbewerberinnen; denn sie überbot nicht nur das Geforderte (bei höchstens 6 Tons Eigengewicht 400 Centner 10 englische Meilen oder 16 Kilometer pro Zeitstunde) bei weitem, sondern vermochte auch ohne angehängte Wagen 35 englische Meilen gleich 56 Kilometer in einer Stunde zurückzulegen. So wurde sie zu einer Rakete, welche, hellaufleuchtend, Stephensons Namen in unvergänglichem Ruhme erglänzen ließ. Das Resultat der rainhiller Konkurrenz war für den Eisenbahnbetrieb von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß wir den 6. Oktober 1829 als den Geburtstag unserer modernen Eisenbahn oder als den Vermählungstag von Lokomotive und Schienenweg betrachten müssen, obwohl erst am 15. September 1830 die eigentliche Eröffnung der manchester-liverpooler Eisenbahn stattfand. Und was hat die Menschheit seit diesem denkwürdigen Tage geleistet! In runden Ziffern besitzen heute Großbritannien 25000, Deutschland 22000, Frankreich 18000, Rußland 15000, Oesterreich 13000, Italien 7000, Spanien und Portugal 6500, Belgien 3100, Schweden und Norwegen 2500, Holland 1700, die Schweiz 1500, Türkei und Griechenland 1200, Dänemark 900 Kilometer Eisenbahnen. In Großbritannien kommen auf die million Einwohner 800, in Belgien 625, in Deutschland 530, in Frankreich 490, in Oesterreich 350, in Rußland 205, in der Türkei 60 Kilometer. Daß die Eisenbahnverhältnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika gradezu riesige Dimensionen angenommen haben, setzen wir als bekannt voraus. Auf dem europäischen Kontinent entstand die erste Lokomotivbahn in Bayern zur Verbindung der Städte Nürnberg und Fürth. Die nürnberg-fürther Ludwigsbahn, welche übrigens noch keine Meile lang ist, wurde am 7. Dezember 1832 eröffnet, also nachdem drei Jahre seit dem Lokomotivenwettkampf in Rainhill verflossen waren. Nach fünf Dezennien streckt die stephensonsche Erfindung ihre eisernen Arme über alle fünf Welttheile aus. Im Norden von Europa und Amerika reichen die Schienenstränge bis nahe an die Polargrenze. Der Atlantische Ozean ist mit dem großen Weltmeer durch ein eisernes Band verknüpft. Natürliche Hindernisse werden beiseite geschoben, die breitesten Ströme, selbst Meeresarme, werden überbrückt, über die schneeigen Höhen der Alpen, durch das Innere der Bergriesen hat das Dampfroß sich einen Weg gebahnt. Greifen wir aus der Thätigkeit des den Erdball umspannenden Verkehrsmechanismus nur einige Daten heraus. Im Jahre 1873 vertrauten sich allein im deutschen Reiche 179 507 632 Personen dem Dampfroß an, 2 399 962 958 Centner wurden in diesem einzigen Jahre auf den Bahnen des deutschen Reiches hin und her bewegt, eine Last, zu deren Beförderung durch Straßenfuhrwerk etwa 96 millionen Pferde nöthig gewesen wären. Am großartigsten hat sich das Eisenbahnwesen im Geburtslande der Lokomotive entwickelt, in Großbritannien. Jede größere Stadt ist hier zu einem Knotenpunkte in dem sich immer mehr verengenden Eisenbahnnetze geworden. In der Riesenstadt London kommen und gehen allein tagtäglich gegen 350 Züge von und nach entfernten Stationen, während die Zahl der täglich innerhalb der Stadt und ihrer Umgebung unter- und oberirdisch verkehrenden Lokalzüge gegen 3600 beträgt. Alle Eisenbahnen der Erde zu einer Linie vereinigt, würden eine Strecke von 40000 Meilen ergeben, also nur um 10000 Meilen kürzer, als eine Bahn nach dem Monde. 62000 Lokomotiven bewegen 112000 Personenwagen und 1 470000 Lastwagen über die Festlandsmassen der Erde dahin. Der Personenverkehr für ein Jahr läßt sich mit der riesigen Summe von 1550 millionen Menschen, für einen Tag mit 4 millionen beziffern, während die Frachten für einen Tag mehr als 40 millionen Centner betragen. Welch' eine Summe von Arbeit hat demnach der Mensch von seinen Schultern und von dem Rücken seiner Lastthiere genommen. Was sagen die Feinde der Eisenbahn zu den 15 milliarden Thalern des im Eisenbahnbau angelegten Kapitals? Sollte man es glauben, daß noch nach zehnjährigem, gedeihlichen Wirken der Lokomotivkraft sonst ganz vernünftige Leute den Kopf bedenklich schüttelten, wenn die Rede auf die Eisenbahn kam. Im englischen Parlament war man zweifelhaft, ob die Vortheile der Eisenbahn für die Möglichkeit entschädigen könnten, daß die heranbrausende Lokomotive einer Kuh den Garaus macht. In Preußen erließ im Jahre 1837 der damalige Handelsminister eine spezielle, im ganzen Lande verbreitete Warnung gegen die fatale Neuerung, und konfiszirte gleichzeitig den Prospekt der Oberschlesischen Eisenbahn, gegenwärtig das wichtigste Glied des südöstlichen Eisenbahnnetzes. Die Eisenbahnfeindlichkeit jener Zeit wirft einen Schatten auf manchen klangvollen Namen. Die damaligen Potentaten, mit Ausnahme des Belgierkönigs Leopold I., welcher den genialen Erfinder der Lokomotive, Stephenson, nach Brüssel berief, verschlossen sich befangen einer Neuerung, deren weltumgestaltende Bedeutung sie nicht zu erfassen vermochten. Als Rothschild in Wien die Konzession für die Nordbahn von Kaiser Ferdinand begehrte, entschied derselbe bejahend mit dem Hinzufügen: „Lang kann sich so was a nit halten!" Es hat sich doch gehalten, und keine der zahlreichen Erfindungen, durch welche sich in unsrer Zeit der menschliche Scharfsinn bekundet und durch welche uns derselbe mit Staunen und Bewunderung erfüllt, hat eine so tiefgreifende Wirkung auf den Weltverkehr, auf Sitte und Gewohnheit, Arbeit und Vergnügen der Menschen gehabt, keine so wirksam zur endgiltigen Entschleierung unbekannter Erdenräume und zur Verschmelzung der verschiedenartigen Bestandtheile einzelner Völker wie ganzer Völkergruppen beigetragen, als die Eisenbahn. Ihre Riesenarbeit, welche zunächst dem Fleiße des Friedens zugute kommt, verdient eine größere Bewunderung, als jener für den Menschenfreund schmerzliche Ruhm, welcher an die Erfinder von Riesenkanonen und neuen Kriegsapparaten verschwendet wird, deren Ziel und Zweck doch nichts anderes ist, als die Zerstörung ungezählter Menschenblüthen. Dr. M. T.

Der nordische Vielfraß. (Bild Seite 52.) Sowie die Bodenverhältnisse der Umgebung des Nord- und Südpols, so ist auch die Flora und Fauna, die Pflanzen- und Thierwelt der beiden „Endpunkte" unsres Planeten verschieden. Die großen Kontinente Europas, Asiens und Amerikas lassen nur einen verhältnißmäßig schmalen Meergürtel um den Nordpol frei, während der Südpol, vielleicht selbst festes Land, durch den antarktischen Ozean weit und breit von den spitzen Ausläufern des festen Landes getrennt ist. Dies ist wohl der Grund, warum verschiedene Thierformen, die die nördliche Polarzone bewohnen, auf der südlichen nicht angetroffen werden. Darunter gehört auch der Repräsentant unserer Illustration, der nordische Vielfraß (Gulo borealis). Er bewohnt den äußersten Norden Europas, Asiens und Amerikas, scheint aber, gleich dem Auerochs und Steinbock, die ausgerottet worden sind, früher auch die gemäßigte Zone bewohnt zu haben, denn die Gelehrten des Mittelalters kannten ihn und haben ihn verleumdet durch die Benennung Vielfraß. Er ist zwar kein Kostverächter von Ratten, Mäusen, Rennthierkälbern, Schneehasen und Moorhühnern, aber durchaus kein Virtuose des Fressens, dafür aber ein verschlagener Dieb, der durch selbstgegrabene, unterirdische Röhren bei Nacht in die Ziegenställe der norwegischen Sennhütten eindringt. Dieses Gelüste nach Ziegenfleisch hat ihm den skandinavischen Namen Jerf, d. h. unverschämter Kerl eingetragen. Das ausgewachsene Männchen hat die Länge eines mittleren Metzgerhundes, steht aber weit niedriger auf den Läufen und bekundet seine Raubthiernatur durch die rastlose Beweglichkeit des kräftigen, gedrungenen Körpers. Es hat ungefähr 18 Zoll Schulterhöhe bei $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge von der Nase bis zum Ende des Schwanzes. Wie alle Bewohner der kaltgemäßigten Zone zeichnet er sich nicht durch schillernde Farbenpracht aus. Die allgemeine Färbung ist ein fahles Braun, welche auf der Stirn, namentlich über den Augen, in helles

Grau, an der Schnauze, den Läufen und dem Hintertheil des buschigen Schwanzes in Kohlschwarz übergeht. Den ganzen Rücken, von den Schulterblättern bis zur Croupe*), deckt ein tiefschwarzbrauner, ringsum scharf abgegrenzter Sattelfleck. Ein schmales, weißes Band zieht sich quer über die Brust, vor den Schultergelenken sich verlierend. Das Gesicht und die kurzen, muschelartig abgerundeten Ohren sind kurz behaart, an den Vorder- und Hinterfüßen ist das straffe, glattanliegende, glänzende Haar nach außen gescheitelt, den übrigen Körper deckt ein dichter, weicher Pelz, welcher nach hinten allmählich zunimmt. Der dicke, stumpfabgerundete, buschige Schwanz mit langen, im Laufe fliegenden Haarzotten wird schrägabwärts getragen. An jeder der breiten, kohlschwarzen Vorder- und Hintertatzen ragt eine Reihe von fünf derben, hellhornweißen Klauen frei hervor, von denen die der mächtigen Vorderpranken stark halbmondförmig gekrümmt sind. Die Krallen, sowie die blendend weißen, kräftigen Fangzähne sind gefürchtete Waffen des muthigen Thieres, das sich, mit Ausnahme des Menschen, jedem Feinde stellt. In kurzem, raschen Hundetrab folgt der Vielfraß tagelang den Rennthierherden und lauert auf den günstigen Augenblick, bis sich eines der Kälber von der Heerde entfernt. Wie sein zierlicher Vetter, der Fuchs, vermeidet er den Kampf mit dem Menschen, weil er gegen die Schußwaffen stets den kürzeren zieht und immer die Zeche mit seinem Pelz bezahlen muß. Die Zähmung des unermüdlichen Bergjägers, der bis zu den Winterverstecken des ewigen Eises pürscht, ist noch niemals gelungen. Dr. M. T.

*) Satteleinsenkung des Rückens.

Die Kartenschlägerin. (Bild Seite 53.) Die Leichtgläubigkeit des Mädchens auf unserm Bilde wird wohl manchem unsrer Leser ein geringschätziges Lächeln entlocken, aber — Hand auf's Herz! — welcher ehrlichdenkende Mensch hat sich selbst nicht schon in einer dunklen Stunde ertappt, in der die in ihm wohnende Sphinx allen Grundsätzen der Vernunft und des Verstandes Hohn spricht! So ist es mit dem Einzelnen, so ist es, wie uns die Kulturgeschichte lehrt, mit dem ganzen Menschengeschlecht seit uralten Zeiten gewesen. Die Sucht nach dem Abenteuerlichen, der Drang nach dem Ungewöhnlichen ist die Quelle des Aberglaubens. Dieser dämonische Zug, aus Furcht und Hoffnung zusammengesetzt, hat viel dazu beigetragen, dem Fortschritt ein starkes Hemmniß entgegenzustellen, und war immer ein beliebter Hebel der Machthaber aller Art. Der Mensch fühlte sich der Natur mit ihren gewaltigen Erscheinungen gegenüber klein und suchte Schutz bei den „Vermittlern" des Himmels. Die Geschichte der ältesten Völker, wie der Chinesen, Inder, Aegypter, Babylonier, Perser, Chaldäer und Juden liefert hierfür die sprechendsten Beweise. Erst die aufgeklärten Griechen betraten den wissenschaftlichen Weg. Ihre Weltweisen lehrten zuerst, daß alles, was bisher als Wunder galt, zu einem großen Weltsystem gehöre, welches nach bestimmten Regeln geordnet ist. Auch die gebildeten Römer sahen, wie uns Cicero erzählt, mit Mißachtung auf das Gebahren des Volkes herab, welches nach dem Glück oder Unglück verheißenden Fluge von Vögeln, nach der schicksalkündenden Eingeweidelage von Opferthieren sahen, und konnten sich doch selbst von dem Glauben nicht losmachen, daß Vorfälle der geringsten Art, das Begegnen eines unliebsamen Thieres beim ersten Austritt auf die Straße 2c., von Bedeutung für das Glück des Tages seien. Mit dem Christenthum wandelte der mächtige orientalische Fatalismus mit seinem Apparat von Wahrsagerei, Sterndeuterei, Teufelsspuck und Wunderschwindel in den Westen hinüber, um hier in dem Humus der heidnischen Religionen ein üppiges Wachsthum zu entfalten. Der jüngste Tag war das große Schreckbild, auf welchen alle außergewöhnlichen Natur- und Himmelserscheinungen hindeuteten. Es sind dunkle Pfade, auf welchen die Ketzer- und Hexenrichter hinziehen. Hohe Geister folgten dieser mystischen Zeitrichtung, und selbst Männer wie Dante, Baco von Verulam u. a. sind nicht völlig davon frei. Erst die kirchliche und politische Reformation des 16., 17. und 18. Jahrhunderts befreite die Wissenschaft von dem Wust scholastischer Thorheit. Die weltumgestaltenden Erfindungen des 19. Jahrhunderts machten die Naturerkenntniß auch dem Volke zugänglich. Der Zusammenhang und die Wechselwirkung der Naturkräfte entschleiert sich immer mehr vor den Augen der Wissenden, aber der in dem Gemüth des Unwissenden wohnende Sinn für das Uebernatürliche wird von den Betrügern noch lange ausgebeutet werden, zumal das Kontingent der Gläubigen aus Frauen aller Stände besteht. Unser Bild stellt die beiden letzten Spuren der Erwerbsmittel des Aberglaubens dar: das Wahrsagen aus den Linien der Hand und aus den Spielkarten. Die Wiege beider Schwindelsorten stand in China. Die Handwahrsagerei trugen die Zigeuner in aller Herren Länder, die Kartenwahrsagerei kam mit den Sarazenen nach Europa. Das einzige Lobenswerthe an den Spielkarten ist ihre Bedeutung für die Entstehungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Bis zum 15. Jahrhundert wurden die Spielkarten mit Aufwand großer Kunstfertigkeit gemalt, von da ab stach man sie in Kupfer und benutzte den Holzschnitt zu ihrer Vervielfältigung. Man unterscheidet zwei Hauptgattungen von Karten, die Tarok- und die Vierfarbenkarte. Die Sorte, welche die zahnlose Sibylle vor den jungen Mädchen auf unserm Bilde ausbreitet, gehört zur ersteren. Die schlaue Prophetin, welche gegen Honorar den Schleier der Zukunft lüftet, hat sich, um ihr Orakel wirksamer zu gestalten, mit dem ganzen Brimborium der Hexenküche umgeben. Ihr zu Häupten sitzt Minervas gluthäugige Begleiterin, die Eule, und unter dem Tische, weich im Korbe gebettet, das zierliche Kätzchen, welches seine Bedeutung im Hexeneinmaleins wohl nur seiner Vorliebe zu nächtlichen Ausflügen verdankt. Den Gegensatz zu dem hinfälligen Alter und der kräftigen Jugend, sowie zu dem Vertrauen und der List, welch' letztere die Dummheit stets für irgendeinen Zweck der Habsucht zu gewinnen weiß, hat der Maler so trefflich geschildert, daß er uns jeder Erklärung durch Worte überhebt. Solange der Mensch von natürlichen Ursachen übernatürliche Wirkungen erwartet, wird es den Malern ebensowenig an Wahrsagerszenen, wie den Wahrsagern an Kunden fehlen. Die Dirne auf unserm Bilde hat voraussichtlich eine lange Zukunft vor sich, wer will es ihr, bei ihrem engbegrenzten Horizont, verargen, wenn sie gar zu gerne etwas von der ihr bevorstehenden Zukunft erfahren möchte? Die Alte, darauf können wir uns verlassen, versteht ihr Geschäft, und sie wird nichts verrathen, was der Jungen die Lust benehmen könnte, ein zweites mal wiederzukommen; denn gratis wird ja die Zukunft nicht enthüllt, umsonst ist nur der Tod — und selbst dieser muß mit dem Leben bezahlt werden. Dr. M. T.

Eine Göttereinquartirung. Im Jahre 1874 haben die Chinesen das mahomedanische Reich Yü-nan, das schon früher ihnen gehörte, wieder unterworfen und den Beherrscher dieses Landes, Sultan Soliman, vor dem Thore seiner Hauptstadt Tarifa (chinesisch Talifun) enthaupten lassen. Seit damals suchen die Chinesen die Mahomedaner Yü-nans dem Islam abtrünnig zu machen und sie zum Heidenthum zurückzuführen. Berichten zufolge, die dem indisch-arabischen Blatte „Achbar" aus Tarifa selbst zugekommen sind, hat die chinesische Regierung auf ihre Kosten bei fünftausend Stück Götter der verschiedensten Art anfertigen und sie in den Häusern dieser Stadt vertheilen lassen, wo sie jetzt in den Höfen oder vor dem Thore stehen. Täglich muß dann der Hauseigenthümer dem so bei ihm einquartirten Gott Weihrauch opfern und ihn auch von Zeit zu Zeit vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden. Mit der Bewachung dieser Götter ist die Polizei der Stadt betraut, die dabei von mehreren Bonzen (chinesische Priester) unterstützt wird. Schwört dagegen ein Mahomedaner wirklich seinen Glauben ab, so wird sein Haus für hundert Jahre steuerfrei und er erhält nebstbei auch eine Dekoration von der Regierung, z. B. eine Pfauenfeder, einen Knopf u. s. w. — eine Auszeichnung, die nicht lächerlicher ist, als manche andere in europäischen Ländern. Dr. M. T.

Die Bedeutung der Oliven in Italien. Die Olive nimmt unter den Bodenerzeugnissen Italiens einen ersten Rang ein. Man schätzt das Ergebniß an Oel während eines Zeitraums von zehn Jahren durchschnittlich auf circa 1½ millionen Hektoliter und das Erträgniß des Verkaufs auf circa 200 millionen Francs. Die Provinzen Neapel und Sizilien liefern allein nahezu zwei Drittel des gesammten Ertrags. Dr. M. V.

Gegen die Eisenbahnen. Als sich im Anfang der vierziger Jahre der hessische Landtag in Kassel mit der Frage der Erbauung von Eisenbahnen beschäftigte, sprachen von den Abgeordneten besonders die Herren v. Ochs und Bär gegen die betreffenden Projekte. Hierauf war bei einem gewitzten Konditor eine Eisenbahn en miniature als Backwerk zu sehen. Ein großer Ochse stürzte sich gegen die Lokomotive und ein Bär griff hemmend in die Räder derselben. Spaßvögel wollten darauf das Verslein gelesen haben: „Der Eisenbahnen Lauf — Hält weder Bär noch Ochse auf." Dr. M. V.

Briefe und Briefträger im alten Aegypten. Die schreibseligen Aegypter schrieben viele Briefe, von denen eine große Anzahl bis auf uns gekommen ist, und besaßen sogar das Institut der Briefträger und ein eignes Wort in ihrer Sprache: „fai schat" für dieselben. Dr. M. V.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 6. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Um die übrigen Gäste hatte sich der alte Herr wenig gekümmert. Nur hin und wieder, wenn irgendwo ein besonders lautes Wort fiel, warf er wohl unter seinen buschigen Augenbrauen hervor einen prüfenden Blick auf den Sprecher. Dann aber vertiefte er sich sofort wieder in die Lektüre seiner Zeitungen, bis ihn auf einmal eine wohlbekannte Stimme mit „Guten Abend, Herr Klose!“ anredete.

„Sie hier, lieber Lauter? Ah, Sie bringen mir heute die Korrekturen?“

Es war in der That Fritz Lauter, welcher dem Lehrling, der an gewissen Tagen in der Woche dem alten Korrektor Klose einen Theil seiner Korrekturen in das Restaurant zu bringen hatte, diesmal den Gang abgenommen. Der Lehrling, ein wilder Junge von 15 Jahren, hatte sich beim Treppenhinunterspringen den Fuß verstaucht und mußte nachhause geschafft werden. Von den übrigen Lehrlingen und Markthelfern des Geschäfts war, da die Arbeitszeit längst verstrichen war, als jener Unfall passirte, keiner mehr in der Druckerei gewesen, während Fritz Lauter mit einem oder zwei anderen Setzern, einer besonders dringlichen Arbeit halber, eine Stunde länger als gewöhnlich gearbeitet hatte.

Fritzens Absicht, das Restaurant Weinhold nach Ablieferung der Korrekturen sofort wieder zu verlassen, — es war ihm viel zu elegant und, wie er vermuthete, viel zu theuer für ihn, — scheiterte an der freundlichen Einladung des alten Herrn Klose, einen Augenblick an seiner Seite Platz zu nehmen und mit ihm ein Glas Bier zu trinken.

„Mich hat heute einmal wieder ein Lichtblick des Glückes, möchte ich sagen, gestreift,“ sagte Herr Klose. „Es ist mir das seit sehr langem nicht geschehen, und da sehne ich mich denn mehr als gewöhnlich nach Gesellschaft, nach einer theilnehmenden Menschenseele. Opfern Sie einem alten, vereinsamten Menschen darum eine halbe Stunde, lieber Lauter, und schauen Sie nicht gar so finster drein, wie es seit einiger Zeit Ihre Gewohnheit zu sein scheint. Die Jugend zum mindesten sollte noch froh und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.“

Fritz setzte sich und wollte antworten, ohne sich jedoch rasch genug klar zu werden, wie er seine Verstimmtheit motiviren sollte.

Herr Klose mochte seine Verlegenheit bemerken, denn er nahm selbst wieder das Gespräch auf.

„Ich glaube gern und weiß es aus vielfacher Erfahrung, daß auch einem jungen Mann der Himmel nicht immer voller Geigen hängt. Aber wenn solch' einem Pechvogel, wie ich bin, auf seine alten Tage noch etwas passirt, was ihn so recht von Herzen freut, so kann das jeder, dem es nicht nach Wunsch geht, als eine Mahnung betrachten, den Glauben an eine Wendung der Dinge zu seinen Gunsten nicht aufzugeben.“

„Von Herzen nehme ich theil an Ihrem Glücke, Herr Klose, gewiß,“ sagte Fritz Lauter, der wirklich für den grauhaarigen, gutmüthigen und unermüdlich arbeitsamen Mann von Anfang an lebhafte Sympathie empfunden hatte.

„Das glaube ich,“ nickte Herr Klose, „glaube ich gern. Sie haben ein Gesicht, das nichts zeigt von den herben Linien jener Selbstsucht, die sich nur um das Wohl und Wehe der eignen Person kümmert. Darum will ich Ihnen auch erzählen von dem freilich an sich gar unbedeutenden Glückszufall, der mich heute in so gute Laune versetzt hat. Und ich will ein wenig weit ausholen, — Sie werden wohl nicht viel des Näheren wissen von meinem schlimmen Geschick, das anfangs mit mir hoch hinaus zu wollen schien, aber es nur gethan hat, um mich desto tiefer stürzen zu können. Sehen Sie, mir lachte vom ersten Tage meines Lebens an das Glück, — Sie sehen mich ungläubig an, aber es ist doch so. Ich ward als Kind wohlhabender und sehr verständiger Eltern geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, konnte das Gymnasium und die Universität in möglichst kurzer Zeit und mit den besten Zeugnissen absolviren, und ward sofort, nachdem ich meine Examina gemacht hatte, mit einem für die damalige Zeit ausgezeichneten Gehalt als ordentlicher Gymnasiallehrer — es war Mangel an qualifizirten Leuten — bei einem Staatsgymnasium angestellt. Ich war ein gemachter Mann, ich hatte Aussicht auf eine glänzende Karriere, träumte schon von einer Stellung als Gymnasialdirektor oder Universitätsprofessor, als Schulrath oder als vortragender Rath im Ministerium, ich schaute mich um unter den Töchtern des Landes nach einer Lebensgefährtin und verlobte mich auch mit der schönen Tochter eines Regierungsbeamten, bei dem der Umstand, daß er sechs Töchter unter die Haube zu bringen hatte, wohl zu Gunsten des ihm an Rang noch lange nicht ebenbürtigen Gymnasiallehrers gesprochen haben mochte, — kurz, ich war so glücklich als möglich, bis — es anders wurde.“

Der alte Herr hielt inne; sein Auge hatte geleuchtet, als er von dem so prächtig hoffnungsvollen Beginn seiner Lebenslaufbahn gesprochen hatte, — jetzt umschleierte es sich wieder und seine Stimme wurde leiser, als er fortfuhr:

„Wir schrieben die verhängnißvollen Jahre 48 und 49; der

Windhauch der Revolution segte durch das dürre Reisig der mannichfach vermorschten Staats- und Gesellschaftsinstitutionen, — die Leute hofften auf einen Völkerfrühling —" Er hielt wieder inne und strich mit der Hand langsam über die hohe Stirn.

Fritz Lauters Interesse war auf das lebhafteste angeregt: „Sie nahmen auch theil an der Revolution?" fragte er.

Herr Klose schüttelte trübe lächelnd das graue Haupt. „Nicht im geringsten. Ich war grade sieben Jahre Lehrer, als die revolutionäre Gährung hie und da offen zutage trat. Ich war viel zu fleißig und viel zu sehr Philologe gewesen, um mich um das gegenwärtige Schicksal des Volkes, dem ich angehörte, im geringsten zu bekümmern. Was die alten Griechen und Römer erlebt, gekämpft und erlitten, wie sie politisch und sozial geworden, sich entwickelt, und wie ihre Staats- und Gemeinwesen dahingewelkt und endlich elend zugrunde gegangen, das wußte ich bis in alle Details so genau als nur möglich, aber von der neuesten Geschichte des deutschen Volks wußte ich so gut wie nichts, — mit den Befreiungskriegen von 1813 und 15 schloß das ab, was mir von den Schicksalen unserer Nation auf der Schule gelehrt worden war. Auf der Universität hatte ich von manchen meiner Kommilitonen verwegene Redensarten über politische Dinge genug zu hören bekommen. Aber ich stand gar fest unter dem mächtigen Einflusse meines weltkundigen Vaters, der mich sehr entschieden darauf hinwies, man müsse Welt und Leben, Staat und Gesellschaft erst aus eigner langjähriger Erfahrung kennen gelernt haben, um reif zu sein zu einem Urtheile über die vielverworrenen Zustände und Institutionen der Gegenwart. Als ich nun sah, wie sich beachtenswerthe Volkselemente zusammenschaarten zur Vernichtung oder Umgestaltung des Bestehenden, da erschien mir die Sache meines Volkes zum erstenmal ernsten Studiums werth. So begann ich denn eifrig Zeitungen zu lesen, über die ich vorher in eingebildeter Erhabenheit hinweggeschaut hatte, ich verfolgte die Broschürenliteratur des Tages, studirte staatswissenschaftliche Werke und historische Essays, welche die Geschichte des deutschen Volkes nach der Franzosenvertreibung behandelten, und wurde so zwar kein Revolutionär, kein Mensch, der Neigung gehabt hätte, sich mit der Flinte in der Hand hinter der Barrikade wider die herrschende Gewalt zur Wehr zu setzen — behüte, aber ich wurde verdächtig. Der Direktor des Gymnasiums, an dem ich lehrte, fragte mich eines Tages ganz aufgeregt: ‚Sagen Sie mir um Gotteswillen, Kollege Klose, wie sind Sie denn zu Ihren unglücklichen revolutionären Anschauungen gekommen?' Ich lachte. Bester Herr Direktor, erwiderte ich, darf derjenige schon ein Revolutionär genannt werden, der sich durch gewissenhaftes Studium der staatlichen Zustände und politischen Erscheinungen Gewißheit verschaffen will, daß die Revolution wirklich eine verdammenswerthe Gewaltthat ist? — Aber der gutmüthige und überaus ängstliche Direktor war nicht so leicht zu beruhigen. ‚Liebster, Bester,' rief er und ergriff mich bei der Hand, ‚daran zu zweifeln ist ja schon ein Verbrechen. Stecken Sie so rasch als möglich Ihre ganze Umsturzlektüre in's Ofenfeuer, halten Sie Sich jede andere Zeitung, als die Regierungsorgane, fürderhin sorgsamst drei Schritte vom Leibe, gehen Sie jedem Heckerhute ängstlich aus dem Wege, — denn ich sage Ihnen, und ich verstehe mich darauf, vom Revolutionsschwindel wird das arme, thörichte Volk eines Tages mit Pulver und Blei kurirt, und an jenem Tage des Zorns wird manches Glied des Volkskörpers beseitigt werden, das sich noch sehr lebensfähig fühlte, ja, vielleicht auch manches, das nie krank gewesen ist. Denn wie die Sonne der staatlichen Ordnung allen scheint, sowohl denen, die sich ihrer freuen, als denen, die ihrer entbehren zu können glauben, so ergießt sich der Regenschauer der Strafe wie über Ungerechte so auch über diejenigen Unvorsichtigen unter den Gerechten, welche sich in's Freie wagten, als ein Ungewitter am Himmel stand.' Ich nahm die schöne Rede meines mir aufrichtig wohlgesinnten Vorgesetzten auf die leichte Achsel. Es war mir ja doch garnicht denkbar, wie jemanden dafür eine Strafe treffen könne, daß er sich überzeugen wollte, in welchem Grade andere, die er selber für strafwürdig zu halten nicht abgeneigt war, auch strafbar seien. Ich las also weiter oppositionelle Zeitungen und Broschüren, besuchte sogar einigemale einen demokratischen Klub und Volksversammlungen, immer freilich als ganz passiver Zuhörer, und fand die Leute, welche sich da hervorthaten, viel harmloser und ungefährlicher, als ich sie mir vorgestellt hatte, ebenso wie mir manche der von ihnen geltend gemachten Forderungen, wie Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, freie Lehre der Wissenschaft und dergleichen garnicht so übel und unparteiischer Berücksichtigung nicht unwerth erschienen. Wenn ich diese meine Meinung offen, aber in objektiver Ruhe aussprach, hatte man anfangs, mit einziger Ausnahme meines Direktors, der von vornherein die Rolle des ängstlichen Warners beibehalten hatte, entweder still vor sich hinlächelnd genickt, mir wohl sogar verstohlen die Hand gedrückt oder mir auch ganz offen recht gegeben und von der Unvermeidlichkeit tiefgreifender politischer Neuerungen gesprochen. Als sich aber der Unmuth des Volkes hier und da in gewaltthätigen Ausbrüchen Luft gemacht und Gewalt die Gewalt niedergeschlagen hatte, da war wie im Handumdrehen jede Sympathie mit den Volksbestrebungen in den besseren Kreisen der Gesellschaft verschwunden. In unserm Lande hatte sich zwar keine Spur einer blutigen Revolution bemerklich gemacht, aber die Polizei entdeckte auf einmal, daß sie es allein gewesen sei, welche einen grauenvollen Straßenkampf durch ihre unermüdliche Wachsamkeit verhindert hätte. Vorbereitungen umfassendster Art zu Mord und Brand hätten auf die Gelegenheit zur Ausführung gelauert, — die Attentäter seien natürlich die Klub- und Volksversammlungsredner, und tausende von Menschen gäbe es im Lande, welche der geheimen Theilnahme der verruchten Verschwörung auf das allerdringendste verdächtig seien. Man schritt zu Verhaftungen, und mancher Familienvater, den die Seinen als Ernährer nicht entbehren konnten, wurde ohne Schonung aus ihrem Kreise gerissen und einem traurigen Schicksal in die Arme geworfen. Ich glaubte nur eine Menschenpflicht zu erfüllen, als ich mich nun an Geldsammlungen für die darbenden Familien der von dem Zorne der Regierung Betroffenen betheiligte. Erst glaubte man ziemlich allgemein, auch da, wo man regierungstreu war bis zum Aufgeben jeder eigenen Meinung, daß die Regierung selbst die Theilnahme für die unschuldigen Frauen und Kinder der politisch Gravirten gern sähe. Bald aber sah man, daß man sich getäuscht; es fielen in Regierungskreisen harte Worte über die weichherzige Sentimentalität, welche das Verbrechen nur ermuthigen könne; fast alle, die sich eifrig an dem Samariterwerk betheiligt hatten, zogen sich scheu zurück, und ein Fest, welches zum besten von mittellosen, ihres Ernährers beraubten Familien stattfinden sollte, wäre, wenn ich mich der Sache nicht angenommen und zum Zeichen meiner vollkommnen Loyalität die Spitzen der Behörden dazu eingeladen hätte, total in's Wasser gefallen. So fand dann das Fest statt, aber unter schwacher Betheiligung; dafür war jedoch der Herr Polizeidirektor mit einem ganzen Generalstab von Beamten erschienen, um mit ihnen die Ehrenplätze an der Tafel einzunehmen. Nachdem ich in einer ungeheuer zahmen Rede den Zweck des Festes hervorgehoben und betont hatte, daß es sich nur darum handle, solche Menschen vor der Bitterkeit der materiellen Noth bewahren zu helfen, deren persönliche Unschuld in politischer Beziehung außer allem Zweifel stehe; daß ich der Meinung wäre, da, wo die Strenge des Gesetzes die Schuldigen träfe, die Barmherzigkeit der Nächstenliebe dafür zu sorgen hätte, daß nicht Unschuldige von den Schuldigen in Mitleidenschaft gerissen würden, — da erhob sich der Herr Polizeidirektor zu einer donnernden Entgegnung. Er wolle zu Gunsten der Festarrangeure hoffen, daß ich wirklich ganz und voll ihre Absichten enthüllt hätte, obwohl es ihm schwer falle, das zu glauben; jedenfalls aber stände fest, daß es eine Vermessenheit sei, den Rathschlüssen der Vorsehung und den Maßnahmen der von Gott gesetzten Obrigkeit in der Weise, wie wir es gethan, vorzugreifen. Das sei besonders deswegen der Fall, weil es sich hier nicht um die harmlose Unterstützung gänzlich unverschuldet in's Unglück gerathener Menschen handele. Das demokratische Gift wirke ansteckend, die Frauen von Umstürzlern zeigten und pflegten fast immer dieselbe verbrecherische Neigung. Diese angeblich unschuldigen Demokratenkinder seien die Drachensaat zukünftiger Revolutionsscheußlichkeiten. Fasse sie das Schicksal mit harter Hand an, so habe die Vorsehung den Zweck, sie durch Nacht zum Licht, durch Noth und Kummer zur Gnade, zur richtigen Erkenntniß und zur Demuth zu führen. Die Organe der Regierung seien gewiß von höchster Humanität erfüllt, aber kurzsichtige und schwächliche Weichherzigkeit sei ihre Sache nicht und dürfe bei ihnen weder auf Entgegenkommen, noch auf Toleranz rechnen. Deswegen verbiete er, der Polizeidirektor, hiermit die beabsichtigten Geldsammlungen, und hoffe, von Zusammenkünften, wie die heutige, nichts mehr zu hören; denn ihr Erfolg sei und bleibe, trotz aller Beschönigung: daß das Feuer der Revolution unter der Asche der staatlichen Gegenmaßregeln geschürt werde. Er setze voraus, daß wir das alle einsehen und mit ihm in den Ruf einstimmen würden: Nieder mit allem, was mit den demokratischen Staatsfeinden in Verbindung

steht, nieder mit ihnen, keine Gnade, keine Unterstützung, gleichviel, ob Männer oder Frauen, Greise oder Kinder in Betracht kommen! — Die Garde, welche sich der Polizeidirektor mitgebracht hatte, schrie: Nieder mit ihnen, nieder! Zweidrittel der Festtheilnehmer hatten sich, während der gestrenge Herr seine Flammenworte heraussprudelte, still davongemacht, der Rest drängte sich zu dem gefürchteten Redner und versicherte ihn, daß alle ganz und gar seiner Ansicht wären. Nur ich war stumm und starr sitzen geblieben — ich war wie versteinert über das, was ich soeben erlebt; dann aber, als ich mitansehen mußte, wie sich alle die, welche noch kurz vorher ganz meiner Ansicht gewesen, welche, meist in viel weniger abhängiger Lebensstellung als ich, mir tausendmal betheuert hatten, sie würden sich von dem reaktionären Wind, der von oben her wehte, nie und nimmer beeinflussen lassen; wie diese Leute jetzt auf einmal in kriechender Demuth erstarrten, wie sie ihre Ueberzeugung schnöde verleugneten vor dem Manne der Macht, wie sie das Recht zu verleugnen und die Unschuld zu verrathen bereit waren, — da kam ein ungeheurer Zorn über mich. Ich sprang auf, ergriff mein gefülltes Weinglas, schleuderte es in weitem Bogen an die Wand, daß es in unzählige Splitter zerschellte und der rothe Wein wie Blut aus offener Wunde an der hellen Tapete hinauf- und herniederschoß, und donnerte mit grimmerfüllter Stimme in den Saal hinein, nach dem Polizeidirektor hinüber: Nein und ewiglich nein! Leben sollen sie, die Hülfsbedürftigen, die Unschuldigen, die um fremder, noch dazu zweifelhafter, unbewiesener Schuld willen Verlassenen und Verfolgten, und ein Barbar der, der sie der Noth hülflos zu überantworten vermag, ein Feigling jeder, der sich von ihnen wendet, der herrschenden Gewalt, der obsiegenden Partei zuliebe! Diesen Worten folgte eine Szene unbeschreiblicher Verwirrung; die meisten der Festtheilnehmer starrten stumm, bleich und entsetzt, als ob ich ein todeswürdiges Verbrechen begangen hätte, nach mir hin, die Polizisten aber drangen auf mich ein, ein paar rissen sogar ihre Degen aus der Scheide und hätten mich vielleicht gespießt, wenn nicht die mächtige Gestalt des Polizeidirektors zwischen sie und mich gesprungen und meinen Leib vor den scharfen Klingen geschützt hätte. ‚Halt!‘ rief er. ‚Zurück von dem Manne, der strengsten Strafe wird er nicht entgehen. Sie sind arretirt, verhaftet als Aufwiegler, wegen Aufreizung gegen die Staatsgewalt, — Sie sind ein Hochverräther und sollen es büßen!‘ Ich wurde abgeführt.“ — — —

Herr Klose holte tief Athem und schwieg. Fritz schaute so erregt, als ob er die ungemein lebendig, mit heftiger, beinahe lauter Stimme geschilderte Szene eben selber mit erlebt, auf ihn hin; er wagte kaum zu athmen, viel weniger ein Wort zu sprechen. Nach einer Weile hub der Erzähler leise und traurig wieder an:

„Mein Glück war treulos wie meine Freunde. Jeder Tag im Gefängniß bewies mir immer von neuem so recht herzbrechend erbarmungslos, daß ich nun allein war — ganz allein in der Welt. Von meinem Vater, dessen Wesen sich stets streng und kalt gezeigt hatte, der nichts für ein größeres Verbrechen hielt, als wenn man auch nur einen Augenblick dem Gefühl die Oberhand gewährte über den Verstand, dem er vor allem die Aufgabe zuwies, bei allem, was man sagen und thun wolle, vorher klüglich Zeit und Umstände in Erwägung zu ziehen, — von meinem Vater erhielt ich einen Brief, voll der bittersten Vorwürfe ob der Schande, die ich auf sein unbescholtenes Haupt gehäuft hätte. Er wünsche zu sterben, recht bald zu sterben, damit er den Sohn, der im Gefängnisse gewesen, der sich wider die Obrigkeit erhoben, welcher er eine ehrenvolle Existenz zu danken hätte, nimmer wiederzusehen brauche. Der Vater meiner Braut sandte mir, ohne eine Silbe hinzuzufügen, den Verlobungsring zurück, mit welchem ich in der glücklichsten Stunde meines Lebens die Hand seiner Tochter hatte schmücken dürfen. Diese, an deren Seite ich mir ein ganzes, langes Leben voller Seligkeit erträumt hatte, schrieb mir ein paar Tage darauf, ohne Anrede und Unterschrift und das Du verleugnend, das mir dereinst als die süßeste Bürgschaft dauernden Glückes erschienen: ‚Gott verzeihe Ihnen die Sünde, die Sie an mir und meinen Eltern begangen haben, er bewahre mich in Gnaden davor, Ihnen je wieder zu begegnen auf meinem, durch Sie trostlos verödeten Lebenspfade, und führe Sie auf die Bahn der Reue und Buße. Ich werde beten, daß Ihre umnachtete Seele nicht auch für die Ewigkeit verloren gehen möge!‘“

Jetzt konnte Fritz Lauter seine Theilnahme, sein Entsetzen über das, was ihm der alte Herr erzählte, nicht länger zurückhalten.

„Aber ist denn das möglich, Herr Klose?“ rief er so laut, daß die Zunächstsitzenden, denen die beiden schon längst aufgefallen, neugierig nach ihnen hinschauten. „Ist denn so viel Hartherzigkeit und Treulosigkeit wirklich denkbar in der Welt?“

„Nicht nur denkbar, lieber junger Freund, sondern auch wirklich, so recht handfest wirklich, das kann ich Sie versichern,“ nickte der alte Herr. „Ja, es ist noch viel mehr an mir wirklich geworden, — hören Sie nur weiter. Man hielt mich dreizehn Monate in Untersuchungshaft, — ich sollte mit aller Gewalt an einer Verschwörung zum Zweck der Vertreibung oder gar der Ermordung unseres Fürsten theilgenommen haben. Es fanden sich Leute, die mich nächtlicherweile im Stadtpark und verdächtig zischelnd mit den verrufensten Demokraten gesehen haben wollten; ich sollte Rechenschaft geben von jeder Stunde meines Lebens, von jedem Briefe, den ich empfangen und abgesendet, über jedes Wort, das ich gesprochen, gleichviel, ob auf dem Katheder oder beim Glase Wein im vertrautesten Freundeskreise. Endlich wurde die Untersuchung auf Theilnahme an der Vorbereitung zum Hochverrath wegen Mangels an Beweisen eingestellt und ich nur wegen öffentlicher Aufreizung zum Haß wider die Staatsregierung und wegen grober persönlicher Beleidigung eines in Ausübung seiner Amtsbefugnisse begriffenen hohen Beamten vor Gericht gestellt und unter Annahme mildernder Umstände“ — die Stimme des Herrn Klose zitterte ein wenig, als er nach kurzem Athemholen fortfuhr, — „unter Annahme mildernder Umstände zu nur zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.“

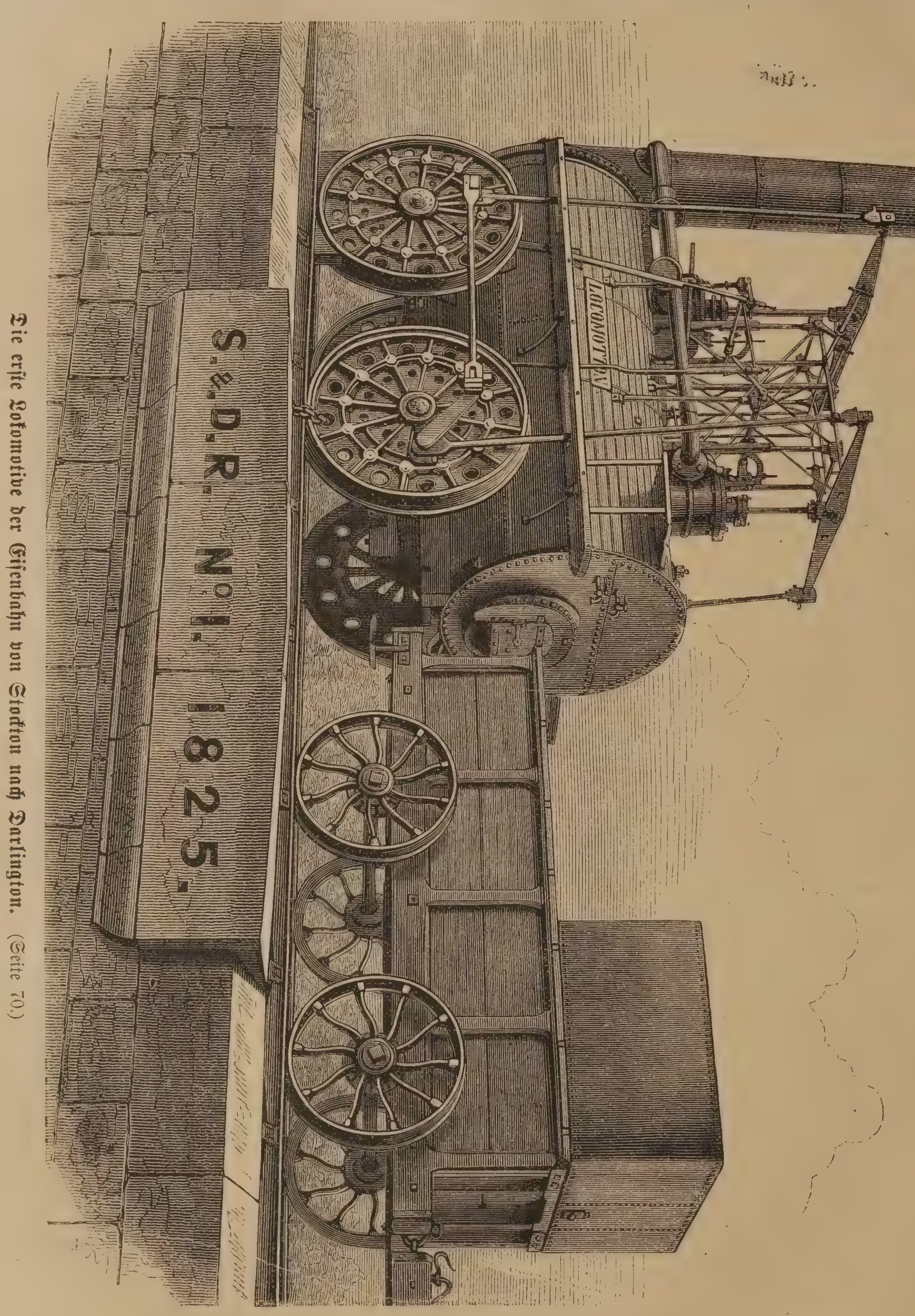
„Zwei Jahre Gefängniß,“ mußte Fritz wieder dazwischen rufen, „das war ja furchtbar hart. Und über ein Jahr in Untersuchung — drei Jahre im Gefängniß — wie konnte das ein Mann, dem es vorher so gut gegangen war, nur ertragen?“

„Danach fragte die Gerechtigkeit freilich nicht; ich sollte ja auch bestraft werden für meine verbrecherischen Handlungen und Gesinnungen. Und wenn ich berücksichtige, daß man mich wirklich als einen der verdammenswerthesten Verbrecher betrachtete, so muß ich gestehen, daß man in der That noch milde genug mit mir verfuhr; nachdem ich ein halbes Jahr meiner Strafe im Landesgefängniß verbüßt, Züchtlingskleidung getragen hatte und Haar und Bart geschoren, mit Du angeredet worden war und im Nähen von Leinwandsäcken eine erstaunliche Fertigkeit erlangt hatte, wurde mir auf Verwendung jenes Unglücksprophten, meines alten, ängstlichen, braven Direktors, die Verbüßung des übrigen Theils meiner Strafe auf der Festung gestattet. Dort durfte ich wieder meine eigne Kleidung anlegen und das Haar wachsen lassen, durfte täglich zwei Stunden auf den Festungswällen spazieren gehen und mich nach Belieben geistig beschäftigen. Das kam über mich, den ganz Verzweifelten, wie eine Erlösung, umsomehr, als es mir gelang, das Wohlwollen des Festungskommandanten, des alten Obersten von B. zu erobern. Freilich wurde mir dieses Wohlwollen mitunter peinlich genug, z. B. wenn mir der schnauzbärtige und natürlich nicht den leisesten Widerspruch duldende Alte in längerer, ungeheuer derber Rede auseinandersetzte, daß ich eigentlich gar kein so gefährlicher demokratischer Schuft wäre, als man nach meiner Handlungsweise mit Recht hätte schließen müssen, sondern daß ich nur ein gutmüthiger, gottverdammter Esel gewesen, der überall seine Nase dabei haben, alles besser wissen und der größten Hallunkenbrut aus übergeschnappter Gutmüthigkeit beistehen wollte, und daß ich dem Herrgott danken könnte für seine Langmuth, die einzig und allein an der gnädigen Strafe für meine gottsträfliche Naseweisheit schuld sei. Noch viel schlimmer war mir zu Muthe, als er mich zu den beiden Bällen, die er im Winter den Offizieren seiner Garnison gab, als Klavierspieler zu befehlen die besondere Gnade hatte. Er präsentirte mich seinen Gästen mit demselben Zartgefühl, wie ein Kunstreiter sein Schulpferd vorführt. ‚Hier, meine Herren, das ist der Klose; im Grunde ein guter Kerl, aber weil er nicht Soldat gewesen ist und Ordre pariren und 's Maulhalten gelernt hat, zum Sträfling herabgesunken. Jetzt fängt er wieder an, sich zu einem vernünftigen Unterthanen auszubilden und aufzurappeln. Hat er mir zu danken, — nicht wahr, Klose?‘ — Zu Befehl, Herr Oberst! mußte ich maschinenmäßig antworten, und dabei gruben sich die Nägel meiner Finger krampfig in die Ballen der Hand. ‚Na,‘ fuhr der Alte jovial fort, ‚brauchen sich nicht zu schämen, zur Besserung ist's nie zu spät. Ja, sehen Sie,‘ wandte er sich zum Schluß solcher Vorstellung an seine Gäste, ‚so ein verfluchtes Kerlchen muß man zu behandeln verstehn, ich hätte sein Direktor sein sollen — ich, — war nämlich Schulmeister —, hätte ihm sein Maul mit dem Lineal vernagelt, wenn er auch nur eine einzige aufrührerische Silbe vorgebracht. Gemüthlich, aber stramm, das ist meine Parole. Das ist gut so, — nicht wahr, meine

Herren? Na, geh Er, Klose, mache Er seinen musikalischen Spektakel brav, wie sich's gehört, dann setzt's ein Glas Wein."

„Und das mußten Sie Sich gefallen lassen, Herr Klose, obgleich Sie doch rein garnichts Böses gethan?"

Herr Klose lächelte schmerzlich. „Der Begriff von gut und böse steht leider nicht so fest, daß der Sturm machtgekrönter Willkür nicht sein übermüthiges Spiel damit treiben könnte. Ich war, und Sie, lieber Lauter, werde ich sicherlich auch nicht heiterer gestimmt haben; lassen Sie mich daher abbrechen. Ich erzähle Ihnen, falls Sie das trostlose Schicksal eines vor der Zeit altgewordenen Menschen wirklich zu interessiren vermag, ein andermal mehr von meinen Schicksalen. Für heute nur noch das, wozu ich Ihnen eigentlich durch den Hinweis auf das Unglück meiner Vergangenheit nur die Einleitung geben wollte."



Die erste Lokomotive der Eisenbahn von Stockton nach Darlington. (Seite 70.)

Der alte Herr fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, als wenn er die trüben Bilder, die aus seinem Gedächtniß emporgetaucht waren, so rasch als nur möglich verscheuchen wollte.

„Sie wissen, lieber Lauter," fuhr er fort, „das Brot eines Korrektors ist kein leicht und angenehm zu verdienendes. Besonders günstige Ausnahmefälle abgerechnet, gehört dazu eine, je länger man sie treibt, desto trostlosere Arbeit, welche ganz allgemein sehr kärglich bezahlt wird. Ich wäre auch nicht Korrektor geblieben, wenn ich sonst meinen Lebensunterhalt gefunden hätte. Ich habe natürlich alles mögliche andere versucht, alles aber ohne dauernden Erfolg; ich ertheilte Privatunterricht, zunächst in denjenigen Fächern, welche meinem Berufe am nächsten gelegen hatten, in den alten Sprachen, in Literatur und Geschichte; später in allem Möglichen. Ich ertheilte ihn, d. h. eigentlich, ich wollte ihn ertheilen, denn, wo ich auch anklopfte, fand ich verschlossene Thüren. Wer hätte dem entlassenen Sträfling die Erziehung seiner Kinder anvertrauen mögen? Es war ja die Zeit der ärgsten politischen Reaktion — wer hätte da eine freiere, eine humanere Gesinnung öffentlich bethätigen mögen oder dürfen? Ich versuchte zu schriftstellern — im wesentlichen mit dem gleichen Mißerfolg. Für größere Arbeiten fand ich keinen Verleger, bei Zeitungen wagte man mich nicht anzustellen, und als Reporter konnte ich mich todt laufen und Tag und Nacht herumspioniren, um für die paar Zeilen, die von meinen Berichten dem Redaktionsrothstift nicht zum Opfer fielen, je 3 Pfennige als Honorar einzuheimsen. Da fing ich an, Druckwerke zu korrigiren, und nachdem ich das etliche Jahre getrieben und Gandersberg mir einen recht herzlich geringen, aber immerhin doch festen Gehalt als Korrektor angeboten hatte, gab es für mich nichts Gescheiteres zu thun, als auf den Vorschlag einzugehen."

hatte auch dereinst auf jenes vermeintliche Wahrwort: ‚Recht muß doch Recht bleiben' das stolze Gebäude meiner Zukunftshoffnungen gegründet, und erst als es rettungslos zertrümmert zu meinen Füßen lag, sah ich ein, daß es Flugsand war, auf dem ich gebaut. Indessen — — ich habe mich weithinaus in die Wüste meiner Erinnerungen verirrt und habe mir selbst dabei glücklich das bischen gute Laune geraubt, die heute über mich gekommen

(Fortsetzung folgt.)



Springfluth an der deutschen Nordseeküste. (Seite 71.)

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

(Fortsetzung.)

In den folgenden Zeilen wollen wir einmal eine kleine Musterkarte von Fremdwörtern entwerfen, die sprechendes Zeugniß ablegen mag von der Behauptung, daß fast jede Nation, mit der wir in Berührung gekommen sind, in die Schatzkammer unsrer Muttersprache Zins und Schoß abgegeben und gesteuert hat. Zugleich wählen wir auch solche, denen nicht der Stempel des Fremden erkennbar auf die Stirn geprägt ist, um bei dieser Gelegenheit gleich fanatisirten Sprachreinigern die Lust zu benehmen, ihre Radikalkuren, die in diesem Falle wahre Pferdekuren wären, anzuwenden.

Was werden die nicht grade philologisch geschulten Leser sagen, wenn sie hören, daß unser deutsches Wort Falter oder seine Nebenform Zwiefalter auf Umbildung des lateinischen Wortes für Schmetterling: papilio, beruht?! Zeugniß legen dafür ab die mundartlichen Formen Pfeifalten und Pfeifholter. Auf das griechische miltos, gleich die rothe Farbe, führt die Wissenschaft zurück das deutsche Mehlthau, was uns doch so freundlich und heimatlich anschaut und so vertraut an das Ohr klingt. Dem Griechischen sind ferner entnommen oder nachgebildet auch die Worte Kiste, Tisch, Platz, Börse. Fremdwörter sind ferner: Kopf, Keller, Speicher, Schemel, Schüssel, Brief, Kelch, Oel, Wein, Pech, Kreide, Koch, Mönch, Rose, Vogt und andere mehr; die Eigenschaftswörter kurz und falsch sind den lateinischen curtus und falsus, zart dem lateinischen caritas nachgebildet. Ebenso ist Münze lateinisch und zwar ist es abgeleitet von Moneta, dem Beinamen der römischen Göttin Juno, bei deren Tempel in Rom sich die Staatsmünzanstalt befand. Abenteuer und Felleisen, fein und rund sind französischen Ursprungs; die deutschen Wörter Fahne, Bube, Frucht, Rad, Witwe sind gebildet aus den lateinischen pannus (gleich Tuch), pupus, fructus, rota, vidua. Faß kommt nach Wackernagel nicht von dem deutschen Zeitwort fassen, sondern von vas, lat., gleich Gefäß, Flasche von dem zugehörigen Verkleinerungswort vasculum. Ein allgemein verbreitetes deutsches Sprüchwort sagt: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz", nicht so bekannt dürfte aber sein, daß unser Eigenschaftswort stolz aus dem lateinischen stultus gebildet ist, welches dumm bedeutet! Kahl und gelb sind gleich lateinisch calvus und gilvus. Die deutschen Zeitwörter pflücken, rollen, trachten, dichten, laben, tilgen, kochen, mischen, kosten, verdammen, murmeln, prüfen, dauern, umzingeln sind entsprechend den lateinischen pillucare, gleich Haare ausraufen, rotulare, tractare, dictare, lavare, delere, coquere, miscere, constare, damnare, murmurare, probare, durare, cingere; ebenso sind dem Lateinischen entnommen: ordnen, kaufen, impfen, pfropfen, plagen, preisen und tünchen. Der deutsche Teufel ist der griechische diabolos, der Verleumder, der übrigens auch in der Form Iblis Eingang gefunden hat in die muhamedanischen Religionsbücher. Murmelthier ist eine Umbildung von mus montanus, was lateinisch ist und Bergmaus bedeutet; das Murmelthier murmelt bekanntermaßen garnicht, sondern pfeift! Meerkatze hat mit Meer und Katze nichts gemein, sondern ist eine Umdeutschung von dem Sanskritwort markata, welches Affe bedeutet. Bönhase, ein Wort, welches, ebenso wie Pfuscher, dazu gebraucht wird, einen zu bezeichnen, der ein Handwerk nicht „nach den Regeln der Kunst", nicht zunftgemäß betreibt, will man auf das griechische banausos zurückführen, welches ein verächtlicher Ausdruck für „niederer Arbeiter" war bei den Griechen, die ja alle Arbeit für des freien Mannes unwürdig erklärten. Sicher aber ist griechisch unser Estrich, von ostrakokonia, d. i. aus zerschlagenen Scherben bereiteter Boden, von ostrakon, was Scherbe bedeutet; in den sogenannten homerischen Hymnen (Götterlobgesängen) kommt dieses letztere Wort zum erstenmal nachweislich vor und bedeutet die Schale von Krebsen oder Schilkröten, und eine andere Ableitung desselben Wortstammes, ostreon, ist uns deshalb interessant, weil daraus das deutsche Wort Auster entstand. — Da wir einmal bei dem Griechischen sind: wer sieht dem guten Eichhorn seine griechische Abstammung an? Hüpft es doch allem Anschein nach so sicher auf der auch jetzt noch oft als deutscher Baum verschrieenen Eiche herum, daß man nicht gern dieses Wort als Fremdwort erklärt sehen möchte! Und nichtsdestoweniger ist es das griechische skiuros, welches ein Grabe- oder Nagethier bezeichnet. Wir fügen der Deutlichkeit halber und beispielsweise die zu vergleichenden Wortformen aus verwandten Sprachen bei, die es auch dem Griechischen nachbildeten. Im Lateinischen haben wir die Formen sciurus und sciurulus, romanisch esquirol, escurol, neufranzösisch écureuil, englisch squirel, angelsächsisch acvern, schwedisch ickorn, welch' letztere Form dem deutschen Eichhorn lautlich am nächsten steht. Nicht weniger überraschend dürfte den Lesern die Entwicklung des Fremdwortes Pferd sein. Dieses ist eine Verstümmelung des barbarisch-lateinischen Wortes paraveredrus, dessen erster Bestandtheil die griechische Präposition (Verhältnißwort) para (gleich neben) ist; veredrus ist selbst wieder zusammengesetzt aus dem Wortstamm, welcher im lat. veho (fahren) liegt, und rhedra, was Wagen, Fahrzeug bedeutet. Das Wort liegt in den verschiedensten Formen vor und machte in der Hauptsache folgende Wandlungen durch. Paraveredrus, paraveredus, paravredus neben parafredus, paredrus, paledrus, parafridus, palafridus (französisch palefroit), palafrenus (italienisch palafreno). Nach diesen ganz lateinischen Formen kamen die schon mehr deutschen parafrid, parfrit oder farfrit, phärfrit noch im 13., und pferkt noch im 14. Jahrhundert, neben denen aber schon im 12. Jahrhundert pherit und pfert aufkamen, woraus denn endlich Pferd wurde! Ursprünglich bedeutet dieses Wort in der Sprache des römischen Kaiserrechts ein kaiserliches Postpferd, welches auf Nebenstraßen (para! siehe oben) seinen Dienst versieht, dann bezeichnet es jedes Pferd im Gegensatz zum Streitroß, und endlich wird das Wort Pferd ohne jede Einschränkung der Bedeutung gebraucht.

Lärm ist der italienische Ruf all' arme, alle arme, gleich zu den Waffen, aus dem zunächst Allarm ward, das l ward nicht mehr als Artikel (Geschlechtswort) empfunden und blieb in der folgenden Gestalt Lärm mit dem Hauptwort verbunden, als wenn es zum Wortstamm gehörte. Italienisch ist ferner Spende, von spendere, und das dem entsprechende italienische Hauptwort spesa haben wir später auch noch in den kaufmännischen Spesen übernommen. Unschlitt ist gleich unguento, Salbe, Kartoffel und Trüffel sind zwei verschiedene Formen des italienischen tartufolo, von tartufo, was aus dem lateinischen terrae tuber, gleich Erdknolle, entstanden ist.

Auch slavische Sprachelemente finden sich in genügender Menge im Deutschen. Petschaft ist dem Böhmischen entnommen wie Liste, gleich das Verzeichniß, was im Böhmischen Blatt (sowohl des Baumes als des Buches) bedeutet; der Strahl ist slavisch strela, russisch strjela, Arbeit kommt vom slavischen rabota. Laune ist finnischen Ursprungs, Kafiller (nicht Caviller!) kommt nach Wackernagel von dem samojedischen kafariema, gleich abreißen (doch vergleiche Grimms Wörterbuch unter Gefille). Degen kommt aus derselben Sprache, und zwar heißt tagai soviel wie Messer.

Als merkwürdig heben wir noch hervor, daß Sack hebräisch ist, Laute arabisch; Hängematte hat nichts mit Matte und hängen zu thun, sondern ist das umgebildete holländische hangmac, was spanisch hawaca und französisch hamac lautet. Zinn ist nach Humboldt (Kosmos) malaiisch, in seiner Heimath lautet das Wort timah; und Tombak ist das malaiische tambaga, was Kupfer bedeutet.

Nur um nicht einförmig und langweilig zu werden, schließen wir diese Uebersicht von deutschen Fremdwörtern, die wir noch bedeutend vermehren könnten. Wird nun, fragen wir, angesichts dieser wissenschaftlich festgestellten Thatsachen jemand im Ernste wagen, grundsätzlich alles Fremde aus der deutschen Sprache hinauszuwerfen? Wird er nicht Gefahr laufen, nur einen arm- und beinlosen, verstümmelten Rumpf übrig zu lassen, der weder gehen noch stehen, weder leben noch sterben kann? Eine Radikalkur ist offenbar ganz unmöglich, das dürfte sich aus dem Vorgeführten wohl ganz unzweifelhaft ergeben.

Wem das aber schmerzlich sein sollte, den verweisen wir darauf, daß es anderen Völkern mit ihren Sprachen ganz ebenso geht. Zu allen Zeiten und in den Sprachen aller Völker, die wir zu studiren Gelegenheit haben, bemerken wir Sprachmischung, Uebersetzung, Entlehnung. Seit Alexander dem Großen gingen in das

Syrische und Chaldäische mit der Verbreitung der griechischen Sprache durch Vorderasien in immer größerer Menge griechische Wörter über; lateinische, trotz der römischen Weltherrschaft, soweit man das bis jetzt beobachtet hat, nur wenn sie vorher bereits in das Griechische gedrungen waren. Einige von diesen gelangten sodann mit syrischen Fremdwörtern zu den Arabern, und wenn Muhamed betet: „Führe uns die rechte Straße, die Straße derer, denen du gnädig bist!“ — so bedient er sich im Worte sirata desselben aus dem lateinischen strata stammenden Wortes, wie wir Deutschen in dem Worte Straße, das eigentlich den mit Steinen belegten und gebahnten Weg bezeichnet. Durch die Erfolge des Islam wurden Sprachen verschiedensten Ursprungs in Asien und Afrika, weniger in Europa, mit arabischen Wörtern überfluthet. Nachdem das Persische dieselben massenhaft in sich aufgenommen hatte, drang es selber mit so großer Gewalt in das Türkische, daß dessen Wortschatz nun förmlich aus drei verschiedenen Klassen besteht. Griechische Wörter und arabische Kunstausdrücke sind im Sanskrit, der alten Sprache der Indier, in beträchtlicher Anzahl nachgewiesen worden; für ersteres nennen wir die viel angeführten Beispiele: das griechische alopex, der Fuchs, welches indisch umgebildet lopaka, und kentron, der Mittelpunkt, welches kendra lautet. Wörter aus dem Sanskrit und seinen Dialekten Prakrit und Pali finden sich im Tibetanischen, Chinesischen, Birmanischen, ja, in den Sprachen der Südseeinsulaner. Das Chinesische sehen wir in Japan die einheimische Sprache überwuchern, in Tibet in geringerem Grade. Der Kaiser Kien-lung ließ im Jahre 1771 ein Wörterbuch der Mandschusprache ausgeben mit 5000 Wörtern, welche eingedrungene chinesische ersetzen sollten; dazu ward ein Gesetz erlassen des Inhalts, daß jeder, der im Geschäftsverkehr ein solches verpöntes Wort schrieb, namentlich wenn es Gegenstände des täglichen Gebrauchs bezeichnete, sogar körperlicher Züchtigung als Strafe gewärtig zu sein hätte. Was dem gut national gesinnten Kaiser dieser Ukas genützt hat, wissen wir nicht, wir glauben, nicht viel.

III.

Im zweiten Abschnitt hatten wir die Geschicke unsrer deutschen Sprache in kurzen Zügen gezeichnet und bis zur Neuzeit heraufgeführt. Wir hatten hingewiesen auf den besonders in neuester Zeit stark auftretenden Zug der Internationalität im Geistesleben, andrerseits auf das früh auftretende, verächtliche Herabblicken auf das Einheimische bei deutschen Vornehmen und Gelehrten. Die Klage über die angebliche Unfügsamkeit der deutschen Sprache klingt uns auch in der Literatur entgegen von Otfried bis Goethe, und es würde uns leicht sein, hierfür Zeugnisse zu häufen.

Jetzt wollen wir eine Epoche in's Auge fassen, die wir im obgedachten zweiten Abschnitt eben auch nur andeuten konnten, die aber für unsern Gegenstand äußerst wichtig ist: nämlich das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges und die derzeitige Literatur, die weniger poetisch Werthvolles, als sprachgeschichtlich Wichtiges bietet, was namentlich unsern Gegenstand berührt.

In jener trüben Zeit, da eine zügellose Soldateska, welche sich aus dem Abhub fast aller Nationen rekrutirte, mit Mord, Brand und Plünderung im Lande umzog, wo der zum Räuber entartete Landsknecht seine Orgien auf deutschem Boden feierte, in jener Zeit der tiefsten Erniedrigung und Schmach, in welche der Deutsche, namentlich der Volksfreund, nur mit größtem Kummer und unsäglichem Weh zurückzublicken vermag, — in jener Zeit geschah auch der deutschen Sprache die ärgste Gewalt. Dieses allgemeine Stelldichein der Völker, bei dem auf deutschem Grund und Boden Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Schottländer, Schweden, Norweger und auch wohl slavische Elemente ihr unheilvolles Wesen trieben, wo die deutschen Gauen widerhallten von einem Gewirr verschiedener Sprachen, welches vielleicht nur mit jenem ersten Pfingstfest der schon stark mit sagenhaften Zügen ausgeschmückten Geschichte der christlichen Kirche verglichen werden kann, bei dem Parther, Meder, Elamiter, die Bewohner von Judäa, Mesopotamien, Kappadozien, Pontus und Asien, von Phrygien, Aegypten, von den Enden der Lybien bei Cyrene, Kreter und Araber zusammenkamen, — in dieser Zeit bewährte die deutsche Sprache ihre unverwüstliche Lebenskraft: wenn sie auch viel erleiden mußte und unzählige fremde Körper in ihren Leib eingesprengt wurden, veränderte sie drum doch den innersten Kern ihres Wesens nicht: sie überdauerte die gewaltige Sturmfluth!

Die Gelehrten sprachen und schrieben in ihren Verhandlungen, in ihren Veröffentlichungen und Briefen, die ja leider nur für die Standes- und Berufsgenossen berechnet waren, lateinisch; selbst die deutsche Muse trat in dem lateinischen Gewand auf, welches in Schnitt und Fassung gestaltet war nach dem Muster der lateinischen Autoren der verfallenden Literatur des in Despotie ausartenden römischen Kaiserreiches, welches immer mehr einem Scherbenberg und Kehrrichthaufen ähnelte. Die Sprache des Rechts und der Gesetzgebung war die lateinische, lateinisch waren in der Mehrzahl die Gebete und Predigten, welche in den Kirchen und auf den Straßen widerhallten, nachdem die blutige kaiserlich-katholische Restauration und Gegenreformation die demokratischen Errungenschaften des Protestantismus zunichte gemacht hatte, der seine praktisch politischen, fortschrittlichen Strebungen verleugnete und die Ernst machenden Theile des Volkes nicht nur im Stiche ließ, sondern sie selbst grimmig anfeindete. Im J. 1558 hatte ein venetianischer Gesandter die Katholiken Deutschlands auf den zehnten Theil des Gesammtvolkes veranschlagt, zur Zeit des Westphälischen Friedens hatte der seiner Aufgabe untreu gewordene Protestantismus über die Hälfte seines Machtkreises und seiner räumlichen Ausdehnung verloren.

Die Sprache der Diplomatie war neben der Sprache Italiens, welches durch seine ränkevollen Geschäftsträger diese Kunst der Lüge erfunden und in ein System gebracht hatte, das Französische, das mit Geschick das Gewebe da fortsetzte, wo es die Italiener hatten stehen lassen.

Die Kriegskunst, in der italienische Condottieri eine große Rolle spielten, brachte eine Unmasse fremder, meist romanischer Worte und Wendungen mit sich.

Ein neues Element, welches mithilft, die deutsche Zunge zu verderben, tritt jetzt in's Leben. Die fliegenden Blätter und „newen Zittungen“ verwandeln sich allgemach in regelmäßig wiederkehrende Zeitungen. Berichte über die einzelnen Szenen des tollen Hexensabbaths, der sich blutig auf deutscher Erde abspielte, füllten diese Blätter, und jene Fremdworte der Diplomatie und der romanischen Kriegskunst wurden durch sie gefestigt und in aller Leute Mund gebracht: sie wurden allgemein umlaufende Münze. In einem Werke jener Tage wird ein Buch besprochen, betitelt „Der Sprachverderber“, und von ihm gesagt, daß es „nicht ohne Vrsach auch vber die Zeitungs-Schreiber entrüstet sei, daß sie so vngezwungen vnd vngetrungen die teutsche Sprach muthwilliger weiß verderben. Dann, lieber, wem schreiben sie die Zeitungen zu lesen? Nicht den Frantzosen, dann sie das Teutsche, so darinnen, in ihrer Sprach nit leiden, massen jhnen alle Zeitungen ganz frantzösisch seyn müssen; nicht den Italiänern, nicht den Spaniern: sondern es geschieht dem ehrlichen Teutschen zu lieb. Aber was ist das, da so viel Frantzösisch, Italiänisch, Spanisch darinnen, daß solches kein Teutscher verstehen kan, vnd ist gewiß, welcher nicht auch in Frantzösischem oder Italiänischem weis, daß derselbe kein Zeitung Verstehen kan.“

Die Hauptsturmfluth der Fremdwörterüberschwemmung kam von Frankreich her. Dessen lange aufrecht erhaltene politische Uebermacht, das hohe Ansehen seines großen Ludwig und des glänzenden versailler Hofes waren die Hauptgründe; dazu kamen aber noch die überlegene Literatur des französischen „goldenen Zeitalters“ und die bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen großer Gelehrter, welche als Leute von gutem Geschmack mit reichem Wissen das Talent verbanden, in populärer und anmuthiger Darstellung die Ergebnisse ihrer Arbeiten vorzutragen, sodaß sie allgemein wirkten, während in Deutschland die krasseste Geschmacklosigkeit herrschte, — das alles zusammen bedingte jenen ungeheuren Einfluß der französischen Kultur im allgemeinen, der französischen Sprache im besonderen.

Da, wo die Bedrängniß am größten ist, macht sich natürlich auch der stärkste Gegendruck geltend. Vor allen Dingen sind hier zu nennen die deutschen Sprachgesellschaften, wie der Palmenorden, die sich in Deutschland nach dem Muster der florentiner Academia della crusca bildeten, und wie diese die Reinhaltung und Pflege der nationalen Sprache sich zur Aufgabe machten. Die Mitglieder des Palmenordens sollten nach ihren Satzungen „vor allen die hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter, sowohl im Reden wie im Schreiben und Geschichten, auf's allerzier- und deutlichste erhalten und ausüben; auch soviel möglich, insonderheit bei den Mitgesellschaftern verhüten, daß diesem in keinem nicht möge zuwider gehandelt, vielmehr aber gehorsamlich nachgelebt werden.“

Der bei weitem angesehenste, aber ungeheuer überschätzte Poet des Zeitalters, Martin Opitz, trat ausdrücklich für „Reinlichkeit der deutschen Sprache, Verse und Reime" ein. Er räumte so ziemlich gründlich auf in der Rumpelkammer der deutschen Poesie, etwas später merkte man freilich, daß er nur die leere Bude und kahle, nackte Wände zurückgelassen hatte: er war ja kein Dichter!

Ein buntschecķiges Bild der sprachlichen Zustände gibt, zugleich mit der Absicht, dieselben zu geißeln, Andreas Gryphius in seinem Drama „Horribilicribrifax oder der schwermende Liebhaber", in dem der auftretende Schulmeister von Latein und Griechisch trieft, der Hauptmann Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wusthausen bringt masseuhaft italienische Worte und Floskeln an, der Kapitän Diridaradatumdarides Windbrecher von Tausendmord französische, und endlich ein Jude mengt unter sein mauschelndes Judendeutsch holländisch. Den Hörern dieses Theaterstückes muß dabei angst und bange geworden sein und sie werden bei diesem Sprachallerlei sehr viel auch nicht verstanden haben.

Die romanischen Kulturen waren eben der deutschen so gewaltig überlegen, daß man blindlings alles von den Welschen zu übernehmen nicht abgeneigt gewesen wäre. Aber wie in Rom Cicero und Valerius Maximus sich scharf und schneidig gegen das Einmengen griechischer Worte kehrten, als die griechische Kultur zu Rom dieselbe Stellung einnahm, wie später die französische zur deutschen, wie ein römischer Grammatiker dem Kaiser Tiberius, der ein Wort seiner Prägung in die lateinische Sprache eingeführt wissen wollte, vorhielt: „Man kann wohl Ausländern das Bürgerrecht ertheilen, aber nicht Worten!" — so wendeten sich auch schon im 16. Jahrhundert wohlmeinende und gelehrte Männer gegen die Sprachmengerei, welche thatsächlich die Kluft zwischen Gebildeten und dem „ungebildeten Pöfel" immer mehr erweitern half. Der Gebrauch von Fremdwörtern sollte ja eines der Unterscheidungsmerkmale sein, durch welche sich die Vornehmen über das Volk zu erheben trachteten.

Luther, der für Sprache und Literatur von ungeheurer Bedeutung ist, hat sich in seinen auf ein theologisch gelehrtes Publikum berechneten Schriften nicht freigehalten von Fremwörtern; ganz anders verhält es sich aber in seiner für das ganze Volk bestimmten Bibelübersetzung, in der er die Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache auf das glänzendste bewährte, und darin steht er weit über Vorgängern und Gleichzeitigen. Aber schon Aegidius Tschudi, ein Zeitgenosse Luthers und Verfasser der bekannten Schweizerchronik, sagt in seinem Werke, an einer Stelle sich gegen Fremdwörter wendend, von seinen gelehrten Zeitgenossen: „sie können nit ein linien one latinische Wort schreyben", und knüpft daran Proben von Verdeutschungen. (Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

(Fortsetzung.)

Am 19. Oktober des genannten Jahres wurde der Dichter bei der juristischen Fakultät inskribirt. Er war an den Hofrath Böhmer, Professor an der Universität, empfohlen und bemühte sich anfangs, den ihm von diesem ertheilten Rath, seine eigensten Neigungen, die, wie gesagt, auf das Studium der schönen Wissenschaften, der Kunst und Geschichte gingen, zwar nicht völlig zurückzudrängen, sich aber vor allem, dem Willen des Vaters gemäß, auf die Jurisprudenz als Hauptfach zu werfen, zu befolgen und ernstlich zu studiren; aber weder die Vorlesungen auf dem einen, noch auf dem andern Gebiete vermochten ihn zu befriedigen, selbst das Kolleg über Literaturgeschichte bei Gellert nicht, und er zog es bald vor, die akademische Freiheit in vollen Zügen zu genießen, wozu er umsomehr in der Lage war, als man zuhause nicht versäumt hatte, ihm die Taschen mit vollen Beuteln zu füllen. Für seine Stimmung während der ersten Tage seines Aufenthalts in der Universitätsstadt sind folgende Stellen aus den an einen Freund gerichteten Briefen charakteristisch.

„Leipzig, den 20. Oktober 1765, morgens um 6: Riese, guten Tag! Den 21. abends um 5: Riese, guten Abend! Ich lebe hier wie — wie — ich weiß selbst nicht recht, wie. Doch ungefähr

> So wie ein Vogel, der auf einem Ast
> Im schönsten Wald sich Freiheit athmend wiegt,
> Der ungestört die sanfte Luft genießt,
> Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
> Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Genug, stellt Euch ein Vöglein auf einem grünen Aestlein in allen seinen Freuden für, so leb' ich." — „Ich habe heute zwei Kollegien gehört: die Staatengeschichte bei Professor Böhmer und bei Ernesti über Cicerons Gespräch vom Redner. Nicht wahr, das ging an? Die andre Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. Gottscheden hab' ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Jgfr. Oberstlieutnantin. Ihr wißt es doch, sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schuh groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. Ich mache hier große Figur! Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer; werd' es auch nicht. Ich brauche Kunst, um fleißig zu sei. In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazirfahrten, soviel es um diese Zeit angeht. Ha! das geht köstlich. Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschiren zwei Louisd'or. Helft! Da ging einer. Himmel! Schon wieder ein paar Groschen sind hier, wie bei Euch Kreuzer draußen im Reiche. Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. So hoffe ich des Jahrs mit 300 Rt., was sage ich, mit 200 Rt. auszukommen. NB. Das nicht mitgerechnet, was schon zum Henker ist."

Bedeutenden Einfluß übte die geistreiche Frau des Hofraths Böhmer auf ihn aus. Sie bemühte sich nicht blos, ihn Anstand und feine Lebensart zu lehren, sondern auch seinen ästhetischen Geschmack zu läutern, indem sie ihm u. a. unumwunden sagte, daß seine bisherigen Arbeiten zu nichts taugten, als das Kaminfeuer damit anzumachen; und in der That hatte dieses bittre Urtheil den Erfolg, daß er sich bei nochmaligem Nachlesen von der Wahrheit desselben überzeugte und eines Abends „Poesie und Prosa, Pläne, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherde" verbrannte. Auch durch eine Anzahl literarisch feiner gebildeter Tischgenossen im Hause des Weinhändlers Schönkopf, in welches ihn sein um zehn Jahre älterer Landsmann und nachheriger Schwager, der damals auf der Durchreise einige Zeit in Leipzig anwesende Johann Georg Schlosser einführte, fand er mannichfache Anregungen, und verliebte sich nebenbei in Schönkopfs schöne Tochter Anna Katharina oder Käthchen, die er in „Wahrheit und Dichtung" unter dem Namen Aennchen und Annette erwähnt. Er erwarb sich auch die Gegenneigung Käthchens, verscherzte sie aber durch wiederholte tyrannische Grillen und eifersüchtige Launen, was er hinterher bereute und in wilden Zerstreuungen bei Pokal und Karten die bitteren Vorwürfe, die ihm das eigne Herz machte, zu betäuben suchte. Aber diese Mittel wollten nicht fruchten, und als er nur immer größerer Verzweiflung und Vereinsamung anheimfiel, suchte er den Trost da, wo ihn eben jeder ächte Dichter sucht und zu finden weiß: in der eigenen Brust, indem er seine Gefühle dichterisch aussprach und in dieser Weise sanft die auf ihm ruhende Last löste. So schuf er nicht blos eine Anzahl lyrischer Gedichte, in denen er seine Empfindungen ausströmte, sondern es entstand auch das Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten", welches die deutlichsten Beziehungen zu seinem Verhältniß mit Käthchen Schönkopf verräth, und in welchem er u. a. in offenbarem Hinblick auf sich selbst die Worte aussprechen läßt:

„Da er kein Elend hat, will er sich Elend machen...."

Es begann also damit „diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben nicht abweichen konnte, nämlich das, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen."

Ein zweites Lustspiel, welches, wenigstens in seiner ersten Gestalt, während dieser Zeit entstand, sind „Die Mitschuldigen", das erste einer Reihe von Stücken, die er nach molière'schem

Muster zu schaffen sich vornahm, von der aber eben nur dies eine wirklich fertig wurde. Dieses Lustspiel sollte einen Einblick in die Schäden der damaligen bürgerlichen Gesellschaft gewähren, in deren tiefere Schichten er inzwischen durch seinen Umgang mit dem wunderlichen, aber auf den jungen Dichter höchst einflußreichen Hofmeister Lahrisch gerathen war.

Von den weiteren Kreisen, mit denen Goethe in Leipzig Umgang pflog, seien hier vor allem noch die Familien Breitkopf und Oeser genannt. Im Hause der ersteren fand namentlich seine Liebe zur Musik reiche Befriedigung, während er bei dem an zweiter Stelle genannten Manne, dem Direktor der Zeichenakademie, Gelegenheit hatte, sich in der schon vordem von ihm geübten Zeichenkunst mehr zu vervollkommnen und sich überhaupt eine größere Kenntniß der bildenden Künste und einen sicherern Geschmack zu erwerben. Er nahm sogar bei dem Kupferstecher Stock Unterweisung in der Kunst des Aetzens und des Holzschnitts. In seiner ästhetischen Bildung wurde er ferner auf das bedeutendste gefördert durch Lessings im Jahre 1766 erschienenen „Laokoon" und das im folgenden Jahre veröffentlichte Lustspiel „Minna von Barnhelm". Oeser hatte ihn bereits mit den Schriften Winkelmanns bekannt gemacht und sein hohes Interesse an diesem genialen, bald darauf zu Triest ermordeten Manne zu wecken gewußt. Ueber Lessings „Laokoon" gerieth er nun vollends in Enthusiasmus. „Man muß" — schrieb der Dichter später — „Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das solange mißverstandene: ‚ut pictura poesis' (daß die Malerei zur Dichtkunst werde) war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihr Unterbau auch zusammenstoßen mochte." Durch den „Laokoon" wurde er auch bewogen, eine Reise nach Dresden zu unternehmen, „um der ihm gewordenen blitzartigen Erleuchtung durch eine umfassende, großartige Anschauung zu Hülfe zu kommen," wie ihm eine solche in der Gemäldegalerie sowohl wie in der Sammlung des Direktors von Hagedorn geboten war.

Die eine Zeitlang geführte lockere Lebensweise, das „schwere merseburger Bier" und eine schlechte Diät hatten allmählich die Kräfte des jungen Stürmers und Drängers, denn als solcher stellt sich uns Goethe in der ersten Periode seines Lebens durchaus dar, merklich aufgerieben, und ein Blutsturz, der ihn in einer Sommernacht von 1768 befiel, drohte dieselben in der allergefährlichsten Weise zu schwächen. Zwar entging er der Gefahr, aber eine am Halse entstehende Geschwulst verursachte ihm fernere Leiden, während deren ihn die allenthalben bewiesene Liebe und Zuneigung vorzüglicher Menschen und die Beschäftigung mit den griechischen Klassikern aufrichteten und eine Ruhe und Sammlung seines Geistes herbeiführten, wie er sie vorher seit langem nicht gekannt. Nichtsdestoweniger befand er sich bald darauf wieder in einem Zustande religiöser Zweifel, welcher sich ihm durch neuerliche Beschäftigung mit der Bibel mitgetheilt hatte, — „des Glaubens leer, aber vor dem Skeptizismus bange". In dieser Gemüthsverfassung und noch immer körperlich leidend, kehrte er im September 1768, nach dreijährigem Aufenthalte in Leipzig, nach Frankfurt zurück.

Hier fand er von Seiten der Mutter und Schwester die liebevollste Pflege, während der Vater, wenigstens „so gut er konnte, den Verdruß verhehlte, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohnes, der nun promoviren und die vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien". In seiner damaligen Stimmung war er den Einflüssen des um 26 Jahre älteren Fräuleins von Klettenberg, einer Freundin seiner Mutter, mit der er schon früher in Berührung gekommen war, und die ihn in die Irrgänge eines schwärmerischen Mystizismus hineinzuziehen suchte, zugänglich. Er ließ aus ihren Unterhaltungen und Briefen später die das sechste Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" bildenden „Bekenntnisse einer schönen Seele" entstehen, und hatte von dem Verkehr mit ihr wenigstens den Vortheil, jene kabbalistischen und alchemistischen Geheimnisse und Künste kennen zu lernen, deren auf ihn geübte Anziehungskraft in ihm den Gedanken der schon früh geplanten Schöpfung seines „Faust" in bedeutendem Grade stärkte. Ueberhaupt wurde ihm dadurch die Anregung zu naturwissenschaftlichen Beschäftigungen gegeben und ihm eine genauere Bekanntschaft mit der Kirchen- und Ketzergeschichte vermittelt.

Seine Gesundheit befestigte sich allmählich wieder, und nachdem die eine Zeitlang gehegten Pläne, wieder nach Leipzig oder nach Paris zu gehen, fallen gelassen worden waren, bezog er auf den Rath des Vaters im Frühjahr von 1770 die Universität Straßburg. (Fortsetzung folgt.)

Henry Charles Carey*).

Sonntag den 12. Oktober dieses Jahres starb zu Philadelphia in den Vereinigten Staaten, im Alter von fast 86 Jahren, Henry Charles Carey, einer der bekanntesten und einflußreichsten Nationalökonomen der Neuzeit. Er gehörte nicht zur Gelehrtenzunft.

In England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Wissenschaft mehr mit dem praktischen Leben verquickt als in Deutschland, wo sie sich nur zu sehr von dem Leben abschließt und darum leicht zur Zunft- und Zopfgelehrsamkeit wird. In Deutschland kann man sich einen Mann der Wissenschaft nicht gut ohne Gelehrtentitel denken: er muß zum mindesten „Doktor" sein, womöglich aber auch „Professor". Anders in den beiden genannten Ländern — von Frankreich gilt es weniger —, wo die bedeutendsten, bahnbrechendsten Gelehrten häufig gewöhnliche, bürgerliche Stellungen bekleiden und im Staats- oder Geschäftsleben praktisch thätig sind. Nehmen wir grade die Wissenschaft, als deren Vertreter sich Carey einen Namen, wir könnten vielleicht sagen Ruhm erworben hat: die Nationalökonomie. Der größte englische Oekonom, Ricardo, war Bankier, und der größte amerikanische Oekonom, Ricardo's Widerpart: Carey, war Buchhändler.

Der Lebenslauf Carey's ist rasch erzählt. Am 13. Dezember 1793 wurde er zu Philadelphia geboren als der Sohn eines irischen Flüchtlings, Matthew Carey, der kurz vorher aus Dublin eingewandert war und in der Hauptstadt von Pennsylvanien eine Buchhandlung gegründet hatte. Der alte Carey war in guten Verhältnissen und ließ seinem Sohn eine sorgfältige Erziehung angedeihen. Schon im Jahre 1814, also erst 21 Jahr alt, trat dieser als Theilhaber in das Geschäft des Vaters ein, und entfaltete in demselben eine außerordentliche praktische Tüchtigkeit. Im J. 1821, nach dem Tode des alten Matthew, übernahm er die alleinige Leitung des Geschäfts, welches durch ihn zu solcher Blüthe gebracht ward, daß er sich nach vierzehn Jahren, 1835, mit einem beträchtlichen Vermögen, welches er in industriellen Unternehmungen anlegte, aus dem eigentlichen Geschäftsleben zurückziehen konnte. Er hatte nun die solange ersehnte und erstrebte Muße. Schon früher hatte er sich viel mit wirthschaftlichen Fragen beschäftigt und verschiedene Aufsätze für Zeitungen geschrieben: jetzt widmete er sich ganz der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit. Sein Leben verlief sehr ruhig. Der Politik blieb er fern, nur an den Kämpfen auf wirthschaftlichem Gebiet betheiligte er sich. Seine Geburtsstadt hat er — wenn wir einige Reisen abrechnen — niemals verlassen; in ihr ist er auch gestorben.

Die erste größere Schrift Carey's, sein „Essay on the Rate of Wages" (Abhandlung über die Lohnhöhe) erschien im Jahre 1837; sie polemisirt gegen die Vorlesungen des englischen Vulgär-Oekonomen Senior, eines seichten Predigers und Mißverstehers der Adam Smith'schen Lehre, und greift den Satz an, daß hohe Unternehmergewinne niedere Arbeitslöhne bedingten.

Schon in dieser Schrift wandte sich Carey scharf gegen Ricardo. Das nächste Werk, welches er veröffentlichte, seine „Principles of Political Economy" (Grundsätze der Nationalökonomie) enthält bereits mehr oder weniger vollkommen ausgebildet das, was man unter dem „Carey'schen System" zu verstehen pflegt. Im Gegensatz zu der englischen Schule, will er den „Werth" nicht aus der Arbeit herleiten, sondern definirt ihn als „das Maaß der Macht der Natur über den Menschen", während er die „Nützlichkeit" als „das Maß der Macht des Menschen über die Natur" definirt, was unzweifelhaft etwas seltsam, vielleicht sogar tiefsinnig klingt, aber sicherlich keine Widerlegung der großen englischen Oekonomen ist. Auch die famose Lehre von der „Harmonie der Interessen" und von einer „gerechten Vertheilung der Güter" durch „Schutz der nationalen Arbeit" findet sich in dieser Schrift schon in ihren Umrissen.

In seinem 1848 erschienenen: „The Past, the Present and the Future" (Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) unterwirft Carey die Ricardo'sche Grundrententheorie einer eingehenden Kritik, und glaubt deren Unrichtigkeit dadurch zu beweisen, daß er sie in Widerspruch mit den amerikanischen Erfahrungen bringt. Nach Ricardo's Theorie besteht die Grundrente bekanntlich in der Differenz des Ertrags einer bestimmten Bodenqualität mit dem Ertrag der niedersten Bodenqualität, die überhaupt eine wirthschaftliche Bebauung zuläßt. Die niederste Bodenqualität liefert also keine Grundrente, und die höheren Bodenqualitäten umsomehr, je größer die Differenz.

*) Sprich hennri (Heinrich) tschahrls (Karl) kähri.

Nehmen wir z. B. an, der Ertrag des Acres niederster Qualität betrüge 18 Bushel (der Bushel gleich 36 1/3 Liter), so würde die Grundrente von einem Acre, der 20 Bushel liefert, den Preis von zwei Bushels — von einem Acre, der 25 Bushel liefert, den Preis von sieben Bushels betragen u. s. w. Natürlich ist hierbei der Ertrag bei gleicher aufgewandter Arbeit gerechnet. Ganz nebenbei macht nun Ricardo die Bemerkung, daß das beste Land zuerst okkupirt worden sei, daß, erst wenn das beste Land erschöpft, das Land zweiter Qualität in Bebauung genommen werde u. s. w., bis die wirthschaftliche Grenze erreicht ist. An diese, wie gesagt, ganz nebensächliche Bemerkung, welche das Fundament der Theorie absolut nicht berührt, klammert Carey sich an, zeigt, daß die Ansiedler in Amerika nicht den besten und fettesten Boden, der zu dicht bewachsen oder mit Sümpfen bedeckt ist, sondern den geringeren, leichter rodbaren Boden zuerst besiedeln, und daß erst später die schwerer zu bebauenden besseren und fetteren Bodensorten folgen. Das ist unzweifelhaft richtig, beweist aber durchaus nichts gegen die Ricardo'sche Theorie, ja, widerlegt, genau betrachtet, nicht einmal die erwähnte Behauptung Ricardo's, denn das „beste" Land, welches zuerst okkupirt wird, soll nur dasjenige Land bedeuten, welches sich im Moment der Okkupation am besten zur Kultur eignet. Sumpfland, welches, nach erfolgter Drainirung und Urbarwachung, Boden erster Qualität enthält, ist thatsächlich **werthlos** solange die Drainirung und Urbarmachung noch nicht erfolgt ist. Es hat Ricardo natürlich nicht in den Sinn kommen können, zu behaupten, das Land, welches bei der ersten Okkupation das beste war, sei auch das beste geblieben und müsse für ewige Zeiten das beste bleiben. Abgesehen davon, daß die Okkupation überhaupt nicht wörtlich zu nehmen, sondern blos beispielshalber in dieser Form aufgestellt ist, macht es, wie ein Aufsatz der „Frankfurter Zeitung" mit Recht hervorhebt, gar keinen Unterschied, ob die Ertragsdifferenz, welche die Grundrente ergibt, bei intensiver Bodenwirthschaft aus der größeren natürlichen Fruchtbarkeit, oder bei extensiver Wirthschaft aus den geringeren Kulturkosten entspringt.

Direkter in die Tagesfragen greift Carey mit seiner nächsten, 1852 veröffentlichten Schrift ein: „The harmony of interests, agricultural, manufacturing and commercial" (die Harmonie der Interessen in Ackerbau, Industrie und Handel). Hier wird die Lehre von der „Harmonie der Interessen" näher entwickelt. Habent sua fata libelli. Nicht blos Bücher, auch Lehren und Theorien haben ihre Geschichte. Wem in Deutschland ist die „Harmonie der Interessen" nicht ein geläufiges Schlagwort, sei es im Ernst oder im Spott? Und wer in Deutschland glaubt nicht, daß sie heimisches Gewächs oder höchstens, daß sie aus dem benachbarten erbfeindlichen Frankreich importirt worden? Sonderbare Schwärmerei. Die schöne poetische Lehre ist auf dem nüchternen Boden Englands geboren, von da nach den Vereinigten Staaten emigrirt, und dort von Carey in Pflege genommen und mit dem Gewande der Wissenschaft versehen worden. Und so zugerichtet, machte die Lehre le tour du monde — die Reise um die Welt, wobei sie dann allmählich auch nach Deutschland kam, aber auf dem üblichen Umweg über Frankreich. Es scheint manchmal, es gäbe in Deutschland niemand, der englisch versteht — wenigstens nicht genug, um eine Schrift über Nationalökonomie zu lesen. Erst muß sie in's Französische übersetzt und französisch verwässert und verzuckert werden, ehe sie für den deutschen Gaumen genießbar wird. So ging es so ziemlich mit der ganzen englischen Nationalökonomie, und so ist es auch mit der Carey'schen „Harmonielehre" gegangen: sie mußte erst von **Bastiat** französisch geleckt, verflacht und süßlich feuilletonisirt werden, um in Deutschland Eingang zu finden, nachdem sie seitens des deutschen Bearbeiters aus dem Französischen ungefähr dieselbe Verballhornung erfahren, wie seitens des französischen Bearbeiters aus dem englischen Urtext.

Der Hauptzweck dieses Werkes war aber die „wissenschaftliche Begründung" des **Schutzzolls** — ein Thema, mit welchem wir uns hier nicht befassen können. Genug, unter den wissenschaftlichen Vertheidigern des „Schutzzollprinzips" nimmt Carey ohne Widerrede den ersten Rang ein. Ist es ihm auch nicht gelungen, und konnte es ihm nicht gelingen, eine einfache Frage der Praxis zu einem Postulate der Wissenschaft zu erheben, so hat er die Frage doch mit unverkennbarem Geschick behandelt und allen, die jetzt in Deutschland das Evangelium des rettenden Schutzzolls predigen, ihre „geistigen Waffen" geliefert. „Der Schutz der nationalen Arbeit", die physiokratischen Angriffe auf den Handel, die pseudosozialistischen Forderungen der „Rechte der Arbeit" und einer „gerechten Gütervertheilung", die Tiraden gegen das „laissez faire laissez aller" — nichts fehlt in dem Carey'schen Buch, aus welchem die deutschen Schutzzöllner noch viel lernen und plagiiren können.

In seinem letzten und umfangreichsten Werk: „Principles of Social Science" (Grundsätze der Gesellschaftswissenschaft, 1857—62 in 3 Bdn.) faßt Carey seine ganze Lehre in ein „System" zusammen. Eigentlich ist es nur eine Wiederholung seiner sämmtlichen früheren Schriften, die, mit einigen Abänderungen, Umarbeitungen und Lückenausfüllungen in eins verschmolzen sind. Es ist deshalb auch nichts Besonderes darüber zu sagen. Blos der vermeintlichen Widerlegung der **Malthus**schen **Bevölkerungslehre** sei erwähnt. Diese lautet: Die Güter der Erde vermehren sich in arithmetischer, die Bevölkerung der Erde in geometrischer Progression, also viel rascher, sodaß, wenn der natürlichen Zunahme der Bevölkerung nicht gesteuert wird, Uebervölkerung eintreten muß.

Das leugnet Carey, der stets die **amerikanischen** Verhältnisse im Auge hat, und behauptet „die unbegrenzte Ausdehnungs- und Entwicklungsfähigkeit der Menschen und ihrer materiellen Kultur" — was man in Amerika, das mit Leichtigkeit eine zehnfache Bevölkerung zu ernähren vermag, allerdings ohne große Gefahr sagen kann. Im Zusammenhang mit dieser „Widerlegung" des Malthus stellt Carey eine „neue Theorie der Gütervertheilung" auf, nach welcher der Antheil der Arbeit sowohl als des Kapitals an dem Nationaleinkommen beständig wachse, und zwar der Antheil der Arbeit in stärkerem Maße, als der des Kapitals. Ein schöner Traum, dem von der harten Wirklichkeit und der unsentimentalen **Wissenschaft** der Nationalökonomie leider das Bürgerrecht auf dieser realen, bürgerlichen Welt nicht ertheilt wird.

Sind wir nach dem von uns Ausgeführten auch nicht in der Lage, in die Lobreden der Bewunderer einzustimmen und Carey für den größten Nationalökonomen der Neuzeit, wo nicht aller Zeiten, zu erklären, so müssen wir ihn doch als einen der Auserwählten anerkennen, die dem Jahrhundert seinen geistigen Stempel haben aufdrücken helfen.

-cht.

Die erste Lokomotive der Eisenbahn von Stockton nach Darlington. (Bild Seite 64.) Nachdem wir in Nr. 5 die Entstehung der Eisenbahn entworfen, wollen wir auch die Geschichte ihrer Bestandtheile in Umrissen schildern. Wenn sich die Eisenbahn, d. h. das paarige Schienengeleis auch nicht eines vorsintfluthlichen Alters rühmen kann, so können doch bereits in dem klassischen Alterthum der Griechen ihre Uranfänge in jenen Steingeleisen nachgewiesen werden, auf welchen schwere Marmorblöcke nach den Baustätten der Tempel und ganze Schiffe von der Nord- nach der Südseite des korinthischen Isthmus (Griechenland) bewegt wurden. Daß auch dem praktischen Sinn der Römer sehr bald die Zweckmäßigkeit derartiger Spurbahnen für den Transport großer Lasten in die Augen sprang, lassen uns die in dem ausgegrabenen Pompeji bloßgelegten Spurbahnen (mit vertieften Geleisen) erkennen. In ihrer primitiven Form begegnet uns diese Spurbahn in den Bergwerken des Harzes wieder. Auf zwei langen Balken, welche beiderseitig mit Randleisten versehen waren, rollten hier die Räder des Landfuhrwerkes hin. Ein Pferd konnte auf solchen Bahnen 40—50 Centner fortbewegen. Durch deutsche Bergleute, welche die Königin Elisabeth nach England rief, fand auch dort dieser Fortschritt im Transportwesen Eingang. Um die immerhin noch bedeutende Reibung zu verhindern, nagelte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eiserne Schienen auf die Längsbalken, die ihrerseits wieder auf Querriegeln ruhten. Die von dem Engländer Outram seit 1793 eingeführte Spurbahn (in der Folge [Ou]-Tram Way genannt) hatte statt der Balken eine Unterlage von Steinblöcken; aber diese Einrichtung erwies sich als unpraktisch, so daß auch ferner die hölzerne Unterlage für Spurbahnen beibehalten wurde. Zwar hatte schon im Jahre 1805 der Engländer Nixon die spröden gußeisernen Schienen durch schmiedeeiserne zu ersetzen versucht; aber ein bedeutsamer, folgereicher Schritt, der zur Vervollkommnung des heutigen Eisenbahnwesens führen konnte, wurde erst 1820 durch John Berkinshaw gethan, indem derselbe das Walzen der Schienen erfand.

Die durch die Eisenbahnen hervorgerufene segensreiche Umwälzung des ganzen Landverkehrs wäre aber noch lange Zeit aufgehalten worden, wenn nicht auch neben den Schienenwegen das Eisenbahnfuhrwerk fortwährende Verbesserungen erfahren hätte, bis endlich auch die Lokomotive (der sich von der Stelle bewegende Wagen, welcher einen Dampfkessel und eine Dampfmaschine trägt, die mittels Umdrehung der einen Radachse das Ganze in fortschreitende Bewegung setzt), als Hauptmotor in den Eisenbahnbetrieb eintrat. Sehen wir uns an der Hand der Kulturgeschichte die Wandlungen an, welche die Lokomotive durchmachen mußte, bis sie ihre heutige Gestaltung bekam.

Kaum war die Dampfmaschine in den Kreis des Kulturlebens eingetreten, als man auch schon bemüht war, ihr eine möglichst vielseitige Anwendung zu geben. Dahin gehörte auch das Bestreben, sie zur Bewegung der gewöhnlichen Straßenfuhrwerke zu benutzen, die animalische Zugkraft durch die Bewegung mittels unorganischer Kraft zu ersetzen. Ein Mann, Namens Mon de Caus, der im Narrenhause von Bicêtre gestorben ist, ist der Schöpfer dieser Idee. Savery machte 100 Jahre später den Vorschlag, die Dampfmaschine als Beweger der Straßenfuhrwerke zu benutzen. Allein weder bei ihm, noch bei Robison (1759), dem Jugendfreunde Watts, und seinem Mitarbeiter an der Vervollkommnung der Dampfmaschine, ist von einer Ausführung dieser Idee etwas bekannt geworden. Der erste, dem es wirklich gelang, einen Straßendampfwagen zu konstruiren, war der französische Ingenieur Cugnot, der 1796 Probefahrten auf dem pariser Straßenpflaster unternahm. Doch fielen die Versuche ziemlich ungünstig aus; Cugnots Wagen wurde dem Conservatoire des Arts et des Métiers in Paris einverleibt, wo er noch heutigen Tags zu sehen ist. Nach vielen Mühen und Drangsalen glückte es endlich Oliver Evans im Winter von 1803 auf 1804 die erste Straßenlokomotive in Gang zu bringen. Es wird von ihr berichtet, daß sie „in Angesicht von wenigstens 20,000 Zuschauern durch die Straßen von Philadelphia bis an den Schuylkillfluß" ihren Lauf nehmen konnte. In England bemächtigte sich fast gleichzeitig dieses Gegenstandes ein Ingenieur der Zinnbergwerke von Cornwall, Richard Trevithik mit Namen. Er nahm mit Andrew Vivian 1802 ein Patent auf seine „dampfgetriebenen Wagen" und

schon zwei Jahre darauf sehen wir die erste durch Dampf getriebene, auf Rädern bewegliche Maschine einen Kohlenzug auf den Steigungen der Merthyr-Tidvil-Bahn in Süd-Wales emporschleppen. Diese Lokomotive besaß bereits viele wesentliche Bestandtheile unserer jetzigen Maschinen, namentlich auch das Dampfblasrohr, durch welches der aus dem Dampfzylinder entweichende Dampf in den etwa 12 Fuß hohen Dampfschornstein geblasen wurde.

Der Hauptfehler dieser Uebergangs-Lokomotive bestand darin, daß ihr Gewicht zu gering war, um zwischen den glatten Rädern und den Bahnschienen genügende Adhäsion zur Fortbewegung des Zugs hervorbringen zu können. Diesem Fehler hat erst George Stephenson im Jahre 1814 abgeholfen. Unsere Abbildung zeigt jene verbesserte Lokomotive, wie sie zuerst auf der Killingworth und Stockton-Darlington-Bahn im Gebrauch war und mit unwesentlichen Aenderungen bis zum Jahre 1829 in Anwendung blieb. Wir sehen daran den zylindrischen Dampfkessel, der auf vier glatten Rädern ruht; auf dem Obertheil desselben befinden sich zwei senkrecht stehende Dampfzylinder, in denen die dampfdichten Kolben hin- und hergeschoben werden. Die Bewegung der Kolbenstangen ist mit Hilfe zweier Schwebearme (Balanciers) auf die Achsen der Räder übertragen, wodurch die Drehung der letztern bewirkt wird. Die beiden Radachsen sind durch äußere Kuppelstangen mit einander verbunden, und schon ist ein Mechanismus vorhanden, durch welchen man je nach Erforderniß das Vorwärts- oder Rückwärtsfahren der Maschine veranlassen kann. Die Speisung des Dampfkessels verrichtete eine von der Maschine getriebene Druckpumpe, die ihr Wasser von dem hinter der Lokomotive befindlichen Tender zog, der überdies auch noch die nöthigen Steinkohlen trug. Die größte Leistung einer solchen Maschine, die mit dem Tender ungefähr zehn Tonnen wog, bestand in der Fortschaffung von etwa vierzig Tonnen Last mit einer Geschwindigkeit von sechs englischen Meilen in der Stunde. Daß diese vielgegliederte Lokomotive verglichen mit unserer heutigen, viel einfacher konstruirten, in Bezug auf Bewegungsgeschwindigkeit mit der Schildkröte verglichen worden ist, brauchen wir wohl nicht anzuführen. Schon George Stephensons Sohn, Richard, hat die Erfindung des Vaters bedeutend vervollkommnet, aber die meisten Umgestaltungen erfuhr die Lokomotive in den letzten zwanzig Jahren. Sehen wir einmal einer Schnellzugslokomotive neuester Konstruktion ins Innere. Der große zylindrische Dampfkessel ist ein Röhrenkessel geworden. Der gebildete Dampf sammelt sich vorzugsweise in der Kuppel, in welcher sich die mitgerissenen Wassertheilchen absetzen, und wird von dort durch ein weites Rohr in die Schieberkästen und aus diesen, wie bei jeder Dampfmaschine, abwechselnd zu den beiden Seiten der Dampfkolben geführt.

Das aus dem Kessel ausgehende Rohr ist durch einen Schieber verschließbar, welchen der Führer mittels eines Hebels vor und rückwärts schieben kann, wodurch dann überhaupt der Dampf zur Maschine zugelassen und wieder abgesperrt wird. Dieser Dampfrohrschluß trägt hier den Namen Regulator, und der Hebel heißt Regulatorhebel, weil der Führer mit diesem den Gang der Maschine reguliren oder ganz abstellen kann. Durch den vorderen Boden des Zylinders geht eine Kolbenstange, die mit der Bläuelstange und einer Kurbel verbunden ist. Die Achse der letzteren ist zugleich die Achse der Treibräder, welche durch das Spiel des Kolbens in Umdrehung versetzt werden und dadurch die Bewegung der Lokomotive bewirken. Die Führung des Vertheilungsschiebers geschieht durch eine excentrische Scheibe; doch sind deren zwei vorhanden, die dicht hinter einander liegen und in ihrem Gang um circa 180 Grad verschieden sind, so daß sie gleichzeitig in den entgegengesetzten Stellungen ankommen. Diese beiden Excenter, deren eins den Vorwärts-, das andere den Rückwärtsgang der Maschine bewirken, greifen nun an den beiden Enden eines schmiedeeisernen Bogens, der Kulisse, an, welche einen Gleitbacken umfaßt, mit dem die Schieberstange vorn endet. Hebt man die Kulisse, so wird die Wirkung des oben angreifenden Excenters auf den Schieber übertragen, und die Maschine läuft so, wie es der Steuerung durch dieses Excenter zukommt, d. h. die Kurbel dreht sich in der dem steuernden Excenter zugewendeten Richtung. Senkt man jedoch die Kulisse und bringt den Angriff des zweiten Excenters zur Wirkung auf den Schieber, so folgt wieder die Drehrichtung der Stellung dieses Excenters, d. h. der Gang wird verkehrt, nachdem die beiden Excenter prinzipiell um 180 Grad von einander abstehen. Diese vor- oder rückwärts steuernde Stellung der Kulisse geschieht durch die Hand des Lokomotivführers und zwar durch einen Hebel, den sogenannten Reversirhebel, von dem eine Stange zu jenem Winkelhebel führt, an dem die Kulisse hängt.

Der von der Maschine abströmende Dampf entweicht durch ein Rohr in die Rauchkammer unter den Schornstein, wo er mit solcher Gewalt ausströmt, daß er einen Theil der Luft aus der Rauchkammer mitreißt und so einen luftverdünnten Raum erzeugt, der sich durch die Siederöhren bis in den Feuerraum fortpflanzt und jenes heftige Nachströmen frischer atmosphärischer Luft durch die Rostspalten zur Folge hat, welches die lebhafte Verbrennung des Brennmaterials trotz des Mangels einer sonstigen Esse bewirkt. Die arbeitende Mündung des Dampfausströmrohrs heißt Blasrohr, und ihr Querschnitt kann vom Führerstande aus lippenförmig vergrößert oder verkleinert werden, in welch letzterem Fall der theilweise gestaute Dampf, mit größerer Geschwindigkeit ausströmend, eine stärkere Anfachung des Feuers zur Folge hat.

Die schmalen und sehr zahlreichen Stäbe des Rostes liegen sehr nahe aneinander; die am tiefsten gelegene Abtheilung des Rostes ist zum Kippen eingerichtet; die Feuerthür besteht aus zwei Flügeln, von denen ein jeder durch einen mit eisernen Beschlägen versehenen Ziegelstein gebildet wird, welcher Löcher enthält, die den direkten Zutritt der Luft zu dem Brennmaterial gestatten. Das Brennmaterial wird nur in einer Schicht von fünf Centimeter Höhe über die Rostfläche vertheilt; die Roststäbe gestatten nur ein Reinigen des Rostes von oben, die Feuerthür ist daher sehr breit, und die Oberfläche vom untern Theil ihres Rahmens liegt in gleicher Höhe mit der Rostfläche. Die Schlacken werden entweder durch das Umkippen des unteren Rostes abgeworfen, oder durch die Feuerthür herausgezogen, und durch ein Fallthürchen in der Stehplatte des Maschinisten entfernt.

Die Treibzylinder liegen bei der Lokomotive unseres Bildes innerhalb der Räder, also unterhalb des Kessels, und die Lenkstangen hängen mit Kurbeln zusammen, welche in dem Körper der Radachse selbst ausgeschmiedet sind. Bei den neueren Maschinen liegen die Treibzylinder außerhalb der Räder, die Treibachse ist dann gerade, und die Kurbelwarze, der Anhängepunkt der Lenkstange, ist oft gleich an einer Speiche des Treibrades angesetzt.

Die gewöhnlichen Räder eines Wagens drehen sich bekanntlich nur deshalb, weil der Wagen über ihnen weggezogen wird; dagegen stemmen sich die Treibräder gleichsam wie die Beine des Zugpferdes gegen den Boden und bewirken so, da sie durch ihre Umdrehung zugleich die Angriffspunkte immer weiter vorwärts verlegen, das Fortgehen des Zuges. Von der Größe der Treibräder hängt zum Theil auch die Schnelligkeit der Bewegung ab, weil die Maschine so eingerichtet ist, daß auf ein vollständiges Kolbenspiel derselben allemal ein Umlauf der Räder kommt.

Hiermit glauben wir den Bau des Dampfrosses genügend geschildert zu haben, und es bleibt uns nur noch übrig, die Bezugsquellen anzuführen. Die Lokomotiven für die ersten deuschen Eisenbahnen wurden aus England bezogen und von Engländern geführt. Borsig in Berlin begründete die deutsche Lokomotivindustrie, welche jetzt in zwanzig deutschen Anstalten betrieben wird (drei in Berlin, je eine in Königsberg, Elbing, Stettin, Breslau, Hannover, Kassel, Düsseldorf, Chemnitz, Darmstadt, drei in München, je eine in Eßlingen, Karlsruhe, Mühlhausen-Grafenstaden bei Straßburg, Rübeland und Heilbronn) und jährlich 1850—1900 Maschinen liefert, von denen etwa 600 von Deutschland in Anspruch genommen werden. Die deutsche Lokomotivindustrie ist der englischen ebenbürtig und der französischen wahrscheinlich überlegen. Oesterreich besitzt fünf Lokomotivbauanstalten mit einer Leistungsfähigkeit von circa 400, die Schweiz zwei Etablissements, welche etwa 40 Lokomotiven bauen. In den übrigen europäischen Staaten ist der Lokomotivenbau unbedeutend und deckt jedenfalls den Bedarf bei weitem nicht; desto großartiger hat sich diese Maschinenherstellung in den Vereinigten Staaten entwickelt, deren ziffermäßige Zusammenstellung uns leider nicht zu Gebote steht. Man erzählt, daß am Tage der Bahneröffnung mit dem ersten direkten Personenzuge halb England in Liverpool und Manchester und allen Ortschaften der Linie entlang zusammengeströmt war. Trotz der Anwesenheit des Marschall Wellington und des Minister Pitt blieb der Bergmann Georg Stephenson ohne Rival der Held des Tages. Seine fanatischsten Gegner wurden seine begeistertsten Lobredner, und seine Feinde von der Bahnverwaltung unterstützten jetzt seine Bestrebungen auf das wärmste. Und diese Richtung durchdrang alle Schichten der Bevölkerung. Im fortdauernden Gefühl der Verehrung hat England zu Darlington und zu London die ersten Lokomotiven, welche Stephenson erdachte, auf Postamenten zu ewigem Andenken aufgestellt, als Trophäen aus dem Rüstzeug eines Ritters vom Geiste. Die dankbare Erinnerung der gesammten Menschheit wird selbst diese ehernen Denkmäler überdauern.

Dr. M. T.

Springfluth an der deutschen Nordseeküste. (Bild Seite 65.) Das welkende Laub streut eine Fülle rothgelber Farbentöne in die Landschaft. Das leise Sterben und Entfärben mindert zwar der Natur üppiges Prangen, erhöht aber den Reiz der Szenerie. Der Herbststurm zieht klagend über die Stoppelfelder und die Vögel rüsten sich zum Aufbruch nach frischbegrünten Ländern. Verschwunden ist der summende Gaukelreigen in den Lüften und das rastlose Treiben im Grase. Wohl winkt aus dürrem Laub die saftige Traube, doch um Blumenleichen zieht die geschäftige Spinne ihren kunstreichen Silberfaden. Was man verlieren soll, achtet man doppelt werth. Dies wohl der Grund, weshalb uns des Herbstes Wehmuth beschleicht, und der Hoffnung auf die wechselnden Freuden der Jahreszeiten nur wenig Platz läßt. Wenn der Binnenländer die Ernte geborgen, kann er getrost den Stürmen des Herbstes entgegensehen. Anders gestaltet sich die Sache beim Küstenbewohner. Er hat nicht nur die Jahreszeiten, sondern auch die Gezeiten, d. h. Ebbe und Fluth, zu beachten. Diese gewaltige Fluthwelle, bekanntlich durch den Einfluß des Mondes erzeugt, die am stärksten in der Nähe des Aequators ist und nach den Polen zu allmählich abnimmt, bewacht der Küstenbewohner jahraus jahrein mit scharfem Auge. Sie zwingt den unermüdlichen Streiter zu steter Kampfbereitschaft. Sie regelt seine Thätigkeit, weil sie, von Ost und West fortschreitend, entsprechend der entgegengesetzten Umdrehung der Erde,

regelmäßig zweimal in vierundzwanzig Stunden an jedem Küstenort erscheint.

Unser Bild führt uns an die deutsche Nordseeküste, die sich von Holstein bis nach Holland erstreckt. Hier, von der Elbe bis zur Ems, giebt es kein Felsengestade, welches der Brandung der Meereswogen eine unverrückbare Grenze gezogen; soweit das Auge schweift, ist alles in jahrhundertelanger Arbeit dem gewaltigen Meer abgerungen und die Welle, die einstmals das fruchtbare Land überfluthete, ist längst durch den Deich gebannt. Wenn die tiefe Ebbe weit hinaus den Meeresboden bloßlegt und endlose Schlamm- und Sandfelder zeigt, sucht sie der Mensch dem Meere abzugewinnen, indem er unermüdlich seine Schlengen und Stackwerke hinausbaut. Haben diese ihre Pflicht gethan, wenn die Hochfluthen gegen das Werk von Menschenhand donnern, d. h. haben sie den Schlamm gefangen und den unrastigen Boden gefestigt, so wird die Fläche eingedeicht, auf welcher bald üppiges Grün emporschießt, und ein fruchtbares Stück Land ist gewonnen. So entsteht das „Vorland" oder das „Groden". Der Jahdebusen, ein Meereseinschnitt westlich von der Wesermündung, der früher ein blühendes Land mit reichen Dörfern war und in einer einzigen schrecklichen Sturmnacht der Springfluth zum Opfer fiel, wird auf diese Weise Fuß um Fuß dem gierigen Element wieder abgerungen, das sich jedoch nicht willig aus seinem gewohnten Bett drängen läßt. Während des Voll- und Neumondes, wenn die Anziehung des Mondes gemeinsam mit der der Sonne wirkt, erreicht die Fluth ihren Kulminationspunkt und wird so wegen ihrer reißenden Anschwellung die Springfluth genannt. Haben nun, wie es im Frühjahr und Herbst zumeist der Fall ist, die stürmischen Westwinde große Wassermassen durch den Canal La Manche in die Nordsee getrieben, so findet die Springfluth bereits einen hohen Wasserstand vor und schickt sich dann nur zu leicht an, die menschlichen Eingriffe in ihr Reich zu rächen. Es ist ein erhabenes, geheimnißvolles, grauenerregendes Schauspiel, zu sehen, wie die Wellen heranstürmen, begierig, jedes Hinderniß zu zerschmettern. Ungeahnt rasch schwillt das Wasser zu drohender Höhe, und wehe dem Vieh, das auf den fetten Weiden des Vorlandes grasend, nicht zeitig genug auf ein höheres Terrain oder in den Schutz des festen Deiches geflüchtet ist. Im Nu ist das schwache Hinderniß des Außendeiches übersprungen und mit furchtbarer Gewalt bricht das entfesselte Element herein über das grüne Weideland. Wo eben noch die grünen Halme im Winde schaukelten, da tummelt sich jetzt die graue schäumende Woge, springt gierig hinauf an die feste Böschung des Deiches und treibt ihr Spiel mit den Kadavern der ertrunkenen Rinder oder mit den Körpern der unglücklichen Menschen, die weit vom Deich bei rüstiger Arbeit das gewaltige Schwellen der Springfluth nicht frühzeitig genug bemerkten und auf ihrer wilden Flucht dem unerbittlichen Element zum Opfer fielen. Die Platen oder Sande in Elbe, Weser und Jahde, die Vorposten des Marschlandes, sind besonders der Springfluth ausgesetzt, und die Lokalblätter berichten häufig genug von den Verheerungen derselben. Der Marschbewohner aber läßt sich dadurch nicht zurückschrecken; mit zäher Ausdauer beginnt er immer aufs neue den uralten Kampf mit der Wuth der Elemente und bewahrt sich dadurch jene Kraft und jenen kaltblütigen hartnäckigen Muth, der den Friesen seit unvordenklichen Zeiten bis auf die Gegenwart auszeichnete. Dr. M. T.

Hans Sachs (Schluß, cf. Nr. 2). Im Jahre 1510, siebzehn Jahre alt, ging der Schustergesell Hans Sachs in die Welt hinaus, und kreuz und quer zog er in deutschen Landen umher, hinauf bis Lübeck und hinab bis in's Tirolische und nach Wien. Eine Zeitlang hielt ihn die Abenteuerlust als Waidmann in kaiserlichem Dienst, bald aber kehrte er zum friedlichen Handwerk zurück, und im Alter von neunzehn Jahren schlug ihn der Drang zu dichten so sehr in Fesseln, daß er sich vornahm, ihm zuliebe auf alle anderen Vergnügungen zu verzichten. 1513 dichtete er in der Weise der Meistersänger sein erstes Bar, d. i. Lied, das bei den Fach- und Kunstgenossen günstige Aufnahme fand. 1516 kehrte er nach Nürnberg zurück, um sich zunächst in der Vorstadt Wöhrd als Meister niederzulassen. Drei Jahre darauf führte er Kunigunde Kreuzerin aus Wendelstein als sein eheliches Weib heim; später siedelte er nach der innern Stadt über, und nicht lange währte es, so hatte er es als Schuhmacher und Poet zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Und er verdiente beides redlich, denn wie er als ehrsamer Handwerksmeister sein Geschäft verstand und eine auch über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus ausgebreitete Kundschaft zu befriedigen wußte, so war er bald unter der an 250 Poeten starken Meistersängerschaft des ehrwürdigen Nürnbergs der bedeutendste und angesehenste. Der geistige Fonds, welchen er auf seinen Wanderungen gesammelt und in seiner Werkstatt unermüdlich vermehrt hatte, war ein erstaunlich großer. Höchst wahrscheinlich hat er alles studirt, was damals in deutscher Sprache gedruckt war, und außer diesem noch vieles, was nur handschriftlich vorlag. Er kannte die römischen und griechischen Schriftsteller aus Uebersetzungen und Auszügen, war zuhause in der klassischen Mythologie, in der deutschen Sagenwelt und in der alten und neueren Geschichte, und vor allem war er bibelfest, wie irgend ein anderer. Auch die bedeutendsten neueren Schriftsteller des Auslandes, Bocaccio, Petrarca und andere, kannte er und ihre Werke wußte er als Grundlage und fruchtbaren Boden für sein eigenes poetisches Produziren trefflich zu benützen. Sein Wissen bot ihm seine Stoffe; seine Phantasie erfand sie nicht, sein Verstand fand sie, aber immer wußte er ihnen den Stempel seines Geistes aufzuprägen, sie originell zu gestalten. Dabei war er keineswegs wählerisch — alles, was er wußte und erlebte, wurde ihm zum Gedicht. Freilich konnte es bei der daraus hervorgehenden Massenhaftigkeit und Vielseitigkeit seiner Produktion nicht immer ächte Poesie sein, die er schuf, oft war es eitel Reimerei, in der er sich erging und seinen Zeitgenossen genugthat; aber dennoch war er nicht nur der fruchtbarste, sondern auch in mehr als einer Beziehung der hervorragendste deutsche Dichter der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der handwerksmäßige Regelzwang der Meistersängerei vermochte seine Begabung weder zu ersticken noch zu fesseln. Er blieb zwar zeitlebens der Singschule ergeben und erfand selbst mehr als ein Dutzend neuer Töne, d. h. Melodien, für seine nach dem Gesetze der Schule, der Tabulatur, gedichteten Gesänge, deren 4275 in 275 verschiedenen Meistertönen gezählt wurden, aber diese Gesänge widmete er nicht einem größeren Publikum, sondern nur der Schule, deren Aufgabe, die Veredlung des Handwerkerlebens, in der That belangreich und wichtig genug war. In 34 Foliobände hat er selbst seine gesammten Dichtungen zusammengetragen. Dieselben gipfeln in nicht weniger als 208 Dramen und ungefähr 1700 Schwänken und Erzählungen. Unter den Dramen ragen seine Komödien, insbesondere die Fastnachtsspiele, durch die Vielseitigkeit und Geschicklichkeit der Erfindung, durch die Lebendigkeit der dramatischen Gestaltung und die ihrem Gegenstande durchaus angemessene Sprache hervor. Es zeigen jedoch auch seine größeren Schauspiele, daß er auf dramatischem Gebiete an der Spitze seiner Zeitgenossen einherschritt; denn er ließ sich nicht genügen, wie diese es zumeist thaten, an den Stoffen, welche die biblische Geschichte oder das gewöhnliche Alltagsleben bot, sondern er holte sich auch seine dramatischen Stoffe aus den verschiedensten Gebieten der Geschichte und Sage, aus den Novellen und Dramen der neueren Ausländer, wie aus denen der Alten. Am höchsten steht Hans Sachs als Schwankdichter, deren Stoffe, so lebendig gefühlt und packend dargestellt, aus dem ihn umgebenden Leben genommen oder mit dessen Formen und Farben bekleidet sind, daß sie heute noch zu dem besten gezählt werden müssen, was in der deutschen Literatur überhaupt derart geschaffen worden ist. Bei dem aufrichtig religiösen Charakter, wie er dem größeren Theile des deutschen Volkes damals eigen war, ist es natürlich, daß Hans Sachs auch Kirchenlieder geschaffen hat, die sich den besten Leistungen dieser Gattung würdig anreihen. Auch hier tritt der enge Zusammenhang seines Dichtens mit seinem Leben zutage; wenn sein Herz besonders bewegt war, wenn ihn Kummer und Sorge übermannen wollte, wie zu jener Zeit, wo die grause Pestilenz über der alten Reichsstadt ihre schwarzen Fittige zusammenschlug, da erhebt er in frommem Liede die Stimme zu seinem Herrgott um Trost und Hülfe. Im Jahre 1560 starb seine erste Frau, die ihm 7 Kinder geschenkt hatte. Schon im folgenden Jahre heirathete er wieder, und zwar die junge und schöne Barbara Harscherin, auf die er das Gedicht „Köstlich Frawenlob" gedichtet hat. Bis in sein hohes Alter bewahrte er seine Lebens- und Dichtungslust, erst im 78. Lebensjahre begannen alle seine Kräfte zu versiegen, sodaß er die letzten drei Jahre, bis zu seinem am 19. Januar 1576 erfolgten Tode, in zunehmender Theilnahmlosigkeit für alles, was um ihn vorging, verbracht hat. In ihm starb eines der merkwürdigsten Beispiele von der hohen geistigen Entwicklungsfähigkeit, welche sich das sogenannt niedere Volk Deutschlands auch während der trübsten Zeiten bewahrt hat — eine Entwicklungsfähigkeit, die zu Gunsten deutscher Kunst und Wissenschaft nicht gar selten herrliche Blüthen gezeitigt hat.
B. G.

Auf einem im Auftrage der berühmten Patrizierfamilie Welser, die 1528 bereits Venezuela in ihren Besitz gebracht hatte, im Jahre 1533 unternommenen Eroberungszuge in Südamerika hörte man auch von einem in diesem Lande existirenden Weiberstaate erzählen, dessen Mitglieder „mit den Männern gar kein gemeinschaft haben, dann etlich Zeit im Jahr in aller maß und gestalt wie man von Amasonen schreibt." Daraufhin soll der bekannte große südamerikanische Strom den Namen „Amazonenstrom" erhalten haben. Dr. M. V.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 7. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Auf dem tiefgefurchten Antlitz des alten Herrn zeigte sich wieder jener bittere, schmerzliche Zug, den Fritz schon oft bemerkt hatte. „Seit der Zeit, lieber junger Freund, habe ich ein Leben geführt, das mich fast nie zur Besinnung auf mich selbst, zum Verkehr mit meinen Mitmenschen, zur Beschäftigung mit den Weltereignissen kommen ließ. Korrigiren und abschreiben — es wird Ihnen gleichfalls nicht unbekannt geblieben sein, daß mir mehrere der Professoren unserer Universität ihre über die Maßen unleserlichen Manuskripte zum Abschreiben, zuweilen auch zum Druckreifmachen, zu übergeben pflegen! — abschreiben und korrigiren von früh um 5 Uhr mit ganz kurzen Unterbrechungen bis abends gegen 11 Uhr, und manchmal noch länger — das füllte meine Zeit, das stumpfte meinen Geist ab beinahe bis zur Denkunfähigkeit. Jetzt ist es grade ein halbes Jahr her, daß ich anfing, in eine Lage zu kommen, in der ich mich ein wenig besser fühlen konnte, als das Arbeitsthier in der Tretmühle. Der junge Gandersberg erhöhte von freien Stücken meinen Gehalt, sodaß ich bei meinen durch die vieljährige bittere Noth tief herabgedrückten Bedürfnissen im stande war, auf die geisttödtendste unter meinen geisttödtenden Arbeiten, auf das Abschreiben, zu verzichten. Seitdem besuche ich auch regelmäßig zweimal in der Woche dieses Lokal hier, wo in ganz P. die meisten Zeitungen zu finden sind, und suche wieder einige Fühlung zu gewinnen mit der Welt und den Ereignissen des öffentlichen Lebens. Heute nun bin ich auf's neue einen mächtigen Schritt vorwärts gekommen auf der Bahn zu einem wenigstens einigermaßen sorgenlosen Lebensabend. Die Hoffnung, schließlich doch irgendwo an einer Privatlehranstalt eine Anstellung zu erhalten, hatte mich die ganze trostlose Zeit über nicht verlassen. Freilich hätte ich in den letzten Jahren eine solche, so lang ersehnte Anstellung nicht einmal annehmen dürfen, denn ich war ja lange aus jeder für mich nutzbringenden Berührung mit der Wissenschaft herausgekommen, hatte, weit davon entfernt, mit der Wissenschaft fortzuschreiten, schmerzerfüllt, aber machtlos gegen mein Mißgeschick, wahrnehmen müssen, wie die mit den Jahren zunehmende Vergeßlichkeit die Lücken meines Wissens beständig erweiterte. Seit ich aber nun die meisten Tage in der Woche wenigstens von 7 oder 8 Uhr abends, frei habe, ist es mir vergönnt, mich auch wieder hinter meine lieben alten Bücher zu setzen, und auch ihrem jungen prächtigen Nachwuchs die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken; sodaß es mir gelang, zunächst auf dem mir liebsten Wissensgebiete, dem unsrer herrlichen deutschen Literatur, die gefährlichsten Breschen zu füllen. Deswegen konnte ich es denn mit meinem Gewissen vereinbaren, den ehrenvollen Antrag dankbar anzunehmen, welcher mir heute durch die Vermittlung unsres braven jungen Gandersberg gemacht worden ist. Eine Anzahl wohlhabender Familien will nämlich ihren Töchtern Vorträge über literarhistorische Gegenstände halten lassen, und sie haben mich ersucht, diese Vorträge zu übernehmen. Ich soll wöchentlich dreimal — Sonntags zwei Stunden, Dinstags und Freitags je eine Stunde — vortragen, und dafür ein Honorar von monatlich 40 Thalern empfangen. Die Zahl der Zuhörerinnen ist dabei auf zehn beschränkt und die Dauer des Engagements auf ein Jahr garantirt. Ich habe so für dieses nächste Jahr ein sicheres Einkommen von monatlich 75 bis 85 Thalern, kann ganz ausgezeichnet leben und studiren, und gedenke mir sogar sehr bequem ein paar hundert Thälerchen als Nothpfennig zurücklegen zu können. Und nun begreifen Sie, lieber Lauter, warum ich heute fröhlich war und so redselig, als wenn Sie Ihre Zeit gestohlen hätten, Sie guter, geduldiger junger Mann. Sie werden froh sein, wenn Sie heute den alten Schwätzer los sein werden, — gestehen Sie's nur ganz ruhig ein!"

Fritz versicherte der Wahrheit gemäß, daß ihn die Erzählung des alten Herrn auf das lebhafteste interessirt haben würde, wenn sie auch noch einmal so lang gewesen wäre.

„Ich hätte es garnicht für möglich gehalten," sagte er, „daß so etwas einem Menschen passiren könnte. Es packt einen ja ein Grausen, wenn man bedenkt, daß vor solch' einem Schicksal am Ende kein Mensch sicher ist."

Herr Klose zuckte die Achseln und seufzte. „Wenn die Zeiten auch besser und die Menschen menschlicher geworden sein mögen im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts, so scheinen mir doch die Parteileidenschaften auch heute noch, wie zuvor, viel zu erregbar, das Humanitätsgefühl noch viel zu sehr eingedämmt und abgeschwächt vom Nationalitäten- und Klassenhaß, von Meinungsfeindseligkeit und Unduldsamkeit, als daß ich ein derartiges Niedergetretenwerden eines harmlosen Einzelnen von dem Gange der politischen Geschehnisse für gänzlich unmöglich halten könnte. Aber so leicht ist es doch nicht mehr möglich; in weit größeren Kreisen des Volkes als früher macht sich jetzt politisches Bewußtsein geltend, ein reges und nicht mehr ganz an der Oberfläche des Wissens haften bleibendes Bildungsbedürfniß hat sich der Leute, der Höhergestellten sowohl als der Niederen bemächtigt, — das deutet mit Sicherheit auf ein rasches Fortschreiten des Zeitgeistes und damit

auf einen beträchtlichen Zuwachs an Humanität. Welcher reiche Bürger hätte vor zwanzig, dreißig Jahren daran gedacht, seinen erwachsenen Töchtern ein ganzes Jahr lang Literaturvorträge halten zu lassen? Das ist auch ein Zeichen der Zeit, lieber Lauter, glauben Sie mir."

„Ja, es ist merkwürdig," erwiderte Fritz Lauter, „ich hatte gemeint, die reichen Leute, und besonders die Damen, kümmerten sich nur sehr wenig um die Wissenschaft. Wäre es nicht unbescheiden, wenn ich Sie bäte, Herr Klose, mir zu sagen, wer die Herrschaften sind?"

„Nicht im geringsten, nicht im geringsten, lieber Lauter. Die eine der in Rede stehenden Familien ist die des Eisenbahndirektors Oberbaurath Schneemann, eine andre die des Justizrath Wichtel, ferner die des reichen Privatier Herrn Alster —"

„Alster!" rief Fritz, der schon bei dem Namen Wichtel erstaunt aufgehorcht hatte, sehr überrascht aus. „Wanda Alster wird Ihre Schülerin, Herr Klose?"

Herr Klose war seinerseits über das lebhafte Interesse, welches Fritz Lauter an dem zuletzt genannten Namen an den Tag legte, auch ein wenig verwundert. „Sie kennen die Familie Alster oder wenigstens Fräulein Alster, deren Vornamen i ch nicht einmal weiß?"

Fritz überwand rasch den Anflug von Verlegenheit, welcher ihn ob seines sicherlich recht auffälligen Herausplatzens mit seiner Theilnahme für Wanda überkommen hatte, und theilte Herrn Klose in wenigen Worten mit, daß Herr Alster ein Bekannter seines Vaters gewesen sei, und daß er, Fritz, ein Jugendgespiele Wanda's und vor kurzem der Familie wieder begegnet sei.

„Es scheinen sehr liebe Leute zu sein, die Alster," meinte Herr Klose; „Herr Alster grade soll es gewesen sein, welcher mir das einträgliche und ehrenvolle Engagement verschafft hat. Sie können Sich denken, daß es mehr als einen jungen Privatdozenten gibt und manchen Gymnasiallehrer, der mich darum beneidet. Ich habe mich selbst am meisten gewundert, daß man auf mich, den unbeachtet, fast vergessen dahinlebenden, ehemaligen Schulmeister verfallen ist, einen Menschen ohne jede Spur wissenschaftlichen Rufes —" Herr Klose unterbrach sich. „Es muß aber wirklich schon sehr spät sein; die Herren an dem kleinen Stammtisch da drüben, der flotte Herr Schweder und sein Freund, der Fabrikant — wie heißt er doch? — erheben sich zum Aufbruch!"

Fritz schaute hinüber. Herr Schweder half grade einer hochgewachsenen Dame von elegantester Toilette die Sammetmantille um die schönen Schultern legen. Fritz Lauter mußte wohl etwas länger hingeschaut haben, als grade nöthig gewesen wäre, denn Herr Klose sagte lächelnd und nicht ohne tiefere Beziehung:

„Schauen Sie nicht zuviel nach den schönen Frauen der vornehmen Stände, lieber Lauter; solch' ein prachtvoll gefiederter Paradiesvogel hat schon manchem Jüngling aus dem Volke das ehrliche Herz geraubt und die Freude an den anspruchsloseren Töchtern seines Standes verdorben."

Fritz Lauter schüttelte sehr energisch den Kopf. „Nein, verehrter Herr Klose," betheuerte er, „so rasch folgt mein Herz meinen Augen nicht, und so thöricht bin ich auch nicht, daß ich eine vornehme Dame mit anderen Gefühlen, als mit denen eines Interesses, wie man es für ein schönes Bild oder so etwas empfindet, anschauen könnte."

„Nun, nun, Sie sind noch sehr jung, und Ihr Herz —" Herr Klose brach wieder ganz plötzlich ab. Jetzt starrte er mit weitgeöffneten Augen nach der Dame hin, die sich eben zum Gehen gewendet hatte und direkt auf den Tisch zukam, an dem Herr Klose und Fritz Lauter saßen.

„Daß die Thür nach der Straße so früh geschlossen wird, ist abscheulich," sagte die Dame zu Herrn Schweder, der dicht an ihrer linken Seite schritt. „Man muß bei allen möglichen Leuten Revue passiren."

„Warum nicht, meine Gnädigste?" entgegnete Herr Schweder. „Die Sonne strahlt ja auch aller Welt, ohne sich zu beklagen!"

„Wenn ich die Sonne wäre, lieber Freund, so würde ich jetzt die schwärzeste Gewitterwolke rufen, um mein Haupt zu verhüllen, aus Aerger, daß mir so geistreiche Lippen eine so verbrauchte Schmeichelei sagen."

„Ich kann mit dem besten Gewissen von der Welt versichern, meine schönste, gnädige Frau, daß der Vergleich, den ich wagte, tiefere Beziehungen und viel größere Berechtigung für mich hatte, als Sie vermuthen können. Sie waren mir heut Abend die Sonne, welche mir einen dunklen Pfad tageshell beleuchtet und meinen Kopf mit einem gradezu genialen, sieghaften Gedanken befruchtet hat."

Die schöne Frau Senkbeil schaute Herrn Schweder prüfend in's Auge. „Das müssen Sie mir gelegentlich erklären."

Sie war an der Thür angekommen und nahm den Arm ihres Gatten, der mit einem älteren Herrn, einem Verwandten, welcher seine Gattin heute in's Theater und dann hierher in's Restaurant Weinhold begleitet hatte, hinter den beiden hergeschritten war.

Herr Klose schaute der Gesellschaft nach mit so gespannter Aufmerksamkeit, mit so offenbarem Entsetzen, als hätte er ein Gespenst gesehen.

„Die Dame ist wirklich sehr schön," sagte Fritz, der nicht recht wußte, wie er das Benehmen des alten Herrn deuten sollte. „Dieses langgelockte, röthlich goldene Haar und diese großen, dunklen Augen, — ich glaube so ein schönes, eigenthümliches Frauengesicht noch nie gesehen zu haben, ich meine, man könnte sich fürchten vor diesen Augen."

„Sie haben recht, — in Ihnen stecken die trefflichsten Anlagen zu einem ausgezeichneten Menschenkenner, liebster, bester Lauter," erwiderte Herr Klose, sichtlich tief erregt. „Fürchten könnte man sich vor diesen Augen und vor den goldig schillernden Schlangenlocken. Ich habe zwar nicht, wie Sie, niemals eine so eigenthümliche Schönheit gesehen, aber doch nur einmal, und ich hoffte, sie nie wiederzusehen."

„Sie kennen also die Dame, Herr Klose?"

„Ich — Sie kennen — diese Dame? O nein, gewiß nicht. Die Dame ist doch sicher noch sehr jung, nicht wahr, lieber Lauter? Sie muß jung sein, ganz ohne Zweifel!"

„Ich würde diese Dame auf höchstens fünfundzwanzig Jahre schätzen," entgegnete Fritz Lauter, indem er Herrn Klose verwundert betrachtete.

„Natürlich, höchstens fünfundzwanzig Jahre!" wiederholte der alte Herr, wie erleichtert. „Sie werden Sich wundern, daß ich mich so lebhaft für die junge Dame interessire; es rührt das daher, daß ich einst jemanden gekannt habe, vor langer, langer Zeit gekannt und zum letztenmal gesehen habe, der dieser jungen Dame sehr auffallend ähnlich sah, wie mir wenigstens im Augenblick schien, — vielleicht täusche ich mich, mein Gedächtniß ist so wenig zuverlässig."

Herr Klose sagte das in einem Tone, der es Fritz räthlich erscheinen ließ, von der Sache nicht weiter zu sprechen. Eine angenehme Erinnerung konnte es jedenfalls nicht sein, die in dem mit freundlichen Erinnerungen überhaupt nicht gesegneten Manne aufgestiegen war.

„Wir werden bald die letzten Gäste sein," bemerkte Fritz daher zum endlichen Aufbruch mahnend.

„Sie haben recht, gehen wir. Und wenn Sie morgen, oder wohl eigentlich heute, früh um 7 Uhr Sich noch am Setzkasten den Schlaf aus den Augen reiben müssen, so denken Sie, lieber Lauter, daß Ihre Müdigkeit einem Freundschaftsdienst geschuldet ist, den Sie einem freude- und freundesarmen alten Menschen geleistet haben."

* * *

Am nächsten Morgen gegen 11 Uhr sehen wir einen Miethwagen vor dem großen Portale des alsterschen Hauses halt machen.

Einer unsrer Bekannten von gestern Abend, Herr Schweder, springt heraus und winkt dem Kutscher, zu warten.

Mit tiefem Komplimente wird der elegante Herr von dem gemüthlichen August empfangen.

„Herr Alster zu sprechen?"

„Bedaure sehr — gnädiger Herr für niemanden sichtbar."

„Für niemanden sichtbar?" Herr Schweder kannte das. Er griff in die Westentasche, worin sich ein kleines Vorrathsmagazin bestechlicher Gründe für die Nothwendigkeit, den gnädigen Herrn sofort zu sprechen, befanden. „Ich muß Herrn Alster sogleich sprechen."

Der pfiffige August war nicht gewöhnt, sich für derartige Liebenswürdigkeiten unzugänglich zu erweisen. Aber er that ein wenig verlegen. „Bitte um Verzeihung! Habe mich wohl nicht deutlich ausgedrückt," sagt er und ließ das Geldstück, welches ihm der freigebige Herr Schweder in die Hand gedrückt, nachdem er sich durch das Gefühl überzeugt hatte, daß es ein ganzer harter Thaler war, höchst befriedigt in der Westentasche verschwinden. „Herr Alster sind vor einer Stunde verreist, kommen aber," fügte er tröstend hinzu, als er sah, daß sich des Besuchers Gesicht

unwillig verfinsterte, „noch in dieser Nacht zurück und werden morgen früh sicher zu sprechen sein."

„Wenn ich der erste sein könnte, den Herr Alster nach seiner Rückkehr vorläßt, so" — Herr Schweder hielt inne und machte wieder eine, diesmal nur andeutende Bewegung nach seiner Westentasche — „so würde es mir lieb sein."

August verbeugte sich mit verständnißinnigem Lächeln. „Es sind noch niemand vorgemerkt; gnädiger Herr sind der erste. Wenn der Herr um punkt 10 Uhr hier sein wollen, so — ganz gewiß — der gnädige Herr können sich darauf verlassen."

„Gut, werde mich davon überzeugen." Herr Schweder betonte das letzte Wort bedeutungsvoll und wandte sich zum Gehen. Da schien ihm noch ein Gedanke zu kommen; er kehrte sich wieder zu August und schaute ihm noch einmal in das gemüthliche, pfiffige Gesicht. Was Herr Schweder sah, mußte ihm nicht übel gefallen, denn er lächelte fein und nickte August in wohlwollender Herablassung zu: „Adieu, mein lieber — Jean, nicht wahr?"

„Ohschüßt — wenn der gnädige Herr erlauben, Ohschüßt!"

„Aha! Also Adieu, Ohschüßt!"

August verbeugte sich viel tiefer, als es sonst seine Art war. „'N netter, sehr netter Herr," brummte er vor sich hin, als Herr Schweder fort war. „Weiß vernünftige Leute vernünftig zu behandeln. Nicht so, wie dieser Doktor Juri, dieser Wichtel; alle Jubeljahre zehn Groschen" — August machte eine unsäglich verächtliche Geberde —, „lumpig nenne ich so was, pfui Teufel!"

Herr Schweder war indeß wieder in seinen Wagen gestiegen. „Nach der großen Allee, und diese in mäßigem Tempo entlang!" Dann lehnte er sich in den Fonds des Wagens bequem zurück und schien sich ganz in Nachdenken zu vertiefen.

In der großen Allee begann die Außenwelt wieder Interesse für Herrn Schweder zu gewinnen. Er sah sich aufmerksam nach beiden Seiten hin um. Es war, als ob er etwas oder jemanden suche. Dabei schien er jedoch nicht vom Zufall begünstigt — der Wagen hatte die ganze, wohl eine Viertelmeile lange, große Allee passirt, ohne daß Herr Schweder gefunden, wonach er ausgeschaut. Der Kutscher wandte sich fragend nach dem Fahrgast.

„Umkehren — die Allee wieder zurück!"

Dem Kutscher schien die Sache merkwürdig. Zum Spazirenfahren war ihm das Wetter nicht einladend genug, er schüttelte den Kopf, aber er gehorchte mit Vergnügen, — leichter konnte er sich sein Geld nicht verdienen. Aber seine Freude sollte bald ein Ende nehmen. Wenige Minuten, nachdem er den Rückweg in die Allee eingeschlagen, rief Herr Schweder:

„Halt — ich will spaziren gehen!" Er reichte dem Kutscher das taxmäßige Fahrgeld, nebst einem Trinkgeld, und stieg aus.

Jener lenkte kopfschüttelnd sein Gefährt der inneren Stadt zu, während Herr Schweder den Weg in die Vorstadt hinaus, den der Wagen soeben verfolgt hatte, weiterschritt. Er ging ziemlich langsam; dennoch holte er bald einen Dienstmann ein, der noch langsameren Schrittes nach derselben Richtung mehr bummelte als ging.

Der Dienstmann mochte einige dreißig Jahre alt sein, hatte ein intelligentes Gesicht und war sauber und mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet.

„Guten Tag, Willisch, — wie geht's?"

Der Dienstmann Willisch nahm sehr höflich die Mütze vom Kopfe und antwortete: „Danke, gnädiger Herr; nicht eben besonders."

„Wenig zu thun?"

„Viel zu thun, gnädiger Herr, viel. Aber nichts für unsereinen; alles Kommissionen, die der größte Esel auch besorgen kann. Wenn das nicht bald besser wird, ziehe ich mich vom Geschäft zurück. Dazu bin ich zu gut."

Herr Schweder lachte. „Recht so! Stolz lieb ich den Spanier; aber ich begreife nicht recht, Willisch, — unsere Offiziere und Studenten werden doch noch heimlich Mädchen auszuspioniren, Liebesbriefe zu befördern, kleine Pumpangelegenheiten zu regeln und dergleichen noble Kommissionen mehr zu besorgen haben, — ist das nicht Arbeit, des Schweißes eines Edlen werth?"

Der Dienstmann schüttelte mißmuthig den Kopf. „Unsere jungen Herren, gnädiger Herr, sind keinen Schuß Pulver werth. Die einen haben keine Spur von Poesie — möcht' ich sagen — im Leibe und die anderen keinen Heller Geld im Beutel; jeder ist sich selber Packträger genug. Wenn's hoch kommt, schickt mal der Lieutenant seiner Frau Hauptmann 'ne heimliche Torte oder der Bruder Studio seine Uhr auf's Pfandhaus, — in beiden Fällen ist keine Ehre einzulegen und setzt's selten mehr als fünf Groschen. Da verliert ein gescheiter Kerl schließlich alle Freude an seinem Beruf — das können Sie mir glauben, gnädiger Herr!"

Herr Schweder betrachtete sich den mißvergnügten Dienstmann mit sichtlichem Behagen. „Ich hätte eine Kommission, die einem sehr gescheiten Kerl Freude machen könnte, aber eben einen sehr gescheiten erheischt."

„Ah," machte Willisch mit Befriedigung, „und da haben Sie, gnädiger Herr, an mich gedacht, blos an mich, will ich hoffen?"

„Allerdings; erwarten Sie mich in einer Viertelstunde im Stadtpark am Schillerdenkmal. Ich habe für die Neugier der Leute hier schon zu lange mit Ihnen konferirt. Dort sollen Sie Instruktionen empfangen."

Herr Schweder entließ den Dienstmann mit einer Handbewegung und ging in mäßigem Tempo, wie er gekommen war, weiter.

Der Dienstmann zog wieder die Mütze und schritt darauf eilig, als hätte er sofort einen dringlichen Auftrag auszuführen, in der entgegengesetzten Richtung von dannen.

Eine Viertelstunde darauf bummelte der letztere wieder — anscheinend so harmlos als möglich — in den Laubgängen am Schillerdenkmal umher. Sein Beruf mußte ihm jetzt auf's neue Freude machen, denn er pfiff mit großer Virtuosität eine flotte Opernmelodie vor sich hin und sah heiter in die Welt hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

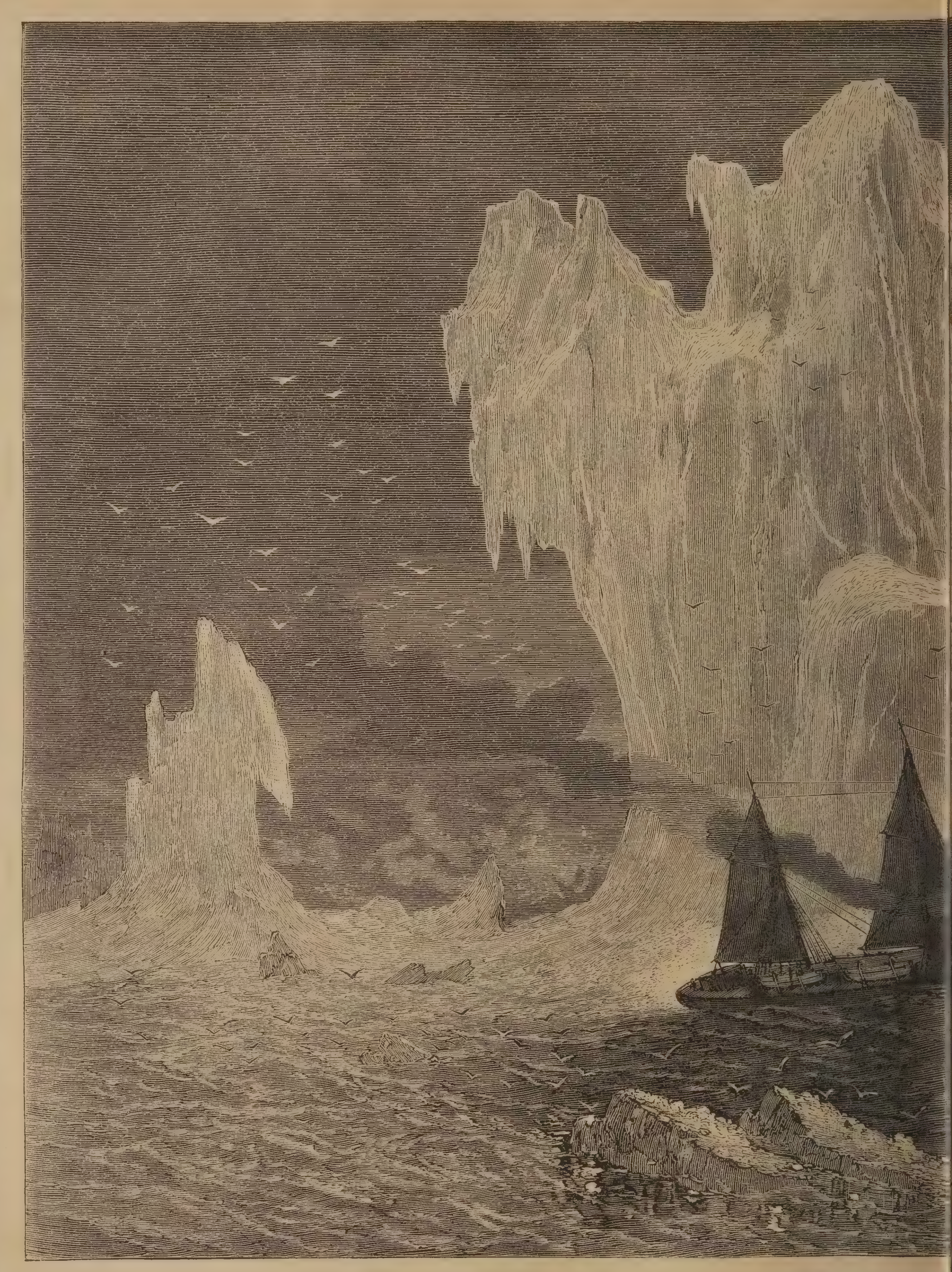
(Fortsetzung.)

„Nie vielleicht" — sagt Lewes über den nunmehr zwanzigjährigen Goethe — „war ein schönerer Jüngling in Straßburgs Mauern eingezogen. Lange, bevor er berühmt war, fand man ihn einem Apollo ähnlich; wenn er in ein Speisehaus trat, legten die Leute Gabel und Messer nieder und staunten ihn an. Bilder und Büsten geben nur eine schwache Andeutung von dem, was in seiner Erscheinung am meisten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben sie, nicht deren Spiel, und selbst in den bloßen Formen sind sie nicht genau. Seine Züge waren groß und frei geschnitten, ähnlich wie die schönen, leichten Linien der griechischen Kunst. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große, glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit, mit Pupillen von fast beispiellosem Umfang; die ein wenig gebogene Nase groß und fein geschnitten; der volle Mund mit der kurzen, aufgeworfenen Oberlippe höchst ausdrucksvoll; Kinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der diesen Kopf trug, schön und kräftig, — aber all' diese Einzelheiten sind doch nur ein Inventar, sozusagen, seines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild. Von Gestalt war er über Mittelgröße, aber obgleich eigentlich nicht groß, sah er doch so aus und wird gewöhnlich auch so beschrieben, so imposant war seine Erscheinung."

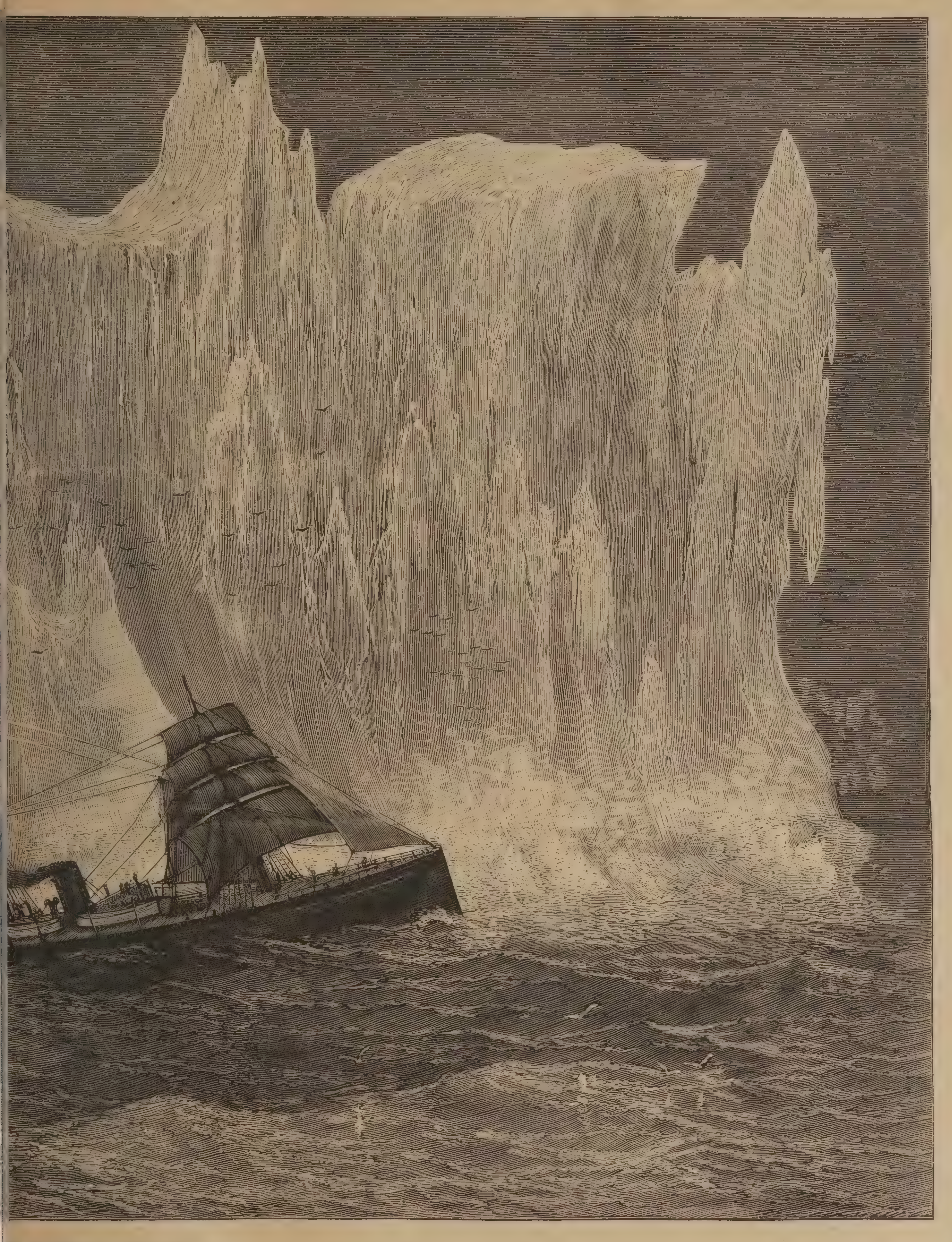
Leider werden mir die für diese Arbeit festgestellten Raumgrenzen nicht gestatten, den für Goethe's weitere Entwicklung so außerordentlich wichtigen straßburger Aufenthalt des Dichters in wünschenswerther Ausführlichkeit zu behandeln, sodaß ich nur das Allerwesentlichste aus dieser Zeit hervorzuheben vermag.

Dem juristischen Fachstudium lag er zu Straßburg anfangs ebenso wenig wie auf der leipziger Universität ob. Das großartige Bauwerk des Münsters, dem, kaum daß er den Postwagen verlassen, sein erster Weg in der altehrwürdigen, von einer eigenthümlichen Poesie umwobenen Stadt galt, war ihm vielmehr sogleich eine unwiderstehliche Nöthigung, sich in Gedanken „über deutsche Baukunst" zu vertiefen und wieder andere kunstgeschichtliche

und ästhetische Studien zu treiben. Der Charakter seiner Tischgesellschaft, welche zu einem guten Theil aus Medizinern bestand, brachte es in Verbindung mit den von Fräulein von Klettenberg in Frankfurt genährten Neigungen mit sich, daß er medizinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, so u. a. Kollegien über Anatomie, Chemie 2c., ja, selbst über Geburtshülfe und an den Uebungen in der Klinik theilnahm. Daneben beschäftigte er sich, durch den Theologen Franz Lerse und durch Jung-Stilling aufs neue dazu angeregt, wieder mit theologischen Fragen und Betrachtungen. Die Bekanntschaft mit dem Aktuar Salzmann wurde ihm insofern nützlich, als dieser ihn wenigstens zu einigem Fleiß in seinem rechtswissenschaftlichen Studium anregte und in letzterem unterstützte, ihn auch bewog, einen Repetenten anzunehmen, mit dessen Hülfe er sich auf das Examen vorbereitete, ohne sich eingehenden Studien des Faches hinzugeben. Den bedeutendsten Einfluß auf Goethe aber übte Herder aus, welcher seine Kenntnisse in der Volkspoesie und Völkergeschichte wesentlich förderte und besonders auch sein Interesse an den Werken Shakespeare's zu einem noch regeren gestaltete. Goethe hatte den letztern bereits in Leipzig durch die meist in Prosa gegebenen Uebersetzungen Wielands kennen gelernt, durch dessen im Jahre 1768 erschienene Dichtung „Musarion“ er damals ebenfalls mächtig angezogen worden war. „Musarion“ — bekannte er später — „wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte.“ Dem gewaltigen Genius Shakespeare's wurde besonders in der bereits im Anfang der sechziger Jahre von Salzmann gestifteten „Gelehrten Uebungsgesellschaft“, der u. a. auch die Juristen Mayland und Engelbach, sowie L. Wagner und J. M. R. Lenz angehörten, ein begeisterter Kultus gewidmet. Goethe schloß sich dieser auch von Herder fleißig besuchten Vereinigung auf das engste an, und in einer Rede, die er am 14. Oktober 1770, erst kurze Zeit nach der Bekanntschaft mit Herder, in einer Versamm-



Zusammenstoß mit e



...m Eisberge. (Seite 83.)

Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich erkannte, ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, — alles war mir neu, unbekannt und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen, und — Dank sei meinem erkenntlichen Genius — ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe."

„... Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an den unsichtbaren Fäden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind — nach dem gemeinen Styl zu reden — keine Plane; aber alle seine Stücke drehen sich um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt."

Durch diese Shakespearestudien zu dramatischem Schaffen angeregt, begannen jetzt die die Entwürfe von „Faust" und „Götz" in den Vordergrund seiner Gedanken und Erwägungen zu treten, neben denen er sich, wie sein straßburger Tagebuch beweist, auch mit dem Plane trug, ein Drama „Julius Cäsar" zu schreiben. Der „Götz von Berlichingen" war, wie bekannt, das erste Stück, welches zur Ausführung gelangte. „Durch

lung derselben hielt, spricht er sich beispielsweise über den Eindruck, welchen der große Brite auf ihn hervorbrachte, folgendermaßen aus: „Zur Zeit hab' ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Zeile, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine

die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken" — heißt es in „Wahrheit und Dichtung" — „hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biederen Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte

sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr zu nähern suchte...“

Neben allen diesen mannichfaltigen Studien, Entwürfen und Arbeiten verschmähte der junge Dichter auch in Straßburg den heiteren Lebensgenuß nicht. Besonders nahm er gern an öffentlichen Belustigungen theil und machte mit seinen Freunden während der schönen Jahreszeit Ausflüge in die freundliche Umgebung der Stadt, und wir müssen hierbei wieder zweier Herzensgeschichten Goethe's gedenken. Die eine, die merkwürdige Episode seiner Beziehungen zu den beiden Töchtern des Tanzlehrers, bei dem er „walzen“ lernte, den lebhaften Französinnen Emilie und Lucinde, soll uns hier nicht weiter aufhalten; man mag die von dem Dichter in „Wahrheit und Dichtung“ selbst gegebene Schilderung darüber lesen. Einer eingehenden Erwähnung aber scheint mir sein Verhältniß zu Friederike von Sesenheim werth, — jenes von unvergleichlichem Zauber umflossene Bild der Liebe eines Dichters.

Friederike Brion von Sesenheim, — schon aus diesem Namen weht dem Kundigen jetzt ein wundersamer, poesievoller Hauch entgegen, und ein eigenthümlicher Reiz, eine fast ergreifende Macht süßer und wehmüthiger Rückerinnerung scheint in den schlichten Worten zu wohnen!

Er sah sie zuerst bei einem Besuche, den er auf Veranlassung und in Gemeinschaft seines Freundes und Tischgenossen Weyland, des vorher erwähnten jungen Juristen, eines Oktobertags in dem Hause des evangelischen Pfarrers Johann Jakob Brion zu Sesenheim, wenige Stunden von Straßburg, machte. Sie trug, „fürwahr ein allerliebster Stern an diesem ländlichen Himmel, ein kurzes, weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze, — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm,“ und so empfand Goethe „das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen“.

Und sie sehen und sich in sie verlieben, war bei unserem Goethe eins. Und vollends, als sie dann draußen im Freien mit heller Stimme ihre lustigen elsasser und schweizer Liedchen sang, und als es in die klare Luft hineintönte:

„Vom Wald bin ich kommen, wo's stockfinster ist,
Und ich lieb' dich von Herzen, das glaub' mir gewiß,
Und da lacht er, da lacht er, der schelmische Dieb,
Als ob er wohl wüßte, wie sehr ich ihn lieb'.
Ei ja, ei ja, ei, ei, ei, ei, ei ja, ja, ja!“ —

da hatte die kleine Pfarrerstochter sein großes Herz ganz in Bann geschlagen. Wir wissen, was nun geschah, — welch' selige Tage und Wochen den beiden verflossen, — wir wissen, welches das Ende war, — daß Goethe ihr nach kurzem Rausch entsagte, — wir wissen aber auch, daß der Dichter selbst gestand, „das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet zu haben,“ und wir wissen aus dem Munde seines Sekretärs Kräuter, daß, als der Dichter ihm seine Erinnerungen an Sesenheim und Friederike vierzig Jahre später diktirte, daß da der Greis, im Zimmer auf und ab gehend, oft stehen blieb und im Diktiren innehielt, in langes Schweigen versank und seufzte und nur in leisem Tone weiter erzählte. Und wir verdanken seiner Liebesempfindung zu Friederike von Sesenheim eine Reihe der trefflichsten Lieder und das Märchen von der „Neuen Melusine“. Wir haben ferner das Selbstbekenntniß: „Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen (wie sie der Dichter nach seiner Trennung von Friederike anstellte) sein.“

Goethe hatte inzwischen ernstlich daran gedacht, sich dem von seinem Vater gewünschten Examen, durch welches er sich den Doktorhut erwerben sollte, zu unterziehen. Die lateinisch geschriebene Dissertation, so sehr sie dem Vater gefiel, fand jedoch nicht den genügenden Beifall der juristischen Fakultät, um zum Druck zu gelangen. Er durfte daher nur über eine Reihe auf das Staatsrecht bezüglicher Thesen disputiren und wurde daraufhin im August 1771 zum Doktor der Rechte promovirt. Gegen Ende desselben Monats kehrte er nach Frankfurt zurück, unterwegs in Mannheim noch neue schöne Eindrücke in sich aufnehmend, indem er hier zum erstenmal die herrlichsten antiken Bildwerke in Gypsabgüssen sah, „eine Sammlung trefflicher Abgüsse der durch Winkelmanns Schriften auf's neue in das geistige Leben der Gegenwart gerufenen Götter- und Heroenwelt Griechenlands.“

Sobald der junge Doktor wieder im Elternhause angekommen war, ließ er sich auf den Wunsch des Vaters als Advokat vereiden, ohne in der Folge sich indeß mit besonderem Eifer der juristischen Thätigkeit zu widmen. Den größten Theil seiner Zeit nahmen erneute Beschäftigungen mit der griechischen Literatur, der gothischen Baukunst, der Bibel und vor allem die Arbeiten am „Götz“ in Anspruch. Unter denen, welchen er seine Pläne mitzutheilen und das Geschriebene vorzulesen pflegte, befand sich jetzt auch J. G. Schlosser wieder, sowie dessen älterer Bruder Hieronymus, durch welche er mit dem Kriegszahlmeister J. H. Merck in Darmstadt bekannt gemacht wurde. Dieser Mann ist bekanntlich von der größten Bedeutung für Goethe gewesen, dessen unübertreffliches Talent und geistigen Reichthum er schon damals mit richtigem Blick erkannte. Merck stand mit den bedeutendsten Geistern jener Zeit, u. a. mit Herder, in intimen Beziehungen; ein feiner Kenner, namentlich der englischen Literatur und ein vielseitig Gelehrter überhaupt, wurde er wegen seines sicheren, treffenden Urtheils geschätzt, welches er vorzugsweise in seinen Beiträgen zu den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, zu Nicolai's „Allgemeiner Bibliothek“ und zu Wielands „Merkur“ niederzulegen pflegte. Durch diese neue Bekanntschaft wurde Goethe vor allem veranlaßt, ebenfalls zu den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ durch Beiträge aus seiner Feder in Beziehung zu treten, was wiederum zur Folge hatte, daß er mit einer Anzahl anderer gediegener Männer in Verbindung kam.

Die erste Bearbeitung des „Götz von Berlichingen“ entstand zu ihrem größten Theile im November 1771, zu welcher Zeit der Dichter an Salzmann schrieb: „Mein ganzer Genius liegt auf Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden! Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe.“ Indessen beschäftigte ihn die Dichtung, welche er bekanntlich noch zweimal bearbeitete, auch während seines nächstfolgenden Aufenthalts in Frankfurt noch, und die Veröffentlichung des Dramas fand erst im Frühjahr 1773 statt. Wie schon bemerkt, liegt die Bedeutung der straßburger Zeit für Goethe vor allem darin, daß sie seinem Geiste die Richtung auf eine ächt deutsche Bildung gab. Er stellte sich, sowohl durch Lessings rücksichtslose Kritik des damals allgemein herrschenden französischen Dramas wie durch das Studium Shakespeare's, direkt dazu angeregt, in dieser Schöpfung in einen prinzipiellen Gegensatz zu dem unnatürlichen, deklamatorischen Charakter des französischen Theaters, indem er die Personen des Stücks dem wirklichen Leben entsprechend auftreten, denken, reden und handeln ließ. Es spricht sich darin durchaus der Sturm und Drang in seiner damaligen Gemüths- und Gedankenwelt aus, und wenn es hier nicht unsre Aufgabe sein kann, näher auf die Komposition des Stückes, die Anlage und Durchführung der Charaktere desselben einzugehen, so glauben wir die Eigenart des Dramas — eine Bezeichnung für den „Götz“, die übrigens nicht zutreffend und deren Richtigkeit daher auch in Zweifel gezogen worden ist — und die Stellung desselben in der Reihe der goethe'schen Werke am besten durch folgende Worte des berühmten Biographen unseres Dichters zu verdeutlichen: „Besonders anziehend für einen Dichter dieser Zeit“ — sagt Lewes — „war im ‚Götz‘ die Weihe individueller Größe. Nicht durch seinen Rang, sondern durch seine Natur war er groß; seine Ueberlegenheit war nicht ein Erbtheil seines Hauses, nicht durch Hofgunst erlangt, sie ruhte allein auf seinem starken Arm und seinem unbezwinglichen Geist. Und war nicht auch der Kampf des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ein Kampf für die Anerkennung des Individuums, ein Kampf von Recht gegen Vorrecht, von Freiheit gegen Herkommen? Der Kampf des sechzehnten Jahrhunderts galt denselben Zielen; die Reformation war auf religiösem Gebiete, was die Revolution auf politischem: ein Widerstand gegen die Tyrannei des Herkommens, ein Kampf für die Rechte individueller Gedankenfreiheit gegen die starren Gesetze der herrschenden Klassen.“ Und, fügen wir hinzu: „Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit!“ sind die letzten Worte des sterbenden Götz, dieses Ritters mit der eisernen Hand und dem eisernen Willen....

So sehr sich Rath Goethe über den vorläufigen, durch die Promotion seines Sohnes gekrönten Erfolg der juristischen Studien desselben freute, so schien ihm doch auch jetzt das Wesen des Doktors noch zu exzentrisch, sein Gebahren zu kraftgenialisch, und daß er sich neben seiner literarischen Thätigkeit auch noch den Uebungen im Reiten, Fechten, Schlittschuhlauf mit erneutem Eifer hingab, gefiel ihm nun vollends garnicht. Er sandte ihn deshalb im Frühjahr 1772 nach Wetzlar, damit er sich beim dortigen Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht vertrauter mache.

Die Gesellschaft mehrerer junger, ausgelassener Gesandtschaftssekretäre, in der er sich zuerst in Wetzlar vergnügte, befriedigte ihn bald nicht mehr, und er schloß sich an den feingebildeten Gotter, welcher 1770 in Gemeinschaft mit Boie den „Göttinger Musenalmanach" gegründet hatte, an. Gotter veranlaßte in der Folge Goethe zu Beiträgen für Boie's Almanach und brachte ihn auch in Berührung mit den göttinger Dichtern (Klopstock, die Gebrüder Stolberg, Fr. Jacobi, Jung-Stilling), deren ungestümer Freiheitsdrang in Goethe mächtig nachwirkte und aus verschiedenen Stellen des „Götz" kraftvoll herausklingt. Durch denselben Mann wurde er auch mit dem damals 24 Jahre alten hannöverschen Legationssekretär Kestner bekannt, dem Bräutigam von Charlotte Buff. Letztere war die Tochter des Amtmanns Buff, der in Wetzlar ein Besitzthum des damals schon arg heruntergekommenen „Deutschen Ordens" verwaltete und daselbst das sogenannte „deutsche Haus" bewohnte. Welchen Eindruck Goethe auf Kestner machte, geht aus einem Briefe des letzteren hervor, dem wir folgende Stellen entnehmen: „Im Frühjahr 1772 kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Handthierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar u. s. w. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden." ... „Er hat sehr viel Talent, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt." ... „Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen soviel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt." ... „Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen." ... „Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner." ... „Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen." ... „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch. — Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte."

Goethe's Verhältniß zu Charlotte Buff ist bekannt. Sie war, damals erst 16 Jahre alt, bereits zwei Jahre mit Kestner versprochen, und flößte Goethe, kaum daß er sie kennen gelernt, durch ihr einfaches, natürliches, munteres Wesen eine schwärmerische Neigung ein, welche dann im „Werther", gemäß seiner schon hervorgehobenen inneren Nöthigung, das Selbsterlebte poetisch darzustellen, ihren charakteristischen Ausdruck fand. „Der Werther" — sagte der Dichter noch im Jahre 1824 zu Eckermann — „ist auch so ein Geschöpf, das ich, gleich dem Pelikan, mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin soviel Innerliches aus meiner eigenen Brust, soviel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten." Hinzugefügt mag noch sein, was Kestner über die Persönlichkeit seiner Braut Lotte sagt: „Sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen. ... Er (Goethe) bemerke bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz."

Mit Karl Wilhelm Jerusalem, dessen tragisches Schicksal der andere, wenn auch nicht direkte, Antrieb zur Schöpfung des „Werther" gewesen ist, und den wir hier schließlich noch kurz zu erwähnen haben, pflegte Goethe keineswegs Umgang, da der stille, schwärmerische junge Mann die Zurückgezogenheit liebte. Er war der Sohn eines protestantischen Pfarrers zu Riddaghausen und hatte Goethe bereits als Student in Leipzig kennen gelernt. Als Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft in Wetzlar weilend, verfiel er, von heißer Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes, des pfälzischen Sekretärs Herdt, erfaßt, immer mehr in Trübsinn und machte seinem Leben am 30. Oktober 1772 durch eine Kugel freiwillig ein Ende. Jerusalem war namentlich ein feiner Kenner der englischen Literatur, und grade die düster-schwermüthigen Dichtungen, die uns unter dem Namen „Ossian" überliefert sind, haben ihn wohl in die Irrgänge einer schwärmerischen, erschlaffenden Melancholie hineingelockt. Seine „Philosophischen Abhandlungen" hat Lessing, mit dem er zu Wolfenbüttel befreundet ward, im Jahre 1776 herausgegeben.

Am 11. September 1772 reiste Goethe, ohne vorher von Kestner und Lotte Abschied zu nehmen, von Wetzlar weg, um sich so einer Umgebung zu entziehen, die für sein Herz immer gefährlicher zu werden drohte. Nach einer herrlichen, an mannichfachen Anregungen reichen Lahnreise kam er in Koblenz an, wo er im Hause des Geheimraths von La Roche mit Merck zusammentraf und in Gesellschaft vor allem der Frau von La Roche, der Jugendgeliebten Wielands, und ihrer ältesten Tochter Maximiliane, der künftigen Mutter Bettina's, deren schwarze Augen mit feuriger Lebendigkeit in die trübe, nebelschwangere Atmosphäre seines Gemüths hineinleuchteten, schöne Tage verlebte. Dann ging es in Gesellschaft Mercks und seiner Familie den Rhein hinauf, wieder Frankfurt zu.

Nach der alten Mainstadt zurückgekehrt, widmete er sich sowohl, von seinem Vater darin unterstützt, der Rechtspraxis mit größerem Fleiß als vorher, wie er andrerseits, neben vorübergehenden Studien in der Malerei, seine literarischen Beschäftigungen, unter denen die Umarbeitung des „Götz" die erste Stelle einnahm, fortsetzte. Die Wirkung dieses Schauspiels war sowohl beim Publikum wie bei der Kritik eine große, eine fast enthusiastische. „Der kühne Ausdruck des Geistes der Freiheit, die Opposition gegen das französische Wesen, und die Originalität nicht weniger als die Kraft der Sprache bereiteten ihm einen Triumph durch ganz Deutschland." Die Nachahmungen folgten sich in so großer Zahl und in so rascher Folge, wie die Pilze aus der Erde hervorwachsen, sodaß das Stück auf die Entwicklung des deutschen Dramas, selbstverständlich, ohne daß Goethe eine Schuld daran zur Last gelegt werden kann, leider zunächst einen keineswegs heilsamen Einfluß ausgeübt hat.

Wenn wir im „Götz" den einen Merkstein der goethe'schen Sturm- und Drangperiode und das bedeutendste Werk dieser überhaupt erblicken müssen, so sind die „Leiden des jungen Werthers" der andere. Denn, wie mit Recht hervorgehoben worden ist, war diese Zeit nicht blos eine Periode titanenhaften, kraftgenialischen Ringens, sondern auch eine solche ungesunder Sentimentalität. Während der nächsten Jahre unterhielt der Dichter einen lebhaften Briefwechsel mit Kestner und Charlotte, hatte aber seine Leidenschaft zu dieser wohl schon überwunden, als er im Sommer 1773 den im Februar des folgenden Jahres vollendeten Roman begann, wenn auch die Worte, mit denen er das im September von 1774 an Lotte geschickte Exemplar begleitete, noch bewegt genug klingen. „Lotte," schrieb er, „wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte Dich, laß es außer Meyers niemand iezzo sehen, es kommt erst die Leipziger Messe in's Publikum. Ich wünschte, jedes läs' es allein vor sich, Du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtgen. Lotte Adieu Lotte!..." Wie bekannt, erregte das Buch das größte Aufsehen, nicht blos in Deutschland, sondern selbst in fernen Ländern, eben, weil es so ganz aus der Stimmung seiner Zeit heraus geschrieben war. „Diese (durch die englische Literatur, durch Youngs Nachtgedanken, Shakespeare's Hamlet und Ossian genährte) Gesinnung" — erzählt Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung" über die Ursache dieses außerordentlichen Erfolgs — „war so allgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte. ... Ich fühle mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde

daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen. ... Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

(Fortsetzung.)

Kehren wir nun zu unsrer Epoche des dreißigjährigen Krieges zurück. In Georg Neumarks „Palmenbaum" finden wir folgendes „Alamodisches Lied", welches einem gewissen Confusius Ollapotrida zugeschrieben wird:

Reverirte Dame,
Phönix meiner âme (Seele),
Gebt mir Audientz.
Ewrer Gunst meriten (Verdienste)
Machen zu Falliten (bringen zu Falle, machen zu schanden)
Meine Patientz (Geduld).

Ach, ich admirire (bewundere)
Und considerire (überlege betrachtend)
Ewre violentz (Grausamkeit);
Wie die Liebesflamme
Mich brennt sonder blame (ohne Tadel)
Gleich der pestilentz.

Ihr seid sehr capable (fähig, begabt),
Ich bin peu valable (wenig mächtig)
In der eloquentz (Beredtsamkeit).
Aber mein serviren (dienen)
Pflegt zu dependiren (abzuhängen)
Von der influentz.

Dann couliren (rollen) des Dichters Larmes (Thränen) über seine jouen (Wangen), sodaß Neptun rhume (Schnupfen) bekommt; „Meertriaden" und „Flußnajaden" und Tritonen, die Coquilles tragen (Flußgottheiten, die auf Muscheln blasen), würden nur rejouiret (erheitert) werden, wenn die Angesungene sich der abstinentz vom Hassen befleißigen würde. Dann würde das Meer süß werden und ihr „reverentz machen".

Dabei hatte man wenigstens die Ehrlichkeit oder Gewissenhaftigkeit, die fremden Worte in lateinischen Buchstaben zu schreiben und zu drucken; aber vielleicht soll das auch nur zeigen, wie gut der betreffende Schriftsteller mit Fremdwörtern vertraut ist, und es wäre also noch ein weiteres Stück Prahlerei und Eitelkeit!

Solcher Schwulst, wie in obigem, vielleicht satirischen Gedicht findet sich aber auch in den ernstgemeinten Gedichten jener Zeit, sodaß mit Recht Neumark ingrimmig fragen durfte: „Wenn auch alle anderen Sprachen ihre Uebersetzungen finden: wer teutschet mir das Teutsche?"

Wir befinden uns eben ganz in jener wälschen, d. i. italienisch-französischen, patschouliduftenden Atmosphäre, die in der ganzen, damals auf Bildung Anspruch erhebenden, Spaniol schnupfenden Gesellschaft herrschte. Und doch bekam man den feinen Schmelz und die glatte Eleganz der linksrheinischen Nachbarn bei uns nicht heraus: aller jener Firlefanz stand dem beweglichen, von Natur mit feinerem Sinn für elegante Form ausgestatteten Franzosen ganz anders zu Leibe als dem guten Deutschen, der im Verhältniß zu dem versailler oder pariser Kavalier doch immerhin so ein bischen wie ein ungeleckter Bär dastand.

Auf diesem Hintergrund scheint uns auch das Bild eines Philipp von Zesen, dieses Donquixote der deutschen Literatur, weniger widerwärtig und lächerlich. Er ist aber doch einer der tastenden Vorläufer und Pfadfinder der heute als stolze Wissenschaft dastehenden Sprachvergleichung, und seine Zeit ward ihm nicht gerecht, wie er überhaupt immer zu schlecht wegkommt in der Literaturgeschichte. Aber lächerliche Seiten hat er eben auch, und — das Lächerliche tödtet, sagt der Franzose. Seinem Roman „Die adriatische Rosamunde" fügte er einen Anhang von Verdeutschungen seiner Mache zu, in der wohlmeinendsten Absicht. Zuerst mußten die griechisch-römischen Götter ihre Namen verdeutschen lassen; die Jagdgöttin Diana wird zur Waidinne, Minerva, die Göttin der Weisheit, zur Kluginne, Venus, die Liebesgöttin, zur Lustinne oder Freie, Pomona zur Obstinne, Flora zur Bluminne, Juno zur Himmelinne, Vulkan zum Gluthfang. Das Pistol nennt Zesen Reitpuffert, den Schornstein Dachnase, den Hut Kopfdeckel, die Person Selbstand, die Natur Zeugemutter, die Maske Mummgesicht, das Fenster Tageleuchter, das Theater Schauburg, den Vers Tichtling, die Flinte Schießprügel, welch' letzteres sich als derbkomischer Ausdruck nebst einigen wenigen anderen erhalten hat. Wie angelegen ihm die Würde der deutschen Sprache war, zeigt seine 1642 erschienene „Rettung der deutschen Hauptsprache". — In einem Gedichte Georg Greflingers, „Seladons beständige Liebe", spricht der Liebhaber folgende merkwürdige Worte zu seiner angebeteten Flora:

„Zwar, die Wahrheit zu bekennen,
Ich hab etwas schlecht studirt,
So weiß ich auch nicht zu nennen,
Was bei uns so güldig wird:
Hier geb ich mich kläglich an,
Daß ich nicht Frantzösisch kann."

Die strafende Ironie gegen das Wälschen ist unverkennbar.

Die königsberger Dichter, voran Simon Dach, der Verfasser des sogar volksthümlich plattdeutsch geschriebenen und zum Volkslied gewordenen „Anke von Tharau", stehen sonst als Dichter nicht grade sehr hoch, sind aber verhältnißmäßig frei von französischem Einflusse.

Der wackere schlesische Edelmann Friedrich von Logau, der erst von Lessing von seinem literarischen Scheintod erweckt werden mußte, weil er verschmähte, lobhudelnde Gedichte an solche Leute zu richten, die sich bereits auf dem deutschen Parnaß angekauft hatten, und dafür Reklame durch Antwortgedichte zu bekommen, zeichnet sich ebenfalls durch festes Eintreten für die deutsche Sprache aus. In seinen Epigrammen, d. h. „Aufschriften, Sinngedichten, Stachelreden", oder wie man es sonst wohl noch übersetzt hat, sagt er von seiner Zeit:

„Wer nicht Frantzösisch kann,
Ist kein gerühmter Mann.
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Hertz und Mund,
Alleine deutsch gekunnt."

Und an einer andern Stelle heißt es:

„Das deutsche Land ist arm, die Sprache kann es sagen,
Die jetzt so mager ist, daß man ihr zu muß tragen
Aus Frankreich, was sie darf (bedarf) und her vom Tiberstrom,
Wo vor (vordem) Latein starb auch mit dir, unrömisch Rom;
Zum Theil schickt's Iber (Ebro), das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen,
Durch einen Gerne-Klug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Jetzt dieses Prale-Wort, jetzt jenes rauß gebiert.
Die Musen wirkten zwar durch kluge Tichtersinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt."

Des römischen Kaiserreichs Fall leitet er also von dem Verfall der lateinischen Sprache her und warnt seine Landsleute vor diesen Gefahren. Für die Leistungsfähigkeit der Muttersprache tritt er in folgenden Epigrammen ein:

„Ist die deutsche Sprache rauh? Wie deß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Lieb' so lieblich spricht!"

* * *

„Kan die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kan sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gütteln*), kürmeln**), lachen."

*) freundlich thun. — **) kosen.

Schottel, der eine gelehrte Grammatik der deutschen „Haubt- und Heldensprache" schrieb, klagte, daß „Ausländer dürfen sagen, es wehren (wären) ohngefähr zweihundert teutsche Grundwörter, das übrige wehre ein grobes Geflick und muste (müßte) bald von hier, bald von dort abgeleitet werden."

Einer der bedeutendsten Prosaiker der Zeit, Moscherosch (1601—1669) zieht in den „Gesichten Philanders von Sittewald" derb gegen die verwahrlosten Sitten der Zeit zu Felde. „Gesichte", d. h. Visionen, Traumbilder waren eine seit Dante beliebte dichterische Einkleidungsform, und diese deutsche Arbeit ist einer spanischen nachgeahmt. Im ersten „Gesicht" des zweiten Theils kommt Philander auf das Schloß Geroldseck bei Zabern im Elsaß, wo die „altteutschen Helden Ariovist, Arminius, Witchindus, der hürnen Siegfried" u. a. zu gewisser Zeit alljährlich zusammenzukommen pflegten und eben wieder versammelt waren. Von diesen wird nun unser Philander weidlich verspottet, wegen der undeutschen Fremdländerei in Tracht und Sitten, Namen und Sprache. Erst als er mit schriftlicher Handfeste versprochen hat, daß er fernerhin deutsch leben, sich kleiden und vor allen Dingen aber „die Muttersprach rein und unverfälscht reden, mit keinen fremden Wörtern beschmitzen noch verunehren wolle", wird er nach manch' ausgestandenem Hohne von den alten Herren in Gnaden entlassen.

Unter den eingestreuten Gedichten finden sich folgende, recht derbe, uns hier angehende Verse:

„Ihr böse Teutschen,
Man sollt euch peutschen,
Daß ihr die Muttersprach
So wenig acht.

Ihr lieben Herren,
Das heißt nicht mehren,
Die Sprach verkehren
Und zerstören.

Ihr thut all's mischen
Mit faulen Fischen,
Und macht ein Mischgemäsch,
Ein wüste Wäsch," u. s. w.

Hans Lauremberg (1590—1659), Professor an der Universität Soröe, war so wenig vom Gelehrtendünkel erfüllt, daß er als Dichter gegen Ende seines Lebens mit seinen „Veer Scherzgedichten", in plattdeutscher Volksmundart abgefaßt, auftrat, und in einem derselben, dem dritten, heftig und derb, aber voll köstlichen Humors gegen das „Vormengen der spraken und Titul" ankämpft. Er spottet, „davonlaufen heiße heutzutage retiriren, ein Schlingel sei ein Cujon, was man sonst ‚stehlen' genannt, heiße jetzt ‚es künstlich anpacken'! Jetzt wolle jedermann Monsieur heißen, Fuhrleute, Stallknechte und Scheerenschleifer; der Hofemeister sei ein Präceptor, der Schreiber ein Secretarius und der Quacksalber werde ein Doctor genannt.

Köstlich ist folgender Schwank, den er, gegen

„Dat frantzösisch Dütsch, dat vär gar wenig jaren
Erst upgekommen ys und glyk als nie gebaren"

sich wendend, erzählt.

Ein junger Landedelmann, der achtzehn Wochen in Paris war und nun ganz für alles „Parisische" eingenommen ist, gibt seinem Koch den Auftrag:

Cuisinier (Koch), von meinen Kameraden
Hab ich zwei oder drei zum déjeuner geladen,
Mach mir ein gut potage (Suppe) mit all appartenance (Zubehör),
Wie man es à la cour dressiren pflegt en France (an dem Hof zu Frankreich vorzurichten).

Dann schildert er diese nouvelle mode, d. i. die neue Mode, und schließt:

„Mak mir die Suppe nur, wie yk hab geredt,"

und der Koch antwortet: So wie er gesprochen habe, wolle er die Suppe auf guten Glauben machen. Nun kocht er in einem großen Kessel Grütze, Kohl, Erbsen und Warmbier zusammen, thut eine Handvoll Pfeffer daran und $1\frac{1}{2}$ Loth Zucker. Das Gericht schmeckt natürlich greulich, die Gäste müssen sich erbrechen. Als jedoch der Hausherr den Koch strafen will, entgegnet dieser ganz kühl und mit Gemüthsruhe: Ich habe die Suppe gemacht, wie Ihr gesprochen. Was Ihr spracht, war zusammengeschraubt aus Deutsch, Französisch, Griechisch, und so ist die Suppe auch „von veelen Stücken".

Eine Mittelstellung nimmt, gegen die Sprachmenger, aber auch gegen die unsinnigen Reiniger Krieg führend, der Satirendichter Rachel (1618—1669) ein. In der uns angehenden Satire „Der Poet" mahnt Rachel folgendermaßen:

„Auch sieh dich eben für, daß deine Arbeit nicht
Sei allzusehr genau und sorglich eingericht
Nach Hirsen-Pfriemers Art, wann er also darf setzen:
‚Der Erzgott Jupiter, der hatte sich zu letzen,
Ein Gastmahl angestellt: die Weidinn*) gab das Wild,
Der Gluhfang*) den Thoback, der Sahl ward angefüllt,
Die Obstinn*) trug zu Tisch in einer vollen Schüssel,
Die Freye**) saß und spielt' mit einem Liebes-Schlüssel,
Der kleine Liebreitz***) sang ein Tichtling*) auf den Schmauß,
Der trunkne Heldreich†) schlug die Tageleuchter aus'" u. s. w.

Diese Sonderbarkeiten sucht er zu erklären, indem er schildert, wie diese babylonische Sprachverwirrung in deutschen Landen zustande gekommen sei:

„. . . . Dies Elend ist entsprungen
Vom guten Vorsatz her, weil man mit fremden Zungen
Die edle Muttersprach zu schänden aufgehört
Und unsre Teutschen hat das reine Teutsch gelehrt,
Und war ein neu Gespräch gemählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen,
Daß eine Zunge nur, ein teutscher Mann allein
Auß nüchtern Munde sprach Frantzösisch, Welsch, Latein."

Daraus wäre ein förmliches „Mengel-Mueß" entstanden, von dem Rachel eine schreckenerregende Probe gibt, die leider zu lang und zu schwer zu kürzen ist, als daß wir sie ganz oder nur zum Theil wiedergeben könnten. Dann fährt er fort:

„Das war die güldne Kunst, zu reden und zu schreiben,
Nun denk ihm einer nach, wann dieses noch sollt bleiben
Als wie der Anfang war bei jedermann gemein,
Welch eine Sprache sollt in Teutschland endlich sein!
So hat die Barbarei das gut Latein zerstückst,
Und Gotisch, Wendisch, Teutsch mit Macht hineingeflicket.
Dadurch kam allererst der Mischmasch auf die Welt,
Und eben dieses wehr (wäre) den Teutschen auch geschehen,
Wenn nicht mit allem Ernst da wehre zugesehen,
Der Lapperei gewehrt, das reine Teutsch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf (zu erbetteln bedarf, nöthig hat zu betteln) von fremder Sprach und Zungen.
Es kompt mir eben vor, als wenn man ein Gesicht,
Dem keiner Schönheit Zier noch Lieblichkeit gebricht,
Nach eitler Weiber Art noch will mit Pflaster schmücken,
Die künstlich sein geschnitzt als Käffer oder Mücken:
Kähm irgend auff die Welt ein Kind mit solchen Flecken,
Wie sorglich sollte man die Mißgeburt verdecken!
Wann öffentlich Hans Wurst will ausgelachet sein,
So fleckt er das Gesicht, wie euch nun ist gemein.
Nun, solch ein Narr ist auch und würdig seiner Kappen,
Der unser schönes Deutsch mit der Frantzosen Lappen
Noch besser machen will. . . ."

Die Fremdwörterseuche wüthete aber immer fort und es werden auch im 18. Jahrhundert Klagen darüber laut. Wie übermächtig die Mode wirkte, das ersieht man übrigens aus dem Zueignungsgedicht, welches der zittauer Schuldirektor Weiße (1642—1708) seinen Poesien voranstellt:

„Und weil die Deutschen viel aus andern Sprachen borgen,
So muß ich ebenfalls mich auch dazu verstehn;
Ein ander, den's verdreust, mag sich zu Tode sorgen.
Genug, daß die Verse gut, die Lieder lieblich gehn."

Ganz anders und mit grimmiger Strenge eifert Burkhard Menke gegen die französischen Flickworte im Munde der vornehmthuenden Damenwelt:

„Doch bei dem allen läßt sich noch ein Wunder spüren:
Daß, die es nicht gelernt, dennoch französch parliren;
Da heißt das ander Wort gloire, renommé,
Massacre, belesprit, fier, capricieux;
La Précieuse hat das Deutsche gar verschworen,
Es klingelt zu paysan in ihren zarten Ohren,
Und kömmt nach ihrem Goust zu canailleux heraus;
Ein Wort französisch ziert den ganzen Menschen aus."

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Siehe oben bei Zesen. — **) Venus, die Göttin der Liebe und Beschützerin der Freier. — ***) Amor, der Liebesgott. — †) Der Kriegsgott Mars.

Russen und Engländer in Asien.

Die Besetzung der Hauptstadt Afghanistans, Kabul, durch die Engländer lenkt die Blicke Europas nach Asien und zwar nach jener von nomadisirenden Kirgisen bewohnten Hochebene zwischen dem Gebirge Hindu-Kusch und dem Kaspischen Meer, welche seit unvordenklichen Zeiten der Schauplatz blutiger Schlachten war. Kelten, Germanen und Slaven, sowie später die Hunnen, Avaren, Magyaren und Tartaren haben hier blutige Spuren ihres Durchzugs zurückgelassen. Der russische Historiker Marlinsky erzählt uns von gewaltigen Städte-Ruinen an den Flüssen Amu-Darja und Sir-Darja, welche auf eine hochentwickelte Gesittung spurlos verschwundener Kultur-Staaten zwischen dem Aral-See, dem Kaspischen Meer und dem Hindu-Kusch schließen lassen. Der Völkerschutt, den der Russe mit Blut benetzt, um neue Formen daraus zu kneten, hat leider mit seinen Vorfahren, die vielleicht mit den den Griechen bekannten Scythen identisch sind, nichts gemein als die eidechsenartigen Augen und die Ausdauer zu Pferd. Sehen wir uns am Leitfaden der Geschichte um, wie Rußland und England dazukommt, ihre „Kulturmission“ in Asien zu erfüllen, d. h. möglichst viel Land zu verschlucken, bis beide zur Beförderung der Verdauung sich in die Haare fahren. Lange wird der Kampf um die asiatische Hegemonie nicht auf sich warten lassen, weil die geschworenen Feinde nur noch 350 Kilometer auseinanderstehen; soweit ist es beiläufig von Kabul, dem englischen Hauptquartier in Afghanistan, nach Merw in Teketurkmanien, dem vorgeschobensten Posten der Russen. Man kann in gewissem Sinne behaupten, daß ungefähr um dieselbe Zeit als im Westen Amerika entdeckt wurde, im Osten Rußland als etwas ganz Neues und bis dahin so gut wie völlig Unbekanntes dem Wahrnehmungskreise der Westeuropäer erschlossen wurde. Als ein „Entdecker Rußlands“ ist der Gesandte des deutschen Kaisers Maximilian des Ersten, Herberstein, bezeichnet worden, dessen Werk über Rußland lange Zeit hindurch die einzige Quelle über dieses Land abgab, dessen mündlichen Erzählungen über Rußland vermuthlich der Bruder Carls des Fünften, Ferdinand, Ulrich von Hutten und andere Gelehrte ued Politiker der Reformationszeit mit der größten Spannung lauschten. Die Entdeckung des Seewegs nach Rußland im Jahre 1553 ließ in England eine ganze Literatur über Rußland entstehen, so daß Milton, als er etwa ein Jahrhundert später sein Werk über Rußland schrieb, eine ganz stattliche Reihe von Quellenschriften aufzuzählen vermochte. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wußte man von Rußland genug, um in Betreff des Anwachsens der Macht dieses mehr und mehr in den Gesichtskreis Europas tretenden Staates die lebhafteste Besorgniß zu empfinden. Kein Geringerer als Herzog Alba machte auf die Gefahr aufmerksam, welche den europäischen Staaten einst von Rußland drohen werde. Im 17. Jahrhundert steigerte sich das Interesse für Rußland noch mehr, folgte doch der universalste Kopf jener Zeit, der deutsche Philosoph Leibnitz, den Fortschritten Rußlands mit stets wachsender Spannung, und faßte den Entschluß, seine Kraft dem aufstrebenden Reiche zur Verfügung zu stellen. Der ehrliche Leibnitz meinte damit der gesammten Welt einen wesentlichen Dienst zu leisten, ein Beweis, daß jeder Mensch, der gescheiteste nicht ausgenommen, ein Kind seiner Zeit ist. Mit dem Czar Peter, den die Geschichte den „Großen“ nennt, trat Rußland die Epoche der Wandlung an. Dieser gewaltsame Reformator konnte es nicht erwarten, sein Volk von Grund aus veredeln zu sehen, er pfropfte deutsche und holländische, seine Nachfolgerin Katharina französische Reiser auf die Krone. Diese trägt nun ihre südlichen Früchte, der derbe Stamm und seine weit ausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel fort. Die plötzlich und gewaltsam eingeführte Civilisation ist nirgends in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen, d. h. Rußland ist, ohne seine asiatische Barbarei abzustreifen, eine europäische Großmacht geworden. Die europäischen Mächte haben sich dadurch selbst eine Zuchtruthe gebunden, daß sie die Scheidewand, die sie vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere vor den Barbaren schützte, das unglückliche Polen, vernichtet haben. Ob die russische Politik nach Peter's Testament verfährt oder nicht, die Thatsache steht fest, daß sie die Türken zum Schaden Europas von den Nordküsten des Schwarzen Meeres verdrängt hat und gierig die Hand nach Konstantinopel ausstreckt. Nach der blutigen Niederwerfung des Kaukasus ist der Schahinschah (König der Könige) von Persien nur ein geduldeter Satrap von Rußland, und stehen einmal die Kosaken in Schiras und Ispahan, so stoßen sie mit den Engländern in Herat und Kabul zusammen. Wir wollen näher untersuchen, wie der „Koloß mit den thönernen Füßen“ ein Ländergebiet im nördlichen Asien erworben hat, das doppelt so groß ist, als das gesammte Europa.

Im 16. Jahrhundert besaß die russische Familie Stroganow zu beiden Seiten des Uralgebirges, der geographischen Grenze zwischen Europa und Asien, ein weites, vom russischen Czar Feodor I. ihr als Lehen zugewiesenes Gebiet, dessen reiche Schätze an Eisen, Kupfer, Blei und Zinn auszubeuten sie das Vorrecht bekommen hatte. Oestlich von diesem Gebiete, zwischen den Flüssen Tobol, Ischim und Irtisch, hatte Khutschum-Khan ein kirgisisches Khanat, Namens Sibir, gegründet, und da von diesem Gefahr drohte, so wendeten sich die Stroganow 1579 an einen Führer donischer Kosacken, Namens Jermak Timofejeff, der bisher die Rolle eines Freibeuters gespielt, mit der Aufforderung, sich zu ihrem Schutze in ihren Dienst zu begeben. Jermak willigte ein, und die nunmehr beginnenden Kämpfe endigten damit, daß acht Jahre später das Khanat Sibir russisches Besitzthum ward. Der Räuberhauptmann war aber ein tüchtiger Kolonist und Organisator, denn er gründete die Städte Tobolsk, Tjumen, Pelym und Beresow, zu deren Entwicklung er europäische Ansiedler herbeizog. Seine Helfershelfer konnten sich in die geordneten Verhältnisse nicht finden und drangen nach echter Kosakenart weiter nach Osten, um der Jagd und der Fischerei obzuliegen. Der Ertrag ihrer Beute veranlaßte den heute noch blühenden Pelzhandel, zog Handels- und Gewerbsleute nach und vermehrte die Ansiedlungen. Im Jahr 1604 entstand auf diese Weise die Stadt Tomsk. Durch Genossen aus der Kosakenheimat, der Ukraine, verstärkt, drangen die wilden Gesellen immer weiter in die nomadisirende Bevölkerung vor und gründeten Kuznetzk, Jeniseisk, Irkutsk, Selenginsk und Nertschinsk. Die gut bewachte chinesische Grenze setzte ihrem Vordringen nach Süden ein Ziel, aber eine Abtheilung der Waghälse brach nach dem Amur und nach Kamtschatka auf. Innerhalb 59 Jahren waren alle sibirischen Völker, mit Ausnahme der Bewohner der Tundra, der Küste des Eismeeres, Tschuktschen genannt, unterworfen. Da sich die friedfertigen Ureinwohner Sibiriens, Samojeden, Tungusen und Mandschus, willig mit den Eroberern vermischten, blühten auch bald die Hantierungen des Friedens. Im kolywanischen und nertschinskischen Gebiete wurden Bergwerke mit ergiebiger Ausbeute angelegt, und zogen immer mehr Ansiedler an. Leider gingen alle diese nutzbringenden Anstalten in kurzer Zeit in die Hände der russischen Regierung über, welche die freien Arbeiter durch „müssige Leute“ d. h. Verbrecher verdrängte. Nicht aus Menschlichkeitsrücksichten, sondern um Sibirien zu bevölkern, wurde in Rußland im Jahre 1799 die Todesstrafe abgeschafft und die Verbannung nach Sibirien als allgemeiner Grundsatz aufgestellt. Mörder, Diebe und Falschmünzer bekamen das Vorrecht der freien Jagd auf den unabsehbaren Schneegefilden, politische Verbrecher begrub man in der sternenlosen Nacht der Bergwerke. Im Anfange des 19. Jahrhunderts schickte man jährlich 3—4000 solcher Individuen als Kulturdünger nach Sibirien, wobei sich aber bald der Mangel an Frauen herausstellte. Um die Bevölkerungsskala nicht sinken zu lassen, gewährt die russische Regierung den Angehörigen der Deportirten freie Reise nach Sibirien. Ausschließlich mit Verbrechern bevölkerte Ortschaften gibt es in Sibirien trotz der starken Zufuhr nicht, sondern sie haben die schon vorhandenen und auf anderen Grundsätzen gegründeten Kolonien vermehrt. Bis zum Jahr 1848 zählte man in allem etwa 135,000 solcher Verbannten in Sibirien, sicherlich eine verschwindend kleine Zahl Bewohner für einen Flächeninhalt von 240,000 Quadratmeilen, aber die letzten stürmischen 30 Jahre haben ein doppeltes Kontingent geliefert. Was die Zukunft dieser in der Weltgeschichte einzig dastehenden Verbrecher-Kolonie ist — wer kann es wissen!

Die anderen Errungenschaften Rußlands in Asien, die turkmenischen Khanate Chiwa, Khokand und Bokhara, gehören alle der neuesten Zeit an. Daß Rußland nach der Eroberung von Merw, dem letzten Bollwerk der renitenten Turkmanen, am Fuße des Hindukusch nicht Gewehr im Arm stehen bleiben wird, ist eine Naturnothwendigkeit. Was hindert den Romanow'schen Alexander, seinem Vorgänger, dem makedonischen Alexander, nachzuahmen und in die Niederungen des Ganges und Indus hernieder zu steigen? Der Rubel reitet vor dem Kosaken und bei den Maharadschas von Indien ist alles käuflich. Sind die Russen Kolonisten und Kulturträger für Asien? Sie sind es unbedingt, wenn sie den Augiasstall im eigenen Lande reinigen. Es entsteht die wichtige Frage, ob man auf dem von Peter dem „Großen“ betretenen Wege fortschreiten, die Civilisation fremder Nationen und anderer Klimaten immer weiter herab verbreiten, oder ob man versuchen will, dieses gelehrige Volk aus sich selbst zu kultiviren. Die Reaktion gegen die seit hundert Jahren eingeschlagene Richtung ist von Anfang dagewesen und hat sich in Moskau konzentrirt. Sie hat sich auch in dem eben erst beendeten Kriege kundgegeben und ist nicht glücklich gewesen. Die Russen werden noch lange nicht ohne die Hilfe der Fremden fertig werden, namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen, denn nur langjährige und eiserne Strenge wird redliche russische Beamte schaffen können. Dieses Argument darf man bei Beurtheilung der russischen Regierungsweise nicht außer Acht lassen.

Die Verhältnisse von Innerasien sind so entsetzlich, daß den Bewohnern desselben selbst die Russen als Befreier erscheinen. Nachstehende Daten werden genügsam unsere Annahme bekräftigen. Die jetzt ziemlich verödete Oase Merw am Südostrande der Turkmenensteppe, welche in den Zeitungen eine so gewichtige Rolle spielt, war noch im vorigen Jahrhundert eine fruchtbare, verhältnißmäßig dicht bevölkerte Gegend, in deren Mitte der Ort gleichen Namens, die älteste Stadt Centralasiens, liegt. Bis zum Jahre 1795 war Merw ein blühender Ort; da aber ließ der Schah Murad von Persien den Damm zerstören, der die Wasser des Muryhabflusses in einem großen See zur Bewässerung der Stadt sammelte. Merw, bisjetzt im Besitz der Inka-Turkmenen, wurde 1815 von dem nördlichen Nachbar, dem Khan von Chiwa, bezwungen und verblieb demselben zwanzig Jahre tributpflichtig. Später suchte Persien sich des Landes zu bemächtigen, erlitt aber im Feldzuge von 1860 eine vollständige Niederlage. Seitdem hat zwar der Schahinschah wiederholt Versuche gemacht, diese Scharte durch Grausamkeiten auszuwetzen, was ihm jedoch nicht gelungen ist. Seit der Eroberung Chiwas durch die Russen haben die letzteren fortgesetzt ihr Augenmerk auf die Besetzung Merws gerichtet, um von dort aus das indobritische Reich zu bedrohen. Merw zählt gegenwärtig an 2000 seßhafte Bewohner

(Usbeken). Die ab- und zugehende turkmenische Wanderbevölkerung entzieht sich selbstverständlich jeder statistischen Kontrole. Obwohl diese Turkmenen Vieh-, namentlich Pferdezucht betreiben, und die letztere den edlen schönen Thieren von Merw einen gewissen Weltruf verschafft hat, so ist die eigentliche Berufsthätigkeit doch nur der Raub und die Plünderung, und in dieser Hinsicht bilden sie den Schrecken alles Landes zwischen Oxus und Atrek. In der Regel führen sie ihre Raubanfälle in den Nachtstunden aus. Ihr Erscheinen hat etwas Blitzartiges und ebenso blitzartig verschwinden sie in der Steppe, die sie nach vollbrachter Arbeit oft tagereisenweit durchrasen, um der gefürchteten Verfolgung zu entgehen. Ueber die Tapferkeit der Turkmenen läßt sich streiten, denn gleich den Arabern und allen anderen asiatischen Steppenbewohnern greifen sie nur in der Uebermacht an und halten es durchaus nicht für entehrend, im geeigneten Augenblick Fersengeld zu geben. Im allgemeinen ist der Turkmene eine schöne, kriegerische Erscheinung mit edlem Gesichtstypus und funkelnden Augen und befleißigt sich einer würdevollen Haltung; nur selten aber vergißt er seine Habsucht, und es muß ein besonderer Anlaß sein, wenn er freigebig wird. Neben dem Raub steht auch der kleine Diebstahl in hoher Blüthe. In ihrem unabhängigen Raubstaat stiehlt alles.

Aber auch in dem Lager ihrer Feinde, der Russen, gibt es Diebe, nämlich Tagediebe, genug, die, dank zärtlicher Protektion, angestellt sind, aber gar nichts zu thun haben, die in untadelhafter Ballsaalwäsche stolz von ihrem Kameel auf den armseligen Offizier der Front herabsehen und sich dabei recht gut zu nähren verstehen. Wie es bei der berüchtigten russischen Verpflegung mit der Mannschaft aussieht, wird sich jedermann zusammenreimen können.

Ist diese strategisch wichtige Position des innerasiatischen Schachbrettes von den Russen genommen, so werden die in Kabul stehenden Engländer gezwungen, sich Herats zu bemächtigen, um den Gewinn des Gegners durch einen Gegenzug zu pariren, und der Zusammenstoß wird unvermeidlich. (Fortsetzung folgt.)

Zusammenstoß mit einem Eisberge.

(Nach dem Englischen. — Hierzu die Illustration auf Seite 76—77.)

Eines Abends gegen 10 Uhr verließ ich meine Kajüte an Bord eines Auswandererschiffes, um einen Gang auf das Verdeck zu machen, das um diese Zeit von Passagieren, deren wir gegen dreihundert hatten, frei war. Das Schiff ging mit gerefften Segeln gegen den Wind, die Nacht war finster und selbst für diese Breite sehr kalt. Seitdem wir südlich von Melbourne segelten, beobachtete ich sorgfältig täglich mein Thermometer, hatte es auch jetzt am Maste befestigt und bemerkte, nachdem ich einigemale hin- und hergegangen war, daß es 7 Grad Wärme zeigte. Bald schien es mir, als ob ein kälterer Wind wehe, und bald wurde die Kälte so auffallend, daß ich wieder nach dem Thermometer blickte. Das Quecksilber war in einer halben Stunde bis auf 3 Grad Kälte gefallen. Nach etwa zehn Minuten stand es wieder auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt. Dieser rasche Temperaturwechsel überraschte mich zwar, ließ sich aber sehr leicht daraus erklären, daß wir in der Dunkelheit an Treibeis vorübergekommen waren.

Das war besorgnißerregend, umsomehr, als einige der Schiffsoffiziere unglücklicherweise unzuverlässig waren. Einer, der die Mittelwache von 12 bis 4 Uhr hatte, war ein notorischer Trunkenbold, und der andere, der die Wache am Bug hatte, war schon öfters schlafend auf seinem Posten angetroffen worden. Wie der Herr, so das Geschirr, das bewahrheitete sich auch auf unserm Schiffe: die Mannschaft war dem Trunke ergeben und war im Dienste schlaff.

Es ist nicht zu verwundern, daß ich bei dieser Sachlage ängstlich wurde und keine Neigung hatte, wie die übrigen Passagiere mein Lager aufzusuchen. Als ich dies endlich doch that, war es mir unmöglich, zu schlafen. Nicht zu bannende Gedanken an Schiffbruch quälten mich, ich konnte es nicht länger ertragen und ging wieder auf's Deck. Der jetzt bald anbrechende Morgen war bitter kalt, der Wind blies wie vorher uns grade entgegen, was meine Besorgniß erhöhte, doch war es einigermaßen eine Beruhigung, als ich die schattenhaften Umrisse der wachthabenden Offiziere auf ihren Posten wahrnahm, denn man konnte etwaige herannahende Eisberge auch bei dunklem und nebligem Wetter auf weite Entfernung erblicken. Ich ging wieder in meine Kajüte und legte mich nieder. Wieder floh mich der Schlaf, wieder erhob ich mich, um wieder auf Deck zu gehen. Es war jetzt 3 Uhr vorüber, und auf dem Schiffe herrschte tiefe Stille. Fast war ich völlig angekleidet, als vom Bug her ein schriller Ruf ertönte. Die Worte konnte ich nicht verstehen, aber der Ton in seinem seltsamen Laute drang mir durch Mark und Bein, sodaß ich fürchtete, daß ein Unglück über uns hereinbreche. Ich eilte an die Treppe und vernahm nun deutlich die Worte: „Ein Eisberg dicht vor uns!“ Von allen Passagieren hörten nur ich und meine Frau den Ruf, die durch meine Ruhelosigkeit erweckt worden war und sich sehr verständig und gefaßt zeigte. Sie kleidete sich schnell an, während ich ebenfalls meine Toilette beendigte. Wir erwarteten den Zusammenstoß mit dem Eiskoloß, der, meinen früheren Erfahrungen nach, demnächst erfolgen würde.

In peinigender Langsamkeit verstrichen die nächsten Minuten, und ich gab mich schon der schwachen Hoffnung hin, daß es gelungen sei, den Kurs des Schiffes zu ändern und die drohende Gefahr zu vermeiden, als ein betäubendes Krachen mich belehrte, wie eitel mein Hoffen gewesen sei. Es entstand eine kaum beschreibbare Verwirrung: ich und meine Frau stürzten zu Boden, hunderte von sorglos schlafenden Passagieren waren aus ihren Kojen geschleudert worden, alles eilte in blinder Hast auf das Verdeck. Viele Weiber fielen hier in Ohnmacht, andere saßen betäubt, ihrer Sinne nicht mächtig, da, die meisten weinten und schrieen wie toll. Noch mehr aber waren die Männer vom Schrecken überwältigt. Einige brüllten wie Tobsüchtige, andere rangen die Hände, rauften sich die Haare aus, rannten sinnlos hin und her, wie um einen Ausgang zur Flucht zu suchen, oder warfen sich jammernd und verzweifelnd nieder; mehrere hatten sich auf die Kniee geworfen und suchten sich durch Gebete auf das nahe Ende vorzubereiten. Der Höllenlärm wurde noch dadurch gesteigert und das Verbleiben auf dem Verdeck fast unmöglich gemacht, daß Spieren und Raaen und ein Hagel von Eisstücken niederstürzten, die sich bei dem furchtbaren Zusammenstoß losgelöst hatten. Das Jammergeschrei von hunderten von Stimmen in allen Tonarten, das Krachen der herabfallenden Stangen, das Knirschen und Stöhnen des Schiffes, das fort und fort mit dem Eisberge zusammenstieß, alles bildete eine Szene, wie sie keine Sprache faßlich zu schildern vermag. Auch in der Brust des Kühnsten mußte jede Hoffnung auf Rettung versiegen bei dem Gedanken, daß wir uns inmitten des wüsten Ozeans, tausende von Meilen von jeder Rettung entfernt befanden, daß die vorhandenen Boote nicht den vierten Theil der Personen an Bord aufnehmen konnten.

Hoch über unsere Masten erhob sich die graugläzende, zerklüftete Masse des Eisberges, der im Spiel der Wogen sich bald hob, bald senkte, oder in langsamer, majestätischer Bewegung hin und her schwankte. Weithin verdeckte er den Anblick des Himmels und zuweilen neigte er sich so bedrohlich über das Schiff, als wolle er auf uns niederstürzen und uns in die unermeßliche Tiefe schleudern.

Die Unordnung auf dem Verdecke wurde immer größer. Ein wirrer Menschenknäuel drängte sich und kämpfte, um zu den Booten zu gelangen, die an den Seiten des Schiffes befestigt waren. Die meisten waren in dem Anzuge, in welchem sie von ihrem Lager aufgeschreckt worden. Vergeblich riefen Kapitän und Offiziere ihre Befehle durch die Sprachrohre, daß die Passagiere den Matrosen platzmachen sollten, welche durch Brassung der Raaen das Schiff vom Eise loszumachen suchten. Ein betäubender Schrecken hatte alle ergriffen, keiner achtete auf die gegebenen Befehle. Glücklicherweise waren die Boote derartig befestigt, daß die darin Unerfahrenen sie nicht lösen konnten, sonst wären viele durch deren Ueberfüllung ertrunken. Es wurde unmöglich, den Lauf des Schiffes zu ändern; so trieb dieses dahin, sich noch mehrere hundert Klaftern an der Eiswand reibend und bei jeder stampfenden Bewegung von neuem aufstoßend. Das dröhnende Krachen, Stöhnen, Knirschen, das immer wiederkehrende Herabfallen von Segelstangen steigerte den panischen Schrecken der sinnlosen Menge, deren wildes Ringen, Kämpfen, Drängen und Stoßen durch das schwache Licht einer am Hauptmast hängenden Laterne beleuchtet wurde.

So verging eine bange Viertelstunde, während deren die unbeschreibliche Verwirrung auf dem Verdeck ihren Höhepunkt erreichte. Jeden Augenblick erwartete man das Bersten und Sinken des Schiffes. Da ich bei diesen Umständen zur Rettung nichts beitragen konnte, machte ich mich auf den Weg nach meiner Kajüte, denn ich fühlte, daß mein Platz in diesem verhängnißvollen Augenblick an der Seite meiner Frau sei, damit wir vereint den Tod finden möchten. Unter der kopflosen Menge der Passagiere hatten sich doch einige Männer befunden, welche die Geistesgegenwart nicht ganz verloren hatten. Sie waren an die Pumpen getreten und versuchten zu sondiren, ob das Schiff einen Leck gesprungen habe und wie hoch das Wasser im Kielraum stünde. Unter diesen Männern bemerkte ich meinen Kajütennachbar. Obwohl ich mir sagen mußte, daß während meines Verweilens auf Deck meine Frau, die sich allein in unserer Kajüte befand, Todesangst ausgestanden hatte, blieb ich doch noch einen Augenblick stehen, um das Ergebniß der Sondirung abzuwarten. Leben und Tod hing davon ab: die nächste Minute mußte entscheiden, ob wir hier ein nasses Grab finden würden oder nicht.

„Ah, Sie sind es?“ sagte mein Kajütennachbar, als ich meine Hand auf seine Schulter legte. „Ihre Frau bat mich eben, Sie zu ihr hinunterzuschicken, falls Sie auf dem Verdeck nichts helfen könnten. Es scheint nichts mehr zu helfen zu sein, ich sehe wenigstens keine Hoffnung mehr für uns.“

„Wollen Sie hinunterkommen und mir das Ergebniß der Sondirung mittheilen, wie es auch ausfallen möge?“ fragte ich.

„Ja,“ entgegnete er; „wenn es ungünstig ist, werde ich in meine Kajüte hinuntergehen. Sie hören mich dann an Ihrer Kajüte vorbeigehen. Sehen werde ich Sie in diesem Falle nicht mehr. So leben Sie denn wohl.“ Damit drückte er mir herzlich die Hand.

„Leben Sie wohl!“ sagte ich.

„Wie froh bin ich, daß du endlich kommst!“ rief meine Frau mir entgegen. „Es müßte entsetzlich sein, hier allein zu sterben. Ist denn keine Hoffnung mehr?“

„Nur sehr wenig. Das Schiff ist alt und, wie alle amerikanischen Fahrzeuge, nicht besonders stark im Holz. Vielleicht geht es nicht gleich unter, aber es muß bei dem gewaltigen Zusammenstoß einen gefährlichen Leck gesprungen haben. Wenn wir uns nur solange über Wasser halten könnten, bis wir vielleicht einem andern Schiff begegnen.“

In diesem Augenblick ließ sich ein neues, fürchterliches Krachen von oben her hören, welches das Vorspiel zu unserem augenblicklichen Unter-

gange zu sein schien. Doch wußte ich, daß dieses donnernde Herunterstürzen des Mastwerkes weniger gefährlich sei, als ein minder geräuschvoller Stoß im Kiel. Meine Frau glaubte, das Ende sei jetzt da. Ich war etwas erstaunt, als sie ruhig an den Reisekoffer trat, ein kleines Etui herausnahm, dieses öffnete und leidenschaftlich küßte. Dann verbarg sie es im Busen, umschlang mich mit ihren Armen und fing auf's neue an zu beten. Das Etui enthielt das Bildniß unseres einzigen verstorbenen Kindes.

Ich war gerührt von diesem Zuge mütterlicher Liebe, die sich selbst im Tode von dem theuren Andenken nicht trennen mochte. Während dessen stieß das Schiff noch einmal mit dem Eisberge zusammen, und bald darauf verkündeten laute Rufe vom Deck, daß wir von unsrem gefährlichen Gegner losgekommen seien.

Draußen ließ sich der Schritt unseres Kajütennachbars hören, der auf dem Wege zu seiner Kajüte an unserer Thüre vorüber kommen mußte. Wie schlug mein Herz, als er näher kam! Wird er bei uns vorbeigehen: ein Zeichen, daß keine Hoffnung vorhanden, daß der Kielraum voll Wasser und wir im Sinken begriffen sind, oder wird er bei uns eintreten: ein Zeichen, daß immer noch Aussicht auf Rettung vorhanden sei? Er trat in unsere Kajüte!

„Ich will keine trügerischen Hoffnungen erwecken," sprach er. „Die Sache scheint mir selbst unglaublich, aber wir haben mehrmals sondirt und immer nur fünfzehn Zoll Wasser im Kielraum gefunden. Doch werden wir es gleich bestimmt wissen, denn eben werden die Pumpen in Gang gesetzt."

Wir hörten das klappernde Geräusch, nach wenigen Minuten schon arbeiteten die Pumpen nicht mehr, weil das Wasser ausgepumpt war. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte, als diese Thatsache bekannt wurde. Bei wiederholtem erfolglosen Einsetzen der Pumpen gewann man die sichere Ueberzeugung, daß das Schiff durch die Zusammenstöße mit dem Eisriesen keinen ernstlichen Schaden genommen hatte. Wir waren gerettet!

Später erklärte uns einer der Schiffsoffiziere, wie es kam, daß wir nicht gleich beim ersten Anprall gesunken waren. Er war grade auf das Verdeck gekommen, wo das Schiff an die Eiswand anstieß. „Wäre es grade darauf zugesegelt," sagte er, „oder wäre sein Bug in diesem kritischen Augenblicke von den Wellen emporgehoben worden, so wären wir ohne weiteres wie ein Bleigewicht untergesunken. Aber er tauchte unmittelbar vor dem Eisberge in die Wellen nieder, wobei das Bugspriet und ein Theil des Bugs verloren ging, und durch dieses Niedertauchen wurde die Kraft des Stoßes, welcher schief von unten nach oben ging, gebrochen."

Noch ein anderer Umstand war zu unserem Glücke gewesen, wie sich am Tage zeigte. Nach allen Richtungen hin trieben Eisberge umher, von denen einzelne ungeheuer groß waren; sie hatten einen breiten untern Rand, einen Fuß oder Besatz, welcher mehrere Fuß über den Wasserspiegel emporragte. Nur derjenige, mit welchem wir zusammengestoßen waren, hatte keinen solchen Fuß, sondern bildete eine glatte, steile Wand; bei einem Zusammenstoße mit einem der andern Eisberge hätte nichts uns zu retten vermocht, der Fuß an ihnen würde den Boden unseres Schiffes in Splitter zertrümmert haben. Ein dritter glücklicher Umstand war die in diesen Breiten so seltene verhältnißmäßige Windstille, die auch den nächsten Tag anhielt und uns gestattete, unsere schwere Havarie auszubessern.

Alles in allem war die Rettung der „Indischen Königin" mit ihren 280 Personen an Bord ein höchst wunderbares Ereigniß, wie es wohl nur selten in der Geschichte der Schifffahrt vorkommt. Dr. B.-R.

Aus dem Reiche der Träume.

Der Wunsch, das künftige Glück vorauszusehen, ist der Vater des Aberglaubens und sein Tummelplatz ist der Traum. Schwindler und Gelehrte haben ihren Witz angestrengt, um die Träume zu deuten. Zu welcher Sorte der biblische Joseph gehört, der sich durch Traumdeuterei zum ägyptischen Reichskanzler emporgeschwungen, wagen wir nicht zu entscheiden. Melanchthon, Reuchlin, Kepler und andere Gelehrte der Reformationszeit, dieser goldenen Aera des wissenschaftlichen Aberglaubens, haben das Gebiet des Traumes in die sogenannte vierte Dimension des Raumes verlegt. Wir modernen Kulturmenschen sind, mit Ausnahme der Spiritisten und Lotterieschwestern, dahintergekommen, daß der Traum eine Welt für sich sei, eine Welt von Illusionen. Der Traum zaubert sich seinen Frühling, seinen Sommer, mag in Wirklichkeit das Unwetter toben, mögen Eis und Schnee sich in die Herrschaft theilen.

Es ist erstaunlich, wie gescheit die Menschen im Traume zu sein pflegen und welch ein Kapital von Scharfsinn, Klugheit und Verstand der Menschheit nur dadurch entzogen wird, daß man sich immer noch nicht entschlossen hat, im Schlafe statt im Wachen mit einander zu verkehren.

Die Träume lieben es, uns mit Fähigkeiten aller Art zu begaben; zu bedauern ist es, daß wir diese Weisheit nicht ins Wachen hinüber nehmen können.

Träume entstehen durch die im Schlafe fortgesetzte Thätigkeit unseres Seelenlebens, doch werden sie oft durch äußere Eindrücke beeinflußt und umgestaltet, und es ist höchst interessant, wie rasch und geschickt die Traumphantasie eine für den Sinneseindruck passende Situation erfindet. Wir haben z. B. beim Einschlafen den Arm um den Kopf geschlungen und derselbe sinkt plötzlich herab. Sofort träumen wir, daß wir kopfüber von einem Thurme hinunterstürzen und mit einer Gewalt unten ankommen, die uns hoch in unserm Bette emporfahren läßt.

Auch Erinnerungen und Erlebnisse tragen zur Bildung der Träume bei. Wer hätte sich nicht schon in seine längstvergangene Schulzeit zurückgeträumt und sich neben fast vergessenen Kameraden auf der Schulbank sitzend gefunden?

Jedes Alter und jedes Geschlecht, jeder Stand und jedes Temperament hat seine eigenen Träume. Schopenhauer weist den Träumen einen wichtigen Platz in seinem philosophischen System an, und Börne ist von ihrer sittlichen Kraft überzeugt, wenn er sagt: „Das Herz kommt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und abends ist es kalt, hart und trocken wie eine harte Semmel. Wenn Traum und Schlaf nicht wäre, es wäre besser ein Krebs sein, als Mensch unter Menschen lebend." Jean Paul schwärmt wie für alles auch für die Träume und nennt sie „die unwillkürliche Dichtkunst des Menschen". Der Philosoph Kant ist weniger gut auf sie zu sprechen; er meint, daß „bei weitem die meisten Träume Beschwerden, gefahrvolle Umstände und eine gute Portion Bosheit enthalten". Daß die Träume wunderliche Gesellen sind, die in tollen Sprüngen sich über Zeit und Raum hinwegsetzen, meldet uns Uhland: „Durch den verbotenen Garten darf ich gehen, durch Thüren wandl' ich, die mir sonst verriegelt, bis zu der Schönheit Heiligthume." Ja — bis — zum Heiligthume, hinein aber führt der Traum gewöhnlich nicht, sondern zeigt uns statt der lustverheißenden Kythere eine dräuende Eumenide, daß sich das Haar auf unserm Haupte sträubt, um dann erwachend zu finden, daß alles — Gott sei Lob und Dank — nur ein Traum war. Dr. M. T.

„Verzehrende" Küsse. Wie die lebhaft kursirenden Münzen fortwährend durch die Reibung abgenutzt und die Elemente des Goldes und des Silbers in unsichtbaren Theilchen in die ganze Welt verbreitet werden, so werden auch eherne Heiligenbilder durch Küsse abgenutzt, ja, ganze Theile von ihnen fast „aufgezehrt". Wer nach Rom oder Loretto kommt, kann solcher Heiligenbilder genug sehen, welche häufig von den Pilgern geküßt und durch diese leise Lippenberührung in verhältnißmäßig kurzer Zeit bis zur vollkommnen Unkenntlichkeit abgenutzt worden sind. Man hat bei dergleichen Statuen einen Fuß z. B., welcher üblicherweise geküßt wird, mehrmals erneuern müssen. — Die heilige Marmorstiege in St. Salvatore, welche man auf den Knieen rutschend ersteigt, existirte vielleicht garnicht mehr, wenn man ihr nicht zum Schutze eine hölzerne Bekleidung gegeben hätte. Dr. M. V.

Die Goldmacherkunst zu erfinden und sich dieselbe zu Nutzen zu machen, ist bekanntlich von jeher der heiße Wunsch vieler, vor allem aber der stets geldbedürftigen Fürsten gewesen. Im 13. Jahrhundert wird schon Alphons X., König von Kastilien, als Alchymist genannt; Heinrich VI. von England (1423) forderte in mehreren Dekreten zum Studium der Goldmacherei auf, damit man Mittel gewinne, die Staatsschulden zu bezahlen. Eduard IV. von England ertheilte 1476 einer Kompagnie auf vier Jahre das Privilegium, Gold aus Quecksilber zu bereiten. Kaiser Rudolf, welcher 1576 auf den Thron gelangte, war ein besonders eifriger Patron dieser Kunst, ferner der Kurfürst August von Sachsen um 1560, der ein eigenes Laboratorium in Dresden hatte, welches vom Volke „das Goldhaus" genannt wurde, ebenso seine Gemahlin, Anna von Dänemark, die Herzöge Ernst von Bayern (im 17. Jahrhundert), Heinrich Julius von Braunschweig, Kaiser Leopold I. (1658—1705) und mehrere andere. Dr. M. V.

Zwei gelehrte Schneider. Heinrich Wild, der um das Jahr 1720 zu Oxford die orientalischen Sprachen lehrte, war ein Schneider und unter dem Namen des arabischen Schneiders bekannt. — Robert Will, ein Schneider in Buckingham, über welchen Spence im Jahre 1759 eine Abhandlung schrieb, in der er ihn mit dem berühmten italienischen Philologen Magliabochi verglich, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn zu lenken, hatte Lateinisch, Griechisch und Hebräisch ohne Lehrer gelernt. Dr. M. V.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Herr Schweder ließ den Dienstmann nicht lange warten. „Also, Willisch, hören Sie aufmerksam zu. Es handelt sich um die jedenfalls wichtigste Mission, die Ihnen je anvertraut worden ist. Kennen Sie einen Herrn Alster?"

„Alster? Ist das der Stadtverordnete Alster? Ein reicher Herr, — ich glaube, er wohnt —" Willisch besann sich.

„Er wohnt im Thal — ganz in der Nähe —, der Stadtverordnete Alster, — in der That, ihn meine ich. Ueber dessen häusliche Verhältnisse, seine Gewohnheiten und Freunde, über seine kleinen und großen Schwächen — kurz, über alles, was diesen mir interessanten Mann angeht, möchte ich ausführlichst unterrichtet sein. Es ist das ein Auftrag des höchsten Vertrauens, Willisch, und wenn Sie Sich mir nicht öfter schon als ein zuverlässiger und verschwiegener Mann bewährt hätten, würde ich garnicht daran denken, auf diesem Wege Auskunft zu suchen."

„Ehrensache, gnädiger Herr, Ehrensache!" betheuerte Willisch mit Nachdruck. „Bis wann befehlen Sie den Rapport?"

„Nun, sobald als möglich möchte ich ihn haben, aber — auch so genau und gewissenhaft als möglich. Lieber gar keine Mittheilung, als eine falsche oder auch nur zweifelhafte."

Der Dienstmann machte Miene, zu gehen.

„Noch eins, Willisch. Einige Anhaltspunkte für Sie. Herr Alster ist heute verreist, — er hat einen Diener — Ohschüßt nennt sich der übrigens wahrscheinlich äußerst geriebene Patron —, August heißt er also jedenfalls; mit dem Menschen ist vermuthlich alles zu machen, wenn man seine guten Dienste zu lohnen weiß. Wie Sie ihn sich kaufen, Willisch, das ist Ihre Sache, — hier ist Geld für etwaige Auslagen." Er nahm ein halbes Dutzend Thalerstücke aus dem Vorrathsmagazin in der Westentasche und drückte sie dem ob solcher verheißungsvollen Splendidität höchlichst erstaunten und entzückten Dienstmann in die Hand. „Sie sehen, mir liegt viel an der Sache, — ich mache Ihnen gegenüber kein Hehl daraus, und wenn Sie mich gut bedienen, würde Sie Ihr Profit über die schlechte Geschäftslage im ganzen nächsten Monat vollauf zu trösten im stande sein. Aber lassen Sie Sich nicht übertölpeln, lassen Sie besonders den schlauen August nicht merken, in wessen Auftrag Sie ihn ausholen."

„Garnichts soll er merken, darauf können Sie Sich felsenfest verlassen, gnädiger Herr. Den wollt' ich sehen, der mich, wenn's darauf ankommt, übertölpelt. Befehlen Sie sonst noch etwas, gnädiger Herr?"

„Vorläufig nichts. Morgen früh um 8 Uhr in meiner Wohnung zum ersten Rapport. Länger als drei Tage dürfen Sie nicht Zeit brauchen, bis übermorgen Abend zahle ich Ihnen auf alle Fälle taxmäßig für täglich fünfstündige Verwendung. Finde ich, daß Sie Ihre Sache gut gemacht haben, so dürfen Sie Sich heut über acht Tage bei mir ein Extrahonorar abholen, mit dem Sie zufrieden sein werden. Sie kennen mich, Willisch, und nun — Adieu!"

Willisch drehte sich stramm, wie ein Soldat auf das Kommando Kehrt!, auf seinen Hacken um und marschirte in der Richtung nach der Thalvorstadt ab.

„Ein verflucht nobler Kerl — dieser Herr Schweder," brummte er in seinen ziemlich großen und gepflegten Vollbart. „Und mit den Thalern wirft er um sich, als wenn's Pfeffernüsse wären; braucht aber vielleicht noch etwas mehr als er hat. Was er nur mit dem Herrn Alster wollen mag? — Halt, da geht mir schon so etwas wie ein Licht auf — der Alster hat ja eine junge und schöne Tochter! Und reich ist die Tochter des reichen Herrn natürlich auch. Das ist der Fisch, nach dem der Mädchenfischer, der Herr Schweder, jetzt seine Angel auswirft, und hier hat er zur Abwechslung einmal reelle Absichten — ha, ha! Glaub's gern, daß 'n vorsichtiger Mann, wie der Herr Alster wohl sein wird, nicht so mir nichts dir nichts auf einen so flotten Schwiegersohn, wie der Herr Schweder, hineinfallen möchte. Muß schlau angefangen werden, so etwas. Vielleicht gelegentlich so ein bischen Entführung mit den unumgänglichen Folgen, der Herr Papa ist dann der Bien', der muß, und das Glück ist gemacht. Ja, so wird die Geschichte sein. Aber das Ding muß doch noch seinen Haken haben, sonst wäre ich höchstens zur Schlußszene — etwa als Kutscher auf dem Abfuhrkarren" — Willisch belachte seinen Witz wohlgefällig — „von nöthen, und nicht als Kundschafter. Nun, werden schon sehen. Vielleicht will die Jungfer auch nicht so recht und Herr Schweder fürchtet einen Nebenbuhler, — das wär'ne Erklärung, die sich hören läßt."

Willisch war am Ausgange des Stadtparks angelangt, schon wollte er nach der Hauptstraße im Thale zu einbiegen, da kam ihm ein Bedenken. „Wenn ich vor den Ohschüßt als Dienstmann hintrete, werde ich ihm nicht sehr imponiren. Die Bedientensippe sieht meistens auf unsereins furchtbar hochnäsig herunter. Als feiner Herr hab' ich jedenfalls leichter, den Kerl tanzen zu lassen, wie ich pfeife, — als Reisender, wahrhaftig, als Stadtreisender für das große Cigarrengeschäft von Schulze und Kompagnie! Haha — famos! Da muß ich mich natürlich erst in Wichs

werfen und mir einen Probekasten anschaffen. Den pumpt mir mein Nachbar Schulze, der Dütenkrämer, mit größtem Vergnügen, besonders, wenn ich ihn versichere, daß ich einen Menschen kenne, der dumm genug ist, ihm ein Viertelhundert von seinen sogenannten Groschencigarren abzunehmen. Da kann ich mir auch gleich Schulze's neuen Cylinder und den Spazirstock mit der großen Hornkrücke dazu borgen, — dann seh' ich aus wie der feinste Kerl auf der Welt. Na, der Ohschüßt soll sich freuen über die pikfeine Bekanntschaft!"

* * *

Den nächsten Morgen hatte Herr Schweder wirklich einen ganzen Sack von interessanten Mittheilungen über Herrn Alster von seinem Kundschafter Willisch übermittelt erhalten. Willisch hatte Nachmittags um drei Uhr in der Villa Alster vorgesprochen als Reisender des großen Tabak- und Cigarrengeschäfts von Schulze und Kompagnie. Kein Mensch, der ihn als Dienstmann zu sehen gewöhnt war, würde ihn in dem Cigarrenreisenden wiedererkannt haben. Nicht genug, daß er in seinem sonst sehr selten in Gebrauch kommenden besten Anzuge, einem dunklen Tuchrocke und ditto Hosen modernsten Schnittes, dazu der schulzesche Cylinderhut und Elfenbeinstock — nach seines Besitzers Behauptung war die Krücke nämlich nicht von Horn, sondern von ächtem Elfenbein — wirklich ganz anständig aussah, er hatte sich auch den Bart stutzen und am Kinn ausrasiren lassen und einen Nasenklemmer mit bläulichem Fensterglase auf die Nase gequetscht; sodaß ihm Herr Schweder mit vollem Recht das Kompliment machen konnte, er verstehe es, mit ganz einfachen Mitteln einen neuen Menschen anzuziehen.

In der Villa Alster angelangt, hatte er dem durch ihn aus seinem Mittagsschläfchen aufgescheuchten und darum anfänglich sehr ungnädigen August mitgetheilt, er komme mit vorzüglichen Empfehlungen an Herrn Alster und habe den Auftrag, diesem gediegenen Kenner ächter Havannahs einige der ausgezeichnetsten Sorten dieses transatlantischen Fabrikats zur Probe vorzulegen.

Erst wollte ihn August mit der Bemerkung, der gnädige Herr wäre verreist, kurz und bündig abfertigen. Aber der frischgebackne Cigarrenreisende war nicht so leicht abzuschütteln. Er nahm ganz kaltblütig eine Cigarre aus seinem Kasten, fragte August mit gewinnender Kordialität, ob er ihm für eine Manila ein paar Streichhölzer ablassen wolle — sein Feuerzeug habe er irgendwo liegen gelassen —, und als August, einen „vernünftigen Menschen" in ihm witternd, eine gemüthliche Miene zu machen begann, fügte er beim Cigarrenanzünden an der Hausthür hinzu, er sei heute schon weit herumgekommen und ziemlich müde, ob nicht in der Nähe eine anständige Kneipe wäre, wo man ungestört irgendeinen guten Tropfen zu sich nehmen könne.

Das war nun allerdings Wasser auf Augusts Mühle. Da drüben bei der Witwe Röšicke hätte es ein ausgezeichnetes Glas Grog, — da könne er den vernünftigsten Menschen von der Welt hinrekommandiren, — der Herr brauche nur da links um die Ecke herumzugehen und da hinein, wo er gleich vorn die rothe Laterne sehen würde.

Der „Herr" fand aber nun menschlicherweise ein dringendes Bedürfniß nach „vernünftiger" Gesellschaft, und da er sich zu diesem Zwecke an keine passendere Adresse, als an den gemüthlichen August wenden und dieser einer so schmeichelhaften Einladung unmöglich widerstehen konnte, so war es nicht mehr als natürlich, daß am fraglichen Tage, nachmittags um 4 Uhr, der Cigarrenreisende Herr Schneider, von der Firma Schulze und Kompagnie, und des Herrn Alster getreuer August im Hinterstübchen der Witwe Röšicke bei einem Glas „Steifen" vom ältesten Cognac — wie der feine Herr Schneider ausdrücklich bestellt hatte — in trauter Eintracht beisammen saßen. Aus diesem ersten Zusammensein war eine schwere Sitzung geworden; der Cigarrenreisende Schneider entwickelte einen fürchterlichen Grogdurst, und so geübt auch August in der Vertilgung dieses Getränkes war, so mußte er doch um 7 Uhr abends, nach heldenmüthigem Kampfe, die Waffen strecken. Der hartnäckig seßhaft bleibende Cigarrenreisende Schneider bestellte zwar „noch zwei Gläschen", aber August ging, oder taumelte vielmehr, nach zärtlichem Abschied in die Villa Alster zurück und flugs in seine Kammer und noch geschwinder in sein Bett, während die gute Rose — die Beherrscherin der alsterschen Küche, eine Dame, die für die Schwächen ihrer Kollegen und Kolleginnen allezeit den Mantel der christlichen Nächstenliebe bereit hielt, — der Frau Doktor schmerzergriffen berichtete, der arme August wäre auf dem Wege von der Leihbibliothek, wohin er um 4 Uhr zu gehen unternommen, von einem Anfall, „so einem Anfall — Sie wissen schon, Frau Doktor" heimgesucht worden, und nun läge er — „ganz wie weg" — unten in seiner Kammer.

Die Frau Doktor, welche seit der letzten Choleraepidemie überall Choleraanfälle witterte, war auf das ärgste erschrocken, verordnete dem Patienten sofort große Quantitäten Kaffee, wollte Eis holen lassen und ein paar Aerzte dazu, und verbot allen Hausgenossen, mit einziger Ausnahme der Rose, die sich freiwillig zur Krankenpflege erboten hatte, sich in der Nähe von Augusts Kammer blicken zu lassen. Glücklicherweise genas August so rasch, — „er hat eine furchtbar gesunde Natur" — versicherte die Rose, daß weder Arzt noch Eis nöthig waren, und die Ruhe, welche man dem Kranken gönnte, zur völligen Wiederherstellung Augusts genügte.

Der Cigarrenreisende Schneider hatte nun Zeit und Grog vortrefflich anzuwenden verstanden. Er war Augusts intimster Freund geworden und hatte von diesem alles zu hören bekommen, was er nur irgend hören wollte. Freilich war von dem, was August seinem Freunde mitgetheilt hatte, nur ein kleiner Theil für Herrn Schweder interessant. Dazu gehörte vor allem die Kunde, daß Herr Alster zwei noble Passionen habe, die er vor der Welt sorgfältig zu verbergen suchte: eine große Vorliebe für feine Weine, die ihn oft übermäßig mittheilsam und allen erdenklichen Beeinflussungen zugänglich mache, — „um'n Finger könne man dann den Alten wickeln," hatte August betheuert, — und noch eine viel größere Vorliebe für schöne Frauen, er wäre „ganz verrückt auf 'ne hübsche Larve", behauptete August; und daher kämen auch zu allermeist die „Reisen" des Herrn Alster. Bald besuche er in einer nicht gar fern gelegenen größeren Stadt eine junge Witwe, deren Kinder er bevormunde; bald mache er eine Gebirgspartie mit diesem oder jenem Freunde, auf der sie so ganz zufällig mit hübschen Damen, Schauspielerinnen ꝛc., zusammenträfen, bald entrire er ganz heimlich ein kleines Souper zu vier oder sechs Personen in dem feinsten Hotel von P., u. s. w.

Als Herr Schweder diesen Theil des Berichtes vernahm, nickte er befriedigt: „Habe also den alten Bonvivant doch richtig erkannt. Vortrefflich, vortrefflich!"

Von den übrigen Mittheilungen seines gewiegten Kundschafters war ihm noch eine sehr wichtig. Eine solche bärenmäßige Kneiperei, bei der unsereiner mit trocknen Lippen — der Teufel soll's holen! — dabeistehen muß, hatte August erzählt, habe erst am vorletzten Abend stattgefunden. Da seien zwar blos der Justizrath Wichtel und dessen Sohn dagewesen, aber gekneipt sei doch worden bis spät in die Nacht hinein, und soviel, als ob's eine große Gesellschaft gewesen wäre. Da hätten die beiden Wichtels seinen Herrn zu irgendwas 'rumgekriegt, wie er schon ordentlich eins in der Krone gehabt, — es wäre von einer Fabrik die Rede gewesen, — daß es höchste Zeit sei, loszugehen. Der Alte hätte sich immer noch besinnen wollen, am Ende hätte er aber was unterschrieben, und da wären die beiden Wichtels ungeheuer vergnügt geworden und der alte Wichtel hätte einmal übers andre Alster seinen besten Freund genannt, und zum Abschied hätten sie sich umarmt und sich Strebens- und Kampfgenossen für ewig genannt.

Herr Schweder gestand sich, daß er mehr Erfolg von der diplomatischen Sendung des Willisch entschieden nicht verlangen könnte. Er entließ ihn daher mit anerkennendem Lobe und bestellte ihn auf Mittag punkt 12 Uhr zu weiterer Beauftragung.

Als er dann allein war, hielt er das, was er soeben gehört, mit dem, was er bereits gewußt oder gestern Nachmittag selbst erst erfahren und beobachtet hatte, zusammen. Er war nämlich, während Willisch in seinem Auftrag sein Kundschaftertalent spielen ließ, auch nicht unthätig gewesen.

Wichtel junior war ihm, wie wir aus dem Gespräche mit seinem Freunde Senkbeil vernommen haben, genauer bekannt. Er war mehrfach mit Wichtel in Berührung gekommen, der einmal sogar bei einem Kampfe um die Gunst einer hübschen Tänzerin über den im Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit allzu siegessicheren Herrn Schweder die Oberhand behalten. Deswegen und wohl auch wegen der wirklich geringen Liebenswürdigkeit des jungen Herrn, war Schweder unserm Freunde Wichtel junior nichts weniger als gewogen. Herr Referendar Wichtel seinerseits vergalt übrigens Abneigung mit Abneigung, ja, ihm war der mit unerschütterlicher kühler Ueberlegenheit gewappnete ältere Lebemann, wo er ihm begegnete, immer auf das höchste unbequem gewesen; hatte Herr Schweder es doch fertig gebracht, ihm an jenem glorreichen Abend, an dem er sich mit bestem Rechte der

unzweifelhaften Bevorzugung seitens jener Tänzerin rühmen konnte, anscheinend ganz aufrichtig zu gratuliren und ihm seinen wärmsten Dank abzustatten, daß er ihn, Schweder, der Mühe überhoben hätte, ein Verhältniß aufrecht zu erhalten, welches ihm bei seinen übrigen zahlreichen Engagements schon angefangen hätte, lästig zu werden, ehe es noch ernstlichere Gestalt angenommen hätte. Wichtel junior war zwar scharfsichtig genug, den Aerger Schweders über die unerwartete Niederlage auch durch die Maske dieser Gratulation hindurch zu erkennen; aber die Gesellschaft junger Leute, vor der Herr Schweder seine Theilnahme an dem wichtelschen Erfolge zu dokumentiren für gut fand, gönnte dem Freunde Wichtel viel eher eine gelinde Blamage, als einen Triumph, und nahm daher Schweders Genugthuung mit großem Behagen als baare Münze hin.

So war denn der Herr Referendarius Wichtel keineswegs erbaut gewesen, als er an dem mehrerwähnten Nachmittage den fatalen Schweder in dem Café anwesend fand, wo er, Wichtel, mit einer größeren Anzahl bunt zusammengewürfelter Leute fast allnachmittäglich zusammenzukommen pflegte. Das Café Hedebusch war das Rendezvous der Schachspieler von P., und Wichtel junior war ein gefürchteter Kämpe auf den 64 Feldern des königlichen Spiels.

Nur ein Schachspieler in P. hatte früher unbestritten als ihm überlegen gegolten, und dieser eine war wieder kein anderer als Herr Schweder. Schweder war in allen Spielen Meister. Im Carambolagespiel auf dem Billard gab er dem geübtesten Billardkellner wenigstens 30 Point auf 100 vor und siegte fast immer. In jedem der beliebteren deutschen Kartenspiele — im Whist und L'hombre, Solo und Preference, und vor allem im Skat, jenem Kartenspiel, das in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland allen übrigen bedeutendes Terrain abgewonnen hat und das herrschende Spiel geworden ist, — galt er als Autorität, deren Rath und Urtheil man in zweifelhaften oder schwierigen Fällen gern einholte, mit der aber nur wenige zu spielen liebten, da man trotz aller Glückschancen des Spiels so ziemlich sicher sein konnte, zu verlieren.

Herr Schweder wußte, daß man ihn als Spieler fürchtete, und spielte deswegen nur, wenn man ihn darum bat; das Schachspiel hatte er in den letzten Jahren fast ganz aufgegeben, und das Café Hedebusch pflegte er spöttisch eine Stümperkolonie zu nennen, wo um die Palme des schlechtesten Spiels gestritten würde.

Es entstand daher einige Aufregung im Café Hedebusch, als Herr Schweder eintrat, freundlich, wenn auch vornehm, nach allen Seiten grüßte und sich mit der ihm eigenen liebenswürdigen Ungenirtheit, ganz, als wäre er ein täglicher Theilnehmer an den Schachzusammenkünften, mitten zwischen zwei nahe bei einander stehenden Tischen, an denen gespielt wurde, niederließ.

Einer der Spieler konnte sich nicht enthalten, seiner Verwunderung über den seltenen Besuch Ausdruck zu geben. Herr Schweder antwortete auffallend verbindlich, die Sehnsucht nach dem langentbehrten geistvollen Spiel habe ihm keine Ruhe mehr gelassen, und so wolle er denn heute wenigstens wieder einmal ein paar Partien spielen *sehen*.

Den scharfblickenden und spottsüchtigen Schweder zum Zuschauer zu haben, war aber keineswegs nach dem Geschmack der Schachspieler im Café Hedebusch. Daher hatten sie ihm eifrig zugeredet, er möge doch lieber selbst zeigen, was mit dem sechzehn Köpfe starken Heere der Schachfiguren geleistet werden könne.

Herr Schweder war aber nicht so leicht dazu zu bewegen gewesen. Nach einer raschen Umschau im ganzen, ziemlich geräumigen Rauchzimmer hatte er erklärt, er habe viel zu lange nicht gespielt und müsse sich erst wieder gründlich in's Spiel hineindenken.

„Nein, nein, verehrtester Herr Schweder," hatte ein jovialer, alter Herr darauf geantwortet, „so ungerupft sollen Sie diesmal nicht davonkommen; wir sind zwar hier alle viel zu schwache Spieler, als daß wir verlangen sollten, ein Meister, wie Sie, sollte sich mit uns begnügen. Ueber ein kleines aber wird unser jugendlicher Matador erscheinen, dann müssen Sie vor die Klinge, da kann Ihnen kein Gott helfen."

Dieser jugendliche Matador war nun eben der Referendar Wichtel junior, dem es ein leichtes gewesen, sich zum unbestrittenen Herrscher im Schachreiche des Café Hedebusch aufzuschwingen, seit Schweder daselbst nicht mehr verkehrte. Man hielt ihn allgemein für einen Spieler, dessen Stärke im letzten Jahre infolge theoretischer Studien ungemein gewachsen sei, und er selbst theilte diese Meinung. Er hatte sich daher gerade wegen seiner Abneigung gegen Schweder, als er dann wirklich bald gekommen war, zu einer Partie auch bereit finden lassen — war er doch in beständiger Uebung, während Schweder sicher sehr viel verlernt hatte und deshalb ein nicht mehr gefährlicher Gegner sein konnte.

Bestärkt hatte den Herrn Wichtel in seiner Meinung das Sichsträuben Schweders, der schließlich, wie es seinem Gegner schien, nur aus Besorgniß, seinen alten Schachruhm gänzlich einzubüßen, das von allen Seiten unterstützte Anerbieten angenommen hatte.

Unter den Augen fast aller übrigen Anwesenden, die sich im Kreise um die beiden Kämpen versammelt hatten, war nun der Strauß ausgefochten worden. Schweder hatte bei jedem Zuge lange nachgedacht und trotzdem, wenn auch erst nach anderthalbstündigem Streite, die Partie verloren. Wichtel hatte viel rascher gespielt und zum Schlusse eine ungemein siegessichere selbstbewußte Haltung angenommen. War er doch nun der festen Ueberzeugung, daß er sich nicht getäuscht — Schweder war ihm nicht mehr gewachsen. Er wurde von den Zuschauern lebhaft beglückwünscht. Schweder verlangte eine Revanchepartie. Diese währte noch länger als die erste, wieder spielte Schweder sehr langsam, auf einmal leuchtete es auf seinem Gesicht triumphirend auf, er machte auffällig rasch, nachdem Wichtel gezogen, seinen Gegenzug, dann noch rascher die folgenden und kündigte Schachmatt in drei Zügen an. Alle waren außerordentlich überrascht — Wichtel mehr, als jeder andere. Er wollte nach längerem Nachsinnen schon vornehm lächelnd die Achseln zucken — da mußte er wirklich zugeben, daß Schweder recht hatte.

Nun gratulirten die Zuschauer Herrn Schweder nicht minder herzlich, als vorher seinem Gegner. Wichtel ärgerte sich gewaltig. Er wollte unter allen Umständen der Held des Tages bleiben; sicherlich hatte er auch nur irgend ein grobes Versehen begangen — sonst hätte Schweder nicht zu siegen vermocht.

Er stellte also ohne weiteres die Figuren zu einer dritten — der sogenannten Meisterpartie, die ja selbstverständlich gespielt werden müsse, in Schlachtordnung. Die Zuschauer aber, von denen die meisten lange über ihre gewöhnliche Zeit im Café ausgehalten hatten, waren ganz begeistert, sie versicherten so interessante Spiele lange nicht mit angesehen zu haben.

Und das mußte man unsren Schachduellanten lassen, sie spielten jetzt beide anscheinend mit Aufbietung all ihrer Kräfte. Herr Wichtel wurde purpurroth vor Aufregung, und dicke Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn. Schweder schien ganz ruhig, aber die Art, wie er spielte, unverwandt den Blick auf das Schachbrett gerichtet, ohne die Spur einer andern Bewegung als dazu nöthig war, die Figuren hin und herzubewegen, — dieses offenbare Konzentriren aller Geistesfähigkeiten auf den einen Punkt — bewies zur Genüge, wie sehr auch ihn das Spiel fesselte.

Lange wogte die Schlacht unentschieden hin und her — endlich eroberte Schweder einen feindlichen Bauern und die günstigere Stellung. Die Zuschauer wollten bereis wetten, daß ihm auch diesmal der Sieg werden müsse. Da glitt über Schweders Lippen schattenhaft flüchtig das gewohnte sarkastische Lächeln und er spielte wieder rascher als zuvor. Diesmal folgte jedoch dieser seiner Beschleunigung des Spiels nicht die rasche und gewaltsame Niederwerfung des Feindes, im Gegentheil, Schweder machte plötzlich ein Versehen, das ihn um den gewonnenen Bauern und den Angriff brachte. Wichtel, der sich vor Aerger und Erregung die Lippen beinahe blutig gebissen hatte, athmete hoch auf und ließ alle Kunstgriffe und Kniffe spielen, um den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Aber trotzdem Wichtel im weiteren Verfolge des Schwederschen Fehlzuges gar noch einen Offizier eroberte und augenscheinlich das stärkere Spiel bekam, vermochte er das Schachmatt nicht zu erzwingen. Schweder hatte wieder mit erstaunlicher Hartnäckigkeit und Ruhe gespielt und den Gegner gezwungen, sich selber derart zu schwächen, daß die Partie endlich als unentschieden abgebrochen werden mußte.

Der Kampf hatte im ganzen fast sechs Stunden gedauert. Viele von den Zuschauern waren zu ihrem Leidwesen gezwungen gewesen, das Café zu verlassen, bevor die Schlacht entgiltig entschieden war. Die wenigen, welche standhaft ausgeharrt, lud jetzt Herr Schweder, der „entsetzlich fatiguirt" zu sein behauptete, und eine Auffrischung seiner Lebensgeister zu bedürfen, zu „einem Gläschen Champagner". Besonders ritterlich klang die Einladung, welche er an seinen fiebrisch erregten Gegner Wichtel richtete, der nicht einen Augenblick zögerte, sie anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthümliche Freundschaftsbeziehungen in der Thierwelt.

Naturgeschichtliche Skizzenbilder von Dr. L. Jacoby.

Freundschaftliche Verhältnisse solcher Art, welche die Grundlage der menschlichen Gesellschaftsorganisation bilden, wie staatliche Gemeinschaften, Ehebündnisse, Vereinigungen zum Behuf des Lebensunterhaltes oder auch der Geselligkeit, sind unter den Thieren eine bekannte Erscheinung. Alle diese Verhältnisse der Zuneigung, des Zusammenlebens und Zusammenwirkens haben indeß das natürliche Merkmal, daß sie stets auf das Einzelwesen einer und derselben Thierart beschränkt sind. Es gibt aber in der Thierwelt einzelne Fälle von Freundschaftsbeziehungen, die nicht nur zwischen verschiedenen Arten und Gattungen, sondern



Christian Daniel Rauch. (Seite 95.)

selbst zwischen weit auseinanderstehenden Ordnungen, Klassen, ja sogar Urstämmen des Thierreichs zutage treten. Von ihnen wollen wir im Nachfolgenden in kurzen Umrissen dem Leser Kunde geben.

Es sind die Fälle dieser Art bisher nur zum Theil aufgeklärt und von den Forschern, die sich eifrig mit dem interessanten Gegenstande beschäftigten, auf uns verständliche Ursachen zurückgeführt worden. In der Mehrzahl haftet ihnen noch viel Räthselhaftes an, und es könnte hier vor allem auch ein nicht gelehrter Naturfreund und Liebhaber, der Zeit und Gelegenheit zu sorgsamen und andauernden Beobachtungen hat, der Wissenschaft durch Aufschlüsse werthvolle Dienste leisten.

Den Uebergang von den zuerst genannten gesellschaftlichen Beziehungen zu unserem Thema bilden die Fälle eigenthümlicher Gastfreundschaften in der Thierwelt. Sie finden sich ausgeprägt bei einem staatenbildenden Thier, dem intelligentesten nicht allein unter wirbellosen, sondern selbst unter der Mehrzahl der höheren Thiere, bei den Ameisen.

Zunächst sehen wir diese Gastfreundschaft geübt an fremden Arten ihrer eigenen Gattung. Es kommt in dem Nesthaufen der großen, rothen Waldameise oder Hügelameise (Formica rufa) als Gast eine kleine, glänzend gelbe Art vor, zu den Knotenameisen gehörend — der Hinterleibsstiel derselben ist zweifach

geknotet — welche man noch niemals selbständig in eigenen Nestern gefunden hat. Man nimmt daher an, daß das Leben dieses Gastes von seinem Wirthe abhängig sei, in welcher Weise jedoch, das ist uns bisher noch völlig unbekannt. Der Hügelameise sehr ähnlich ist die blutrothe Raubameise (**F. sanguinea**), ein in seinen Kämpfen und Raubzügen gegen andere Ameisen höchst grausames, jähzorniges Thier, in dessen Nestern man nichtsdestoweniger eine andere, viel kleinere, gelbe Art vorfindet, die sich bei ihr als Gast eines ungestörten Daseins erfreut. Wenn man bedenkt, daß im allgemeinen die Ameisen gegen andere Thiere, die in ihre Gewalt kommen, eine unerbittliche gnadenlose Feindschaft hegen — wer hätte nicht schon bei einem Waldspaziergang beobachtet, wie selbst große Käfer unter verzweifelter Gegenwehr von ihnen bewältigt und in das Nest geschleppt wurden — wie sie insbesondere über alles, was in ihre Wohnung geräth, wüthend herfallen, dem muß eine fernere Thatsache ganz erstaunlich vorkommen. Man findet nämlich in dem Nest bestimmter Ameisen Käferlarven, die bis zu ihrer Entwicklung, und ausgebildete Käfer in einer ganzen Anzahl von Arten, die oft ihr ganzes Leben lang als Gäste dort verweilen und bei ihren Wirthen Schutz und Pflege genießen. So findet sich die Larve des sehr bekannten Gold- oder Rosenkäfers (Cetonia aurata) gewöhnlich in den tieferen Nesttheilen der vorgenannten rothen Waldameise, wo sie sich von den vermodernden Holzstückchen nährt, die ihre Gastgeber zusammengetragen. Es gibt unter den Käfern eine Abtheilung, Stutzkäfer, oder Kurzflügler genannt (Staphyliniadae), sehr leicht erkennbar dadurch, daß die sehr verkürzten Flügeldecken den Hinterleib zum größten Theil frei lassen. Von dieser Familie leben verschiedene Arten, die deshalb Ameisenfreunde heißen, in den Nestern kleinerer Ameisen. Was das Verhältniß für den Forscher noch anziehender macht, ist der Umstand, daß mehrere dieser Käfergäste infolge ihres dunkeln Aufenthalts — gerade wie die Käfer der Grotten und Höhlen — im Laufe der Zeit die Augen verloren haben und blind geworden, somit auf liebevolle Gastfreundschaft besonders angewiesen sind. Und diese wird ihnen in vollem Maße zutheil. So lebt der gelbe Keulenkäfer (Claviger fovealatus) unter Steinen in den Nestern der kleinen gelben Ameise (Formica flava), deren Biß ganz besonders schmerzhaft und gefürchtet ist. Wird der Stein aufgehoben und das Nest beunruhigt, so sieht man, wie die Ameisen den Käfer gradeso wie ihre eigenen Puppen anfassen, emporheben und tiefer in das Innere des Baues hineintragen. Welches Motiv die Ameisen bei solcher Gastfreundschaft leitet, ist bisher noch durchaus unaufgeklärt. Wenn, wie wir annehmen müssen, die Wirthe von der Anwesenheit ihres Gastes einen Vortheil haben, so ist dieser also ein gegenseitiger und es waltet somit wirkliche Freundschaft ob zwischen beiden so verschiedenen Thieren. Anders geartet ist das bekannte Freundschaftsverhältniß der Ameisen zu den Blattläusen. Die letzteren werden wegen ihres süßen Leibessaftes, der für die Ameisen ein besonderer Leckerbissen ist, von den schlauen Thieren geradezu als Melkkuh benutzt und zu solcher Bestimmung zwangsweise in die Nester getragen. Von einer gegenseitigen, freiwilligen Freundschaft kann hier füglich nicht die Rede sein und deshalb fällt dies Verhältniß nicht in unser Thema. Wir müßten sonst auch die Sklaven der Ameisen hier vorführen, welche in regelrechten Kriegszügen, Schlachten und Belagerungen — so modern vorgeschritten in der Kultur sind diese Thiere — aus fremden Nestern geraubt und daheim gezwungen werden, alle Arbeiten für ihre Herren zu verrichten.

Wir wenden uns zu einer anderen, merkwürdigen Freundschaftsbeziehung, welche in der Klasse der Fische stattfindet, zwischen zwei Fischarten aus ganz entfernt stehenden Ordnungen. Es ist das Verhältniß zwischen dem Haifisch und Lotsenfisch. Ueber den sogenannten Menschenhai und seine sprichwörtliche Raubgier und Gefräßigkeit wäre es überflüssig, hier Näheres anzuführen; weniger bekannt dürfte sein munterer Begleiter sein. Es ist dies der Lotsenfisch, auch Pilot genannt (**Neucrates ductor**), ein etwa neun bis zwölf Zoll langes Fischlein von fast kegelförmiger Gestalt mit stumpfer runder Schnauze, bläulich-weiß, mit drei dunkelblauen Querbinden auffallend und prächtig gezeichnet. Er gehört zu den Makrelen,



Der Rattenfänger von Hameln. (Seite 96.)

in dieselbe Familie, wie der Thunfisch, lebt im Mittelmeer und im Süd-Atlantischen Ozean und kommt, wiewohl nicht gerade häufig, auf den Fischmarkt zu Triest, wo man ihn, da sein Fleisch überaus wohlschmeckend ist, sehr theuer verkauft. Wahrscheinlich ist dieser Fisch derselbe, den Aristoteles irrthümlich als den Begleiter des Delphins anführt, und unzweifelhaft identisch mit dem Pompilus der Alten, einem Fisch, der treu den Schiffen im Meere durch die weitesten Strecken folgt und sie erst bei Annäherung der Küsten verläßt. Das Freundschaftsverhältniß des Lotsenfisches zum Hai ist vielfach angezweifelt worden, es hat sich aber nach allen Beobachtungen der Neuzeit durchaus bestätigt. Philipp Commerson, ein ausgezeichneter französischer Arzt und Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, der eine Reise um die Erde machte und ein geschätztes Werk über die Fische des Mittelmeeres schrieb, berichtet: „Ich habe immer die Erzählung von dem Lotsen des Haifisches für eine Fabel gehalten, nun aber mich doch durch den Augenschein überzeugt, so daß ich nicht mehr an der Wahrheit zweifeln kann. Daß die Lotsen die Brocken verzehren, welche der Hai fallen läßt, begreift man, aber daß er sie nicht verschlingt, wenn sie ihm immer um die Nase schwimmen, begreift man nicht. Oft habe ich gesehen, wie ein Lotsenfisch nach dem ausgeworfenen Specke schwamm und dann zurück zum Hai ging, worauf dieser sogleich selbst kam. Fängt man den Hai, so folgen ihm seine Lotsen, bis man ihn emporwindet, und erst dann fliehen sie. Finden sie aber keinen anderen Hai, so halten sie sich an das Schiff selbst und folgen diesem oft mehrere Tage lang, bis sie wieder ihr Glück gemacht haben. Der englische Forscher **Bennet** versichert, daß man die so hurtigen und gewandten Lotsenfische einzig und allein dann fangen könne, wenn man vorher einen Hai geangelt habe. Die kleinen, treuen Begleiter wollen sich von ihrem Beschützer nicht trennen und umschwimmen ihn, wenn er aus dem Wasser gezogen wird, bis er verendet ist. Und da sie hierbei der Oberfläche mehr als sonst sich nähern, so hält es nicht schwer, sie mit einem langgestielten Hamen aufzufischen. Daß die Lotsen den Haifisch auf gute Schiffsbeute, ausgeworfene Köder u. dergl. aufmerksam machen, wobei sie ihm freilich wider ihren Willen oft einen sehr schlechten Freundschaftsdienst leisten, ist wiederholt gesehen worden. So erzählt der Berliner Naturforscher **Meyen** in der Schilderung seiner Reise um die Welt, daß der Lotsenfisch dem Hai gewöhnlich vorausschwimme, sich in der Regel in der Nähe seines Rachens halte oder unter eine seiner Brustflossen begebe, zuweilen auch nach rechts und links schieße, als ob er auf Entdeckungen ausgehe und darauf eilig wieder zum Hai zurückkehre. Eines Tages wurde von dem Schiffe des Beobachters eine geköderte Angel ausgeworfen, da ein Hai in einer Entfernung von etwa zwanzig Klaftern folgte. Mit Blitzesschnelle schoß der Lotsenfisch auf die Lockspeise zu, schien sie sogar zu versuchen, kehrte darauf zum Hai zurück, umschwamm denselben zu wiederholten Malen, peitschte das Wasser mit dem Schwanze und trieb es so fort, bis sich der Hai unter seiner Leitung in Bewegung setzte und wenige Minuten später richtig ein Opfer seiner Freßgier geworden war. Und ganz ebenso meldet der berühmte **Geoffroy St. Hilaire**, der naturwissenschaftliche Begleiter der napoleonischen Expedition nach Aegypten: „Auf unserer Fahrt kam während einer Windstille ein Hai gegen das Schiff geschwommen, nebenher zwei Lotsenfische, welche immer eine gewisse Entfernung hielten, bei ihrer Ankunft das Schiff zweimal von einem Ende zum andern untersuchten, und da sie nichts für ihren Gaumen fanden, weiter zogen, ihren Hai mit sich nehmend. Inzwischen hatte ein Matrose einen Haken mit Speck geködert und warf ihn ins Meer. Die Fische waren bereits ziemlich weit entfernt, hörten jedoch das Plumpen, kehrten um, und begaben sich, sobald sie den Speck ausgekundschaftet, wieder zu ihrem Freunde, welcher sich währenddessen an der Oberfläche des Wassers durch Umwälzen u. dergl. belustigt hatte. Sogleich kehrte er um, auf jeder Seite begleitet von einem seiner kleinen Kundschafter, wurde von diesem förmlich auf den Speck, welchen er nicht gewittert zu haben schien, gestoßen, biß zuerst ein Stück des Köders ab, schnappte noch einmal zu, hing an der Angel und ward an Bord gezogen. Zwei Stunden später fing man auch einen von den Lotsenfischen, welche das Schiff noch nicht verlassen hatten.“ Es offenbaren uns die vorgeführten Thatsachen aufs unzweideutigste ein gegenseitiges freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Thieren. Die Erklärung reicht entschieden nicht aus, die man gegeben, daß der Lotsenfisch deshalb dem Hai folge, weil er in der Nähe dieses großen Räubers vor den Nachstellungen aller anderen Raubfische geschützt sei, während seine Gewandtheit ihn davor bewahre, von diesem seinem Beschützer gefressen zu werden. Noch nie ist beobachtet worden, daß der Hai auch nur den Versuch macht, seinen kleinen Freund sich einzuverleiben, während er sonst nach allem gierig zuschnappt, was ihm vor Augen kommt. Der Lotsenfisch ist eben das einzige lebende Wesen, das der Hai um sich und in seiner nächsten Nähe duldet.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von **P. D.**

II.

Die allgemeinen Grundsätze des Strafprozesses und Civilprozesses in ihrer Gegensätzlichkeit und Gemeinsamkeit.

a) Die Offizial- und Verhandlungsmaxime.

Der Strafprozeß und der Civilprozeß dienen beide der Verwirklichung des materiellen Rechts. Die Strafprozeßordnung und Civilprozeßordnung stellen die Normen auf, in denen ein Rechtsstreit seiner Entscheidung entgegengeführt werden soll. Voraussetzung eines jeden Civil- oder Strafprozeßverfahrens ist eine Rechtsverletzung. Indem der Staat Gesetze über das Civil- und Strafprozeßverfahren erläßt, kommt er der aus dem Recht der Justizhoheit fließenden Pflicht nach, für Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes Sorge zu tragen. Die Natur der Rechte aber, deren Schutz Aufgabe des Strafprozesses einerseits und des Civilprozesses andrerseits ist, bedingt aber eine vielfache Verschiedenheit der Gestaltung des Strafprozesses und Civilprozesses selbst.

Im Strafprozeß wird der Strafanspruch des Staates, im Civilprozeß irgendein bestrittener Anspruch eines einzelnen, einer Privatperson verfolgt. Im Strafprozeß steht das öffentliche Recht, im Civilprozeß das Privatrecht in Frage. Dort ist der Kläger der Staat, hier eine Privatperson. Es greift also der wesentliche Unterschied zwischen dem öffentlichen und privaten Recht Platz, welcher vorwiegend darin zu finden sein wird, daß das öffentliche Recht der Disposition den einzelnen Individuen entzogen, während ein privates Recht dem Verzichte des Berechtigten unterworfen ist. Alle Privatrechte sind ganz oder theilweise veräußerlich, das öffentliche Recht ist unveräußerlich, keinem andern Willen, als dem Willen des Staates unterthan, und letzterem auch nur insofern, als der Staat als gesetzgebender Faktor Gesetze ab- und neu schaffen kann. Solange ein Gesetz, z. B. ein Strafgetz, besteht, sind nur die Organe des Staates gezwungen, dasselbe anzuwenden; sie können nicht nach Belieben ein Gesetz in diesem Falle ignoriren, in jenem zur Anwendung bringen.

Auf diesem grundsätzlichen Gegensatz zwischen öffentlichem und privaten Recht basirt ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Strafprozeß und Civilprozeß. In der Wissenschaft wird derselbe folgendermaßen ausgedrückt. Der Strafprozeß steht unter der Herrschaft des Offizialprinzips, der Civilprozeß unter der Herrschaft der Verhandlungs- oder Dispositionsmaxime. Das erste Prinzip bedeutet: das Verbrechen ist ein nicht wieder gut zu machender Rechtsbruch, welcher dem Staate zur Genugthuung und dem Verbrecher zur Strafe verfolgt werden muß. Aus diesem Prinzipe folgt, daß der Staat Organe für die Strafverfolgung — die Staatsanwaltschaft — bestellt, welche die Klage kraft Gesetzes zufolge ihrer amtlichen Pflicht zur Verfolgung des Verbrechers zu erheben haben, und welche sich dieser Pflicht ebensowenig entziehen können, als der Verbrecher der Strafe aus eigenem Willen sich entziehen kann. Weiter stellt sich als eine Konsequenz dieses Prinzips, welche allerdings erst die modernen Strafprozeßgesetze gezogen haben, das Streben nach materieller Wahrheit, die Befreiung des Richters von allen bindenden Beweisregeln bei der Frage nach dem Vorhandensein einer Schuld dar. Weil in früheren Jahrhunderten das Verbrechen nicht als Ver-

letzung des öffentlichen Rechts, vielmehr als eine private Rechtsverletzung aufgefaßt worden ist, der Anspruch auf Strafe daher nicht als ein Recht des Staates erschien, sondern jedem andern Privatrechtsanspruch, z. B. jedem Eigenthumsanspruch, gleichgeachtet wurde, so war es Sache des Verletzten, den Verbrecher zur Strafe zu ziehen, sei es, wie dies in den ersten historischen Zeiten der Fall war, im Wege der Blutrache, sei es dadurch, daß er selbst als Ankläger vor Gericht erschien. Der Staatsanwalt unsrer Zeit ist den Zeiten des Mittelalters unbekannt. Weil aber nach der modernen und unzweifelhaft richtigen Ansicht das Verbrechen als öffentliche Rechtsverletzung bestraft werden muß, so kann natürlich auch nur das zur historischen Gewißheit erhobene, das erwiesene Verbrechen bestraft werden.

Bei diesem modernen Charakter der Verbrechensverfolgung kann natürlicher- und billigerweise auch allein die freie richterliche Ueberzeugung über die Schuldfrage, über die Beweisfrage entscheiden. Dieser freien richterlichen Ueberzeugung dürfen, soll nicht ein abscheulicher Gewissenszwang ausgeübt werden, unter keinen Umständen durch etwaige gesetzliche Beweisregeln, denen zufolge er beim Vorhandensein gewisser, gesetzlich anerkannter Beweisgründe, z. B. des Geständnisses, die Schuldfrage bejahen muß, Schranken gesetzt werden. Es ist fast selbstverständlich, und es hieße unserm Jahrhundert einen Schlag in das Gesicht geben, wenn es nicht so wäre, daß die Reichsstrafprozeßordnung das Offizialprinzip und dessen Konsequenzen in sich aufgenommen hat. Paragraph 152 derselben sagt: „Zur Erhebung der öffentlichen Klage ist die Staatsanwaltschaft berufen.“ Dieselbe ist, soweit nicht ein anderes gesetzlich bestimmt ist, verpflichtet, wegen aller gerichtlich strafbaren und verfolgbaren Handlungen einzuschreiten, sofern zureichende thatsächliche Anhaltspunkte vorliegen.

Das Prinzip der freien Beweiswürdigung findet hingegen seine Anerkennung im Paragraph 260 der Strafprozeßordnung, wo es heißt: „Ueber das Ergebniß der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung.“ Der Eid der Verletzten oder Angeklagten, oder gar sogenannte Eideshelfer, wie dies im altdeutschen Prozeß möglich war, sind nicht, ebensowenig das Geständniß, als Beweisgründe anerkannt. Ein Angeklagter muß, auch wenn er des Verbrechens geständig ist, freigesprochen werden, sofern Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß er das Geständniß wider die Wahrheit abgelegt hat, ein Fall, der zwar unwahrscheinlich, aber doch in der Praxis wiederholt vorgekommen ist. Wie anders gestalten sich aber diese Dinge im Civilprozeß, wo allein Privatrechte, veräußerliche, dem Verzichte der Parteien unterliegende Rechte in Frage stehen. Zwar hat auch der Civilprozeß, und dies ist eine der wichtigsten Neuerungen, welche die Civilprozeßordnung getroffen hat, das Prinzip der freien richterlichen Beweiswürdigung anerkannt. Der frühere gemeine deutsche und sächsische Civilprozeß insbesondere hatte eine Unzahl von gesetzlichen Beweisregeln aufgestellt, durch welche der Richter, waren die Voraussetzungen dieser Regeln gegeben, gezwungen war, den Beweis als ganz oder halb erbracht anzusehen, ohne Rücksicht auf seine eigene Ueberzeugung, und gleichviel, ob die Thatsache in Wirklichkeit wahr oder unwahr war. So waren z. B. zum vollen Beweis zwei klassische Zeugen nothwendig. War nur ein, wenn auch völlig glaubhafter Zeuge vernommen, durch dessen Aussage die bestrittene Thatsache für jeden Menschen als wahr erwiesen wurde, so mußte dennoch, zufolge der Beweisregel, daß nur zwei Zeugen vollen Beweis geben, der Richter der einen oder andern Partei noch einen Reinigungs- oder Bestärkungseid auferlegen, welcher noch abgeleistet werden mußte, ehe die Thatsache für juristisch erwiesen, für formell wahr angesehen werden konnte.

Die Folge davon war, daß einerseits vielfach überflüssige Eide geschworen werden mußten, daß andererseits gewissenlose Parteien durch Leistung von Glaubenseiden die Wahrheit von Thatsachen ablehnten, für welche ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit erbracht worden war. Es würde zu weit führen, alle die gesetzlichen Beweisregeln aufzuführen. Es sei darum blos konstatirt, daß die materielle Wahrheit durch dieselben oft die empfindlichste Einbuße erlitt und das gute Recht durch das formelle Beweisprinzip oftmals gebeugt wurde. Ein Sieg der materiellen Wahrheit ist es daher, wenn § 259 der Civilprozeßordnung bestimmt: Das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesammten Inhalts der Verhandlung und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Ueberzeugung zu entscheiden, ob eine thatsächliche Behauptung für wahr oder nicht wahr zu erachten sei.

Ist durch diese Bestimmung dem Uebelstand, daß die materielle Wahrheit in den schreiendsten Widerspruch mit der formellen juristischen Wahrheit tritt, ein Riegel vorgeschoben, so bedingt doch die Natur der im Civilprozeß zu verhandelnden Rechte eine gewisse Beschränkung des Grundsatzes der freien richterlichen Beweiswürdigung, wie sie der Strafprozeß nicht kennt. Es existiren daher auch nach der Civilprozeßordnung gesetzliche Beweisregeln, z. B. in Beziehung auf den Beweis durch Urkunden und durch Eid. Bezüglich der Regeln des Urkundenbeweises muß hier auf die Bestimmungen der Civilprozeßordnung verwiesen werden. Bei Würdigung der Beweiskraft des Eides muß selbstverständlich das richterliche Ermessen ausgeschlossen sein. Eine beschworene Thatsache muß der Richter als wahr erachten, so lange derjenigen Partei, welche den Eid geleistet hat, eine Verletzung der Eidespflicht nicht nachgewiesen ist.

Ebenso muß der Richter diejenige Thatsache als erwiesen ansehen, in Beziehung auf welche der Eid verweigert oder erlassen worden ist. Eine weitere Konsequenz der den Civilprozeß beherrschenden Dispositionsmaxime ist, daß das gerichtliche Geständniß im Civilprozeß eine ganz andere Bedeutung hat, als im Strafprozeß. Im letzteren gilt es nur insofern, als es einen Grund für die Ueberzeugung des Richters von der Schuld des Angeschuldigten in sich trägt. Im Civilprozeß trägt das Geständniß den Charakter eines Verzichts an sich, und zwar stellt es hier einen Verzicht auf den Beweis einer Thatsache dar, welche letztere infolge dessen eines Beweises nicht mehr bedarf. Das Geständniß der Partei sowohl als ihres Vertreters ist deshalb auch unwiderruflich, ausgenommen die geständige Partei beweist, daß ihr Geständniß der Wahrheit nicht entspräche **und** durch einen Irrthum veranlaßt sei. Am prägnantesten wird aber der Charakter des Civilprozesses im Gegensatz zum Strafprozeß durch die einfache Thatsache dargestellt, daß im Civilprozeß der Kläger die ihr persönliches Recht verfolgende Privatperson, nicht der durch den Staatsanwalt vertretene Staat ist, daß, soweit der Staat als Kläger oder Beklagter im Civilprozeß auftritt, er jeder anderen ihr Recht suchenden Partei gleichgeachtet wird und er kein größeres oder geringerez Maß von Rechten und Pflichten als jeder andere Kläger oder Beklagte hat.

Zwar gilt auch im Strafprozeß der Grundsatz, wo kein Kläger, auch kein Richter; jedoch liegt bei dem Vorhandensein eines Verbrechens der gesetzliche Zwang für den Staatsanwalt zur Klage vor und ist auch das Gericht vielfach gezwungen, von amtswegen ohne Antrag der einen oder anderen Partei thätig zu werden. Soweit es sich hingegen um im Wege des Civilprozesses verfolgbare Rechte handelt, steht es jedem, dessen Recht verletzt ist, frei, Klage zu erheben oder nicht. Er kann jederzeit auf sein Recht verzichten und dadurch den Rechtsstreit gegenstandslos machen. Er ist auch innerhalb gewisser Schranken befugt, die einmal erhobene Klage zurückzuziehen. Es steht überhaupt jeder Partei, dem Kläger sowohl wie dem Beklagten, frei, welche der im einzelnen Falle gegebenen Angriffs- und Vertheidigungsmittel sie geltend machen will. Die schwerstwiegende Konsequenz dieser sogenannten Verhandlungsmaxime liegt aber darin, daß der Richter außer den Prozeßkosten der Partei nie etwas zusprechen darf, was nicht beantragt ist. Ueber dem Willen des Richters steht in Bezug auf das Streitobjekt der Wille der Partei.

Gewiß sind die Offizial- und Verhandlungsmaxime diejenigen Grundsätze, durch welche der Strafprozeß und Civilprozeß in den entschiedensten Gegensatz treten. Doch wird keiner der Prozesse von einer jeden so ausnahmslos beherrscht, daß nicht auch die Offizialmaxime ihre Wirksamkeit im Civilprozeß und umgekehrt die Verhandlungsmaxime im Strafprozeß zeige. In letzterer Beziehung muß vor allem auf die im Wege der sogenannten Privatanklage verfolgbaren und Antragsverbrechen hingewiesen werden. Es gibt gewisse Vergehen, z. B. Beleidigungen, Körperverletzungen, Verletzung des Briefgeheimnisses, Diebstahl und Unterschlagung unter Verwandten in auf- und absteigender Linie und andere, deren Verfolgung entweder ganz dem Verletzten überlassen ist oder aber bei denen die Verfolgung durch den Staatsanwalt erst dadurch bedingt ist, daß der Verletzte Strafantrag stellt. Hinwiederum wird der Staatsanwalt im Civilprozeß thätig, so im Eheprozeß und im Entmündigungsverfahren. Der Grund für diese Ausnahme liegt offenbar darin, daß in diesen Fällen das öffentliche und private Interesse ineinander überfließt,

daß da, wo eigentlich nur Privatrechte, wie eben in Ehe- und Entmündigungssachen, in Frage kommen, immerhin ein öffentliches Interesse mit berührt wird, daß hingegen in den Fällen der Antragsvergehen das Interesse des Staates an der Strafverfolgung von Verbrechen nicht von der Bedeutung ist, daß er es dem Verletzten überläßt, die Strafverfolgung zu veranlassen. Doch diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Beide Prinzipien sind eben derart, daß weder die Strafrechtspflege ohne die Offizialmaxime noch die Civilrechtspflege ohne die Verhandlungsmaxime aufrecht erhalten werden kann. Ein Aufgeben der Offizialmaxime im Strafprozeß würde schneller oder langsamer die Rechtsordnung in ein Chaos verwandeln und als Rechtsmittel schließlich nur die Blutrache übrig lassen. Eine Beseitigung der Verhandlungsmaxime im Zivilprozeß würde die Grundveste der bürgerlichen Rechtsordnung, die Freiheit der Person und ihres Vermögens erschüttern.

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

(Fortsetzung.)

In der folgenden Zeit beschäftigte sich Goethe nur mit kleineren dichterischen Arbeiten, als ob er sich erst für große Schöpfungen wieder sammeln und vorbereiten wolle. Schon wie er am „Werther“ thätig war, hatte er sich mit einem vielversprechenden Drama „Mahomet“ getragen, von welchem aber nur ein kleines Bruchstück vollendet wurde. Daneben und darnach entflossen eine Reihe dramatischer Scherze, „belebter Epigramme“, darunter ein Angriff gegen Wieland, seiner unermüdlichen Feder, und unter die Reihe dieser Skizzen und rasch hingeworfenen Kleinigkeiten kann füglich auch das nach dem Memoire Beaumarchais geschaffene, durch sein Verhältniß zu Anna Sibylla Münch entstandene und im Jahre 1774 veröffentlichte Drama „Clavigo“ gerechnet werden, welches innerhalb des kurzen Zeitraums von noch nicht einmal acht Tagen vollendet wurde und als Stück an sich wohl regelmäßiger und bühnengerechter als der „Götz“, aber sehr wenig selbständig gearbeitet ist und an innerer Bedeutung sehr gegen die vorhergegangenen beiden großen Werke absticht. Von weiteren Entwürfen und kleineren Produkten sind neben seiner zweifelsohne ebenfalls in diese Zeit fallenden Beschäftigung mit dem „Faust“ gleich hier noch zu erwähnen der Plan zu einem Drama „Prometheus“, die Schauspiele mit Gesang „Erwin und Elmira“ und „Klaudine von Villa bella“, das Bruchstück des epischen Gedichts „Der ewige Jude“ und das die lange verkannten Meistersänger wieder zu allgemeiner Geltung bringende Poem „Hans Sachsens poetische Sendung“.

Weittragenden Einfluß übte auf den Dichter das Zusammentreffen mit Männern wie Joh. Kaspar Lavater, dem frommen Schwärmer und herrschsüchtigen pfäffischen Heuchler (1741—1801), Basedow, dem begeisterten Anhänger Rousseau's und seiner Erziehungslehre (1724—1790), welche ihn beide in Frankfurt besuchten, und mit denen er dann die bekannte Rheinreise unternahm, und vor allem mit Friedrich Heinrich Jakobi (1743—1819), mit dem er auf dieser Reise zusammentraf, und mit dem ihn seine durch den jüdischen Philosophen Spinoza geweckte und genährte religiös philosophische Schwärmerei in fast leidenschaftlicher Weise verband. Welch' einen bedeutenden Eindruck der Dichter auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, hervorbrachte, geht wieder aus den Worten hervor, in welchen sich Jakobi und Joh. Jak. Wilh. Heinse (1749—1803), der Verfasser lebendig geschriebener Kunstromane, zu dem Goethe damals ebenfalls in Beziehung trat, über ihn aussprechen. „Je mehr ich's überdenke,“ schrieb Jakobi an Wieland — „je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hieraus will ich nicht andeuten, daß keine Aenderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“ Und Heinse berichtet an Gleim: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe ein Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der Geschichte, der in solcher Jugend so rund und so voll von eigenem Genie gewesen wäre wie er“ . . . . Ferner empfing Goethe nach seiner Rückkehr von der Rheinreise in Frankfurt u. A. noch die Besuche Klopstocks und Joh. Georg Zimmermanns (1728—1795), des Autors der berühmten und einen gesunden Geist athmenden „Betrachtungen über die Einsamkeit“*) (Zürich, 1856), denen sich im Dezember von 1774, als der wichtigste und folgereichste noch der des Hauptmanns Karl Ludwig von Knebel anschloß, welcher sich als der Lehrer des Prinzen Konstantin von Weimar mit diesem und dem Erbprinzen Karl August auf einer Reise nach Frankreich befand und ihn mit den Prinzen, von denen der eine, Karl August, gerade den „Götz“ gelesen hatte, bekannt machte. Goethe war darauf, zum großen Mißvergnügen seines demokratisch gesinnten Vaters, der den Sohn am liebsten von allen Hofkreisen fern gehalten hätte, mehrere Tage mit den fürstlichen Personen in Mainz zusammen und hatte so Gelegenheit, seinen späteren edlen Freund Karl August näher kennen zu lernen.

Ein neues Liebesverhältniß, in das er sehr bald nach der Rückkehr von Mainz verwickelt wurde, wirkte ebenfalls bestimmend auf seine nächsten, für sein ganzes Leben so bedeutungsvollen Pläne und Entschließungen ein. Der Gegenstand dieser, sogar zu einer Verlobung führenden Neigung, war die sechszehnjährige, durch Anmuth und Reichthum gleich verlockende Anna Elisabeth Schönemann, die wir unter dem Namen „Lili“ in seinen Gedichten besungen finden. So glücklich Goethe in seiner süßen Tändelei und holdem Selbstbetrug sich anfangs in dieser Leidenschaft auch gefühlt zu haben scheint, so hatten doch die großen Charakterunterschiede zwischen der graziösen, leichtlebigen, koketten Tochter der Bankiers-Witwe und dem jetzt selbstbewußt den höchsten künstlerischen Zielen zustrebenden Dichter nicht minder wie das kühle Verhältniß der in ihrer Anschauungs- und Lebensweise sich durchaus entgegengesetzten Familien, sowie gleicherweise das Unbehagen, welches Goethe in den rauschenden, allen erdenklichen Prunk und Pomp entfaltenden und dabei entsetzlich geistlosen Gesellschaften des reichen Handelshauses empfand, bald tiefe Verstimmungen zur Folge, die im Verein mit den heftigen Einwänden der nunmehr als Gattin Schlossers zu Emmendingen lebenden Schwester Cornelia und dem Freunde des Dichters, wie vorher gegen die Verlobung, so nun vollends gegen eine Heirath, Goethe zu dem ernstlichen Versuche, sich von dem allerdings bestrickenden, von der ganzen Poesie zarter Mädchenschönheit umflossenen Geschöpf loszureißen bewogen.

Mit den Grafen von Stolberg und Graf Haugwitz, in deren und Fr. Maximilian Klingers (des Verfassers von „Sturm und Drang“) Gesellschaft er erst in der Umgebung Frankfurts umherschweifte, trat er gegen Ende Mai 1775 eine Reise nach der Schweiz an und traf in Karlsruhe wieder mit dem Erbprinzen Karl August zusammen, der ihn dringend einlud, einige Zeit am Weimarer Hofe zu verleben. In Zürich besuchte er neben Lavater auch den greisen Bodmer und erhielt mannichfache Anregungen; aber was er vor allem von der Reise erwartet, Zerstreuung und Erlösung von der ihn noch immer gefangen haltenden Leidenschaft zu Lili, fand er weder in dem toll genialen Treiben, dem sich die unruhigen jungen Schöngeister hingaben, noch im Anblick der unvergleichlichen Bilder der alpinen Natur, und so sehr ihm auch sein Vater die Fortsetzung der Reise nach Italien empfohlen hatte, so sehr ihn selbst ein eigenes Verlangen nach diesem Wundergarten der Schönheit und Lust hinüberzog, er wendete doch den Schritt und kehrte, von der Sehnsucht nach dem anmuthigen Mädchen bezwungen, nach Frankfurt zurück.

*) Von diesem trefflichen, später (Leipzig, 1784 ff., 4 Thle.) erweiterten Werke erschien vor kurzem bei Edwin Staude in Berlin ein das wesentlichste wiedergebender Auszug nebst einer kurzen Biographie Zimmermann's, die wir bei dieser Gelegenheit allen Lesern warm empfehlen (Preis: 1 Mark). Der Verf.

Hier verlebte er zunächst unruhige und unglückliche Tage; da er sich trotz aller Vernunftgründe doch nicht von Lili loszureißen vermochte und diese selbst, ungeachtet der von anderer Seite unternommenen Bemühungen, eine Trennung der beiden herbeizuführen, treu bei dem Geliebten ausharrte, den sie, nach ihrem eigenen Geständniß, „als den Schöpfer und Unterhalter ihrer ganzen moralischen Existenz“ erkennen gelernt hatte. Nur die Beschäftigung mit der Poesie gewährte ihm wieder einigen Trost und einige Beruhigung, und nachdem bereits noch das sehr schwache Drama „Stella“ beendet worden war, begann er jetzt die erst viel später vollendete Tragödie „Egmont“. Endlich wurde die Verlobung mit Lili aufgehoben; ihr Bild verließ ihn aber nicht, sondern folgte ihm auch nach Weimar, wohin wir ihn nun zu begleiten haben werden.

Der Erbprinz von Weimar, welcher, erst achtzehnjährig, am 3. September die Regierung angetreten hatte, kam nämlich auf der Rückreise von Darmstadt, wo er sich am 3. Oktober mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt hatte, am 12. des zuletzt genannten Monats abermals nach Frankfurt und wiederholte noch dringlicher seine Einladung, daß Goethe nach Weimar kommen möge. Trotz alles Widerstrebens von Seiten des Vaters erklärte er sich, von dem lebhaften Verlangen, vor allem Frankfurt den Rücken zu kehren, geleitet, jetzt bereit, dieser Einladung zu folgen. Durch das Eintreten von Umständen, die hier nicht weiter erzählt zu werden brauchen, erfolgte die Reise nach der kleinen großherzoglichen Residenz von Heidelberg aus. Welch einer bedeutungsvollen Periode seines Lebens und Schaffens er in Weimar entgegenging, konnte er jetzt noch nicht einmal ahnen, und seiner Heidelberger Wirthin, die ihn für die Reise nach Italien zu bestimmen suchte, rief er, wie er am Schluß von „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, bezeichnend genug die Worte Egmonts zu: „Kind, Kind! Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Stege da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!...“

„Die lustige Zeit in Weimar“ hat man die ersten Jahre, die Goethe in Weimar verbracht, genannt, und man mag dieser Bezeichnung im ganzen zustimmen. Es war eine wunderlich bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sowohl was Rang und Stand wie Meinung und Lebensanschauung anlangt, die sich hier zu einem zwanglos gemüthlichen Kreise vereinigt hatte, dessen einzelne Glieder hingegen in ihrem schöngeistigen Streben, in der Vornehmheit ihrer Geister den besten gemeinsamen Berührungspunkt besaßen. Die hervorragendsten Persönlichkeiten dieses Kreises wenigstens müssen wir uns etwas genauer ansehen.

Da ist vor allem der junge Herzog Karl August selbst, ein Mensch, der sich durch mancherlei innere Kämpfe und Wandlungen jene Selbständigkeit des Charakters, jene Festigkeit des Willens erwarb, die ihn einmal vorgesteckte Ziele, unbeirrt durch gegentheilige Stimmen, kamen sie, woher sie wollten, mit eiserner Konsequenz erreichen ließ, ein Feind alles äußerlichen Ceremoniells und leeren Formenkrams, kurz und bestimmt in seinem Auftreten, von einem rastlosen Triebe nach Thätigkeit beseelt, die dem von ihm regierten Volke galt, wie bei selten einem, die das Szepter führten, ein Mann, der das edelschöne Wort Friedrichs des Großen: „Der Fürst ist nur der erste der Unterthanen“ in seinem ganzen Thun und Lassen verwirklichte, und von dem Merck, den man wahrlich nicht der Liebedienerei zeihen darf, in einem Briefe an Nicolai mit Recht sagen konnte: „Das Beste von allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm ebendas thun, was Goethe thut.... Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je gesehen habe, — und überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren....“ Dann die Mutter des Herzogs, Anna Amalia, eine Frau, die eben infolge ihrer hohen Bildung und ihres lebhaften Kunstsinnes in gleichem Maße, wie ihr Sohn, sich den Fesseln gehaltloser Etiquette entwand und durch die Heiterkeit und Gutmüthigkeit ihres Naturells in freundlichster Weise auf ihre hohe und niedere Umgebung einwirkte. — Ferner die in sich gekehrte und wortkarge, aber nichtsdestoweniger von allen den bedeutenden Geistern, die in ihre Nähe kamen, hochverehrte Gemahlin des Herzogs, Luise, die selbst einem Napoleon I. zu imponiren wußte, — der ihr in Bezug auf sein wenig mittheilsames Wesen ähnliche Prinz Konstantin, — Knebel, Wieland, der seit zwei Jahren den „Teutschen Merkur“, eine der einflußreichsten Literaturzeitschriften von damals, herausgab, der Märchendichter Musäus, der Uebersetzer des „Don Quixote“ und geheime Kabinetssekretär des Herzogs F. J. Bertuch, der Komponist goethe'scher Lieder Kammerherr Freiherr von Seckendorff, der mit dramatischem Talent begabte Hildebrandt von Einsiedel, denen sich im Oktober 1776 noch Herder, der durch Goethe's Vermittlung als Generalsuperintendent nach Weimar berufen wurde, anschloß, — die kleine und verwachsene Hofdame der Herzogin Amalia, Thusnelda von Göchhausen, die, seit 1778 freilich erst in Weimar anwesende und ebenfalls durch den Dichter herangezogene schöne Hofsängerin Korona Schröter, die Gräfin von Werther, — und unter diesen Frauen endlich und vor allen Charlotte von Stein.

Wie groß der Eindruck der goethe'schen Persönlichkeit gleich von Anfang an in Weimar gewesen ist, dafür sind zunächst die Briefe Wielands ein beredtes Zeugniß. „Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen,“ — schreibt der letztere u. a. — „ist das größte Genie und der beste liebenswertheste Mensch, den ich kenne.“ — „Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe und lebe, seit unsre Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste, menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat.“ — „Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihm, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“ Und ein anderes mal wird er zu der Ueberschwänglichkeit gedrängt, daß er sagt, er hätte „Goethe vor Liebe fressen können....“

Der geniale junge Dichter wurde schon in der ersten Woche seiner Anwesenheit in Weimar der vertrauteste Freund des Herzogs, der ihm gegenüber seine fürstliche Würde völlig vergaß, mit ihm zusammen speiste, oft in demselben Zimmer schlief und sich brüderlich mit ihm „Du“ nannte, und es war noch ein Stück kraftgenialischer Tollheit, welches die beiden, allen andern voran, während der ersten Monate ihres Zusammenlebens zum Entsetzen des ehrsamen Weimars und zum nicht geringen Erstaunen auch weiterer Kreise in Deutschland mitsammen aufführten. Die wildesten Reitervergnügungen, Jagd, Trinkgelage, Schlittenfahrten, Schlittschuhlaufen (welches letztere seit Goethe's Ankunft auf dem Schwanenteiche der kleinen Residenz „zur Wuth“ wurde), Tanz, Maskeraden u. s. w. waren an der Tagesordnung, und es ist bekannt, daß Goethe im Mai von 1776 über dieses ausgelassene Treiben selbst sich in einem Briefe an Merck äußerte: „Ich treib's hier toll genug und denk' oft an dich. Wir machen des Teufels Zeug.“ So schlimm schien dem guten Klopstock dieses „Teufelszeug“, daß er sich zu einem ernsten Briefe der Mahnung und Warnung an Goethe genöthigt sah, in welchem er beispielsweise sagt: „Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert.“ Goethe antwortete darauf u. a.: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden.“ Durch die Schroffheit, mit welcher der allzu besorgte Sänger des „Messias“ diesen Brief beantwortete, wurde übrigens ein vollständiger, nie wieder geheilter Bruch zwischem ihm und Goethe herbeigeführt.

Nun hat aber Goethe an dem tollen Wirbel solcher Zerstreuungen, in welchem er in diesem Falle vor allem wohl seine, wie gesagt, noch immer heimlich in seiner Seele fortwebende Neigung zu Lili ersticken und vergessen wollte, niemals lange Gefallen gefunden; er suchte in der idyllischen Umgebung Weimars und Jenas wieder den Umgang mit der Natur, und wie sehr er das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung empfand, spricht sich ergreifend in dem am 12. Februar 1776 am Hang des Ettersbergs gedichteten „Nachtlied“ des „Wanderers“ aus, welches, eben weil es so charakteristisch für seine damalige Stimmung ist, trotz seiner formellen Mängel hier eine Stelle finden mag:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust! ...“

Als Goethe diese Verse schrieb, hatte die Liebe zu Frau von Stein, an die sie auch gerichtet sind, schon sein ganzes Wesen eingenommen, und wir müssen jetzt das Verhältniß des Dichters zu dieser ebenso durch ihren Geist wie durch den Zauber ihrer Persönlichkeit verführerischen Frau kurz berühren. Kein weibliches Wesen vielleicht ist von Goethe mit solcher Gluth, so tief, mit einer derartigen, seiner innersten Seele entstammenden Leidenschaft geliebt worden wie Charlotte von Stein; das aber ist gewiß, daß keine andere einen so großen und überaus heilsamen Einfluß auf sein dichterisches Schaffen geübt hat, wie sie. Sie war Hofdame und die Gemahlin des Oberstallmeisters von Stein, dem sie, als Goethe ihre persönliche Bekanntschaft machte, 33 Jahre alt, damals bereits sieben Kinder geboren hatte. „Die beste unter allen" -- sagt Schiller einige Jahre später über sie — „war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." Und Lewes spricht sich so über sie aus: „Wir können die Gewalt ihrer Persönlichkeit ahnen, wenn wir ihr Bild betrachten und uns diese feinen koketten Züge mit dem Reiz der Sinnlichkeit, der Heiterkeit und der Weltbildung beseelt denken. Sie konnte gut singen, spielen, zeichnen, sie sprach gut, wußte Poesie zu würdigen und behandelte Gefühlssachen mit dem zarten Takt einer Frau von Welt." Diese Frau wurde bald die nächste Vertraute seines Seelenlebens, und nicht nur, daß die glühende Leidenschaft, die der Dichter bald nach der ersten Begegnung schon zu ihr empfand, ihm eine Reihe seiner schönsten lyrischen Poesien eingab, sie wirkte auch direkt auf sein ganzes künstlerisches Schaffen ein und spornte ihn zur Fortsetzung und Vollendung der bereits begonnenen größeren Werke an. Zehn Jahre lang hat die Neigung zu ihr, bald glühend emporlodernd, bald durch den Zwang der Umstände vorübergehend gedämpft und dann wieder in mächtigen, gefährlichen Flammen aufschlagend, den Dichter in Fesseln gehalten, und sein Briefwechsel mit ihr (1848—50 durch A. Schöll herausgegeben, 2. Aufl. 1857) gehört zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte der Entwicklung seines Charakters und seines Geistes. (Fortsetzung folgt.)

Russen und Engländer in Asien.

(Fortsetzung.)

Wie wir im vorigen Artikel eine handvoll Freibeuter von einem Lande von 240,000 Quadratmeilen Ausdehnung Besitz nehmen sahen, so wollen wir heute den Lesern das politische Wunder schildern, wie eine handvoll Krämer, die sogenannte Republik der Leadenhall-Straße, deren Firma die Ostindische Kompagnie heißt, ein Land von 100 Mill. Einwohnern erworben hat. Die schlauen Spekulanten der Londoner City nahmen sich nicht einmal die Mühe, den Seeweg nach Ostindien zu suchen. Dieses beschwerliche Wagstück vollführte der Portugiese, Vasco de Gama, der im Jahre 1498 nach der Umschiffung von Afrika in dem ostindischen Hafen von Kalikat an der Malabarküste landete. Hätten sich die Portugiesen mit Anknüpfung von Handelsverbindungen begnügt, so wäre die Annektirung des Landes nur eine Frage der Zeit gewesen; sie wollten aber die Indier über Nacht in den Pferch der „allein seligmachenden Kirche" bringen und schickten zu diesem Zweck die Gerichtsvollzieher der Inquisition, acht Jesuiten hin, welche bald das Schwert eifriger als die Bibel handhabten, es aber auch dahin brachten, daß die Portugiesen zum Lande hinausgeworfen wurden. Das Mißgeschick der Portugiesen hatte die Bildung von vier europäisch-ostindischen Handelsgesellschaften zur Folge: der niederländischen 1594, der englischen 1600, der dänischen 1616 und der französischen 1664. Ihr Wirken kann im großen und ganzen als Wohlthat für Indien nicht betrachtet werden, weil die Triebfeder ihrer Verwaltung die Füllung des Geldbeutels war. Die niederländischen und dänischen Ansiedelungen gelangten niemals zur Bedeutung, der Franzose hat überhaupt kein Talent zum Krämer, folglich auch nicht zum Kolonisten in Indien, der sich weniger mit Ackerbau, als mit Handel befassen muß. Nur die Engländer verstanden es, in dem von Gewalthabern wimmelnden Lande durch Unterstützung des einen Gewalthabers gegen den andern zu günstigen Verträgen zu gelangen. Gern gesehen waren auch diese Fremden nicht, aber sie brachten keine Soldaten und keine Priester mit und so konnte man ihrem Erpressungssystem wenigstens Duldsamkeit in religiösen Dingen nicht absprechen. Auch den Nationalcharakter, die Sitten und Vorurtheile ließen sie unbehelligt. Kein Land der Welt vereinigt in sich so sonderbare Gegensätze, wie das britische Indien, und doch hat kein anderes, anfänglich erschlichenes und später erobertes Land seinen Nationalcharakter so rein, seine Sitten und Vorurtheile, aller Aufklärung und Civilisation zum Trotze, so ungestört behalten. Ganz unverkennbar ist dies eine Folge des toleranten Verfahrens der Ostindischen Kompagnie, wie die Engländer überhaupt in allen Verhältnissen zu den Eingeborenen ihrer Niederlassungen es gewöhnlich halten. Zufrieden damit, ihren Besitz sich zu wahren und die größtmöglichen Handelsvortheile aus demselben zu ziehen, zwingen sie die Eingeborenen nie zu einer Aenderung ihrer Sitten oder Gewohnheiten, so daß diese nur als Zeugen, nicht als Unterthanen der fremden Verbesserungen, den Wechsel ihrer Herrschaft wahrnehmen. Und infolge dieser scheinbaren Nachlässigkeit, die aber in der That vielmehr die allergeschickteste Taktik ist, regierte in kurzer Zeit eine handvoll Krämer, ohne irgend Widerstand zu finden, eine Bevölkerung, deren Gesammtzahl bald auf hundert Millionen anwuchs, und bildete im Verkehr zwischen Asien und Europa das vermittelnde Glied. Mit dem 31. Dezember 1600, an welchem Tage die Englisch-Indische Handelskompagnie ihren ersten Freibrief erhielt, begann für Ostindien die Aera der Wandlung. Mit dem Jahre 1624, in welchem der Kompagnie in ihren Faktoreien die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit verliehen wurde, wodurch sie sich als politische Regierung installirte, wurde auch der Keim zur Großmachtstellung Englands gelegt. Bis zur Gründung der Französisch-Ostindischen Handelskompagnie (1664) verschlang der englische Moloch ungestört eine indische Provinz nach der andern, bis seinem unerschütterlichen Appetit der französische Minister Colbert durch seine obenangeführte Schöpfung, wenn auch nur auf kurze Zeit, Grenzen setzte. Europäische Taktik und wilder Ungestüm der Eingeborenen, Schlauheit und Grausamkeit setzten ein verzweifeltes Ringen in Szene, welches hundert und sechs Jahre dauerte, bis im Jahre 1770, in welchem sich die Französisch-Ostindische Kompagnie auflöste, England keinen europäischen Nebenbuhler auf indischem Boden mehr zu fürchten hatte. Von solcher Machtgewinnung einer Handelskompagnie hat weder die alte noch die neue Zeit ein zweites Beispiel aufzuweisen. Im Jahre 1670 beschränkte sich die Besitzung der Kompagnie auf die drei Faktoreien in Surat, Masulipatam und Arbogum. Die etlichen hundert Europäer waren kaum im Stande, sich gegen Piraten und Straßenräuber zu vertheidigen, geschweige denn sich in einen Krieg mit den Fürsten des Landes einzulassen und heute beherrschen 140,000 Weiße (wovon 59,000 nicht zum Militär gehören) hunderte von Millionen Indiern. Die 13 Provinzen und 8 Aufsichtsbezirke (Vasallenstaaten) des ungeheueren Dreiecks zwischen Kashmir, Assam und dem Kap Comorin, der südlichsten Spitze Hindostans, zahlen jährlich einen Tribut von 3 Millionen Pfund Sterling, 20 Millionen Thaler indirekter Steuer, Kalkutta, vor hundert Jahren noch ein Dorf, ist die Hauptstadt des Ostens geworden; Bombays Handel ist größer, als der des alten Tyrus in seiner berühmtesten Zeit und Madras darf das Indische Karthago genannt werden. Selbstverwaltung der Gemeinden war das Regierungsprinzip der Kompagnie, die aber trotzdem den innern Ausbau der Regierungsmaschine nicht vergaß. Man könnte einen Folianten mit der Erzählung der blutigen Heldenthaten füllen, welche die Engländer unter der Führung von Clive, Warwen, Hastings, Minto, Hardinge vollführten. Leider klebt diesen modernen Spartanern nur zu deutlich der Schandfleck persönlicher Geldgier an, zu deren Befriedigung die besiegten Fürsten und Völker unsäglichen Bedrückungen und Mißhandlungen unterworfen wurden. Zur Ehre der Direktoren der Ostindischen Kompagnie sei es gesagt, daß ihnen diese bluterkauften Eroberungen nicht angenehm waren. Dies wohl der Grund, daß, als am 30. April 1854 der Freibrief der Kompagnie erlosch, dieselbe um dessen Erneuerung bei der britischen Regierung nicht nachsuchte. Der Krone von England wurden durch das neue ostindische Kolonialgesetz vom 4. Mai 1854 erweiterte Aufsichtsrechte zuerkannt. Bis zum 10. Mai 1857 erfreute sich Indien seit Menschengedenken zum ersten mal eines ungetrübten Friedens. An diesem Tage begann aber leider das grauenhafte Schauspiel der Ermordung aller Christen und Europäer in Mirat, Delhi und Cawnpore. Die Veranlassung dazu gab die von der englischen Regierung geplante Einführung der Enfieldbüchsen und deren mit Rindertalg und Schweineschmalz (ersterer den Hindu, letzteres den Mohamedanern ein Greuel) bestrichenen Patronen. Diese unüberlegte Mißachtung althergebrachter Sitte und Abneigung führte einen blutigen Aufstand der eingeborenen Regimenter herbei, der erst nach Jahresfrist gedämpft wurde. Mit der Proklamation vom 1. Nov. 1858 übernahm Englands Königin, Viktoria, die Regierung von Ostindien. Neuer Ländererwerb hörte jetzt auf; Hauptbestreben ward, das weite Gebiet zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen, die Staatsverfassung auszubauen und die Verwaltung so zu ordnen, daß ein einheitlicher Wille sich Geltung zu verschaffen im Stande ist.

(Schluß folgt.)

Ein Gedenkblatt zum Schillertage. Das deutsche Volk beging am 10. November 1879 den 120. Geburtstag eines seiner ruhmreichsten Söhne, des edelsten deutschen Dichters Friedrich Schiller. Sowie in keinem deutschen Hause Schillers Werke fehlen dürfen, sollte auch keine deutsche Stadt, welche eine solche äußere Betonung ihres innigen Zusammenhanges mit dem nationalen Geistesleben erschwingen kann, ein Schillerdenkmal entbehren. Wie es kam, daß gerade Schiller bei seiner Nation diese ungeheure Volksthümlichkeit erwarb? Die kurze Antwort

auf diese Frage müßte ein Zauberwort sein, welches das ganze Wesen von Schillers Charakter und Genie erschöpfend definirte. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die tausend, seit dem Mittelalter schlummernden Keime deutschen Empfindens, nachdem ihre geheimnißvolle Brutzeit abgelaufen, plötzlich mit jugendlicher Schwellkraft in Halm und Blüthe schossen, da vereinigten sich zu diesem einen Geist die Keime, welche in dem deutschen Volksherzen zunächst empfangen und gereift waren. Das neue volksthümliche Empfinden gelangte in ihm am klarsten und verständlichsten zum Bewußtsein. Volkes Blut pochte in seinen Adern und Volkes Hirn dachte in seinem Kopfe. Er war ein volksthümliches Gefäß, in das sich der kaum errungene, gemeinsame Geistesgewinn noch mächtig fortgährend ergossen hatte und sich zum reinen Trank herauklärte, zur allgemeinen edelsten Menschenlabe. Was von Leibnitz bis auf Kant Menschliches gedacht worden, und was die von Westen her aufgehende Sonne europäischer Geistesfreiheit Neues und Kostbares beschien, das alles verschmolz in seinem Genius harmonisch und menschlich zugleich. Er wurde der populärste Ausdruck der Renaissance (Wiedergeburt) des Volksgeistes. Er war der Subjektivste unter den neuen Geisteshelden. Sein eigenes Blut röthete alle seine Gestaltungen, sein eigenes Herz setzte ihre Pulse in Bewegung und schlug mit ihnen im gleichen Takte. Zum „Sentimentalischen" vermochte er sich niemals zu erheben, wie er selber zugesteht. Er blieb naiv, wie das Volk in der edelsten Bedeutung, und was er schuf, hat in dieser Hinsicht Theil am Charakter einer edelen Volkspoesie. Und das millionenköpfige Volk erkannte mit richtiger Witterung in dem Dichter sich selbst mit all seinem Wesentlichen zur höchsten Potenz erhoben. Selbst für die weniger gebildeten Klassen wurde Schiller zum Propheten des Schönen, indem er ihnen die Ahnung eines, wenn schon unbegriffenen, Höheren vermittelte, was einst die Religion zu bewirken hatte. Obgleich Schiller eigentlich nicht zu den zünftigen Freiheitssängern der Literaturgeschichte gezählt wird, steht er doch an der Spitze in den Befreiungskämpfen des menschlichen Geistes. Es gibt keine eigentlichere Freiheitspoesie, als die seinige. In fast allen seinen Werken ist der Drang nach Freiheit das Grundmotiv, nach Freiheit in ihren verschiedensten Formen, den berechtigten und unberechtigten, den verworrenen und den klaren. Die „Räuber" mit ihrem unreifen Angriff auf die gesellschaftlichen Mißbräuche und der „Tell" mit seiner herrlichen, wirklichen Befreiungsthat, sie beginnen und schließen einen langen, heldenmüthigen Freiheitskrieg, und wenn Schiller in seiner Einleitung zur „Geschichte des Abfalls der Niederlande" den „großen und beruhigenden Gedanken" preist, daß alle Pläne „an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden", so ist auch wieder beinahe all sein Dichten der Genuß dieses Gedankens und der Kampf um diesen Genuß. „Durch Schillers alle Werke", sagt Goethe, „geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging. Dann aber in seinen reiferen Jahren, wo er der physischen Freiheit genügt hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren."

Er glänzt vor uns, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

So urtheilte Goethe in seiner objektiven Kühle über den wesentlichsten Charakterzug des Volkshelden, über den Kampf um die Freiheit. Schiller fand keinen Raum für solche Erwägungen.

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Damit aber hatte Schiller das Einzige erreicht, was ihm noch fehlte, um den ersten Platz im Gemüth seines Volkes zu gewinnen, den Strahlenkranz des Märtyrerthums. Schiller ist auf der Walstatt gefallen, im siegreichen Kampfe für die höchsten geistigen Güter der Menschheit. Der Held als Schriftsteller! Das schriftstellerische Heldenthum Schillers ist aus den angegebenen Gründen der Gesammtheit des Volkes weit unmittelbarer zur Empfindung gelangt, als das irgend eines anderen Poeten. Mit keinem Dichter sonst verbindet das Volk so den Begriff des Heldenthums auch in gewöhnlicherem Sinne; ihm ist die Vorstellung eines unwiderstehlichen, siegreichen Schwunges, einer alles mit sich fortreißenden, feurigen Begeisterung unzertrennlich von Schillers Gestalt. Das Volk verknüpft mit seinem Bilde nachgerade traditionell den Charakter eines Drachenbezwingers Siegfried, eines Herakles als Lichtgottheit, wie er in uralter Götterzeit gedacht worden. Er gewann das Herz des Volkes auf dem sichersten Wege, indem er dessen Phantasie beschäftigt und beherrscht des Volkes Geist, indem er die Zwingburg desselben, des Volkes Gemüth in seiner Macht hat.

Schillers Verhältniß zum Ideal hat den Werth einer Formel für das Verhältniß zwischen seinem Volke und dem, was wir das Ewige nennen. In diesem Sinne ist die Strauß'sche Hypothese vom „neuen Glauben" nicht einmal so gewagt, wie sie aussieht, und wenn bei irgend einem Dichter der Welt, so trifft bei Schiller die höchste Fichte'sche Auffassung des Dichters zu, als eines Priesters, der die Menschen zu lehren habe, daß alle Erscheinung nur eine Einkleidung der göttlichen Weltidee ist, d. h. des geistigen Inhaltes und Wesens des All. Schillers Ausspruch: „Fühle den Gott, den du denkst", traf bei ihm am meisten zu und gewann ihm durch die magnetische Kraft, die allem Echten innewohnt, das Herz der Gesammtheit. Das ist der Unterschied zwischen starrer Doktrin und lebendiger Empfindung.

Weil Schiller einen unausgesetzten Kampf geführt, bald für Freiheit innerhalb des Gesetzes und bald für das Gesetz innerhalb der Freiheit, hat ihn das Volk nach seinem Tode als Märtyrer der Freiheit heilig gesprochen, und langsam, aber sicher, läßt ihn die Zeit heranreifen zu einem Element in der interkonfessionellen geistigen Relegion des Volkes.

So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben,
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Dr. M. T.

Christian Daniel Rauch, der Altmeister der deutschen Bildhauer. (Bild Seite 88). Arolsen, die Hauptstadt des Fürstenthums Waldeck, mit ihren 2381 Einwohnern, hat den seltenen Ruhm, daß zwei große Männer, der Bildhauer Rauch und der Maler Kaulbach, in ihren Mauern das Licht der Welt erblickten. Beide haben von Jugend auf mit des Lebens Noth und Drang gekämpft und beide die Unsterblichkeit errungen.

Wie Jemand, der von Jugend auf in behaglicher Wohlhabenheit dahingelebt hat, wohl verwundert aufschaut, wenn ihm, dem ruhig Genießenden, die Erinnerung an die beinahe vergessene Mühe des Erwerbs entgegentritt, so mögen die Generationen, denen die heutige Zeit gehört, sich angemuthet fühlen, wenn sie das Auge rückwärts wenden und, das Damals und Jetzt vergleichend, die bedeutsame Entwicklung unserer plastischen Kunst sich vergegenwärtigen, die, zwar von anderen Meistern eingeleitet, doch erst durch die umfassende Thätigkeit des Mannes aus dem Volke, des Christian Daniel Rauch, ihren dauernd gesicherten und wahrhaft fruchtbaren Boden gewann. Am Leitfaden seiner Lebensgeschichte wollen wir den mühsamen Weg verfolgen, den er einschlug, um die Wiedergeburt der Kunst durch die Antike zu bewerkstelligen und die Errungenschaften seines Strebens in jenen monumentalen Werken niederzulegen, die ihm ein volles Anrecht darauf geben, für immer den epochemachenden Meistern zugezählt zu werden. Wie oben angedeutet, am 2. Januar 1777 in Arolsen als Sohn eines fürstlich Waldeck'schen Kammerdieners geboren, hatte er einen spärlichen Schulunterricht genossen. Die frühzeitigen Versuche des lebhaften Christian im Modelliren von Thonfiguren bewogen seinen Vater, den Arolsener Bildhauer Valentin wegen der Wahl des Lebensberufs für seinen Sohn zu fragen. Infolge dessen trat Christian bei Meister Valentin in die Lehre. Nach zurückgelegter Lehrzeit arbeitete er bis zu seinem zwanzigsten Jahre bei dem Kasseler Hofbildhauer Ruhl. Ein natürliches Ereigniß hätte Deutschland beinahe um einen seiner besten Künstler gebracht. Der Tod seines älteren Bruders, der als Kastellan in dem preußischen Lustschloß Sanssouci bei Potsdam angestellt war, rief ihn dahin, und die Tradition der Familie zwang ihn, den ihm als Gnadenbezeugung angebotenen Dienst am preußischen Hofe annehmen zu müssen. Tag und Nacht war er hier bemüht, die Lücken seines Wissens durch Lektüre auszufüllen. Seine künstlerische Vervollkommnung war damit zwar keineswegs völlig unterbrochen; es vergingen aber sieben Jahre, bis sich endlich sein sehnlichster Wunsch erfüllte, die Stellung des Dieners mit einem der Kunst gewidmeten Leben vertauschen zu dürfen und sich seinem innersten Beruf in voller Freiheit hinzugeben. Wohlgemuth griff er zum Wanderstab und eilte nach dem Mekka der Kunst, nach Rom, um im Anschauen seiner Herrlichkeiten seinen künstlerischen Gesichtskreis zu erweitern. So kam er in bereits vorgerücktem Alter, gereift und nicht ohne mehrseitige Vorbereitung, nach Rom, wo sich im Kreise des wissenschaftlich gebildeten Staatsmannes Wilhelm von Humboldt, im Umgang mit dem dänischen Phidias und dem italienischen Praxiteles, den Bildhauern Thorwaldsen und Canova, seine Anschauungen ebenso erweiterten und vertieften, wie sein künstleres Können wuchs. Hatte er sich in Berlin als Schüler des deutschen Bildhauers Schadow betrachtet, so übten nun Thorwaldsen und die antike Kunst ihren mächtigen Einfluß und bereits die erste Arbeit seiner Hand, das 1811 in Berlin modellirte und dann in Italien vollendete vielbewunderte Grabdenkmal der Königin Luise im Charlottenburger Mausoleum, zeigte die ideale Schönheit der Formen und die überzeugende Wahrheit der individuellen Auffassung in jener innigen Vermählung, die eben für das gesammte Schaffen Rauchs in erster Linie bezeichnend ist.

Schwieriger als hier, wo der Gegenstand selber der bildenden Hand gleichsam freiwillig entgegenkam, gestaltete sich die künstlerische Aufgabe, als es galt, die Bilder der Feldherren Scharnhorst und Bülow in ungetrübter Wahrheit ihres inneren Wesens und ihrer äußeren Erscheinung wiederzugeben und dabei doch, wie es der Standpunkt Rauchs gebot, die Idealität des Eindrucks zu erzielen, die ein im Studium der Antike geschultes Auge erheischte, um im vollen Maße befriedigt zu sein. Mit dem unbedingten Gelingen der beiden in Berlin aufgestellten Statuen that Rauch einen weiten Schritt über die Leistungsfähigkeit Schadow's hinaus. Rauch hat damit Schadow, Thorwaldsen und die Antike vereinigt. Die durch Thorwaldsen wieder gewonnene edle Reinheit der Form konnte ebenso wenig geopfert werden, wie fernerhin auf die von Schadow erreichte Schärfe und Bestimmtheit in der Auffassung der individuellen Gestalt verzichtet werden durfte; es galt vielmehr beide Elemente mit einander zu versöhnen und aus der innigen Ver-

schmelzung der feinen Klassizität Thorwaldsens mit dem herben Realismus Schadow's die reife Frucht einer wahrhaft lebenskräftigen modernen Monumentalkunst zu erzeugen. Die glückliche Lösung dieses Problems ist es, wie oben gesagt wurde, die das Verdienst und die Bedeutung Christian Rauchs begründet, der jetzt in die geschichtliche Entwicklung eingriff und als Nachfolger Schadow's das von diesem Angebahnte seiner allseitigen harmonischen Vollendung entgegenführte, um dadurch für die gesammte deutsche Plastik bis auf unsere Tage hin einen bestimmenden und gesetzgebenden Einfluß zu gewinnen. Christian Rauch hat der modernen Porträtstatue das Recht und die Pflicht historischer Treue und dadurch zugleich die sichere Grundlage ihrer allgemeinen Verständlichkeit für das Volk zurückgegeben, ohne die sie ihrem Zweck und ihrer Bedeutung nimmer zu entsprechen vermag, weil er durch das Abstreifen der gespreitzten Unnatur des Zopfes die edle Einfachheit der Griechen zu Ehren brachte.

An jene ersten Werke, die das erfolggekrönte Wollen des Künstlers sofort in das klarste Licht setzen und bereits deutlich die ihm gebührende kunstgeschichtliche Stellung anzeigten, reihten sich fort und fort neue Aufträge, und jedes jener weit und breit bekannten Monumente, von der Blücherstatue in Breslau bis zu dem berliner Friedrichs-Denkmal und den letzten Arbeiten seines späten Alters, den Standbildern Thaer's und Kant's, befestigte immer sicherer die von Rauch von Anfang an klar ausgesprochenen Prinzipien seiner Kunst.

Seitdem er im Jahre 1818 dauernd sein Atelier in Berlin aufgeschlagen hatte, wirkte und schuf er dort ununterbrochen, von einem weiten Kreis von Schülern umgeben, in jugendlicher Frische und Rüstigkeit, bis der Tod dem arbeitsreichen Leben des achtzigjährigen Greises am 3. Dezember 1857 ein Ziel setzte.

Ueberblicken wir im Geist die stattliche Reihe aller seiner Monumentalwerke und rechnen wir zu ihnen die Menge charaktervoller Büsten und die Fülle fein empfundener idealer Arbeiten hinzu, unter denen nur an die in Berlin und in der Walhalla bei Regensburg zur Aufstellung gelangten, in Auffassung mannichfach wechselnden Viktorien (Siegesgöttinnen) besonders erinnert sein möge, so erfüllt uns der staunenswerth reiche Inhalt dieses Künstlerlebens mit ungetheilter Bewunderung. Aber fast wunderbarer noch erscheint uns die harmonisch in sich beruhigte, nirgends in ihrer heitern Klarheit getrübte Stimmung, die uns aus allen diesen Schöpfungen in gleichem Maße entgegenleuchtet. Und doch erklärt das eine sich durch das andere. Von nüchterner Kälte wie von schäumend überquellendem Empfindungsdrang gleich weit entfernt, bewahrt das Wesen Rauchs durchweg jenes edle und sichere, wie in seinen Werken, so in seinem schlichten Leben und in seiner würdevollen äußern Erscheinung plastisch ausgeprägte Gleichmaß, jenen Zug einfacher, in sich geschlossener Vornehmheit, der den Menschen in gleichem Grad auszeichnete, wie er den Schöpfungen seiner Hand und seines Geistes eigenthümlich ist. Nirgends verräth sich auch nur die leise Spur einer hastenden Uebereilung; in jedem Zug aber tritt uns der unverrückbar auf das Ganze gerichtete Blick, das unverwandelbar seines Ziels bewußte Streben und eine gleichsam selbstverständliche, nie sichtlich forcirte, dabei aber nahezu unermüdbare Ausdauer der Arbeit und eine sie stets treu begleitende, sorgsam erwägende und messende Selbstkritik entgegen.

Damit ist aber die Grenze der Begabung Rauchs ebenso angedeutet, wie die seltene Intensität, mit der sich sein Talent innerhalb derselben zur Geltung brachte. Er war eine glücklich angelegte Künstlernatur ohne Extravaganzen. Der kühne, geniale Schwung einer mühelos leichten, in unerschöpflichem Reichthum schwelgenden Erfindung war ihm versagt; damit blieb er aber auch vor dem Mißlingen bewahrt, das nur die zwecklose Vergeudung der aufgewandten Kraft bedauern läßt. Es war nicht die Art seiner ächt germanischen Natur, das Ziel im ungestümen Anlauf zu nehmen, sondern mit ruhigem Schritt ging er ihm fest und sicher entgegen; das einmal Errungene aber wußte er mit vollster Klarheit zu umfassen und zu durchdringen, und vor allem war er gewohnt, sich selber über sein Thun die genaueste Rechenschaft zu geben und seiner seltenen Gewissenhaftigkeit in nimmer rastender Vollendung zu genügen. Es ist klar, daß grade diese Eigenschaften ihn in ganz außerordentlicher Weise zum Lehrer befähigten und es ihm ermöglichten, durch die von ihm herangebildeten Schüler Rietschel, Drake u. a. m. das von ihm selber Erworbene nachhaltig zu wahren und in seinem Sinne sich fortentwickeln zu lassen. Wie für die Werke, die er uns gegeben hat, so haben wir ihm für das lebendige Beispiel zu danken, das in seinen Schülern weiter wirkte und noch heute seinen segensreichen Einfluß übt.

Dr. M. T.

Der Rattenfänger von Hameln. (Bild Seite 89.) In der hannöverschen, im Jahre 712 entstandenen Stadt Hameln spielt die Sage, welche den Vorwurf unsers Bildes, einer sogenannten Silhouette, abgibt. Zu seiner Erklärung diene folgende, natürlich nicht authentische Begebenheit. Am 26. August 1284 erschien in Hameln ein Pfeifer (herumziehender Musikant), welcher sich anheischig machte, gegen eine gewisse Summe alle Ratten aus der Stadt in die Weser zu treiben. Dies gelang ihm auch mittels Blasens auf seiner Pfeife. Da man dem Manne hierauf seinen Lohn vorenthielt, lockte er am nächsten Sonntage während des Gottesdienstes durch sein Pfeifen alle Kinder aus den Häusern in den nahen Kuppelberg. Nur eines der Kinder hatte sich verspätet, sodaß sich der Berg bei seiner Ankunft schon wieder geschlossen hatte. Zur selben Zeit berief der ungarische König Geisa niedersächsische Ansiedler zur Urbarmachung Siebenbürgens. Die Sage spann den Faden der Geschichte weiter und erzählt, der Rattenfänger wäre mit den Kindern unterirdisch bis nach Siebenbürgen gekommen und hätte dort die Sachsenkolonie gegründet. Wahrscheinlich hat eine mißverstandene Inschrift an einem Denkmal auf dem Kuppelberge zur Entstehung der Rattenfängersage Anlaß gegeben. In neuester Zeit haben der Dichter Albert Wolf und der Musiker Neßler den Sagenstoff mit großem Geschick zu einem Epos und einer Oper verwerthet.

Was die oben erwähnte Bezeichnung Silhouette anbelangt, so ist sie das Schattenbild eines Menschen, welches dadurch entsteht, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche die inneren Linien zuweilen mit weißen Strichen leicht hineingezeichnet zu werden pflegen. Der leider viel zu früh in Berlin verstorbene Konewka hat den Silhouetten-Ausschnitt zur größten Vollendung gebracht. Der Name rührt von dem französischen Finanzminister Etienne de Silhouette her, der sich um 1757 durch seine Finanzmaßregeln so verhaßt machte, daß man ihn überall lächerlich zu machen suchte und namentlich alles ärmlich aussehende à la Silhouette nannte, womit denn auch die Schattenbilder, die damals in Paris Mode waren, als armselig erscheinende Porträts bezeichnet wurden.

Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„Neue Welt-Kalender“, Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig. Der Neue Welt-Kalender ist ein in prachtvollem Farbendruck prangender Wandkalender, der nicht nur die Dienste eines solchen, wie jeder andere seiner Art verrichtet, sondern auch den anspruchvollsten Schönheitssinn befriedigt. Die mit kostbarem Festschmucke angethane Bulgarin, für welche der eigentliche Kalender den harmlosen Rahmen abgibt, ist bildschön und dürfte in mancher fühlenden Jünglingsbrust ein recht lebhaftes Bedauern rege werden lassen, daß sie mit ihren Glutaugen ihm nur aus dem Bilde entgegenschaut. Der Preis — 75 Pfge. — ist für soviel Schönheit spottwohlfeil.

„An den Verfasser von ‚Der Spiritismus in Leipzig‘,“ Leipzig, Druck und Kommissionsverlag der Genossenschaftsbuchdruckerei. Ein sonderbares Schriftchen das, höchst sonderbar! Der Verfasser will nachweisen, daß der Schreiber eines später als Broschüre erschienenen Artikels der Zeitschrift „Im neuen Reich“ unrecht hatte, als er den Professor Zöllner beschuldigte, durch seine spiritistischen Experimente und deren öffentliche Besprechung den wissenschaftlichen Ruf der Universität Leipzig geschädigt zu haben. Der „Herr Anonymus“ — so redet der anonyme Verfasser der hier zur Rezension vorliegenden kleinen Schrift den anonymen Verfasser des „Spiritismus in Leipzig“ gleichfalls an — der Herr Anonymus glaubt diesen Beweis dadurch führen zu können, daß er in seiner Weise die „Prinzipien, Theorien, Vorstellungen und Meinungen der Astronomie vorführt“. Das ist nun schon höchst wunderlich — denn es ist nicht leicht zu begreifen, und der Verfasser versucht auch garnicht, es begreiflich zu machen, was die wissenschaftliche Astronomie mit der unwissenschaftlichen Geisterklopferei des Spiritismus zu thun hat, wenn auch zehnmal der Spiritist, resp. der Entdecker der vierten Dimension, Zöllner nebenbei Professor der Astronomie ist; noch viel wunderlicher aber ist die Art und Weise, wie der Verfasser wissenschaftliche Theorien 2c. „vorführt“. Als Vorreiter schickt er ihnen nämlich eine ganze Schwadron von Beschuldigungen wider die Gelehrten, welche sie verfechten, und wider ganze große und bislang für sehr wichtig gehaltene Zweige der Wissenschaft selbst voraus. Diesem Schwadroniren folgt eine wüthende Attake auf das kopernikanische Sonnensystem, das den Verfasser deswegen ärgert, weil danach die Sonne als den Planeten gegenüber feststehend betrachtet werden müsse, obgleich sie unzweifelhaft auch, für sich betrachtet, nicht minder als andere Weltkörper, in Bewegung sei. Das scheint dem Verfasser ein grober, unverzeihlicher Widerspruch, über den er wiederum allerlei redet, ohne den geringsten Versuch einer verständlichen Entwicklung seiner eigenen Ansicht zu machen. Wie der Verfasser nach alledem zu der Meinung kommt, sein Gegner werde durch ihn zu der Einsicht gebracht sein, er — der Gegner — habe unrecht, ist unerfindlich.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Beim Champagner-Zechgelage erging es dem klugen Referendarius Doktor Wichtel nicht viel besser, als dem schlauen August am selben Tage beim Grogkneipen. Auch er mußte schwerbeladen den Heimweg antreten, und auch er war viel redseliger und offenherziger gewesen, als es sonst in seiner Gewohnheit und in seinem Charakter lag. Die dunkle Erinnerung an diese seine Schwatzhaftigkeit bildete daher die beste Nahrung für den moralischen Riesenkater, der am nächsten Morgen mit dem hoffnungsvollen Juristen und Geschäftsmann erwachte, um ihm geschlagene zwölf Stunden kopfschmerzende Gesellschaft zu leisten.

Um so unbehaglicher war dem jungen Wichtel zu Muthe, als er sich zwar erinnerte, viel und über garnicht unwichtige Dinge — so auch über sein und seines Vaters Verhältniß zu Alster — geredet zu haben, aber auch bei der größten Anstrengung des in allen Haarwurzeln schmerzenden Kopfes absolut nicht im stande war, sich zu vergegenwärtigen, was er eigentlich erzählt habe.

Ein Trost freilich blieb ihm: der einzige nicht noch früher und hülfloser dem Banne eines kolossalen Rausches erlegene Zeuge seiner Plauderhaftigkeit war Schweder gewesen, und dieser hatte sich ja, wie allgemein bekannt war, nie um wichtigere Angelegenheiten, als um die des Vergnügens und höchstens hin und wieder noch um schöngeistige Liebhabereien gekümmert. Von politischen und wirthschaftlichen Angelegenheiten verstand er offenbar garnichts; soviel war Herrn Wichtel auch noch unklar erinnerlich, daß ihn Schweder gestern in dieser Beziehung mit den naivsten Fragen belustigt hatte.

Herr Schweder war über die geistige Kinderkrankheit, wie er den sogenannten moralischen Katzenjammer zu nennen pflegte, gänzlich, und über den physischen Kater, das körperliche Uebelbefinden nach bedeutenden Zecherleistungen, fast ganz erhaben.

Gestern hatte er sich übrigens mehr mit dem Schein eifrigen Trinkens begnügt und war nur unermüdlich thätig gewesen, die andern zum Zechen zu veranlassen.

Er erfreute sich daher eines ausgezeichneten Wohlseins, als ihm der Dienstmann Willisch seinen Rapport brachte, und dieser Rapport trug zur Erhöhung seines Wohlbefindens noch das seinige bei.

Ausgiebig informirt über Herrn Alsters Geschäfte und Gewohnheiten, von denen er vor 24 Stunden so gut wie nichts Wesentliches mit Bestimmtheit gewußt hatte, sprach nun Herr Schweder heute Vormittag wieder in der Villa Alster vor.

August, dessen ganzes Gesicht so aufgedunsen aussah, wie eine altbackene Semmel, die man in's Wasser gelegt hatte, versicherte den freigebigen gnädigen Herrn, daß er schon zwei Besuche abgewiesen habe, nur um Herrn Schweder den „Vortritt bei seinem Herrn" zu lassen.

Schweder dankte mit gnädigem Kopfnicken und dem stillschweigend versprochenen „vernünftigen" Trinkgeld, um welches es dem biederen August ausschließlich zu thun war, und trat so vornehm nonchalant, wie es als das charakteristische Merkmal des vollendeten Kavaliers gilt, in den alsterschen Empfangssalon.

Herr Alster erschien sofort. Der Besuch des Herrn Schweder, von dem er genau so viel oder so wenig wußte, als Schweder gestern auch von ihm, überraschte ihn zwar, schien ihm aber von sehr geringem Belang. Er wollte ihn daher so rasch als möglich loszuwerden suchen, um recht bald wieder an die große Zahl der seiner Erledigung harrenden Geschäfte gehen zu können.

Zu einigem Unbehagen des Herrn Alster richtete sich aber der unerwartete Besuch nach der üblichen begrüßenden Einleitung der Unterhaltung auf dem ihm durch eine höfliche Handbewegung angewiesenen Fauteuil recht behaglich ein und begann eine lange Erzählung von Verwandten, die er in Südamerika hätte, die dort lange Zeit ansässig gewesen und im Besitze eines großen Vermögens seien und in allernächster Zeit nach Europa zurückzukehren gedächten, u. s. w.

Herr Alster war zuerst anscheinend ganz Ohr gewesen, bald jedoch wurde ihm die Geschichte bedenklich langweilig, er begann auf seinem Sessel ungeduldig hin- und herzurücken, und endlich unterbrach er Schweder mit den Worten:

„Verzeihen Sie, ich begreife nicht recht —"

„Inwiefern Sie, mein verehrter Herr Alster, das, was ich mir soeben erlaubt habe, Ihnen mitzutheilen, eigentlich berühren könnte. Ganz recht, und ich bitte um Entschuldigung, ich kann sehr gut an dem Punkte meiner Erzählung, bis zu dem zu gelangen Sie mir gütigst gestattet haben, abbrechen, um die Bitte um Auskunft, welche mich zu Ihnen geführt hat, daran anzuknüpfen. Meine Verwandten kennen die deutschen Verhältnisse garnicht, wollen jedoch ihr großes Vermögen in Deutschland, wo sie sich niederzulassen gedenken, natürlich zinsbringend anlegen. Sie haben sich deshalb an mich gewandt in der naheliegenden Voraussetzung, ich müsse mit den fraglichen Verhältnissen vertraut sein. Leider haben sie sich darin getäuscht — ich habe keine Ahnung von dem Stande und den Bewegungen des Geldmarktes. Mein eigenes Vermögen steht seit langer Zeit auf dem

Gute eines alten Freundes meines Vaters und bleibt dort, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten sollten, auf die Dauer stehen. Ich habe also keine Ursache gehabt mich mit der Frage zweckmäßiger Kapitalsanlage zu befassen und stehe aus demselben Grunde in keiner näheren Verbindung mit irgendeinem, weitere Kreise unsres deutschen Wirthschaftslebens mit kundigem Blick überschauenden Geschäftsmann. So glaubte ich denn im Interesse meiner Verwandten nichts Besseres thun zu können, als mich mit dem höflichen Ersuchen um wohlgemeinten Rath an denjenigen Mann zu wenden, der nicht allein in P., sondern in unserem ganzen Landestheile als der gewiegteste Kenner der kaufmännischen und industriellen Verhältnisse gilt, und der zugleich sich des ehrenvollsten Vertrauens erfreut."

Herr Schweder hatte in so verbindlichem und ernsten Tone gesprochen, daß Alster nicht umhin konnte, sich geschmeichelt zu fühlen. Er erklärte sich daher auch auf das entgegenkommenste bereit, Herrn Schweder die gewünschte Auskunft zu ertheilen; nur müsse er ungefähr wissen, wieviel Kapital zur Anlage gelangen solle, wann es zu diesem Zweck disponibel sein würde und eine wie hohe Verzinsung der betreffende Kapitalist zu erzielen wünsche.

Herr Schweder that, als ob er nachrechnete: „In vier, fünf — oder sagen wir der Sicherheit wegen in sechs Monaten. Was die Höhe des Vermögens anlangt, so nimmt mein Verwandter natürlich soviel, als er bekommen kann, unbeschadet der Sicherheit der Anlage, und die Höhe des unterzubringenden Kapitals wird vorläufig sieben bis acht millionen Francs betragen."

„Sieben bis acht — millionen? Ah!" Dem reichen Herrn Alster mußte die Größe der Summe, über welche er möglicherweise oder, die Glaubwürdigkeit Schweders vorausgesetzt, wahrscheinlicherweise zu disponiren in die Lage kommen sollte, gewaltig imponiren. „Das ist allerdings ein sehr beträchtliches Kapital," fuhr er langsam und bedächtig fort. „Da darf man einen guten Rath nicht so leichthin geben, umsoweniger, als doch nicht so auf der Hand liegt, wie sich die Verhältnisse in vier bis sechs Monaten gestaltet haben werden."

„Sehr richtig," beeilte sich Herr Schweder zu erwidern. „Ich konnte das nicht anders erwarten. Ich gestattete mir zunächst auch nur, die Angelegenheit, wie sie eben liegt, zu Ihrer Kenntniß zu bringen und wollte bitten, sie im Auge zu behalten. Treten gelegentlich Umstände zutage, welche für eine solche große Kapitalanlage besonders günstige Bedingungen bieten, so wollen Sie die Güte haben, verehrtester Herr Alster, mich darüber zu informiren. Ich, wie gesagt, weiß, daß ein besserer Rathgeber in derartigem Falle nicht zu finden ist. Gestatten mir vielleicht auch, wenn mir selbst einmal ein bezüglicher Gedanke kommen sollte, Ihre kostbare Zeit wieder auf kurze Augenblicke in Anspruch zu nehmen?"

„Mit dem größten Vergnügen, mein lieber Herr Schweder," betheuerte Alster. „Werde mir die Sache auf das reiflichste überlegen, — guter Rath wirklich schwierig in einer wirthschaftlich und politisch so gewissermaßen in Gährung begriffenen Zeit wie die unsrige. Können sich aber ganz auf mich verlassen."

Schweder erhob sich zum Abschied und verbeugte sich tief und hochachtungsvoll. Herr Alster reichte ihm beide Hände und drückte seine lebhafte Freude aus, ihn persönlich kennen gelernt zu haben. Er hoffe und wünsche, ihn recht bald wieder bei sich zu sehen.

Das sarkastische Lächeln, welches Herrn Schweders Lippen umschwebte, als er den Empfangssalon verließ, hatte Herr Alster nicht bemerkt, wahrscheinlich würde es ihm auch das Gefühl der Genugthuung über das, was er soeben vernommen hatte, nicht getrübt haben.

Er war nämlich im Augenblick ganz ungeheuer mit sich selbst und der Welt zufrieden. Ja, wer das seinige geleistet und wer einen guten Ruf hat in der Welt, dem kann es nicht fehlen, dachte er. Sieben bis acht millionen Franken zur Disposition — hm! — das ist eine Macht, eine gewaltige Macht, die auch der größte Finanzmann gelegentlich brauchen kann. Und wer weiß! Vielleicht war Herr Alster recht bald in der Lage, solch' goldig uniformirte Hülfstruppen gebrauchen zu können. Er hatte neulich nicht gescherzt, als er Herrn Wichtel junior erklärte, er sei mit seinen Kapitalien auch ohne die Gründung der Fabrik für Eisenbahnbedarf schon stark engagirt und könne sich nicht gut auf weitaussehende Unternehmungen einlassen. Die Wichtels, Vater und Sohn, hatten ihn zwar doch zu bewegen gewußt, auf ihr Projekt einzugehen, von dem sie sich, und noch mehr ihm, goldne Berge versprachen, aber es war ihm, seit durch die Anzeige in den Zeitungen, die offenbar verfrüht und ganz zwecklos war, die Brücken zum Rückzuge hinter ihm abgebrochen waren, in den letzten Tagen garnicht wohl zu Muthe gewesen. Dann freilich, wenn er mit einiger Sicherheit darauf rechnen konnte, daß ihm ein Kapitalist, wie der Verwandte Schweders, den Rücken decken würde für den Fall unerwarteter Schwierigkeiten, — dann konnte er getrost an's Werk gehen. Er war zudem — und dieser Gedanke erleichterte sein Herz am meisten — dann nicht im mindesten mehr von den Wichtels abhängig, deren Bundesgenossenschaft ihm in der jüngsten Zeit, trotz oder vielleicht grade wegen der äußerlich immer steigenden Freundschaft zwischen ihnen und ihm, manchmal schon recht lästig geworden war. That doch dieser über alle Maßen eingebildete Referendarius nicht nur, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß er — Alster — sein Schwiegervater würde, sondern als ob ihm der Justizrath Wichtel und sein Sohn eine große Ehre erwiesen hätten, als sie den Gedanken gefaßt, mit ihm in verwandtschaftliche Beziehung zu treten. Ja, ja, die Herren glaubten zwar jedenfalls, ihre für Alster sicherlich verletzende Meinung vor ihm verheimlicht zu haben, aber Alster war sich bewußt, auch nach dieser Richtung hin seinen gewohnten Scharfblick nicht verloren zu haben. Gelang es ihm nun, den schwederschen Goldonkel in's finanzielle Schlepptau zu nehmen, so war er gegenüber den Wichtels und allen seinen sonstigen Konkurrenten auf dem Geldmarkt Herr der Situation; weder an Vermögenseinbuße, noch auch nur an finanzielle Verlegenheiten brauchte er zu denken, er hatte nicht nöthig, den ihm von vornherein fatalen Versuch zu machen, das Herz seiner Tochter bei der Wahl ihres Lebensgefährten zu beeinflussen, er war nicht nur in jeder Beziehung ein freier Mann — nein — das Ziel, das ihm von jeher vor den Augen geschwebt, und dem er näher gekommen war, ohne es bisher erreichen zu können, obgleich das Volk, die kleinen Leute, aus deren Mitte er hervorgegangen war, ihn längst dabei angekommen glaubten, dieses große Ziel war wirklich und wahrhaftig erreicht — er war ein, weite und wichtige Kreise der Industrie und des Handels beherrschender Mann, ein Geldfürst in des Wortes voller, großartiger Bedeutung geworden. — —

Das waren berauschende Träume, — aber, aber! Wenn Schweder, der leichtfertige Lebemann Schweder — dieser sein in der sogenannten guten Gesellschaft übrigens keineswegs als schlimm geltender Ruf war auch zu Herrn Alsters Ohren gedrungen — wenn Schweder geflunkert haben sollte? Wenn er gar keine so reichen Verwandten in Südamerika besaß, oder wenn diese nicht daran dachten, nach Deutschland zu kommen und ihr Vermögen mit Hülfe Schweders hier anzulegen? Und wenn das alles in der That auch der Fall sein sollte, — wer garantirte Herrn Alster dafür, daß die in Geldangelegenheiten im allgemeinen jedenfalls nicht unerfahrenen und unselbständigen Verwandten Schweders ihr Vermögen seinen Rathschlägen und Zwecken dienstbar machen würden?

Herr Alster seufzte. Die Sache war freilich noch sehr problematisch und noch lange nicht dazu angethan, Triumphe zu feiern — wenn auch ganz insgeheim.

„Auf alle Fälle wollen wir uns zu vergewissern suchen, wie weit dem Herrn Schweder zu trauen ist, und ihn warm halten, sehr warm, wenn er nicht geflunkert hat;" so beschloß Herr Alster seine durch den unerwarteten Besuch hervorgerufenen Grübeleien.

* * *

Unserm jungen Freunde Fritz Lauter war in den letzten Tagen ein neues Leben aufgegangen. Zuerst war es ihm schwer gefallen, der vielfachen und mächtigen Eindrücke einigermaßen Herr zu werden, welche die merkwürdige Erzählung des alten Herrn Klose auf sein unverdorbenes Gemüth geübt hatte.

Er hatte zum erstenmal einen grellen Lichtstrahl fallen sehen in die dunklen Tiefen des ihn umwogenden politischen und sozialen Lebens, die für ihn bisher unzugänglich geblieben waren, von denen er bisher so gut wie nichts gewußt hatte.

Immer wieder hatte er sich gefragt, wie denn solche, in ihrer furchtbaren Schwere ein ganzes unbeflecktes Menschenleben schonungslos in den Staub drückenden Ereignisse überhaupt geschehen könnten, ohne daß die Menschen, welche dergleichen miterlebten, sich zu brüderlicher Hülfe für den von einem ungerechten Geschick Gemißhandelten zusammenschlössen! Wie ferner jemand solch' ein Schicksal tragen könnte, ohne bis an sein Lebensende den grimmigsten Haß im Herzen zu hegen, ein erbitterter, unversöhnlicher Feind zu bleiben den Menschen oder den Verhältnissen, welche ihm so ungeheures Leid zugefügt, ja auch allen

den andern, welche in stumpfer Gleichgiltigkeit oder feiger Selbstsucht thatenlos dabei gestanden hatten, als das Gebäude seiner Existenz krachend über seinem schuldlosen Haupte zusammenstürzte!

Auf diese und manche andere Frage wußte Fritz Lauter sich ebenso wenig eine Antwort zu geben, die ihm genügt hätte, als auf jene, die sein Besuch in der Villa Alster von neuem in ihm rege gemacht hatte.

Das eine wurde ihm jedoch klar bei dem Auf- und Niedertauchen dieser qualvollen Fragen, auf die er sich selbst ebenso gut die Antwort schuldig bleiben mußte, wie sie ihm diejenigen schuldig geblieben wären, denen er sie etwa hätte vorlegen können — das eine, daß für seinen Drang, sich mit dem Leben um ihn her vertraut zu machen, — nicht blos zu schauen, sondern zu begreifen, was da geschieht, es doch nur ein einziges Mittel der Befriedigung geben könne: die Aneignung eines umfangreichen Wissens, einer möglichst gründlichen und vielseitigen Bildung.

Er hatte das nun zwar früher auch schon lebhaft genug empfunden, und er war ja auch stets entschlossen gewesen, alles zu thun, um sich recht vielfältige und gründliche Kenntnisse zu erwerben; er hatte sogar in der letzten Zeit mit wahrem Feuereifer zu studiren angefangen, aber er konnte es sich nicht verhehlen, daß er eigentlich garnicht darüber im klaren sei, ob er bei seinem Lesen und Lernen den rechten Weg eingeschlagen habe. Er hatte da zu studiren beginnen wollen, wo er in der Schule aufgehört hatte. Darum mußten die alten, abgerissenen, verstaubten Schulbücher aus den Rumpelkästen des Hauses auf dem Boden und im Keller wieder heraus, um sich ein wenig den Staub ausklopfen und die schmutzigen Einbände mit einem neuen Gewande aus weißem Papier herausputzen zu lassen. Dann war Fritz an's Lernen gegangen, als ob er nächsten Michaelistermin das Examen behufs Aufnahme in die Oberquarta eines Gymnasiums abzulegen hätte.

Erstens aber zeigte sich dieses Studium viel schwerer, als Fritz geglaubt, — er hatte doch schon verzweifelt viel vergessen; dann war es merkwürdigerweise herzlich wenig interessant, und endlich konnte Fritz absolut nicht einsehen, was ihm die Wissenschaft, die er so sich einzutrichtern vorgenommen, im Leben würde nützen können. Was z. B. sollte es ihm für Nutzen bringen, daß er sich jetzt halb todt quälte, um den Cornelius Nepos in ein für ihn selber halbwegs verständliches Deutsch zu übertragen?

Indessen war ihm die Lebensbeschreibung des Hannibal, wie sie der alte Römer gibt, keineswegs uninteressant, und grade deshalb, weil ihm der ebenso berühmte als unglückliche karthagische Feldherr von allen Helden des Alterthums immer als der interessanteste und bedeutendste erschienen war, hatte er sich zuerst an diese Leistung des biederen Cornelius gemacht.

Aber wenn er auch für sein Leben lang niemals vergaß, in welchem Jahre vor Christi Geburt, warum und wie der gewaltige Karthager bei Cannä den glänzenden Sieg über die Römer erfochten und bei Zama ihnen traurig unterlegen sei — sein Verständniß für das Leben seiner Zeit, für die geschichtlichen Ereignisse, deren Wirkungen und Folgen er in den Gestaltungen des neuesten Staats- und Gesellschaftswesens zutage treten, gewissermaßen Körper gewinnen sah, wuchs nicht, diese traten ihm darum nicht um den kleinsten Schritt näher, ja, es schien ihm, als wenn dadurch, daß einer sich in die Geschichte des Alterthums, in seine Einrichtungen und Bestrebungen recht vertiefe, sein Blick für die neue Zeit und ihr Leben und Treiben eher getrübt als geschärft werden müsse.

Und wenn ihm dieser Gedanke schon bei seiner Uebersetzung des Cornelius Nepos aufgestoßen war, machte sich derselbe noch weit entschiedener geltend gegenüber dem Inhalt der anderen Lehrbücher, zu welchen Fritz seine Zuflucht genommen hatte.

Da war Krügers griechische Grammatik und das griechische Lesebuch von Jacobs! — Es war wirklich zum Davonlaufen langweilig, wenn er sich wieder eine Stunde lang selber Gewalt anthat und über den Geheimnissen der griechischen Deklination und Konjugation brütete oder die Orakelsprüche in's Deutsche übertrug, deren Weisheit der gute Jacobs in lakonisch kurzen Sätzen, wie: „Die Trunkenheit ist ein kleiner Wahnsinn", den empfänglichen Gemüthern seiner jungen Leser einzuprägen sich bemüht hat. Freilich war es im Verhältniß zu der Quälerei mit dem Griechischen eine Art Erholung, wenn er den kleinen Pütz hervorholte und in dessen verständlichem Deutsch die Geschichte der Römer und Griechen studirte. Aber immer und ewig waren es diese Römer und Griechen, auf welche ihn seine Studien, nach dem, wie er gemeint hatte, mustergiltigen Vorbilde des Gymnasialunterrichts, zurückführten.

Es kam ihm jetzt ganz außerordentlich sonderbar vor, daß er in den zweieinhalb Jahren, welche er auf dem Gymnasium zugebracht, nicht ein Sterbenswörtchen gelernt hatte von neuerer und neuester Geschichte. Ja wenn er sich die Sache recht überlegte, so trat es ihm als ganz unzweifelhaft vor Augen, daß nicht allein die neuere Geschichte seines eigenen, des deutschen Volkes arg vernachlässigt, oder vielmehr gänzlich ignorirt worden war in den unteren Klassen des Gymnasiums, sondern daß sogar die deutsche S p r a c h e sich mit gutem Grunde über stiefmütterliche Behandlung hätte beklagen können. Nahm doch der Unterricht im Deutschen nicht mehr als zwei Stunden in der Woche in Anspruch, während Griechisch sechs Stunden und Lateinisch volle zehn Stunden allwöchentlich gepaukt wurde. Und wie wurde der deutsche Unterricht gemüthlich betrieben! Alle vier Wochen einen Aufsatz, den der Lehrer gewissenhaft vierzehn Tage lang in seiner Wohnung behielt, um ihn dann höchst nothdürftig korrigirt und obenhin beurtheilt wieder mitzubringen, dann und wann ein Gedicht, welches auswendig gelernt und deklamirt werden mußte, und schließlich ein paar Seiten Lektüre in Masius' Lesebuche, das war alles, was da mit unverkennbarer Oberflächlichkeit getrieben wurde.

Noch viel schlimmer hatte es um einen andern Unterrichtsgegenstand gestanden, von dem Fritz jetzt auch recht viel hätte profitirt haben mögen. Der gute Prorektor Weigelt — wie der das Französische zu traktiren pflegte! Eine Stimme hatte der Mann und eine Aussprache des Französischen, wenn er, seiner Lieblingsneigung nachgebend, Gedichte von Beranger vortrug, deren Sinn keiner seiner Schüler verstand — daß es klang wie das Rasseln eines schwerbeladenen Rollwagens über schlechtes Straßenpflaster. Dementsprechend war das Französisch, welches man von dem polternden Alten, der vor vierzig Jahren einmal in Paris gewesen sein sollte, zu lernen vermochte, ein derartig entsetzliches, daß Fritz von einem jungen Franzosen, dem er auf seiner Wanderschaft begegnet war und mit ein paar Brocken Französisch seine Sprachkenntnisse hatte beweisen wollen, spottlächelnd gefragt worden war, ob es wohl polnisch sei, was er da hätte hören müssen. Und bei allen Versetzungen in höhere Klassen war es stets ganz gleichgiltig gewesen, ob ein Schüler von der französischen Sprache irgend etwas gelernt und in seiner deutschen Muttersprache leidliche Gewandtheit sich erworben hatte. Aber wehe dem Unglücklichen, der die schön gereimten zumpt'schen lateinischen Grammatikregeln nicht von der ersten bis zur letzten herunterschnurren konnte, wie ein Rosenkranzbeter das Paternoster, oder der nicht ganze Reihen von Seiten aus dem Cornelius Nepos und dem unausstehlichen Jacobs wörtlich auswendig gewußt hätte. Darauf wurde mit einem Eifer und mit einem Ernst gehalten, als wenn das Wohl und Wehe jedes Menschenkindes ausschließlich abhinge von seiner größeren oder geringeren Vertrautheit mit den lateinischen oder griechischen Grammatiken und Lehrbüchern.

Ob diese Lehrmethode nun die richtige sein möchte? Ob es nicht vielmehr gerade dieser Unterrichtsweise geschuldet sein könnte, daß so viele gebildete, ja sogar gelehrte Leute dem praktischen Leben fremd und hilflos gegenüberstehen? Diese Fragen hatte sich Fritz mehr als einmal vorgelegt, ohne sich anfänglich zu getrauen, eine entschiedene Antwort darauf zu geben. Nun, nachdem ihm der alte Herr Klose seine Lebensgeschichte erzählt, seinen Bildungsgang mit ein paar Worten beleuchtet hatte, wollte es Fritz Lauter scheinen, als wenn er mit der Bejahung jener Fragen über die Lehrmethode der höheren Bildungsanstalten seines Vaterlandes den Stab brechen dürfe. Herr Klose war nicht nur ein Schüler dieser Anstalten gewesen, sondern hatte viele Jahre lang als Lehrer an denselben gewirkt; er hatte sich also gewiß den Bildungsstoff, welchen sie bieten konnten, so gut als möglich zu eigen gemacht, und dennoch war ihm schon der erste Versuch, im öffentlichen Leben seiner Zeit Stellung zu nehmen, noch dazu eine sehr anspruchslose Stellung, gewissermaßen am Ufer des von wilden Stürmen bewegten Stromes des politischen Lebens, übel genug bekommen. Und das allein deswegen, weil er, der geistig gereifte und tiefgelehrte Mann, keine Ahnung gehabt hatte von den Gefahren des politischen Lebens und öffentlicher Wirksamkeit, weil er ihnen gegenübertrat mit der Naivität eines Kindes, welches in das Feuer greift, weil es nicht weiß, daß die Flamme es verbrennen und ihm Schmerzen machen werde. (Fortsetzung folgt.)



Unterseeischer Kampf mit einem Schwertfisch. (Seite 108.)

Konrad Deubler — der Bauern-Philosoph.

Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D.-P.

Es ist keineswegs überraschend, wenn der auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebauten neuen Weltanschauung der Vorwurf in's Gesicht geschleudert wird, daß sie im ganzen und großen nur demoralisirend wirken könne. Gerecht ist dieser Vorwurf nicht; aber er ist der Ausfluß einer ängstlichen Beklemmung jener, die unter der alten spiritistischen Weltanschauung groß geworden sind und nun — im Zeitalter des Uebergangs vom Spiritualismus zum Materialismus — mit Unbehagen wahrnehmen, daß ihre philosophische Position untergraben ist und die Gedankenwelt der Nationen eine ganz andre zu werden sich anschickt, ohne daß sie — die letzten Repräsentanten des hinsterbenden Spiritualismus — noch Kraft und Muth und Lust genug in sich spürten, mit der neuen Weltanschauung sich ehrlich und ernst abzufinden. So haben Sie denn auch keine Ahnung von dem reichen Ersatz, der uns in der Blüthe neuester Erfahrungswissenschaft geboten wird; das Wesen des empirischen Materialismus erscheint ihnen als „Buch mit sieben Siegeln", — was wunder, wenn man ihn zum vorhinein verwirft, ohne ihn zu kennen, wenn man ihn zum Verbrecher stempelt, ohne ihn gehört zu haben!

Gez. von Dr. A. Dodel-Port. 16 Okt. 1879

Konrad Deubler.

Der Darwinismus hat dem Materialismus zum Sieg verholfen. Er ist das Panier, dem die ganze jüngere Schule wissenschaftlicher Forschung in hehrer Begeisterung folgt und Schlag auf Schlag seinen alten Gegner aus dessen letzten Positionen wirft. Der moderne Naturforscher ist Materialist, Monist — er anerkennt nur die Einheit der Materie und der gesetzmäßig an und in ihr zum Ausdruck gelangenden Kraft, die jener selbst innewohnt, mit jener unzertrennlich verbunden, ja — mit jener ein und dasselbe ist.

Kein Zweifel! — Die Wissenschaft feiert im Zeichen des Monismus die größten Triumphe; was man vor wenig Jahrzehnten kaum zu ahnen wagte, das sehen wir in unseren Tagen wissenschaftlich klar blosgelegt, und wenn heute ein „Paulus" der neuen Weltanschauung — ausgerüstet mit den Kenntnissen der exakten Wissenschaften — auf dem Markt zu Athen wieder das Auditorium des Heidenapostels antreffen könnte, so würde es abermals heißen, wie vor 1800 Jahren: „Die Götter sind den Menschen gleich geworden."



Deublers Wohnhaus.

Aber — so sagt man uns — die neue Weltanschauung sei nur für die gebildeten und gelehrten Fraktionen der Gesellschaft zuträglich, unschädlich, zufriedenstellend, erhebend und läuternd, während dieselbe Weltanschauung den „gemeinen Mann", den einfachen Bürger, den ungebildeten Bauern nicht befriedigen und — — nicht im Zaum zu halten vermöchte. Das ist die ernste Befürchtung nicht allein der Staatslenker und Kirchenfürsten, wie sie neuerlich vom Papst Leo XIII. in seiner Encyclica puncto Philosophie des heiligen Thomas von Aquino zum Ausdruck gelangte, sondern es ist auch die Befürchtung so mancher namhaften Pädagogen, ja selbst bedeutender Gelehrten. Virchow hat uns hierfür den Beleg gegeben, als er auf der 50. Naturforscherversammlung in München davor warnte, die Abstammungslehre zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen. Sehen wir einmal davon ab, mit welchen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten es verbunden wäre, wenn man die neue Weltanschauung als Geistesspeise nur einigen kleinen Fraktionen der menschlichen Gesellschaft reserviren wollte, — fragen wir lieber: Bieten die bisherigen Erfahrungen wirklich hinreichende Gründe zu jener ernsten Befürchtung, wonach der „gemeine Mann" mit der Annahme der materialistischen Weltanschauung, d. h. mit dem Aufgeben aller mystischen Glaubensartikel, auch seinen ganzen moralischen Halt, seine innere Befriedigung und seine Bürgertugenden einbüßen müßte? — — Das Alltagsleben unserer Uebergangszeit lehrt uns grade das Gegentheil. Wir haben Gelegenheit, heute an allen Enden, unter allen Gesellschaftsklassen Freigeister und Mystiker, Materialisten und Spiritualisten nebeneinander rathen und thaten zu sehen. Die Versuchsobjekte und Resultate beider Weltanschauungen bieten sich uns ungesucht dar. Und wer redlich prüft, erhält auch eine durchaus beruhigende Antwort.

Eines der vielgelesensten deutschen Tagesblätter, das „Neue wiener Tagblatt", dem man mit seinen 40000 Abonnenten gewiß eine geistige Bedeutung nicht absprechen wird, brachte anfangs September 1879 einen Aufsehen erregenden Feuilletonartikel aus der Feder des geistreichen Friedrich Schlögl, der also beginnt: Träum' ich oder wache ich? Ist's Wahrheit oder ein Bild der Phantasie, was mich umgibt? Ich fühle mir an den Kopf: er sitzt fest; was ich mit meinen Händen betaste, ist greifbar, es entflieht nicht, wie ein flüchtig' Schemen, es ist die reellste Wirklichkeit. Ich zünde mir eine Virginia an, es fehlt ihr an „Luft"; ich werfe sie fluchend weg und stopfe mir meine geliebte „Meerschaumene" mit dem vertheuertsten „Schwarzen Dreikönig" — er ist thatsächlich schlechter geworden; ich befinde mich also in normalen Verhältnissen und auf dem altbekannten Planeten, der die „beste aller Welten" repräsentirt; ich schwebe nicht in fabelhaften Regionen, und doch drängt sich mir oft momentan die Vermuthung auf, daß mich ein Windstoß in die „verkehrte Welt" getragen, wo die Kultur bei den „Ungebildeten" und die frappirendste Beschränktheit bei der entgegengesetzten Klasse zu finden; in ein veritables Märchenland, das Glasbrenner prächtig beschrieben hätte, und wo beispielsweise goldbordirten Würdenträgern der Name Humboldt fremd ist, indessen ein simpler Bauer mit Feuerbach, David Strauß, Scherr, Vogt, Büchner, Moleschott, Häckel, Dodel, Roßmäßler, Simony, Radenhausen, Uhlich und anderen Koryphäen der Wissenschaft in freundschaftlichstem brieflichen und persönlichen Verkehre gestanden und theilweise noch steht. Bin ich bei Sinnen und höre ich nicht falsch?... Da sitze

ich in einem komfortabelst eingerichteten, mit Kupferstichen nach Kaulbach'schen Gemälden, mit Bildern von notabeln Meistern und sonstigen Kunstgegenständen geschmackvoll geschmückten Zimmer, in dem idyllischen, von Bergen umrahmten Heim eines schlichten Landmannes und blättere in den neuesten Publikationen des deutschen Buchhandels, indessen der „Herr des Hauses", im grauen Lodenrocke und derber Lederhose, den Pfeifenstummel zwischen den Zähnen, die eben angekommenen amerikanischen, schweizer, berliner und wiener Residenzblätter 2c. mustert, die letzte Lieferung eines botanischen Atlas betrachtet, Briefe aus aller Herren Länder durchfliegt, oder zur Begutachtung eingesendete Mineralien, prähistorische Fundstücke und seltene Schmetterlings- und Käferexemplare mit der Lupe prüft. Ab und zu fällt ein knorrig Wort, ein knapp präzisirender Ausruf — ansonst bleibt es während der „Lesestunde" mäuschenstill. —

So beginnt der kulturhistorische Feuilletonist Schlögl seine gelungene Skizze über Konrad Deubler, den bekannten „Bauern-Philosophen", wie ihn ein Mitarbeiter des „Ausland" genannt hat.

„Philosophie" und „Bauer"! Wie reimen sich diese beiden zusammen?

Wird nicht auf allen Kathedern der Hochschulen „Philosophie" als eine Wissenschaft blos für die „Geistig-Auserwählten" gelesen, mit der Begründung, daß es erst jahrelanger ernster Studien bedürfe, ehe es dem schwachen Erdensohne vergönnt sein könne, in die Mysterien der „Philosophie", dieser Quintessenz alles menschlichen Wissens, einzudringen? Wird nicht seit Jahrhunderten dem schlichten Bürger zum tausendstenmale vorgeschwatzt, daß das philosophische Denken und Verstehen ein Vorrecht der Gelehrtesten, das Glauben aber die erste Pflicht des Laien sei? Seit Voltaire und La Mettrie aus der Schule zu schwatzen begannen, ist man in zivilisirten Landen allgemein der Ansicht, daß wohl die Philosophie bei Gelehrten an die Stelle des religiösen Glaubens treten könne und die Religion dort zu ersetzen vermöge, während dagegen der Laie fernzuhalten sei von allen aufregenden Zweifeln philosophischen Denkens, da seine Augen nicht fähig seien, den Glanz anderer als eben „religiöser Wahrheiten" zu ertragen.

Konrad Deubler hat uns eines Besseren belehrt. Der „Bauer" kann „Philosoph" sein und gerade dadurch glücklicher werden, als er's ohne „Philosophie" geworden wäre.

Konrad Deubler wurde am 26. November 1814 als armer Leute Kind in einer niedrigen Hütte beim Dorf Goisern (unweit Ischl) im Salzkammergut geboren. Wir haben dieses sein Vaterhaus noch im letzten Sommer gesehen, freilich unbewohnt, weil längst in den Händen eines Andern, dem der Zerfall dieser Hütte nicht leid thut. Saftige Wiesen und Baumgärten umgeben das einstige Heim des sinnigen Knaben, der von seiner Großmutter mehr als von Vater und Mutter selbst geistige Unterhaltung genoß. War ja doch sein Vater Bergmann bei den Salzwerken der romantischen Gebirgsgegend am Hallstättersee und fand über den Sorgen um das tägliche Brod nicht Zeit und Muße, um sich und seine Familie geistig zu heben. Der kleine Konrad verlor in seinem zehnten Lebensjahr die Großmutter, an der er mit so viel Liebe und Verehrung hing. Es ist selbstverständlich, daß der Junge in der Verzweiflung über den unsagbaren Verlust, der ihn jahrelang quälte, sich alles Ernstes die Frage nahelegte: Werde ich dereinst meine Großmutter wiedersehen? — gibt es ein ewiges Leben? Gibt es eine andere und bessere Welt, von der sie mir so oft erzählte und auf die sie mich tröstend und verheißend verwies?" Konrad wollte Gewisseres erfahren, als es der Pfarrer (im größtentheils protestantischen Dorfe Goisern) wußte. Er wollte in Büchern, die ganz speziell diese wichtigen Fragen behandelten, Antwort holen und wandte sich deshalb an den Geistlichen, von dem er wußte, daß diesem solche Bücher bekannt seien. Dieser machte den jungen Bauernsohn auf Sintenis' „Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode" (Leipzig 1803), auf Mendelssohn's „Phädon", Grävell's „Mensch" u. a. m. aufmerksam. Einiges konnte er vom Pfarrer selbst geliehen erhalten, was er auch sofort mit wahrem Heißhunger verschlang. Durch diese Lektüre gelangte denn Deubler auch zu einer festen Gewißheit, daß es ein Jenseits gibt, daß er also seine geliebte Großmutter wiedersehen werde.

Er begnügte sich aber keineswegs mit dem einmaligen Lesen jener Bücher, die ihm so kostbare Aufschlüsse zu geben vermochten; er wollte die Bücher selbst besitzen, jederzeit in seiner Nähe haben und so faßte er den Entschluß, die für den armen Buben fast unerschwingliche Summe von 12 Gulden, welche er zum Ankauf des Sintenis benöthigte, so oder anders zusammenzutreiben.

„Ich wurde Müllerbursche, kam nach Hallstadt — dort in jene romantische Mühle, welche über dem Städtchen so malerisch an den jähen Felsabhang geklebt erscheint — und sparte mir bei meinem kargen Taglohn den Bissen vom Munde ab, und legte Kreuzer und Kreuzer zusammen, bis ich die damals so große Summe von 12 Gulden vollzählig hatte." Nun kaufte Deubler den dreibändigen Sintenis und nach und nach wieder ein und das andere Buch dazu und las um so gieriger (selbstverständlich nur bei Nacht, da er tagsüber seinen schweren Müllerdienst zu verrichten hatte), „als auch scheinbar das Verständniß, das Erkennen und Erfassen manches bisher Dunkeln und Unfaßbaren wuchs, was seine Freude am Lesen nur steigerte."

Deubler wurde Eigenthümer der Mühle, heirathete schon im 18. Lebensjahr, um dem Militärdienst auszuweichen und erwählte hiebei — nicht etwa von zwei Uebeln das kleinere, sondern — wie er uns als Greis selbst versicherte, einen wahren Schatz von tüchtiger Lebensgefährtin. Es sei hier vorgreifend bemerkt, daß diese seine erste Frau drei Jahre älter war als er und 43 Jahre tapfer an seiner Seite marschirte.

Lange Jahre trug Deubler in Hallstadt die Kornsäcke vom Seeufer drunten etliche hundert steile Stufen hinan zur Felsenmühle, um das Getreide zu mahlen und hernach die Mehlsäcke auf gleich beschwerlichem Wege wieder hinunterzutragen. Im eigenen Lebensunterhalt muß es damals trotz der körperlichen Anstrengung mager genug zugegangen sein; denn heute noch trinkt Deubler weder Wein noch Bier und ißt höchst selten Fleisch, „weil er's anders gewohnt ist". Um seiner Wißbegierde gerecht zu werden, sann er auf Mittel und Wege, sich „nebenbei" da oder dort einen Gulden zu verdienen, und so kam er denn auf die Idee, Alpenpflanzen des Salzkammergutes zu sammeln und nach Koch's Flora zu bestimmen, um sie später — in getrocknetem und zierlich geordnetem Zustande an Touristen und Naturfreunde zu verkaufen. So gewann er sich auch die Mittel, um in seinem zwanzigsten Lebensjahr noch schreiben zu lernen und dem Mangel der allernöthigsten Schulbildung in seiner ihm eigenen Art abzuhelfen.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthümliche Freundschaftsbeziehungen in der Thierwelt.

Naturgeschichtliche Skizzenbilder von Dr. L. Jacoby.

(Fortsetzung.)

Ein sehr ähnliches Freundschaftsverhältniß wie das zuletzt geschilderte hat bereits im frühen Alterthum die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Es ist dies zugleich der erste Fall einer Freundschaftsbeziehung zwischen Vertretern der verschiedenen Thierklassen, nämlich zwischen einem Kriechthier (Reptil) und einem Vogel, zwischen dem Krokodil und dem Krokodilwächter. Herodot, der Vater der Geschichte, der im fünften Jahrhundert vor Christus schrieb, berichtet aus Aegypten, daß das Krokodil sich von einem kleinen Vogel, Trochilus genannt, die Zähne putzen lasse und daß derselbe Vogel das schlafende Krokodil vor dem Ichneumon*) warne, indem er herbeifliege und es theils durch seine Stimme, theils durch Picken an der Schnauze aufwecke. Und ebenso erzählt Aristoteles in seiner Geschichte der Thiere: „Wenn das

*) Der von den Aegyptern heilig gehaltene Ichneumon sollte nach der Meinung der Alten viele fabelhafte Dinge verrichten, insbesondere der geschworene Feind des Krokodils sein, dessen Eier er daher begierig aufsuche und verzehre. Das letztere wird noch von Cuvier und Oken, sowie in den meisten neueren Handbüchern als Thatsache angeführt, während Brehm nach eigener Anschauung alle diese Angaben für Märchen erklärt.

Krokodil den Rachen aufsperrt, so fliegt der Trochilus hinein, und reinigt ihm die Zähne, indem er so seine Nahrung findet. Das Krokodil aber, welches merkt, daß der Vogel ihm eine Wohlthat erweist, fügt demselben keinen Schaden zu, sondern öffnet den Rachen weit, wenn der Trochilus hinaus will, damit es ihn nicht zerbeißt." Diese Angabe nun hat sich im Wesentlichen als durchaus begründet erwiesen.

Der Krokodilwächter (Hyas aegyptiacus) gehört zu den Stelzvögeln in der Nähe der Kibitze und Regenpfeifer — er wurde früher unter dem Namen Charadrius aegyptiacus zu den letzteren gezählt — und bildet mit dem Wüstenläufer die Unterfamilie der schlanken Rennvögel. Es ist ein zierlicher Vogel von gedrungener Gestalt — seine Körperlänge beträgt etwa 8½ Zoll mit kurzem, scharf zugespitztem Schnabel, ziemlich kleinem Kopf und großen Augen, am Oberkopf, Nacken und Wangen, sowie am Unterrand der Flügel schwarz oder mit schwarzen Streifen schmuckvoll gezeichnet, im übrigen weiß mit schieferblauen Flügeldecken. Er bewohnt die Ufer des Nils in der ganzen Ausdehnung Aegyptens. Hören wir nun, was aus eigner Erfahrung ein Forscher der Gegenwart, Brehm, von diesem Vogel sagt: „Der Krokodilwächter lebt mit dem Krokodil wirklich in Freundschaft, aber nicht deshalb, weil das gefräßige Kriechthier wohlwollende Gefühle für ihn hegt, sondern weil seine Klugheit und Gewandtheit ihn vor böswilligen Gelüsten sichern. Als ein Bewohner der Sandbänke, welche das Krokodil zum Schlafen und Sonnen aufsucht, ist er mit diesem Ungeheuer von Jugend auf vertraut geworden, und hat gelernt, wie er sich ihm gegenüber benehmen muß. Ohne Besorgniß läuft er auf dem Rücken der Panzereidechsen auf und nieder, als ob dieser ein Stück grünen Rasens wäre, unbekümmert liest er Kerbthiere und Egel ab, welche das Krokodil schröpfen wollen, wagt sich sogar daran, seinem gewaltigen Freunde die Zähne zu putzen, d. h. buchstäblich Brocken, welche zwischen denselben hängen blieben, oder Thiere, welche sich an den Kinnladen und dem Zahnfleische festsetzten, wegzunehmen: ich habe das gesehen und zwar zu wiederholten malen. In der Achtsamkeit des Krokodilwächters und in der Würdigung der Umstände und Ereignisse beruhen auch die Dienste, welche er leistet. Das Geschrei, welches er beim Anblick eines ihm fremdartig oder gefährlich dünkenden Wesens oder Gegenstandes ausstößt, erweckt das schlafende Krokodil und läßt diesem gerathen erscheinen, sich in die sicheren Fluthen zurückzuziehen." Wir würden in diesem Bericht eine Erklärung der Sache haben, die bis auf einen Punkt vollkommen überzeugend erscheint, das ist die Angabe von dem völlig indifferenten Verhalten des Krokodils gegenüber dem Freundschaftsdienst, den ihm sein Wächter leistet. Daß das plumpe Thier dem gewandten Vogel, so lange er ihm auf dem Rücken oder von der Außenseite der Schnauze umherpickt, nichts anzuhaben vermag, ist begreiflich, keineswegs aber leuchtet dem Unbefangenen ein, wie der Krokodilwächter ungefährdet bleiben könne, wenn er, was Brehm ausdrücklich bestätigt, in dem Innern des aufgesperrten Krokodilrachens umherspaziert, um dort sein Reinigungswerk zu vollbringen und für sich Ernte zu halten. Hier erscheint die Annahme eines freundschaftlichen Verhaltens auch des Krokodils wegen dieser Dienstleistung noch immer natürlicher, und es müssen die Worte des Herodot: „Von allen Vögeln und andern Thieren wird das Krokodil geflohen, mit dem Vogel Trochilus aber lebt es in Frieden, weil es ihm nützlich ist" in Geltung bleiben, so lange nicht konstatirt ist, daß das Krokodil wenigstens den Versuch macht, durch Schließen des Rachens seinen Wächter so zu behandeln wie alle andern Thiere. Auf die frappante Aehnlichkeit dieses Falles mit dem Verhalten des Haifisches gegenüber seinem Piloten sei an dieser Stelle nochmals hingewiesen.

Noch in mehrfacher Bezugnahme in Dunkel gehüllt ist das folgende Freundschaftsverhältniß, welches außerhalb enger Wissenschaftskreise wohl kaum bekannt sein mag. Die Kluft des Abstandes in der Organisation der beiden Thiere erscheint hier noch erweitert; es sind nicht nur verschiedene Klassen, sondern einander ganz fern stehende Urstämme des Thierreichs, es ist eine Muschel und ein Fisch, die in ein Freundschaftsbündniß getreten sind.

Im Jahre 1785 veröffentlichte der Neapolitanische Arzt und Naturforscher Cavolini eine werthvolle Schrift über die Erzeugung der Fische und Krebse, worin er zuerst die merkwürdige Entdeckung mittheilte, daß in den Kiemen der Teichmuschel (Anodonta) sich zuweilen befruchtete Eier vorfinden, aus denen sich nicht Muscheln, sondern — Fische entwickeln. Die Sache, die damals wohl kaum geglaubt wurde, gerieth dann in Vergessenheit, bis sie viel später im Jahre 1843 von den deutschen Forschern Oken und Döllinger wieder aufgenommen und in der Zeitschrift „Isis" als begründet bestätigt wurde. Beide sprechen die Meinung aus, die Eier möchten von dem Stichling herrühren. Karl Vogt dagegen, der in dem Lahnfluß dieselbe Erscheinung beobachtete und darüber 1848 eine französische Abhandlung schrieb, nahm für die Muscheleier die Kaulquappe, den Kaulkopf (Cottus gobio) in Anspruch. Von zwei russischen Forschern wurde sodann die Sache auf's neue untersucht. Sie fanden Fischeier und reife Fischembryonen in einer verwandten Art, in der Malermuschel, gleichfalls zwischen den Kiemenfalten verborgen, ohne über die Fischeltern derselben etwas feststellen zu können. Erst als 1863 der münchener Zoologe von Sieboldt sein ausgezeichnetes Werk über die Süßwasserfische Mitteleuropas veröffentlichte, worin er auch die Eier der bekannten Fische sorgfältig beschrieb, kam mehr Licht in die Sache. Es fand sich, daß ein bekannter Süßwasserfisch, der Bitterling, Eier besitzt, die in Färbung und Größe genau mit den in der Teich- und Malermuschel gefundenen übereinstimmen. Zudem wurde man jetzt auf die Entdeckung aufmerksam, die einige Jahre vorher der würtembergische Forscher Krause an dem Bitterling gemacht hatte. Es entwickelt sich nämlich bei dem trächtigen Weibchen dieses Fisches eine lange Legeröhre, welche, so wie die Eier ihre Reife erlangt haben, als ein wurmförmiger Strang vor der Afterflosse des Thieres frei vom Hinterleibe herabhängt. Diese Umstände nun ließen die Ansicht begründet erscheinen, daß der Urheber der sonderbaren Muscheleier niemand anders sei als unser Bitterling. Nochmals verwandte nun gegen Ende der 60er Jahre ein Forscher, Dr. Noll vom Senkenbergischen Museum zu Frankfurt am Main, ein eifriges Studium auf die Lösung des Räthsels. Seine Untersuchungen und Beobachtungen hatten indeß nur das Resultat, daß mit sehr hohem Grade von Wahrscheinlichkeit der Bitterling als derjenige Fisch betrachtet werden kann, der die Teichmuschel aufsucht, um ihr seine Eier in Pflege und Wartung zu übergeben. Eine direkte Beobachtung der Thatsache des Ei-Ablegens in die Muschel oder der Entwickelung dieser Eier zu jungen Bitterlingen ist auch diesem Forscher nicht gelungen. So ist denn noch bis auf diesen Tag, wenn auch die Gründe, die für den Bitterling sprechen, überaus gewichtiger Natur sind, für die strenge Wissenschaft die Frage: Wer ist der Vater? nicht beantwortet.

Die Teichmuschel und Entenmuschel (Anodonta cygnea und An. anatina) sowie die ihr sehr nahestehende Malermuschel (Unio pictorum) sind in ihrer äußeren Gestalt wohl überall in Deutschland bekannt. Ueber ihre Lebensweise ist kaum etwas besonders Auffallendes zu berichten. Wo in Teichen und Flüssen Boden und Strömung ihnen zusagt, da wühlen sie sich mit ihrem beilförmigen Fuße — es ist dies eine Muskelfortsetzung des Rumpfes an der Bauchseite — so tief in den Sand und Schlamm abwärts, daß nur das äußerste, hintere Spitzenende ihrer Schalen noch hervorsieht. So bleiben sie Tage, ja Wochen lang an derselben Stelle im Sande stecken und verrathen ihr Leben nur dadurch, daß sie das hervorstehende Ende der Schalen ein klein wenig öffnen, so daß der gefranste Rand ihres Mantels, jener zarten Haut, welche die beiden Schalen immer bedeckt, etwas hervortreten kann. Durch diese stets bewegten Fransenwimpern wird fortwährend ein Wasserstrom in die Muschel eingesogen, der zur Athmung und vermittelst seiner organischen Stoffe zur Nahrung des Thieres dient. Auf jeder Seite des Muschelleibes zwischen Rumpf und Mantel liegen zwei aus je einem doppelgeschichteten Blatt bestehende Kiemen, und der Zwischenraum dieser Kiemenblattschichten ist der Aufbewahrungsort der merkwürdigen Fischeier. Dr. Noll fand an den seichten Uferstellen des Mainstromes die auffallenden, dottergelben Eikörper in den Muscheln frühestens und in geringer Zahl in der ersten Woche des April, bei den später herausgenommenen Muscheln waren die Eier stets zahlreicher vorhanden, und schon in der ersten Woche des Mai fand er die Eier theilweise zu kleinen Fischchen entwickelt, die langestreckt in den Kiemenfächern steckten und mit ihrem dicken Kopf und schwarzen Augen deutlich durch die Kiemenhaut hervorstachen. Bei dem vorsichtigen Aufschlitzen der Kiemen kamen dann die niedlichen Fischlein unversehrt zum Vorschein, die eine längliche, gelbe Dotterblase als Vorrathssack am Bauche trugen und durch lebhaften Silberglanz sich auszeichneten. Es machte stets einen wunderbaren Eindruck, aus den innersten Organen des Muschelthieres die kleinen Fischchen her-

vorspazieren zu sehen. Karl Voigt beobachtete sogar, wie die aus den Kiemen befreiten Fische, wenn man die Muschel zu ihnen ins Wasser legte, wieder in die Kiemenfächer ihrer Pflegemutter zurückkehrten.

Der Bitterling (Rhodeas amarus), zu den Karpfen gehörend und der kleinste Repräsentant dieser Familie, ist ein überaus zierliches, zwei bis zweieinhalb Zoll langes Fischchen, in der Gestalt der Karausche ähnlich. Außer der Laichzeit sind beide Geschlechter am Rücken graugrün, an den Seiten silberglänzend gefärbt, mit einem grünen, glänzenden Längsstreifen, der sich zu beiden Seiten von der Mitte des Leibes bis zum Schwanze erstreckt. Diese Färbung verschwindet aber, wie uns Sieboldt beschreibt, zur Brunstzeit an dem männlichen Bitterling vollständig und macht einem prächtigen Hochzeitskleide Platz von einem Farbenglanz, der sich kaum beschreiben läßt. Die ganze Körperoberfläche der brünstigen Männchen schillert in allen Regenbogenfarben, wobei sich stahlblau und violet besonders hervorheben und der grüne Seitenstreifen intensiv smaragdglänzend hervortritt, während die Brust und Bauchseite in einem schönen Orangegelb prangen. Auch die sonst nur blaßröthlich gefärbten Rücken- und Afterflossen zeigen sich hochroth gefärbt und schwarz umsäumt. Die Weibchen behalten ihre einfache Färbung und treten daher zur Laichzeit an äußerem Glanze vor ihrem prachtvoll geschmückten Männchen sehr zurück. Doch entwickelt sich bei ihnen um diese Zeit die röthlich gefärbte Legeröhre, deren wir oben Erwähnung gethan; dieselbe verschwindet bis auf eine kurze Andeutung gänzlich wieder, nachdem sie ihre Funktion verrichtet. Sieboldt fand auf dem Fischmarkt zu Straßburg Bitterlingsweibchen, die eben im Begriff waren, ihre Eier abzulegen, wobei die lange Legeröhre fast einer Perlenschnur glich, indem sie von der Wurzel bis zur Spitze in einfacher Reihe hinterinander von schwefelgelben Eiern angefüllt und ausgedehnt war*). Diese Eier nun, die im Verhältniß zur Länge des Fisches auffallend groß mit einem Durchmesser von über drei Millimeter erscheinen, haben sich nach den Angaben des jüngsten Beobachters Dr. Noll als dieselben herausgestellt, die in den Teich- und Malermuscheln gefunden werden und zwar zu einer Zeit, die mit der Laichzeit des Bitterlings, dem Monat April, übereinstimmt. Die erwähnte Legeröhre bildet allerdings ein sehr geeignetes Instrument, um der Muschel die Eier zuzuführen, so daß wir von einer sonst schwer zu begreifenden Wanderung der Eier in die Muschelkiemen hinein, oder von ihrer aktiven Aufnahme durch die Muschel absehen dürfen. Aber — vorausgesetzt, es sei in der That der Bitterling, der seine Brut der Muschel übergibt, wie sollen wir uns das ganze Verhältniß erklären? Was bewegt den Fisch, eine so ungewöhnliche Pensionsanstalt für seine Brut aufzusuchen, und wie ist er im Laufe der Artentwickelung zu diesem merkwürdigen Freundschaftsbündniß gekommen? Auf diese Frage fehlt uns bis jetzt jede Antwort und ebenso für den Beweggrund, der etwa die Muschel bei dem Vorgang leitet. Denn, wenn wir erwägen, daß Teichmuschel und Malermuschel höchst empfindsame Thiere sind, die bei der geringsten Berührung ihre Schalen schließen, während zudem auch die gewöhnlich von ihr beibehaltene, winzige Oeffnung der Schalenspitze für die Aufnahme der Legeröhre kaum ausreicht, so sind wir fast zu der Annahme gezwungen, daß die Muschel nicht unfreiwillig die Eier in ihren Schooß aufnimmt und ihnen an dem so geschützten Ort in den Kiemenfalten einen Aufenthalt zu ihrer Entwicklung anweist. Hervorgehoben muß noch die Thatsache werden, daß das Beherbergen der Fischeier und die Entwicklung derselben in den Kiemen der Muschel nicht im geringsten zu schaden scheint, da sie mit der fremden Tracht ungestört und in gewohnter Weise fortlebt. — So beschaffen also ist das intime Verhältniß zwischen Bitterling und Teichmuschel; vielleicht sind wir im Stande, in einem späteren Bericht darüber dem Leser einen mehr aufklärenden Nachtrag zu liefern.

(Schluß folgt.)

*) Der Verf. dieser Skizzen hat in der Schweiz eine kurze Zeit lang den Bitterling in einem Aquarium gehalten und kann die Anschaffung des zierlichen Thieres für Süßwasseraquarien nur empfehlen. Leider ist es hier bisher nicht möglich gewesen, Exemplare von Bitterlingen, die in den Bächen der Triester Umgebung nicht vorzukommen scheinen, zu erhalten. Verf. würde Händlern, denen etwa diese Zeilen zu Gesicht kommen, für die Uebermittelung lebender Bitterlinge verbunden sein.

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

(Fortsetzung.)

Im Juni 1776 ernannte der Herzog den frankfurter Bürgerssohn, der — nach Knebels Worten — „wie ein Stern in Weimar aufgegangen“ war, und von dessen persönlichem Glauben sich Wieland „so voll“ fühlte wie ein „Thautropfen von der Morgensonne“, abermals zum Entsetzen der Stadt Weimar und besonders zum Schreck der begierig nach einem solchen Posten schielenden jungen Adeligen, zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimerathskollegium und einem Jahrgehalt von 1200 Thalern. Denn es stand schon nach den ersten Wochen, während denen Goethe in Weimar weilte, fest, daß der Dichter hier, seiner Neigung und dem Wunsche des Herzogs entsprechend, seinen bleibenden Aufenthalt nehmen würde, und auch des Vaters Zustimmung zu diesem Entschluß wurde nun gewonnen, nachdem ihm Karl August in einem Briefe an ihn u. a. erklärt hatte: „Goethe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes, alle andern sind unter seinem Werth.“

Goethe's Thätigkeit wurde vom Augenblicke dieser Anstellung an eine äußerst vielseitige, und es ist wirklich zu verwundern, daß er neben der Zeit, die durch Amtsgeschäfte und Hoffestlichkeiten absorbirt wurde, noch Stimmung und Muße zu all den dichterischen Arbeiten fand, die er in diesen Jahren theils begann, theils nach schon vorhandenen Entwürfen und Anfängen fortsetzte, gar nicht in Betracht gezogen die Menge kleinerer lyrischer Gedichte, die dieser Periode seines Lebens bis zum Antritt der italienischen Reise ihre Entstehung verdanken. Und nicht genug, daß er den Herzog, wie aus seinem Briefwechsel mit diesem hervorgeht, fort und fort zur stetigen Förderung des Volkswohls anregte und in öffentlicher Wohlthätigkeitspflege sein Mitgefühl für die unteren Klassen an den Tag legte, wurde er auch nicht müde, in noch anderer Weise Gutes zu thun, wie er z. B. eine Sammlung für den hart bedrängten Dichter Bürger veranstaltete, seinen straßburger Freund Jung-Stilling in seiner Armuth unterstützte und in zartsinnigster und fürsorglichster Weise dem unglücklichen, ihm sonst ganz fremden Hypochonder „Kraft“ das Leben wieder erträglich zu machen wußte, diesem armen, mit sich selbst und den Menschen zerfallenen Schlucker, dem er, gegenüber seiner Besorgniß, den vielbeschäftigten Staatsmann und Schriftsteller zu belästigen, in seinen vielen an ihn gerichteten Briefen u. a. die hochherzigen, über alles nachdenkens- und nachahmenswerthen Worte schrieb: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt michs wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen kann. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der da hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt, Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.“ — „Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.“ In diesen Worten, die er dadurch bekräftigte, daß er für den armen Unglücklichen während mehrerer Jahre den sechsten Theil seines Gehaltes opferte, spricht sich denn doch mehr wahre Humanität des „großen Heiden“ Goethe aus, als sie ein Schock nicht gerade seltener moderner Pharisäer und frommer Augenblinzler zusammen besitzen, wie andererseits solche Thatsachen den dem Dichter so lange gemachten Vorwurf der Herzlosigkeit und des Mangels an Mitgefühl, welcher in Verbindung mit der landläufigen Vorstellung von der alten, allerdings etwas steif und förmlich gewordenen Excellenz Goethe irrthümlicherweise entstanden ist, für jeden ehrlichen und vernünftigen Menschen auf das vollständigste entkräften müssen.

Im Jahre 1778 begleitete der Dichter den Herzog nach Berlin,

wurde 1779 Geheimrath und unternahm in demselben Jahre gemeinschaftlich mit Karl August eine Reise nach der Schweiz, auf welcher er u. a. auch Sesenheim besuchte und Friederike wiedersah. Man empfing ihn hier so freundlich und vermied mit solchem Zartgefühl eine Berührung seines früheren Verhältnisses zu dem reizenden Mädchen, daß Goethe mit voller innerer Befriedigung Abschied nahm und sagen durfte, „er könne nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben." Friederike ist übrigens, obgleich sie nach Goethe's Weggang von Straßburg von mehreren umworben wurde, im November 1813 in dem badenschen Dorfe Meisenheim unvermählt gestorben: „das Herz, das Goethe geliebt hat," — pflegte sie zu sagen — „kann keinem andern Manne angehören."

Goethe kam, gleich dem Herzog, geistig und körperlich gekräftigt von der Reise zurück, auf welcher er übrigens auch während der Neujahrsfestlichkeiten der Karlsschule in Stuttgart zum erstenmal den damals zwanzigjährigen Schiller sah. Er war außer mit Friederike auch mit der in Straßburg verheiratheten anderen Jugendgeliebten „Lili" zusammengetroffen und hatte das Grab seiner am 16. Juni 1777 verstorbenen Schwester zu Emmendingen besucht; er war klarer und in sich gefesteter, einig mit sich selbst geworden, und an die Stelle jugendlicher Zerfahrenheit trat der feierliche Männerernst und gipfelte sein Dasein zu imposanter Einheit. Charakteristisch genug schrieb er damals in sein Tagebuch: „Ich will Herr über mich selbst sein; niemand, als wer sich selbst verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen", und er sprach damit ganz den Gedanken aus, den er drei Jahre später in dem bekannten Gedicht „Ilmenau", dem Herzog ans Herz legte:

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren."

Verschiedene kleinere Geschäfts- und Erholungsreisen, die in den nächsten Jahren unternommen wurden, müssen wir hier übergehen, um ihm desto eher auf seiner italienischen Reise, die er am 3. Septbr. 1786 von Karlsbad aus antrat, folgen zu können. Inzwischen war er 1782 noch zum Kammerpräsidenten ernannt, sowie vom Kaiser Joseph durch Verleihung des Adels ausgezeichnet worden und hatte eine Sammlung und Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften vorbereitet, welche dann von 1787—1790 bei Göschen in Leipzig in acht Bänden erschien. Vier Bände dieser Gesammtausgabe hatte er, mit Ausnahme der „Iphigenia", noch vor dem Antritt der italienischen Reise an den Verleger abgesandt und Herder die Sorge für den Druck anvertraut.

Die Ursachen dieser Reise lagen gleicherweise in dem Wunsche des Dichters, sich der bestrickenden Wirkung, die die Persönlichkeit der Frau von Stein immer noch auf ihn ausübte, für einige Zeit zu entziehen und dieselbe sich abschwächen zu lassen, wie in dem drängenden Verlangen, einmal aller amtlichen Geschäfte ledig zu sein und für die theils seit längerer, theils seit kürzerer Zeit begonnenen größeren Arbeiten Ruhe und Sammlung zu gewinnen. Diese aber erwartete er von dem beseligenden Anschauen der klassischen Kunstdenkmäler Italiens, deren Studium zugleich die harmonische Aus- und Durchbildung seines Wesens noch weiter fördern sollte, am allerehesten. Von den umfangreichen Schöpfungen, an denen er während seines bisherigen Aufenthalts in Weimar thätig war, nennen wir die fünf großen Dichtungen: „Egmont", „Iphigenia" (letzteres vor allem wiederum ein bedeutender Denk- und Merkstein seiner künstlerischen Entwickelung), „Tasso", „Faust" und „Wilhelm Meister".

Die bedeutendste That auf dieser Reise, deren ausführliche Beschreibung — Briefe an Frau v. Stein, Herder, Karl August 2c. — sich bekanntlich unter Goethe's Werken befindet, war zunächst die im Januar 1787 in Rom vollendete metrische Umarbeitung der in Prosa bereits 1779 fertig gewordenen und unter anderen goethe'schen Stücken und Gelegenheitsspielen auf dem bekannten, von dem Dichter in Weimar ins Leben gerufenen „Liebhabertheater" wiederholt aufgeführten „Iphigenia auf Tauris", deren gemessene klassische Ruhe bei seinen immer noch von „Sturm und Drang" hin- und hergezogenen und in der „Natürlichkeit" der Prosa schwelgenden Freunden im Anfang wenig Verständniß und Beifall fand. — Dann wurde die Reise südwärts nach Neapel mit dem Maler Tischbein fortgesetzt, und nachdem er hier neue anregende Bekanntschaften gemacht, ging es weiter nach Sizilien, wo er durch die Beschäftigung mit der Odyssee zu dem Entwurf eines Dramas „Nausikaa" angeregt wurde, welches aber ebensowenig zur Ausführung gelangte, wie ein in einem Briefe vom 19. Oktober 1786 skizzirtes anderes Stück: „Iphigenia von Delphi", von welchem er eine große Wirkung erwartete. Schon jetzt beschäftigte ihn sein Interesse für die Naturwissenschaften, denen ein so großer Theil seiner Thätigkeit während der italienischen Reise galt, auf das lebhafteste; namentlich dachte und forschte er auf Sizilien über die „Urpflanze". Nach einem zweiwöchigen Aufenthalt in Neapel am 6. Juni 1787 nach Rom zurückgekehrt, verweilte er hier bis zum April 1788 und füllte seine Zeit in der sorgfältigsten Weise durch die Beobachtung des Volkslebens, durch aufmerksames Studium der älteren und neueren Denkmäler der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst, durch dichterische Arbeiten und Beschäftigungen mit den Naturwissenschaften aus. (Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Technik.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Von **H. W. Fabian**, Ingenieur in Frankfurt am Main.

I. Die Verwerthung der Wasserkräfte.

A. Allgemeines.

„Wärme und Arbeit sind äquivalent", so lautet der empirische Satz, auf den sich die mechanische Wärmetheorie baut. Ohne im Stande zu sein, überall das mechanische Aequivalent zu bestimmen, hat die theoretische Naturerkenntniß doch längst den Kausalnexus von Wärme und mechanischer Arbeit auch mit den Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus, des Lichtes und des Schalles, ja selbst der organischen Lebenserscheinungen festgestellt.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Einheit der Naturvorgänge weiter theoretisch zu verfolgen, und alle Bewegungsarten der allgemeinen Substanzen auf ein gemeinsames Grundprinzip zurückzuführen, um so gewissermaßen die Theorie gleicher Kraftqualitäten wissenschaftlich zu begründen; wir begnügen uns hier, die praktisch-technische Seite des ersten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie weiter in seinen Konsequenzen zu behandeln.

Auf der Umsetzung von Wärme in mechanische Arbeit beruht unsere ganze moderne Dampftechnik, die Telegraphie hat einen weiteren praktischen Beweis der Kausalverknüpfung der Wärme und mechanischen Arbeit mit den Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus gegeben, aber noch mehr wie dieser Zweig der modernen Gewerblichkeit die ganz in neuester Zeit aufgetauchte Industrie der elektrodynamischen Beleuchtung. In Verbindung mit der Telephonie und anderen wichtigen Zweigen der neuzeitlichen Entdeckungen ist die Kausalität aller obenerwähnten Naturvorgänge unleugbar nicht nur durch das rein wissenschaftliche Experiment, sondern selbst durch die technischen Gewerbe festgestellt worden.

So sind denn in neuester Zeit Projekte aufgetaucht, die an Kühnheit in der Idee alles Frühere übertreffen. Wir erinnern nur an das Projekt der Nutzbarmachung der Wasserkräfte des Niagarafalles. Mittels elektrodynamischer Maschinen sollte die mechanische Arbeitskraft des Wassers in Elektricität umgesetzt werden, diese selbst aber sollte durch Kupferdräthe resp. Stangen fortgeleitet werden in die größeren Städte und hier wiederum durch das Mittel der Elektrodynamik zu Arbeits-, Heizungs- und Beleuchtungszwecken u. s. w. zur Ausnutzung kommen. Wir könnten uns so theoretisch eine Zentralstelle, sagen wir kurz, der Krafterzeugung denken, die durch entsprechende Transmissionnen ganze Länder, ja ganze Continente mit allen Krafterfordernissen zu versorgen vermöchte; ein Fernblick, der selbst die weitgehendsten kommunistischen Spekulationen übertreffen dürfte.

Durch die allgemeine Nutzbarmachung der Wasserkräfte für gewerbliche Zwecke würde in der That ein Umsturz aller gewerblichen Betriebe und der gesellschaftlichen Organisationen hervorgerufen werden, wie solche vorher in der Urzeit nur durch die Entdeckung des Feuers und in der Neuzeit durch die Erweckung des Dampfes erzeugt sind.

Wir hätten das Perpetuum mobile erreicht, soweit die physischen Materialien und das Weltengebäude nicht selbst der Veränderlichkeit unterworfen sind, denn die Sonne sorgt immer wieder für Ablagerung der Wassermassen auf den Gipfeln der Berge; die Schwere aber treibt unablässiig diese wiederum den Flüssen und endlich den Weltmeeren zu.

Es ist in der That kaum glaublich, daß bei der ungeheuren Verschwendung von mechanischer Arbeitskraft der fließenden Gewässer, diese noch nicht mehr zu einer allgemeinen Ausnutzung herangezogen sind. Zwar hat man zu Mühlen- und einzelnen Fabrikbetrieben schon längst durch direkte Verwendung die Wasserkräfte zu mechanischen Arbeitsleistungen herangezogen, auch die Hochquellenwasserleitungen basiren auf dem gleichen Prinzipe und führen den Städten selbstthätig ihre Gewässer zu; ferner versucht man in neuester Zeit noch durch das Zwischenglied von komprimirter Luft die Wasserkräfte auf größere Ent-

fernungen nutzbar zu machen, so bei der Durchbohrung des Mont-Cenis und des St. Gotthard's; allein immerhin ist die wirkliche Verwendung gegenüber der ungeheuren Verschwendung resp. Leistungsfähigkeit nicht viel höher als gleich Null zu setzen. Dieses Mißverhältniß hat wohl seinen Grund darin, daß die Erfindung der Dampfmaschine alle anderen Motoren vorerst zurückdrängte, allein es sollte immermehr zu einem idealen Verhältnisse gestaltet werden, Staaten und Gemeinden sollten keine Mittel und Opfer scheuen, um der Menschheit diesen Triumph der allgemeinen Naturbewältigung zu sichern. Die Gewalten sind fast unvorstellbar in ihrer Intensität und ihrem Umfange, trete der Mensch nur heran und mache sie sich dienstbar.

Es wird dann eine Zeit kommen, wo die Natur alle mechanischen Arbeiten selbstthätig verrichtet und wo es dem Menschen nur überlassen bleibt, die Maschinen zu erfinden und sie in ihrer Thätigkeit zu lenken und zu leiten. Die Thätigkeit aller thierischen Kraft wird immer mehr abgelenkt werden von der motorischen, sagen wir rohen Arbeitsleistung; die des Menschen speziell wird immer mehr vergeistigt und die der Thiere wird desgleichen zur Veredlung kommen.

Sie werden als Lastthiere weniger zur Benutzung gelangen, dagegen wird sich das ästhetische Moment der organischen Lebendigkeit zu immer größerer Vollkommenheit im gesellschaftlichen Leben entfalten. Indessen, so wie es hier nicht unsre Aufgabe ist, die Einheit aller Welt- und Naturvorgänge des weiteren zu ergründen, so kann uns desgleichen hier nicht die Aufgabe beschäftigen, den Einfluß des Maschinenwesens, weder nach der motorischen noch nach der rein kinematischen Seite hin, auf die Entwicklung des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens, sei es analytisch mit Rücksicht auf die Vergangenheit, sei es synthetisch im Hinblick auf die Zukunft, herzuleiten. Wir begnügen uns dieserhalb mit den bloßen Andeutungen, die immerhin schon dem Auge des denkenden Lesers eine nicht allzu verschleierte Perspektive enthüllen werden.

Kommen wir nun, nach der theoretischen Anerkennung des Prinzips der allgemeinen Umsetzbarkeit der Naturphänomene, zu der Kernfrage, wie sich die Verwerthung der Wasserkräfte für gewerbliche Zwecke am ehesten praktisch gestalten läßt. Schon von andrer Seite ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß man zur Kraftübertragung sich des Kupferdrahtes nur auf ganz geringe Entfernungen bedienen kann, weil der Widerstand nach dem ohm'schen Gesetze so eminent mit der Länge der Leitung wächst. Für die Uebertragung der Wasserkräfte des Niagarafalles auf entfernte Strecken würde beispielsweise mehr Kupfer zu Leitungsstangen erforderlich sein, als sämmtliche Kupferbergwerke der Erde in vielen Jahren liefern. Es muß füglich von der allgemeinen Kraftübertragung durch Kupfertransmissionen abgesehen werden, wenn selbst die Herstellung der erforderlichen elektro-dynamischen Maschinen durchaus keine Schwierigkeiten verursachen würde. Wenn nun auch aus räumlichen und zeitlichen wie physischen Endlichkeitsmomenten die Differenzirung einer centralen Krafterzeugung bis zu einem gewissen Grade geboten ist, so bewegt sich immerhin doch die Centralisirung derselben, selbst noch für große Städte und ganze Stadtkomplexe innerhalb der Grenzen der Ausführbarkeit. Wir möchten diese Art der Kraftcentralisation in eine Linie stellen mit städtischen Wasserleitungen, Kanalisationen und Gasleitungen, zu welchen sich in jüngster Zeit noch die Centraldampfheizung gesellt.

Auffallend ist es, daß bei der Empirie des ersten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie die Wärme lediglich in mechanische Arbeit umgesetzt wird, während doch umgekehrt die Umsetzung von mechanischer Arbeit in Wärme ursprünglicher, historisch älter ist und von noch weit größerer Bedeutung sein dürfte. Indessen das Wichtigste und zugleich Einfachste scheint in der Natur immer zuletzt gefunden zu werden; so hat man z. B. schon längst die Kunst des perspektivischen Zeichnens, während man auf die Rekonstruktion der Perspektive erst sehr spät verfallen ist, und doch liefert das ursprüngliche Sehen lediglich perspektivische Bilder, weshalb die Vorstellung der geometrischen Verhältnisse eines Gegenstandes nur durch Rekonstruktion bewirkt werden kann. Erst ganz in neuester Zeit ist auf die Bedeutung der Photogrammetrie für das ganze Vermessungswesen aufmerksam gemacht worden, und findet man daher denn auch noch nicht mehr als nur vereinzelte praktische Versuche, ohne eine allgemeine staatliche Unterstützung. Doch halten wir uns nicht weiter auf mit Parallelen. Als der Mensch zuerst durch das Aneinanderreiben zweier Hölzer, also durch mechanische Arbeit, das Feuer erzeugte, da fing für das ganze Geschlecht eine neue Kulturperiode an; hierauf entdeckte er die Umsetzung der Wärme in mechanische Arbeit, und es begann abermals für sein Geschlecht ein neues Zeitalter, es ist dies das Zeitalter des Dampfes, in dessen Segnungen wir leben.

Täuschen wir uns nicht, so wird nochmals ein solcher Umschwung hervorgerufen werden, wenn es gelingt, die natürlichen mechanischen Arbeitsleistungen in Wärme umzusetzen. Wir haben hier unseres Erachtens den Kern der Umsetzungstheorie getroffen.

Setzen wir durch den Bau von Turbinen und Wasserrädern die Wasserkräfte durch irgendein Zwischenglied an Ort und Stelle in Wärme um, benutzen wir diese zur Dampfentwicklung und leiten wir den Dampf, umgeben mit schlechten Wärmeleitern, in die Städte, benutzen ihn hier zur allgemeinen städtischen Centralheizung, zu Arbeitsleistungen im Anschlusse an die vorhandenen Maschinen und machen ihn weiter nutzbar als Motor, sowie ferner durch das Bindeglied von kleineren elektro-dynamischen Maschinen zur allgemeinen elektrischen Beleuchtung u. s. w.

Die Verwendung solcher mit der nöthigen Spannung versehenen Dampfleitungen durch ganze Städte und Stadtbezirke ist eine unabsehbare und in ihren Folgen für das Gemeinwesen kaum berechenbar. Ganz abgesehen von der Vermeidung der starken und kostspieligen Kupferleitungen, wird die Ersetzung des elektrischen Stromes durch eine Dampfleitung deshalb noch von Vortheil sein, weil die Verwendung sämmtlicher bestehenden Maschinen hierdurch gesichert erscheint.

Wenn nun schon centrale Dampfheizungen mit Dampferzeugung durch Kohlen als für Städte rentabel und vortheilhaft erkannt werden, wie viel mehr wird dieses der Fall sein, wenn die lebendige Kraft der fließenden Gewässer an deren Stelle gesetzt werden kann. Durch Verbindung von Stau- und Wehranlagen zum Zwecke der Schiffbarmachung der Ströme und Flüsse mit diesen Ideen, wird es selbst möglich sein, die Gewässer von geringerem Gefälle in dieser Weise zur Ausnutzung zu bringen.

Russen und Engländer in Asien.

(Schluß.)

Diese Vereinheitlichung ist bei dem Völkermosaik, welches den geographischen Begriff Indien bewohnt, kein leichtes Stück Arbeit.

Das unter britischer Botmäßigkeit befindliche indische Reich hat ausschließlich der Eingebornen-Staaten einen Flächenraum von 899,341 (englischen) Quadratmeilen mit 37,043,524 bewohnten Häusern und einer Bevölkerung von 191,096,603 Seelen. Der Flächenraum der Eingebornen-Staaten, die in einem ziemlich lockeren Vasallenverhältniß zu England stehen, beträgt 575,265 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 49,161,540 Seelen. Die französischen Besitzungen in Indien haben einen Flächenraum von 178 Quadratmeilen und eine 271,460 Seelen zählende Bevölkerung. Der Flächenraum der portugiesischen Besitzungen beträgt 1086 Quadratmeilen und deren Bevölkerung 407,312 Seelen. Der Gesammtflächenraum von Indien beträgt somit 1,475,870 Quadratmeilen mit einer Gesammtbevölkerung von 240,937,315 Seelen. Die Einkünfte von Britisch-Indien betrugen im Jahre 1878 58,969,301 Pfund Sterling. Diese unermeßliche Summe wird aber zu neun Zehntheilen von der Verwaltung des Landes verbraucht.

Mit dem Uebergang der Landesverwaltung an die englische Krone nahm der Generalgouverneur den Titel Vizekönig an. Er muß immer auf der Hut sein, um die hochtrabenden Pläne der eingebornen Fürsten zu zerstören und durch umfassende Vorkehrungsmaßregeln die Völker vor dem alten Peiniger Indiens, dem Hunger, zu bewahren. Durch die Parlamentsakte vom 29. April 1876, welche Königin Viktoria zur Kaiserin von 240,000,000 Indiern erklärte, glaubte man das Ruhmesbollwerk abgeschlossen, vergaß aber dabei, daß alles Menschenwerk Flickwerk sei. Die nordwestlich durch den Indus von dem ostindischen Riesenreich geschiedenen Afghanen, ein Gebirgsvolk, das auf einer sehr niedrigen Stufe der sittlichen und staatlichen Entwicklung stehen geblieben ist, waren dazu ausersehen, theilweise aus Raublust, theilweise als Werkzeug der russischen Politik, die Engländer in Indien nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Seitdem Afghanistan im Jahre 1829 die beiden westlichen Provinzen Peschauer und Schikarpur an Indien verloren hat, führt es unausgesetzt einen erbitterten Kampf mit England, dessen Hauptmomente wir anführen wollen, weil dieselben die Etappen zu dem zukünftigen Wettstreit Rußlands und Englands um die Oberherrschaft in Asien sind.

Dost Mohammed, der Großvater des jetzt regierenden Khans von Afghanistan, Jakub, hat als Minister seinen Herrn Schah Sudschah vom Thron vertrieben und sich an seine Stelle gesetzt. Das hätte weiter nichts zu sagen, weil so etwas in Asien alle Tage passirt, aber die Engländer ergriffen für den Depossedirten Partei und zwar zu ihrem Verderben, denn von den 9000 Mann, welche am 21. April 1839 einmarschirten, kehrten am 13. Juli 1842 nur 270 zurück. England zahlte zwar diese Blutschuld mit Zinsen an Dost Mohammed zurück und hat seine „soldatische" Ehre hergestellt, aber für immer die Freundschaft seines Sohnes Schir Ali verscherzt. Als echter Orientale bezog dieser Ehrenmann von England Unterstützungsgeld „auf die Dauer guten Verhaltens" und strich zugleich ansehnliche Summen von Rußland ein „für geleistete Dienste". Eine russisch-englische Grenzkommission hat dem doppelzüngigen Emir Schir Ali einen bedeutenden Länderzuwachs im Norden Afghanistans dies- und jenseits des Gebirges Hindukusch zukommen lassen. Dadurch glaubte man den russisch-englischen Konflikt für eine zeitlang von der Tagesordnung gesetzt zu haben. Das Jahr 1878 belehrte aber die alten Widersacher eines andern. Der abgefeimte Ränkeschmied, Schir Ali, erklärte wegen eines nichtigen Grundes, wegen einer Etiquettenfrage, England den Krieg und als er von England gezüchtigt auf der Flucht starb, vermachte er seinem Nachfolger, Jakub Chan, seine Rache. Dieser schloß unter Betheuerung der Treue einen für einen Besiegten ziemlich günstigen Frieden, nur mußte er sich infolge des Traktates von Gundamack einen englischen Residenten in seiner Hauptstadt Kabul gefallen lassen. Major Cavagnari, zu diesem gefährlichen Posten ausersehen, wurde am 6. August mit seinem Gefolge in Kabul ermordet. Diese Schandthat zwang die Engländer von neuem, durch die für sie verhängnißvollen Khaiber-Pässe gegen Kandahar, Dschellalabad und Kabul vorzurücken. Wäh-

rend wir dieses schreiben, haben die Engländer die drei strategisch wichtigen Punkte Afghanistans besetzt und sind dabei, den Gesandtenmord an Schuldigen und Unschuldigen zu rächen. Für Nassr-Eddin, den bis über die Ohren verschuldeten Schah von Persien, ist die Zeit gekommen, seine Gläubiger zu befriedigen, denn jetzt kann er seine wichtig gewordene Neutralität an den meistbietenden russischen und englischen Rivalen günstig veräußern. Die in den Jahren 1838, 1842, 1863 betonte Theilung oder Annexion Afghanistans ist durch die telegraphisch gemeldete Thronentsagung des Emirs Jakub Khan zu Gunsten seines Sohnes in die Ferne gerückt. Da aber der präsumtive Thronfolger erst fünf Jahre zählt und England seine Vormundschaft übernommen hat, rüstet Rußland in dem Gouvernement Orenburg eine Armee von 40,000 Mann aus, die im künftigen Frühjahr unter der Führung des Siegers von Khiva und Khokand, General Kaufmann, in Afghanistan einfallen soll, um, von den aufrührerischen Stämmen der Verdurani und Ghilzai, die immer im russischen Solde standen, unterstützt, den Engländern neue Verlegenheiten zu bereiten. Vielleicht ist es der Funke, der die Minen an der Donau und Weichsel zum Auffliegen bringen wird.

Die neuesten telegraphischen Depeschen bestätigen den Rückzug der Russen von Merw und melden einen tollkühnen Einfall der Teketurkmenen im kaspischen Gouvernement Krasnowodzk, ein Beweis der totalen Niederlage der Russen. Vielleicht stachelte das englische Gold die Menschenräuber, die in Krasnowodzk alle Männer niedermachten und über 200 Frauen und Kinder in Gefangenschaft schleppten, zu diesem Rachezug!?

Die Engländer können sich schon die Unterstützung der russenfeindlichen Teketurkmenen erlauben, denn General Roberts hat in Kabul einen Schatz von 9 Lacs Rupien (1,800,000 Mark) gefunden, dessen Lagerort ihm sonderbarer Weise der Emir Jakub Khan verrathen hat. Wem fällt dabei nicht der Ausspruch des Ignatius Loyola, des Gründers der Jesuiten, ein: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Dr. M. T.

Mammons Weltfahrt. „Die Liebe ist das Weltall und das Weltall ist die Liebe.“ Also leitet Professor Dr. Ludwig Büchner, der Kraft- und Stoff-Büchner, sein neuestes Werk ein, welches den Titel führt: „Liebesleben in der Thierwelt.“ Bei unvernünftigen Thieren mag es zutreffen, aber nicht bei vernünftigen Menschen. Unser Alpha und Omega ist der Mammon, das Gold. Betrachten wir einmal den Hergang, wie das Gold, von den Fesseln der Erde befreit, im Laufe der Zeit zum weltbewegenden Götzen geworden ist. Welches Volk zuerst Münzen geprägt hat, ist ein Geheimniß, das in den Nebeln der Urzeit schwindet. Die älteste Nachricht von gemünztem Gelde giebt die Bibel in der Erzählung, daß Abimelech, König von Gerar, dem Erzvater Abraham ein tausend Silberlinge geschenkt habe. Wenn wir dem mythischen Abraham eine historische Bedeutung beilegen wollen und ihn als Zeitgenossen des ägyptischen Pharao Menes gelten lassen wollen, so überzeugen uns die Funde in den Mumiengräbern, daß die Aegypter schon vor Abraham Goldmünzen geprägt haben. Sie bestanden aus Ringen, welche angereiht wurden und deren Gewicht den Werth bestimmte. Aehnliche ringförmige Münzen hatten auch die Ureinwohner Europas, die Kelten, die sie, auf Schnüren aufgereiht, um den Leib trugen. Heute noch bedienen sich die Zulus so der Messingringe, aus denen ihre Gürtel bestehen. Vier solcher Gürtel, jeder aus zwei bis vier hundert Ringen bestehend, bilden z. B. den Preis für ein Pferd, zwei Gürtel den Preis für eine Kuh. Die ältesten Metallmünzen Chinas stammen aus dem elften Jahrhundert vor Christi Geburt. Sie waren würfelförmig und von Gold. In der Mitte hatten sie ein viereckiges Loch, durch welches sie zum Gebrauch auf Drahtschnüre gereiht wurden. Sie waren nicht geprägt, sondern gegossen. Im alten Mexiko gab es seit undenklichen Zeiten dünne Zinn- und Kupferstücke von hammerförmiger Gestalt als Münzen. Die alten Hebräer hatten den Sekel, der eigentlich ein Gewicht für edle Metalle war, aber auch als Münze gebraucht wurde. Er war fein geprägt und trug auf der einen Seite einen rauchenden Mannakrug und die Worte „Sekel Israels“, auf der Rückseite die grünende Ruthe Arons und die Worte „Das heilige Jerusalem.“ Spartaner, Athener und Byzantiner hatten eiserne Münzen, die Syrakusaner welche von Zinn. Die älteste noch existirende griechische Münze stammt aus dem Jahre 650 vor Christus und ist von Atys, einem König der Lydier, geprägt. Unter den Römern figurirten erst Metallstücke als Geld. König Numa Pompilius ließ die erste Kupfermünze schlagen. Von den Römern erlernten die gothischen und longobardischen Könige das Prägen der Münzen. In Frankreich erschienen die ersten, mit einem Kreuz bezeichneten Münzen unter dem merowingischen König Chlodwig. Ihren Gehalt bestimmte die Wage, deßhalb noch heute die Benennung Kreuzer, Livre, Lire, Pfund. In Deutschland prägte man die ersten Heller im siebenten Jahrhundert. Silbermünzen erschienen erst nach Entdeckung der Harzbergwerke im Jahre 972. Schließlich wollen wir des Papier- oder Scheingeldes erwähnen, Scheingeld geheißen, weil es den Schein für das Wesen giebt. Den Chinesen gebührt der Ruhm, neben zahlreichen anderen Erfindungen auch die des Papiergeldes gemacht zu haben. Das erste Papiergeld kam im neunten Jahrhundert nach Christi Geburt in China auf und bestand in Anweisungen auf Salz und Eisen, welche die Regierung ausgab. Vom Papiergeld, der Schuldverschreibung des Staates, kommt man unwillkürlich auf die Schulden der Privaten. Auch darin geht uns das Alterthum mit rühmlichem Beispiel voran. Die Schulden des „größten Römers“ Julius Cäsar, ehe er in Amt und Würden war, betrugen 42 Millionen Mark; Otho machte, ehe er Kaiser ward, eine Schuld von 33,600,000 Mark. Diesem kolossalen Minus entspricht das nicht minder erhebliche Plus. Crispus, ein Bürger zu Vercellä zu Zeiten des Kaisers Augustus, besaß 34 Millionen Mark Grundeigenthum; Demetrius, ein Freigelassener des Pompejus, hatte 4000 Talente, gleich 24 Millionen Mark im Vermögen; Pallas, ein Freigelassener des Kaisers Claudius, hatte 48 Millionen Mark in seinem Besitz; der Philosoph Seneca erwarb in vier Jahren 46,800,000 Mark und der Dichter Virgil 1,680,000 Mark. So etwas ist weder Kant noch Schiller passirt. Dem Vermögen war auch die Verschwendung der Römer entsprechend. Nachdem Apicius, der berüchtigte Feinschmecker und Schlemmer, auf seine Küche 16,000,000 Mark verwandt, große Summen in Geschenken verschwendet hatte und seinen Vermögensstand nachsah, fand er, daß er nur noch 16,800,000 Mark übrig hatte, vergiftete sich aber aus Furcht, Hungers zu sterben. Wenn Lucullus ein Gastmahl gab, wie er es gewöhnlich mit einigen Freunden einzunehmen pflegte, so verwandte er 33,000 Mark darauf. Die Dotationen des deutschen Reichs nehmen sich gegen die des Kaisers Nero und anderer Römer sehr mäßig aus. Nero schenkte seinen Kriegern zu verschiedenen Zeiten 372,900,000 Mark. Nachdem Pompejus die Seeräuber überwunden hatte, gab er den Römern bei seinem Triumphe 4,000,000 Mark und jedem Soldaten 600 Mark. Sein Nebenbuhler Julius Cäsar schenkte zu einer Zeit jedem Soldaten von den alten Legionen 360 Mark und den Rittern 3600 Mark, zu einer anderen Zeit schenkte er jedem Manne 1650 Mark, einmal gar 3000 Mark und den Hauptleuten 6000 Mark. Unbeschreiblich groß waren die Geschenke, welche die römischen Kaiser an das Volk machten. Vielleicht beförderten sie dadurch die moralische Fäulniß des Volkes und beschleunigten den Zerfall des Weltreiches, dessen einziger Götze das Gold war. Die alten Phönizier fanden in Spanien so viel Gold und Silber, daß sie die eisernen Schiffsanker zurückließen und mit goldenen und silbernen zurückfuhren; fast ebenso erging es den Spaniern in dem von ihnen entdeckten Südamerika. Und doch ist Spanien zu einem Staate dritten Ranges herabgesunken, ein Beweis, daß Gold nicht der Schlüssel zur Pforte des Völkerglückes ist. Dr. M. T.

Spinnen und Weben. Das Gewebe, eine der ersten Aeußerungen des menschlichen Kunsttriebes, die Herstellung der Kleidung durch Spinnen und Weben, was kann es uns alles erzählen! Machte doch der Mensch an ihm wohl auch die ersten Versuche zum Verzieren in Zeichnung und Farbe und zeigt an demselben der menschliche Fortschritt in der Kunstfertigkeit doch lange sein höchstes Können, weil das Gewebe als Zierde des Körpers, als Schmuck seiner Heiligthümer ihm zunächst am Herzen lag.

Daß die Zeit, wo Bertha (wahrscheinlich die Göttin Hertha) spann und Penelope am Webstuhl saß, weit, weit hinter uns liegt, ist ja jedem männiglich bekannt. Dieser Umstand entschuldigt die Thatsache, daß wir den Erfinder des Spinnrockens und des Webstuhls ebenso wenig kennen, wie den des Pfluges und des Dreschflegels.

Die aus dem Laibacher Torfmoor und den schweizer Seen zu Tage geförderten Thonklumpen, welche, kreisförmig durchbohrt, heute noch in Indien wie zur Zeit der Pfahlbauten zur Beschwerung der Rollwalze des Webstuhls dienen, liefern den Beweis, daß die Webekunst älter ist, als das Schmelzen der Metalle.

Das British Museum in London bewahrt zwei unscheinbare Stückchen Bissus, jenes Wollstoffes, der schon 300 Jahre vor Christi Geburt in Alexandrien gefertigt wurde und dessen zartes Gewebe die Formen des Körpers kaum verhüllte. Zwei andere Stückchen charakterisiren die byzantinische Webeart, wie sie in Griechenland vom achten bis zum zwölften Jahrhundert n. Ch. G. geübt wurde. Das Dessin hat in der Zeichnung eine strenge, wappenförmige Form; es reihen sich Kreise und Vier-, Sechs-, Achtecke aneinander; in denselben sind einzelne Thiere oder Thierkämpfe dargestellt; das Ornament ist untergeordnet.

Seide war schon 1000 Jahre v. Chr. G. bei den Chinesen so alltäglich, wie bei uns Leinen, und dieses Volk war so streng im Geheimhalten der Seidenbauzucht, daß erst im sechsten Jahrhundert n. Ch. G. in Griechenland Zucht und Weberei sich verbreiteten. In Folge des regen Handels des maurischen Aegyptens mit den Chinesen sahen und bewunderten die Mauren die phantasiereiche Behandlung in Ausschmückung der Gewebe und verarbeiteten ihre edlen strengeren Formen mit den anmuthigeren der Chinesen, wodurch jene stylvollen Dessins entstanden, welche mustergiltige Vorbilder für alle Zeiten bleiben und einen so tiefgehenden und langwährenden Einfluß auf die textile Kunst und sogar auf dekorative Architektonik gewannen. Wir rothen Barbaren, wie uns die Chinesen nennen, wurden erst durch die Kreuzzüge mit diesen Herrlichkeiten bekannt. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert entstand die sicilianische und norditalienische Imitation der chinesisch-maurischen Stoffe. Sie zeigen außer wenigen Farben, darunter hauptsächlich Purpur in allen Nuancen, vielfach auch Gold, das aus den Minen von Oberägypten gewonnen wurde. An die Stelle der goldgewirkten Stoffe, Brokat genannt, traten später die goldgestickten, bis die englische und französische Revolution diesem Luxus den Garaus machte.

Erst nach der Vertreibung der Araber aus Sicilien blühte in Palermo und Amalfi, in Lucca, Florenz, Mailand und Venedig, aber immer noch nach sarazenischen Mustern, die Seidenfabrikation auf. Im

fünfzehnten Jahrhundert brachten italienische Arbeiter die Seidenmanufaktur nach Tours und Lyon.

Der ausgedehnte Verkehr der deutschen Handelsemporien Augsburg und Nürnberg, sowie der niederländischen Städte Brügge, Gent, Ypern und Mecheln brachte die reichen Sammetgewebe in Aufschwung. Die Verwendung reicher Sammet- und Seidengewebe wurden selbst den Bürgern dieser Städte zum Bedürfniß, bis der dreißigjährige Krieg Wohlstand und Kultur auf längere Zeit vernichtete.

Vom sechszehnten bis siebenzehnten Jahrhundert, der Renaissance, verlieren die Zeichnungen auf den Geweben die traditionellen strengen Formen des chinesisch-maurischen Styls, fälschlich die Gothik genannt, und werden den Kleidern entsprechend mannigfaltiger und zierlicher. Die Prachtliebe des französischen Hofes am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts entfaltete die Seidenmanufaktur zur höchsten Blüthe. In jener Zeit entstanden die buntfarbigen mit naturalistischem Pflanzenwerk verzierten Gewebe, welche die Herrschaft des Barock- und Rococostyls kennzeichnen und die von den übrigen großen und kleinen Höfen Europas bereitwillig acceptirt und bis ins Lächerliche nachgeahmt wurden. Obzwar die Zeichnung der Dessins dieser Epoche nur zu oft eine aufdringliche Koketterie zur Schau trägt, so besitzen die Fabrikate immer noch diejenige Güte in Textur und Farbe, deren Mangel wir bei den modernen Webeerzeugnissen so sehr beklagen müssen.

Wenn wir bedenken, daß, wie Grothe in seinem Buche „Spinnen, Weben, Nähen" sagt, ein Drittel der gesammten technischen Thätigkeit der Welt von der Gespinnstfaser umwunden ist, so bekommen wir einen Begriff von dem Range, welchen die Weberei in der Kulturgeschichte der Menschheit einnimmt. Jedenfalls hat die Nähnadel mehr Nutzen gebracht, als die Zündnadel des Hinterladers Schaden angestiftet hat.

Dr. M. T.

Unterseeischer Kampf mit einem Schwertfisch. (Bild Seite 100.) Von den Fischen, welche das Meer bevölkern, ist der Schwertfisch einer der größten und stärksten. Ausgewachsen ist der Schwertfisch 15 bis 18 Fuß groß und 4 bis 6 Zentner schwer. Statt der Zähne hat er kleine Knoten. Das sogenannte Schwert, nach welchem der Fisch benannt wird, erreicht eine Länge von 5 bis 6 Fuß und ist die Verlängerung des knöchernen Oberkiefers. Der Schwertfisch ist fast in allen Meeren anzutreffen, am häufigsten aber im Mittelmeere, wo ihm wegen seines genießbaren Fleisches eifrig nachgestellt wird. Seine Nahrung besteht aus kleinen Fischen und Meerpflanzen. Es läßt sich denken, daß der Schwertfisch, der zur Gattung der Delphine gehört und äußerst wild und unbändig ist, von der Natur mit dem Schwerte nicht ausgerüstet wurde, um damit zu paradiren: es bildet dasselbe vielmehr eine furchtbare Waffe, mit welcher dieser streitsüchtige Fisch alles angreift, was ihm in den Weg kommt. Unter den Fischen ist es besonders der Walfisch, den er wüthend verfolgt und dem er im Kampfe nicht selten lange Stücke Speck abreißt. Aber auch den Menschen scheut der Schwertfisch nicht — angegriffen wendet er sich auch gegen diesen seinen Hauptfeind und wirft, um an ihn zu kommen, häufig genug die ihn verfolgenden Boote um; ja es werden sogar Stücke von großen Schiffen aufbewahrt, in welche er das Schwert 4 bis 10 Zoll tief hineingetrieben und darin abgebrochen hatte.

Großes Interesse erregte im Jahre 1876 ein in dem französischen Wochenblatt „La chasse illustrée" erschienener Bericht, in welchem ausführlich über einen Kampf zwischen Tauchern und einem Schwertfisch berichtet wurde. Da wir keinen Grund haben, an der Wahrheit der in dem Berichte enthaltenen Mittheilungen zu zweifeln, so wollen wir zur weiteren Charakterisirung des Schwertfisches die durch unser Bild dargestellte Episode des Kampfes nach jenem Bericht schildern. „Wir waren," heißt es in dem Bericht, „eine Viertelstunde fortgewandert, als der Taucher, der voranschritt, plötzlich Halt machte und uns andeutete, ebenfalls stehen zu bleiben. Dann näherte er sich uns und sagte: „Ein Schwertfisch." Ein Schauder überlief mich bei diesem Wort, denn die Stärke und Grimmigkeit dieses Ungeheuers sind bekannt, und das, welches sich näherte, war etwa zwei Meter lang, während sein Schwert ungefähr einen Meter maß. Wir beriethen uns einen Augenblick, zogen die Dolchmesser, die wir mitgenommen, und erwarteten den Fisch festen Fußes, denn an Flucht war nicht zu denken. Ich zückte krampfhaft mein Messer und legte die Hand auf meine Brust. Anfangs unentschieden, schien das Ungethüm sich von uns entfernen zu wollen, dann hielt es inne und betrachtete uns einen Augenblick mit seinen kleinen dunklen Augen, worauf es halb herumschwenkte und einen Anlauf gegen uns nahm. Es hatte den Anlauf aber falsch berechnet und das war sein Verderben. Der Taucher, der die Bewegungen des Fisches genau beobachet, wich, als er herangeschossen kam, auf die Seite aus, faßte mit kräftiger Hand das Schwert, das auf ihn gerichtet war, und stieß mit seinem Messer zu, wobei er dem Kopfe des Ungeheuers auf der linken Seite eine starke Wunde beibrachte. Das Blut, das in Strömen aus der Wunde floß, wurde sofort von dem Meerwasser weggespült. Ein zweiter und ein dritter Messerstoß folgten, der Taucher drehte sich, bog sich, wand sich über dem Scheusal, welches sich mit aller Macht krümmte, aufschnellte und überschlug. Wir anderen stürzten uns ebenfalls auf dasselbe und stachen es in den Kopf, in den Rücken, in den Bauch, überallhin, wohin wir konnten. Die Kräfte des riesigen Fisches nahmen augenscheinlich ab, endlich machte ihm ein Schnitt, der ihm den Bauch aufriß, ein Ende. Der Körper legte sich auf den Rücken und stieg dann langsam an die Oberfläche des Wassers. Sehr wenig geneigt, noch ein derartiges Jagdabenteuer zu erleben, welches nicht so leicht zu bestehen sein könnte, beeilten wir uns, wieder an Bord zu kommen, wo wir nach Ablegung unseres Apparats den Kadaver des Schwertfisches aus dem Wasser holten. Ich weiß nicht, ob das Fleisch gut zum Essen ist, unsere Matrosen zerstückelten das Thier. Wir hoben uns nur die Haut auf, die mein Freund, der Ingenieur, ausstopfen ließ und die er noch jetzt als Andenken an dieses unterseeische Erlebniß in seinem Arbeitskabinet aufbewahrt." S.

Das „Meisterwerden" wurde im Mittelalter mit allen erdenklichen Schwierigkeiten umgeben. Dahin gehörten die oft unsinnigen Meisterstücke, gegen welche die Landesherren häufig eiferten, wie nicht minder die vielen persönlichen Eigenschaften, welche der angehende Meister besitzen mußte. So ward es eine gewöhnliche Bedingung, daß der Aspirant verheirathet sei: „denn das Handwerk in ledigem Stand zu treiben, ist noch keinem vergünstigt worden, indem es mit Herkommens und fast einer Stümperei gleichscheinend wäre," sagen die Rathsprotokolle der Stadt Aalen vom Jahre 1671. Gleicherweise heißt es in einem Reichstagsabschiede, „daß man etlicher Orten keinen zur Meisterschaft kommen lassen will, er thue denn und zwar in's Handwerk heirathen."

Literarische Umschau.

„Woher und wohin? Ein Wort gegen staatsfeindliche Bestrebungen", von Richard Rudel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Augenscheinlich ein braver Mann, der Verfasser, der die löblichsten Wünsche hegt für Volkswohl, Freiheit und dergleichen schöne Dinge, der auch mancherlei gelesen hat, u. a. sogar „Berichte, welche mit ziemlicher Genauigkeit über Vorgänge aus dem 16. Jahrhundert erzählen" (S. 2), und sich nun für verpflichtet hält, was er weiß und was er wünscht, was er sich denkt und was ihn kränkt, hübsch untereinander gequirlt, seinen lieben Mitmenschen als geistige Nahrung vorzusetzen. Daß Pfaff und Junker in neuester Zeit wieder einmal obenauf kommen, ist die Veranlassung zu dem „Mahnwort" gewesen; Pfaff und Junker müssen untergekriegt werden, alle „Bürger" müssen höhere Offiziere, Ministerpräsidenten, Botschafter, Gesandte und sonst hohe Staatsbeamte (S. 15) werden können, nebenbei wäre es vielleicht nicht übel, wenn der Grund und Boden ein bischen parzellirt würde, dann — ja dann würde der Rechtsstaat reinlich und zweifelsohne zur Erscheinung kommen, der Rechtsstaat, jene „vernunftnothwendige Organisation im Völkerleben", welche „die gleichmäßige Förderung von Sittlichkeit und Wohlfahrt aller seiner Bürger zum Zweck hat" (S. 1, Anfang), und in dem man „gleiches Recht nicht nur in der Bestrafung der Verbrecher und überhaupt vor Gericht, sondern im gesunden Staatsorganismus" finden — finden, nein, das behauptet Herr Rudel doch wohl nicht, sondern „suchen" kann (Seite 33). Das aber ist gewißlich wahr! Der Rezensent braucht sich wohl nicht weiter mit dem Nachweise Mühe zu geben, daß wir es in dem Verfasser dieses Werkchens mit einem guten, in Bezug auf die böse Politik kindunschuldigen Menschen zu thun haben. Wir dürfen daher, ohne Furcht eine Fehlbitte zu thun, mit den Worten des Dichters schließen: Dies Kind, kein Engel ist so rein, laß deiner Huld empfohlen sein — liebes Publikum!

Zur gefälligen Beachtung. Die Redaktionskorrespondenz wird, um mit dem Raum des Hauptblatts der „Neuen Welt" möglichst zu sparen, fortan stets in der Annoncenbeilage untergebracht werden, welch' letztere in Zukunft auch ein Verzeichniß aller der Redaktion zur Besprechung zugegangenen Schriften bringen wird, während ausführlichere Rezensionen nach wie vor im Hauptblatte Platz finden sollen.

Red. der „N. W."

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 10. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Fritz Lauter wäre trostlos gewesen über das Resultat seines Nachdenkens, welches ihm den Grund und Boden der einzigen in sich geschlossenen Bildungsmethode, die er kannte, unter den Füßen hinwegzog, wenn ihn nicht die neuliche, für ihn so fruchtbringende Unterhaltung mit dem Herrn Klose einen neuen Weg des Studirens und Strebens gewiesen hätte, der ihn nach seinem Urtheile mit größerer Sicherheit und weniger Beschwerden dem fernen Ziele einer tüchtigen, lebensbrauchbaren Geistesbildung entgegen führen mußte.

Herr Klose sollte den jungen reichen Damen Vorträge halten über Gegenstände der deutschen Literatur. Was ist diese Literatur anders, als die Schatzkammer, welche alle die guten und großen Gedanken in sich schließt, die jemals gedacht worden sind! Welche doch offenbar das beste Spiegelbild geben muß von dem ganzen Leben und Weben des Volkes, von dem Dichten und Trachten der besten geistesmächtigsten Köpfe, von dem Streben und Ringen der Massen! Das war jedenfalls der Baum, von dem man die Früchte der Erkenntniß nur zu pflücken brauchte. Was hatte Fritz Lauter bis jetzt von dieser deutschen Literatur, deren Gedankenreichthum und Formenschönheit er so oft hatte rühmen hören, zu seinem geistigen Eigenthume machen können?

Literatur — die deutsche Literatur — wollte Fritz also studiren, und er glaubte mit aller Sicherheit darauf rechnen zu können, daß Herr Klose bereit sein würde, ihm dabei mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Und darin hatte er sich auch nicht verrechnet; der alte Herr war sogar lebhaft erfreut, als Fritz ihm sehr bescheiden die Frage vorlegte, wie er, Fritz, wohl recht viel von der deutschen Literatur lernen könne. Vorerst hatte Herr Klose mit der Gegenfrage geantwortet, was er denn wohl studiren wolle, welches Gebiet der Literatur ihn am meisten anziehe.

Das war nun wieder eine Frage gewesen, auf die Fritz nicht vorbereitet war. Welches Gebiet — welches?

„Ich muß gestehen," sagte er ziemlich kleinlaut, „daß ich auf Ihre Frage, Herr Klose, nicht recht zu antworten weiß. Denn wenn ich erwiderte, daß ich wohl Lust hätte, alle Gebiete der Literatur kennen zu lernen, und womöglich auch von Grund aus kennen zu lernen, so würden Sie mich gewiß auslachen und für einen Dummkopf halten, der noch nicht einmal eine Ahnung davon hat, wie ungeheuer umfangreich unsre Literatur ist. Einen besondern Theil unsrer Literaturwerke vermag ich aber nicht zu bezeichnen, weil ich wirklich nicht weiß, was für einen so unwissenden Menschen, wie ich bin, wohl das Beste und Nützlichste und zugleich das am ehesten Verständliche ist."

Herr Klose hatte seinem jungen Freunde aufmerksam zugehört und ihm dann die Hand hingestreckt. „Reichen Sie mir Ihre Hand, lieber Lauter," hatte er dann sehr freundlich und warm gesagt. „Sie sind nicht nur ein sehr strebsamer Mensch, sondern Sie sind auch einsichtig und bescheiden. Wenn man den Menschen gegenüber nicht allzu bescheiden ist, im gerechten Stolze darauf, daß man nach aufrichtiger Ueberzeugung seine Pflicht thut und der Menschheit nach Kräften nützt, so hat man gewiß recht, aber der Wissenschaft gegenüber, das heißt der Gesammtheit dessen, was von Natur- und Menschenleben als richtig erkannt und in systematische Ordnung eingereiht, gelten muß, diesem höchsten Schatze und unveräußerlichen Gemeingut aller Menschen gegenüber kann der einzelne nicht bescheiden genug sein. Und zwar liegt das, wie alles Gute und Richtige in der Welt im Interesse dessen selbst, der diese Bescheidenheit übt. Nur wer die Wissenschaft über alles hochachtet, wer sich ihr gegenüber so recht klein und nichtig fühlt, wird mit dem nöthigen Eifer, der nöthigen Andacht, möcht' ich sagen, an ihr Studium gehen." Herr Klose hatte fortfahren wollen, aber er unterbrach sich, denn es schien ihm, als drängte es Fritz Lauter, eine Bemerkung dazwischen zu werfen. „Sie verstehen wohl nicht, was ich meine, lieber Lauter, ich habe mich wohl nicht deutlich ausgedrückt?" fragte er daher.

„Ich weiß nicht, ob ich Sie ganz verstanden habe," entgegnete Fritz; „ich wollte mir darum die Frage erlauben, ob Sie sagen wollten, daß man alles, was einem die Wissenschaft bietet, im Gefühle seiner eigenen Nichtigkeit auf Treu' und Glauben annehmen müsse?"

Herr Klose lächelte. „Und dazu haben Sie wohl garnicht recht Lust, Sie jugendlicher Kritikus?"

„Es scheint mir wenigstens, als wenn der Menschheit daraus gar sehr viel Unheil erwachsen wäre, daß die meisten Menschen sich vor dem, was ihnen als Wissenschaft entgegentrat, immer viel zu unbedeutend vorgekommen sind, um ein eignes Urtheil zu wagen. Ich möchte daher auch von der Wissenschaft nur das als giltig anerkennen, was ich selber zu begreifen vermag." Fritz stockte einen Augenblick. „Ich weiß freilich, daß ich im Leben, und wenn ich auch noch soviel studiren könnte, nicht alles begreifen lernen kann, was die Wissenschaft lehrt, aber —" — er stockte wieder; er suchte offenbar nach dem passendsten Ausdruck für seine Gedanken.

„Aber Sie meinen, daß doch nur das so recht das geistige Eigenthum des Menschen ist, was er selbst voll und ganz erfaßt, und was sich an dem Prüfstein seines eignen Verstandes als recht und gut bewährt hat?“

„Ja, das wollte ich ungefähr sagen. Und dann, daß doch auch alles, was Wissenschaft genannt wird, darum noch nicht unbedingt richtig zu sein braucht. Wird doch so vieles, was die Leute jahrhundertelang für die höchste Weisheit gehalten haben, und was als Wissenschaft auf all' den hohen Schulen und Universitäten gelehrt worden ist, heut als unrichtig, oft als grober Irrthum erkannt, und kann nun kaum wieder aus den Köpfen der Menschen herausgetrieben werden, weil es sich dort gar so festgesetzt hat.“

„Ganz recht, ganz vortrefflich gedacht und auch garnicht übel ausgedrückt!“ rief der alte Herr in freudigem Erstaunen. „Da sehe man einmal an, was sich in so einem jungen Arbeiterkopfe für Gedanken finden. Also, zunächst zugegeben, mein junger Freund: Sie haben recht, aber — ich habe, meiner Meinung nach, trotzdem auch recht. Hören Sie mir nur noch einen Augenblick aufmerksam zu. Der Wissenschaft gegenüber, sagte ich, kann man sich nicht klein und unbedeutend genug fühlen, aber um zu erkennen, was denn eigentlich Wissenschaft ist, muß jeder, der sich mit ihr befaßt, seinen eigenen Verstand brauchen, so gut er es nur irgend vermag. Die Wissenschaft ist unfehlbar, mein Freund, die Gelehrten aber, die Männer der Wissenschaft, sind alle fehlbare, dem Irrthum ausgesetzte Menschen, wie Sie; was heute als höchste Weisheit gepriesen und morgen als Thorheit verlacht wird, das kann zehnfach den Mantel der Wissenschaftlichkeit um die Glieder gehüllt haben, es war doch eben nur Trug oder Irrthum, in jedem Falle nicht Wissenschaft. Wenn Sie Sich nun dennoch heut in ein Schriftwerk der Wissenschaft, und sei es das beste und großartigste, was geschaffen worden ist, vertiefen, so sollen und dürfen Sie nicht eine Zeile als unumstößlich wahr und keines weiteren Beweises mehr bedürftig hinnehmen. Im Gegentheil, Sie sollen und müssen, wenn Sie selbst den Ruhm wissenschaftlichen Handelns und Denkens sich erringen möchten, alles, was Ihrem Verstande nicht sofort als selbstverständlich einleuchtet, als vorläufig dahingestellt betrachten und, wenn Ihnen darum zu thun ist, zu erkennen, ob es als ein Satz, ein Stück der Wissenschaft zu gelten ein Recht hat, müssen Sie selbst es eingehender, jeden Ihnen auftauchenden Zweifel beseitigender Untersuchung unterziehen.“

Fritz war der Aufforderung des alten Herrn gefolgt; er hatte seinen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht; jetzt, als Herr Klose innehielt, ergriff er selbst wieder das Wort:

„Ja, verehrter Herr Klose, das war's so ziemlich, was ich mir schon öfter gedacht hatte. Nur nicht ganz so klar hatte ich selber mir's machen können, wie es mir jetzt ist. Ich habe aber immer noch etwas auf dem Herzen, — noch ein paar Fragen. Nämlich zuerst dünkt es mir, wenn z. B. ich, der noch so wenig weiß, so zu studiren anfangen wollte, ich bei keinem einzigen gelehrten Buch über die erste Seite hinauskommen würde. Was stoßen mir nicht alles für Fragen und Zweifel auf, wenn ich nur einmal einen von den sogenannten populärwissenschaftlichen Aufsätzen im Feuilleton der Zeitungen oder in Zeitschriften lese! Und wie kann unsereins denn eine beliebige Behauptung in einem gelehrten Buche prüfen? Das ist doch wohl in den meisten Fällen garnicht möglich!“

„Aber liebster, bester junger Freund, ich habe mich auch sehr wohl gehütet, Ihnen anzuempfehlen, Sie möchten mit dem Sezirmesser kritischer Untersuchung an das erste beste Buch herantreten, welches ein Wissenschaftsfeld berührt, von dem Sie nichts wissen, und schließlich ja auch nicht viel wissen können. Hätte ich das von Ihnen verlangt, so würde ich noch thörichter gethan haben, als wenn ich Ihnen gerathen hätte, alles auf guten Glauben als wahr hinzunehmen, was Sie lesen. Beileibe nein! Weder das eine noch das andere. Nehmen Sie Sich ein gutes, volksverständlich geschriebenes wissenschaftliches Buch; lesen Sie es — nicht ein- oder zweimal, sondern mindestens drei- oder viermal; machen Sie Sich Notizen und Auszüge von dem Inhalte, und zwar so, daß Sie, wenn Sie am Ende sind, Sich, ohne das Buch aufzuschlagen, von dem Inhalt jedes seiner Kapitel Rechenschaft geben können. Wenn Sie Sich jedoch so das eingeprägt haben, was das betreffende Buch enthält, so wähnen Sie nicht, denjenigen Theil der Wissenschaft, von dem das Werk, wenn auch noch so ausführlich, handelt, zu ihrem geistigen Eigenthum gemacht zu haben, sondern begnügen Sie Sich mit dem freilich wohl minder stolzen, aber dafür doch gerechtfertigten Bewußtsein, dessen Herr zu sein, was ein bedeutender Mann der Wissenschaft über den fraglichen Gegenstand gedacht und geschrieben hat.“

„Was aber hätte ich dabei gewonnen?“ wagte Fritz einzuwenden.

„Viel, sehr viel, mein Freund! Nicht weniger, als daß Sie in dem bezüglichen Wissensgebiete von Ihrer jetzigen Wissensstufe emporgeklommen wären zu der doch zweifellos sehr viel höheren, auf der jener Mann stand, als er das Buch, welches Sie studirt haben, schrieb. Nicht wahr, lieber Lauter?“

„Nun ja, Herr Klose. Aber wäre ich das nicht ebenso, oder erst recht, wenn ich dem Buche alles buchstäblich geglaubt hätte, was es mich gelehrt?“

„Allerdings! Nur mit dem einen Unterschiede, daß Sie Sich alsdann den Weg zu noch höheren Stufen auf der Himmelsleiter der Erkenntniß vermauert hätten. Und bedenken Sie nur, was sich der selbst für Schwierigkeiten macht, welcher sich nicht stets bewußt bleibt, daß alles Lernen und Studiren nur ein langsames Fortschreiten auf dem Wege zur Erkenntniß ist und niemals die Erkenntniß selbst in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Schärfe dem Studirenden in den Schoß werfen kann. Wieviel erbitterter und verbitternder Meinungsstreit ist der Thorheit geschuldet, welche von dem einmal für wahr gehaltenen Erlernten unter keinen Umständen lassen will! Wieviel körperlichen und geistigen Schaden haben sich die Menschen schon zugefügt, weil sie auf gelehrte Anschauungen, blindlings von andern übernommene Vorurtheile und dergleichen nicht nur nicht verzichten, sondern sie auch keiner Diskussion, keiner Untersuchung unterziehen lassen wollen.“

„Das sehe ich ein, Herr Klose,“ erwiderte Fritz. „Und es vermindert das, was ich soeben von Ihnen gehört habe, meine Lust zu lernen durchaus nicht. Es spornt mich im Gegentheil nur an, über jeden wissenschaftlichen Gegenstand mehr als ein Buch zu lesen. Und das will ich thun, und wenn ich täglich die halbe Nacht über den Büchern sitzen sollte, bis ich etwas Rechtes gelernt habe!“

„Nun, nun, mein lieber junger Freund, nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten wollen, das heißt hier, sich nicht etwa körperlich opfern, um dem Geiste reichere Nahrung zuzuführen. Der eine hat sein Recht so gut wie der andere, und der Wissenschaft soll man **leben** und nicht ihr sterben; sie ist nicht so anspruchsvoll wie manches Weib, daß sie von ihren Liebhabern verlangen könnte, sie sollten sich in Liebe zu ihr verzehren. — Aber um nun wieder auf den Ausgangspunkt unsres Gesprächs zurückzukommen, möchte ich wissen, zu welchem Zweck Sie Sich denn wohl eine höhere Bildung anzueignen gedenken. Wollen Sie mir das sagen?“

„Gewiß, Herr Klose, sehr gern. Einmal ist es für mich immer ein drückendes Gefühl, wenn ich stets auf's neue empfinden muß, daß mir die Welt und alles, was in ihr vorgeht, so gar fremd, so wie ein Buch mit sieben Siegeln erscheint. Ich mag hinsehen, wohin ich will, überall geht es mir so. Da sind z. B. die großen politischen Ereignisse — zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich noch bis heute nicht einmal begriffen habe, warum so blutige Kriege geführt werden müssen — nothwendig waren sie doch gewiß, sonst wären sie nicht geführt worden, — wie wir sie in den letzten zehn Jahren erst wieder erlebt haben. Dann lese ich in den Zeitungen und sehe auch in einem oder dem andern Falle mit eigenen Augen, wie Leute, die ihr Leben lang arm gewesen sind, plötzlich zu ungeheurem Reichthum gelangen, und umgekehrt, wie andere, denen es einst ganz gut ging, unverschuldet in Armuth gerathen, ohne daß ich verstehe, wie so etwas möglich ist. Für solche Dinge, wie sie jedem Menschen täglich vor die Augen treten, möchte ich mir nun Verständniß erwerben. Dann aber habe ich auch einen zweiten Grund: ich möchte, wenn's anders möglich wäre, doch nicht zeitlebens ein Buchdruckergehülfe bleiben. Sehen Sie, Herr Klose, als mein Vater noch lebte, da war ich zum Studiren bestimmt gewesen; meine gute Mutter aber war viel zu arm, um mich solange erhalten zu können — ich mußte ein Handwerk erlernen, um selbständig zu werden. Wenn ich das wenigstens zum Theil nachholen könnte, was ich versäumt, denn, Herr Klose, ich möchte so gern auch meine Mutter besser unterstützen, als ich es so kann, ich —“ Fritz hielt inne. Seine Stimme hatte bei den letzten Worten ein wenig gezittert.

Der alte Herr Klose betrachtete ihn mit der lebhaftesten Theilnahme. Er seufzte tief auf. „Vielleicht lohnt das Schicksal

Ihren guten Willen, mein lieber, lieber Lauter," sagte er dann selbst mit gepreßter Stimme. „Vielleicht führt es Sie auf aufsteigender Bahn zu der Höhe einer ehrenvollen und Sie selbst befriedigenden Existenz, wie es mich auf jäh abfallendem Pfade in Schmach und Noth herabgestoßen hat. Arbeiten Sie dem Schicksal nur wacker vor, suchen Sie Sich nur selbst Ihr Los zurecht zu schmieden. Zwar ist kein Mensch seines Glückes Meisters; aber die allezeit Ringenden und tapfer Zugreifenden sind oft die Lieblinge des Glücks — — —"

Nach diesem Gespräche, das auf dem Wege von der Druckerei nach der Obervorstadt, wo auch Herr Klose wohnte, geführt wurde, hatte Fritz denn ein geregeltes Studium begonnen.

Der alte Herr hatte ihm gerathen, was er zuerst treiben solle und ihm auch gleich die für den Anfang nöthigen Bücher geliehen.

Seitdem ging Fritz allabendlich um punkt 7 Uhr aus der Druckerei fort, um spätestens gegen 8 Uhr mit seinem Studium beginnen zu können. Dann las und schrieb er täglich drei Stunden, an dem einen Tag nahm er ein leichtfaßlich geschriebenes Buch über die neueste politische Geschichte vor, am zweiten einen Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte, an dessen Hand er zunächst in das Verständniß der Hauptwerke von Schiller und Goethe einzudringen suchte, am dritten Tag endlich gab er sich Mühe, mit Hülfe eines, die wichtigsten Ergebnisse der neueren Forschungen kurz zusammenfassenden Abrisses der Naturwissenschaften auch über dieses zu allerhöchster Bedeutung gelangte Wissenschaftsgebiet einen oberflächlichen Ueberblick zu erlangen. Am vierten Tage begann er dann wieder mit der Geschichte und am Vormittag eines jeden Sonntags vergewisserte er sich durch Wiederholung der Quintessenz des Gelernten, daß er wirklich in der vergangenen Woche Fortschritte gemacht hatte, mit welchen er selbst einigermaßen zufrieden sein konnte. Nur den Sonntag Nachmittag verwendete er zur Erholung von seiner dreizehnstündigen Alltagsarbeit. Gewöhnlich ging er mit Herrn Klose spazieren. Derselbe erzählte ihm dann, worüber er den jungen, reichen Damen während der letzten Woche Vortrag gehalten hatte, unterhielt sich mit ihm über das, was er inzwischen gelernt, und beantwortete Fragen, welche ihm bei seiner Lektüre aufgestoßen waren.

So ging denn Fritzens Sinnen und Trachten ganz und gar in seiner geistigen Thätigkeit auf; sie bereitete ihm hohen Genuß und ließ ihm alles andere, und seine Berufsbeschäftigung zumeist, als für ihn unwesentlich und nichtig, als einen eben nur nicht abzuschüttelnden Ballast seines Lebensschiffes erscheinen.

Zuweilen nur tauchte ihm, besonders auf seinen Spaziergängen mit Herrn Klose, ein freundlicher Gedanke an Wanda, vielleicht sogar etwas wie Sehnsucht nach ihr, auf, die, wie der alte Herr erzählte, fast allein von allen seinen Zuhörerinnen ein tieferes Interesse, vereint mit Verständniß und wirklichem Arbeitsdrange, für die Literaturvorträge zeigte.

Sie wußte, daß der alte Herr Fritz liebgewonnen hatte und mit ihm öfter zusammenkam, und sie ließ ihn jedesmal harmlos und herzlich grüßen. Daß er keine Lust haben würde, das Haus ihres Vaters öfter zu besuchen, das könne sie sich sehr gut denken — hatte sie Herrn Klose verrathen, der bald ihr volles Vertrauen erworben, — es gefiele ihr selbst gar nicht mehr da, zumal jetzt, wo der Papa sich von seinen Geschäften noch vielmehr in Anspruch nehmen lasse, als vorher, und der junge Herr Wichtel gar tagtäglich ein und ausgehe. Das müsse aber einmal doch wieder anders werden, sonst würde es ihr ganz unerträglich werden, das fühle sie und nur ihre Beschäftigung mit der Literatur vermöchte die trostlose Langeweile und geistige Oede zu bannen, welche sie in ihrem Vaterhause mehr und mehr empfinde. Dann hoffe sie auch ihren lieben Jugendfreund Fritz wiederzusehen, und nicht nur ein- oder das anderemal, sondern öfter, und wolle mit ihm, der, wie ihr Herr Klose zu ihrer lebhaften Freude mitgetheilt hatte, gerade so große Lust am Studium empfinde wie sie, verkehren, wie es sich für alte Jugendfreunde geziemt, u. s. w.

Herr Klose hatte dies nicht alles und nicht ganz so, als er es von Wanda gehört, Fritz wiedergesagt. Es schien ihm manchmal, als wenn aus Wanda's Worten ein regeres Interesse spräche, als er für beide gut halten konnte. Wie gern hätte er freilich gesehen, daß diese ihm fast gleichmäßig lieben, trefflich gearteten und hoffnungsvollen jungen Menschen einander näher treten, am liebsten zu schöner Lebensgemeinschaft sich verbinden möchten. Aber daran war doch — leider trotz aller schöner Zukunftshoffnungen Fritz Lauters — nun und nimmer zu denken. Selbst wenn er durch einen vorläufig nicht im geringsten absehbaren Glückszufall sich zu einer Lebensstellung emporschwingen sollte, die ihm ein Anrecht auf die Hand eines Mädchens gäbe, wie es Wanda war, so konnte das doch sicherlich im besten Falle erst geschehen, lange nachdem Wanda die Gattin eines anderen, vom Glücke mehr begünstigten Mannes geworden. Denn daß Herr Alster alles thun würde, um seine einzige Tochter nach seinen Begriffen glücklich zu verheirathen, das war ja ganz selbstverständlich.

Uebrigens war — wie Herr Klose meinte — glücklicherweise keine große Gefahr vorhanden, daß die Zuneigung der beiden jugendlichen Herzen zueinander dereinst zur hellen Liebesflamme angefacht würde. Bei Fritz zumal am wenigsten — der steckte ja so tief in seinen Büchern drinnen, daß ihm die ganze übrige Welt keinen Pfifferling mehr werth schien — der wurde gewiß so ein Bücherwurm, wie Herr Klose es selbst in jenen Jahren gewesen war, nur mit der ausgesprochenen Hinneigung zu weniger lebensfremden Wissenszweigen, als Klose sie damals seiner Gymnasialerziehung gemäß kultivirt hatte. Zudem würden die beiden ja so gut wie gar nicht mehr zusammenkommen — es hatte also wirklich gar keine Gefahr!

* * *

Es waren ein paar Monate ins Land gegangen — der Spätherbst mit seinen Stürmen und Regenschauern hielt soeben seinen ungemüthlichen Einzug.

„Ein Wetter zum Davonlaufen," brummte der alte Herr, der an dem einen Fenster seines höchst komfortabel eingerichteten sogenannten Studirzimmers stand und in das Abenddunkel hinausstarrte.

„Wenn nichts weiter zum Davonlaufen wäre als das Wetter, Papa," antwortete die etwas schnarrende Stimme eines jungen Mannes, der auf einem hübsch gepolsterten Drehsessel an einem Schreibpult in der Nähe des luxuriös ausgestatteten Marmorkamins saß und in dicken Aktenbündeln herumsuchte, „so könnten wir beide zufrieden sein. Deine Kaltblütigkeit, mit der du meine doch gewiß wichtigen Mittheilungen entgegennimmst, ist für mich viel eher zum Davonlaufen."

Der alte Herr lächelte in spöttischer Ueberlegenheit. „Wichtige Mittheilungen? Hm! hältst du diese Mittheilungen wirklich für so wichtig?"

Der junge Herr warf den Aktenstoß, den er in der Hand gehalten hatte, unmuthig auf den Schreibtisch und sprang auf.

„Ich glaube wahrhaftig, du hast mich einen Vortrag von einer halben Stunde halten lassen, ohne auch nur eine Minute lang zuzuhören," erwiderte er, mit beiden Händen über seine schwarzen, in ein künstliches Lockentoupee verschnörkelten und zusammengekleisterten Haare fahrend.

„Du hast nicht so ganz Unrecht, mein Lieber," entgegnete auf diesen Vorwurf seelenruhig der alte Herr, in dem wir den Herrn Wichtel senior, den als Juristen und besonders als Vertheidiger zweifelhafter Rechte in von vornherein mehr als halbverlorenen Prozessen, kennen zu lernen das Vergnügen haben. „Nach den ersten zwei Minuten deines Vortrags wußte ich in der Hauptsache, was du in den übrigen achtundzwanzig sagen würdest. Ich habe darum etwas besseres gethan, als dir zuzuhören; ich habe nachgedacht, wie wir die Schwierigkeiten, die dich so sehr in Harnisch bringen, beseitigen können."

„Du scheinst mich immer noch als einen Anfänger, einen Stümper in Geschäftsangelegenheiten zu betrachten, Papa?" polterte der Referendarius Wichtel jetzt noch ärgerlicher als zuvor. „Ich begreife nicht, wie du glauben kannst, ich würde meine kostbare Zeit damit todtschlagen, dir eine halbe Stunde lang Dinge zu erzählen, die du in zwei Minuten bereits vollständig überschaut haben könntest. Ich sage dir, es sind diesmal nicht gewöhnliche Schwierigkeiten, auf die wir gestoßen sind, sondern ebenso bedenkliche als in ihrem Entstehungsgrunde räthselhafte Schwierigkeiten. Ich sage Dir ferner, daß wir in der bewußten Angelegenheit, welche auf den Klippen dieser Schwierigkeiten festsitzt, nicht scheitern dürfen, wenn wir — — —"

Wichtel junior hielt inne; er war an das zweite Fenster des mittelgroßen Zimmers getreten und schaute, ohne den begonnenen Satz zu vollenden, in die Nacht hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

(Fortsetzung.)

Neben „Egmont" beschäftigten Goethe in Rom vor allem noch das Schauspiel „Torquato Tasso" und das Fragment „Faust", welche indessen beide erst nach der Heimkehr vollendet wurden. Das einzige vollständige Drama, welches er für die „Gesammelten Schriften", deren Redaktion ihn auf der Reise fortwährend in Anspruch nahm, in Italien neu gedichtet hat, ist das an „Künstlers Erdenwallen" anschließende kleine Drama „Künstlers Apotheose". Schließlich wollen wir neben den ebenfalls in Italien betriebenen, schon erwähnten botanischen Studien (vgl. seine zuerst 1790 zu Gotha erschienene Schrift „Metamorphose der Pflanze") noch seiner in ihren Anfängen bereits in diese Zeit fallenden Beschäftigung mit der Farbenlehre gedenken, um dem Leser anzudeuten, wie er seine Bildung immer mehr einer gradezu erstaunlichen Vielseitigkeit nahe brachte. Eine der hauptsächlichsten Wirkungen seines Aufenthalts in Italien müssen wir noch darin erblicken, daß sich Goethe, obgleich er sich in Rom mit vielem Geschick der Ausübung des Zeichnens hingab und mit mehreren bedeutenden Malern, u. a. auch mit der edlen, anmuthigen Angelika Kaufmann, intimen Umgang pflog, hier endlich klar wurde, daß ihn seine Begabung nicht auf das Feld der bildenden Künste, soviel er von diesen auch gelernt hatte und Zeit seines Lebens lernte, sondern mit aller Deutlichkeit auf das der Dichtkunst hinwies, und in diesem Sinne schrieb er im Februar von 1788 aus Rom: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin..... Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue. Angelika (Kaufmann) macht mir das Kompliment, daß sie wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen, als ich.... Genug: ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen."



Hermann von Salza. (Seite 118.)

Die Rückkehr Goethe's nach Weimar erfolgte am 18. Juni 1788. Hatte der Herzog ihm auf seine von Rom aus an diesen gerichtete Bitte hin auch völlig freien Willen hinsichtlich der Wahl seiner amtlichen Geschäfte gelassen, — Goethe behielt das Bergwerksfach für sich und übernahm die Oberleitung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten, während er nur, wenn es ihm beliebte, noch ferner den Vorsitz in der Kammer führte, — so fühlte sich Goethe doch in der ersten Zeit nach seiner Zurückkunft nicht zufrieden, da er bei den alten Freunden, von denen sich zudem bald darauf einige auf Reisen begaben, nicht das volle Verständniß für seine jetzigen Neigungen fand, und sich namentlich der Herzog mehr, als dem Dichter lieb war, mit dem Militärwesen beschäftigte.

In diesen Momenten innerer Verstimmung und Vereinsamung begegnete er an einem Herbsttage (1788) auf einem Spaziergange durch den weimarer Park einem jungen Mädchen, welches ihm eine Bittschrift ihres, als Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini" bereits bekannten Bruders übergab. Dieses Mädchen, damals 24 Jahre alt, war Christiane Vulpius, mit der er bald ein intimes Verhältniß einging, und welche er, nachdem sie ihm Weihnachten des folgenden Jahres einen Sohn geboren hatte, mit ihrer Tante und Schwester in sein Haus aufnahm. Wenn Christiane Vulpius Goethe geistig auch nicht genügen konnte, so erzog er sich doch an der Geliebten eine seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten mit großer Theilnahme folgende Schülerin, und besaß an ihr eine umsichtige und gewissenhafte Leiterin seiner häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten. Der Dichter ließ sich erst am 19. Oktober 1806 mit ihr vermählen, erfreute sich aber nicht ganz zehn Jahre glücklichen Familienlebens mit ihr; denn am 6. Juni 1816 bereits wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Infolge seines Verhältnisses zu Christiane Vulpius lockerten sich, da die sogenannte feinere Welt es an offenen Kundgebungen ihrer Entrüstung nicht fehlen ließ, manche gesellschaftliche Verbindungen, darunter — soweit sich sehen läßt, durch beiderseitige Schuld — das Verhältniß zur Frau von Stein. Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, ausführlich über die Persönlichkeit Christiane Vulpius' und Goethe's vielfach und sehr verschieden beurtheilte Verbindung mit ihr zu berichten, und wir wollen nur noch erwähnen, daß seinen für sie gehegten Empfindungen (und den in Italien geweckten Stimmungen) die sinnlich gluthvollen, hinsichtlich ihrer formellen Vollendung in der ganzen Weltliteratur ihresgleichen suchenden „Römischen Elegien" entflossen sind. — Die erste Zeit nach der Rückkehr von der italienischen Reise wurde durch den Abschluß der letzten Bände seiner „Schriften" und die Bearbeitung einzelner Partien der „Italienischen Reise" für den „Deutschen Merkur", vor allem aber durch umfassende naturwissenschaftliche Studien ausgefüllt. Diese Studien waren botanischer und anatomischer Art und erstreckten sich dann weiter vornehmlich auf die Optik und Farbenlehre; ihre Richtung wird am besten durch den Hinweis darauf charakterisirt, daß Ernst Häckel neben Kant und Lamarck vor allem, und mit Recht, Goethe als den Mitbegründer der nachmals unter dem Namen Darwinsche

Deszendenztheorie begriffenen Lehre von der natürlichen Entwicklung der Arten bezeichnet. Im März von 1790 reiste der Dichter der aus Italien heimkehrenden Herzogin Amalia bis Venedig entgegen und brachte den in der Lagunenstadt geschriebenen größten Theil der „Venetianischen Epigramme“ mit zurück. Im Juli desselben Jahres rief ihn der Herzog, der als General in preußischem Dienste stand, in das Feldlager nach Schlesien, wo ihn indeß die vergleichende Anatomie, Berg- und Hüttenkunde mehr als das Soldatenleben beschäftigte; auf dem Hin- und Herwege sprach er in Dresden bei Schillers Freunde Chr. Gottfr. Körner, dem Vater des Dichters von „Leyer und Schwert“, vor, wodurch jedenfalls der Annäherung der beiden, sich jetzt noch eher meidenden als aufsuchenden großen Dichterfürsten ein bedeutender Vorschub geleistet wurde. Im folgenden Jahre wurde Goethe vom Herzog als oberster Leiter des neu begründeten und am 17. Mai mit Ifflands „Jägern“ eröffneten Hoftheaters ausersehen, von dessen bedeutenderen Mitgliedern hier Malkolmi, Becker, der ältere Genast und vor allen Christiane Neumann genannt sein mögen. Goethe hatte bei dieser seiner neuen Stellung, die er bis zum Jahre 1817 versah, nicht sowohl in der vorerst nothwendigen kunstgerechten Schulung des Theaterpersonals, sondern auch vor allem durch die gleicherweise von ihm erst zu fördernde Bildung eines guten Geschmacks bei dem immer noch mit besonderer Vorliebe seichteren Singspielen, Operetten und Lustspielen zugeneigten Publikum, eine äußerst schwierige Aufgabe zu erfüllen. Im Anfang freilich machte Goethe dem verderbten Geschmack der Zuhörerschaft noch Konzessionen, und die in dieser Zeit entstandenen und auf dieser Bühne zur Aufführung gelangten, höchst mittelmäßigen Stücke: „Der Großkophta“, „Der Bürgergeneral“ und das nicht vollendete „politische Drama“: „Die Aufgeregten“ dienten wohl direkt dem Bestreben, den Darstellern Gelegenheit zu geben, bereits bekannte Typen und Charaktere in kunstgerechter Weise zur Geltung zu bringen; daneben gelangten meist kotzebue'sche Lustspiele auf die Bretter, und Darstellungen, wie des Dichters „Iphigenie“, des „König Johann“ von Shakespeare, Mozarts „Don Juan“ und Schillers „Don Karlos“ (1792), sowie

Karavanserai im Palmenhain bei Tripolis. (Seite 119.)

einige andere klassische Dramen gehörten vorerst noch zu den Seltenheiten. Die zuletzt zusammen erwähnten drei goethe'schen Stücke geben uns noch zu einigen Bemerkungen Anlaß. Der Dichter schrieb dieselben — wie die in dieser und einer etwas späteren Zeit entstandenen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" — unter den Eindrücken der beginnenden französischen Revolution, deren Bedeutung er im Anfang ebenso naiv unterschätzte, wie er den gewaltigen Eruptionen des durch die Jahrzehnte vorher in Wissenschaft und Kunst zum Ausdruck gelangten und auf das Volk übergegangenen Freiheitsdranges im Verlaufe dieser großen Staatsumwälzung mit Gleichgiltigkeit folgte. Es wäre sehr gefehlt, diese Theilnahmlosigkeit Goethe's an den großen Zeitereignissen aus seiner Stellung zum Herzog August, der auf Seite der Royalisten trat und mit andern, wie wir gleich sehen werden, dem König Ludwig XVI. zu Hülfe zog, zu erklären. Goethe war nicht der Mann, sich durch ein äußeres Abhängigkeitsverhältniß in seinen Meinungen beeinflussen oder an dem Ausdruck derselben behindern zu lassen, und er verwarf das Treiben und die politischen Pläne der königlichen Partei in gleicher Weise, wie die Aktionen und Tendenzen der Revolutionäre. Er hat der ersteren, der er die Worte:

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen,
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!"

in den Mund legt, zugerufen:

„Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrüger;
Seid nur redlich, und so führt ihr zur Menschlichkeit an!" —.

und zu Eckermann sagte er mit voller Deutlichkeit, „eine große Revolution sei nie die Schuld des Volkes, sondern der Regierung". Allein in der Ueberzeugung, daß die Menschheit nur durch fortwährend wachsende innere Bildung jedes einzelnen zu dem erwünschten Ziele, zu einem glücklichen Gedeihen des materiellen und geistigen Lebens gelangen könne, ließen ihn alle politischen Strebungen und Parteiungen deshalb gleichgültig, weil sie nach seiner Ansicht in ihren Folgen den ruhigen Kulturfortschritt der Menschheit hemmten, wie er denn von der großen Revolution und der deutschen Reformationsbewegung sagte: „Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück". Der Begriff der politischen Freiheit war ihm nicht völlig klar, oder er faßte ihn doch wenigstens in zu beschränktem Sinne auf, was allerdings darin seinen Grund haben mag, daß der geniale Mann, sich innerlich völlig frei fühlend und auch in seinem äußeren Leben durch keine Fessel gedrückt, die ersten Bedingungen geistiger und materieller Freiheit allzu sehr unterschätzt und übersehen hat. Man mag mit Goethe ganz in der Meinung, „daß alles Heil nur aus innerer Bildung komme" übereinstimmen — und jeder Einsichtige stimmt darin mit ihm überein —; aber man darf sich doch der Erkenntniß nicht verschließen, daß zur allseitigen Vermittelung dieser inneren Bildung gewisse Voraussetzungen nöthig sind und daß eben dann, wenn man diese Voraussetzungen nicht antrifft, Strebungen an die Oberfläche treten müssen, die diese Voraussetzungen schaffen, die bestehenden Hindernisse wegräumen, je nach den Umständen auf friedlichem oder gewaltsamem Wege, und daß daher allgemein menschliche, künstlerische und wissenschaftliche Strebungen mit einer ganz bestimmten politischen Parteirichtung sich sehr wohl vertragen, ja, völlig und mit Recht in eine solche aufgehen können. Daß Goethe das nicht begriff, ist ein Beweis für seinen Mangel an geschichtlichem Sinn; er sah nur das Ereigniß nach seiner Schönheit und Unschönheit, nach seinem Werth oder Unwerth, wie es sich ihm in der Gegenwart darstellte, an, die großen Perspektiven, der weitsichtige, feine historische Blick, der in dem Kleinen das Große, in dem Vergangenen und Gegenwärtigen das Zukünftige erkennt, sind ihm verschlossen und fremd gewesen. Und in diesem Sinne kann allerdings den, dem dieser Blick fehlt, manches in der Gegenwart als Wahnsinn erscheinen, was sich nachher, oft schon in kurzer Zeit, als geschichtlich berechtigt erweist. Wir wollen aber Goethe ob seines Mangels an geschichtlichem Sinn in keiner Weise verdammen; hat doch gerade er für die Kulturentwicklung der Menschheit gearbeitet, ist er doch ein edler Vorkämpfer und starker Bahnbrecher des echten Fortschritts gewesen, wie selten einer! ...

Im August und September von 1792 befand sich Goethe mit dem Herzog, der mit dem König von Preußen und dem Herzog von Braunschweig an der Spitze eines großen Heeres in Frankreich eingedrungen war, auf dem Feldzug in der Champagne und nahm im Sommer des folgenden Jahres an der Belagerung von Mainz Theil, von welcher er froh war, nach Hause zurückzukehren. „Die politische Stimmung aller Menschen" — schrieb er an Jacobi — „treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchem außer Liebe und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann." Er beschäftigte sich weiter mit wissenschaftlichen Untersuchungen und schrieb die Uebertragung des niederdeutschen „Reineke Fuchs." (Fortsetzung folgt.)

Konrad Deubler — der Bauern-Philosoph.

Eine Skizze nach dem Leben, von **Dr. A. D.-P.**

(Fortsetzung.)

Nach dreizehnjährigem Wirken und Sparen auf der Hallstätter-Mühle verkaufte Deubler die letztere und erwarb sich mitten im Dorf Goisern ein großes Bauernhaus, aus dem er die von gelehrten Touristen vielbesuchte Wirthschaft und Bäckerei zur „Wartburg" schuf. Bisher war keiner der Goiserer Wirthe ernstlich bemüht, für seine Gäste auch geistige Unterhaltung in Gestalt von Zeitungen, Unterhaltungsschriften und Büchern zu beschaffen. Deubler ergriff die Initiative und in kurzer Zeit fand der Gast zur „Wartburg", auch wenn er als Tourist für lange Tage in dem stillen Bauerndorf eingeregnet blieb, der Lektüre genug. Ja, Deubler schaffte sogar in das obere Gesellschaftszimmer der „Wartburg" ein Billard, gewiß das erste, welches seit dem Bestand von Goisern in dem schlichten Bergdorf zu sehen war.

Mittlerweile wuchs auch sein Bücherschatz heran und Hand in Hand damit auch die Geistesbildung des urwüchsigen Gebirgssohnes. Im dreiundzwanzigsten Jahre seines Lebens kamen ihm Zschokke's „Stunden der Andacht" in die Hände, die ihn derart begeisterten, daß er im Jahre 1844 — damals noch in Hallstatt wohnend — eigenhändig an Zschokke zu schreiben unternahm, obschon er sich seiner mangelhaften und hiezu kaum zureichenden Schulbildung nur zu sehr bewußt war. Der Brief, den wir hier im Wortlaut, und mit buchstäblicher Beibehaltung der orthographischen Fehler mittheilen, bedarf keines Kommentars; er lautet: Edler Menschenfreund!

Schüchtern, obgleich voll Vertrauen auf Ihre edle Denkungsart, ergreiffe ich die Feder zu gegenwärtigen Schreiben.

Ich bin ein ehrlicher Bergmann, der seine freien Stunden immer einer guten Herz und Geist bildeten Lektüre gewidmet hat, und noch widmet. Liebe zu den Wissenschaften hate der Schöpfer in meine Seele gehaucht, aber meine Aeltern waren Arm, und ich muste froh sein, daß ich bei dem k. k. Salzbergwerke als Arbeiter aufgenommen wurde. Doch, die Vorsehung waltete über mich; gute Menschen gaben mir (freilich erst spät, in meinem dreiundzwanzigsten Jahr) die Stunden der Andacht zu lesen. Unser Pastor, ein Verehrer von Stillings Schriften, sahe gar nicht gerne, und warnte mich for diesen freigeisterischen Büchern (wie er es nannte) allein ich ließ mich nicht abreden. Später kaufte ich mir Ihre Ausgewählten Novellen und Dichtungen, wo die Geschichte von Alamontade, einen Freund von mir die verlorene Ruhe und den Glauben an Gott wieder gab, den größten Segen aber brachte in meine Gegend, das Buch, die Brantweinpest! mehrere hundert Exemplar wurden gekauft. Meine Verehrung und meinen Dank Edler Menschenfreund! Ihr Streben die Menschheit, Glücklicher und Besser zu machen, war nicht erfolgloß gewessen. Meine Achtung gegen Sie, wurde bey der Durchlesung Ihrer Selbstschau immer mehr gesteigert, so das ich beschloß Ihnen meinen aufrichtigen Dank mit meinen schlechten Schreiben zu bezeugen, mit der Bitte, mir auf diesen Brief zu Antworten. Damit in Ihrem Brief ein Angedenken häte, ein Andenken von einen Manne den ich so sehr Achte und Liebe. Scheint Ihnen meine Bitte etwas auffalend — zudringlich? — O, so Verzeihen Sie gütigst einem armen Bergmann

der Sie über alles Liebte, und Ihnen vielleicht noch jenseits des Grabes für Ihre Güte danken wird. Ja, Ehrwürdiger! um die Beruhigung so vieler tausend Menschen hochverdienter Mann! gewähren Sie mir gütigst meine Bitte, und seyen Sie versichert, daß Sie es keinem Unwürdigen thun.

„Wer nicht fürchtet, nicht Hoft, nur der ist Glücklich" sagt Klopstock. Darum will auch ich ruhig Erwarten, was Sie gütigst beschliessen werden. Auf jeden Fall bin und bleibe ich mit ungeheuchelter Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr ergebenster
Konrad Deubler
Den 27. July 1844. Bergmann in Oberöstreich
Markt Hallstadt, nächst Ischl.

Mit diesem Brief beginnt die in ihrer Art wohl einzige Korrespondenz, die ihre Fäden von der Hütte des robusten Bergsohnes ausstrahlend bis zu den einsamen Geisteswerkstätten der Gelehrten und Schriftsteller der letzten Jahrzehnte ausspannte. Zschokke zögerte nicht, auf den naiven Brief in höchst menschenfreundlicher Weise zu antworten. Wir entnehmen seiner Erwiderung folgende Schlußstelle: „Aber, wahrlich wegen des Guten, welches ich Ihnen und Ihrem Freunde geleistet haben soll, verdiene ich keinen Dank. — — — Mir gehört nur der gute Wille, Ihnen das gute Vollbringen, durch welches Sie das höchste Gut auf Erden, Seelenruhe, Gleichmuth im Wechsel der Zustände und Bewußtsein, nach Kräften nützlich geworden zu sein für Freund und Feind, erringen werden. Mögen Sie dieses wahren Glückes lange und ununterbrochen genießen, denn es ist das einzige, welches wir mit vollem Recht unser selbsterworbenes, bleibendes Eigenthum nennen können. — Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich Sie aus Ihrem Brief hochschätzen gelernt habe und recht aufrichtig bin

Ihr ergebener
Heinrich Zschokke."

Die vierziger Jahre brachten bekanntlich mancherlei geistige und politische Stürme. Deubler, der durch die Lektüre verschiedenster Werke immer mehr und mehr zu den spezifisch-religiösen und philosophischen Hauptfragen hinübergedrängt wurde, hatte ein wachsames Auge auf all die Vorkommnisse, welche geeignet sein würden, auch ihm, dem unersättlich Forschenden auf diese und jene der letzten großen Fragen Antwort zu geben. So vernahm er denn auch Mitte der vierziger Jahre von dem heftigen Kampf, der draußen im protestantischen Deutschland zwischen einem David Friedr. Strauß und seinen Gegnern immer noch fortwüthete.. Deubler hörte davon, daß der Tübinger Repetent schon im Jahre 1835 ein „Leben Jesu" geschrieben habe, das dem Verfasser den Verlust der Repetentenstelle eintrug, aber auch Anlaß geworden, daß David Strauß 1839 von der Züricher Regierung zum Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an der dortigen Universität ernannt wurde. Deubler hörte des ferneren, daß Strauß wegen seines „Leben Jesu" niemals den Lehrstuhl an der Hochschule Zürich betreten konnte, daß die schwarze Reaktion unter der Anführung einiger orthodoxen Pfaffen und Mucker nicht nur die Pensionirung des eben ernannten neuen Theologie-Professors, sondern auch — über der Blutlache geflossenen Bürgerblutes hinweg — die freisinnige Regierung von Zürich, diese Verehrerin des „ketzerischen" Strauß, zur Abdankung nöthigte. Das Buch von Strauß erschien nichts destoweniger im Jahre 1840 in vierter Auflage, und immer weiter hinaus kräuselten die Wellen des angefachten Geisteskampfes, so zwar, daß Deubler sich nicht mehr zu halten vermochte, sondern selbst in die Geheimnisse eindringen wollte, die die geistlichen Herren so gerne hinter den Kulissen, abseits vom Blicke des gemeinen Volkes, geordnet haben würden. Deubler wollte die gelehrte Kritik der historischen Grundlagen des Evangeliums selber kennen lernen. Das Straußsche Buch, das ja vom Verfasser nur für gelehrte Theologen geschrieben wurde, wurde vom Bauer gekauft und in das einsame Bergthal des Salzkammergutes getragen. „Unverdrossen und gewohnt, vor keiner Arbeit zurückzuschrecken, hatte er sich in den späten Abendstunden nach schwerer Tagesarbeit daran gemacht, in das „Leben Jesu" in seiner ersten Gestalt einzudringen. Bald aber war er inne geworden, daß der Zugang zum Verständniß hier für ihn durch Felsstücke verrammelt war, die auch das redlichste Bemühen nicht zu beseitigen vermochte, und dieser Umstand wurde die Veranlassung eines brieflichen, an den Verfasser des „Lebens Jesu" gerichteten Anfrage, „warum er denn bei seiner Arbeit so wenig das Volk berücksichtigt habe."

Es ist bekannt, daß David Strauß alles andere eher, als eine demokratische Ader in sich verspürte. Freilich waren auch seine Lebensschicksale derart, daß ein Groll gegenüber dem ihm so übel mitspielenden Volk bei ihm sich dauernd niederlassen mußte. Strauß war von Natur aus aristokratischer Gesinnung und er blieb es bis an sein Ende, wie ja die „Politik" im „alten und neuen Glauben" es mehr als genügend zeigt. Wie kam es nun aber, trotz dieser wenig volksfreundlichen Gesinnung, daß David Strauß sich herbeiließ, ein „Leben Jesu für das deutsche Volk" zu bearbeiten und schießlich — am Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn, die Quintessenz seines geistigen Schaffens, das Werk vom „alten und neuen Glauben", auch wieder dem ganzen Volk vor die Füße zu legen? Die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches zwischen Gesinnung und Handlung liegt sehr nahe. Strauß hatte durch sein „Leben Jesu" erster Ausgabe, das ja nur für Theologen bestimmt war, „den Kanzeln gepredigt und sie leer gefunden; seine Rede und Beweisführung, die die Fachgenossen überzeugen und auf andere Wege leiten sollten, hatte er in den allermeisten Fällen an taube Ohren und widerwillige Herzen verschwendet! Das empfand er bitter; während ihn seine Freunde, denen er das Herzblut seiner Gedanken darbrachte, verließen und schnöde verstießen, nahm ihn — den Verstoßenen und Einsamen — das Volk mit offenen Armen auf. Deublers Brief an Strauß war die Stimme aus Volksmunde und Strauß hat diese Stimme verstanden und ist ihr gefolgt. Wir geben seine Antwort auf Deublers Brief:

Werther Herr!

Da ich diesen Sommer längere Zeit auf Reisen war, so kam mir Ihr freundliches Schreiben erst jetzt zu, und ich beantworte es um so schneller, je mehr mir daran liegt, Sie nicht länger in dem Glauben zu lassen, als fehlte es mir am guten Willen, eine so wohlgemeinte Zuschrift, wie die Ihrige, zu beantworten. Eine befreundete Stimme aus ihren Bergen zu vernehmen, hat mir große Freude gemacht; Ihr Stand und Ihr Bildungsgang, die Mühe, die es Sie gekostet haben muß, sich soweit durchzuarbeiten, gibt Ihren errungenen Ueberzeugungen doppelten Werth und Ihr Brief ist mir ein erfreulicheres Zeichen der Zeit und der Früchte meines Wirkens, als es die zustimmende Aeußerung eines Theologen sein könnte. Freilich, gerade eine solche Aeußerung, wie die Ihrige, zu verdienen, muß ich mir gestehen, sehr wenig gethan zu haben, und Ihr Vorwurf, daß wir Männer des Fortschritts unter den Gelehrten das Volk zu wenig berücksichtigen, ist wenigstens gegen mich ganz gerecht. Nur müssen wir bedenken, daß es damals, als ich mein Leben Jesu schrieb, noch ganz anders bei uns aussah. Hätte ich es populär geschrieben, so wäre es gewiß verboten worden, nur unter dem Schutze seiner gelehrten Form konnte es sich ungestört verbreiten. Und auch ich selbst hätte mir damals ein Gewissen daraus gemacht, ein solches Buch unter das Volk zu werfen; unter dem Volke waren damals noch keine Zeichen eines Bedürfnisses nach solcher Aufklärung zu bemerken, am wenigsten bei uns in Württemberg, wo freilich noch jetzt jenes Bedürfniß nicht erwacht ist; ich, als Theologe, hatte es empfunden und befriedigt; meine theologischen Freunde, das wußte ich, empfanden es auch, so war mein Plan, durch Aufklärung der Theologen allmälich auch das Volk zu reineren Religionsbegriffen zu führen. Allein ich hatte falsch gerechnet, und es sollte gerade umgekehrt gehen. Die Theologen in Masse verschmähten, was ich und andere Gleichgesinnte ihnen boten, weil sie für die Existenz als Geistliche fürchteten, dagegen wandte sich das Volk — im Deutschkatholizismus, in den Vereinen der protestantischen Lichtfreunde 2c. — der neuen Richtung zu, und wenn ja das Unternehmen einer Kichenreinigung in Deutschland gelingen wird, so wird dies nur trotz der, nicht durch die Theologen geschehen. Diese stehen jetzt zu dem, was uns geistig noth thut, gerade so wie die Juden zur Zeit des Apostels Paulus: ihnen bot er das neue Heil zuerst, aber weil sie es verschmähten, wendete er sich zu den Heiden: so muß, wer jetzt Licht bringen will, die Theologen stehen lassen, und sich an das Volk wenden, das ebenso empfänglich ist, wie jene verstockt sind. So würde auch ich es halten, wenn ich heute zu schreiben hätte; allein ich hatte es vor zehn und sechs Jahren zu schreiben, und jetzt sind andere da, die fürs Volk besser zu schreiben wissen, als ich, und so kann ichs denen überlassen.

Sie wünschen fernere Schriften von mir kennen zu lernen,

die einzige, die es vielleicht der Mühe werth ist, noch zu lesen, ist ein kleines Heft, betitelt: Friedliche Blätter, das ich Ihnen beilegen will, wenn — wonach ich mich erst erkundigen muß — dergleichen per Post dort passiren kann.

Mit dem herzlichsten Wunsch, daß diese Zeilen Sie wohl und gesund antreffen mögen, bin ich

Ihr ergebenster

Ludwigsburg, 8. Septbr. 1846. D. F. Strauß.

Auch dieser Brief bedarf keines weitläufigen Kommentars. Strauß selbst gestand zu, daß er sich in jenen verrechnet hatte, an die seine erste Bearbeitung des „Leben Jesu" adressirt war; er gestand, daß er erst in zweiter Linie an das Volk dachte. Und dennoch hatte ihn dieses Volk eher gefunden, als er es suchte. Auch hier fiel das geistige Erbtheil nicht denen zu, die dem Erblasser am nächsten standen, sondern den ferneren und diese fernerstehenden — das Volk, in dessen Namen Deubler, der schlichte Bauer, zum gelehrten Theologen sprach — das Volk hat, wie Duboc ganz richtig bemerkt, die Eroberung eben dieses Theologen gemacht. — Allerdings ist David Strauß erst mehrere Jahre nachher zur Ausführung des Deublerschen Gedankens geschritten; erst als Renan's seichtere Arbeit über das gleiche Thema die Gemüther zu erregen begann, erst dann ließ Strauß sein „Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet" erscheinen.

Mittlerweile brachen über Deubler die härtesten Prüfungen herein.

Er hatte sich im Dorf Goisern durch seine rationelle Oekonomie als Wirth zur „Wartburg", durch seine biedere Gradheit und sein aufrichtiges Handeln nicht allein zum angesehenen Manne, sondern auch zum hablichen Bürger emporgearbeitet. Eigene Kinder waren ihm nicht beschieden, was erworben wurde, das war somit die Frucht seiner Arbeit und das Produkt des Sparfleißes seiner treuen und klugen Lebensgefährtin. Deubler vergaß nie an seinem geistigen Fortschritt zu arbeiten. Auf seinen kleineren und größeren Wanderungen, die ihn bald über die Berge der Steyermark nach Triest, an die blaue Adria und nach der Dogen-Stadt der venetianischen Lagunen, bald hinaus in deutsche und deutschösterreichische Städte und Länder führten, stöberte er zuweilen in den antiquarischen Buchhandlungen nach diesem und jenem Kleinod, das er sich früher als „wünschenswerth" notirt hatte und doch aus nächster Nähe sich nicht zu kaufen getraute. Man erinnere sich nur daran, daß zu Ende der vierziger und noch in den fünfziger Jahren keineswegs jenes Maß von Glaubens-, Gewissens- und Preßfreiheit in Oesterreich zu Hause war, wie dies heutzutage der Fall ist. Damals gab es im deutschen Buchhandel zahlreiche „Novitäten", die kurz nach ihrem Erscheinen in österreichischen Landen sofort verboten wurden und gar manches, was nicht verboten ward, brachte den Besitzer gelegentlich in den Verdacht der Ketzerei, oder in den Geruch der Vaterlandslosigkeit. Wer jedoch Deubler persönlich kannte oder kennt, der fand in ihm jederzeit einen treuen Sohn seiner bergigen Heimath, der sein Vaterland über alles liebt, nicht minder aber eine unbegrenzte Liebe zur Wissenschaft und Wahrheit in sich trägt. Darum kam er bei dem Geistlichen seines Heimathsdorfes alsbald in den Geruch eines gefährlichen Freidenkers; denn sie wußten, daß er jeder Pfafferei als abgesagter Feind gegenüberstand; sie wußten, daß der schlichte Bauer in seinem unersättlichem Wissensdrang nach und nach zu größerem und werthvollerem Wissen und Erkennen gelangt war, als solches ihnen, den „geistlichen Herren" selbst, zur Verfügung stand. Auch mochten sie gelegentlich wahrnehmen, daß mancher Bergmann und Bauer, der mit dem klugen Wirth zur „Wartburg" in Fühlung stand, allmälich seltener in der Kirche zu sehen war, und wie sollte man ein braver Mann sein können, „wenn man die Predigt schwänzt und die Meß, nichts thut, als in den Weinhäusern liegen?" Es sei hier bemerkt, daß Goisern allerdings zum größten Theil von Protestanten bewohnt ist, daß aber trotzdem auch eine katholische Kirchgemeinde dortselbst ihre Kirche und ihren Pfarrer unterhält. Die Katholiken jener Gegend bewohnen hauptsächlich die Schattenseite des Traunthales, während die Protestanten an den sonnigen Abhängen auf dem rechten Traunufer angesiedelt sind und dort besser gedeihen, als jene ersteren. Deubler — als Protestant — war daher nicht blos der katholischen Pfarrgeistlichkeit, sondern — weil Freidenker — auch dem protestantischen Seelsoger ein Dorn im Auge. Dazu kam noch, daß anfangs der fünfziger Jahre die sehr fromme und gottesfürchtige Erzherzogin Sophie, die Mutter des jetzigen Kaisers von Oesterreich, häufig nach Ischl kam und dort — in der Nachbarschaft Deublers — sich stets nach dem geistigen Befinden der katholischen Bewohner des Salzkammergutes erkundigte. Die Berichte der katholischen Geistlichkeit müssen mehr und mehr ungünstig gelautet haben; ja es sprechen mancherlei Indicien dafür, daß die fromme Frau sogar von protestantischer Seite sich gewisse Aufschlüsse erbat, um über den gefährlichen Bürger und Gottesleugner zur „Wartburg" in Goisern ins reine zu kommen.

Der gute Deubler ahnte nicht, daß sich über seinem Haupte ein Ungewitter zusammenzog, als er an einem schönen Frühlingstag des Jahres 1853 von Hause fortging, während kurz hernach die greise Erzherzogin Sophie selbst mit einem Kriminalbeamten zur „Wartburg" in Goisern einkehrte. Der Herr des Hauses war abwesend, man erkundigte sich bei Frau Deubler nach den Büchern, die ihr Ehegemahl besitzen solle; man wünschte diese Bücher zu sehen und fand sie in einem geschlossenen Glasschranke, so zwar, daß bei manchen der Rückentitel von außen nicht zu sehen war, weil der Inhaber der Bibliothek allzu indiskreten Blicken einen Riegel vorgeschoben hatte, indem er die Bücher mit der Rückenseite gegen die Wand stellte. Das war nun allerdings für die erlauchte Besucherin und den Herrn Untersuchungsbeamten zu sehr herausfordernd. Frau Deubler mußte den Bücherkasten öffnen; man durchstöberte den Inhalt der ziemlich profanen Bibliothek und notirte die „gefährlichsten" Sachen; denn es fanden sich etliche, die weit herum in österreichischen Landen zu lesen verboten waren.

Kurz nach dem Abschied der hohen Dame ward der zurückgekehrte Deubler verhaftet, für einige Tage in's Bezirksgefängniß nach Ischl gebracht und später nach Graz in Untersuchungshaft abgeführt, wo er mit elf andern „politischen Verbrechern" (darunter eine Frau Steinbrecher, Mutter des nachmaligen Bürgermeisters von Goisern) den Prozeß erwartete. Deublers Bibliothek wurde konfiszirt und am 6. Juni 1854, also nach 14½ monatlicher Untersuchungshaft, vernahm Deubler vor dem Landesgericht in Graz die gegen ihn gerichtete Anklage. Den betreffenden Gerichtsakten entnehmen wir manches Interessante über die angeklagte Persönlichkeit und jene, die als Zeugen angerufen und gegen Deubler vernommen wurden. Die lehrreichsten diesbezüglichen Stellen der Anklageschrift lauten wörtlich:

„Ad Konrad Deubler, aus Goisern im Bezirk Hallstadt gebürtig, 39 Jahre alt, evangelischer Konfession, verheirathet, seit 1849 Wirth in Goisern, früher Müller in Hallstadt. Ungeachtet er für die in Goisern um 3000 Gulden erkaufte Realität noch fl. 2000 schuldet, so machte er doch einen bedeutenden Aufwand; er reisete im Jahr 1839 nach Triest und Verona und über Salzburg zurück; im Jahre 1842 nach Dresden, um angeblich den Maler Kummer zu besuchen, im Monat Oktober 1848 nach Wien; im Jahr 1852 hatte er vor, nach Dresden und Hamburg zu reisen. Er behauptet, zuhause sparsam gelebt und die Reisekosten als Führer der das Salzkammergut besuchenden Fremden und durch den Verkauf von Herbarien und Steinsammlungen an dieselben verdient zu haben. Da er von dem Professor Simoni in der Botanik den Unterricht erhalten hatte, und da er als Fremdenführer beliebt war, so sei er dadurch mit David Strauß, dem Dichter Leopold Schäffer, dem preußischen Justizrath Benwitz, Zschokke, Heine, Saphir, Palaczky, Prediger Steinacker bekannt geworden und in Korrespondenz gewesen. Er habe von den genannten Reisenden manche Bücher, viele Zeitschriften, Plakate und Porträts zum Geschenk erhalten, viele Bücher aber auch selbst aus Gmunden, Linz und Krems bezogen; mit Pastor Sattler, Sattinger, Jakob Walkner und dem Auswanderer Kain Bücher vertauscht und einen Theil der Bücher vom Vater geerbt. Die Bücher religiösen und politischen Inhalts habe er theils aus Neugierde gekauft, theils von den Fremden und Auswanderern zum Geschenk erhalten, und sie auch an andere zum Lesen gegeben. Nach den Aussagen des Buchberger, Wallmann, Forstl, Löcker, Sattler, Hinterer, Sattinger und Simoni (Prof. in Wien) habe Konrad Deubler schon vor dem Jahr 1848 in religiöser Beziehung als Naturalist und in politischer Beziehung als Republikaner sich geäußert, und sein Tagebuch ist ein getreuer Spiegel seiner atheistischen und revolutionären Gesinnungen, sowie sein Verkehr mit Gleichgesinnten. Nach dem Leumundszeugnisse des Pfarramtes und Postamtes von Goisern ist Konrad Deubler frivol und ultraradikal gesinnt und sein Haus der Versammlungsort von Unzufriedenen."

Unter den erschwerenden Indizien aus dem Zeugenverhör gegen Deubler werden namentlich folgende Punkte stark betont:

1) Aeußerte sich Deubler über die amerikanischen Zustände, als über diejenigen eines republikanischen Staates, günstig.
2) Trug er eine kurze, lederne Hose, hohe Bundschuhe, grüne Strümpfe und einen runden „Demokratenhut", — „obwohl seine Verhältnisse ihm gestatteten, sich angemessener zu kleiden".
3) War er „eingestandenermaßen" Abonnent des „Urchristenthums".
4) („besonders verdächtiger Umstand") Brannte „erwiesenermaßen" oft die ganze Nacht hindurch in seinem Zimmer Licht.

Die Anklage gegen Deubler lautete a) auf Hochverrath und b) auf „Verbrechen der Religionsstörung". Ihr Wortlaut ist folgender:

a) „Daß er von republikanischen Gesinnungen und Plänen durchdrungen, die Zwecke der Demokratie und Revolution im Salzkammergut dadurch zu fördern sich bestrebte, daß er es sich zum Geschäfte machte, Bücher destruktiven Inhalts zu verbreiten, die Leser zum Hasse und zur Verachtung gegen die bestehende staatliche Ordnung aufzuwiegeln, den Verkehr unter den verführten Gesinnungsgenossen zu vermitteln, Landleute um sich zu versammeln und seinen Anhang mittels öffentlich und vor mehreren vorgebrachten Reden, durch gehässige Schilderung der österreichischen Zustände zur Verbreitung der Unzufriedenheit und zur Werbung von Anhängern der republikanischen Verfassung zu benutzen und so die Empörung im Innern des Staates, zum Behufe der Einführung der Republik in Oesterreich, vorsätzlich vorzubereiten, und daß er dadurch nach § 58 St. G. B. lit. b und c das nach § 59b St. G. strafbare Verbrechen des Hochverrathes begangen habe.

b) „Daß er durch öffentlich und vor mehreren vorgebrachte Reden: Christus sei kein Gott, sondern nur ein gewöhnlicher Mensch gewesen, und sei nicht vom Tode auferstanden, Gott gelästert; daß er auf dieselbe Weise durch Parodirung der Frohnleichnamsprozession, durch verächtliche Darstellung des Priesterstandes und der Religionsgebräuche der Religion öffentlich Verachtung bezeigt, daß er auf dieselbe Weise und durch Verbreitung von Büchern und Zeitschriften deutschkatholischen und irreligiösen Inhalts der christlichen Religion widerstrebende Irrlehren auszustreuen und Unglauben zu verbreiten sich bemüht habe, und daß er dadurch nach § 122, lit. a, c, d St. G. B. das Verbrechen der Religionsstörung begangen habe, womit öffentliches Aergerniß gegeben wurde, Verführung erfolgt und gemeine Gefahr mit großer Bosheit des Thäters verbunden gewesen ist, strafbar nach § 123."

Wie wenig all' diese Anklagen begründet waren, erhellt am besten aus dem Wahrspruch des Landesgerichts zu Graz, welches den Wirth zur „Wartburg" sammt seinen elf Genossen freisprach. Der damalige Staatsanwalt Ritter von Waser legte jedoch beim Kassationshof Nichtigkeitsbeschwerde ein, und hierauf erfolgte die Verurtheilung der verschiedenen Angeklagten. Einer derselben starb schon während der Untersuchungshaft, andere wurden zu mehrjährigem, ja bis zu zehn Jahren Kerker verurtheilt. Konrad Deubler erhielt „zwei Jahre schweren Kerkers und nachherige Internirung auf unbestimmte Zeit".

(Fortsetzung folgt.)

Reformen in Japan.

Seit wenigen Jahren klingt aus dem fernsten Osten, aus dem den Europäern am spätesten bekannt gewordenen ostasiatischen Inselreiche Japan (Nippon oder Zipangu genannt) eine Kunde herüber, die desto märchenhafter erscheint, je weniger sie wirklich ein Märchen ist. Japan wandelt sich um zu einem modernen Kulturstaat. Im vollen Widerspruch mit dem hergebrachten Wesen der asiatischen Staaten, deren Streben grade auf die strengste Erhaltung des Uralten gerichtet war, bricht Japan mit den angestammten Sitten und Gewohnheiten und wird modern. Es will ein Land werden wie Deutschland, England, Frankreich; es legt seine phantastischen Kleider ab, um in unseren nüchternen Frack zu schlüpfen, rasirt den Zopf, um sich auf den Kopf unsere Filzröhre, die Cylinder, zu stülpen; es gründet Schulen, Akademien, Universitäten, wie es die unsrigen sind, und damit die Schattenseite unsrer Kultur nicht fehle, reorganisirt es seine Heere auf der Basis der Zündnadeln und Hinterlader. Dieser Umschwung geht so schnell vor sich, daß er auch manche faule Frucht zeitigt. Fünfhundert Studenten, ja sogar auch Studentinnen, werden jährlich auf Staatskosten ins Ausland geschickt, welche mit der dem Mongolen eigenthümlichen schnellen Auffassung große Fortschritte in den Naturwissenschaften machen. Daß sie auch im Kneipen und Tabakrauchen gleichen Schritt mit unserm Bruder Studio halten, gehört wohl zum Comment. Japanesische Gesandtschaften besuchen die Höfe und nehmen unter Leitung von Fachleuten und Dolmetschern Kenntniß von allen Einrichtungen abendländischer Kultur. Sie erscheinen in den Parlamenten, wohnen Gerichtsverhandlungen bei, besuchen Gefängnisse, lassen sich über Verkehrseinrichtungen unterweisen und machen massenhafte Bestellungen in unsern Fabriken und Kaufläden. Man glaube aber ja nicht, daß ihre Industrie von der unsrigen nach allen Richtungen überflügelt ist. Die letzten vier Weltausstellungen in Paris, London, Wien und Philadelphia haben den Beweis geliefert, daß wir hinsichtlich der Zierlichkeit ihrer Galanteriewaaren noch manches von den Japanesen lernen können. In der Ausnutzung des Bodens, namentlich aber in seiner Verzierung, im Gartenbau, sind die Japanesen unerreichte Meister. Ihre Gärten sind von der feenhaftesten Einbildung geschaffene Anlagen, und dieser friedliche Umstand allein möchte in Verbindung mit der angebornen mannhaften Sinnesart genügen, um den Japanesen zum Reformator asiatischer Zustände vom Schicksal vorherbestimmt erscheinen zu lassen. Wie im 18. Jahrhundert in Rußland, so ging im 19. Jahrhundert in Japan die Reform von oben aus. Der vom Mikado, dem Regenten von Japan, ausgestreute Kultursame fand aber in Japans Volksschichten willigeren Boden, wie einst in Rußland, denn auf die 33 300 675 Einwohner kommen 53760 Elementarschulen. Nach Durchführung des 1872 beschlossenen und in Vollzug gesetzten Schulplans wird das 7315 Quadratmeilen umfassende Inselreich in acht große Schulbezirke getheilt, von welchen jeder eine Art Hochschule und 32 Mittelschulen erhalten soll. Daneben werden 210 höhere Fachschulen eingerichtet. Die Großen des Reichs schicken ihre Kinder nach Europa und Nordamerika, um sie zu Lehrern ausbilden zu lassen (Aehnliches kommt bei uns nicht vor), damit sie die ausländischen Lehrer der Hochschulen ersetzen. Alle Schulen werden zu gleichen Theilen von Knaben und Mädchen besucht. Das Zeitungslesen ist dem Japanesen zum Bedürfniß geworden; 1874 erschienen 34 Zeitungen in japanesischer Sprache, die kaiserliche Post beförderte davon 2 564 000 Stück. Trotz der obenangeführten außerordentlichen Ausdehnung Japans ist der Personen- und Lastenverkehr ein sehr lebhafter, und es leuchtet ein, daß unsere Dampfbeförderungsmittel in dieser Hinsicht dem Beherrscher des Landes, dessen vernünftige Ansichten den Bruch mit dem traditionellen Schlendrian so energisch durchzusetzen wußten, vor allem begehrenswerth erscheinen mußten. Aber auch damit ist der erste Schritt gethan. Zwischen Schinagawa (Hafenort von Yeddo) und Yokohama (der Hauptstadt der Insel Nipon) wurde am 12. Juni 1872 die erste Eisenbahn zum höchsten Erstaunen des Volkes der Oeffentlichkeit übergeben. Wie einst bei uns den Mitfahrenden auf dem ersten Zuge angesichts der ungewohnten Schnelligkeit ängstlich zu Muthe geworden ist, so mag es auch dort der Fall gewesen sein, denn der Zug war nur mäßig besetzt. In vier Minuten war Kanagawa erreicht, dann durcheilte man die Paddyfelder, stationirte in Thuruma und Kawasaki, passirte die Logobrücke und kam nach 34 Minuten der ganzen Tourzeit in Schinagawa an. Der Premierminister Sanjol war von dieser Einweihungsfeierlichkeit sonderbarerweise ausgeschlossen — aber durch eigne Schuld; er war zu spät gekommen, aber doch höflich genug, auf den nächsten Zug zu warten.

Das Innere der Wagen ist wie in den amerikanischen und europäischen Omnibus eingerichtet; die Sitze laufen längs den Seiten, die Wagen erster Klasse sind in drei Coupés eingetheilt. Jedenfalls dürften die Japanesen bald ausschließlich die neue Reiseart mit ihrer älteren in den unbequemen Dschiuriki-Schas vertauschen. Mit der Eisenbahn zugleich wird sich auch den Fremden endlich das ganze Land erschließen, welches bisher nur in gewissen Theilen und nach besonderer Erlaubniß besucht werden durfte.

So geht Japan mit einer Reform nach der andern vor, und merkwürdigerweise sind die Priester ihre eifrigsten Bahnbrecher, weil sie der schlaue Mikado dafür zu interessiren wußte. Ein Regierungsdekret vom Jahre 1873 entlastet die Geistlichen aller japanischen Tempel von dem Gelübde der Ehelosigkeit, Armuth und Nüchternheit, und hebt die Ordensregel in Betreff der Klosterkleidung auf. Diese Maßregel hat 72000 Finsterlinge zu ebenso vielen Aufklärungsaposteln gemacht.

Der Hauptgewinn der Neuerungen ist aber die Gleichberechtigung der Frauen, welche bisher weniger Werth wie das Vieh hatten.

Wir dürfen aber bei den vielseitigen Reformen nicht übersehen, daß der Fortschritt größer scheint, als er in Wirklichkeit ist; das Verständniß für die neuen Lebensgrundsätze, welches sich das Volk auf Befehl der Regierung aneignen soll, ist noch nicht allseitig und kann in der kurzen Zeit unmöglich alle Schichten ergriffen haben. Im Innern des Landes kennt das Volk die Fremden nicht, denen es für Wohlthaten und neue Eindrücke danken soll; es fühlt dagegen, seit diese dort handeln dürfen, den Steuerdruck stärker. Die unentbehrlichen Lebensmittel werden theurer, seit ein großer Theil ausgeführt wird; die zahlreiche, sozial noch immer hochgestellte Klasse des Militär- und Hofdienstadels, der Samurai, verlor ihr gesichertes Einkommen, sieht sich zurückgedrängt durch die eingewanderten Fremden, sieht sich zurück-

gewiesen von den gewohnten Wegen zu Wohlstand und Ruhm, und kämpft unter Entbehrungen und großen Anstrengungen um die Bedingungen ihrer Existenz. Der Staatshaushalt ist mit hohen Abfindungssummen belastet, deren Gewicht erst in späteren Zeiten geringer wird, wenn die schwierigen Krisen des Uebergangs aus mittelalterlicher Kleinstaaterei zu einem großen geeinigten Staatswesen glücklich überwunden sind, d. h. wenn nicht bis dahin Japan, wie so manche andren asiatischen Länder, ein Theilungsobjekt der großen seefahrenden Nationen wird.

Dr. M. T.

Die schwarze Margreth.

Kennst du die Trümmer der schwarzen Burg?*)
Wind und Wetter heulen hindurch.
Stand einst so hoch mit ragender Zinn',
Als Mestwins Tochter hauste darin,
Die schwarze Margreth.

Nie zog eines Mannes unbändige Kraft
Zur Jagd in so rasender Leidenschaft,
Mit so grimmiger Gier und wildem Sinn,
Wie die pommerellische Jägerin,
Die schwarze Margreth.

Hörst du die Hörner, das Hundegeheul?
Es gilt dem Hirsch; in rasender Eil'
Fliegt hinter ihm her der wendische Troß,
Und es stürmt voran auf dem Lieblingsroß
Die schwarze Margreth,

Und preßt in die Weichen den treibenden Sporn,
Und durch Wiesen geht's und des Bauers Korn
Ueber Gräben hinweg, in die Büsche hinein;
Es holten die andern sie nimmer ein,
Die schwarze Margreth.

Lang hängt die Zunge und blutig roth
Dem Hirsch in verzweifelter Todesnoth;
Ihm zittern die Knie, wie er vorwärts schoß,
Und näher und näher schäumt das Roß
Der schwarzen Margreth.

Fernab von der Burg, im Waldesgrund
Am Bach hat sie ihn erreicht jetzund.
Laut stöhnt der Hirsch durch den düstern Tann,
Und als flehet er sie um Erbarmen an,
Die schwarze Margreth —

So zuckte vor Weh das große Aug'
Des gehetzten Thiers, unter keuchendem Hauch
Sank das Geweih und es brachen die Knie; —
Noch ergötzte so grausiger Anblick nie
Die schwarze Margreth.

Von fernher tönet der Höner Klang,
Und der Hirsch, er röchelte wild und bang,
Wie er höret der gierigen Meute Nahn;
Nicht will er den Gnadenstoß empfahn
Der schwarzen Margreth,

Und vom Boden noch einmal im Todeskrampf,
Schnellt er empor zum Rachekampf,
Und es kehrt sich das wilde, entsetzliche Spiel:
Hoch schlug das Roß, und die Reiterin fiel,
Die schwarze Margreth.

Wohl heulten die Hunde im düsteren Wald,
Wohl bebte der Grund von des Falles Gewalt,
Es rauschten die Tannen drüber hin,
Todt lag das Wild und die Jägerin,
Die schwarze Margreth.

Alljährlich nachts in dem Tannenschlag,
Wo zur Leba rieselt der Simmelbach,
Hörst du es krachen, dumpf tönt ein Geheul;
Dort jagt sich zu Tode nächtlicher Weil'
Die schwarze Margreth.

Leopold Jacoby.

*) Belgard in Pommern.

Hermann Salza, Hochmeister des Deutschen Ritterordens. (Bild S. 112). Unser Bild stellt einen Krieger und Staatsmann in der Mönchskutte, den berühmtesten Hochmeister des deutschen Ritterordens, Hermann von Salza, vor. Wie dieser „Pionier des Ostens", der die Civilisation, oder das, was man im 12. Jahrhundert Civilisation nannte, mit Feuer und Schwert unter den heidnischen Preußen verbreitete, dazu kommt, in Sandstein gehauen, auf der neuen Weichselbrücke bei Thorn zu stehen, soll nachstehender Aufsatz des weiteren erklären. Die Kreuzzüge, welche der Menschheit viel Elend bereitet haben, sind auch die Stiftungsursache der drei geistlichen Ritterorden, der Templer, Maltheser und Deutschherrn. Die letzteren, die jüngsten, wurden während des dritten Kreuzzuges bei der Belagerung von Akkon von Lübeckern und Bremensern als Krankenpfleger gegründet und im Jahre 1191 durch eine päpstliche Bulle als Ritterorden bestätigt. In ihnen erstand den Päpsten die Blüthe der Ecclesia militans, der streitenden Kirche. Durch das Cölibat, die Ehelosigkeit, hat man sie der Familie und dem Staat entfremdet und durch die Ordensregel der Templer, d. i. Verpflichtung zum Heidenkampf, sie zu nimmersatten Eroberern gestempelt. Das Einzige, was sie sehr vortheilhaft vor andern Orden auszeichnete, ist die freie Verfassung und Verwaltung der Ordensangelegenheiten. Der „unbedingte Gehorsam" blieb in ihren Statuten ein todter Buchstabe. Der Hochmeister regierte mit einem Generalkapitel, bestehend aus Landmeistern und Komthuren, nebst einem fünfköpfigen Beirath. Dieser Beirath setzte sich aus dem Großgebietiger (Schatzmeister), dem Marschall (Waffenmeister), dem Spittler (Krankenaufseher), dem Trappier (Kleidungsverweser) und dem Treßler oder Säckelwart zusammen. Die Mitglieder des Ordens bestanden aus Ritterbrüdern und Priesterbrüdern. Beide Abtheilungen trugen einen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuz über der Rüstung oder der Kutte, während die dienenden Brüder graue Mäntel hatten. In den Hospitälern und auf den Meierhöfen wurden auch Schwestern, ja sogar Verheirathete zugelassen, wenn sie ihr Vermögen dem Orden testamentarisch vermachten. Durch diese Maßregel und die Protektion der Päpste und Landesfürsten wuchs der Länderbesitz und das Baarvermögen des Ordens ins Ungeheuerliche. Ein deutschgeschriebenes Ordensbuch, eine große Seltenheit in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, erzählt uns die erste That des Hochmeisters Hermann von Salza, eine Belehnungsurkunde von Kaiser Friedrich dem Zweiten, unterzeichnet 15. Februar 1211. Das Geburtsjahr dieses mittelalterlichen Diplomaten, der es zeitlebens mit dem Kaiser hielt, ohne sich mit Rom zu verfeinden, ist unbekannt. Aus dem obengenannten Ordensbuche erfahren wir, daß er am 19. März 1239 zu Barletta in Apulien (Italien) starb. Während der zwei Menschenalter, die er an der Spitze des Ordens stand, dehnten sich die Besitzungen des Ordens am meisten aus: wir hören von Landkomthuren von Livland, Preußen, Deutschland, Oesterreich, Apulien, Sizilien, Spanien, Romanien (griechisches Kaiserreich), Armenien und Palästina. Hermann von Salza war es auch, der nach einer mißglückten Kolonisirung des Burzenlandes in Siebenbürgen, dem Landmeister Hermann Balk den Auftrag gab, mit einem Häuflein Ordensbrüder die Stadt Thorn an der Weichsel zu gründen und von hier aus die heidnischen Urbewohner Preußens zu bekämpfen und die Gränzen des Christenthums und der deutschen Civilisation nach dem Nordosten hinauszurücken. Bald erstreckte sich das Ordensgebiet bis zum Strande der Ostsee und nachdem der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seine Residenz im Jahre 1309 nach Marienburg verlegt hatte, wurde die Bekehrung, damals gleichbedeutend mit Eroberung, von Lithauen und Livland ins Werk gesetzt. Je mehr das Ansehen des Ordens in Palästina und Griechenland sank, desto mehr erstarkte es im Nordosten Deutschlands. Nach dem Aussterben der pommerschen Herzogsfamilie (1308) wurde Pommern käuflich erworben. Die Glanzperiode des Ordens fällt in das 14. Jahrhundert. Seit der Taufe des lithauischen Großfürsten Jagiello (1386) und seiner Verheirathung mit der polnischen Erbtochter Hedwig erwuchs dem Orden der polnische Erbfeind. Mit Rom verbündet untergrub er stetig das deutschritterliche Bollwerk, bis es die Reformation vollends über den Haufen warf. Auf Martin Luthers Anrathen nahm der Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach (gewählt am 13. Februar 1511) die neue evangelische Lehre an und wurde von Polen am 10. April 1525 mit dem Ordensland Preußen belehnt. Der livländische Landmeister Gotthard von Kettler folgte dem gegebenem Beispiel im Jahre 1561, indem er Livland an die Krone Polen abtrat, um dafür Kurland und Semgallen als polnisches Lehen zu erhalten. Die Abtrünnigen wurden vom Kaiser in die Reichsacht erklärt und der hochmeisterlichen Würde entkleidet. Da aber niemand da war, der die Ausführung solcher Verordnungen übernommen hätte, so blieben sie damals und in der Folge erfolglos. Der Besitzstand des Ordens sank von da ab allmälich bis auf 40 Quadratmeilen, seine politische Bedeutung war unwiederbringlich verloren. Die fast im ganzen Reich zerstreuten Güter des Ordens, dessen Hauptsitz nach Mergentheim verlegt wurde, wurden in 12 Balleien, deren jede unter einem Landkomthur stand, vertheilt: Thüringen, Oesterreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Bozen, Utrecht, Alten-Binsen, Lothringen, Sachsen, Westfalen. Aber auch über diesen geschmälerten Besitzstand fuhr der Schwamm der französischen Revolution hin. Im Frieden von Lüneville (9. Februar 1801) fielen alle linksrheinischen Besitzungen des Ordens an Frankreich. Die Landesherren von Bayern, Würtemberg und Baden annektirten zur selben Zeit das in ihren Ländern gelegene Ordensgut. Die Hoch- und Deutschmeisterwürde, zu einem Titel ohne Mittel herabgesunken, blieb laut dem Preßburger Frieden ein Erbbesitzthum der österreichischen Erzherzoge. Nachdem Kaiser Napoleon am 23. April 1809 den deutschen Orden in Regensburg in allen Staaten des Rheinbundes für aufgelöst erklärt hatte, blieb derselbe nur in Oesterreich und in den Niederlanden (Ballei Utrecht) bestehen. Kaiser Ferdinand verlieh ihm am 28. Juni 1840 neue Statuten, doch erst im Jahre 1875 gab der Orden durch seine 40 Feldsanitätskolonnen ein Lebenszeichen. Die 10 Komthuren der Utrechter

Ballei haben ein durchaus protestantisches Gepräge. Vom Kaiser Napoleon im Jahre 1811 aufgehoben, wurde das morsche Institut in allerneuester Zeit wieder hergestellt. Die aristokratischen Statuten (zur Aufnahme gehören vier Ahnen von zweihundertjährigem Adel) sind wohl der Todeskeim des Instituts und werden sicherlich diese lächerliche Mumie am 700jährigen Jubiläum (1891) verhindern. Was nicht in den Organismus des Volkes eingreift, wird als entbehrlich von diesem Organismus abgestoßen. Dr. M. T.

Karawanserai im Palmenhain bei Tripolis. (Bild S. 113.) Wenn man in den Werken der römischen Geschichtsschreiber die Nordküste Afrikas, das heutige Marokko, Algier, Tunis, Tripolis und Aegypten als die Kornkammern Roms preisen hört, um deren Besitz die furchtbaren punischen Kriege geführt wurden, so fragt man sich verwundert, was wohl die Verarmung dieser einst gesegneten Länder herbeigeführt habe. Die Antwort ist einfach: der Islam, die Religion der Faulheit. Die Wucht dieser Ländermasse, welcher vor allen Dingen thätige Menschen zur Entwicklung ihrer großen Hülfsquellen fehlen, wirkt erdrückend auf den Europäer, schrieb vor Jahren der deutsche Afrikareisende Vogel. Wir haben es zur Erklärung unseres Bildes diesmal nur mit Tripolis zu thun. Es ist im verwegensten Sinne des Wortes ein geographischer Begriff, der nur im Norden vom mittelländischen Meer begränzt ist. Die westliche Gränze gegen Tunis, die südliche zur Wüste Sahara und die östliche gegen Aegypten festzustellen, fällt den türkischen Behörden, die seit 1835 durch die Vermittelung Englands das Kommando im Lande führen, nicht im Traum ein. Im Alterthum Cyrenaïka genannt, hatte die Provinz blühende Städte, darunter Cyrene und Ptolemaïs, deren Einwohner nach Hunderttausenden zählten. Die prachtvollen Bildwerke, welche die englischen Reisenden Porcher und Smith unter ihren Trümmern fanden, können mit denen von Palmyra und Memphis verglichen werden. Die jetzige Hauptstadt des Landes, Tripolis, unter dem 33. Grad nördlicher Breite und dem 31. Grad östlicher Länge am mittelländischen Meer gelegen, ist ein Gewirr halbverfallener Häuser mit 18,000 Einwohnern; davon sind etwa 3000 Christen und 4000 Juden, die übrigen bekennen sich zum Islam. Die Zahl der Einwohner des ganzen Landes, welches den doppelten Umfang von Deutschland hat, anzugeben, ist unmöglich, weil sie Nomaden sind. Die zweite nennenswerthe Stadt des Landes heißt Bengasi und ist trotz der herrlichen Umgebung ebenso verwahrlost als Tripolis. Beide Städte wären längst das Ziel europäischer Touristen, wenn sie eine Dampferverbindung mit der nahen unter englischer Botmäßigkeit stehenden Insel Malta hätten. Das Land hat zwar ein heißes, aber durchaus gesundes Klima; die Durchschnittstemperatur beträgt 21 Grad Wärme nach der Skala des Celsius. Alle Fruchtbäume der Mittelmeerzone, sowie Wein, Reis und Mais gedeihen im Schatten der Palmen. Daß bei dieser Ergiebigkeit des Bodens, der ohne Mühe doppelte Ernten gestattet, und bei der durch Seebrisen gemilderten Temperatur die faulen Einwohner für die innere Einrichtung ihrer Wohnstätten so viel wie gar nichts thun, ersieht man aus dem Bilde des Karawanserais im Palmenhain bei Tripolis, der den nach Mekka pilgernden Frommen als Nachtlager dient. Von dem grauenvollen Schmutz dieses „Gasthofes" entwirft der Afrikareisende Gerhard Rohlfs eine drastische Schilderung, mit deren Einzelheiten wir die Geruchsnerven unserer Leser verschonen wollen. Als Verkehrspunkte des Mittelmeeres haben die Städte Tripolis und Bengasi eine nur geringe Bedeutung, desto wichtiger sind sie als Ausgangspunkte von Entdeckungs- und Forschungsreisen. Denham, Clapperton, Oudney, Lyon, Benchey, Barth, Richardson, Vogel, Overweg, Mircher, Rohlfs, Alexandrine Tinné und Nachtigal, alle gingen von Tripolis aus, von Beurmann nahm Bengasi als Ausgangspunkt. Abgesehen von den wissenschaftlichen Instrumenten und den Luxusartikeln, findet hier der Reisende alles, was er zur Expedition nach Innerafrika nöthig hat. Die Kameele sind hier billiger, als im übrigen Nordafrika, eingeborene Diener leicht zu beschaffen, Nahrungsmittel und Tauschwaaren in genügender Menge vorhanden. Als ein Zeichen der Zeit führen wir schließlich noch an, daß seit 1864 in Tripolis wöchentlich eine arabische Zeitung erscheint und seit 1870 der Telegraphendraht über Alexandria das öde Tripolis mit der Außenwelt verbindet. Im Vergleiche zu ihren vielgeplagten europäischen Berufsgenossen, führen die tripolitanischen Telegraphenbeamten ein stilles, beschauliches Leben, weil es, wie uns Rohlfs erzählt, oft wochenlang nichts zu telegraphiren gibt. Dr. M. T.

Deutschlands Bücher. Schon oft wurde als Gradmesser der Kultur eines Volks der Umfang seiner Journalliteratur angenommen, zutreffender aber dürfte man auf die Kulturhöhe einer Nation schließen, wenn man die von ihr jährlich produzirte Anzahl Bücher in Betracht zieht. Denn wenn auch keineswegs die Gesammtsumme allein entscheidet, vielmehr schwereres Gewicht auf Qualität als Quantität gelegt werden sollte, so steht es doch fest, daß die Nation, welche verhältnißmäßig am meisten Bücher produzirt, durch diese hohe Summe auch zugleich das größte Bedürfniß nach Lektüre dokumentirt, was unzweifelhaft als Vorbedingung aller kulturellen Bildung betrachtet werden kann. Gibt man die Richtigkeit dieser Anschauung zu, so stellen sich die Verhältnisse für Deutschland äußerst günstig; und wenn wir auch keinen besondern Grund haben, die enorme Summe der produzirten Bücher ihrer Qualität wegen ohne Mißtrauen zu betrachten, so begrüßen wir dennoch die Thatsache, daß Deutschland verhältnißmäßig am meisten Bücher produzirt, mit aufrichtiger Freude, da wir darin ein gesteigertes Bedürfniß nach Lesestoff erblicken, welches im Laufe der Zeiten wohl auch eine richtigere Wahl als bisher zur Folge haben dürfte. Von den jährlich in Europa erscheinenden dreißigtausend Büchern werden in deutscher Sprache allein circa vierzehntausend herausgegeben, während in England und Frankreich nur je fünftausend alljährlich erscheinen. Allerdings bleiben diese vierzehntausend Bücher nicht in Deutschland allein, sondern finden ihre Wege zu den dem Mutterlande zum Theil entfremdeten Deutschen in Ungarn, den russischen Ostseeprovinzen, Amerika 2c. 2c. Immerhin ist die Gesammtzahl der in deutscher Sprache herausgegebenen Bücher so groß, daß sie die Behauptung rechtfertigt, daß das Lesebedürfniß hier ungleich größer als in andern Ländern ist, besonders wenn berücksichtigt wird, daß der deutsche Bücherverkauf bei weitem nicht so forcirt wird als dies in andern Ländern der Fall ist. Von dem Fortschritte der deutschen Bücherproduktion kann man sich am besten einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß z. B. im Jahre 1564: 256 Bücher erschienen, im Jahre 1601: 1137, im Jahre 1765: 1517 und im Jahre 1878: 13,912. Aus einer Zusammenstellung in der Vossischen Zeitung, welcher der J. C. Hinrichs'sche Katalog in Leipzig zu Grunde gelegt ist, ergiebt sich folgende Vergleichung der einzelnen Literaturzweige:

	Zahl der literarischen Erscheinungen im Jahre 1860	1872	1878
Theologie	1454	1234	1246
Recht und Politik	884	1015	1319
Medizin	428	485	789
Naturwissenschaft	556	587	793
Philosophie	95	180	164
Pädagogik	791	1266	1775
Jugendschriften	269	296	443
Sprachwissenschaft	612	784	948
Geschichte, Geographie	857	1002	1010
Mathematik und Astronomie	93	160	151
Kriegswissenschaft	175	318	315
Handel, Gewerbe, Industrie	518	747	959
Land- und Forstwirthschaft	360	353	504
Schöne Literatur und Kunst	1367	1418	1752
Volksschriften	224	209	715
Vermischte Schriften	466	873	701
Karten	?	200	293
Insgesammt	9496	11127	13912

Diese Zusammenstellungen dürften für die Leser der „Neuen Welt" nicht ohne Interesse sein, denn es werden hierdurch Beiträge zur Kulturgeschichte der Gegenwart geliefert, deren Licht- und Schattenseiten sie getreulich wiederspiegeln. Während im Jahre 1872 nur 21 naturwissenschaftliche Bücher mehr erschienen, als im Jahre 1860, umfaßte dieser Literaturtheil im Jahre 1878 793 Bücher, also 206 naturwissenschaftliche Bücher mehr als im Jahre 1872 und 227 mehr als im Jahre 1860. Die pädagogische Rubrik erscheint gleichfalls mit einer erheblichen Steigerung und zwar um 509 Bücher mehr als im Jahre 1860. — Nicht minder erfreulich ist die Thatsache, daß die theologische Literatur innerhalb zwölf Jahren nur um 12 Bücher zugenommen hat, und heute nur den zwanzigsten Theil der gesammten deutschen Literatur umfaßt, während sie vor circa 20 Jahren den vierten Theil der deutschen Bücherproduktion für sich in Anspruch nahm. Während sich also aus der obigen Zusammenstellung eine Zunahme der Bücherproduktion in den populären, naturwissenschaftlichen, industriellen, pädagogischen Gebieten ergiebt, ist die „leidige Theologie" in verhältnißmäßig progressiver Abnahme begriffen, ein Umstand, der den Lesern der „Neuen Welt" gewiß nicht unangenehm sein wird. Aber auch die Schattenseiten der Gegenwart spiegeln sich in obiger Zusammenstellung wider und zu dieser Schattenseite gehört die umfangreiche kriegswissenschaftliche Literatur, welche im Jahre 1872 hundertunddreiundvierzig Bücher mehr umfaßte als im Jahre 1860 und heute noch den dreißigsten Theil der gesammten Produktion repräsentirt. Die fortgesetzten Kriege einzelner europäischer Großmächte, die „Erfindungen und Verbesserungen" der Waffen 2c., die vollendetere Methode der Kriegführung mußte durch den Druck unseren Nachkommen natürlich mitgetheilt werden. Daß solche Bücher aber nicht blos geschrieben, sondern auch in andern, als Fachkreisen gelesen werden und, wenn man ein richtiges Kulturbild unserer Zeit bekommen will, gelesen werden müssen, ist zwar wenig erbaulich, indessen ist die angeführte Thatsache, daß das deutsche Volk ein verhältnißmäßig lebhaftes Lesebedürfniß empfindet, eine Bürgschaft dafür, daß es auch im Laufe der Zeit die richtige Wahl bei seiner Lektüre treffen lernen und damit die ihm nicht förderlichen oder gar schädlichen Literaturzweige gründlich beschneiden wird. —k.

Das Wachsthum des Menschen. Wissenschaftlichen Nachweisen zufolge beträgt die Länge eines neugebornen Knaben im Durchschnitt 496, die des Mädchens 483 Millimeter. Im ersten Jahre nimmt die-

selbe etwa um 198, im zweiten um 90, im dritten um 73, im vierten um 64, im fünften um 63 und in den folgenden zehn Jahren je um ca. 60 Millimeter zu. Das durchschnittliche Gewicht der Neugebornen beträgt 3250 Gramm. Unmittelbar nach der Geburt nimmt das Kind bis zum dritten oder vierten Tage etwas ab, dann beginnt die Zunahme, die pro Tag 10 bis 50 Gramm beträgt. Von der Mutter selbst gesäugte Kinder gewinnen meistens bis zum zehnten Tage ihr ursprüngliches Gewicht, künstlich genährte jedoch häufig noch nicht.

Dr. M. B.

Läßt der Durchschnittsverbrauch des Papiers, ähnlich wie der Durchschnittsverbrauch von Seife, auf die größere oder geringere Civilisation der Völker schließen, so steht England obenan, die Türkei aber auf der niedrigsten Kulturstufe. Der Papierverbrauch im Jahr und pro Kopf der Bevölkerung beträgt nämlich in

England	5½ Kilo
Vereinigte Staaten . .	5 „
Deutschland	4 „
Belgien	3½ „
Frankreich	3½ „
Niederlande	3 „
Italien	2 „
Dänemark	2 „
Oestreich	1¾ „
Norwegen	1¾ „
Portugal	1¾ „
Rußland	½ „
Donaufürstenthümer .	¼ „
Türkei	¼ „

-z-

Die Russen behaupten, daß ihre Sprache die reine slavische sei; sie erzählen, daß, einer alten Sage nach, im grauen Alterthum ein Mann namens Zlowin (der Wohlbegabte oder Wohlredende) gelebt habe. Dieser habe zwei Söhne gehabt, der ältere Ruß, der jüngere Lach geheißen. Der erstere habe die wohllautende Sprache des Vaters richtig und gut geredet, der jüngere sei aber ein Stammler gewesen, habe im Reden gestottert, gezischt und geschnalzt. Von dem älteren stammen die Russen und sprechen die ursprüngliche, unverdorbene, wohlklingende, vokalreiche Sprache der Slaven. Von dem Lach aber, dem Stammler, kämen die Polachen oder Polen; sie hätten Lachs knatternde, vokallose, Zisch- und Mittellaute anhäufende Sprachart beibehalten. — Die Czechen (Böhmen) rühmen sich aber auch, die slavische Sprache am meisten ausgebildet zu haben!

Dr. B.-R.

Literarische Umschau.

„Der Rathgeber für Gewerbtreibende. Ein getreuer Führer durch alle Verhältnisse des Familien- und Geschäftslebens, insbesondere für den Handwerkerstand und Geschäftsmann als die nützlichste Mitgabe auf seinen Lebensweg." Leipzig, Verlag von Dennhards Literaturhalle. Als Inhalt des vielversprechenden Buches ist auf dem Titel angegeben: Deutsche Sprachlehre. — Der Briefsteller, als: Musterbriefe für Lehrlinge; Musterbriefe für Gesellen während ihrer Wanderschaft; Briefe für den Handwerkerstand überhaupt, als: Glückwünschungsbriefe zum neuen Jahre, zu Geburtstagen, Verehelichungen, Jubiläen und verschiedenen anderen Gelegenheiten; Briefe bei Uebersendung von Geschenken; Dankagungsbriefe; Trostschreiben; Berichtbriefe; Bittschreiben; Empfehlungsschreiben; Vorwurfsschreiben und Ermahnungen; Entschuldigungsschreiben; Liebesbriefe und Eheanträge; Einladungsschreiben; Billets. Briefe geschäftlichen Inhalts für die Handwerksmeister, als: Anerbietungsschreiben zur Hebung des Geschäfts; Bestellungsbriefe; Briefe bei Absendungen von Waaren; Abbestellungen; Erkundigungen und Anfragen, 60 Mahnbriefe; Entschuldigungsbriefe; Bitt- und Bewerbungsschreiben. Gesuche, Bittschriften, Vorstellungen und Klagschriften zur Eingabe an Behörden und fürstliche Personen. Kaufmännische Briefe, als: Circuläre; Avisbriefe; Frachtbriefe; Wechsel und Anweisungen. Geschäftsaufsätze, als: Lehr-, Anstellungs-, Arbeits-, Bau-, Kauf-, Tausch-, Pacht-, Mieth-, Gesellschafts-, Ehe- und Vergleichs-Verträge, Ehevermächtnisse. Einseitige Urkunden, als: Schuldverschreibungen, Vollmachten, Bürgschafts-, Verzicht-, Empfangs-, Pfand- und Tilgungsscheine, Quittungen, Cessionen, Testamente, Schenkungen, Lehrbriefe, Zeugnisse, Rechnungen; geschäftliche und Familien-Anzeigen. — Die Buchhaltung. — Fremdwörterbuch. — Der Gelegenheitsdichter, eine reichhaltige Sammlung von Gedichten bei verschiedenen Festlichkeiten und Todesfällen. — Die für Gewerbtreibende wissensnöthigsten Reichsgesetze: A. Die Gewerbeordnung. B. Das Heimathsrecht. C. Das Paßwesen. D. Die Freizügigkeit. E. Verpflichtung zum Kriegsdienst. F. Strafgesetz. — Brief-, Packet- und Depeschen-Portotarif. Verzeichniß gleichnamiger oder ähnlich lautender Ortschaften. — Statistische Uebersicht der hauptsächlichsten Länder der Erde. — Ortsbeschreibung der vorzüglichsten Städte. — Reiserouten durch Deutschland. — Der Schnellrechner. Notizen über Gold-, Silber- und Papiergeld. Das Maß- und Gewichtsystem. — Das Buch gibt sich Mühe, zu halten, was der Titel verspricht. Eine neue, recht sorgfältige, sich über alle Theile des Inhalts erstreckende Bearbeitung thäte ihm freilich gut; dafür sprechen veraltete Wendungen im Stil, sowohl in dem Abschnitte, der die Sprachlehre enthält, als in den Musterbriefen, eine ganze Zahl außer Gebrauch gekommener Fremdwörter in der 4. Abtheilung, eine Reihe von Gedichten in der Sammlung von Gelegenheitsgedichten, welche einer geistesbeschränkten Anschauungsweise unpoetischen Ausdruck geben, mancherlei Angaben in der statistischen Uebersicht, welche hinter der rasch vorwärtsschreitenden Zeit um ganze Volkszählungsperioden und mehr hinterdreinhinken u. s. w. Alle diese Mängel im einzelnen hindern jedoch nicht, das Buch im ganzen als ein nützliches und empfehlenswerthes anzuerkennen. Der kleine Geschäftsmann, jeder Handwerker und Arbeiter wird darin für viele der an ihn herantretenden Fragen seines Geschäfts- und Familienlebens, deren Beantwortung ihm die Mangelhaftigkeit seiner Schulbildung nicht gestattet, Rath und Hülfe finden.

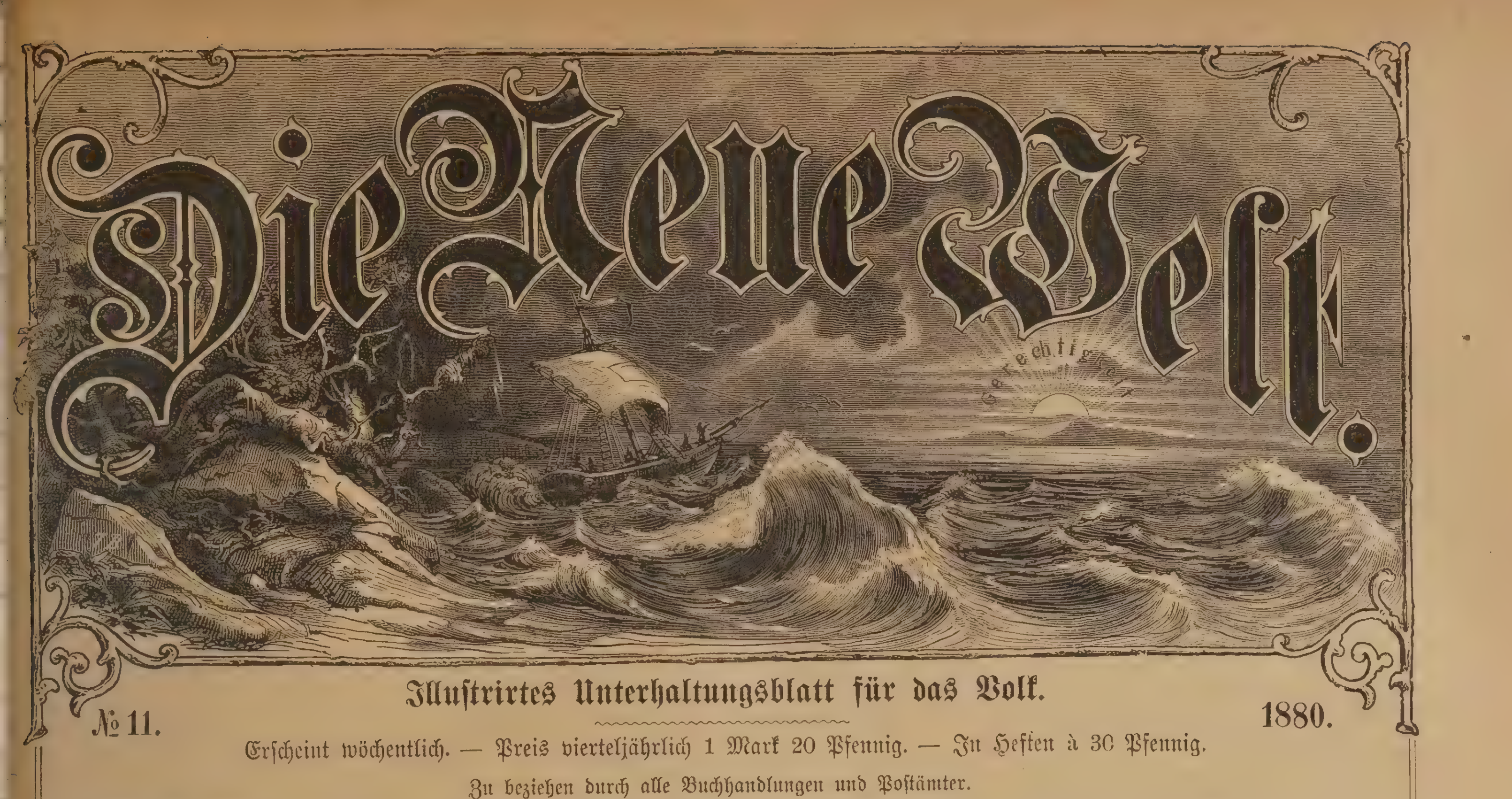
„Backfischblumen. Eine Sammlung neuer Akrosticha nebst losen Liedern, von Eugen Roßhirt." Bern 1879. J. Heubergers Verlag. Sowohl die Akrosticha als die „losen Lieder" sind so, daß wir dem Verfasser den Rath geben müssen, er möge sich nicht daran stoßen, daß sein Vorname Eugen lautet, und sich sein eigenes, auf Stephan lautende Akrostichon S. 35 zu Herzen nehmen:

„Steh stille, steck' das Dichten ein,
Traust viel zu viel dir zu!
Es hat dein Lied ein schiefes Bein,
Fällt um in einem Nu:
Ach, greife doch nach andrem keck;
Nur von dem Dichten bleibe weg!"

„Jesus von Nazareth. Historische Studie von Georg Lommel." Siebente Auflage. Nürnberg 1878, Verlag von C. Grillenberger. Das Schriftchen ist nicht mehr jung, es ist mehr als schier dreißig Jahre alt und hat auch manchen Sturm erlebt. Nachdem es durch die ehrenvolle Feindschaft verschiedener deutscher Censurbehörden jahrelang daran gehindert worden war, an das Licht der Oeffentlichkeit zu gelangen, erschien es 1847 in Robert Blums Verlage in erster Auflage. Seit jener Zeit hat es sich, vielen Anfeindungen zum Trotz, auf dem Büchermarkte behauptet und ist noch heute mehr als einer weiteren Auflage werth. Ein Stück Kulturgeschichte — interessantesten Inhalts, volksverständlichster, klarster und knappster Form, das ist's, was das kleine Buch bietet. Ob die Anschauungen des Verfassers in allen Einzelheiten bis auf das Tüpfelchen über dem i richtig sind, darüber läßt sich ~~selbstredend~~ streiten; wer aber über den Geist der Schrift zetert, der beweist seine eigene Beschränktheit oder seine Zugehörigkeit zu jener Gesellschaft, der vorurtheilslose Forschung und wahrheitstreue Volksbelehrung allezeit ein Greuel war. Der ganz außerordentlich billige Preis — 40 Pfennige — möge dazu beitragen, daß sich Lommels „Jesus von Nazareth" auch weiterhin — hoffentlich noch rascher als bisher — von Auflage zu Auflage durchs literarische Leben kämpfe.

„Unser tägliches Brot. Ein Beitrag zur Erforschung der Ursache der Diphtherie-(Rachenfäule-)Epidemieen." Von Dr. H. Oidtmann, Arzt in Linnich. Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei, Leipzig 1880. Preis 25 Pfg. Dr. Oidtmann will nur einen Beitrag zur Erforschung der zu einer der gefürchtetsten Landplagen gewordenen Diphtheritis geben. Die Broschüre leistet, was der Verfasser verspricht, — vielleicht weit mehr; es scheint unserm Laienverständniß, als wenn sie den Nagel auf den Kopf träfe. Im Publikum gewinnt dieselbe Meinung täglich an Verbreitung. Wenn diese Zeilen in die Oeffentlichkeit gelangen, wird wohl schon die dritte Auflage vergriffen sein. Gewissen Medizinalmagiern paßt das Resultat auch dieser oidtmann'schen Forschung nicht in den Kram — das ist gleichfalls ein günstiges Zeichen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 11. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Wenn wir — vollende doch gefälligst!“ sagte der Justizrath, indem er die Taillenschnüre seines dunkelbraunen Sammetschlafrocks fester zusammenzog und sich äußerst behaglich in einem hochlehnigen Fauteuil in der Nähe des Kamins niederließ.

„Nun denn — meinetwegen! Wenn wir nicht überhaupt Schiffbruch leiden wollen. Ja, zucke nur die Achseln, — du hast dich um den Stand unsres Vermögens seit Jahr und Tag nicht mehr gekümmert. Ich aber bin der Zuversicht, daß es noch lange so bergauf gehen könnte, wie bisher, schon seit Monaten nicht mehr, ich verstehe zu rechnen und sehe auch ein wenig in die Zukunft. So weiß ich zum Beispiel, daß unsere Eisenbahnaktien binnen heut und einem Jahre sehr bequem um 50 Prozent ihres Kurswerthes verloren haben dürften.“

„So müssen wir sie also vorher loswerden,“ unterbrach ihn der Vater; „hast du mir darüber vielleicht auch Vortrag gehalten?“

„Wenn du nur diesmal die Freundlichkeit haben willst, mir zuzuhören — aber, wenn ich bitten darf, recht aufmerksam zuzuhören —, so will ich die Hauptmomente meiner Mittheilungen von vorhin kurz wiederholen und dann zur Klärung der Sachlage ein paar Bemerkungen über unsre gemeinschaftliche Stellung in der Angelegenheit hinzufügen. Was ich sage, wird sich schon dein Interesse erobern, mein lieber Papa, wenn du nur darauf zu hören die Gewogenheit hast, — du müßtest denn hinter meinem Rücken einige Milliönchen aufgespeichert haben, um sie bei guter, oder vielmehr *schlechter* Gelegenheit als Reservetruppen ins Gefecht zu bringen.“

Der junge Herr Wichtel hatte diese Worte mit häßlicher, höhnischer Betonung gesprochen; der Justizrath ließ sich jedoch dadurch in seinem Gleichmuth nicht stören.

„Zur Sache endlich!“ sagte er. „Du weißt, ich theile deine Vorliebe für die langweiligen Einleitungen nicht.“

„Mit Vergnügen — zur Sache!“ wiederholte der Referendarius. „Erinnere dich gefälligst, daß du vor ungefähr einem Vierteljahr der angenehmen Ueberzeugung lebtest, unsre Fabrikgründung, bei der uns dein Freund und mein Schwiegervater in spe, Alster, mit seinem Gelde die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, würde sich ganz von selbst machen, wenn Alster nur erst für das Geschäft öffentlich engagirt wäre. Dieser Meinung folgend, inszenirten wir bei jener grandiosen Champagnerkneiperei die bewußte Rührszene mit der obligaten Vertragsunterzeichnung, welcher ich, gleichfalls auf deine ausdrückliche Anordnung, die Zeitungsnotiz, welche allseitiges Aufsehen erregt hat, folgen ließ.“

Der Justizrath machte eine Bewegung der Ungeduld und brummte etwas von zehnmal aufgewärmtem Kohl in den grauen Bart.

„Entschuldige,“ fuhr der Sohn fort, „entschuldige, wenn ich diesen Kohl wieder aufwärme, er ist aus deiner Küche, und wir werden alle beide noch mancherlei Magenbeschwerden empfinden, ehe er ganz verdaut ist. Unser geistreiches Manöver — die Ueberrumpelung des Feindes, unseres lieben Freundes Alster — hat bekanntlich das Gegentheil von dem bewirkt, was bewirkt werden sollte. Alster wurde stutzig. Statt sich nach Kräften ins Zeug zu legen, suchte er auf alle mögliche Weise Zeit zu gewinnen, und deutete in dem Kreise seiner nächsten Bekannten sogar ziemlich offen an, daß die vielbesprochene Zeitungsnotiz ohne sein Wissen und Wollen so früh in die Oeffentlichkeit gelangt war. Als ich ihn vorwärts treiben wollte und ihm den Waldstein zum Zweck des Entwurfs einer detaillirten Kostenberechnung und von Vorschlägen bezüglich des Ankaufs eines zur möglichst forcirten Fabrikeinrichtung geeigneten Grundstücks empfahl, gab er, nach wiederholten Versuchen, auszuweichen, nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt seine Zustimmung, daß damit eine Verpflichtung, die Vorschläge und Berechnungen Waldsteins zu acceptiren und diesem die Einrichtung der Fabrik zu übertragen, nicht eingegangen sei. Waldstein weigerte sich daraufhin, unter unsrer stillschweigenden Zustimmung, die Vorarbeiten zu übernehmen. Alster war das offenbar ganz angenehm; er erklärte mir sogar, als ich ihn wieder drängte und ihm klar zu machen suchte, daß wir es mit Waldstein nicht verderben dürften, weil er für so große Fabrikanlagen der kompetenteste Sachverständige sei, den wir überhaupt finden könnten, — wir brauchten Waldstein, der bei seinen Bauten fabelhafte Summen zu verdienen gewöhnt sei, ganz und garnicht. Es zwänge uns ja niemand, eine neue Fabrik zu gründen, viel gescheiter wäre es, wenn wir eine bereits im Gange befindliche zu erwerben suchten. Ich habe dir seinerzeit von diesem für uns sehr fatalen Einfall Mittheilung gemacht, du hast aber damals wahrscheinlich grade so wenig auf das gehört, was ich sagte, als vorhin —“

Der Justizrath zuckte die Achseln. „Wer mag dir wohl des andern Tags ein hoffentlich in deinem Aktenstoß da aufbewahrtes Zeitungsblatt — ein Exemplar des ‚Mitteldeutschen Kuriers‘ — auf dein Pult gelegt haben, mein Lieber?“

Der junge Wichtel schaute seinem Vater ein wenig verwundert ins Gesicht. „Das warst also du? Hm, ich glaubte, das Blatt

wäre mir wegen der unverschämten Theaterrezension von dem betreffenden Zeilenschreiber anonym zugeschickt worden."

Um die dünnen Lippen des Justizraths zuckte ein spöttisches Lächeln. „Wir waren an jenem Morgen mit dem schönen Gedanken an Fräulein Selig-Bergfeld zu Bette gegangen und aufgestanden, und sahen vor lauter Selig—keit in dem Zeitungsblatt nichts weiter, als die unverschämte Behauptung des Zeilenschreibers, Fräulein Selig- könnte, wenn sie wollte, mit demselben Rechte, wie der Schauspieler Bergfeld, ungefähr noch drei Dutzend Männer mit der Anhängung ihres Namens an den eigenen selig machen, — n'est ce pas, mon cher?"

„Pardon!" antwortete der junge Herr ärgerlich. „Auch den in geschäftlicher Beziehung für uns interessanten Artikel fand ich sofort, obgleich er nicht, wie der andere, auf der ersten Seite des Blattes stand. Und ich begnügte mich nicht damit, ihn gefunden und damit die wahrscheinliche Ursache von Alsters Zurückhaltung sowohl, als von seinen uns unbequemen Einfällen entdeckt zu haben, sondern ich ging der Sache auf den Grund."

„Das heißt?"

„Das heißt, daß ich persönlich nach B. fuhr und mich in der Redaktion des ‚Kurier' nach dem Verfasser des Artikels erkundigte."

„Und die Redaktion schätzte es sich natürlich zur Ehre, das Redaktionsgeheimniß dem ihr ganz unbekannten Herrn Referendarius Doktor Wichtel zuliebe zu brechen, — sitzen wir da auf dem Grunde?"

Die Reihe des Achselzuckens war jetzt an dem Sohne. „Was der sehr zugeknöpfte Redakteur des Blattes nicht sagen wollte, das pfiffen höchst ungenirt die Setzer, von denen ein paar früher hier bei Gandersberg gewesen waren und mich kannten. Die Geschichte kostete mich ein Fäßchen Bier und den Verdacht bei den biederen Setzern, ich sei extra nach B. gekommen, um mich zu vergewissern, daß den Artikel gegen die Selig wirklich niemand anders geschrieben habe, als der bucklige Jude Doktor Samuel, was ich erstens schon wußte, und woraus zweitens weder die Redaktion noch der unverschämte Schmul selbst ein Geheimniß machten."

„Wirklich außerordentlich umsichtig," bemerkte der Justizrath in spöttischer Anerkennung. „Wer war also der Biedermann, der uns mit seiner Schreiberei so unerwünscht in die Quere kam?"

„Ein ehemaliger Techniker der senkbeil'schen Fabrik."

„Ah!" machte der Justizrath, zum erstenmal ein wenig überrascht. „Sollte Senkbeil selbst dahinter stecken?"

„Nicht gut möglich," entgegnete der Sohn; „denn der Artikel, auf welchen du dich also nicht mehr genau erinnerst, enthielt einen direkten, wenn auch plumpen Angriff auf Senkbeil, und der Schreiber ist nicht als Freund seines ehemaligen Prinzipals aus dessen Fabrik geschieden, — im Gegentheil! Das habe ich nicht blos aus dem Munde des Mannes selbst, sondern aus verschiedenen, völlig unverdächtigen Quellen. Der Techniker, welcher stellungslos ist und sich als Berichterstatter über technische Angelegenheiten und dergleichen ein höchst unbedeutendes Einkommen erwirbt, hatte von unserm Gründungsprojekt gehört, und war der Meinung, wir wollten mit Senkbeil gemeinsame Sache machen. Das veranlaßte ihn, nicht nur in einem, sondern in mehreren Artikeln, zuerst vorsichtig, schließlich aber ganz rücksichtslos über uns ebenso wie über Senkbeil herzufallen. Der letzte, ausführlichste und derbste Artikel, der, auf den du mich also zuerst aufmerksam gemacht hast — nachher bin ich noch von vielen Seiten darauf hingewiesen worden —, machte uns lächerlich, daß wir der überlegenen ausländischen Maschinenindustrie siegreiche Konkurrenz machen wollten, das wäre ein Unsinn, welcher blos bewiese, daß wir von der Technik und dergleichen Anlagen keinen blauen Teufel verstünden. Denn, wenn wir auch, was er — der Artikelschreiber —, trotz des dichten Schleiers, welcher die Theilhaberschaft Senkbeils verhüllte, als selbstverständlich voraussetzte, — wenn wir auch die senkbeil'sche Fabrik übernähmen und sie, den riesigen Zeitanforderungen entsprechend, vergrößerten, so brauchten wir gleich von vornherein hunderttausende von Thalern, und da könnten wir auch nur ein Fabriketablissement herstellen, wie es in England und Amerika deren hunderte gäbe u. s. w. Dann kamen sehr eingehende Mittheilungen über die Einrichtungen und den Werth der senkbeil'schen Fabrik, die äußerst ungünstig für Senkbeil ausfielen."

Der Justizrath wurde nun doch wieder ungeduldig. „Aber, mein Lieber, das weiß ich wirklich alles schon lange."

„Ich glaubte die Einleitung dir nicht erlassen zu können, da du ja in der letzten Zeit so von der hohen Politik in Anspruch genommen warst und — von andern, meinem Verständniß noch weniger zugänglichen Geschäften, daß du dich — vielleicht sehr zu unserm Schaden — um die Fabrikgründung schließlich doch wohl nur sehr obenhin gekümmert hast."

Der Justizrath, welchen der Bericht des Sohnes doch mehr erregt haben mochte, als er sich merken lassen wollte, schob sich die große goldne Brille, die vermöge ihrer Schwere stets entschiedene Neigung zeigte, auf der langen Nase ihres Besitzers abwärts zu rutschen, langsam aber energisch dicht vor die Augen und maß seinen Sohn mit beinahe verächtlicher Miene.

„Herr Sohn," erwiderte er dann mit schneidiger Kälte im Tone, „ich verbitte mir jede Kritik meines Thuns und Lassens. Ich habe deinen meist sehr kostspieligen Neigungen schon seit geraumer Zeit die Zügel der väterlichen Kontrole schießen lassen, weil ich grundsätzlich jeden nach seiner Façon das bischen Leben genießen lasse, aber ich that das nicht etwa, um mir selber gelegentlich Zügel anzulegen oder zu dulden, daß sie mir angelegt werden. Die Wiederholung von Bemerkungen, wie ich sie soeben gehört habe, würde das sofortige Abbrechen unsrer heutigen Verhandlungen zur Folge haben, — verstanden?"

Der Referendar biß sich auf die Lippen und wurde roth vor Aerger, aber er mußte Ursache haben, seinen Vater nicht noch mehr zu reizen, denn er ging ohne weiteres zur Fortsetzung seines Berichts über.

„Die nächste Folge jenes Zeitungsartikels also war eine Berichtigung Senkbeils, in der er kurz und rund die fraglichen Mittheilungen, soweit sie ihn beträfen, als vollständig aus der Luft gegriffen, und direkt das Gegentheil von der Wahrheit enthaltend, kennzeichnete. Er werde, um die beabsichtigte Schädigung seines auf das erfreulichste emporblühenden Geschäfts vollständig zunichte zu machen, sein Etablissement dem Gutachten eines allgemeine Anerkennung genießenden Sachverständigen unterwerfen und dieses Gutachten seinerzeit veröffentlichen."

„Nun und — du und Alster — ihr habt ja doch auch den Artikel, soweit er uns anging, berichtigt?" fragte der Justizrath.

„Gewiß, das haben wir; aber erstens war unsre Berichtigung schon von einer andern uns betreffenden Zeitungsnotiz, welche in allen einigermaßen beachtenswerthen Zeitungen, den ‚Kurier' ausgenommen, die Runde machte, überholt worden —"

„Sie enthielt?"

„— Die Mittheilung — ‚aus bester Quelle' natürlich, daß an dem Sensationsartikel des ‚Kurier' nichts weiter wahr wäre, als daß wir uns in der That mit Senkbeil assoziiren würden."

„Und zweitens?"

„Zweitens konnte ich Alster absolut nicht dazu bewegen, unsre Berichtigung auch auf die Andeutung einer Verbindung mit Senkbeil auszudehnen. Einmal, meinte er, wäre es ganz gut, wenn die Leute über unser Vorhaben im unklaren blieben, und dann frage es sich ja auch, ob eine geschäftliche Vereinigung mit Senkbeil nicht wirklich gerathen sei — falls dieser selber nur dazu Lust habe."

„Wie ist denn nun aber diese zweite Notiz in die Zeitungen gekommen?"

„Scheinbar sehr einfach. Der Besitzer der ‚Landeszeitung' ist ja dein guter Freund und seine Redakteure wissen das. Kaum hatten die einen Bürstenabzug von der Sensationsente des ‚Kurier' in der Hand — dergleichen Liebesdienste leistet ihnen, selbstverständlich hinter dem Rücken der Redakteure und des Herausgebers, ein Setzer oder Maschinenmeister vom ‚Kurier', so fabrizirten sie uns zu Gefallen die Gegennotiz, weil ihnen, wie mir der eine der Redakteure anvertraute, der Gedanke einer Assoziation von uns und Senkbeil die allervernünftigste und darum — ungemein schmeichelhaft, nicht wahr? — auch die am ehesten vorauszusetzende Kombination erschien?"

„Und da hast du denn die Dinge so gehen lassen, wie sie eben gingen, mein diplomatischer, vermeintlich allen Situationen gewachsener Herr Sohn?"

„Ich hatte alle Hände voll damit zu thun, um Alster abzuhalten, daß er nicht schleunigst in offizielle Verhandlungen mit Senkbeil träte. Ueberdies jagten die Ereignisse einander, welche unsre Lage immer schwieriger machten und mir kaum noch Zeit zur Ueberlegung ließen. Zuerst hatte sich Senkbeil an Waldstein gewandt, um diesen zu einer Untersuchung seiner Fabrikanlagen zu veranlassen. Solange ich der Meinung war, es würde solch' ein Gutachten, bei dem entsprechenden guten Willen auf Seiten des Sachverständigen, für Senkbeil ungünstig ausfallen, so redete ich Waldstein zu, den Auftrag zu acceptiren. Nach der ersten flüchtigen Besichtigung erklärte mir aber Waldstein, daß an ein ab-

fälliges Urtheil weder im einzelnen noch im allgemeinen zu denken sei, die Fabrik sei im besten Zustande, es sei sogar erstaunlich, wie Senkbeil in verhältnißmäßig kurzer Zeit sein Etablissement, wie es geschehen, habe erweitern und den jüngsten Fortschritten des Maschinenwesens entsprechend einrichten können. Das beweise offenbar, daß Senkbeil beträchtlich mehr Kapital zur Verfügung stehe, als man bisher gemeint habe. Danach bot ich alles auf, um Waldstein an der Abgabe seines Gutachtens zu verhindern. Nach vieler Mühe gelang mir das. Waldstein erklärte, Geschäftsüberhäufung mache ihm unmöglich, den Zeitpunkt genau zu bestimmen, wann er seiner ersten, oberflächlichen Besichtigung die eingehende Inspektion der Fabrik und die Ausarbeitung des Gutachtens würde folgen lassen können. Senkbeil schien dies anfangs sehr aufzubringen; auf einmal aber traf hier der frühere erste Direktor der vereinigten d.'schen Maschinenbauanstalten vom Rhein her ein, einer der ersten technischen Sachverständigen in ganz Westdeutschland, besichtigte und untersuchte Senkbeils Fabrik, sprach sich auf das wärmste anerkennend über dieselbe aus, kam auch, ich konnte trotz aller Mühe nicht dahinterkommen, auf wessen Veranlassung, mit Alster zusammen und hat indirekt — durch das Lob, welches er dem Senkbeil und seiner Fabrik ertheilte, nicht nur in Alster den Gedanken befestigt, entweder mit Senkbeil gemeinsam zu operiren oder ganz auf die Ausführung des Projekts zu verzichten, sondern auch bei der technischen Direktion unsrer Eisenbahn ein ungemein günstiges Vorurtheil für Senkbeil und seine industriellen Leistungen erzeugt. Und so steht denn die Sache gegenwärtig. Das Gutachten des rheinischen Ingenieurs über Senkbeils Fabrik macht jetzt im Augenblick seinen Rundgang durch die Zeitungen, und Alster ist nicht mehr zu halten — er wird demnächst ohne uns, wenn nicht mit uns, die Verhandlungen mit Senkbeil eröffnen."

„Senkbeil wird sich doch wohl hüten, jetzt, wo alle Chancen auf seiner Seite sind, ein Bündniß zu schließen, bei dem nur andre Leute zu profitiren hätten."

„Viel würde uns das nun nicht nützen, denn Alster ist alles Ernstes entschlossen, ohne Senkbeil nichts zu unternehmen — —"

„Pah — unser Vertrag — —"

„Unser Vertrag hat — wie du dich wohl erinnern wirst — verschiedene Hinterthüren, die wir allerdings für uns angelegt hatten, durch welche uns jetzt aber Alster entschlüpfen wird, wenn wir ihm gar zu sehr auf den Pelz rücken. Es ist weder ein bestimmter Termin angegeben für die Realisirung der auf dem Papiere stehenden Gründung, noch sind die Summen fixirt, mit welchem jeder der Theilhaber für sich das Unternehmen zu fundiren hat. Es war eben ein Vertrag, der nur so lange was werth ist, als nicht auf der einen oder andern Seite sich ernstlich böser Wille geltend macht."

„Ja aber zum Teufel," rief endlich mit dem Anfluge tüchtigen Aergers Wichtel sen., „wie kommt der Alster, unser dienstwilliger Freund und dein zukünftiger Schwiegervater, mein sonst allezeit siegesgewisser Herr Sohn, derselbe Alster, an dem mit Ausnahme einer gar nicht zu bewältigenden Redewuth und jenes vielverbreiteten niedrigen Erwerbsinnes, nie eine hervorragende Eigenschaft zu entdecken war, der sich im ganzen nur von seinem unverschämten Glück schieben und tragen ließ, wie kommt der zu solcher Energie des Widerstandes und des selbständigen Handelns? — Du hast dir den alten Schwätzer in der letzten Zeit eben über den Kopf wachsen lassen, mein Lieber, statt ihn mit kluger Benutzung seiner Schwächen in steter Abhängigkeit und Unselbständigkeit zu erhalten, wie ich es dir in so durchaus erfolgreicher Weise vorgemacht hatte, — da steckt der Fehler. Jetzt wo der Karren gründlich festgefahren ist, soll der Alte, dem sich der junge Herr mitunter wohl sogar schon an Geschäftsgewandtheit und der Fähigkeit, die Menschen zu beherrschen, überlegen dünkte, helfen — natürlich. Bisher hat man aber hartnäckig so gethan, als wenn man selbst das Geschäft mit unfehlbarer Sicherheit so beim Frühstück abmachen könne."

„Ich glaube zwar keineswegs, die Schuld an der Verschlimmerung unserer Situation Alster gegenüber zu tragen," entgegnete der junge Wichtel, der in demselben Maß gelassener zu werden schien, in welchem bei seinem Vater die mit spöttischer Ueberlegenheit gepaarte Kaltblütigkeit wich, „ich weiß nur, daß du dich durch mich nicht hättest abhalten lassen, mehr als oberflächlich mit der Sache zu beschäftigen, wenn du es nur gewollt hättest; hast du doch, wie es scheint, gerade bis zu dem Momente, wo sich die Angelegenheit in für uns verhängnißvoller Weise zu kompliziren begann, ohne daß ich etwas davon wußte, den Gang der Dinge verfolgt. Aber ich meine, wir wollen zu allererst uns wieder zu Herren der Situation machen — die Zeit drängt; wir müssen unser Projekt ausführen; du erlaubst mir vielleicht, jetzt auch dies zu entwickeln, — warum wir müssen?"

„Das schenke ich dir, mein Lieber, und damit du siehst, daß ich darüber nicht im dunkeln tappe, will ich dir die Mühe abnehmen und nur etwas weniger breitspurig sein, als du es in deinen Vorträgen für angebracht hältst. Also: unsere finanziellen Mittel sind wieder einmal gründlich erschöpft; der Ertrag meiner juristischen Praxis, in der deine höchst schätzbare Kraft mich unterstützt, reicht, trotzdem er die Familie jedes meiner Kollegen auf ziemlich großem Fuße zu erhalten geeignet sein würde, mit seinen 5000 Thalern jährlich gerade als Taschengeld für dich, mein Herr Sohn. Meine Vermögensrente — ungefähr noch einmal soviel — geht in unserm Haushalte bei Heller und Pfennig auf. Wir haben also nichts zuzusetzen. Unsere Güter- und Häuserkäufe aber, zum Theil in Folge deiner genialen Einfälle, mein Sohn, haben uns in finanzielle Verpflichtungen hineingebracht die sich auf hunderttausende belaufen — —"

Wichtel Sohn war wieder sehr ungeduldig geworden — er mußte seinem Vater ins Wort fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Konrad Deubler — der Bauern-Philosoph.

Eine Skizze nach dem Leben, von **Dr. A. D.-P.**

(Fortsetzung.)

Das war der Erfolg seines Wissens- und Mittheilungs-Dranges; das war die Strafe für sein dreistes Beginnen, in die Philosophie und den religiösen Kritizismus von David Strauß und Ludwig Feuerbach eindringen zu wollen. Nach 14 monatlicher Untersuchungshaft, während welcher er nie an die frische Luft kam, ward Deubler in Ketten und Banden nach Brünn abgeführt. Dort schlossen sich für ihn abermals für weitere Monate und Jahre die Thore der Strafanstalt. Gemeine Verbrecher, Betrüger, Mörder, Todtschläger und andere Hefe aller Gesellschaftsklassen waren seine Hausgenossen. Das quälte ihn mehr als das Bewußtsein der Gefangenschaft und die keineswegs gesunde Strafanstalts-Kost.

Und wenn uns heute der 65jährige Alte erzählt und in lebendigen Farben schildert, was er alles erlebt und gelitten, indeß sein treues Weib zu Hause der verschuldeten Wirthschaft vorstand und sie so im Gang hielt, daß er nach seiner Rückkehr die „Wartburg" schuldenfrei antraf; wenn Deubler uns an Kerkerszenen erinnert, deren Augenzeuge er selbst gewesen, so müssen wir uns billig fragen: wie war es möglich, all das Elend und Leid zu ertragen, ohne an Leib und Seele zu brechen?

Er selbst giebt uns in wenig Worten, die er an Ludwig Feuerbach geschrieben, den authentischen Aufschluß: „Der Geist, der alle diese Schriften (er meint diejenigen von David Strauß, von Ludwig Feuerbach, Karl Vogt, Moleschott, Buckle 2c.) durchweht, diesem Geiste habe ich es zu verdanken, daß ich gesund und zufrieden meine zweijährige Kerkerhaft in Brünn und selbst meine Verbannung in Olmütz, weit von meinen heimathlichen Bergen, von Weib und Kind (er meinte hier seine Pflegetochter, die jetzige Wirthin zur „Wartburg"), ertragen habe. — — Ich sah hunderte an meiner Seite verzweifelnd an allem, fluchend ihr Leben endigen, waren aber doch die besten Christen und Gläubigen. Meine naturwissenschaftliche Anschauung sah in diesen armen Menschen nur die Opfer eines jahrtausende alten Wahnes."

Zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß Deubler mit großer Anerkennung von der humanen Gesinnung des Ge-

fängnißdirektors, sowie des damaligen Strafhaus-Pfarrers spricht. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, begegneten ihm mit Achtung; der Versuch des katholischen Geistlichen der Straf-Anstalt, Deubler zum Uebertritt zur katholischen Religion zu überreden, war mehr eine bloße Formalität, als eine Herzenssache. Eine offene Auseinandersetzung Deublers gegenüber dem „Proselytenmacher" endete mit der Versicherung des letztern, daß er den Protestanten Deubler nie mehr belästigen werde.

Im Jahre 1857 — nach erstandener Kerkerhaft und Internirung in Olmütz und Iglau — kehrte Deubler wieder als freier Mann in die „Wartburg" zurück, an die Seite seines braven Weibes, welchem er die Rettung seiner ganzen Oekonomie



Bernhard von Cotta. (Seite 132.)

verdankte. Mit welchen Gefühlen der Vielgeprüfte an seinen Herd, in sein geliebtes Traunthal zurückkehrte, das in beredten Worten anzudeuten, ist nur Deubler möglich. Wir haben ihn erzählen hören, unter welchen Umständen und Stimmungen er Eisenfesseln sich anschrauben ließ und das Düsterdunkel des Kerkers begrüßte, wir vergessen nicht, daß heute noch seine Augen in Freudenthränen erglänzen, wenn er von dem sonnigen Tage erzählt, da ihm die Freiheit wiedergegeben ward. Da erschien ihm das Blau des Himmels doppelt rein, die Wolken wurden seine Boten, auf denen er seinem treuen Weibe die frohe Mähr vom Ende seiner Leiden in die Berge sandte. Und erst die Berge selbst. Die gigantischen, vom Krummholz nur spärlich bewachsenen Ramsauer Felswände, der düstere Tannenwald dies- und jenseits der klaren Traun, der stille überaus malerische Hallstättersee am Fuße der eisbedeckten Dachstein-Gruppe; ja, diese Berge selbst, die als gewaltiger Rahmen das idyllische

Traunthal einrahmen — sie erschienen ihm als das verklärte Gegentheil von den unterirdischen Felsklüften der Dante'schen Hölle.

Deubler ist durch und durch ein praktischer Philosoph. Er wußte auch dem unsagbaren Elend, das ihn betroffen, die nutzbringende Seite abzugewinnen. So blieb er von allem Haß gegen seine Denunzianten und Ankläger, gegen seine Peiniger



Eisbrechschiff auf dem Delaware bei Philadelphia. (Seite 132.)

und Feinde allezeit frei. Er faßte alle Verhältnisse und Vorkommnisse in ihrem natürlichen Zusammenhang, als Kettenglieder von Ursache und Wirkungen auf. Die Menschen sind ihm das Produkt der Verhältnisse, vorab der Erziehung, und alles, was sie thun und erstreben, erscheint ihm als unwiderstehliche Naturnothwendigkeit. Ihm, dem unverfeinerten, dem urwüchsigen Bergsohn, ist das Prinzip vom Kampf ums Dasein, auf alle Lebensverhältnisse angewendet, viel geläufiger, als irgend einem Docen-

ten der neueren Philosophie. Die Pfafferei und Muckerei hatte ihn verfolgt, weil sie nicht anders konnte. Die alte Weltanschauung kämpft ja — freilich mit sehr verrosteten Waffen — den Kampf ums Dasein mit der neuen Welterklärung. Der fanatische Kleriker, die bigotte Nonne, wie der orthodoxe Protestant, sie alle, die in tausenderlei Farben die Lehre der Kirche in ihr Inneres gemalt haben: sie können nicht anders, sie dürfen nicht anders, als dem Geist der Neuzeit, vorab der Idee exakter Forschung, ihren energischen Protest entgegenzuhalten. Für die Mittel und Wege, die sie bei dieser ihrer beruflichen Pflichterfüllung in Anwendung bringen, kann man die einzelnen Personen nicht verantwortlich machen; denn die Kirche selbst hat in ihrer Vergangenheit jene Mittel und Wege vorgezeichnet. „Alles begreifen, heißt alles verzeihen!" ist Deublers Wahrspruch. Er ist dieser Sentenz praktisch nachgekommen und dabei auch im Unglück glücklich geblieben.

„Ja, der Weise von Primesberg ist heitern Sinnes, voll köstlichen Humors und er lacht und lächelt gerne. Er lächelt, wenn er daran denkt, daß er, der Goisern-Wirth, einen Alexander v. Humboldt von dem Verdachte des „Kommunismus" purifizieren mußte, weil man dessen „Ansichten der Natur" bei ihm vorgefunden und den Verfasser als Komplizen Struve's, Heinzens, Heckers und anderer „Republikaner" und „Umstürzler", die sich nach Amerika geflüchtet, hielt, bis, wie erwähnt, Deubler die Bedeutung Humbolds als Naturforscher seinen Anklägern auseinandersetzte! Und das konfiszirte Buch war nebenbei ein theures Andenken, das ihm die Familie Meyerbeers, der er ein Führer in den Alpen gewesen, in schöner Würdigung des Werthes seiner Person und seiner instruktiven Führerschaft, mit einem herzlichen Begleitschreiben verehrte, wie ja auch Scharbach „zur freundlichen Erinnerung" an ihre gemeinschaftliche Bergwanderung ihm sein fünfbändiges Werk zugesendet."

Nach seiner Rückkehr aus Gefängniß und Verbannung fand, wie bereits bemerkt, unser Deubler einen sehr geordneten Haushalt. Er begann mit neuer Lust zu arbeiten und zu sparen und — Bücher zu kaufen, da ihm seine ganze frühere Bibliothek konfiszirt wurde. Es ist bezeichnend, welche Auswahl er bei den Neubeschaffungen traf; in erster Linie waren es Voigt, Ule, Moleschott, Roßmäßler und — Buckle's Geschichte der Civilisation.

Im Oktober 1863 begann Deublers Briefwechsel mit Ludwig Feuerbach, der binnen kurzem diese beiden so ungleichen Männer zu den besten Freunden machte. Im Verhältniß zu Feuerbach gipfelt Deublers geistiges Behagen einerseits, und Feuerbachs Freundesliebe zu Deubler andererseits ist ein rosiger Lichtpunkt am Abendhimmel des Philosophen vom Rechenberg. Beide lernten sich persönlich kennen und besuchten sich gegenseitig, jeder den andern hoch verehrend, jeder den andern beglückend.

Unter Feuerbachs Werken sind es namentlich zwei, die es dem Philosoph auf dem Primesberg angethan haben: „Das Wesen des Christenthums" und die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit". Beide haben ihn so begeistert, daß Deubler sich hinsetzte, und seinen Empfindungen eben im ersten Brief an Feuerbach Ausdruck gab. In einem folgenden Briefe vom 11. Dezember 1863 spricht Deubler mit Indignation von Ernst Renans „Leben Jesu" als von einem Werk, „das wirklich ein schlechtes Schmarren ist".

Geradezu herzerquickend und alle Misere der Schriftstellerei für Augenblicke vergessen machend, ist eine Stelle aus Deublers Feder, die sich auf den Werth der Bücher bezieht. Er äußert sich brieflich — Feuerbach gegenüber — folgendermaßen: „Soweit ich in meinem Leben zurückdenke, waren mir Bücher die besten Freunde, sie waren mir Trost im Unglück und Gesellschaft in der Einsamkeit; sie ersetzten in meiner Dürftigkeit den Reichthum, in den Kerkern zu Brünn und Olmütz, in der Verbannung vom Vaterhause mein geliebtes Weib, Eltern und Heimath. Weder Vermögen noch Rang würde ich tauschen für den Genuß, den mir meine Bücher dadurch gewähren, daß sie mir den Umgang sichern mit den größten Geistern entschwundener Jahrhunderte, sowie mit denen der Gegenwart."

Das sind Trostworte angesichts der Thatsache, daß es heute noch in hochcivilisirten Ländern und Städten gebildet sein wollende Millionäre gibt, die jährlich Tausende hinauswerfen, um Livrée und Equipage, schöne Pferde und Jagdhunde zu halten, ohne jemals einen Franken oder Thaler dem Buchhändler zu verabfolgen. Jener Bauer am Primesberg ersparte sich jährlich viele Gulden am eigenen Lebensunterhalt, um innerhalb zweier Jahrzehnte eine Bibliothek zusammenzubringen, die etliche tausend Franken baares Geld und die Quintessenz der Geistesarbeit unserer vornehmsten Koryphäen repräsentirt, indeß der verweichlichte Städter mitten im Rausch des üppigen Weltlebens nichts findet, um der fortschreitenden Wissenschaft und Wahrheit auch nur den kleinsten Tribut zu bezahlen. Dafür ist jener Bauer auf dem Primesberg in den Hauptwerken der Geisteshelden unserer Zeit beschlagen, wie der beste Professor; ja, er ist persönlich mit vielen derselben bekannt, und im Stande, über jede neue Erscheinung der wissenschaftlichen Literatur das Urtheil eines gewiegten Kenners abzugeben, indeß der vornehme reiche „Städter" die Namen Darwin und Häckel, Buckle und Hellwald, Feuerbach und Spencer 2c. 2c. kaum in Beziehung zu irgend einem Begriff zu bringen im Stande ist.

Feuerbach — schon damals körperlich gebrochen — verweilte im Sommer 1867 etliche Wochen bei seinem Freunde Deubler im Salzkammergut. Er schien sich wieder zu erholen, doch 4½ Jahr später legte auch dieser Kämpe sein Schwert bei Seite. Schon am 26. März 1871 schreibt Feuerbach mit zitternder, geschwächter Hand und bringt den letzten Brief an Deubler nicht fertig. Letzterer eilt nochmals nach dem Rechenberg, um seinen sterbenden Freund zum letztenmal in die Arme zu schließen. Das „philosophische Idyll", wie es Karl Grün in „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlasse", Leipzig und Heidelberg 1874, Band II, beschrieben hat, ging seinem Ende entgegen. Am 24. Januar 1872 schrieb die Gattin Feuerbachs an Deubler: „Keinen Freund schätzt und liebt er so sehr als Sie. Machen Sie ihm wenigstens jetzt die Freude eines Briefes, ich bitte Sie darum." — — —

Kurz nach Feuerbachs Tode errichtet Deubler an sonniger Stelle, wo sein Freund so gerne geweilt, auf dem Primesberg bei Goisern eine Gedenktafel mit den schlichten Worten: „Den Manen des großen Denkers L. Feuerbach geweiht."

Mittlerweile zog sich Deubler selbst von seiner „Wartburg" zurück, nachdem er längst die Genugthuung erlebt hatte, von der Gemeinde Goisern zum Bürgermeister ernannt zu werden. So ehrten die braven Bergleute von Goisern den Wackeren, den man vor wenig Jahren in Ketten schlug. Es ist auch bezeichnend für Deubler, daß er durchaus nur so lange Bürgermeister von Goisern sein wollte, bis ihm gelungen war, einen namhaften Fortschritt im Schulwesen durchzusetzen, nämlich die Vereinigung der bisher getrennten katholischen und protestantischen Dorfschule zu einer mit drei Lehrern auszustattenden guten paritätischen Bürgerschule. Hernach zog sich Deubler mehr und mehr aus dem Gemeindeleben zurück, um schließlich die „Wartburg" an seine verheirathete Pflegetochter abzutreten und sich auf den sonnigen Abhängen des Primesberg, 5 Minuten vom Dorf entfernt, anzusiedeln und für seine alten Tage einzurichten.

Seit anfang der siebziger Jahre ist denn auch der Primesberg ein von Gelehrten und Schriftstellern, Malern und Musikern, Naturforschern und Philosophen emsig besuchter Wallfahrtsort eigenster Art.

(Schluß folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Aus seinen wissenschaftlichen Studien, die sich inzwischen vornehmlich auf die Osteologie (Knochenlehre) gerichtet hatten, wurde Goethe durch seine Verbindung mit Schiller, die für das Leben beider Dichter und, insofern mit ihr die eigentlich klassische Periode unserer Literatur, die „goldene Zeit" von Weimar beginnt, auch für die ganze Nation von der größten Bedeutung war, herausgerissen. Die beiden sahen sich, während Schiller inzwischen den nachhaltigsten Eindruck vom „Götz" und „Clavigo"

empfangen, zum zweitenmal am 9. Sept. 1788 in Rudolstadt bei Frau von Lengenfeld, Schillers nachheriger Schwiegermutter, nach welchem Zusammentreffen dieser an seinen Freund Körner schrieb: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden 2c." Noch weniger Hoffnung auf eine gegenseitige Annäherung mußte Goethe empfinden. Dem eben aus Italien heimgekehrten, der sich an der maßvollen Schönheit und einfachen Würde der klassischen Kunst berauscht hatte und sein Leben und Dichten in gemessene Formen zu lenken auf das selbstbewußteste bestrebt war, widerstand das exzentrische Pathos, in dem sich das allerdings große, aber noch unreife Talent des um zehn Jahre jüngeren Dichters in den „Räubern" (1781) ausgesprochen hatte, der Sturm und Drang im „Fiesko" (1783) und in „Kabale und Liebe" (1784) muthete ihn ebenso wenig an, und vom „Don Karlos" (1787) sagte er ausdrücklich, daß er nicht geeignet gewesen, ihn Schiller näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihnen beiden nahe gestanden, sagte er, habe er abgelehnt. „Die ungeheure Kluft zwischen unseren Denkweisen" — schreibt er im Hinblick auf den Eindruck, den Schillers 1793 veröffentlichter Aufsatz „Ueber Anmuth und Würde" auf ihn hervorgebracht — „klaffte nur desto entschiedener. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen." Nichtsdestoweniger trug Goethe das seine zu Schillers Berufung zum Professor der Geschichte an die Landesuniversität Jena (1789) bei, nachdem dieser ein Jahr vorher den „Abfall der Niederlande" veröffentlicht hatte; nichtsdestoweniger brachte er, wie schon bemerkt, im Jahre 1792 den „Don Karlos" auf der weimarer Hofbühne zur Aufführung, — und nichtsdestoweniger auch kam im Jahre 1794 eine Annäherung zwischen den beiden großen Männern zustande. „Wenn Schiller" — sagt Goethe in seinem ausführlichen Bericht darüber u. a. — „das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten. Der erste Schritt war gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm theil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsre beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß." — „Meine Theilnahme an seinen Unternehmungen" — heißt es an einem andern Orte — „an den Horen, dem Musenalmanache, den dramatischen Vorsätzen und aus mir selbst hervorgerufenen Arbeiten, als Hermann und Dorothea, Achilleïs, Cellini, eine neue Aussicht nach Italien und endlich eine Reise nach der Schweiz entfernten mich entschieden von jenen (osteologischen) Arbeiten" 2c. Und Schiller sprach sich in einem mit „Uebereinstimmung" überschriebenen Spruch der „Votivtafeln" über das neue Verhältniß so aus:

„Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
Im Herzen, und so findet sie jeder gewiß...."

Die gemeinsame Thätigkeit der beiden Geistesheroen erstreckte sich zunächst auf die in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen (1795—97) erscheinende Monatsschrift „Die Horen", die zwar zunächst von Schiller herausgegeben wurde, an der sich aber Goethe gleichsam als Mitredakteur betheiligte. Diese Monatsschrift wollte „zur Beförderung wahrer Humanität durch Vereinigung von Wahrheit und Schönheit" dienen und hatte das besondere Bestreben, „gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaften einzuführen." In ihrem Mitarbeiterkreise vereinigte sie die hervorragendsten Männer jener Zeit, wie den Dänen Jens Baggesen, Joh. Gottlieb Fichte, Gotter, Herder, Alex. und Wilh. Humboldt, F. H. Jacobi, Kant, Klopstock, Knebel, Lichtenberg, Matthisson, H. Meyer, Salis, A. W. Schlegel, Thümmel, Joh. H. Voß, die Schriftstellerin Karoline von Wolzogen u. a. m. Selbständige Beiträge von Goethe (sowie auch von Schiller) finden sich, abgesehen von Uebersetzungen, wie die von Benvenuto Cellini's Leben, zumeist nur im ersten Jahrgang der „Horen", weil durch das abnehmende Interesse des Publikums an der Zeitschrift sich auch die Theilnahme der Herausgeber an dem Unternehmen verminderte und beide jetzt dem schiller'schen „Musenalmanach", in dem sie ihrem Aerger gegen das theilnahmlose Publikum Luft machen konnten, größeren Fleiß zuwendeten. Für den reichen Ideenaustausch, der zwischen den beiden Freunden in der Folge stattfand, wird der goethe-schiller'sche Briefwechsel für alle Zeiten ein beredtes Zeugniß sein. Zunächst unterstützte Schiller den älteren Freund bei der Fertigstellung der letzten Bände des „Wilhelm Meister" (Berlin, 1795—96, 4 Bde.) durch manche treffende Bemerkung, wie andrerseits wieder jener von diesem die fruchtbarsten Anregungen erhielt. „Ich kann nie von Ihnen gehen," — schreibt Schiller im Juli 1797 u. a. — „ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und es freut mich, wenn ich für das viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren innern Reichthum in Bewegung setzen kann."

Der erste schiller'sche „Musenalmanach" erschien für das Jahr 1796 in Neustrelitz und enthielt neben Beiträgen von Johann Christ. Fr. Haug, Herder, Joh. Christ. Fr. Hölderlin, Kosegarten, Aug. Friedr. Ernst Langbein, Pfeffel, Reinwald, A. W. Schlegel und andern eine Fülle schiller'scher und goethe'scher poetischer Beiträge. Von den folgenden Jahrgängen, die bei Cotta in Tübingen (1797—1800) erschienen, war der nächste, für 1797 bestimmte, der wegen des in ihm mit zuweilen allzugroßer Derbheit und Rücksichtslosigkeit gegen das mittelmäßige Poetenthum geführten Kampfes gleich berühmte wie berüchtigte Xenienalmanach, der wie ein stürmisches Gewitter in die schwüle Atmosphäre der damaligen Literatur hineinfuhr und sich nicht minder gegen die geringen schriftstellerischen Leistungen und die Seichtigkeit der Kritik, als wider den Ungeschmack des Publikums wendete. „Die Xenien", — sagt Goethe selbst — „die aus unschuldigen, ja, gleichgiltigen Anfängen sich nach und nach zum Herbsten und Schärfsten hinaufsteigerten, unterhielten uns (Schiller und mich) viele Monate und machten, als der Almanach (im Oktober 1796) erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publikum verdammt; die Wirkung aber bleibt unberechenbar." Im Jahre 1798 folgte der sogenannte „Balladenalmanach", der, wie der im nächsten Jahre erscheinende, eine Reihe der schönsten Balladen, Romanzen, Lieder und Elegien von Goethe enthielt, während dieser zu dem Almanach des Jahres 1800 keine Beiträge lieferte. In diesen letzten Jahrgängen finden wir u. a. noch vertreten: Wilhelm Humboldt, J. D. Gries, Lenz, Matthisson, August Freiherr von Steigentesch, Luise Karoline Brachmann, Friederike Brun, Amalie v. Imhof (die Uebersetzerin von Tegnérs herrlicher „Frithjofssaga"). Weiter fanden die unvergleichlichen Dichtergrößen einen gemeinschaftlichen Berührungspunkt in der weimarer Bühne, auf welcher jetzt abwechselnd häufig schiller'sche und goethe'sche Stücke erschienen.

Wenn inzwischen Schiller sich eifrigem dramatischen Schaffen hingab, so wendete sich Goethe neuerdings dem Epos zu, welcher Gedichtgattung er in seiner nächsten Schöpfung „Hermann und Dorothea" eine unvergängliche Perle eingereiht hat. Zuerst nur auf ein kleineres idyllisches Gedicht berechnet und in diesem Sinne von dem durch Voß's „Luise" angeregten Dichter im September 1796 begonnen, wuchs das Poem, dessen Grundstoff bekanntlich der Geschichte der 1731 vertriebenen Salzburger entlehnt, aber mit großem Geschick auf die infolge der französischen Revolution aus Frankreich nach Deutschland Vertriebenen übertragen ist, unter der Theilnahme und dem künstlerischen Beirath Schillers und Wilhelm von Humboldts zu einem größeren Umfang an, wurde als erzählendes Gedicht in 9 Gesängen anfangs Juni 1797 vollendet und erschien noch im Oktober desselben Jahres in einem zu Berlin herausgegebenen Taschenbuche für 1798. Vorher, im Juli 1797, war Goethe noch über Frankfurt a. M., Heidelberg, Stuttgart in die Schweiz, in die Gegend von Zürich, gereist, um seinen ihm von der italienischen Reise her vertrauten, kränklichkeitshalber aus Rom dorthin heimgekehrten Freund Heinrich Meyer zu besuchen, von woher er über Zürich, Tübingen,

Nürnberg am 20. November nach Jena und zu Schiller zurückkehrte. Mehrere, theils frühere, theils jetzt erst gefaßte Pläne zu weiteren epischen Dichtungen, darunter ein auf dem Schauplatz der Tellsage geplantes Epos „Tell“, und ein erst später (1826) zur Novelle verarbeiteter Stoff gelangten, weil die seit des Dichters durch natur- und kunstwissenschaftliche Arbeiten (so z. B. durch die mit H. Meyer 1798—1800 herausgegebenen „Propyläen“), durch die Leitung der Bühne und anderer Kunst- und wissenschaftlicher Anstalten und Institute, durch anderweite Amtsgeschäfte, der Zerstreuungen des Hoflebens, die Zudringlichkeit vieler Gäste, sowie endlich durch eine gefährliche Krankheit (Januar 1801) und eine infolge derselben nöthig gewordene Badereise nach Pyrmont (im Sommer 1801) allzusehr gekürzt und ihm die Stimmung verdorben wurde, nur zu fragmentarischer Ausarbeitung, wie denn überhaupt in den nächsten Jahren größere Dichtungen nicht zu Stande kamen. Er übersetzte nur, lediglich im Interesse der Hofbühne, Voltaire's „Mahomed“ (1799) und „Tancred“ (1800) und schrieb kleinere Gelegenheitsstücke. Es begreift sich, daß unter diesen Umständen auch sein „Faust“ nur langsame Fortschritte machte, den er hauptsächlich auf Schillers Antrieb hin wieder aufgenommen hatte. So ist denn in der That der erste Theil desselben erst im Winter 1806 bis 1807 druckfertig, die „Helena“ aber erst 1828 und der ganze zweite Theil (worin die „Helena“ den dritten Akt bildet) gar erst 1831, also nur ein Jahr vor dem Tode des Dichters, vollendet worden. Vom Jahre 1799 bis zum Jahre 1803 beschäftigte er sich dann noch mit dem Drama „Die natürliche Tochter“, das ebenfalls nur nach langen Pausen zur Vollendung kam und 1804 bei Cotta erschien. Im Jahre 1803 gelang es dem so vielfach und unermüdlich beschäftigten Mann die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung“, die an Stelle der nach Halle übergesiedelten, ursprünglichen „Allgemeinen Literaturzeitung“ der Universität Jena trat, unter der Leitung des Professors Eichstädt ins Leben zu rufen und dem kühn gewagten Unternehmen durch seine Beiträge sowohl, wie durch Heranziehung ausgezeichneter Mitarbeiter festen Fuß zu schaffen. Vom Dezember 1803 bis Anfang März 1804 war die geistsprühende Französin von Staël in Weimar und setzte durch ihr leidenschaftliches Temperament alles in Aufregung, ins Jahr 1803 fällt auch die Schließung des Freundschaftsbundes mit dem Baumeister und Musiker Zelter (1758—1832), mit welchem er in Karlsbad vierzehn Tage lang zusammen war; ferner war inzwischen Voß nach Weimar gekommen, der indessen bald nach Schillers Tode zum großen Leidwesen Goethe's die Residenz wieder verließ. Gegen Ende 1804 begann der Dichter die Uebersetzung des Dialoges „Rameau's Neffe“ von Diderot, welche Schrift von ihm als ein Juwel der französischen Literatur bezeichnet ward. Die Uebersetzung erschien schon im folgenden Jahre. Außerdem nennen wir von weiteren in diese Zeit fallenden Arbeiten Goethe's die kunstwissenschaftliche Schrift „Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen mit Beiträgen von Fr. Aug. Wolf und H. Meyer“ (Tübingen 1805) und die in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ veröffentlichte ebenso eingehende wie warme und herzliche Besprechung der „Allemannischen Gedichte“ Joh. Peter Hebels.

Welch ein harter Schlag für Göthe der am 9. Mai 1805 erfolgte Tod Schillers war, ist bekannt. Der trauernde Freund hatte dem schlichten Sarge nicht zur letzten Ruhestätte des großen Todten folgen können, da ihn Krankheit an das Zimmer fesselte; aber wie groß sein Leid war, lesen wir z. B. aus folgender Stelle seiner eigenen Erzählung deutlich heraus. „Unleidlicher Schmerz ergriff mich“ — sagt er — „und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand“ u. s. f. Das herrlichste und unvergänglichste Denkmal hat, wie jedermann weiß, der Freund dem Freunde in jenem „Epilog zu Schillers Glocke“ gestiftet, der am 10. August 1805 zum ersten male auf der Bühne in Lauchstädt gesprochen wurde, und von dem wir nur die ewig denkwürdigen Worte hierher setzen:

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Und stellen wir diesem herrlichen Zeugniß des Freundes gegenüber, was wiederum Schiller über seinen hohen Geistesverwandten, in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten und zuerst 1858 im „Altonaer Merkur“ abgedruckten Briefe an die Gräfin Schimmelmann (v. 23. November 1800) sagt. Er nennt darin seine Bekanntschaft mit Goethe das wohlthätigste Ereigniß seines ganzen Lebens und fährt dann u. a. fort: „Ich brauche Ihnen über den Geist dieses Mannes nichts zu sagen. Sie erkennen seine Verdienste als Dichter, wenn auch nicht in dem Grade an, als ich sie fühle. Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist. Und außer diesem, was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen und Studium mehr gegeben als irgend ein anderer. Er hat es sich seit zwanzig Jahren mit der redlichsten Anstrengung sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren und ist in die Tiefen dieser Wissenschaften gedrungen .... Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch nur von ferne bei? und doch hat er einen großen Theil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewandt, die darum, weil das Herzogthum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind. Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten Werth vor allen hätte, die ich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute.“ .... Bekannt ferner dürfte unseren Lesern sein, was Schiller in viel zu bescheidener Hintenansetzung seiner eigenen dichterischen Verdienste an seinen Freund Körner schreibt: „Daß Euch mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören; aber gegen Goethe bin und bleib ich eben ein poetischer Lump.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. D.

II.

Die allgemeinen Grundsätze des Strafprozesses und Civilprozesses in ihrer Gegensätzlichkeit und Gemeinsamkeit.

b) Das Prinzip der Mündlichkeit.

Es ist mit ein Grundzug der Entwicklung der modernen Völker, welcher in keinem, auch nur leicht hingeworfenen Bilde der Zeit fehlen darf, daß die Schrift in der Bedeutung für das unmittelbare Leben des Volks, wenn nicht hinter dem gesprochenen Worte zurückgetreten, so doch diesem gleichgekommen ist. Wo immer der Konstitutionalismus über den Absolutismus hinweg als Sieger in die einzelnen Staaten eindrang, begleitete ihn als braver Kamerad im Kampf das freigesprochene Wort, die freie Rede. Die enge Bundesgenossenschaft der freien Rede und der konstitutionellen Staatsverfassung zeigt schon der Name des einen Faktors der konstitutionellen Staatsregierung, „Parlament“, an. Aus den gesetzgebenden Körperschaften drang das freie Wort in die Verwaltung und erzwang von den Organen derselben seine Anwendung bei der Behandlung der Verwaltungsangelegenheiten.

Und soweit sich das Volk unmittelbar in Versammlungen und Vereinen an den Angelegenheiten des Staates betheiligte, gebrauchte es als schärfste Waffe gegen die Feinde seiner Freiheit

nicht zum geringsten die freie Rede. Auch die Justiz vermochte dem gewaltigen Andrang des freigesprochenen Wortes nicht zu widerstehen und mußte ihm ihre Thore öffnen. Seit Jahrzehnten schon ist im Strafprozeß wohl in allen Staaten Deutschlands die mündliche Verhandlung vor dem erkennenden Richter als die Grundlage jedes Strafurtheils anerkannt.

Mit der deutschen Civilprozeßordnung ist auch im Civilprozeß das Prinzip der Mündlichkeit des Verfahrens zur gesetzlichen Geltung gekommen. Ehe diesem Prinzip der Sieg wurde, fand ein gewaltiges Ringen zwischen den Bekennern der gegeneinanderstehenden Prinzipien, Mündlichkeit und Schriftlichkeit, statt. Zuerst entbrannte er auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Um das Prinzip der Mündlichkeit schaarten sich die Jünger der Freiheit, das Banner der Schriftlichkeit hielten die Ritter und Knappen der Reaktion hoch. Manche dieser Ritter von der traurigen Gestalt prophezeiten in den vierziger und fünfziger Jahren, als dieser Kampf am heftigsten gestritten wurde, aus der Einführung des mündlichen Verfahrens in den Strafprozeß den Untergang der Gerechtigkeit und den Verfall aller Rechts- und Staatsordnung. Die Völker und Gesetzgeber achteten dieses Gekrächzes der reaktionären Raben nicht, und siehe! sie erwiesen sich als falsche Propheten. Das mündliche Verfahren bewährte sich glänzend im Strafprozeß, Juristen und Laien erkennen seit langem schon dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit für die Sache der Gerechtigkeit an. Gering war daher der Widerstand und leicht der Sieg, als es für die deutsche Reichsgesetzgebung galt, dem Prinzip der Mündlichkeit auch im Civilprozeß Geltung zu verschaffen. Die Rechtspflege basirt seit dem ersten Oktober 1879, soweit es sich um bürgerliche ordentliche Rechtsstreitigkeiten handelt, allerseits auf dem Prinzip der Mündlichkeit. Dieses selbst bedarf nun vor allem einer näheren Dar- und Klarlegung. Durchaus nicht wesentlich für ein mündliches Verfahren ist die dem Umfang nach geringere oder größere Anwendung des gesprochenen Wortes. Des geschriebenen Wortes vermag der neue mündliche Prozeß ebenso wenig zu entbehren, als auch der alte Prozeß prinzipiell und absolut das gesprochene Wort, insbesondere in seinen ersten und letzten Entwicklungsstadien, nicht ausschloß. Der Kern der Sache liegt vielmehr darin: Die Grundlage der rechtlichen Entscheidung im schriftlichen Prozeß war die schriftliche Urkunde, waren die Akten, nur was in diesen niedergelegt war, konnte der Richter bei der Entscheidung des streitigen Falles berücksichtigen. Im mündlichen Verfahren hingegen gilt der Satz, daß der Richter bei der Urtheilsfällung das thatsächliche Vorbringen nur insoweit berücksichtigen darf, als ihm von den Parteien mündlich vorgetragen worden ist, selbst wenn es sonst in den auch im mündlichen Verfahren gehaltenen Akten enthalten ist. Der Ausdruck „Mündlichkeit des Verfahrens" ist zwar gang und gäbe, aber er ist inkorrekt. Man spricht richtiger von dem Grundsatz der **Unmittelbarkeit der Verhandlung**, und versteht darunter, daß die Verhandlung der Parteien über den Rechtsstreit vor dem erkennenden Gericht eine mündliche sein soll und muß.

Die Mündlichkeit der Verhandlung ist nur das Mittel, den Rechtsstreit und seine Bestandtheile unmittelbar der Wahrnehmung des Richters zu unterbreiten. Besonders klar und augenscheinlich wird diese Bedeutung des Mündlichkeitsprinzips in der Beweisaufnahme, welche der Regel nach und in Konsequenz des Prinzips stets vor dem erkennenden Richter in mündlicher Verhandlung geschehen soll. Da steht der Zeuge beispielsweise vor dem Richter, derselbe empfängt den unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit, bemerkt, wo der Zeuge in seiner Aussage sicher oder unsicher ist, wie er sich bei seiner Aussage gerirt, und kann natürlich infolge dessen bei weitem richtiger die Glaubwürdigkeit der Zeugen abschätzen, als wenn er blos das schriftliche Protokoll der Zeugenaussage vor sich hat, in welchem nothwendigerweise das persönliche Auftreten, die ganze Haltung des Zeugen bei seiner Aussage fehlen muß. Dann wird im mündlichen Prozeß die Aussage des Zeugen zum unmittelbaren Gehör, zur eigenen Wahrnehmung des Richters gebracht, während sie im schriftlichen Verfahren erst durch ein Medium, durch die Auffassung des Protokollführers durchgeht.

Es ist selbstverständlich, daß im schriftlichen Verfahren auf diese Weise oft erhebliche Beweismomente verloren gehen müssen. Der Grundsatz der Mündlichkeit hat, wie schon angedeutet, keineswegs die Bedeutung, daß derselbe das gesammte Prozeßverfahren beherrscht und jede Schriftlichkeit ausschließt. Vielmehr existirt auch im mündlichen Prozeß, und zwar um der Sache willen nothwendigerweise zum Theil schriftliches Verfahren, sei es zum Zwecke der Vorbereitung des Rechtsstreits, sei es in Nebenstreitigkeiten, sei es bei einseitigen Anträgen der Parteien. So wird im Strafprozeß die Voruntersuchung schriftlich geführt. So schreibt die Civilprozeßordnung in allen von den Landgerichten zu verhandelnden Sachen einen sogenannten Schriftenwechsel vor, in welchem die Parteien alle ihre Anträge, alle wesentlichen thatsächlichen Behauptungen und Beweismittel vorher zur gegenseitigen Kenntniß und zur Kenntniß des Gerichts bringen müssen.

Auch die Beweisaufnahme kann oftmals nicht unmittelbar und mündlich vor dem erkennenden Gericht erfolgen. Wenn die Sistirung der Zeugen vor Gericht wegen Krankheit oder wegen entgegenstehender gesetzlicher Vorschriften, z. B. in dem Fall, daß die Mitglieder der landesherrlichen Familien, welche nicht vor die Hauptverhandlung geladen werden dürfen, als Zeuge abgehört werden sollen, unmöglich oder das Erscheinen der Zeugen vor dem erkennenden Gericht wegen zu weiter Entfernung von dem Sitze des Prozeßgerichts einen unverhältnißmäßigen Kostenaufwand verursachen würde, ist das Gesetz gezwungen und handelt es nur sachgemäß, wenn es die protokollarische Vernehmung der Zeugen von einem beauftragten Richter oder Gericht verfügt. Die Civilprozeßordnung gestattet daher ausdrücklich in solchen Fällen die Aufnahme des Zeugenbeweises vor blos einem Mitglied des Prozeßgerichts oder vor einem andern Gericht. Auch da, wo richterliche Entscheidungen auf einseitigen Antrag einer Partei ergehen, ist für den Grundsatz der Mündlichkeit kein Raum. Dahin gehören beispielsweise Arreste und einstweilige Verfügungen, die Ablehnung eines Richters und die Bestimmung des rechten Richters. Hier kann und darf der Antrag schriftlich gestellt und ohne mündliche Verhandlung Entscheidung getroffen werden. Im Zweifel freilich wird festzuhalten sein, daß eine richterliche Entscheidung nur nach vorgängiger mündlicher Verhandlung zu erlassen sei. Diese Ausführungen werden wohl genügen, das Prinzip der Mündlichkeit des Verfahrens richtig zu fixiren. Seine Bedeutung sei kurz nochmals mit den Worten zusammengefaßt: Im mündlichen Verfahren, also in dem neuen Verfahren der Civilprozeßordnung, wird nur derjenige Prozeßstoff, kann nur dasjenige ein Moment für die richterliche Entscheidung sein, was von den Parteien in der Verhandlung über den Rechtsstreit unmittelbar vor dem erkennenden Gericht mündlich vorgebracht ist, gleichviel, ob es in den der mündlichen Verhandlung vorausgehenden Schriftsätzen enthalten ist oder nicht. Dieses Prinzip drücken die Paragraphen 119 und 120 wie folgt aus:

§ 119. Die Verhandlung der Parteien über den Rechtsstreit vor dem erkennenden Gericht ist eine mündliche.

§ 120. In Anwaltsprozessen wird die mündliche Verhandlung durch Schriftsätze **vorbereitet**; die Nichtbeachtung dieser Vorschrift hat Rechtsnachtheile in der Sache selbst **nicht** zur Folge.

Das Prinzip der Mündlichkeit äußert natürlicherweise auch gewichtige Folgerungen für die ganze Gestaltung des Verfahrens. Verfolgen wir zunächst die Spuren derselben im Strafprozeß. Der Grundsatz der **unmittelbaren Beweisführung** erfordert hier, daß das ganze gegen und für den Angeklagten zusammengetragene Beweismaterial in der größtmöglichen Gedrängtheit und in ununterbrochenem Zusammenhang dem erkennenden Gericht vorgeführt wird. Dies ist nur durch eine sorgfältige Vorbereitung des Hauptverfahrens zu ermöglichen, und führt im Strafprozeß zu einer Spaltung des ganzen Prozesses in drei Stadien, das staatsanwaltschaftliche Ermittlungsverfahren, die Voruntersuchung und das Hauptverfahren. Eine nähere Darstellung dieser drei Prozeßstadien müssen wir uns für den speziellen Theil unsrer Abhandlung aufheben. Hier kann es nur auf ihren Zusammenhang mit dem Prinzip ankommen. Eine zweite Konsequenz der Mündlichkeit im Strafprozeß ist, daß nicht nur der Zusammenhang der einzelnen Beweishandlungen vor dem erkennenden Gericht, sondern auch der Zusammenhang der gesammten Beweisaufnahme und der ganzen Hauptverhandlung und ihrer Plaidoyers mit der Urtheilsfällung gewahrt wird. Leider ist nach dieser Richtung für die neue Strafprozeßordnung ein Rückschritt, insbesondere der sächsischen Strafprozeßordnung, zu konstatiren. In letzterer war es absolute Vorschrift, daß sofort nach Schluß der Hauptverhandlung das Urtheil verkündet werde. Die deutsche Strafprozeßordnung gewährt dem erkennenden Gericht dazu eine Frist von acht Tagen. Die Folge dieser Frist wird sein, daß oft nicht der

unmittelbare reine Eindruck von den Vorgängen der Hauptverhandlung das richterliche Erkenntniß bestimmen wird, daß vielmehr sich anderswoher gewonnene Eindrücke in die richterliche Ueberzeugung mit einschleichen werden. Eine dritte, fast selbstverständliche Folgerung des Mündlichkeitsprinzips ist die unaufhörliche Anwesenheit der Parteien und der Richter. Ein Wechsel in der Person der Richter bedingt nothwendigerweise eine Wiederholung der ganzen Hauptverhandlung. Als letzte und als wichtigste Konsequenz ist aber anzuführen, daß das Urtheil des Gerichts nur auf denjenigen Beweisen fußen darf, welche der unmittelbaren Wahrnehmung der Richter unterlegen haben. Damit hängt die in der Praxis bedeutungsvolle Frage nach der Beweiskraft der in der Voruntersuchung und im staatsanwaltschaftlichen Vorerörterungsverfahren aufgenommenen Vernehmungs- und Zeugenprotokolle zusammen. Es leuchtet als selbstverständliche Konsequenz des herrschenden Prinzips ein, daß diesen Protokollen an sich keine Beweiskraft innewohnen darf.

Die deutsche Strafprozeßordnung hat diesen Grundsatz anerkannt und deshalb ausgesprochen, daß diese Protokolle in der Hauptverhandlung zum Zwecke der Ueberführung des Angeklagten nicht verlesen werden dürfen, daß dies nur ganz ausnahmsweise geschehen darf und in diesem Falle auch nur dann, wenn es sich um ein von einem Richter aufgenommenes Protokoll handelt. Aehnliche Konsequenzen folgen natürlich auch im Civilprozeß aus dem Grundsatz der Mündlichkeit. § 280 zieht eine solche, wenn er bestimmt, daß das Urtheil nur von denjenigen Richtern gefällt werden kann, welche der dem Urtheil zu Grunde liegenden Verhandlung beigewohnt haben. Das Gleiche thut § 258, wenn es dort mit Beziehung auf die nach erfolgter Beweisaufnahme stattfindende Schlußverhandlung heißt: Ueber das Ergebniß der Beweisaufnahme haben die Parteien unter Darlegung des Streitverhältnisses zu verhandeln.

Als die wichtigste und vielfach neues Recht schaffende Konsequenz stellt sich aber im Civilprozeß der Fortfall jeder festen Gliederung des Prozeßstoffes der mündlichen Verhandlung dar. Im alten schriftlichen Prozeß herrschte, wie schon einmal ausgeführt, die Eventualmaxime und gebot, daß die Parteien ihre Angriffs- und Vertheidigungsmittel alle auf einmal bei Verlust derselben vorbringen. Im neuen Verfahren können die Parteien mit neuen Behauptungen, mit neuen Angriffs- und Vertheidungsmitteln bis zum Schluß derjenigen mündlichen Verhandlung, auf welche das Urtheil ergeht, ja noch in der Berufsinstanz hervortreten. Diese Befugniß der Parteien erweckt die Besorgniß, daß die Prozesse durch chikanöse, böswillige Prozeßgegner arg verschleppt und in die Länge gezogen werden. Gewiß ist diese Besorgniß nicht unbegründet, doch hat die Prozeßordnung ein Korrektiv für diesen unvermeidlichen Mangel dadurch getroffen, daß das Gericht befugt ist, einmal, wenn durch das neue Vorbringen eines Angriffs- oder Vertheidigungsmittels die Erledigung des Rechtsstreites verzögert wird, der obsiegenden Partei, welche nach freier richterlicher Ueberzeugung im Stande war, das Angriffs- und Vertheidigungsmittel zeitiger geltend zu machen, die Prozeßkosten ganz oder theilweise aufzuerlegen, ja außerdem noch eine besondere Gebühr zu erheben; das anderemal, Vertheidigungsmittel, welche von dem Beklagten nachträglich vorgebracht werden, auf Antrag zurückzuweisen, wenn durch deren Zulassung die Erledigung verzögert werden würde und das Gericht die Ueberzeugung gewinnt, daß der Beklagte in der Absicht, den Prozeß zu verschleppen, oder aus grober Nachlässigkeit die Vertheidigungsmittel nicht früher vorgebracht hat. Diese Bestimmungen werden, denke ich, hinreichen, gefährdevolle Prozeßverschleppung zu verhindern. Gewähren sie nicht hinreichenden Schutz, so ist darauf hinzuweisen, daß keine Prozeßordnung bis jetzt schamloser Chikane absolut die Thüre schließen konnte. — Mit der Beseitigung der Eventualmaxime steht im Zusammenhang der Wegfall eines besonderen selbständigen Beweisverfahrens. Im alten schriftlichen Prozeß wurde zunächst über die rechtliche Relevanz der vorgebrachten Thatsachen rechtskräftig entschieden. Der alte Prozeß kannte das sogenannte Beweisinterlocut oder Beweiserkenntniß. Erst wenn ein solches in rechtskräftiger Gestalt vorlag, wurde der Beweis erhoben und über dessen Resultate nochmals entschieden. Das neue Verfahren kennt eine solche Spaltung des Prozesses in ein rechtliches und ein Beweisverfahren nicht. In ihr ist die Beweisaufnahme nur noch ein Incidentpunkt der ganzen Verhandlung. Ein Urtheil ergeht nur nach erfolgter Beweisaufnahme, welche mit der übrigen Verhandlung ein einheitliches Ganze bildet.

Stellt man diese einheitliche mündliche Verhandlung des Rechtsstreits vor dem erkennenden Richter sich klar vor die Augen hin und erwägt man, daß gar mancher Rechtsstreit im hohen Maße verwickelt ist, ein unendliches Material von streitigen Thatsachen, Beweismitteln und prozessualischen und materiellen Rechten in sich birgt, so können wohl mit Recht Bedenken darüber laut werden, wie der erkennende Richter in einzelnen Fällen den ungeheuren Streitstoff überwältigen soll. Das gesprochene Wort ist flüchtig, das Gedächtniß des Menschen ist schwach. Der gewiegteste Richter mag deshalb manchmal ganz hilflos dem gewaltigen Prozeßstoff im mündlichen Verfahren gegenüberstehen. Die mündliche Form des Prozesses bedingt in manchen Fällen fast die Unmöglichkeit einer Rechtsprechung. Der Gesetzgeber muß deshalb für Mittel gesorgt haben, den Rechtsstreit auch im mündlichen Verfahren zu konzentriren, zu sichten, zu gliedern und das gesprochene Wort vor seinem Vergessenwerden zu bewahren. Es ist unsere letzte Aufgabe, das mündliche Verfahren nach dieser Richtung hin zu prüfen. Das Ideal des mündlichen Prozesses: das Zusammenfassen des gesammten Parteivorbringens, der Behauptungen, der Beweisantretungen in einem Termine wird, wenn überhaupt erreichbar, allein dadurch ermöglicht, daß die Parteien sowohl als die Richter schon in der Hauptverhandlung wohl unterrichtet über den Rechtsstreit und seinen Inhalt erscheinen. Nicht allein der Beklagte muß Kenntniß von der Klage und ihrem Inhalt haben, wenn er seine Vertheidigung zweckentsprechend führen will, auch der Kläger muß darüber unterrichtet sein, was der Beklagte für Recht und Thatsache seiner Klage entgegensetzen will, um diesem Recht gehörig zu begegnen. Auch der Richter, insbesondere der die Verhandlung leitende Vorsitzende darf, soll er die Verhandlung sicher und zweckentsprechend leiten, nicht in völliger Unkenntniß mit den Dingen, die da kommen sollen, in der Sitzung erscheinen. Um diese nothwendige Information für die Parteien und den Richter vor der Hauptverhandlung herbeizuführen, hat die Civilprozeßordnung in den Prozessen vor den Landgerichten einen vorbereitenden Schriftenwechsel angeordnet. Der Kläger ist demzufolge verpflichtet, die Klagschrift dem Beklagten vor dem Termine mitzutheilen. Der Beklagte hat hinwiederum dem Kläger innerhalb der Einlassungsfrist, welche im Landgerichtsprozeß vier Wochen beträgt, dem Kläger seine Antwort und Vernehmlassung auf die Klage zuzustellen und in diese alles Thatsächliche aufzunehenen, was er zu seiner Vertheidigung vorbringen will. Auf die Klagebeantwortung antwortet, wenn nöthig, der Kläger mit einem neuen Schriftsatz, auf welchen der Beklagte seine etwaigen Entgegnungen wiederum schriftlich dem Kläger mittheilt.

Von jedem Schriftsatz hat aber jede Partei eine Abschrift auf der Gerichtsschreiberei niederzulegen. So wird es bewirkt, daß die Parteien sowohl als der Richter vollkommen informirt in die Verhandlung eintreten, daß sich der Streit sofort auf das Wesentliche wirft und in einem Zuge sich abspielt. Dieser Schriftenwechsel ist jedoch nur vorbereitender Natur, er ist zwar obligatorisch, seine Unterlassung aber zieht keine Nachtheile in der Sache selbst zu. Versäumt sich der Beklagte an der rechtzeitigen Mittheilung seiner Klagbeantwortung, so kann ihn allein der Nachtheil treffen, daß die Verhandlung auf seine Kosten vertagt wird. Etwas anders liegt die Sache bei der Klage. Diese muß mitgetheilt werden, soll überhaupt der Prozeß rechtshängig werden. Aber der Kläger ist nicht gezwungen, seinen Klageanspruch genau und speziell zu begründen, alle Thatsachen, auf welche er sein Recht stützt, in der Klagschrift aufzunehmen. Es genügt die Angabe des Klaggrundes. Freilich wird auch der Kläger gut thun, alle Thatsachen in der Klagschrift anzuführen. Denn thut er dies nicht, so kann auf seine Kosten die Verhandlung vertagt werden oder aber er kann, wenn der Gegner ausbleibt, gegen denselben kein Versäumnißurtheil erlangen. Diese Nachtheile sind immerhin so erheblich, daß dieser Schriftenwechsel von den Parteien selten unterlassen werden wird. So wird der Zweck des vorbereitenden Schriftenwechsels, die Verhandlung der Streitsache in einem Termine zu ermöglichen, wohl auch erreicht werden.

Trotz aller dieser Vorbereitung kann aber immerhin eine solche Häufung des Prozeßstoffs eintreten, daß die Klarheit und Uebersicht in der Sache verloren geht. Diese zu gewinnen, gibt das Gesetz dem Gericht die weitgreifende Befugniß, den Streitstoff zu theilen und durch Theil- oder Zwischenurtheile stückweise zu erledigen. Ueberdies ist dem Gericht nach §§ 136 und 137 das für die praktische Erledigung des Streites wichtige Recht eingeräumt, anzuordnen, daß mehrere in einer Klage erhobene An-

sprüche in getrennten Prozessen verhandelt werden, daß das Gleiche geschieht mit einer Gegenforderung, welche mit der in der Klage geltend gemachten Forderung nicht in rechtlichem Zusammenhang steht, endlich daß bei mehreren auf denselben Anspruch sich beziehenden selbständigen Angriffs- oder Vertheidigungsmitteln (Klaggründen, Einreden, Repliken u. s. w.) die Verhandlung auf eines oder einige dieser Angriffs- oder Vertheidigungsmittel zu beschränken sei. Alle diese Befugnisse des Richters gewährleisten die mündliche Verhandlung der Prozesse. Wie aber entgeht der mündliche Prozeß der Gefahr, daß dasjenige, was in ihm verhandelt worden ist, der Vergessenheit anheimfällt? Jeder Prozeß bezweckt, Streitigkeiten aus der Welt zu schaffen. Dieser Zweck wird aber unmöglich erreicht, wenn alle und jede Beurkundung des Prozeßstoffes mangelt. Dafür Sorge zu tragen, ist eine Hauptaufgabe des Gesetzgebers mit. Die Civilprozeßordnung bietet daher selbstverständlicher Weise verschiedene Mittel einer solchen Beurkundung des Streitstoffes. Zunächst ist hier wiederum der vorbereitende Schriftenwechsel zu erwähnen und auf die Vorschrift des § 270 der Civilprozeßordnung aufmerksam zu machen, nach welcher alle wesentlichen Erklärungen, welche in vorbereitenden Schriftsätzen nicht enthalten sind, oder wesentliche Abweichungen von dem Inhalte solcher Schriftsätze auf Antrag durch Schriftsätze, welche dem Protokoll als Anlage beizufügen sind, festzustellen sind. Weiter kommt hierin das Sitzungsprotokoll in Betracht, welches über jede mündliche Verhandlung vor dem Gericht aufzunehmen ist. Es enthält den Ort und Tag der Verhandlung, die Namen der Richter, des Gerichtsschreibers und des etwa zugezogenen Dolmetschers, der Bezeichnung des Rechtsstreites, die Namen der erschienenen Parteien, ihrer gesetzlichen Vertreter, Bevollmächtigten und Beistände, sowie endlich, daß öffentlich verhandelt oder die Oeffentlichkeit ausgeschlossen worden ist. Der Gang der Verhandlung wird im übrigen nur im allgemeinen angegeben. Doch sind zu Protokoll festzustellen Anerkenntnisse, Verzichtleistungen und Vergleiche, Anträge und Erklärungen, deren Feststellung vorgeschrieben ist, die Aussagen der Zeugen und Sachverständigen, das Ergebniß eines Augenscheines, die Entscheidungen des Gerichts und deren Verkündung. Endlich dient noch der Beurkundung des Prozeßstoffes der Thatbestand des Urtheils, d. i. eine gedrängte Darstellung des Sach- und Streitstandes auf Grundlage der mündlichen Vorträge der Parteien unter Hervorhebung der gestellten Anträge.

Bei der Behandlung der Frage der Beurkundung des Prozeßstoffes sehen wir sonach, daß der mündliche Prozeß keineswegs absolut die Schrift ausschließt. Sie kommt auch im neuen Prozeß nicht nur als Beurkundungs- und Erinnerungsmittel, sondern als relevante Erscheinungsform von Prozeßvorgängen, z. B. bei der Klage vor. Unfruchtbarer Doktrinarismus mag hierin eine Inkonsequenz, eine Prinzipwidrigkeit konstatiren. Dem ist aber zu entgegnen, daß der Prozeß nicht den Zweck hat, auf Prinzipien zu reiten.

Den Prozeß darf und soll nur gestalten sein Zweck, eine gerechte Rechtspflege zu ermöglichen. Wir dürfen hoffen, daß die neue Civilprozeßordnung diesem Ziele nahekommt.

Diese Garantie gerechter Rechtspflege wird, um nun endlich das letzte und als solches gewiß nicht das geringste allgemeine Prinzip des neuen Verfahrens zu nennen, unter allen Umständen noch erhöht und gefestigt durch die Oeffentlichkeit des Verfahrens. Die Oeffentlichkeit des Verfahrens ist im Strafprozeß das Palladium der Rechtspflege. Es wird es auch werden im Civilprozeß. Vor dem Lichte der Oeffentlichkeit wird sich das Unrecht in allen Gestalten scheu in seine Winkel zurückziehen, das Recht in ihm Schutz bei dem Richter, Hülfe bei dem Anwalt und seine Pflege Vertrauen bei dem Volk gewinnen.

Afrika und seine Erforschung.

Wie viel die großartige Entwicklung der Verkehrsmittel zur wesentlichen Erweiterung der geographischen Kenntnisse der Menschheit beigetragen hat, werden wir erst dann gewahr, wenn wir unser diesbezügliches Wissen mit dem der Alten vergleichen. Unsere neuesten Karten von Afrika weisen zwar auch noch manchen hellen, d. h. unerforschten Fleck auf; aber die alten Karthager und Aegypter, obzwar selbst Bewohner von Afrika, wußten außerhalb ihrer Grenzen gar nicht Bescheid. Die Erforschung des 543.570 Quadratmeilen umfassenden afrikanischen Kontinentes ist eine Lebensfrage für das verarmte Europa, weil jener dem Handel neue Anknüpfungspunkte, der Industrie frisches Absatzgebiet und in seinen Hochländern vielleicht dereinst Unterkunft für den Bevölkerungsüberschuß gewähren wird. Das erste seefahrende Volk, welches die Geschichte die Phönikier nennt, dessen Wiege die altberühmten Hafenstädte des Mittelländischen Meeres Sidon und Tyrus waren, hat auch die ersten Pionniere zur Erforschung Afrikas gestellt. Sechshundert Jahre vor der christlichen Aera unternahmen phönikische Seefahrer auf Befehl des ägyptischen Pharao Necho eine Umschiffung von Afrika. Sie fuhren vom Rothen Meere in südlicher Richtung und kehrten nach dreijähriger Fahrt durch die Säulen des Herkules, heute Straße von Gibraltar genannt, nach Aegypten zurück. Auch die nordafrikanischen Kolonisten aus dem phönikischen Mutterlande trieb die Uebervölkerung ihres Staates Karthago zur Erforschung von Innerafrika. Da ihnen die Wüste Sahara das Vordringen nach Süden unmöglich machte, versuchten sie 130 Jahre später, vielleicht auf die Erfahrungen der Väter gestützt, die Umschiffung Afrikas in entgegengesetzter Richtung, kamen jedoch unter ihrem Anführer Hanno nur bis zum 10. Grad nördl. Breite der Westküste Afrikas, heute beiläufig in der Gegend von Sierra Leone, einer portugieisischen Faktorei. Ob noch andere Entdeckungsreisen unternommen wurden, ist nicht bekannt, aber wenig wahrscheinlich, weil sich die Kenntniß vom Innern des geheimnißvollen Festlandes nur auf den fruchtbaren Rand nördlich der Sahara und auf das alte Kulturland Aegypten erstreckte. Der älteste griechische Geograph Eratosthenes beschreibt uns die Pulsader Aegyptens, den Nilfluß, mit seinen Krümmungen bis zur Stadt Meroë und schildert seinen Nebenfluß, den Astaboras, heute Atbara. Auch die Spaltung des Flusses in den Blauen und Weißen Nil war den Alten bekannt. Den Ursprung des ersteren vermuthete man in Abessinien, den des letzteren (nach Ptolemäos) in den Seen der südlichen Erdhälfte, eine Annahme, welche durch die neuesten Entdeckungen bestätigt wurde. Die Nachfolger in der Herrschaft der Aegypter und Karthager, die Römer, drangen nur so weit vor, als ihre Waffen reichten. Ihre Emissäre Polybios, Suetonius Paulinus und Cornelius Balbus überstiegen wohl das Atlasgebirge und drangen in die Sandwüste Sahara bis zum Wendekreis des Krebses vor. Der Lauf des Flusses Niger, der unter dem fünften Grad nördlicher Breite in den Meerbusen von Guinea mündet und dessen Stromgebiet fast das halbe nordwestliche Afrika umfaßt, kannten die Römer nur aus den Erzählungen karthaginensischer Kaufleute.

Wie wenig übrigens die Römer eine Ahnung von der wahren Gestalt Afrikas hatten, eines Namens, den sie offiziell nur für die Provinz, worin Karthago lag, brauchten, geht daraus hervor, daß sie Aegypten zu Asien rechneten. Die germanischen Eroberer Nordafrikas, die Vandalen, haben keine Spur ihrer Forschungen der Nachwelt zurückgelassen; desto mehr ihre Nachfolger, die Araber. Ganz unähnlich den Türken von heute, die ihre Kräfte in Haremsfreuden vergeuden, wurden die muhamedanischen Eroberer der Mittelmeerstaaten das erste Kulturvolk des Mittelalters, dem wir wesentliche Erweiterungen der geographischen Kenntnisse von Afrika verdanken. Wie noch heute durchzogen ihre Karawanen das nördliche Tiefland Afrikas. Die Karten von den arabischen Reisenden Edrisi (1154) und Ibn Batuta (1324) sind gegenwärtig noch maßgebende Anleitungen für Nordafrika, die Sahara und den Sudân. Ihre Kolonien an der Ostküste Afrikas, die leider zum Zweck der schändlichen Ausfuhr des schwarzen Menschenfleisches nach Arabien und Persien errichtet wurden, bestehen theilweise noch in den verrotteten Sultanaten von Seila und Zansibar. Den arabischen Sklavenhändlern waren im 14. Jahrhundert die Insel Madagaskar und das Negerreich Melli am Niger (Innerafrika) als ergiebige Bezugsquellen von Sklaven bekannt.

Die größte Erweiterung verdankt die Erforschung Afrikas der verbesserten Schifffahrt. Zu Ende des 14. Jahrhunderts erscheinen die Europäer in Afrika. Um diese Zeit haben die Genuesen die den Karthagern schon bekannten, aber längst vergessenen kanarischen Inseln und Madeira (westlich von Afrika unter dem 30. Grad nördlicher Breite) wieder aufgefunden. Im 15. Jahrhundert traten die Portugiesen ihre Entdeckerlaufbahn an. Im Jahre 1434 wurde Kap Bojador, 1446 Kap Verde bis zur Mündung des Flusses Gambia von ihnen umsegelt. Von hier aus drangen die Portugiesen tief in die Sahara hinein und erbauten als Rückhalt ihrer Entdeckungsreisen das heute noch bestehende Fort Arguin. Im Jahre 1472 erreichten sie die Inseln im Guineabusen Fernando Po, Sankt Thomas und Anobon. Zwölf Jahre später betrat der erste Deutsche, der nürnberger Ritter Behaim, den afrikanischen Boden und zwar an der Mündung des Kongo, unter dem 7. Grad südlicher Breite. Nachdem die unermüdlichen Portugiesen 4000 Kilometer Küstenland diesseits des Aequators untersucht hatten, drangen sie 2000 Kilometer jenseits des Aequators vor. Bartholomäus Diaz erreichte 1486 die Südspitze Afrikas, das Kap der guten Hoffnung, und Vasco de Gama fuhr 1498 herum, untersuchte die Ostküste Afrikas und fand so den Seeweg nach Ostindien. Die Portugiesen Pedro Covilham und Affonso de Paiva drangen nördlich vor und entdeckten Abessinien. Damit war nach einer Pause von 21 Jahrhunderten Afrika zum zweiten male umsegelt.

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard von Cotta. (Porträt Seite 124.) Was Humboldts kosmische Naturanschauung und Ritters vergleichende Methode angebahnt, das hat Bernhard von Cotta's geologisches System für die wissenschaftliche Erdkunde begründet. Der Gegensatz moderner Wissenschaft, wie sie Cotta auffaßte, zu jener früheren beruht in der Erkenntniß, daß, ebenso wie die organische Welt, auch die sogenannte anorganische fortwährenden Wandlungsprozessen unterliegt. Soweit die Erdrinde in die Tiefe reicht, soweit ihre Gipfel in die Lüfte ragen, soweit ihre Einsenkungen unter den Fluthen des Ozeans oder den vergleichsweise kleinen Wasseransammlungen des Binnenlandes sich bergen — überall erkennt die Forschung in der unaufhörlichen Umwandlung ihrer Bestandtheile Bewegung und Leben bethätigt. So wird die sogenannte anorganische Natur zum lebendigen Organismus, so werden auch die Katastrophen der Elementargewalten, die vulkanischen Erscheinungen, die Erdbeben, zu Lebensäußerungen. In diesen aufgeschlagenen Blättern des Buches der Natur hat Bernhard von Cotta die Urgeschichte der Erde zu lesen versucht. Zu welchen Ergebnissen dieses von ihm begründete System führte, wollen wir im nachfolgenden Aufsatz darlegen. Das Schicksal hat den im Jahre 1808 zu Zillbach bei Eisenach gebornen Cotta zum Naturforscher bestimmt, indem es ihn von Eltern abstammen ließ, die seine schon früh erwachte Neigung zu geologischen Studien pflegten. Nach der Uebersiedelung seines Vaters, eines Forstrathes, nach Tharand, besuchte er von 1822—26 die Kreuzschule in Dresden und von 1833 ab die Universität von Heidelberg. Dem Studium der todten Sprachen konnte er nicht viel Geschmack abgewinnen, desto mehr der Betrachtung der lebendigen Natur. Gleich die Erstlingsarbeit des 25jährigen Gelehrten legte Zeugniß ab von dem emsigen, ernsten, gründlichen Beobachten des wirklich Vorhandenen, und dieser Art der Forschung ist er Zeit seines Lebens treu geblieben. Die Abhandlung über die Dendrolithen (Baumstammverkieselungen), welche noch heute bis auf die feinsten Gebilde jede Faser, jedes Gefäß jener Palmen und Farrn zeigen, die vor hunderttausend Jahren unsere Wälder schmückten, sowie die in Gemeinschaft mit seinem Lehrer Naumann herausgegebene Karte Sachsens machten Cotta über Nacht berühmt. Um seinen Studien auch eine praktische Unterlage zu geben, begab er sich auf Reisen. Mit dem Hammer in der Hand, stets beobachtend und vergleichend, durchstreifte er Deutschland, England, die Alpen, Oberitalien, Oberösterreich, Ungarn, die Bukowina, Serbien, Siebenbürgen, Tirol, Kärnthen, das Banat, Kroatien, die Militärgrenze, den Ural (Grenzgebirge zwischen Europa und Asien), den Altai (sibirischer Höhenzug) und das Land der don'schen Kosaken (südliches Rußland). Trotz der unbestreitbaren Genialität seiner Auffassung hielt er sich und seine Lehren für nichts weniger als unfehlbar. Wohl stellte er neue Sätze auf und verstand es, sie zu verfechten, doch hörte er gern und prüfte gründlich den Gedankengang anderer, wie wir aus seinem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Gelehrten, wie A. von Humboldt, L. von Buch, G. und H. Rose, Mitscherlich, Naumann, Reich, Scheerer, Breithaupt und Jossa, erfahren. Er wurde seiner doppelten Eigenschaft als freiberger Professor und Schriftsteller in vollem Maße gerecht. Trotzdem er Tag und Nacht studirt, gedacht, gelesen, geschrieben hatte, war er bei seinen geognostischen Ausflügen seinen Schülern gegenüber nichts weniger als griesgrämig.

Neben dem regen Sinn für die Natur sprudelte in Cotta ein frischer, froher, lebhafter, manchmal kecker Geist. Er gab nicht viel auf die nichtssagenden Formen der Etikette, trat vielmehr mit großer Unbefangenheit gegen alles auf und geißelte mit witziger Satire, was ihm als Zopf, Unwahrheit im geselligen Umgang, übertriebene Rücksicht erschien. Er that dies offen; Verstellung und Intrigue waren ihm fremd. Etwas jugendlich Burschikoses behielt er bis in die letzten Jahre seines Lebens, und wenn die Leute ihm auch sagten, er sei ein absonderlicher Mann, so lächelte er und setzte sich über das Urtheil der Menge leicht hinweg. Auch dem öffentlichen Leben widmete sich Cotta. Mit Begeisterung folgte er der Bewegung des Jahres 1848, zu welcher Zeit er sehr weit links stand; nach den dresdener Maitagen beherbergte er lange Zeit eine Barrikadenkämpferin. Der Schriftsteller Cotta verstand es trefflich, die Wissenschaft mit dem Leben zu vereinen. Er sammelte die Blumen im Garten der Wissenschaft, um sie zu ansprechenden Kränzen zu verbinden; mochte er seine oder anderer Gedanken zu Papier bringen, immer that er es in schöner, leicht verständlicher, oft blühender Sprache, und grade durch die Art der Behandlung des Stoffes wurde er bei Fachleuten einer der geachtetsten Schriftsteller, während er bei Laien den Sinn für seine sonst so trockene Wissenschaft zu wecken und wach zu halten verstand.

Wie schon im Eingang dieses Artikels erwähnt, suchte und fand er, gleich Humboldt und Ritter, ganz neue und wichtige Beziehungen zwischen der Gebirgswelt (im geologischen Sinne genommen) und dem dieselbe bewohnenden Menschengeschlecht. Seine Werke „Deutschlands Boden" und „Geologie der Gegenwart", welche in mehrere Sprachen übersetzt wurden, fußen auf diesen Grundsätzen. Die meiste Verbreitung, weil eine Fülle interessanter Beobachtungen enthaltend, fanden die populär gehaltenen Abhandlungen über den sibirischen Gebirgsstock Altai und die vielbenutzten Volksbücher „Geologische Bilder" und „Katechismus der Geologie". Nachdem wir den Gelehrten geschildert, wollen wir auch dem Menschen Cotta ein paar Worte widmen. Er war nie arm und nie reich; in seinen Kapitalsanlagen immer unpraktisch, wurde er um den größten Theil seines mühsam Erworbenen in betrügerischer Weise gebracht. Als sich im Jahre 1870 sein Lieblingswunsch erfüllte, ein eigenes Heim zu besitzen, konnte er sich dessen nicht mehr erfreuen, denn er war ein gebrochener Mann. Die ersten Mahnungen einer Nervenzerrüttung, Folge von Ueberanstrengung, verhinderten ihn daran, seinen dämmernden Lebensabend in Ruhe zu genießen. Neun Jahre lang streckte der Tod seine Knochenhand nach ihm aus. Die Lähmung des Nervensystems verhinderte ihn an jeglicher geistigen Anstrengung, ohne dem siechen Dulder den Humor zu rauben. Noch im letzten Augenblick beklagte der Philosoph weniger seine eigene Krankheit als das Gesetz, nach welchem die Menschheit zum Ertragen der Leiden verurtheilt ist. Er starb am 14. September 1879. Die Wissenschaft, für die er lebte und starb, ist seine trauernde, dankbare Erbin. Hoffen wir, daß sie seinen reichhaltigen Nachlaß zum Siege der Bildung über die rohe Gewalt verwenden wird.

Dr. M. T.

Eisbrechschiff auf dem Delaware bei Philadelphia. (Bild Seite 125.) Unser Bild führt uns an jene historisch merkwürdige Stelle, welche, von der Mündung des Flusses Schuilkill in den Delawarestrom fünf Kilometer entfernt, im Jahre 1682 der Schauplatz der Zusammenkunft des Quäkers William Penn mit den Indianern war. Ein großer Ulmbaum war der stillschweigende Zeuge jenes Vertrages, von dem man zu sagen pflegt, daß er der einzige Vertrag sei, der ohne Eid zu Stande kam und niemals gebrochen wurde. William Penn kaufte den Delaware-Indianern eine Landzunge ab, auf welcher er die Stadt der Bruderliebe (Philadelphia) gründete. Die 800,000 Einwohner, welche Philadelphia heute beherbergt, haben zwar von der Ausübung der Bruderliebe einigermaßen Abstand genommen, pflegen aber destomehr Handel und Wandel. Da die Stadt, wie die deutschen Hansastädte Hamburg, Bremen und Lübeck, nicht direkt am Ozean liegt, sondern einige Meilen landeinwärts, wie schon oben bemerkt unweit des Schuilkill- und Delawarezusammenflusses, so muß man darauf bedacht sein, wenn sich der Strom mit Eis bedeckt, die Lähmung dieser Pulsader Philadelphias möglichst wenig fühlbar zu machen. Zur Herstellung der Kommunikation, welche während des harten Winters in Pennsylvanien wochen-, ja monatelang durch Frost unterbrochen wird, hat die Stadt Philadelphia drei große Eisbrechschiffe bauen lassen. Eins davon, City-Iceboot Nr. 3, sieht man auf unserem Bilde in Thätigkeit. Die Rippen des Eisbrechschiffes sind fester konstruirt wie die eines gepanzerten Kriegsschiffes; der Rumpf ist aus geschmiedetem Eisen, der wichtigste Theil daran ist der Bug, mit welchem das Eisen aufgestoßen wird. Donnernd krachen die Schollen wie vom Sturme gehoben und fliegen nach allen Seiten hinauf; stöhnend arbeiten die Maschinen des Schiffes mit Hochdruck und lassen schwarze Rauchwolken, mit weißem Dampfgischt gemischt, ihren schlanken Rauchfängen entsteigen. Während der Eisbahnbrecher wie ein Sturmbock gegen das hemmende Element stößt, daß seine Bestandtheile von der Schlotspitze bis zum Kielraum erzittern, zieht die Reihe der schwerbeladenen Schiffe in seinem Schlepptau ruhig und langsam auf der freigemachten Wasserbahn. Das Honorar für das Remorquiren mit einem Eisbrecher ist schon ziemlich hoch, und doch müssen bisweilen zwei Eisbrechschiffe in Thätigkeit treten, wie in den sogenannten Horseshoe einige Kilometer unterhalb Philadelphia, wo der Fluß eine dem Hufeisen ähnliche Wendung beschreibt und eine sehr starke, den Schiffen gefährliche Strömung hat. In der eisfreien Zeit wimmelt der Strom, der an seiner Mündung etwa zweimal so breit ist wie der Rhein bei Mainz, von großen Seeschiffen, die unter der vollen Wirkung der das Flußwasser stauenden Fluth bis nach Philadelphia segeln können. Kleinere Dampfer befahren den Delaware bis Trenton. So weit das Auge reicht, lebt und webt alles, und das „Heilige Experiment", die Gründung des Quäkerstaates, dessen Bodenfläche von 2450 Quadratmeilen Vater William Penn dem englischen König Karl dem Zweiten für 16,000 Pfund Sterling abkaufen mußte, um sie noch einmal Stück für Stück den Indianern abzuhandeln, ist als vollständig gelungen zu betrachten.

Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 12. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Lieber Papa," entgegnete Wichtel junior rasch und mit vielem Nachdrucke; „ich finde die Art, wie du mir heut Abend entgegenzutreten beliebst, wirklich höchst sonderbar. Sind wir doch beide Männer und beide mit dem sehr energischen Willen ausgestattet, die jämmerliche Nichtigkeit und Langweiligkeit des Lebens durch das, was jeder von uns seiner Anschauungsweise und — seinen Jahren nach als Genuß empfindet, zu vergolden oder, wenn du willst, genießbar zu machen. Bei Leuten, welche das Geld ganz allein darum schätzen, weil damit Genüsse zu erkaufen sind, spielt die Kostspieligkeit des Genießens natürlich keine Rolle — darüber waren wir bisher ja immer einig, und ich stehe heute noch so vollständig und bewußt auf meinem Epikuräerstandpunkte, daß ich jede Bemerkung über die relative Geringfügigkeit meiner Ausgaben vis-à-vis jenen Summen, welche du am grünen Tische zu verausgaben ein Vergnügen findest, unterlasse."

Die dünnen, blutleeren Lippen des Justizraths umspielte wieder das verächtliche Lächeln, von dessen gewohnheitsmäßiger Wiederkehr die stereotyp nach dem linken Nasenflügel hin verzogene Oberlippe Kunde gab.

„Um was ich dich auch ersucht haben möchte — in deinem eigenen Interesse, mein Werthgeschätzter," sagte er. „Es handelt sich im Augenblick in der That auch nur um eine Feststellung, wer von uns beiden sich des weitesten und schärfsten Ueberblicks über unsere finanzielle und geschäftliche Situation erfreut — du, der du dich beständig und ausschließlich mit den einschlägigen Angelegenheiten befaßt hast, oder ich, der ich eine Zeitlang dir plein pouvoir*) ließ. Ich fahre also fort: Unsere Güter und Häuser repräsentiren insgesammt einen Nominalwerth von rund 800000 Thaler und einen Realwerth von etwa der Hälfte — stimmt's, mein Lieber?"

Der Referendar nickte.

„Davon gehört uns der Besitztitel besagter Liegenschaften, sonst aber kein rother Heller."

Wichtel junior wollte sprechen. Der Vater wehrte ihm durch eine Handbewegung und fuhr fort:

„Ich weiß, was du sagen willst. Du glaubst, ich fasse die Sachlage noch viel zu günstig auf: wir wären reiche Leute, wenn uns blos kein Heller von dem Kapitalwerth unsres Grund- und Bodenbesitzes gehörte. Uns gehören die 100000 Thaler Differenz zwischen dem wirklichen Werth und den 500000 Thalern Hypotheken. Dieser negative Besitz verursacht uns, wenn alles gut geht, ein jährliches Defizit von 5 bis 6000 Thalern, das wir nur decken können bei größter Einschränkung unseres Haushaltes und unserer Privatausgaben. Wir dürfen uns aber auch garnicht einschränken, selbst wenn wir wollen, denn da würden unsere lieben Freunde und getreuen Nachbarn und mit ihnen bald die gesammte Geschäftswelt sich in die Ohren raunen, daß es mit uns gewaltig bergab gegangen ist, und wir würden den Kredit verlieren, der uns jetzt noch aufrecht erhält. Es würde uns ein sehr beträchtlicher Theil der Hypothekenkapitalien auf den Gütern und Häusern gekündigt werden, unseren Wechseln würden Schwierigkeiten begegnen und wir wären in allerkürzester Frist offenkundig und unausweichlich vor dem Abgrund des Bankerotts — — nicht wahr, mein Guter — so steht's?"

Das Gesicht des Referendars hatte sich merklich verfinstert.

„So steht's allerdings," sagte er. „Und ich sehe eben absolut nicht, wie wir aus der Kalamität herauskommen können, wohl aber, wie wir immer tiefer hineingerathen müssen, wenn es mit unsrer Gründung nicht vorwärts geht und wenn wir Waldstein seine Bundesgenossenschaft nicht mit der Uebertragung der Fabrikeinrichtung und einem tüchtigen Profit bezahlen. Er ist unser Hauptgläubiger — mit ihm weicht uns der Boden unter den Füßen — —"

„Sehr richtig — ein etwas lästiger Bundesgenosse, dieser Waldstein," sagte der Justizrath nachdenklich, aber sehr ruhig. „Indessen — que faire*)? „Wir müssen vorwärts und Alster muß gezwungen werden — —"

„Er muß — aber wie?"

„Hm, — der Mann fürchtet, wie alle Spießbürgernaturen, nichts so sehr als den Eclat, den Skandal. Wir müssen also ihn ins Unrecht setzen — wir müssen auf der Realisirung des Vertrags bestehen, eventuell Lärm schlagen über Vertragsbruch —; die bloße Drohung, sobald sie mit der Energie des bitteren Ernstes auftritt, wird genügen!"

„Das bezweifle ich — ich bin bis hart an die Grenze eines Abbruchs der geschäftlichen Beziehungen in meinen Erklärungen gegen Alster gegangen, ohne den erwarteten Erfolg zu erzielen."

„Nun, so werde ich denn persönlich die Sache in die Hand nehmen," sagte der Justizrath, indem er sich erhob. „Ich suche Alster auf — ein plausibler Vorwand, die Sache recht dringlich

*) Unbeschränktes Handeln.

*) Was thun?

erscheinen zu lassen, findet sich immer. Weigert er sich, so halte ich ihm vor, daß es freundschaftliche Rücksichten waren, welche uns bewogen haben, mit ihm einen Kontrakt zu schließen, der zu seiner Voraussetzung das vollste gegenseitige Vertrauen hatte — daß er also einen Vertrauensbruch begeht, wenn er die Ausführung unseres Planes in dem ihm im vorhinein zu Grunde gelegten Sinne verhindert. Ich erkläre ihm, daß eine Bewerbung um Senkbeils Bundesgenossenschaft in der Geschäftswelt sofort den Zweifel an unsrer Fähigkeit, die Sache allein zu machen, erregen, und uns vor der Welt und vor Senkbeil kompromittiren und für den wahrscheinlichen Fall, daß Senkbeil ablehnt, unsern Kredit, unser Prestige gewissermaßen, empfindlich erschüttern müßte. Wir würden — so leid es uns thäte — falls er bei seiner Weigerung beharrt, gezwungen sein, vor der Oeffentlichkeit die Schuld an dem Nichtzustandekommen der mit solcher Erfolgsicherheit angekündigten Gründung auf diejenigen Schultern legen zu müssen, auf die sie gehört. Wie er und sein so wohlverdientes öffentliches Ansehen dabei wegkommen könnten, wenn er die Sache gewaltsam in den Eclat hineintriebe, das sei dann seine Sache und fiele nicht mehr in den Bereich unserer Verantwortung; und so weiter. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn sich der Schwätzer schließlich, sobald er merkt, daß der Spaß definitiv zu Ende ist, nicht um den Finger wickeln ließe. Und dann noch eins, mein Lieber," wandte sich der Justizrath, der schon den Schlafrock abgeworfen und eben den Finger an den Knopf einer Tafelglocke gelegt hatte, um den Diener herbeizurufen, von neuem zu seinem Sohne; „wir müssen unverweilt wieder nach mehr als einer Richtung hin finanzielle Fortschritte machen. Das Projekt der Zweigbahn nach Bergstadt ist ganz eingeschlummert — es muß schleunigst wieder zum Leben gebracht, es muß nicht minder schleunig realisirt werden. Die verdammten Rittergüter, an denen wir heute in Wahrheit schon zu armen Rittern geworden, muß uns die Eisenbahn endlich abnehmen. Damit werden wir dann auch deinen guten Freund Waldstein los, der uns wie ein Blutegel im Nacken sitzt."

Der Sohn zuckte die Achseln und wollte antworten. Der Vater hatte aber bereits auf den Schellenknopf gedrückt und bemerkt, daß er die Glocke, an deren Mechanismus irgendetwas in Unordnung gerathen war, zu keinen andern als äußerst gedämpften Tönen zu bewegen vermochte. Er war daher dem Triebe, entschlossen und rasch zu handeln, nachgebend, ungewöhnlich schnell auf die Thür zugeschritten, um nach dem Diener zu rufen, als ihm von außen jemand zuvorkam und der Diener selbst auf der Schwelle erschien.

„Herr Justizrath befehlen?" fragte derselbe, ein langer, hagerer Mensch von einigen vierzig Jahren mit glattrasirtem, unangenehmen Schleichergesicht.

Die Wichtel warfen gleichzeitig einen raschen Blick auf den Diener und schauten dann einer dem andern bedeutungsvoll ins Auge.

„Man ist ja ungewöhnlich geschwind heute, Friedrich," sagte der alte Herr. „Man kommt sogar, ehe man gerufen ist."

„Verzeihen Herr Justizrath," erwiderte Friedrich mit einem Gesichtsausdruck, als könnte er nicht bis drei zählen; „ich ging grade vorüber nach dem Schlafzimmer des Herrn Doktor, um die Fenster zu schließen, weil der Wind zu arg geworden ist; und da hörte ich, wie der Herr Justizrath klingelten — zwar nur leise, aber wenn man nicht weit von der Thür ist, hört man's doch, und da ich wußte, daß die Klingel heute ausgehakt ist, als die Luise sie beim Aufräumen 'runter geworfen, da hab' ich — —"

Dem Justizrath schien eine weitere Auseinandersetzung überflüssig.

„Schon gut," sagte er. „Ich fahre heut noch aus, — sofort anspannen und meine Röcke."

Friedrich machte eine höchst eckige und steife Verbeugung und ging eiligst von dannen.

„Hältst du für möglich, daß der Kerl gehorcht und daß er gehört hat, was wir sprachen?" fragte der Justizrath, als sich die Thür hinter Friedrich geschlossen hatte.

„Daß er gehorcht hat — gewiß. Daß er gehört und verstanden hat, was wir sprachen, bezweifle ich dagegen sehr, die Portièren und das starke Eichenholz der Thüren lassen nicht viel von den Tönen passiren."

„Man horcht aber nicht, um nicht mehr als unartikulirte Laute zu hören. Wir müssen uns überzeugen. Es wäre vertrackt, wenn der alte Spitzbube auch nur zwei Sätze verstanden hätte...."

„Ueberzeugen wir uns," sagte der Referendar, indem er das Zimmer verließ. Der Justizrath sprach ein paar Worte in gewöhnlichem Gesprächstone, dann wiederholte er sie dreimal, jedesmal lauter als zuvor. Wichtel junior hatte nur das letztemal verstanden, was sein Vater gesagt. Beide fühlten sich beruhigt; so laut war die Unterhaltung, selbst in den Momenten der Erregung, nicht geführt worden. Zudem war der Friedrich nach seiner eigenen Behauptung schon seit Jahren schwerhörig; er mochte also doch wohl beim Vorbeigehen an der Thür, aus jener allgemein verbreiteten Dieneruntugend der Neugier, nur den erfolglosen Versuch zu horchen gemacht haben. Im übrigen würde ja einer Bedientenklatscherei nicht allzuschwer die gefährliche Spitze abzubrechen sein, meinte der Referendar.

Friedrich benahm sich auch ganz unverfänglich, als er wiederkam. Sein Gesicht war genau so nichtssagend, seine Stimme so krächzend, seine Bewegungen so täppisch, wie gewöhnlich.

Ehe der Justizrath ging, hatte er noch etwas zu fragen. Er hatte gehört, daß der elegante Bärenhäuter Schweder, wie er ihn zu nennen pflegte, in neuester Zeit im alster'schen Hause verkehre. Und Schweder sei wohl so etwas wie der Hausfreund der schönen Frau Senkbeil — auf Bemühungen des Schweder sei also vielleicht die alster'sche Neigung zu einer Assoziation mit Senkbeil zurückzuführen.

Wichtel junior bezweifelte das. Schweder sei ein sehr gescheiter, aber allen Geschäftsangelegenheiten, wie überhaupt allen ernsteren Dingen gegenüber unglaublich indifferenter Mensch. Das sei der Epikuräer comme il faut oder, in der That, der Bärenhäuter in Glacés. Selbst zum Schachspiel sei er selten mehr als einmal in der Woche zu bringen. Dagegen könne er stundenlang, eine seiner unübertrefflichen Havannahs nach der andern schmauchend, im Café oder sonstwo dem Dolce far niente*) fröhnen und dabei über alles und alle in der Welt seine spöttischen, meist fabelhaft malitiösen Glossen machen. Senkbeil komme, wenn gelegentlich von ihm die Rede sei, fast am schlechtesten weg — er sei ein nichtsnutziger Knauser, ein gänzlich versimpelter Filz, behaupte Schweder, der sich den Champagner abgewöhnt habe, damit seine ungezogenen Rangen dereinst drin baden könnten. Mit Senkbeils Frau stehe Schweder aber allerdings in intimem Verhältnisse, obgleich er, oder vielmehr grade weil er, selbst in übermüthigster Weinlaune, dies hartnäckig und sehr entschieden ableugne. Bei Alster habe er sich bestimmt auch nur eingeführt, um sich entweder über den emporgekommenen Krämer weidlich lustig zu machen oder, was allerdings noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe, um Wanda in die Netze eines unsoliden Liebesverhältnisses zu verstricken. Daß ihm letzteres nicht gelinge, dafür habe er, Wichtel junior, indessen sofort gesorgt. Er habe Alster über den Roué Schweder reinen Wein eingeschenkt und auch Wanda Andeutungen bezüglich der Dutzende von Liebesverhältnissen gemacht, derentwegen Schweder stadtberüchtigt sei. Die sittliche Entrüstung, welche er selbst dabei weniger gezeigt als verrathen habe, müsse auf das beinahe noch kindische Gemüth seiner Zukünftigen zweifellos einen höchst günstigen Eindruck gemacht haben.

Der Justizrath schien inzwischen wieder zu gutem Humor gekommen zu sein. Er klopfte dem Sohne zum Abschied gemüthlich auf die Achsel und sprach die Hoffnung aus, daß die sittliche Entrüstung, die zu „verrathen" seinem liebenswürdigen Sprößling sicherlich nicht schwer gefallen sei, der wahren ehemännlichen Tugendhaftigkeit den Weg in das Herz desselben bereiten werde. Nachdem Wichtel junior lachend bethenert, daß diese Hoffnung um so leichter erfüllt werden möchte, als ihm allezeit das gute Beispiel seines Erzeugers auf dem Pfade der Tugend voranleuchte, ging der Justizrath, vergnüglich schmunzelnd und seinem Sohne „viel Vergnügen" wünschend, von dannen.

* * *

Eine Viertelstunde später hielt sein Wagen vor der Villa Alster. August hatte im Gespräch mit einem Manne, in dem wir den Cigarrenreisenden Schneider wiedererkennen, vor der Thür gestanden. Die beiden waren intime Freunde geworden. Schneider hatte sogar in einer den biederen August bis zu völliger Gewißheit überzeugenden Weise nachzuweisen vermocht, daß August sein Cousin, wenn auch ungefähr im zehnten oder zwölften Gliede sei. Augusts Großtante, die rechte Cousine seiner Stiefgroßmutter, war nämlich auch eine geborne Schneider gewesen und hatte einen

---

*) Süßem Nichtsthun.

Bruder gehabt, der sein Heil in Amerika gesucht und dabei heillos heruntergekommen und schließlich verschollen war. Diesen würdigen Stiefgroßonkel hatte der immerdar findige Cigarrenreisende in seiner eigenen Verwandtschaft wiederentdeckt — er war auch sein Großonkel oder so etwas Aehnliches gewesen, folglich war August sein Cousin.

Als der Wagen des Justizraths vorgefahren war, hatte August seinen neuen Cousin stehen lassen und dienstfertig den Wagenschlag aufgerissen. Zu seinem tiefgefühlten Bedauern hatte er zu melden, daß sich der gnädige Herr Justizrath den Weg umsonst gemacht hätten, weil der gnädige Herr Alster nicht zuhause sei.

Der Justizrath erklärte, er müsse Herrn Alster aber unter allen Umständen, so rasch als nur möglich, sprechen. Wo er auch sei, werde er ihm daher nachfahren oder, wenn es nicht anders ginge, auch nachreisen. August machte auch diesmal das bekannte Bedientenmanöver, indem er durch verlegenthuendes und dummschlaues Mienenspiel zu verstehen gab, daß er zwar wisse, wohin oder mit wem sein Herr ausgegangen sei, aber sich nicht recht getraue, es zu sagen. Der Justizrath kannte so gut wie Schweder den Schlüssel, der den Mund eines derartigen getreuen Knechtes jederzeit öffnet, und er wandte ihn, wenn auch lange nicht so freigebig als der jüngere Lebemann, unverzüglich an.

August gestand nun, daß sein Herr nach dem Restaurant Weinhold gefahren sei, wo in einer geschlossenen Gesellschaft eine Feier — was für eine, wisse er nicht — abgehalten würde.

Der Justizrath rief seinem Kutscher zu: „Zu Weinhold — rasch!" und zog den Wagenschlag dem guten August so dicht vor der Nase wieder zu, daß er selbigen stattlichen Körpertheil beinahe zwischen der Thür und ihrem Rahmen eingequetscht hätte.

August, der höchlichst erschrocken zurückgesprungen war, vergewisserte sich, daß das unersetzliche Organ noch unbeschädigt in seinem Gesicht sitze und trat entrüstet grunzend zu seinem Cousin Schneider.

„Dieser alte Kerl," räsonnirte er, „hält unsereins auch nicht für einen Menschen, wie er einer ist. Nicht'en Pfifferling hätt' er darnach gefragt, wenn er mir den Schädel mit seiner Wagenthür blutig geschlagen hätte. Und Trinkgelder geben diese Wichtels nie mehr, als allerhöchstens 'en halben Thaler. Der junge ist übrigens noch schäbiger als der alte. S'ist en Skandal. Na bei Gelegenheit bind' ich dem alten Geizkragen einen Bären auf, der sich gewaschen hat."

Cousin Schneider bestärkte den Entrüsteten in seiner löblichen Absicht und hörte sehr aufmerksam auf alles, was sein Freund und Vetter über die Familie Wichtel räsonnirend zum Besten gab.

„Der hält's womöglich für eine Ehre, die er dir anthut, wenn er dir die Nase blutig schlägt. Die Sorte kenn' ich, August, verlaß dich darauf. Dein Herr ist übrigens auch nicht viel besser. Die Cigarren, die ich ihm neulich zur Probe habe bringen müssen, sind ihm noch zu theuer für euch. Für meine Dienerschaft höchstens kann ich Cigarren brauchen; ich selbst beziehe meinen Bedarf ohne Zwischenhändler, sagte er. Also jedenfalls eine Weinachtsfreude für dich und den Kutscher. Na, ich gratulire im voraus. Die nämlich, die ich ihm gebracht hatte, kosteten 10 Thlr. im tausendt Die wären viel zu leicht für euch, sagte er, und viel zu schlech. meinte er. Nun soll ich ihm welche für 8 Thaler bringen; das sind natürlich die reinen Stinkadores — für 'ne gebildete Nase, wie du sie hast, August, geradezu zum Davonlaufen."

„Da ist meine einzige Rettung," meinte August pfiffig wie immer, „ich verkaufe die ganze Bescheerung meinem verehrten Kollegen, dem Rhinozeros von Kutscher. Der Kerl raucht den ganzen geschlagenen Tag den fürchterlichsten Kneller, daß die Pferde im Stalle den Husten kriegen. Wenn ich dann sage, die Cigarren wären mir zu stark und ich wollte sie ihm auf Abschlagszahlungen von wöchentlich zehn Groschen verkaufen, so fällt er unter allen Umständen darauf rein."

„Recht so," lachte der Cousin. „Aber sag' mal, August, was mochte denn der Justizrath so eilig mit deinem Herrn zu thun haben? Die kommen doch alle Tage zusammen. Wahrscheinlich sucht der gestrenge Herr blos irgend jemanden, der mit ihm den Abend verkneipt."

August schüttelte den Kopf. „Wichtig mag die Geschichte schon sein, und zusammenkommen thun die auch nicht alle Tage. Der Justizrath ist ja in der letzten Zeit wieder immerfort auf Reisen gewesen. Sein Friedrich sagte mir 'mal ganz im Vertrauen, der Alte führe bis nach Italien, oder gar bis nach Monakien oder wie das heißt, um dort riesig zu spielen, — du weißt — so ‚Meine — deine' oder ‚Lustige Sieben' oder so was wird's wohl sein. Nun wird er wahrscheinlich erst heute oder gestern zurückgekommen sein, und gestern ist auch der Doktor Juri hier gewesen und hat 'nen furchtbaren Spektakel mit meinem Alten gehabt; der ist hernach roth gewesen, wie ein Kapaun, und der andre war auch fürchterlich erhitzt, und beinahe sah's aus, als ob sie sich gründlich verfeindet hätten mit einander. Da wird der alte Wichtel wahrscheinlich wieder Frieden stiften wollen, denn unser Fräulein und ihre Goldfüchse lassen die beiden nicht aus dem Garn, weißt du, wenn sie auch noch so dick thun mit ihrem Gelde — — der Friedrich meint ohnehin, bei seiner Herrschaft steckte lange nicht soviel dahinter, als sie immer thun, und der Friedrich ist lange nicht so dumm, als er aussieht."

Dem Cigarrenreisenden Schneider schienen diese Mittheilungen, so wichtig August auch dabei that, doch nachgrade langweilig geworden zu sein. Er erwiderte mit äußerst gleichgiltiger Miene: „Ja, ja, es ist nicht alles Gold, was glänzt;" und fügte, nachdem er sich eine frische Cigarre angezündet hatte, hinzu: „Die vornehmen Leute können sich halt furchtbar verstellen; man weiß nie, wie man eigentlich mit so einem dran ist." Darauf sah er nach der Uhr: „Donnerwetter, ist das schon spät! Na, gute Nacht, August; morgen oder übermorgen trinken wir wieder ein Glas Grog zusammen." Dann ging er ziemlich raschen Schrittes von dannen.

August schien sich einigermaßen über das plötzliche Vondannengehen seines Cousins zu wundern. Er ging mißvergnügt in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Konrad Deubler — der Bauern-Philosoph.

Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D.-P.

(Schluß.)

Es war am Samstag Abend, 2. August 1879, als ich — von München kommend — die Route Salzburg-Wien bei Attnang verließ und bei einer Temperatur von 33 Grad Celsius zwei Stunden lang auf jenen Zug wartete, der mich auf der Kronprinz-Rudolf-Bahn von Attnang aus am Traunsee vorbei, durch Ischl nach der Station Goisern bringen sollte. Ich hatte an jenem Tage den Kulminationspunkt der Sommerhitze reichlich verspürt, draußen auf dem Flachland lag eine lähmende Schwüle und erst als wir an dem malerischen Traunsee vorbeifuhren und die Sonne hinter die uns nahe gerückten Berge trat, konnte man wieder aufathmen. Am ganzen Himmel keine Wolke, auf keinem der prächtigen Berge des Salzkammergutes die geringste Spur von Nebel — die Nacht brach herein und eben stieg der Mond am östlichen zackigen Horizonte empor, als der Ruf: „Goisern" meine Tagesleiden zum Abschluß brachte. Wenige Augenblicke hernach begrüßte mich der Philosoph vom Primesberg in jener herzlichen Weise, die sich nicht in Worten zeichnen läßt. Mein Gepäck ging in die Hände seiner barfüßigen Magd, die mir der oberösterreichische Bauer nach Landessitte als „Viehmensch" vorstellte. Der geneigte Leser wolle bei diesem Ausdruck weder lachen noch ungläubig den Kopf schütteln; denn was man weitherum in Deutschland ein „Mädchen für alles", in der Schweiz auf dem Lande kurzweg „Magd" oder auch „Viehmagd" nennt, das heißt im Salzkammergut schlechtweg „Viehmensch", worunter auch die vielbesungenen „reizenden" Aelplerinnen, die Sennerinnen, die naturwüchsigen Grazien der Berge verstanden werden. Deubler, dem der geistige Umgang mit „Gelehrten" zum täglichen Bedürfniß geworden, dem er auch durch tägliche Lektüre gerecht wird, schwelgt förmlich in Genuß, wenn ihm einmal so ein „gelehrtes" Individuum ins Gehege kommt. Dabei leidet er keineswegs an dem Fehler der meisten Laien, die da wähnen, in jedem „Studirten", der sich irgendwie einen Namen gemacht hat, gleich



Gegenseitige Weihnachtsüberraschung. (Seite 143.)

eine Art übermenschlicher Erscheinung sehen zu müssen. Er beurtheilt alle Menschen nach dem Werth ihrer Leistungen und der Aufrichtigkeit ihres Wollens und Handelns. Doch hievon später — wir sind ja erst im Begriff, dem Mann mit kurzen Hosen, Lodenrock und „Tyrolerhut“ auf seinem Gang durchs Bauerndorf und jenseits desselben auf schmalem Pfad durch saftige Wiesen zu folgen und ihn auf den nahen Primesberg zu seinem idyllischen Heim zu begleiten. Der Mond beleuchtet unsern Pfad, rechts und links zirpen die Grillen und im nahen Haselgebüsch stimmt der Laubfrosch seine sommernächtliche Hymne an, indeß drüben die Wasser der klaren Traun rauschend thalwärts wandern. Bald haben wir die Deubler'sche Terrasse am Abhang des Primesberg erreicht. Ueppige Ahorne senken schweigend ihre laubschweren Aeste über den rasenbewachsenen Fußpfad; wir müssen sie umgehen, ehe wir zum Deublerschen Garten und Wohnhaus selbst gelangen. Ein wohlgepflegter Lattenzaun umgibt das Ganze: unser Führer öffnet die Gartenthür und nun schreiten wir in den Blumen- und Gemüsegarten des Philosophen vom Primesberg, der sich hier seine Burg „Malepartus“ gebaut und von da aus dem nähern und fernern Treiben der Welt zuschaut. Am Ende des Gartens stoßen wir auf die „Malepartus“ selbst, wie Deubler seine Villa zu nennen pflegt. Der Leser findet in dem auf Seite 101 abgedruckten Holzschnitt eine treue Skizze von dem, was im eigentlichsten Sinne des Wortes ein „Musentempel“ genannt werden muß, wie ein zweiter in dieser Art auf dem weiten Erdenrund nicht anzutreffen ist. In der Mitte das etwas niedrige, eigentliche Wohnhaus, älteren Datums, aber nach außen und im innern schmuck und sauber; daran angebaut und mit den Gemächern des Wohnhauses in Kommunikation ein etwas höherer Trakt mit den Gastzimmern (in unserer Abbildung rechts), von denen dem Beschauer wohl das eine mit dem Balkon auffallen wird; es sei hier bemerkt, daß dies das Zimmer Feuerbachs ist, in dem der nürnberger Philosoph einige Wochen zugebracht und glücklich für ein paar weitere Jahr, die letzten seines Lebens, genesen ist. Auf der anderen Seite des Wohnhauses (in unserm Bilde links) stellt ein zweiter Anbau das sogenannte „Atelier“ dar, von Deubler kurz nach Feuerbachs Tode zu dem Zwecke erbaut, hier der Wissenschaft und Kunst eine Freistatt zu gewähren. Kein Sterblicher, der diesen Fleck Erde zum erstenmal betritt, würde ahnen, daß in jenem schlichten Anbau die Geistesheroen unserer Zeit sich in ihren besten Werken zusammengefunden haben. Doch halt! unser Gastgeber wandert der Hausthüre zu, dort im mittleren Gebäude, wo üppige Reben das üppige Mauerwerk bis hinauf unter das Dach mit dunkelm Grün bekleiden. Durch ein Vorzimmer, an dessen Wänden bücherbeladene Gestelle und Tableaux aller Art plazirt sind, gelangen wir in das eigentliche Wohnzimmer ebener Erde. Topfpflanzen füllen den Fensterraum gegen den Garten, das Gemach selbst ist schlicht möblirt und wird bei Nacht mit der modernen Petroleumlampe beleuchtet. An den Wänden treffen wir Kupferstiche nach kaulbachschen Gemälden, sauber eingerahmt; und eine Bronzestatuette, auf der Ecke eines wandständigen Kastens aufgestellt, bringt uns in eine interessante Konservation mit dem Herrn dieser Räume, der in der bronzenen Figur uns seinen alten, längstverstorbenen Uhlich vorstellt. Das Mondlicht zittert durch das Laubwerk der Reben und Fruchtbäume, indeß wir drin, in diesem

Izgorigrad-Defilé bei Wraza. (Seite 144.)

schlichten Raume, bei der Lampe — er mit der Pfeife im Munde, ich meine österreichische Virginia rauchend — bis gegen Mitternacht die wissenschaftlichen Tagesfragen Revue passiren lassen. Da war einer der ersten Punkte, der zur Sprache kam, die damals noch bevorstehende 52. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, da Gustav Jäger die menschliche „Seele“ — „an Händen und Füßen gebunden“ vorzuführen und zu demonstriren versprach. — Deubler schüttelte zu dieser Seelenentdeckung ganz bedenklich sein Haupt — bedächtigen Schrittes ging er zum Kasten und holte gleich einen interessanten Zeitungsausschnitt hervor, der streng über die jägersche Seele zu Gericht saß und nach Deubler den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint.

Dergleichen Konversationsstunden nach des Tages Mühen und Lasten wiederholten sich in der Folge jeden Abend; denn an anregendem „Stoff“ ist bei Deubler kein Mangel. Die Werke der hervorragensten Naturforscher, Philosophen, Historiker und Schriftsteller unserer Tagespresse sind ihm geläufig, er kennt die interessantesten Stellen in David Strauß, Carl Vogt, Louis Büchner, Moleschott, Hellwald, Buckle, Feuerbach, J. C. Fischer, Häckel und Darwin so sicher, daß er uns gleich das Buch aufzuschlagen weiß, um schwarz auf weiß zu beweisen, daß er sie recht verstanden. Er ist nicht Naturforscher und dennoch kennt er sie alle, die deutschen Gelehrten und Schriftsteller, welche das Volk zu ehren verstanden, indem sie gemeinverständliche Werke schrieben. Und wir staunen über den Reichthum von Sentenzen, die ihm in Sachen der natürlichen Weltanschauung so geläufig sind, wie dem Schüler das Einmaleins. Er erzählte von Roßmäßler, dessen Mikroskop Deubler wie eine Reliquie hochhält; er kannte den wackern Mann persönlich. Deubler steht seit Jahrzehnten mit hervorragenden deutschen Künstlern, Malern und Bildhauern in persönlichem, freundschaftlichem Verkehr; insbesondere ist es der alte Professor Kummer in Dresden und dessen ganze Familie, die dem schlichten Philosophen des Salzkammergutes mit Leib und Seele zugethan sind; das „Atelier“ Deublers gibt sichtbare Zeugnisse für diese innigen Beziehungen; daß die Familie Meyerbeer unsern Deubler ebenfalls lieb gewann, ist bereits oben schon gesagt worden. Und wie herzlich standen die Beziehungen Deublers zu dem berühmten bayrischen Alpenschriftsteller Heinrich Noë! Mit einer großen Zahl bedeutender Männer stand Deubler bis an ihr Ende in Korrespondenz und ein Dutzend Lebender in aller Herren Länder sind seine regelmäßigen Gäste geworden. Carl Grün verfaßte das Werk „Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß“ droben auf dem Primesberg unter dem gastlichen Dache dessen, der sich mit Stolz zu den treuesten Freunden des Verfassers vom „Wesen des Christenthums“ zählen darf. Ernst Häckel schrieb an gleicher Stelle das Vorwort zu einer neuen Auflage seiner Anthropogenie. J. C. Fischer, der philosophische Buchhändler und Verfasser des „Bewußtsein“ (— keineswegs ein Philosoph des „Unbewußten“ —), Julius Duboc, Friedrich Schlögl, der berühmte Wiener Feuilletonist (Verfasser von „Wiener Luft“ und „Wiener Blut“), Nordmann, der Präsident des Wiener Schriftstellervereins „Concordia“, Ernst Keil und so viele andere, die mit dem schwarzen Blut der Feder die geistige Welt unserer Zeit zu tränken verstanden, gehören zu Deublers Bekannten und Freunden. Zahlreiche Briefe und die Photograhien, sowie die mit eigenhändigen Widmungen gezierten Werke dieser Männer bilden den Schatz, auf den der Philosoph vom Primesberg stolzer ist, als Feldmarschall Radetzki auf seine Orden und Diplome.

Deublers Bibliothek ist ebensowohl ein Unikum, als er es selber ist. Um sie kennen zu lernen, machen wir den „Atelier“ einen Besuch; ein paar Schritte vor der Hausthür steht im Garten eine kleine Statue, die eine Glaskugel trägt (siehe Abbildung). Dicht hinter derselben befindet sich der Eingang zum mehrerwähnten Atelier, auf dessen südlicher Altane (im Bild ganz links) der Beschauer einen wundervollen Ausblick auf das Traunthal und hinüber zu den Ramsauer Bergen gewinnt. Betreten wir das Innere! Das Ganze ist ein einziger hoher Raum, der wirklich einem Künstleratelier oder auch einer Kapelle gleicht. Links vom Eingang ist längs der ganzen Südwand die tausendbändige Bibliothek aufgestellt: „Die Natur“ von Karl Müller, die „Iris“, der „Kosmos“, viele Bände der „Gartenlaube“, Schiller und Goethe, und eine Anzahl älterer und neuerer Dichter nebst Werken über Geschichte, Religion, Philosophie, Anthropologie und Paläontologie, Geologie, Botanik, Physik und Chemie 2c. Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß sich hier Dedikationsexemplare von verschiedenen Geistesgrößen zusammengefunden haben: in der That eine wunderliche Gesellschaft, in der sich aber unser Deubler vortrefflich zurecht findet. Wenden wir uns nun nordwärts — welche Art von Ueberraschung! Sind wir wirklich in einem Atelier oder in einem Gotteshause? — Mitten auf der nördlichen Wand steht auf architektonischem Postament die Bronzebüste eines — Heiligen; ja eines Heiligen ganz eigenster Art: Ludwig Feuerbach. Und am Postament glänzt die bedeutungsvolle Inschrift: „Homo homini Deus est“. — Ueber der Büste ist ein Medaillon desselben Philosophen in Basrelief angebracht. Rechts und links davon begegnen uns alte Bekannte — die Porträts von Darwin und Humboldt, Strauß, Häckel und anderer Geistesverwandter. Ringsum auf Tischen und Gestellen finden wir Maler- und Zeichenwerkzeuge, vollendete und unvollendete Oelgemälde zieren Wände und Staffeleien und — damit die Kunst nicht gar so stiefmütterlich ausgehe, hat sich hier auch ein tadelloser Gypsabguß der herrlichen Mediceerin und haben sich auch die bekannten „Drei Grazien“ eingestellt.

Und was ich vor wenigen Jahren geträumt habe — siehe da: es ist alles zur Wahrheit, zur greifbaren Wahrheit geworden. Pallas Athene ist niedergestiegen zur Erde und Gast geworden beim einfachen Mann und hat Wohnung genommen bei denen, die den Tag der Naturerkenntniß mehr lieben, denn die Nacht des Aberglaubens. Und die Meerschaumgeborne — die ewig lächelnde Mediceerin hat Besitz genommen vom Altar, da ehedem die Gestalten des Jammers und des Elendes ihre Weltverachtung so blutig-unästhetisch offenbarten. Ja, es ist Tag, lichter Tag geworden, in der Hütte des friedlichen Mannes, der im Schweiße seines Angesichts sich das Brod erwirbt, um am Abend oder in glücklicher Feierstunde sich an der Lichtschönheit geistiger Wahrheit zu letzen. Kunst und Wissenschaft — Schönheit und Wahrheit — welch herrlicher Dualismus in der einheitlichen Welt eines modernen Philosophen!

Ich bin in meinem Leben weit herumgekommen, habe ein gut Theil Menschenglück, aber auch eine Fülle von Elend gesehen, habe an mancherlei Tischen gesessen — die Gastmäler der Reichen, die Tafeln der Geldfürsten sind mir keine unbekannten Dinge und die Hütte des armen Mannes, der mit hölzernem Löffel aus hölzerner Schüssel seine magere Suppe ißt, ist mir kein leerer Begriff; die Frömmsten und Gottesfürchtigsten waren meine Freunde und die in unsern Tagen als „gottlos“ Verschrieenen sind meine Brüder; ich habe alle Gesellschaftsklassen und Gesellschaftsschichten in persönlichem Umgang kennen gelernt: aber nirgends, bei keinem der Sterblichen, die ich bis jetzt gesehen, fand ich dieses Maß innern Glückes und geistiger Ruhe, fröhlichen Behagens und harmonischen Wohlseins wie in der „Malepartus“ auf Primesberg.

Der Leser findet an der Spitze dieses fragmentarischen Lebensbildes das Porträt Deublers nach einer meiner jüngsten Federzeichnungen photographisch in Druck gesetzt. Ich hoffe, alle, die den Bauernphilosophen je gesehen, werden ihn in diesem Bildchen wiedererkennen. Mit wenigen, aber durchaus treuen Federstrichen hat dagegen der Wiener Kulturkritiker Friedrich Schlögl den Charakter Deublers skizzirt; die Skizze ist der beste Kommentar zum Porträt: „Ein Bild von ungebeugter Urkraft, ein Mann mit stählernen Sehnen, von eiserner Willensstärke, von Muth und Entschlossenheit, von edlem Trotz gegen die Tücken und Nücken des widerlichsten Geschickes, von ehrbarster Gesinnung, die aus jedem seiner Worte spricht, voll milder Duldung gegen Unverstand, voll Rechtlichkeit und Treue, voll kluger Ueberlegung in seinem Handeln, von zäher Ausdauer in seinen Entwürfen, voll Wärme der Empfindung, die aus seinen funkelnden Augen sprüht und blitzt, voll aufopfernder Verehrung und Hingebung für jene Geistesheroen, die er zu seinen Göttern erwählt, aber auch erfüllt von berechtigtem Bewußtsein seines eigenen inneren Werthes.“

Und das ist ein schlichter Bauer, der am frühen Morgen drüben am Wiesenrain Heu mäht, in brennender Sonnenhitze Grummet (Emd) zum Schober schleppt und am Mittag seine „Stoßsuppe“ allen andern Speisen vorzieht; ein schlichter Bauer, der uns nach Tisch über Kant, Herbart, Schelling, Fichte, Heyd, Feuerbach, über Adam Smith und Bastiat, und Sismondi belehrt. — Dieser Deubler, der seinen Fuß niemals über die Schwelle eines akademischen Hörsaales gesetzt! —

Und da behauptet man immer noch, daß die moderne Weltanschauung nur für die „oberen“ Gesellschaftsklassen, für die „Gelehrten“ und „Studirten“, nicht aber für den Mann aus dem Volke was nützen könne, daß sie vielmehr den „gemeinen Mann“

unglücklich machen müßte. — Deubler ist ein glänzender Beleg für das Gegentheil; er ist ein Prototyp für eine größere Zahl von Denkern im Bauernkittel; denn in verschiedenen Himmelsstrichen hat die Philosophie gerade in jenen Schichten, wo mans am wenigsten vermuthet, ihre begeisterten Freunde gewonnen. Das hat Feuerbach erlebt, als er den Brief von Konrad Haag aus Hüttweilen im Thurgau erhielt, wo ein denkender Bauer dem einsamen Philosoph in Nürnberg seine Bekenntnisse und Huldigungen zu Füßen legt. Das haben andere erfahren, die es unternommen haben, einen zündenden Gedanken hinauszuwerfen vor das Forum des allgemeinen gesunden Menschenverstandes, es dem Geschick überlassend, ob er „unten" oder „oben", bei dem „Laien" oder „Gelehrten" auf eine keimtreibende Stelle gerathe. Ich wüßte der Beispiele mehrere zu nennen. — An dieser Stelle sei der Name Messikomer, Antiquar in Seegräben am Pfäffikoner See, noch hinzugefügt, jenes „Bauerngelehrten", der bei allen Forschern der Pfahlbauten in so großem Ansehen steht.

Wird man uns zu den Optimisten zählen, wenn wir behaupten, daß die moderne natürliche Weltanschauung dazu berufen sei, im vollsten Umfange Gemeingut des ganzen Volkes zu werden? Und wird man uns Träumer nennen, wenn wir der Meinung Ausdruck geben, daß keine wissenschaftlich ermittelte Wahrheit gefährlich sein kann, weil eben in aller Wahrheit und nur in der Wahrheit Heil liegt?

Unsere Gegner werden einwenden, daß es nicht möglich sei, die wissenschaftlichen Wahrheiten dem gemeinen Mann aus dem Volke zum Verständniß zu bringen, daß wir bei unseren Versuchen nur der Konfusion, dem Mißverständniß rufen und — obwohl wir das Gute wollen, das Böse vollbringen. — Deubler, der Mann, welcher als Müllerknecht noch im 20. Jahre seines Lebens erst das Schreiben erlernen mußte, diese urwüchsige Bauerngestalt wird auch den ärgsten Zweifler beruhigen. Wir haben gesehen, daß er als Knabe und Jüngling über den Verlust seiner Großmutter den Unsterblichkeitsgedanken festhält und in spätern Tagen mehr und mehr zu befestigen sucht. Wir haben aber erfahren, daß er über dem Suchen das gerade verloren hat, was er zu finden und zu festigen hoffte. Und wie äußert er sich dann, als in seinem 61. Lebensjahre der Tod zum zweitenmal ihm sein Liebstes, sein braves Weib, das 42 Jahre ihm „ein treuer Kamerad gewesen", ins Schattenreich hinwegführt? — — „Es ist mir unmöglich, irgendwie luxuriöse Wünsche zu hegen, solche Wünsche nämlich, die über das wahre Wesen und Bedeuten der menschlichen Natur hinausgehen. Es ist mir nie in den Sinn gekommen (am Sterbebette meines Weibes), diejenigen beneiden zu wollen, welche ein Wiedersehen nach dem Tode glauben können; man acceptirt den Tod als eine Naturnothwendigkeit." — Und an einem stürmischen Winterabend, da er eingeschneit auf dem Primesberg sitzt und in philosophischen Schriften sich erbaut, greift er zur Feder und wirft sein Selbstbekenntniß in knorrigen Schriftzügen auf ein leeres Blatt: „In erster Linie habe ich als Freidenker und Mensch die Pflicht der Selbsterkenntniß; denn Selbsterkenntniß führt zum Glück, zur Zufriedenheit. Ich frage mich oft: ‚Was bin ich? was ist der Zweck meines Daseins? was wird aus mir dereinst werden?' — Die Antwort ist: Ich bin ein Theil des Weltalls, der Allgemeinheit, dazu bestimmt, zum Besten des Allgemeinen beizutragen, zuerst zu meinem eigenen, dann zum allgemeinen Glück zu wirken, — und ich fördere diesen Zweck. Am Ende dieses Lebens löst sich mein Körper, diese Kombination von Naturkräften, in die einzelnen Bestandtheile auf, woraus er zusammengesetzt ist, und vereiniget sich so wieder mit dem Ganzen, dem er entstammt, um dadurch diesem nach dem Tode nützlich zu werden. Das ist der Zweck des Menschen von seiner Geburt, bis nach seinem Tode. Ist dieser nicht ein schöner ein erhebender Zweck?"

Das ist die Weltanschauung des Materialisten, dem die Ideale keineswegs verloren gingen, als er die David Strauß, Ludwig Feuerbach, Karl Vogt, Jakob Moleschott, Buckle, Hellwald, Darwin, Häckel und so manche andere Philosophen und Naturforscher mit seinem schlichten Menschenverstand erfaßte und in die Tiefe seines Gemüthes aufnahm.

Die schönen Tage des August sind längst entflohen, nicht aber all die Feierstunden, die ich an der Seite des „famosen Kampel" durchgenossen habe, als wir zusammen den Hallstättersee umwanderten, den tosenden Waldbachfall besuchten, die Ramsau durchstreiften und hinten am Gosausee all die Größe und Erhabenheit des gewitterbedrohten Dachsteins in nächster Unmittelbarkeit empfanden. Damals haben die Cyclamen noch allerorten geblüht, da wir hinaufstiegen zur Rosmoosalpe und der Dachstein war noch der einzige der vielen Bergriesen, der Schnee und Gletscher trug. Wie schade, daß es nicht immer so bleiben konnte. Wir beide haben uns fügen müssen: wir trennten uns ungern, aber im Bewußtsein der Naturnotwendigkeit. Gerade im Wechsel der Erscheinungen liegt der Werth des Daseins. Und wenn ich manchmal wähne, die Töne der Aeolsharfe, die Deubler an der Wetterseite seines Sanktuariums anbringen ließ und die so häufig in unsere Konversation einstimmte, zu vernehmen, so überläuft mich jener hohe Schauder geistigen Zusammenklingens mit Einem, den wir zu den Glücklichsten zählen. Ich kann mir heute das herrliche Salzkammergut mit seinen reizenden Seen und seinen schönen Bergen, mit dem biedern Menschenschlag und den einfachen Sitten nicht mehr anders denken als mit Deubler. Er ist der geistige Mittelpunkt dieser österreichischen Provinz und ich meine, daß letztere auf ihn stolz sein darf.

Nicht um zu vergöttern, nicht um zu danken, noch um Andersdenkende zu beleidigen, habe ich diese Skizze niedergeschrieben, sondern aus eigenem Bedürfniß. Es geschieht so selten in unserem Leben, daß wir einen vollkommen Glücklichen antreffen; wenn wir ihn aber gefunden haben, was sollte uns daran hindern, uns selbst und andern zu zeigen, wie man glücklich sein kann? Ich habe während neun Semester akademischer Studien reichlich Gelegenheit gehabt, Philosophie zu hören — die beste aber von allen, die hat mich nicht ein Professor, sondern der Bauernphilosoph in seinem Lodenrock und grünen Kniestrümpfen gelehrt. Man sieht: es kommt nicht immer auf die Eleganz der Erscheinung an; der Angelpunkt, um den sich das menschenwürdige Wirken bewegt, ist ganz anderswo zu suchen und wir haben unter den Proletariern mehr als Einen Geisteskönig angetroffen, dem weitherum die „Spitzen der Gesellschaft" nicht das Wasser reichten.

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

IV.

In dem in den vorherigen Abschnitten geschilderten Zeitraum war die Fremdwörternoth am größten und der Kampf gegen dieselben wurde da am heftigsten geführt. Deshalb glaubten wir diesem Abschnitt auch eine größere Ausführlichkeit angedeihen lassen zu müssen. Nicht als ob später die Einfuhr fremder Waare eingestellt worden wäre und nicht immer wieder von neuem nach einer Grenzsperre in sprachlichen Dingen Rufe laut geworden wären. Seit den Sprachgesellschaften haben unaufhörlich Dichtervereine oder Gelehrtenkreise Grenzwächterdienste geleistet.

Wir stehen jetzt im 18. Jahrhundert. Hier ist nun zunächst Gottsched als ein nicht verdienstloser Mann zu nennen. Bewußt geht er den Fremdwörtern aus dem Wege, ja er nennt sich sogar nicht, wie es ja Sitte der Zeit war, „Professor der Philosophie und Poesie", sondern vielmehr „der Weltweisheit und Dichtkunst öffentlichen Lehrer". „Hochschule" als gutes deutsches Wort für Universität oder Akademie ist ja bekannt genug, und die holländischen Universitätsprofessoren nennen sich noch heutigen Tages hoogleeraar, d. i. Hochlehrer!

Wenn wir die Dichter der Zeit (Gottsched darf kaum für einen gelten, wie oben schon Opitz) in's Auge fassen, so schreibt Haller ein ziemlich reines Deutsch. Ebenso ist rühmlich hervorzuheben Gleim, der besonders auffordert:

„Laßt uns Deutsche sein und bleiben;
Deutscher Ausdruck steht uns wohl;
Was wir denken, reden, schreiben,
Sei des deutschen Geistes voll."

Nicht allgemein bekannt ist die Stellung Lessings den Franzosen gegenüber. Worte hat er weniger aus dem Französischen entlehnt, aber viele Wendungen und Wortfügungen, besonders in

den Dramen, am meisten im „Nathan", weniger in den Oden und Fabeln, gar keine in den Liedern und Sinngedichten. Trotz einiger scharfen Aussprüche gegen die Franzosen ist er ungemein von ihnen beeinflußt, von ihren Dichtern sowohl, wie von ihren Forschern und Denkern.

Bedeutend war in dieser Zeit ferner Gellert, der in Bezug auf reindeutsche Sprache ein Muster genannt werden darf, wenn seine Poesie auch manchmal recht mager und trocken ist.

Leibnitz, der selbst meist französisch, weniger lateinisch, fast nicht deutsch schrieb, rieth den Deutschen, „ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben."

Nicht genug zu schätzen ist auch Klopstocks Wirken für reindeutsche und deutliche Sprachbehandlung. Auf Voß, die Brüder Stolberg, Hölty u. a. sei nur hingedeutet.

Daniel Schubart, der Gefangene des Hohenasperg, gibt den Deutschen durch den Mund Friedrichs des Großen folgende Mahnung:

„Liebt euer Vaterland!
Sprecht eure Heldensprache stark und rein,
Macht durch's Geäffe weicher Auslandssitte
Erzne Knochen nicht zu Marzipan!"

Und Seume (1763—1810), der Spazirgänger nach Syrakus, klagt:

„Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
Unsre Gauen mähen fremde Rosse,
Eine fremde Sprache zügelt uns."

Mehr und mehr wird nun der Dichterbegriff erhöht und vertieft. Er soll zur ganzen Nation reden, und hier war vor allen Dingen Gellerts Wirken unverkennbar segensreich, der in seinen Vorlesungen über den deutschen Stil auf Deutlichkeit der Rede und des Ausdrucks drang. Aller verdienstlichen Männer Namen zu nennen, ist uns hier nicht möglich, wir können und wollen nur von einigen der bedeutendsten Schriftsteller die Stellung zur Fremdwörterfrage anführen.

Herder tritt den Puristen entgegen und macht Einwendungen aller Art: „Was ist ein Barbarismus? Wie, wenn ich ihn und einen Solöcismus unentbehrlich brauche? ... Wenn ein neues, ein fremdes Wort mir aus mancher Verlegenheit hülfe? Und zumal das Bunte im Ausdruck, — wie, wenn es unvermeidlich wäre? — Auf keine von diesen Fragen wollen unsere Redekünstler antworten, und lassen uns also bei ihren güldenen Vorschriften in der Dürre.... Von wie vielen Völkern haben wir unsere Wissenschaften her! Und von ebenso vielen borgen wir auch Sprache.... Wir haben die meisten unserer Wissenschaften von den Griechen; von ihnen also in der Literatur auch ein großes Lexikon von Wörtern und Kunstausdrücken, die theils in unsrer Sprache völlig da, theils nach der Analogie geformt sind. Beide sind Bürger und die letzteren versteckte Bürger, naturalisirte Fremde, von denen unsre Sprache der Wissenschaften voll ist.... Wissenschaftliche und Kunstausdrücke, freilich lassen sie sich umschreiben, aber das eine, der Hauptbegriff des Sinnes verliert sich oft in dies umschreibende Gefolge: ich schiele und wollte den Begriff gerade sehen: in dem Körper, den ihm der Erfinder, er sei Grieche oder Lateiner, oder Brite oder Franzose, anschuf, in dem ich ihn unter diesen Völkern zu sehen gewohnt war, in dem Körper, in dem Kleide würde ich ihn gleich erkennen; nun aber in dem nach meiner Nation verzerrten Gesicht, in einer verstümmelten Gestalt, in einer weiten Hülle von Kleide, — da soll ich den griechischen oder lateinischen Begriff erst aufsuchen? Man zeige ihn mir lieber, wer er ist!...

„Wenn die italienischen Künstler in dem Unterrichte ihrer Künste Begriffe in Wörter bilden und uns diesen Unterricht überliefern: wird sich der Deutsche nicht zur Nachbildung ihrer Worte bequemen müssen? Und wenn der französische, der britische schöne Geist uns eben den Hauptzug seines Genies, seiner Launen, seiner Witzlinge in einem treffenden Ausdruck charakterisirt: wer wird sich da in einer wässerigen Umschreibung baden wollen, die da zerfließt, wenn ich darnach greife?"

Da uns Herder aus der Seele spricht und über die Sprache, auch über die nothwendige Volksthümlichkeit, viel und gründlich nachgedacht hat, haben wir ihm gern solange das Wort gegeben. Herder wollte ferner mehr Gewicht auf Französisch als auf Latein in den Schulen gelegt wissen.

Als die Schriftsteller der „Hälleschen Bibliothek" einem Buche den Vorwurf machten, daß es zuviel Fremdwörter enthalte, verwies sie Herder auf ihre eigne Thür, vor der noch viel zu kehren war. „Wenigstens sollte .... die Hällesche Bibliothek die letzte sein, uns ein Buch zu verrufen, das in der Sprachmischung von keinem als ihr selbst übertroffen wird. Alle Seiten wimmeln von alamodisch denken, pretieuser Schreibart, Animositäten, Collectaneen, Nonsensen, Adversarien, allzu galantem, kleinmeisterischen Wesen, trivialer Aesthetik — wehe mir, ich bin kaum einige Seiten durch. Wehe unserer Sprache, wenn dies ein Muster des Geschmacks würde!" Also gegen die Fremdwörter, d. h. mit Verstand und Verständniß, will auch er eingeschritten wissen!

Von dem bedeutenden Lehrer Herder gehen wir über auf seinen ihn überragenden Schüler, der ihm doch auch viel verdankt, was jetzt erst recht erkannt werden wird, wo wir eine gute kritische Ausgabe der herder'schen Werke erhalten*). Wir meinen Goethe. Bei Goethe läßt sich, besonders in den Arbeiten des neuen Jahrhunderts, die Neigung bemerken, leise und geschickt den Fremdwörtern, wo ohne Zwang thunlich, aus dem Wege zu gehen. In der „Novelle" umschreibt er Perspektiv, Fernrohr, mit „heranziehende Gläser", und ausdrücklich erwähnt er die fremdwörterfeindliche Zeitströmung (1814) in folgendem Gedankenvers:

„Die deutsche Sprache wird nun rein,
Pensée darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man sagt: Gedenke mein!
So hoff' ich, soll uns niemand schelten."

Auch sieht man hier, wie er mit klarem, feinen Sinn nicht leidenschaftlichen Fremdwörterhaß schnaubt, sondern grade diesem mit feinem Spott entgegentritt.

Was das in die höheren Schichten, und wörterweise auch in die tieferen, eindringende Französisch anlangt, so bemerkt Goethe darüber in den venetianischen Epigrammen (1790):

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franzen,
Zürnet, Mächtige, nicht, — was ihr verlangtet, geschieht."

Und an andrer Stelle sagt der große Sprachdenker: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich oft geistlos."

Als Muster guter deutscher Sprache weist Goethe wiederholentlich auf Luther hin; so in einem Briefe an Schmeißer: „Lies fleißig in Luthers Bibel. Daraus lernst du deutlich denken. Es thut sehr noth, daß man wieder deutsch schreiben lernt."

Basedow, einer der Jugendfreunde Goethe's, suchte seinerzeit das ganze Erziehungswesen auf einer neuen, gesünderen und natürlicheren Grundlage aufzubauen. Der lockere, sittlich nicht gefestigte Mensch war dazu freilich nicht der Mann. Nachhaltiger aber wirkte nach dieser Richtung der würdige Campe, der ein warm für Menschenwohl und Menschenglück schlagendes Herz besaß**). Tief erschüttert von dem menschlichen Elend, welches er als preußischer Feldprediger in nächster Nähe hatte kennen lernen, beschäftigte ihn der Gedanke einer gründlichen Besserung der gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend. Da fand er nun kein andres Mittel für anwendbar und erfolgversprechend, als die Reform des Erziehungswesens. Nach Basedows nöthig gewordener Entfernung vom Philanthropin zu Dessau ward Campe der Leiter dieser Anstalt und wirkte äußerst segensreich. Uns kümmert hier besonders sein Werk: „Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, womit er, freilich nicht ohne Sonderbarkeiten, doch ungemein viel Gutes gewirkt und sich ein bleibendes Verdienst um die deutsche Sprache erworben hat. Vor allem ist ferner das deutsche Wörterbuch zu nennen, welches unter seiner leitenden Aufsicht und Mitarbeit von Theodor Bernd geschrieben und von Vater erweitert ward. Wiewohl in beiden genannten Werken viel Verfehltes sich findet, wie es bei der mangelhaften geschichtlichen Kenntniß von unserer Sprache, die er besaß, nicht anders sein konnte, hat er doch manchmal das Rechte getroffen und ist auch durchgedrungen. Für das umständliche „geeigenschaftet", qualifizirt, wie der Studirte trotz des schlechten Klanges lieber

*) Von Suphan.

**) Merkwürdig sind von ihm die heute zum größten Theil wohl vergessenen Briefe aus Paris, welche begeistert der französischen Revolution zujauchzen und zuerst im „Braunschweiger Journal" erschienen. 1789 befand sich Campe in Paris und war Augenzeuge der großen Ereignisse, die er freimüthig und kühn, mit Beredtsamkeit, Wärme und anschaulicher Malerei beschrieb, und die bei einem sonst so ruhigen Denker ein merkwürdiges, aber um so gewichtigeres Zeugniß sind.

sagt, führte er das alte „geeignet zu etwas" ein, was ursprünglich nur soviel hieß, wie: mit Eigenthum versehen. Adelung sagt zu dem Zeitwort **sich eignen**, „es wird jetzt sehr gebräuchlich für: sich qualifiziren, und verdient diese Aufnahme vollkommen". Dieses hatte, ebenso wie „geeignet", Campe in Vorschlag gebracht. „Jetzt ist dieser Ausdruck (geeignet) in aller Munde und man findet ihn schon in tausend Schriften," berichtet er 1813. Auch das hübsche Wort **Zartgefühl** für Delikatesse ist von campe'scher Prägung, wie manches andere.

Grimm lehnt freilich Campe und Genossen ab, da sie ohne Verständniß vom Wesen und von der Geschichte der deutschen Sprache bessern wollen, also schlimmbessern: „Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern betasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln." So der Altmeister deutscher Sprachforschung.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. **Max Vogler.**

(Fortsetzung.)

In der Zeit seiner Verbindung mit Schiller hatte Goethe seinen Aufenthalt oft in dem freundlichen Jena, dieser gemüthlichsten und anziehendsten aller deutschen Universitätsstädte, genommen, theils um Schiller so nahe als möglich zu sein, theils seiner vielfachen Beziehungen zu den Professoren der Hochschule und des ruhigeren Lebens wegen. Nach dem Tode des Freundes pflegte er die Sommermonate meist in Karlsbad und in Teplitz, einigemal auch auf kleineren Reisen zu verbringen. Von den neuen Bekanntschaften, die der Dichterheros bei diesen Gelegenheiten und sonst anknüpfte — auch mit Ludwig Tieck, einem der Häupter der sogenannten romantischen Schule, die mit Goethe einen begeisterten, wenn auch nicht immer lauteren Kultus trieb, war er, und zwar schon im Jahre 1799, in Verbindung gekommen —, ist besonders diejenige mit dem geistreichen Philologen Wolf, der ihn bald nach Schillers Heimgang in Weimar besuchte, zu erwähnen. Die Kriegswirren bereiteten nach der Schlacht bei Jena, infolge deren die Franzosen in Weimar plünderten, auch Goethe manche Widerwärtigkeiten, wenn er auch von Schlimmerem verschont blieb. Wie stets, so nahm Goethe auch in dieser Zeit nur sehr geringen Antheil an den politischen Ereignissen. Er hielt das innerlich zerrüttete Deutschland zu einem erfolgreichen Widerstand gegen die Macht des energievollen Titanen Napoleon nicht für fähig, und konnte nur die Wiedererweckung des Patriotismus empfehlen, während ihn sein dichterischer Sinn zur Bewunderung für die imponirende Erscheinung des französischen Eroberers, der übrigens Goethe's Genie vollauf zu würdigen wußte und drei Unterredungen mit ihm gehabt hat, hinriß.

Eine schwärmerische Verehrung fand Goethe von seiten der damals zweiundzwanzig Jahre alten Tochter seiner Jugendfreundin Maximiliane La Roche, **Bettina Brentano**, die damals nach Weimar kam und aus ihrer Beziehung zu dem Dichterfürsten, der schließlich vor ihrer Zudringlichkeit Schutz suchen mußte, durch ihr romanhaftes Buch: „**Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde**" Kapital schlug. Ungleich tiefer, als die Empfindungen, in denen er anfangs mit Bettina tändelte, waren die Eindrücke, die die anmuthige Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb, der er eine Reihe schöner Sonette widmete, auf sein Herz hervorbrachte. Dieses Herz, das soviel geliebt hat, erduldete übrigens in dieser Zeit die bittersten Qualen infolge der Unerquicklichkeit der häuslichen Verhältnisse des Dichters, die durch das einer „Frau Geheimräthin von Goethe" nicht wohlanstehende Leben und die üblen Gewohnheiten seiner immer vergnügungssüchtiger gewordenen Gattin Christiane verschuldet wurden. Nichtsdestoweniger liebte Goethe diese auch jetzt noch zu sehr, um es über sich zu gewinnen, sein Verhältniß zu ihr zu lösen, und nichtsdestoweniger auch verdient hervorgehoben zu werden, daß ihm Christiane in treuer Verehrung anhing und sich in ihrer Bescheidenheit der Auszeichnung, die sie durch ihn erfahren, immer bewußt blieb. Ihre Fehler waren in ihrem Temperament, ihrer nicht eben sorgfältigen Erziehung und endlich auch zu einem bedeutenden Grade in der Natur der Umstände, unter denen sie als Goethe's Gattin an dessen Seite lebte, begründet, und ich mag mich dabei des George Sand'schen Wortes erinnern: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen." — Weitere Unannehmlichkeiten und Aergernisse erwuchsen dem Dichter aus seiner Thätigkeit als Leiter der Hofbühne und zwangen ihn endlich, das Amt niederzulegen. Die Art und Weise, wie der Herzog ihn des letzteren enthob, ist sowohl für den Charakter Karl Augusts wie für das Wesen des Freundschaftsbundes der beiden so bezeichnend, daß ich den vom 13. April 1817 datirten Brief, in welchem das geschieht, hier wiedergebe. Der Herzog schreibt: „Verschiedene Aeußerungen deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß du es gerne sehen würdest, von den Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden, daß du aber selbiger gern mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie dies oft der Fall sein wird, du von der Intendanz darum ersucht würdest. Ich komme gerne hierin deinem Wunsche entgegen, dankend für das viele Gute, was du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite derselben zu behalten und hoffend, daß der verminderte Verdruß deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren werde."

Neben der bereits 1805 in Druck gegebenen „Farbenlehre" und seinen Arbeiten für die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung" beschäftigte Goethe jetzt besonders die Veranstaltung einer neuen Ausgabe seiner Werke, welche von 1806—1810 bei Cotta in dreizehn Bänden erschien und im achten Bande (1808) endlich auch den nun zum Abschluß gelangten ersten Theil des „Faust" enthielt. Im Jahre 1809 vollendete er die „Wahlverwandschaften", jenen sehr verschieden beurtheilten Roman, der durch die künstlerisch abgerundete, in stilistischer Hinsicht klassische Art, wie in ihm sittliche Probleme der Gesellschaft und die Schäden und Flecken derselben behandelt werden, ein Meisterwerk bleiben wird. In der Ottilie, wie sie in den „Wahlverwandschaften" auftritt, hat Goethe übrigens das Bild der vorhin erwähnten Minna Herzlieb wiedergeben wollen. Wir reihen hier gleich die Entstehungsgeschichte des andern Romans: „Wilhelm Meisters Wanderjahre" an. Der Plan zu demselben stammt aus dem Jahre 1807. Goethe wollte in diesem Werke viele in jenem Jahre angefangene kleinere „Geschichten" „durch einen romantischen Faden zusammenschlingen", um daraus „ein wunderlich anziehendes Ganze zu bilden". Einzelne Erzählungen davon entstanden bereits in dem genannten Jahre, andere nacheinander in den Jahren 1809, 1810 und 1816—1819. Dann setzte der Dichter das Werk 1820 wieder fort, nachdem 1810 die vier ersten Kapitel erschienen waren, und gab den ersten Band im folgenden Jahre heraus. Im Jahre 1826 unterstellte er das Ganze einer sehr schwierigen neuen Redaktion, in der er es, mit früheren Erzeugnissen verbunden, 1830 in seinen Werken (vollständige Ausgabe letzter Hand) erscheinen ließ. Es ist in Anbetracht dieser bruchstückweisen Entstehung des Werkes wohl nicht zu verwundern, wenn dasselbe eine wirkliche innerliche Einheitlichkeit vermissen läßt. Im Anschluß hieran erwähnen wir, kleinere Arbeiten übergehend, den in das Jahr 1809 fallenden Beginn der Vorarbeiten zu seiner Lebensbeschreibung, deren erster Theil 1811 unter dem Titel: „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung" erschien, während der zweite Abschnitt im Jahre 1812, der dritte 1814, der vierte erst 1831 vollendet, im Jahre 1833, also erst ein Jahr nach Goethe's Tod an die Oeffentlichkeit gelangte. Wenn der in ihm vorwaltenden „halb poetischen, halb historischen Behandlung" (wie Goethe seine Lebensbeschreibung selber charakterisirt) gemäß, in diesem Werke auch nicht eine in allen Stücken der Wirklichkeit entsprechende Schilderung des Goethe'schen Lebens- und Bildungsgangs erblickt werden darf, so ist doch darin die von dem Dichter selbst als solche bezeichnete Hauptaufgabe der Biographie in geradezu meisterlicher Weise gelöst: nämlich, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine

Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt." Am wenigsten historisch treu ist, wie wir, um irrthümlichen Auffassungen vorzubeugen, besonders hervorheben, in „Wahrheit und Dichtung" die Sturm- und Drangzeit des Autors geschildert. Endlich schuf der überaus thätige Mann in diesen Jahren noch eine Reihe seiner schönsten Balladen (z. B. „Johanna Sebus", 1809, „Die wandelnde Glocke", „Der getreue Eckart", „Der Todtentanz", 1813, „Die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen", 1816), ferner mehrere gesellige, volksthümliche, scherzhafte Lieder und vor allem die in den Jahren 1814—1818 entstandenen Gedichte des „West-östlichen Divan", der im Jahre 1819 erschien und später noch um manches vermehrt wurde.

Die Entstehung der zuletzt genannten Sammlung hängt mit der Erweiterung der goethe'schen Kunstanschauung zusammen, die sich in ihm etwa vom Jahre 1814 an vollzog und ihn über seinen bisherigen, nur und ausschließlich dem klassischen Alterthum zugeneigten Standpunkt hinaus zu dem von jetzt an sein ganzes Schaffen beherrschenden und gewissermaßen die höchste Stufe seiner künstlerischen wie seiner ganzen geistigen Entwicklung bildenden Gedanken einer Weltliteratur hindrängte, in der sich alle Kulturvölker friedlich vereinigen werden und in welcher „uns Deutschen eine ehrenvolle Stelle" vorbehalten sein wird. Den Anstoß zu dieser inneren Gedankenrichtung in dem alternden Dichter gab vorzugsweise Sulpiz Boisserée, der ihm bereits im Mai 1810 eine Reihe von Zeichnungen, die den kölner Dom betrafen, zugesandt hatte und als er ein Jahr später nach der herzoglichen Residenz kam, Goethe's Interesse für die deutsche Kunst des Mittelalters, die diesem in früheren Jahren eine so schwärmerische Bewunderung (s. seine Schilderung des straßburger Münsters) abgenöthigt hatte, aufs neue zu beleben wußte. Diesen neuen Beschäftigungen mit der Kunst, welche ihn in dem Sommer von 1814 und 1815 Studien halber wieder an den Rhein und Main führten, verdankte die Zeitschrift „Kunst und Alterthum" ihre Entstehung, die Goethe von 1816 bis zu seinem Tode redigirte, und in welcher er, über den ursprünglichen Zweck derselben hinausgreifend, später alle seine kleineren Arbeiten, bevor sie in die Gesammtausgabe aufgenommen wurden, zuerst veröffentlichte. Nach einer anderen und hier vorzugsweise in Betracht kommenden Seite hin wurde Goethe durch das wieder aufgenommene Studium des Orients, das ihn einige Zeit lang sogar auf das Gebiet der chinesischen Geschichte trieb, angeregt. Wie wir wissen, hatte er sich schon früh mit der Bibel beschäftigt; inzwischen war er nun auch an den Koran, die Sakontala von Forster, die Moallakat (Gedichte der sieben großen arabischen Dichter) und andere Werke gegangen und hatte verschiedene auf den Orient bezügliche Reisebücher studirt. Nun kamen ihm im Jahre 1814 auch die Gedichte von Hafis in der hammerschen Uebersetzung zu Gesicht, und er vertiefte sich immer mehr in den Charakter und den Ausdruck dieser nach seinen eigenen Worten „seinem Alter, seiner Denkweise, seiner Erfahrung und Umsicht zusagenden Dichtart". Er verfehlte dabei nicht, sich insbesondere bei schwierigen Fragen von den damaligen bedeutendsten Orientalisten Raths zu erholen. So entstand, indem der Dichter einestheils deutsche eigene Motive in orientalischem Gewande behandelte, anderntheils Nachbildungen orientalischer Proben hervorbrachte, der „West-östliche Divan", dessen sonderbarer Titel außer in der Art dieses Inhalts in der nach Goethe's Ansicht vorhandenen Wechselwirkung zwischen dem Osten und Westen seine Erklärung findet. (Schluß folgt.)

Poetische Aehrenlese*).

Der Rubel auf Reisen.

Der Rubel reist im deutschen Land,
Der frommen Leuten frommt,
Und jeder öffnet schnell die Hand,
Sobald der Rubel kommt.

Ihn speichert selbst der Pietist,
Und giebt den Armen mehr:
Seit außer Kurs die Tugend ist,
Kursirt der Rubel sehr.

Der Tugend wird blos Ruhm zu Theil,
Es ist ein hohler Schall;
Doch wem die Welt um Rubel feil,
Dem klingt ein rein Metall!

Da wird die Nacht gescholten Tag,
Der Teufel wird so gut!
Was nicht ein heller Klang vermag,
Was nicht ein Rubel thut!

Des Nordens Sternbild wird bekränzt
Vom Sängerchor des Teut:
Es ist der Rubel, der so glänzt,
Der so das Aug' erfreut!

Wohl ist er ein an jedem Strand
Süß angegrinster Gast:
Verkaufe nur dein Vaterland,
Wofern du eines hast!

Der Rubel klirrt, der Rubel fällt,
Was ist der Mensch? Ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
So steig in deine Gruft!

Erst gab's nur einen Kotzebu,
Jetzt gibt's ein ganzes Schock;
Und schüttelst du das Haupt dazu,
So leg es auf den Block!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Rubel reist:
So ward von je die Welt regiert,
So lang die Sonne kreist.

Graf v. Platen-Hallermünde.

*) Unter dieser Rubrik gedenken wir fortan eine Reihe älterer, in weiteren Kreisen weniger bekannter Gedichte zu sammeln.

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Trausil.

(Fortsetzung.)

Nach diesem gewaltigen Ereigniß trat eine Pause in der Erforschung Afrikas ein, welche durch die Religionskriege, die Europa erschütterten, herbeigeführt wurde. Erst nach Beseitigung dieses unseligen Bruderzwistes rafften sich die seefahrenden Nationen zu neuen Entdeckungsreisen auf. Engländer und Holländer, später auch Dänen, folgten den Spuren der Portugiesen bis zum Congo und Zambesi, legten Kolonien an und gründeten Handelsplätze. Im Jahre 1683 legte Brandenburg Faktoreien an der Goldküste an, ließ sie aber bald wieder verfallen. 1677 erscheinen die Franzosen zuerst in Afrika. Um diese Zeit gründete **Ambrosius Brun** die erste französische Kolonie an der afrikanischen Westküste und zwar unter dem 18. Grad nördlicher Breite, an der Mündung des Flusses Senegal, die heute noch florirt.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts trat bei der Erforschung Afrikas das wissenschaftliche Interesse in den Vordergrund. Dieser neuen Triebfeder verdanken wir die genaue Untersuchung Marokko's durch **Schaw**, Senegambiens durch **Adanson**, und des Kaplandes durch **Peter Kolbe**, **Sparmann** und **Thunberg**. Dem 19. Jahrhundert gehören die Reisenden **Brochi**, **Hemprich** und **Ehrenberg** in Aegypten, **Rüppell** in Nubien, **Roth** in Schoa, **Russegger** in Kordofan, **Smith** in Congo, **Levaillant** und **Lichtenstein** im Kapland. Die ausgezeichneten französischen Gelehrten **Denon**, **Delisle** und **Geoffroy Saint Hilaire**, welche den Säbelkaiser Napoleon auf seinem Zuge nach Aegypten begleiteten, haben eine neue Wissenschaft, die Aegyptologie, ins Leben gerufen. An der weiteren Erforschung des uralten Kulturstaates haben sich Archäologen aller europäischen Nationen betheiligt wie die Namen **Pecocke**, **Lepsius**, **Norden**, **Sonini**, **Belzoni**, **Forskal**, **Champollion**, **Caillaud**, **Minutoli**, **Brugsch** und **Ebers** beweisen.

Den Löwenantheil an der Erforschung Innerafrika's nimmt die im Jahre 1788 in London gegründete **Afrikanische Gesellschaft** in Anspruch. Den Bemühungen der Sendlinge dieser Gesellschaft, einer Reihe kühner Männer deutscher und englischer Abkunft, die den Kampf mit den Mühseligkeiten des mörderischen Klima's aufnahmen, verdanken wir die großartigen Erfolge, die uns in den Stand setzen, die Naturgeschichte der Tropenwelt im großen und ganzen festzustellen. Hand in Hand damit ging die Thätigkeit der evangelischen Missionäre, die mit wechselndem Erfolg in Oberguinea begann, sich über das Kapland ausbreitete und sich dann nach Abessinien und die Zansibarküste erstreckte. Auch die Küstenaufnahmen durch englische Marineoffiziere trugen zur Kenntniß Afrika's bei.

Die Zahl der Afrikareisenden und die Ergebnisse ihrer Forschung werden im 19. Jahrhundert so massenhaft, daß wir zum Behufe besserer Uebersicht das nördliche Tiefland und das südliche Hochland Afrika's nach dem Stromgebiet ihrer vier Hauptflüsse in den Nil,

Niger, Congo und Zambesidistrikt eintheilen müssen. Denkt sich der Leser den afrikanischen Kontinent durch den Aequator der Breite nach und durch den Meridian, der beiläufig von Bengasi zur Kapstadt läuft, der Länge nach durchschnitten, so kann er sich die vier ungleichen Theile veranschaulichen. Wir fangen mit dem nordöstlichen Distrikt, dem Stromgebiet des Nil an, welcher einen Theil von Tripolis, das alte Kulturland Aegypten, Nubien, Abessinien, das Hochland der schwarzen Galla und Somalistämme, die Staaten Wadai, Darfur und das noch völlig unbekannte Centralafrika, wo sich der Aequator und der von uns zitirte Meridian schneiden, umfaßt. Die Quellen des Nil, die die Gottheit Isis nach der alten Sage mit ihrem Schleier verhüllte waren der Angelpunkt aller Expeditionen. Selbst der Krieg, der sonst die Wissenschaft nicht begünstigt, hat zur Aufklärung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse dieses Distriktes beigetragen. Zuerst war es, wie oben schon bemerkt, Kaiser Napoleon mit seinem verunglückten Zuge nach Aegypten, dann Aegyptens Vizekönig Mohammed Ali mit seinen Beutezügen nach Nubien und schließlich die Engländer durch den Krieg mit König Theodor dem Zweiten von Abessinien, welche die Küstenländer des Rothen Meeres derart aufschlossen, daß der Herzog Ernst von Koburg-Gotha einen Jagdzug dorthin unternehmen konnte, ohne auf Gefahren zu stoßen. Desto mehr Menschenleben verschlang die Entdeckung der Nilquellen.

Auf die kartographischen Aufzeichnungen, welche der Schotte Bruce (1768—1773), und der Engländer Salt (1804—1805) in den Küstenländern des Rothen Meeres gesammelt hatten, gestützt, arbeiteten Gobat, Rüppell, Schimper, Becke, Johannes Roth, der Maler Bernatz und die Missionäre Isenberg, Krapf, Sapeto, Rocher von Héricourt weiter. Die Wüsten des mittleren Nil bereiste der von der Londoner Afrikanischen Gesellschaft ausgesandte, ebenso kühne, wie zähe Deutsche Burghardt (1816). Die von dem ägyptischen Vizekönig Mohammed Ali ausgerüsteten Expeditionen, geführt von Linant, dem Entdecker des Weißen Nils (1827), Russegger und Werne, drangen bis Fasogl, Kordofan und Bari vor. Im Beginn der fünfziger Jahre brachten drei Deutsche, zu Mombas an der Ostküste angesessene Missionäre, Krapf, Erhardt und Rebmann, die viel angezweifelte, später aber glänzend bestätigte Angabe, daß es unter dem Aequator hohe Schneeberge und westwärts davon große Seen gebe, die schon zu den Zeiten des Ptolemäos als Reservoire des Nils galten. Burton und Speke brachen 1857 von Zansibar (Hafenort am Indischen Ocean unter dem 6. Grad südlicher Breite) auf, drangen unter großen Mühseligkeiten in das Innere und fanden die beiden großen Seen Tanganjika und Ukerewe. Auf einer zweiten Reise gelang es Speke, in Gemeinschaft mit Kapitän Grant (Oktober 1860) die Länder am Ukerewe zu bereisen und von da nordwärts der Richtung des Nil folgend, am 30. März 1863 Chartum zu erreichen. Das große Problem war theilweise gelöst, der Ukerewe oder Viktoria Nyanza als Quellsee des Nil nachgewiesen.

Samuel Baker, von der Geographischen Gesellschaft in London mit der Unterstützung der beiden vorigen beauftragt, verfolgte Speke's Entdeckungen weiter und gelangte am 13. April 1863 von Gondokoro (auch Ismaila genannt, ein Dorf am oberen Nil unter dem 6. Grad nördlicher Breite) aufbrechend, durch das Negerkönigreich Unyoro an den Luta Nzige, von ihm Albert Nyanza genannt, das zweite große Sammelbassin der Nilgewässer, dessen nordöstliche Seite er befuhr. Auch er kehrte am 5. Mai 1865 glücklich nach Chartum zurück. Der britische Konsul in Chartum, Petherick, ging im Auftrage der Geographischen Gesellschaft (1862) westlich vom Weißen Fluß aufwärts, Speke und Grant entgegen, kam aber fünf Tage später als diese in Gondokoro an und die von ihm entworfene Karte hat sich später als fehlerhaft herausgestellt. Die mit bedeutenden Mitteln ausgerüstete, deutsche Expedition Theodor von Heuglins, an welcher auch Steudner aus Schlesien, Theodor Kinzelbach aus Stuttgart, Ludwig Hansal aus Mähren und der Gärtner Herm. Schubert aus Sachsen theil nahmen und welcher sich in Keron Werner Munzinger anschloß, ging 1861 über Alexandria und Massaua bis an die Nordgrenze von Abessinien und das Hochland der Somali bis zum Bab el Mandeb bei Aden und kam erst im Juli 1862 nach Chartum zurück, von wo die auf geradem Wege vorausgegangenen Munzinger und Kinzelbach bereits vergebliche Versuche gemacht hatten, gegen Wadai vorzudringen. Da ein direktes Vordringen gegen Westen unmöglich war, wendeten sich die erstgenannten nilaufwärts, um sich zum Zuge nach Wadai mit der Expedition zu vereinigen, welche die Holländerin Frau Tinné mit ihrer Tochter ausgerüstet hatte.

Nachdem das mörderische Klima Steudner, Schubert, Frau Tinné und mehrere ihrer Begleiterinnen hinweggerafft, kehrten die übrigen Ende 1863 nach Europa zurück. Noch zwei andere Opfer hat die Erforschung dieser Gegend gefordert, Adalbert von Barnim (Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen), starb zu Rosèwes am Bahr el Azrek und der Hesse Wilhelm von Harnier, der in Gondokoro auf der Büffeljagd ums Leben kam. Glücklicher wie die vorhergehenden war der Wiener Ernst Marno. Von 1869—1870 drang er am Blauen Nil aufwärts. Von Fasogl aus wandte er sich auf von ihm von keinem Weißen betretenen Pfaden nach Süden, durchzog zuerst das Dar Beetat und kam bis Fadersi (9. Grad nördlicher Breite). Später erforschte er den Bahr el Zoraf, einen der Nebenarme des Weißen Nil. Obzwar es im letzten Jahrzehnt um den Viktoria und Albert-Nyanza, diese gewaltigen Sammelbassins der Nilgewässer, von Missionären, Sklavenjägern und Elfenbeinhändlern wimmelt, folglich die weißen Gesichter nicht mehr zu Seltenheiten gehören, ist es doch noch niemanden gelungen die Urquellen des Nils zu entdecken. Um dieses vieltausendjährige Problem zu lösen, haben die Engländer Samuel Baker und der Deutsche Georg Schweinfurth verschiedene Wege, leider beide ohne Erfolg, eingeschlagen. Ersterer, im Jahre 1869 vom Vicekönig von Aegypten zum Pascha ernannt, zog mit Militärmacht und von Ingenieuren begleitet nach dem Albert-Nyanza aus und eroberte für Aegypten die im Jahre 1860 von ihm besuchten Gegenden. Nach vierjährigen Strapatzen, denen seine halbe Armee erlegen ist, kehrte er zurück und brachte die überraschende, leider nur auf Aussagen der Eingeborenen beruhende Kunde mit, daß der Albert-Nyanza und der Tanganjikasee zusammen ein einziges ungeheures Wasserbecken bilden. Der französische Gelehrte Le Saint, der 1867 in Abakuka dem Fieber erlag, und ein italienischer Handwerker Carlo Piaggia, der bis zum Aequator vorgedrungen ist, haben noch einen vierten Nilsee entdeckt. Der deutsche Botaniker Georg Schweinfurth, der sich die Erforschung der Nilflora zur Lebensaufgabe gestellt hat, brachte vier Jahre in den Küstenländern des Rothen Meeres zu, bevor er sich im Jahre 1868 einer Karawane von Elfenbeinhändlern anschloß. Mit derselben durchstreifte er die Landschaften der Djur, Dor und der menschenfressenden Niam-Niam. Im Jahre 1871 drang er bis zum 3. Grad nördlicher Breite, fand in Uelle den westlich dem Tschadsee zufließenden Sari, entdeckte das Zwergvolk der Acka, sowie einen neuen menschenähnlichen Affen, aber die Urquellen des Nils entdeckte er doch nicht.

Diejenigen Afrikareisenden, welche auf den zweifelhaften Ruhm, die Quellen des Nils zu entdecken, nicht reflektiren, nehmen ihren Ausgangspunkt von den Mittelmeerhäfen Tripolis und Bengasi, um durch die Wüste Sahara direkt ins Innere Afrikas zu gelangen. So verfuhren Denham, Clapperton, Oudney, Lyon, Beechey, Barth, Richardson, Vogel, Overweg, Mircher, Alexandrine Tinné, Nachtigal, Beurmann und Rohlfs. Mehr als die Hälfte der eben angeführten Reisenden fielen der schwarzen Begleitung zum Opfer. Rohlfs ist dem Tode, wie dem Frankfurter Hochstift im November 1879 gemeldet wurde, mit genauer Mühe und Noth entronnen. Er und sein Reisegefährte Dr. Stecker von Wien nebst ihrem europäischen Begleitern sind auf ihrem leider allzulange verzögerten Wege nach Wadai von den zu ihrem Schutze von Bengasi mitgenommenen eingeborenen Leuten verrätherisch überfallen und völlig beraubt und ausgeplündert worden. Die Schurken schenkten den Reisenden und ihrer Begleitung nur unter der Bedingung das Leben, daß die von ihnen in Bengasi zurückgelassenen Geiseln, die der Pascha von Bengasi behufs Gelderpressung eingekerkert hatte, wieder freigegeben würden. Mit Mühe retteten sich Rohlfs und Stecker nach der Oase Kufrah; seitdem sind dieselben unter großen Gefahren und Strapatzen glücklich in Bengasi angelangt und befinden sich jetzt bereits auf einem Dampfer, welcher sie nach Malta bringt. Unter den geraubten Gegenständen befinden sich leider neben den sämmtlichen Beobachtungsinstrumenten auch alle Tagebücher und Aufzeichnungen der Reisenden — außerdem die kostbaren, freilich viel leichter zu verschmerzenden Geschenke, welche Rohlfs im Auftrage des Kaisers von Deutschland an den Sultan in Wadai überbringen sollte. Diese sind den Reisenden verhängnißvoll geworden. Das noch nicht genügend erklärte Ausbleiben dieser Schätze, welche nach Tripolis gesandt waren und statt im Oktober 1878 erst im Juli 1879 ankamen, hielten den Fortschritt der Unternehmung viel zu lange auf. Inzwischen wurde die Bedeutung der Reise und das Gerücht von den Kostbarkeiten, welche von den Deutschen mitgeführt wurden, im Lande viel zu bekannt, vermuthlich noch übertrieben und weckte so die unbändige Raubsucht, welcher in Afrika nichts widersteht. Während wir dieses schreiben, bringt der Telegraph die Hiobspost von Tripolis, daß der dritte Begleiter Rohlfs', der deutsche Gelehrte Leopold von Schiller, der auf eigene Faust nach Bornu vordringen wollte, auf der Reise dahin ausgeplündert und erschlagen wurde. Es gibt nur ein Mittel, um dort ungefährdet zu reisen, und dieses ist die Mittellosigkeit. Rohlfs hat dies bei seiner ersten, vollständig auf sich selbst gestellten kühnen Afrikawanderung am besten bewiesen. Jeder Besitz, selbst der von Instrumenten, ist nur ein Reiz für die Raubsucht. Alle Afrikareisenden, welche mit auffallender Ausstattung auftraten, fielen der Raublust der Eingeborenen zum Opfer, so die Holländerin Alexandrine Tinné und der Sachse Vogel. Hoffentlich trägt das Scheitern des letzten Wagnisses zu der Erkenntniß bei, daß das offizielle Brimborium den Afrikanern nicht imponirt, wenn es sich nicht auf Bewaffnete stützen kann, und daß die Erforschung und Erschließung Afrikas mehr durch Begründung von Handelsniederlassungen als durch Geschenke an die oft machtlosen Duodezregenten gefördert wird. (Fortsetzung folgt.)

Gegenseitige Weihnachtsüberraschung. (Bild Seite 136.) Die Weihnacht ist ein Fest der Freude, ein eigentliches Familienfest, wobei es gilt, allen, die uns lieb und theuer sind, unsere Liebe zu bethätigen. Die Griechen und Römer feierten alljährlich ein Fest, an dem die Herren für einige Tage von der Höhe ihres Stolzes herabstiegen und ihre Sklaven bedienten, um sich solcherart ein wenig in menschlicher Demuth zu üben. Aehnlich diesen aufgeklärten Heiden der alten Welt

steigen auch wir einmal im Jahre von den Regionen des Ernstes und der Ueberlegenheit hinab in die Kinderstube und huldigen im Kreise theuerer Wesen dem Geist der Liebe und der Humanität. Gleichwie aber wir mit den Kindern nochmals, wenn auch nur in der Erinnerung, die frohen Tage unserer Jugend durchleben, werden wir am Weihnachtsabend die Genossen der Kinderwelt, indem wir an der Naivetät ihres Herzensjubels ungezwungenen Antheil nehmen und uns zurückdenken in die fernen Tage, da auch uns noch die ungetrübte Freude blühte, die Freude am Schein und Tand. Jeder thut sein Möglichstes, um die Lieben zu überraschen. Auch in der Wohnung des Meister Hobelmann herrscht schon seit Wochen reges Leben. Die beiden stattlichen Töchter versagen sich den Spaziergang am Sonntag, um die Stickereien zu den Geldbörsen, Schlummerrollen und Pantoffeln zur rechten Zeit fertig zu bringen. Auch Mütterchen strengt ihre schwachen Augen an, um die Puppenkleider für ihr Enkelkind Selma möglichst bunt zu Stande zu bringen und Vater Hobelmann, dem dadurch schon manches Mittagsschläfchen verloren ging, hat die gemessensten Befehle des weiblichen Theiles seiner Familie bisher pünktlich befolgt, niemals unverhofft nach Hause zu kommen. Aber der Mensch denkt und die Schnupftabaksdose lenkt. Kaum hat er den letzten Bissen seines Sonntagsschmauses verschluckt, wird er unbarmherzig aus dem Hause gedrängt, um Karten, Domino, Schach, Billard und der Himmel weiß was im Kaffeehause zu spielen. Griesgrämig ob des entzogenen Mittagsschläfchens, begiebt er sich zu dem freiwilligen Wirthshauszwang. Auf der letzten Treppenstufe greift er, wie alle Tage auf derselben Stelle, nach der Tabaksdose, um sich mit einer Prise zu stärken. „Tausendsaperlot, jetzt hab' ich die Dose vergessen.“ Mit diesen Worten steigt er die Treppe empor, vor der Zimmerthüre steigt ihm der Schalk in den Nacken. Er klopft wie ein Fremder an seine eigene Thür, worauf ein dreistimmiges „Herein“ erschallt. Sein Erscheinen in der Thür bringt einen heillosen Aufruhr zuwege. Mütterchen humpelt ihm entgegen, um ihm den Weg zu vertreten, und die Töchter raffen ihre Siebensachen zusammen, um sie eiligst zu verstecken.

„Jetzt dachte ich es recht gut gemacht zu haben, indem ich anklopfte,“ sagt Hobelmann, und da haben wir die Bescheerung!“

„Was willst du denn eigentlich?“ brummt die Frau.

„Meine Schnupftabaksdose habe ich vergessen.“ Und mit dem Tröster seines Riechorgans ging er von dannen.

Dr. M. T.

Izgorigrad-Defilé bei Wraza. (Bild Seite 137.) Der alte englische Premierminister Palmerston, auch Lord Feuerbrand genannt, pflegte zu sagen: „Der Krieg ist ein nichtswürdiges Beginnen, das nur die eine gute Seite hat, daß es unsere geographischen Kenntnisse vermehrt.“ Und es ist in der That so. Wenige unserer Leser würden die siebzehn Uebergänge des Balkan, worunter auch Izgorigrad bei Wraza gehört, kennen, wenn ihnen nicht die Streifzüge der russischen Generäle Gurko und Skobeleff im letzten orientalischen Kriege eine traurige Berühmtheit verliehen hätten. Aber nicht nur wir kulturbeleckten Europäer, auch die Türken, denen doch der Balkan bis vor kurzem gehörte, wußten nicht viel davon. Als der Verfasser des vortrefflichen Werkes „Donaubulgarien und der Balkan“, F. Canitz, nach Weg und Steg ins Jantrathal fragte, wußte in Rustschuk niemand Bescheid. Da galt es denn, wie im Innern von Afrika, entdecken, und einer solchen Entdeckung verdanken wir unser Bild vom Izgorigrad-Defilé, das, von der Leva durchflossen, aus merkwürdigen, zerrissenen Kalksteinfelsen besteht, die als Monolithe oder Riesenkegel in die Höhe starren. Diese hohe Balkankuppe mit ihren Felsstürzen, Schroffen und tausenden tiefer Runsen, sagt Canitz, in welchen der Sonne entzogene Schneeflecken übersommern, macht einen tiefernsten, beinahe unheimlichen Eindruck. Hier, wo die Natur ihr neue Formen schaffendes Walten in großartigster Weise offenbart, herrschte scheinbar Grabesstille; es war, als hätte die rastlos zeugende Urkraft zur Feierruhe sich hingelegt. Viel mochte zu solchem Gefühle wohl die kalte, tiefgraue Lasur beitragen, welche alles ringsum mit merkwürdig herabstimmendem Tone einhüllte und die zerstreuende Wirkung der Lokalfarben nirgends aufkommen ließ. Vergebens suchte das Auge der in der Landschaft souverän herrschenden Melancholie zu entrinnen. Wo immer der Blick haftete, überall trat ihm das Bild des Todes entgegen. Keine lebende Kreatur war zu sehen, nur einige Adler zogen, dem Gesichtskreise beinahe entrückt, ihre Ringe in höchster Luftregion, und hart am Wege lagen die gebleichten Gerippe gestürzter Karawanenpferde. Neben einer kesselartigen Vertiefung, die ein leichentuch-ähnliches, schmutziggraues Schneefeld füllte, zeigten aber rohe Denksteine, daß der Mensch den „Kampf ums Dasein“ auch in diese Höhe getragen. Es waren Gräber von Räuberhand Gemordeter oder verunglückter Wanderer, welche die aus Felsblöcken aufgethürmten Orientirungspfeiler verfehlt hatten und vom Schneesturm hier für immer im kalten, weißen Pfühl gebettet worden waren. Der grimme Winter streckt seine Eisenfaust auch in die hochgelegenen Balkanthäler. Ihre kümmerliche Vegetation ist gegen die Donauländer Rumänien und Dobrudscha vier bis sechs Wochen zurück. Wenn der Balkandschi, ähnlich dem Frieslands- und Hollandsgänger Westdeutschlands, mit dem als Schnitter oder Drescher in der danubischen Tiefebene verdienten Lohne heimkehrt, ist es noch immer Zeit für ihn, an die Einbringung der eigenen schmalen Ernte zu denken. Die verschiedenen Steuern erwirbt der arme Balkandschi auswärts, das kleine Feld bestellt die Frau, das Vieh hüten die Kleinen, das Material für sein Haus und die Feuerung liefert der nahe Wald, oder richtiger, was man in diesen Ländern „Wald“ nennt. So sieht es dies- und jenseits des Balkans in dem Lande aus, welches der Russe vom türkischen Joch „befreit“ hat. Der berliner Kongreß nahm dem Befreier die süße Last wieder ab und machte aus Ost-Rumelien und Bulgarien etwas, das nicht Fisch und nicht Fleisch ist. Wer sich über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der allerneuesten Monarchie näher unterrichten will, dem empfehlen wir das vorzügliche Werk: „Donaubulgarien und der Balkan. Historisch-ethnographisch-geographische Reisestudien aus den Jahren 1860 bis 1876. Von F. Canitz. 2 Bände. Mit 33 Illustrationen im Text und 10 Tafeln. Leipzig, Herm. Fries.“

Dr. M. T.

Die Schnelligkeit des Pulses ist je nach den verschiedenen Altersstufen eine sehr verschiedene. Neugeborene haben im Durchschnitt eine Pulszahl von 140—150 in der Minute. Im ersten Lebensjahre beträgt die letztere, immer vorausgesetzt, daß der menschliche Körper sich in normalem Zustande befindet, in der Regel 110—120 pro Minute; vom 2. bis zum 10. Lebensjahre sinkt die Pulszahl von 100 bis auf 90; vom 10. bis zum 20. Lebensjahre zeigt der Puls die Frequenz von 90 bis 80 Schlägen; vom 20. bis 50. Lebensjahre zwischen 80 bis 70 in der Minute; in höheren Jahren vermindert sich die Schnelligkeit der Pulsschläge wieder um ein beträchtliches.

Dr. M. V.

Literarische Umschau.

„Der Planet Mars eine zweite Erde. Nach Schiaparelli gemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. J. Heinr. Schmick.“ Mit 1 Karte und 8 Holzstichen. Leipzig 1879. Alwin Georgi. Eine interessante und so gemeinverständlich geschriebene Abhandlung, als es die Wissenschaftlichkeit des Gegenstandes und die strengsachliche Behandlung zulassen. Wie die sorgfältigen Beobachtungen des mit Recht im Reiche der modernen Wissenschaft hohen Ruf genießenden mailänder Astronomen Schiaparelli und seine scharfsinnigen Folgerungen zu der Erkenntniß führen, daß der der Erde benachbarte Planet Mars gewissermaßen ein älterer Bruder der Erde ist, dessen jetziger Zustand dem der letzteren in vielen Beziehungen ähnlich ist und uns in deren freilich noch unmeßbar ferne Zukunft einen bedeutungsvollen Blick gestattet — — das nachzulesen wird denjenigen unserer Leser, welchen die Erforschung des Himmels und der Erde am Herzen liegt, ohne daß sie selber Astronomen sind, ein Vergnügen sein.

„Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker, mit Setzerscholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle.“ 3. Aufl. Leipzig 1878. Um die Erinnerung an diese Schrift Lassalle's im ganzen deutschen Volke, soweit es sich überhaupt um Literatur kümmert, aufzufrischen, dazu bedarf es nicht vieler Worte. Alle Welt weiß, daß Lassalle mit derselben den Kampf gegen die literarische Verderbtheit unserer Zeit aufgenommen und auch in diesem Strauße eine glänzende Klinge geschlagen hat. Gegen die schriftstellerische Seichtheit, welche sich begnügt, auf der Oberfläche wissenschaftlicher Fragen herumzutasten, und — Gedankentiefe heuchelnd — sich einhüllt in den undurchdringlichen Schleier tönender oder hohler Phrasen, gegen jene wissenschaftliche Unredlichkeit, welche Halb- oder Garnichtuntersuchtes, Schiefverstandenes und Unerkanntes für Geistigdurchdrungenes, wissenschaftlich Feststehendes anschwärzt, dagegen hatte sich Lassalle gewandt, als er es unternahm, dem „Literarhistoriker“ Julian Schmidt energisch heimzuleuchten. Er trat in die Spuren Lessings, und wenn es ihm auch nicht gelang, diesen größten Meister der Polemik in der niederschmetternden Gewalt seines Angriffs zu erreichen, so ist er ihm doch näher gekommen, als jeder seiner Zeitgenossen. Einzelnen Stellen gegenüber mag nicht mit Unrecht behauptet werden können, daß er über das Ziel gerechter Beurtheilung hinausgeschossen hat, im allgemeinen aber ist der julian-schmidt'sche Schriftstellerleichtsinn und seine gelehrtthuende Dreistigkeit in der That so ungeheuerlich, daß selbst Mildedenkende an der lassalleschen Unbarmherzigkeit keinen Anstoß nehmen, sofern sie nur die Gemeingefährlichkeit des von Lassalle ans Licht gezogenen literarischen Unfugs zu würdigen verstehen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 13. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Der Cigarrenreisende Schneider — unsere Leser wissen, daß der Dienstmann Willisch in den Stunden seiner extraordinären Thätigkeit als geheimer Geschäftsträger des Herrn Schweder sich also nannte — beschleunigte an der nächsten Ecke seinen Schritt ganz auffallend, zu gehen schien ihm zu langsam, er lief beinahe.

An einem kleinen Hause in einer kleinen Querstraße — dem Rittergäßchen — angelangt, hielt er einen Augenblick an, schaute sich um und schlüpfte dann rasch hinein. Im ersten Stockwerk — es war auch das letzte, denn das Haus war einstöckig — klopfte er an eine Thür, an welcher das vor kurzem erst durch die Abendwolken hindurchgedrungene Mondlicht den mit großen, schwarzen Frakturbuchstaben auf weißer Glanzpappe gedruckten Namen Packert matt, aber doch bis zu leidlicher Lesbarkeit beleuchtete.

Ein tiefer Baß grunzte mehr als er rief: „Herein!"

Willisch trat hastig ein.

„Gut'n Abend, Vetter!" sagte Willisch. „Ich will mir blos meine Bluse über'n Rock ziehen, ich hab' noch 'ne Dienstmannskommission."

Damit stellte er seinen Cylinderhut auf ein Wandbrett neben einen Berg von Tellern und Tassen, nahm, als ob er hier ganz zu Hause wäre, hinter einem eine Nische verhüllenden grünen Vorhange eine blaue Bluse und eine Dienstmannsmütze hervor und zog sich die Bluse über seinen „noblen" Ueberzieher.

Der Mann, welcher auf einem kleinen Sopha, der Thür gegenüber, halb liegend saß und aus einer langen Weichselrohrpfeife riesige blaugraue, unangenehm riechende Rauchwolken hervorsog, um das kleine, niedere Zimmer damit bis zum Ersticken zu füllen, erwiderte den Gruß garnicht erst und blieb liegen, wie er lag. Dafür regalirte er seinen Vetter Willisch mit ein paar grunzenden Bemerkungen:

„So? Ist man also, seit man als Lohndiener bei der sogenannten feinen Sippschaft krumme Buckel und lange Finger macht, noch nicht selber zu fein geworden, um noch spät abends den Dienstmann zu spielen? Na, 's wird jedenfalls 'nen schönen Groschen zu verdienen geben — verdienen nennt man's und erlungern sollt' man's nennen; so 'n patentirter Tagedieb von Dienstmann weiß immer, wo er bleibt, das weiß die Schockschwerenoth — die Kerle kommen alle zu was!"

Willisch war über derartige Grobheiten himmelhoch erhaben, er lachte blos:

„Du bist viel eher 'n patentirter Grobian, Vetter Packert, als ich 'n dito Tagedieb; ich muß mich noch stundenlang schinden, wenn du schon lange auf dem Sopha herumlungerst, um zu reden, wie du selber redst, Vetter Packert. Adieu, Vetter, grüß mir die Mathilde!"

Der Abschiedsgruß blieb ebenso einseitig, als der der Ankunft. Packert, der das Bedürfniß fühlte, sich mit irgendwem gründlich herumzuzanken, und sich in der Hoffnung, der Vetter werde ihm dazu wenigstens ein halbes Stündchen still halten, zu seinem großen Aerger getäuscht sah, grunzte dagegen: „Hol' den Kerl der Teufel. Hält das ohnehin hundemäßig kalte Loch von 'ner Wohnung für 'nen Taubenschlag, in dem jeder Spatz so mir nichts dir nichts aus- und einfliegt. Die Mathilde hat den Kerl verwöhnt; muß 'n gelegentlich 'mal die Treppe runterbugsiren, damit ich die auf einmal wieder so dick gewordene Freundschaft wieder auf 'ne Weile los werde."

Willisch war, als der Vetter Packert mit dieser liebenswürdigen Begrunzung seines in der That seit kurzem auffällig häufig gewordenen Besuches fertig geworden, längst über alle Berge. Er hatte wieder einen Dauerlauf begonnen, der ihn mit großer Geschwindigkeit kreuz und quer durch eine Reihe von Straßen und Gassen, durch Durchgänge und Höfe hindurchführte. An einem großen, alten, aber noch sehr vornehm aussehenden Hause in der innern Stadt machte Willisch auf seiner anstrengenden Tour von neuem Station. Es war das uralte Patrizierhaus, dessen Parterre und erstes Stockwerk der Justizrath Wichtel bewohnte. Willisch zog nicht an der Glocke, die ihm das große Hauptportal geöffnet hätte, sondern öffnete und schloß hinter sich eine kleine, in den Hof führende Nebenpforte.

Diesmal hielt er sich länger auf, als bei dem Vetter Packert. Erst nach einer Viertelstunde ungefähr erschien er wieder in der kleinen Pforte; aber jetzt schien er es womöglich noch eiliger zu haben, als zuvor. Er steckte die rechte Hand in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff ertönen; dann lief er, so rasch er konnte, in der Richtung auf den nächsten Droschkenstandplatz zu.

Das Pfeifen hatte seinen Zweck erreicht. Auf dem halben Wege kam dem geschäftseifrigen Dienstmann in raschem Trabe eine Droschke entgegengefahren. Er stieg zu einiger Verwunderung des Kutschers selber in den Wagen, nachdem er ihm zugerufen hatte:

„Recht rasch nach der kleinen Promenade Nummer sieben!"

Der Droschkenkutscher schien wenig erbaut. „Deswegen hätt'st du auch nicht so 'n Lärm zu machen brauchen, Bruder Dienstmann," bemerkte er.

„Du wirst heute durch mich wahrscheinlich noch viel mehr verdienen; tröst' dich und fahr' so geschwind, als dein Gaul es überhaupt noch kann," erwiderte Willisch.

Die Aussicht auf einen tüchtigen Verdienst, vielleicht auch die Entrüstung über die Geringschätzung seines getreuen Rosses, welche aus des Dienstmannes Worten herausgeklungen hatte, mochten den Droschkenkutscher zu einer außergewöhnlichen Leistung anstacheln. Er knallte einigemale mit der Peitsche, ließ sie sogar auch einmal, freilich nicht gar unsanft, auf den Rücken seines Pferdes niederschmitzen und fuhr wirklich davon, als ob er, wie man zu sagen pflegt, den Willisch gestohlen hätte.

Kleine Promenade Nummer 7, in der Beletage, bewohnte Herr Schweder eine aus drei äußerst elegant und behaglich eingerichteten Zimmern bestehende Garçonwohnung. Dieser war grade auszugehen gewillt gewesen und bereits mit Ueberzieher und Hut angethan, an's Fenster getreten, um sich zu vergewissern, ob es nicht trotz des hin und wieder zum Vorschein kommenden Mondes gerathen sei, den Regenschirm statt des Spazirstockes mitzunehmen. Da sah er die im scharfen Trabe um die Ecke schräg gegenüber biegende Droschke, und aus derselben, noch ehe der Kutscher sein in ungewöhnliche Aufregung gerathenes Pferd zum Stehen brachte, seinen vielgetreuen Willisch herausspringen. Der mußte eine wichtige Botschaft haben. Herr Schweder ging selbst in den kleinen Vorsaal und öffnete ihm.

„Interessante Neuigkeiten, gnädiger Herr!" rief Willisch, nachdem er die Mütze ehrerbietigst abgenommen hatte und eingetreten war. „Sehr interessante Neuigkeiten. Der alte Justizrath ist wieder zurück."

Herr Schweder zuckte die Achseln: „Weiß ich längst."

„Aber noch viel mehr, gnädiger Herr, hab' ich zu berichten. Der Justizrath ist nach einer langen und sehr heftigen Unterhaltung mit seinem Sohne, dem Doktor, schnurstracks zum Herrn Alster gefahren, und als der nicht zuhause war, hat er gesagt, er müßte ihn heute unter allen Umständen noch sprechen, und ist ihm zu Weinhold nachgefahren, wo der Herr Alster heut wieder 'mal so 'n heimliches Vergnügen veranstaltet — Sie wissen ja schon, gnädiger Herr."

„Freilich. Und was war der Inhalt jener heftigen Unterhaltung der Herren Wichtel — das wissen wir hoffentlich auch, mein Lieber?" fragte Schweder.

„Das weiß ich leider nicht so ganz genau, wie's der gnädige Herr wohl wünschen wird. Der Friedrich von Wichtels sagt, er hätte zwar wenigstens eine Stunde lang krummbucklig an der Thür gestanden und sich beinahe sein Trommelfell entzwei gehorcht, aber er hätte wegen der verdammten Thürlappen — Portièren heißen sie ja wohl — immer nur einzelne, abgerissene Worte hören können. Er, der Friedrich, hat sich freilich sofort daraus seinen Vers gemacht, aber der alte Kerl, so trocken er sonst ist, hat Ihnen 'ne Phantasie, gnädiger Herr, wenn's ans Lästern seiner Herrschaft geht, grade als hätt' er seinen Beruf verfehlt und hätt' eigentlich großer Dichter werden sollen."

„Also der Kerl lügt?" fragte Herr Schweder, über die humoristische Redeweise des Dienstmanns ein wenig lächelnd, aber sofort wieder ernst werdend. „Für Lügen bezahle ich nichts, und wenn ich dahinterkomme — was unfehlbar geschieht, mein Lieber! — daß mir für Lügen Geld abgenommen worden ist, so ist's aus zwischen mir und dem Betreffenden — das haben Sie doch nie vergessen, Willisch?"

„Aber gnädiger Herr!" sagte Willisch vorwurfsvoll. „Wär' ich nicht kolossal peinlich in so was, würd' ich doch Ihnen einfach die ganze Geschichte, die sich der Friedrich zusammenbuchstabirt, als pure Wahrheit verkaufen. Da müssen Sie mich doch kennen, gnädiger Herr! Aber ich will nun rasch noch Bericht erstatten, denn vielleicht ist, wie man sagt, Gefahr im Verzuge."

„Also rasch!"

„Ganz rasch, gnädiger Herr. Der Friedrich hat also gehört, ganz zuverlässig gehört, und das glaub' ich ihm, gnädiger Herr, daß sich sein alter Herr mit seinem jungen Herrn gezankt hat, kolossal gezankt. Und zwar wegen dem Herrn Alster sind sie einander in die Haare gerathen. Da muß der Doktor dem Alten irgendwas nicht recht gemacht haben, — jetzt wollt' er's selber in die Hand nehmen, hat der Alte gesagt, und der Alster müßte — er müßte gezwungen werden, weil sie, die Wichtels, sonst scheitern oder Schiffbruch leiden, oder so etwas, würden, — mit dem Gelde steckten sie jetzt jedenfalls kolossal drin, sagt der Friedrich, und da soll der Alster für die Ehre, daß der Doktor später 'mal sein Schwiegersohn wird, im voraus ordentlich blechen."

„Scheitern — Schiffbruch leiden," wiederholte Herr Schweder. „Die Worte stammen nicht aus dem Lexikon des abgefeimten Schleichers, des Friedrich. Hm! Das ist in der That garnicht uninteressant. Also sofort ist der alte Wichtel zu Alster und dann zu Weinhold gefahren?"

„Sofort!"

„Und mit wem soupirt Alster bei Weinhold?"

„Von den Herren weiß ich nur den Namen des Oberbauraths von der Eisenbahn," erwiderte Willisch: „des Herrn Schneemann. Ob überhaupt nicht noch Herren dabei sind, das weiß ich nicht. Die Damen — das sind natürlich Damen vom Theater. Da ist das Fräulein von Wurzbach, die junge Frau Bergmann-Stein, und wenn ich nicht sehr irre, auch noch eine dritte — —"

Herr Schweder horchte auf. „Die Frau Bergmann-Stein?" fragte er. „Wissen Sie das gewiß, Willisch?"

„Ganz gewiß, gnädger Herr. Der Lohnkutscher, welchen der Herr Alster beauftragt hat, die Damen vom Theater abzuholen, ist direkt an die Frau Bergmann-Stein gewiesen. Ich habe mich auch gewundert, daß Herr Stein das leidet; sie sind dazu noch so jung verheirathet."

Schweder lachte auf. „Dem Herrn Stein werden solche kleine Extravaganzen seiner liebenswürdigen Ehehälfte gar nicht unangenehm sein und er wird sich Herrn Alster gegenüber durch die bescheidene Aufmerksamkeit revanchiren, daß er ihm zum Neujahr die Kleiderrechnungen der Schönen zur gefälligen Begleichung zusendet."

Willisch lachte auch. „Da geht die Geschichte allerdings, gnädger Herr. Dem Herrn Stein werden die Kleider seiner Frau jedenfalls theurer sein, als die Frau selbst, das kann ich mir denken."

Herr Schweder schien nachzudenken. Er sah nach der Uhr.

„Wann ist das Theater heute aus?" fragte er.

„Nach neun Uhr steht auf dem Zettel," antwortete Willisch.

„Gut. Sie werden sofort, Willisch, Herrn Senkbeil ein Billet überbringen, die Adresse wissen Sie ja." — Schweder nahm eine seiner Karten aus einem elegant gestickten Visitenkartenetui, warf mit flüchtiger Hand ein paar Zeilen darauf, kouvertirte das Billet und reichte es dem Dienstmann hin; dann fuhr er fort: „Ihre Droschke, die Sie vernünftigerweise nicht fortgeschickt haben, nehme ich mir und nun rasch — adieu!"

Willisch verschwand, ohne ein Wort zu erwidern, auf der Stelle. Schweder schritt hinter ihm drein und stieg mit der Weisung: „Nach dem Theater" in die Droschke.

Nach einer Viertelstunde stand er an der Theaterkasse, wo ihn der Billeteur mit einer alte Bekanntschaft verrathenden vertraulichen Höflichkeit begrüßte. Schweder bemerkte kurz, nachdem er sich durch einen schnellen Umblick überzeugt hatte, daß ihn sonst niemand höre, er müsse, womöglich noch vor Schluß des Theaters, Frau Bergmann-Stein sprechen. Der Billeteur lächelte etwas verlegen und meinte, er wisse nicht, ob Frau Bergmann-Stein heut noch zu sprechen sei; sie werde wohl für den Abend versagt sein. — „Eine Geburtstagsfeier einer ihrer Freundinnen oder so etwas Aehnliches — —"

Schweder fuchtelte ungeduldig mit seinem Fischbeinspazierstock in der Luft herum.

„Ich bitte Sie, Verehrtester, mir zu glauben, daß ich nur einige wenige Worte mit Frau Bergmann-Stein zu sprechen, aber unter vier Augen zu sprechen habe. Die Zeit der Dame werde ich für meine Person heute noch nicht eine Viertelstunde in Anspruch nehmen. Lassen Sie ihr das gefälligst mittheilen, sprechen aber muß und werde ich sie und wenn ich sie in dem Wagen erwarten sollte, der Frau Stein heut Abend zu der Geburtstagsfeier oder so etwas Aehnlichem, wie Sie zu sagen belieben, abholen soll."

Der Billeteur kannte Herrn Schweder zu gut, um länger zu widersprechen.

„Bitte versichert zu sein, daß ich jederzeit bereit bin, für Sie, verehrter Herr Schweder, zu thun, was in meinen Kräften steht; aber man hat zuweilen seine Instruktion — —"

„Die in diesem Falle nicht auf mich berechnet war, lieber Herr. Also wenn ich bitten darf — —"

„Mit Vergnügen."

Der Billeteur rief einen Theaterdiener herbei und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Dieser warf einen raschen Blick auf Schweder, vor dem er gleichzeitig einen tiefen Bückling machte, lächelte pfiffig und ging kopfnickend von dannen.

In wenigen Minuten war er wieder da. Er wandte sich

mit seiner Botschaft direkt an Schweder, pflanzte sich in steif respektvoller Haltung, die Tressenmütze in der Hand, vor ihm auf und meldete:

„Frau Bergmann-Stein haben sich nach dem Ankleidesaal begeben, um sich umzuziehen, da sie in den letzten Szenen nichts mehr zu thun haben. Sie werden sich ein Vergnügen machen, Herrn Schweder in zehn Minuten im Foyer zu treffen, welches jetzt natürlich ganz leer ist. Frau Bergmann-Stein bedauern nur, daß sie heut ungemein pressirt sind.“

Ueber Schweders Gesicht zuckte, blitzschnell wieder verschwindend, ein Lächeln, das mehr die scharfen Linien des Höhnischen als die weicheren des Spottes darüber hingeworfen hatte.

„Na, na, mein Lieber. Wenn die zehn Minuten, während deren sich die schöne Frau umgekleidet haben will, nur nicht zu lange dauern; auch ich bin pressirt.“

Schweders Besorgniß zeigte sich grundlos. Die zehn Minuten waren noch nicht verstrichen, als die Thür, welche die Bühnenräume mit dem Foyer verband, sich öffnete und eine üppige Frauengestalt von mittlerer Größe, einen dunklen Lockenkopf auf runden, tiefentblößten Schultern wiegend und eine lange und schwere Seidenschleppe mit geübtem Fuße wunderbar geschickt über die Schwelle dirigirend, hereintrat und eiligen Schrittes auf Schweder, der sich auf einem mit grünem Plüsch überzogenen Divan nachlässig hingestreckt hatte — zufällig oder absichtlich mit dem Rücken gegen die Thür, durch welche Frau Stein eintreten mußte — zuging.

Schweder schien es dagegen doch nicht so sehr eilig zu haben. Er wandte, als er die Thür gehen und die Schleppe rauschen hörte, langsam den Kopf, und langsam erhob er sich.

„Was verschafft mir das jetzt so seltene Vergnügen?“ fragte die Dame mit einem Tone, aus dem es wie eine seltsame Mischung von freundlicher Verbindlichkeit und mühsam zurückgehaltener Feindseligkeit hervorklang.

„Ich wollte mir erlauben, an Sie eine Bitte zu richten, meine gnädige Schöne,“ sagte Herr Schweder, indem er sich ungenirt und unbekümmert darum, daß Frau Stein keine Miene gemacht hatte, sich niederzulassen, wieder setzte.

Die Schauspielerin folgte seinem Beispiel; aber über ihr pikantes Gesicht legte sich der Schatten aufkeimenden Unwillens.

„Merkwürdig, mein Herr,“ sagte sie spitz. „Die Bitte wäre?“

„Sie möchten heut Abend den Geburtstag, welchen Sie nach der Mittheilung des Billeteurs zu feiern gedenken, nicht im Restaurant Weinhold und bestimmt nicht mit Herrn Alster und seinen Freunden begehen.“

Herr Schweder hatte sehr ruhig und höflich gesprochen. Seine Worte mußten aber Frau Stein doch auf das tiefste verletzt und empört haben. Sie war glühend roth geworden und durchbohrte ihr kühl lächelndes Vis-à-vis mit ihren glühenden, dunklen Augen, als sie antwortete:

„Sie haben kein Recht, mein Herr, eine derartige, in der That unglaubliche — unglaubliche — gradezu unqualifizirbare Bitte an mich zu richten. Ueber das, was ich thue und lasse, bin ich niemanden und Ihnen, Herr Schweder, am allerwenigsten Rechenschaft schuldig.“

Sie wollte sich erheben, um davon zu eilen. Schweder legte seine Hand auf ihren runden, sammetweichen Arm und hielt sie zurück.

„Bitte, noch einen Augenblick. Ich bedaure, daß ich eine Macht geltend machen muß der Art, wie ich sie über Fräulein Bergmann zu besitzen das zweifelhafte Vergnügen habe.“

Die Schauspielerin sprang nun dennoch in die Höhe.

„Eine Macht?“ rief sie so laut, daß sie sich selbst sofort nach allen Seiten umschaute, ob sie nicht ein unberufener Lauscher gehört hätte. „Eine Macht, wie sie nur ein Bube geltend machen könnte, um ein Weib zur Marionette lächerlicher Willkür zu machen — — solch' eine Macht glauben Sie über mich zu besitzen, mein Herr Schweder, aber Sie irren Sich. Uebrigens,“ fügte sie ruhiger werdend hinzu, „kann ich unmöglich glauben, daß ein vernünftiger Mensch eine solche Bitte im Ernst auszusprechen vermag. Eifersüchtig sind Sie doch nicht auf meine Gunst, mein Herr, nicht mehr, oder sind es vielmehr nie gewesen — ach, ich wäre vielleicht glücklicher, als ich bin, wenn Sie dereinst so hätten eifersüchtig werden können. Zudem kann ich auf mein Wort versichern, daß ich dem Herrn Alster und seinen Freunden gegenüber selbst meinem Manne keinen Grund zur Eifersucht gegeben habe — —“

„Noch nicht?“ warf Schweder ein.

„Noch nicht und auch in Zukunft nie!“ gab die Schauspielerin zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Die Beschäftigung mit dem fernen Orient hatte auch noch eine äußere Ursache darin, daß Goethe, der bereits an ihm beobachteten Gewohnheit gemäß, seine Gedanken von den politischen Wirren der Gegenwart, und diesmal seiner nächsten Umgebung, möglichst weit abzulenken strebte, und wir müssen hier unser Urtheil über das geringe Interesse am deutschen „Befreiungskriege“, das man ihm zum Vorwurf gemacht hat, wenn auch so kurz wie möglich, abgeben. Die Anschuldigung, daß Goethe keinen Patriotismus besessen, ist von vornherein durch seine eigenen, in dieser Hinsicht zu dem Historiker Luden gesprochenen Worte zurückzuweisen. „Glauben Sie ja nicht,“ — sagte er zu diesem u. a. — „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen — Freiheit, Volk, Vaterland; nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden, bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen, so miserabel im ganzen ist.“ Aber er glaubte nicht, daß sich das deutsche Volk durch jene Schlachten wirklich die „Freiheit“ erkämpfte, und außerdem lag es in der Natur der Verhältnisse, daß er sich nicht direkt an der „Erhebung“, die er lieber floh, für eine durch die Macht der Thatsachen erzwungene „Bewegung“ ansehen möchte, betheiligte. Ja, wenn er der gewesen wäre wie Theodor Körner, dann hätte er nicht der Letzte auf dem Plan sein wollen; — sagte er selbst — aber „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! das wäre so meine Art gewesen!“ Wir selbst wollen diesen Worten nicht einmal viel Gewicht beilegen, da wir in der Thatsache seines schon weit vorgerückten Alters nicht allein den Hinderungsgrund, thätig in das Werk jener Tage hineinzugreifen, erblicken mögen. Denn wenn er den innerlichen Drang dazu besessen hätte, er würde, gleichviel wie hoch sich die Zahl der durchlebten Dezennien belief, schmetternde Kriegslieder unter die Kämpfenden hinausgesandt haben; es gab noch ältere Männer als er, die in solchen Fällen auf die eine oder andere Weise fördernd mithalfen, und Goethe hat ganz gut gewußt, daß er viel, sehr viel hätte wirken können — wenn er eben der dazu erforderlichen Aufwallung des Gemüths fähig gewesen wäre. Die Sache wird sich also im wesentlichen so verhalten, daß Goethe, obwohl er des Patriotismus nicht entbehrte, erstens an keinen bedeutenden Erfolg jener Anstrengungen glaubte, zweitens aber gerade damals bei dem universalen Charakter seiner Studien an dem gegenseitigen „Niedermachen“ der Völker (in Wort und That), deren Kulturentwicklung sie vielmehr auf ein friedliches Zusammenwirken hinwies, keinen sonderlichen Gefallen fand und sich andererseits des über die Bewegungen des Augenblicks hinausgehenden Ziels seines Schaffens, des mit heiligem Ernst verfolgten besonderen Zwecks seines Lebens zu sehr bewußt war, um den ruhigen Gang seiner immer höher steigenden Entwicklung nicht durch ein Einmischen in die Aufgeregtheit und Wildheit der Gegenwart zu unterbrechen und zu gefährden. Diese konsequent beobachtete Zurückhaltung mag wohl erregbarere Naturen verletzen, sie mag als herzlose Kälte erscheinen, die man dem „alten“ Goethe so gern andichtet, und es ist wahr, er zeigt durch diese reservirte Haltung seinen Mangel an Sinn für geschichtliche Ereignisse wieder in evidenter Weise; aber doch gerade diese unbeirrbare Ruhe, in welcher er, jupitergleich und sich seiner besondern Ziele vollbewußt, auf die wild und hoch gehenden Wogen der damaligen Welt herabsieht, sie hat etwas Großes und Be-

wunderungswerthes. Mit diesen kurzen Darlegungen ist die Erklärung für Goethe's damaliges Verhalten in der einzig möglichen, und wie ich meine, vielleicht befriedigenden Weise gegeben. Im übrigen wollen wir noch anfügen, daß Goethe zur Feier der Heimkehr der sieggekrönten preußischen Krieger das Festspiel „Des Epimenides Erwachen" schrieb, welches zu Berlin am 30. März 1815, zu Weimar am 30. Januar des folgenden Jahres aufgeführt wurde.

Die glückliche Beendigung des Krieges hatte für Goethe selbst die angenehme Folge, daß nach der Reorganisation des Staatsministeriums (das Land war durch die Beschlüsse des wiener Kongresses zu einem Großherzogthum erhoben worden) sein Gehalt als Minister auf 3000 Thaler nebst Extrageldern für Pferde und Wagen erhöht wurde.

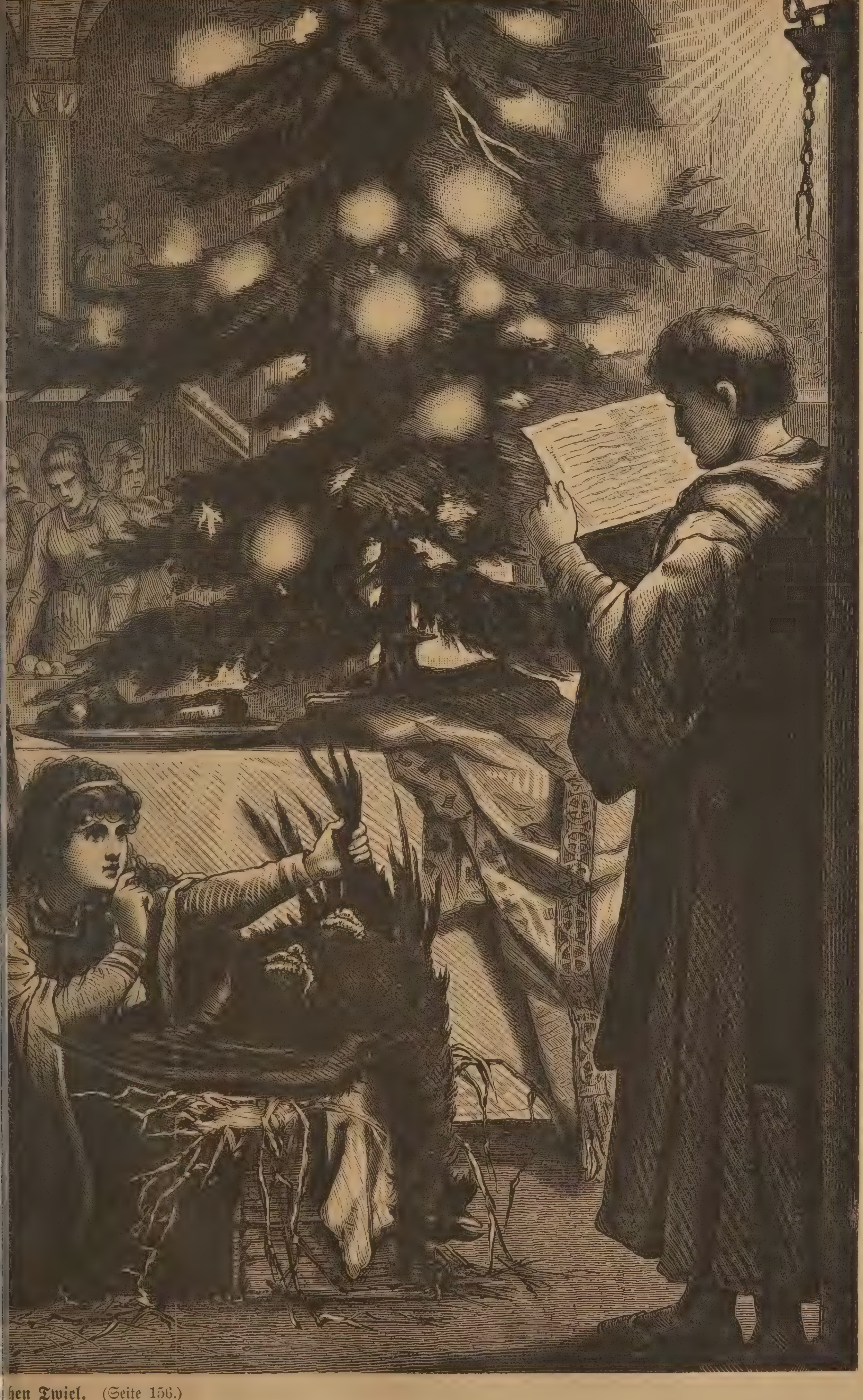
Von den alten Freunden Goethe's waren im Laufe der Zeit viele dahingegangen — so Herder und Wieland, wie seine Mutter, die schon am 13. September 1808 in ihrem achtundsiebenzigsten Jahre gestorben war —; der rüstige Greis aber schuf unablässig fort und ließ durch seine Beschäftigung, vor allem nun auch wieder mit der italienischen, englischen und französischen Literatur, selbst mit der serbischen und litthauischen Volkspoesie sein reges Streben für die Anbahnung der „Weltliteratur" erkennen:

„Laßt alle Völker unter
gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun."

Er veranstaltete inzwischen wieder eine neue vermehrte Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden (bei Cotta, 1815 bis 1819) und führte daneben die bereits bezeichneten Werke weiter, unter denen ihn jetzt vor allem „Faust" wieder, und zwar der zweite Theil desselben, beschäftigte. Er schrieb



Weihnachten auf dem



…hen Twiel. (Seite 156.)

an letzterem u. a. in den Jahren 1826 bis 1829; das ganze Werk gelangte aber erst am 20. Juli von 1831 zum vollständigen Abschluß. Wenn wir in dieser Skizzirung des goetheschen Lebens und Wirkens schon den ersten Theil des „Faust" nur eben in seiner Entstehung verfolgen konnten, ohne tiefer auf den Inhalt einzugehen, so kann es hier ebensowenig unsere Aufgabe sein, jetzt, nachdem wir auf den Abschluß des Werkes hingewiesen, ein Gesammtbild und ein umfassendes Urtheil über diese großartige poetische Widerspiegelung des Menschenseins im eminenten Sinne zu geben. Es wird dies vielmehr eine für den Leserkreis der „Neuen Welt" besonders zu behandelnde Aufgabe sein, und wir wollen uns hier damit begnügen, zu konstatiren, daß der zweite Theil des „Faust" von den einen für eine ebenso bewunderungswürdige, alles, was Goethe sonst geschaffen, übertreffende Arbeit wie von den anderen für ein an Werth weit hinter dem ersten Theil zurückstehendes Werk gehalten wird. Und gern wollen wir noch die Worte hierhersetzen, in welchen Lewes die Lösung, die das Problem durch Goethe gefunden habe, so charakterisirt: „Die ringende Seele, die sich in persönlicher Anstrengung und persönlicher Befriedigung nach verschiedenen Richtungen versucht und keine Ruhe gefunden hat, gelangt endlich zur Erkenntniß der **großen Wahrheit, daß der Mensch für den Menschen da ist und daß nur, wenn er für die Menschheit wirkt, sein Streben ihm dauerndes Glück schaffen kann**" …

Die Liebesleidenschaft, die den 74 Jahre alten Goethe noch einmal und zwar im Jahre 1823, zu der jungen schönen Ulrike von Levezow, die er in Marienbad kennen gelernt hatte, und die

bereit war seine Gattin zu werden, erfaßte, wußte er glücklicherweise zu überwinden, obgleich diese späte Neigung so heftig war, daß Goethe in der That daran dachte, Fräulein von Levezow zu heirathen. Die Marienbader „Elegie" ist aus diesem Anlaß entstanden, während die beiden andern der jetzt in Goethe's Werken unter dem Gesammttitel „Trilogie der Leidenschaft" eingereihten Gedichte der Madame Szymanowska, einer ausgezeichneten Klavierspielerin, galten, mit der er ebenfalls in Marienbad zusammengekommen war und die sich, wie Zelter sagt, „rasend" in Goethe verliebte (der Tod von Goethe's Gattin war, wie schon früher bemerkt, bereits am 6. Juni 1816 erfolgt).

Seit dem Jahre 1824 unternahm Goethe keinerlei Badereisen und weitere Ausflüge mehr, sondern ging zu seiner Erholung nur nach Jena und nach den Weimar näher gelegenen Partieen des Thüringer Waldes. Er zog sich überhaupt sehr von dem gesellschaftlichen Leben zurück und verbrachte seine Tage in immer emsigerer Thätigkeit. Je seltener er bei Hofe erschien, desto öfter kamen die Angehörigen der großherzoglichen Familie zu ihm, und aus nah und fern wurde er von bedeutenden Persönlichkeiten besucht. Die zahlreichsten Zeichen der Hochachtung und Verehrung, die er allgemein genoß, empfing er bei der Feier seines goldenen Dienstjubiläums, das am 7. November 1825 äußerst glanzvoll begangen wurde, und an welchem Tage ihm der Herzog, der am 7. September des gleichen Jahres selbst sein goldenes Regierungsjubiläum gefeiert hatte, u. a. folgendes schrieb: „Die fünfzigste Wiederkehr dieses Jahres erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bis hierher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte" ꝛc. Bald darauf sollte ihm, nachdem bereits am 6. Januar 1827 bereits Frau von Stein, 85 Jahre alt, gestorben war, sein fürstlicher Freund durch den Tod entrissen werden (14. Juni 1828), und tief erschüttert zog sich der Dichter vom Juli bis September auf das einsame Schloß Dornburg zurück, wo er in Liedern voll überaus zarter und inniger Töne seinen herben Schmerz ausweinte. Am 14. Februar 1830 starb auch die Großherzogin Louise, und am 28. Oktober desselben Jahres erlitt er den Verlust seines einzigen Sohnes. Die Gattin desselben, Ottilie, geb. von Pogwisch, wurde dem Dichtergreis, der in den Jahren 1827—1830 bei Cotta noch die letzte Ausgabe seiner Werke in vierzig Bänden erscheinen ließ (es folgten dieser „Ausgabe letzter Hand" von 1832 an noch zwanzig Bände „Nachgelassener Werke"), eine heitere, liebevolle Haushälterin und treue Pflegerin, und in seinen beiden Enkeln, Walther und Wolfgang fand er treue Hausgenossen. So verfloß denn das letzte Jahr seines Lebens noch heiter und ungetrübt.

Friedrich Förster, der Verfasser einer vortrefflichen Biographie des Dichters (derselbe, ein Kampfgenosse des Sängers von „Leyer und Schwert", beschrieb auch das Leben Theod. Körners), fand ihn bei einem Besuche im August 1831 „in früherer Rüstigkeit des Körpers und Heiterkeit des Geistes". „Die Tischgesellschaft" — erzählt Förster — „bestand heute nur aus Goethe, seiner Schwiegertochter, mir und meiner Frau. Der alte Herr war von bestem Humor, neckte Ottilie wegen ihrer Vorliebe für die Engländer, von denen es ihr gelungen sei, heut ein Musterexemplar bei ihr einzuschmuggeln. Bei Tisch legte er vor und empfahl besonders die tigergefleckten Forellen, denen man gar nicht ansähe, daß sie zu dem Geschlecht der Raubthiere gehörten. Bei der Strophe des ihm gewidmeten Festgedichtes (am folgenden Tage war sein Geburtstag) rollten ihm die Thränen über die Wangen, doch ließ er keine Wehmuth aufkommen. „Von den Rhein dem Aeltesten!" rief er; Ottilie verstand, was er meinte. Frankfurter Verehrer hatten ihm zu seinem dreiundachtzigsten Geburtstage eine Kiste mit dreiundachtziger Rüdesheimer übersandt, und von diesem edlen Gewächs wurde eine Flasche geleert. Der Engländer William Thackeray, der damals als ein neunzehnjähriger Jüngling in Weimar weilte, erzählt von der damaligen Persönlichkeit Göthe's u. a. folgendes: „Diese denkwürdige Audienz (die der Genannte bei dem Dichter hatte) fand in einem kleinen Vorzimmer seiner Privatgemächer statt, welches rings mit Abgüssen von Antiken und Basreliefs bedeckt war. Goethe war in einen langen grauen oder bräunlichen Oberrock gekleidet, hatte ein weißes Halstuch um und trug im Knopfloch ein rothes Bändchen. Die Hände hielt er auf dem Rücken, genau so, wie auf Rauchs Statuette. Seine Gesichtsfarbe war sehr frisch, klar und ruhig; die Augen außerordentlich dunkel, durchdringend und glänzend. Ich war förmlich bange vor ihnen und erinnere mich noch, daß ich sie mit den Augen eines Romanhelden aus meiner Jugendzeit verglich, der mit einem gewissen Jemand im Bunde stand und bis zu seinem Lebensende diese Augen in ihrem vollen schrecklichen Glanze behielt. Goethe machte mir den Eindruck, er müsse in seinem Alter noch schöner sein, als er in den Tagen seiner Jugend gewesen. Seine Stimme klang sehr voll und angenehm. Er fragte mich mancherlei über mich selbst, ich antwortete ihm, so gut ich konnte. Ich erinnere mich, daß ich zuerst erstaunte und dann mich etwas erleichtert fühlte, als ich merkte, daß er französisch mit keinem guten Akzent spreche." — „Ich muß gestehen, daß ich mir etwas klarer, majestätischer und gesunder Aussehendes, als der große alte Goethe war, nicht denken kann" ꝛc. Selbstverständlich blieben aber die Spuren des Alters, verschlechtertes Gehirn, Gedächtnißschwäche ꝛc., bei Goethe ebensowenig wie bei jedem andern aus.

Ende August bis Anfang September 1831 besuchte Goethe noch einmal Ilmenau und das „einsame Bretterhaus" auf dem „höchsten Gipfel der Tannenwälder", wo er am 7. Septbr. 1783 das unvergleichliche Lied: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", in's Holz gegraben hatte. Das „Warte nur, balde ruhest du auch!" sollte sich in naher Zukunft erfüllen; ein Jahr später war er nicht mehr. Nach einer Krankheit von wenigen Tagen schloß er, selbst nicht ahnend, daß sein Ende so nahe sei, um die Mittagsstunde des 22. März von 1832 die Augen für immer. Bis zum letzten Schimmer seines Bewußtseins beschäftigte er sich, wie seine Rede bewies, mit schönen Gedanken. Seine letzten Worte waren, wie allbekannt, der allein seiner würdige Ruf: „Mehr Licht!" . . .

Was sterblich an ihm, ist in der Fürstengruft zu Weimar begraben; das Beste aber, was er besessen, lebt und gehört uns, gehört der Welt und wird dauern bis in die Ewigkeit!

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

(Fortsetzung.)

Neben Campe ist vor allen Dingen als Gleichstrebender der Turnvater Jahn zu nennen. In einem Aufsatz über ihn vom Jahre 1820 finden wir folgende merkwürdige Stelle: „Diese volksthümlichen Naturen haben einen offenen Sinn für alles, was sich im Volke bewegt, für alles was volksthümlich ist oder, wie Buchholz es nennt, gesellschaftlich (sozial sagt man neuerdings dafür!). Zuerst offenbart sich dieses in der Sprache, welche ein Werk der Gesellschaft ist und die durch Propheten, Weltweise und Dichter gebildet und bereichert wird. Wie sich in Luther der Reichthum der Muttersprache bewegte, so bewegt sich dieser Reichthum in Jahn, und so wie jener, so vermag dieser neue Worte und Wortstellungen einzuführen, die dem Volke genehm sind. Denn die Weltweisen, Propheten und Dichter vertreten in dieser Eigenschaft das Volk, woher es dann den Philistern immer unmöglich gewesen ist, irgend ein neues Wort oder eine neue Wortstellung einzuführen, grade weil die Philister niemanden vertreten, als sich selber. Und doch sind sie immer geneigt, sich mit Sprachverbesserungen abzugeben, obgleich solches durchaus nicht ihres Amtes ist. (Sehr wahr!) Jahns Sprache ist noch nicht entwickelt, sie ist noch unvollendet; — aber es liegen große Züge in ihr, wie man in seinem ‚Deutschen Volksthum' sieht und in der Vorrede zu seinem ‚Turnbuche'."

Wir dürfen wohl auch einige Kraftworte dieses merkwürdigen Mannes über Sprachmengerei anführen. In den „Merke (gleich Bemerkungen) zum deutschen Volksthum" heißt es:

„Es gibt unschuldige Stoffe, die aber in der Mischung fürchter-

lich aufbrausen. Aerger noch ist es mit Worten und einem fremden Sprachthum. Die sind in unserer Sprache ein Laab, was die süße Muttermilch gerinnen macht."

„Vor Zeiten soll es Leute gegeben haben, die wollten sich verjüngen, ließen sich die Adern öffnen, zapften sich ihr Herzblut ab, um sich fremdes wieder hineinzuquirlen. So sind die Sprachmenger. Die hat der tolle Hund der Eitelkeit und des Machdünkels gebissen, und nun rennen sie in der Welschwuth über Wortleichen zu Tode.

„Wie wenn ein Kranker zum Arzeneibereiter (Apotheker!) käme, aus jeder Büchse etwas, von jeder Waare eine Gift verlangte, dies in einem Allsud mischte — sollte er davon wohl genesen? Wenn ein Lecker seinen Geschmack so verfeinert hätte, daß ihm keine Speise mehr mundete, und er nun in seiner Mißlings (?) Nüchternheit zum Quickkoch rennte, dort von aller und jeder Speise eine Gift forderte, diese einzelnen Gifte zusammenrührte, um ein Prahlessen zu bekommen, so würde vor diesem Allerlei einer freßgierigen Sau sogar Schauder anwandeln und nur ein Hai solches verschlingen.

„Rechnet man zur Vollkommenheit einer Sprache, wenn sie viel Fremdes hat und immerfort wälschen kann, so muß die Rede des schäbigen Betteljuden über Luther und Klopstock, über Schiller und Goethe stehen, und wir müssen alle noch in die Pohlnische Judenschule, um Plapperdeutsch zu lernen!"

Wir haben diese längere Stelle ausgehoben, um zugleich eine Probe von Jahns Sprechweise zu geben, freilich ist diese noch nicht so voll Originalitäten wie viele andere.

In manchen Punkten muß man Jahn recht geben. Wenn z. B. auch nicht, wie er will, „alle Wortmengerei aus Unkunde, Sprachfaulheit und Vornehmthuerei entspringt," so sind das doch mit Hauptursachen. Unsere Kenntniß von der eigenen Sprache im Volke ist nicht sonderlich groß, auch die Schule gibt noch zu wenig, unser Sprachgefühl und unser Sprachdenken sind abgestumpft und ungeübt, das meint Jahn wohl mit dem Vorwurf der Sprachfaulheit; endlich mit dem Prahlen mit Fremdwörtern hat es auch seine Richtigkeit. Wenn Jahn behauptet, keiner könne sich einer zweiten Muttersprache sprachvergessen „einkinden", wenn er die erste Sprachmutter verloren, so hat er nicht recht, und wir können ihm den deutschen Klassiker Chamisso, der ein geborner Franzose war, und den größten neueren spanischen Romanschreiber Caballero, welcher eine deutsche Frau, eine geborne von Faber ist, entgegenhalten. Ueberhaupt vereinigen sich in Jahn die gesteigertste Vaterlandsliebe mit einem gradezu lächerlichen Haß gegen das Ausländische, namentlich das Französische. Er hat speziell den Begriff des „Erbfeindes", als welchen wir die Franzosen zu betrachten hätten, geschaffen, und wollte gradezu Deutschland mit Hammen oder urwaldähnlichen Verhauen von den Nachbarn getrennt sehen. Unsinnig ist seine Wuth gegen das schulmäßige Lehren fremder Sprachen, die er „Sprachüpge", das soll heißen Ueppigkeit, benamset hat. „Die Vielsprachcrei ist der Sündenpfuhl, woraus aller Büchernebel dunstet." „Bücher in fremder Sprache darf keine Bücherleihe (Leihbibliothek) führen. Wer die lesen will, mag zusehen, wo er sie bekommt." „Ja, wenn es eine Seelenwanderung gäbe, so könnte der deutsche Geist nur zur Strafe und Buße in einen Franzosen fahren."

Solche und ähnliche Uebertreibungen kann man bei Jahn unzählige finden.

In seinen eigenen Schriften ist er, wie gesagt, strenger Sprachreiniger. Die Mathematik heißt bei ihm Größenlehre, das möchte gehen, wie noch manches andre, ganz Treffende, aber daß der Liberale und Patriot als Leuthold, die Praxis als Brauchkunst, die Reaktionäre als Rückwärtse, die Religion als Gottesthum übersetzt werden, das streift hart an Zesens Thorheit. Freilich meinte Jahn, wenn die gebräuchliche Sprache kein Wort gäbe zum Ersatz für ein fremdes, solle man ein entsprechendes aus den deutschen Volksmundarten aufnehmen oder eines aus der älteren deutschen Sprache wiederbeleben und „schriftsäßig" machen, wie er es nennt. Das ließe sich ja hören, aber Jahn selbst sucht etwas in seiner Eigenthümlichkeit und geht in ihr bis zur Schrullenhaftigkeit. Er ändert z. B. das ganz gang und gäbe Wort „Redensart" in das unverständliche „Redniß", ohne alle Noth und ohne vernünftigen Grund. Ebenso sonderbar muß man es finden, wenn er die französischen Ortsnamen Vaucouleurs und Belle-Alliance verdeutscht und verlangt, man dürfe sie nur Farbenthal und Schönebund nennen. Die Schweifen und die Sassen sind Jahns Ausdrücke für Nomaden und seßhafte Völker, und derartige Seltsamkeiten könnten wir massenhaft beibringen.

Freilich thut es dem Kenner der älteren deutschen Sprache weh, zu sehen, daß eine ganze Menge guter, treffender deutscher Wörter in einen unverdienten Ruhestand versetzt worden sind, und jetzt nur noch im Dialekt oder in den gelehrten Wörterbüchern ein kümmerliches Dasein fristen. Dieses todt und unfruchtbar daliegende eigene Kapital ist thätsächlich durch unnöthige Anleihen „ausländischer Wörter" außer Thätigkeit gesetzt worden, und alles Borgen macht Sorgen: auch das Wörterborgen*)! Trotzdem aber hat Jahn mit freilich verhältnißmäßig wenigen Wortformen durchzudringen vermocht: Volksthum, was er für „Nation" prägte, ist bräuchlich geworden, aber „Nation" ist daneben noch ebenso kräftig im Schwang, ja die Wörter „Volksthum" und volksthümlich haben sich im Gebrauche bereits in Bezug auf ihre Bedeutung von den entsprechenden Fremdwörtern entfernt und einen etwas anders gefärbten Begriff erhalten. Einige haben sich in Form und Bedeutung lebensfähig erwiesen, so Havelung (Archipelagus), so „Gefließe" für Stromsystem, das selbst die Erdkunde angenommen hat, und manches andere. So sind die Turngeräthe und die Turnübungen fast alle deutsch: Reck, Barren, Ger, Ristgriff, Kammgriff, Welle, Wippe, Wende, Kehre u. s. w. Mit Interesse lasen wir neulich in den Zeitungen, wie die Russen in Dünaburg sich über die deutschen Kommandorufe der dortigen freiwilligen Feuerwehr aufhielten; diese Tochterschöpfung der Turnerei hat von ihrer Mutter auch einen deutschen Zug überkommen.

Leider begegnen wir bei denjenigen Männern, welche deutsche Gesinnung zu pflegen, deutsches Volksgefühl zu heben suchen, so oft, ja meist, zugleich dem Nationaldünkel und der Sucht, besonders unseren gallischen Nachbarn in Bezug auf Moral etwas am Zeuge zu flicken. So bei Hölty:

„Du lächelst
Muse (Teutoniens) der gaukelnden Afterschwester,
Die in den goldenen Sälen Lutetiens**)
Ihr Liedchen klimpert? Schande dem Sohne Teuts.
Der's durstig trinket, weil es Wollust
Durch die entloderten Adern strömet!
Kein deutscher Jüngling wähle das Mädchen sich,
Das deutsche Lieder haßet, und Buhlersang
Des Galliers in ihrer Laute
Tändelnde Silberaccorde tönet.

Bewußt frei sich haltend vom Fremdwörterballast dichtet der ächte Volksdichter Gottfried August Bürger, der nicht von „wenigen Edeln" verstanden und gelesen sein wollte, sondern vom ganzen Volke.

Interessant ist auch folgende Stelle aus dem Schauspiel „Die Jäger" von Iffland, wo der kerndeutsche, biedere Oberförster und der französisch gefirnißte Amtmann schon durch ihre Sprache gekennzeichnet werden:

„Oberförster. Hand in Hand! alte deutsche Treue!

Amtmann. Und reciprokes Verhältniß! amikable Behandlung!

Oberförster. Alles, was ich Ehrliches vermag, ohne ausländische Worte voraus!

Amtmann. O, ich ästimire Sie so. Sehen Sie, Luxusbedürfnisse aller Art sind gestiegen, — ich muß doch Figur machen" u. s. w.

Selbst der inhaltlich und seinen Anschauungen nach sehr im üblen Sinne französische Kotzebue (1761—1819) läßt eine Gräfin sagen, der ihr Buchhändler sich nicht getraut, deutsche Bücher zu schicken:

„Die Zeiten sind vorbei, wo der deutsche Adel sich seiner Muttersprache schämte."

Sie waren aber damals nicht vorbei und in den höchsten Kreisen sind sie heute noch nicht vorbei, wie sehr Jahn auch dagegen wüthete, daß ein Fürst eine fremde Hofsprache pflegen sollte und nicht ausschließlich die Sprache seines Volkes.

Selbstverständlich finden wir es, daß die Gelehrten, welche sich mit deutscher Sprache beschäftigen, für sie eintreten, wie Hoffmann von Fallersleben, der auch Dichter war.

„Treu bewahr' in deiner Mitte
Vor dem wälschen Uebermuth
Deine Sprach' und deine Sitte,
Deiner Väter Gut und Blut."

---

*) Das wird sich im nächsten Abschnitt zeigen. — **) Paris.

Von den neuesten ist auch Benedix zu erwähnen, der in seinem Lustspiel „Doktor Wespe“ seinem Honau, einem deutschgesinnten Mann folgende Worte in den Mund legt:

„Es ist eine ungeheure Anmaßung von uns, daß wir uns noch unterstehen, deutsch zu sprechen! Doch seien Sie außer Sorge, wir geben uns neuerdings wieder soviel Mühe, unsere Sprache mit fremden Wörtern zu vermengen, daß das Restchen Deutsch bald zum Teufel sein wird.“

Dem Aehnliches hat übrigens ein Gelehrter, wie wir meinen, mit Unrecht, befürchtet, welcher allen Ernstes die Aufstellung machte, daß unsere Sprache ganz zu einer romanischen werden möchte!

Hiermit wollen wir unsere geschichtliche Betrachtung schließen. Auf Vollständigkeit kann und will sie keinen Anspruch machen: wir wollten nur die hauptsächlichsten Meilenzeiger auf der Straße der geschichtlichen Entwicklung der Fremdwörterfrage hervorheben.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. Eduard Reich.

Einleitung.

1.

Gesundheitspflege des Volkes! Eine absolute Unmöglichkeit ohne intellektuelle und moralische Bildung des Volkes, ohne ein gewisses Maß von Wohlstand! Bei den darbenden, überarbeiteten Personen ist Gesundheitspflege ein Wort ohne Inhalt; dieser Theil des Volkes ist leider von dem, was man Schicksal nennt, was aber zumeist der Eigennutz und das Vorurtheil der gesammten Gesellschaft ist, dazu verurtheilt, nach den Normen der Gesundheitspflege oder Hygieine nicht leben zu können.

Der Mensch ist von dem Augenblicke seiner Geburt an bis zur Auflösung von zahllosen Schädlichkeiten bedroht; dieselben abzuwenden wird nicht immer leicht, weil viele noch nicht einmal bekannt sind und manche all' unserm Scharfsinn spotten. Gesundheitspflege besteht wesentlich darin, die Schädlichkeiten abzuwenden und den Organismus normal zu erhalten.

Der normale Zustand, die Gesundheit, bezieht sich nicht blos auf die rein körperliche Seite des Menschen, sondern auch auf die moralischen Kräfte und das gesellschaftliche Zusammenleben. Physische, moralische und soziale, mit einem Worte: die ganze Gesundheit hängt von unserem leiblichen, sittlichen und gesellschaftlichen Benehmen ab, von unserer Arbeit, unserem Genuß, unserem Thun und Lassen, unserer gesammten Lebensführung. Ohne körperliches Wohlsein kein sittliches, kein gesellschaftliches, ohne sittliches und gesellschaftliches kein körperliches; das eine wird durch das andere bedingt, und weil dem so ist, muß eine wahre Gesundheitspflege umfassend sein, auf alle Theile des Volkslebens, auf alle Theile des persönlichen Daseins sich beziehen.

Indem die Hygieine sich bethätigt, werden Krankheiten verhütet. Je mehr Leiden verhütet, desto weniger brauchen geheilt zu werden, desto größer ist die Freiheit des Volkes von der Tyrannei der Quacksalber, desto erfolgreicher das Wirken der guten Aerzte, der Hygieiniker, den noch vorhandenen und erscheinenden Krankheiten ebenso, wie den Kranken gegenüber.

2.

Zur Ausübung der Gesundheitspflege sind nicht blos Aerzte und die eigentlichen Hygieiniker berufen, sondern alle, das ganze Volk. Jeder einzelne soll nach den Grundsätzen moralischer und physischer Hygieine leben, und die Medizinalpersonen sollen theils Anleitung hierzu geben und gute Lebensführung nach aller und jeder Richtung fördern, theils in Verbindung mit der bürgerlichen Obrigkeit durch gute Gesetze und deren gewissenhafte Ausführung die dem einzelnen nicht zugänglichen Schädlichkeiten entfernen und den allgemeinen Gesundheitszustand erhalten.

Damit aber ein jeder aus dem Volke befähigt sei, das Gute von dem Gefahrbringenden und Nachtheiligen zu unterscheiden, dem Erkranken möglichst sicher zu entgehen, den eigenen Organismus rein und normal zu erhalten und das Leben der Nachkommen auf die beste und sicherste Grundlage zu stellen, ist es nöthig, ist es unbedingt erforderlich, schon in der Schule mit dem Unterricht in der Hygieine zu beginnen.

Es darf jedoch diese Belehrung keine schulmeisterhafte, keine pedantische, sondern muß eine geniale und zugleich nach jeder Richtung hin praktische sein: die Gesundheitslehre für die Schule gehört in das Lesebuch. Alles, was für das ganze Leben dienen und dem Geiste des Kindes unverwischbar sich einprägen soll, muß in guter, in genialer, in liebenswürdiger, in schöner Form beigebracht werden und in erhabener Form. Dergleichen haftet so fest, daß es keines Examens bedarf, um dessen Zueigenmachung sicherzustellen.

Der Mensch ist eine Form und will in richtiger Form behandelt sein. Ich glaube, die so bedeutende Erfolglosigkeit pädagogischen Mühens auf Fehler der Form, welche die Pädagogen sich zu schulden kommen lassen, zurückführen zu sollen, und bin überzeugt, daß durch einen schulmeisterhaft ausgeführten Unterricht in der Hygieine deren Erfolg weit weniger gesichert zu werden vermöchte, als durch die oben bezeichnete Art desselben.

3.

Der Belehrung in der Schule soll jederzeit das ganze Leben in der Familie entsprechen. Was nützt aller hygieinische Unterricht, wenn innerhalb des Kreises der Familie täglich gegen die Hygieine gesündigt wird? Ohne ein auf gesunder Basis stehendes Familienleben demnach kein wahrer Erfolg der hygieinischen Lehre.

Der Vater und die Mutter, sie sollen ihren Kindern mit dem guten Beispiele eines in jeder Beziehung normalen Lebens voranleuchten und so das in der Schule Gelehrte in jedem Augenblick verwirklichen; sie sollen Zucht in Sitten halten und Ordnung im Essen und Trinken, mäßig sein und liebenswürdig, leibliche und seelische Reinheit unablässig pflegen, und das Haus ebenso zu einer festen Burg machen, wie zu einem Tempel.

Ist der Mensch dazu verurtheilt, in einer Höhle des Schmutzes zu wohnen, zu hungern, zu frieren, böses Beispiel zu sehen und im Ozean der Noth von einer Welle zur andern geworfen zu werden, so kann keine Rede sein von Familienleben, und der in der Schule ertheilte Unterricht in der Hygieine wird entweder garnicht verstanden oder gibt zur Erbitterung des Armen und Nothleidenden gegen die Bessergestellten Anlaß.

Je geordneter, besser, harmonischer das Familienleben und je mehr Verständniß der Eltern und Erzieher für die ganze Hygieine, desto größer natürlich der Erfolg der gesundheitlichen Belehrung in der Schule. Ergänzen Schule und Familie, Unterricht und Erziehung sich in allen Stücken überhaupt, so ergänzen sie in Bezug auf Aneignung und Ausübung der Gesundheitslehre sich insbesondere, und ein gutes Familienleben kommt mir vor wie der Fruchtboden, in welchem die durch die Schule gepflanzten Samen aufgehen und zu edlen Bäumen heranwachsen.

4.

Die kommenden Geschlechter erblühen unter der Sorge, Liebe und Obhut der Frauen. Aus dieser Thatsache fließt, daß es ganz besonders darauf ankomme, das weibliche Geschlecht für die Lehre und Praxis der Gesundheitspflege zu gewinnen. Es ist dies noch aus einem anderen Grunde äußerst nothwendig, sagen wir richtiger: unerläßlich. Den gebildeten Theil der Gesellschaft in das Auge gefaßt, kann man sagen, die Frauen seien die natürlichen und nächsten Pflegerinnen der Aesthetik. Nichts scheint mir vortrefflicher zu sein, als Hygieine und Aesthetik in ihrer praktischen Ausübung der Mutter zu überantworten; denn nur diese ist im Stande, das Schöne mit dem Gesunden, mit dem Wahren und Guten in Harmonie zu setzen und mittels der Hygieine die Aesthetik und mittels der Aesthetik die Hygieine zu fördern.

Wie alles in der Welt, kann auch die Gesundheitspflege zu etwas Mechanischem, Schablonenhaftem, Geistlosem, ja ganz Verrücktem ausarten, wenn die wahre Lebensphilosophie, der Mutterwitz, die Genialität, die Erziehung fehlt. Ohne diese großen Hülfs- und Besserungsmittel fördert die Sucht, den Leib

zu pflegen und nach der Uhr zu leben, den Egoismus, und dieser letztere macht das größte Gift alles gesundlichen und sittlichen Bestehens, alles normalen gesellschaftlichen Zusammenlebens aus.

Darum bleibt aller hygieinische Schulunterricht etwas wenig Fruchtbares ohne gute Erziehung und solche unmöglich ohne edle Frauen und Mütter. Doch, ein derartiges Geschlecht von Weibern erblüht keineswegs in den Pensionaten, sondern ausschließlich nur innerhalb eines harmonischen Familienlebens unter Einfluß von Schulen, die naturgemäß bilden, ohne jemals zu überbilden, verfeinern, anstatt zu überfeinern, empfindsam machen, ohne jene krankhafte Empfindlichkeit zu nähren, welche das Grab alles Ursprünglichen, aller Sittlichkeit und aller wahren Gesundheitspflege ist.

5.

Ein wohl erzogenes und hygieinisch belehrtes Volk ist die Voraussetzung jeder erfolgreichen Wirksamkeit der die Ausübung der Gesundheitspflege besorgenden Medizinalpersonen. Diese letzteren müssen, wenn sie überhaupt etwas Ordentliches leisten sollen, durchaus frei sein von Sorgen der Nahrung, müssen öffentliche Beamte und verpflichtet sein, jedem Menschen unentgeltlich mit Rath und Hülfe beizustehen. In solchem Falle liegt es nicht mehr in dem Lebensinteresse der Aerzte, daß Menschen krank seien, sondern daß diese letzteren möglichst gesund seien, und der Gesundheitsbeamte wirkt mit aller Kraft dahin, daß Krankheiten verhütet, Krankheitskeime zerstört, Wohlsein und Lebensfrische erhalten werden.

Die größte Mehrzahl der Leiden entspringt aus Fehlern in dem leiblichen und sittlichen Verhalten der Persönlichkeit. Diese ungeeignete Lebensführung erschwert den Erfolg jeder Maßnahme der Gesundheitsbehörde, ja vernichtet oft genug von vorne herein alles Gute. Diese ungeeignete Lebensführung des Publikums fördert unter den jetzigen Verhältnissen sehr wesentlich den Schlendrian der Rezeptmacherei und das medizinische Handwerkerthum.

Gibt auch das Amt der Gesundheit Anregung und Befehl zu Entfernung der allgemeinen Schädlichkeiten, welche Gesundheit und Leben der Staatsbürger bedrohen, und der ärztliche Hygieiniker oder der hygieinische Arzt Anleitung und Vorschrift zu passender Pflege der Gesundheit, so liegt es doch an dem Einzelnen, Verständniß für derartige Anordnungen zu besitzen und mit dem aus solchem entsprungenen Triebe, die letzteren getreu zu befolgen, erfüllt zu sein. In der Gesundheitspflege kann keiner von dem andern sich vertreten lassen, sondern es muß jeder selbst thätig sein und den Maßnahmen des Amtes der Hygieine entgegenkommend sich fügen; mit anderen Worten: es muß jeder vernünftig leben und mit allen Kräften dahin arbeiten, daß auch der Mitbruder im Stande sei, naturgemäß zu leben; denn ein Hungernder und Frierender, ein Unmäßiger und Lasterhafter gefährdet, bedroht hundert wohl Lebende, Mäßige, Tugendhafte in ihrer leiblichen, sittlichen und gesellschaftlichen Gesundheit.

6.

Epidemieen und Seuchen, welche den Aerzten und Gesundheitsbehörden so harte Nüsse aufzuknacken geben, nehmen ihren Ursprung aus freiwilligem oder nicht freiwilligem unpassenden Verhalten der Bevölkerung. Allerdings haben diese Krankheiten auch ihren Grund in mannichfachen Verhältnissen des Erdbodens und der Gewässer, der Winde und des Wetters; allein bei vollkommen gesundheitsgemäßem Verhalten der Menschen könnte keine Epidemie große Ausbreitung gewinnen. Mit Zunahme der Unwissenheit und Leidenschaftlichkeit, des Aberglaubens und der Geistesroheit, des Elends und der Kraftlosigkeit erhöht sich die Stärke und Ausbreitung der Epidemieen, die Erfolglosigkeit der gesundheitspolizeilichen Maßnahmen, die Sterblichkeit der Menschen.

Aus alle dem ergibt sich, daß es bei Verhütung und Austilgung der seuchenartigen Krankheiten hauptsächlich auf die Verfassung, Befähigung und Lebensführung des Einzelnen ankommt, auf deren Verständniß für die Maßnahmen der Gesundheitsbehörde und ebenso vernünftige wie energische Ausführung dieser Anordnungen.

Je mehr der Mensch dem Elend verfallen ist, dem Jammer und Siechthum, desto kleiner ist seine Thatkraft, sein Widerstandsvermögen, seine Einsicht, desto weniger ist er im Stande, zu Vernichtung der Krankheitsursachen die Hand zu bieten. Der Kampf gegen die Seuchen beginnt also naturgemäß mit der Austilgung des Elends und der Verbesserung der körperlichen Constitution der Bevölkerung, insbesondere der armen und nothleidenden Klassen.

Hierzu gehört sehr viel und sehr wenig; zunächst aber Menschenliebe und Einsicht. Diese beiden tilgen alle Barbarei aus Gesetz und Sitte, somit die größten Hemmnisse jeder normalen Entwicklung und die Momente, welche allen Seuchen und jeder Krankheit überhaupt in enormem Maße Vorschub leisten.

7.

Die Gesundheitsbehörde muß ihr Augenmerk auf alles richten, was mittelbar oder unmittelbar die leibliche und geistige Gesundheit zu beeinträchtigen vermögend ist. Und wie ungemein viel gehört nicht in diese Kategorie! Daher ist es nöthig, daß der Rath der Gesundheit aus zahlreichen Organen bestehe, die allen Zweigen menschlicher Thätigkeit angehören und durch das Band der allgemeinen und hygieinischen Bildung mit einander verbunden sind. Gesundheitspfleger von Fach, Aerzte, Lehrer, Staatsmänner, Sicherheits- und Wohlfahrtsbeamte, diese alle gehören in den Organismus der Gesundheitsbehörde.

Oben lernten wir eine unerläßliche Voraussetzung jeder erfolgreichen Wirksamkeit des Gesundheitsamtes kennen: ein gebildetes, von leiblichem und sittlichem Elend freies, normal lebendes Volk. Die andere, ebenso unerläßliche Voraussetzung ist, daß dem Amte der Gesundheit nicht nur die anordnende, sondern auch die vollziehende Gewalt eigen sei.

Ministerien der Gesundheit sind in gebildeten Ländern ganz ebenso nöthig, wie Ministerien der Landwirthschaft, der Marine und des Handels. Finden die lokalen Gesundheitsbehörden ihren Mittelpunkt in einem Ministerium, wie ihren Obmeister in einem „Minister mit Brieftasche“, so geht ihre Arbeit energisch und mit größerer Wahrscheinlichkeit guten Erfolges von statten.

8.

Je nach der Stellung, welche der Mensch den äußeren Einflüssen gegenüber behauptet, je nach seinen ganzen persönlichen Verhältnissen, wie Alter, Geschlecht, Leibesverfassung, Temperament, Komplexion, Lebensart und Beschäftigungsweise, gesellschaftlicher Stellung, Religion, Besitz und ererbten Verhältnissen, — ist seine Art zu erkranken und damit auch die Art der Gesundheitspflege verschieden. Ein und dasselbe hygieinische Verhalten, welches den Mann auf der Höhe des Lebens blühend macht, bringt den Greis unter die Erde; eine Nahrungsweise, welche dem Tagelöhner wohl thut, macht den Gelehrten krank, 2c.

Hier erwächst der Gesundheitspflege die Aufgabe, jeder Persönlichkeit, jeder Gruppe in der menschlichen Gesellschaft das Richtige und Ersprießliche zu rathen, damit alle normal erhalten werden und keiner verloren gehe; damit alle ihre natürliche Bestimmung erreichen, jeder seine Aufgabe erfülle, und kräftige Generationen erzeugt werden, welche in dem Kampfe um das Bestehen ausdauern und erstarken.

Diesen Kampf immer mehr zu mäßigen, ist die Humanität bemüht; aber, auch ungeachtet der besten Erfolge der letzteren, wird das Ringen um die Existenz niemals aufhören: nur werden dereinst die Menschen nicht mehr einander, sondern die Gewalten der Natur bekämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Traußil.

(Fortsetzung.)

Bevor wir zur Schilderung des Nigerlandes schreiten, dessen Erforschung unstreitig die meisten Opfer gekostet hat, wollen wir uns den von Mohamedanern bewohnten Norden Afrika's, das mittelländische Küstenland, ansehen. Diese einst hochkultivirten Länder waren den Alten bis zu dem Atlasgebirge bekannt. Römische Schriftsteller melden, daß neunzehn Jahre vor Christi Geburt der Heerführer Cornelius Balbus von Gades aus tief in die Sahara drang und die Hauptstädte der Garamanten, Cidanus und Garama (heute Ghadames und Djerma) eroberte. An der Nordgrenze von Fesan, im Wadi Gherdi, endeckte Oudney ein römisches, von Barth wieder aufgefundenes Grabmal (27. Grad nördlicher Breite), das südlichste Denkmal römischer Weltherrschaft. Was der Fanatismus des Islams in den Atlaslän-

dern nicht zerstört hat, haben die Afrikaerforscher Schaw, Jackson, Greenville, Kennedy, Peyssonet, Dessfontaines, Renou, Duveyrier, Wagner, Zill und Freiherr von Malzan geschildert. Wie schon im ersten Artikel erwähnt, nahmen viele Forscher ihren Ausgang von Tripolis. Von England und Preußen ausgerüstet, traten auch Barth und Overweg unter Richardsons Leitung 1849 ihre berühmte Reise hier an und erreichten über Fesan, Rhat und das bis dahin unbekannte Gebirgsland Asben glücklich den Sudàn (Nigerland). Richardson, dann Overweg starben in der Nähe von Kuka, am Tschadsee (12. Grad nördlicher Breite), nur Barth kehrte nach $5\frac{1}{2}$ Jahren glücklich nach Tripolis und von da in die Heimath zurück. Er hat weite Länderstrecken Innerafrika's, neue Reiche und Völker der Welt erschlossen.

Die Strapazen, welche Rohlfs und Dr. Strecker in dieser Gegend (September 1879) durchmachten, übersteigen die kühnsten Phantasieen eines Romanschriftstellers. Die Entfernung von Batifal nach Taiserbo beträgt 220 englische Meilen. Batifal ist der südlichste Brunnen Cyrenaikas und Taiserbo die nördlichste Oase Kufrahs. Auf dieser ganzen Strecke ist nirgends Wasser. Rohlfs und Dr. Strecker brauchten, um sie zu durchmessen, nur 108 Stunden, also kontinuirlich vier Tage und vier Nächte und 12 Stunden. An Schlafen konnte dabei garnicht gedacht werden, und wenn Rohlfs auch ein Pferd zur Verfügung hatte, so konnte dasselbe doch nicht gewechselt werden. Menschen und Thiere waren Tag und Nacht in Bewegung und mußten es, weil sonst die Karawane an Wassermangel zu Grunde gegangen wäre. Hier heißt es ankommen oder verschmachten. Ihr in Schläuchen mitgenommenes Wasser hatte schon am zweiten Tage einen fauligen Geruch und bei der fortwährenden Verfolgung durch die Berber war ans Abkochen auch nicht zu denken. In welchem Zustande die Reisenden in Tripolis ankamen, kann man sich denken, aber sie kamen an.

Weniger glücklich sollte Vogel aus Leipzig sein, der Barths Forschungen weiter fortsetzte. Er wurde zu Wara in Wadai am 8. Februar 1856 ermordet. Selbst sein Märtyrertod sollte der Wissenschaft nützen. Die Aufgabe, seinen lange bezweifelten Tod festzustellen, veranlaßte außer der Heuglin'schen Expedition auch die Unternehmungen Beurmanns und Gerhard Rohlfs. Moritz von Beurmann landete 1862 in Bengasi; aber weder von Audschila noch von Mursuk und Wan aus gelang es ihm, die direkte Route nach Wadai sich zu öffnen, um Vogels Tod festzustellen. Er ging dann noch über Bilma nach Kuka, besuchte Jakoba und wurde bei seinem Eintritt in das Reich Wadai in Mao nordöstlich vom Tschadsee im Februar 1863 erschlagen. An Kühnheit und Ausdauer ihm gleich, doch an Erfahrung überlegen, ist Gerhard Rohlfs, dessen Ausplünderung wir im ersten Artikel schilderten. Als französischer Soldat in Algerien mit arabischer Sprache und den Sitten des Islam bekannt geworden, durchstreifte er von Tanger aus ganz Marokko, kam 1861 bis zu der südlichsten Oase Tafilet und versuchte zwei Jahre später erfolglos von Algerien nach Tschimbuktu vorzudringen. Dagegen drang er, der erste Europäer in arabischer Kleidung, über die Schneegebirge des Hohen Atlas über Tafilet bis Tuat. Ein im Nigergebiet ausgebrochener Krieg veranlaßte ihn, statt nach Tschimbuktu über Gadames nach Tripolis und von da nach Deutschland zu reisen. Einige Monate später war er schon wieder in Gadames und da ihm über Mursuk der Eintritt in das Land Wadai nicht gestattet wurde, wendete er sich westlich nach Kuka, überschritt den Niger und drang bei Lagos bis zur Küste des Atlantischen Oceans. Rohlfs hatte somit den afrikanischen Kontinent seiner Breite nach durchmessen, was außer ihm, in anderen Regionen Afrika's, unter den Neueren nur noch Livingstone, Speke und Stanley gelungen ist. Die Alterthumskunde verdankt ihm außerdem treffliche Detailkarten der Lybischen Wüste, der Kyrenaika und der Jupiter-Ammons-Oase. Mit Geschenken des Königs von Preußen an den Sultan Omar von Bornu betraut (1869), eine Mission, die sich 10 Jahre später nach Wadai wiederholte und für ihn so verhängnißvoll wurde, übergab er dieselben dem Forscher Nachtigal, der mit der schon erwähnten muthigen Holländerin Alexandrine Tinné nach Süden aufbrach. Der zur Schau getragene Reichthum der Dame weckte die Raublust der Tuarek, welcher sie unweit Mursuk im Juni 1869 erlag. Nachtigal entkam in das den Europäern bisher unbekannte Land und übergab, halb verschmachtet, in Kuka dem Sultan seine Geschenke. Zwei Jahre lang schlug er sich unter Entbehrungen aller Art mit dem schwarzen Gesindel um den Tschadsee herum. Dieser gefährlichen Irrfahrt verdanken wir die Kenntniß der um den Tschadsee gelegenen Landschaften Borku, Bodele und Bagirmi und des nordöstlichen Abflusses des Tschadsees, des Bahr el Ghasal.

Kehren wir nach der erläuternden Einleitung zu dem zweiten Distrikt, dem Nigergebiet, zurück. Das Flußgebiet des Niger, von dem man bis vor kurzem weder den Ursprung noch die Mündung kannte, ist ein wahrer Kirchhof für die Afrikareisenden. Die Afrikanische Gesellschaft in London hat die Erforschung Sudàns von allen Richtungen her in Angriff genommen. Im Auftrage der Gesellschaft drangen Lucas von Tripolis, Ledyard von Nubien und Houghton vom Gambia ins Innere des Landes, wobei alle Drei umkamen. Der Schotte Mungo Park war anfänglich glücklicher, ohne jedoch dem Schicksal seiner Vorgänger zu entrinnen. Unter namenlosen Beschwerden und Gefahren erreichte er vom Gambia aus 1795 den Niger in Bambarra und rettete sich, krank und wie ein Bettler abgerissen, zu den Mandingo zurück, von wo ihn ein Sklavenhändler 1797 zum Gambia geleitete. Noch einmal drang er von da, aufs neue ausgerüstet, durch unwegsames Gebirgsland zum Niger vor, aber von 43 Begleitern brachte er nur acht krank und entkräftet an den Strom. Auf einem Boote, welches er selbst gebaut, trat er die verhängnißvolle Stromfahrt am 19. August 1805 an. Nach vergeblichen Versuchen, sich mit den Anwohnern friedlich zu verständigen, begannen die Angriffe der Tuarek von Kabara unterhalb Tschimbuktu. Zuletzt allein im heldenmüthigen Widerstande, fuhr Mungo Park den Strom hinab, um nahe am Ziele bei Bussa ein ruhmvolles Ende zu finden. Die nächsten Opfer, welche die Erforschung des Niger erforderte, waren die drei deutschen Reisenden Hornemann, Seetzen und Röntgen. Das Schicksal scheint die Franzosen zu den zukünftigen Herren des nordwestlichen Afrika's bestimmt zu haben, weil es einestheils ihre Kolonien am Senegal und in Algerien gedeihlich unterstützt, anderntheils aber ihren Forschern die Wege zu wichtigen Entdeckungen ebnet. Den Kreuz- und Querzügen in Senegambien (1818) des Franzosen Mollien verdanken wir die Kenntniß der Quellen des Senegal, Gambia und Rio Grande. Während die Engländer Ritchie, Oudney, Clapperton, Denham und Laing auf der Reise nach Tschimbuktu dem mörderischen Klima erlagen, war es einem Franzosen, Namens René Caillié, beschieden, das heißersehnte Ziel als schutzloser Abenteurer im Bettlergewande zu erreichen. Die zünftigen Gelehrten Englands haben ihn zwar als Aufschneider und Lügner verschrieen, aber die Folgezeit hat seine Glaubwürdigkeit unwidersprechlich erwiesen.

Einem anderen Abenteurer, Namens Richard Lander, einem Diener des Naturforschers Clapperton, gelang es, ohne jegliche Ausrüstung das von Mungo Park vergeblich erstrebte Ziel zu erreichen. In Begleitung seines Bruders John drang derselbe von Badlagri an der Sklavenküste aus zum Niger nach Bussa vor und verfolgte glücklich den Strom bis zu seiner Mündung. Durch Lösung dieses Problems, mit dem sich schon die Araber und Portugiesen beschäftigt haben, wurden die Uferländer des Niger mit einem Schlage aufgeschlossen, weil dadurch die Einfahrt der Schiffe vom Meerbusen von Guinea in den Niger ermöglicht wurde. Der unerschrockene Richard Lander war auch der erste, der im Jahre 1832 im Dampfboot mit dem Kapitän Laird den Niger stromaufwärts fuhr. Oldfield und Allens setzten zu Wasser und zu Lande die Erforschung des Nigerstromgebietes fort und letzterer wollte sogar, um die Schrecken des Sklavenhandels zu mildern, am unteren Niger eine Ansiedelung freier Neger gründen, aber Sumpffieber, denen Weiße wie Neger erlagen, wurden Ursache, daß das menschenfreundliche Unternehmen mißlang. Der Würgengel des afrikanischen Sumpfes machte auch dem vielbewegten Leben des Richard Lander ein Ende. Auf der Insel Fernando Po hat man ihn neben den deutschen Naturforscher Vogel gebettet. Der Rest der Expedition drang im Jahre 1854 unter Baikie's Leitung auf einem Nebenfluß des Niger, Benue genannt, in das Land Tschadda und erreichte hier die Stadt Jola, den südlichen Endpunkt der Barth'schen Reise in Adamaua. Hier sind sie verschollen. Da nun bereits ein Vierteljahrhundert ohne jegliche Nachricht von ihnen verstrichen ist, darf man sie wohl kaum mehr unter den Lebenden suchen. Am obern Niger und in den westlich und nördlich davon liegenden Ländern waren die Franzosen, wie schon oben bemerkt, glücklicher in all ihren Unternehmungen. Rohlf's Untersuchungen in Marokko und Caillié's Aufschlüsse im Berberlande Assauat vervollständigten der Franzose Leopold Panet (1852) und der Marokkaner Sibu Moghaad (1861). Die im Jahre 1697 von Ambrosius Brun am Senegal gegründeten Kolonien suchte Frankreich nicht zu vergrößern, wohl aber zu konsolidiren. Von Senegambien aus, wo sich von Jahr zu Jahr Frankreichs Handelsverbindungen erweiterten, haben der Marinelieutenant Lambert (1860) das Land Futah Dschallon und die Schiffsärzte Mage und Quintin (1863—1866) das Nigergebiet von Sansanding bis Segu erforscht, ohne indessen Tschimbuktu erreichen zu können. Der Niger, dessen meilenbreites Delta (die Schlammbarre an der Mündung) durch kartographische Aufnahmen französischer Marineoffiziere vollständig bekannt geworden ist, erschließt sich dem Handel mehr und mehr, wogegen der klimatischen Verhältnisse wegen an eine Festsetzung der europäischen Kultur in diesen Sumpfgegenden vorderhand nicht zu denken ist. Günstiger gestaltet sich die Sache am oberen Niger, wie uns Winwood Reade berichtet, der 1869 bis Farabana, ein Dorf knapp vor den Nigerquellen, drang. Somit waren die Nigerquellen noch nicht entdeckt. Während wir dieses schreiben, kommt eine hochbedeutsame Nachricht. Wie eine am 12. November in Marseille eingetroffene Depesche aus Sierra Leone anzeigt, haben die Herren Zweifel und Moustier, Repräsentanten des Marseiller Handlungshauses Vermink, im Laufe des September die Quellen des Niger erreicht, jenes Hauptstromes des westlichen Sudàn, dessen Wiege bisher in den nördlichen Abhängen des Conggebirges verborgen geblieben und von vielen Reisenden, so namentlich von dem Franzosen Caillié und den Engländern Laing und Winwood Reade vergebens gesucht worden war. Auf Veranlassung ihres Prinzipals Vermink zogen die Herren Zweifel und Moustier von Sierra Leone (eine französische Faktorei am Atlantischen Ozean unter dem 9. Grad nördlicher Breite) den Nokellafluß entlang zum Fuße des Conggebirges, erwirkten von der kriegerischen Bevölkerung dieser Gegend, welche bisher stets die Weißen von ihren Bergen zurückgewiesen hatten, die Erlaubniß, die Gebirgskette zu überschreiten und besuchten ohne weitere Anfechtung die drei Quellen, aus welchen die Bäche entspringen, die sich später zu dem Niger vereinigen. Der erste Brief, der von Zweifel

und Moustier eintraf, war vom 27. Juli 1879 aus Bumba, der Hauptstadt von Limbah, datirt. Bemerkenswerth ist, daß, während vor zehn Jahren Winwood Reade die Länder Lekka und Limbah noch von dichtem Urwalde bedeckt fand, jetzt dieselben nur wenig Wald und nur hier und da noch einige stattliche Bäume zeigen, im ganzen aber in Steppen verwandelt sind, weil die Eingebornen die Bäume niederhauen, um Palmöl zu gewinnen. (Also auch hier schon Waldverwüstung mit ihren spätere Generationen bedrohenden Folgen). Dagegen fanden die französischen Reisenden auf ihrem Pfade tausende von jungen Palmen, die noch keine Aeste tragen; es bestand dort ein Gesetz, daß jeder, der einen jungen Palmbaum abschneidet, zum Sklaven gemacht wird. Am 16. August trafen die Reisenden in Falabah, der Hauptstadt des Königs Sikoa, ein und wurden gastlich aufgenommen. Am Tage darauf hörten Zweifel und Moustier, daß das große Wasser Djoliba (Niger) zwischen dem Lomah und einem andern Berge durchbreche und daß seine drei Quellen zwei Tagemärsche von letzterem Berge lägen, sich in einem Teiche vereinigten und dem Djoliba zuströmten. Die Reisenden wurden vom König Sikoa mit einem Führer versehen und zu den Korankos des Lomah begleitet. Ihr letztes Schreiben ist vom 3. Oktober und meldet nur kurz die harten Strapazen, die sie durchzumachen hatten. Wir führen folgende Stelle wörtlich aus dem Berichte an, den der Geograph Reclus in der „Republique française“ veröffentlicht: „Auf dem Südabhange des Berges Lomah und der denselben begleitenden Höhen konnten sie indeß die Lage der Quellen des Karamanka und des Roquelle, die sich ins Atlantische Meer ergießen und von denen letzterer an seiner Mündung Freetown auf Sierra Leone netzt, sehen. Sodann die Kette überschreitend, folgten sie dem nördlichen Abhange von West nach Ost, kamen aber in mehrere Zuflüsse des oberen Niger und wären in einem derselben, dem Faliko, fast ertrunken. Endlich, zu Anfang Oktober, gelangten sie an ihr Ziel.“ Es folgt nun die Angabe von der Lage der Quellen bei dem Dorfe Kulako. Die Reisenden hatten von Platzregen und den üblichen Raubanfällen und Erpressungen der Eingebornen schwer zu leiden, und sie wurden durch einen Kriegszug der Somgaras gezwungen, den Plan weiteren Vordringens aufzugeben und erreichten nur deshalb Sierra Leone ungefährdet, weil sie ohne Gepäck reisten. Wieder ein Beweis, daß das schlichte Auftreten in Afrika die Erforschung mehr wie alles andere fördert. Der geniale Erbauer des Suezkanals, jener Wasserader, die die Landenge zwischen Asien und Afrika durchschneidet und tausende von Seemeilen zwischen Europa und Ostindien erspart, der alte unermüdliche Lesseps, hat Vermessungen in der Wüste Sahara vorgenommen und dadurch in Erfahrung gebracht, daß das Gebiet zwischen der Oase Tafilet und der Stadt Ghadames unter dem Meeresspiegel liegt. Um nun diese Sandwüsten der Berberei, welche die französisch-afrikanische Provinz Algerien von den französischen Kolonien am Senegal trennen, urbar zu machen, will man einen Kanal durch die Schluchten des kleinen Atlas graben und die unter dem Niveau des Meeres liegenden Landestheile unter Wasser setzen. Das verdampfende Wasser, glaubt man, würde als feuchter Niederschlag den Pflanzenwuchs der Wüste befördern. Man strebt aber noch auf andere Weise die Vereinigung der Senegal- und Algier-Kolonien, und zwar durch eine Eisenbahn, an. Der französische Minister der öffentlichen Bauten, Freycinet, hat der Deputirtenkammer in Paris ein Gesetz um Votirung von 6 000000 Francs zum Behufe von Vorarbeiten für eine Eisenbahn von Blidah-Medeah in Algier durch die Sahara nach St. Louis am Atlantischen Meer vorgelegt. Die der Türkei nur locker angegliederten Barbareskenstaaten Marokko, Tunis, Tripolis und Aegypten werden nach dem Zusammenbruch des osmanischen Thrones in Konstantinopel herrenloses Gut, das demjenigen zufällt, der sich darum bemüht. Nach dem brutalen Gesetz der logischen Nothwendigkeit muß England, das sich bereits Gibraltars, Maltas und Cyperns bemächtigt hat, die Hand nach Aegypten ausstrecken. Da nun Spaniens und Italiens Wünsche nach dem Rest nicht berücksichtigt werden und Deutschland in Afrika keinen Besitz anstrebt, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich der lachende Erbe des kranken Mannes von Stambul. An die Bildung von unabhängigen Staaten ohne europäische Vormundschaft ist bei den verrotteten Zuständen Nordafrika's nicht zu denken. Somit haben unsere Nachkommen die Entstehung eines afrikanischen Indien, aber auch den Sieg der Bildung über die rohe Gewalt zu gewärtigen.

(Fortsetzung folgt.)

„Tief unter der Erd'.“

Die im Königreich Sachsen in einem fruchtbaren, von sanften Hügeln umschlossenen Thale, dem sogenannten Schwanfelde, an der Mulde gelegene Stadt **Zwickau** erreichte zufolge ihrer vortheilhaften Lage an der großen, Süd- und Norddeutschland verbindenden Handelsstraße von Nürnberg nach Leipzig bereits im frühen Mittelalter als Handels- und Gewerbstadt eine hohe Blüthe. Noch früher, unter den nächsten Nachfolgern Kaiser Heinrichs des Städteerbauers, besaß sie sogar eine Zeitlang den Rang und die Vorrechte einer freien Reichsstadt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert aber verminderte sich ihr Wohlstand und ihre Bedeutung und sie sank zu einer Kleinstadt von 6000 Einwohnern herab, bis vor einem halben Jahrhundert etwa der Kohlenbau in den umliegenden Bezirken einen ungeahnten Aufschwung nahm, durch die Wohlfeilheit dieses Feuerungsmaterials industrielle Unternehmungen herbeigelockt wurden und die Einwohnerzahl eine so rapide Steigerung erfuhr, daß die Stadt gegenwärtig ca. 26 000 Bewohner zählt.

Die vielen Dampfkessel des zwickauer Bassins machen den Fremden schon von weitem auf die rege und ausgebreitete Thätigkeit aufmerksam, die hier unter der Erde herrscht. Der zwickauer Steinkohlenbau ist wahrscheinlich einer der ältesten in ganz Deutschland; es bedurfte jedoch Jahrhunderte, bevor er sich in so großartiger Weise entwickelte, wie er jetzt betrieben wird. Vornehmlich wurde er früher durch die im Jahre 1520 erlassenen, dann mehrfach erneuerten, abgeänderten und ergänzten Kohlenordnungen gehemmt, welche die ungemein lästige Reiheladung zur Vorschrift machten. Zufolge dieser Vorschrift nämlich durfte eine Grube eine von ihr geförderte bestimmte Menge Kohlen nicht eher verkaufen, als bis die Reihe an sie kam und der Vorrath der vorhergehenden Gruben abgesetzt war. Die Aufhebung dieser Beschränkung im Jahre 1823 hatte eine außerordentliche Beschleunigung des Steinkohlenbaubetriebs und eine bedeutend vermehrte Förderung des Heizmaterials zur Folge. Im Jahre 1826 nahm die Anwendung der Dampfmaschinen ihren Anfang, 1837 dehnte sich der Kohlenbau bis in das Weichbild der Stadt selbst aus, und es bildete sich eine Anzahl Aktiengesellschaften, darunter als die bedeutendsten der im genannten Jahre ins Leben getretene „Zwickauer Steinkohlenbauverein“ und die Bürgergewerkschaft, welche die Kohlen erbohrten, und während im Jahre 1820 im zwickauer Steinkohlenreviere nur erst 65 000 Scheffel gewonnen worden waren, belief sich 1863 die Zahl der zutage geförderten Scheffel auf 14 millionen. Und dabei ist wohl zu beachten, daß der zwickauer Kohlenbezirk, welcher die Feldmarken von Zwickau und den Dörfern Planitz, Bockwa, Oberhohndorf, Reinsdorf, Schedewitz, Neudörfel und Marienthal umfaßt, nur etwa der 200ste Theil des gesammten deutschen Steinkohlengebiets ist; ja, er ist nicht einmal so groß, wie der würschnitzer, denn er hat nur etwa 2300 Acker oder gegen 1/4 Quadratmeile, übertrifft diesen aber bei weitem an Bedeutung, weil einestheils das zwickauer Terrain viel vollständiger aufgeschlossen und deshalb hier nur wirklich ergiebiges, bauwürdiges Kohlenfeld bezirkt ist und weil andrerseits seine Flötze viel mächtiger, d. h. reicher an Kohlen sind, als die des würschnitzer Bassins. Die größte Mächtigkeit besitzt der brückenberger Schacht, dessen sieben Flötze über 50 Fuß mächtig sind und dadurch die größten Kohlenschätze besitzen, die man überhaupt bis jetzt auf einem einzelnen Werk in Sachsen vorgefunden hat. Die Zahl der um Zwickau gelegenen Schachte beläuft sich auf 128; ihre Tiefe nimmt zu, je mehr sie sich der Tiefe des Bassins nähern, sodaß bei Planitz und Bockwa die Kohlenflötze der Oberfläche am nächsten liegen, während sie am brückenberger Werk in eine Tiefe von 2000—2500 Fuß hinabgehen. Die Leistungsfähigkeit der einzelnen Schächte hängt natürlich davon ab, ob man sich beim Betrieb der Menschenhände oder der Dampfmaschinen bedient. So fördert zum Beispiel ein nicht zu tiefer, sogenannter Haspelschacht täglich nur mit Mühe 180 Centner, während die größeren Maschinenschächte aus 1000 Fuß Tiefe täglich deren 4000 und mehr heraufschaffen. Die Handförderung weicht denn in der That auch immer mehr dem Betriebe durch Maschinen. Im Jahre 1866 schon arbeiteten im zwickauer Kohlenbezirke 97 Dampfmaschinen von zusammen 3320 Pferdekräften, gegen 5400 Arbeiter und 270 Beamte. Die stärksten Maschinen werden indeß nicht zur Kohlenförderung, sondern vielmehr zur Bewältigung der Grubenwasser gebraucht, zu welchem Zwecke an zweidrittel der ganzen Maschinenkraft erfordert werden. In den bockwa-oberhohndorfer Gruben mußte infolge der im Jahre 1858 stattgefundenen Ueberschwemmung eine Dampfmaschine von 225 Pferdekräften nahezu ein Jahr arbeiten, damit das eingedrungene Wasser beseitigt wurde, obgleich dieselbe in jeder Minute 160 Kubikfuß Wasser aus einer Tiefe von 500 Fuß hob; im brückenberger Werke ist eine Maschine von 2-0 Pferdekräften thätig, um den Zudrang des Wassers zu verhindern. Der Kohlenbau verzehrt demnach selbst wieder einen nicht unbeträchtlichen Theil der gewonnenen Kohlen.

Erwähnung verdienen schließlich die in der Zwickauer Gegend vorhandenen unterirdischen Steinkohlenbrände. Der eine derselben, welcher im Bockwaer Kommunwalde begonnen hat und nachdem er viele Millionen Centner Kohlen verzehrt hatte, im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts, weil das Ende des von ihm ergriffenen Flötzes unter Wasser ging, wieder erlosch, soll nach M. Petri Albini meißnischer Berg-Chronik schon im Jahre 1505 dadurch entstanden sein, daß ein Bürger aus Zwickau in dem genannten Walde Füchse aus ihrem Baue habe ausbrennen wollen, wodurch der Wald in Brand gerathen sei und dieser das Kohlenflötz ergriffen habe. Der andere, noch gegenwärtig andauernde Erdbrand bei Planitz wurde wahrscheinlich im dreißigjährigen Kriege durch den Muthwillen kaiserlicher Soldaten veranlaßt. Alle, zum Theil sehr kostspieligen Versuche, das Feuer zu löschen, sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben; jetzt bemüht man sich, einer weiteren Ausbreitung des Brandes dadurch vorzubeugen, daß man so viel wie möglich reine Luft hinzutreten läßt und, um dem Brande die Nahrung zu entziehen, das Flötz hinter demselben abbaut. Durch alte Baue, Klüfte und Risse steigt nicht selten der Dampf aus der Erde, die sich an solchen Stellen heiß erhält und auch im härtesten Winter keinen Schnee darauf liegen läßt. Das Gras grünt daher, während es im Sommer nur sehr schlecht und spärlich aufzukeimen vermag, daselbst im Winter sehr üppig, und die Vögel geben die Winterreise auf, weil sie hier stets Nahrung finden. Der praktische Mensch hat auch diesen Umstand benutzt, indem auf dem Rittergute Planitz die Wärme des Bodens zur

Heizung von Treibhäusern dient, in denen seltene, besonders tropische Pflanzen gezogen werden und südliche Früchte in vorzüglicher Güte zur Reife gelangen. Die größten Brände fanden in den Jahren 1663 bis 1675, 1709, 1751, 1758, 1766, 1767, 1800 bis 1812 und 1824 statt.

Seit 1861 besitzt Zwickau eine Bergschule, welche zur Bildung guter Steiger dient, und für die Kranken und Invaliden besteht bei jedem Kohlenbauvereine eine Knappschaftskasse. Leider sind diese Knappschaftskassen zum theil jetzt nicht mehr im Stande, ihre statutengemäßen Verpflichtungen zu erfüllen, weil einestheils die Zahl der Invaliden in den letzten Jahren eine rapide Zunahme erfahren hat und anderntheils im Anfang der siebenziger Jahre die Pensionsbeträge gesteigert wurden, ohne daß diese Steigerung durch eine Erhöhung dre Beiträge der Arbeiter und der Werke wieder ausgeglichen worden wäre. Man ist schließlich genöthigt gewesen, zur großen Beunruhigung der Betheiligten und zum Verdruß der betreffenden Gemeinden, denen die nunmehr nur noch ungenügend unterstützten Invaliden schließlich zur Last fallen, bei der größten dieser Knappschaftskassen, der Bockwa-Oberhohndorfer, eine Herabsetzung der von ihr zu zahlenden Pensionsbeiträge auf die Hälfte eintreten zu lassen. Diese Thatsachen haben vor kurzem erst, am 27. November d. J., in der Zweiten Kammer des sächsischen Landtags eine Interpellation und darauf folgende längere Debatte hervorgerufen. Wenige Tage später trat die schreckliche Katastrophe ein, welche, wie die am 2. August 1869 in den Gruben Gottes Segen und Hoffnung bei Potschappel im Plauen'schen Grunde stattgefundene, der 274 Menschenleben zum Opfer fielen, alle Gemüther aufs tiefste erschüttert, und deren traurige Kunde inzwischen der Telegraph verbreitet hat: am 1. Dcbr. abends 10¼ Uhr wurde die Belegschaft des zweiten Brückenbergschachtes, welche um 6 Uhr abends angefahren war, von einer gewaltigen Explosion schlagender Wetter getroffen und zu ihrem größten Theil getödtet. — Schlagende Wetter, um dem Unkundigen gleich diese Bezeichnung zu erklären, sind Explosionen des sogenannten Grubengases, bestehend aus Kohlenstoff und Wasserstoff vermengt mit atmosphärischer Luft; nicht aber immer explodirt das Gas. Uebersteigt die Beimengung des Grubengases nämlich den achten Theil des Luftquantums, so erlischt die Flamme, beträgt aber die Beimengung ein Drittel und weniger, so findet eine Explosion statt, sobald das Gas mit einer Flamme in Berührung kommt. Am heftigsten sind die Wetter, wenn die Beimengung ziemlich genau ein Drittel beträgt. Sie hinterlassen eine stark mit Kohlensäure geschwängerte Luft, wovon gewöhnlich ein einziger Athemzug genügt, um den Tod herbeizuführen. Wer den Tod nicht sofort durch die Explosion selbst findet, erstickt in den nächsten Sekunden durch den Nachschwaden. Nur die an entfernteren mit den Schächten in Verbindung stehenden Oertern arbeitenden Bergleute können mit dem Leben davon kommen. Das beste Mittel gegen schlagende Wetter besteht in einer guten Wetterführung (Ventilation), die aber nicht immer, und zwar besonders bei bedeutenden Tiefen nicht leicht zu bewerkstelligen sein wird. (Schluß folgt.)

Weihnachten auf dem Hohen Twiel. (Bild Seite 148 und 149.) Das Jahr ist lang und zählt der Tage viel, in denen man sich freundliches erweisen kann, aber der Deutschen Sinnesart will auch dafür einen Tag vorgeschrieben haben, darum ist bei ihnen vor anderem Volk die Sitte der Bescheerung eingeführt. Das gute Herz hat sein besonderes Landrecht. Mit diesen Worten leitet Scheffel die anmuthige Schilderung der Weihnachtsfeier auf dem Hohen Twiel in seinem geschichtlichen Roman „Ekkehard" ein, dessen kurzgefaßten Inhalt wir den Lesern der „Neuen Welt" in Nr. 42 des Jahrganges 1879 mitgetheilt haben. Dieses köstliche Zeitbild jener barbarischen Epoche gibt uns eine verständlichere Anschauung der spärlichen Kulturkeime als manches dicke Handbuch gelehrter Forschungsresultate, weil es dem Dichter gelang, unsere Vorfahren im 10. Jahrhundert uns nicht nur menschlich, sondern gemüthlich nahe zu bringen. Ein eigenthümlich trauliches Gefühl überschleicht uns besonders, wenn wir in ihren Gebräuchen das gleiche Wesen wie in unsern eigenen entdecken. Wir empfinden, daß wir Enkel jener Geschlechter, wenn wir die Bewohner des Hohen Twiel, wie sie unser Bild darstellt, am Weihnachtsfeste in gleicher Weise von den Gefühlen der Liebe und Zusammengehörigkeit mit erfüllt sehen, wie sie uns Moderne an diesem Fest ergreifen. Zur Erklärung unseres Bildes wollen wir die betreffende Abtheilung aus Scheffels „Ekkehard" herausgreifen; „Da schreibt Ekkehard nach St. Gallen an Bruder Folkart und dieser sendet ihm Pergament, Farben und Pinsel und köstliche Tinte. Und als Festgeschenk für die Herzogin schreibt er nach vielen Versuchen, die von der Erschaffung der Welt ihren Ausgang nehmen, ein schlichtgefälliges Gedicht nieder, worinnen er erzählt, daß Virgilius ihm in seiner Thurmeinsamkeit erschienen sei, erfreut darüber, daß in deutschen Landen seine Gesänge fortlebten, der hohen Frau dankend, die seiner pflege. Und dazu malt er in der strengen Weise Folkarts ein Bild: die Herzogin mit Krone und Szepter, auf hohem Throne sitzend, Virgilius mit Ekkehard, ihr huldigend gegenüber. Sich selbst malt er kleiner als den großen Dichter der Römer, die Herzogin zwei Finger breit höher als diesen. Damit er den richtigen Faltenwurf in der Herzogin Gewand treffe, steht ihm die schelmische Griechin Praxedis Modell. Das alles geschieht, wie es sich bei Weihnachtsbescheerungen gebührt, im Geheimen. Mittlerweile schaltet Frau Hadwig, die Schwabenherzogin, in der Küche unter den dienenden Mägden, Mehl und Honig austheilend und die Backung der Lebkuchen anordnend. Im Frauensaal aber ist die Grammatika und Virgils Aeneide für einige Zeit beiseite gelegt, da wird genäht und gestickt, Knäuel von Goldfäden und schwarzer Seide liegen umher, und der nichts ahnende Ekkehard, als er einstmals unvermerkt eintritt, wird von Praxedis schleunigst wieder hinausbefördert. Eine prächtige goldgestickte Stola arbeitet man hier für den, den die Herzogin am liebsten in glänzender Waffenrüstung sähe. Endlich kommt der Höhepunkt der Bescheerungssonne, auf welche alle die geheimnißvollen Vorbereitungen hinzielten. Im Vordergrunde unseres Bildes kniet die schelmische Griechin Praxedis und packt den geheimnißvollen Korb aus, der aus St. Gallen gesandt ward. Drinnen fand sie den prächtigen Auerhahn, und das Brieflein, das bei dem stattlichen Federwild lag, wird zum Ergötzen aller, bis auf die erröthende Griechin, von Ekkehard beim Scheine des Christbaums vorgelesen: „Dem ehrwürdigen Bruder Ekkehard auf dem Hohen Twiel durch Burghard, den Klosterschüler, Romeias der Wächter am Thor.

Wenn es zwei wären, so wäre Einer für Euch. Da es aber auf zwei nicht geglückt hat, so ist der Eine nicht für Euch und Eurer kommt nach. Gesendet wird er an Euch, wegen Unwissenheit des Namens. Sie war aber mit der Frau Herzogin im Kloster und trug ein Gewand von der Farbe eines Grünspechts, den Zopf um die Stirn geflochten. Derselben den Vogel. Wegen fortwährender Gedenkung dessen, der ihn geschossen, an stattgefundene Begleitung zu den Klausnerinnen. Er muß aber stark eingebeizt und mürb gebraten werden, weil sonst zähe; bei Zuzug von Gästen soll sie das weiße Fleisch am Rückgrat selber verzehren, da dies das beste, und das braune von harzigem Geschmack.

Dazu Glück und Segen, Euch, ehrwürdiger Bruder auch. Wenn auf Euerer Burg ein Wächter, Thurmwart oder Forstwart zu wenig, so empfehlet der Herzogin den Romeias, dem wegen Verspottung durch den Schaffner und Verklagung durch den Drachen Wiborad Veränderung des Dienstes wünschenswerth. Uebung im Thordienst, Einlaß und Hinauswerfung fremden Besuchs betreffend, kann bezeugt werden. Ebenso was Jagd angeht. Und er schaut jetzt schon nach dem Hohen Twiel, als zöge ihn ein Seil dorthin. — Langes Leben Euch und der Frau Herzogin. Lebet wohl."

Während der Durchlesung dieses urwüchsigen Schriftstückes, stand Frau Hadwig, eine wundersame Mischung von Anmuth und Strenge, am Bescheerungstisch und hielt sinnend ihr Weihnachtsgeschenk, Ekkehards Gedicht, an den stürmisch pochenden Busen gedrückt. Die arme Herzogin! Während ihre Reisigen sich mit Weib und Kind an den Geschenken ergötzen, muß sie der Minne entsagen, weil der Erkorene ihres Herzens ein Priester ist. Während die Insassen der Burg mit dem aus Wälschland überkommenen Christenthum und seinen Gebräuchen prunkten, streute der hörige Hufner Getreide vor seine verschneite Schwelle, um den heidnischen Wintergott Uller zu versöhnen, der mit Frau Holle im Wirbeltanz der Schneeflocken einherfuhr. Der Gebrauch beim Brande des Julklotzes Getreide für die hungrigen Vögel vor die Schwelle zu streuen, findet sich in Pommern und Mecklenburg noch heute vor. Das ist ein Weihnachtsbild jener so oft gepriesenen guten, frommen alten Zeit, wo Priesterherrschaft und Feudalismus blühten, aus welchem man die Federkraft des Menschengeistes ersieht, das Alte in ewig wechselnde neue Formen und Gewänder umzukleiden. Nur die Licht- und Schattenseiten des menschlichen Gemüthslebens bleiben im Strome der Zeit unverändert. Dr. M. T.

Der Ursprung der militärischen Uniformen geht nicht über das siebzehnte Jahrhundert zurück, denn vor Ludwig XIV. (1643 bis 1715) kannte man weder den Gebrauch noch den Nutzen davon. Die verschiedenen Heerhaufen folgten nur ihrer Fahne; die Soldaten erkannten sich theils an der Form ihrer Rüstung, theils an den Farben und Zeichen, die sie trugen. — Der Ursprung der Wappen schreibt sich von den Kreuzzügen her; man nahm sie anfangs aus Noth an, um sich zu erkennen. Die Ritter ließen die ihrigen auf ihre Schilde malen. Dieser Kriegsgebrauch ging hernach noch ins bürgerliche Leben des Friedens über. Von der Regierung Ludwig des Frommen (814—840) bis zu Karl VII. (1422—1461) trugen die Kavaliere und Damen auf ihren Kleidern die Wappen, entweder gemalt oder gestickt.

Dr. B.-R.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 14. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Schweder schien einen Moment unschlüssig zu sein, was er thun sollte. Sie hatte recht, es war in der That unedel, nicht nobel, sie zu zwingen, — die Wehrlosigkeit eines Weibes ihm gegenüber schonungslos auszubeuten. Aber sein Plan verlangte, daß sie Alster heute im Stiche ließ, und wenn er sich, blitzschnell, wie es seine Art war, einen Plan entworfen, so war er gewohnt, ihn mit rücksichtsloser Energie von A bis Z durchzuführen. Sie mußte also —; aber —, das war jedenfalls zu versuchen: die wahnsinnige Leidenschaft, welche in ihr dereinst für Schweder gelodert, diese Leidenschaft war die Ursache gewesen, daß sie ihm in weltvergessender Hingebung ein Geheimniß anvertraut, einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit enthüllt, den er nur zu berühren brauchte, um sie fühlen zu lassen, daß er ihr Herr war, solange es ihm beliebte; diese Leidenschaft aber war auch nicht so leicht zu vernichten gewesen, auch nicht durch die beleidigende Kälte, in die sich seine Neigung zu ihr nur allzuschnell verwandelt hatte, jene eisgepanzerte Freundlichkeit, hinter die sich ein Männerherz verkriecht, wenn es sich nach errungenem Siege aus der in glühender Begehrlichkeit erstürmten Position zurückzieht in die Winterquartiere der Gleichgiltigkeit. Sie liebte ihn sicherlich auch heute noch, wenn sie auch, oder grade weil sie wähnte, sie hasse ihn. Bebte ihre Stimme doch, als sie sich der vergangenen Liebe erinnerte; konnte sie doch nicht zwei Worte ohne Erregung, ohne leidenschaftliche, nur mühsam zurückgehaltene Gefühlsaufwallung mit ihm sprechen.

Wenige Sekunden hatten für Schweder genügt, diese Gedankenreihe an seinem beweglichen Geiste vorüberziehen zu lassen. Jetzt richtete er sich hoch auf und seine gewölbte Brust hob sich, wie in einem tiefen Seufzer. Seine Stimme hatte all' ihre harte Entschiedenheit verloren, sie klang merkwürdig mild und warm, als er leise anhob:

„Nein, Christine, ich werde dich nicht zwingen, — geh, wenn du willst, zu jenem — jenem, nun, ich mag den Namen des alten, jämmerlichen Thoren nicht mehr hier vor dir über die Lippen bringen. Warum solltest du auch mit dem Manne nicht soupiren — harmlos soupiren," über sein Gesicht legte sich der Schatten unsäglich bitteren Hohnes; „jede andere würde es an deiner Stelle auch thun, an Liebe hat dich die Welt nicht glauben gelehrt, nur an den Genuß — — gute Nacht, Christine — —"

Es war, als wollte er ihr die Hand reichen. Doch er zog die schon halb vorgestreckte rasch wieder zurück, griff nach seinem Hute und wandte sich, wie zum Gehen.

Das vorher heißgeröthete Antlitz der Schauspielerin war bleicher und bleicher geworden, als Schweder sprach. Dieser Ton der sonoren, wunderbar modulationsfähigen Stimme — sie kannte ihn, o, sie kannte ihn nur allzu gut. Er hatte nicht oft so zu ihr gesprochen, und als sie ihn das erstemal so hatte reden hören, da war die warme Neigung, welche sie zu dem schönen und geistig bedeutenden Manne hingezogen, zu wilder Liebesglut emporgewachsen, ihr ganzes Sein und Fühlen war mit einem Schlage sein Eigen geworden, — sein Eigen für ewig, wie sie damals jauchzend und weinend zugleich sich und ihm geschworen hatte.

Und in diesem Augenblicke fühlte sie, daß sie damals nicht falsch geschworen, wenn sie auch tausendmal seitdem sich selber zugeflüstert hatte, daß ihre von ihm mit Füßen getretene Liebe endlich, endlich gestorben und spurlos verschwunden sei. Nein, sie liebte ihn — wie einst, — und er? Konnte er so zu ihr sprechen — diese Worte mit diesem Tone, wenn sie ihm wirklich so gleichgiltig war, wie sie gewähnt, wie er vorgegeben und jedenfalls auch selbst geglaubt hatte? Was konnte er sonst für ein Interesse daran haben, sie mit einem beliebigen anderen Manne nicht zusammentreffen zu wissen, wenn er nicht doch — dennoch eifersüchtig, ja eifersüchtig war. Was sie vor einem Augenblicke noch als helle Thorheit zurückgewiesen hätte, das erschien ihr jetzt mit einemmale als ganz unzweifelhaft, — er war eifersüchtig, er liebte sie noch — sie konnte hoffen, sich ihn wiederzuerobern — wie konnte sie ihm da versagen, was er von ihr gewollt!

Auch sie wandte sich zum Gehen — vielleicht that sie es nur, um die Thränen zu verbergen, die ihr ins Auge traten, und das Zittern ihrer Hände, das Wogen ihres Busens.

„Gute Nacht, Edmund," sagte sie, ohne noch einen Blick auf Schweder zu werfen, der sie unausgesetzt beobachtete. „Ich thue, wie du willst. Gute Nacht."

Sie ging, sie eilte zur Thür und verschwand in derselben, ohne auch nur einen Moment zu zögern, wie es Schweder erwartet hatte.

Als die Thür sich geschlossen, ging auch er. Fast schien es, als wenn ihn wirklich ein Theil seiner überlegenen Ruhe verlassen hätte; auf seiner hohen Stirn lagen tiefe Falten und um seine Mundwinkel zuckte Unzufriedenheit und Mißvergnügen, er mochte sich nicht Rechenschaft geben, weshalb.

Aber er vermochte sich meisterlich zu beherrschen. Als er

an der Thür des Foyers dem Theaterdiener begegnete, den wohl die Neugierde hergeführt, war seine Stirn wieder geglättet, und er dankte mit herablassendem Lächeln dem Manne für den tiefen Bückling, mit dem er respektvoll zur Seite trat.

Unten auf der Straße sah er sich nach seiner Droschke um. Der Droschkenkutscher, der ein wenig zur Seite gefahren war, bemerkte ihn sofort und wollte vorfahren. Schweder winkte abwehrend — die Droschke stand eben recht. Zehn Schritte davon, an einer von außen nicht beleuchteten Seitenpforte des Theaters, hielt eine Equipage — eine Lohnequipage offenbar.

Schweder lächelte. Er schritt auf die Droschke zu und stieg ein. „Einige Zeit warten," befahl er gedämpften Tones dem Kutscher, der ihn mit abgezogenem Hute am geöffneten Wagenschlage erwartet hatte. „Ich werde vielleicht Gesellschaft bekommen."

Der Droschkenkutscher glaubte zu wissen, um was es sich handle. Er lächelte verschmitzt und schloß mit den Worten: „Wie Sie befehlen, gnädiger Herr," den Schlag.

Indessen, um Gesellschaft war es seinem Fahrgast diesmal nicht zu thun; sie wäre ihm sogar sehr störend gewesen, wenn sie sich ihm jetzt aufgedrängt hätte; er wollte sich nur überzeugen, ob Christine Bergmann sich die Sache nicht schließlich doch noch rasch anders überlegt — wer, dachte er, garantirt für Weiberlaunen! Und dann konnte er sich auch in anderer Beziehung noch gründlich verrechnet haben. Wenn nämlich Christine für ihre Person auch auf das Souper bei Weinhold verzichtete, dafür aber eine Stellvertreterin, die sie unter ihren Kolleginnen sofort gefunden haben würde, zu entsenden den Einfall bekam! Und wenn sie das auch nicht that, es genügte völlig, ihm seinen ganzen Plan zu Wasser zu machen, wenn sie die, welche Willisch als ihre Begleiterin zu dem alster'schen Souper bezeichnet hatte, das Fräulein von Würzbach, allein sich zu Weinhold begeben ließ. Doch nein, das stand wohl kaum zu befürchten! Schweder kannte die Weiber — und vor allen andern die vom Theater. Wurde der einen solch' eine Partie verdorben, so war zehn gegen eins zu wetten, daß sie ihre Genossin oder ihre Genossinnen zu bewegen wußte, gleichfalls darauf zu verzichten.

Und auch darin hatte er sich nicht geirrt. Wenige Minuten, nachdem er in seine Droschke gestiegen, öffnete sich die erwähnte Seitenpforte des Theaters und, sich vorsichtig umschauend, trat eine Logenschließerin heraus mit einem Billet in der Hand, das sie dem Kutscher der Lohnequipage hinreichte. Der schien erst gar keine Lust zu haben, es in Empfang zu nehmen. Dann betrachtete er sich kopfschüttelnd die Adresse des Billets, redete, augenscheinlich ärgerlich geworden, in die Logenschließerin hinein und kletterte dann langsam und räsonnirend auf seinen Kutschbock. Es war, als ob er nicht recht wüßte, ob er abfahren oder nicht lieber noch warten sollte. Bald aber entschloß er sich für's erste. Gewartet hatte er grade genug schon. In langsamem Trabe fuhr er von dannen.

Schweder war nun über den Erfolg seines Diplomatenkunststückes durchaus beruhigt. Er gab dem Kutscher die Weisung, nach der Villa Senkbeil zu fahren, und begann in aller Muße, sich zu überlegen, wie er seinen diplomatischen Feldzug fortzusetzen habe.

* * *

Im Separatzimmer Nummer drei, in der ersten Etage des Hotel Weinhold gelegen, war Herr Alster heute zu allerletzt eingetroffen. Er liebte es, sich nach vollbrachtem Tagewerke in irgendein recht beschauliches Winkelchen zurückzuziehen, wohin das neugierige Auge der Welt nicht so leicht zu dringen vermochte, und dort sich den, wie er meinte, außerordentlich bescheidenen und einem vornehmen Manne wohlanständigen Genüssen hinzugeben, welche ihm Bedürfniß geworden, seit er es — aus eigener Kraft! — zum vornehmen Manne gebracht hatte. Er war im stande, ganz mutterseelenallein seine zwei bis drei Flaschen wirklich ächten Portweins zu schlürfen, zu denen er mit vier oder fünf Dutzend Austern, ein wenig Hummermajonnaise, einem Stücklein saftigen Rehrückens oder dergleichen ein solides Fundament gelegt hatte. Dann rauchte er zwei seiner Regalias dazu, die er direkt aus der Havanna bezog und das Mille mit zweihundert Dollars bezahlte, dachte möglichst wenig dabei, weil er ja den Tag über so schrecklich viel zu denken hatte und der geistigen Erholung zum Wohle der Stadt, des Staates und der gesammten Menschheit dringend bedürftig war, und fühlte sich so recht von Herzen glücklich — auch wenn ihn, was leider oft genug geschah, derjenige undankbare Theil besagter Menschheit, der ihn im täglichen Verkehr umgab, recht gründlich geärgert hatte.

Aber er war auch kein Feind einer guten, „anständigen" Gesellschaft. Nur groß durfte diese Gesellschaft in solchen Weihestunden seines privaten Lebens nicht sein. Er ließ sich zwar zuweilen auch unter vielen Seufzern — ein Opfer, zu welchem ihn seine öffentliche Meinung zwänge, — zu sogenannten Zweckessen und öffentlichen Gastereien aller Art schleppen. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten sogar ungeheuer jovial zu werden, war der fleißigste Toastredner, ließ sich insbesondere nie ein, durch längere humoristische, meist poetisch angehauchte Motivirung gewürztes Hoch auf die Damenwelt entgehen, — kurz er war auch hier in seinem Ff oder, wie der Direktor der städtischen Feuerwehr ihn einmal in einer begeisterungs- und weintrunkenen Huldigungsrede genannt hatte, der rechte Mann an der rechten Spitze. Aber so recht von innerstem Behagen beseelt war er bei dergleichen öffentlichen Festlichkeiten nicht; er war, wie er selbst sagte, über die Zeit hinaus, wo ihm diese lärmende Lust und spektakelnde Anerkennung seines und anderer Verdienste die größte Freude war. Im stillen Kämmerlein dagegen konnte er noch harmlos froh sein, fühlte er sich wie der Knabe an der Quelle; nur mußte es der Feuerquell des Weines sein, der ihm sprudelte, und das Ewigweibliche mußte ihn, in ein oder mehreren möglichst wohl gelungenen, zeitlich-irdischen Exemplaren, hinanziehen in die höheren Regionen des Schönen und der allgemeinen, weltumspannenden Menschenliebe.

Auch heute hatte Herr Alster, wie wir schon wissen, nicht die Absicht allein zu bleiben. Indessen erwartete er zunächst nur den ihm nahebefreundeten Eisenbahndirektor, Oberbaurath Schneemann, mit dem er dann die beiden mehrerwähnten Damen, die Frau Bergmann-Stein und das Fräulein von Würzbach zu einem gemüthlichen Souperchen unter acht Augen zu empfangen gedachte. Das Souper war die Folge einer Wette. Der Oberbaurath hatte gelegentlich geäußert, die Frau Bergmann-Stein sei doch ein wahrhaftiger weißer Sperling unter ihren Mitschauspielerinnen; man habe ihr bis dato auch nicht ein einziges jener kleinen zarten Verhältnisse nachweisen können, denen man hinsichtlich fast jeder ihrer Kolleginnen wenigstens ein kleines Dutzend aufzuzählen vermochte. Herr Alster hatte seinen Freund ausgelacht und als Schneemann in seinem guten, oder, in des Herrn Alster Augen, eigentlich schlechten, Zutrauen zu der Frau Bergmann-Stein sogar soweit ging, zu behaupten, dieselbe würde jedenfalls eine Einladung zu einem Souper, wenn dieselbe nicht auch an ihren Mann gerichtet werde, ausschlagen, gleichviel wer eine solche an sie ergehen ließe, da hatte er eine Wette — zehn gegen eins — proponirt, daß Frau Bergmann einer von ihm ausgehenden Einladung gegenüber die Begleitung ihres Gatten für gänzlich überflüssig halten und gerade so liebenswürdig sein würde, wie jede ihrer Kolleginnen.

Und wirklich — für den ersten Anlauf ging es dem unternehmenden Herrn wie Cäsar: er kam, sah oder vielmehr wurde gesehen, und siegte. Er ließ an einem Theaterabende, als die Frau Bergmann-Stein gleichzeitig mit einer Rivalin, einer gastirenden Schauspielerin von Ruf, auftreten sollte, ihr heimlich zu wissen thun, er, der kunstliebende und reiche Alster habe beschlossen, ihr nach ihrem Verdienst, das leider, solange ihre Nebenbuhlerin anwesend sei, nicht gebührend gewürdigt werde, einen Triumph zu verschaffen; und er führte diesen Entschluß aus. An dem fraglichen Abende saß Alster in der Prosceniumsloge, in nächster Nähe der Bühne, seine durch ein riesiges Opernglas unterstützte Aufmerksamkeit in recht ostensibler Weise der Frau Bergmann-Stein schenkend und sich von der Bühne abwendend, wenn sie dieselbe, ihrer Rolle folgend, verlassen mußte. Als die beiden ersten Akte des vieraktigen Schauspiels beinahe zu Ende und Frau Bergmann-Stein nach einer längeren, höchst rührenden Auseinandersetzung über das Unglück des Ungeliebtdurchslebenwandeln im Begriff war, abzugehen, gab Alster dem im Parquet des Theaters plazirten Chef einer wohlorganisirten Claque durch Hinabwerfen eines kleinen, aber aus den seltensten und theuersten Blumen gewundenen Bouquets nach der Richtung hin, wo Frau Bergmann-Stein eben verschwinden wollte, das Zeichen zum Loslassen des sorgfältig vorbereiteten Beifallssturmes. Der Chef der Claque, ein vierschrötiger Mensch, seines Zeichens gleichfalls Schauspieler, aber außer Diensten, wegen chronischer Heiserkeit infolge riesiger Zecherleistungen, schnaubte sich mit einem enorm großen, grell rothseidenen Taschentuche die stattliche Nase und entfesselte mit diesem, seinen auf allen Plätzen und in allen Re-

gionen des Theaters strategisch vertheilten Getreuen wohlbekannten Signale einen ungeheuren Beifallsjubel und eine wahre Sintfluth von Kränzen und Bouquets, die von allen Seiten her auf die offene Szene herniederhagelten. Die sonst hochgefeierte Nebenbuhlerin der Frau Bergmann-Stein hatte zwar nicht übel Lust, diese stürmische Ovation auf ihr eigenes Konto zu nehmen, wurde aber, zu ihrem wochenlang nicht zu verwindenden Aerger, von dieser sofort eines Besseren belehrt. Frau Stein hatte das von Alster vor ihre kleinen Füße geschleuderte Bouquet schleunigst emporgehoben und — man konnte nicht unterscheiden, ob an ihre Lippen oder an ihre Nase — geführt und sich nach der Richtung, woher es ihr zugeflogen, tief und, wie es Alster schien, erröthend und auf das süßeste lächelnd verneigt. Dann trat sie bis dicht an die Lampen und zollte den übrigen Blumenspendern mit drei meisterhaften Verbeugungsknixen ihren tiefgefühlten Dank, der umso aufrichtiger war, als sich den Claqueuren das, auch in der harmloseren, handgreiflichsten Bedeutung des Wortes, allezeit klatschlustige Theaterpublikum begeistert — es wußte zwar selbst nicht recht, warum — Brava und Dacapo rufend, klatschend, brüllend und stampfend angeschlossen hatte.

Nach dieser von so vorzüglichem Erfolge gekrönten Beschießung der in dem Herzen von Frau Bergmann-Stein bestehenden Festung glaubte Alster unverzüglich zu einem kühnen Handstreiche übergehen zu können. Sofort am nächsten Tage ließ er sich der schönen Schauspielerin im Foyer des Theaters vom Direktor selbst vorstellen und überrumpelte sie persönlich mit der Einladung zum Souper. Er legte der Angelegenheit das harmloseste Mäntelchen um, lud die intimste Freundin der Frau Stein, eben das Fräulein v. Würzbach, mit ein und bediente sich außerdem noch der kleinen Nothlüge, zu versichern, daß sein würdiger Freund, der Oberbaurath Schneemann mit seiner natürlich ebenso würdigen Gattin an dem kleinen „Künstlersouper" theilnehmen würde. Frau Bergmann-Stein war denn auch so diskret gewesen, ihren von Herrn Alster gänzlich ignorirten Ehemann ebenfalls mit keiner Silbe zu erwähnen und die Einladung auf das entgegenkommendste anzunehmen.

So war denn alles in der schönsten Ordnung. Wenn nur der Teufel bei der kleinen, so verheißungsvoll vorbereiteten Festlichkeit nicht seine Hand im Spiel gehabt hätte.

Zunächst ging noch alles programmmäßig. Der Astrachan-Kaviar, welchen Herr Alster zu zwei Gläschen wundervollen Sherrys auf eigne Faust als Appetitsanregung genoß, war exquisit — eine Thatsache, die in unserer verfälschungsfrechen Zeit einen Gastrosophen, d. i. einen Gelehrten der Bauchpflege, vom Schlage des Herrn Alster auf das höchste erbauen kann.

Kaum war das letzte Körnchen Kaviar seiner schönen Bestimmung geopfert worden, als der Oberbaurath, — ein Mann mit einer Figur wie ein Mammuth, so groß, so breit und so ungeschlacht, — sich mühsam durch die Thür zwängte. Derselbe begrüßte seinen „vorzüglichen Freund" mit einem Händedruck, daß dieser beinahe die Gnadenarie angestimmt hätte, versicherte, daß er einen unverschämten Durst mitgebracht habe und leitete seinerseits die Festlichkeit damit ein, daß er sich aus einer bereits auf seinen Durst harrenden, auf Eis gestellten Rheinweinflasche ein großes Wasserglas vollschenkte und es auf einen Zug bis zur Neige leerte.

Dann stopfte er sich eine kleine, silberbeschlagene Meerschaumpfeife mit vorzüglich duftendem türkischen Tabak, und begann die Unterhaltung mit der Frage, ob denn nun wirklich die schöne Bergmann-Stein erscheinen werde, um zu den irdischen Genüssen, die Küche und Keller zu bieten vermögen, die himmlischen des Anblicks und der Unterhaltung — der Oberbaurath schmunzelte hoffnungssüß — der Unterhaltung mit einem schönen Weibe hinzuzufügen.

Herr Alster schmunzelte auch, während er, dem Beispiel seines Freundes folgend, zum Johannisberger Kabinet überging. Er schmunzelte ungeheuer siegesgewiß und selbstzufrieden.

„Natürlich kommt sie, Verehrtester. Warum sollte, wie könnte sie nicht? Sie bringt die Würzbach mit und wir werden einen köstlichen Abend genießen. Aber sagen Sie, bester Freund," fuhr er fort, indem er zu dem Oberbaurath schlau hinblinzelte, „warum ist denn Ihre hochverehrte Gemahlin noch nicht erschienen?"

„Meine Frau?" Der Oberbaurath schaute seinen Freund mit einer Miene an, als wenn er sich vergewissern wolle, ob es wohl in seinem Oberstübchen auch ganz richtig sei. „Kein übler Witz, meiner Treu! Wer Teufel nimmt seine Frau mit, wenn er sich amüsiren will?"

„Ich habe aber mit größter Bestimmtheit auf das Erscheinen der Frau Oberbaurath gerechnet," beharrte Alster, behaglich weiterschmunzelnd und blinzelnd.

„Mit größter Bestimmtheit auf das Erscheinen meiner Frau gerechnet? Himmeldonnerwetter — hätten's blos zu sagen brauchen, lieber Freund. Meine Frau ließe ich Ihnen im Nothfall ganz ab und gäb' Ihnen, hol' mich der Teufel, noch ein Vierteldutzend Kinder als Dreingabe. Aber auf mich müßten Sie dann verzichten, Bester; statistische Feststellungen, wieviel Glas ich trinke, und ellenlange Abhandlungen über das schöne Geld, was uns Männern die Kehle hinabrinnt und in seidenen Kleidern, Sammetpelzen, Federhüten ꝛc. viel besser angelegt würde, das pflege ich mir wenigstens des Abends zu ersparen. Und nun sagen Sie mir, was der dunklen Rede Sinn ist?"

Alster beichtete, daß er Frau Bergmann-Stein gegenüber der Sicherheit halber die heutige Zusammenkunft zu einer Art von Familiensouper gestempelt habe; der Oberbaurath müsse nun eine plausible Entschuldigung vorbringen, warum die theure Ehehälfte an dem schönen Feste nicht theilnehmen könne, und dürfe — anfangs wenigstens — auf keinen Fall allzusehr über die Schnur gewisser gesellschaftlicher Rücksichten schlagen.

„Gesellschaftliche Rücksichten — ich glaube gar!" grunzte entrüstet der Oberbaurath. „Habe den Tag über grade genug gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen. Beim Schoppen Wein will ich mich so recht nach meinem Gout ausleben. Und wenn Sie meinen, ich werde mir von den Frauenzimmerchen eine zimperliche Komödie vorspielen lassen und selber eine Miene machen und die Worte wählen, wie ein gelbschnabeliger Student in der Tanzstunde, dann hat Ihre Rechnung ein Loch, vorzüglicher Freund."

Der vorzügliche Freund wollte fortfahren, Mäßigung zu predigen, denn er fürchtete, daß die oft gradezu vorsintfluthliche Derbheit und Ungenirtheit des Oberbauraths die Gemüthlichkeit des von ihm so fein vorbereiteten Souperchens erschüttern könne, als der mit anscheinend funkelnagelneuem Frack und blendendweißer Weste und Halsbinde angethane Oberkellner auf der Schwelle von Nummer drei erschien und — den Herrn Justizrath Wichtel anmeldete, welcher sich sogleich das Vergnügen machen würde, zu erscheinen.

„Bravo," brummte der Oberbaurath vergnügt. „Famoser alter Kerl das. Den kann man zu so was brauchen. Warum macht er denn aber solche Umstände; Sie müssen ihn doch eingeladen haben?"

Das war nun zwar nicht der Fall; Alster hatte auch nicht gewußt, daß Wichtel bereits an diesem Tage von seiner jüngsten Reise zurück sein würde, und wenn er es gewußt, hätte er die Einladung doch zu umgehen gesucht. Aber da dieser — gleichfalls vorzügliche — Freund nun einmal sich, unbegreiflicherweise zwar, rechtzeitig eingefunden hatte, so konnte man nur gute Miene zum bösen Spiel machen.

Der Justizrath war übrigens dem Oberkellner auf dem Fuße gefolgt. Die Begrüßung der drei Herren wurde eine ungemein herzliche.

„Die Herren glauben garnicht, wie ich mich nach Ihrer mir so lieben Gesellschaft gesehnt habe," versicherte, jedem auf das herzlichste die Hand schüttelnd, der Justizrath. „Auf der Reise und in den großen Hauptstädten findet man zwar auch hin und wieder gute Gesellschaft, aber nur zuhause weiß man, daß man unter Freunden ist."

Der Oberbaurath war sichtlich gerührt. Er mußte sein eben erst gefülltes Glas wieder auf einen Zug bis zur Nagelprobe austrinken und that es auf das Wohl seines lieben alten Justizraths, der nur zwei Worte zu reden brauche, um jedem Kerl von Gefühl an die Nieren zu greifen, — was in dem Kerndeutsch des Oberbauraths ungefähr soviel heißen sollte, als die Gemüthssaite eines Menschen anschlagen.

Trotzdem Alster dem Justizrath gegenüber kein ganz reines Gewissen hatte, wußte er in der That seinen Aerger über das unvermuthete Dazwischenhageln desselben ziemlich geschickt zu verbergen.

Der Justizrath aber fühlte doch, daß er im Vortheil sein würde, wenn er die Geschäftsangelegenheit, welche ihn hierhergeführt hatte, sofort zur Verhandlung brächte, zumal er mit Recht annahm, daß der Oberbaurath, der beim Weine immer ungeheuer leicht zu beeinflussen war, ihm, wenn's noththun sollte, kräftig sekundiren würde.

Die Zusammenkunft seiner lieben Freunde im Separatzimmer Nummer drei war sicherlich nicht ohne bedeutungsvollen Grund, —

das wußte er, der alte Praktikus in der Kunst zu leben, natürlich genau. Sie hatte einen Grund, der von seinem augenblicklichen Ziele fernab lag; aber er hielt es für das Klügste, um alle Weiterungen zu vermeiden, heute einmal die Maske besonderer Zartheit vor sein Advokatenantlitz zu nehmen. Also begann er:



Neujahrsempfang in einer Negerfamilie. (Seite 167.)

„Ich freue mich ungemein, daß ich meinen lieben Freund Alster grade in Ihrer Gesellschaft, mein bester Oberbaurath, hier antreffe, denn Sie sind ja im eminenten Verstande des Wortes Sachverständiger — —“

Er wurde zu seinem Erstaunen durch ein wände-erschütterndes Lachen des Oberbauraths, der eben wieder ein großes Glas Rheinwein hinter seine breite Halsbinde gegossen hatte, unterbrochen:

„Famos! — ‚Im eminentesten Verstande des Worts Sachverständiger‘ — ha, ha, famos! Hören Sie's, Alsterchen? Sie brauchen mir also gar keinen guten Rath zu geben von wegen der gesellschaftlichen Rücksichten — verstehe ich besser als Sie. Werde auch heut Abend das Konzert dirigiren in meiner Weise — als eminenter Sachverständiger, und der Ton, den ich anschlage, wird der richtige sein, verlassen Sie Sich darauf! Sind doch auch der Meinung, Justizrath — der Teufel soll die gesellschaftlichen Rücksichten holen, wenn Leute ohne Vorurtheil sich amüsiren wollen!“

Alster begann auf seinem Sessel unbehaglich hin und her zu rücken. Die behaglichen Aussichten in die allernächste Zukunft begannen sich zu trüben. Der Oberbaurath war grade in der Stimmung, die alles verderben konnte. Und die Anwesenheit des Justizraths war ganz dazu angethan, ihn noch gefährlicher zu machen, als er für sich allein schon war.

(Fortsetzung folgt.)



Mammuthfang durch ureuropäische Höhlenmenschen. (Seite 168.)

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

V.

Nach dem, was wir im dritten Abschnitte ausführten, könnte nun einer oder der andere besorgt fragen: bleibt denn nun in der Sprache etwas zurück, was mit Sicherheit für ursprünglich, für unser wirkliches Eigenthum zu erklären ist? Der Kern der Stammsprachen liegt durch die Sprachvergleichung zu wohlgesichert vor, und ein Wort, das sich innerhalb einer Sprache auf seine Wurzel zurückführen läßt, kann nicht entlehnt sein. Für die Sonderdauer der deutschen Sprache aber gibt uns die Erfahrung und die wissenschaftliche Erkenntniß genug beruhigende Bürgschaften. Ein ganzer großer, unverlierbarer Fond ist unser Besitz, welcher einestheils in den Musterschöpfungen der deutschen Literatur niedergelegt ist und andrerseits auch außer durch Schule und Schriftwesen im Volke selbst zähe festgehalten wird und treulich von Geschlecht zu Geschlecht schon Jahrhunderte hindurch vererbt worden ist und in gleicher Weise fort vererbt werden wird. Diese letztere Stütze ist umsoweniger gering anzuschlagen, als das Volk mit praktischem, natürlichen unbefangenen Sinne allem Fremden selbständiger gegenübersteht und sich auch den Fremdwörtern gegenüber ablehnend verhält, wenn es einheimische, bezeichnende Wörter hat. Freilich fehlt dagegen auch nicht das Streben, sich mit Fremdwörtern prahlerisch zu spreizen und etwaige sonstige Bildungsmängel damit zu bedecken, ein Fehler, den „die Besten der Nation“, die „Gebildeten“, dem Volke jahrhundertelang vorgemacht haben.

Auch die Stellung der Deutschen in der Weltliteratur, die jahrtausendelange Geistesarbeit und die durch das Werkzeug der deutschen Sprache geleisteten Beiträge zur Lösung der großen Menschheitsfragen, welche die Deutschen geliefert haben, gewährleisten sicher einen dauerhaften Bestand der deutschen Sprache. Man darf diese Stellung der deutschen Literatur im allgemeinen Völkerkonzert wohl eine centrale nennen, aber nicht so, daß wir etwa meinten, die Erzeugnisse deutscher Dichter, Denker und Forscher würden vorzugsweise in fremde Sprachen übersetzt, wiewohl auch nach dieser Richtung ein Zunehmen der Wirkung der deutschen Literatur unzweifelhaft zu bemerken ist. Aber da wir die besten sowie die geringeren Werke aller Zeiten und fast aller Völker von einem Ende der Welt bis zum andern, von dem einfach kunstlosen Gesang der Wilden bis zu den tiefsten, dunkelsten und kunstreichsten Schöpfungen der am meisten vorgeschrittenen Kulturvölker im engsten Anschluß an die ursprüngliche Form nachgebildet haben, so finden alle fremden Völker in der Erlernung der deutschen Sprache den Schlüssel zum Verständniß der gesammten Literatur der Welt, von den ältesten Veden, den Religionsliedern der alten Indier, bis zu den neuesten Tageserscheinungen. Diesen Vortheil des vereinfachten Studiums der Weltliteratur, deren Begriff und Bezeichnung übrigens Goethe sich bildete, lernen die Völker allmählich mehr und mehr begreifen und ausnutzen. Goethe und die übrigen Dichter vorzugsweise haben die Mittel erworben, die unsere Sprache auf die Höhe der bildsamen Kraft gehoben, die ihr das Anschmiegen an jede noch so leise Wallung des Gefühls, an jede Feinheit des Gedankens, den Ausdruck der höchsten Stärke und Gewalt der ganzen Stufenleiter aller Leidenschaften ermöglichen. Und eine solche Sprache kann und wird nicht untergehen! Und wäre die Zahl der Wucherpflanzen Legion: ein so gewaltiger Stamm wird sie mit seinem Safte ernähren, ohne selbst dabei zugrunde zu gehen! Wir brauchen nur auf das im vorigen Abschnitt eingehender besprochene Zeitalter des dreißigjährigen Krieges zu verweisen, um ein glänzendes Zeugniß für die urwüchsige Lebenskraft der deutschen Sprache zu geben!

Am wenigsten brauchen wir heute das Untergehen unserer Muttersprache zu besorgen. In aller Herren Länder wird sie auf ganzen großen Raumflächen und von zahlreichen größeren und kleineren Gruppen gesprochen, und es gilt noch heute das Wort des Philipp Bervaldus (Anfang des 16. Jahrhunderts): „Deutsche Kaufleut, deutsche Studenten und deutsche Künstler finden sich durch die ganze Welt.“ Und dann sagt er weiter: „Die Kenntniß der deutschen Sprache ist für Nichtdeutsche unentbehrlich; denn sie ist neben der lateinischen unter allen Sprachen die verbreitetste und daher für Kaufleute und Reisende die nützlichste zu lernen.“ Freilich war das im 16. Jahrhundert, wo die Entdeutschung der Sprache noch nicht so stark vorgeschritten war und wo im Handel noch die Hansa nachwirkte. Wenn wir uns aber umsehen, wie es in der Gegenwart mit den Fremdwörtern aussieht, so müssen wir gestehen: fast ebenso schlimm, wie im 17. Jahrhundert. Wollten wir, wie es in den Drucken jener Zeit geschah, die Fremdwörter mit lateinischen Lettern drucken, so würde ein fast ebenso großer Raumtheil von lateinischen als von deutschen Buchstaben bedeckt sein! Heyse sagt im Vorwort zu dem Fremdwörterbuche, das zuerst sein Vater herausgab, daß dieses seit dreißig Jahren einen Zuwachs von 10000 neuen Fremdwörtern erfahren habe! Man denke, was für einen ungeheuren Stoff ein Mensch da bewältigen und sich womöglich zu eigen machen muß, um auf der Höhe der Zeit zu stehen! Aber ist diese Unmasse von Fremdwörtern vortheilhaft? Sehen wir zu! Wir haben Leute gekannt, die da glaubten, durch viele Fremdwörter würde unsre Sprache fähig, die sprachliche Internationalität zu fördern; dagegen beachte man folgendes. Diese Behauptung bedarf einer Beschränkung. Bekannt ist die ursprüngliche Vieldeutigkeit der Worte; allmählich hat sich der Gebrauch eines Wortes für einen bestimmten Gegenstand besonders festgesetzt, der dann allgemein, wenn man das Wort hört, vorgestellt, an den allein gedacht wird. Oft wird nun von den verschiedenen Völkern nicht ein und derselbe Repräsentant einer Gattung der Bezeichnung eines Begriffs zugrunde gelegt! Ferner wird oft derselbe Begriff von verschiedenen Völkern nach verschiedenen seiner Merkmale benannt, und umgekehrt haben dieselben Merkmalsnamen verschiedene Begriffsbedeutungen.

Ferner noch ein Punkt. Wir haben Fremdwörter übernommen, ohne in ihnen die Bedeutung, die sie in ihrer eigenen Sprache haben, zu respektiren: „sich blamiren“ heißt bei uns sich blosstellen, im Französischen geschrieben würde das ein Germanismus sein, denn blämer heißt tadeln; ebenso soll „desinfiziren“ vielleicht, da es nicht lateinisch ist, französisch sein, dort heißt das Wort aber desinfecter; imgleichen ist Couvert (Briefumschlag) ein Germanismus für das richtige französische Enveloppe u. dergl. m.

Das Wort Attentat heißt Mordversuch, das ist aber dem Bewußtsein verloren gegangen, sodaß man auch gelungene Anschläge Attentate nannte. Nun war folgerichtig die Bildung Attentatsversuch, die denn auch geleistet wurde! Ebendahin gehört auch Guerillakrieg; guerilla heißt spanisch der kleine Krieg, und in der ebengedachten halb spanischen halb deutschen Form ist zweimal dasselbe gesagt. Auch offenbare Widersprüche enthalten solche Bastardbildungen. Die Zeitungen berichten zuweilen von Morgenserenaden, d. h. Abendständchen, welche am Morgen gebracht worden, und zuweilen wird für einen schönen Vormittag eine musikalische Soirée angezeigt. Was ist es ferner als Unwissenheit und sprachlicher Fehler, wenn man einer Sängerin zuruft: Bravo! Das italienische Wort heißt: „O, der Treffliche“, und die Italiener loben eine Sängerin mit richtigem Ausdruck des Geschlechts mit dem Zuruf: Brava! Das Fremdwort wird eben unbesehen und ungeprüft herübergenommen und gedankenlos nachgesprochen, wo es durchaus falsch und unsinnig ist. Der Ausruf Bravo ist seiner Bedeutung und seines Inhalts vollständig verlustig gegangen und ist ein hohler, unverstandener Sprachschrei, ein bloßer werthloser Zahlpfennig und kein vollwichtiges, baares Geld!

Was glaubt man wohl, was die Fremden zu solchen Mißhandlungen ihrer Sprache sagen? Sie werden lachen, uns auslachen; vom Spanier sagt man, daß ihn ein Kauderwelsch in seiner Muttersprache zum Zorne reizt, der sich nicht selten sehr deutlich äußern soll. Ein Zeugniß dafür, daß die Fremden unsere riesigen Wörteranleihen auch bemerken und übel vermerken, ist folgende Aeußerung im „Evénement“ vom November 1872, wo über die vielen französischen Wörter in einer berliner Konzertanzeige gesprochen und aus der Erbitterung von damals heraus auch etwas verletzend gesprochen wird: „Kommt es daher, daß in Preußen die Uhren jetzt französisch schlagen (der Mann meint, die Preußen hätten französische Uhren geraubt!), oder weil sie uns den Geschmack an unserer Sprache verleiden möchten, daß die preußischen Blätter in jeder Zeile mit französischen Ausdrücken gespickt sind, die sich doch auch wohl in der Sprache dieser modern

gekleideten Wilden geben ließen?“ Und in der „Revue critique“ liest uns ein Franzose den Text: „L'Ausländerei est encore un défaut des Allemands“, d. i. die Ausländerei ist noch ein Fehler der Deutschen!

Das hilft aber alles nichts. Es werden nicht nur unnöthige Fremdwörter in Masse aufgenommen, sondern auch welche gemacht, die in keiner Sprache heimisch sind, in keiner heimisch werden können, sondern immer und allzeit wie erratische Blöcke in ihrer Umgebung dastehen.

Aber noch ein Pröbchen davon, wie es den aufgenommenen Fremdlingen, die die Völker sprachlich verbrüdern sollen, bei uns ergeht!

Ach, was ist unserer Fremdwörterbildung nicht alles möglich! Wenn der gemeine Mann von „reitender Kavallerie“ spricht, so lachen wir; aber in ganz angesehenen Zeitungen, wie in der „Augsburger allgemeinen Zeitung“, ja, in wissenschaftlichen Zeitschriften finden sich Verbindungen, wie folgende: „die mögliche Eventualität“, „die Unantastbarkeit der Integrität der Türkei“, „die numerisch geringere Anzahl“, „die größere Majorität“, „die dekorative Ausschmückung“, „die Serben werden sich defensiv vertheidigen müssen“, „der Reichsanzeiger publizirt die Veröffentlichung des Civilehegesetzes“, „der unglückliche junge Mann, der sich erschoß, hatte sich den Examenprüfungen unterzogen“; das „treibende Agens“ ist auch so, und vollständig unsinnig ist das neue „Metermaß“, auch zweimal dasselbe sagend.

Sollte nun jemand im Ernste meinen, daß durch solche Mittel die sprachliche Internationalität gefördert werden könnte? Wenn ein Fremdwort Bürgerrecht erhält, bezeugen dies besonders die davon abgeleiteten Wörterbildungen und diese würden sofort für den Nichtdeutschen das halbe Verständniß des Wortes wieder wegraffen.

(Schluß folgt.)

Eigenthümliche Freundschaftsbeziehungen in der Thierwelt.

Naturgeschichtliche Skizzenbilder von Dr. L. Jacoby.

II.

(Die Freundschaft des Einsiedlerkrebses und der Seerose.)

Wir gelangen in diesem Abschnitt zu dem letzten Fall dieser Art von Freundschaftsbeziehungen, der nicht minder räthselhafte Momente darbietet und gleichzeitig durch die intelligente Komik des einen und durch die Schönheit des anderen Thieres für den Beobachter von besonders anziehender Wirkung ist. Auch hier sind die betreffenden Thiere in ihrer Organisation weit bis zu den Urstämmen von einander getrennt; es ist ein Krebs und ein Blumenthier, ein Blumenpolyp, die innige Freundschaft und ein im eigentlichen Sinne des Worets häusliches Bündniß mit einander geschlossen haben.

Unter den zehnfüßigen Krebsen, die nach der Länge des Krebsschwanzes in Unterordnungen getheilt werden, steht zwischen den Krabben und unserem Hummer und Flußkrebs in der Mitte eine Abtheilung (Anomura genannt), von welcher eine Familie durch die Eremiten oder Einsiedlerkrebse (Paguri) gebildet wird. Sie haben ein gestrecktes Kopfbruststück, lang gestielte Augen und kräftige doch meist ungleich entwickelte vordere Scheerenfüße, während die zwei letzten Beinpaare bis auf kurze, stummelförmige Klauen reduzirt sind. Ihr Hinterleib, der ganz und gar eines festen Schalenpanzers entbehrt, ist so weichhäutig, daß die Thiere gezwungen sind, sich nach irgend einem künstlichen Schutzmittel für denselben umzusehen. Sie finden ein solches dadurch, daß sie sich Schneckengehäuse aufsuchen, in denen sie bequem ihren Hinterleib bergen können, wobei sie sich mit den genannten Stummelfüßen an dem inneren Gewinde des Schneckenhauses anklammern. Mit solcher Wohnung zieht dann der Krebs wie ein Diogenes in seiner Tonne am Strande oder Meeresboden umher. Entweder war das Schneckengehäuse leer und dann konnte es sofort bezogen werden, oder sein Bewohner, die Schnecke, war noch darin, und in diesem Falle kostet es stets einen heftigen Kampf, bis der rechtmäßige Besitzer vertrieben und sein Haus annektirt ist. Der Einsiedlerkrebs wohnt also recht eigentlich in einem fremden Hause umsonst zur Miethe; da aber dieses, wenn er selbst größer wird, nicht mit ihm zugleich wachsen kann, so ist er genöthigt, von Zeit zu Zeit umzuziehen, wobei er nicht selten um ein und dieselbe passende Wohnung mit Konkurrenten seines eigenen Geschlechts in erbitterte Fehde geräth. Der Engländer Lewes, der Verfasser von Goethe's Leben, hat uns in seinen interessanten Naturstudien am Seestrande von solchem Kampf eine höchst ergötzliche Schilderung gegeben. Er nahm zwei Einsiedlerkrebse und steckte sie nackt, wie ihre Mutter sie geboren, in ein Glasgefäß mit Seewasser. Sie schienen sich nicht behaglich zu fühlen und vermieden einander sorgfältig. Dann legte er ein leeres Schneckengehäuse, dem er zuvor die Spitze abgebrochen, zwischen sie, und sofort ging der Streit los. Einer ging munter auf das Schneckenhaus zu, steckte erst prüfend seine Scheere hinein, und nachdem er sich vorsichtig überzeugt hatte, daß alles in Ordnung sei, schlüpfte er mit seinem Schwanz in lächerlicher Hast hinein, klammerte sich mit den Haken an und suchte lustig das Weite. Er sollte nicht lange im ungestörten Besitz bleiben. Sein Nebenbuhler nahte sich ihm mit entschieden unredlichen Absichten und beide wanderten nun in dem Gefäß herum und warfen sich gegenseitig Blicke der ausgemachtesten Bosheit zu. „Keine Worte,“ so fährt der Beobachter fort, „können unser lautes Gelächter schildern über diesen lächerlichen Kampf, — der eine Kämpfer besorgt um seinen ungedeckten Rücken, und der andere höchst ungeschickt in seiner geborgten Rüstung. Der größere und stärkere von beiden war im Nachtheil, weil er kein Gehäuse hatte, und scheute sich offenbar, Brust an Brust zu kämpfen; endlich nach vielen Bedenken, Anläufen und Rückzügen fiel er dem Gegner in den Rücken, packte die Muschel mit einem mächtigen Griff, riß mit seiner starken Scheere den anderen heraus, warf ihn elend bei Seite und steckte seinen Schwanz in das Gehäuse. Der andere sah kläglich drein, aber bald stürzte er wieder kampfesmuthig auf den Feind, und nun begann das Krebsduell. Der stärkere saß zu fest, er konnte nicht vertrieben werden; ich stieß ihn an seinen empfindlichen Schwanz, der durch die abgebrochene Spitze des Gehäuses hinten exponirt war; da endlich räumte er den Platz und ließ den kleineren wieder im Besitz. Aber nicht für lange. Wieder packte der große den kleinen in derselben Art wie vorher und warf ihn hinaus. Nun legte ich ein kleineres, aber ganz unverletztes Schneckengehäuse in das Gefäß; sofort verließ der große sein Haus mit dem zerfallenen Dach und siedelte in die bescheidenere Hütte über, so daß der kleinere sich nun endlich ungestört in der größeren Behausung einnisten konnte.“

Wer sollte wohl diesem also geschilderten, griesgrämig komischen und kampfbereiten Burschen, der von seinem ungeselligen, im Schneckenhaus zurückgezogenen Leben der Einsiedler genannt wird, zarten Schönheitssinn und Freundschaftsgefühle zutrauen; und doch ist dies sichtbarlich der Fall.

Es gibt einen Stamm der niederen Thiere, bei denen die bloße innere Leibeswand Magen und Darm darstellt und die wegen dieser überaus einfachen Nahrungs- und Verdauungsorganisation Darmlose (Coelenterata) genannt werden. In dem großen Kreis dieser Thiere, zu denen die Quallen, Polypen und Schwämme gehören, nehmen die Blumenpolypen, Seeanemonen, Seerosen eine durch Form- und Farbenschönheit ausgezeichnete Stellung ein. Man kann fast täglich im berliner Aquarium Besucher, insbesondere Damen, die zum erstenmale ein mit solchen Blumenthieren gefülltes Bassin erblicken, in laute Ausrufe des Entzückens ausbrechen sehen. Sie wollen es nicht glauben, daß diese Farbenpracht und abenteuerlich anmuthige Leibesgestalt natürlichen und lebendigen Geschöpfen angehören. Noch reichere und lieblichere Formen als sie die Nordsee bietet, habe ich an den Gestaden des Adriatischen Meeres, wo sie der Fischer „frutti e fiori di mar“, „Meeresfrüchte, Meerblumen“, nennt, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Seeanemonen, Seerosen oder Aktinien sind zylindrische, lederartig weiche Körper, unten in einer scheibenförmigen Fußfläche endend, mit welcher sie sich am Boden festhalten und langsam fortschieben können. An dem oberen Rande des Zylinders quillt ein Kranz von zahlreichen, langen, röhrenförmig hohlen Tentakeln oder Fühlern heraus, die wie ein Medusenhaupt von Schlangen durcheinanderwirbeln und vermittelst welcher die Thiere ihre Nahrung ergreifen und der Magen-

innenwand zuführen. Das Thier ist sowohl in seinem Körper, wie in seinen Fühlern der größten Zusammenziehung und Gestaltveränderung fähig. Bei jeder ungewöhnlichen Berührung schließt die Seeanemone ihr Fühlerhaupt mit einem plötzlichen Ruck, — der schon manchem Zuschauer, welcher das Thier bis dahin für gar nicht beweglich hielt, einen Schreck einjagte, — in sich genau wie eine Knospe zusammen, und nichts anziehenderes kann es geben, als dann diese Knospe allmälich zur prachtvollsten Blume sich entfalten zu sehen. Die Zeichnung der Seeanemone geht durch die ganze Farbenskala hindurch und ist meist von intensivster Reinheit. Zuweilen ist der Körper gelb oder blaugrau und alle Fühler purpurroth; bei der grünen Seerose ist jede der mehr als hundert Tentakeln olivengrün mit violetten und rosa Spitzen; nicht selten sind die Fühler gestreift und gefleckt, so daß das ganze Thier aussieht wie mit Juwelenschmuck behangen. Eine solche Seerose nun hat unser Bernardinerkrebs sich als Freundin erwählt.

Die englischen Forscher Forbes und Gosse haben zuerst ausführliche Berichte über dieses Bündniß veröffentlicht. Ein in den tieferen Meeresschichten des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres weitverbreiteter Einsiedlerkrebs, der nach seinem Entdecker Priedaux den Namen Pagurus Priedauxii erhalten hat, wohnt in einem Schneckenhaus, auf welchem sich stets ausnahmslos eine liebliche Seerose, die Mantelaktinie (Actinia oder Adamsia palliata) angesiedelt findet. Ihr Zylinderkörper ist in seinem unteren Theile röthlich braun, während nach oben die Farbe in ein glänzendes Weiß übergeht, das Ganze aber ist mit rosig purpurnen Flecken gesprenkelt, oben umgeben von einem blaß-scharlachenen Randsaum; alle Fühler jedoch sowie unten die Fußscheibe sind schneeweiß. Ihre Gestalt hat die Eigenthümlichkeit, daß der Zylinder nicht, wie bei den übrigen Seerosen, kreisförmig, sondern ovalrund ist, indem die Fußscheibe in zwei seitliche Lappen sich ausbreitet.

Gosse erzählt: „Ich habe oft mit Interesse darüber nachgedacht, auf welche Weise wohl das gehörige Größenverhältniß zwischen der Mantel-Seerose und dem Schneckengehäuse des Krebses, bei dem allmälichen Wachsthum der Seerose im Gleichgewicht bleibe. Offenbar besteht nämlich ein solches richtiges Verhältniß zwischen beiden, indem die jungen Mantelanemone auf kleinen, die ausgewachsenen auf großen Schneckengehäusen sitzen. Der Krebs kann, wie wir wissen, von einem kleineren Schneckenhaus in ein größeres übersiedeln. Was aber wird dann mit der Mantel-Seerose? Wenn die Krebse ihre Quartiere wechseln und die oben darauf sitzende Adamsia verlassen, so wird ja die Verbindung aufgelöst und wir sollten also regelmäßig die einen ohne die anderen finden. Das geschieht aber niemals.

„Auf der anderen Seite, wenn auch die Seerose ihre Wohnung verändern kann, auf welche Weise sucht sie ein neues Schneckengehäuse? Wenn sie die alte Behausung zugleich mit dem Krebs verläßt und zugleich mit eine neue in Besitz nimmt, wie kommt Einheit in den Willen beider und in ihr Thun? Wie theilen sie sich einander ihre Gedanken mit? Da die Seerose nicht an dem Krebse festhängt, sondern an dem Gehäuse, da sie also in ihren gegenseitigen Bewegungen unabhängig von einander sind, wer ergreift die Initiative? Wer macht sich auf, die neue Wohnung zu suchen und zu welchem Zeitpunkte der Uebersiedelung begibt sich auch das Andere daran? Ueber alle diese Fragen hatte ich eifrig nachgedacht, bis ich endlich einen Aufschluß bekam.

„Am 16. Januar 1859 fing ich mit dem Schleppnetze ein ungefähr halb ausgewachsenes Exemplar der Seerose Adamsia palliata auf einem etwas kleinen Schneckengehäuse der Natica monilifera, bewohnt von einem Pagurus Priedauxii, der für sein Logis schon etwas dick zu sein schien. Ich setzte sie in ein wohleingerichtetes weites Aquarium, dessen Inhalt sich in vortrefflichem Zustande befand, und hatte das Glück, beide, den Krebs und seine Adamsia im Aquarium einzubürgern. Beide erfreuten sich in ihrer häuslichen Gemeinschaft einer vortrefflichen Gesundheit und fühlten sich ganz wie zuhause. Jedoch bemerkte ich nach drei Monaten, daß die Adamsia nicht mehr so wohl aussah. Dazu gab auch der Krebs Anzeichen, daß er unbehaglich eingeengt sei, indem er seine vorderen Körpertheile weit herausstreckte. Ich konnte mich jedoch noch nicht entschließen, dem Krebse ein weiteres Schneckengehäuse anzubieten, indem ich fürchtete, er möchte, von der neuen Wohnung Besitz nehmend, seine Seerosen-Freundin verlassen, diese würde dann sterben und ich sie verlieren.

„Endlich siegte das Verlangen, eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen, über das Gefühl. Eine Thatsache ist besser als ein Exemplar. Und so nahm ich aus meiner Sammlung ein ausgewachsenes Natika-Schneckengehäuse und legte es in die Nähe des in Disharmonie gerathenen Trio's. Der Einsiedler fand sogleich das neue Haus und begann unmittelbar es zu untersuchen. Er wendete es mit der Mündung nach aufwärts, faßte sowohl die Außen- als Innenlippe mit einer Klaue und begann nun es über den Boden des Gefäßes hinzuziehen. Gelegentlich ließ er mit einer Klaue los, betastete das Innere und setzte dann seinen Marsch fort. Ein Geschäft rief mich ab und als ich nach ungefähr einer Stunde zurückkehrte, fand ich den Einsiedler bequem in seiner neuen Wohnung eingerichtet; die alte aber lag verlassen in einiger Entfernung. Schnell kehrte ich sie um, zu sehen, was aus der Adamsia geworden. O weh! keine Adamsia war da. Als aber nun gerade der Einsiedler an die Wand des Aquariums herankam, sah ich zu meiner großen Genugthuung, daß das alte Freundschaftsbündniß ungebrochen fortdauerte. Die Adamsia hing bereits mit dem einen Fußlappen auf dem neuen Gehäuse, offenbar auch mit dem anderen. Aber bei der Stellung der Gruppe konnte ich keine volle Gewißheit darüber erlangen. Indem ich mir nun den Zusammenhang der Dinge mit einer Lupe genauer betrachtete, sah ich, daß die Adamsia mit einer kleinen Fläche des mittleren Theiles ihrer Fußscheibe an der Unterseite des Kopfbruststückes des Krebses selbst anhaftete.

„Nun ist dieses Anhaften an dem Krebs ein Umstand, welcher unter gewöhnlichen Verhältnissen, soweit mir bekannt, nicht Platz greift. Deshalb mußte ich ihn für ein außerordentliches und zeitweises Auskunftsmittel halten, die Seerose von dem alten auf das neue Gehäuse zu schaffen und um sie in die richtige Stellung auf demselben zu bringen. Müssen wir daraus nicht mit Nothwendigkeit schließen, daß, sobald der Einsiedlerkrebs das neue Gehäuse passend gefunden hatte, auch die Seerose davon in Kenntniß gesetzt wurde? Daß sodann in den zwei darauf folgenden Stunden letztere ihre Anhaftung an das alte Gehäuse lockerte, und daß sie, an die Brust ihres Beschützers sich anlegend, von ihm zu dem neuen Hause getragen wurde, wo sie unmittelbar darauf begann, sich einen festen Halt zu sichern, gleich dem, den sie eben verlassen hatte?

„Elf Tage nach diesen Beobachtungen bekam ich einen anderen interessanten Aufschluß über diesen merkwürdigen Freundschaftsbund. Die Adamsia hatte seit dem Wohnungswechsel kein gutes Aussehen. Sie haftete zwar zum Theil sehr gut, den einen Tag in größerer, den anderen in geringerer Ausdehnung an dem Schneckenhaus, aber meist hing ein beträchtlicher Theil der Fußplatte an dem Gehäuse herab. Der Einsiedlerkrebs dagegen fühlte sich offenbar behaglich und zeigte durchaus keine Neigung, in sein altes Logis zurückzuziehen. Am 2. Mai fand ich die Adamsia ganz losgelöst und hülflos auf dem Boden des Gefäßes unter dem Krebse liegend, der, wenn man ihn störte, mit seinem Schneckenhaus davonlief und seine Gemahlin im Stiche ließ. Ich glaubte nun, es sei aus mit meinem schönen Schützlinge. Gleichwohl, wie groß war mein Erstaunen, als ich nach wenigen Stunden die Adamsia wieder prächtig auf ihrer alten Stelle sah, breit angeheftet auf dem Gehäuse und von frischerem Aussehen als viele Tage vorher. Aber sonderbar, sie haftete fast in der umgekehrten Lage wie sonst an dem Gehäuse. Hier lag offenbar eine Probe irgend eines Verstandes vor, die zu entdecken ich mir vornahm.

„Indem ich also das Gehäuse mit der Aquariumzange sorgfältig bis zum Wasserspiegel hob, löste ich die Adamsia behutsam los und ließ sie auf den Boden fallen. Dann legte ich das Gehäuse mit seinem Insassen nahe zu der nun freien Seerose. Kaum berührte der Einsiedlerkrebs die Seerose, als er sie mit seinen Scheeren anfaßte, erst mit der einen, dann mit beiden, und ich sah augenblicklich, was er beginnen wollte. Höchst geschickt und erfahren machte er sich daran, seine schöne Freundin wieder auf sein Gehäuse zu bringen. Er fand sie, wie sie mit der Fußscheibe nach oben lag; sein erstes Geschäft war, sie umzudrehen. Abwechselnd mit den beiden Scheeren zugreifend, und dabei die Adamsia ziemlich scharf ins Fleisch kneipend, wie es schien, hob er sie in die Höhe, bis er ihre beiden Fußplatten gegen einen bestimmten Theil des Gehäuses, wo sie früher gehaftet hatte, drücken konnte. Dann hielt er, sie fest andrückend, ungefähr zehn Minuten ganz still. Dann zog er behutsam erst die eine Scheere, darauf die andere weg. Indem er sich, froh über das gelungene Werk, in Bewegung setzte, hatte ich die Freude, zu sehen, wie die Seerose viel schöner haftete und nun

ganz am richtigen Platze. So wurde mir endlich diese Aeußerung der Freundschaftsbethätigung beider Geschöpfe hinreichend klar. Der Krebs ist der aktivere Theil der Genossenschaft; hinreichend deutlich ist es, daß er die Gesellschaft seiner schönen, so sehr verschieden gearteten Freundin vollauf zu würdigen weiß. Unsere letzten Beobachtungen nöthigen zu dem Schlusse, daß immer die Scheeren des Krebses angewendet werden, um bei dem Aufsuchen einer neuen Wohnung die Mantel-Seerose von Gehäuse zu Gehäuse zu versetzen."

Es geht aus dieser Schilderung mit unzweideutiger Klarheit hervor, daß an diesem Freundschaftsverhältniß der Zufall keinen Antheil hat, daß vielmehr der freie Wille des Krebses es ist, der sich eine so schöne Freundin als Hausgenossin erwählt. Er scheint auch für ihren Unterhalt mit besorgt zu sein, denn indem er, um Nahrung zu suchen, mit seinen Hülfskiefern den Sand aufwühlt, sodaß stets ein Wasserstrom an seiner Mundöffnung vorübergeht, wird droben die Seerose durch die mit diesem Wasserwirbel heraufgeführten organischen Stoffe förmlich gefüttert, und sie entfaltet um so reicher ihren Fühlerkranz, je eifriger ihr Gastfreund den Sand aufrührt. So können wir begreifen, daß das Blumenthier sich bei seinem Krebsfreunde wohlbefindet, welches Motiv aber für diesen zu dem Bündniß maßgebend ist, das ist uns bis heute noch gänzlich verborgen, und es bleibt uns, bis das Räthsel gelöst ist, unverwehrt, dem muthigen Einsiedler ritterlich-romantische Neigungen zuzuschreiben und ihn als den einzigen seines Stammes und Kreises anzusehen, der, gleich den berühmten Laubenvögeln Australiens, Sinn für Schönheit und Ausschmückung seiner Wohnung offenbart.

Irrfahrten.

I. Berlin.

April 18..

Theuerster Freund!

In aller Eile ein paar inhaltsreiche Zeilen. Mein Vater ist in seinem Geschäfte infolge der schlechten Zeiten und durch Unredlichkeit von Menschen, denen er sein Vertrauen schenkte, zurückgekommen. Soeben theilte er seufzend und niedergedrückt uns die unangenehme Botschaft mit. Meine Hoffnung, die Universität besuchen zu können, ist zunichte! — Theuerster Freund; ich bin auf einmal schrecklich ernst geworden. Die übermüthige, kindliche Freude, die ich selbst bei jedem geringfügigen schönen Gegenstande äußerte und die Du stets an mir als ein gutes Erbtheil der Mutter lobtest, kommt mir nun beinahe läppisch vor. „Mein Sohn," sagte der Vater zu mir, „ich war schon vorher kein reicher Mann, aber ich glaubte die Mittel zu erlangen, dich emporzubringen, dir eine Existenz gründen zu helfen, die dir nicht die Sorge und die Noth des täglichen Lebens so dringlich vor Augen führte. Jetzt bin ich ein Bettler, und du mußt zufrieden sein mit dem, was du erlernt hast." — Ich ließ den guten, lieben Vater nicht ausreden, und indem ich seine Hand ergriff, entgegnete ich muthig, daß ich es für selbstverständlich erachte, unter den eingetretenen Umständen das Vaterhaus zu verlassen. — Ich will dich mit allem Näheren verschonen. Ich gehe morgen nach Berlin. Was ich da thun will, weiß ich noch nicht. Wäre es selbst bei einem Notar die Stelle eines Kopisten. Jede Arbeit ist ja ehrlich, wenn der Mensch nur ehrlich ist. — Ich schreibe Dir von Berlin aus meine Adresse. Solltest Du mir in etwas rathen können, dann gib Deinem jungen Freund einen neuen Beweis Deiner alten Freundschaft. Für heute Lebewohl!

Aus dem Tagebuche.

April 18..

Arm! Ganz arm! Da stolzirt ein Kamerad an unserem Hause vorüber, dumm zum Auslachen, impertinent, aufgeblasen, aber sein Vater ist ein Mann von Titeln und Mitteln. Unser Lehrer der Literatur sagte heute mit verächtlicher Miene, der Franz in Schillers Räubern sei eine freche Kanaille mit gottlosen Ideen, ein Kerl, dessen Athem dem Pfuhl der Hölle entstiegen wäre! — Ich las zuhause die Rolle des Franz nochmals. — Was man in der Schule doch alles glauben muß! — Es ist wahr, ein Scheusal in Menschengestalt ist dieser Franz, der Raubmörder erscheint noch honnett neben ihm, aber seine Philosophie ist doch auch nicht so ganz ohne Vernunft und Wahrheit!

Wodurch habe ich meine arme Geburt verschuldet, womit hat jener dünkelhafte Strohkopf seinen Reichthum verdient? — Ist es gerecht, daß mir, der jeden Willen besitzt, etwas in der Welt zu werden und der Welt zu nützen, alle Pforten des Emporkommens verschlossen sind? — Mein Verstand ist noch nicht gebildet und geschult genug, um hier klar zu werden, ich fühle nur, daß nicht alles gerecht auf Erden zugeht. — Vor Schlafengehen will ich doch noch einige Worte aufzeichnen. Ich war selten so wehmüthig, wie heute. Alles was ich seit einer Reihe von Jahren erlebt, Gutes und Böses, alles, was ich muthwillig verübt habe, zieht Bild auf Bild an meiner Seele vorüber. Die Stätte froher Jugendspiele werde ich vielleicht schon morgen verlassen. Unser stilles Häuschen, in dessen Bezirk ich jedes Winkelchen kenne und selbst in dunkelster Nacht finde, verliert seinen treuesten Geliebten. — Meine Lehrer drückten mir warm die Hände und wünschten mir viel Glück auf den Weg. Ich konnte ihnen alle Beweggründe meines Weggangs nicht sagen, Dr. Merkel schüttelte den Kopf und murmelte in seiner bekannten Art ein paarmal die stereotypen Worte: Riesige Dummheit! Riesige Dummheit! Er ahnte nicht, wie recht er hatte, daß es in der That recht dumm sei, wenn ein strebsamer Mensch wegen ein paar lumpiger Pfennige mitten in seinem Lebensmarsche aufgehalten und willenlos nach einer unbekannten Gegend befördert werde.

Und betteln? — Dazu fehlt dem Vater das Talent, dazu besitzt der Vater zu viel Stolz und ich? — Ich bin nicht aus der Art geschlagen. — Die armen kleinen Geschwister! Sie thun mir mehr leid, als der fehlgeschlagene Plan meines Lebens! Und am Ende ist dieser doch später möglicherweise wieder aufzunehmen. Aber die Kleinen werden bitterer die Sorgen und die Entbehrungen empfinden, weniger die Wohlthat einer guten und vielseitigen Bildung genießen. Früher kannte ich die Verantwortung nicht, die ein Vater für seine Kinder hat. Nun begreife ich sie und ich sehe mich schon in Gedanken in der glücklichen Lage, durch eifrige Arbeit den kleinen, theuren Seelen den Weg zu einer befriedigenden Existenz bahnen zu helfen. — Wie prosaisch! — Ich, der ich sonst für die Poesie lebte, mich abends in den stillen Gängen des Parks beim milden Mondlicht auf den Stufen des Parnaß träumte, muß nun einem ganz prosaischen Leben entgegen gehen! — Man fühlt es dem Inhalte dieser Zeilen nicht an, daß mir beim Schreiben dann und wann ein paar Thränen auf die Backen rannen. Ich liebe nicht die Sentimentalität, darum sind die Worte im Gegensatz zu meinen Gefühlen so trocken, aber ich muß der Wahrheit zu Liebe, doch von der inneren Wehmüthigkeit Akt nehmen. — Schluß damit für heute! — Was der morgige Tag bringt? — In den Sternen steht es zwar nicht geschrieben, indeß will ich doch zu ihnen hinaufblicken, um die Ruhe und die Festigkeit zu erhaschen, die dem Schiffer noth thut, der mit Tagesanbruch die ungewisse Fahrt in den Ozean beginnt.

1. Mai.

Theuerster Freund! Deine Depesche erhielt ich, als ich dabei war, meine Habseligkeiten einzupacken. Von deiner Empfehlung an Oberinspektor Retter mache ich mit Freuden und Dankbarkeit Gebrauch. — Ich athme schon etwas erleichterter auf und das Geschäft der Revision der vielen kleinen Gegenstände geht um ein Bedeutendes schneller von statten. — Mein Vater freut sich, daß ich so entschlossen bin und meine Wehmuth mannhaft unterdrücke. Meine kleinen Geschwister kommen zuweilen in meine Stube, um zu sehen, ob ich schon fertig bin. Sie sprechen dabei viel von dem großen und schönen Berlin, das ich nun sehen werde, wo es so viele schöne Sachen und so viel reiche Leute gebe, von dem Vortheil, den dieser Wechsel mir einbringen wird. Sie bedauern, daß sie mich nicht begleiten dürfen. Unschuldige Wesen! — Aber in Wahrheit, mich interessirt die Hauptstadt selbst und mit großer Neugierde sehe ich dem Augenblick entgegen, der sie mich armen Schlucker zum erstenmal in ihren Mauern sieht. — Hoffentlich ist dieser Herr Retter ein netter Mensch! Dann hat es keine Gefahr! — Heute reise ich ab. Morgen schreibe ich Dir den ersten Brief aus Berlin und theile Dir mit, was ich beginnen werde, was ich denke und empfinde. — Von Berlin aus nehme ich dann unsere literarische

Korrespondenz (wenn die meinige diesen Namen verdient) wieder auf. Ich freue mich darauf, mit Dir ferner über mancherlei Fragen zu debattiren. Die Schule zwingt den Geist in zu starre Formen. Mag sie für beschränkte Köpfe die beste Förderung ihrer geistigen Entwicklung bilden, mein freierer Geist konnte sich nicht darin wohlfinden. Mein letzter Aufsatz ist mit: mittelmäßig censirt worden. Warum? — Weil ich das Thema nach meiner eigenen Idee bearbeitet und die Gespräche — das Thema hieß: „Arminius und Flavius Unterredung im Teutoburger Wald“ — recht altdeutsch: kernhaft und prunklos gehalten hatte. Unser Professor fand das zum Todtlachen originell, aber trivial. Die ganze Klasse lachte mit, als er mein Opus zum besten gab. Die Flachköpfe! „Recht verhäkelte Perioden im Satz, recht viel Eigenschaftswörter, dazu die Klassiker tüchtig bestehlen und das Machwerk gefällt.“ Du hast Recht, wenn Du mich schon frühzeitig auf diese Schnörkeleien aufmerksam machst. Ich wäre vielleicht sonst nicht auf das Lächerliche und Schablonenmäßige derselben gekommen. — Aber jetzt zu dem Rest meiner Reisezurüstung. — In der Stube sieht es bunt aus. Ich muß herzlich lachen, aus Wehmuth theils, theils wegen des komischen Anblicks. Lebewohl.

2. Mai.

Da bin ich nun in dem großen norddeutschen Babel. Der Lärm der vielen Wagen, das Rufen, Schreien und der Anblick des Fremdartigen hat meine Sinne fast stumpf gemacht. Auf den Straßen unserer kleinen Heimathstadt begegnete ich immer nur wenigen Menschen und unter diesen meistens bekannten Gesichtern. Hier aber stößt und drängt sich alles mit einer fieberhaften Hast an einander vorüber, als ob von einem kleinen Zeitversäumniß ein Menschenleben abhängig wäre; niemand kennt den Nächsten, niemand kümmert sich darum, ob der Nachbar mit einem guten oder schlechten Rock bekleidet ist, ob er dies oder jenes, ehrenhaftes oder unehrenhaftes Handwerk betreibt. Es sagte mir jemand unterwegs, daß man in Berlin in einem Hause jahrelang wohnen könnte, ohne sonderlich von seinen Hausnachbarn gekannt zu werden, ja oft höre man seinen Nachbar erst nennen, wenn er begraben würde. Das hat gewiß sein Angenehmes! — Man thut, was man mag und darf. Man scheert sich nicht um die Meinung einer geschwätzigen alten Jungfer und das Urtheil von Laffen und Philistern. Hier wäre es ganz zwecklos, mit leerem Beutel den Großartigen zu spielen, denn kein Mensch läßt sich dadurch verblüffen. In einer kleinen Stadt ruinirt der sogenannte gute Ton, die Rücksicht auf gute Freunde und aufmerksame Nachbarn oft den wohlmeinendsten Menschen, indem er sich zu einem äußerlich vornehmen Auftreten verpflichtet glaubt und diese Verschwendung fortsetzt, bis eines Tages die Noth gebieterisch Einlaß fordert. Ich erinnere mich dabei des Kassenrendanten Weber, dessen Töchter immer sich zu denen der höchsten aristokratischen Kreise gesellten, stets mit kostbaren Kleidern geputzt einhergingen und sich das Aussehen werthvoller Persönlichkeit gaben. Eines Tages hieß es, Weber sei plötzlich gestorben; dann hieß es, Weber habe sich aufgehängt, und endlich hieß es, der arme Mann habe einen Griff in die Kasse gethan, um das Defizit seines kostspieligen Haushaltes zu decken. — Was man auch über diesen Fall denken mag, hier in Berlin kommt man weniger in Versuchung, solche verzweiflungsvolle That zu vollbringen, wenn man sonst charakterfest ist. Und ich freue mich von Herzen, daß man mich in meiner jetzigen Behausung nicht beachtet. — —

Ich wohne im vierten Stock in der Rosenthalerstraße. Mein Fenster eröffnet die Aussicht nach dem Himmel und auf hohe, graue, fensterlose Mauern. Ein trauriger, eintöniger Anblick, der meine Seele ganz berlinisch stimmt. Es ist naturgemäß, daß der Mensch Vergangenes stets mit der Gegenwart vergleicht und dabei zu unangenehmen Betrachtungen der letzteren gelangt. Gewiß mit Unrecht! Ich will Vergangenes ruhen lassen und mich mit frischem Muthe ins Gewühl des großen Marktes stürzen. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ — Ich bin noch verdammt scheu und unbeholfen, linkisch und wortarm. Meine Wirthin meinte vor wenig Augenblicken: „Sie werden schon in kurzer Zeit ein anderer Mensch werden. Die berliner Luft schält den inneren und äußeren Menschen,“ und damit setzte sie mich verblümt über mein provinzielles Benehmen ins Klare.

Ich habe in meinem Vermögen zehn Thaler. Mein Vater hatte mir mehr geben wollen. Stolz wie ein Spanier verzichtete ich auf das Mehrangebotene, und in einem Anfluge von Heroismus meinte ich, mit zehn Thalern käme ich wohl schon ans Ende der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Traustl.

(Fortsetzung.)

Von der ganzen Küste Südafrikas vom 5. Grad nördlicher Breite bis zum 5. Grad südlicher Breite ist nur der Saum von durchschnitlich 75 Kilometern Breite bekannt; alles, was hinter den Küstengebirgen liegt, ist terra incognita (unbekanntes Land). Hier im Congodistrikt bietet sich den Forschern ein besonders günstiges Feld und es auszubeuten sind gegenwärtig zwei Nationen bestrebt, die deutsche und die englische. Doch sehen wir zu, was andere Völker in früherer Zeit dazu gethan haben, um den hellen Fleck von der Karte Afrikas zu entfernen, auf dem die unbestimmte Aufschrift prangt: „Unabhängige Heidenvölker“. Mit dem Erscheinen der Portugiesen (Ende des 15. Jahrhunderts) fällt das Erlöschen der Congodynastie und die Bildung der kleinen Loangostaaten zusammen. Für die katholischen Eroberer waren die schwarzen Ureinwohner wilde Heiden, deren Sitten und Gebräuche zu schildern es nicht der Mühe verlohnte. Der Afrikareisende Peschuël-Lösche weiß nicht genug ihre Redefertigkeit und ihre hirschähnliche Anmuth, ihre Verträglichkeit und Reinlichkeit und ihre Kunstfertigkeit in Schnitzereien und Webereien zu rühmen. Er schildert die Bantu-Neger, deren Art sich quer über den ganzen Kontinent erstreckt, als dunkelbraune, nicht schwarze, und durchaus nicht häßliche Menschen. Freilich ist die Nase etwas eingedrückt, der Mund aber keineswegs stark wulstig, das oft wunderschöne braune Auge mandelförmig geschlitzt, das Haar sehr voll und dicht, die Figur schlank, ihre Bewegungen zierlich. Was den züchtigen Verkehr der beiden Geschlechter und die Sicherstellung der Frauenrechte anbetrifft, meint Peschuël-Lösche, könnten wir Kulturmenschen so manches von den Wilden lernen.

Die Vielweiberei ist bei den Bantus üblich, doch nicht allgemein, und nur von reichen oder besonders schönen Leuten ausgeführt. Von sehr großem Einfluß auf das ganze Leben ist das Neffenerbrecht, das in Loango herrscht. Dadurch, daß nur die Mutter die Verfügung über die Kinder hat, ihr vom Mann unabhängiges Eigenthum besitzt, selbstständig Geschäfte abschließt u. s. w., ja Sohn oder Tochter, ohne ihren Mann zu fragen, verheirathet, ist die Stellung der Frau eine ganz andere als bei uns. Die Familie erlangt durch diese Verhältnisse einen so festen Zusammenhalt, daß sie sogar für alles aufkommen muß, was ein Mitglied verbrochen. Die Liebe der Eltern zu den Kindern ist eine ganz außerordentlich große. Der Fremde thut daher gut, wenn er gut aufgenommen sein will, die Schönheit und Klugheit der Kinder zu loben. Denn so etwas verbreitet sich, wie alle Nachrichten, unglaublich schnell durch das ganze Land, hauptsächlich von der Quelle aus, wo sich die Mädchen aus allen Dörfern treffen. Dort waschen und baden sie sich auch, und es ist den Männern streng verboten, sich dann zu nähern. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, so wohnt jede meist in einem besonderen Gut für sich, hierdurch sind die Familien eines Mannes über das ganze Land zerstreut, und die jungen Leute besuchen Erbonkel und Erbtanten überall. Außer dem Ackerbau sind die Loango auch in Schnitzereien und Webereien recht erfahren. Merkwürdig ist ihre Redegewandtheit, die sich namentlich in den Palavers (Volksversammlungen) geltend macht, wo tage-, ja jahrelang in der logischsten Weise debattirt wird, ohne daß eine Zeile zu Papier gebracht werden kann. Schon die Kinder werden im Reden geübt, sie spielen nicht. Die Mütter lehren sie schwere Verse aussprechen, geben ihnen Lehren, warnen sie vor Lügen, die alten Leute erzählen allegorische Geschichten oder lehrreiche Märchen. Die Kinder verlassen die Hütte in den ersten zwei bis vier Monaten nicht. (Die Negerkinder werden hellfarbig geboren und nehmen erst nach und nach die Landesfarbe an.) Dann wird das kleine Kind sorgfältig vor die Hütte getragen, im Beisein der Verwandten besprengt oder untergetaucht, erhält einen Namen und damit das Bürgerrecht im Dorfe. Die Erziehung der Kinder leiten abwechselnd mehrere Verwandten zugleich. Dieser patriarchalische Zug macht uns die Loangoneger außerordentlich sympathisch und läßt in uns den Wunsch rege werden, das Schicksal möge sie noch recht lange vor den „Segnungen“ der europäischen Kultur bewahren. Die christlichen Missionäre haben bei diesen schlauen Naturkindern so gut wie gar keine Resultate aufzuweisen. Von den 199 Millionen Einwohnern Afrikas (die man natürlich nur hypothetisch annehmen kann) repräsentirt die Völkerfamilie der Bantu oder Loangoneger beiläufig den achten Theil.

Um die Reihenfolge der Entdeckungen im Congogebiet den Lesern klar darzulegen, müssen wir sie dort wieder aufnehmen, wo wir sie im zweiten Artikel unterbrochen haben, an der Nigermündung. Oestlich davon liegt der mächtige Gebirgsstock des Cameron, den uns der durch Erforschung des Taganjika-Sees bekannte Kapitän Burton und der deutsche Botaniker Gustav Mann (1858—62) kennen lehrten. Weitere

Forschungen im Camerongebiete stellten neun Jahre später **Reichenow**, **Buchholz** und **Lühder** an, von welchen letzterer dem Klima erlag. Wenn der Leser einen Blick auf die Karte von Afrika wirft, was unbedingt beim Lesen der vorliegenden Forschungsgeschichte nothwendig ist, so wird er finden, daß die eingebildete Linie, die wir den Aequator nennen, ein Dreieck an der westlichen Küste durchschneidet, dessen Schenkel die Flüsse Gabun und Ogowai bilden. Hier war es, wo der Franzose **Pierre Belloni du Chaillu** den anthropoiden Affen Gorilla im Jahre 1856 entdeckte. Von den geographischen Gesellschaften lächerlich gemacht und ohne jegliche Unterstützung drang der brave du Chaillu 1864 in das Land Aschango, wo er ein merkwürdiges Zwergvolk, die Obongo fand. Seine Landsleute **Aymes**, **Barbedor** und **de Langle** drangen an den Wasserfällen des gewaltigen Stromes Ogowai in das gleichnamige Hochland. Den Spuren des Kapitäns **Tuckey**, der im Jahre 1816 bei der Erforschung des Flusses Congo mit seiner ganzen Expedition zu Grunde ging, folgten **Robertson**, **Douville**, **Owen** und **Graca**, welche durch den Congo in das Gebiet seines Nebenflusses Quango drangen. Wie Baker als Pascha, Rohlfs als Derwisch, Heuglin als Elfenbeinhändler und Livingstone als Missionär ihre Reiseunternehmungen stützten, so suchte **Ladislaus Magyar**, ein geborener Ungar, in das Innere Afrikas als Negerhäuptling zu dringen. Er war im Jahre 1847 nach Congo gekommen und heirathete die Tochter eines Negerhäuptlings von Bihe. Von den bewaffneten Sklaven seiner Frau begleitet, drang er in die Urwälder der Flußgebiete des Coanzo, Oafabi und des oberen Zambesi. Im Jahre 1857 besuchte ein einzelner, schutzloser Mann **Adolf Bastian** die Ruinen von San Salvador, der einst mächtigen Hauptstadt Congos. Die 1873 in Berlin gegründete deutsch-afrikanische Gesellschaft hat unter Dr. **Güßfeld** eine Expedition ausgerüstet, welche von Kabinda an der Loangoküste in das Innere vordringt und sich auf permanente Stationen an der Küste stützt. Etwas weiter südlich haben in demselben Jahre die Engländer unter Lieutenant **Grandy** dieses Gebiet in Angriff genommen, um längs dem Congo nach dem unbekannten Kern des äquatorialen Afrika zu gelangen. (Fortsetzung folgt.)

„Tief unter der Erd'."

(Schluß.)

Der Hergang des Zwickauer Unglücks wird von dem Direktorium des Brückenberg-Steinkohlenbauvereins so geschildert: „Die Baue des in Vorrichtung befindlichen (4.) Flötzes waren sämmtlich mit Mannschaft belegt, und wurde dieselbe, ca. 53 Mann, sofort getödtet. Die Arbeiter auf den oberen Flötzen flüchteten nach der Explosion und eilten nach dem Verbindungs- und Fluchtwege des 4. Schachtes, durch welchen auch eine große Anzahl in den vierten Schacht und von da nach außen entkamen. Ein großer Theil aber, und zwar 36 Personen, wurden von den nachfolgenden Brandgasen überrascht und fanden den Erstickungstod, während ihre Arbeitsörter, die sie im Schreck verlassen hatten, frei von schädlichen Gasen blieben. — Die Explosion hat den Wetterscheider zwischen dem ersten und zweiten Füllort zerstört, und war daher die Befahrung der Baue des vierten Flötzes zur Zeit unmöglich und an eine Rettung der darin befindlichen Mannschaften nicht zu denken." Erst nach Wiederherstellung des Wetterscheiders und der Einwechselung eines neuen Fördergerüstes — das im Schacht befindliche war durch die Gewalt der Explosion verbogen worden —, welche Arbeiten bis 2 Uhr nachmittags dauerten, konnten die ersten Leichen zu Tage gefördert werden. Inzwischen gingen die Frauen von eingefahrenen Bergleuten weinend nach der Unglücksstätte, welche, um den großen Andrang von Menschen zu verhüten, durch die Schutzmannschaft und Feuerwehr besetzt wurde. Die Verheerung im Schachte war eine grenzenlose. Man fand z. B. beladene Hunte, die ca. 60 Zentner wiegen, unter einander geworfen. Aus dem Umstand, daß die Verunglückten, welche auf der Sohle des Schachtes in einer Tiefe von 660 Metern arbeiteten, in den Strecken meistentheils mit dem Kopf nach vorwärts liegend gefunden wurden, schließt man, daß dieselben auf der Flucht ereilt worden sind. Mehrere Leichen waren total verbrannt und konnten nur schwer rekognoszirt werden; so hatte z. B. eine Frau noch bis zum 4. Dezember abends trotz dreimaligen Suchens ihren Mann nicht herauszufinden vermocht. Der mit mehreren Arbeitern vom 4. Schacht, nachdem er die in diesem arbeitenden Leute in Sicherheit gebracht, zur Hülfe herbeigeeilte Steiger **Weber** ist mit seinen unerschrockenen, braven Begleitern ein Opfer seines Muthes und seiner Todesverachtung geworden. Obgleich die Rettungsarbeiten unter Betheiligung der obersten Beamten, die selbst mit in die Grube fuhren, so energisch wie möglich betrieben wurden, gelang es doch erst nach und nach, die Leichen zu Tage zu fördern. Die Emporgebrachten wurden sofort den an der Unglücksstätte anwesenden Aerzten übergeben. Die Ueberlebenden schildern die Szenen, die sich bei der Katastrophe ereigneten, als herzzerreißend. Im ganzen sind der letzteren 89 Männer zum Opfer gefallen, von welchen, soviel bis jetzt festgestellt werden konnte, 52 verheirathet waren, und die zusammen 113 Kinder hinterlassen. In langen Reihen waren die Todten im Werkszimmerschuppen und in einem Nebengebäude auf Stroh gebettet und mit Segeltuch überdeckt worden; so lagen sie zur Rekognoszirung für die Angehörigen bereit. Es ereigneten sich Szenen, die auch ein Herz von Stein hätten erweichen müssen. Einzeln oder in kleineren Gruppen standen die Leidtragenden umher, in lauten Wehklagen den Jammer ihres Herzens offenbarend oder stumm und bleichen Antlitzes, die Spuren durchweinter Nächte, in den gerötheten Augen, auf die todten Lieben hinblickend. Auch Unbetheiligte mußten sich mit Thränen in den Augen abwenden, wie sie die verbrannten und zum Theil gräßlich entstellten Männer liegen sahen. Die Wohlthätigkeit regte sich zwar unmittelbar nach dem Unglücksfall in hohem Grade; der Rath und der Bezirksausschuß kamen zu außerordentlichen berathenden Sitzungen zusammen, ein Hülfskomite hat sich gebildet und von auswärts treffen zahlreiche Liebesgaben ein, — aber wie viele sind der Wunden, die werkthätige Menschenliebe nicht heilen kann?

Die Särge wurden auf dumpf rollenden Wagen durch die Straßen gefahren, wie zur Zeit der Cholera-Epidemie, und schmerzgebeugte Gestalten mit kummererfülltem Angesicht schlichen daran vorüber. Soweit die Todten nicht aus den umliegenden Ortschaften waren und von den Angehörigen reklamirt wurden, brachte man sie mittels der Werkbahn nach dem Bahnhofe und von da nach dem Gottesacker der Stadt. Der Zustand des Schachtes selbst ist übrigens derart, daß die Arbeit in demselben zum Theil schon wieder aufgenommen werden konnte.

Am 6. Dezember 11 Uhr vormittags fand für die Verunglückten in der Marienkirche ein Trauergottesdienst statt, zu welchem sich soviele Besucher eingefunden hatten, daß sie der Raum der letzteren nicht zu fassen vermochte. In langen schwarzen Reihen waren die Belegschaften des Brückenbergs, die trauernden Hinterlassenen und Theilnehmenden aus allen Kreisen der Bevölkerung nach der Kirche gezogen, wo die Trauerrede des Geistlichen nicht selten durch herzzerreißendes Schluchzen und Wehklagen der Frauen unterbrochen wurde. Am Nachmittag sind sie dem Schoße der Erde übergeben worden und dort werden sie in süßem Schlafe ruhen vom harten schweren Tagewerk, das sie bis zum letzten Athemzug treu und redlich vollbracht — die „**Helden der Arbeit**"....

Lunzenau, im sächsischen Muldenthale, 7. Dezember 1879.

Dr. Max Vogler.

Neujahrsempfang in einer Negerfamilie. (Bild Seite 160.) Prosit Neujahr! ruft Alt und Jung, Arm und Reich einander am 1. Januar zu. Warum denn? Weil die Erde, dieser winzige Körper im unermeßlichen Weltraum, auf welchem uns das Schicksal unsern Wohnort angewiesen, wieder einmal ihren Rundlauf um die Sonne vollendet hat. Wer kann sagen, zum wievieltenmale? Die Natur kennt keine Zahlen. Der Mensch hat den Zahlenbegriff erfunden, damit er im Endlosen regelnd eingreife. Indem er die Einheit zur Potenz erhob, hat er mit sichtbaren Zeichen (Ziffern) die Unendlichkeit der Zahl aufgebaut, mit der er die Himmelsräume mißt. Diese Theorie, verbunden mit Naturbeobachtung, lernte ihn den Kalender machen. Der Gebrauch, den Ablauf des eingebildeten Zeitraums, den wir Jahr nennen, zu feiern, ist uralt. Der Vater der Geschichte, Herodot, erzählt uns, daß die Aegypter der Göttin Neïtha, der Urmutter der Sonne, die in Saïs verehrt wurde, in der Neujahrsnacht in allen Häusern Lampen anzündeten; jedenfalls die Versinnbildlichung der Geburt des Lichtes aus dem Dunkel. Die Juden feierten den Neujahrstag zugleich als Adams Erschaffungstag. Das mag wohl die christlichen Kalendermacher, die Priester, bewogen haben, das Fest der Beschneidung Jesu auf den 1. Januar zu verlegen. Ihre türkischen und chinesischen Kollegen waren in Betreff des Neujahrs anderer Ansicht, und so entstand ein heilloses Durcheinander, um welches sich Mutter Erde auf ihrem Rundlauf nicht im geringsten kümmert. Um das Datum nur einigermaßen mit der immer richtig gehenden Sternuhr des Himmels in Einklang zu bringen, haben die Römer die Monate Julius und Augustus eingeflickt, die Päpste schalteten zwölf Tage und wir schalten alle vier Jahre einen Tag ein. Den Persern war der Neu-Käz (Jahresanfang) ein Festtag, an welchem man sich mit Eiern beschenkte; den Römern war der Neujahrstag ein dies faustus (Glückstag), an welchem man sich Geschenke darbrachte, welche Strena hießen, woraus wahrscheinlich die heute noch in Frankreich und Belgien üblichen Etrennes entstanden sind. In Deutschland sucht man sich von der Sitte der mündlichen und schriftlichen Neujahrsgratulation immer mehr zu emanzipiren. Anders ist es in der Neuen Welt, wo dieselbe eifriger als je gepflegt wird. Dort gehört Neujahr zu den beliebtesten Festtagen und ist ebenso unterhaltend für den Gratulanten, wie für die, welche die zahlreichen Neujahrbesucher empfangen. Mit größter Sorgfalt wird Toilette gemacht und selbst in weniger bemittelten Häusern läßt man an diesem Tage für den Putz der Damen und für die Bewirthung der Verschwendung einmal die Zügel schießen. Ein reich mit Leckerbissen und Weinen besetzter Tisch harrt der Gäste, sie zum leckeren Schmause ladend. Unser Bild führt uns in die farbige Gesellschaft der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Das alte Mütterchen im Hintergrunde, das noch die Peitsche des Pflanzers gekostet hat, kann sich in den gewählten Ton ihrer Enkel und Kinder nicht finden. Ihre stattliche Tochter, deren Gesicht mehr einer ungeschälten Kartoffel, wie der mediceischen Venus ähnlich sieht, preiset dem Schwarm der Gäste mit nimmermüder Zunge die Erzeugnisse ihrer Kochkunst und kommandirt die Verbeugungen ihrer Töchter. Diese interessanten schwarzen Schönheiten, die auf die duftigen Namen Rosa und Viola hören, haben sich in buntschillernde Kostüme von modernstem Schnitt geworfen und das krause Wollhaar mit gemachten Blumen be-

steckt. Lachend zeigen sie die weißen Zähne zwischen den wulstigen Lippen und sind im Innern entzückt über die Grazie, mit der sie die weißen „Ladies“ nachahmen. Der schwarze Gentleman in seinem Feiertagsstaat hält sich gewiß für unwiderstehlich. Warum auch nicht? Für Miß Rosa ist er das Ideal männlicher Schönheit und das ist doch die Hauptsache. Zierlich fuchtelt er mit dem Bambusstöckchen und drückt seinen Hut an den pochenden Busen, während er mit einer Verbeugung die diplomatische Aeußerung macht: „O wie herzlich! O wie saftig!“ Der Schlauberger! Man weiß nicht genau, ob sein bewundernder Ausruf dem Fräulein Rosa oder dem Schinken gilt. Der bestens herausgewichste Stutzer, der seine etwas zu groß ausgefallene Linke an die Kravatte statt zum Herzen führt, hat schon des Guten zu viel gethan und stammelt ziemlich holperig, „des süßen Weines voll“, seine Neujahrgratulation. Bei Mutter Chloë hat er sich unmöglich gemacht. Sie sendet ihm durch ihre Hornbrille einen flammenden Blick des Abscheues zu. Die zwei Gäste im Hintergrunde in abgetragener Kleidung und mit zweifelhaften Manieren stellen sich als Geschäftsfreunde des eben abwesenden Herrn des Hauses vor. Der Himmel, der sie mit gutem Appetit gesegnet hat, mag wissen, wie oft sie dieses Manöver heute schon wiederholt haben. Trotzdem sie sich mit wahrer Gier auf den Schinken, die Marmeladen und Pasteten stürzen und, wohl nur in der Zerstreuung, einige Pfannkuchen in den Rocktaschen verschwinden lassen, hat die Hausfrau auch für sie ein artiges Wort, ein verbindliches Lächeln, denn heute ist new years day und der Zutritt auch denen gestattet, die nicht zu den ständig Eingeladenen des Hauses gehören. Unser Bild, welches die komische Seite des amerikanischen Negerlebens ausbeutet, soll nicht etwa den Beweis führen, daß die farbige Gesellschaft der vereinigten Staaten aus lauter Karrikaturen besteht; es gibt auch unter den Schwarzen ehrenwerthe Handwerker und Kaufleute, Richter und Lehrer, die um so höher in unserer Achtung steigen, wenn wir bedenken, daß sie sich ihr gesammtes Wissen und Können in der kurzen Spanne Zeit eines Menschenalters angeeignet haben. Sie haben den unumstößlichen Beweis geliefert, daß sich alle menschlichen Rassen unter günstigen Verhältnissen fortentwickeln können.

Dr. M. T.

Mammuthfang durch ureuropäische Höhlenmenschen. (Bild S. 161.) Unsere Abbildung führt uns in eine ungemein weit zurückliegende Periode der Erdentwicklung, in die Tertiärzeit, während welcher auf europäischem Boden ein Volk unter Verhältnissen wohnte, die den jetzigen in keiner Weise, insbesondere nicht in klimatischer Hinsicht, glichen. Deutschland muß damals, vor der Erhebung der Schneegebirge, ein warmes, subtropisches Klima gehabt haben, wie heute das südliche Griechenland, Sizilien und Aegypten. Wohl gibt uns keine Tradition, keine Volkssage davon Bericht, allein die Höhlen des Lessethales in Belgien, diejenigen der Dordogne in Frankreich, die Kentshöhle, die Wookeyschlucht und die Höhlen von Somersetshire in England, der Hohlefels bei Blaubeuern, die Höhle bei Schelkingen unweit Ulm, der Schelmengraben bei Regensburg, die Höhlen in Westfalen und mehrere Grotten in Mähren, welche die Ureinwohner Europas als ihre Wohnstätten wählten, sind unwiderlegliche Dokumente, daß der Mensch mit dem Mammuthelephanten, mit dem Nashorn, mit dem Höhlenbären, dem Höhlenlöwen und anderen längst ausgestorbenen Thieren zusammen gelebt haben muß. In einer solchen Höhle auf der Schwäbischen Alp fand man nach Wegräumung der obersten Erd- und Tropfsteinschichten die Spuren des vorhistorischen Volks, die Reste seiner Mahlzeiten, vor allem eine große Menge seiner Werkzeuge. Wenn man diese einfachen Geräthe in die Hand nimmt, mit welchen sich der Ureuropäer versah, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, wenn man die Waffen betrachtet, mit deren Hilfe er das Mammuth, den Höhlenlöwen, den Höhlenbären bekämpfte, so staunt man über den ungeheuern Abstand der Kulturstufen von heute und sonst. Da gibt es noch kein Metall, welches erst viel, viel später in der Geschichte der Menschheit seine Rolle spielt. Alles ist gefertigt aus Stein und Bein, vieles wohl auch aus Holz, welches letztere sich freilich nicht erhalten hat. Aus Stein geschlagen sind die Aexte, die zum Hauen des Holzes wie für den Kampf gegen Thiere und Menschen dienten; aus Stein die Speer- und Pfeilspitzen, aus Stein die kleinen Sägen, die Bohrer u. s. w. Der Flint- oder Feuerstein, der, zerschlagen, bekanntlich so leicht scharfe Kanten bildet, wurde zur Anfertigung solcher Waffen und Geräthschaften am liebsten benutzt; doch griff man auch zu anderm Material, Granit u. s. w., und man schliff die zubehauenen Werkzeuge. Solche polirte Steine aus später Zeit finden sich zumal in den Pfahlbauten der schweizer Seen, des Laibacher Torfmoores und in den auf der norddeutschen Ebene so zahlreich vorkommenden Hünengräbern. Aus dem Bein der Röhrenknochen der wilden Pferdes und verschiedener Wiederkäuer stellte man Pfriemen, Nadeln, Harpunen her, während der Kinnbacken des Höhlenbären mit seinem scharfen Eckzahn sich zum Spitzhammer trefflich eignete, dessen man sich zum Zerschlagen der markhaltigen Röhrenknochen bei der Mahlzeit bediente. Den armseligen Schmuck der Ureuropäer bildeten Pferdezähne, die man durchbohrte, aneinanderreihte und wie Perlenschnüre als Halsketten trug, wie es heute noch die Bewohner des Feuerlandes (Südspitze Amerika's) zu thun pflegen. So zogen die rauhen Männer jenes Steinvolkes, mit Bärenfellen umgürtet, aus ihren Höhlen zur Jagd in den Wald oder auf die Halde, um Rennthiere oder Höhlenbären zu erlegen. Diesen beiden Thieren gehört weitaus die größte Mehrzahl der in den Höhlen gefundenen vom Mahl übrig gebliebenen Knochen an. Inzwischen heimsten die Frauen und Kinder Waldfrüchte, Wurzeln, Pilze, Flechten, Vogeleier ein; auch richteten wohl die Weiber Fellkleider mit knöcherner Nadel und Zwirn aus Gedärm zu, oder sie strickten aus Binsen Netze zum Fischfang. Da traf es sich wohl, daß eine Jagdgesellschaft beim Durchschweifen des Urwaldes mit einem Höhlenlöwen, der an Kraft und Größe den jetzigen Tiger übertraf, oder mit einer Hyäne harten Strauß durchzufechten hatte. Doch lebten auch schon, wie uns Julius Cäsar und später das Nibelungenlied erzählt, in den deutschen Wäldern der Urstier, der Wisent, der Schelch und das Elen. Die Dickhäuter, welche sich durch den dichten Wald in das nahe gelegene Sumpfthal einen Pfad getreten hatten, eine langbehaarte Nashornart und ein rothbehaarter Elephant, das Mammuth, blieben im allgemeinen wohl ziemlich unbelästigt von dem Höhlenmenschen, denn dieser verstand aus den prächtigen Stoßzähnen des Mammuths, dem Elfenbein, nicht viel zu machen; auch war das Fleisch dieses Thieres wohl ebenso ungenießbar, wie das des noch heute lebenden Elephanten; nur die Zunge und der Rüssel des Mammuths galten als Leckerbissen. Doch schon um dieser Stücke willen, so darf man annehmen, stellte das Jägervolk dem dickfelligen Riesenthier zuweilen nach. Mit den geringen Waffen freilich konnte man dem ungeheuern Thier wenig anhaben; sicher jedoch stellte man ihm Fallgruben, wie auch jetzt der Neger dem Elephanten. Wenn es gelang, einen solchen Waldriesen in die Falle zu bringen, mag es ein Fest für den Stamm gewesen sein, wie es unsere Abbildung darstellt. Dann strömte Alt und Jung, vom kleinen Kind bis zur alten Höhlenahne, die an Krücken heranhumpelt, zusammen, um mit wilder Lust zuzusehen, wie das arme, in Wuth und Angst brüllende Thier allmählich durch zahlreiche Steinwürfe und Verwundungen zu Tode gequält ward.

Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„**Deutscher Handwerker- und Arbeiter-Notizkalender** für das Schaltjahr 1880.“ Nürnberg, Verlag von Wörlein & Comp. Dieser Notizkalender enthält in dauerhaftem Einbande neben dem Kalendarium die für Arbeiter und Gewerbtreibende wichtigsten Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung, das Haftpflichtgesetz, das Lohnbeschlagnahmegesetz, das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, die hauptsächlichsten Bestimmungen bezüglich des Postverkehrs innerhalb des deutschen Reichs und im Bereiche des Weltpostvereins, endlich den eigentlichen, jedem Tag im Jahr seinen Theil leeren Raumes für Aufzeichnungen gewährenden Notizkalender. Für den spottbilligen Preis von 50 Pfennigen hat die Verlagshandlung geboten, was geboten werden konnte.

„**Ausgewählte Reden und Schriften von Robert Blum.** Herausgegeben von Hermann Nebel.“ Leipzig, Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei. Ein gewiß zeitgemäßes und dankenswerthes Unternehmen, Robert Blum, einen der allerbesten und allerunglücklichsten unter den deutschen Volksmännern in seinen Reden und Schriften wieder aufstehen zu lassen, zu einer Zeit, da sein Denken und Trachten, sein Wollen und Wirken die lachenden Erben der Volksbewegung in den letzten vierziger Jahren, oder richtiger, die oft nicht einmal heimlich hohnlachenden reaktionsliberalen Erbschleicher derselben, so sehr bemüht sind, vergessen zu machen oder in falschem Lichte erscheinen zu lassen. Die einzelnen Lieferungen sind so billig (10 Pfg.), daß jedermann die Anschaffung ermöglicht ist. Heft 1 enthält: die Rede über die deutschen Grundrechte, gehalten in einer Wählerversammlung im Schützenhause zu Leipzig am 16. August 1848; Heft 2: die Rede über den Waffenstillstand mit Dänemark, gehalten im deutschen Parlamente am 16. Sept. 1848; Heft 3: der Tod des Pfarrers Ludwig Weidig; Heft 4: Aus Blums letzten Lebenstagen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 15. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Dem Justizrath kam die Unterbrechung auch nicht gelegen. Aber je weniger die Stimmung des Oberbauraths der ruhigen und raschen Auseinandersetzung über Geschäftsangelegenheiten förderlich schien, desto mehr mußte sich Wichtel mit der Lösung seiner ohnehin wahrscheinlich garnicht so leichten Aufgabe beeilen; denn je mehr Rheinwein der Oberbaurath auf dem Altare seines Durstes opferte, desto geringer mußte die Aussicht werden, in seiner Gegenwart ernsthafte Verhandlungen zu führen.

Ohne sich daher sonderlich um das offenbare Mißverständniß seitens Schneemanns zu kümmern, fuhr der Justizrath fort, graden Weges auf sein Ziel loszusteuern.

„O mein liebster Oberbaurath," begann er, süßlich lächelnd, „ich habe selbstredend einen viel zu hohen Begriff von Ihren übrigens allgemein anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen, daß ich Sie nicht in verschiedenen, auch materiell sehr verschiedenen Fächern als Sachverständigen schätzen sollte. Diesmal dachte ich indeß speziell an Ihre Bedeutung als Fachmann, als Eisenbahn- und Bautechniker, in der Sie mir als die erste Autorität gelten, die ich überhaupt kenne — —"

Der Oberbaurath grunzte geschmeichelt und stieß mit dem Justizrath an.

Alster hatte sofort gemerkt, wo der Justizrath hinauswollte. Er hatte aber nicht die mindeste Lust, die Differenzen zwischen ihm und Wichtel hier zur Sprache zu bringen. Daher nahm er geschwind das Wort:

„Sie haben vollkommen recht, bester Freund, unser lieber Oberbaurath ist der erste in seinem Fache, und deswegen haben wir ihn auch mit Gold aufgewogen, als es galt, ihn für die technische Direktion unserer Eisenbahn zu gewinnen — —"

„Uebertreiben Sie nicht, Alsterchen," brummte der Oberbaurath, der sich bei solcher Lobhudelei ungemein behaglich fühlte, dazwischen; „ich wiege zwei Centner fünfzig Pfund, und der verehrliche Verwaltungsrath hat sich sehr gehütet, bei der Normirung des Abstandsgeldes für meinen Austritt aus dem Staatsdienst mein bescheidenes Körpergewicht in Rücksicht zu ziehen. Wär' aber in der That nicht übel gewesen!"

Dieser Gedanke mußte den Oberbaurath wirklich sehr anmuthen, denn er stärkte sich schleunigst wieder zufrieden strahlenden Angesichts mit einem mächtigen Schluck. Alster wollte fortfahren, aber der Justizrath hatte es noch eiliger als er:

„Um die Herren mit den wichtigen Geschäften, die ich heut zu meinem Bedauern noch erledigen muß, möglichst kurze Zeit zu belästigen," platzte er los, „will ich mir sofort die Frage erlauben, ob Sie, mein verehrter Freund Alster, vielleicht schon das Gutachten unseres vortrefflichen Oberbauraths bezüglich der endlichen, definitiven Inangriffnahme unserer Fabrikgründung eingeholt haben?"

Daß diese Art, das Gespräch auf das ihm am Herzen liegende Thema zu bringen, geschickt gewählt war, zeigte sich sofort.

Der Oberbaurath horchte hoch auf. Das Gründungsprojekt war ihm seinerzeit gradeso überraschend gekommen, wie aller Welt. Bei günstiger Gelegenheit hatte er sich bei jedem der ihm so nahe befreundeten Betheiligten erkundigt und war von beiden mit der Versicherung abgespeist worden, die vorläufige Ankündigung sei nur ein Fühler gewesen, und ehe man Schritte zur Ausführung des Projekts thue, würde man natürlich seinen Rath einholen. Dabei war man längst einig gewesen, den Oberbaurath thunlichst wenig zu inkommodiren, — er war einer von jenen Leuten, die nicht eine Zeile zu schreiben, ja sogar geschäftlich nicht eine Silbe zu sprechen gewöhnt sind, ohne dafür ein haarsträubend hohes Honorar zu liquidiren. Ganz durften die Herren Wichtel und Alster ihren gemeinsamen vorzüglichen Freund allerdings nicht umgehen bei einer solchen Angelegenheit, weil sie keine Aussichten hatten, ohne seine Zustimmung die für das Emporblühen ihrer Fabrik unbedingt nothwendigen Bestellungen ihrer Eisenbahn zu erhalten. Um ihn zu gewinnen, genügte es aber vollständig, wenn sie nach Erledigung aller Vorarbeiten, nach fix und fertig gestellter Einrichtung ihn als der Sachverständigen Obersten zur letzten, natürlich „allein maßgebenden" Begutachtung einluden und den bedächtigen Rundgang in der Fabrik, zu dem er sich dann voraussichtlich herbeiließ und mit dem er trotz aller Bedächtigkeit in wenigen Stunden bestimmt fertig war, mit dem mäßigen Entgelt von tausend Thalern honorirten.

Während der Oberbaurath bei der unerwarteten Erwähnung der beinahe aus seinem Gedächtniß entschwundenen Gründung in der frohen Aussicht auf einen tüchtigen und spielend zu erwerbenden Profit flugs ganz Ohr wurde und sogar das eben von neuem erhobene Weinglas wieder sinken ließ, ohne es zum Munde zu bringen, wurde das Gesicht Alsters dunkelroth vor Aerger. Es war klar, warum Wichtel den Oberbaurath in dieser Weise ins Spiel brachte; er wollte ihn nicht allein für die geschäftliche Unterhaltung, sondern für die baldige Ausführung des Projekts interessiren und zu seinen, des Justizraths, Gunsten einnehmen, was ihm heute offenbar besonders leicht wurde. Was

sollte er thun? Er konnte nicht schnell genug zu einem erfolgversprechenden Entschlusse kommen. Das Einfachste war und blieb, koste es was es wolle, die Verhandlungen, ohne auf den Kernpunkt zu kommen, hinzuziehen, bis die Damen erschienen. Es konnte garnicht mehr lange dauern.

Alster nahm also eine möglichst freundliche Miene an. „Freut mich, freut mich außerordentlich, bester Justizrath, daß Sie unser Gespräch auf diesen Gegenstand gebracht haben. Grade den heutigen Abend hatte ich mir dazu erwählt, mit unserm verehrten Freunde das von uns selbst schon sorglich erwogene Gründungsprojekt durchzusprechen, und nur die der Geschäftsplackerei so abholde Stimmung, welche unser ja den ganzen langen Tag mit solchen Sachen heimgesuchter Oberbaurath heut mitgebracht hat, hielt mich ab, diesen meinen Vorsatz auszuführen.“

„Ja, 's ist 'n riesig liebenswürdiger, rücksichtsvoller Kerl, unser Alster — na, Sie nehmen mir den Kerl nicht übel, Alsterchen,“ meinte der Oberbaurath; „wissen ja, wie ich's meine. Aber, hol' mich der Teufel, so furchtbar zart brauchen Sie bei mir nicht sein. Wenn ich die Geschäftsschinderei den ganzen Tag ausgehalten habe, so kommt's mir des Abends auf eine weitere Stunde nicht an. Also schießen Sie nur los, Justizrath; Sie waren ja im besten Zuge.“

Der Justizrath ließ sich das nicht zweimal sagen:

„Also es handelt sich darum, ohne allen Verzug zu handeln. Eine Fabrik für Eisenbahnbedarf wollen wir gründen, das wissen Sie ja. Sie wissen auch, daß wir damit einem allseitig empfundenen Bedürfniß entgegenkommen. Nun haben wir aber, mit Ausnahme einer ziemlich rohen Kostenberechnung, noch rein nichts gethan. Wir brauchen mithin ein Grundstück und Häuser, die sich zu Fabrikeinrichtungen eignen, denn zum Bauen, wie wir anfänglich wollten, ist inzwischen die Zeit verstrichen.“

Alster biß sich auf die Lippen — das war ein zweiter, wiederum sehr geschickter Coup des Justizraths. Ob die Fabrik gebaut oder bereits fertige Fabrikgebäude zu kaufen gesucht werden sollten, das war im Grunde der Hauptinhalt ihres Zwistes gewesen. Daß der alte Wichtel jetzt den Gedanken des Fabrikbaues ohne Diskussion fahren ließ, bewies, daß er ihm, seinem guten Freunde Alster, den Boden jedes Vorwandes unter den Füßen fortziehen wollte. Aber sollte sich der schlaue Jurist da nicht doch eine Blöße gegeben haben? Alster fragte rasch:

„Meinen Sie wirklich, geehrter Freund, wir könnten nicht doch noch im nächsten Frühjahr mit dem Bau beginnen? Wenn wir denselben recht forciren, und Sie meinten ja, daß das unter der Leitung Ihres Freundes Waldstein sehr wohl möglich sein würde, können wir ja im Herbst vollständig fertig sein, und im Winter bereits zu fabriziren beginnen.“

„Ich meinte das allerdings früher,“ bemerkte der Justizrath ohne das geringste Zeichen des Mißbehagens. „Ich war, wie Sie Sich entsinnen werden, lieber Alster, dabei noch der Ansicht, daß eine derartige Beschleunigung um so eher sich durchführen lassen würde, als zu der Erfahrung Waldsteins noch die unseres Oberbauraths, gewissermaßen als des ersten Baukontroleurs, hinzukommen würde. Sie waren uns doch sicher, verehrtester Freund,“ wandte er sich wieder an den Oberbaurath, der beifällig nickend seine Zustimmung gab. „Und wenn Sie nicht Ihre Stellung bei der Eisenbahn hätten, welche nicht nur Ihre Zeit in so hohem Maße in Anspruch nimmt, sondern Ihnen auch die Uebernahme von Privatbauten unmöglich macht, so hätte ich natürlich befürwortet, daß wir Sie gebeten hätten, uns die Fabrik einzurichten, so recht eine Musteranlage zu schaffen, wie Sie das z. B. bei den Reparaturwerkstätten der Eisenbahn in ausgezeichneter Weise zustande gebracht haben.“

Der alster'sche Hieb war parirt, aber Alster war zufrieden. Er war immer noch zu keiner bestimmten Entscheidung gedrängt worden, und — er hatte die Uhr gezogen — es war $9\frac{1}{2}$ Uhr — die Damen mußten auf der Stelle erscheinen.

Und es kam wie gerufen, — soeben hörte man einen Wagen vorfahren und am Hotelportal halten. Alster sprang entzückt auf: „Die Damen! Mein lieber Justizrath, verzeihen Sie — ich muß ihnen wenigstens ein paar Schritte entgegengehen. Wenn Sie morgen die Güte haben, bei mir vorzusprechen, können wir über unsere Geschäfte ja einig werden.“

Der Justizrath machte ein ärgerliches Gesicht. Der Oberbaurath dagegen schmunzelte wieder ungeheuer vergnügt vor sich hin und versicherte, der Justizrath würde seinem Freunde Alster für die Ueberraschung, die dieser ihm jetzt zu bereiten im Begriff sei, ewig dankbar bleiben. Er, der Baurath, sei zwar das Opferlamm — ihn koste die Geschichte zwei Dutzend Bouteillen Johannisberger Kabinet, aber, der Teufel solle den Wein holen, für solch' einen Genuß — einen Kunstgenuß nämlich, setzte er verschmitzt lächelnd hinzu — gäbe er gern noch einmal soviel. Ueberdies denke er sich nach seinen schwachen Kräften schadlos zu halten, darum habe er gleich von vornherein so tapfer den Kampf mit den Geistern der Rebe aufgenommen — wer die Kriegskosten zahle, müßte wenigstens sehen, daß er ordentlich Beute heimbringe — —

So schwatzte der in seinem heutigen Kampfe mit den Geistern der Rebe augenscheinlich schon ein wenig verwundete Herr Schneemann in seinen nachdenklich dreinschauenden vorzüglichen Freund Wichtel hinein.

Er hätte jedenfalls noch lange nicht aufgehört, wenn sich die Thür nicht langsam, sehr langsam geöffnet hätte und Herr Alster mit außergewöhnlich verdutztem Ausdrucke auf seinem allezeit rosigen Antlitze wieder erschienen wäre.

Als sich der Thürgriff zu bewegen begann, hatte der Oberbaurath bereits höchst umständliche Anstalten gemacht, sich zu erheben; er war damit aber noch lange nicht zustande gekommen, als er Alster allein eintreten sah. Mit beiden Riesenfäusten auf den Tisch aufgestemmt, den Oberkörper etwa einen Zoll hoch vom Sessel erhoben, hielt er in seinen Bemühungen inne und fragte:

„Alle Wetter, Alsterchen, wo bleiben denn unsere Göttinnen?“

„Ja, weiß der Himmel, meine Herren,“ erwiderte Alster ziemlich kläglichen Tones, „vorläufig weiß ich blos, daß mir der Kutscher, welcher die Damen hierherbringen sollte, statt ihrer dieses Billet übergeben hat.“

„Ich glaube gar. Ich werde doch nicht etwa meine Wette noch gewinnen — das wäre ja eine schöne Geschichte! Himmelkreuzdonnerwetter!“ fluchte der Oberbaurath.

Alster hatte das Billet erbrochen, sich möglichst nahe an den Gaskronleuchter gestellt und gelesen.

„Nein, das ist aber ein haarsträubendes Pech!“ rief er, nachdem er die wenigen Zeilen, welche das Billet enthielt, überflogen hatte. „Hören Sie nur, meine Herren:

‚Sehr verehrter Herr Alster!

‚Zu meinem lebhaftesten Bedauern verhindern mich Brustbeklemmungen, welche heut am Schluß der Vorstellung, wahrscheinlich infolge von Aufregung, mich befallen haben und jedenfalls Nachwehen eines, wie ich glaubte, glücklich überstandenen, Herzleidens sind, Ihrer so ungemein liebenswürdigen und mich auszeichnenden Einladung nachzukommen.

‚Deshalb haben Sie die Güte, mich und meine liebe Helene von Würzbach, die es sich nicht nehmen läßt, mir in meinem Unwohlsein Gesellschafterin und Pflegerin zu sein, in gewohnter Liebenswürdigkeit zu entschuldigen.

‚In vorzüglicher Hochachtung

zeichnet

Frau Christine Bergmann-Stein.‘“

„Na, das ist nicht übel — Brustbeklemmungen, altes Herzleiden — Himmelheiland — da sitzen wir nun da wie die Waisenknaben, — was meinen Sie dazu, Justizrath?“

Der Justizrath war weniger schmerzlich berührt; die Reihe des Vergnügtschmunzelns war jetzt an ihm.

„Aber, meine lieben Freunde, was machen Sie da für Streiche!“ sagte er und drohte schelmisch mit dem Finger. „Zwei doch nicht mehr ganz junge Knaben, wie Sie, laden sich die hübschesten Schauspielerinnen in P. zu einem heimlichen Souperchen en quatre. Wenn das mein würdiger Herr Sohn gewußt hätte — ich glaube, er hätte Sie gefordert, sozusagen aus purem Brotneid.“

„Jetzt aber würde sich der Brotneid in Hohnlächeln verwandeln,“ grunzte der Oberbaurath. „Na, Alsterchen, wenigstens müssen Sie jetzt die Wette bezahlen — das ist noch mein einziger Trost in dem vermaledeiten Pech!“

Herr Alster hatte diesen Trost nicht. Seine Freude auf den köstlichen Abend war umsonst gewesen, dazu zahlte er die Zeche und hatte auch noch den Justizrath auf dem Halse, dem auszuweichen er eine vierzehntägige Reise gemacht haben würde, wenn er von seiner Ankunft grade zu diesem sehr ungelegenen Zeitpunkte etwas gewußt hätte. Es war wirklich zum Davonlaufen; schade nur, daß das auch nicht viel nützen möchte, denn der Justizrath wäre jedenfalls nachgelaufen. Der war nicht abzuschütteln, wenn er nicht selbst wollte — das wußte Alster aus langjähriger Erfahrung zur genüge.

„So können wir denn unsre Geschäftsangelegenheiten, bester Freund Alster, jetzt gleich kurz und bündig zu einem gedeihlichen Abschlusse bringen," erneuerte denn auch der Justizrath sofort den Angriff.

„Hören Sie gefälligst meinen Vorschlag: Wir suchen so rasch als irgend thunlich die zu unseren Fabrikanlagen nöthigen und geeigneten Grundstücke und Räumlichkeiten zu finden. Die, gleichviel ob von Ihnen, verehrter Freund, oder von mir in Vorschlag gebrachten Grundstücke werden, gleichfalls ohne Verzug, von unsrem lieben Oberbaurath einer sachverständigen Prüfung unterzogen und, falls sie für zweckentsprechend befunden werden, sofort angekauft. Dann übernimmt Waldstein, immer unter der Oberleitung des Oberbauraths, die Einrichtung, mit der kontraktlichen Verpflichtung, bis zum Frühjahr fertig zu sein; der Oberbaurath rekommandirt uns brauchbare Techniker und nimmt zur bestimmten Zeit die Bauten ab, und spätestens zum Mai nimmt die Arbeit ihren Anfang. So halten Sie's doch auch fürs beste, bester Oberbaurath?"

„Natürlich, so ist's recht, so muß man's machen," grunzte dieser, von den Ausführungen des Justizraths höchlichst erbaut, indem er sich vornahm, seinen sachverständigen Beirath sich so theuer als möglich bezahlen zu lassen. „In der industriellen Welt kommt alles auf energische Initiative an. Haben eigentlich schon viel zu lange gewartet; bin das von der Thatkraft meines guten Alsterchens garnicht gewöhnt. Heute den Plan gefaßt, morgen die Schultern in die Radspeichen und vorwärts mit der Karrete — das ist das einzig richtige, verlassen Sie Sich darauf, vorzüglicher Freund."

Alster gab sich die größte Mühe, irgendeinen Vorwand herauszuklügeln, mit dessen Hülfe er die von Woche zu Woche unangenehmer gewordene Sache noch weiter hinzuschleppen im stande gewesen wäre; aber entweder war er heute so vernagelt — diese Voraussetzung aber schien ihm bei dem großen Respekt, den er vor seinen eigenen geistigen Fähigkeiten hatte, rein unmöglich —, daß er deshalb keine plausible Einrede entdeckte, oder es gab für ihn wirklich keinen mittheilbaren vernünftigen Grund zur Verzögerung des einmal begonnenen Werkes — kurz, er wußte absolut nicht, was er sagen sollte — eine Verlegenheit, deren er sich bei seiner sonstigen vermeintlich unübertrefflichen Redefertigkeit im Herzen weidlich schämte.

Der Justizrath ließ die Leine, an der er seinen Freund festhielt, nicht locker.

„Es freut mich," sagte er, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, daß Alster noch nicht die Spur seines Einverständnisses hatte merken lassen; „es freut mich aufrichtig, verehrtester Freund, daß Sie gegen meine Vorschläge nicht das mindeste einzuwenden haben. Die Sache ist also abgemacht — unser lieber Oberbaurath kann uns diese erfreuliche Thatsache bezeugen — —"

„Das kann er," grunzte der Oberbaurath. „Und nun lassen wir die leidigen Geschäfte — Geschäfte sein und stoßen wir an, die Kompagnie Alster und Wichtel soll leben! Hoch! Nun aber, Freunde, die Gläser aus bis zur Neige — unser lieber Alster ist heute der vom Schicksal designirte Festgeber. Wir woll'n ihm keine Schande machen — was, Justizrath? — und woll'n uns — hol' mich der Teufel! — auch durch den nothgedrungenen Verzicht auf das schöne Geschlecht nicht verstimmen lassen, können uns ja an die Veuve Cliquot*) halten; zwar 'n altes Frauenzimmerchen, aber mir doch immer noch die liebste."

Die Gläser klangen zusammen, Wichtel drückte „seinem lieben, guten Alster" auf das wärmste die Hand, der Oberbaurath versicherte in ungewöhnlich poetischer Begeisterung, daß es eine wahre Freude für die Engel im Himmel sei, wenn ein paar so vorzügliche Menschen ein Herz und eine Seele seien im Denken und im Handeln, und alle drei schickten sich an, in trauter Gemeinsamkeit dem Gotte des Weins ihre Opfer darzubringen.

Alster zog an der Glockenschnur, welche die Verbindung mit der Dienerschaft des Hotels und Restaurants Weinhold herzustellen hatte. Das Souper hatte lange genug gewartet. — —

„Der Oberkellner ist wirklich außerordentlich auf dem Flecke," meinte Alster. „Hören Sie — in demselben Augenblicke, in dem man läutet, kommt er auch schon."

In der That hörte man Schritte auf dem Korridore.

„Na, wenn das der Oberkellner ist," sagte der Oberbaurath, „so muß der Kerl wenigstens vier Beine haben."

*) Witwe Cliquot, die Besitzerin der ältestrenommirten Champagnerhäuser.

Der Oberbaurath hatte recht; draußen gingen mehrere Menschen den Korridor entlang, und jetzt öffnete sich auch die Thür des Zimmers, in dem die Herren zu löblichem Thun beisammen waren, und auf der Schwelle stand die hohe, schlanke und dabei in all' ihren Formen schwellend gerundete Gestalt einer schönen Frau, die, lebhaft erstaunt, in dem Separatzimmer bereits Gäste vorzufinden, mit einem lauten: „Oh, das Zimmer ist bereits besetzt, Sie haben uns doch irregeführt, bester Schweder!" ins Zimmer trat.

Herr Schweder, der noch den Thürgriff in der Hand hielt, trat einen Schritt vor und grüßte, wie es den Anschein hatte, nicht minder überrascht als die Dame, die sich mit dem zweiten der Herren, die sie begleiteten, nach höflicher Neigung ihres schönen Hauptes zurückzuziehen begann.

„Bitte tausendmal um Vergebung, meine Herren," sagte Herr Schweder; „aber jetzt erkenne ich ja erst — mein verehrter Herr Alster und der liebenswürdige Herr Oberbaurath — nun, da darf ich auf freundliche Entschuldigung hoffen: ich muß mich in der Zimmernummer geirrt haben."

Alster hatte sich erhoben und war auf Schweder zugekommen. Auch der Oberbaurath machte Anstrengungen, aufzustehen, — nur der Justizrath blieb nach kurzer Erwiderung des Grußes kaltblütig sitzen.

Die Augen des Herrn Alster leuchteten eigenthümlich, als er Schweder warm die Hand schüttelte und ihn fragte:

„War die Dame nicht Frau Senkbeil, mein bester Herr Schweder?"

„Gewiß, Herr und Frau Senkbeil, sonst niemand. Wir drei wollten soupiren und ein gemüthliches Glas Wein trinken!"

„Ei, das trifft sich ja ganz vorzüglich. Haben Sie die Güte, mich der Dame vorzustellen, und erlauben Sie mir, daß ich dieselbe mit ihrem mir gleichfalls sehr werthen Gatten und mit Ihnen einlade, an unserm Souperchen theilzunehmen."

Schweder bat, der verehrungswürdige Herr Alster möge sich und seine Freunde doch ja nicht inkommodiren, aber Alster hörte garnicht mehr auf das, was er sagte, sondern zog ihn am Arme auf den Korridor, wo sich Herr Senkbeil nach dem Oberkellner umsah, um zu erfahren, welches Zimmer denn eigentlich für sie reservirt worden wäre.

Die Vorstellung war schnell bewerkstelligt, und die Einladung Alsters wurde um so bereitwilliger angenommen, als der herbeigeeilte Oberkellner versicherte, daß der Bote unbegreiflicherweise nicht eingetroffen sei, durch den sich Herr Schweder heute das Separatzimmer Nummer drei, — als das abgelegenste und von dem Lärm auf der Straße am wenigsten behelligte, — hatte reserviren lassen wollen.

Alster bemühte sich eifrigst, Schweders Entrüstung über die „fabelhafte Unzuverlässigkeit des dienenden Volkes" durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß ihm heute nichts in der Welt lieber gewesen wäre, als dieser Zufall, und dabei warf der allezeit unternehmungslustige Herr der schönen Frau Senkbeil einen Huldigungsblick zu, der, wie er sich überzeugt hielt, durchaus geeignet war, auf ein fühlendes Frauenherz einen tiefen Eindruck zu machen.

Zu seinem Leidwesen übersah die schöne Frau diesen Blick gänzlich, sie schaute eben sehr angelegentlich nach einer andern Richtung. Es war ein langer, forschender Blick, den sie an ihrem Gatten vorbei zu Schweder hinüberstreifen ließ.

Zu ihrer Verwunderung schaute auch ihr Mann seinem Freunde Schweder fragend ins Gesicht; aber es wollte sie bedünken, als wenn um die breiten Lippen ihres Eheherrn dabei ganz heimlich ein pfiffiges Lächeln der Befriedigung spielte. Und wenn sie schon nicht recht verstanden hatte, wie es möglich war, daß Schweder sich heute eines so unzuverlässigen Boten bedient hatte — er, der sonst seine Leute trefflich zu wählen verstand, und wenn es ihr sehr aufgefallen war, daß Schweder, einen Seiteneingang zu dem Restaurant Weinhold benutzend und, ohne jemanden von dem Hotelpersonal zum Führer zu nehmen, sie und ihren Mann zu dem angeblich für sie reservirten Zimmer geleitet hatte, so konnte sie sich dieses zufriedene Lächeln ihres Mannes erst recht nicht erklären.

Lange Zeit, darüber nachzudenken, hatte sie nicht. Herr Alster war gar zu liebenswürdig. Er führte sie unter einer Fluth von Komplimenten nach Nummer drei zurück, stellte die dort zurückgebliebenen Herren der Dame und ihren Begleitern vor und gab seiner Freude über diese angenehme Fügung eines gütigen Geschicks, wie er den vermeintlichen Zufall nannte, immer erneuten Ausdruck.

Der Oberbaurath schien auch entzückt zu sein. Er hatte Herrn Schweder in sein Herz geschlossen, weil dieser ihm durch den immensen Vorrath von Anekdoten und Histörchen aller Art, die er stets bereit hatte und gern in meisterhafter Erzählung zum besten gab, imponirt hatte und ihm auch bekannt war als ein „Kerl, vor dessen kolossalen Leistungen im Zechen man die größte Hochachtung empfinden müsse".

Der Justizrath dagegen mußte sich einige Mühe geben, sein Mißvergnügen zu verbergen. Mußte der Satan auch grade heute noch diesen Schweder und, was ihm noch viel schlimmer schien, diesen Senkbeil sammt seinem Weibe hierherführen — freilich ein verdammt hübsches Weib, das konnte der längst ergraute Kenner der Frauenschönheit nicht leugnen! — Jetzt ging übrigens dem Justizrath ein Licht auf. Dieser Alster hatte sich ganz zweifellos in das famose Weib gründlich vergafft und darum — natürlich darum wäre er für sein Leben gern der Kompagnon des Senkbeil geworden. Dieser alte Sünder! — Solche Motive konnten es auch nur sein, die den Alster so bockbeinig gemacht hatten! — Es wäre wirklich zum Todtlachen gewesen, wenn es nicht ärgerlich wäre, daß man sich mit solcher Narrheit herumquälen mußte. Na, nun war glücklicherweise die Sache soweit im reinen, Alster konnte nicht mehr zurück — der Oberbaurath war als Bundesgenosse gewonnen, und Alster mußte, wenn er partout wollte, auf eine andere Art, als er es sich offenbar eingefädelt hatte, bei der Frau Senkbeil Hahn im Korbe zu werden suchen. —



Die Gesellschaft hatte sich um die kleine Tafel in scheinbar zufälliger Reihenfolge gruppirt. Nur das eine war bestimmt nicht zufällig, vielmehr geboten vom guten Ton, soweit ihn Herr

Alster in mühsamen Studien sich zu eigen gemacht, daß die schöne Frau Senkbeil an der oberen Kurzseite des Tisches gewissermaßen präsidirte. Ihr zur Rechten saß ihr Gatte; zu ihrer Linken hatte — und das war natürlich garnichts weiter, als ein glückliches Spiel des Zufalls — Herr Alster Platz genommen. Nicht minder war es Zufall, daß, als unter der Aufsicht des Oberkellners zwei andere Kellner mit lautloser Schnelligkeit die Tafel deckten, der eine große Tafelaufsatz so zu stehen kam, daß es Herrn Senkbeil schwer wurde, seines Gegenüber, des Herrn Alster, Gesicht zu sehen, und umgekehrt. Neben Alster saß der Oberbaurath, der sich nur im Momente der ernenten feierlichen Begrüßung der als liebe Gäste zurückkehrenden Eindringlinge mühselig erhoben, sich aber so rasch als thunlich wieder auf den in seinen Fugen krachenden Lehnsessel niedergelassen hatte. Ihm gegenüber hatte der Justizrath gleichfalls seinen Platz behauptet, und zwischen beiden, an der zweiten Kurzseite der Tafel, saß, zwar am Ende derselben — kavaliermäßig höflich, wie er nun einmal war, hatte er es durchaus nicht anders gethan —, aber in günstigster Position, um alle zu beobachten und insbesondere um sich keinen Blick der schönen Frau Senkbeil und ihres galanten Nachbars zur Linken entgehen zu lassen — Herr Schweder.

Auch der Justizrath schien die löbliche Absicht zu haben, sich ein wenig in stiller Beobachtung zu ergötzen. Er saß auf seinem Sessel mit einer Viertelswendung nach rechts, und während er sein graues Haupt leicht vornübergebeugt hatte und anscheinend so unverwandt auf eine Compotschüssel starrte, wie ein Selbstmörder in den letzten Augenblicken auf den Teich, der ihn zum ewigen Schlummer aufnehmen soll, schielte er über die Brille hinweg nach Alster hinüber. (Fortsetzung folgt.)

Unterfahrung eines Torrento im oberen Fellathal. (Seite 179.)

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von **M. Wittich.**

(Schluß.)

Fritz Reuter sagt bei einer Gelegenheit einmal, wenn die Mecklenburger, auch die Gebildeten, warm würden, sprächen sie die Mundart. Aehnlich können wir gewisse Fremdwörter nicht brauchen in gehobener Rede und in besonderen Stimmungen. Es denke sich jemand einen erwachsenen Sohn, dessen Vater starb und der nun voll Schmerz ausruft: „Wir haben den Papa verloren!" Hier ist unbedingt das fremde Wort gradezu störend. Unverkennbar ist auch die deutliche Absicht, unangenehme, ans Unsittliche grenzende Dinge durch ein nicht allen verständliches Fremdwort zu verhüllen. Hierher paßt auch das schiller'sche Wort: „Es (das Genie) ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist, aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist." Schamhaft ist eine positive Eigenschaft, decent ist dem Gebrauche nach ein sehr abgebrauchtes Synonymum, es heißt fast nur soviel wie: nicht ganz schamlos, aber doch etwas. An solche Worte mag der wackere Grimmelshausen gedacht haben, wenn er, etwas übertreibend, sagt: „Neue fremde Wörter bringen selten guts, sondern bedeuten je und allweg etwas böses." Man denke dabei als lichtgebend an die Sprachkünste, welche bei Abfassung von politischen Noten, Vorträgen u. s. w. ihr unheimliches Wesen treiben, wie da so geschraubte, nicht selten ganz neue Worte und Redensarten angewendet werden, um jenes dem Sprichwort nach zum Fischen geeignete Trübe zu erzeugen. Das ist nicht nur etwas Gesagtes, sondern traurige Wahrheit, und Aussprüche von Leuten „vom Fache" würden sich verschiedene anführen lassen, die alle beweisen, wie in der Diplomatie die Sprache thatsächlich den Zweck hat, die Gedanken zu verbergen!

Aber was ist nun in unsrer Frage zu thun? Das grimm'sche Wörterbuch sagt in seinem Vorwort zum ersten Bande über diesen Gegenstand:

„Es ist Pflicht der Sprachforschung und zumal eines deutschen Wörterbuches, dem maßlosen und unberechtigten Vordrang des Fremden Widerstand zu leisten und einen Unterschied festzuhalten zwischen zwei ganz von einander abstehenden Gattungen ausländischer Wörter, wenn auch ihre Grenze hin und wieder sich verläuft. Unmöglich wäre die Ausschließung aller solcher, die im Boden unserer Sprache Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben; sie sind durch vielfache Ableitung und Zusammensetzung mit der deutschen Rede so verwachsen, daß wir ihrer nicht entbehren können. .... Dagegen enthält das deutsche Wörterbuch sich einer Menge anderer, aus der griechischen, lateinischen, französischen Sprache oder sonsther entlehnten Wörter, deren Gebrauch unter uns überhandgenommen hat oder gestattet wurde, ohne daß sie für eingetretene in unsere Sprache gelten können. Ihr Aufenthalt scheint in vielen Fällen gleichsam ein vorübergehender, und man wird, sobald einmal das natürliche Wort den gebührenden Raum gewonnen hat, sie garnicht vermissen. Wie der Stolz auf unsere eigne Sprache, der oft noch schlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden."

Und weiter:

„Zur schmählichsten Fessel gereicht es der deutschen Sprache, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt, und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet; dann werden sie wie Flocken zerstieben, wenn Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heiles bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im Guten und im Schlimmen bisher angelassen habe, ihr wohnt noch Frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke noch lange nicht erfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen."

Besserung kann allemal nur von höherer, lichterer Erkenntniß kommen, und diese für unsere Sprache angebahnt zu haben, ist das ausgezeichnete Verdienst vor allen der Gebrüder Grimm und ihrer Arbeitsgenossen und Nachfolger. Einer mäßigen, besonnenen Ausmerzung wirklich überflüssiger Fremdwörter, wie sie Grimm in der angezogenen Stelle andeutet, sind wir durchaus nicht abgeneigt. Ganz kräftig verwahren wir uns aber, wie in dem ganzen Vorhergesagten, gegen jene thörichte Deutschthümelei, die am wenigsten in unseren Tagen am Platze wäre. Daß die Wissenschaft, welche ja eine Menge auswärtigen Stoff heranzieht, zu einer vernünftigen Lösung dieser Frage sehr viel beitragen könnte und müßte, ist klar. Man gebe seitens der Gelehrten ein gutes Beispiel und sage das deutsch, was man deutsch sagen kann. Die Wissenschaft wird dann allgemein zugängig, wenn ihre Leistungen in lichtvoller, deutlicher Sprache vor die Oeffentlichkeit gebracht werden, und eben das kann ihr selbst nur von Vortheil sein. Je mehr Arbeiter auf ihren weiten Feldern, desto sicherere Hoffnung auf eine reiche Ernte guter Früchte!

Das Beste und Meiste kann und sollte hier die Schule thun. In den Volksschulen, namentlich in Sachsen, finden sich schon eine große Anzahl gut deutsch geschulter Lehrer, eine große Anzahl macht an der Landesuniversität germanistische Studien, sicher nicht zum Nachtheil ihrer Berufsausübung. An den höheren Schulen heißt es aber noch sehr: „die Gelehrten, die Verkehrten". Der „Studirte" im allgemeinen hat noch eine unüberwindliche Neigung, durch Fremdwörter seine höhere Bildung zu erweisen, wo er doch mit gemeinverständlichen deutschen dasselbe und mehr erreichen könnte. In den mittelgebildeten und in den von unseren modernen Schulen am spärlichsten bedachten Schichten kommt es nicht selten vor, daß man mit einem Fremdwort ein gutes deutsches übersetzen muß, um verstanden zu werden. Wie die „Fliegenden Blätter" einmal scherzten, versteht ein Bauer das Wort „Regenschirm" nicht, und als ihm einer gezeigt wird, ruft er aus: „Ach, ein Parapluie meinen Sie! Da reden Sie doch gleich deutsch!" Diese Anekdote sieht so aus, als wenn sie erlebt wäre; ähnliches ist wohl jedem einmal selbst begegnet, wo er, um verstanden zu werden, seine deutsche Rede mit Fremdwörtern deutlich machen mußte.

Aber was soll die Schule hier thun? Nun, sie soll, wo die Fremdwörter sich nicht umgehen lassen, ohne daß Einbuße an Inhalt des Gesprochenen oder Geschriebenen zu befürchten steht, dieselben jedenfalls sprachlich genau ansehen und betrachten, ihre Grundbedeutung geben und dadurch wenigstens den barbarischen Bildungen entgegenarbeiten. Unsinn muß unter allen Bedingungen eben ausgerottet werden, aber nicht mit Feuer und Schwert und polterndem, deutschthümelnden Geschnaube, sondern mit der Leuchte wissenschaftlicher Erkenntniß. Die Wildlinge von willkürlich gebildeten, nirgends heimathberechtigten Fremdwörtern müssen sich eine grammatische Zucht gefallen lassen oder landesverwiesen werden. Bei allen könnte und sollte nach dem Heimathsschein gefragt werden, und haben sie sich ausgewiesen etwa gar als Lehnwörter, wie man die Fremdwörter genannt hat, die sammt einer neuen Sache als Gabe des Auslandes zu uns kamen, so wird bei den Schülern leicht ein Gefühl der Dankbarkeit gegen jenen einstigen Geber platzgreifen und so mehr für internationale Gesinnung beitragen, als willkürlich gemachte Fremdwörter. Da kann gesagt werden, daß wir die angenehmen Früchte: Birnen, Pflaumen, Kirschen, den Römern verdanken, nicht so den heimischen Apfel; daß wir von ebendemselben Volke eine bessere Bauweise, das Bauen von Mauern (vom lateinischen murus) gelernt haben, daß dorther uns Fenster, Pfosten, Pfeiler, Pforte, Ziegel bekannt worden und ihre Namen heut nach deutschen Lautgesetzen umgewandelt unser ehrlich Eigen geworden sind.

Richtige leidenschaftslose Erkenntniß ist die einzige Lösung und diese kann schon frühe in der Jugend gepflegt und vorbereitet werden, und diese Thätigkeit kann nicht ohne Früchte bleiben, nach verschiedenen Seiten wird sie segensreich wirken.

Und nun ein paar praktische Regeln für den einzelnen, der außer Schule steht.

Man spricht nicht, oder doch nur höchst selten, blos für sich, sondern für andere, deshalb wähle man die Worte, welche auf möglichst allgemeines Verständniß rechnen dürfen. Das werden in den meisten Fällen die guten deutschen Ausdrücke sein!

Man scheue aus demselben Grunde ein deutliches, allgemein gebräuchliches, den Nagel auf den Kopf treffendes Fremdwort nicht allzu sehr und werde durch wässerige Umschreibungen etwa unklar und unverständlich!

Man brauche überhaupt kein Wort, bei dem man sich nichts denkt und kein Fremdwort, dessen genaue Bedeutung man nicht kennt!

Man suche sich bei jedem Wort, welches man spricht sowohl, wie bei jedem, welches man hört, eine deutliche Vorstellung, ein möglichst anschauliches, klares Bild zu machen. Dieses Bild in Worten ausführen, heißt sprechen: braucht man ein starkglänzendes Licht im ganzen Bild, welches man sich nur sprachlich durch ein Fremdwort schaffen kann, so brauche man es! (S. oben bei Herder!)

Das sind nun alles sehr einfache Dinge, sie werden aber trotz ihrer Einfachheit gar häufig außer acht gelassen. Will man aber einmal den Versuch machen, seine tägliche Ausgabe und Einnahme an gesprochenen und gehörten Worten etwas genauer zu kontroliren, so werden bei diesen Sprachdenkübungen unbedingt bei jedem eine Menge anziehender kleiner Erfahrungen sich ansammeln, die nicht ohne Nutzen für die innere geistige Ausbildung bleiben können.

Und hiermit nehmen wir Abschied von dem Leser, mit Dank, daß er uns auch einmal auf einem etwas von Schulluft durchzogenen Gang begleitet hat, wir hoffen aber, er ist von ihm nicht ganz ohne manchen kleinen Genuß, oder ohne daß diese oder jene kleine Aufklärung sich ergeben hätte, zurückgelegt worden. Die Sache, das können wir zum Schluß noch versichern, liegt uns sehr am Herzen, wie sie denn auch thatsächlich recht wichtig ist. Nirgends ist die Verlockung zur Phrase, zur hohlen Wortmacherei stärker und die Gefahr der Unklarheit und Unwahrheit größer, als bei massenhaftem Fremdwörtergebrauch, und dieser Gegenstand war wohl werth, einmal eingehender behandelt zu werden, damit ihn der Leser für sich weiter beobachte.

Die Eroberung des Himmels.

I.

(Himmelskunde und Kultur. — Praktische Bedeutung der Astronomie. — Galilei. — Kepler. — Wissen und Glauben. — Mondstädte und Venusfeste. — Der Mond ohne Wasser. — Ein Mitleid ohne Grund. — Leicht wie Blei. — Astronomie und Intelligenz. — Der Fixsternhimmel. — Von Millionen und Billionen. — Die Spektralanalyse. Zwei deutsche Eroberer. — Wesen der Spektralanalyse. — Das Spektrum. — Vom Natrium.)

Keine Kultur hat es gegeben, deren Bestrebungen nicht darauf gerichtet waren, die Geheimnisse des Himmels zu erforschen; — kein Philosoph hat sich damit begnügt, das Sein auf der Erde zu ergründen, ohne zugleich einen forschenden Blick auf jene rollenden Himmelskörper über unseren Häuptern zu werfen, in denen man Welten vermuthete, ohne die wissenschaftlichen Mittel zu besitzen, um diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben; — aber ebensogut hat es keine Täuschung, kein Blendwerk, keinen Aberglauben gegeben, die sich nicht aus den unbekannten Sphären des Himmels ihre Waffen und Mittel geholt hätten. Nicht die Astrologen allein, welche vorgaben, in den Sternen das Schicksal der Menschen lesen zu können, und Jahrtausende ihren Betrug fortführten, nein, alle andern Vertreter jener Träumereien und mystischen Ideen, die die Völker beirrten, spekulirten auf die Unwissenheit der letzteren in Sachen einer Wissenschaft, die vor allen befähigt erscheint, zersetzend auf die menschlichen Wahngebilde zu wirken. Mit anderen Worten, die Astronomie ist, wie jede andere wahre Wissenschaft, eine Wissenschaft zur Entwicklung der Intelligenz und als solche von eminent praktischer Bedeutung.

Wohl kann es ausgesprochen werden, daß das Schicksal der Menschen wirklich von den Sternen beeinflußt wurde, wenn wir bedenken, von welcher materiellen Wirkung die astronomische Anschauungsweise war. So war das System des ägyptischen Astronomen Ptolemäus, demzufolge die Erde stille stand und von der Sonne umkreist wurde, nicht nur der Stützpunkt der kirchlichen, sondern auch der staatlich-bürgerlichen Machtansprüche, und mit diesem Weltsystem, welches von dem Triumvirate Kepler-Kopernikus-Galilei in Stücke geschlagen wurde, fielen auch die Säulen der alten kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände. Nicht umsonst spannte man in Rom den 74jährigen Galilei auf die Folter und verkündete bis 1828 alljährlich, daß die Sonne und alle andern Sterne die Erde umkreisen, nicht umsonst ließ man Kepler, nachdem er sein Leben dadurch hatte fristen müssen, daß er „Kalender machte“ und den Leuten aus deren Sternen — wahrsagte, am kaiserlichen Hoflager zu Regensburg den Hungertod sterben; wie Kästner sagt:

> „So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
> Als Kepler stieg — und starb in Hungersnoth;
> Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
> Drum ließen ihn die Körper ohne Brot“ ....

Nein, diese Männer waren keine „unpraktischen Gelehrten“, sie waren Revolutionäre, und die „unpraktische“ Astronomie war es, die mithalf bei der Vernichtung der alten Zustände. Und so ist es bis heute geblieben. — Bis auf unsere Tage herab, war jede Entdeckung, jede Eroberung oben in den Himmelsräumen die Vorläuferin oder Begleiterin eines Fortschrittes der Menschen und interessant und leicht wäre es, die kulturelle Bedeutung der Astronomie geschichtlich zu beweisen. Wenn dennoch im allgemeinen eine arge Gleichgiltigkeit dieser Wissenschaft gegenüber sich zeigt, so hat sie ihren Grund in einem gewissen Argwohn des Menschen, der allerdings bei der Astronomie entschuldbarer ist als anderswo. Denn nicht nur das Feld der Astronomie, auch alle Mittel und Fähigkeiten, welche dieselbe fordert, liegen weit mehr ab von der Heerstraße des allgemeinen Wissens, als die anderer Disziplinen. Der Astronom hat dem Publikum gegenüber viel freiere Hand als der Naturforscher; er hat viel weniger eine Kontrolle als dieser zu fürchten, dafür begegnen ihm aber ungleich größere Zweifelsucht und Vorsicht.

Inwieweit sind diese Zweifelsucht und Vorsicht gerechtfertigt? Es ist eine bezeichnende Thatsache, daß die ernstesten Denker, sobald sie das Sternengebiet betreten, von der Lust zu fabuliren, mehr oder minder befallen werden; so wird Kant, der ernste Philosoph, in seiner „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ zu einem zweiten Dante und beschreibt und dekorirt Dinge, die ihm kein Teleskop hat jemals zeigen und keine Zahlenkolonne beweisen können. Man muß eben in solchen Fällen zwischen Wissen und Vermuthen eine scharfe Linie ziehen und die Vermuthung für das nehmen, was sie eben ist. — Gruithuisen, einer der besseren Astronomen unseres Jahrhunderts, will in dem Monde eine Stadt von fünf Stunden Länge und einem Fort auf einer Anhöhe (also Soldaten auch auf dem Monde!) bemerkt haben und derselbe Gelehrte spricht anderswo die Meinung aus, daß der auf der unbeleuchteten Seite der Venus sich oft zeigende Feuerschein seinen Grund in der Abhaltung religiöser Feuerfeste seitens der p. t. Venusbewohner haben könne. — Dies ist doch wahrlich nicht mehr astronomische Wissenschaft, sondern astronomisches Kinderspiel, das man einem Gelehrten von Verdienst als Zeitvertreib zwar verzeihen, jedoch sich hüten muß, ernst zu nehmen.

Ist aber einerseits einige Vorsicht der Astronomie gegenüber nicht zu tadeln, so muß doch bemerkt werden, daß vieles dem ungelehrten Auge eine Träumerei zu sein scheint, was in Wirklichkeit nur eine aus Beobachtungen folgende Nothwendigkeit ist. Nehmen wir ein Beispiel. Lange bevor die Spektralanalyse es festgestellt hatte, daß es auf dem Monde keine Atmosphäre gebe, waren schon die Astronomen derselben Meinung und schlossen daraus auf die Unmöglichkeit des vegetativen Lebens auf dem Erdtrabanten. Der Laie ist nun versucht, diese Meinung für eine Träumerei zu halten und über die Beschreibung der Mondlandschaft mit ihrem schwarzen Himmel und ihren grellbeleuchteten Gebirgen zu lächeln; allein der Beweis für den Mangel einer Atmosphäre auf dem Mond ist folgender: Es kommen Fälle vor, wo Sterne in ihrem Laufe vom Monde bedeckt und unsichtbar werden. Gäbe es nun auf dem Monde eine Atmosphäre, so müßte sich nach dem Gesetze der Lichtbrechung, bevor noch der Stern hinter den Mond rückte und nachdem er hinter demselben verschwände, die Atmosphäre des letzteren sich erleuchten und dasselbe der Fall sein, beim Wiedersichtbarwerden des Sternes auf der andern Seite des Mondes, wie ja auch unsere Atmosphäre schon vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang sich erhellt. Diese Erscheinung fehlt aber auf dem Monde, also auch die Atmosphäre. — So gibt uns ferner das newtonsche Gesetz der Schwere das Mittel in die Hand, nicht allein den Lauf der Gestirne, sondern auch deren Umfang und Dichte zu berechnen. Dasselbe Gesetz muß aber überall dieselben Erscheinungen zeigen, und es lassen sich somit alle Erscheinungen der Schwere, wie sie auf unserer Erde sich kundgeben, den veränderten Verhältnissen auf Sonne und Planeten genau anpassen. Besonders die populäre Astronomie be-

schäftigt sich mit Vorliebe mit solchen Vergleichen, ohne daß man gegen sie deswegen den Vorwurf der Träumerei erheben könnte. So hat man sich, ehe die Spektralanalyse den Beweis für den glühenden Zustand des Sonnenkörpers erbracht und die Anschwärzung widerlegt hat, die Sonne wäre ein dunkler von einer feurigen Gashülle umgebener Körper, sehr viel den Kopf für die p. t. Sonnenbewohner zerbrochen und nachgegrübelt, wie dieselben gebaut sein müßten, um ihr Leben — erträglich zu finden. Die Sonne ist nämlich, wie bekannt, fast anderthalb millionenmal größer als die Erde, und es muß somit auch ihre Anziehungskraft auf die Gegenstände ihrer Oberfläche eine viel bedeutendere sein als die der Erde; — und man nimmt an, daß ein Erdenzentner auf der Sonne sechsunddreißig Zentner wiegen müsse, d. h. mit der Gewalt von 36 Zentner auf seine Unterlage drücken würde. Berechnet man nun das Gewicht eines Erdenmenschen im Durchschnitt mit einem Zentner, so würde dieser Mensch auf der Sonne 36 Zentner wiegen und das Leben ihm so wirklich zur unerträglichen Last und er von seinem eigenen Gewichte erdrückt werden. Aber glücklicherweise gibt es auf der Sonne keine Bewohner — die Sonne brennt und sie kann daher auf ihrer Oberfläche kein vegetatives Leben besitzen.

Wenn auf dem ungeheuren Sonnenball die Anziehungskraft so groß ist, daß eine Flaumfeder mit dem Gewichte des Bleies auf den Sonnenboden fiele, so muß man umgekehrt aus der geringen Masse des Planetoiden Pallas (37 geographische Meilen Durchmesser) schließen, daß auf diesem Planeten Blei so leicht wie eine Flaumfeder wiegt. . . .

Ist solcher astronomisch-physikalischer Zeitvertreib ohne allen Nutzen? Gewiß nicht; — es gehört mit zu den Vortheilen der Eroberungen, die der Menschengeist oben im Himmelsraume gemacht, daß dieser Menschengeist in die Lage kommt, sich von der Erdenscholle loszumachen, und indem er die Gesetze seines Planeten auf das Weltall ausdehnt, aus Erdenbürgern Weltbürger zu bilden. Wer den verderblichen Einfluß jenes Nützlichkeitsprinzipes auf die Menschheit, demzufolge die Sonne scheinen muß, damit das Getreide gelb und der Apfel roth werde, kennt, wird den unendlichen Nutzen erfassen, den geläuterte astronomische Kenntnisse auf ein Volk ausüben müssen. Ist einmal zu einem Gemeingut aller die Kenntniß geworden, daß die entferntesten Sterne dieselben Stoffe aufweisen, welche unsre Erde besitzt, und daß das gleiche Gesetz, welches den Apfel vom Baume fallen läßt, oben im Weltraume thätig ist, dann wird so mancher Wahn fallen müssen und die Menschheit ihre letzte Aufgabe viel leichter begreifen als früher.

Hochinteressant wäre es, zu beobachten, wie — Schritt für Schritt — der Mensch sich den Himmel eroberte und dessen Räthsel zu lösen versuchte. Welch ungeheurer Fortschritt von den Ansichten jener Philosophen, die die Erde noch für eine Säule und die Sonne für einen Körper von drei Fuß Durchmesser hielten, bis zu den Zeiten eines Kopernikus, Newton und William Herschel und dem Standpunkte der heutigen Astronomie, deren Fernrohre über 560,600,000,000 Meilen in dem Himmelsraume vordringen. So große Vervollkommnung jedoch das Teleskop auch erfahren, so sehr es auch zur Entdeckung zahlreicher neuer Sterne geführt, so gebührt ihm doch nicht die Palme in diesem Kampfe des Menschen um den Himmel. Das Teleskop schlägt nur die Brücke von Stern zu Stern, aber nur die Spektralanalyse ist im Stande, die Fixsternwelt selbst zu betreten und der Wissenschaft zu erobern. Hätte die Astronomie sich nur um unser Sonnensystem zu bekümmern, d. h. um die Sonne, die 107 Haupt- und Nebenplaneten, die Kometen und Meteorsteine, so hätte uns noch eher das Fernrohr genügen können, obschon die Jahrhunderte lang behauptete Ansicht, die Sonne sei ein an sich dunkler Körper, beweist, daß selbst auf diesem bescheidenen Gebiete das Fernrohr unbeschränkte Dienste leistet. Vollends bewies aber dasselbe seine Unfähigkeit dem Fixsternhimmel gegenüber. Während nämlich unter den Gläsern des Teleskops die Planeten als **Scheiben** sich darstellen, welche uns ein ziemlich deutliches Bild von der Oberfläche jener Körper liefern (so daß wir z. B. ausgezeichnete Mondkarten besitzen), bleiben die Fixsterne auch unter der stärksten Vergrößerung **funkelnde Punkte**, auf denen sich nichts unterscheiden läßt, so daß uns der Fixsternhimmel ewig ein Geheimniß geblieben wäre — ohne die Spektralanalyse.

Jeder Denkende wird vor dieser Entdeckung Achtung empfinden müssen, wenn er bedenkt, welche Entfernung der Fixsternhimmel mit seiner Milchstraße, seinen Sternen- und Nebelhaufen, von unserer Erde hat. Eine deutliche Vorstellung von dieser Entfernung kann man sich gar nicht machen. Die geringste verhält sich zu einer Meile wie 190,000 Jahre zu einer Sekunde und ist noch eine Entfernung, welche eine Kanonenkugel erst in 6 Millonen Jahren, der Schall in 3½ Millionen und das Licht in drei Jahren zurücklegen können. Der uns nächste Fixstern ist noch immer vier Billionen Meilen von uns entfernt, während der Sirius (Hundsstern) 18.5 Billionen, die Capella 92 Billionen und Herschels entferntester Stern 4500 Billionen Meilen von uns entfernt ist, — eine Zahl, die zu erfassen uns garnicht möglich ist.

Und wenn wir nun von Körpern von solcher Entfernung die chemische Constitution und die physische Beschaffenheit kennen, so haben wir dies der Spektralanalyse zu verdanken. Seit zwanzig Jahren ist nun diese Wissenschaft im Dienste der Himmelskunde und hat Erstaunliches geleistet. **Bunsen** und **Kirchhoff** haben sie in die Astronomie eingeführt und sind dadurch zu zwei deutschen Eroberern — auch ohne Ehrensäbel — geworden, deren Namen im Munde eines jeden leben sollten; denn sie haben der Wissenschaft, ohne einen Flintenschuß, nur durch ein kleines Glasprisma, Gebiete erobert, von mehr Millionen Meilen Ausdehnung, als es Pfennige im neuen deutschen Reiche giebt. —

Um dem Leser ein klares Bild von der Rolle zu geben, welche der Spektralanalyse bei der Erforschung des Himmels zugewiesen ist, müssen wir vorerst den Begriff dieses wissenschaftlichen Untersuchungsmittels selbst klar machen, was wohl jeden interessiren muß, der nicht sich allein, sondern der Menschheit und deren Fortschritt lebt. —

Der Name Spektralanalyse klingt etwas zu „gelehrt“ und wir wollen daher ihn zuerst verdeutschen. — Was analysiren heißt, weiß jedermann; man analysirt ein Wort, eine Rede, einen Stoff, d. h. man zergliedert das Wort, die Rede, den Stoff, in ihre Theile. Die Spektralanalyse zergliedert also; aber was? — Im Lateinischen bedeutet das Wort **spectrum**, Geist, Erscheinung 2c.; allein in der Naturlehre, die an keine Geister glaubt, versteht man unter Spektrum nicht etwa eine Gespenstererscheinung, sondern jenes anmuthig liebliche in allen Regenbogenfarben glänzende Bild, welches man erhält, wenn man das Licht der Sonne oder eines anderen leuchtenden Körpers durch ein dreikantig geschliffenes Glas — ein sogenanntes **Prisma** — hindurchgehen läßt; das unbewaffnete Auge sieht in den verschiedenen Lichtern, wie z. B. dem der Sonne, der Gas-, Oel- oder Kalkflamme, außer einer Nüancirung in der Farbe und Lichtstärke, keine wesentlichen Unterschiede; anders aber verhält sich die Sache, wenn man ein solches Licht durch ein Glasprisma hindurch und das Regenbogenbild des darin gebrochenen Lichtes in die Netzhaut des Auges fallen läßt. Dieses Regenbogenlicht, welches man dann erblickt, heißt man eben das Spektrum, dessen Aussehen und Beschaffenheit von der Natur des Stoffes abhängt, welcher das Licht aussendet. Die Verschiedenheit dieses Farbenlichtes ist derart charakteristisch, daß jedem in Gasform glühenden, festen oder flüssigen Körper und leuchtenden Stoff ein besonderes, eben nur diesem Stoffe eigenthümliches Spektrum entspricht. Läßt man z. B. das Licht einer Natriumflamme durch ein Glasprisma fallen, so wird auf einem an passender Stelle angebrachten weißen Papierschirm das Spektrum des Natriums sofort sich zeigen, nämlich eine dicke orangegelbe Linie, so daß man aus dieser Linie schon schließen kann, daß das Licht vom Natrium ausgesandt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

(Fortsetzung.)

Theuerster! Ich glaubte, Dir gleich nach meiner Ankunft mit einem langen Exposé dienen zu können. Ich täuschte mich. Ich bin jetzt noch unfähig dazu. Es will jede Speise erst verdaut sein, um dem Organismus des Leibes zu Nutzen zu sein. Also später! Bei Oberinspektor Retter bin ich heut Vormittag gewesen. Er ist ein freundlicher alter Herr, der die Empfehlung Deines Vaters wohlwollend entgegennahm und mich einer langen Auseinandersetzung mit der Frage überhob, mit was er mir be-

hülflich sein könnte. Ich sagte ihm alles und klärte ihn über meine Kenntnisse auf. Darauf war er der Meinung, daß die Eisenbahnkarrière für mich zweifellos fruchtbringend sein dürfte, daß ich ein Gesuch um eine Anstellung in der Güterexpedition aufsetzen solle, und wenn ich sonst fleißig und brauchbar sei, würde ich mit der Zeit schon emporkommen. — Den guten Rath befolgte ich sogleich, und ich sehe nun der Entscheidung mit Sehnsucht entgegen. — Meine Wirthin ist eine recht artige Person. Ihr Mann ist auch Eisenbahnbeamter, aber selten zuhause, da er die Züge begleitet. Sie hat zwei hübsche, ganz junge Töchter. Mit der ältesten bin ich schon bekannt, denn ich half ihr bei den Schularbeiten. Denke ich auch mit Sehnsucht nachhause zurück, so erfüllt mich das muntere Treiben dieser beiden Wesen doch mit Behagen, und ich hoffe, in kurzer Zeit hier ganz heimisch zu werden. Meine Bücher schauen mir fragend von dem Gestell aus entgegen. Noch habe ich aber keine Zeit zum Studium gefunden. Nachmittag schaue ich mir gemächlich, nach der Art eines reichen Flaneurs das Innere der Stadt an, von dem man mir das Angenehmste mit Stolz erzählt, werde dann mir den Weg zur Eisenbahn zurechtlegen, und wenn ich dann von all' dem Sehen und Hören satt bin, wird mir die Ruhe das Liebste sein. Von meinen Eltern empfing ich soeben den ersten Brief. Sie wünschen mir viel Glück und ermahnen mich zur Ehrlichkeit und zu einem soliden Lebenswandel. Beides, so schreiben sie, wäre die Grundlage zum Lebensglück. Von Berlin denken sie eher alles andere, als Gutes. Ich finde diese Furcht kleinstädterisch; aber so ganz unrichtig ist sie nicht, denn es sind ihnen viele junge Leute bekannt, die aus den Großstädten mit mehr Lastern als Vorzügen heimkehrten. Ich werde mir es angelegen sein lassen, die Gründe und die Quellen zu diesen bösen Eigenschaften kennen zu lernen. Soviel weiß ich aber, daß ich bei aller Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit meines Gemüths nicht das Zeug zum Versumpfen in mir habe. Ich danke in erster Linie für dieses Talent meinem Vater und meiner Mutter, die es mit richtigem Erziehungstakt verstanden haben, mein ganzes Interesse auf den Kern der Dinge zu lenken, anstatt sich mit der Oberflächlichkeit zu begnügen. Ein Mensch, denke ich, kann ebenso gut zu einem Scheusal als zu einem edlen Wesen erzogen werden. Weder die sittlichen Ideen noch die unsittlichen sind angeboren und vererbbar. Wie stellst Du Dich zu dieser Frage? — Soeben ruft es zum Essen. Lebewohl!

Lieber Vater! So habe ich doch endlich eine Stelle. Was für eine? wirst Du fragen. — Durch Dekret einer hohen Eisenbahndirektion bin ich als Diätar mit 15 Groschen angestellt. Es ist grad soviel, um nicht zu verhungern. Morgen früh trete ich meine Stellung an. Man muß einen schlechten Begriff von meinen Fähigkeiten haben, daß man mir so wenig bewilligt. Aber etwas Vortheilhafteres ist nicht zu finden und das Sichere dem Unsicheren ja stets vorzuziehen. Mein Wirth meinte, das wäre nun einmal so der Lauf der Welt, die Herren zögen den Dienern, wenn sie könnten, noch die Haut ab, um sie zu versilbern. Obwohl ich die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht prüfen konnte, so legte ich mir doch diese bissige Notiz dahin aus, daß auf meiner Eisenbahn die Fleischtöpfe nicht gar zu niedrig hängen. Denn 15 Groschen für einen Menschen von meiner Schulbildung ist doch in der That recht wenig. Nun, ich will nicht vorher murren. Die Herren sollen sehen, daß ich arbeiten kann. — Für Deine Mittheilungen über Dich, Mutter und Geschwister meinen besten Dank. So ist doch wenigstens die Hoffnung, daß es nicht zu sehr bergab mit Euch geht. — Ach, meine Wissenschaften, theurer Vater, werden nun wohl ganz Feiertag haben. Von morgens bis abends im Dienst, sollte man die Nacht zum Weiterstudium heranziehen müssen? — —

Aus dem Tagebuch.

Daß sich in Berlin der Nächste nicht um den Nächsten kümmert, ist entschieden nicht ganz richtig, wenigstens habe ich angefangen, davon eine Ausnahme zu machen. Meine Hausbewohner muß ich doch kennen! Da ist zuerst ein Bäcker, ein behaglicher Mann, dick und gemüthlich, aber dumm, sehr dumm; zweitens ein Milchhändler, ein Mensch, der so grob und unzugänglich ist, daß man ihm, wie einem Kettenhund, zehn Schritt ausweicht; drittens ein Dachdecker, der jeden Abend betrunken nachhause kommen soll, um in diesem Zustande mit seiner Familie Zankkonzerte aufzuführen; sodann habe ich schon ein paarmal einen Mann beobachtet, der in einer so schäbigen Kleidung steckt, daß man ihn eher für einen Bettler, als einen Buchbinder hält, wie das Schild an seiner Thür besagt. — Das wären vorderhand die Ergebnisse meiner Studien, und wie man immer das Beste für den Nachtisch aufbewahrt, so nehme ich von dem hübschen, blonden Stickmädchen im zweiten Stock hier zuletzt Notiz. Das blasse Kind scheint mir eine bedauerliche Existenz zu führen. Von früh bis abends soll sie arbeiten, was nicht viel ihresgleichen zu thun pflegen. Meine Wirthin sagte mir über sie vieles aus freien Stücken, was ich nicht zu fragen wagte, denn sie hält mich für ziemlich blind für das genus femininum. Nach ihrer Rede ist Luise Bürger allerdings ein Muster von einer Jungfrau, und ich werde die erste beste Gelegenheit benutzen, ihr nahezutreten. Frau Wittwe Bürger ist Wäscherin; ein anstrengendes Geschäft das für eine bejahrte Frau, den ganzen Tag am Waschfaß stehen und den heißen Dampf einathmen. Aber was thut der Mensch nicht, um zu leben und ehrlich zu Grunde zu gehen? — Der kleinen Lina habe ich heut den ersten Unterricht im Französischen gegeben. Ich habe so mein Vergnügen daran, französisch zu lernen, sagte sie, die Augen weit aufmachend, Kummers Emma spricht schon ganz schön. Dann fangen wir gleich an, entgegnete ich, und es ging ganz gut. — Alles will heutzutage französisch lernen und Klavier spielen, ohne diese meist nur mechanisch betriebenen Fertigkeiten gilt man ja für ungebildet. Mittel und Zweck wird fortwährend verwechselt, das ist so ein Fehler, den ich auch schon öfters bemerkt habe. Ich habe meine Meinung meiner Frau Wirthin nicht vorenthalten. Sie mußte mir Recht geben, aber sie war trotzdem um ein Bedeutendes aufgelegter, als ich mich erbot, dennoch der Lina dann und wann Unterricht zu geben. — So sind die Frauen! Soeben komme ich von einem Theater in der Vorstadt. Ich habe darüber nichts weiter aufzuzeichnen, als mein völliges Mißbehagen. Der erste Liebhaber ersetzt jugendliches Feuer durch Kraftaufwand seiner Lunge, er brüllt wie ein Stier und hantirt mit seinen langen Gliedmaßen, wie ein junger Hund mit seinen Beinen schlendert. Seine Partnerin seufzte mehr als sie sprach und dem Menschen, der die Väterrolle inne hat, möchte man bei dem ernstesten Dialoge ins Gesicht lachen, so sehr komisch wirkt das Gezwungene in seiner Sprache. — Der Teufel soll mich wieder in diese Bude treiben! — Ich habe heute soviel von Theaterspiel gelernt, daß ich die Menschen bedaure, die sich von unbedeutenden einfältigen Tröpfen die Kunst repräsentiren lassen. — Ich werde vor Schlafengehen noch im Lessing lesen, um den widerlichen Eindruck doch in etwas aus meiner Seele zu wischen. (Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Technik.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Von **H. W. Fabian**, Ingenieur in Frankfurt am Main.

I. Die Verwerthung der Wasserkräfte.

B. Erforderliche Maschinen und Apparate.

1. Hydromotore.

Wasserräder und Turbinen sind hauptsächlich bekannt als geeignete Wasserkraftmaschinen, doch kommen bisweilen auch noch Wassersäulemaschinen und hydraulische Widder zur Anwendung, letztere hauptsächlich, wenn es sich um Hebung von Wasserquantitäten auf höher gelegene Punkte handelt. So wie man ober- und unterschlächtige Wasserräder, je nach der Art des Gefälles unterscheidet, so kommen in derselben Weise Hoch- und Niederdruckturbinen zur Unterscheidung. Bei ca. 1 Meter Wassergefälle vermag man schon Turbinen in einer Stärke von etwa 150 Pferdekräfte zu bauen.

Bei allen Anlagen von Wassermotoren versucht man natürlich das Gefälle, falls es von Natur aus kein konstantes ist, zu einem solchen künstlich zu machen; hierzu dienen dann besonders die Stau- und Wehranlagen, die gleichzeitig bei Fluren mit geringem Gefälle durch die Aufstauung des Wassers hier zu Akkumulatoren werden, außerdem werden die Wehre noch meistens mit Schleußenbauten versehen um eventuell den Hochwassern den besseren Durchlaß zu gestatten.

Wenn schon bei kleinen Bächen und Flüssen, lediglich mit Rücksicht auf die Ausnutzung ihrer lebendigen Arbeitskräfte, derartige Stauungen und Wehre sich rentabel erweisen, wie vielmehr wird dieses dann der Fall sein, wenn die Wehre der größeren Flüsse diesem Zwecke dienstbar gemacht werden, die hier doch, insbesondere in neuester Zeit, behufs Regulirung und Verbesserung der Flußschiffahrt, durch Herstellung

eines tieferen Fahrwassers, an und für sich schon nothwendig sind. — Dieses System der Schiffbarmachung der Flüsse, welches hauptsächlich in den Niederlanden in Anwendung steht und nun auch auf die deutschen Flüsse übertragen werden soll, beruht bekanntlich im Prinzip darauf, daß in gewissen Abständen von einander, dem natürlichen Wassergefälle entsprechend, Nadelwehre in den Fluß gestellt werden, die das Wasser hier oft bis zu 3 Meter Höhe stauen; besondere Hebevorrichtungen befördern alsdann die Schiffe von einer Stauabtheilung auf die andere.

Diese Stauungen erscheinen vorzüglich geeignet zur Ausnutzung der Wasserkraft, und können dieselben insbesondere bei städtischen Hafenanlagen eine zentralistische Ausarbeitung erfahren. Turbinen und Wasserräder können hier zur direkten Verwendung gelangen, in gleicher Weise wie bei Gebirgsbächen oder Flüssen mit größerem Gefälle.

Bei allen diesen Apparaten ist die Art der Bewegungsübertragung auf die Arbeitsmaschinen 2c. meistens eine indirekte, sei es durch das Mittel mechanischer Transmissionen, also Wellen, Zahnräder und Riemenscheiben 2c. oder sei es durch das Mittel der komprimirten Luft. Letztere wird natürlich vorwiegend als Transmissionsmittel benutzt, wo es sich um Kraftübertragung auf größere Strecken handelt, so z. B. bei dem pneumatischen Postbeförderungssysteme, wie es u. a. bereits in Berlin besteht, wie auch bei den Bahnarbeiten der großen Eisenbahntunnel, wie des Mont-Cenis und des St. Gotthards, deren jäh abfallende Gewässer, eine große mechanische Arbeit zu leisten vermögen.

Für diese Zwecke konstruirt man jedoch gewöhnlich besondere Luftkompressoren und dient beispielsweise bei Bohrungen, die aus der Bohrmaschine ausfließende Luft gleichzeitig noch als Ventilationsmotor, für die Erneuerung der Tunnelluft, so daß hier zwei Zwecke einer Konstruktion zur Erfüllung gelangen.

Auch für pneumatische Kanalisation (System Liernur) und pneumatische Lastenbeförderungen (Wagen und Lokomotiven) ließen sich ähnliche durch Wasserkräfte betriebene Luftkompressoren dienstbar machen. Mechanische Transmissionen auf größere Entfernungen kommen hauptsächlich nur bei Gebirgsbahnen in Anwendung und zwar in der Weise, daß zwei Züge, ein auf der schiefen Ebene herabgleitender und ein auf einem zweiten Geleise heransteigender Zug durch starke Drahtseile in der Weise mit einander verbunden sind, daß das Seil auf der Oberstation über eine große und feste Rolle läuft, und nun der herabgleitende Zug infolge größerer Belastung, meistens durch Aufnahme von Wasserquantitäten, den leichtern Zug die Höhe hinaufzieht. Auf der untern Station angelangt, wird nun der herabrollende Zug entleert, der obere aber wiederum mit Wasser belastet und die Prozedur kann von neuem beginnen. In neuester Zeit kommen jedoch auch hydraulische Wehrzüge, so z. B. in der Metallbearbeitung (System Tweddell) bei Nietmaschinen, wie auch bei Tunnelbohrungen als hydraulische Bohrer direkt zur Verwendung. Hier wird die Kraft des lebendigen Wasserstrahles direkt auf den Werkzeugmechanismus durch besondere Leitungsrohre übertragen, in ähnlicher Weise kommen dann ja auch vielfach schon die Kleinmotoren der Hydraulik bei der motorischen Ausnutzung städtischer Wasserleitungen zur Anwendung.

Bei allen diesen verschiedenen Anlagen handelt es sich immer um die Nutzbarmachung von mehr oder minder starken Wassergefällen, sei es direkt oder indirekt. Wir kommen nun noch zu einem ganz neuen Systeme von M. Pleßner in London (deutsches Reichspatent Nr. 4469. 1878). Gegenstand der Erfindung ist, die Kraft bewegter Wassermassen, welche an der Oberfläche des Ozeans oder der Binnenmeere und Seen vorhanden ist, nutzbar zu machen. Die Maschinen, welche in der Folge beschrieben werden sollen, werden an geeigneten Stellen längs der Küste eines Landes oder am Ufer vom Seen aufgestellt, woselbst sie als Motoren zur Benutzung kommen.

Die Anordnungen, die zur praktischen Ausführung dieser Erfindung erforderlich sind, lassen sich am besten in die folgenden sechs Unterabtheilungen einreihen:

1. Anordnungen zum Anstauen, sowie zum Lenken von Wellen in einer gegebenen Richtung.
2. Der oscillirende Körper und die Methode seiner Immersion.
3. Verwandlungen der Bewegungen des oscillirende Körpers in mechanische Arbeit.
4. Die Akkumulatoren.
5. Verwandlung der Bewegung des oscillirenden Körpers in gleichmäßige Rotation einer Axe oder Schwungrades.
6. Anordnungen zum automatischen Reguliren der die Maschinen bewegenden Wasserkräfte.

ad 1. Wird im allgemeinen durch die topographische Gestaltung der Küste entsprechende Dammbauten erreicht. Die beste Konstruktion ist die Kombination von divergirenden Seedämmen, in Verbindung mit einem auf drei Seiten geschlossenen Dock, innerhalb dessen die Bewegungen der eingeschlossenen Wassermassen in nutzbare Arbeit verwandelt werden.

ad 2. Es wird innerhalb des Dockes ein pontonartiger Schwimmer oder ein um eine Axe schwingendes Thor angebracht, und zwar so, daß sie in ihren Bewegungen weder mit den Wänden noch mit dem Boden des Dockes in Berührung kommen.

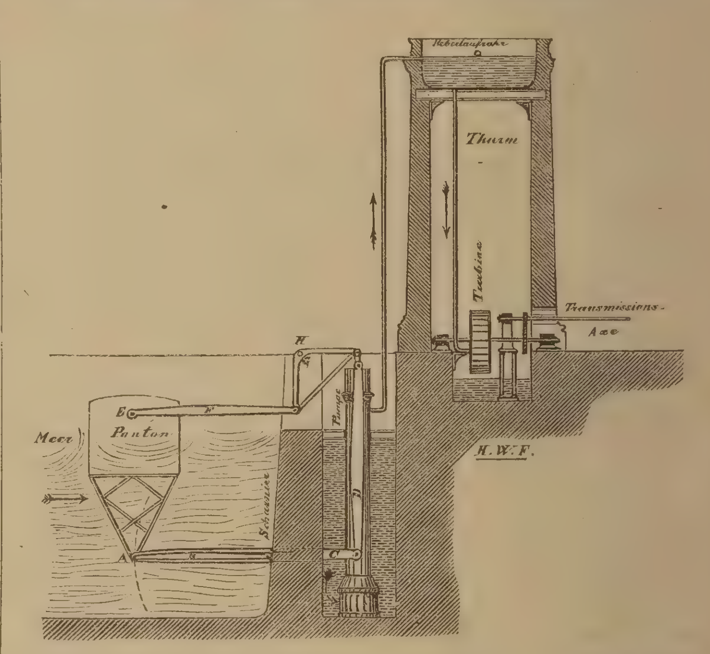
ad 3. Die Verwandlung der Bewegungen des oscillirenden Körpers in nutzbare Arbeit kann auf mannigfaltige Weise bewerkstelligt werden und genügt es für diesen Zweck, gewisse Punkte dieses Körpers vermittelst Schubstangen, Gleitstöcken und Lagern mit den Kolben von Pumpen in Verbindung zu bringen. Die Pendelbewegungen des Schwimmers setzen dann den Kolben in eine geradlinig hin und her gehende Bewegung, wodurch die letzteren Wasser über ihr Niveau heben oder Luft komprimiren können.

ad 4. Während für bloße Pumpzwecke die genannten Anlagen genügen, wird zur Uebertragung einer gleichmäßigen Bewegung auf eine rotirende Axe von Arbeitsmaschinen, wie z. B. solche zur Aufspeicherung mechanischer Kraft, die Anlage von Akkumulatoren erforderlich. Ein Wasserthurm oder ein auf einem erhöhten Punkte angelegtes Wasserreservoir könnte hierzu dienen; durch den Hydromotor würde das Wasser in diesen Behälter gepumpt, woselbst dasselbe mit konstantem Niveau zu erhalten wäre, was etwa durch Anbringung eines Ueberlaufrohres geschehen könnte. Ferner wäre die Anlage noch so zu bemessen, daß der Zufluß des Wassers mindestens gleichkommt dem Volumen, welches entnommen wird, um eine Axe in gleichförmige Rotation zu versetzen. Zu Akkumulatoren könnten außerdem noch Behälter, gefüllt mit komprimirter Luft und einem Regulirungsventil versehen, oder den Gasometern analog gebaut, in Anwendung kommen.

ad 5. Zur Verwandlung der in den Akkumulatoren aufgespeicherten Arbeitskraft in aktuelle Arbeit sind keine besonders neuen Konstruktionen erforderlich, das vorhandene Material an Wasserrädern, Turbinen, Luftkompressoren 2c. genügt vollständig, um beliebige Bewegungen zu erzielen.

ad 6. Die Regulirung der Wasserkräfte ist auch auf einfache Weise und zwar durch das Oeffnen oder Schließen beweglicher Thore des Dockes erreichbar.

Unsere Illustration verdeutlicht die Anlage eines Hydromotors nach dem System Pleßner mit einem Akkumulator als Wasserthurm.



Der Ponton schwingt zunächst um die Axe A, die die äußeren Enden einer Anzahl Balanziers B verbindet, deren hintere Enden an die hintere geschlossene Wand des Dockes mittelst Scharniere befestigt sind. Zwei dieser Hebel C sind nach hinten durch die Wand des Dockes verlängert und tragen an diesen Enden Schubstangen D, deren obere Enden vermittelst eines Kreuzstückes mit dem Kolben einer Pumpe verbunden sind, welche somit durch die vertikalen Oscillationen des Pontons in Bewegung gesetzt wird. Zwei an den Seiten des Pontons befindliche Zapfen E, gewöhnlich die Enden einer durch das Ponton gehenden Axe, sind vermittelst zweier anderen Schubstangen F mit den unteren Enden von Winkelhebeln G in Verbindung, deren obere Enden die Kolben einer anderen Pumpenreihe in Bewegung setzen. Die Winkelhebel G sind mitunter auf einer gemeinschaftlichen Axe H befestigt und läßt sich somit vermittelst einfacher Kupplungen eine beliebige Anzahl Pumpen, je nach dem Stande der See, in oder außer Bewegung setzen. Es leuchtet ein, daß diese letztere Pumpenreihe, außer durch die vertikalen, hauptsächlich durch die horizontalen Oscillationen des Pontons in Aktion treten. Unsere Illustration zeigt ferner hiermit in Verbindung das Steigerohr, durch welches das Wasser in das auf der Platthöhe gelegene Reservoir gelangt, von wo es wiederum durch das Fallrohr, hier auf eine Turbine mit horizontaler Welle fällt, welche durch ihre hierdurch verursachte Rotation wiederum mittelst Zahnräder die Transmissionsaxe in eine rotirende Bewegung versetzt, welche für sich wiederum geeignet ist, beliebige Arbeitsmaschinen in Thätigkeit zu bringen.

Natürlich kann unsere figürliche Darstellung nur als eine schematische, zum Zwecke der Verdeutlichung des Prinzipes gelten, von Regu-

lirvorrichtungen, sowie Schutzvorkehrungen gegen das Einfrieren des Wassers in den Röhren ist hier Abstand genommen.

Wir sehen, wie sich also selbst die ungleichmäßigsten Wasserkräfte durch die Technik nutzbar machen lassen, nur können, wie gesagt, die seitherigen Arten der Transmission nicht als universale gelten. Nur der Dampf kann unseres Erachtens als ein solches universelles Transmissonsmittel betrachtet werden, es bleibt also zunächst zu zeigen, wie sich die moderne Technik zur Aufgabe der Umsetzung mechanischer Arbeit in Wärme stellt.

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Traufil.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nach dem Kapland, dem Süden Afrikas, um von hier aus den Kreuz- und Querzügen der Afrikaforscher an der Westküste zu folgen. Wie wir im ersten Artikel berichteten, haben die Holländer im Jahre 1652 dauernden Besitz vom Kapland genommen. Der Grundsatz ihrer Kolonialpolitik war überall und zu jeder Zeit, sich alle Arten von Abenteurern vom Halse zu halten. Nur diese streng konservativen Anschauungen machen es erklärlich, daß die Holländer 125 Jahre außerhalb ihres im wahren Sinne des Wortes grenzenlosen Kolonialgebietes keine Entdeckungen machten. Im Laufe der Zeit wird aber jedes System morsch und so bekam auch dasjenige der holländischen Kolonialpolitik ein Loch und zwar von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Evangelische Missionäre waren im Jahre 1737 von Herrnhut nach Guinea und von da zum Kap der guten Hoffnung ausgesendet worden. Mit den Predigern der Mährischen Brüder verbanden sich bald die englischen Apostel, der Welsleyaner, das Christenthum unter der einheimischen Bevölkerung zu verbreiten. Die letzteren beschränkten ihre Thätigkeit nicht auf das Evangelium, sondern machten auch ein wenig in Politik und zogen ihre Landsleute ins Land.

Wie lange die Engländer im Besitze des Kaplandes trotz ihrer „Erfolge" im Zululande bleiben, kann niemand voraussagen. Laut dem Naturgesetz der Entwickelungstheorie bröckeln sich früher oder später alle Kolonien vom Mutterlande ab. Wie das goldne Vließ zu Kolchis die Griechen zum Argonautenzug verlockte, so war es auch hier ein goldenes und mit glitzernden Diamanten besetztes Vließ, welches die nimmersatte Britannia zur Okkupation des Kaplandes reizte. Im März des Jahres 1867 wurde im Hopetown am Oranje-River der erste Diamant gefunden. Es dauerte nach diesem glücklichen Ereigniß nicht lange, so entdeckte man zu beiden Seiten des Vaalflusses große Diamantenfelder und bald strömten tausende von abenteuerlustigen und habgierigen Gesellen nach dem Grigualande, das zur Oranje-Republik gehörte. Anfangs freuten sich die holländischen Bauern dieser Thatsache, bald jedoch wurde ihnen „um ihre Gottähnlichkeit" bange, denn das Glück erweckt Neider. Ich Jahre 1871 schon nahmen die Engländer trotz aller Proteste der eingesessenen Farmer von dem ganzen Gebiet Besitz. Die ungeheure Menschenansammlung mochte der englischen Regierung wohl auch bedrohlich erscheinen. Die eingesessenen Farmer (Boers) hatten zudem nur geringe Vortheile von den Diamantenfeldern. Ihr patriarchalisches einfaches und beschauliches Dasein bildete den auffallendsten Gegensatz zu dem wilden Treiben einer buntzusammengesetzten Menschenmasse, welche früher Konzertlokale, Trinkhäuser und Spielhöllen bei den neuen Fundstätten etablirte, bevor sie daran dachte, Ackerbau zu pflegen und Städte zu gründen. Der Schwindel wird wohl auch hier, wie einst in Kalifornien und Australien, geordneten Verhältnissen Platz machen müssen, dann ist es aber auch mit der englischen Säbelherrschaft vorbei. Das Kapland ist wegen seiner klimatischen Verhältnisse ein ausgezeichnetes Entlastungsgebiet für die alternde Jungfer Europa, wenn es staatlich auf eigenen Füßen stehen wird, und das ist doch nur eine Frage der Zeit. Wir müssen hundert Jahre zurückgreifen, um die Leiden der Märthyrer der Wissenschaft in faßlicher Reihenfolge zu schildern.

Mit der Besitznahme des Kaplandes durch die Engländer beginnt die Zeit der Entdeckungen für diesen Theil Afrikas. Im Jahre 1777 entdeckte Gordon die Mündung des Oranjeflusses am antlantischen Ozean, und ein Jahr später untersuchte Patterson den Lauf dieses Flusses. John Barnow drang zu den Kaffern und Lichtenstein zu den Betschuanen nach Norden vor. Die armen Wilden, die sich seit unvordenklichen Zeiten ohne Christenthum ganz gut beholfen hatten, wurden plötzlich mit einer Armee von Missionären beglückt. Zu den englischen Predigern Campbell, Moffat, Philipp, Hamilton und Kay gesellten sich die deutschen Christenthumsverbreiter Haug, Hahn und Rath. Man muß aber den Aposteln der Nächstenliebe nachsagen, daß sie über dem Himmlischen das Irdische nicht vergaßen und durch ihre Aufzeichnungen den Schleier zu lüften redlich bemüht waren, der bis dahin Südafrika bedeckt hatte. Den Männern Gottes folgten die gewaltigen Jäger „vor dem Herrn", der Engländer Cumming, der Antilopen-Jäger der südafrikanischen Steppe, und der Schwede Wahlburg, der unter den Füßen eines verwundeten Elephanten seinen Geist aufgab. Durch die Auswanderung der mit der Besitznahme des Kaplandes durch die Engländer unzufriedenen holländischen Ansiedler (Boers) im Jahre 1835 wurde die bis dahin schwer zugängliche Südostküste Afrikas (Natal und Transval) bekannt. Dadurch gelangte auch das Zululand zu jder traurigen Berühmtheit, deren es sich, blutigen Andenkens, heute noch erfreut. Die Engländer Burchell, Thompson, Smith und Steedman drangen unter Gefahren und Entbehrungen aller Art vom Oranjefluß nördlich in das Namagualand, Kapitän Alexander entdeckte den Wohnsitz der Damaras und Anderson den der Owampos. Ueber das atlantische Küstenland Benguala war die Verbindung mit dem von Ladislaus Magyar erforschten Loandagebiet hergestellt und die Kette an der Westküste Afrikas geschlossen.

Der vierte oder südöstliche Distrikt Afrikas, das Flußgebiet des Zambesi, ist der Schauplatz der drei kühnsten und glücklichsten Forscher des „dunkeln" Kontinents, Livingstone, Stanley und Cameron. Eine Aera neuer Entdeckungen begann, als Livingstone, der sich seit 1841 in Südafrika niedergelassen, 1845 den Ngamisee, den ersten der großen Süßwasserseen, die seitdem im Innern Südafrikas aufgefunden wurden, erreichte. Was Alexander von Humboldt für Südamerika, ist Livingstone für Südafrika. Er war der erste Nichtportugiese, der nach mehrfachen verunglückten Versuchen endlich die ganze Breite des Kontinents von Loanda an der Westküste bis nach Kilimane an der Mündung des Zambesi (20. Mai 1856) erreichte. Als er nach sechszehnjährigen Reisen, nachdem er 30 Längengrade durchmessen, von dem mörderischen Klima, von reißenden Thieren und wilden Menschen bedroht, frisch und gesund in England anlangte, wurde er wie ein siegreicher Heerführer gefeiert. Von der londoner afrikanischen Gesellschaft mit reichlichen Mitteln ausgerüstet, trat er seine zweite Reise an, deren Resultat die Feststellung des großen Stromsystems des Zambesi bis zu den Quellflüssen hinauf ist. Im Jahre 1858 trat er seine dritte Entdeckungsfahrt an und zwar wieder von der Mündung des Zambesi stromaufwärts. Von der britischen Regierung mit konsularischen Vollmachten versehen, ließ er sich eine Zeit lang in der Negerstadt Tete (16 G. n. B.) nieder, um von hier aus Handelsverbindungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen und für die Zwecke der Mission thätig zu sein. Doch litt es ihn nicht lange in der offiziellen Stellung. Nach Verlauf von einem halben Jahre kehrte er stromabwärts nach Senna zurück und drang von hier aus mit einem Boot in den von Norden kommenden Nebenfluß des Zambesi, Schire genannt, bis Wasserfälle der Weiterfahrt ein Ziel setzten.

Hören wir, wie der deutsche Afrikareisende Eduard Mohr die Wasserfälle des Zambesi, das größte Naturwunder Südafrikas, beschreibt: „Das rollende Brüllen der fallenden Wasser, worin ein gewisser Takt zu liegen schien, war in der Nacht meilenweit wahrnehmbar. In einer Breite von $2^1/_2$ Kilometern rollt der majestätische Strom von Nordnordwest und stürzt seine Fluthen 120 Meter tief hinunter, in eine quer durch sein Bett setzende Felsenschlucht, deren Breite zwischen 72 und 90 Meter schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Zambesifluthen viele Inseln auf, alle mit der reichsten Vegetation geschmückt. Die Ufer sind mit weitem, offenen Walde bestanden, hier kommen ganze Gruppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den echten Stempel des Südens aufdrücken. Nahe dem Falle eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin, die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Aussehen, als ob es koche. Nahe dem westlichen Rande liegt eine kleine Insel, etwa 50 Meter vom Ufer entfernt, der Zweig des Stromes hier scheint eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Satze wie eine Meereswoge zur Tiefe hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende Felskante heraustreten, was aber nur solchen Reisenden zu empfehlen ist, die ganz frei von Schwindel sind. Dann erblickt man links dicht neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in Front die ganze Linie des großen Falles, die aber natürlich nur immer theilweise sichtbar ist, denn die mit der Fluth hinabgedrückte, zusammengepreßte und mit Wassertheilchen gefüllte Luft befreit sich langsam, steigt wirbelnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- und Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem „Altar" der Wasser leuchten. Hat man von dieser Stelle aus eine zeitlang in das unten tobende, spritzende, schäumende Chaos hineingeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elements, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe heraufdröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können. — Hat der Zambesi seine Wasser durch jenen engen Paß hindurchgedrängt, so rollt er in drei bis vier mächtigen Schlangenwindungen weiter."

(Fortsetzung folgt.)

Unterfahrung eines Torrento im oberen Fellathal. (Bild Seite 172 und 173.) Eine neue Alpenstraße, eine Weltbahn, von dem Range der Mont-Cenis-, der Brenner- und der Semmeringbahn ist im Herbst 1879 dem Verkehr übergeben worden, die Pontebabahn. Wie einst Modane im Savoyardengebiet, das Oertchen am Eingang des Mont-Cenistunnels, Mürzzuschlag auf dem Semmering und Sterzing auf dem Brenner, so wurde der italienisch-österreichische Grenzort Ponteba-Pontafel im Weltverkehr und im Reich der Techniker über Nacht berühmt. Der Doppelort hat noch manches Sehenswerthe und Interessante vor den andern italienischen und deutschen Ortschaften auf den älteren Linien voraus. Er liegt hart an der Wasserscheide eines

mächtigen Alpenstocks, an der Grenze zweier großen Staaten und bezeichnet scharf die Abgrenzung des Nationalitätengebiets und selbst die Grenzen des alten Rassenhaders, der soviel Kriege hervorrief und soviel Blutvergießen, daß es wetteifern könnte mit den nimmermüden Bergquellen, die gegen Osten und Süden zu Thal rieseln. Unser Bild stellt eine Tunnelkonstruktion dieser Alpenbahn vor, die ihres gleichen in den Eisenbahnbauten nicht haben dürfte. Die kleine Strecke, welche man in drei Stunden durchfährt (Tarvis-Udine) ist ein Riesenwerk, dessen italienischer Antheil 36 Millionen Lire kostet, während die Oesterreicher mit der Summe von 2,900,000 Gulden davonkamen. Die italienische Strecke Ponteba-Udine ist bis zur Station Venzone eine wundervolle Hochgebirgsbahn, ein Meisterwerk der modernen Bahntechnik, und man muß beim Anblick dieser Kyklopenmauern und der schwindelnden Brücken vermuthen, daß die Italiener, welche ganz allein den Bau herstellten, eine Ehre darein setzten, etwas ganz besonderes zu leisten. Das wilde Fellathal setzte dem Bau die gewaltigsten Hindernisse entgegen, aber dieselben wurden von den Bauleuten spielend überwältigt. Hoch über der Sohle des Thals durch die Felsen getreten, drängt ein Tunnel den andern. Bei jedem Austritt aus einem Tunnel, bietet sich dem Auge ein neues, großartiges Panorama, ein neuer überraschender Einblick in die wildromantische Hochgebirgswelt. Man steigt nicht jählings in die italienische Ebene hinab, wie aus dem Mont-Cenistunnel gegen Susa, sondern man wird stundenlang und allmälich durch das rauhe Fellathal und durch das breitere Thal des Tagliamento gegen Udine in die venetianische Ebene gebracht. Dreimal übersetzt die Bahn bis Venzone den gefährlichen Fellafluß, ein Wildwasser sondergleichen, welches dem Bau die größten Schwierigkeiten bereitete. Das Gewässer des Flüßchens, das nur eine geringe Tiefe hat, aber immer über Felsgeröll dahinschießt, ist milchweiß von dem Gischt, der sich im eiligen Absturz bildet. In den Fluß hinab senken sich vor den steilen Felsen hunderte von Torrenten (Felsengeröll), die bei Hochwasser, bei Ungewitter, in Bewegung kommen. Die Fluth reißt vom Hochgebirge, oft tief aus dem Bauche der Felsen, das Geschiebe und Gerölle mit und führt es mit Allgewalt in das Hauptflußbett. Das letztere trägt daher den Charakter einer vollständigen Trümmerwildniß. Bei den Anlagen von Brücken, von Pfeilern und Uebergängen mußte daher ebensosehr das Augenmerk auf die stürmische Flut wie auf die benachbarten Torrenten gerichtet werden. Die zwei großartigsten Szenerien dieser furchtbaren Werkstatt der nimmer müden Elemente sind Fontanone auf der italienischen und Malborghet auf der österreichischen Strecke. Bei dem Dörfchen Fontanone sind es majestätische Felsen, welche die Bahnlinie überragen, und von denen die Wildbäche aus schwindelnder Höhe herniederkommen, um in der Hälfte der Höhe auf dem Felsen zu zerschellen und vom Wind als förmliche Staubwolken davongetragen zu werden. In zwei Stunden kann man von Udine bis Ponteba diese herrlichen Alpenpartieen durcheilen, und von Ponteba-Pontafel, welche Orte nur durch eine schmale Brücke über die Pontebana getrennt sind, beginnt dann die kärntnerische Landschaft, die einen ganz anderen Charakter trägt. Wie auf der italienischen Seite alles düster und wildromantisch erscheint, so auf der kärntner Seite alles anmuthig, hellgrün und lebensfroh. So verschieden die Natur, die Landschaft auf beiden Seiten, so verschieden auch das Wesen, der Charakter des Menschen. Ponteba ist ein echt italienischer Ort, ein Dorf mit einem städtischen Anstrich, mit einem Anstrich von Noblesse; zwischen den grauen Steinhütten, die mit Papier verklebte Fenster und keine Heizvorrichtung besitzen, stehen alte Paläste herabgekommener Edelleute; ein Hauptplatz mit einem monumentalen Brunnen, um welchen die Signori nach Vätersitte herumstehen und politisiren (sonst thun sie nämlich gar nichts); ein Kaffeehaus mit schmutzigen Tapeten und erblindeten Spiegeln; dagegen besitzt Pontafel nur solide reinliche Bauernhäuser.

Auf der Strecke von Pontafel über Tarwis bis Villach, wo sich die Südbahn mit der Rudolphsbahn kreuzt, treten nur einmal noch die Schrecken des Hochgebirges und zwar, wie schon oben bemerkt, bei Malborghet, dem Vorwurfe unseres Bildes, an die Eisenbahn heran. Aus dem Gebirge heraus bricht an dieser Stelle einer der gewaltigsten Torrenten, welches das Thal, den Fluß, die Bahnlinie mit Geröll und Felsenmassen angefüllt hat, die sich hier hoch aufgestaut haben. Die Verlegung der Bahn an dieser Stelle war nicht möglich, und so beschlossen die österreichischen Ingenieure, die ganze Schuttmasse zu durchbohren. Im Lauf der Zeit hatte sich dieselbe verdichtet bis zur Härte der Felsen selbst, und der Durchstich, mit gewöhnlichem Tonnengewölbe, gelang vollkommen. Den Torrentozufluß, den man nicht stauen konnte, suchte man über den Tunnel hinweg in das Flußbett zu leiten, seinen alten Weg möglichst zu erweitern und zu erleichtern. Bei Gewitter und Hochwasser, namentlich im Herbst und Frühjahr setzt sich das Gewölbe in Bewegung, der Torrento arbeitet und wirft mit den Wassermassen Steine und Felsen über den Tunnel, durch welchen der Zug mit aller Sicherheit fährt. Nicht weit entfernt von dieser Stelle ragen die Mauern der Festung am Predil empor, und unten an der Straße und von der Eisenbahn aus sichtbar liegt das tiroler Löwendenkmal zur Erinnerung an den blutigen Strauß des Hauptmann Herrmann mit einer Handvoll Soldaten und Landstürmer gegen die vordringenden Franzosen im Jahre 1809. Die kleine, aber rührige Partei der Italia irredenta (des noch nicht geeinigten, folglich „zerstreuten" Italiens) wird schon für Wiederholung der blutigen Schauspiele in der herrlichen Alpennatur sorgen, wenn die länderverbindenden Schienen nicht bald den Völkerfrieden anbahnen. Der Ausbau der Bahn hat auch eine komische Seite. Man hat zwanzig Jahre hindurch über diesen Bau gestritten und parlamentirt, und — da er endlich nach so großen Fährlichkeiten fertig geworden, hinderten neue Streitigkeiten die Uebergabe an den großen Verkehr. Es geht doch nichts über die Gemüthlichkeit der Nachbarn! Zum Glück ist das Genie der Menschheit nicht in die Köpfe der Diplomaten, sondern in die der Techniker gefahren, die jetzt Dinge vollbringen können, die in ihrer Weise alles, was die Vorzeit zu Wege brachte, weit übertreffen.

Der Ausbau der Alpenbahnen, deren schwierigste Theile, der Gotthardstunnel und der Uebergang über den Splügen, freilich noch nicht fertig sind, liefert den Beweis, daß wir die großen praktischen Gedanken ins Werk zu setzen vermögen, von denen die bedeutenden Menschen der Vorzeit nur träumen durften. Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„Das Buch der Ehe. Ein Blumenstrauß vom Felde der Lebensweisheit für den Altar des Hauses. Gesammelt und herausgegeben von Theodor Winkler." Bern, J. Heubergers Verlag, 1879. Der Verfasser will einen „Katechismus der Ehe", insbesondere bestimmt als literarische Hochzeitsgabe für ein junges Paar, liefern, der „keine langwierigen Untersuchungen, keine ermüdenden Moralpredigten enthält, sondern in kurzen Sätzen erprobte Grundwahrheiten und praktische Rathschläge über das Wesen der Ehe und ihre Wechselbeziehungen gibt", indem er all' das zusammenstellt, was ihm von bemerkenswerthen Aussprüchen der „bedeutendsten Männer und Frauen" bekannt ist. Der Verfasser hat seinen Zweck erreicht — dank umfassender Literaturkenntnisse, vereint mit jenem nicht gewöhnlichen Taktgefühl, welches nicht nur das Gute von dem Schlechten, das Gedankenreiche von dem Geistesleeren zu scheiden weiß, sondern auch aus der Fülle des Guten und Gehaltvollen das wahrhaft Edelempfundene und Herzerwärmende herauszuheben weiß. Nachfolgende Verse Scherenbergs (S. 14) mögen die Auffassung des Verfassers von dem Wesen der Liebe charakterisiren, wie sie die Grundlage der Ehe und der Kern eines jeden Menschenlebens sein sollte:

> Wie bettelarm ein Herz doch bliebe,
> Das nur des andern Freude theilt!
> Das ist das schönste Recht der Liebe,
> Daß sie des Unglücks Wunden heilt!
> Kein Kuß — wie wonnevoll er wäre —
> Von Menschenlippen süßer ist,
> Als wenn man heimlich eine Zähre
> Von einem theuren Auge küßt.

„Hellas und Rom. Eine Kulturgeschichte des klassischen Alterthums. Von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler." Verlag von W. Speemann, Stuttgart. In ca. 30 Lieferungen, à M. 1,50. Speemanns „Hellas und Rom" ist ein Prachtwerk außen und innen. Die Ausstattung ist vorzüglich, an Schönheit und Gediegenheit kaum zu übertreffen. Vor allem sind die Illustrationen, deren jede Lieferung eine größere Anzahl als Bilder im Text und Separatblätter in Tondruck enthält, wahre Meisterwerke künstlerischer Auffassung und Ausführung. Dabei ist der Text so reichhaltig und gleichzeitig so knapp und übersichtlich gehalten und von so gründlicher Kenntniß des klassischen Alterthums diktirt, daß Rezensent nur eins bedauern kann, — daß der in Anbetracht alles dessen, was das Werk bietet, vollauf gerechtfertigte Preis doch noch zu hoch ist, um eine Massenverbreitung möglich zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 16. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

So geschickt auch der Justizrath für gewöhnlich zu verbergen pflegte, wohin eigentlich seine Blicke fielen, seinem Nebenmann Schweder blieb nicht verborgen, was augenblicklich der Gegenstand der Aufmerksamkeit des alten Herrn war; — er errieth sogar die Gedanken des schlauen Juristen, — und er lächelte triumphirend, als er sah, wie viel weniger er selbst dem Justizrath der Beobachtung werth erschien, als Alster und Frau Senkbeil.

Diese unterhielten sich angelegentlich mit einander. Zwar war Herr Alster im Grunde allein der aktive Theil bei dieser Unterhaltung; er ließ seiner Zungenfertigkeit die Zügel schießen, sprach vom Theater, von Konzerten und Bällen und allem Möglichen sonst, was man gemeinhin für eine Dame der sogenannt guten Gesellschaft interessant hält; aber er hatte die Genugthuung, eine sehr aufmerksame Zuhörerin zu besitzen, die allem, was er sagte, liebenswürdig lächelnd oder freundlich nickend zustimmte. Zuweilen traf ihn sogar ein eigenthümlich warmer Blick aus den strahlenden Augensternen der schönen Frau, ein Blick, der ganz dazu angethan war, den Verdacht zu erregen, als ob die augenscheinlichen Bemühungen des Herrn Alster um die Gunst der Dame auf recht fruchtbaren Boden fielen.

Indessen war es nicht im geringsten das Unterhaltungstalent oder gar das einnehmende Wesen des Herrn Alster, welches ihm so im Sturm die Aufmerksamkeit seiner Tafelnachbarin erobert hatte, sondern es war vielmehr das Bestreben der Dame, sich für das vermeintliche Komplott zu rächen, welchem sie die Ehre dieser Bekanntschaft zu danken hatte.

Schweder hatte ihr einmal in seiner spöttischen Manier von der „gloriosen Eroberung“ gesprochen, welche sie gemacht hätte an dem „Dütenkrämer a. D.“ — an dem „verehrungswürdigen Herrn Alster“ nämlich —, mit welch' letzterer Bezeichnung er besagtem Herrn heut Abend zu schmeicheln beliebt hatte. Er hatte hinzugefügt, daß dieser „Hans im Glücke“ natürlich der geistreichen Ueberzeugung sei, das Herz einer schönen Frau erobere man genau so wie das eines Börsenagenten — man brauche nur ein „feines Haus“ zu repräsentiren und die „Spesen“ nicht knapp zu bemessen.

Frau Senkbeil kannte Schweder gut genug, um ihm zuzutrauen, daß er sie absichtlich einmal in die Gesellschaft des von ihm verspotteten Mannes bringen möchte, um sich darüber zu amüsiren, wie dieser ihr den Hof machen und sie ihn abtrumpfen würde. Freilich konnte Schweder auch sicher sein, daß sie solchem Spaße nichts weniger als abgeneigt war. Sie liebte es, die Ueberlegenheit der ihrer Schönheit und der Beweglichkeit ihres Verstandes bewußten Frau zur Geltung zu bringen, aber daß Schweder heut, einer seiner unberechenbaren Launen folgend, sie ohne alle Vorbereitung und unter nichtigem Vorwande hierherführte — in der schnöden Absicht, sich auf ihre Kosten zu amüsiren — statt sie selbst ins Komplott zu ziehen — das fand sie schon so ziemlich unverzeihlich.

Aber noch viel unverzeihlicher erschien ihr, daß ihr Gatte um die schwedersche Ungezogenheit — wie sie es im stillen nannte — offenbar wußte. Wie wäre er sonst so bereitwillig auf Schweders Vorschlag eingegangen, eine vor kürzester Frist bei Weinhold eingetroffene, sehr seltene Weinsorte zu probiren, und warum hätte er mit so vielsagendem Lächeln Schweder angesehen, als sie vorhin hier eingetreten waren!

Es war wirklich unerhört — — aber Frau Senkbeil hatte sich in demselben Augenblicke, als sie ihrer Sache gewiß zu sein glaubte, vorgenommen, den beiden einen tüchtigen Strich durch die Rechnung zu machen. Warum sollte sie den „Dütenkrämer a. D.“ mit der ihr allerdings zu Gebote stehenden feinen Malice empfinden lassen, daß seine Huldigung an dem Panzer ihres Stolzes und ihres verwöhnten Geschmacks eindruckslos abpralle, wie der Bolzen aus der Armbrust des Knaben von steinerner Mauer? Nein, nun gewiß nicht — die Männer sind alle eifersüchtig, bis zum Unverstande eifersüchtig, Frau Senkbeil verstand sich auf Männerschwächen —, darum wollte sie, beiden, ihrem Gatten und Schweder, zur Strafe das begeisterte Entgegenkommen des alten Don Juan Alster nicht zurückweisen, nein, sie wollte ihn ermuthigen, in ihm die Einbildung seiner Unwiderstehlichkeit noch bestärken, zwischen ihm und ihr das erste Kapitel eines Romans sich abspielen lassen; eine kleine Komödie das, wie die schöne Frau sie schon zu Dutzenden, und nicht immer beim ersten Kapitel stehen bleibend, begonnen und siegreich zu Ende geführt hatte.

Aber so leicht schien es nicht zu sein, den gewünschten Eindruck auf die Herren Senkbeil und Schweder hervorzubringen. Der erstere schien den absonderlichen Charakter der Unterhaltung des Herrn Alster mit seiner Frau garnicht zu bemerken, er war von einem Gespräch mit dem Justizrath lebhaft in Anspruch genommen, während Schweder mit so harmlos vergnügtem Antlitz in die Welt hineinschaute und aufs eifrigste dem Römer zusprach, aus dem der herrliche Rheinwein seine lockenden und verführerischen Düfte emporsandte.

Schweder war keiner von jenen egoistischen Menschen, die still vor sich hintrinken, ohne sich dabei um ihre Mitmenschen zu kümmern; im Gegentheil, ihm lag fast noch mehr am Herzen, daß die andern dem Becher zusprächen, als daß dieser ihm selber das köstliche Naß spende. Keinen Schluck trank er, ohne auf irgend eines Tafelgenossen Wohl zu trinken und diesen zu nöthigen, ihm Bescheid zu thun. Am eifrigsten beschäftigte er sich in dieser Weise mit dem Oberbaurath, dem er dabei allerlei pikante Histörchen erzählte, wie sie der übermäßig behäbige Herr so ungemein gern hörte; ziemlich häufig wandte er sich aber auch an den Justizrath und an seinen Freund Senkbeil, die anfangs beide sich darauf beschränkt hatten, den mächtigen Zügen, welche Schweder ihnen zutrank, mit vorsichtigem Nippen nachzukommen.

Das paßte aber dem Herrn Schweder sehr wenig in sein Spiel. Der Justizrath sollte und mußte die siegende Gewalt des Weines empfinden, und Senkbeil mußte ihm mit gutem Beispiel vorangehen. Ein geschickt angebrachter Wink genügte. Senkbeil war zwar etwas erstaunt, als er bemerkte, daß Schweder von ihm verlange, er solle dem Weine tüchtig zusprechen, aber er war gewohnt, sich der höheren Intelligenz seines Freundes gehorsam unterzuordnen, zumal er, besonders in letzter Zeit, mannichfaltige Proben der Gewandtheit Schweders, den Zufall zu dirigiren und die Verhältnisse zu beherrschen, wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hatte.

Als sich der Justizrath, dank seinem ausgezeichneten Gehör, auf das er sich viel zugute that, überzeugt hatte, daß die Unterhaltung zwischen der Gattin seines Nachbars und seinem Freunde Alster nicht mit einer Silbe auf geschäftliches Gebiet abschweifte; als er fernerhin sah, wie Senkbeil sich ebensowenig geneigt zeigte, dem heutigen Zusammentreffen einen andern Zweck, als den unschuldiger Befriedigung des Gaumens und Magens, unterzuschieben; als Senkbeil sogar den rastlos sich wiederholenden Anregungen seines Freundes Schweder folgte und immer weinseliger becherte, da gewann der feurige Johannisberger auch Oberhand über das den Freuden der Tafel immerdar ergebene Herz des alten Herrn, und ein voller Römer jagte den andern über seine weinkundige Zunge hinab, bis die grauen Augen anfingen, in gläsernem Glanze über die Brille hinauszuschielen, und bis sich bei ihm ebenso wie bei den andern jene ungeheure Gemüthlichkeit Bahn gebrochen hatte, die nach opulenten Gastereien schließlich alle Bande der gewohnten gesellschaftlichen Zurückhaltung und nicht selten auch die Schranken der feinen Sitte sowohl, als die der viel berechtigteren guten zu lösen pflegt.

Als es soweit gekommen war, hielt Schweder noch einmal scharfe Umschau. Er hatte den Johannisberger zwar nicht mehr geschont, als jeder andere der Anwesenden; aber seine ungewöhnlich kräftige Natur und sein eiserner Wille hatten ihn nüchtern erhalten, so nüchtern, wie nur noch Frau Senkbeil war, die übrigens den Wein auch nicht gänzlich verschmäht hatte.

Alster war dagegen ganz erstaunlich aufgeheitert und dabei so kühn geworden, daß er seiner Dame, der Anwesenheit ihres Gatten zum Trotz, unter den fadesten, unaufhörlich in gewaltsamster Weise vom Zaune gebrochenen Schmeicheleien einmal übers andre die Hand küßte und betheuerte, daß er sich fühle, wie im Himmel, weil er das unaussprechliche, langersehnte Glück genieße, an der Seite einer Göttin zu sitzen, seiner Göttin, die ihm Venus, Juno und, und — — der Name der dritten der nach der griechischen Sage vor dem Hirten Paris um den Preis der Schönheit streitenden Göttinnen wollte ihm leider durchaus nicht einfallen, er brummte also etwas nicht recht verständliches, was ungefähr wie Melpomene klang — zugleich sei.

So beharrlich als tapfer, viel tapferer noch als Alster, hatte der Oberbaurath dem Johannisberger zugesetzt, und dieser revanchirte sich nun reichlich dafür. Das Sprechen hatte der gewaltige Zecher vor dem Herrn beinahe vollständig aufgegeben; dafür lachte er umsomehr und so laut, daß die Wände erdröhnten. Ob Schweders Erzählungen und Bemerkungen dazu besondere Veranlassung gaben oder nicht, hatte er allgemach gänzlich zu unterscheiden verlernt, dafür polterte seine riesige Heiterkeit jedesmal los, wenn Schweder, was ziemlich oft geschah, eine Kunstpause in seiner Unterhaltnng eintreten ließ, und lachte gewissenhaft, bis dieser wieder zu reden anfing.

Jetzt schien die Gesellschaft dem Geschäftsdiplomaten Schweder völlig in der richtigen Stimmung zu sein, um das Netz seiner Pläne über ihrem Haupte zusammenzuziehen.

Er war gerade im Begriffe sich zu erheben und eine kleine wohldurchdachte und den Umständen mit großer Schlauheit angepaßte Rede vom Stapel zu lassen, als sich der Justizrath und mit ihm Senkbeil erhob, um in der frischen Luft, wie sie sagten, ein wenig von der durch die Gasflammen des Kronleuchters, natürlich nur durch die Gasflammen, erzeugten Hitze zu erholen.

Die beiden Herren gingen hinaus; sie schwankten sogar ein wenig, als sie über die Klippe der Thürschwelle hinweg mußten.

Die Gelegenheit war günstig . . . Schweder ließ sich durch die Entfernung der beiden nicht stören, er erhob sich dennoch, schlug mit dem Messer an sein Glas und bat um die Erlaubniß, mit ein paar kurzen Worten den Gefühlen Ausdruck geben zu dürfen, welche der heutige, so außerordentlich angenehm verbrachte Abend bei ihm angeregt habe.

Der Oberbaurath hielt Schweders Worte für einen ausgezeichneten Witz und lachte pflichtschuldigst, daß er beinahe rücklings mit seinem Stuhle zur Erde gestürzt wäre. Alster lächelte nur, aber selbstzufrieden — was konnte Schweder anders wollen, als ihm, dem liebenswürdigen Gastgeber, ein geistreich motivirtes Hoch auszubringen. Frau Senkbeil sah mit gespannter Aufmerksamkeit nach Schweder hin; daß er irgend einen Plan hatte, war ihr im Laufe des Abends immer klarer geworden, einen Plan, der doch wohl viel weiter ging, als bis zur Absicht, sich über die in ihrer Anmaßung und Zudringlichkeit schon garnicht mehr komischen Annäherungsversuche Alsters ihr gegenüber zu amüsiren.

Die Worte Schweders sollten die Vermuthung der Dame in einer für sie außerordentlich überraschenden Weise bestätigen.

„Meine hochverehrten Herrschaften,“ hatte er mit einer ihm sonst wildfremden und mit der Weinlaune der Gesellschaft in schärfstem Kontrast stehender Feierlichkeit im Ton, begonnen; „es gibt Augenblicke, in denen sich auch der Aufgeklärteste des Gedankens nicht erwehren kann, daß nicht der Zufall, sondern eine höhere, freundliche Fügung die Menschengeschicke regiert. Einer dieser Augenblicke war es für mich, als ich heut hier mit meinem Freunde Senkbeil und seiner liebenswürdigen Lebensgefährtin in dieses Zimmer trat und Sie, meine Herren, insbesondere Sie, mein hochverehrter Herr Alster — selbst ohne eine Ahnung davon, daß wir kommen würden — unserer doch gewissermaßen harrend fand. Ich gestehe, daß mich dies — beinahe möcht' ich sagen — lebhaft ergriff, daß ich es mit Genugthuung begrüßte, und als ich sah, wie diese erste persönliche Begegnung meines Freundes und seiner Gemahlin mit Ihnen, meine Herren, sich im Fluge zu einer Befreundung gestaltete, einem beiderseitigen Entgegenkommen, wie es so rasch und so warm nur aus dem Boden gegenseitiger höchster Werthschätzung zu entsprießen vermag, das erhöhte jenes Gefühl der Genugthuung noch um ein bedeutendes — hatte ich doch, mein verehrter Herr Alster, einem vor kurzem von ihnen angedeuteten Wunsche folgend, heute erst meinem Freunde Senkbeil den Gedanken ans Herz gelegt, er möge sich und sein industrielles Etablissement Ihnen zur Verfügung stellen, damit aus der Vereinigung Ihres Gründungsprojekts mit dem bereits in voller Blüthe stehenden Unternehmen ein Musterinstitut deutscher Industriethätigkeit hervorgehen könne, leistungsfähig und erfolgversprechend genug, um den großartigen Vorsatz unseres zu einem Herrscher im Reiche der deutschen Industrie berufenen Herrn Alster zu verwirklichen — den Vorsatz, den deutschen Maschinenbau nicht nur konkurrenzfähig zu machen mit dem des bisher den Vorrang behauptenden Auslands, sondern diesem den Rang abzulaufen und die vaterländische Industrie einzusetzen in ihre unveräußerlichen Rechte. Ich hatte lange gezögert, meinem Freunde Senkbeil diesen kühnen Gedanken zu unterbreiten, ihn aufzufordern, sich an der Verwirklichung desselben zu betheiligen denn ich kenne meinen Freund als einen überaus vorsichtigen Geschäftsmann, der auf dem Wege kluger Kalkulation nur schrittweise fortzugehen gewöhnt ist, von einem verhältnißmäßig bescheidenen Erfolg zum andern, aber als ich heut nun doch die Verhandlungen begann, fand ich, daß das mächtige Vertrauen, welches Sie, Herr Alster, überall in unserer Geschäftswelt genießen, auch bei meinem Freunde alle Schwierigkeiten zu überwinden geeignet war — Senkbeil schlug ein, und da ich Ihres Einverständnisses nach den vertrauensvollen Mittheilungen und Andeutungen, mit denen Sie mich beehrt haben, mein verehrtester Herr Alster, gewiß bin, so kann ich denn die Firma Alster und Senkbeil mit einem dreimaligen Lebehoch in eine glückverheißende Zukunft einführen. Sie lebe hoch, hoch und zum drittenmale hoch!“

Es war ein Glück, daß Schweder zu Ende war. Der Oberbaurath hätte beim besten Willen seine Begeisterung nicht länger bändigen können. Er begriff zwar nicht im entferntesten, was

Schweder eigentlich wollte, aber er hatte schließlich doch gemerkt, nachdem er anfangs vergeblich auf die Gelegenheit gewartet, in sein donnerndes Gelächter auszubrechen, daß es ausnahmsweise keine Witze sein sollten, was Schweder vortrug, und so verfehlte denn des Redners feierlicher Ernst auf ihn seine Wirkung umsoweniger, als seine Heiterkeit auf jenem Kulminationspunkte angelangt war, von dem sie mit größter Leichtigkeit in das Thränenmeer der Rührung hinabgleiten konnte.

Man sah ihm daher an, daß seinem gefühlvollen Herzen die Sache ungemein naheging, als er kräftig in das Hoch einstimmte und sich mit größter Mühe erhob, um mit Schweder anzustoßen.

Die Gefühle, welche Schweders schöne Rede in des Gefeierten Busen entfesselt hatte, waren weniger ungemischt. Er fühlte sich zwar sehr geschmeichelt, zumal derjenige, welcher den Toast in so gewählten Worten und so wohlthuend ernster Weise ausgebracht hatte, der allseitig als geistreich anerkannte Herr Schweder war; vor wenigen Stunden wäre ihm die im Toaste enthaltene Mittheilung Schweders auch noch aufs höchste angenehm gewesen — jetzt aber, nachdem er sich, wenn auch stillschweigend, von neuem mit Wichtel engagirt hatte, jetzt war durch Schweders — natürlich vollkommen unschuldiges und wohlgemeintes Hineinplatzen die Angelegenheit in einer wirklich heillosen Weise komplizirt worden. Das fühlte er, obgleich der Wein auch seinen Verstand umnebelt hatte, sodaß er zu ruhigem Nachdenken vollkommen unfähig war.

Das eine leuchtete ihm ein: wenn jemand ihm aus der Verlegenheit zu helfen im stande war, so war es Schweder, vor dessen allen Verhältnissen gewachsenem Verstande und dessen wohlmeinender Gesinnung er täglich größere Hochachtung empfand.

„Zu liebenswürdig, auf Ehre, zu liebenswürdig, mein hochgeschätzter Freund," sagte er, als Schweder, sich kavaliermäßig verneigend, mit ihm anstieß. „Die Firma Alster und Senkbeil oder Senkbeil und Alster — gewiß, ganz gewiß — nicht wahr, tiefverehrte gnädige Frau? Sie schenken uns die Ehre, auch auf den geistvollen Toast unseres gemeinschaftlichen Freundes Ihre schönen Lippen zu netzen — so, ah, Ihr Wohl heut und allezeit! Ja, mein verehrter Herr Schweder — ich bin hoch erfreut, ich möchte fast sagen gerührt, und ich hoffe, daß unser lieber Justizrath von denselben Gefühlen beseelt sein wird — obgleich es ihm sehr, außerordentlich, ich möchte fast sagen fabelhaft überraschend kommen wird — die Kunde, die sie uns heute gebracht haben."

Zu weiteren Auseinandersetzungen hatte Herr Alster keine Zeit, denn eben öffnete sich die Thür und der Justizrath trat mit Senkbeil wieder ein. Einer hatte am andern eine Stütze gesucht und gefunden, Arm in Arm erschienen sie wieder, als wären sie die intimsten Freunde von der Welt.

Herr Schweder war, wenn es darauf ankam, so entschieden wie nur einer auf der Welt, ein Mann der That. Er ließ sich daher die Gunst des Moments nicht entgehen. (Fortsetzung folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von **P. D.**

III.
Gerichtsverfassung.

Dem Liebhaber deutscher Vergangenheit geschieht in unseren Tagen manches tiefeinschneidende Weh. Die Mutter Germania liebt entschieden die Einfachheit der Linien und Formen und ist eine abgesagte Feindin der in tausendfachen Schnörckeleien sich verlierenden Gothik geworden; ein Geschmack, an dem zur Zeit nur auszusetzen ist, daß er allzusehr das Einerlei des Kasernenstils erzeugt. Gothisch war auch die Gerichtsorganisation der Vergangenheit. In dem Bau derselben offenbarte sich eine wahrhaft staunenswerthe Mannichfaltigkeit der Formen, welche sich in sich selbst verloren und kaum eine einheitliche Linie verriethen. Eine Karte, welche in bunten Farben die Verschiedenheiten deutscher Gerichtsverfassungen veranschaulichen wollte, würde das reichste Mosaik darstellen, welchem aber auch jede Spur einer Regelmäßigkeit fehlen würde. Gewiß lag gerade hierin eines der größten Hemmnisse des rechtlichen Verkehrs im deutschen Lande und nirgends war das Bedürfniß nach Einheit größer, als gerade auf diesem Gebiete. Diese nothwendige Einheit hat uns das Gerichtsverfassungsgesetz mit dem 1. Oktober 1879 geschenkt. Nirgends war aber auch der Sieg der Einheit schwerer, als auf diesem Gebiete. Denn hier stieß die Hoheit des Reiches und der Einzelstaaten auf das schärfste aufeinander. Das Reich hat denn auch nicht mehr errungen, als unbedingt nothwendig war, um für die gleichmäßige Anwendung der Prozeßordnungen die gemeinsamen Grundlagen zu schaffen.

Das Gerichtsverfassungsgesetz regelt nur die Verfassung der Gerichte für bürgerliche Rechtssachen und Strafsachen und diese nur insoweit, als die ordentliche streitige Gerichtsbarkeit in Frage steht.

Die Justizhoheit der Einzelstaaten wurde aufrecht erhalten in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, des Hypothekenwesens, des Depositenwesens, des Vormundschaftswesens, der Justizverwaltung. Landesgesetzlich blieben die Bestimmungen in allen Streitfällen, wo besondere Gerichte, z. B. die Rheinschifffahrts- und Elbzollgerichte, die Ablösungs- und Gemeinheitstheilungsgerichte, thätig werden. Auch die Schlichtung der sogenannten Kompetenzkonflikte ist reichsgesetzlich nicht erfolgt.

So ist es gekommen, daß nur ein Gericht, das Reichsgericht, im Namen des Reiches, alle anderen aber im Namen ihres Landesherrn Recht sprechen. Die Richter sind Beamte ihres Partikularstaates, nur die Richter des Reichsgerichtes Reichsbeamte. Nur der Zentralist kann sich ärgern, daß die Justizhoheit auf diese Weise zwischen dem Reich und den Einzelstaaten getheilt worden ist, er wird aber dennoch zugestehen müssen, daß der Löwenantheil dem Reich zugefallen ist. — —

An der Spitze des Gerichtsverfassungsgesetzes stehen die grundgesetzlichen Bestimmungen über das Richteramt. Es heißt da in § 1: Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt. Die Fähigkeit zum Richteramte wird durch die Ablegung zweier Prüfungen erlangt. Der ersten Prüfung muß ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft auf einer Universität vorausgehen. Von dem dreijährigen Zeitraum sind mindestens drei halbe Jahre dem Studium auf einer deutschen Universität zu widmen. Zwischen der ersten und zweiten Prüfung muß mindestens ein Zeitraum von drei Jahren liegen, welcher im Dienst bei den Gerichten und bei den Rechtsanwälten zu verwenden ist, auch zum Theil bei der Staatsanwaltschaft verwendet werden kann. Landesgesetzlich kann die Dauer dieses Vorbereitungsdienstes verlängert werden.

Die Freizügigkeit der Juristen wird durch die Bestimmung des § 3 in etwas garantirt, wo es heißt, daß, wer in einem Bundesstaate die erste Prüfung bestanden hat, in jedem anderen Bundesstaate zur Vorbereitung für den Justizdienst und zur zweiten Prüfung zugelassen, sowie daß die in einem Bundesstaate auf die Vorbereitung verwendete Zeit in jedem anderen Bundesstaate angerechnet werden kann. Hiezu tritt § 5, welcher bestimmt, daß, wer in einem Bundesstaate die Fähigkeit zum Richteramt erlangt hat, zu jedem Richteramte innerhalb des deutschen Reiches befähigt ist. Zum Richteramt fähig ist endlich außerdem jeder ordentliche öffentliche Lehrer des Rechts an einer deutschen Universität.

Die Ernennung des Richters erfolgt auf Lebenszeit. Die Richter beziehen ein festes Gehalt, Gebühren sind ausgeschlossen. Sie können wider ihren Willen nur kraft richterlicher Entscheidung und nur aus den Gründen und unter den Formen, welche die Gesetze bestimmen, dauernd oder zeitweise ihres Amtes enthoben oder an eine andere Stelle oder in Ruhestand versetzt werden.

Durch diese Bestimmungen ist allerdings so manche Garantie für die richterliche Unabhängigkeit gegeben. Freilich werden damit die „Streber" noch nicht aus der Welt geschafft. Die Ungerechtigkeit hat doch noch hundert und aberhundert Schleichwege und Geheimgänge, auf welchen sie sich Eingang in die Gerichtshöfe verschaffen kann. Ist doch eine gänzlich unabhängige Rechtsprechung kaum möglich unter den staatlichen Zuständen, wie sie historisch sich gestaltet haben. Solange eben das Privatinteresse dem Gemeininteresse häufig vorangeht, wird es nicht anders werden können.



Hochzeitstanz in Kibayeli. (Seite 190.)

Die ordentliche streitige Gerichtsbarkeit wird im Reiche seit dem 1. Oktober 1879 ausgeübt durch Amts- und Landgerichte, durch Oberlandesgerichte und durch das Reichsgericht. So lautet § 12 des Gerichtsverfassungsgesetzes. In diesen wenigen Worten findet die jetzige deutsche Gerichtsverfassung wenigstens ihrem hauptsächlichsten Inhalte nach ihren vollen Ausdruck. Diese Gerichte sind Staatsgerichte. Jegliche Privat- und Patrimonialgerichtsbarkeit, sowie jede geistliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Angelegenheiten ist nunmehr definitiv in deutschen Landen aufgehoben und unzulässig (§ 15). Einer Bestimmung aus den Grundgesetzen begegnet man in § 16. Da lautet es: Ausnahmegerichte sind unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden.

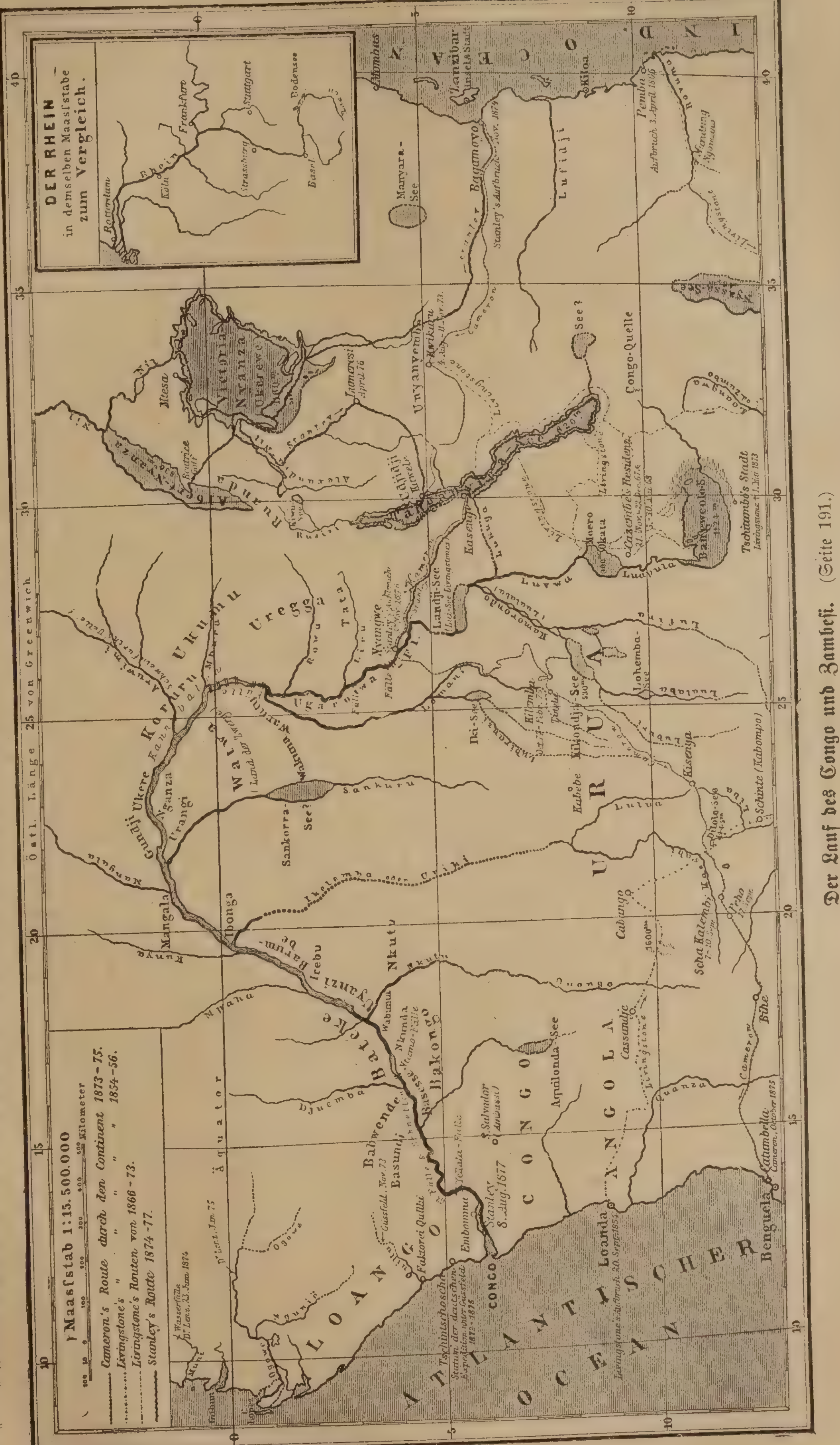
Freilich kommt auch gleich darauf das Merkmal des modernen Uebels, des Militarismus, zum Vorschein, wenn es heißt: Die gesetzlichen Bestimmungen über Kriegsgerichte und Standrechte werden hiervon nicht berührt. Nun folgt § 17, dieses Sedan der Nationalliberalen. Da heißt es im Eingang: Die Gerichte entscheiden über die Zulässigkeit des Rechtsweges. Gewiß bedeutet dieser Satz einen Sieg des Liberalismus über die Reaktion. Aber ich rathe keinem Liberalen, welcher sich dieses Sieges zu freuen gedächte, in diesem Paragraphen weiter zu lesen. Der tapfere Liberalismus wird ihm entgegenstarrend: „eine Leiche". Wahrhaftig! Einen der zierlichsten Stocksprünge führte die nationalliberale Partei bei diesem Paragraphen in der dritten Lesung der Justizgesetze aus. Zuerst schlägt der Nationalliberalismus, ein zweiter David, den Goliath der Reaktion in der Gestalt der Kompetenzkonflikte nieder, dann aber hilft er ihm mit allen Künsten wieder auf die Beine und läßt sich von ihm einen Fußtritt von hinten appliziren. Man lese selbst nach und erinnere sich, daß sich Lasker hierbei das Doktordiplom erworben hat. Doch kehren wir zur Sache zurück.

Nach zwei Richtungen werden die Gerichte in allen Instanzen thätig: in Zivilstreitigkeiten und Strafsachen. Wir müssen in unserer Darstellung nach diesen Richtungen scheiden, soll ein klarer Ueberblick über die Thätigkeit der Gerichte, über ihre Neben- und Ueberordnung gewonnen werden.

Betrachten wir in den einzelnen Instanzen zunächst die Zivilgerichte, dann die Strafgerichte.

In erster Instanz sind in Zivilstreitigkeiten nebeneinander, je nach dem Streitobjekt, thätig:

Die Amtsgerichte, die Landesgerichte, die Handelsgerichte oder wie letztere im Gesetze heißen, Kammern für Handelssachen.



Der Lauf des Congo und Zambesi. (Seite 191.)

Die Amtsgerichte sind Einzelgerichte, d. h. sie sind nur mit einem Richter besetzt und entscheiden in allen bürgerlichen Rechts-

streitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche, deren Gegenstand an Geld oder Geldeswerth die Summe von 300 Mk. nicht übersteigt.

Außerdem sind ihnen, ohne Rücksicht auf den Werth des Streitgegenstandes, gewisse Streitigkeiten zugewiesen, welche eine möglichst schnelle und prompte Erledigung fordern, deren Natur daher ein möglichst einfaches Verfahren erfordert. Es sind das z. B. Streitigkeiten zwischen Vermiethern und Miethern von Wohnungs- und anderen Räumen wegen Ueberlassung, Benutzung und Räumung derselben, Streitigkeiten zwischen Reisenden und Wirthen, Dienstherrschaft und Gesinde, Streitigkeiten wegen Viehmangel, Wildschäden und Ansprüchen aus dem außerehelichen Beischlaf.

Paragraph 23 des Gerichtsverfassungsgesetzes zählt die vor das Amtsgericht gehörigen Zivilsachen vollständig auf und mag deshalb hier darauf der Kürze wegen verwiesen werden.

Die Landgerichte sind mit einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Direktoren und Mitgliedern besetzt. Bei ihnen sind Zivil- und Strafkammern gebildet.

Die Zivilkammern entscheiden in einer Besetzung von drei Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden. Sie sind in Zivilsachen zuständig für alle Streitigkeiten, welche nicht den Amtsgerichten zugewiesen sind, also in der Hauptsache für alle Streitigkeiten, deren Gegenstand das Geld und den Geldeswerth von 300 Mk. übersteigt oder überhaupt unschätzbar ist. Zugleich sind aber die Zivilkammern auch die Berufungs- und Beschwerdegerichte in den von den Amtsgerichten verhandelten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten.

Alle Erkenntnisse, Beschlüsse und Verfügungen des Amtsrichters können, soweit sie überhaupt anfechtbar, mittels Berufung oder Beschwerde angefochten werden und kommen dann in zweiter Instanz vor den Zivilkammern der Landesgerichte zur nochmaligen Prüfung und Entscheidung.

Vor die Kammern für Handelssachen endlich gehören alle den Landgerichten in erster Instanz zugewiesenen Zivilstreitigkeiten handelsrechtlicher Natur. Sie entscheiden in der Besetzung mit einem Mitglied des Landgerichts als Vorsitzenden und zwei Handelsrichtern. Ersterer ist ein juristisch gebildeter Richter, letztere sind Laien, dem Handelsstande entnommen.

In Zivilsachen haben wir sonach drei verschiedene Gerichte, welche in erster Instanz je nach der Verschiedenheit des Objekts entscheiden, kennen gelernt.

Die Strafsachen werden in erster Instanz gleichfalls je nach der Natur der Vergehen vor drei verschiedenen Gerichten verhandelt. In erster Instanz sind als Strafgerichte thätig die Schöffengerichte, die Strafkammern der Landgerichte, die Schwurgerichte.

Die Kompetenz dieser Gerichte scheidet sich im allgemeinen nach der Schwere des Vergehens.

Vor das Schöffengericht gehören alle Uebertretungen und die geringeren Vergehen, vor die Strafkammer der Landgerichte die schwereren Vergehen und die geringeren Verbrechen, vor die Schwurgerichte die schwereren Verbrechen.

Näher bestimmt fallen unter die Zuständigkeit der Schöffengerichte alle Uebertretungen, sowie diejenigen Vergehen, welche nur mit Gefängniß von höchstens 3 Monaten oder Geldstrafe von höchstens 600 Mk. allein oder neben Haft oder in Verbindung mit einander bedroht sind, ferner alle Beleidigungen und Körperverletzungen, soweit die Verfolgung im Wege der Privatklage erfolgt und endlich die Eigenthumsvergehen, sofern der Werth des Objekts die Summe von 25 Mark nicht übersteigt.

Die Zuständigkeit des Schöffengerichts kann auch dadurch begründet werden, daß das Landesgericht eine Sache, welche an sich zur landesgerichtlichen Zuständigkeit gehört, zur Aburtheilung an das Schöffengericht verweist.

Diese Ueberweisung ist natürlich nur innerhalb bestimmter gesetzlicher Schranken zulässig.

Die Kompetenz der Strafkammern des Landesgerichts erstreckt sich zunächst auf alle Vergehen, welche nicht vor die Schöffengerichte gehören, sodann auf die Verbrechen, welche mit Zuchthaus von höchstens 5 Jahren allein oder in Verbindung mit anderen Strafen bedroht sind, ferner auf die Verbrechen der zur Zeit der That noch nicht 18 Jahre alten Personen, auf die Verbrechen der Unzucht mit Kindern unter 14 Jahren, auf die Verbrechen des schweren Diebstahls und des Diebstahls im wiederholten Rückfall, der gewerbsmäßigen Hehlerei, der Hehlerei im wiederholten Rückfall und endlich im Rückbetrug.

Die Kompetenz der Schwurgerichte umfaßt alle den Landgerichten nicht zugewiesenen Verbrechen, mit Ausnahme der in erster und letzter Instanz dem Reichsgericht zugewiesenen Verbrechen.

Innerhalb dieser ihrer Kompetenz werden die Schöffengerichte nun thätig in einer Besetzung von drei Richtern, dem Amtsrichter als Vorsitzenden und zwei Richtern.

Die Strafkammern sind besetzt mit nur juristisch gebildeten und beamteten Richtern und bestehen aus fünf Richtern mit Einschluß des Vorsitzenden.

Die Schwurgerichte bestehen aus drei richterlichen Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden und aus zwölf zur Entscheidung der Schuldfrage berufenen Geschworenen.

Auch in Strafsachen erschöpft sich die Thätigkeit der landgerichtlichen Strafkammern nicht als Gericht erster Instanz. Sie werden auch als Gericht zweiter Instanz geltend; sie entscheiden als Beschwerdeinstanz über Beschwerden gegen Verfügungen des Untersuchungsrichters, des Amtsrichters, sowie als Berufungsinstanz über Berufungen gegen Entscheidungen des Schöffengerichts.

Der Vollständigkeit wegen sei endlich noch bemerkt, daß als Gericht erster Instanz auch das Reichsgericht thätig wird, als es, freilich zugleich auch als letzte Instanz, zuständig ist für die Untersuchung und Entscheidung in Fällen des Hochverraths und Landesverraths, insofern diese Verbrechen gegen den Kaiser und das Reich gerichtet sind.

Als höhere Gerichte und nur als solche kommen aber im übrigen in Betracht das Oberlandesgericht und das Reichsgericht.

Die Oberlandesgerichte sind mit einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Senatspräsidenten und Räthen besetzt. Auch bei ihnen sind Zivil- und Strafsenate gebildet. Diese entscheiden in der Besetzung von fünf Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden.

Sie sind zuständig für die Verhandlung und Entscheidung über die Rechtsmittel

1) der Berufung gegen die Endurtheile der Landgerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten;

2) der Revision gegen Urtheile der Strafkammern in der Berufungsinstanz für schöffengerichtliche Sachen;

3) der Revision gegen Urtheile der Strafkammern in erster Instanz, sofern die Revision ausschließlich auf die Verletzung einer in den Landesgesetzen enthaltenen Rechtsnorm gestützt wird;

4) der Beschwerde gegen Entscheidungen der Landgerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten;

5) der Beschwerde gegen strafrichterliche Entscheidungen erster Instanz, soweit nicht die Zuständigkeit der Strafkammer begründet und gegen Entscheidungen der Strafkammern in der Beschwerde- und Berufungsinstanz.

Das Reichsgericht ist mit einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Senatspräsidenten und Räthen besetzt. Auch bei ihm bestehen Zivil- und Strafsenate, welche in der Besetzung von sieben Mitgliedern mit Einschluß des Vorsitzenden entscheiden. Es ist zuständig in Zivilsachen für die Rechtsmittel der Revision gegen die Endurtheile der Oberlandesgerichte und der Beschwerde gegen Entscheidungen dieser Gerichte. In Strafsachen ist es zuständig für die Verhandlung und Entscheidung über die Rechtsmittel der Revision gegen Urtheile der Strafkammern in erster Instanz, insoweit nicht die Oberlandesgerichte zuständig sind, und gegen Urtheile der Schwurgerichte, d. h. wenn die Verletzung eines Reichsgesetzes vorliegt.

Diesem Bilde deutscher Gerichtsverfassung ist nur noch hinzuzufügen, daß Bayern ein oberstes Landesgericht besitzt, welches über diejenigen bayrischen Revisionen und Beschwerden in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten entscheidet, welche an sich dem Reichsgericht zugewiesen sind. Es ist dies eine mehr oder weniger nicht berechtigte Eigenthümlichkeit, welche sich Bayern dem Reich gegenüber zu bewahren gewußt hat.

Die Eroberung des Himmels.

II.

(Die neue Sprache. — Spektralanalyse und Astronomie. — Der Spürhund der Wissenschaft. — Theorie des Lichtes. — Der Weltäther. — Töne und Farben. — Licht- und Strahlenbrechung. — Das Kupfer im Prisma.)

Sind daher durch vorhergegangene Untersuchungen die Farbenbilder der einzelnen Stoffe ein für allemale bestimmt, wie z. B. für das Natrium die gelbe Linie, für den Wasserstoff eine orangegelbe und zwei blaue 2c. 2c., — sind dieselben ausgezeichnet und fixirt, so kann man in jedem künftigen Falle aus der Gestalt des Spektrums die einzelnen Stoffe erkennen, aus denen derselbe zusammengesetzt ist.

Die Spekralanalyse analysirt also die Stoffe in ihre Bestandtheile, nicht wie der Chemiker mit Kolben und Retorten, sondern durch das Lichtbild, welches die Körper im Zustande hoher Lichtausstrahlung in dem dreikantig geschliffenen Glase zeigen. Man kann sie daher mit Recht die Sprache des Lichtes nennen, und in der That, seitdem wir diese Sprache gelernt, schwinden für uns die Geheimnisse des Lichtes, dies- wie jenseits. Die Farben sind die Worte dieser Sprache und die Farbenbilder die Sätze derselben. Diese uns neue Sprache ist so hell und laut, daß wir sie noch verstehen können, auch wenn sie aus den Fernen des Fixsternhimmels zu uns herabspricht. Und das Licht ist ja der einzige Bote, der uns das Dasein dieses Fixsternhimmels verkündet; aber dieser, das ganze Weltall, wäre uns stets ein Geheimniß geblieben, wenn wir das Licht im Prisma nicht zum Plaudern gebracht und von ihm nicht erfahren hätten, wie es dort oben aussehe und was für Stoffe es dort gebe. — Wir zerlegen heute das Licht der Sonne, der Planeten, der Fixsterne, der Kometen und Nebelhaufen mittels des Prismas in seine Bestandtheile und erhalten von diesem Lichte auf solche Weise Farbenbilder. Indem wir dann die Sternfarbenbilder mit den Farbenbildern unserer irdischen Stoffe vergleichen, gelangen wir mit einer mathematisch zu nennenden Sicherheit zu dem Resultate, daß diese Stoffe in beiden Körpern enthalten sind oder nicht. —

Aber nicht nur in die weitesten Räume dringt die Spektralanalyse vor, auch ihre Schärfe, ihre Empfindlichkeit sind ohne gleichen. Man könnte sie den Spürhund, den Detektive der Wissenschaft nennen, dem nichts entgeht und alles, auch das Geringste, beachtenswerth erscheint; dort wo Waage und Mikroskop dem Naturforscher den Dienst versagen, tritt die Spektralanalyse ein und macht sich an die Arbeit. Wenn man ein Pfund Kochsalz in 500,000 Theile theilt, so erhält man noch ein Milligramm; dieses Körnchen kann zwar von dem Chemiker gewogen und bestimmt werden; aber damit steht er auch an der Schwelle seines Könnens. Nicht so die Spektralanalyse. Theilt man nämlich ein solches Milligramm wieder in 3,000,000 Theile, so kommt man zu einem so kleinen Stäubchen, daß jede Anschauung dafür fehlt; — aber dasselbe genügt, um in dem Glasprisma beim Erglühen dieses Stäubchens eine gelbe (Doppel-) Linie hervorzubringen, welche, wie wir wissen, das Spektrum des Natriums, des Hauptbestandtheiles des Salzes, ist. Um später die Erscheinungen der Spektralanalyse im Dienste der Himmelskunde besser verstehen zu können, müssen wir vorerst die Frage erörtern: Was ist das Licht? Wie erklären sich die Erscheinungen desselben? — Nach der gegenwärtig allgemein verbreiteten Annahme ist das ganze Weltall ein unermeßliches Meer einer äußerst feinen, für unsere Sinne nicht wahrnehmbaren Materie, in welcher sich die Himmelskörper fast ohne Widerstand fortbewegen. Dieses Fluidum, welches man den Weltäther nennt, erfüllt sowohl die Zwischenräume zwischen den Himmelskörpern, als auch zwischen den Körperatomen, die sogenannten Poren. Die kleinsten Theile dieser subtilen Materie sind in beständiger schwingender Bewegung; pflanzt sich diese Aetherbewegung bis zu der Netzhaut unseres Auges fort, so ruft sie unter Umständen, wenn der auf die Augen ausgeübte Reiz stark genug ist, den Eindruck dessen hervor, was wir „Licht“ nennen. Hiernach ist jeder Körper, der den Welt- oder Lichtäther in Bewegung setzt, leuchtend; die starken Schwingungen des Aethers werden als intensives Licht, die schwachen als geringes wahrgenommen; alle aber pflanzen sich von dem leuchtenden Stoffe an mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 42,000 Meilen in einer Sekunde fort; wobei sie in dem Maße, wie sie sich ausbreiten, an Stärke abnehmen.

Das Licht ist also nicht ein Stoff, sondern nur die schwingende Bewegung eines Stoffes, der unter gewissen Formen der Bewegung Licht, unter anderen Wärme, und wieder unter anderen Elektrizität erzeugt.

Der Leser wird sich mit dieser Vorstellung von der Natur des Lichtes leichter befreunden können, wenn wir das Licht mit dem Schall, das Auge mit dem Ohr vergleichen. — Eine schwingende Saite erregt in der umgebenden Luft Verdichtungen und Verdünnungen derselben. Diese in regelmäßigen Perioden sich wiederholende Bewegung der Luft pflanzt sich in einer Geschwindigkeit von etwa 342 Meter in der Sekunde bis zu unserem Ohre fort, stößt dort auf das Trommelfell und bewirkt durch weitere Fortpflanzung auf Gehörnerven und Gehirn die Empfindung dessen, was wir Schall nennen. Die bewegte Luft in ihrer Einwirkung auf das Gehörorgan ist also die Ursache des Schalles; der bewegte Aether in seiner Einwirkung auf das Gesicht ist also die Ursache des Lichtes. Wie der tönende Körper keinen besondern Gehörstoff aussendet, sondern nur die Bewegung der Luft verursacht, so sendet auch der leuchtende Körper keinen Leuchtstoff aus, sondern er erschüttert nur den Aether und setzt ihn in vibrirende Bewegung.

Die Höhe des Tones hängt ab von der Anzahl der Luftstöße in einer bestimmten Zeit; hohe Töne sind Luftschwingungen von großer Zahl, tiefe von geringer. Wenn die Zahl der einfachen Luftstöße, die in einer Sekunde das Ohr treffen, weniger als sechzehn und mehr als vierzigtausend beträgt, so werden sie dem Gehörorgane unempfänglich.

Was nun für das Ohr die Töne, sind für das Auge die Farben. Es ist eine gewisse Anzahl von Aetherimpulsen in der Sekunde gegen die Netzhaut des Auges nöthig, um den Eindruck des Lichtes hervorzubringen. Die erste Empfindung der Aethererschütterung seitens des Auges beginnt bei etwa 450 Billionen Schwingungen in einer Sekunde und hört auf, wenn diese Zahl beinahe das doppelte erreicht hat, also ungefähr 800 Billionen. Im ersten Falle nimmt das Auge die rothe Farbe wahr, im zweiten die violete. Man kann daher sagen, daß die verschiedenen Farben nur durch die Geschwindigkeit der Aetherschwingungen entstehen, wie die verschiedenen Töne durch die Geschwindigkeit der Luftschwingungen bedingt sind. Dunkelroth, Orange, Strohgelb, reines Grün, bläuliches Grün, reines tiefes Indigoblau, Purpurton, zartes Violet bezeichnen also nur die größere oder geringere Zahl der Aetherschwingungen in einem Augenblick. — Die langsamsten Schwingungen geben Roth, die schnelleren erzeugen den Eindruck des Gelb u. s. f. u. s. f. Das Licht kommt aus den weitesten Räumen des Himmels zu uns herab und zwar pflanzt es sich in einer geraden Linie fort. Diese gerade Linie verläßt es nur, wenn es von einem Medium durch ein anderes von verschiedener Dichte, wie z. B. von der Luft durch das Wasser, hindurchgeht, in welchem Falle das Licht gebrochen, d. h. von seiner Richtung abgelenkt wird (falls es nicht in senkrechter Linie das Medium erreichen kann). Halten wir z. B. einen Stock schräg halb in der Luft und halb im Wasser, so scheint uns der im Wasser befindliche Theil des Stockes nicht die gerade Fortsetzung von dem obern Theile zu sein; der Stab erscheint an der Oberfläche des Wassers „geknickt“.

Bei seinem Durchgange durch ein dichteres Medium wird also der Lichtstrahl gebrochen; ist nun dieser kein einfacher, z. B. nur ein blauer, sondern ein zusammengesetzter, so wird der denkende Leser von selbst errathen, was geschehen muß.

Wie wir wissen, hat jede Farbe ihre verschiedene Wellenlänge, das Roth z. B. größere, da es 450 Billionen Schwingungen in der Sekunde macht, das Violet kleinere, da es sich in der Sekunde mit 800 Billionen Schwingungen fortbewegt, und daher ihre eigene Brechung. Das Roth, das die größten Schritte macht, wird am wenigsten, das Violet, das die kleinsten macht, am meisten gebrochen, d. h. von seiner Richtung abgelenkt werden. Es muß daher ein vielfarbiger Strahl, bei seinem Durchgange durch ein dichteres Medium, wie z. B. durch das Prisma des Glases — sich in seine einzelnen Farben auflösen und zerlegen und jede Farbe von dem ersten Eintritt ins Prisma und ebenso beim Austritt aus demselben ihren besondern Weg verfolgen; das Licht wird zerlegt, das Spektrum, das Regenbogenbild entsteht. Das Farbenspiel der Diamanten, der Regenbogen, das Abend- und das Morgenroth haben alle dieselbe Ursache.

Das Sonnenlicht wird in ihnen zerlegt, jede einzelne Farbe desselben hat ihre besondere Brechung.

Wir wissen also, wie ein Spektrum entsteht, und um einen Stoff spektralanalytisch zu untersuchen, müssen wir zuerst sein Spektrum erzeugen. Da nur glühende Stoffe Licht aussenden, so müssen alle Körper, welche die Spektralanalyse untersuchen will, in einen glühenden Zustand versetzt, in mehr oder minder dichte Gase umgewandelt werden. Zu diesem Zwecke genügen nur selten eine Gas- oder eine Weingeistflamme; meistens muß man die große Wärmeausstrahlung des Kalk- oder des elektrischen Lichtes in Anspruch nehmen. Zwischen dieses Licht, welches entweder selbst ein Spektrum liefern oder andere Stoffe zum Glühen bringen soll, bringt man nun ein Glasprisma, durch welches die Lichtstrahlen schräg fallen, daher sich brechen und auf einem weißen Schirme ein Farbenbild liefern müssen.

Das erste Resultat, zu dem diese Untersuchungen führten, war, daß zwischen dem Farbenbilde eines glühenden festen oder tropfbar-flüssigen Körpers und dem eines gas- oder dampfartigen ein entschiedener Unterschied sich zeigt, der sofort erkennen läßt, ob das Licht von einem festen, flüssigen oder gas- und dampfförmigen Stoff stamme. So zeigt das Licht des Kalkzylinders wie jedes anderen festen oder flüssigen Körpers ein vollständiges (kontinuirliches), alle Regenbogenfarben von Roth bis Violet in sich schließendes Spektrum in einem langen prächtigen Streifen.

Ganz andere Spektra zeigen jedoch Gase und Dämpfe. Statt der kontinuirlichen Aufeinanderfolge von Farbenstreifen erhalten wir die Spektra von einer Reihe einzelner heller, glänzender Linien, welche durch weite dunkle Zwischenräume von einander getrennt sind. Bringt man z. B. in die Höhlung des unteren Kohlenzylinders eines elektrischen Lichtes ein erbsengroßes Stück Zink und läßt es verdampfen, so erscheint auf dem Schirme das Spektrum der glühenden Zinkdämpfe. Dieselben zeigen kein Regenbogenbild mehr, sondern nur eine rothe und drei sehr schöne blaue Linien. Bringt man hingegen ein Stückchen Kupfer zum Verdampfen, so wird das Spektrum des Kupferdampfes drei glänzende grüne Linien aufweisen.

Was geschieht nun, wenn wir ein Stückchen Messing, das ja aus Zink und Kupfer besteht, in den Kohlenzylinder legen? Ein prächtiges Spektrum wird sich zeigen; eine rothe, drei blaue und drei grüne Linien, d. h. die Spektra des Zinks und des Kupfers.

So zeigt jeder irdische Stoff in Gas- oder Dampfform ein verschiedenes Spektrum, und sobald dieses sich zeigt, kann und muß man mit Sicherheit auf das Vorhandensein dieses Stoffes in dem leuchtenden Körper schließen. Anzahl, Lage und Helligkeit dieser Linien sind bei jedem Stoffe so bestimmt, daß Verwechslungen nicht vorkommen können.

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

(Fortsetzung.)

Postkarte.

Theurer Freund. 15 Groschen schon verdient. Sogleich verlasse ich das Bureau, es ist Feierabend. Der erste Tag war ganz amüsant. Ich habe mich umsehen müssen, habe da und dort herumgefragt, hier und da geholfen und denke die Arbeiten baldigst begriffen zu haben. Meine Kollegen haben mich als einen Retter in der Noth bezeichnet, d. h. als eifrigen Mitarbeiter. Einen jungen Menschen in meinem Alter fragte ich unter der Hand aus. Er machte eine bedenkliche und wichtige Miene und versetzte: Geduld, Herr Kollege! — Das Personal macht auf mich einen guten Eindruck, sind auch selbst stupide Gesichter darunter, 's ist eine neue Welt, die sich vor mir aufthut, aber kein Elysium. Schiller und Goethe und wie die Großen sonst heißen, werden zeitweilig kalt gestellt werden müssen.

Aus dem Tagebuch.

Ich habe fürchterlich geträumt. Wie ein Wahnsinniger habe ich Zahlen addirt, auf und ab, unübersehbare Kolonnen. Als ich aufwachte stand die Frau Wirthin vor mir. Sie hatte mich wecken müssen. Ich sagte ihr von meiner Träumerei und sie meinte, die Nerven wären bei mir etwas schwach und aufgeregt. Ich sollte abends lieber kein Bier trinken. Die gute Frau! — Und meine schwachen Nerven!

Mitten in der Arbeit. Bin schon so eingearbeitet, als wäre ich ein paar Jahre hier. Da man sieht, daß ich flink und brauchbar bin, überschüttet man mich völlig mit Geschäften. — Zuerst machte mir diese Aufmerksamkeit einigen Spaß, denn sie kitzelte meinen Ehrgeiz, aber allmälich sehe ich das Thörichte dieser Leidenschaft ein. Die Thätigkeit bei Tage absorbirt alle meine Kräfte, so daß ich unfähig bin, abends länger als eine halbe Stunde ein Buch in die Hand zu nehmen. Der Inspektor sagte mir heute, daß mein Gehalt erhöht würde. Eine kleine Anerkennung! Es gibt viele Kreaturen in der Expedition, die sich mit meisterhafter Geschicklichkeit der Arbeit entziehen und trotzdem bei den Vorgesetzten den Vetter spielen. Wenn man mich wieder mit Arbeiten überhäuft, werde ich diese Schmarotzer vor das Forum schleppen. —

Theurer Freund! Es erübrigt mir nur noch, als Ergänzung zu meinem letzten Briefe einige Bemerkungen über unser Bureau zu machen. Wir sitzen gegen zwanzig Mann eingepfercht in ein paar enge Stuben. Mein Nachbar ist ein alter Herr, der schon zwölf Jahre im Dienste der Eisenbahn steht. Er ist schwach und daher langsamer Arbeiter. Der Inspektor tadelt ihn des Tages über wohl ein dutzendmal. Diese Art, einen alten Mann zu tyrannisiren, hat meinen ganzen Widerwillen hervorgerufen. „Ist das der Dank?“ frug ich meinen Nachbar. „Ach Gott, lieber Herr, Sie sind noch jung, wenn Sie es bei uns aushalten, werden auch Sie noch manches Liedchen mit mir singen können.“ Es lag eine große Dosis Wehmuth in dem Tone, mit welchem er diese Worte sprach. Wir sind jetzt beide recht befreundet und tauschen dann und wann unsere Meinungen aus. — „Unsere Expedition“, sagte er mir vor kurzem, „ist wie eine Menagerie. Dort der fein frisirte und geleckte Monsieur ist ein banquerotter Kaufmann, der da mit dem blonden Haar und dem schönen Schnurrbart ein ehemaliger Heldentenor. Im Feldzuge 1866 verlor er seine Stimme. Der Herr neben ihm war einmal Gutsbesitzer, der aus unbekannten Gründen seiner Heimath Valet sagte; der Herr mit den verbissenen Mundwinkeln ist seines Zeichens Hausknecht; seine Frau war Köchin beim Herrn Inspektor, da mußte letzterer dann wohl oder übel ihrem Mann gefällig sein. Und der Herr mit dem militärischen Schnauzbart war Unteroffizier, ein Simpel im allgemeinen, aber ein schlauer Kumpan, der den Inspektor im Sack hat. Sein Nachbar, der einsilbige Mensch, war Plantagenbesitzer. Bei der Ueberfahrt nach Europa ging das Schiff unter, er verlor alles und zählt nun bei uns das Gewicht der versandten Waaren. — Von den anderen spreche ich nicht gerne. Sie rangiren zu dem Federvieh.“ Diese Mittheilung eröffnete in mir einen neuen Blick in die menschliche Natur. Mein Lebensernst hat zugenommen. Ich komme mir seit kurzem älter vor, als ich bin. — Wenn ich mein Tagebuch seit vierzehn Tagen überblicke, muß ich gestehen, daß ich erschrecklich gewöhnlich geworden bin. Nichts ist notirt, das auf die Dauer Interesse hervorrufen könnte. Kein gehaltreicher Gedanke, keine geistreiche Bemerkung! Wie eine prosaische Beschäftigung auf unseren Geist doch seinen Stempel drückt! — So wie ein Soldat im Kriege verwildert und an Gesittung Einbuße erleidet, so geht es mir. Ich fühle täglich mehr, daß ich geistig veröde, daß der Baum der Poesie in mir abstirbt. — Das darf für die Dauer aber nicht Regel werden. Erst will ich noch manche Eigenthümlichkeiten des großen Berlin kennen lernen, dann aber ziehe ich mich vor den leeren Zerstreuungen des modernen Babels zurück und widme mich ganz — d. h. in den Abendstunden — wieder meinen alten Freunden, meinen Büchern.

Aus dem Tagebuche.

Ich war mit dem ehemaligen Heldentenor und dem pommerschen Gutsbesitzer, die mir ehrliche Führer geworden sind, im Laufe der beiden letzten Wochen in verschiedenen prächtigen Etablissements, die erst zur Nachtzeit ihre Besucher finden. Namen will ich nicht nennen. Wozu auch? — Man muß seine Erfahrungen machen, um zu einem Urtheil befähigt zu werden. — Die Ver-

worfenheit des weiblichen Geschlechts geht doch weit. Ich hatte bald einen Ekel an diesem Flitter, an diesem Glanz, an diesem Freudenthum. — Die Haut schaudert mir bei dem Gedanken an die Tiefe, die sich gähnend vor mir aufthat. — — —

Auf meinem Wege zum Bureau komme ich dann und wann an der Universität vorüber. — Die Studenten ergehen sich paar- und truppweise in dem Vorgarten. Wie beneide ich diese glücklichen Menschen, die ganz ihrem Studium leben dürfen! Und ich? — O, ich werde mit jedem Tage bitterer gegen ein Geschick, das mich zum Handlanger bestimmt zu haben scheint. Ich bin nun zwar definitiv angestellter Beamter, und mein Gehalt ist auch ein höheres geworden, aber ich habe keine rechte innerliche Freude daran. Mein erstes Salair steckte ich mit einer Gleichgültigkeit zu mir, als ob ich schon jahrelang Geld verdient hätte. Das Geld hat für mich geringen Werth, so wenig ich davon besitze. Bedauerlich die, welche in der Jagd nach dem Thaler ihren einzigen Lebenszweck sehen. Wie öde und verlassen muß deren Inneres trotz Gold, Putz und Bequemlichkeit sein! — — Seit einigen Tage quäle ich mich vergebens mit einem Gedichte ab. Mein Kopf ist wie vernagelt! Die Reime finden sich nicht und das Fertige hat ganz das steife, unbeholfene Wesen einer Verfügung aus dem Bureau. Ich fluche im stillen wie ein Kutscher und je unwilliger ich mit mir selber werde, je fruchtloser ist jegliche Anstrengung. — Dann greife ich nach einem Buch, um noch empfindlicher meine völlige Ohnmacht zu erkennen. Gestern war ich eben im Begriffe, einen Band der Klassiker in einen Winkel meines Zimmers zu schleudern, als es an meiner Thür pochte. Eine junge Frau trat ein und stellte sich mir als die Frau Trosten vor. Es war die Milchhändlerin von unten. Die Person schaute mich sonderbar an, daß ich roth wurde, und als sie meine Verlegenheit merkte, machte sie mich gleich mit dem Zweck ihres Besuches bekannt. Sie habe von Zimmers — so heißt meine Wirthin — gehört, daß ich auch Unterricht gebe und da wollte sie fragen, ob ich mich ihrer Tochter annehmen wollte. Das Mädchen sei der Nachhülfe um so mehr bedürftig, weil sich niemand recht um das Kind kümmern könnte; sie sei erbötig, meine Unterstützung anständig zu lohnen, sagte sie und legte fünf Thaler auf den Tisch, die ich eine Weile mehr überrascht als fremdartig betrachtete. Nehmen Sie nur das Geld, bei uns geht es nicht armselig her, und wenn Sie sich mit dem Kinde bekannt machen wollen, so lade ich Sie auf morgen zu einem kleinen Abendessen ein, daß ich zu Ehren meines Geburtstages gebe. Ich erwiderte etwas, aber sie schnitt meine Interpellation direkt ab, indem sie fortfuhr: Sie machen ein ehrliches Gesicht, da muß man Ihnen schon glauben, aber Ihre Bescheidenheit ist unpraktisch; und ein paar Augenblicke werden Sie schon abends für meine Tochter finden. Ich mußte willenlos das Geld nehmen und den Unterricht versprechen. Beim Fortgehen kam sie nochmals auf den Geldpunkt zurück, merkte aber doch, daß mich dieses Thema unangenehm berührt hatte. — So bin ich zu einem Nebenverdienst gekommen! — Bei Tage im Bureau, abends Unterricht und dann mein Studium! — Armes Studium! — —

3 Tage später.

Unser Inspektor ist ein aufgeblasener Geck, ein Trinker. Und das Schlimmste ist, er soll seine Frau mißhandeln. Und vor einem solchen Menschen soll man Achtung empfinden! — Er hat mich wegen eines Schreibfehlers angefahren, als wäre ich ein Rekrut auf dem Kasernenhofe. Bei der Menge Arbeit kann das schon einmal unterlaufen, sagte ich mich entschuldigend. — Sie sind ein Raisonneur, Sie politisiren, was nicht Ihres Amtes ist. — Sie vertuschen die Fehler der Verladebeamten und machen sich mit ihnen familiär. — In meiner Aufregung wagte ich die Frage, ob diese Leute denn Menschen, die nicht eines Grußes oder der Achtung würdig wären, ob meine Unterhaltung mit diesem oder jenem denn für das Bureau einen Nachtheil brächte, worauf er mit unzweideutiger Geberde auf die Thür wies und sich ein für allemal auflehnendes Benehmen seitens der Expeditionsbeamten verbat. Mit der Drohung, mich zu denunziren, war ich entlassen, kehrte an meinen Platz zurück und studirte bei dieser Gelegenheit aus den schadenfrohen Gesichtern meiner Kollegen deren wahren Charakter. Sie tragen Masken, die Herren, und es findet sich selten Gelegenheit, sie unverhüllt zu belauschen. Mein Glaube an das Mitgefühl der Menschen will einfrieren. Der Heldentenor und der Gutsbesitzer suchten meinen Aerger mit Späßen vergessen zu machen, ich aber ging ernst und verstimmt heim. Noch niemals dachte ich so sehnsuchtsvoll nach meinem elterlichen Hause, wie heute. Das Leben ist verteufelt ernst. Ich begreife jetzt, woher die große Zahl verkommener mißgünstiger Menschen kommt. Wer nicht energisch und selbstlos genug ist, die Fußtritte Niederträchtiger mit gleicher Münze heimzuzahlen, wird Kriecher und Heuchler; was aber schlimmer ist, er läßt die erlittenen Ungerechtigkeiten andere, die von ihm abhängig werden, wieder fühlen. So bekommt diese traurige Schule immer neue Zöglinge. — Ich habe nicht Lust zu Trosten hinunter zu gehen. Aber eben, wo ich diesen Gedanken niederschreibe, ladet man mich wiederholt dazu ein.

Mitternacht.

Bei Trosten gewesen. Der Mensch unterhielt sich mit mir von seiner Milch und setzte dieses nahrhafte Thema — ich bin witzig — solange fort, bis ich mich verabschiedete. Dabei habe ich mich aufmerksam umgeschaut. Die Bäckersfrau überreichte dem Geburtstagskind ein prachtvolles Theeservice und begleitete die Uebergabe mit einer geheimen Augensprache, die mir diese Aufmerksamkeit sehr verdächtig erscheinen ließ. — Die beiden Frauen scheinen mir locker in ihren Sitten zu sein. Werde mich informiren. — Meinen Unterricht fange ich morgen an.

Ich frug meine Wirthin am Kaffeetisch, was sie von der Bäckersfrau und von der Frau Trosten hielte. „Nichts!" antwortete sie. „Das ist wenig, oder weniger als nichts," gab ich zurück und erzählte die Geschichte mit dem Service. — „Sehr einfach," rief lachend die Wirthin. „Frau Trosten hat das Geld dafür ihrem Manne gestohlen, Frau Weinberg hat ihr das Service gekauft, das sie sich schon längst gewünscht, aber von ihrem Filz von Ehegemahl nicht erhalten konnte und so bleibt der Friede im Hause." Ich fuhr erschreckt und zornig vom Stuhle auf und rief: „Beweise!" — „Die habe ich nicht, aber ich denke, daß die Sache sich so verhält." — „Und auf bloße Gedanken hin äußern Sie diesen schändlichen Verdacht?" — Meine Wirthin war von diesen Worten durchaus nicht beschämt, sondern lachte. Sie lachte! Ist das nicht der Beleg für die eigene Schlechtigkeit des Anklägers? —

(Fortsetzung folgt.)

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Trausil.

(Fortsetzung.)

Den Schlagenwindungen des Zambesi folgend, setzte Livingstone seine Reise zu Fuß fort und erreichte den 650 Meter hoch gelegenen See Schirwa. Ueber den Wasserfällen nahm er noch in demselben Jahre die Fahrt auf dem Schire auf und erreichte auf die Weise den 15,000 Quadrat-Kilometer großen Nyassa-See, dessen Ausfluß der Schire ist. Im Jahre 1860 fuhr der unermüdliche Livingstone mit Kiok von Tebe den Zambesi aufwärts bis in das Land der Makololo, wo er auf Ladislaus Magyar's Spuren traf und dessen Forschungen wesentlich berichtigte und erweiterte. Noch zweimal drang er vom Osten auf dem Flusse Rufuma gegen den See Nyassa vor, durchquerte denselben und erforschte die westlich von ihm liegenden Länder, bevor er eine zeitlang (1864) in England ausruhte. Zwei Jahre später suchte er schon wieder die Mündung des Rufuma auf, erreichte, von einem freundschaftlich gesinnten Negerhäuptling unterstützt, auf dem kürzesten Wege zum vierten Male den Nyassa und setzte auf dessen westliches Ufer über. Hier war es, wo er treulos von seinen eingeborenen Begleitern verlassen wurde, die nach ihrer Rückkehr nach Kiloa (Hafenort am indischen Ozean unter dem 11. Grad südlicher Breite) das allgemein geglaubte Gerücht von Livingstone's Ermordung durch die räuberischen Masiku verbreiteten. In Folge der allgemeinen Theilnahme für den verschollenen Livingstone wurde von Seiten Englands unter Young's Leitung 1868 eine Expedition nach dem Nyassasee gesandt, welche an Ort und Stelle die Unwahrheit jener Aussage darthat. Der kühne Livingstone war ohne jegliche Begleitung und aller Mittel beraubt weiter nach Nord-Westen gewandert und befand sich bald auf völlig jungfräulichem Boden, der vor ihm noch von keinem Weißen betreten worden war. Erst nach wochenlanger Wanderung erreichte er die Stadt Lunda und somit die Spuren portugiesischer Elfenbeinhändler. Im Jahre 1798 besuchte der Portugiese Lacerda den Negerkönig Muata Cazembe in Lunda. Auch Livingstone fand bei seinen Nachkommen gastfreundliche Aufnahme und einen Stützpunkt für seine ferneren, die Jahre 1867—71 ausfüllenden Reisen, auf denen er zwischen dem 2. und 12. Grad südlicher Breite ein zusammenhängendes System von Seen und Flüssen entdeckte, welche mit dem Taganjika in keinem Zusammenhange stehen und von ihm, wohl fälschlich, für den oberen Lauf des Nil angesehen wurden. Diese Seen sind der Bangweolo, Moero, Krimlaondo und ein noch unbekannter

See; verbunden werden sie durch den Lualaba oder Luapula, den man für den bisher unbekannten Lauf des Congo ansieht. Das ganze von Livingstone neuentdeckte Gebiet zeigt in Bezug auf die Thier- und Pflanzenformation entschieden westafrikanischen Charakter und die zuerst von ihm dort besuchten Völker sind größtentheils Menschenfresser der ärgsten Art, namentlich die Manjuema. Da von Livingstone lange Zeit alle Nachrichten ausgeblieben waren, so wurde man um sein Wohlergehen besorgt, und Cameron erhielt 1872 von der londoner geographischen Gesellschaft den Auftrag, ihn aufzusuchen, schlimmsten Falls dessen Nachlaß von Tagebüchern, Aufzeichnungen und dergl. zu retten. Bevor Cameron mit seinen Vorbereitungen fertig war, hatte ein unternehmender Amerikaner, Henry Stanley, im Auftrage der Redaktion des „New-York-Herald" bereits das große Werk vollbracht. Reich mit Mitteln ausgestattet, brach Stanley am 21. März 1871 von Zansibar (Hafenort am indischen Ozean unter dem 6. Grad südlicher Breite) nach dem Innern Afrikas auf und traf am 10. November in Udschidschi auf den gerade aus dem Manjuemalande zurückgekehrten Livingstone. Gemeinschaftlich mit diesem erforschte er das bis dahin unbekannte Nordende des Taganjikasees und fand, daß der Rusisifluß in dasselbe einmünde, der Taganjika also mit dem Luta Nzigé, wie man früher vermuthete, nicht in Verbindung stehen kann. Während Livingstone, mit neuen Mitteln versehen, sein Werk fortsetzte — es sollte sein letztes sein — erreichte Stanley am 6. Mai 1872 Zansibar wieder und kehrte nach Amerika zurück. Im Dezember 1872 verließ Cameron in Begleitung des Arztes Dr. Dillon England und den 18. März 1873 Zansibar, wo sich ihm Lieutenant Murphy angeschlossen hatte. Am 4. August erreichte er Unyanyembe. Hier traf er die treuen Diener Livingstone's mit der Leiche ihres Herrn und einem Theil seines Nachlasses und erfuhr zugleich, daß ein Theil der Manuskripte in Udschidschi am Tanganjika-See noch aufbewahrt werde. Während nunmehr der Lieutenant Murphy beauftragt wurde, die Leiche Livingstone's und den bisher erlangten Nachlaß desselben nach England zu geleiten, ging Cameron nach Udschidschi und war so glücklich, den übrigen Nachlaß seines großen Vorgängers zu retten. Somit war seine eigentliche ursprüngliche Aufgabe schon Ende Februar 1874 vollständig gelöst. Aber es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken. Obgleich Dr. Dillon den Beschwerden und dem verderblichen Klima schon im November 1873 erlegen und Cameron seitdem nur auf sich allein angewiesen war, faßte er doch den kühnen Entschluß, den Tanganjikasee zu vermessen und dann den afrikanischen Kontinent der Breite nach zu durchqueren. Somit begann seine ganz neue selbstständige Forscherarbeit von Bagamoyo westwärts bis Catumbella, wie einst Livingstones-Riesentour vom Loanda ostwärts bis Kilimane. Mag es Cameron immerhin nicht gelungen sein, den Lualaba oder den Congo bis zum Meer zu verfolgen, mag auch das Gebiet, welches er durchwanderte, nicht in seiner ganzen Ausdehnung bisher unbekannt gewesen sein, und mag endlich auch der große weiße Fleck unserer geographischen Unkenntniß im äquatorialen Afrika nur in seinem südlichen Rand von ihm verkleinert und beschränkt worden sein — seine Leistungen als einzelner hilfloser Reisender gehören unbestritten zu den außerordentlichsten und sind von höchstem Verdienst. Er hat fast 3000 englische oder 700 deutsche Meilen zum großen Theil unbekannten Gebiets in dem gefahrdrohendsten Theil des tückischen Kontinents zurückgelegt, natürlich unter all den Fatalitäten und Schwierigkeiten, welche dem Afrikareisenden so entsetzlich das Leben verbittern: Krankheit, Starrsinn der Eingeborenen, Unzuverlässigkeit und Habgier der Begleiter und in unabreißbarer Kette noch viele andere Zwischenfälle, die ohne Scheererei und Zeitverlust nicht abgehen. Er hat Steinkohle, Gold, Kupfer, Eisen und Silber gefunden. An Produkten, welche sich verwerthen lassen würden, führt er Muskatnüsse, Kaffee, Palmöl, Reis, Weizen, Baumwolle, Gummi, Kopal und Zuckerrohr auf. Nach seiner Ansicht würde ein Kanal von 20 bis 30 englischen Meilen durch ein flaches, ebenes Land den Congo mit dem Zambesi, die schon jetzt in Regenzeiten in Verbindung stehen, vereinen. Im Dezember 1875 von Catumbella am atlantischen Ozean glücklich heimgekehrt, wurde er von der Geographischen Gesellschaft in London mit enthusiastischen Ehrenbezeigungen aufgenommen.

Unser Bild (Seite 184), Hochzeitstanz in Kibayeli, führt uns in den Kern von Innerafrika, in das mächtige Reich Urua, welches eine centrale Position zwischen der Ost- und Westküste einnimmt und zwischen dem Lualaba und Lomami liegt; die Hauptstadt und Residenz des jetzigen Herrschers Kasongo, Kilemba in der Provinz Kibayeli, liegt genau auf der geraden Linie zwischen Zansibar und Loanda und ziemlich genau in der Mitte zwischen beiden Orten. Cameron hielt sich hier lange auf, vom Oktober 1874 bis Februar 1875. In diesem Centralland treffen die arabischen Händler von der Ostküste und die portugiesischen Händler von der Westküste zusammen. Die Straße, die Cameron von Nyangwe nach der Westküste einschlug, scheint eine der großen Handelsstraßen durch Südafrika zu sein, sie fällt auch zum Theil mit den Reiserouten von Magyar und Graça zusammen. Da es Cameron verstand, die Anwendung von Waffengewalt zu vermeiden, wurden ihm auch viel weniger Schwierigkeiten in den Weg gelegt, ein Beweis, daß selbst Menschenfresser jede ihnen angethane Gewalt zu rächen trachten, während sie freundliche Begegnung freundlich erwiedern. Man sieht es diesen musizirenden und tanzenden Hochzeitsgästen gar nicht an, daß sie ihren Nächsten auffressen, jedenfalls haben sie deshalb keine Gewissensbisse, da sie einer „berechtigten Eigenthümlichkeit" fröhnen. Die Schilderung der musikalischen Instrumente, sowie des Brautkostüms macht die anschauliche Deutlichkeit unseres Bildes überflüssig. Doch kehren wir von dem kannibalischen Hochzeitskonzert zu unseren Afrikaforschern zurück.

Was Livingstone und Cameron mißgelungen war, zu erforschen, ob der Lualabastrom der obere Lauf des Congo sei, ist Stanley auf seiner zweiten Tour gelungen. Zur selben Zeit, als Cameron vom Lualaba seinen Weg nach Süden einschlug, im November 1874, brach Stanley, vortrefflich ausgerüstet, mit einem vorzüglichen englischen Boot, „Lady Alice", und einer Eskorte von 300 Eingeborenen, von Bagamoyo, dem Ausgangspunkt Camerons, gegenüber der Insel Zansibar, auf. Er wandte sich zunächst nach dem zentralafrikanischen Seegebiet des Taganjika, Viktoria-Nyanza und Albert-Nyanza. Nach wichtigen Aufschlüssen über die Quellflüsse des Nil kehrte er zum Taganjika nach Udschidschi zurück und begann am 11. Juni 1875 auf der „Lady Alice" die erste vollständige Aufnahme des Sees, die er in 51 Tagen ausführte. Das Resultat dieser bedeutenden Leistung ist die Erforschung des westlichen Lukugaflusses, jenes nach Cameron alleinigen Abflusses des Taganjika. Bei seiner Rückkehr nach Udschidschi im August 1875 grassirten dort die Pocken; nach Verlust von 5 Mann beeilte Stanley seine Weiterreise. Zwei Ziele lockten ihn an: entweder 1) westwärts nach Nyangwe am Lualaba, um denselben weiter zu verfolgen, was Cameron nicht gelungen war, oder 2) nordwestlich wiederum in das schon erwähnte Seegebiet. Er entschied sich für das erste Ziel, für die Erforschung des Lualaba. Udschidschi wurde verlassen, der Taganjika gekreuzt, dann nach Nyangwe marschirt und der Lualabastrom abwärts verfolgt; dann folgten blutige Züchtigungen der Eingeborenen. — Der kühne Reisende drang rücksichtslos vorwärts, doch seitdem war keine Kunde von ihm gekommen. Schon verbreiteten sich schwere Besorgnisse um ihn, als unerwartet ein Brief von ihm anlangte.

Um dem Leser ein anschauliches Bild von den Widerwärtigkeiten einer Reise unter den Tropen zu liefern, zitiren wir die Briefe Stanleys wörtlich:

„Emboma am Flusse Congo, Westküste Afrikas, 10. August 1877. Am 8. d. M. langte ich hier von Zansibar an mit 115 Mann in einem schrecklichen Zustande. Wir verließen Nyangwe in Manyma am 5. November 1876, indem wir zu Lande durch Urreyga marschirten. Da wir nicht im Stande waren, durch die dichten Waldungen vorwärts zu kommen, so überschritten wir den Lualaba und setzten unsern Marsch an dessen linkem Ufer fort, und zwar durch das nordöstliche Ukusu. Die Eingeborenen leisteten uns Widerstand, plagten uns Tag und Nacht und verwundeten meine Mannschaft mit vergifteten Pfeilen. Unser Kampf in diesen Gegenden der Kannibalen wurde nun fast hoffnungslos. Ueberdies weigerte sich meine Eskorte von 140 Mann, die ich in Nyangwe engagirt hatte, weiter zu marschiren, was meine Lage bedeutend verschlimmerte. Zur selben Zeit machten die Eingeborenen einen blutigen Versuch, uns vollständig zu vernichten. Wir vertheidigten uns, allein es gab blos einen einzigen Weg, unserer gefährlichen Lage zu entrinnen, wenn wir nicht überhaupt zurückkehren und unser begonnenes Werk ganz aufgeben wollten, nämlich von unseren Canoes Gebrauch zu machen.

„Obgleich wir auf dem Wasser entschieden den Vortheil über die Wilden besaßen, so wurde doch der Vormarsch an jedem Tage blos die Wiederholung des vorigen Tages. Wir mußten stets hartnäckig streiten, bis wir inmitten dieser fortwährenden Kämpfe durch eine Reihe von großen Wasserfällen — fünf, die nicht weit von einander liegen, nördlich und südlich vom Aequator — aufgehalten wurden. Um diese zu umgehen, mußten wir durch 13 englische Meilen dichten Wald marschiren, unsere 18 Fahrzeuge und das Boot „Alice" über Land schleppen. Im 2. Grad nördlicher Breite wendet sich der Lualaba von seinem bisherigen nördlichen Lauf nach Westen, schließlich südwestlich. Er ist ein 2 bis 10 englische Meilen breiter Fluß und voll von Inseln. Um dem erschöpfenden Kampf mit den vielen Stämmen verzweifelter Eingeborener auszuweichen, mußten wir uns zwischen den Inseln durchwinden, bis wir durch Hunger gezwungen wurden, nachdem wir drei Tage gänzlich ohne Nahrung gewesen waren, unserem Geschick entgegenzugehen. Wir ruderten nach dem linken Ufer. Zum Glück begegneten wir dort einem Stamm, der Handel trieb. Die Leute besaßen 4 Musketen von der Westküste und sie nannten den großen Fluß den Ikata tha Congo. Wir schlossen Blutsfreundschaft mit ihnen und kauften viele Lebensmittel, dann setzten wir unsern Weg auf dem linken Ufer fort. Drei Tage später kamen wir zu einem gewaltigen Volksstamm, dessen Angehörige mit Musketen bewaffnet waren und sogleich, als sie unser ansichtig wurden, 54 Canoes bemannten und uns angriffen. Nicht eher, als bis drei meiner Leute getödtet waren, hörte ich auf damit, ihnen zuzurufen, daß wir Freunde seien, um ihnen Waaren anzubieten; dann griffen wir selbst zu den Waffen.

„Auf eine Entfernung von 12 Meilen setzte sich dieser schreckliche Kampf fort. Das war der vorletzte von 32 Kämpfen auf dem Lualaba. Dieser Fluß nimmt, nachdem er vielemale seinen Namen ändert, den Namen Kwango und Zaire an, jemehr wir uns dem atlantischen Ozean nähern.

„Während der Strom zwischen der großen Ebene fließt, welche sich vom 26. bis zum 17. Grad östlicher Länge erstreckt, durchfließt er ohne alle Unterbrechung eine Ausdehnung von mehr als 1400 engl. Meilen und nimmt auf seinem Weg prächtige Nebenflüsse, besonders auf der

südlichen Seite, auf. Sodann windet er sich durch die breite Gebirgskette zwischen der großen Tiefebene und dem atlantischen Ozean und stürzt dann über 30 große Wasserfälle und immense Stromschnellen als der große Fluß hinab, welcher zwischen den Wasserfällen von Yellala und dem atlantischen Ozean dahinströmt.

Unsere Verluste sind sehr groß und mein Schmerz ist noch frisch über den Verlust meines letzten weißen Freundes, des braven und treuen Francis Pocock, welcher über den Fall von Massassa am 3. Juni hinabgestürzt wurde. Am selben Tage wurde ich mit sieben Mann beinahe in die Tiefe der Maoafälle hineingeschleudert, und sechs Wochen später wurde ich und die ganze Mannschaft der „Lady Alice" über den schrecklichen Wasserfall von Mbelo herabgezogen, wobei wir nur durch ein Wunder entkamen. Mein treuer junger Diener Kalulu, ein auf der frühern Reise vom Sklavenhändler gekaufter und in England erzogener Bursche, ist auch unter den Todten. Henry M. Stanley."

Ein Telegramm vom 22. August meldet die glückliche Ankunft der Expedition in San Paulo de Loanda, einer portugiesischen Faktorei am atlantischen Ozean unter dem 9. Grad südlicher Breite. Albuquerque, der Gouverneur dieses weltvergessenen Postens, betrachtete die Vielgeprüften als Gäste der Regierung und bot Stanley ein Kanonenboot zur Reise nach Lissabon an.

Groß war die Mühe und groß der Erfolg. Dem Unerschrockenen, der 185 seiner Begleiter betrauert und dem Sorge und Anstrengung die Haare bleichten, ist es gelungen, die Ideale seiner Vorgänger Livingstone und Cameron zu verwirklichen. Er hat den ganzen Lualabafluß befahren und dessen Identität mit dem Congo festgestellt. Späte Geschlechter werden die Wagefahrt des modernen Odysseus, gleich Jasons Argonautenfahrt und Alexanders Zug nach Indien, poetisch verherrlichen. Alles, was sonst noch zur Erforschung Afrikas unternommen wurde, verblaßt im Ruhmesglanz dieses Journalisten, wie sich Stanley mit großer Vorliebe nennt. (Siehe Karte Seite 185.)

Um unser Thema gründlich durchzuführen, müssen wir auch die minderbedeutenden Forscher anführen. Gleich Cameron und Stanley traten sie alle in Livingstones Fußstapfen. Baines und Chapman durchzogen von der Walfischbai bis an den Zambesi das Land, um unsere Kenntniß Südafrikas weiter auszubauen; der deutsche Zoolog Fritsch durchwanderte von 1864 bis 1866 den Oranjefreistaat und das Bedschuanenland behufs naturwissenschaftlicher Beobachtungen; der Württemberger Karl Mauch schlug sich mit echtschwäbischer Zähigkeit wie ein Bettler in Südafrika durch, entdeckte Goldfelder am Tati und eine riesige Ruinenstadt Zimbabje, die man mit dem salomonischen Ophir in Verbindung zu setzen versuchte. Den Reisenden Eduard Mohr, Anton Hübner und Vinzent Erskine verdanken wir die Entdeckung des Flusses Limpopo, die Beschreibung des jetzt so oft genannten Zululandes dem David Leslie, Wolf Drummond und Sir Theophilus Shepstone.

Gleich Karthago und Rom sollte auch Cetewayos Militärstaat durch Gold zu Grunde gehen, denn wie am Oranjefluß die Diamanten, so brachte in Transvaal, dem Ländersaum, der das Zululand vom indischen Ozean trennt, das Gold eine neue Ordnung der Dinge hervor. Hier gelang es dem deutschen Afrika-Reisenden Karl Mauch, Goldfelder zu entdecken und zwar in den Tati-Niederlassungen. Die Ausbeute war zuerst eine ärmliche, bald jedoch forschte man weiter und fand im nördlichen Transvaal bei Maraba und Lydenburg neue Fundstätten, welche die glänzendste Ausbeute versprachen. Im ganzen Transvaal wohnten bis dahin kaum 30,000 Weiße und etwa 230,000 Makateesen, die zumeist zu den Bedschuanenstämmen gehören, seit der Entdeckung der Goldfelder strömen australische Goldgräber, Abenteurer von Natal und vom Kap in Massen herbei und die rein englische Bevölkerung wird an Zahl bald die holländische derart überflügelt haben, daß die Besitzergreifung des Goldlandes durch das englische Gouvernement nur als die natürliche Folge der veränderten Zustände erscheint. Die Verluste an Menschenleben bei Rorkes Drift und anderwärts sieht Frau Britannia nur als heilsamen Aderlaß an, weil sie ihren Soldatenbestand nur aus mittellosen Edelleuten und geworbenem Plebs zusammenstellt.

So sehr man auch mit den freiheitsliebenden und ihrer Unabhängigkeit beraubten Boers sympathisiren kann, so muß man den Engländern doch Verdienste zugestehen, welche sie über die holländischen Freistaaten weit erheben. Zuerst haben sie der entwürdigenden Sklaverei in den südafrikanischen Kolonien ein jähes Ende bereitet. Die Boers schrieen über die Sklavenemanzipation und nannten sie einen Raub ihres Eigenthums; die Portugiesen, trotzdem sie gesetzlich den Sklavenhandel verbieten, versklaven die Eingeborenen in ihren Kolonien nördlich vom Limpopo und zu Angola, die Engländer jedoch schützten die Eingeborenen in ihren Menschenrechten und verschafften ihnen in Wahrheit die persönliche Freiheit. Ferner waren die Freistaaten fast Jahr für Jahr den Einfällen der Zulus preisgegeben und eine gedeihliche Entwicklung der Kolonisten konnte unter diesen Umständen kaum Platz greifen. Jetzt, wo England die Zulustämme fast umschlossen hält und ihren Strategen Cetewayo in der Kapstadt hinter Schloß und Riegel kaltgestellt hat, werden diese sich friedlich verhalten müssen, wenn sie nicht ausgerottet sein wollen. Endlich haben die Holländer, wie schon oben angedeutet, nichts für die Afrikaforschung gethan, während England den Expeditionen allen erdenklichen Vorschub leistet, welche vom Oranjefluß und neuerdings vom Tugela-River aus die Kalahariwüste kreuzten und ins Innere vordrangen. Von den Kapländern aus sind fast alle deutschen Forscher unter englischem Schutz ins Innere Afrikas vorgedrungen. Außer den obengenannten Mauch, Hübner und Mohr hat in jüngster Zeit Dr. Holub aus Prag diese Gegenden durchforscht. Von den Resultaten dieses Reisenden, der sich die Mittel zu seinen kühnen Unternehmungen in den Goldfeldern des Transvaal und den Diamantenfeldern von Oranje erworben hat, berichten wir weiter unten.

Friedrich von Hogendorp, ein Bewohner Natals, schreibt folgendes über Cetewayos Unterthanen: „Das Volk der Zulus ist allen andern Kaffernstämmen weit überlegen und es ist sich dieser Ueberlegenheit sehr wohl bewußt. Ohne die Hottentotten und Buschmänner mitzuzählen, welche der Zulu am gründlichsten verachtet, behandelt er auch die Basutos, Fingas und Blattnasen wie Hunde, und zwar so selbstverständlich, wie der Türke den Christen als Bestie traktirt. Diese Hegemonie der Zulus findet ihre natürliche Erklärung in der Schönheit und Stärke des Individuums. Ganz jung sieht er abscheulich aus, mit seinem runden Bäuchlein, das auf zwei magere Beine gestützt ist, aber mit dem Wachsthum gewinnen die Formen an Schönheit. Mit 15 Jahren ist der Zulu ein kräftiger Bursche von athletischen Formen mit glänzend schwarzer Haut. Sein Gesicht ist wohlgebildet und seine Kleidung besteht in der Regel nur aus einem Thierfell, das er malerisch um die Schultern schlingt. Die Engländer, welche sich auf schöne Menschen verstehen, sagen vom Zulu: Jeder Zoll ein Gentleman. Er ist durchaus nicht heimtückisch, sondern handelt offen und ehrlich. Im Krieg ist der Zulu tapfer und übt eben so wenig Gnade, als er je um Schonung fleht, aber nach erfochtenem Sieg ehrt er den Gegner und schändet die Leichen nicht. Leider trinkt er sich mit Vergnügen einen Rausch an und der famose Natal-Rum wird diese kriegerische Rasse bald sicherer ausrotten, als die Gewehre der Engländer."

Im äquatorialen Osten, wo deutsche Missionäre durch die Entdeckung der Schneeberge vorgearbeitet hatten, wie wir schon im ersten Artikel angedeutet haben, wurde durch deutsche Forscher ein weites neues Gebiet der Wissenschaft erschlossen. Hier in dem großen vollständig unbekannten Dreieck, welches sich vom Aequator bis zum 10. Grad nördlicher Breite erstreckt und von den grausamen Negerstämmen der Galla und Somali bewohnt wird, hat der unermüdliche Baron von der Decken seinen Eifer mit dem Leben bezahlt. Schon seine erste Expedition wurde auf unerwünschte Weise gehindert, indem er mit dem Plane, sich mit dem Reisenden Albrecht Roscher aus Hamburg in Verbindung zu setzen, nach Afrika gegangen war und in Zanzibar erfahren mußte, daß Roscher am 19. März 1860 in Hisongun, unweit des Nyassasees, dem Pfeil eines Mörders erlegen sei. Erfolgreicher war seine zweite Expedition (1861—62), bei welcher er nebst dem englischen Geologen Thornton bis an den Kilimandscharo (3. Grad südlicher Breite) vordrang. Auf einer dritten Reise nach diesem Schneeberge gelang es von der Decken, begleitet von O. Kersten aus Altenburg, bis zur Höhe von 4300 Meter anzusteigen, nicht aber, das Land der feindseligen Massai zu durchreisen. Eine neue Expedition mit zwei eigens in Europa erbauten flachgehenden kleinen Dampfern im Juli 1865 führte Karl von der Decken auf dem Dschuba stromaufwärts bis über Bardera; aber das Schiff scheiterte am 26. September und von der Decken wurde ermordet. Der Rest der Expedition entkam unter Brenners Leitung. Letzterer ward von der Familie des Ermordeten beauftragt, Nachforschungen über die Leiche anzustellen; nach Auffindung derselben konstatirte er das traurige Ende des von der Decken und machte gleichzeitig interessante Reisen im Lande der südlichen Galla, während der mit gleichem Auftrage ausgesandte Württemberger Theodor Künzelbach zu Magdischu im Somalilande 1868 dem klimatischen Fieber erlag. Was das so wenig bekannte Somaliland betrifft, so hat 1854 schon Burton eine Expedition dorthin geleitet und dabei den uralten Staat Härär besucht. Auch Heuglin drang 1853 bis zu dem Vorgebirge, wo sich die Gewässer des rothen Meeres mit dem indischen Ozean vermählen, wurde aber durch die Wildheit der Bewohner zum Rückzug gezwungen.

So sind wir an jenem Glied der Forschungskette angelangt, mit dem wir diese geschichtliche Zusammenstellung begonnen haben und bleibt uns nur noch die Schilderung der zu Afrika gehörigen Inseln übrig. Madeira, die Inseln des grünen Vorgebirges und die canarischen Inseln haben Alexander von Humboldt, Leopold von Buch und der Botaniker Schacht geschildert. Auch Madagaskar, die Insel des indischen Ozeans, die sich vom 11. bis zum 24. Grad südl. Breite erstreckt, und sich lange dem europäischen Einfluß zu entziehen wußte, ist uns, namentlich seit das herrschende Volk der Howas mit dem Christenthum beglückt wurde, mehr und mehr bekannt geworden. Neben den Franzosen Legével de Lacombe, Charnay, Barbié du Bocage hat die Deutsche Ida Pfeiffer zur Kenntniß dieser Perle des indischen Ozeans beigetragen.

Die Erfahrungen der tausendjährigen Anstrengungen lehren uns, daß ohne Einrichtung fester Stationen die praktische Ausnutzung der Forschungsreisen nicht möglich sei. Die Nothwendigkeit dieser Maßregel scheint auch dem Gründer der internationalen afrikanischen Gesellschaft zur Erforschung und Civilisirung Afrikas, dem König der Belgier, Leopold dem Zweiten, einzuleuchten. Sein zu diesem Zweck im September 1876 gegründetes Unternehmen hatte die glänzendste Unterstützung an Geldbeiträgen. Schon im Juni 1877 waren 332000 Francs kapitali-

sirt, und die Association befand sich in der Lage, aus den Jahreszeichnungen 68000 Francs zur Verwendung zu gewähren. Hierzu kam noch ein Beitrag des österreichischen Ausschusses im Betrag von 5000 Francs. Die internationale Arbeit hatte sonach für 1877 schon 73000 Francs zur Disposition und sofort begann die Thätigkeit. Dazu waren zunächst feste Stationen in Aussicht genommen, die, soweit als möglich nach dem Innern Afrikas vorgeschoben, von den Europäern besetzt werden und die Aufgabe haben sollten, wissenschaftlichen Untersuchungen, Sammlungen und dergleichen als sichere Stützpunkte und weiter vorzusendenden Forschungsreisenden als Operationsbasen zu dienen. Es war zugleich beschlossen, die erste derartige Station von Osten her zu begründen und etwa am Tanganjikasee, nach Udschidschi oder Nyangwe am Lualabaflusse oder nach sonst einem dafür geeigneten Ort zu legen. Zur Errichtung dieser Stationen sind im November 1877 der Hauptmann im belgischen Generalstab, Crespel, ein anderer Offizier, Namens Cambier, und der Naturforscher Dr. Maes nach Südafrika abgegangen. Der Entdeckungsreisende Marno, ein Wiener, der in früheren Jahren schon andere Gebiete des afrikanischen Continents durchforscht hat, sollte von den Stationen nach Westen oder Nordwesten auf noch nicht betretenen Pfaden Ausflüge machen. Wie alle glänzend auftretenden Expeditionen, hatte auch diese kein Glück. Bevor die Leiter ihre Thätigkeit erproben konnten, raffte sie das mörderische Klima hin.

(Schluß folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Die Rose im Meer.

Es schwamm im Meer, im rauschenden Meer,
Eine sturmgebrochne Rose her,
Eine Rose, voll und licht;
Sie schwamm auf schaukelnder Wogenbahn
Hinab, hinan,
Rings um sie rauschte der Ocean,
Und er verschlang sie nicht.

Wie ein rosig Weib, das traumbesiegt
Auf grüner, schwellender Matte liegt,
So lag sie auf grüner Fluth;
Der blühende Schein, der Farbenduft
In Meer und Luft
Durchglomm die smaragdene Wassergruft
Mit reiner Rosengluth.

Die Wellen küßten sich gar nicht satt.
Auf perlenstrahlender Lagerstatt
Erwachte die Fei der See:
Was leuchtet über den feuchten Schwall,
Allüberall?
Es flammt wie der glühende Sonnenball
Und thut dem Auge nicht weh!

Die Muscheln schminkten sich rosenroth,
Die Korallen schämten sich fast zu Tod,
Verwundert schaute das Meer:
Wo kamst du her, wer magst du sein,
Du schöner Schein?
Fielst du vom Felsen in's Meer hinein,
Fielst Du vom Himmel her?

Der Welt erkältenden Wellenthau
Durchschwimmst du allein, du schöne Frau,
Und machst ihn farbig erglüh'n.
Wir wissen es nicht, woher du schwammst,
Woher du stammst,
Ob du von der Erde, vom Himmel flammst,
Genug, wir sehen dich blüh'n!

Strachwitz.

Literarische Umschau.

„**Illustrirtes Pflanzenleben.** Gemeinverständliche Originalabhandlungen über die interessantesten und wichtigsten Fragen der Pflanzenkunde nach zuverlässigen Arbeiten der neuesten wissenschaftlichen Forschungen mit zahlreichen Originalillustrationen. Herausgegeben von Dr. Arnold Dodel-Port, Dozent der Botanik an der Universität und am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich, Herausgeber des Anatomisch-physiologischen Atlas der Botanik für Hoch- und Mittelschulen." Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. Prospekt und Vorwort, die uns vor kurzem zugegangen sind, geben über den Verfasser und dieses sein Werk folgenden Aufschluß: „Der Verfasser seit ein paar Jahren mit der Umarbeitung des ‚Anatomisch-physiologischen Atlas der Botanik für Hoch- und Mittelschulen' (Eßlingen, J. F. Schreiber) beschäftigt, eines illustrirten Werkes, das sofort bei seinem ersten Erscheinen nicht allein die freudigste Zustimmung aller Fachmänner, sondern ‚als das vorzüglichste Anschauungsmittel des botanischen Unterrichtes' Eingang in alle Hochschulen und Akademien deutscher Zunge, sowie auch in die höchsten Lehranstalten von England und Frankreich, von Italien und Portugal, von Rußland und Amerika gefunden hat, ist bemüht, die wichtigsten und interessantesten Entdeckungen der botanischen Wissenschaften in gewissenhafter Bearbeitung durch Wort und Bild für den Unterricht an höhern Lehranstalten nutzbar zu machen. Eine Anzahl von zuverlässigen, selbstgefertigten Originalzeichnungen setzt ihn in den Stand, die wichtigsten Fragen des Pflanzenlebens in gemeinverständlicher Form zu illustriren und hierdurch die weitesten Kreise — nicht blos Gelehrte, sondern der gebildeten Naturfreunde überhaupt — mit in das lebhafte Interesse hineinzuziehen, das in unsern Tagen auf allen Punkten der stetig fortschreitenden Naturforschung sich geltend macht. Das Projekt unseres ‚Illustrirten Pflanzenlebens' ergab sich also ungesucht. Ein großer Theil von dem, was in dem ‚Anatomisch-physiologischen Atlas der Botanik' fast nur den akademischen Kreisen und den Lehrern der Naturwissenschaften an Mittelschulen zugänglich gemacht wurde, soll hier in dem reich illustrirten ‚Pflanzenleben' weitern Kreisen geboten werden. Hierbei werden zwei Momente ganz besonders in den Vordergrund gedrängt werden. Einmal sollen die interessantesten Tagesfragen der wissenschaftlichen Botanik in anschaulicher, leicht verständlicher Sprache, in einer Weise, die dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft entspricht, und zwar erschöpfender behandelt werden, als es im Text zum ‚Atlas der Botanik' geschehen konnte. Die Sprache wird sich vom allzutrocknen Lehrton fernhalten, die Darstellung wird eine freiere, ungebundenere, doch jederzeit der Wahrheit entsprechende sein. Sodann werden zahlreiche, durchaus naturwahre Illustrationen nach Originalzeichnungen dem Verständniß der Leser zu Hülfe kommen. Das ‚Illustrirte Pflanzenleben' wird aber auch jedermann verständlich sein. Es darf niemanden langweilen, auch nicht ermüden; es soll allen Belehrung bringen, die in freien Stunden nach ihm greifen. Es verfolgt den Zweck, nicht allein das empirische Naturerkennen zu verallgemeinern, sondern auch einer Gemüthsleere entgegenzuarbeiten, einer Ebbe an idealem Denken und Empfinden zu begegnen, wie sie sich in unserem Zeitalter des Ueberganges von der einen in die andere Weltanschauung geltend zu machen sucht." Wir haben vorstehenden Theil des Prospektes wörtlich abgedruckt, weil wir der Ueberzeugung sind, daß der Verfasser des angekündigten Werkes, in dem unsere Leser den Dr. A. D.-P. zeichnenden, allbeliebten Mitarbeiter der N. W. erkannt haben werden, nicht nur gewillt, sondern auch befähigt ist, die Versprechungen des Prospektes auf das glänzendste zu erfüllen. Wir wünschen dem Unternehmen von ganzem Herzen einen ebenso glänzenden materiellen Erfolg. Mögen der ersten auf 16 Lieferungen zu je 1 Mark (Fr. 1,25) berechneten Serie recht bald weitere Serien nachfolgen können.

Uhlichs Sonntagsblatt. Gegründet von Uhlich in Magdeburg. Verantwortlicher Redakteur Prediger Reichenbach in Breslau. Das schon seit einem Menschenalter bestehende Uhlich'sche Sonntagsblatt, welches sich bislang ausschließlich mit der religiösen Frage, ausgehend von dem den meisten unserer Leser bekannten freigemeindlichen Standpunkt beschäftigt hat, soll im neuen Jahre, wie eine Ansprache der Verlagshandlung und Redaktion in den letzten Nummern des Jahres 1879 ankündigt, sich auch mit den außerreligiösen Reformbestrebungen der Gegenwart befassen und den Gedanken der persönlichen Freiheit auf dem gesammten Lebensgebiet vertreten. Das ist offenbar ein Fortschritt, welchen das für den sehr mäßigen Preis von vierteljährlich 75 Pf. allwöchentlich erscheinende Blatt macht, ein Fortschritt, den es dem regen sozialpolitischen Leben der Gegenwart unbedingt schuldig war. Die freien Gemeinden in Deutschland haben sich den Boden einer zukunftsvollen Existenz unter den Füßen fortgezogen, als sie ihre Thätigkeit in politischer Indifferenz und Aengstlichkeit auf das Gebiet der religiösen Frage beschränkten, ihre Preßorgane können nichts Besseres thun, als sich dieses verhängnißvollen Fehlers endlich ganz zu entäußern und aus ihrer veilchenhaften Anspruchslosigkeit und Harmlosigkeit in das helle Tageslicht, freilich damit auch in den Sturm und Drang des politischen Treibens hinauszutreten.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 17. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Wie in einem Ausbruch des Entzückens wies Schweder auf die Eintretenden und rief begeistert:

„Sehen Sie, meine verehrtesten Herrschaften, während ich die Ehre hatte, Herrn Alster den Eintritt meines Freundes Senkbeil in die so schöne Gemeinschaft der Namen und Häuser Wichtel und Alster anzukündigen, hat sich das Bündniß selbst zwischen unserm allverehrten Herrn Justizrath und Senkbeil bereits vollzogen. Dem Herrn Justizrath Wichtel, welcher in garnicht hoch genug zu schätzendem Entgegenkommen meinem Freunde die Hand geboten und damit seinerseits den ihm gebührenden hervorragenden Antheil an der Gründung der hoffentlich bald die industrielle Welt beherrschenden Vereinigung Alster, Wichtel und Senkbeil genommen, gilt dieses Glas, — er soll leben!"

Und wieder rief Schweder Hoch, und ebenso wie vorher stimmte der Oberbaurath mit voller Kraft seiner Donnerstimme und in überströmender Begeisterung ein.

Er hatte heute wirklich seinen guten und glücklichen Tag, der Herr Schweder. Bei allem, was er that, traf er das Richtige, das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste, und alles gelang ihm.

Zum Unterschiede von seiner ersten Rede hatte er jetzt ungemein geschwind und undeutlich gesprochen, sodaß ihn der Justizrath wahrscheinlich auch nur halb verstanden haben würde, wenn er selbst vollständig nüchtern gewesen wäre. Nur auf die Worte: „diesen schönen Bund", „allverehrter Justizrath", „garnicht hoch genug zu schätzendes Entgegenkommen", „gebührender, hervorragender Antheil", „Vereinigung Wichtel" und „soll leben", legte er den allernachdrücklichsten Ton. So hatte denn der Justizrath auch keine Silbe weiter verstanden, als diese Worte, und da ihm mit Hülfe von Schweders übermächtigem Verbündeten, dem Johannisberger, längst jeder Schatten bösen Verdachts abhanden gekommen war, ließ er sich mit dem erfreulichen Bewußtsein, daß der „wirklich ganz famose Kerl, der Schweder", ihm, wie er sehr richtig selbst bemerkt hatte, „gebührendermaßen" eine Ovation dargebracht hatte, genügen.

Dementsprechend dankte der Justizrath huldvoll, versicherte, daß er, abgesehen von der, seiner Meinung nach, etwas zu hohen Werthschätzung seiner Person, mit „unserm gemeinsamen, ausgezeichneten Freunde Schweder" in erfreulichster Weise einverstanden sei, und zechte mit neu angestachelter Tapferkeit weiter.

Alster war über diese höchst unerwartete Zustimmung so entzückt, daß er seinem lieben, alten Wichtel einmal über's andre um den Hals fiel und ihm betheuerte, seine warmen Worte hätten ihm unbeschreiblich wohl gethan und dem heutigen schönen Abend die Krone aufgesetzt. Er müsse gestehen, er empfinde heut mehr als je in seinem tiefsten Innern die Wahrheit des Sprüchworts „Einheit macht stark", und könne aus seiner eigenen Erfahrung noch hinzusetzen: „auch glücklich".

Diese Expektoration Alsters rief auf des Justizraths hochgeröthetem Antlitze ein schadenfrohes Lächeln hervor. Alster war offenbar angekneipt, fabelhaft angekneipt, er schwätzte greulichen Unsinn, wahrscheinlich glaubte der Gute, er, der Justizrath, hätte ihm, Alster, ein Hoch gebracht. Der Justizrath amüsirte sich kostbar über dieses, allerdings einen enormen Grad von Bezechtheit verrathende Mißverständniß. Na, um so besser, schloß er diese seine lustige Gedankenreihe, wenn der eingebildete Schwätzer sein Hoch in der Einbildung schon weg hat, brauche ich keins mehr auszubringen, eine Unterlassung, die er andernfalls gewaltig übel genommen hätte.

Während sich so alles in Gemüthlichkeit und Wohlgefallen auflöste, machte neben Schweder nur Frau Senkbeil die kaltblütige und scharfsichtige Beobachterin. Ein verächtlicher Zug hatte sich um ihre Mundwinkel gelagert, und wenn sie einen flüchtigen Blick auf Schweder warf, legte sich ein Schatten tiefer Entrüstung auf ihre hohe, blendendweiße Stirn.

Der abscheuliche Mensch hatte hier eine Komödie aufgeführt, bei der er sich unterstanden hatte, auch sie als seine Marionette auftreten zu lassen. Noch jetzt begriff sie trotz schärfster und aufmerksamster Beobachtung nicht völlig, um was es sich ihm eigentlich gehandelt habe. Nur soviel sah sie, daß ihr Gatte — wenn er überhaupt noch zurechnungsfähig war, hatte er sich doch schmachvollerweise, wie alle die andern, mit Ausnahme des Intriguanten Schweder vom Weine überwältigen lassen — daß ihr Gatte mit Schweder im Einverständnisse war und über das, was dieser gethan, seine heimliche, aber darum nur um so tiefere Befriedigung empfand.

Sie mußte wissen, was für ein Geheimniß die beiden mit einander hatten, noch heut, ohne allen Verzug, mußte sie es erfahren. Darum mahnte sie ihren Mann an den Aufbruch und fand sich dabei von Schweder unterstützt, der dem Gatten einen Wink gab, worauf dieser sich ohne Widerrede zur Heimkehr anschickte, obgleich er vorher die größte Lust zur Opposition und zum längeren Verweilen in der, „seinen abgeschmackten Begriffen nach", ausnehmend liebenswürdigen und interessanten Gesellschaft gezeigt hatte.

Die Bemühungen Alsters, Frau Senkbeil zu halten, scheiterten an deren hartnäckiger Ablehnung, und so blieb dem galanten Herrn nichts weiter übrig, als die Dame und ihren Eheherrn in seinem Wagen nachhause zu bringen, was denn auch mit kühler Herablassung angenommen wurde.

Und damit war der schöne Abend zur Neige gegangen. Denn was dann noch folgte zwischen dem zurückbleibenden Triumvirate Wichtel, Schneemann und Schweder lohnt die Mühe der Schilderung nicht.

Nach mehrstündiger Fortsetzung des Kampfes brachte Schweder erst den Justizrath und dann den Oberbaurath in seiner Droschke nachhause. Dann begab er sich selbst zu der, wie er meinte, wohlverdienten, aber leider nur kurzen Nachtruhe, da er am folgenden Morgen mit ein paar raschen Zügen die so glücklich begonnene Partie zu ihrem noch glücklicheren Ende zu führen gedachte.

* * *

An einem schönen Sommermorgen, zwei Jahre nach den im Vorangegangenen geschilderten Ereignissen, ging es im Setzersaale bei Gandersberg und Kompagnie wieder einmal sehr lebhaft zu.

Der Schlaukopf Därmig hatte, wie es zwar auch nicht selten geschah, eine überraschende Neuigkeit mitgebracht, eine Neuigkeit, die darum ungewöhnliche Sensation machte, weil sie die Firma Gandersberg und Kompagnie und das Leben und Arbeiten der Setzer selbst auf das nächste berührte.

In seiner pfiffigen Art hatte Herr Därmig das Interesse für die Angelegenheit zu erhöhen gewußt. Er hatte anfänglich nur Andeutungen verlauten lassen, bei denen sich seine Kollegen alles Mögliche denken konnten, und war erst nach stundenlangem Hin- und Herzerren und als die künstlich erzeugte Spannung bereits in ihr Gegentheil, die Abspannung, umzuschlagen drohte, mit der Behauptung herausgerückt, in P. würde vom nächsten Ersten ab, dem ersten Juli nämlich, eine zweite Zeitung, und zwar eine täglich erscheinende, in großem Formate herausgegeben werden.

„Von wem herausgegeben? Wo soll sie gedruckt werden? Wer wird sie redigiren?“ so schallten die Fragen von allen Wänden des Setzersaales wieder.

„Wer sie herausgibt — das weiß ich nicht. Wer sie redigiren wird, weiß ich gleichfalls nicht!“ antwortete Därmig kalt.

„Da haben wir den Hanswurst,“ grunzte die tiefe Baßstimme des alten Packert dazwischen, „die ganze Geschichte ist überhaupt wieder Schwindel und nichts weiter. Ich kenne den verlogenen Halunken, den Därmig. Da hat er euch Narren zum tausendsten male zwei Stunden lang mit einer angeblich wichtigen Neuigkeit gefoppt, und dann weiß er natürlich keine Silbe.“

„Oho, Onkel Packert,“ krähte Därmig. „Da sind Eure Grobheit denn doch schief gewickelt. Habt Ihr denn nicht gehört, daß ich Euch eben die ganz positive Nachricht mitgetheilt habe, daß in unserer Stadt innerhalb der nächsten Zeit ein großes politisches Preßorgan gegründet wird? Und ist das nicht 'ne Nachricht von der höchsten politischen und geschichtlichen Tragweite?“

„Unsinn, verdammter! Politische und geschichtliche Tragweite! Ich wollte mir an dem Kerl alles gefallen lassen, aber diese sinnlosen, hochtrabenden Redensarten können einen vernünftigen Menschen wirklich nichtswürdig ärgern.“

Die andern Setzer lachten, auf das höchste belustigt. Einmal weil sich die gefürchtete packert'sche Grobheit nicht gegen sie, sondern gegen Därmig richtete, der von allen allein sich nichts draus machte, und dann weil Packert sich ärgerte, was dem Grobian, der nur dazu da zu sein schien, andere zu ärgern, jeder von Herzen gönnte.

„Na, aber Packert!“ sagte einer von ihnen. „Sie sollten doch am meisten Sich für so 'ne welthistorische Nachricht, wie sie Därmig nennt, interessiren. Denn bei so was haben Sie doch Aussicht, Metteur oder Korrektor zu werden, was ja garnicht anders sein kann, denn die Leute, die die Zeitung herausgeben, werden doch wissen, daß es in P. keinen besseren Metteur und Korrektor gibt, als Sie, Packert.“

Packert sammelte sich noch zu einer neuen und wüthenderen Grobheitsattake, als Därmig dem Bedrohten schleunigst zu Hülfe sprang:

„Na, was denkt ihr denn? Unser Packert ist — trotz der gewiß nicht ganz unberechtigten Eigenthümlichkeit seiner etwas derben Ausdrucksweise doch unser Stolz und unsre Freude — —“

Därmig mußte ein wenig innehalten, denn seine Worte hatten einen solchen Jubel im Setzersaal entfesselt, daß er hätte eine Stimme haben müssen, wie die Donnerwolke, um sich vernehmlich zu machen.

„Därmig, machen Sie doch nicht immer so entsetzlich faule Witze,“ bat der Faktor Weber. „Die Leute auf der Straße müssen ja denken, hier sei der leibhaftige Teufel los.“

„Erlauben Sie mal, verehrter Vorgesetzter,“ replizirte Därmig. „Ich habe doch nicht etwa Skandal gemacht? Was kann ich dafür, wenn die andern für unsern gemeinschaftlichen Kollegen Packert so riesig begeistert sind. Im übrigen bitte ich, daß mich die Herren ausreden lassen: also ich sagte, unser Packert wird bei dem neuen, großartigen Zeitungsunternehmen nicht Korrektor werden und erst recht nicht Metteur, weil er die schönste Aussicht hat, etwas anderes, etwas viel Besseres, etwas Höheres zu werden.“

„Nichtswürdiger Kerl!“ grunzte Packert im Tone tiefster Entrüstung.

„Sie werden gleich aus einem andern Tone pfeifen, guter Packert, wenn ich Ihnen bei meiner Seligkeit versichere,“ — Därmig erhob seinen dünnen Arm feierlich in die Luft und streckte Zeigefinger und Mittelfinger aus wie zum Schwure — „daß zu der projektirten Zeitung Redakteure gesucht werden, und daß für die zweite, dritte, oder — was weiß ich, wieviel die brauchen werden — vielleicht für die vierte Redakteurstelle auch auf Schriftsetzer reflektirt wird, welche die Zeitungsmacherei weghaben — 'ne Hexerei ists doch schließlich auch nicht — und unser Packert kanns bestimmt besser, als so'n Federvieh von Profession, weil er ein praktischer Kerl ist, en Kerl, der nicht nur schon tausendmal gesehen hat, wie Zeitungen gemacht werden, sondern auchs Leben kennt und die Politik und alles, was sonst zu so 'ner Schmiererei nöthig ist.“

„Wenn das nicht alles fauler Zauber ist, Därmig,“ sagte der Faktor, „so müssen Sie doch mehr von der Sache wissen, als Sie eben noch gestehen wollten.“

„Bestritten hat er wenigstens bis jetzt noch nicht, daß er weiß, wo das Blatt gedruckt wird,“ rief ein junger, intelligent aussehender Setzer, der erst vor kurzem vom Lehrling zum Gehülfen avancirt war.

„Nein das habe ich nicht bestritten und das weiß ich auch,“ bestätigte Därmig. „Wo sollte in unserem P. wohl ein großes Zeitungsunternehmen gedruckt werden können, — als — —“

Er zögerte wieder.

„Doch nicht etwa bei uns,“ rief der Setzer Christlieb, derselbe, von dem vorhin die Intervention Därmigs Packerts polternden Zorn abgelenkt hatte.

„Die neue große Zeitung,“ sagte Därmig wieder in einer Art von Prophetenton, „wird gedruckt werden in der Universitätsbuchdruckerei von P., Firma Gandersberg und Comp.“

Ehe die Setzer noch in der gewohnten stürmischen Weise ihr Erstaunen und ihre Zweifel äußern konnten, öffnete sich plötzlich die Thür des Setzersaales und ein junger, kräftig gebauter Mann mit einem etwas blassen Gesicht, aber offenen und ansprechenden Zügen kam herein.

Mit dem Thürgriff in der Hand, trat derselbe zur Seite, um einem anderen Manne, dessen Führer er war, freien Eingang zu gewähren.

„Der Glückspilz,“ hatte Därmig gerufen, als der erstere in der Thür erschienen war. Die übrigen Bemerkungen, welche er bereits zum Abprotzen fertig auf der ewig beweglichen Zunge gehabt, verschluckte er jedoch einstweilen, als er den andern bemerkte, der jenem auf dem Fuße gefolgt war.

Der Glückspilz war niemand anders als Fritz Lauter, der nach einem Gruße an seine Kollegen, welchem sich in etwas vornehm herablassender Weise der zweite angeschlossen hatte, auf den Faktor zuschritt und sprach:

„Das ist unser Faktor, Herr Weber. Dieser Herr, lieber Herr Weber, wünscht sich ein wenig in unserer Druckerei umzuschauen. Herr Gandersberg hat ihm versprochen, ihn selbst in der Druckerei herumzuführen, ist aber im Augenblick noch nicht da.“

Der Faktor nahm seine mit einem riesigen Lederschirme versehene Mütze ab und stellte sich dem Herrn zur Verfügung.

Dieser nickte dankend Fritz Lauter zu und sagte zu Weber: „Ich möchte nur einen oberflächlichen Einblick in den Betrieb Ihres interessanten Geschäfts gewinnen, mein lieber Herr Faktor. Vielleicht werde ich schon in nächster Zeit öfter hier bei Ihnen

zu thun haben. Ihr Chef, mein Freund Gandersberg, kann ü rigens nicht dafür, daß ich ihn nicht antreffe; ich hatte ihm gestern meinen Besuch auf heut Morgen um elf Uhr versprochen, bin nun aber schon kurz nach zehn Uhr hier eingetroffen. — Wieviel Setzer beschäftigen Sie, Herr Faktor?" fügte er fragend hinzu, nachdem er einen Blick über den ganzen Setzersaal hatte hinschweifen lassen.

Während der Faktor antwortete, trat Fritz Lauter mit höflichem Gruße zurück, um sich wieder an seine Arbeit zu begeben.

„Wer ist der junge Mann?" fragte der fremde Herr den Faktor.

„Das ist unser jetziger Korrektor; Fritz Lauter heißt er. Vor einem Jahre war er noch Setzer hier bei uns. Er hat aber was gelernt und er hat auch Glück, da hat ihm denn der Prinzipal die Korrektorstelle gegeben, als der alte Herr Klose, der's seit ein paar Jahren nicht mehr nöthig hat, abging."

„Korrektor — so? Und Schriftsetzer gewesen? Haben Sie noch einen andern Korrektor?"

„O nein; selbst der hat nicht übermäßig viel zu thun."

„Es werden doch aber wissenschaftliche Werke bei Ihnen gedruckt, und da der junge Mann Schriftsetzer gewesen ist —"

„Ich erlaubte mir schon zu bemerken," entgegnete der Faktor, durch den Zweifel an der Fähigkeit eines aus dem Schriftsetzerstande hervorgegangenen Korrektors, den Satz wissenschaftlicher Werke zu korrigiren, etwas geärgert, „daß der Lauter seine Sache gründlich gelernt hat. Selbst vom Latein und vom Griechisch hat er soviel gelernt, als nöthig ist, und der alte Herr Klose, der gewiß ein schwergelehrter Mann ist und ein Korrektor, wie er im Buche steht, sagte immer, einen bessern Korrektor, als der Fritz Lauter, kann sich die größte Druckerei nicht wünschen. Und recht hat er gehabt, das muß dem Fritz auch sein ärgster Feind lassen. Wo andere Leute, und die gelehrten Verfasser am meisten, viermal korrigiren müssen und doch noch Böcke genug stehen lassen, hat er mit zwei, höchstens drei Korrekturen alles blitzsauber gelesen. Ja, 's ist ein tüchtiger Kerl, der Lauter — das muß man sagen!"

Der Fremde lächelte überlegen und brachte die Unterhaltung wieder auf ein andres Thema.

„Wieviel Maschinen haben Sie im Gange, Herr Faktor?"

„Sechs — zwei große —"

„Kann man sich dieselben auch einmal betrachten?"

„Gewiß," sagte der Faktor. „Wenn Sie mir hinunter ins Parterre folgen wollen, — da ist der Maschinensaal."

Der Herr nickte, und die beiden verließen den Setzersaal.

„Nanu, wer war denn das?" fragte Christlieb, sobald sich die Thür hinter jenen geschlossen hatte.

Wider aller Erwarten antwortete Därmig diesmal nicht eine Silbe.

„Immer los, Därmig, reden Sie doch!" rief einer von den Setzern. „Sie wissen ja alles; da werden Sie uns doch wenigstens den Namen von so 'nem Manne sagen können, der hier bei uns hereingeschneit kommt."

„Kann ich auch," krähte Därmig. „Kenne den Mann sehr genau. Will aber das Laster der Neugier in meinen guten Mitmenschen und Kollegen nicht durch seine beständige Befriedigung noch bestärken."

Aus allen Winkeln des Setzersaales ließen sich Aeußerungen der Entrüstung vernehmen.

„Verfluchter Unsinn," brummte Packert, welcher nicht der am wenigsten Neugierige war. „Der Kerl hat keine Ahnung, wer's war, sonst könnte er das Maul ja nicht halten."

„Nun sag' ich's erst recht nicht. Mit Beleidigungen lasse ich mich nicht zwingen — da kommt einer bei mir grade an den Rechten!" deklamirte Därmig wieder mit hocherhobenem Winkelhaken.

„Na, ich will's euch sagen," begann ein älterer Setzer, der an den lauten Unterhaltungen der meisten übrigen nicht theilzunehmen pflegte, sondern still und fleißig vor sich hin arbeitete.

„Der Schmiedel will es sagen," riefen verschiedene überrascht aus. „Na, da weiß man wenigstens bestimmt, daß man nicht beschwindelt wird."

„Undank ist der Welt Lohn," schrie Därmig. „Dafür erzähle ich euch nun im ganzen Leben kein Wort mehr!"

Diese furchtbare Drohung verfehlte indeß ihren Eindruck gänzlich, denn der Setzer Schmiedel hatte nicht nur den Namen des Unbekannten genannt, sondern noch ein paar sehr inhaltschwere Worte hinzugefügt.

„Schweder heißt der Herr," hatte er gesagt. „Und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird das der Chefredakteur der großen Zeitung, von der vorhin der Därmig gesprochen hat."

Die Sensation über die unerwartete Mittheilung war eine gewaltige.

„Schweder heißt er also," grunzte Packert in seinem, wie aus tiefer Erde herauftönenden Basse. „Na, wenn das der noble Schwiemel ist, von dem ich oft genug gehört habe und wenn der wirklich Redakteur oder gar großartig Chefredakteur wird von 'nem Blatte, das bei uns gedruckt wird, da können wir was erleben. Aber der Schmiedel wird sich von irgend einem Hansnarren, wie der Därmig z. B. einer ist, en riesigen Bären haben aufbinden lassen. Das war wahrscheinlich weder der Schweder, noch der Chefredakteur."

„Na, wie ists denn aber mit der großen Zeitung? Erscheint die wirklich zum ersten Juli und wird sie auch bei uns gedruckt? Was meint Ihr denn, Packert? Ihr hört ja sonst auch immer das Gras wachsen?"

Packert antwortete nicht, aber Därmig konnte trotz seiner zur Geltung auf Lebenszeit bestimmten Drohung nicht länger an sich halten.

„Was ich sage, ist nicht nur immer neu," schrie er daher dazwischen; „sondern es ist auch immer wahr. Und wenn der Schein zuweilen wider mich ist, so ists blos deswegen, weil unerwartete Zwischenfälle auch das mit größter Sicherheit vorausberechnete Ereigniß schließlich doch am Eintreten hindern können — so was versteht Ihr natürlich nicht, da seid Ihr natürlich viel zu ...."

Därmig verschluckte das Wort, welches er Lust gehabt hatte, zu gebrauchen, machte aber eine nicht mißzuverstehende Bewegung mit dem Winkelhaken nach der Stirn.

„Nu wissen wirs," rief Christlieb lustig, „Därmig weiß das, was er uns immer aufbindet, nicht, sondern er berechnet es voraus. Da dürfen solche Esel, wie wir sind, die natürlich keine Ahnung haben, wie z. B. berechnet wird, wann und wo eine neue Zeitung erscheinen muß, sich nicht länger wundern, wenns mehrstentheils nicht stimmt, was Därmig uns erzählt. Die Rechnung hatte eben blos ein Loch — weiter nichts!"

Därmig wollte eben eine spitzengespickte Antwort vom Stapel lassen, da erschien der Faktor wieder in der Thür. Er machte ein so wichtiges Gesicht, daß sofort einige von den Setzern mit Fragen, was es neues gäbe, über ihn herfielen. Herr Weber zeigte sich auch nicht abgeneigt, Bescheid zu geben.

„S'ist also richtig," sagte er. „Vom ersten Juli ab erscheint bei uns die neue große Zeitung: ‚Der Tageskorrespondent'. Ich soll sofort die Berechnung machen. Na, da wirds Arbeit geben. Wenigstens vier neue Setzer müssen wir einstellen. Und wie ich mit den Maschinen auskommen soll, das weiß der Himmel. Und ich weiß jetzt schon nicht, wo mir der Kopf steht. Das wird schön werden."

Von neuem entstand natürlich ein großes Halloh.

„Hurrah," schrieen viele Stimmen. „Das können wir brauchen. Der ‚Tageskorrespondent' soll leben. Da gibts Arbeit in Hülle und Fülle."

„Aber sagen Sie, Herr Weber," fragte Christlieb. „War der Herr, der eben hier war, wirklich der Chefredakteur?"

„Na, das wissen Sie auch schon wieder," brummte der Faktor. „Freilich wird der Herr Schweder, — der ein riesig gescheiter Mann sein muß, denn unser Chef sprach von seiner geistreichen Feder und war überhaupt ganz kolossal entzückt von der ganzen Geschichte, — freilich wird der Chefredakteur."

Damit hatte der Faktor einer Fluth von Meinungsäußerungen über den leitenden Redakteur des in Aussicht stehenden Blattes die Schleußen geöffnet. Den einen war er hochmüthig vorgekommen, den andern hatte er gar nicht ausgesehen, wie ein Journalist, Packert versicherte, er wäre nichts weiter, als ein reicher Bummelfritz, bei dem von einer geistreichen Feder gar keine Rede sein könne, das wisse er besser. Der Setzer Schmiedel meinte dagegen, als er von mehreren Seiten eifrig zur Meinungsäußerung aufgefordert wurde, daß der Herr Schweder schon eine Zeitung würde redigiren können; ein gebildeter Mann sei er jedenfalls und etwas anderes als die Routine würde ihm nicht fehlen. Freilich sei es merkwürdig, daß man an die Spitze eines großen Blattes, wie es hier projektirt sei, nicht einen Schriftsteller von Beruf stelle, sondern einen Mann, der höchstens aus Neigung hin und wieder 'mal einen Zeitungsartikel oder vielleicht sonst etwas Unbedeutendes würde geschrieben haben.

Von diesem Tage an wurde Herr Schweder ein täglicher Besucher der Druckerei. Er betrieb die Zeitungsgründung sehr eifrig. Geld mußte überreichlich vorhanden sein, denn alles wurde so eingerichtet, wie man es in P. noch nicht erlebt hatte. Ganz in der Nähe der Druckerei miethete der Chefredakteur und Hauptunternehmer Schweder eine aus fünf Zimmern bestehende Parterre-Etage, von denen zwei zur Expedition des Blattes, die drei andern zur Redaktion eingerichtet wurden. Außer Schweder wurden noch zwei Redakteure angestellt. Der eine war ein ehemaliger Schullehrer, ein Verwandter des Herrn Alster, der vor einer Reihe von Jahren nach Amerika ausgewandert, von dort aber wieder grade so kirchenmausarm zurückgekehrt war, als er hingegangen. Er brachte angeblich eine große Welt- und Menschenkenntniß und völlige Vertrautheit mit dem amerikanischen



David Garrick. (Seite 203.)

Zeitungswesen in die hoffnungsvolle Redaktion des „Tageskorrespondenten", während der dritte der einzige Publizist von Beruf war, welcher in die Redaktion eintrat; insofern Publizist von Beruf, als er sofort von der Universität, auf der er sich zehn Semester des juristischen Studiums halber aufgehalten hatte, ohne ein Examen zu machen, in eine hauptstädtische Redaktion eingetreten war, um dort irgendeiner, wahrscheinlich wohl recht unbedeutenden Beschäftigung obzuliegen. Er war dann stufenweise aufgerückt, vom Berichterstatter über Straßenereignisse, Unglücksfälle und dergleichen zum Vereins- und Versammlungsreferenten und endlich zum Theaterrezensenten und Redaktionsnothnagel in einer Residenzzeitung zweiten oder dritten Ranges, und jetzt durch den Justizrath Wichtel, der ein lebhaftes, in seinen Motiven nicht ganz klares Interesse an dem noch jungen Manne nahm, als ausgezeichnete journalistische und redaktionelle Kraft in seine neue Stellung hineinbugsirt worden. (Fortsetzung folgt.)



Der Kurd-Kabulpaß. (Seite 204.)

Die Eroberung des Himmels.

II. (Schluß.)

(Das Sonnenspektrum. — Kirchhoffs wichtigste Entdeckung. — Natur und Bestandtheile der Sonne. — Die Fixsterne. — Die Nebelflecke.)

Von der Spektralanalyse der irdischen Stoffe wenden wir uns nun zu der der Himmelskörper und wir beginnen mit der Zergliederung des Sonnenlichts. Wie ist das Spektrum desselben beschaffen? Vor allem zeigt dasselbe ein prachtvolles, alle Farbentöne von Roth bis Violet in höchster Reinheit wiedergebendes Farbenbild, durch welches der Beweis erbracht ist, daß die Sonne kein dunkler, sondern ein leuchtender, glühender Körper ist, da wir wissen, daß nur ein solcher ein kontinuirliches (Regenbogen-) Spektrum erzeugen kann. Aber dieses prachtvolle Farbenband erblickt man bei gehöriger Behandlung von zahlreichen dunklen Linien durchzogen, von denen man jetzt über tausend kennt und die das Sonnenspektrum wie linirt erscheinen lassen. Was haben diese dunklen Linien zu bedeuten? Woher stammen sie? Diese Fragen, lange ein Räthsel, sind heute durch die Spektralanalyse gelöst. — Es gehört zu den Eigenschaften des Lichtes, daß es bei seinem Durchgange durch dichtere Körper an Intensität verliert, von ihnen ganz oder zum Theil absorbirt wird. Während nun die farblosen Gase das Licht bei seinem Durchgange nur an Intensität schwächen, nicht aber einzelnen Farben gegenüber ein besonderes Absorptionsvermögen zeigen, bringen die farbigen Gase (Dämpfe) nur schmale dunkle Streifen hervor, die wie schwarze Linien nicht selten das Spektrum in allen Farbengruppen durchziehen.

Mit diesen farbigen Gasen haben wir es hier zu thun. Nehmen wir ein uns bekanntes Beispiel. Der glühende Natriumdampf erzeugt, wie wir wissen, im Spektrum eine orangegelbe Doppellinie; d. h. er strahlt eben nur dieses gelbe Licht aus. Läßt man nun das weiße Licht des Kalkzylinders z. B. durch Natriumdampf hindurchgehen, so löscht letzterer aus dem Regenbogenbilde nur diejenigen gelben Strahlen aus, die er im glühenden Zustande selbst ausstrahlt, und setzt an deren Stelle zwei dunkle Linien. In derselben Weise konnten Kirchhoff und Bunsen durch Lithium-, Kalium- und Bariumdampf aus dem Sonnenspektrum dieselben hellen Farben auslöschen, welche diese Dämpfe selbst in der Glühhitze ausstrahlten. So gibt der glühende Lithiumdampf eine rothe und eine orangegelbe Linie; der abgekühlte Lithiumdampf aber absorbirt im Regenbogenbild genau dieselben Lichtstrahlen und läßt an deren Stelle dunkle Linien erscheinen. Das Resultat dieser Untersuchungen ist, daß die charakteristischen hellen Linien des Natriums 2c. in dunkle umgewandelt werden, wenn das weiße, intensive Licht glühender, fester oder flüssiger Körper durch die Dämpfe dieses oder eines andern Metalles hindurchgeht. — Machen wir noch einen zweiten Versuch: In die Höhlung des untern Zylinders eines elektrischen Lichtes legt man ein erbsengroßes Stück Natrium. Sobald der elektrische Strom hergestellt, fängt das Natrium heftig zu glühen an und auf dem Schirme wird der bekannte orangegelbe Doppelstreifen sichtbar. Aber bald tritt in der Mitte dieser Linie eine tiefschwarze Linie auf, während das übrige Gelb erblaßt. Wie läßt sich diese Erscheinung erklären? In der Glühhitze des elektrischen Flammenbogens verdampft ein großer Theil des Natriums und hüllt den glühenden Körper in dichte Wolken von Natriumdampf. Das gelbe Licht des glühenden Natriums muß nun diese Wolken durchdringen und wird von diesen absorbirt, d. h. nicht durchgelassen. Der Natriumdampf absorbirt also genau dasselbe Licht, welches das glühende Natrium aussendet. Wir können nun leicht voraussehen, welche Erscheinungen sich in einem Spektrum zeigen werden, wenn das Licht eines weißglühenden Körpers durch eine weniger heiße Atmosphäre von Dämpfen verschiedener Art hindurchgehen muß. Der Körper würde ein ununterbrochenes Spektrum zeigen, aber in der Dampfatmosphäre, welche sein Licht durchbrechen muß, absorbirt jeder Dampf gerade diejenigen Strahlen, welche er selbst, glühend, ausstrahlen würde und setzt dunkle Streifen genau an die Stelle derselben.

In diesem von Kirchhoff entdeckten Absorbtionsgesetze der farbigen Gase haben wir den Schlüssel zur Erklärung des Sonnenspektrums in Händen, zugleich verbürgt uns aber dasselbe die Eroberung des Himmels für die Wissenschaft.

Wir wissen also, auf welche Weise die dunklen Linien im Sonnenspektrum entstehen. Läßt sich nun eine völlige Uebereinstimmung der charakteristischen hellen Linien der verschiedenen Dämpfe und Gase, in Zahl, Lage und Helle mit ebensovielen dunkeln Linien im Sonnenspektrum feststellen, so müssen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß in der absorbirenden Atmosphäre, welche die dunkeln Linien erzeugt hat, jene Körper in Dampfform enthalten sind. Schon Frauenhofer in München, der bereits 600 dunkle Sonnenlinien kannte, fand, daß zwei von ihm mit D bezeichnete dunkle Linien des Sonnenspektrums der Lage nach vollkommen mit den beiden hellen Linien des Natriums übereinstimmten. Kirchhoff aber unternahm ein Experiment, das jeden Zweifel für alle Zukunft für diese Natriumlinien unmöglich macht. Er entwarf ein Sonnenspektrum mit 600 Linien und ließ auf dasselbe das Licht einer Natriumflamme werfen. Sofort verwandelten sich die zwei mit D bezeichneten dunkeln Linien in helle orangegelbe. — Nun begann Kirchhoff die mühevolle Arbeit, die Spektra der verschiedenen Erdenstoffe mit dem des Sonnenspektrums zu vergleichen und zu ermitteln, ob und welche Spektrallinien jener Spektra mit den frauenhoferschen Linien der Lage, Breite und Lichtstärke nach, sich gleich zeigten, und er gelangte zu dem Resultate, daß für mehrere Metalle die hellen Linien der Spektra mit ebensoviel dunkeln Linien des Sonnenlichtes vollständig zusammenfallen.

So fand Kirchhoff im Spektrum der Eisendämpfe über 60 helle Linien, welche mit ebensovielen dunkeln des Sonnenspektrums so auffallend zusammenstimmen, daß ein Zweifel über das Vorhandensein von Eisen auf der Sonne kaum mehr möglich ist. Heute kennt man bereits 460 solcher im Sonnenlichte vorkommender Eisenlinien. Das genaue Zusammenfallen sovieler heller Linien eines und desselben Stoffes mit ebensoviel dunkeln des Sonnenspektrums schließt jeden Gedanken, daß dies ein Spiel des Zufalles sein könne, aus. Diese dunkeln Linien können nur der absorbirenden Wirkung der in der Sonnenatmosphäre vorhandenen Metalldämpfe zugeschrieben werden.

Auf solche Weise nun hat die Spektralanalyse das Vorhandensein von Eisen, Natrium, Kalium, Kalcium, Magnesium, Mangom, Chrom, Nickel und Wasserstoffgas auf der Sonne konstatirt und sucht nun auch die letzten Beweise für die Gegenwart von Zink, Barium, Aluminium, Kupfer, Kobalt und Gold. Nach diesem kann man nicht mehr zweifeln, daß die Sonne brennt; daß sie aus einem festen oder flüssigen in höchster Glühhitze befindlichen Stern besteht, der von einer Atmosphäre niederer Temperatur umgeben ist, in welcher sich, wegen der großen Hitze des Sternes viele Stoffe, aus denen letzterer zusammengesetzt, in Form von Dämpfen befinden. Die von dem Sterne ausgehenden Lichtstrahlen müssen daher, bevor sie zu uns gelangen, diese Atmosphäre passiren und jeder Dampf löscht aus dem weißen Lichte alle Strahlen aus, welche er selbst glühend liefern würde; daher die dunkeln Linien in dem Sonnenspektrum.

Nun finden wir aber in dem letzteren eine Menge Strahlen (über 1000) ausgelöscht, und zwar gerade diejenigen, welche das Natrium, das Eisen, das Kalcium u. s. f. selbst ausstrahlen würden, wenn sie für sich allein leuchtend wären; folglich müssen die Dämpfe dieser Stoffe in der Sonnenatmosphäre sich befinden.

Es ist daher nicht allein unzweifelhaft, daß die Substanzen, welche unsere Erde bilden, auch auf dem Sonnenkörper vorkommen, sondern auch, daß diese Stoffe, auf den entferntesten Fixsternen sich vorfinden; — denn das im Prisma zerlegte Licht der Fixsterne ist nur wenig verschieden von dem der Sonne und die Spektralanalyse lehrt: Gleiche Spektra — gleiche Stoffe. Aber noch weiter geht diese unendliche Einheit der Materie und in den entferntesten Nebelflecken, diesen Weltenembryos, hat die Spektralanalyse Stoffe entdeckt, die zu den häufigsten unserer Erde gehören. Die Nebelflecken bereiteten früher den Astronomen gewaltiges Kopfzerbrechen und die scharfsinnigsten Kombinationen brachten hierin so wenig Licht, wie das fünfzig Fuß lange Riesenteleskop von Lord Roß. Was dieses nicht zu ergründen vermochte, brachte das kleine Glasprisma zuwege. Die einen hielten die Nebelflecken für kosmische Wolken, die anderen für unermeßlich weite Milchstraßen und Sonnensysteme 2c., bis die Spektralanalyse wie immer, an das Thatsächliche sich haltend, Thatsachen zutage beförderte. Die meisten Sternnebel zeigen gasförmige Spektra, d. h. nicht ein Regenbogenbild wie die Sonne, sondern nur einzelne helle Streifen, folglich sind sie nur glühende Gasmassen und keine Milchstraßen, wie man vermeinte. Sternhaufen und Fixsterne hingegen haben ein dem Sonnen-

spektrum ähnliches Farbenbild, folglich sind sie wie die Sonne feste oder flüssige, in Glühhitze versetzte Körper, deren Licht von Dämpfen ihrer Atmosphäre zum Theil absorbirt werden, wie es die dunkeln Linien ihrer Spektra bezeugen. So zeigt der Fixstern Sirius, der, wie gesagt, 18,5 billionen Meilen von uns entfernt ist, ganz deutlich die Eisen-, Magnesium-, Natrium- und Wasserstofflinie. Also Eisen im ganzen Kosmos!

Das ist die Spektralanalyse! Das sind einige ihrer Leistungen! Wer wollte loben, was in seinen Thaten sich lobt! Wenn Franklins Grab die schönen Worte zieren: Dem Himmel entriß er die Blitze, so könnte man von der Spektralanalyse sagen:

„Dem Himmel entriß sie seine Geheimnisse!"

H. K.

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. **Eduard Reich.**

(Fortsetzung.)

Gesundheit und Krankheit.

Die Begriffe von Gesundheit und Krankheit hat man schon unzähligemale festzustellen gesucht, aber noch niemals ganz festgestellt, weil sie relativ sind und von einer eigentlichen Grenzmarke zwischen Gesundheit und Krankheit niemals die Rede sein kann. Im gesunden ebenso wie im kranken Körper finden wir die nämlichen Stoffe, nur in verschiedenen Mengen; im gesunden ebenso wie im kranken Körper finden wir die nämlichen Grundformen der Gewebe und Zellen, nur in verschiedenen Abänderungen. Demnach weichen Gesundheit und Krankheit nicht wesentlich von einander ab.

Gesundheit und Krankheit können auf den ganzen Menschen oder nur auf einzelne Theile desselben sich beziehen. In jenem Falle kommt die Gesundheit oder die Krankheit im eigentlichen Sinne zur Betrachtung, — scharf ausgesprochene Zustände, mit den beiden Polen einer galvanischen Säule vergleichbar. Die Zustände zwischen Gesundheit und Krankheit liegen zwischen diesen Polen; es beziehen dieselben sich entweder auf den ganzen Organismus oder nur auf einzelne Theile des letzteren.

Im allgemeinen kennzeichnet sich die Gesundheit des ganzen Menschen, also die volle Gesundheit, durch ein Gefühl von Kraft, durch Heiterkeit des Gemüths, durch regelmäßigen Ablauf der inneren Vorgänge des organischen Haushalts. Erscheinen Gefühle von Unbehaglichkeit, Trübungen des Gemüthszustandes, Nachlaß der Körperkraft, Abnahme des Leibesgewichts, Störungen in Verdauung und Kreislauf, ganz abgesehen von örtlichen Leiden, so haben die Schwerpunkte innerhalb der einzelnen Funktionen eine Verrückung erfahren und es hat der kranke Zustand den gesunden abgelöst. Je allgemeiner das Leiden, je tiefer der ganze Organismus ergriffen, desto mehr sind Kraftfülle und Leibeszunahme beschränkt, desto mehr im ganzen auch das Gemüth umnebelt oder verdüstert, die Arbeitslust verringert, der Appetit herabgesetzt, die ganze Verdauung und alle Ausscheidungen gestört und in allen Verhältnissen verändert.

Gleichwie es gesunde und krankhafte Zustände bei dem einzelnen gibt, bestehen auch die nämlichen Verhältnisse in der ganzen Gesellschaft. Der individuelle Organismus und der soziale sind gesund und krank. Im sozialen Organismus der bürgerlichen Gemeinschaft kommen die Erkrankungen als Folgen leiblicher oder sittlicher Krankheit einer größeren Zahl von Einzelwesen, besonders in den leitenden und maßgebenden Klassen der Gesellschaft in Betrachtung. Bei ganzer Gesundheit des Leibes und der Seele der großen Mehrheit, insbesondere bei den lenkenden und denkenden Klassen dürfte von sozialem Unwohlsein wohl kaum geredet werden können.

Gesellschaftliche und sittliche Leiden entspringen aus Gebrechen, deren Entäußerungen der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich sind. Finden wir in einer Gesellschaft Kleinlichkeit, Charakterlosigkeit, Süßlichkeit, Gesinnungslosigkeit stark verbreitet, so begegnet uns Mangel an jenem Kraftüberschuß, durch welchen gesunde und naturfrische Bevölkerungen sich auszeichnen, und bei weiterer Nachforschung finden wir Leiden des Blutes und der Nerven, Skrophelkrankheit und andere Gebrechen mehr oder minder stark verbreitet, unpassende Ernährung des Leibes, Ueberanstrengung der Muskeln und des Gehirns, Mangel entsprechender Gesundheitspflege und beziehungsweise Uebervölkerung, besser gesagt: Ueberfüllung der bewohnten Räume mit Menschen.

Krankheiten des Charakters bei einer größeren Mehrheit gründen sich, wenn sie in der Richtung der Schwäche auftreten, auf Leibesschwäche, auf fehlerhaftes Blut, mangelhaften Nerveneinfluß, unvollkommene Ernährung und dergleichen Ausscheidung der für den Haushalt des Organismus unbrauchbar gewordenen Stoffe. Solche Bevölkerungen können niemals gesund werden durch höhere Schraubung der Schulweisheit und gesetzgeberische Akte, niemals gebessert werden durch Reden und Lektüre (alle diese Momente wirken häufig genug verschlechternd auf Blut und Nerven); aber, kommen sie dazu, in angemessener Weise ihrer Gesundheit zu pflegen, frische Luft zu athmen, in größerem Raume sich zu bewegen, von den Einflüssen der Verhältnisse Liliputs sich zu befreien, naturgemäß sich zu ernähren, und ein gewisses Gleichgewicht zwischen den leiblichen und seelischen Kräften herzustellen, so ist es gewiß, daß die Fehler des Charakters ziemlich parallel mit denen des leiblichen Befindens abnehmen und mit dem Zustande des Gemüthes sich bessern werden.

Damit aus Gesundheit Krankheit sich entwickle, der normale Mensch erkranke, ist es nöthig, daß zwei Momente gegeben seien: gesundheitswidrige äußere Einflüsse und Krankheitsanlage. Betrachten wir dies genauer.

Alle Einflüsse der Welt, welche den Organismus treffen, können auf denselben krankmachend einwirken. Dies findet aber nur in der Voraussetzung statt, daß der Organismus in dem Augenblicke oder dauernd geneigt ist, dem schädlichen Einfluß eine Stätte der Entwicklung darzubieten, also daß er Anlage besitzt, zu erkranken. Alle Menschen nehmen zur Zeit einer Epidemie den krankmachenden, den Ansteckungsstoff auf; je größer nun die Anlage ist, desto stärker die Erkrankung. Die ohne Anlage bleiben ganz verschont; die mit geringer Neigung werden nur wenig affizirt.

Die Anlage zur Krankheit braucht nur gering zu sein, wenn der schädliche Einfluß von großer Stärke ist und in seiner verderblichen Wirkung durch Klima, Witterung u. s. w. unterstützt wird. Der schädliche Einfluß braucht nur schwach zu sein, wenn die Krankheitsanlage groß ist; es wird sodann leicht das Uebel in das Dasein gerufen.

Jede Art von Krankheitsanlage wird erhöht, oder auch erzeugt, durch unpassende Lebensweise, durch Erschütterung ebenso wie Niederdrückung der Seele, des Gemüthes, und durch den Einfluß von Beschäftigungen, welche auf chemischem oder mechanischen Wege den Kräftestand des Organismus herabsetzen. Im allgemeinen läßt sich sagen, es werde umsomehr von Krankheitsanlage erzeugt, je mehr der Kräfteverbrauch die Kräftebildung übersteigt; jeder Mangel an Widerstandsvermögen ist eine Pforte mehr für den Eintritt von Krankheitsursachen in den Organismus. Der Stärkere, das heißt: an organischen Kräften Reichere, geht immer vor dem Schwächeren, das heißt: an organischen Kräften Aermeren. Es herrscht also auch hier eine Art von Faustrecht, und es wird demgemäß erforderlich sein, das Maß der Kräfte bei jedem einzelnen soviel als möglich zu erhöhen. Dies geschieht durch angemessene Pflege der Gesundheit des Individuums und der Familie sowohl, wie der ganzen Bevölkerung.

Man muß die Anlage zu Krankheiten möglichst austilgen. Dies ist leichter und schwerer, je nachdem die Anlage größer oder geringer, vererbt oder nicht vererbt ist. Familien mit erblichen erhöhten Krankheitsdispositionen werden häufig genug hiervon erst frei, wenn sie mit anderen Familien sich kreuzen, die vollkommen gesund und höchst lebenskräftig sind, und in einen neuen Himmelsstrich mit ganz neuen Daseinsverhältnissen auswandern. Aber, auch so ist nicht von Entäußerung der Anlage die Rede, wenn die physische und moralische Lebensweise nicht soviel wie möglich naturgemäß wurde, den Beziehungen der neuen Heimath sich anpaßte.

Bei Tilgung einer jeden Krankheitsanlage kommt es darauf an, daß dem leiblichen diätetischen Regimente auch ein seelisches parallel laufe, daß die Herrschaft des Menschen über seine Begehrungen und Leidenschaften auf das beste vermehrt und gesichert werde. Man kann überall die Willenskräftigsten, Mäßigsten, Abgehärtetsten allen äußeren Schädlichkeiten am meisten Trotz bieten, man kann selbe am meisten frei von Krankheitsdispositionen sehen.

Die medizinische Statistik belehrt uns darüber, daß in denjenigen Ländern, deren Bewohner durch unmäßiges Leben sich auszeichnen und durch nichtssagende, ununterbrochene Vergnügungen die Kraft ihres Willens und den sittlichen Ernst des Daseins auslöschen, Krankheit und Sterblichkeit die höchsten Ziffern aufweisen, ererbte Familienanlagen ungemein häufig auftreten und sehr schwer zu tilgen sind, und wahre Diät der Seele nirgends auf rechter Grundlage steht.

Grobe Unmäßigkeit schadet einer Art von Berufsgenossen mehr, als der andern, und in einem Klima mehr, als in dem andern. Je mehr durch die klimatischen Verhältnisse der Umsatz der Gebilde im Organismus beschleunigt wird, desto größere Mengen von Nahrungs- und Genußmitteln kann der Mensch ohne Schaden für die Gesundheit aufnehmen. Andrerseits wird durch die Arbeit selbst der Einfluß der Lebensweise auf den Organismus bedeutend modifizirt; eine Diät, bei welcher der Ackerbauer vortrefflich besteht, kann dem Kanzleischreiber fast den Körper zerreißen.

Je größer die beziehungsweise Unmäßigkeit, desto mehr kommen Krankheitsanlagen zum Vorschein, desto mehr Jammer und Siechthum wird Erbtheil der Bevölkerung. Vielfresserei schädigt die Verdauungsorgane, erzeugt ein gewisses Uebermaß von Blut, lenkt die Nerventhätigkeit von dem Leben des Gemüthes und Geistes ab und erzeugt gichtische gleichwie andere Leidensdispositionen. Starker Alkoholgenuß dagegen richtet Verdauung, Nerventhätigkeit und Blutmischung zugrunde und ist ein Mittel, dessen entsetzliche Wirkung die Fundamente des Leibes zerstört und Krankheitsdispositionen erzeugt, die einem Fluche gleich von Geschlecht auf Geschlecht sich vererben.

Bei jeder unmäßig lebenden Bevölkerung wird die Anzahl und Schwere der Krankheitsanlagen groß sein, und es werden die letzteren nicht so leicht zu tilgen sein, als die krankhaften Dispositionen der einfach und mäßig lebenden Menschen.

Bevölkerungen dieser Art werden durch Ereignisse, welche ihren Wohlstand und ihre Ueppigkeit beschränken, oft genug zu der alten Gesundheit zurückgeführt. Sie sind sodann zu mehr Arbeit genöthigt, müssen den Luxus vermindern, einfacher leben, und gelangen so zu einer Anschauung von Welt und Menschen, die den Uebermuth herabsetzt und den Reiz der Sinnenlust verkleinert.

Je einfacher und natürlicher die Lebensweise, desto mehr nachtheilige Einflüsse des Himmels, der Wohnung, des Handwerks &c. werden ihrer Kraft beraubt und bleiben dem Organismus gegenüber wirkungslos. Es ist nicht selten bewunderungswürdig, unter welchen Verhältnissen von Leibesanstrengung, Ungunst des Klima und Wohnorts die Menschen gesund und frei von Krankheitsanlage bleiben, wenn sie mäßig, einfach, der Natur entsprechend leben. Das „Höre die Stimme der Natur“ bleibt immer eine Art von Stein der Weisen, das größte und kräftigste Schutzmittel vor Krankheitsanlagen, das gewisseste Tilgungsmittel dieser letzteren.

Dem Organismus soll grade soviel geboten werden, als er bedarf, und es soll ihm in einer Form geboten werden, in welcher das Aufgenommene er am leichtesten und passendsten sich anzueignen vermögend ist. Dies alles findet bei einfacher, naturgemäßer Gesammtdiät am besten statt; bei solcher wird der Organismus im Gleichgewicht seiner Einnahmen und Ausgaben erhalten, widerstandsfähig gemacht und dadurch in den Stand gesetzt, zahlreiche Krankheitsursachen zu überwinden.

Bevölkerungen, deren allgemeiner Gesundheitszustand gut ist, kennzeichnen sich durch glücklichere politische und soziale Verhältnisse, als solche Mehrheiten von Menschen, deren allgemeiner Zustand des Wohlseins schlecht ist, denen zahlreiche Krankheitsanlagen im Leibe stecken, die in der Sklaverei körperlicher Gebrechen und seelischer Uebelstände ihr Dasein durchseufzen.

Bürgerlich frei kann keine sieche oder angekränkelte Bevölkerung werden. Der Norweger ist der freieste Europäer, weil er der kräftigst entwickelte, der gesundeste ist. Krankheit, einerlei welcher Art dieselbe sei, und gehemmte Entwicklung des Leibes (die Quelle zahlloser Erkrankungen), dies erzeugt Mangel an organischer Kraft, Mangel an Luft, und demgemäß auch Mangel der gewichtigsten körperlichen und seelischen Voraussetzungen der Freiheit.

Bürgerliche Freiheit blüht nur solange, als die Gesundheit des Volkes blüht, und verfällt in dem Maße, als die Gesundheit des Volkes verfällt. Demnach wird es darauf ankommen, die allgemeine Gesundheit soviel als möglich zu erhalten.

Als die Römer anfingen, ihren alten Tugenden zu entsagen und Sklaven der Aerzte und Medikaster zu werden, als sie den Gerstenbrei und das Brot der Väter mit dem üppigsten Luxusfraße entarteter Asiaten vertauschten, verfiel nicht blos die gute Sitte, sondern mit dem allgemeinen Nachlaß der Leibes- und Nervenkraft ließ auch die Seelenkraft nach, und damit verwandelte sich die Freiheit in Tyrannei.

Jeder, der seine Geschicke selbst bestimmen will, muß Ueberschuß an Leibes- und Seelenkraft haben; denn die Selbstregierung erfordert Kraft, Frische und Elastizität des Körpers, Heiterkeit des Gemüths und ein gewisses Maß von Klarheit des Geistes. Dies alles gehört in den Umkreis der Gesundheit und ist mehr oder minder unmöglich bei dem Obwalten dauernder Krankheitszustände.

Gesundheit und Krankheit also entscheiden über alle gesellschaftlichen, staatlichen, religiösen Verhältnisse, über das Schicksal der Nationen, nehmen den wesentlichsten Einfluß auf die historischen Begebenheiten, auf Denkungsart und Fühlungsweise, auf Sitten und Gebräuche, Gewohnheiten und Weltanschauung.

Wo wirkliche Gesundheit und gesundheitsgemäße Entwicklung der Zivilisation Eigenthum der Bevölkerung sind, gehören Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Philisterhaftigkeit nicht zu den Kennzeichen der öffentlichen Zustände; und die Weltanschauung ist eine bessere, mit weiteren Gesichtskreisen und humaneren Voraussetzungen.

Bosheiten, Ränke, Nadelstiche, Verläumdung, Nörgelei, Pessimismus, erreichen um so höhere Grade und werden um so gefährlicher, je ungesunder die Gesellschaft ist, je allgemeiner konstitutionelle Krankheiten verbreitet sind; je mehr es der Bevölkerung an der richtigen Menge des gesunden Blutes und an wirklicher Nervenkraft fehlt.

Alle Schwarzseherei auf dem Gebiete der Philosophie, aller Fanatismus, Mystizismus, Pessimismus, alle bureaukratische Abgeschmacktheit und militärische Gamaschenknopfheit, sie manifestiren sich als Ausfluß krankhafter Zustände vorzugsweise in den tonangebenden Klassen der Gesellschaft.

Nicht gewaltsamer Umsturz kann die sozialen Uebelstände beseitigen, sondern nur Verbesserung der Blutmischung und der Nervenfunktion kann dies, Beseitigung der konstitutionellen Leiden, durch geeignete Gesundheitspflege.

Ist jemand übler Laune, so prügle man ihn nicht durch, sondern erforsche die Ursache dieses normwidrigen Gemüthszustandes. Man wird da immer wahrnehmbare Veranlassungen finden, die auf krankhafte Zustände sich zurückführen lassen. Es kommt demnach hier in Betrachtung, die der üblen Laune zu Grunde liegende K r a n k h e i t nach den Regeln der Kunst zu heilen.

Ebenso, wie es in diesem Falle ist, ebenso ist es mit den Zuständen der Gesellschaft; jede Besserung derselben muß mit Wiederherstellung der Gesundheit bei dem Einzelnen und bei ganzen Volksklassen beginnen. Man ziehe die Menschen zum Lichte des Tages und zur Wärme der Sonne empor aus ihren dumpfen, finsteren Kellerwohnungen; man entreiße sie dem lebenvernichtenden Aufenthalte in verhängnißvollen Dachkammern; man vertausche ihre Lumpen mit gesundheitsgemäßen Kleidungsstücken und gebe ihnen ihr tägliches Brod; man lasse den Mitbruder nicht von Kummer, von Sorge und Angst sich verzehren, den Schwachen von den Starken nicht zu Boden werfen, sondern führe alle den Weg des Heils und sichere allen ein normales, freudiges, glückliches, gesundes Dasein. Dann gibt es keine gesellschaftliche Krankheit mehr, die leibliche wird Ausnahme, und die Anlässe zu Revolutionen zerfallen zu Staub und Asche.

Mischung und Form der organischen Säfte und Gebilde ändern sich, wenn der gesunde Zustand des Leibes in den krankhaften übergeht. Die Einzelheiten des gesellschaftlichen Lebens verändern sich, wenn Störungen im Organismus des Gemeinwesens eintreten: der patriarchalische Staat wird zum despotischen, die Stände werden zu Kasten, die Freiheit wird zum Zwange, die öffentliche Wohlfahrt wird dem Erwerbe materieller Güter untergeordnet, der Mensch wird zum Sklaven seiner selbst und des Mitbruders.

Ein Stoff, der im gesunden Blute in kleinster Menge enthalten ist, kann im kranken Blute in größter Menge auftreten. Die Blutkörperchen, die im gesunden Lebenssafte ein bestimmtes mittleres Maß der Größe behaupten, variiren in diesem Punkte bei krankem Blute oft sehr mannichfaltig.

So ist denn Krankheit von Gesundheit nicht wesentlich, sondern durch Quantität und abgeänderte Form verschieden, und solange heilbar, solange die ursprünglichen Mengen- und Formverhältnisse sich wiederherstellen lassen. Dies aber ist und bleibt jederzeit etwas Ungewisses, von sehr vielen Umständen und Verhältnissen Abhängiges. Daher ist und bleibt es das Gerathenste, sein ganzes Leben und Verfahren so einzurichten, daß Krankheit verhütet, die Gesundheit erhalten werde.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

(Fortsetzung.)

Theuerster Freund. Hätte ich Zeit, hätte ich die nöthige geistige Elastizität, um auf alle Deine Vorstellungen einzugehen! Du tadelst mich hart! — Du hast Recht. — Aber die Wahrheit schmerzt. — Ich bin unfähig zur Produktion, nein besser, unfähig zur Reproduktion. Mein ungestümer Schaffensdrang, den Du früher mäßigen mußtest, ist total siech. Die Berliner Luft hat jeden Nerv ausgetrocknet. Ich schicke Dir statt jeder andern Mittheilung meine letzten Tagebuchblätter. — Lies und bedaure mich. Hätte ich etwas hinzuzusetzen, so wäre es die Bitte, Nachsicht mit einem Menschen zu haben, der früh schon so viele herbe Lehren hinunterschlucken muß. — Aber ich habe Dich, Du bist mir ein guter Freund, Du wirst mich aufmuntern, mir rathen, wenn ich auf schiefe Bahnen komme. Rede, gieb mir unumwunden die Wahrheit zu schmecken. So hart, so schmerzhaft sie auch sei, sie soll mich aufrichten, mir gute Quellen zeigen. — Mensch, die Welt ist schlecht, sehr schlecht. — Diese Frau Trosten und ihre Freundin Weinberg sind Schlangen, verführerisch und giftig. Mit jedem Blick trachten sie die Unschuld zu morden. Ein edles Gemüth ist der Gemeinheit ein stechendes Aergerniß. Meiner Wirthin suchte ich die Schändlichkeit ihrer Gedanken ins Gewissen zu reden und ich mußte hinterdrein über meine eigene Thorheit lachen. Wie verachte ich solche Menschen! — Wäre Trostens Kind nicht unverdorben, ein Engel an Güte, ich ließe der Mutter meinen Abscheu fühlen. So habe ich die Pflicht als moralischer Mensch, durch herzliche und verständige Worte die Jugend vor dem Gift der elterlichen Unmoralität zu hüten. Wie lange? — Ich versuchte der Frau Trosten gestern einige Begriffe von Moral auf Umwegen einzuflößen. Vergeblich! Sie lachte und faßte dabei meine Hand und ich hätte nur nöthig gehabt, dieselbe in der Gewalt dieser Uebermüthigen zu lassen, so wäre ich vielleicht jetzt ihr Liebhaber. Ich kehrte ihr den Rücken und ging. — Schicke mir die Blätter gelegentlich zurück.

Aus dem Tagebuch.

Armes Stickmädchen! — Den ganzen Tag über den Rahmen gebeugt und den Faden mit den feinen blutlosen Fingern auf und niederbewegt. Woran denkst du wohl, wenn du das blasse Gesicht in die Hand stützt und sinnend zum Himmel blickst? In deinen Vergißmeinnichtaugen spiegelt sich die Welt gewiß als ein freundliches Bild, du siehst nicht, daß Elend und Schlechtigkeit dich umgibt. Könnt ich wie du zufrieden sein mit einem geringen Loos! Ist unser Schaffen nicht dasselbe? Arbeiten wir nicht beide unser mühselig Werk nach eintönigem Muster und für kargen Lohn! — Wie könnte ich dir eine Freude, eine recht große Freude machen? — Das ist der erste Gedanke, wenn ich zu dir hinüberblicke. Und meine Wehmuth stimmt mich wieder besser, wenn ich deiner Bescheidenheit gedenke. Wie ein Veilchen blühst du am Wege. Fast niemand bemerkt dich. Oft bin ich nahe daran, meinen Gefühlen dichterisch Ausdruck zu geben. Arme Poesie, du schleichst auch dahin, wie das arme kranke Mädchen, des Todes bleiche Rosen auf der Wange. O, wir armen Menschen, o, alle ihr armen guten Menschen. Könnt ich euer Anwalt bei dem Schicksal sein! Schicksal! Dunkles Wort! Wer sagt mir, was Schicksal ist? —

Mein Bureauleben sollte diese Blätter eigentlich nicht mehr entweihen. Trockene Fakta sprechen besser und wirkungsvoller zu den Sinnen, als lange Aufzeichnungen. Man muß zwischen den Zeilen lesen lassen, der Phantasie Spielraum gewähren. —

Ein langjährig thätig gewesener Beamter wurde pensionirt. Seine Pension ist so bedeutend, daß er dabei verhungern kann. der Mensch thäte gut daran, sich aufzuhängen. Einige Kollegen und meine Wenigkeit mußten neulich für ein Versehen, daß uns nicht einmal erwiesen werden konnte, Strafgelder bezahlen. Wir haben bei 30 Thalern Gehalt für 100 Thaler Verantwortlichkeit. Wer unsere Arbeit nicht kennt, dem fehlt die Vorstellung unserer Lage. Was sollte ich noch weiter sagen? — Meine Bücher schlafen. — —

Frau Weinberg wird protegirt von einem bekannten großen Banquier. Ich sah beide im Thiergarten spazieren fahren. Ich komme bald dazu, an der Ehrbarkeit der Frauen überhaupt zu zweifeln. Solange ich nicht genau die Umgebung betrachte, solange erscheinen sie mir gut; sobald ich genau hinschaue, fällt der Nimbus. — Eine große Sängerin, die ich auf den Brettern bisher vergötterte, soll von einem hohen Herrn protegirt werden. Ich möchte darauf schwören, daß es so sei. Seitdem ist auch dieser Traum in alle Winde gestoben. — Der ehemalige Heldentenor hilft fleißig, meine besseren Absichten von der Menschheit abzuschwächen. — Er ist ein Polizeispion in Skandalgeschichten. Nenne ich ihm einige bekannte Namen, so weiß ich nun schon im voraus, daß er aus bewährter Quelle irgend welche bedeutsamen Flecken kennt. Der Teufel hole seine Denunziantenseele! Aber es zieht mich magnetisch zu ihm, ich kann nicht anders! — Louise Bürger, das Stickmädchen allein steht makellos da; so habe ich doch wenigstens eine Oase gefunden, durch welche meine verzweifelte Stimmung ein kleines Labsal empfängt. Oder wäre dem vielleicht auch nicht so? —

Unter den Linden gehen täglich geputzte Menschen spazieren. Es ist dies der Revueplatz für die berliner „hohe Welt". Man zeigt sich von seiner vortheilhaftesten Außenseite und läßt das Unbequeme zuhause, oder verdeckt es durch Kleider und künstliches Mienenspiel. In feinen Restaurants trifft die „Hautevolée", wie der Franzose sagt, beim Champagner zusammen. Freude und Lust herrscht in diesem prächtigen Viertel. Meine Erinnerung richtete sich unwillkürlich auf den Buchbinder in meinem Hause in der Rosenthalerstraße. Ich war neulich bei dem armen Mann, um ein Buch binden zu lassen. Ein kleiner Junge öffnete und rief den Vater, der mich alsbald erkannte und auf einen Stuhl niederzusetzen bat, dessen Geflecht nur noch die Spuren ehemaliger Vollständigkeit zeigte. Es war das einzige Gesäß. — Meine Angelegenheit war bald erledigt. Der Mann war redselig. Die Unterhaltung kam freilich bald auf die eigne Noth, die ja vor Augen lag. „Meine Frau ist todt, vor einem Jahr hab' ich sie begraben; die armen Würmer haben jetzt noch mich, und ich — hier ging seine Stimme zum Flüsterton herunter — lebe nur noch von Brod und Pferdefleisch. — Das Miethsgeld bin ich seit zwei Monaten schuldig und wenn Frau Ratemsky kein Mitleid hat, — — er vollendete seinen Satz nicht, sondern überließ mir die Fortsetzung. Ich bin ein ehrlicher Kerl, fuhr er fort; — — was andere machen, kann ich nicht, um obenauf zu schwimmen; Krankheit hat mich zurückgebracht und einem Bettler will jetzt niemand Arbeit geben. — Oft stand ich auf der Stelle, wo man nur „einen" Schritt zu machen braucht, um den letzten Rest seiner Ehre zu verlieren, wo man alles rund um sich gähnen sieht, wie eine unendliche Wasserwüste; nirgends Halt, nirgends ein rettender Anker — aber „der" Stern soll erst aufgehen am großen Himmel, der herniederblickt auf mich, als einer, der Ehre, Stolz und Menschenwürde mit den eignen Füßen in den Koth getreten hat. Niemals, mein lieber Herr, niemals taucht der Stern auf; man mag mich auf die Straße werfen, mich verspotten, ich kann von den Träbern der Thiere mich nähren, von den Resten der Nahrung meiner Brüder, von den Abfällen, die auf den Kehrichthaufen geworfen werden, meinen Hunger stillen, das kann alles geschehen, denn der Mensch klammert sich ja mit der letzten Kraft noch an dies Leben an, das den Armen mehr eine Bürde, als eine Lust ist; aber ein Dieb, ein Verbrecher? — Der Buch-

binder schüttelte den Kopf und schwieg. Ich bot ihm den Betrag für den Einband meines Buches im voraus an; er verweigerte es mit edlem Stolz, der einzigen Reliquie seiner ehemaligen Wohlhabenheit, worauf ich dem einen Kinde ein Geldstück mit der Bemerkung gab, sich dafür etwas zu kaufen. —

Seit acht Tagen bin ich zum Nachtdienst kommandirt. — Man arbeitet von morgens bis zum nächsten Morgen, kommt dann übermüdet, fiebernd und aufgeregt nachhause, und hat einen freien Tag. — Freier Tag klingt schön! Aber der Teufel hat dieses Wort erfunden, Narren erscheint er göttlich! Zweimal in der Woche Nachtdienst, das gibt zwei solcher freien Tage, an denen man Zeit hat, mit einiger Ruhe — ich bin oft witzig — über die göttliche Weltordnung nachzudenken! —

Wenn ich mir die Thatsache erklären soll, daß mir von allen Seiten die Herzen zufliegen, daß man mir bereitwilligst die Thüren öffnet und mich zu Gast ladet, so kann ich den Grund nur in dem Verständniß für fremder Menschen Leiden und Schmerzen finden, in dem Mitgefühle, das in mir lebt für all' die, welche ihr schweres Kreuz daher schleppen. Das Bedürfniß der Menschen, sich mir mitzutheilen, unaufgefordert das Enthüllen von tausend Kleinigkeiten, die fortwährende Frage, was „ich" wohl in diesem oder jenem Falle machen würde, das alles ist mir oft grenzenlos lästig und peinigend und oft empfinde ich es als einen Fluch, daß gerade ich es bin, der täglich mehr den Kelch der Leiden kennen lernen soll. — Zu meiner Wirthin kommt bisweilen eine alte Jüdin. Sie bat mich neulich, sie gelegentlich auch einmal aufzusuchen und heimlich fügte sie hinzu, daß ich ihr bei etwas behülflich sein möchte, das ich doch am besten verstünde. — Da meine Wirthin die Frau als eine arme Person hinstellte, so folgte ich der mehr als bittenden Aufforderung und ging an einem der „freien" Nachmittage zu ihr. Durch ein sehr armseliges Gemach gelangte ich in ein paar komfortable Zimmer. Die Frau machte mich nach längerer Zeit mit ihrer Absicht bekannt. Ich sollte ihr ein Gesuch um eine Geldunterstützung ausstellen. Hatten mich schon die Kontraste in ihrer Wohnung überrascht, so stieg mein Erstaunen durch dieses Ansuchen noch mehr. Sie bemerkte indeß nichts davon und während sie Papier und Schreibzeug herbeisuchte, kam ich trotz allem Widerwillen gegen diese Arbeit bei mir überein, das Treiben dieser seltsamen Frau zu erforschen. Die Redensart: „Problematische Existenzen" fand einen neuen Beleg. — Um kurz zu sein, schreibe ich hier nur das Resultat dieser meiner neuesten Bekanntschaft auf. Die Jüdin lebt in sehr guten Verhältnissen auf Kosten des Mitleids ihrer Glaubensgenossen. Ihre Wohnung ist in zwei Regionen getheilt. Was ich zuerst gesehen, war der Theil, wo der Besuch von Almosengebern empfangen wird, der bereits an Skeptizismus im Geben leidet. So umgibt sie sich beständig mit dem Schein von Dürftigkeit, während sie in dem andern Flügel ihrer Residenz die Geschenke aufstapelt. Wenn sich meine Tochter verheirathet, muß ich ihr doch eine anständige Mitgift geben, sagte sie, während ich mich vergeblich bemühte, die angebliche Noth in den schrecklichsten und grellsten Farben auszumalen. — Mit den Worten: Ich bin heute fürchterlich wüst im Kopf, ich werde morgen das Gesuch beendigen, verließ ich diese Stätte, schamlosesten Bettelns. Zuhause erzählte ich diese neue Vernichtung meiner guten Ansichten von der Welt meiner Wirthin, die zwar das Getriebe der Jüdin nicht billigte, doch keineswegs so verdammenswerth fand, wie ich es mit eifrigen Worten schilderte. Ein Mensch, der so etwas noch vertheidigt, kann meine Hochachtung nicht besitzen. Auch die können innerlich schlecht sein, die sich ängstlich bemühen, vor der Welt den Schein der Ehrbarkeit zu retten. Es ist die blanke Furcht, nicht die innere Ueberzeugung. — Um eine Erfahrung reicher, schließe ich dieses trübselige Kapitel. — Meine Bücher schlafen noch! —

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhasser;
Da lief ich wie ein fließend Wasser,
Das Wasser lief vor mir vorbei.

Da stand ich nun, verzweifelnd, stumm;
Im Kopfe ward mir's wie betrunken,
Fast wär ich in den Strom gesunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte just dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! Der Fluß ist tief!"

Da lief mir was durch's ganze Blut,
Ich seh', so ist's ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: wie heißt du? „Käthchen!"
O schönes Käthchen! Du bist gut.

Du hälst vom Tode mich zurück,
Auf immer dank ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun sei auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie schlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte sie und sie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Göthe.

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Trausil.

(Schluß.)

Im Oktober 1879 ist der czechische Afrikareisende Dr. Holub aus dem äquatorialen Afrika mit kartographischen Aufzeichnungen der Kalahariwüste nach Europa zurückgekehrt. Wie Peschuël-Lösche die Loango-Neger lobt, so weiß Dr. Holub auch viel Gutes von den Marutse-Mambunda-Stämmen, die unter gleicher Breite vom Mittelpunkt bis zur Ostküste Afrikas wohnen, zu erzählen. Er berichtet folgendes darüber: „Von dem durch seine großartigen Viktoria-Fälle auch in Europa berühmt gewordenen, mächtigen Zambesistrom bogenförmig im Süden umsäumt, dehnt sich im Innern Südafrikas ein Eingebornen-Reich aus, das in jeder Beziehung das Interesse des Forschungsreisenden fesselt. Natur und Mensch stehen in diesem von Marutse-Königen beherrschten Reiche in so auffallendem Kontraste zu den benachbarten Gebieten, insbesondere aber zu den Ländern südlich des Zambesistroms, daß schon ein kurzer Aufenthalt von wenigen Tagen genügt, um die eigenthümliche Kulturstufe dieses südafrikanischen Reiches klar vor Augen treten zu lassen. Es gilt dies nicht nur von dem landschaftlichen Charakter dieser Gegenden, welche durch ihre üppige Vegetation den wohlthuendsten Gegensatz zu den einförmig gewellten öden oder mit niedrigem Graswuchs und hie und da mit Buschwerk bedeckten Flächen des Salzpfannengebietes bilden, sondern auch in Bezug auf die verschiedenartige Bevölkerung dieses Reiches, ihren physischen Typus und ihren psychischen Charakter. Sitten und Gebräuche, Tracht und Lebensweise, mit einem Worte alle einzelnen Kulturmomente stellen die Stämme des vereinigten Marutse-Mambunda-Reiches hoch über die übrigen Eingebornenstämme Südafrikas. Darf man aber im geringeren oder höheren Grade von Pietät in der Behandlung der Todten einen Maßstab für die Kulturstufe eines Volkes suchen, so erhält der oben ausgesprochene Satz seine vollste Bestätigung durch die bei der Bestattung der Todten im Marutse-Mambunda-Reich üblichen Gebräuche. Während die Kaffern und Betschuanenstämme südlich des Zambesi ihre Todten im Dunkel der Nacht in der Nähe ihrer Hütten unter den Einfriedungszäunen bestatten und sich die größte Mühe geben, diese Stätten geheim zu halten, aus Furcht, es könnte die Ruhe der Hingeschiedenen durch Menschen oder Geisterhand gestört werden, treten im Marutse-Reiche die Ruhestätten der Todten allerorts deutlich erkennbar hervor, weil sie mit ringsherum gepflanzten Klapperbäumchen oder Jagdtrophäen, wie Elephantenzähnen und Antilopenschädeln geziert sind. Aber nicht nur die Wohnungen der Todten, sondern auch die der Lebenden, ja sogar die Behausung der Hausthiere sind reinlich und geräumig." Weniger gut ist der Reisende Holub auf die Hottentotten zu sprechen: „In keinem zweiten Theile des großen afrikanischen Continents dürfte der Ausspruch von der dornenvollen Laufbahn des Forschungsreisenden so sehr seine innere Berechtigung aus der den Menschen umgebenden Pflanzenwelt ableiten, als in jenem Theile Südafrikas, der sich im Norden der Kap-Kolonie bis zu den beiden Strömen Zambesi und Cunano ausdehnt und durch die Kalahariwüste sein typisches Gepräge erhält. So wie im Norden Afrikas unter dem Wendekreise des Krebses, so dehnt sich hier unter jenem des Steinbockes ein durch seine Regenarmuth charakterisirter Erdstrich aus, in welchem die Vegetation, durch die Wasserarmuth beeinflußt, die Blattbildung unterdrückt, an ihrer Stelle die Dornbildung im hohen Grade begünstigt wird. So sind die Gebiete der Namaqua und Be-

chuana ein Land der Dorngewächse, dessen Durchwanderung trostlos und mühselig zu gleicher Zeit ist. Und um die Uebereinstimmung in der organischen Welt vollständig zu machen, begegnen wir auch bei den Eingeborenen Eigenschaften, welche dem civilisirten Europäer dornig vorkommen werden, denn die Mehrzahl der farbigen Eingeborenen dieser Länder zeichnet sich durch einen seltenen Grad von Unreinlichkeit aus. In dieser Beziehung ringen die drei großen Familien der Hottentottenrasse, die eigentlichen Hottentotten, die Koranna und Griqua, mit dem im westlichen Matabelelande ansässigen Bechuanastamme der Makalaka um die Siegespalme. Während aber die im Matabelelande wohnenden Makalaka, abgesehen von einem intensiven Hange zum Diebstahl, in welchem sie die Angehörigen der Hottentottenrasse noch übertreffen, durch ihre Arbeitsamkeit, ihre züchtigen Sitten und eine gewisse Ordnungsliebe in der Haltung ihrer Gehöfte einigermaßen den schlechten Eindruck verwischen, den sie durch die geringe Pflege ihres Körpers hervorrufen, verschwinden alle diese mildernden Züge im Charakter, in den Sitten der Koronna und Griqua.

In der wohl auch durch das Klima beförderten Indolenz und Energielosigkeit übertreffen diese beiden Stämme selbst die übel beleumundeten Buschmänner, welche zum mindesten die Felswände ihrer Höhlen mit Zeichnungen schmücken. Die Koranna hingegen verwenden unter allen Stämmen Südafrikas die geringste Mühe auf das Aufbauen und die Instandhaltung ihrer Wohnungen. Wenn der Koranna sich aus der ihm eigenthümlichen Trägheit, dem Mangel an Streben und Ausdauer herausreißt, um als Diener Anderer zur Arbeit zu greifen, so geschieht das nur, weil ihm dadurch die Möglichkeit geboten ist, sich dem heißersehnten Branntweingenuß hinzugeben. Seine Hütte, aus Baumzweigen und Binsenmatten hergestellt, gleicht einem Bienenkorbe. Das Innere entspricht dem Aeußern. In der Mitte eine schüsselförmige Vertiefung als Feuerheerd, einige niedrige mit Querhölzern verbundene Holzgabeln, behangen mit den Ueberbleibseln einstiger europäischer Kleidungsstücke, einige Ziegen- oder Schaffelle, weiter einige Töpfe, und damit ist die Einrichtung erschöpft. Es läßt sich kaum etwas Trostloseres und zugleich Unreinlicheres als das Innere einer Korannahütte denken."

Mit Dr. Holub zugleich traf von dem in Kairo (Aegypten) lebenden Naturforscher Dr. Schweinfurth eine ausführliche Schilderung der Ursachen des Rohlfs'schen Mißgeschickes ein, über die man lachen könnte, wenn sie nicht so traurig wäre. Sie liefert den Beweis, daß die Priester unter allen Himmelsstrichen Feinde der Wissenschaft sind. Der Einfluß der in den nordafrikanischen Wüstengebieten überall eingebürgerten Snussi, dieser Jesuiten des Islam, hat in den letzten zehn Jahren, erzählt Schweinfurth, riesenhaft zugenommen. Ueberall in den Oasen und an den Knotenpunkten des Karawanenverkehrs, in den Städten, wie an den Sammelplätzen nomadisirender Araberstämme hatte der Orden seine mit Schulen und Moscheen ausgestatteten Niederlassungen angelegt. Das Haupt der gesammten Verbrüderung, ein gewisser Sidi-el-Mahdi, hat seinen Wohnsitz an der Grenze des ägyptischen Gebiets zu Dschrabub, westlich von der Oase des Jupiter Ammon. Die unbestrittene Autorität, welche dieser Snussi-Papst nicht nur über alle Sauiyer Nordafrikas, sondern auch über die Araberstämme der umliegenden Wüsten ausübt, sollten Rohlfs und Dr. Stecker in Dschallo bitter zu spüren bekommen, als sich herausstellte, daß niemand sich zur Führung ihrer Karawane nach Kufara hergeben wollte, einfach aus dem Grunde, weil Sidi-el-Mahdi verboten hatte, den Christen behilflich zu sein. Wie die Reisenden mit dem Tode bedroht und ausgeplündert worden sind, und unter welchen Anstrengungen sie die Rückreise erzwungen hatten, haben wir in einem früheren Artikel erzählt.

Wenden wir uns zu den neuesten Bestrebungen und Plänen, welche Staaten und Private gegenwärtig ins Werk setzen, um das Innere Afrikas dem Verkehr zu erschließen.

Unter dem 25. November meldet das französische Ministerium der öffentlichen Bauten die Absendung von zwei Expeditionen nach der algerischen Sahara. Die erste wird vom Ingenieur Choisy angeführt und soll die Wege von Biskra nach Ouargla, von Ouargla nach El Golea und von El Golea nach Laphoat untersuchen. Außerdem fällt ihr die Rekognoscirung des Terrains von Tiarel nach El Maiach zu. Die zweite Expedition unter den Befehlen des Ingenieurs Clavenad wird von Rassolma aus über Mekarias gegen den Süden vordringen, um, wie bereits in der Abhandlung über das Nigergebiet angedeutet wurde, Studien zum Baue einer Saharaeisenbahn zu machen. Wenn wir noch den militärischen Spaziergang erwähnen, den gegenwärtig der ägyptische General Gordon Pascha zwischen Chartum und Magdala (Hauptstadt von Abessinien unter dem 11. Grad nördlicher Breite) und der englische General Wolseley im Zululande (Südostküste Afrikas unter dem Wendekreise des Steinbocks) anführen, so haben wir alle Neuigkeiten aus Afrika erschöpft. — Was haben die tausendjährigen Anstrengungen der Afrikaforscher geleistet? wird mancher Leser fragen. Im Grunde genommen nicht viel. Von den 29,930.600 Quadratkilometern Afrikas kennen wir kaum den dritten Theil. Zu beiden Seiten des Aequators ist noch ein Gebiet von fast 4 Millionen Quadratkilometern unbekannt. Im Norden sind Darfur und Adamaua die letzten bereisten Länder; im Osten begrenzen der Tanganjikasee und die Nyam-Nyamländer unsere Kenntniß; im Süden sind es die durch Livingstone, Cameron und Stanley durchzogenen Landschaften Moluwa und das Reich des Cazembe, welche die Marken bilden, während im äquatorialen Westafrika die Europäer noch kaum 230 Kilometer tief ins Innere vorgedrungen sind. Es liegt also noch ein großes Forschungsgebiet offen und da nach neuesten Nachrichten Stanley bei Angola an der westafrikanischen Küste sich ausgeschifft hat, um zum drittenmale in die äquatoriale Wildniß zu dringen, so wird das alte Wort „etwas neues aus Afrika" nach wie vor seine Geltung behalten. Wer einmal die Wunder der Tropen geschaut, kann nicht ruhen noch rasten, bis seine Gebeine unter den Palmen bleichen. Ehret die Märtyrer der Wissenschaft, ihre Thatenspur ist die Furche für die Keime der Gesittung.

Dr. Max Trausil.

David Garrick, einer der größten Schauspieler, dessen Bild die „Neue Welt" auf Seite 196 ihren Lesern vorführt, wurde als der Sohn eines englischen Kapitäns den 20. Februar 1716 in einer Schenke zu Hereford in England geboren. Im zwölften Jahre offenbarte sich bereits sein schauspielerisches Talent in Farquhars Lustspiel „Der Werbeoffizier", welches er in Gemeinschaft mit seinen Mitschülern aufführte. Nachdem er ein Jahr lang auf dem Komptoir seines Oheims, eines reichen Weinhändlers zu Lissabon, thätig gewesen, kehrte er nach England zurück und hörte in einer Schule zu Lichfield Sam. Johnsons Vorlesungen über die lateinischen und griechischen Klassiker, ging dann mit seinem Lehrer nach London, wo er die Rechte, Logik und Mathematik studirte. Zugleich eröffnete er in Gesellschaft seines Bruders ein Weingeschäft, welches er aber bald wieder aufgab, um sich der ihm von der Natur bestimmten Laufbahn zu widmen. Zuerst gastirte er unter dem Namen Lyddel in Ipswich, zog dann einen Sommer lang mit einer wandernden Schauspielertruppe umher, wurde aber hierauf von Gifford, dem Besitzer des Goodmannsfield-Theater zu London engagirt und trat bereits im Juli 1741 in der Rolle Richard III. mit solchem Erfolge auf, daß die großen Nationaltheater fortan leer blieben und sich alles kunstliebende Publikum nach dem kleinen Theater hindrängte. 1742 spielte er in Irland, 1745 im Drury-Lane-Theater in London, welches er 1747, nachdem sein bisheriger Besitzer bankerott geworden, ankaufte, und in Verbindung mit Lacy die Direktion übernahm. Nach 35jähriger ruhmvoller Thätigkeit nahm er am 10. August 1776 vom Theater Abschied, zog sich auf sein reizendes Landhaus bei London zurück, starb aber bereits am 20. Januar 1779 an einem alten Steinleiden. Sein Leichnam wurde in der Westminsterabtei in unmittelbarer Nähe eines, dem Andenken Shakespeares von londoner Frauen gewidmeten Denkmals beigesetzt. Schon der großartige Leichenkondukt zeigte, in welch hohem Rufe der Künstler stand, denn die gesammte vornehme Welt betheiligte sich und man will allein 70 sechsspännige Equipagen gezählt haben.

Garricks Bedeutung lag sowol in seiner unerreicht dastehenden mimischen Begabung als in der natürlichen Art, seine Rollen darzustellen. Der berühmte Naturforscher und Humorist Lichtenberg charakterisirt dies trefflich in einem Briefe an H. Ch. Boie, das bekannte Mitglied des Hainbundes, indem er sein Spiel mit dem eines seiner bedeutendsten Zeit- und Fachgenossen, dem Weston vergleicht. Er sagt: „Weston ist eines der drolligsten Geschöpfe, die mir je vor Augen gekommen sind. Figur, Stimme, Anstand und alles erweckt Lachen, ob er es gleich nie zu wollen scheint und nie selbst lacht. Kaum erscheint er auf dem Theater, so vergißt ein großer Theil der Versammlung wohl gar ihm zu Gefallen das Stück und sieht ihn isolirt seine Künste machen. Sie sehen, vor solchen Richtern kann ein solcher Mann nicht schlecht spielen. Die Leute wollen nur ihn sehen. Mit Garrick ist es ganz anders, man will in ihm den wirksamen Theil des Ganzen und den täuschenden Nachahmer der Natur finden." Aber geradezu bewundernswerth ist die Vielseitigkeit Garricks, denn er hat ebenso als Held, wie als Liebhaber, Intriguant und Charakterdarsteller geglänzt. In dem bereits erwähnten Briefe schreibt Lichtenberg: „Ich bin nunmehr ziemlich überzeugt, daß ihn (Garrick) in Rollen, die er einmal übernimmt, schlechterdings niemand übertrifft, der nicht Garrick ist, ich meine, in dessen Seele und Körper sich kein solches System von Schauspielertalenten findet als bei ihm; und einen solchen Mann hat England außer ihn noch nicht gesehen, wenigstens auf seiner Schaubühne nicht." Seine ihm von der Natur gegebenen Talente wurden außerdem noch wirksam unterstützt durch einen schönen Körper, und Zeitgenossen von ihm schreiben mit Entzücken über das Ebenmaß seiner Glieder und über das Gefällige und Sichere seines Auftretens und seiner Bewegungen. „Er geht und bewegt sich unter den Schauspielern, wie der Mensch unter den Marionetten", sagt Lichtenberg, welcher oft Gelegenheit hatte, seine Fähigkeiten in nächster Nähe zu bewundern. Der große Darsteller war aber auch produktiv als Dichter; denn er schrieb außer einer großen Anzahl Prologe, Epiloge, Oden, allein 27 Lustspiele, von denen sich einige sogar bis in die Neuzeit erhalten haben.

Die Kunst hatte Garrick nicht allein die Freundschaft und die Gunst der geistigen Kapazitäten sowie der Aristokratie seines Landes eingebracht, sondern auch ein sehr bedeutendes Vermögen. Geizig, wie man behauptet hat, scheint er jedoch nicht gewesen zu sein, wenn den beiden Anekdoten, welche einer seiner Biographen von ihm erzählt, wahre Thatsachen zugrunde liegen. Er soll nämlich einst jemandem 500 Pfund Sterling geliehen haben. Als nun dieser ohne Verschulden in mißliche Verhältnisse gerieth und von soviel Gläubigern geplagt wurde, daß seine Verwandten sich zu einer Intervention gezwungen sahen und einen Tag bestimmten, an dem die zu seiner Errettung

nöthigen Schritte berathen werden sollten, schrieb Garrick, anstatt diesen für ihn günstigen Umstand zu benutzen, an seinen Schuldner einen Brief, in dem er ihn bat, doch gelegentlich der Zusammenkunft der Gesellschaft beiliegendes Papier in das zur Verherrlichung des Festes angezündete Freudenfeuer zu werfen. Das beiliegende Papier war nämlich der Schuldschein. — Als ihm eines Tages ein Chirurg, den er öfters bei sich zu Tische sah, die Mittheilung machte, daß er verloren sei, wenn er nicht sofort 1000 Pfund Sterling bekäme, sagte G.: „Tausend Pfund! Das ist verteufelt viel Geld, — und welche Garantie bietet Ihr?" „Ich habe nichts, als mein Wort." „Was sagst du", bemerkte Garrick, indem er sich an seine Frau wandte, „zu diesem Herrn hier, der tausend Pfund blos auf sein gutes Gesicht hin geliehen haben will? Hört mich an: Alles, was ich für Euch thun kann, ist, Euch jemand zu nennen, der vielleicht das Geschäft machen will." Der Bittsteller war freudig erstaunt, als er die Adresse dieses jemand erhielt, der kein anderer war, als der Bankier Garricks, welcher von diesem angewiesen wurde, die gewünschte Summe auszuzahlen. — Von 1763—1765 machte G. eine ihm zur Erholung angerathene Reise nach Deutschland, Italien und Frankreich, ohne jedoch Gelegenheit zu geben, daß man auf dem Kontinent sein schauspielerisches Talent durch persönliche Anschauung bewundern könnte. Der Mehrzahl der deutschen, überhaupt der europäischen Höfe, hat er aber seine Aufwartung gemacht und wohl auch außerdem öfters in Gesellschaften einige Proben seiner mimischen Verwandlungsfähigkeit gegeben. Empfangen wurde er überall mit der Auszeichnung, die ein so bedeutender Künstler verdient. nrt.

Der Kurd-Kabulpaß. (Bild Seite 197.) Zwanzig Meilen östlich der Stadt Kabul liegen auf den Wegen nach Jellalabad und dem Kheiberpaß die verrufenen Kurd-Kabulpässe, welche am 6. Januar 1842 der Schauplatz des Rückzuges der Engländer waren. Die hier bis zu 1800 Meter aufsteigenden Berge sind durch tiefe Schluchten zerrissen, deren Szenerie außerordentlich wild und rauh ist. Hier, noch vor dem Kheiberpaß, ist die fünf Meilen lange Mausefalle, in der das britische Heer, 5000 Mann, mit seinem Troß 26 000 Köpfe, durch Hunger, Frost und den sechs Tage und Nächte währenden Anprall der Afghanen aufgerieben wurde, ein Ereigniß, das an die Niederlage des römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde (im 9. Jahre n. Chr.) erinnert. Siebenunddreißig Jahre später drohte den Engländern eine zweite Kurd-Kabul-Katastrophe. Wir haben in Nr. 9 den Lesern der „N. W." erzählt, wie die beiden Gegner, Russen und Engländer, in Innerasien eine Zwickmühle gegen einander eröffnet haben und wie die ersteren die Afghanen und die letzteren die Turkomanen aufhetzen. Der russische Vielfraß, der immer mehr verschlingen muß, hat den Verlust seiner 13 000 Soldaten (unter Lazarew bei Merw gefallen), durch einen von ihm in Szene gesetzten Aufstand in Kabul gerächt.

Nachdem der englische General Roberts die Hauptstadt Afghanistans, Kabul, besetzt und „pacificirt" hatte, indem er 49 an dem Gesandtenmord Betheiligte aufhängen ließ, ließ er auch den Emir Jakub Khan nach Peschawuhr in Indien abführen, trotzdem sich derselbe am 26. September den Engländern freiwillig stellte. Nach der Schleifung von Balahissar, der Citadelle von Kabul, schien Afghanistans Widerstand gebrochen. Kabul blieb trotz einer sehr hohen Kriegskontribution ruhig; desto mehr gährte es in der zweiten Hauptstadt, in Herat. Die dortige 10 000 Mann starke Garnison bestürmte ihren Kommandanten Ejub Khan, daß er sie gegen die Engländer unter General Stewart in Kandahar führe. Dieses Manöver scheint nur eine Kriegslist der Afghanen gewesen zu sein, denn am 11. Dezember wurde General Roberts von 10 000 Aufständischen unter den Mauern von Kabul angegriffen. Es muß sehr heiß hergegangen sein, denn obgleich die Engländer nur geringe Verluste an Todten und Verwundeten eingestanden haben, haben ihnen doch die Afghanen vier Kanonen genommen, die nur mit schwerer Mühe wieder erobert wurden. Es sollte aber noch schlimmer kommen.

Die im Solde Rußlands stehenden Bergbewohner drängten auf den nur ihnen bekannten Felsensteigen in das Flachland hinab und griffen zur selben Zeit die einzelnen Abtheilungen des Generals Baker in Kohistan und des Generals Hugh in Dschellalabad an, um ihr Konzentriren zu verhindern. Die englischen und indischen Truppen fanden plötzlich die Brunnen verschüttet und den Mundvorrath verdorben. Zudem gab es keine Kameele zum Transport und knappe Munition. Die Engländer haben in Indien wie überall, was das Kriegswesen betrifft, nichts gelernt und nichts vergessen. Wie aus der Erde gewachsen, zog von Herat und Turkestan eine Armee mit 123 Geschützen daher. Die Mollahs predigten im ganzen Lande den „heiligen" Krieg und alle Abtheilungen der Engländer waren bedroht und im Handumdrehen abgeschnitten. Um der Ueberrumpelung in den Straßen von Kabul zu entgehen, zog sich General Roberts nach dem vom verstorbenen Emir Schir Ali befestigten Lager von Schirpur zurück und suchte es durch weitere Verschanzungen sturmfrei zu machen. Infolge des Abschneidens der Telegraphendrähte fehlte es tagelang an jeglicher Nachricht. Nur ab und zu spielte der Spiegeltelegraph und bat um Verstärkung. General Gough, der seinem umzingelten Oberbefehlshaber die gewünschten Verstärkungen zuführte, berichtete, daß die Gilzai (Bergbewohner) hinter ihm wie Meereswellen zusammenschlugen. Da bescheerte Frau Fortuna der alten Britania ganz unerwartet ein Weihnachtsgeschenk in Gestalt einer Siegesbotschaft. Am 23. Dezember sollte General Roberts aufgerieben werden. Derselbe, von Spionen gewarnt, kam den Afghanen zuvor und brachte ihnen eine Niederlage bei. Der wiederhergestellte Telegraph meldet, daß in Kabul weiter „pacificirt", d. h. gehängt wird. Als Anstifterinnen des Aufstandes wurden die Frau und die Mutter des Emirs Jakub Khan bezeichnet und in sicheren Gewahrsam gebracht.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Ketschwayos Krieger, welche voriges Jahr den vierten Napoleon erschlugen, rächten den Neger Toussaint Louverture, den Diktator von Hayti, den einst der erste Napoleon einkerkern und vergiften ließ.

Wer wird die Metzeleien in Afghanistan rächen? — Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„**Prairiefahrten.** Reiseskizzen aus den nordamerikanischen Prairien. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und Original-Illustrationen von W. von Elliot und anderen." Leipzig, Verlag von Gustav Weigel. Wer möchte sich nicht mit dem interessantesten Lande und Staatswesen, das unser Jahrhundert aufzuweisen hat, möglichst genau bekannt machen wollen! Und wie wenige können sich rühmen, eine solche genaue, allgemein erstrebenswerthe Kenntniß schon zu besitzen! Daher haben sich in jüngster Zeit schon viele gefunden, welche dem schilderungsgewandten Kenner nordamerikanischer Lande und Zustände Ernst von Hesse-Wartegg mit Vergnügen und geistigem Nutzen auf seinen Prairie- und sonstigen Fahrten „jenseits der großen Wasserwüste" gefolgt sind, und noch mehr dürften sich in Zukunft dazu finden. Der Verfasser erzählt in gefälligem, jeden schönfärberischen Prunk verschmähenden und dem Allgemeinverständnisse völlig offenen Stile, wie in Amerika Staaten entstehen, wie es in den großen Städten und auf den endlosen Prairien aussieht, er entrollt bunte Bilder von Mennonitenansiedlungen, mährischen Prairiedörfern und Hundestädten, von Prairiehasen u. s. w. u. s. w., alles unterhaltend und belehrend — alles für jedermann lesens- und behaltenswerth.

„**Handelspolitische Aufsätze.**" Hamburg, Verlag von J. H. B. Dietz. Die drei Bogen umfassende Broschüre ist der Abdruck mehrerer im Sommer 1879 in der hamburger „Gerichtszeitung" erschienener Artikel, deren Inhalt sich vorwiegend mit dem „Verhältniß der Hansestädte, insbesondere Hamburgs, zur deutschen Zollgesetzgebung" beschäftigt. Mehr von allgemeinem Interesse ist der erste Theil, die Handelspolitik Napoleons und die deutschen Hansestädte, sowie eine kurze Entwicklung der Zollverhältnisse in Deutschland enthaltend. Aber auch die zweite Hälfte der Schrift, welche die Frage: Freihafen oder Zollanschluß? beantwortet, enthält, wenn darin auch vorwiegend die Stellung der Hansestädte zu den Zollgesetzen gekennzeichnet wird, viel des Belehrenden für jedermann. Worauf der Inhalt hinausläuft, zeigt der Satz, mit dem der Verfasser seine Abhandlungen schließt: „Wir wünschen deshalb, daß die Hansestädte der Nordsee ihre Freihafenstellung sich erhalten mögen, um ihre Welthandelsstellung und damit die Stellung Deutschlands im Welthandel zu bewahren und zu erweitern." Wer die Gründe für diesen Wunsch kennen lernen will, der kaufe sich die Schrift. nrt.

„**Unterricht zur Selbsterlernung der einfachen und doppelten Buchführung** nach einer praktischen und bewährten Methode für Kaufleute, Gewerbtreibende, Fabrikanten ꝛc. In Lektionen. Vorbereitet und herausgegeben von A. Heilig, Inhaber eines Privatinstituts für wissenschaftlichen Unterricht und Lehrer der Comptoirwissenschaften an der Handelselevenschule zu Hirschberg in Schlesien. Vollständig in etwa 10 bis 12 Lektionen, à 60 Pf. Hirschberg in Schles., Verlag von August Heilig, 1880. Die uns vorliegenden ersten sechs Lektionen behandeln ihre Themata in klarer und übersichtlicher, mit Beispielen reichlich illustrirter Darstellung und nehmen bei den vorgeführten Beispielsbuchungen auf die verschiedensten Vorkommnisse und Geschäfte des kaufmännischen Lebens Bezug. Alle, die sich den Eifer und die Verstandesselbständigkeit zutrauen, die dazu gehören, eine an sich nicht ganz leicht zu erlangende Fertigkeit ohne Lehrer zu erwerben, mögen sich das Werk empfohlen sein lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Am 15. Juni des Jahres 187 . hielten die Redakteure des „Tageskorrespondenten" ihre erste Konferenz. Zunächst nahmen die beiden Mitredakteure die Auseinandersetzungen ihres Chefs über die gemeinsame Aufgabe und die speziellen Leistungen, welche von jedem einzelnen erwartet würden, entgegen.

Herrn Schweders Darlegungen waren ungefähr folgende:

Der „Tageskorrespondent" hat — natürlich — die Aufgabe, einem dringenden Bedürfnisse des — Publikums abzuhelfen. Parteizeitungen gibt es genug; des Parteigezänks ist das Publikum herzlich satt, besonders die „bessere" Gesellschaft, welche vor allem jene „Ruhe" liebt, die die erste Bürgerpflicht ist. Darum soll der „Tageskorrespondent" über den Parteien stehen. Er soll — „von Fall zu Fall" — die politischen Ereignisse prüfen und zu ihnen Stellung nehmen — ausschließlich vom Standpunkte des Gemeinwohls. Ebenso parteilos wird der „Tageskorrespondent" den wirthschaftlichen Zuständen und Geschehnissen entgegentreten; nirgend soll er dem Privatinteresse dienen — unverwandt wird er das der Gesammtheit im Auge haben. Vorzüglich wird er für die gedeihliche Entwicklung der vaterländischen Industrie und des Handels dem Auslande gegenüber in die Schranken treten. Auf die Pflege der schönen Wissenschaften wird er gleichfalls sein achtsames Augenmerk zu richten haben. Die Künste, allen voran die dramatische Kunst, als das am lautesten zu Herzen sprechende Erziehungsmittel des Volkes, soll er auf das wohlwollendste protegiren und fördern. Dem Neuigkeitsdrange wird er mit den frischesten Botschaften des internationalen Telegraphenverkehrs, dem Bedürfniß nach Unterhaltung wird er mit den besten Erzeugnissen der modernsten Romanliteratur und Novellistik entgegenzukommen haben; für Haus und Hof, Küche und Keller wird er mit gemeinnützigen Mittheilungen sorgen. Pikante Notizen aller Art werden dem reichhaltigen Ensemble jene scharfe Würze zu verleihen haben, welche der verwöhnte Gaumen des modernen Publikums bedarf.

So sprach der neugebackene Chefredakteur. Dem ausgewanderten Schulmeister stand trotz seiner „tüchtigen Kenntniß des amerikanischen Zeitungswesens" der große Mund vor Verwunderung weit offen. Und zu dieser Verwunderung gesellte sich ein gelindes Entsetzen, als der Chef so leichthin, als wäre es ein Pappenstiel, was er verlangte, die Herren Kollegen freundlichst ersuchte, im engsten Anschluß an diesen seinen kleinen Vortrag den Prospekt des Unternehmens für die am 25. d. M. zur Ausgabe gelangende Probenummer zu entwerfen — womöglich noch heute.

Dann erfolgte die Vertheilung der Geschäfte für die Probenummer. Den politischen Leitartikel behielt sich Herr Schweder vor. Mit der Abfassung eines wirthschaftlichen beauftragte er den „Journalisten von Profession", Herrn Prell, der ja Jura et Cameralia studirt hatte, zweien oder dreien Professoren durch die nationalökonomischen Kollegien gelaufen und dereinst als Referent ein ständiger Gast bei den populären Vorträgen des berühmtesten deutschen Volkswirthschaftsmessias gewesen war. Die politische Uebersicht für Deutschland übernahm der Chefredakteur ebenfalls und einen Roman für das Feuilleton, einen gewöhnlichen Romanband stark, hatte er auch bereits von einem eben in der Mode befindlichen Romancier für den bescheidenen Preis von zweitausend Thalern angekauft. Die Politik von England und Amerika wurde Herrn Hampel, dem Schulmeister, als Monopol zugetheilt; die der noch übrigen europäischen Länder sollte Herr Prell besorgen, und in den Rest möchten sich die Herren nur einfach theilen, meinte der Chef freundlich.

Und so geschah es denn auch. Dem Chef schien alles spielend leicht zu fallen. Bei den beiden andern gab es einige Schwierigkeiten. Schweders Arbeiten waren so sachverständig und geistvoll, daß der Respekt, welchen den Kollegen, auch dem selbst ein bedeutendes Theil von Selbstgenügsamkeit zur Schau tragenden Residenzler, sein sicheres und entschiedenes Auftreten und seine Redefertigkeit eingeflößt hatte, noch um ein beträchtliches wuchs.

Herrn Prell, den studirten Volkswirthschafter, brachte sein ökonomischer Leitartikel auch nicht in Verlegenheit. Er hatte blos zwei Stunden suchen müssen. Herr Prell besaß nämlich zwei Koffer. In dem einen kleinen steckten ein grauer Sommeranzug, drei neue Oberhemden mit gestickten Chemisettes, ein frischgewaschenes Nachthemd und etliche Paar Strümpfe — beiläufig gesagt, die ganze Garderobe des Herrn Prell, mit Ausnahme dessen, was er auf seinem schlanken Leibe trug; der andre große Koffer, der ziemlich schwer war und vor dem seine Wohnungswirthin wegen seines vermeintlich höchst werthvollen Inhalts eine ungeheure Achtung an den Tag legte, steckte gedrückt voll von alten Zeitungsblättern. Während jener kleine Koffer das umschloß, was den irdischen und materiellen Besitz des Herrn Prell ausmachte, enthielt dieser seine geistigen Schätze; Abhandlungen nämlich und Notizen über alles mögliche Wissenswerthe — über die Zukunftspolitik des deutschen Reichs, wie über Stiefelwichsfabrikation, über Wissenschaft und Kunst, als die Krone des Menschendaseins, wie über Vertilgung von Schaben und Feld-

mäusen. Herr Prell gehörte zur Spezies der journalistischen Hamster; gleichviel, wo diese nützliche Menschensorte geistige Nahrung entdeckt und gleichviel von welcher Qualität diese Nahrung ist, alles wird sorgfältig zu Hauf' geschleppt, und in diesen Haufen wird im Bedürfnißfalle auf gut Glück hineingegriffen und das daraus Hervorgezogene in ein wenig pikanter Sauce, mit einem kleinen Köpfchen und einem kleinen Schwänzchen von des Hamsters eigener Mache daran, als Originalwerk des vom guten dummen Publikum ob seiner Kenntnißfülle und Vielseitigkeit hoch bewunderten Federfuchser von frischem auf irgendeinem Zeitungsbüffet aufgetragen.

Herrn Prells geistige Schatzkammer barg nun mehrere Dutzend von Artikeln und Vorträgen des erwähnten Volkswirthschaftsmessias. Die schleppte er jetzt, da er sich entschlossen hatte, etwas ganz Außerordentliches zu leisten, aus allen Ecken des Riesenkoffers zusammen, schnitt aus ihnen die ihm besonders imponirenden Stellen heraus und ordnete schließlich diese Ausschnitte so, daß er mit nicht allzu großer Anstrengung seines eigenen Ingenium nur einen Phrasenkleister zu verfertigen hatte, um die Schnitzel mit einander zu einem scheinbaren Ganzen zu vereinigen. Zum Schlusse seiner gemeinnützigen Thätigkeit drechselte er dann das bewußte Köpfchen und Schwänzchen, nannte dabei möglichst oft den „Tageskorrespondenten" und — ein wirklich glänzender volkswirthschaftlicher Originalleitartikel war fertig. Bei der Zusammenstellung seiner politischen Tagesartikel plünderte Herr Prell nicht die alten, sondern die neuen Zeitungen, sowie zwei autographirte politische Korrespondenzen, von denen er sich aus der Residenz die neuesten Exemplare hatte nachschicken lassen.

So kam denn Herr Prell, allerdings nach so fleißiger Arbeit, wie er sie lange nicht geleistet hatte, auch noch rechtzeitig und zur Befriedigung des Chefredakteurs mit seiner Thätigkeit für die Probenummer zum Ende.

Dafür ging es dem Herrn Hampel um so schlechter. Auf das Ausscheeren aus anderen Zeitungen richtete er sich zwar, nach dem guten Rathe seines hülfsbereiten Kollegen Prell, bald ein, aber dann sollte er, wie Herrn Schweder zu guterletzt noch eingefallen war, eine pikante Plauderei über das amerikanische Leben vom Stapel lassen, und dazu mißriethen alle im Schweiße seines Angesichts gemachten Versuche, obgleich er mit dem schönen Dichterworte: „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah'" begann; und die Probenummer mußte sich schließlich ohne amerikanische Plauderei behelfen, brachte dafür aber einen sogenannt pädagogischen Artikel von Herrn Hampel, worin er sich alle erdenkliche Mühe gab, die Nützlichkeit des Volksschulunterrichts nachzuweisen, eine Leistung, für die sich der Chefredakteur Schweder durchaus nicht begeistern zu können erklärte, zumal, wie dieser meinte, kein Mensch mehr an der Thatsache, mit deren Beweis sich Herrn Hampels Abhandlung abquälte, zweifle.

Im ganzen befriedigte die Probenummer die Redaktion und das Publikum und verfehlte ihren Zweck nicht, viel besprochen und begehrt zu werden. Da nun auch die ausgedehnteste und unverschämteste Reklame für das hoffnungsvolle Unternehmen gemacht wurde, ächt amerikanische Reklame, wie der „Amerikaner" Hampel versicherte, so trat der „Tageskorrespondent" mit einem garnicht unbeträchtlichen Gefolge von Abonnenten in das erste Quartal seines Bestehens.

Diese erfreuliche Mittheilung hatte Herr Schweder eben seinen Kollegen gemacht, als er am zweiten Juli in sein Redaktionszimmer trat.

Es war der Tag, an welchem der leitende Redakteur des „Tageskorrespondenten" seine von jetzt an täglich sich erneuernde Arbeit aufnehmen und regeln wollte.

Mit Herrn Schweder, dem sorglos und nur dem Genuß nachgehenden Lebemann, war in den zwei letzten Jahren eine mächtige Veränderung vorgegangen, zur größten Verwunderung aller seiner Bekannten.

Nicht nur, daß er den lebhaftesten Antheil an dem Zustandekommen der mit großen Mitteln und noch größerem Eclat in die Aktion getretenen Kompagnie Alster, Wichtel und Senkbeil genommen; er hatte sich seit jener Zeit auch um das Geschäfts- und Industrietreiben überhaupt und sogar um Politik gekümmert, an der er früher immer mit besonders verächtlichem Achselzucken vorübergegangen war.

So hatte er sich selbst und die Welt auf die Rolle einigermaßen vorbereitet, welche er jetzt übernommen. Sein ungemessenes Selbstgefühl und die ihm eigenthümliche Nichtachtung fremder Leistungsfähigkeit ließen den Gedanken in ihm nicht aufkommen, daß er sich an eine Aufgabe gewagt hätte, welcher er nicht gewachsen wäre.

Dementsprechend nahm er denn an dem erwähnten zweiten Juli in dem Hochgefühle seiner Ueberlegenheit ebenso würdevoll als kaltblütig an seinem Redaktionspulte Platz und vertiefte sich in die Lektüre einiger großen Zeitungen, von denen er aus Erfahrung wußte, daß sie für eine Provinzialzeitung — mochte dieselbe auch mit dem Anspruche politischer Selbständigkeit auftreten, gleich der seinen, oder nicht — allezeit zuverlässige Leitsterne für die Pilgerfahrt durch das kupirte Terrain politischer Wirksamkeit waren. Herr Schweder hatte soeben einen ausgezeichneten Leitartikel eines bekannten Weltblattes mit einem Blaustiftstrich zu redaktioneller Beachtung ausgezeichnet, weil derselbe in höchst geistvoller und zum Gefühle sprechender Weise alle liberalen Parteien des so überaus glücklich geeinten deutschen Vaterlandes an ihre Pflicht mahnte, auch und vorzüglich gegen die Reichsregierung und ihre immerdar nur den heiligsten Interessen der Gesammtheit dienenden Forderungen sich liberal zu erweisen, als leicht an die Thür gepocht wurde, und auf das kurze „Herein" des Chefredakteurs sein erster Kollege, Herr Prell, eintrat.

„Was bringen Sie, mein lieber Prell?" fragte Schweder, indem er sich in seinem Armsessel zurücklehnte und das Cigarrenetui hervorholte, um dem Kollegen eine Havannah anzubieten.

Herr Prell steckte schmunzelnd das duftige Kraut in Brand und begann:

„Ich weiß nicht, ob Sie bereits bemerkt haben, verehrtester Herr Kollege — die politischen Nachrichten aus dem Auslande fließen augenblicklich ungemein spärlich —"

„Allerdings," nickte Herr Schweder.

„Nun ja, da dachte ich, es wäre vielleicht nicht übel, wenn wir es einmal mit einer kleinen Ente versuchten — —"

Herr Schweder drückte sich sein Pincenez auf die Nase und schaute leise lächelnd in das schon recht verlebte Gesicht des noch garnicht alten Mannes.

„Zum Beispiel, mein lieber Prell ...."

Dieser mochte das Lächeln für eine Ermuthigung angesehen haben, denn er lächelte gleichfalls, und zwar ziemlich selbstzufrieden, und sagte:

„Ich denke, wir sind bisher so enthaltsam, so ganz gegen allen Comment objektiv und wahrheitsliebend gewesen ..."

„In den bis jetzt erschienenen zwei Nummern," schaltete Schweder ein.

„Zwei Nummern, das ist viel," meinte Prell, „zumal wenn eine Probenummer darunter ist ..."

„In der wir zur Probe unsrer Leistungsfähigkeit auch wenigstens eine derbe Lüge eigener Fabrikation hätten auftischen müssen — so meinen Sie doch, lieber Kollege?"

Da Schweder diesmal seinem lieben Kollegen nicht ins Gesicht schaute, erlaubte dieser sich, seinem Lächeln die Schattirung des Mitleids zu geben.

„Erlauben Sie, verehrter Herr Kollege. Mit Lüge ist der sehr bezeichnende terminus technicus wohl nicht zutreffend übersetzt. Die Ente ist ein geflügelter Neuigkeitsbote, den phantasievolle Publizisten nach der Richtung des politisch Wahrscheinlichen ausfliegen lassen."

„Und diesen geflügelten Boten nennt man Ente und nicht etwa Brieftaube oder so etwas, weil er seiner Natur nach nicht weit zu fliegen vermag — die Enten haben kurze Flügel, sagt das Sprüchwort, nicht wahr? — und bei der nächsten besten Pfütze am Wege fallen sie gemeinhin ins Wasser, so ist's doch, lieber Kollege?"

Herr Prell, der aus seinem Chef nicht recht klug zu werden vermochte, neigte blos etwas verlegen zustimmend sein struppiges Haupt.

„Und was für ein Entchen wäre es, das Sie aufflattern lassen möchten?" fuhr Schweder fort.

„Nun, natürlich eine, die für das blöde Publikum einer reellen Brieftaube zum Sprechen ähnlich sieht und nicht so leicht in ihrer ganzen Entenhaftigkeit entlarvt werden kann, z. B. eine Nachricht über gährende Unzufriedenheit unter den Eingeborenen Indiens, drohende, aber von den Engländern in ihren Symptomen krampfhaft verheimlichte Rebellion, oder eine recht pikante russische Palastgeschichte, — ich meine, so etwas muß von Zeit zu Zeit auch die vorsichtigste Zeitung riskiren, um die Sensationssucht des lieben Publikums zu befriedigen."

„Nicht übel, lieber Kollege," nickte Schweder, auf den der

gewitzte Prell und dessen Vertrautheit mit den journalistischen Pfiffen und Kniffen einen lustigen Eindruck machte. „Etwas dergleichen ist in der That gelegentlich zu versuchen, aber vorläufig wollen wir uns auf die Produktion politischer Thatsachen noch nicht einlassen. Was bringen Sie mir sonst?"

„Den Artikel über das Eisenbahnwesen."

„Zeigen Sie gefälligst."

Schweder überflog den Artikel, der auf einem durch Aneinanderkleben mehrerer Blätter zur Meterlänge ausgedehnten Papierstreifen geschrieben war.

„Sie haben im allgemeinen meine Intentionen getroffen," sagte er nach ein paar Minuten. „Man muß Handel und Wandel ermuthigen. Das Land muß vor allen Dingen produziren und wieder produziren. Das ist die Hauptsache. Und nichts regt so trefflich und nachhaltig die Produktion an, bringt die Industrie in Flor, als der Eisenbahnbau. Wir brauchen also Eisenbahnen — — aber halt, da haben Sie geschrieben, lieber Prell: Natürlich dürfen die Eisenbahnlinien nur diejenigen Gegenden bestreichen, diejenigen Bezirke mit einander verbinden, in denen bereits eine lebenskräftige Industrie Wurzel geschlagen hat, eine Industrie, der eine möglichst bequeme Verbindung mit dem Weltmarkte noth thut u. s. w. Aber ich bitte Sie, lieber Kollege, was sind das für antiquirte Anschauungen?"

„Wollen Sie nur gefälligst weiterlesen, verehrter Herr Kollege. Ich habe ausdrücklich hinzugefügt, daß man da, wo es sich um den internationalen Verkehr handelt, um die Verbindung ausländischer Produktions- oder Handelscentren mit einheimischen oder mit dem Meere, oder um Vermittlung eines lebhaften Güterverkehrs zwischen Ausland und Ausland — daß in allen diesen Fällen es natürlich vollkommen wirthschaftlich gerechtfertigt wäre, wenn man die betreffenden Eisenbahnlinien auf dem nächsten Wege, eventuell auch quer durch ein völlig industriearmes Land hindurchführte."

Herr Schweder zuckte mißbilligend und ungeduldig die Achseln. „Das ist ja alles ganz schön, in der Hauptsache aber doch total verfehlt. Ich bitte Sie, lieber Herr, wie kann man sich auf einen so niedrigen, kurzsichtigen Nützlichkeitsstandpunkt stellen. Ueberallhin muß das Eisenbahnnetz ausgedehnt werden, und in industriearme Gegenden erst recht. Die Industrie folgt dem Eisenbahnbau auf dem Fuße, dieser erzeugt sie, dadurch werden der nationalen Produktion ganze neue Reiche erobert. Also man baut nicht blos Eisenbahnen, um der bereits lebenden und lebensfähigen Industrie zu nutzen, sondern man hat sie zu bauen, um Industrie und Handel neu zu erzeugen. Verstehen Sie mich, lieber Kollege?"

Herr Prell verstand seinen Chef vollkommen, und er nahm es dem Volkswirthschaftsgelehrten, welchem er seinen Artikel auf das gewissenhafteste sinngetreu nachgeschrieben hatte, gewaltig übel, daß dieser nicht auch auf die sublimen Gedanken seines, wie es ihm schien, wirklich in allen möglichen Wissensfächern außerordentlich gut beschlagenen Chefredakteur gekommen war.

Er schlug sich an die Stirn:

„Wahrhaftig, verehrtester Herr Kollege, das ist auch vollkommen mein Standpunkt. Nur ein lapsus pennae, ein Durchbrennen der Feder mit dem Gedanken, war es, welches mich jenen Satz hat niederschreiben lassen. Das läßt sich aber sehr leicht ändern, kinderleicht —"

„Gewiß, Sie brauchen nur den fraglichen Satz in sein direktes Gegentheil zu verwandeln," sagte Schweder trocken.

„Natürlich, mit dem größten Vergnügen, ist in fünf Minuten geschehen."

Herr Prell ging mit dem verbesserungsbedürftigen Artikel ab. An der Thür stieß er auf einen ältlichen Herrn, der gleichfalls den Chefredakteur sprechen wollte.

Als Schweder die Stimme des Neuangekommenen hörte, stand er auf und ging demselben entgegen.

„Willkommen, mein bester Herr Justizrath!" rief er in augenscheinlichem Entzücken über den Besuch. „Sie kommen wirklich wie gerufen, verehrter Herr. Ich bin Ihres bewährten Rathes dringend bedürftig."

Der Justizrath Wichtel — dieser war es natürlich — schüttelte seinem lieben Freunde Schweder auf das herzlichste die Hand.

„Ergebenster Diener, liebster Freund. Muß doch sehen, wie Sie Sich eingerichtet haben. Bin selbstverständlich herzlich gern bereit, Ihnen in Ihrem neuen, schwierigen und verantwortungsvollen Beruf nach Kräften beizustehen. Ihr gemeinnütziges Unternehmen ist von garnicht hoch genug zu schätzender Wichtigkeit. Habe darum auch, wie Sie wissen, gethan, was ich nur irgend konnte, um dem „Tageskorrespondenten" eine solide materielle Basis zu schaffen. Leicht war's nicht grade. Alster wollte die Nothwendigkeit lange nicht einsehen."

„Herr Alster ist in neuester Zeit ein wenig ängstlich geworden," meinte Schweder.

„Immer ist er's gewesen. Unaufhörlich habe ich ihn vorwärtstreiben müssen, sonst steckte er heut noch in seiner unbedeutenden Stadtverordnetenexistenz drin, wäre ein kleiner Hausbesitzer und weiter nichts, trotzdem der Mensch ein gradezu unvernünftiges Glück hat, ein Glück, von dem ich blos die Hälfte brauchte, um ganz andre Sprünge zu machen, als er — das können Sie mir glauben, mein lieber Schweder."

„Ich bin davon überzeugt, mein verehrter Herr Justizrath," versicherte Schweder. „Von dem Momente an, der mir das Glück Ihrer näheren Bekanntschaft brachte, habe ich Ihren scharfen, freischauenden Blick und Ihr rasches Handeln in allen, auch den schwierigsten Geschäftsangelegenheiten bewundert. Es war damals geradezu genial, daß Sie plötzlich, Ihre Geschäfte selbst wieder aufnehmend, in der Verbindung mit Senkbeil die beste Garantie für das Gedeihen Ihres in Gemeinschaft mit Herrn Alster geplanten industriellen Unternehmens sahen."

Herrn Schweders Stimme hatte bei diesen Worten beinahe treuherzig geklungen, und dennoch flog über des Justizraths tiefgeschnittene Gesichtszüge ein Schimmer des Mißtrauens und er schaute dem Sprecher über seine Brille hinweg scharf ins Auge. Darin war aber keine Spur von Falsch zu entdecken; Herr Schweder präsentirte vielmehr seinem Besuche in liebenswürdigster Harmlosigkeit eine Cigarre und schaute etwas erstaunt darein, als der Justizrath nach einigem Zögern erwiderte:

„In dieser Beziehung, bester Freund, thun Sie mir doch ein wenig zu viel Ehre an. Die Verbindung mit Senkbeil, die mir gleich an jenem merkwürdigen Abend bei Weinhold, — Sie erinnern Sich doch noch? —"

„Oh gewiß," nickte Schweder. „Es war ein außerordentlich glückliches Spiel des Zufalls, welches uns damals zusammenführte. Jener Abend ist mir vorzüglich darum im Gedächtniß geblieben, weil er es eben ist, von dem ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft datire, mein verehrtester Herr."

„Die Ehre und das Vergnügen auf meiner Seite," erwiderte, das graue Haupt leicht neigend, der Justizrath; dann fuhr er fort: „Also die Verbindung mit Senkbeil, die auf mich von vornherein einen sehr günstigen Eindruck gemacht hat, ist doch nicht so ganz mein Werk; es war mir manchmal sogar so vorgekommen, als ob wir, Alster und ich, besonders aber ich, die Genugthuung dieser Assoziation Ihnen zu verdanken hätten, liebster Freund Schweder."

Wenn der alte Herr meinte, dadurch die lange vergebens gesuchte Aufklärung zu erlangen, daß er, allerdings nicht zum erstenmale, bei Schweder bezüglich der Ursachen und des Zustandekommens jener in so seltsamer Hast vollzogenen Verbindung — sozusagen — auf den Busch klopfte, so hatte er sich gründlich getäuscht. Schweder verzog keine Miene, als er entgegnete:

„Ich würde mich wirklich freuen, wenn ich jenes bisher schon, und in der Zukunft noch vielmehr, allen Betheiligten zum Segen gereichende Ereigniß auf das Konto meiner guten Thaten schreiben könnte. Aber ich habe leider nichts weiter dabei gethan, als zuerst eine bereits vollendete Thatsache konstatirt. Ich weiß allerdings nicht mehr genau, habe es wohl auch nie genau gewußt, ob Sie, bester Herr Justizrath, oder Ihr Freund Alster das entscheidende Wort gesprochen haben."

„Nun denn, reden wir lieber von unseren Geschäften," sagte der Justizrath plötzlich, von dem bisherigen Gange des Gesprächs abspringend. „Wie geht es mit dem ‚Tageskorrespondenten'?"

„Es läßt sich leidlich an. Anstrengungen wird es genug noch kosten. Und die, welche dazu gehört, das Redaktionspersonal einzurichten, ist nicht die kleinste. Jede Zeile möchte man selbst lesen, ehe man sie zum Drucke kommen läßt — —"

Die Unterhaltung wurde unterbrochen. Es klopfte.

„Sie verzeihen, verehrtester Herr Justizrath. Es wird irgendeine Belästigung in Redaktionsangelegenheiten sein — —"

„Bitte sehr, gehen selbstverständlich vor."

Nachdem Herr Schweder in ziemlich herrischem Tone sein Herein! gerufen, trat der Mitredakteur Nummer zwei, Herr Hampel, ein.

Auf dem durch einen amerikanischen Knebelbart verunstalteten Schulmeistergesicht lag breites Behagen.

„Ich habe mir erlaubt, einen größeren Artikel zu schreiben über amerikanische Politik ...“

„Ueber amerikanische Politik — so?“ sagte Schweder, ohne jene Befriedigung zu verrathen, auf die Herr Hampel eigentlich gerechnet hatte, dem, wie er freilich niemanden noch gestanden, soeben der erste größere Zeitungsartikel in seinem Leben gelungen war. „Wollen Sie Sich gefälligst mit Ihrem Kollegen Prell über die Opportunität Ihres Artikels ins Klare setzen. Ich habe im Augenblick nur für sehr wichtige Dinge Zeit.“ Schweder ließ das Pincenez fallen, durch das er Herrn Hampel fixirt hatte, und kehrte sich wieder zu dem Justizrath.

Herr Hampel ging gekränkt von dannen. —



Ein Rieseninsekt aus Neuguinea. (Seite 216.)

„Der Mann sah nicht aus, als wenn er an Hypertrophie des Geistes leide,“ meinte der Justizrath.

Schweder zuckte die Achseln:

„Der Jugendfreund oder Verwandte unsres gemeinschaftlichen Freundes Alster — —“

„Aha!“ —

„Mit dem andern wird sich eher etwas machen lassen. Er ist journalistisch gewandt, und was ihm an Verständniß noch fehlt, scheint ihm nicht schwer beizubringen zu sein. Zudem scheint er von dem an einem Publizisten zweiten und tieferen Ranges nur störenden Ballast sogenannter Grundsätze völlig frei zu sein; er beweist und preist alles, was er beweisen und preisen soll. Mit solchen Untergebenen ist angenehm zu arbeiten.“

„Ganz vorzüglich, in der That,“ nickte der Justizrath, höchlichst erbaut. „Ich mache Ihnen mein aufrichtiges Kompliment! Hätte garnicht für möglich gehalten, daß irgendein Mensch sich so leicht in neue und sogar ziemlich komplizirte Verhältnisse hineinfinden könnte, als Sie, liebster Freund, in Ihre jetzige Stellung im öffentlichen Leben. Wie Sie die Dinge alle von den allein richtigen praktischen Gesichtspunkten aus auffassen! Und wie Sie die Menschen zu beurtheilen und zu benutzen verstehen! Ihre Probenummer war, besonders im politischen und volkswirthschaftlichen Theile, ein wahres Meisterstück!“

Schweder verneigte sich verbindlich.

„Sie wäre es nicht geworden, Herr Justizrath, wenn Ihre politische Erfahrung und Ihr ausgezeichneter juristischer Verstand uns nicht zur Seite gestanden hätte. Ohne Ihre Notizen und Fingerzeige würde mir mein Leitartikel nicht so leicht und inhaltvoll aus der Feder geflossen sein.“

Wieder klopfte es, und Herr Prell trat ein.

(Fortsetzung folgt.)



Das Teufelsschloß im Franz-Josephs-Fjord. (Seite 216.)

Der Geheimmittelschwindel.

Von Emanuel W.

„Kann machen, daß die Blinden gehn,
Und daß die Lahmen wieder sehn."

Auf dem Marktplatz zu X war großes Gedränge. Ein bunt ausstaffirter Reiter lockte durch schmetternde Trompetenklänge eine neugierige Menge um sich und verkündete mit lauter Stimme, daß unter hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß der berühmte Doktor Aureolus Theophrastus Bombastus allhier erscheinen werde, um durch seine außerordentlichen Elixire und Pflaster alle Leidenden von ihren Schmerzen zu erlösen. Die wunderbarsten und geheimsten Naturkräfte habe er zu einem Arkanum vereinigt, vor dem der Tod fliehen muß. — Bald darauf wird ein Gerüst aufgeschlagen; vor der Bude belustigt ein Possenreißer die gedrängt Herumstehenden und erzählt von den wunderbaren Kuren seines Herrn. Endlich erscheint er selbst, mit großer Allongeperrücke und wichtiger Miene, und breitet vor sich eine große Anzahl Flaschen und Schachteln aus. Alles drängte sich zu ihm. Dieser hat ein schlimmes Bein, jener eine kranke Hand. Ein altes Weib will von ihren Runzeln befreit sein, ein junger Fant beklagt sich über zu spärlichen Bartwuchs. Allen kann er helfen, allen wird er helfen durch Pillen, Tränke und Mixturen. Nach einigen Stunden ist der unerschöpflich scheinende Vorrath verkauft, Seine Gelahrtheit zieht weiter.

„Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben!" Unser Zeitalter der Presse bedarf nicht mehr der wirklichen Marktschreier; derselbe Erfolg wird weit bequemer erreicht durch die gedruckte Reklame. In welchem Maße und mit welcher cynischen Offenheit dieselbe ausgeübt wird, zeigt ein Blick auf den Inseratentheil der meisten Zeitungen.

Die Geheimmittelkrämerei ist ein Auswuchs der Heilwissenschaft. Unsere Zeit ist aufgeklärt genug, um an übernatürliche Kräfte nur mit wenigen Ausnahmen zu glauben. Woher kommt es nun, daß die Menge, und zwar rekrutirt sie sich aus allen Ständen, sich den Schwindlern anvertraut? Daß die Dummen nicht alle werden, gibt allein keine ausreichende Erklärung. Die Ursache der Erscheinung liegt wohl mehr darin, daß das medizinische Wissen und Können den zahllosen Leiden gegenüber immer noch ein sehr engbegrenztes ist. Der Kranke aber will geheilt sein und glaubt dies nur durch Arzneien erreichen zu können; jene Industrie wird daher so lange gedeihen, bis mehr Verständniß und Wissen über das eigne Ich, über das physische Leben in das Bewußtsein der Menge eingedrungen sein wird. Auch gegen diese Dunkelmänner hilft nur „mehr Licht"; nur die Aufklärung kann einen erfolgreichen Kampf liefern. Pflicht der Presse wäre es, nicht nur jene schwindelhaften Annoncen zurückzuweisen, sondern durch Besprechung der Geheimmittel ihre Nutzlosigkeit und ihre Schädlichkeit darzulegen. Professor Bock wirkte vor einigen Jahren in diesem Sinne; Prof. Wittstein gab ein umfangreiches „Taschenbuch der Geheimmittellehre" heraus, in welchem er die Zusammensetzung der meisten kursirenden Arkana mittheilte. Chemische Untersuchungen lieferten auch Dr. Hager und Jacobsen in Berlin, welche sie in den von ihnen herausgegebenen „Industrieblättern" veröffentlichten. Diese verdienstvollen Arbeiten verlieren völlig ihren Werth, wenn sie nicht in die weitesten Kreise dringen. Mit der Veröffentlichung der Analyse allein ist jedoch noch nicht geholfen; der Werth oder Unwerth der angepriesenen Mittel kann dem Laien erst klar werden, wenn er über die Natur des zu bekämpfenden Leidens und die ärztlichen diesbezüglichen Vorschriften einigen Aufschluß gewinnt. Nicht alle Geheimmittel sind durchaus verwerflich; gar manche unterscheiden sich von einer ärztlich verschriebenen Medizin nur dadurch, daß sie im Vergleich mit der offiziellen Arzneitaxe unverschämt theuer sind. Andere wiederum beruhen auf direktem Betrug, wie z. B. das „Mittel gegen Lungenseuche der Rinder von einer Pfarrersfrau im Badenschen". Nach der Untersuchung von Hager und Jacobsen ist dasselbe weiter nichts, als Brunnenwasser. Ein Selterswasserkrug voll kostet vier Mark; sein wirklicher Werth ist natürlich gleich Null.

Die meisten Geheimmittel schädigen aber nicht nur den Beutel der Gläubigen, sondern hauptsächlich die Gesundheit, und zwar sowohl dadurch, daß der Kranke durch Anwendung der günstigsten Falls indifferenten Mittel den richtigen Zeitpunkt des ärztlichen Einschreitens verpaßt und dadurch das Uebel sich einnisten läßt, als auch dadurch, daß leider sehr viele der angepriesenen Arzneien direkt schädlich und giftig sind. In Bezug auf letztere ist dringend zu verlangen, daß die Gesundheitspolizei mit allen Mitteln ausgerüstet wird, um diesem gefährlichen Unfuge zu steuern. Eine positive Hülfe kann aber nur dadurch kommen, daß, wie wir schon oben hervorhoben, mehr Licht geschafft wird und, wie es Prof. Bock und Prof. Klenke in ihren zahlreichen populären Schriften erstrebten, die Kenntniß der Lebensgesetze immer mehr und mehr in die Familie und in die Schule dringt.

Eine recht befremdliche Erscheinung ist es, daß grade für diejenigen Uebel, deren Heilung die Wissenschaft nur mittels spezieller Kuren zu vollbringen vermag, eine Reihe von Geheimmitteln existiren, welche universell zu heilen versprechen.

Zahnschmerzen — welch' schreckliche Gedanken erweckt die Erinnerung an dieses Leiden, welch' kummervolle Tage haben sie schon der Menschheit bereitet, vom nervösen schwachen Prickeln bis zum durchreißenden Zucken, das schon manchen Verzweifelnden den kranken Zahn an ein Tischbein binden ließ, um mit kühnem Ruck sich von dem Unruhstifter zu befreien. „Wer nie mit hohlen Zähnen aß," wem nie das Schreckensbild eines zahnausziehenden Barbiers im Traum erschienen ist, wer nie, stumpfsinnig vor Schmerz die Tage verbrachte, der versteht nicht, welche Gefühle einen Kranken durchströmen müssen, wenn er nach schlaflos verbrachter Nacht mit verbundenem Gesicht des Morgens in seinem Zeitungsblatt mit großen Lettern die Annonce prangen sieht: „Keine Zahnschmerzen mehr. 500 Mark demjenigen, der nach Gebrauch meines Mundwassers noch weiter an Zahnschmerzen leidet."

Die Wissenschaft trennt in der Behandlung dieses Uebels rheumatischen und durch Zahnfäule (caries) hervorgebrachten hervorgebrachten Schmerz: Universalmittel gegen Zahnleiden kann es also nicht geben, ausgenommen eins, dafür zu sorgen, daß gesunde Zähne nicht krank werden. Besonders die sehr verbreitete Zahnfäule entsteht nur durch nachlässige Behandlung und Unsauberkeit der Zähne. Häufiges Mundausspülen und Bürsten mit Wasser, oder noch besser mit fäulnißverhindernden Mitteln, sind dringend anzurathen. Auch ist dafür Sorge zu tragen, daß der schleimige Ueberzug der Zähne, Weinstein, richtiger Zahnstein, genannt, beseitigt wird.

Ein gutes Zahnputzpulver stellt man sich dar aus Schlemmkreide 30 Gramm, gereinigte Kalmuswurzel 15 Gr., Nelkenöl 5 Tropfen; gepulverte Holzkohle ist nicht zu empfehlen, da sie den Zahnschmelz angreift, ebenso das Putzen mit Zahnseifen und Cigarrenasche. Für das Mundspülwasser löse man 1 Theil übermangansaures Kali, das man sehr billig bei Apothekern und Droguisten erhält, in 15 Theilen Wasser, die Lösung werde in einer Flasche mit Glasstöpsel aufbewahrt (Kork wird angegriffen); zum Gebrauche nehme man 5—10 Tropfen in ein halb mit lauwarmem Wasser gefülltes Trinkglas. Nach dem Ausspülen hinterbleibt eine schwach braune Färbung des Gaumens und der Zunge, die aber nicht schädlich ist, keinen üblen Geschmack verursacht und beim Putzen der Zähne bald verschwindet. Gegen das Bluten des Zahnfleisches empfiehlt es sich, dem Mundspülwasser einige Tropfen Myrrhentinktur zuzusetzen. In neuester Zeit werden vielfach Salicylsäurepräparate zum Mundausspülen und Zähneputzen empfohlen. Die Salicylsäure ist ein sehr wirksames Antiseptikum, das anstatt der lästig riechenden und zu energischen Karbolsäure große Aufnahme gefunden hat. Ihre Wirkung bei Zahnfäule ist nicht zu bezweifeln, jedoch wird gegen ihre Anwendung der Einwurf erhoben, daß sie den Zahnschmelz angreife. Ein mäßiger, nicht täglicher Gebrauch derselben kann keinen Schaden verursachen, und ist besonders für solche empfehlenswerth, welche hohle Zähne haben, da diese stets der Sitz fäulnißerregender Fermente sind. Man löse 1 Gr. chemisch reine Salicylsäure in $^1/_{10}$ Liter Spiritus (wer den unangenehmen Geschmack des letzteren vermeiden will, nehme Rum; Kornbranntwein löst nicht, weil er zu schwach ist). Zum Gebrauche nehme man ein halbes Liqueurglas voll mit einem halben Glase Wasser. Es entspricht dies einem Gehalte von 0,02—0,03 pCt. Salicylsäure. Die unzähligen Geheimmittel, welche gegen Zahnschmerzen existiren, beabsichtigen meistens durch Betäubung des Nerven augenblickliche Beruhigung zu schaffen, dergleichen Mittel bieten aber

keine Sicherung gegen Wiederkehr des Schmerzes. Im Gegentheil, wenn nicht durch einen Zahnarzt, nicht etwa durch einen Barbier, die Ursache der Krankheit radikal beseitigt wird, so ist sicher anzunehmen, daß im Laufe der Zeit die noch gesunden Zähne durch Ansteckung ebenfalls krank werden. Das Ausreißen der Zähne wird von Aerzten nur noch selten benutzt, bei allen durch Zahnfäule verursachten Krankheiten ist der Arzt durch Anwendung fäulnißwidriger Mittel und durch Plombiren der hohlen Zähne vollständig in der Lage, den Schmerz zu beseitigen. Rheumatische Leiden sind allerdings nur schwierig zu vertreiben; durch Geheimmittel aber gewiß nicht, trotzdem dieselben mit Vorliebe dies zu behaupten pflegen. Sie bestehen gewöhnlich aus empfindungslos machenden Substanzen. So enthält der „Zahnbalsam von Hoffmann in München" „zur sofortigen Stillung der heftigsten Zahnschmerzen" 5 gr. Katechutinktur (aus 1 Thl. Katechu und 3 Thln. Alkohol bereitet) und 20 Tropfen Nelkenöl. Sein Verkaufspreis, 1 Mk., beträgt um das zwölffache mehr, als der wirkliche Werth. Das „Zahnmittel von L. Höcker in Ronneburg" besteht aus 3 Thln. Nelkenöl, 1 Thl. Kajeputöl, 2 Thle. Alkohol. Das „Zahnmundwasser von E. Hückstädt in Berlin" (zum Stillen der Schmerzen damit getränkte Baumwolle in die Ohren zu stecken, oder auch an den Zahn zu legen) ist aus 16 Thln. Aether, 3 Thln. Nelkenöl, 1 Thl. Kajeputöl zusammengesetzt. Preis 50 Pf., Realwerth 10 Pf. Die „Zahnpillen von Schreyer & Co. in München" gegen heftige Schmerzen kariöser (fauliger) Zähne enthalten 2 Thle. Kochsalz, 2 Thle. Pfeffer, 1/2 Thl. Zimmt, 1/2 Thl. Nelken, 2 Thle. Gummi arabicum, kosten 50 Pf. und sind 3 Pf. werth. Das Zahnschmerzmittel von Gustav Traberth in Eisenach besteht aus rother Baumwolle, welche mit Schwefelkohlenstoff und Senföl getränkt ist. Preis 1,5, Werth 1/3 Mk. Die Zahnschmerztropfen aus Döbberan sind aus Kajeputöl, Opiumtinktur und Aether zusammengesetzt. Die Zahntinktur von Nik. Bahé in Stuttgart ist eine mit schlechtem Branntwein bereitete Wermuthtinktur, von welcher der Leidende so viel nehmen muß, bis er berauscht ist — dann hört der Zahnschmerz auf. Aehnlicher Humbug ist die Zahntinktur von Jovanovitik, die Mailänder Zahntinktur von Rau, die Zahntinktur von Dr. Reichel in Petersburg, die von Vogler, F. J. Walker in Eßlingen, von Weber, L. Wundram in Braunschweig; die Zahntropfen von Dr. Davidson, fabrizirt von Eggers in Breslau, sind Nelkenöl und Kajeputöl, die schwedischen Zahntropfen von Dr. G. Grafström sind roth gefärbtes Pfeffermünzöl, die amerikanischen Zahntropfen von Majewsky sind mit Cochenille röthlich gefärbter kochsalziger Franzbranntwein, die Zahntropfen von Oberläuter bestehen aus einer spirituösen Lösung von Birken- — oder Fichtentheer, die Zahntropfen von H. Traberth in Eisenach sind wie das obige Zahnschmerzmittel von Gustav Traberth zusammen gesetzt, Odontine ist wieder eine Mischung von Nelkenöl und Aether. Man sieht, der Erfindungsgeist der Geheimmittelkrämer erweist sich nur fruchtbar in Erfindung neuer Nämen; arzneilichen Werth besitzen die angeführten Medikamente nur in geringem Maße. Giftig und gefährlich anzuwenden ist die Jodpaste aus Paris, welche zum Tödten der Zahnnerven empfohlen wird. Sie ist ein mit Berlinerblau gefärbtes und mit Glycerin in Teigform gebrachtes Gemenge von 1 Theil arseniger Säure und 3 Theilen salzsaurem Morphin, enthält mithin gar kein Jod. Ihr Preis, 5 1/2 Frcs., übersteigt den wirklichen Werth um das zwanzigfache. Direkt betrügerisch ist die Zahnwolle von Bergmann. Dieselbe soll jeden Zahnschmerz stillen und zwar in der Art, daß man das Objekt an einem Ende anzündet, dann gleich wieder ausbläst und den von der fortglimmenden Wolle entweichenden Dampf einathmet. Die Angabe, daß es mit einem unschädlichen Blumen-Extrakt parfümirt sei, ist, wie Wittstein angibt, erlogen; dagegen besitzt es einen deutlichen Geruch nach Kreosot. Das Strähnchen kostet 25 Pf., ist aber nicht über 1 Pf. werth. Schädlicher Humbug sind auch die Zahnperlen für Kinder von Gehrig und Grunzig in Berlin, sowie von Ramçois in Paris. Erstere bestehen aus vulkanisirter Guttapercha und kosten fünfmal mehr als sie werth sind, letztere sind beinerne Küchelchen, welche 3 Mk. kosten, aber nur 20 Pf. wirklichen Werth haben. Wittstein bemerkt zu letzteren, daß der Verfertiger, ein Dr. Ramçois in Paris gar nicht existirt, sondern der ganze Spuk von dem Kaufmann August Leonhardi in Freiburg ausgegangen ist. Lächerlicher Schwindel sind die Zahn-Cigaretten von J. v. Török in Pesth. „K. K. ausschließlich privilegirtes neuestes und bestes Mittel gegen Zahnschmerz." Es sind dies Cylinder aus grauweißem, dickem, grobem Löschpapier, welches mit Styraxtinktur getränkt ist. 8 Stück kosten 1 Mk. 71 Pf., Werth 9 Pf. Auf die Dummheit der Käufer spekuliren die elektromotorischen Zahnhalsbänder von Gehrig in Berlin, Julius Schrader in Munderkingen a. D. und W. Zehle in Berlin. Ueber ersteres theilt O. Helm Folgendes mit: Das Halsband hat dem Aeußeren nach das Ansehen eines gewöhnlichen doppelten Sammetbandes, an dessen Enden Schnürchen zum Zuknöpfen befestigt sind. Im Innern befinden sich der Länge nach zwei übereinander liegende Leinwandstreifen, welche mit Schwefel imprägnirt sind; beim Tragen des Bandes entsteht eine Reibung der beiden Streifen unter sich und an der Rückseite des Sammets, so daß mit der Zeit ein Theil des Schwefels sich ablöst und in den Poren des Sammets festsetzt. Das Schrader'sche Zahnhalsband enthält statt zwei, drei auf eine Fläche mit Schwefel überzogene Leinwandstreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Backhefe und ihre faule „Selbstgährung".

Von Dr. H. Oidtmann, Arzt in Linnich.

Herr Professor v. Nägeli in München hat in seinen Arbeiten über die niederen Pilze und deren Beziehungen zu den Infektionskrankheiten den Aerzten eine Fundgrube für die Entdeckung der natürlichen Ursachen der zymotischen Krankheiten, der Krankheiten fauligen Charakters, geöffnet. Aber die unpraktischen „praktischen" Aerzte stehen vor den hier entwickelten Thatsachen und Theorieen und wissen nicht, was sie aus denselben machen, wie sie dieselben in der Krankheitslehre und der Heilwissenschaft verwerthen sollen. Aus von Nägeli's neuestem Buche, welches den Titel führt: „Die Theorie der Gährung", sei mir's verstattet, denjenigen Gegenstand, welcher meines Erachtens bei der Suche nach den Ursachen der zymotischen Krankheiten die höchste Aufmerksamkeit verdient, nämlich v. Nägeli's Studien über die Backhefe und ihre Nachgährung, herauszugreifen und die „Nach- oder Selbstgährung" der Hefe vom hygienischen und sanitätspolizeilichen Gesichtspunkte zu besprechen.

Jetzt eben, während ich von Nägeli's mykologische Beobachtungen über die Hefefäule den Aerzten zugänglich zu machen im Begriff stehe, habe ich — als Ergänzung zu meinen epidemiologischen Erfahrungen über Halsdiphtherie und über die Hefe als ihre muthmaßliche Ursache — in meiner Praxis einen sehr bezeichnenden Einzelfall von Halsdiphtherie in Behandlung. In der Familie eines Kleinbäckers leiden nach einem vier- bis fünftägigen Vorbotenstadium von Bauch- und Kopfbeschwerden alle drei Kinder an Halsdiphtherie. Zwei derselben, und zwar diejenigen, welche einige Tage an stinkendem Durchfall gelitten, sind leicht erkrankt, das größere dritte, welches hartleibig geblieben war, hat auf beiden Mandeln groschengroße Faulbeläge mit bedenklichen Allgemeinerscheinungen hochgradiger Blutvergiftung. Auf mein Befragen gesteht mir der Vater, daß er am Freitag vor der Kirchweih, also vor zehn Tagen, zu seiner Verwunderung den Backteig der gewöhnlichen Kundschaftsbrötchen, trotzdem er denselben, wie gewöhnlich, abends vorher mit der Hefe eingeknetet hatte, nicht habe brauchen können, da dieser Teig nicht habe „gehen" wollen. Der Teig sei so schlecht gewesen, daß er die bereits daraus geformten Brötchen wieder zusammengeknetet und es vorgezogen habe, aus diesem schlecht gegohrenen Teige nur die Kirchweihbrote für seinen eigenen Familienbedarf zu backen, während er für seine Kunden neuen Teig mit neu gekaufter frischer Hefe ansetzte. Von jenem Kirchweihgebäck aus der „trägen" Hefe hatten aber die Kinder in der Kirmeswoche tagtäglich sich gesättigt. Genug, ich hatte für meinen wiederholt ausgesprochenen

Verdacht auf Hefefäule als die Ursache der Halsfäule einen Anhaltspunkt gefunden.

Ich frug den Bäcker weiter aus, wie es denn komme, daß in den letzten Jahren die Hefe so häufig „träg" werde. Er erzählte mir, daß einige Preßhefefabrikanten gute Branntweinhefe mit der viel billigeren, aber auch viel weicheren, zur Fäulniß neigenden süßen Braunbierhefe vermischten und so eine wohlfeile und schlechte Hefenwaare in den Handel brächten. Das geschehe besonders im Herbst und den Winter hindurch.

Die Einzelheiten der Schilderungen dieses Technikers mir vorbehaltend, stelle ich als Arzt mir die Frage: Was ist „träge", „faule", schlechtgährende Hefe im Gegensatz zu reiner Hefe? Sind in der trägen Hefe neben dem Hefe- oder Alkoholpilze wesentlich noch andere, und welche Pilze thätig, und in welchem Zahlenverhältniß treten sie auf?

Träge Hefe — diejenige Hefe, von welcher der Bäcker und die Hausfrau, um die Gährwirkung gleichsam zu ertrotzen, unseligerweise ungemein große Mengen dem Backteige zuzusetzen pflegen — ist eine solche Hefe, welche in „Selbstgährung" übergegangen ist. Die Selbstgährung der Hefe ist aber ein ungemein böses Ding. Hören wir, was von Nägeli in seiner „Theorie der Gährung" über diesen, oft sogar geruch- und geschmacklos sich entwickelnden Pilzverfaulungsprozeß der Backhefe schreibt*).

Professor Nägeli gibt nicht zu, daß Gährung und Fäulniß als zwei ihrem Wesen nach verschiedene Vorgänge zu betrachten seien; er erklärt mit Pasteur das Faulwerden unreiner oder alt gewordener Hefe für eine neue, fremdartige Gährung, die auf Kosten der Hefezellen vor sich gehe, für eine „Selbstgährung" der Hefe. Pasteur entdeckte die Selbstgährung der Bierhefe.

In Hefe, welche rein ausgewaschen (also ihrer Nährstoffe beraubt) ist, tritt bei 30 bis 35 Grad C. eine wahre, beinahe stürmische Gährung (eine Art falscher Nachgährung) ein. Daraus wird der Schluß gezogen, daß in den Hefezellen selbst ein in Zersetzung befindlicher Körper enthalten sei.

Nägeli widerspricht dieser Annahme und weist nach, daß die Selbstvergährung der Hefe das Zerstörungswerk eines gesundheitsgefährlichen Schmarotzerpilzes der Hefe aus der Gruppe der berüchtigten Spaltpilze sei. „Bei dieser Selbstgährung oder Nachgährung der Backhefe", sagt von Nägeli, „können die Spaltpilze (Faulpilze) nicht ausgeschlossen werden, man erhält (also in solcher Hefe) das Produkt der Thätigkeit zweier verschiedener Hefenarten**)."

Der Vorgang bei der Selbstvergährung ist folgender: „Die in der Hefeflüssigkeit befindlichen Spaltpilze verwandeln den Pilzschleim der Sproßhefezellen in Traubenzucker, eine Fähigkeit, die der reinen Sproßhefe gänzlich mangelt; die Spaltpilze vermögen aber sogar die noch unveränderte Membran der Sproßzellen anzugreifen," und so die Hefezellen zu vernichten.

v. Nägeli's Versuche über Selbstgährung der Backhefe.

„Zwei Proben (A und B) mit Bierhefenbrei, ohne und mit Citronensäure, im Brütkasten bei mittlerer Temperatur von 40 Grad C. angestellt.

„A. Kleine Flasche mit 150 ccm Hefenbrei. Nach fünfzig Stunden waren zahlreiche Spaltpilze zwischen den Hefezellen sichtbar." — Spaltpilze, diese vielverrufene Pilzsorte, welche von allen Diphtherieforschern in den Diphtheriehäuten nachgewiesen worden ist. — „Sechs Tage nach dem Beginn des Versuches war der Inhalt des Kolbens in starker Fäulniß begriffen; die Flüssigkeit reagirte schwach sauer von Milch- und Buttersäure, welche durch die Spaltpilze aus dem Pilzschleim der Bierhefe gebildet worden." — v. Nägeli hat hier für wissenschaftliche Zwecke das Nämliche gethan, was unbeachtet und unbewußt viele Hefehändler thun, indem sie die Hefe alt werden lassen und sonach Spaltpilzhefe statt reiner Sproßpilzhefe verkaufen.

„B. Gleicher Versuch wie in A, aber die 150 ccm Hefenbrei waren mit 0,75 Gramm Citronensäure (also mit 5 pCt.) versetzt. Nach fünfzig Stunden waren nur wenige Spaltpilze zu finden. Sechs Tage nach dem Beginn des Versuches war die Oberfläche mit fruktifizirender Schimmeldecke überzogen, und in der Flüssigkeit, in welcher ein Theil der Citronensäure durch den Schimmel verzehrt war, befanden sich schon ziemlich zahlreiche und große Spaltpilze." — Also durch Zusatz eines größeren Quantums Citronensäure wird die Entwicklung der Spaltpilze in der Hefe gehemmt und dafür die Züchtung der weniger schädlichen Schimmelpilze befördert; man erhält statt Faulhefe Schimmelhefe. Durch Verschimmelung verliert die Backhefe zwar auch ihre Gährtüchtigkeit, also ihre Brauchbarkeit, aber sie wird dadurch nicht grade zymotisch giftig, indem der Schimmel im Darm verdaut, dann aber auch durch die Backhitze zerstört wird, wogegen in der Faulhefe die lebensfähigeren Spaltpilze durch die Erhitzung nur noch lebenskräftiger gemacht werden.

„Der gleiche Versuch wurde in etwas größerem Maßstabe (3. A. B. C. D.) wiederholt.

„3. A. B. Zwei Flaschen, je mit 450 ccm Hefenbrei ohne weiteren Zusatz, 25½ Stunden nach dem Beginn (24 Stunden nach dem Warmwerden). Zwischen den abgestorbenen Hefezellen befanden sich sehr zahlreiche stäbchenförmige Spaltpilze. Die Flüssigkeit reagirte auch nach dem Kochen sauer (Milchsäure)."

„3. C. D. Zwei gleiche Versuche wie 3. A. B, aber zu den 450 ccm Hefenbrei wurden 2,5 Gramm Citronensäure (also 0,55 pCt.) gegeben. Spaltpilze mangelten gänzlich."

„E. F. Zwei Flaschen mit 0,5 pCt. Citronensäure. Sie blieben während 7½ Tagen im Brütkasten und hatten nun beide Decken von Spaltpilzen."

„Bei unseren Versuchen konnte niemals Alkohol abdestillirt werden. Es geht daraus das eine unzweifelhaft hervor, daß die Hefezellen infolge der krankhaften Veränderung beim Absterben nur sehr wenig Alkohol erzeugen. Tritt derselbe in größeren Mengen auf, so muß er auf einem andern Wege entstehen, wobei das Zusammenwirken der Spaltpilze und der Sproßpilze erforderlich ist, der ersteren, um aus Cellulose Zucker, der letzteren, um aus Zucker Alkohol zu bilden*)."

„Diese exzeptionelle geistige Gährung (in faulender Hefe) setzt das Wohlbefinden zweier Pilzformen voraus, die ungleiche Existenzbedürfnisse haben und durch Konkurrenz einander leicht verdrängen. Es läßt sich daher schon zum voraus vermuthen, daß (neben der Faulgährung in einer alten Hefemasse) die geistige Gährung nur unter ganz besonderen Umständen, wo die beiden Gegner (Sproßpilze und Spaltpilze) in ihrer Existenzfähigkeit sich die Wage halten, also nur selten eintreten wird. In der That mangelte sie in den angeführten Versuchen entweder gänzlich oder beinahe gänzlich, indem die Spaltpilzbildung meist ausblieb, zuweilen aber auch allzusehr überhand nahm." — Jeder Bäcker wird diese Wahrnehmung von Nägeli's bestätigen, daß in der Regel in dem Maße, wie die Selbstvergährung in der Hefe um

---

*) Theorie der Gährung, von C. v Nägeli. München 1879.

**) „Ich verstehe unter Hefe überhaupt die sogenannten geformten Fermente und unterscheide die verschiedenen Hefenarten oder Hefenpilze als Sproßhefe (Wein- und Bierhefe) und als Spalthefe (Fäulnißhefe, Milchsäurehefe u. s. w.).

Ich habe die der Selbstgährung überlassene Bierhefe einigemale mikroskopisch untersucht. Liebig glaubte meine Bemerkung, daß reichliche Fäulnißpilze unter den Bierhefezellen sich befänden, als unerheblich weglassen zu können.

Auch bei anderen Hefeversuchen, die Liebig in den Jahren 1868 und 1869 anstellte, konstatirte ich eine sehr reichliche Verunreinigung der Hefe mit Spaltpilzen und empfahl zur Verhütung derselben, wiewohl umsonst, eine starke Ansäuerung der Versuchsflüssigkeit."

*) „Wie ich bereits angeführt habe, wurden bei den liebigschen Versuchen, bei welchen ich eine mikroskopische Untersuchung anstellte, reichliche Spaltpilze gefunden.

Ihr Vorhandensein ergibt sich übrigens auch aus dem Umstande, daß die Flüssigkeit infolge der Bierhefe nach Liebigs Beobachtung ziemlich viel Leucin (dieses gewöhnliche Produkt fauler Gährung) enthielt. Diese Verbindung wurde nicht von den Sproßpilzen ausgeschieden, sondern von den Spaltpilzen durch Zersetzung der von den Sproßpilzen ausgeschiedenen Peptone gebildet; Liebigs Angabe, daß, man bei dieser (faulen) Gährung (der Hefe) nicht den geringsten Fäulnißgeruch beobachtete, hat keine Beweiskraft gegen das Vorhandensein von Fäulnißprozessen, denn bei Anwesenheit von Zucker oder zuckerbildenden Substanzen schreitet die Fäulniß ziemlich weit fort, ohne daß man sie mit dem Geruchsorgan wahrnimmt, weil die (riechbaren) Ammoniakkörper von der durch die Spaltpilze gebildeten Milchsäure neutralisirt worden. Sowie man dagegen durch vorsichtiges Zusetzen von Alkalien die Säure bildet (und die riechenden Ammoniakkörper wieder frei macht), tritt der Fäulnißgeruch gleich sehr intensiv hervor.

Diese Erklärung wird durch die Angabe Liebigs bestätigt, daß die Flüssigkeit bei der Selbstgährung der Bierhefe stets sauer geworden sei, so daß sie zu fernerem Gebrauche neutralisirt werden mußte. Die Säure konnte unter den vorliegenden Umständen nur Milchsäure sein, allenfalls gemengt mit Buttersäure, und die Säure konnte nur durch die Spaltpilze vermittelst Gährnng aus dem Zucker entstehen."

sich greift, die gesunde, geistige Gährung, die Thätigkeit der krank gewordenen Hefezellen nachläßt und erlischt. Je kranker die Hefe ist, desto größere Massen setzt der Bäcker zu.

„Da zwischen Gährung und Fäulniß kein prinzipieller Unterschied besteht, da beide nur solange thätig sind, als sie von den lebenden Hefenzellen unterhalten werden, so müßte die Zersetzungstheorie, um dieser Erfahrung gerecht zu werden, annehmen, daß in allen Stadien der Gährung und der Fäulniß die Hefe den Zersetzungszustand, in dem sie sich selbst befindet, dem Gährmaterial mittheile;" — daß also eine gesunde Sproßhefe dem ganzen Backteige die gewünschte alkoholische Gährung, dagegen aber auch eine kranke Spaltpilzhefe dem ganzen Teige ihre spezifische, kranke Faulgährung mittheile, den Teig also krankhaft, mit Faulgift gleichsam infizire.

„Die (mit Unrecht so sehr gefürchteten) Schimmelpilze vermögen nicht, irgendwelche Gährung (im Backteige) zu erregen" oder weiter zu verbreiten. Wir sehen in der That manchmal schimmeligen Sauerteig verbacken, ohne daß der Genuß des Brotes zymotische Krankheiten verursacht. Der Schimmelpilz ist als siegreicher Konkurrent des Spaltpilzes gleichsam dessen natürlicher Desinfektionspilz. „Ob es unter den Spaltpilzen ebenfalls (wie unter den Sproßpilzen) Formen gibt (besondere Spezies), welche nicht gährtüchtig sind und (in der Hefe) ohne freien Sauerstoff, also bei Luftabschluß, nicht leben können, ist wahrscheinlich."

„Man könnte vielleicht die Meinung hegen, daß die Gährung auch stofflich zum Wohlbefinden (zum Gesundbleiben) der Hefezellen beitrage."

„Es gibt noch eine Beziehung, welche in das Verhältniß des Sproßpilzes zu anderen Hefepilzen eingreift, welche also für ihn (und sein Gesundbleiben) im Kampfe ums Dasein Bedeutung hat."

„Die Gährthätigkeit eines Pilzes benachtheiligt die Ernährung und das Wachsthum der übrigen Pilze, welche nicht für diese, sondern für andere Gährungen organisirt sind. — Es ist gewiß die merkwürdigste unter den Beziehungen zwischen Gährung und physiologischer Funktion, daß die Thätigkeit einer Zelle nicht blos förderlich für sie selber und ihresgleichen, sondern hemmend für anderweitige Zellen sich erweist, und daß dieser schädliche Einfluß nicht etwa durch Entziehung von Nährstoffen oder durch Ausscheidung von schädlichen Verbindungen, sondern lediglich durch das Vorhandensein der besonderen Gährthätigkeit bewirkt wird."

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Ich mußte einen neuen Anzug haben. Man rieth mir, einen solchen aus einem Magazin zu entnehmen. Mein pommerischer Gutsbesitzer erbot sich, mir bei der Auswahl behülflich zu sein, indem er hinzufügte, daß ein Kauf von Kleidungsstücken seine interessante und belustigende Seite habe. — Man forderte für ein vollständiges Kleid 20 Thaler; der Gutsbesitzer gab mir einen Wink ruhig zu sein, bot die Hälfte dafür und wir erhielten das Gewünschte nach einer längeren Auseinandersetzung über vortheilhafte Waareneinkäufe, gute Stoffe, Geschäftsvortheile und dergleichen mehr. Zwanzig Thaler Forderung und zehn Thaler Verkaufspreis! — War es Entrüstung über die betrügerische Absicht dieses Menschen, war es etwas anderes, ich ging heim mit dem Gefühl, daß einem solchen Geschäftsbrauche eigentlich eine polizeiliche Strafe nichts schaden könne. Eine Entschuldigung, die Unerfahrenheit des Publikums zur sonst ganz unberechtigten Bereicherung zu benutzen, vermag ich auch jetzt noch nicht zu finden! — —

Mit der schüchternen Frage, ob man hier weiße Herrenwäsche gewaschen bekäme, trat ich über die Schwelle Louise Bürgers. Das junge Mädchen ward roth, als sie mir entgegenging. Ich suchte ihre Verlegenheit durch ein Lächeln, das jedenfalls sehr gekünstelt gewesen ist, hinwegzuscheuchen, und als ich nicht sogleich Antwort erhielt, wiederholte ich meine Eintrittsrede. Mit melodischer Stimme ertönte ein leises Ja! Aber das Mädchen besann sich schnell und sagte: Ich weiß nicht, ob Mutter dazu Zeit hat. Sie kommt erst am Abend wieder! — Der Anknüpfungspunkt war nun gefunden. Was ich alles geschwatzt, dessen entsinne ich mich nicht mehr, ich weiß nur, daß ich mit seltener Aufrichtigkeit das bunteste Zeug geredet habe. Ich sagte dem Mädchen unter anderm, daß mein Fenster den Blick nach ihrem Stübchen gestatte, und daß ich mir ihren regen Fleiß als Muster genommen. — Ich habe ihr eine Menge Schmeicheleien gesagt und ich habe dieses unglückliche Wesen nun doppelt schätzen lernen. Soviel Bescheidenheit und Einfalt bei soviel Liebenswürdigkeit und weiblicher Klugheit fand ich hier zum erstenmale. Louise gestand mir zuletzt, daß sie mich auch schon kenne; ich sei geschickt in Wissenschaften, habe sie gehört, und es kämen ihr Stunden, wo sie es schmerzlich bedaure, nicht geistig sich entwickeln zu dürfen; die wenigen Bücher, welche sie besitze, könne sie nun schon fast auswendig und die Personen, welche darin gezeichnet wären, seien ihr liebe Freunde und treue Rathgeber im Leben. Ich nahm ein Buch von der Kommode. Es war ein Band der Goetheschen Dramen. Das ist ein wahrer Schatz, rief ich, wenn Sie ihn verehren, ihn recht zu würdigen verstehen, verdienen Sie ein hohes Lob. Meine wenigen Bücher stehen zu Ihrer Verfügung, fuhr ich fort; ich habe eine stille und innerliche Freude, Menschen zu begegnen, deren Sinn nicht im Lärm der Welt für die Ideale der Menschheit erstorben ist, und mein Herz schlägt rascher und sympathischer bei den Gedanken, ihre Welt mit meinen schwachen Mitteln um ein gut Stück erweitert zu haben. — Das gute Kind ging aber auf dieses Entgegenkommen nicht ein und dankte mir nur mit einem gütigen Blick aus ihren großen Augen für den guten Willen. — Es ist vielleicht jetzt zu spät, sagte sie melancholisch. Meine Arbeit läßt das allzuviele Sinnen, Grübeln und Träumen nicht zu. — Es war wohl eine Unwahrheit, aber was konnte ich darauf sagen? — Ging es mir nicht gerade so und vielleicht nicht noch schlimmer? — Ich verließ mehr traurig, als freudig die saubere Wohnung mit den Worten: ich wolle der Mutter meine Anfrage selbst vortragen. — Der heutige Tag ist jedoch der erste meines Aufenthaltes in Berlin, der ein gewisses Behagen in meine Brust senkt. Unwillkürlich gestaltete sich in meinen Gedanken ein Lied; es war ein wehmüthig trauriges; Louise Bürger liegt im Sarge, geschmückt mit Lilien und Rosen, bleich und starr wie Alabaster; um ihre Lippen regt sich noch im Tode ein leichtes, friedliches, himmlisches Lächeln und ihre Augensterne sehen auf mich mit einem Ausdruck, der mir soviel zu bedeuten scheint als: So endet alles Schöne hier auf dieser schönen Erde. — Ich habe Thränen vergossen, als ich das Lied aufschrieb, und ich bewahre es als ein liebes Angedenken an eine glückliche Stunde.

Zum erstenmale habe ich heute begriffen, was es mit der Kunst auf sich hat. Man muß von einem Gegenstande ganz durchdrungen sein, man muß sich hineingelebt haben. Dann ist die Form ein leichtes und Form und Idee verschmelzen sich zu einem harmonischen Ganzen.

Wer an einer Idee herumzappelt und sich abmüht, dem ist sie verloren und alles, was er unter solchen Bestrebungen hervorbringt, trägt den Schein des Unnatürlichen, des Gekünstelten an sich. — Das hat indeß nur auf eine gewisse Kategorie von Kunstschöpfungen bezug, auf die nämlich, die zum Herzen gehen, die ganze Seele bis zur feinsten Faser ergreifen sollen! — Ich hätte diese Wahrnehmung aus keinem Buche so vollständig zu meinem Bewußtsein führen können, wie aus dem Leben, aus der Erfahrung. Sie ist die wahre Schöpferin der Kunst.

Am Sonntag fahre ich nach Potsdam. Ich muß meine Seele durch den Anblick der Natur und der Kunst erfrischen, muß durch meine öde Brust wieder einmal einen gesunden Lufthauch streifen lassen! — Von meinen Eltern empfing ich erfreuliche Nachrichten. Mein Vater ist in einem großen Bureau angestellt worden. Du brauchst dich nun nicht mehr der ängstlichen Sorge über uns hinzugeben. Denke ganz nur an dich, schrieb er, deine Geschwister erhalten nach Kräften eine gute Erziehung und deine Mutter freut sich mit mir, daß du, auf eignen Füßen stehend, deinen Weg durch das Leben mit Muth und Ehrenhaftigkeit findest. Im

Grunde ist jeder seines Glückes Schmied. So schön dieses Sprüchwort klingt, so scheint es mir, als ob man daran doch mäkeln könnte. Ich will darüber nachdenken, sobald mir der Kopf zu Spekulationen geeignet dünkt. — —

Ein Jahr bin ich nun in Berlin! „Ein" Jahr im Leben wiegt oft so schwer wie zehn. Es kommt mir so vor, als ob ich das Recht hätte, diese Zeit doch mindestens mit fünf zu multipliziren. Was ich erfahren, kann unmöglich erzählt und beschrieben werden. Der Mensch muß selbst wissen, ob er gealtert ist. Und ich bin es! Tief hat sich meine Bureauthätigkeit in meinen Körper eingegraben. — Ich schleiche dahin, ich bin krank; meine Brust ist angegriffen und Schmerzen stellen sich zuweilen ein, wenn ich von meinem angestrengten Nachtdienst heimkehre. Was habe ich während dieses Jahres erlangt? — Ich habe mich satt gegessen, vieles vergessen und das nur gelernt, daß mich diese prosaische Beschäftigung physisch und moralisch tödten wird. Theure Erfahrungen! Könnte ich sie nur zu Markte tragen und mit Vortheil an den Mann bringen! — —

„Heute roth, morgen todt!" Das Menschenleben gleicht einer fliegenden Seifenblase. Sie glänzt und schillert in allen Regenbogenfarben, ein kleiner Windhauch zerstäubt sie und wir behalten nur einen unbedeutenden Rest Wassers zurück. — Milchhändler Trosten ist plötzlich gestorben. Der Jammer ist groß. Eine ungeheuerliche Verwirrung hat die Gemüther der Familie ergriffen, die vergrößert wird durch den Umstand, daß niemand weiß, wie es um des Todten Geschäft steht. — Ich bemühe mich zu trösten, zu helfen. Solches Ereigniß macht auf Momente jegliche Abneigung vergessen. —

Nun liegt Trosten schon in der Erde! — Neue Gestalten bewegen sich im Laden. Die Wittwe ist hinauf in den ersten Stock gezogen. „Denken Sie an das rastlose Streben ihres Gatten, der stets darauf bedacht war, Ihnen allen wohl zu thun, denken Sie an Ihre Kinder und seien Sie ihnen eine wahre Mutter." Frau Trosten nickte weinend mit dem Kopfe und versprach mir, das Andenken des Todten zu ehren. Wie lange? — Ich denke wirklich schlecht, im Anblick des frischen Grabes. — Wenn das erste Grün aus der aufgeschaufelten Erde emporsproßt — wie dann? — Ich täusche mich selten. Ich denke schlecht. —

Ich bin seit gestern unwohl, muß die Stube hüten und durch Ruhe mein aufgeregtes Nervensystem wieder brauchbar machen. Ich bedaure nur meine armen Kollegen, die nun meine Arbeit für mich mit verrichten müssen. Trostens Bertha ist bei mir; sie macht ihre Schularbeiten und findet es hier so sehr gemüthlich. Es hat mich sehr lieb das Kind. Die Stubenluft hat ihm ein krankhaftes Aussehen gegeben. Als ich mit der Kleinen vorhin sprach — sie will immer Geschichten von mir hören — äußerte sie ernsthaft: Mein Papa ist nun todt, er hatte mich so lieb, zuweilen; Mama kümmert sich nicht um mich; die hat die Frau Weinberg lieber als mich. Da möchte ich so gern todt sein, dann ist es mir wohl. — Ich belehrte sie zwar eifrig über das Thörichte ihrer Gedanken, aber die Kleine blieb dabei, der Tod wäre gar kein böser Mann. Meine Stimmung war dadurch eine verdammt kirchhofartige geworden. — Das Kind mochte sich wohl des Eindrucks ihrer Worte bewußt geworden sein, denn es kam leise zu mir und fragte mich, ob ich ihm böse sei. Diesem Kinde böse? — Ich küßte es und sagte bewegt: Du bleibst immer ein gutes Kind!

Diese Liebesversicherung that seine Wirkung. Und nun ist es um vieles fröhlicher. Ich will auch heute mich meines vernachlässigten Freundes erinnern, eh' er mir einen Mahnzettel sendet.

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Die Schiffsahrt.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich,
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende!
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen:
Da ließen die Blümch‹n sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen
Und hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Und alle begannen zu singen
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir selige Tage!
Mein blondes Mädchen, o sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder,
Dann setz' ich mich neben dir nieder,
Und schiffe durchs Leben mit dir.

Overbeck.

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil.

Die Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen zeigt uns den Menschen, je weiter er in Kenntnissen und Künsten der Civilisation fortschreitet, desto mehr mit siegreicher Kraft gegen alle Gefahren und Schrecken einer feindseligen Naturumgebung ausgerüstet. Sein physisches wächst mit seinem geistigen Vermögen. Der Mensch unserer Tage richtet nicht allein positiv mehr aus, sondern er erträgt, übersteht auch mehr.

Bei den Römern, dem weltbeherrschenden Volke — kein irgend zugänglicher Winkel der alten Welt, sollte man meinen, hätte von ihnen unerforscht bleiben dürfen — galt es für ausgemacht, der Erdstrich jenseits des Wendekreises, unter den senkrechten Strahlen der Sonne, sei für Menschen unbewohnbar. Nur wenige Gelehrte, Geographen, Polyhistoren wußten oder vermutheten es anders. Von den Ländern und Meeren über Britannien und Germanien hatte man so gut wie gar keine Kunde. An die toto divisos orbe Britannos (die von der ganzen Welt abgeschlossenen Britannier) mochte man am Hofe des römischen Kaisers Augustus, der zu Anfang der christlichen Zeitrechnung regierte, nur mit Schaudern und Frösteln denken. Da wähnte man alles in Frost und Nacht begraben und die Meeresfluth vor Kälte zu einer zähen, trägen, halbflüssigen Masse geronnen und erstarrt; da fahre kein Ruder, da schneide kein Kiel hindurch und selbst der Sturm erhebe kaum eine Welle. (Tacitus.)

Nun wohl, diese Britannier, die sich die Römer, wie wir die Eskimos und Kamtschadalen vorstellten, führen jetzt das Regiment über große Länderstrecken und Inseln der heißen Zone, während zugleich ihre kühnen Seefahrer Parry, Roß, Back, Franklin mit heldenmüthiger Ausdauer die Zugänge zu der Polarwelt belagerten, ihre Eispforten sprengten und in Regionen, wohin nur der Eisbär sich zuweilen beutesuchend verirrt, überwinterten. Das thun der Menschengeist und die Wissenschaft. Die äußerste Hitze und die äußerste Kälte sind für den menschlichen Unternehmungssinn kein Hinderniß mehr.

Was treibt die Menschen nach der Polarzone hin, mit deren Gefahren die Schrecken der Schlachtfelder verglichen, fast wie Kinderspiele erscheinen? Es sind wissenschaftliche und praktische Zwecke. Den handeltreibenden und seefahrenden Mächten Europas war es nach der Entdeckung von Amerika von hohem Interesse, zur Vermeidung des langen und gefährlichen Seeweges über Asien nach dem neuen Welttheile zu gelangen und deshalb eine nordöstliche Durchfahrt aufzufinden. Daß später auch die geographische Wissenschaft Theil an dieser Frage nahm, so daß sich die veranstalteten Entdeckungsreisen nach dem hohen Norden ausdehnten, setzen wir als bekannt voraus.

Die nördliche Polarzone umfaßt jenen Kreisabschnitt unserer Erdkugel, dessen Mittelpunkt der Nordpol und dessen südliche Grenze zwischen dem 66. und 67. Grad nördlicher Breite liegt. Um sich auf dem Schauplatz unserer Schilderung zurechtzufinden, möge uns der Leser zur Beringsstraße folgen und hier vom Ostkap Sibiriens die angenommene Linie, welche die Geographen den nördlichen Polarkreis nennen, von Osten nach Westen quer durch Sibirien, Finnland, Norwegen und die Nordsee, durch Grönland, die Baffinsbay und Nordamerika bis zum Kotzebue-Sund verfolgen, wo der Tod angesichts der bezaubernden Fata Morgana des Nordens, dem Nordlicht, zwischen silberglänzenden Brückenbogen und majestätischen Eispalästen lauert. Es giebt wenig Glückliche, die ihre Flaggen nach dem Polarmeer trugen und seinen Schrecken entronnen sind.

Wir wollen den Reigen mit denen anfangen, die, die nordöstliche Durchfahrt suchend, ihre Thätigkeit auf die Umschiffung der nördlichen Küsten von Europa und Asien erstreckten.

Den ersten Versuch, dieses Wagstück auszuführen und solchergestalt einen Seeweg nach dem großen Reiche Cathay (China) und Ostindien zu finden, machte 1553 ein Engländer, Sir Hugh Willoughby, mit drei Fahrzeugen. Vom Eise eingeschlossen, mußte er mit zwei Schiffen in einer kleinen lappländischen Bucht überwintern und kam sammt seinen Leuten vor Frost und Mangel um. Richard Chancellor, der das dritte Schiff befehligte und sich von den beiden andern verirrt hatte, gelangte glücklich nach Archangel und knüpfte einträgliche Handelsverbindungen mit den Russen an.

Stephan Burrough, Chancellors Gefährte auf einer zweiten Reise, drang ostwärts bis zur Waigatzstraße vor und ist als der Entdecker von Nowaja-Semlja zu betrachten; er hat einen Theil der Süd- und Westküste dieser Insel gesehen, wenn auch nicht betreten.

Man suchte damals die nordöstliche Durchfahrt mit nicht geringerem Eifer, als in jüngster Zeit die nordwestliche.

Im Jahre 1596 fror ein holländisches Schiff, worauf sich Jakob van Heemskerken als Kapitän und Wilhelm Barentz als Steuermann befanden, unweit der Nordküste von Nowaja-Semlja im Eise fest. Die Mannschaft, aus sechzehn Personen bestehend, überwinterte in einer aus Treibholz gezimmerten Baracke, überstand eine fast drei Monate lange Polarnacht und wagte sich im Juni des folgenden Jahres, als das Meer vom Eise frei ward, das eingefrorene Schiff aber nicht flott gemacht werden konnte, in ihren Böten auf das Meer hinaus. Unter tausend Gefahren erreichten sie die Küste von Lappland und fanden zu Kola ein holländisches Fahrzeug, welches sie an Bord nahm und nach Hause brachte. Wilhelm Barentz starb noch unterwegs infolge der Entbehrungen und von seinen Leidensgenossen sahen nur zwölf die Heimath wieder.

Die Holländer hörten auch im 17. Jahrhundert nicht auf, das Meer um russisch Lappland und Nowaja-Semlja, des Walfisch- und Robbenfanges halber, fleißig zu besuchen; einzelne kühne Seefahrer wagten sich weiter ostwärts und sollen 100 Meilen über Nowaja-Semlja hinausgekommen sein. Gleichwohl blieb die Ostküste der Insel gänzlich unbekannt, und bis zum Jahre 1833 konnte sich niemand rühmen, derselben mit einem Fahrzeug nahe gekommen zu sein oder auch nur sie von fern erblickt zu haben.

Nur dem Kapitän Rosmysloff, einem Russen, war es um's Jahr 1762 geglückt, eine kleine Strecke über das südöstliche Ende der Matuschkinstraße hinaus vorzudringen. Diesen Namen führt nämlich der schmale Meeresarm, welcher Nowaja-Semlja in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durchschneidet und in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt.

In den Jahren 1819 bis 1824 hat die russische Regierung fünf wohlgerüstete Expeditionen hinter einander nach Nowaja-Semlja ausgesendet, davon vier unter der Leitung des kundigen und wackeren Kapitäns Lütke. Alle kehrten unverrichteter Sache nach Hause zurück; die Ostküste nur zu erreichen, geschweige denn sie planmäßig zu erforschen und aufzunehmen, schien eine absolute Unmöglichkeit. Die Regierung war durch dieses wiederholte Mißlingen entmuthigt und sehr geneigt, das ganze Projekt abermals fallen zu lassen, als ein Privatmann dazwischen trat.

Ein reicher Kaufmann, Namens Brandt, um die Förderung der wissenschaftlichen neben den Handels-Interessen einsichtsvoll bemüht, faßte im Jahre 1832 den Gedanken, den im frühen Mittelalter vielbefahrenen See- und Handelsweg zwischen dem weißen Meer und der Mündung des Ob wieder aufzufinden und in Aufnahme zu bringen. Aber just mitten auf diesem Wege liegt Nowaja-Semlja, und alle Schiffe, welche zwischen Archangel und Obskajaguba (so heißt der tief ins Land tretende Meerbusen, in welchen der Ob ausmündet) hin und zurück wollen, müssen entweder nördlich oder südlich um die Insel herumfahren und können leicht in den Fall kommen, an die Küsten derselben geworfen zu werden oder daselbst Zuflucht suchen zu müssen. Ohne die allergenaueste nautische und geographische Kenntniß dieser Küsten, mit all' ihren Buchten, Meerbusen, Landzungen, Vorgebirgen, vorliegenden Inseln und Klippen, ließ sich daher nichts anfangen und demgemäß stellte Brandt sich zu allererst die Aufgabe, Nowaja-Semlja in seinem ganzen Umfange, von Westen und Osten zugleich, auszukundschaften und die Erstreckung und Beschaffenheit der Küsten zu ermitteln. Als Kaufmann spekulirte er nebenbei darauf, an der bisher fast gar nicht besuchten Ostküste neue und darum einträgliche Stationen für den Walroßfang ausfindig zu machen. Er trat an die Spitze einer Kompagnie, erwirkte für dieselbe von der kaiserlichen Regierung ein Privilegium zum ausschließlichen Betriebe der Rhederei und Fischerei im Osten von Nowaja-Semlja und die Erlaubniß, Offiziere der kaiserlichen Marine in Dienst zu nehmen. Drei Fahrzeuge wurden ausgerüstet. Mit dem ersten sollte Lieutenant Krotoff längs der Westküste von Nowaja-Semlja nordwärts bis zur Matuschkinstraße fahren, diese Straße in ihrer ganzen Länge untersuchen und von ihrem östlichen Ausgang seine Richtung nach der Mündung des Ob nehmen. Dem zweiten Schiffe, welches der Steuermann Pachtusoff führte, ward die schwerste Aufgabe zu Theil, nämlich unmittelbar die Ostküste von Nowaja-Semlja aufzusuchen, an derselben so weit nordwärts vorzudringen als möglich; dem dritten die leichteste, sich an der Westküste zu halten, auf den Walroßfang zu gehen und nebenbei fleißig Beobachtungen anzustellen und aufzuzeichnen. Dieses Fahrzeug kam denn auch zur rechten Zeit, wohlbehalten, ohne einen Mann verloren zu haben und mit reichem Fang nach Archangel zurück. Krotoff aber ist sammt seiner Mannschaft spurlos verschollen; Schiffstrümmer, die man auf einer Eistrift nicht weit vom Eingange der Matuschkinstraße aufgefunden und an sicheren Kennzeichen als Wrackstücke von Krotoffs Fahrzeug erkannt hat, lassen leider keinen Zweifel an seinem und seiner Gefährten traurigem Ende übrig. Pachtusoff war glücklicher. Am 1. August 1832 war er von Archangel ausgelaufen und verfolgte seinen Weg ostwärts längs der südlichen Küste von Nowaja-Semlja. Am 31. August trieb ihm der Ostwind plötzlich solche Eismassen entgegen, daß er kaum Zeit behielt, mit seinem Fahrzeug in eine kleine Bucht (auf russisch: Kamenka tschara, die Felsenbucht) zu flüchten. Hier sah er sich, so weit das Auge reichte, von dicht zusammengeschobenen Eisbergen und Eisfeldern eingeschlossen und da überdies in den ersten Tagen des September das Eis sich stellte und starker Frost eintrat, so machte sich Pachtusoff darauf gefaßt, an dieser Stelle zu überwintern, und war noch froh, daß ihm das Glück einen so bequemen und wohlgelegenen Schlupfwinkel gewiesen hatte. Er ließ das Schiff abtakeln und ans Land ziehen, aus Treibholz eine Hütte bauen, 12 Fuß lang, 10 Fuß breit, die Wand 5 und den Dachgiebel 7 Fuß hoch, und dicht daneben einen kleineren bedeckten Verschlag, zu welchem aus der Hütte eine Thür und ein niedriger mit Segeltuch bedeckter Gang führte. In diesem Verschlage sollte ein Kessel geheizt und ein Dampfbad auf russische Manier eingerichtet werden. Wer beschreibt aber Pachtusoffs Verdruß, als Wind und Wetter wieder umsprang, als er im September, im Oktober, ja bis in den November hinein tagelang das Meer gegen Osten vom Eise frei sah. Es war zu spät — das Schiff konnte nicht so schnell wieder segelfertig gemacht werden. Also blieb er ruhig liegen. Der Winter verging unter Beschäftigungen und Abenteuern, wie sie in den Tagebüchern aller Polarseefahrer verzeichnet sind: es wurde an der Küste nach Treibholz gesucht, den Schneefüchsen wurden Fallen gestellt, mit den grimmigen Eisbären setzte es manchen harten Strauß; man überstand gewaltige Schneestürme und manch anderes Ungemach. Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Am 24. Juni sah Pachtusoff das Meer sowohl nach der europäischen als nach der sibirischen Seite gänzlich offen. Da sein Schiff noch eingefroren war, bestieg er mit einem Theil seiner Mannschaft die große Schaluppe und ließ ostwärts steuern. Nachdem er den 71. Grad nördlicher Breite erreicht und die Küste genau aufgenommen hatte, kehrte er um, befreite sein Schiff und die zurückgebliebene Mannschaft aus ihrer 297tägigen Gefangenschaft und erreichte am 13. August das östliche Ende der Matuschkinstraße, bog in dieselbe ein und gelangte gegen Mitte September an ihren westlichen Ausgang. In dieser Straße und nicht minder um das Kap Mentschikoff und die Lütkebay, welche er an der Ostküste in Augenschein genommen hatte, wimmelte es von Meerschweinen, Seekälbern und Robbengethier aller Art. Kaum war Pachtusoff aus der Matuschkinstraße ausgelaufen, so packte ihn ein wüthender Sturm aus Nordwest und trieb ihn gegen die russische Küste; mit genauer Noth erreichte er die Mündung der Petschora — Wind und Fluth trieben das Schiff am 30. September auf den Strand. Die Schiffbrüchigen zimmerten sich in einiger Entfernung vom Ufer eine Hütte und waren des Obdachs froh, als eine noch höhere Fluth hereinbrach und alles mit sich fortriß; kaum retteten sie, landeinwärts watend und flüchtend, das Leben vor dem unbändigen Element. So endete Pachtusoffs erste Reise.

Am 24. Juli 1834 trat er von Archangel aus mit zwei Schiffen seine zweite, nicht minder gefahrvolle Reise an und drang diesmal bis zum 74. Grad nördlicher Breite, untersuchte die Küste von Nowaja-Semlja und kehrte im nächsten Jahre am 8. September nach Archangel zurück, wo er noch vor Ablauf des Oktober, ein Opfer seiner Anstrengungen, starb.

Im Jahre 1837 hat Baer im Auftrage der petersburger Akademie der Wissenschaften Nowaja-Semlja untersucht und Steinkohlenlager entdeckt, die unter diesen Breitengraden kostbarer wie Gold sind.

Ueber zwei Jahrhunderte früher hatten schon die Russen begonnen, auf Landreisen das nördliche Asien zu erschließen. 1630 erreichten mit dem Eintreiben von Tribut beauftragte Kosaken vom Jenisei die Lena; 1636 verfolgte Busa dieselbe bis zur Mündung und entdeckte zwei Jahre später die Jana, während zu derselben Zeit Jwanojo bis zur Indigirka vordrang. 1644 gelangte Stadutschin bis zur Kolyma, und von dieser ausgehend fuhr Deschnew 1648 in Segelbooten an der Küste nach Osten bis zur Beringsstraße und landete in der Anadyrbay. 1728 segelte Bering, ein in russischen Diensten stehender Däne, von Kamtschatka aus an der asiatischen Küste nordwärts bis zum Kap Serdze; die östliche Begrenzung der Beringsstraße, die amerikanische Küste, entdeckte erst Gwosdew 1730. Bering segelte 1741 abermals von Ochotsk aus nach Norden, wandte sich nach Passiren der Straße ostwärts und untersuchte die amerikanische Küste bis zum 69. Grad nördlicher Breite. Früher schon, 1735, war Prontschitschew von Jakutsk aus an die Lenamündung gefahren und gelangte, westwärts reisend, im nächsten Jahr bis nach Kap Thaddäus unter dem 77. Grad nördlicher Breite. Ihm folgte 1739 Laptew, der ebenfalls bis zum Kap Thaddäus und über Land westwärts bis zum Kap Taimyr kam. Auf weiteren Expeditionen umwanderte sein Steuermann Tscheljuskin das nach ihm benannte Kap, die nördlichste Spitze des Festlandes von Asien. Boschkin segelte 1766 durch die Karastraße nach der Ostküste von Nowaja-Semlja und vollendete die Umschiffung der Insel nach zweimaliger Ueberwinterung.

Damit war die stückweise Umschiffung der alten Welt vom Nordkap Skandinaviens bis zum Ostkap Sibiriens an der Beringsstraße vollendet und die Küstenaufnahme des europäischen und asiatischen Polarfestlandes durchgeführt. Jetzt handelte es sich nur um die im nördlichen Polarmeer zerstreut liegenden Inseln, doch auch die Lage dieser wurde festgestellt.

Im Gebiet zwischen den Flüssen Lena und Indigirka handelnd, hörte der Kaufmann Liakow von Land im Norden, sah auch Rennthiere von dort nach dem Festland wandern und entdeckte 1770, von Swiat Christos mit Schlitten ausgehend, die nach ihm benannte Insel, drei Jahre später auch Maloi und sah noch nördlicher anderes Land, Kotelnoi. Ihm folgte 1815 Sannikow und entdeckte Fadejnoskoj; 1806 fand Sirowatskoj die Insel Neusibirien. Lieutenant Anjou bestimmte 1823 die Lage und Größe dieser neusibirischen Inseln genauer, während Wrangell 1820—23 mit Schlitten von verschiedenen Küstenpunkten aus über das gefrorene Meer fuhr, um im Auftrag der russischen Regierung ein sagenhaftes Land im Norden zu suchen. Seine äußerste Polhöhe von 72 Grad erreichte er unter dem 166. Grad westlicher Länge (von Greenwich) und befand sich zu weit westlich von dem später entdeckten und nach ihm benannten Land, an dessen Existenz er nicht glaubte.

Der berühmte Seefahrer Cook, der im Jahre 1778 durch die Beringsstraße segelte und bis zum 70. Grad nördlicher Breite vordrang, sowie Kotzebue, welchen der Dichter Chamisso begleitete (1816—17), hielten von der Beringsstraße aus eine Nordwestpassage (gleichbedeutend mit einer nordöstlichen Durchfahrt von Europa aus) wegen des Eises für unausführbar.

Wie große weltbewegende Erfindungen in der Regel nicht der Initiative eines Forschers zu danken sind, sondern sich als das Endresultat einer langen Reihe mühevoller Untersuchungen und Experimente vieler darstellen, so bildet jede Polarexpedition nur ein Glied in der langen Kette kühner Unternehmungen, deren Schauplatz sich immer weiter ausdehnt. Hunderte von kühnen Männern mußten an den Küsten von Nowaja-Semlja zu Grunde gehen, bis es der österreichisch-ungarischen Expedition unter Führung von Wieprecht und Payer gelang, nördlich von Nowaja-Semlja um das neuentdeckte Franz-Josephsland unter dem 82. Grad nördlicher Breite ein offenes Polarmeer zu befahren und dadurch die von dem englischen Geographen Barrow aufgestellte Hypothese einer offenen See um den Nordpol herum zu bekräftigen. Im Jahre 1872 segelte die österreichisch-ungarische Expedition, Weyprecht und Payer, im Dampfer Tegethoff nach Nowaja-Semlja, trieb von dort mit dem Eise nach Norden und erkannte Kaiser-Franz-Josephs-Land als eine vergletscherte Inselgruppe von großer Ausdehnung.

Um unsern Lesern eine Probe von der Großartigkeit der nordischen Alpenwelt zu geben, greifen wir zur Erklärung unseres Bildes, „Das Teufelsschloß im Franz-Josephs-Fjord“ (Seite 209), in die an der Ostküste von Grönland (1870) gefüllte Mappe des berühmten Alpensteigers und Polarfahrers Payer.

„Wir waren,“ erzählt er, „in einem Kessel angelangt, dessen Ufer Felsen bildeten, wie ich sie in herrlicheren Formen und Farben noch nie gesehen hatte. Die Eigenthümlichkeiten der alpinen Welt: ungeheuere Wände, tiefe Erosionsspalten, wilde Hochspitzen, gewaltige und zerrissene Gletscher, tobende Abflüsse und Wasserfälle, welche bei uns in so ausgezeichneter Weise nur vereinzelt vorzukommen pflegen — alle diese Bilder wilder Pracht umfaßte hier ein einziger Blick. Es ist mir noch heute erinnerlich, daß der unmittelbare Eindruck dieses von den bizarrsten und großartigsten, 1500 bis 2500 Meter hoch aufragenden Felsburgen umgebenen Bassins märchenhaft war. Ein kubischer Felskoloß streckt sich hier auf schmaler Basis als Landzunge weit hinaus in den Fjord. Unmittelbar aus dem blauen Wasserspiegel erhebt sich diese Masse gegen 1500 Meter hoch; regelmäßige rothgelbe, schwarze und lichtere Streifen zeigen die Schichtung seines Gesteins. Die Erkern und Thürmchen ähnlichen Vorsprünge an seinen Kanten verleihen ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit einer zerfallenen Burg. Wir nannten ihn auch daher das Teufelsschloß. Einen Anblick von nur annähernder Großartigkeit erinnere ich mich nicht jemals in den Alpen gehabt zu haben. Ein kleines Matterhorn ragt hier aus den Fluthen empor; hier entströmten einem Gletscherthor ungeheure Wassermassen, um sich über die Riesenwand herab in den unbewegten klaren Spiegel tief unten zu stürzen.“

Die Verhältnisse des Felsenkolosses werden uns aber erst recht klar, wenn wir auf unserer Abbildung denselben mit dem Dampfer vergleichen, dessen Maschinengetöse und Kielwasserrauschen die einzigen Töne in der feierlichen Stille dieser jungfräulichen Natur waren. Aber wehe, wenn die Reifriesen losgekettet sind, wie unsere Vorfahren zu sagen pflegten; dann überbrüllt der Sturm die krachende Wetterschlacht und die lebendig gewordenen Eisberge drücken das Schiff wie eine Nußschale zusammen. Auch Payer und Weyprecht wissen von dieser Donnersymphonie zu erzählen. Die rasenden Elemente zwangen sie, den „Tegetthof“ zu verlassen (1874). Nach einem schwierigen Rückzug von russischen Fangschiffern gerettet, kehrten sie über Norwegen in die Heimath zurück. Die mit bewunderungswerther Ausdauer ebenso vortrefflich als vielseitig durchgeführten Beobachtungen haben die Wissenschaft im höchsten Maß bereichert, aber die Frage über die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt nicht gelöst. (Fortsetzung folgt.)

Ein Rieseninsekt aus Neuguinea. (Bild Seite 208.) Das absonderlich gestaltete Insekt, das einem geflügelten Fernrohr nicht unähnlich sieht, ist ein Bewohner des tropischen Urwaldes und zwar des blätterreichen Unterholzes desselben. Nur wenige Familien der Insekten, speziell der Geradflügler (Orthopteren), dürften an originellem Habitus dieser Gespensterheuschrecke gleichkommen. Eine auffällige Kürze des ersten Körperabschnittes (Prothorax), im Gegensatz dazu eine enorme Verlängerung des zweiten Abschnittes (Mesothorax) und endlich ein übermäßig langer gegliederter Hinterleib bilden die wesentlichen Charaktere dieser Familie, welche man Phasmiden nennt. Als nächtliche, von Pflanzen sich nährende Thiere verbringen sie den Tag in träger Ruhe, dem Auge ihrer Feinde fast unkenntlich durch die frappante Aehnlichkeit, welche sie mit ihrer Umgebung erkennen lassen. Mittels der Anpassung der Körperform an die jeweilig zum ständigen Aufenthalt gewählten Pflanzen züchtete die Natur unter den Gespensterheuschrecken höchst bizarre, oft abenteuerliche Formen. Die einen gleichen wandelnden Blättern, insofern nicht nur der Hinterleib, sondern auch die Schenkelglieder der Beine blattartig verbreitert sind und das Netzwerk der Hinterflügel täuschend das Geäder eines trockenen Blattes nachahmt; die andern dagegen sind kaum von einem dürren Ast zu unterscheiden wegen der stabförmigen, fast knorrigen Form des Hinterleibs und der langen dürren Beine. Die hier abgebildete Art, Keraocrana Papuana, hat ihren Namen von zwei hornartigen Auswüchsen am Kopfe erhalten. Sie ist ein wahrer Riese unter den Insekten, denn sie erreicht eine Größe von mehr als zwanzig Centimetern, und hat zwei Paar Flügel, von denen das erste Paar außerordentlich verkümmert, das zweite dagegen um so mächtiger entwickelt ist. Die drei Fußpaare sind lang, schlank und gezähnelt; dasjenige des Mittelkörpers vermag sowohl nach vorwärts wie nach rückwärts gerade ausgestreckt zu werden und erhöht durch diese Stellung die Absonderlichkeit der Körperform. Leider wissen wir über die Lebens- und Ernährungsweise der Gespensterheuschrecken von Neuguinea ebensowenig, wie über die von ihnen mit Vorliebe bewohnten Pflanzen. Nicht nur die Vögel, sondern auch die Menschen stellen eifrig der Gespensterheuschrecke nach. Die Eingeborenen von Neuguinea zerreiben die Heuschrecken, um sie als wohlschmeckenden Brei zu verspeisen. Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„Die Krankheiten des Mundes und der Zähne. Populär dargestellt von Dr. J. Wilpert, prakt. Arzt und Zahnarzt in Riga. Mit 26 in den Text gedruckten Holzschnitten.“ Riga, Verlag von Alexander Stida, 1879. (Preis 2 M.) Nachdem der Verfasser in der Einleitung die Anatomie des Mundes behandelt, über die allgemeinen Symptome der Mund- und Zahnkrankheiten Rechenschaft gegeben, ferner die zweckmäßigste allgemeine Behandlungsweise und endlich die nothwendige Zahnpflege dargelegt hat, geht er über auf die speziellen Krankheitserscheinungen der Mundhöhle: die Entzündung, die Geschwüre und den Brand der Mundschleimhaut, die Entzündung der Zunge, die angeborne Gaumenspalte, die Entzündung der Mandeln, den Rachencroup oder die Diphtheritis; weiterhin behandelt er die Milchzähne, das schwere Zahnen, den Zahnwechsel, verbreitet sich über die Abweichungen in der Durchbruchszeit der Zähne und in ihrer Zahl, über Stellungs-, Form- und Substanzabweichungen der Zähne, dann über deren Abnutzung und Bruch, über den Zahnstein und die Zahnfäule, über die Zerreißung der Pulpa oder des Zahnnervs, über Bildung von Zahnbeinkörperchen in der Pulpa, über die Entzündung derselben, über das Plombiren, über Zahnpolypen, Wurzelhautentzündung, Zahnfleischentzündung und Vereiterung, über Ader- und Gefäßgeschwülste, über Zahnfisteln, Kieferknochenveränderungen, Affektionen der Empfindungs- und Bewegungsnerven, veranlaßt durch Zahnleiden, und beschließt seine Ausführungen mit „einigen Bemerkungen über künstliche Zähne“. Das Ganze ist so gemeinverständlich als möglich gehalten, ohne im mindesten breit zu werden oder zu wiederholen; daher erscheint das Schriftchen durchaus geeignet, größere Volkskreise über das wichtige Gebiet der Gesundheitspflege, das es berührt, zu belehren.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 19. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Herr Prell verbeugte sich sehr höflich gegen den Justizrath, auf dessen Gesicht der Scharfblick des Menschenkenners eine eigenthümliche Mischung von Wohlgefallen und Mißbehagen wahrgenommen haben würde, und legte mit den Worten: „Die bewußte volkswirthschaftliche Abhandlung — zur gefälligen Einsicht," seinen nach dem Wunsche des Chefredakteurs zugestutzten Eisenbahnartikel auf dessen Tisch nieder. Schweder nickte freundlich und sagte, nachdem der sich sofort wieder entfernende Kollege die Thür hinter sich zugezogen hatte:

„Vielleicht interessirt es Sie, hiervon Kenntniß zu nehmen; ein Artikel über die Eisenbahnfrage. Ich habe ihn ganz in dem Sinne der Ausführungen halten lassen, welche ich neulich von Ihnen zu hören das Vergnügen hatte, bester Herr Justizrath."

„Sehr liebenswürdig, verehrter Freund. Will ihn in der That 'mal flüchtig durchsehen, wenn Sie erlauben."

Er nahm den Papierbandwurm und las hier und da ein paar Worte. „Das scheint ja eine ganz vorzügliche Arbeit. Folgende Stelle trifft den Nagel auf den Kopf: ‚Demgemäß können garnicht Eisenbahnen genug gebaut werden. Es ist gradezu Thorheit, zu behaupten, das Bedürfniß nach einer Eisenbahnverbindung in dem Landestheile, welchen die Eisenbahn bestreicht, oder wenigstens an den Ausgangspunkten derselben, müsse sich gezeigt haben, ehe dieselbe gebaut werden dürfe. Diese Behauptung beweist nicht mehr und nicht weniger, als den krassesten Mangel an volkswirthschaftlichen Kenntnissen. Eher nämlich ist das Gegentheil derselben richtig. Je weniger ein Landstrich das Bedürfniß nach einer Eisenbahn fühlt, desto rascher sollte er mit einer solchen gesegnet werden — ja gesegnet, denn dem Genius der modernen Dampfbeförderung folgt die Allernährerin Industrie mit ihrem respektablen Gefolge von Handel und Wandel auf dem Fuße nach. Eine Eisenbahn bauen da, wo gar kein Bedürfniß danach empfunden wird, heißt also nichts weniger, als aus einer armen Gegend eine reiche machen.‘ Wirklich famos, ganz famos," unterbrach sich der Justizrath höchlich entzückt in seinem Vorlesen, „wenn auch etwas stark. Aus einer armen Gegend eine reiche machen — wenn der Schreiber des Artikels diesen Gedanken selbst geboren hätte, so hätte er verdient — —"

„Eisenbahnkönig zu werden," ergänzte Schweder den Justizrath, der sich sofort wieder in die Lektüre der interessanten Arbeit vertieft hatte.

„Wenigstens von einem Eisenbahnkönige königlich belohnt zu werden — —"

„Und von den armen Bewohnern der so im Handumdrehen reich gemachten Gegenden, sowie von den respektiven Eisenbahnaktionären nicht?" fragte der Chefredakteur Schweder, während es wieder wie ein Spottlächeln über sein Gesicht zuckte.

Der Justizrath schaute unangenehm berührt auf.

„Die Bewohner der Gegenden und — die — Aktionäre," sagte er langsam und sein Gegenüber prüfenden Blickes anschauend. „Nun, natürlich, bester Freund, die erst recht. Ich denke, wir verstehen uns?"

„Sicherlich, sicherlich, mein bester Herr Justizrath. Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, daß man — wenn man Zeitungsredakteur ist, wie ich gegenwärtig, — immer zuerst und eigentlich ausschließlich an den Nutzen des Publikums denkt, des biederen Publikums, das ja die edle Dreistigkeit besitzt, zu verlangen, daß jedermanns Dichten und Trachten sich ausschließlich auf sein Wohl richte."

Der Justizrath lachte. „In der That, wir verstehen uns ganz. Sie fassen ihre Aufgabe mit allem Geiste und Humore, den man von einem sterblichen Menschen nur verlangen kann. Das ist mir sympathisch, ungeheuer sympathisch. Ich will Ihnen gleich einen kleinen Beweis geben. Wollen Sie auf eine bequeme Weise Rittergutsbesitzer werden, bester Freund Schweder? Ich glaube, Sie sprachen gelegentlich einmal davon, Sie wollten Sich, wenn es sich gut schicke, ankaufen?"

„Ich entsinne mich zwar nicht, davon gesprochen zu haben," erwiderte Schweder. „Aber vielleicht wäre ich nicht abgeneigt —"

„Freut mich, freut mich. Ich besitze, wie Sie wissen, schon seit längerer Zeit einige Rittergüter. Es war früher förmlich Passion von mir, mein bischen Vermögen in Güterkäufen anzulegen. Indessen, ich fange schließlich doch an, alt zu werden, und die Geschichte ist mir über den Kopf gewachsen. Darum habe ich in den letzten Jahren nichts hinzugekauft, vielmehr zu verkaufen angefangen."

„Ich entsinne mich," nickte Schweder. „Kurz ehe vor ungefähr anderthalb Jahren der Bahnbau nach Oberbergstadt aufgenommen wurde, veräußerten Sie ein oder zwei Güter, deren Terrain nun die Bahnlinie durchschneidet."

„Ganz richtig. Ich verkaufte damals beinahe mit Verlust, wenigstens ohne allen nennenswerthen Profit, und beeilte mich mit dem Verkaufe so sehr als möglich, weil ich es nicht sein wollte, mit dem die Direktion unserer Bahn in Unterhandlung wegen des zum Bahnbau nöthigen Grund und Bodens hätte treten müssen."

„War nicht der Käufer ein Verwandter des Baumeisters Waldstein?“ warf Schweder fragend hin.

Der Justizrath mußte ihm wieder scharf ins Gesicht schauen.

„Ich sehe, Sie haben Sich damals schon sehr für derlei Angelegenheiten interessirt, bester Freund Schweder. Und wie alles an Ihnen ausgezeichnet ist, so ist es auch das Gedächtniß.“

Schweder neigte freundlich lächelnd das Haupt.

„Nun also, um es kurz zu machen,“ fuhr der Justizrath fort; „es wäre mir angenehm, wenn ich Ihnen grade durch den Verkauf eines brillanten kleinen Rittergutes einen Freundschaftsdienst erweisen könnte. Das Gut liegt im Gebirge, drei Meilen hinter Oberbergstadt, und ich würde mit einer Anzahlung von zehntausend Thaler zufrieden sein. Ich bin offen, wie es meine Art ist. Schlagen Sie ein, Freund Schweder?“

Schweder schlug zwar ein in die dargereichte Hand, aber das brillante kleine Rittergut nahm er doch nicht so ohne weiteres an.

„Ich erlaube mir zunächst, für Ihr so überaus liebenswürdiges und ächt freundschaftliches Anerbieten meinen wärmsten Dank auszusprechen. Und ich würde ganz ohne weiteres dasselbe acceptiren, wenn ich nicht ein Bedenken hätte, bezüglich dessen ich Sie, verehrtester Herr, erst um Ihren Rath bitten muß.“

„Mit Vergnügen ertheile ich Ihnen denselben, mit Vergnügen.“

„Ich weiß nicht recht, ob es nicht einen Schatten auf den Respekt werfen könnte, welchen die Welt vor unserer Noblesse hat, vor der meinen und auch vor Ihrer, ja in viel weiteren Kreisen bekannten und anerkannten Noblesse, bester Herr Justizrath, wenn für den Fall, daß das Projekt des Weiterbaues der Bahn von hier über Oberbergstadt zur Verwirklichung gelangt, ich der Besitzer von Grund- und Bodenstrecken wäre, welche die Bahn möglicherweise brauchen wird und welche Sie, dessen für mich so ungemein schätzenswerthe Freundschaft nichts weniger als ein Geheimniß ist, vor mir besessen hätten.“

Den schlauen Juristen überschlich beinahe ein Gefühl der Verlegenheit und das ärgerte ihn.

„Sie sind in der That außerordentlich gewissenhaft und — vorsichtig. Und das weiß ich zu ehren. Wenn Sie den Handel also für inopportun halten, eh bien, so reden wir nicht weiter davon!“

„Wenn ich nun aber,“ fuhr Schweder unbeirrt fort, „zum Beweise, daß ich die Motive Ihres Vorschlags auf das beste zu würdigen weiß, und gewissermaßen zum Danke für dieselben Ihnen nicht mich, sondern einen anderen als Käufer präsentire?“

Auf des Justizraths grau in grau gefaßtem Antlitz wetterleuchtete der wiederkehrende Humor.

„So würde ich den von meinem Freunde Schweder präsentirten Käufer fast ebenso gern acceptiren, als ihn selber.“

Das schöne Einverständniß zwischen den beiden Herren war wieder hergestellt. Sie schüttelten sich die Hand und der Justizrath erhob sich zum Gehen. Er versprach nur noch im Laufe des Tages einen politischen Artikel über die Stellung und Pflichten der deutschen Kleinstaaten zu den durch die Reichseinigung nothwendig gewordenen Reformen zu senden und verabschiedete sich dann.

Endlich hatte der Chefredakteur wieder Zeit, sich mit den Zeitungen und Korrespondenzen zu befassen. Er strich noch einige bemerkenswerthe Aufsätze an, bezeichnete einen großen Artikel einer aus der Reichshauptstadt in alle Ecken und Winkel des deutschen Reiches den Honig ihrer Weisheit hinaustragenden autographirten Korrespondenz als Leitartikel für die nächste Nummer und berief dann die Kollegen Prell und Hampel zu einer kurzen Besprechung und zu endgültiger Vertheilung der Arbeiten.

Darauf begab er sich, mit den Leistungen und Ereignissen des ersten Tages seiner ordnungsmäßigen Redaktionsthätigkeit so ziemlich zufrieden, auf den Weg nach dem Restaurant Weinhold, um das wohlverdiente solenne Frühstück zu sich zu nehmen. Er fühlte einen ungewöhnlichen Appetit und hatte es darum eiliger als gewöhnlich. Darum wählte er den nächsten Weg, der ihn durch ein paar enge Gassen führte, die er sonst nicht zu betreten pflegte. Mitten in einer derselben fesselte ein Ladenschild plötzlich seine Aufmerksamkeit.

„Tabak- und Cigarrenhandlung von R. E. Willisch,“ las er. — „Ah, also hier. Nun, da will ich doch einmal sehen, wie es ihm geht. Brauchbarer und zuverlässiger Mensch — das muß man ihm lassen.“

Er trat ein.

Hinter einem Pulte dicht an dem kleinen Schaufenster des gleichfalls winzig kleinen Ladens stand der ehemalige Dienstmann Willisch und gleichzeitige Pseudo-Cigarrenreisende Schneider. Er sah recht anständig aus, der Dienstmann außer Diensten. Den dichten Vollbart hatte er nicht wieder wachsen lassen, dafür war der Schnurrbart sorgfältig gepflegt und reichte in zwei langen Enden beinahe bis auf die Schultern. Dabei war sein Anzug sorglich gewählt, besonders die Wäsche von großer Sauberkeit, und seine Nase zierte ein Klemmer, der seinem gescheiten Gesicht einen aus Gelehrsamkeit, Noblesse und Arroganz gemischten, dem Spießbürger-Publikum zumeist höchlichst imponirenden Anstrich gab.

„Teufel auch, Willisch,“ rief Schweder, als er seinen Lieblingsdienstmann gravitätisch mit der Feder hinter dem Ohr über ein Geschäftsbuch gebückt dastehen sah. „Sie haben Sich famos gemausert, das muß Ihnen der Neid lassen. Ihr Laden ist nur zu klein für Ihre Eleganz.“

„Ah, willkommen, gnädiger Herr.“

„Lassen Sie das,“ sagte Schweder in herablassender Gemüthlichkeit. „Die Reminiscenzen aus Ihrer Dienstmannsvergangenheit dürfen Sie in Ihrem neuen Berufe nicht wach rufen.“

„Nun, es kann mir das nur sehr wenig schaden,“ entgegnete Willisch, dessen äußerst mißvergnügtes Gesicht Schweder erst jetzt auffiel. „Es wird nicht lange dauern, da werde ich ohnehin den neuen Beruf wieder an den Nagel hängen und die Bluse anziehen müssen.“

„Holla — das wäre ein kurzer Traum gewesen vom Indiehöhekommen, mein Lieber. Aber warum rückwärts?“

„Weil das Geschäft nicht geht — ganz einfach, leider ganz einfach das! Ich habe zwölf Mark Tagesspesen und verdiene im Durchschnitt nicht mehr als fünf, kann also demnächst die Bude schließen.“

„Hm,“ machte Schweder. „Es wäre schade, wenn Sie bei Ihren gar nicht üblen Anlagen es nicht weiter bringen sollten, als zum Dienstmann.“ Schweder klopfte sich nachdenklich mit dem vergoldeten Knopf seines Fischbeinstockes an die Stirn. Plötzlich hellten sich seine Züge auf; ein lustiges Lächeln zuckte ihm um die Mundwinkel.

„Haben Sie Lust, Rittergutsbesitzer zu werden, Willisch?“

„Sie scherzen, gnädiger Herr.“

„Lassen Sie den gnädigen Herrn beiseite, sage ich Ihnen noch einmal, Willisch. Sie werden doch nicht wieder Dienstmann, dafür soll gesorgt werden. Antworten Sie mir! Ich frage in allem Ernste: Wollen Sie Rittergutsbesitzer werden?“

Willisch schaute dem Frager so verwundert ins Gesicht, als ob er an dessen Zurechnungsfähigkeit zweifle. Dann, als er das noch immer um Schweders Lippen spielende Lächeln bemerkte, lachte er laut auf und sagte:

„Na ob ich Lust habe! Ich bin auch ganz der Mann dazu. Wenigstens wenns mit einem Anlagekapital von zehn Thalern gethan ist!“

„Das nicht, aber zehntausend Thaler werden Sie anzahlen,“ erwiderte Schweder kaltblütig.

„Wenn sie mir mein Gönner, der reiche Herr Schweder, schenkt die zehntausend Thaler — warum nicht?“

„Schütteln Sie den Dienstmann ab, Willisch. Ein Mensch, der im Begriff steht, sich ein Rittergut zu kaufen, läßt sich nichts schenken. Aber leihen kann er sich, soviel er geliehen erhält. Ich leihe Ihnen also die zehntausend Thaler. Dieselben werden als Hypothek auf das Gut eingetragen und die Sache ist gemacht.“

Willisch faßte sich an den Kopf.

„Ich weiß wirklich nicht, — es kann ja doch nur Scherz sein — —“

„Zum Scherzen habe ich weder Lust noch Zeit. Nehmen Sie einen Briefbogen Willisch und schreiben Sie, was ich Ihnen diktire.“

Willisch nahm mit höchst verdutztem Gesicht die Feder hinter dem Ohre vor und legte sich mit der linken Hand einen großen Briefbogen zurecht.

„Ich bin bereit — zu allem. Zu verlieren habe ich jedenfalls nichts.“

„Desto mehr zu gewinnen. Daß ich's nicht schlecht mit Ihnen meine, wissen Sie, Willisch. Also los:

‚Sehr geehrter Herr.

Von Herrn Schweder benachrichtigt, daß Sie für ein in der Nähe von Oberbergstadt gelegenes kleineres Rittergut einen Käufer suchen, erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich eventuell geneigt wäre, einen derartigen Kauf abzuschließen.

Herr Schweder wird die Freundlichkeit haben, in meinem Namen die nöthigen Verhandlungen zu führen.

Hochachtungsvoll ergebenst
Willisch, Kaufmann.

Adresse: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Justizrath Wichtel, hier, Ritter hoher Orden.' So, und nun werfen Sie den Brief in den nächsten Briefkasten und holen Sich in drei oder vier Tagen auf meiner Redaktion, wo ich täglich von 9 bis 11 Uhr vormittags zu sprechen bin, die Besitzurkunde und weitere Mittheilungen. Uebrigens brauchen Sie nicht zu glauben, daß ich in uneigennützigem Wohlthun mich für Sie aufopfere. Sie sollen dabei Ihre Rechnung finden, ich will es aber auch. Wie das geschehen wird, sollen Sie hören. Ich würde allerdings auch andere Leute zu diesem Geschäft gefunden haben, als Sie, aber ich weiß, daß man sich auf Ihren Verstand und, was für mich in diesem Falle besonders werthvoll ist, auch auf Ihre Verschwiegenheit verlassen kann. Vorläufig zu keinem Menschen ein Wort. Ihr Cigarrengeschäft verkaufen oder liquidiren Sie, aber sofort und in einer Ihren Ruf nicht schädigenden Weise. Wenn Sie dazu einiges Geld brauchen, so kommen Sie zu mir. Und nun Adieu. Ich habe einen tollen Appetit auf Sherry und Kaviar."

Willisch stand noch immer wie angedonnert hinter seinem Pulte, als Schweder schon längst fort war. Dann überlas er sich ein-, zwei-, dreimal den noch offen vor ihm liegenden Brief und schüttelte immer wieder von neuem den Kopf.

„Ein räthselhafter Mensch, dieser Herr Schweder," sprach er dann vor sich hin. „Nun, mir kann's recht sein. Ich bin bisher immer gut gefahren, wenn ich gethan habe, was er gewollt hat. Warum sollte ich auch nicht Rittergutsbesitzer werden können — daß ich Dienstmann werden sollte, wurde mir auch nicht an der Wiege gesungen."

* * *

Am Nachmittage des folgenden Tages herrschte im Setzersaale von Gandersberg und Kompagnie große Heiterkeit. Die am Morgen erschienene dritte Nummer des „Tageskorrespondenten" war von mehreren Setzern in der Mittagsstunde gelesen und so interessant gefunden worden, daß Därmig jetzt, die zeitweilige Abwesenheit des Faktors benutzend, eine ganze Reihe von Stellen daraus mit großem Pathos vortrug.

„Hier, ah, das ist das Beste — welcher geistreiche Jüngling hat den Roman gesetzt? Unser gemeinschaftlicher Freund Christlieb — dacht' ich mir's doch — der ist mir immer so vorgekommen, wie ein großer deutscher Humorist. Aber das hätte ich ihm doch nicht zugetraut, dieses tiefe Gefühl —"

„Lesen, lesen!" rief es von allen Seiten.

Nach einigem Sperren begann Därmig:

„Die blondlockige Laura saß am Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Ein Seufzer hob ihren Busen; sie dachte an Roderich. Hammel, seufzte sie, wie bist du so grausam — —"

Ein donnerndes Gelächter unterbrach ihn.

„Famos, ausgezeichnet ... Hammel, seufzte sie. Christlieb, das ist der beste Witz, der im Leben gemacht worden ist," jubelten die Setzer.

„Es ist aber doch eigentlich frivol," meinte Därmig im Pastorton. „Aus dem Himmel einen Hammel machen."

Christlieb, der den Setzwitz auf dem Gewissen hatte, schien durchaus darüber nicht betrübt zu sein.

„Ich denke, der hochnäsige Herr Chefredakteur wird allmählich einsehen lernen, daß das Korrekturenlesen doch nicht von dem ersten besten nur so nebenbei gemacht werden kann. Ich war vorgestern nämlich grade im Contor, als der Herr Schweder erklärte, die Redaktion werde fortan die Korrektur ganz allein lesen. Herr Hampel habe vollkommen Zeit dazu und werde eine derartige untergeordnete Arbeit natürlich sehr gut leisten können."

„Aha, und da hat unser Freund Christlieb ein wenig strafende Vorsehung gespielt und aus dem Himmel einen Hammel gemacht, um die Herren von der Redaktion für ihre beleidigende Geringschätzung der Korrektorthätigkeit zu bestrafen," rief Därmig.

„Na, ich dächte, besagter Hammel wäre nicht der einzige Setzfehler in dieser Nummer," entgegnete Christlieb. „Und im Roman, den ich gesetzt hab', sind noch lange nicht die meisten."

„Aber die genialsten. Hört nur weiter." Därmig hatte weiter gelesen und mußte wieder auf einen sehr interessanten Bock gekommen sein, denn er wieherte förmlich vor Lachen.

„Na, drauf, vorlesen!" riefen die Kollegen.

„Gleich, nachdem die reizende Laura nach dem Hammel geseufzt, auf der dritten Spalte der zweiten Seite, auf der letzten Zeile geht's weiter: ‚Die Nachtigall ließ ihre melodische Liebesklage ertönen und' — — nun hört, hört," unterbrach sich Därmig, um die Neugierde derjenigen, welche den „Tageskorrespondenten" noch nicht selbst gelesen hatten, auf das höchste anzuspannen, „hört, hört — die Nachtigall ließ also ihre Liebesklage ertönen und — ‚griff nach Hut und Stock, um auf der Stelle den schweren Gang zu dem Arzte zu unternehmen.'"

Das Gelächter, welches diesem letzten Theil der därmig'schen Vorlesung folgte, übertraf an erschütternder Gewalt fast noch das von vorher.

„Das ist ja kostbar, unbezahlbar. Die Nachtigall mit Hut und Stock zum Arzt gehend. Na, da hat der Christlieb sich selbst übertroffen, so ein brillanter Unsinn ist wohl noch keinem von uns gelungen."

Dem Setzer Christlieb mochte die Sache selbst bedenklich vorgekommen sein. Denn er war sofort zu Därmig hingesprungen und hatte in's Blatt hineingeschaut, um sich zu überzeugen, ob wirklich darin stände, was Därmig gelesen.

„Falsch umbrochen, weiter nichts, geht mich garnichts an. Auf die dritte Spalte der zweiten Seite folgt die zweite, nein — die dritte Spalte der dritten Seite. Na, das ist freilich gescheit; Herr Metteur Packert, was sagen Sie denn dazu?" Christlieb ging befriedigt auf seinen Platz.

Packert, der dem ganzen Spektakel ohne ein Wort dreinzureden zugehört, hatte endlich auch nach dem Exemplar der neuesten Nummer des „Tageskorrespondenten" gegriffen, welche er auf dem Fensterbrett, an dem er stand, unter einem großen Bierglase deponirt hatte.

„Himmelkreuzdonnerwetter," fluchte er jetzt los. „Das kommt von der niederträchtigen Hetzerei mit so einem Tageblatt, da möchte der Teufel Metteur sein. Und die Korrektur, die so 'n neugebackener Redakteur, so 'n davongelaufener Schulmeister liest, das ist 'n wahrer Skandal, ene Schande für die Menschheit, so einer merkt natürlich garnichts, und wenn man ihm auch en Kirchenlied an die Stelle des Leitartikels setzte. . . ."

Die Heiterkeit in der Druckerei war auf den denkbar höchsten Gipfel gestiegen, und es war wirklich Zeit, daß der Faktor Weber aus dem Contor, wohin er gerufen worden war, zurückkehrte. Nicht der Respekt vor dem Faktor, weit mehr die Neugierde, was er diesmal hinter den Falten seines allezeit bedenklichen Antlitzes zu verbergen hätte, brachte einige Ruhe in den tobenden Sturm des allgemeinen Vergnügens.

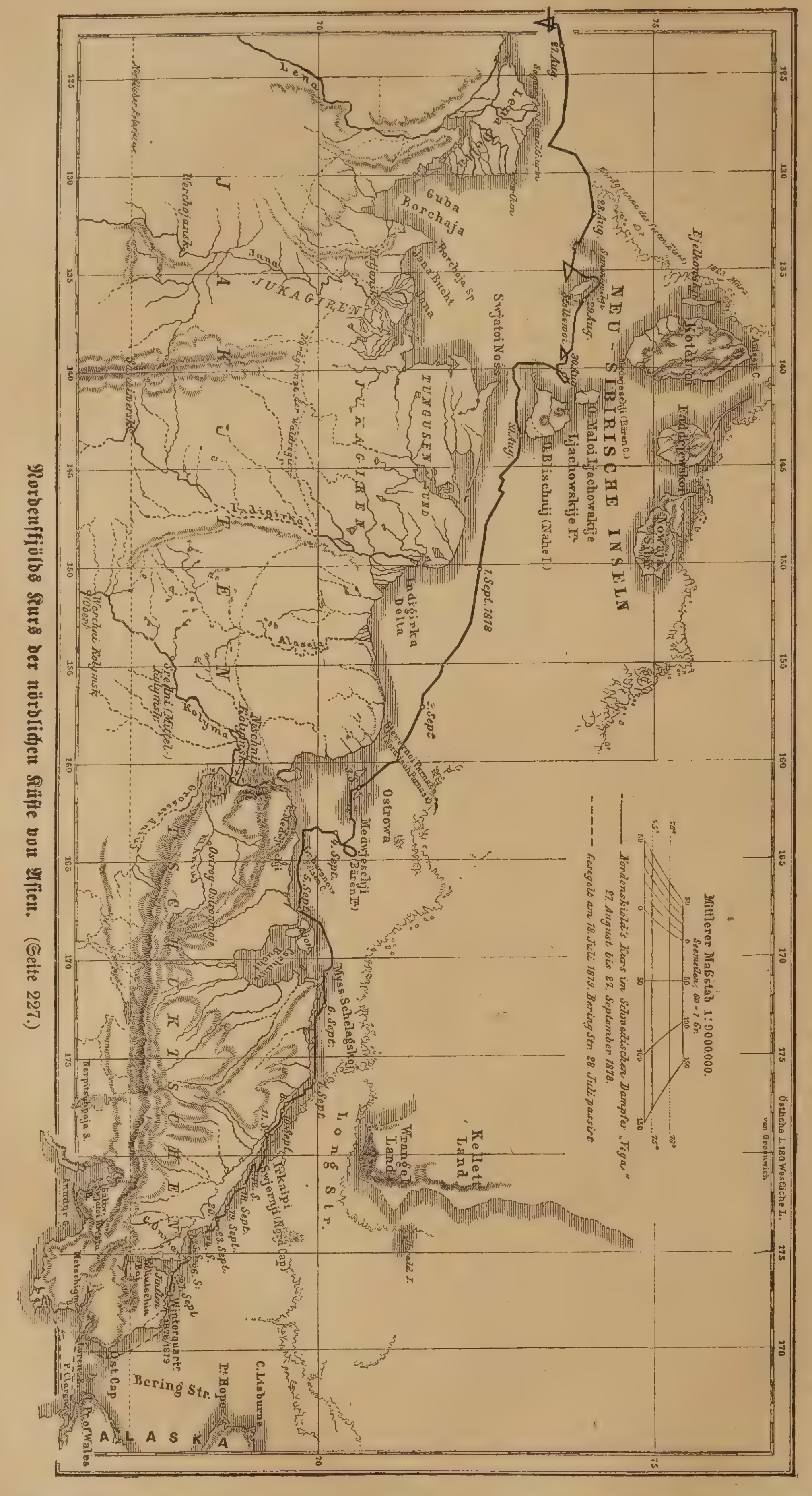
„Na, das ist eine schöne Geschichte," begann der Faktor, dessen Mund allezeit sofort von dem überlief, wess' sein Herz voll war. „Das ist ja im ganzen Leben noch nicht dagewesen. So 'ne Blamage für die Druckerei — die ganze dritte Nummer des ‚Tageskorrespondenten' wimmelt von Druckfehlern und noch dazu von den fürchterlichsten, die ich je in meinem ganzen Buchdruckerleben gesehen habe."

„Blamage für die Druckerei — oho! — das wäre," riefen die Setzer. „Wozu ist denn die Korrektur da. Der Korrektor ist verantwortlich für das und höchstens noch für Fehler im Umbrechen der Metteur."

Packert wurde kirschroth vor Wuth und donnerte eine Fluth von ungeheuerlichen Fluchkompositionen in den Setzersaal hinein. Gelächter, Zurufe erheuchelten Mitgefühls oder unverhüllten Spottes antworteten ihm. Es blieb dem Faktor Weber nichts übrig, als seiner Gewohnheit zuwider energisch auf Ruhe zu dringen.

„Jeden Augenblick kann der Chef hier sein," versicherte er. „Er will sich persönlich erkundigen, wer die meiste Schuld an dem Skandal und der verpfuschten Nummer trägt. Er war fürchterlich aufgebracht, und der Chefredakteur, der Herr Schweder, war bei ihm und der zuckte immerfort verächtlich die Achseln und fixirte mich durch seinen Zwicker, wie einen Schuljungen oder Rekruten, und sagte, er müsse darauf bestehen, daß alle, deren Böswilligkeit oder Leichtsinn die Druckfehler dieser Schandnummer veranlaßt habe, ohne alles Weitere entlassen würden, und er würde im ‚Tageskorrespondenten' von dieser nicht mehr wie billigen Strafmaßregel ohne Verzug dem Publikum Mittheilung machen."

Packert und Christlieb schien es gar nicht mehr so wohl zu Muthe zu sein, als kurz zuvor. Packert grunzte nur noch erbittert, aber doch recht kleinlaut, vor sich hin. Christlieb wollte flugs hinunter ins Kontor — — da that sich die Thür auf und es traten der Chefredakteur Schweder in Begleitung des eigent-



Nordenskjölds Kurs der nördlichen Küste von Asien. (Seite 227.)

lichen Chefs der Firma Gandersberg und Kompagnie, des jungen Gandersberg, und Fritz Lauters herein.

Der Buchdruckereibesitzer fragte nach dem Metteur. Packert unterdrückte mit Mühe einen Kernfluch und trat, mit einem Gesicht, wie ein gereizter Bullenbeißer, ein paar Schritte vor. Der Faktor Weber schob sich eiligst dazwischen. Es war ihm zwar nicht entgangen, daß Packerts Löwenstimmung keineswegs ungetrübt geblieben war, aber er kannte den Mann zu genau, um nicht zu wissen, daß er in der Wuth, — eigentlich sein gewöhnlicher Gemüthszustand, — zu allem fähig war. Und er wußte ferner, daß er im Grunde ein ehrlicher Kerl war, den er nur sehr ungern dem fatalen Schicksale der Entlassung hätte anheimfallen sehen. Grade Packert fand schwerer anderweitige Arbeit, als jeder andere, weil er durch seine Grobheit in allen Druckereien der Stadt berüchtigt war, und noch zum Wanderstabe zu greifen, dazu war er zu alt, und Familie hatte er auch, die ihn wohl oder übel an die Scholle fesselte.

Er trat also mit der Schildmütze in der Hand auf seinen Prinzipal zu und sagte in fast bittendem Tone zu diesem:

„Ich kann nur wiederholen, Herr Gandersberg, was ich schon im Contor gesagt habe, und was Sie ja als praktischer Buchdruckerprinzipal wenigstens ebenso gut wissen, als ich, die Verantwortung für die Druckfehler in einer Zeitung, deren Herstellung ja die Druckerei immer in der größten Eile zu besorgen hat, fällt auf den Korrektor und niemanden anders. Der Metteur Packert war gestern so mit Arbeit überladen, die Korrekturen kamen so spät nach der Druckerei zurück, genug, alle Arbeit drängte sich so auf eine ganz kurze Zeit zusammen, daß es wirklich kein Wunder ist, wenn die größten Fehler geschehen sind."

Herr Gandersberg nickte seinem Faktor freundlich zu. Der Aerger, den dieser bei ihm bemerkt hatte, war offenbar zum größten Theile verflogen.

„Ich kann nur die Behauptungen meines Faktors unterstützen und muß die Verantwortlichkeit im Namen der Druckerei ablehnen. Wer ist für die Druckfehler, welche in den übrigen Drucksachen vorkommen, die aus meiner Offizin hervorgehen, verantwortlich, Herr Lauter?"

Fritz Lauter, der bisher bescheiden im Hintergrunde stehend zugehört hatte, antwortete ruhig und mit einer sehr entschieden, und dabei eigenthümlich wohlklingenden Stimme: „Der Korrektor, niemand anders — also ich."

Herr Gandersberg nickte. Der Chefredakteur Schweder zuckte, wie so oft sonst, die Achseln.

„Und Sie glauben auch nicht, daß auf irgend einer Seite Böswilligkeit im Spiele ist? Es ist doch kaum glaublich, daß ein volles Dutzend der lächerlichsten Druckfehler — wenn es nicht mehr sind! — alle infolge puren Zufalls in einer einzigen Nummer sich ein Rendezvous geben."

„Die Herstellung einer größeren, täglich erscheinenden Zeitung muß so Hals über Kopf erfolgen, daß nichts Derartiges unmöglich ist. Zumal wenn sich Redaktion und Druckerei noch nicht völlig mit einander eingearbeitet haben und wenn, ich bin ganz offen, die Korrektur mangelhaft ist."

(Fortsetzung folgt.)



Der Einsturz der Taybrücke in Schottland. (Seite 227.)

Der Geheimmittelschwindel.

Von **Emanuel W.**

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Mundspülwasser und Zahnseifen ist Legion, über den Werth solcher Mittel haben wir uns schon oben ausgesprochen, und wollen wir hier nur die größten Marktschreier herausgreifen. Da ist vor allem das Anatherin-Mundwasser von J. G. Popp in Wien, welches aus einer Abkochung von Sandelholz, Guajakholz, Myrrhe, Nelken, Zimmet, sowie aus Nelkenöl, Zimmtöl, Alkohol und Rosenwasser zusammengesetzt ist. Das nach dem Erlöschen des Privilegiums veröffentlichte Originalrezept lautet aber etwas anders als obige von Hager angegebene Analyse: 1 Loth Myrrhe, 4 Loth Guajakholz, 1 Loth Salpeter werden mit 2 Maß Kornbranntwein und 3 Maß Löffelkrautspiritus eine Nacht hindurch maverirt, dann aus einer Blase 4 Maß davon abdestillirt, in diesen 1 Loth Gartenraute, 1 Loth Löffelkraut, 1 Loth Rosenblätter, 1 Loth schwarzer Senf, 1 Loth Meerrettig, 1 Loth Bertramwurzel, 1 Loth Chinarinde, 1 Loth Bärlappkraut, 1 Loth Salbei, 1 Loth Vetiverwurzel, 1 Loth Alkaunawurzel 14 Tage lang digerirt, nach dem Filtriren jedem Pfunde 1/4 Loth Salpeterätherweingeist zugesetzt. Wittstein gibt an, daß ein 6 Loth enthaltendes Glas 3 Mk. kostet, aber kaum den sechsten Theil davon werth ist. In dieser Abkochung so mannichfacher Pflanzensäfte steckt ein gutes Stück mittelalterlicher Medizin. Ebenso komplizirt zusammengesetzt ist das Mundwasser von J. Pohlmann in Wien; das von H. Thiel in Berlin enthält Krausemünze, Salbei und Sandelholz, das von Fr. Bier in Wien besteht aus Pfeffermünzöl und Melissenblätterabkochung. Die Mund- und Zahn-Essenz von A. Ott in Augsburg ist weiter nichts als eine Auflösung von Krauseminzöl in Spiritus. Von Zahnseifen sei erwähnt die Pasta von A. H. A. Bergmann in Waldheim, welche etwas Pfeffermünzöl enthält, die von Pfeffermann in Wien, welche aus Schlemmkreide, Austerschalen, Florentiner Lack und Pfeffermünzöl, sowie Tragantschleim zusammengemischt ist, und die Aromatische Zahn-Pasta von Dr. Suinde de Boutemard in Rheinsberg, die Oelseife, Stärkemehl, Kugellack, kohlensauren Kalk, schwefelsauren Kalk, Bimstein und Pfeffermünzöl enthält. Von Zahnpulvern sind die sogen. Chinesischen sehr verbreitet, dieselben sind nichts als sehr feingeriebener Bimstein, der wegen seiner Härte und Rauheit den Zähnen bei wiederholtem Gebrauche höchst schädlich wird. Das Myrrhine von J. B. George in Paris enthält Glycerin, Myrrhe, Arrowroot (Stärke aus der amerikanischen Pfeifwurzel), Kreide und Zimmtöl, kostet 4 Mk. und ist 20—30 Pf. werth. Daß die Geheimmittelfabrikanten weniger auf die Gesundheit ihrer Mitmenschen als auf deren Geldbeutel Rücksicht nehmen, wird aus den angeführten Proben ersichtlich sein. Mitunter sind dieselben sogar so gewissenlos, schädliche und giftige Substanzen unter verlockenden Anpreisungen auszubieten. Wir warnen vor dem Zahnamalgam zum Ausfüllen hohler Zähne, welcher aus Quecksilber und Kupfer besteht.

An Häufigkeit der Verbreitung den Zahnmitteln entsprechend sind die Mixturen zum Färben der Haare und zur Stärkung des Haarwuchses. Auch hier begegnen wir in der Presse tagtäglich der gar manchem sehr angenehmen Anzeige: Keine grauen Haare mehr. Bei starkem Gebrauch wird auch sicherlich die versprochene Wirkung nicht ausbleiben: der Verfertiger dieses Heilmittels wird dann so viel verdienen, daß er sich keine grauen Haare mehr wachsen zu lassen braucht. Im übrigen werden wir den Haarleidenden und Kahlköpfigen auch hier manche Hoffnung zu nichte machen müssen: in den meisten Fällen läßt sich die verschwundene Zierde des Hauptes nicht mehr in alter Pracht und Herrlichkeit hervorzaubern. Das Ergrauen der Haare wie das Ausfallen derselben wird durch Erkrankung des Gesammtorganismus oder der Kopfhaut allein bedingt. Besonders häufig tritt Haarschwund nach Typhus und Pocken, auch nach dem Wochenbettfieber auf. Die Störungen, welche die Ernährung der Haarwurzeln beeinträchtigen, können oft durch Kräftigung der Kopfhaut beseitigt werden und sind laue Waschungen, Frottiren der Kopfhaut mit weichem Flanell von gutem Erfolge. Mitunter aber wird die Haarkrankheit durch einen Pilz, Trichophiton tonsurans, veranlaßt, der mit seinen Fäden entweder in den Haarbalg eindringt, diesen zerstört und das Haar zum Ausfallen bringt, es zeigen sich alsdann zwischen sonst behaarten Stellen kahle Flecke; oder der Pilz dringt in den Haarschaft ein und bewirkt, daß dieser über der Kopfhaut abbricht, so daß dieselbe wie soeben kurz geschoren aussieht. In diesem Falle muß vor allen Dingen der gefährliche Schmarotzer beseitigt werden. Mittel zur Erzeugung verschwundenen Haarwuchses können also, wenn die Kopfhaut noch gesund ist, auch Erfolge haben, nicht als ob sie im Stande wären, die verschwundenen Lebensfunktionen derselben wieder hervorzubringen, sondern nur indem sie die unterdrückten wieder kräftigen. Eine schwach reizende Pommade, die vielleicht etwas chininhaltig ist, wird ein Arzt wohl anrathen; ein solcher ist aber stets um Rath zu fragen, denn, wie wir gleich sehen werden, gibt es der angepriesenen Mittel eine ganze Menge, dieselben sind aber theils nichtsnutzig, theils schädlich.

Die Haar-Konservirungs-Pommade von Dr. J. Brown in Wien ist mit Pyrogallussäure und Kalilauge schwarzgefärbte Pommade. 50 gr. kosten 4 Mk., Materialwerth 50 Pf. Das Haarerzeugungsmittel von Morny ist nach Hager und Jakobsen eine mit Essig versetzte, aufgekochte und mit Eau de Cologne parfümirte Bierwürze. Die 95 gr. enthaltende Flasche kostet 3 Mk., Materialwerth 10 Pf., medizinischer Werth gleich Null. Die Haarerzeugungstinktur von Kneifel in Dresden ist ein Gemisch von Chinatinktur, hoffmannschem Lebensbalsam (einer Auflösung ätherischer Oele in Spiritus) und Zwiebelsaft. Das 32 gr. enthaltende Glas kostet 1 Mk., Materialwerth 30 Pf. Der Haarbalsam von Wakerson in London enthält Koloquinthen und Spanischen-Fliegenextrakt. Die 3 Loth enthaltende Weißblechschachtel kostet 3 Mk., ist aber um den vierten Theil dieses Preises aus jeder Apotheke zu beziehen. Außerdem ist der Balsam schädlich, da die Spanischen Fliegen reizend wirken und die etwa noch vorhandenen Haarwurzeln zerstören. Eine ähnliche Zusammensetzung hat das Glykoblastol von Kletzinsky in Wien. Noch nichtswürdiger ist das Haarwasser des Dr. Sachs, bereitet von Gilbert in Berlin. (Auch unter dem Eau du docteur Sachs). Dasselbe soll die behaarte Haut vor allen schädlichen Einflüssen schützen, die Haare in kürzester Zeit wieder hervorrufen, ihr Weißwerden verhindern und die Haut stets rein und gesund erhalten. Hager fand, daß es eine Lösung von Pikrotoxin und Ricinusöl in Alkohol ist. Dieses Mittel hatte, wie Wittstein angibt, nach dreitägiger Anwendung bei einem Herrn einen bedeutenden Hautausschlag auf der Kopfhaut und eine starke Augenentzündung hervorgerufen. (Pikrotoxin ist ein heftiges Gift, welches aus den Kokkelskörnern bereitet wird.) Ohne Werth ist das Mittel zur Beförderung des Haarwuchses von Edm. Bühligen in Leipzig, daß nach Schädler aus Arnikablüthentinktur, Glycerin, Spiritus und Wasser besteht, 6 Mk. kostet, aber nur 20 Pf. Materialwerth besitzt. Die Haarwuchssalbe von Apotheker O. Selle in Zachau ist nicht ganz werthlos, sie besteht, wie Hager und Jakobsen angeben aus Wachssalbe mit Chinarindenextrakt nebst etwas Katechutinktur und Perubalsam, ihr Verkaufspreis, 3½ Mk., ist aber dreimal zu hoch.

Und nun gar die Barterzeugungsmittel. „Nur, wer die Sehnsucht kennt, weiß was er leidet", der arme Jüngling, an dessen spiegelglatten Wangen und Kinn auch nicht das kleinste Härchen Hoffnung verheißend hervorsprießen will. Wie sollte er nicht 1 Mark wagen für das „unstreitig sicherste Mittel, binnen kürzester Zeit bei selbst noch jungen Leuten einen starken und kräftigen Bartwuchs hervorzurufen. Für den sicheren Erfolg garantirt der Erfinder Bergmann in Rochlitz." Diese „Barterzeugungs-Tinktur" ist nach Wittstein der spirituöse Auszug irgend einer beliebigen Baumrinde, versetzt mit ein wenig Rosmarin- und Thymianöl; wem nach Anwendung derselben der Bart wächst, hat das günstige Resultat lediglich seinen Haarwurzeln zuzuschreiben, die ohne Tinktur auch nicht gezögert hätten, ihre Pflicht zu thun. Die vielangepriesene Royersche Barterzeugungs-Pommade, ebenfalls mit garantirter Wirkung, ist, wie Hager angibt, ein Gemisch von 15 Theilen schlechter Pommade mit 1 Theil Chinarindenpulver. Die Dose kostet 2 Mk. 20 Pf., wäre aber um 20 Pf. herzustellen.

Der große Absatz dieser Artikel findet seine Erklärung nicht

nur in der Leichtgläubigkeit, sondern hauptsächlich in der Scheu des Bartbedürftigen, sein Verlangen einem Arzte zu klagen. Letztere Ursache fordert auch ihre Opfer unter jungen und alten Damen, welche an dem entgegengesetzten Uebel leiden, nämlich jenen kleinen, unverschämten, schwarzen Härchen unter der Nase, die zwar dem Gesicht einen sehr energischen Ausdruck verleihen, wahrscheinlich aber gerade deswegen als abschreckend für ehelustige junge Leute vom weiblichen Geschlecht tief gehaßt und weggezwickt werden. Von Edm. Bühligen in Leipzig wird hiergegen ein Enthaarungsmittel, Busma oder Rusma, empfohlen, vor dessen Gebrauch wir dringend warnen müssen; es besteht nach Hager und Jakobsen aus 3 Theilen Auripigment (Schwefelarsen) und 15 Theilen Aetzkalk und entfernt zwar die Haare, kann aber eine Hautentzündung hervorrufen. Uebrigens wurde und wird dasselbe im Orient vielfach angewandt. Rationeller wirkt eine auf Leinewand gestrichene Harzmischung, welche mit den Härchen fest verklebt und beim Abnehmen die Wurzeln auszieht.

Das Ergrauen der Haare, welches eine Fluth von Heilwässern bekämpfen will, kann durch zweierlei Ursachen hervorgerufen werden; entweder bildet sich in den Haarzellen kein Farbstoff mehr, oder in dem noch farbstoffhaltigen Haar treten zahlreiche kleine Luftbläschen auf. Letzteres ist gewöhnlich beim plötzlichen Ergrauen durch heftige Nervenerschütterung der Fall. Eine Heilung kann die Medizin nicht versprechen; der Geheimmittelschwindel weiß dagegen um so mehr von glücklichen Kuren zu erzählen und preist seine Erzeugnisse in der übertriebensten Weise an.

Zum Färben ist als unschädlich die Anwendung von frisch gepreßtem Wallnußschalensaft, auch humussaures Ammoniak und Pyrogallsäure zu empfehlen. Vor Bleiwässern ist entschieden zu warnen, da sie auf die Kopfhaut schädlich wirken, auch der Gebrauch von Höllensteinlösungen (salpetersaurem Silber) ist mit Vorsicht aufzunehmen. Vorzügliche Dienste leistet das übermangansaure Kali, wenn dasselbe auf das, behufs Entfettung vorher mit einer sehr schwachen Salmiakgeistlösung (1 Theil käufl. Salmiakgeist auf 50 Theile Wasser) gewaschene Haar mit einer weichen, kurzhaarigen Bürste in dünner Lösung mehreremal gleichmäßig aufgetragen wird. Der Nußölextrakt von H. Müller in Leipzig, parfümirtes Mandelöl, das über getrockneten grünen Wallnußschalen eine zeitlang gestanden hat, sowie der Nußschalen-Extrakt von A. Hube in Stettin haben, wie Wittstein angibt, keine haarfärbenden Eigenschaften. Der Wallnußschalen-Auszug von J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin enthält keine Spur von Wallnüssen, sondern besteht aus chromsaurem Kupfer und salpetersaurem Silber.

Silberhaltige Färbemittel sind; Der Hiawatha-Haarbalsam von Hoyt, Melanogène von Diquemare in Rouen, Eau de Mont Blanc, Eau d'Afrique, Eau Lajeune aus Paris.

Die weitaus meisten sind bleihaltig, also auf jeden Fall schädlich. Wittstein führt als solche an: Eau capillaine von Dr. R. Brimmayer in Echternach (Luxemburg), das angeblich unschädliche Eau de Capille von Kamprath und Schwartze in Leipzig, Eau de Cythère, Eau de fée von Lattke in Kiel, Eau des fées von Sarah Felix in Paris, Eau de Floride von Gaislein und Comp. in Paris, Eau de Bahama, Ostindischer Haarbalsam von Dr. Ayer, die Gerbstoffpommade von Filliol und Andaque in Paris, ohne jede Spur von Gerbstoff, der vegetabilische Haarbalsam von A. Marquardt in Leipzig, ohne jede Spur von Vegetabilien, der mexikanische Haar-Erneurer von H. C. Callup in London, Haarfärbe-Kraftpommade von E. Hikisch und C. Ruß in Wien, Haarfärbewasser von M. Richter in Berlin, Haar-Naturalisir-Präparat von Lattke in Kiel, Aqua amarella, Teinture de Venus von Dr. L. Bonnot, Haar-Regenerator von Rosetter, Haar-Restorer von Apotheker Fr. Brabender in Cleve, Ostindisches Haarwasser von Emil London, Selenite perfectionné aus Paris und eine große Reihe englischer Färbemittel, Hair-Regulator von Tebet in Manchester, Hair-Renewer von Hall in Nashua, Hair-Restorative von Simonds, ferner dasselbe von Singer in New-York, von Wood und O. Brien in New-York, Hair-Tonique von Knittel in New-York und Hair-Vigor von Ayer in Lowel. Fürwahr, eine nette Blumenlese betrügerischer Spekulanten. —

Kiki von Pelser-Berensberg, auch Haaröl der Kleopatra genannt, von Witte in Berlin verfertigt, besteht aus 72 Theilen parfümirtem Ricinusöl und 24 Theilen starkem Spiritus, der mit Anilin blau gefärbt ist. Das 2½ Loth enthaltende Glas kostet 1½ Mk., kann aber in jeder Apotheke für 50 Pf. hergestellt werden. Der Name Kiki ist von der griechischen Benennung der Ricinusstaude hergenommen; das Ricinusöl ist ein empfehlenswerthes Mittel zur Reinigung der Kopfhaut, wenn es auch nicht, wie der Verfertiger obigen Haaröles angibt, die Haarwurzeln kräftigt. Auf jeden Fall ist die Preisforderung Witte's eine zu hohe. Huil de Floride von Gaislein und Comp. ist nichts als parfümirtes Baumöl, der vegetabilische Haarbalsam von Hutter und Comp. in Berlin, auch unter dem Namen Esprit des cheveux ist verdünnter hoffmannscher Balsam; der Mailänder Haarbalsam von Kreller in Nürnberg enthält etwas Chinin, ist darum aber nicht werthvoller als seine Vorgänger. Das Antipsilothron von Hegewald in Berlin besteht aus Galläpfelextrakt mit Spiritus; J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin wenden Kanthariden an, ebenso Wakerson in London. Das Haarfärbemittel von Berger in Paris nimmt zur Abwechslung statt Blei Kupfer und Nickel, wahrscheinlich einen in Schwefelsäure und Salpetersäure gelösten Reichsfünfpfennig. Physiktrom von Dr. J. Lamatsch in Wien besteht aus einer Vorbereitungsflüssigkeit, welche Aetznatron enthält, das Haar also angreift, und salpetersaurem Wismuth mit Glycerin. Das Glycerin-Haarwasser mit Chininextrakt von A. Heinrich in Leipzig enthält nicht eine Spur von Chinin, sondern besteht aus Perubalsam, Ricinusöl, Rum und Wasser, kostet 2 Mk. und ist 50 Pf. werth. Ebenso läßt sich in der Aricin-Pommade von Jul. Bittner in Gloggnitz keine Spur von Aricin (ein Bestandtheil der Cusco-Chinarinde) nachweisen. Das vegetabilische Haarfärbemittel von Dr. L. Beringnier ist Eisenchlorid und Brenzgallussäure, kostet 10 Mk., wäre aber mit 80 Pf. reichlich bezahlt. Der Bartfreund Royer in Berlin kann auch Haare färben und gibt Eichenrindenabkochung mit etwas Soda, wenigstens ein ungefährlicher Scherz. Der Haarspiritus von Apotheker R. Woesch in Nürnberg enthält Kupfervitriol, aber keinen Spiritus.

Und so ließe sich bogenlang das Sündenregister der gewissenlosen Spekulanten fortführen. Manche der angeführten Mittel sind, nachdem sie eine zeitlang durch große Reklame starken Absatz gefunden hatten, wieder verschwunden, um an einem anderen Orte unter neuem Namen wieder aufzutauchen. Für den Inseratentheil der diesen Leuten willfährigen Presse paßte recht gut als Motto das bekannte Wort: non olet — Geld riecht nicht, denn „in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf."

(Fortsetzung folgt.)

Die Backhefe und ihre faule „Selbstgährung".

Von Dr. **H. Oidtmann**, Arzt in Linnich.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Gefahr für die Hefe beginnt also mit ihrem Ruhezustand, mit dem Aufhören ihrer Gährarbeit. Die Hefe verdirbt am ehesten bei lange anhaltender Unthätigkeit. In dem Maße, wie die Sproßzellen ihre Thätigkeit einstellen, bekommen entweder die Schimmelpilze oder die Spaltpilze das Uebergewicht und leben von den todten Sproßhefezellen. Prof. v. Nägeli hat diese sehr interessanten zymotischen Vorgänge in der Hefe eingehend studirt. Er schreibt hierüber auf Seite 77:

„Bei den zahlreichen Versuchen mit Aussaat von verschiedenen Hefepilzen in das nämliche Glas bekam ich in der Regel Resultate, die den Erwartungen nicht entsprachen. Anfänglich zwar vermehren sich die verschiedenen Keime, jeder nach Maßgabe seiner

Eigenthümlichkeit und der ihm mehr oder weniger zusagenden äußeren Umstände. Dies geschieht solange, als die Pilze noch wenig zahlreich und daher in der Flüssigkeit derartig vertheilt sind, daß sie einander nicht beeinträchtigen können. Sowie sie aber so zahlreich geworden, daß sie durch Konkurrenz aufeinander wirken, so beobachtet man gewöhnlich, daß einer derselben sich stark vermehrt und daß das Wachsthum der übrigen gänzlich stille steht. Diese Konkurrenz tritt um so sicherer ein, je gleichartiger die Nährflüssigkeit in allen ihren Theilen beschaffen ist. Sind lokale Ungleichheiten vorhanden, z. B. durch Beimengung von festen Stoffen und gehemmte Cirkulation, oder durch ungehinderten Luftzutritt zu der Oberfläche, während die tieferen Flüssigkeitsschichten wenig oder keinen Sauerstoff erhalten, — so können zwei verschiedene Pilzvegetationen, jede an ihrem Orte, die Oberhand gewinnen und alle anderen Pilze verdrängen."

Ein in die Augen fallendes Beispiel dieses Verhaltens der Hefe ist ein mit Schimmelpilz überzogener trockener Brot-Sauerteig aus Roggenmehl. Hier haben wir in der Kruste Schimmelpilze aller Farben und Formen, während der Kern reich an Sproßpilzen ist und nur eine beschränkte Zahl von Spaltpilzen birgt. Sauerteig dagegen, welchen man in nassem Zustande hat altern lassen, hat ebenfalls außen einen Wald von Schimmelflora, während er innen Spalt(Faul-)pilze nährt, und die wirksame Sproßhefe von Stunde zu Stunde mehr verzehrt wird.

Die Hefe, solange sie in der Brauerei ist.

„Die Hefe der Bierbrauer ist fast rein von Spaltpilzen; sie kann bei jahrelangem Betrieb, während welchem eine große Menge von neuen Zellengenerationen gebildet werden, diese Reinheit behalten. Dies ist eine sehr merkwürdige Erfahrung, da doch hier die Vermehrung der Hefe in einer neutralen Nährlösung (welche doch sonst der Entwicklung und Vermehrung von Spaltpilzen ungemein günstig ist), erfolgt. Wenn man nämlich in eine neutrale, zuckerhaltige Lösung (auch in Bierwürze) eine Spur von Bierhefe aussät und die Spaltpilze, welche in dem zugesetzten Wasser oder schon in der Hefe enthalten sind oder aus der Luft hereinfallen, nicht vollständig ausschließt, so erhält man zuletzt meistens eine (über die Hefepilze) überwuchernde Spaltpilzvegetation."

Das ist nun aber in den Brauereien nicht der Fall, und Professor v. Nägeli stellt sich die Frage, woher es komme, daß die Hefe in dem Brauereibetriebe — im Gegensatz zu ihrem raschen Erkranken und Faulwerden in der Hand der Händler und der Bäcker — sich von Generation zu Generation solange rein erhalte. Er sagt:

„Die chemische Beschaffenheit der Bierwürze kann nicht die Ursache sein, warum in der Hefe die (gefährlichen) Spaltpilze beim Brauereibetrieb sich nicht vermehren."

Denn: „Wurden Sproß- und Spaltpilze, beide in Spuren, zugleich in neutrale zuckerhaltige Flüssigkeiten (auch in Bierwürze) ausgesät, so gewannen die Spaltpilze nach einiger Zeit vollständig die Oberhand (und die Sproß[Hefe]pilze gingen unter), mochten die Umstände so oder anders beschaffen sein." Die Hefe büßte dabei ihre Gährtüchtigkeit ein, wurde matt und zum Backen ungeeignet; die Hausfrauen sagen: die Hefe ist schal.

„Da sich aber bei anderweitigen Versuchen gezeigt hatte, daß, wenn einmal die geistige Gährung ordentlich in Gang gekommen ist, dieselbe dann auch andauert und die sie bewirkende Sproßhefe allein sich vermehrt (die Spaltpilze also neben dieser nicht aufkommen können), so wurden Versuche in der Art angestellt, daß zur Aussaat eine größere Menge von Bierhefe und nur Spuren von Spaltpilzen dienten. Der Erfolg war ganz überraschend. Mag die zuckerhaltige Nährflüssigkeit und die Temperatur wie immer beschaffen sein, so kann man durch Aussaat einer hinreichenden Quantität von Sproßhefe den gewünschten Zweck erreichen, daß nur diese sich vermehrt und die in geringer Menge vorhandenen Spaltpilze garnicht wachsen.

„Bei der Konkurrenz der Hefepilze (mit den Spaltpilzen) ist also die verhältnißmäßige Zahl der Konkurrenten von Bedeutung."

Ein mit Wasser verdünnter Tropfen Hefe oder Sauerteigmasse gibt uns unter dem Mikroskop über dieses Zahlenverhältniß der vorhandenen Pilzsorten eine schöne Anschauung. Wir lernen dadurch eine gesunde, gährtüchtige von einer faulgährenden, zymotische Krankheiten erzeugenden Spaltpilzhefe und von Schimmelhefe unterscheiden, je nachdem im Gesichtsfelde der eine oder der andere dieser Pilze, die kolossalen Zellen des Sproßpilzes, oder der fadenförmige Schimmelpilz oder der winzige Spaltpilz vorwaltet. —

Professor v. Nägeli weist aber nach, daß die Ueberzahl des Hefepilzes vor dem Spaltpilze es allein nicht sein kann, was in den Brauereien die ungewöhnliche Gesunderhaltung der Hefe bewirkt. Er fährt endlich auf S. 80 fort:

„Suchen wir nach einer Erklärung für den regelwidrigen Verlauf der Konkurrenz bei den Hefepilzen (in den Brauereien), so bietet sich zunächst die Annahme dar, daß die Ausscheidungs- und Gährungs**produkte** der einen Pilze dem Leben der andern hinderlich seien.

„Aber die Produkte der geistigen Gährung an sich verhindern die Spaltpilze nicht, zu wachsen. Wenn man die Sproßhefe einer gährenden Flüssigkeit in irgendeinem Stadium durch Erhitzen tödtet und dann Spuren von Sproß- und Spaltpilzen darin aussäet, so sind die letzteren immer die stärkeren," und die Hefe wird untüchtig und faul.

„Der Grund, warum die Aussaat einer größeren Menge von Sproßhefe für sie selber von Nutzen ist bei der Konkurrenz mit den Spaltpilzen, liegt also nicht in einer substanziellen Veränderung der Nährflüssigkeit. Er besteht nur in dem Vorhandensein einer bestimmten Gährungs**bewegung**. Wird in eine zuckerfreie, neutrale Nährlösung eine große Menge Bierhefezellen und nur eine Spur von Spaltpilzen gegeben, so vermehren sich die ersteren, welche (in einer zuckerfreien Flüssigkeit) keine Gährung erregen können, langsam, die letzteren dagegen sehr rasch), sodaß sie die ersteren bald überwuchern. Das Nämliche ist ferner der Fall, wenn in einer zuckerhaltigen, neutralen Nährlösung sich zahlreiche Sproßhefezellen, die aber ihrer Natur nach nicht Gährung zu bewirken vermögen, mit sehr wenig Spaltpilzen befinden. Bringt man endlich zahlreiche Bierhefezellen mit einer Spur von Spaltpilzen in eine neutrale Flüssigkeit, welche mehr oder weniger Zucker enthält, so vermehren sich die ersteren allein, solange die Gährung dauert; sowie dieselbe aber infolge von Zuckermangel träge wird und aufhört, fangen die Spaltpilze an, sich stark zu vermehren, indeß das Wachsthum der Sproßpilze stille steht;" die Hefe wird krank und stirbt ab.

„Die größere **Zahl** ist also für die gährtüchtigen Sproßpilze bei ihrer Konkurrenz mit den Spaltpilzen nicht an und für sich vortheilhaft, sondern nur, wenn zugleich ein dieser Zahl entsprechender Grad von Gährungsintensität eintritt. Deswegen kommt es, wenn in einer zuckerhaltigen, neutralen Nährlösung die Sproßpilze allein sich vermehren sollen, nicht auf das numerische Verhältniß der die Bierhefe verunreinigenden Spaltpilze an, sondern auf die Quantität der im Verhältniß zur Flüssigkeitsmenge zugesetzten Bierhefe. Um den angegeben Zweck zu erreichen, muß die Gährflüssigkeit mit soviel Hefe angesetzt werden, daß sie möglichst bald in ordentliche Gährung geräth.

„Daraus leitet sich eine praktische Regel ab, um aus einer mit Spaltpilzen verunreinigten Bierhefe eine reine Hefe zu erziehen: Man bringt in eine gekochte, zuckerhaltige Nährlösung grade soviel Bierhefe, daß die Gährung sofort beginnt. Ehe diese beendigt ist, wird ein Theil der erzogenen Hefe in neue Nährlösung gebracht und unter Beobachtung der gleichen Vorsichtsmaßregeln, und das Verfahren, je nach dem Erfolg, noch ein- oder mehreremale wiederholt. Da die Sproßpilze allein sich vermehren, so nimmt die verhältnißmäßige Zahl der Spaltpilze mit jeder Kultur ab, und man erhält zuletzt eine beinahe ganz reine Sproßhefe. Es ist sicherer und förderlicher, wenn man die Nährlösungen etwas sauer macht.

„Von dem Maße, in welchem auf diese Weise die Reinheit der Sproßhefe zunimmt, kann man sich aus dem Umstande eine Vorstellung bilden, daß das Verfahren eine fünf- bis achtfache Vermehrung in jeder Nährlösung gestattet. Bei gelungener Kultur nimmt die Prozentzahl der Spaltpilze nahezu in dem nämlichen Verhältniß ab," wie die der Sproßpilze zunimmt.

Nehmen wir einen Augenblick an, meine Beobachtungen am Krankenbette hätten mich nicht auf die Hefe, als das zunächst liegende Faulpilzgift hingewiesen, und wir wüßten über die Hefe und ihre großen Gesundheitsgefahren nur **das**, was wir oben aus v. Nägeli's Untersuchungen erfahren haben. Selbst dann müßte das hier Gelesene ausreichen, die Backhefe als dasjenige Nahrungs- und Genußmittel erscheinen zu lassen, welches in seiner Darstellung wie in seinen krankhaften Umwandlungen während ihres langen Lagerns und Verschickens zum gefährlichsten Faulgifte für Haushaltungen und Bäckereien werden muß. v. Nägeli's

Untersuchungen belehren uns außerdem, daß eine Backhefe schon faul, mit Spaltpilzen durchsetzt sein kann, ohne daß man die Fäulniß durch den Geruch wahrzunehmen vermag.

Ich habe mir für meine Anklage gegen die Backhefe die Autorität von Nägeli's zu Hülfe gerufen, damit die Leserwelt sehe, daß nicht ich allein es bin, ich auch nicht der erste bin, welcher die Backhefe als Anstifter von Fäulnißkrankheiten denunzirte. Ich frage nur: wie konnte es kommen, daß die Hefe, dieser zymotische Backstoff, sich so lange den Blicken und Nasen der Aerzte, den Reagentien der Physiologen hat entziehen können? Die Antwort ist bald gegeben; ich lese sie in einem Schriftchen: „Offener Brief an Herrn L. O. Smith von Prof. F. B. Ekman. Diskussion über die Rektifikation des Spiritus, Berlin 1878." In diesem Schriftchen heißt es auf S. 36:

„Die Kluft, welche in unserem Lande zwischen Gelehrten (Aerzten) und Gewerbetreibenden existirt, und zu deren Ausfüllung — verzeihen Sie diese Bemerkung — keine besondere Neigung von Seiten der ersteren sich verspüren läßt, macht es uns verständlich, daß Sie in Bezug auf (gesundheitsgefährliche Gewerbe) auf fremdem Gebiete sich bewegen. Diese große Kluft wird uns nicht hindern, diese Brochüren herauszugeben und sie (statt an Aerzte) an Fachgelehrte (der zymotischen Gewerbe) zu versenden, in der Voraussicht, daß wir dem Volke den Beweis liefern können, daß es noch 1880 (in Deutschland ärztliche) Gelehrte gibt, welche aus unbekannten Gründen sich zu Vertheidigern von Ansichten (über Krankheitsentstehung) hergeben, über deren Unrichtigkeit die Männer der Gewerbewissenschaft (namentlich der Zymotechnik) nur Eine Meinung haben."

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Mein Freund! Meine Neuigkeiten sind nicht gut. Ich bin krank oder besitze wenigstens die Anlage zu einer gefährlichen Krankheit. Der Arzt, den ich konsultirte, empfahl mir eine Badekur. Badekur? — Ich hätte dem guten Manne beinahe ins Gesicht gelacht. — „Dann Urlaub!" verbesserte er sich. — „Aber Urlaub unter allen Umständen! Sie müssen in freie Luft; Bewegung, Sorgfalt u. s. w." Was soll ich thun? — Kaum ein Jahr im Dienst und drei Monate Urlaub? — Der Inspektor wird seinen Tenor stimmen und mich mit einigen militärischen Lieblingsredensarten regaliren! — — Und habe ich Urlaub, wohin? — Zu den Eltern? — Ich ginge am liebsten ins Gebirge, oder an den Rhein, oder auch zu Dir. Mit meinem Gehalt in der Tasche fresse ich mich leidlich durch. Ich würde Dich nicht weiter belästigen; ich schlage mein Asyl in Deiner Nähe auf, wir kommen nach Zeit und Laune zusammen und hätten den bequemsten geistigen Verkehr ohne das Hinderniß einer trennenden Entfernung. Ein paar Zeilen laß mir zukommen; dann handle ich und Du hast bald Deinen Dir stets treuen aber kranken Freund in Deinen Armen! — —

Aus dem Tagebuch.

Louise Bürger gab ich heute zwei Theaterbillets, die ich vom Kollegen, dem Heldentenor, empfangen hatte. Sie nahm sie nach langem Drängen an, aber unter der Bedingung, daß sie das eine Billet jemand schenken dürfe, da ihre Mutter nicht mitgehen könne. Sie erröthete dabei. Ich rieth, daß dieser Jemand eine ihr liebe Person sei, that aber, als ob ich davon nichts ahnte, — „Ein Auge auf die blasse Blonde?" — Mit einer Grimasse, die ein freundliches Lächeln vorstellen sollte, begleitete der korpulente Bäcker Weinberg diese vertrauliche und wohlwollende Frage an mich, als ich, zur Treppe hinabgehend, seiner ansichtig ward. „Ein nettes stilles Kind;" fuhr er fort, mein anfängliches Schweigen als eine Zustimmung nehmend, „aber kein Blut, kein Fleisch, ein Kirchhofslämpchen, das man ausblasen kann, wie ein Nachtlicht, keine Energie; kann nie eine derbe Hausfrau und gesunde Mutter geben." Ich ließ diesen gefühllosen Menschen nicht zu Ende kommen und sagte bitter: „Es ist ein liebes armes Kind; arm, Herr Weinberg, während andere Leute — sich von dem Ertrage schimpflichen Gewerbes mästen und so das Muster für unsere zukünftige Generation abgeben. Wenn da kein Blut und kein Fleisch ist, so liegt die Verpflichtung nah, zu helfen und sich so eines Anblickes zu überheben, den jeder Glücklichere als einen stummen Vorwurf fühlen sollte." — So ungefähr sprach ich. Was der gefühllose Fleischklumpen geantwortet? — Ich weiß es nicht mehr, aber ich weiß, daß er sich meine Worte merken und daß er nicht mehr mit der tölpelhaften Vertraulichkeit zu mir reden wird, wie er sich einem jungen Menschen gegenüber berechtigt glaubte. Und dieser Mann, welcher einst ebenfalls arm, hülflos nach Berlin gekommen war, der einst ebenfalls die Noth des Daseins auf seinen Schultern getragen, zeigte solche Gleichgiltigkeit gegen das Elend seiner Mitmenschen, trotz äußerlicher Gutmüthigkeit. — Dieser Weinberg steht nicht vereinzelt da in seiner Eigenschaft als Mischung von Liebenswürdigkeit und niedriger Gesinnung, er ist überall, er begegnet uns, wohin wir uns wenden; oft feiner und behutsamer, tritt er auf uns zu, aber stets ätzende Lauge heimlich um sich gießend, gleichgültig, ob er jemanden verwundet oder nicht. — —

Der „Heldentenor" beschäftigt sich auch mit Poesie. Von ungefähr hatte ich mein Gedicht, von dem ich einige Seiten früher gesprochen, aus der Rocktasche gezogen, um an einer Stelle noch eine kleine Aenderung, die mir beigefallen war, vorzunehmen. Er sah es und so war ich gezwungen, zu beichten. „Recht schön," sagte er, „wenn es nur nicht gar so traurig wäre. Mensch, Sie müssen aus dieser Luft. Schon lange beobachtete ich Sie, und ich will aufrichtig sein und Ihnen meine Meinung nicht vorenthalten. Sie sind jung, frisch, muthig und arbeitsam. Bedeutende Fehler in unserer Zeit. Man nutzt Sie aus. Sie merken es nicht. Man ladet auf Ihre jungen Schultern eine Last, die Sie frühzeitig zu Boden drückt. Man schmeichelt Ihnen geflissentlich ob Ihrer Regsamkeit, öffnet Ihren Blicken eine schöne Zukunft, aber, was man Ihnen vorspiegelt, sind Luftgebilde, was man Ihnen verspricht, ist Mittel zur Beruhigung Ihrer Zweifel an der Fürsorge Ihrer Vorgesetzten. — Sie müssen werden, wie ich; taub, träge, geistlos, wollen Sie fort vegetiren. Eine Maske den Herren, stets eine Maske! — Das muß Parole sein! — Und nun wünsche ich Ihnen noch viel Glück zu Ihrem Urlaubsgesuch. — Man gibt Ihnen acht Wochen Zeit, sich zu restituiren. Sie nehmen stillschweigend an, was man Ihnen geben muß, und wenn die Zeit herum: neues Urlaubsgesuch. — O, man muß wissen, den Herren zu begegnen. Und wenn sie Ihnen den Abschied geben: dann aufgeathmet! —" — Was der Heldentenor sagte, hab ich mir hinters Ohr geschrieben. Er ist ein Mann, der oft und schwer des Lebens Sturm erfahren. Seine Geschichte ist eine Leidensgeschichte, ist eine Kette von Entbehrungen und Kämpfen, ein fortwährendes Fehlschlagen von Hoffnungen und Plänen gewesen, bis er endlich in das Eisenbahnbureau einlief, vielleicht den letzten Hafen, wie er selbst lächelnd sagt. — — Seine Einladung, ihn zu besuchen, habe ich gern befolgt. Nicht ohne Nutzen. Seine Frau kam mir herzlich entgegen, seine Kinderchen sagten, sie kennten mich schon und er selbst holte zu guterletzt einen großen Haufen Manuskripte herbei: Poesie, Selbsterlebtes, Aufsätze, die Beweise emsigen Fleißes, treuen, rechten Sinnes, beharrlichen Strebens — aber ohne äußeren Erfolg geblieben. — „So wie der Staub sich auf diesen Papieren lagert und sie selbst vermodern, so fallen oft die Schollen auf die Särge von strebsamen Menschen, ohne das ihr Name je genannt wird." Er sprach recht. Ich dachte an mich selbst und meine Zukunft und ging nachdenklich heimwärts.

Der Buchbinder brachte mir mein Buch. Er sah noch leidender aus, als neulich; war auch einsilbiger und trauriger. Ich zahlte ihm den kleinen Betrag und frug nach der Ursache seines Kummers. — Exmittirt mein Herr, auf die Straße gesetzt. Hier das Papier! Und er zog aus dem fadenscheinigen Rock eine zerknitterte Gerichtsaufforderung. — Frau Ratemsky hat keine Geduld, kein Erbarmen gehabt, Frau Ratemsky braucht zu nöthig die paar Pfennige, um ihrem Sohne ein Extrapläsir zu bereiten. Er lachte bitter. Und ich ging, aufs äußerste erregt, im Zimmer auf und ab. Keine Hülfe! Ich sagte es ihm. Er

drückte mir die Hand und entgegnete, daß das nichts mache. Er sagte mir ein Lebewohl und ging still wieder fort. Vor Aufregung über meine eigene Ohnmacht fing ich großer Mensch an zu weinen. Ich weinte wie ein Kind. Ist das unmännlich? — — Meine Wirthin brachte mir mein Essen. Mit den Worten: „Bringen Sie es sogleich zum Buchbinder" rannte ich davon, Straße auf, Straße ab, bis ich endlich argen Hunger empfand. Für einige Pfennige kaufte ich mir Semmeln, die ich eben im Begriff bin, zu verzehren. — —

Mein Urlaubsgesuch muß jeden Tag seine Erledigung finden. Ich harre sehnlich auf den Bescheid. Es zieht mich aus Berlin unwiderstehlich fort! — — Die kleine Bertha ist auch nicht wohl. Sie hat sich erkältet. Das Dienstmädchen scheert sich wenig um die Kleine. Die Mutter geht mit Frau Weinberg spazieren. Schöne Gesellschaft! — Dem Sohn der Frau Ratemsky, der Hausbesitzerin, bin ich absichtlich in den Weg getreten. Wir kamen ins Gespräch. Ich frug, warum der Buchbinder die Wohnung verlasse? — „Weil Mama keinen Strolch liebt," gab der Bursche zurück. — „Wissen Sie, daß er ein Strolch war?" — „Gewiß; er arbeitet nicht und zahlt nicht." — „Sie scheinen sonderbare Begriffe von den Menschen zu besitzen, denen die Noth zu Häupten sitzt, junger Mann," rief ich mit unterdrücktem Unwillen. „Der Buchbinder ist kein Strolch," setzte ich hinzu, „und wer einen ehrlichen Menschen dafür hält, ist wohl selbst nicht viel werth." — Das Bürschchen war ob dieses Sermons zunächst verdutzt, aber gleich darauf lachte er höhnisch und suchte davon zu kommen. Das ging nun nicht sogleich. Ich nestelte mich wie ein Kettenhund an den Naseweisen und gab ihm bis zu seiner Thür eine gründliche Instruktion über Moral, in der Voraussetzung, daß, wer den Alten etwas derb sagen will, das beste Sprachrohr in den Jungen findet. — So habe ich doch meinen Gerechtigkeitsgefühlen in etwas Befriedigung verschafft. — — Nun weiß ich auch, wer mit Louise Bürger im Theater war: — Ein hübscher junger Mann. — Unter Erröthen gestand sie mir, es sei ihr Bräutigam. Diese Mittheilung machte mich froh und guter Laune, und mit Eifer hab ich ihr soviel Wünsche hergeplappert, daß ich schließlich selbst habe darüber lachen müssen. Ihre Mutter kam dazu und so mußte dem Gespräch eine ernstere Wendung gegeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil.

(Fortsetzung.)

Die Lösung des Sphinxräthsels „Bis hierher und nicht weiter" war einem Professor vorbehalten, dem Finnländer Erik Nordenskjöld. Seit etwa zehn Jahren ist er die Seele aller schwedischen Unternehmungen, die die Aufschließung des hohen Nordens bezwecken. Seine erste größere Expedition unternahm er im Jahre 1875. Dieselbe hatte den Auftrag, in das karische Meer bis zu der Mündung des Jenisei und, wenn die Zeit es gestattete, weiter nach Nordosten vorzudringen und jene Gegenden geographisch zu bestimmen. Außerdem wollten die Mitglieder der Expedition im Interesse und zur Förderung der Naturwissenschaften die Geologie, Zoologie und Botanik dieser hohen Breitengrade, insbesondere von Nowaja-Semlja, erforschen. Endlich beabsichtigten die Forscher, sich an einem noch nicht bestimmten Punkte zu trennen, und während die Einen nach Schweden seewärts zurückkehrten und nebenbei die Erforschung der Ostküste fortsetzten, sollten die Andern einen der großen asiatischen Flüsse hinauffahren und durch Sibirien, Rußland und Finnland heimkehren. Den Plan zu dieser Expedition hatte Professor Nordenskjöld entworfen. Er hatte das Glück gehabt, in Oskar Dickson, dem Chef eines großen Handlungshauses in Gothenburg, einen Gönner zu finden, der allein die gesammten Kosten des Unternehmens auf sich nahm. Zu der Expedition sollte ein kleines Segelschiff, die „Pröven", benutzt werden, welches Nordenskjöld ganz nach seinem Ermessen ausrüsten durfte. Dem Professor schlossen sich zwei Botaniker, die Herren Kjellmann und Lundström, und zwei Zoologen, die Herren Stukberg und Theel und vier andere junge Gelehrte der Universität von Upsala an. Am 8. Juli verließ die Expedition Tromsöe, am 3. Oktober lief die „Pröven" wiederum dort ein, nachdem sie mehr als 10,000 Kilometer in weniger als vier Monaten durchfahren hatte. Am 19. August hatte sich derjenige Theil der Expedition, die landwärts zurückkehren sollte, an der Mündung des Jenisei abgetrennt und gelangte am 30. November nach Stockholm zurück. Diese Reise ließ keinen Zweifel über die Möglichkeit, die Produkte des nördlichen Sibiriens durch das karische Meer nach Europa zu bringen. Man konnte jedoch einwenden, daß die Expedition unter ausnahmsweise günstigen Witterungsverhältnissen von statten gegangen sei und daß ein einziger glücklicher Versuch nicht als vollgültiger Beweis angesehen werden dürfe.

Aus diesen Gründen unternahm Nordenskjöld eine zweite Expedition im Jahre 1876. Auch diesmal hatte die Munifizenz zweier reicher Privatleute, abermals des obenerwähnten Schweden Dickson und des reichen Russen Sibiriakoff, die Mittel gewährt. Nunmehr war es ein Dampfer, der den Forscher in die nördlichen Breiten trug. Auch diese Reise verlief glücklich und ergab den erwünschten Erfolg. Nach einer Abwesenheit von drei Monaten ankerte der Dampfer wiederum in Tromsöe. Damit war die Möglichkeit, zwischen Europa und Asien durch das karische Meer zu verkehren, erwiesen und die Errichtung einer regelmäßigen Verbindung zwischen den beiden Welttheilen auf diesem Wege bietet nach der Ansicht Nordenskjöld's keine größeren Schwierigkeiten und Gefahren, als viele andere Routen, die heute von tausenden von Schiffen befahren werden.

Der Handel suchte sich alsbald die neue Entdeckung zu Nutze zu machen. Im Jahre 1877 wurden auf dem von Professor Nordenskjöld befahrenen Wege zwei Dampfer abgeschickt und ein in Jenissieisk erbautes russisches Segelschiff fuhr nach Norwegen. Der „Frager", ein Dampfer von 158 Tonnen, verließ für Rechnung des obenerwähnten russischen Kaufmanns Sibiriakoff mit einer Ladung Tabak, Zucker und Maschinen Bremerhaven am 24. Juli, kam am 21. August an den Jeniseimündungen an und fuhr vom 14. bis 24. September wieder nach Hammerfest. Diese Erfolge ermuthigten den berühmten Reisenden, durch die seit 1553 angestrebte nordöstliche Durchfahrt nach Asien vorzudringen, die Beringsstraße zu passiren und durch den stillen und indischen Ozean via Suez nach der Heimath zurückzukehren; ein Unternehmen, dessen glänzender Erfolg in diesem Augenblicke die Welt beschäftigt.

Am 25. Juli 1878 verließ Nordenskjöld mit zwei zur Ueberwinterung im Polareis eingerichteten Dampfern, „Vega" und „Lena", und von zwei Handelsschiffen begleitet, die Küsten Norwegens, ging um das Nordkap ins weiße und karische Meer und ankerte bereits am 6. August in Dicksonshafen an der Jeniseimündung. Die ihn begleitenden Handelsschiffe gingen den Jenisei bis zur Stadt Taruchansk hinauf und Nordenskjöld setzte vier Tage später die Umseglung der Nordküsten der alten Welt in östlicher Richtung fort. Zehn Tage später salutirte die Signalkanone der „Vega" die nördlichste Landspitze Asiens, Kap Tscheljuskin. Am 28. August ankerten die beiden Schiffe zum letztenmal neben einander in der Lenamündung. Der Dampfer „Lena" ging den gleichnamigen Fluß hinauf und erreichte am 21. September die Stadt Jakutsk. Von hier erhielt Europa die ersten Nachrichten über den bisherigen Verlauf der Expedition. Nordenskjöld verließ die Lenamündung auf dem Dampfer „Vega" am 27. August, erreichte in drei Tagen die Ljakowsinsel am, 6. September den Shelatskoi Noß, am 7. Kap Jakan, am 18. Kap North, am 27. Kuljuschin und am 28. die Ueberwinterungsstelle beim Kap Kamenoi Serdze. Es ist derselbe Punkt, den im Jahre 1728 Veit Bering von Osten erreicht hat. Durch Nordenskjölds Wagstück ist die nördliche Verbindung zwischen dem atlantischen und stillen Ozean durch das nördliche Eismeer über allen Zweifel erhaben, aber dem Seeweg für Handelsflotten werden die klimatischen Verhältnisse dieser Regionen immer Schwierigkeiten bereiten. Auch Nordenskjöld mußte seinen östlichen Kurs 500 bis 700 Meilen lang durch starkes Treibeis forciren. Er hatte, wie alle Polarfahrer, mit dem Ungemach des arktischen Winters zu kämpfen, war aber insofern besser wie seine Vorgänger daran, daß er von der zivilisirten Welt nicht abgeschnitten war. Um das Vorgebirge Kamenoi Serdze liegen drei von Tschuktschen bewohnte Dörfer. Am 18. Oktober 1878 übernahm der Aelteste des Dorfes die Spedition eines Briefes, der in acht Monaten über Anadirsk, Kolyma, Jakutsk, Jeniseisk und Tobolsk nach Perm, in den Bereich der Eisenbahnen, und dann auf Dampfesflügeln an den Adressaten, den schwedischen Marineminister Otter gelangte und zwar am 21. Juni 1879. Im Laufe des Winters meldeten Tschuktschenjäger, welche auf ihren Schneeschuhen ungeheuere Strecken in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurücklegen, holländischen Walfischfängern in der Beringsstraße, daß Nordenskjöld mit seiner Mannschaft auf dem Dampfer „Vega" in der Nähe des Vorgebirges Kamenoi Serdze überwintere. Vom Kotzebuesund trugen amerikanische Pelzjäger die Nachricht nach Alaschka und von hier blitzte sie der Telegraph nach allen Richtungen der Windrose. Das war in den ersten Tagen des Mai 1879. Infolge dieser Nachricht sendete Gordon Bennet, der durch Veranstaltung von Stanley's afrikanischen Entdeckungsreisen rühmlich bekannte Besitzer der Zeitung „New-York Herald", seine in San Francisko ankernde Yacht „Jeanette" den Eingefrorenen zu Hilfe. Auch der stets opferwillige Russe Sibiriakoff ließ seinen Dampfer „Nordenskjöld", an dessen Bord sich der Vorstand des leipziger meteorologischen Bureaus, Freiherr von Danckelmann, befand, am 12. Mai 1879 von Malmö in Schweden in See stechen, um via Suez der „Vega" mit Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken zu Hilfe zu eilen. Beide Schiffe sollten den kühnen Forscher nicht treffen. Der Dampfer „Nordenskjöld" erreichte am 2. August Japan, um der Expedition durch die Beringsstraße entgegenzugehen; doch hatte er das Unglück, schon am 5. August an der Ostküste von Yesso im dichten Nebel auf Strand zu gerathen. Gordon Bennets „Jeanette" verfehlte den rückkehrenden Polarfahrer

und unternahm eine selbständige Polarexpedition. Während der unermüdliche Sibiriakoff zur Hilfeleistung der monatelang verschollenen Mannschaft der „Vega" in Nischni Kolymsk und an der Anadirmündung Landexpeditionen organisirte, bekam die Gattin Nordenskjölds am 16. Mai die telegraphische Nachricht, daß Briefe des Professors in Jakutsk (Sibirien) angekommen wären. Wären nicht vor Thoresschluß, hieß es darin, besonders ungünstige Verhältnisse eingetreten, so würde es der „Vega" gelungen sein, die ganze Reise ohne Unterbrechung zu vollenden und vor dem Winter in Japan anzukommen. An der Stelle, an welcher das Schiff Ende September einfror, verkehren amerikanische Walfischfahrer oft bis zur Mitte Oktober.

„Wenn ‚Vega' eine Stunde mit voller Kraft hätte vorwärts kommen können," so berichtet Nordenskjöld, „dann hätten wir vermuthlich den Weg zurückgelegt und einen Tag früher würde das Treibeis an dieser Stelle kein ernstliches Hinderniß für ‚Vega's' Fahrt gebildet haben."

Diese Einschließung, so nahe vor dem Ziele, bezeichnet der Professor als dasjenige Mißgeschick, mit welchem er sich während seiner Eismeerreisen am schwersten habe versöhnen können. Eine Zeit lang rechnete er auch darauf, wieder frei zu werden. Beständiger Nordwind aber verstärkte die Eismassen an der Küste mehr und mehr; die Temperatur fiel langsam, doch stetig, und am 25. November schrieb er ins Tagebuch: „Hoffnung, vor nächstem Sommer loszukommen, ist nicht mehr vorhanden."

Trotz dieses am Schlusse der Fahrt eingetretenen Unfalls ist deren Zweck doch vollständig erfüllt. (Siehe Karte Seite 220.) Denn die Möglichkeit, die Reise auf einem Dampfer in einer Hochsommersaison zu vollenden, darf nicht mehr bezweifelt werden. Ein Schiff, das soweit kommt, als die „Vega" gekommen ist, wird unter normalen Umständen voraussichtlich nicht einfrieren. Nur eine schwedische Meile weiter, wäre sie in der offenen See gewesen. Diese kurze Strecke kostete einen ganzen langen Winter. Neun Monate zwanzig Tage lag die „Vega" fest. Am 18. Juli 1879 gab das Eis sie endlich frei. Am 20. Juli passirte sie das Ostkap, besuchte die beiden Küsten des Beringsmeeres, die Lorenzinsel und die Beringsinseln, wo sie durch einen Agenten der Alaschkagesellschaft (früher russische, jetzt nordamerikanische Handelskompagnie) die ersten Nachrichten aus der kultivirten Welt erhielt, und setzte von da am 19. August die Reise fort. Am 31. August überstand sie einen Sturm und ein Gewitter, bei welchem ein Blitz den Hauptmast spaltete. Dann erreichte sie am 2. September $10^1/_2$ Uhr Abends glücklich den japanesischen Hafen Yokohama. Japans Beherrscher, der Mikado (Gottmensch), ein lernbegieriger Reformator seines Landes, ließ sich von Professor Nordenskjöld die interessante Fahrt erzählen und verkehrte mit ihm, zum Schrecken aller Finsterlinge, wie mit seines Gleichen. Während wir dieses schreiben (zweite Dezemberhälfte), meldet der Telegraph die Ankunft der „Vega" in Point de Galle, einem Hafenort auf der Insel Ceylon.

Wie wir oben bemerkten, ist das von Sibiriakoff der „Vega" zu Hilfe eilende Dampfschiff „Nordenskjöld" am 5. August an der Ostküste von Jesso (Japan) an den Strand gerathen. Eine soeben aus Japan eingetroffene, allerdings nicht sehr ins Einzelne gehende Nachricht giebt jedoch Hoffnung auf Rettung des sehr stark gebauten Schiffes. Der russische Konsul in Yokohama meldet nämlich, daß der Dampfer (wahrscheinlich bei einer hohen Fluth) von dem sandigen Strande abgekommen ist und daß derselbe durch die Strömung nach einer 30 Seemeilen von dem Unglücksplatze entfernten Stelle getrieben worden ist, wo er augenblicklich vor den zur Winterszeit sehr starken Schneestürmen und vor dem Wogengange geschützt liegt. Die schon ihrem Rücktransport nach Europa entgegensehende Mannschaft ist von Yokohama aus wieder nach Jesso zurückgekehrt, um in der Nähe des Schiffes eine weitere günstige Entwickelung der Verhältnisse abzuwarten. Herr A. Sibiriakoff ist soeben im Begriffe, einen neuen Kapitän für das Schiff nach Japan zu senden, der versuchen soll, das Schiff vollständig zu retten, und wenn möglich, nach Yokohama zur Reparatur und Neuausrüstung zu bringen. Wenn dies gelingen sollte, so wird der Dampfer im nächsten Sommer seine Reise durch die Beringsstraße nach dem sibirischen Eismeere fortsetzen und vielleicht um Kap Tscheljuskin nach Skandinavien zurückkehren. Der neue Führer des Schiffes ist der bekannte, sehr erfahrene norwegische Fangschiffer Johannssen, der alljährlich die nordischen Gewässer besucht. Er ist es unter Anderem, der im Sommer 1879 in dem karischen Meere östlich von Nowaja Semlja kühn mit seinem kleinen, für den Walroß- und Robbenschlag bestimmten Fahrzeuge vordringend, die von ihm so genannte „Eiserne Insel" im Süden des Franz-Joseph-Lands entdeckte. Als erster Steuermann wird ihn sein von Jakutsk kommender, eben so bekannter Bruder nach Japan begleiten, der als Kapitän des Dampfers „Lena" die „Vega" bei ihrer Umsegelung Nordasiens bis zur Lenamündung begleitete, und der dann mit seinem Schiffe diesen Fluß bis Jakutsk hinausdampfend, die letzten Briefe von Professor Nordenskjöld mit der Nachricht von der ersten glücklichen Umschiffung der Nordspitze Asiens, des Kaps Tscheljuskin, nach Europa vermittelte, welche bekanntlich im vorigen Herbst hier anlangten. Gelingt es also, das gestrandete Schiff wieder flott zu machen und zu repariren, so steht in dem nächsten Sommer, wenn nicht ganz ungewöhnlich ungünstige Eisverhältnisse eintreten sollten, eine zweite Umschiffung Asiens, diesmal in der Richtung von Ost nach West, in Aussicht. (Fortsetzung folgt.)

Der Einsturz der Taybrücke in Schottland. (Bild Seite 221.) Einer der schrecklichsten Eisenbahnunfälle, die sich je ereignet, führt uns an die Ostküste von Schottland. Der Firth of Tay, ein Küstenfluß, der aus dem Grampiangebirge kommt, ergießt sich in einer sehr breiten Mündung bei Dundee in die Nordsee, und die dort über den Fluß führende Eisenbahnbrücke der Strecke Dundee-Edinburgh, war bis zum 28. Dezember vorigen Jahres, dem Tage der Katastrophe, die längste der Welt. Sie war 10 320 englische Fuß oder 3459 Yards, also ungefähr zwei englische Meilen lang und wurde als ein Wunderwerk der Ingenieurkunst gepriesen. Der Bau hatte sechs Jahre gedauert und 350 000 Pfund Sterling gekostet. Die Brücke, dem Ansehen nach ein leichter, zierlicher Bau, nach Norden gegen Dundee zu in gekrümmter Linie dem Ufer zustrebend, wurde Ende Februar 1878 amtlich geprüft, und im Mai desselben Jahres dem Verkehr übergeben. Sie ist eingleisig und besteht aus 85 Oeffnungen von verschiedener Spannweite, von denen die elf weitesten je 245 Fuß haben. Die Brückenbahn lag in der Mitte 130 Fuß höher als die Fluthmarke. Ein Theil der Pfeiler ist auf Felsen fundirt. Beim Bau zeigte sich jedoch, daß der Felsen in der Mitte des Flusses so plötzlich abfällt, daß er dort unerreichbar war und man sich mit einem mit Kies vermischten Thonboden begnügen mußte, auf dem mit Beton gegründet wurde. Ueber der Fluthmarke standen Gruppen von eisernen Säulen, auf denen die Gitterträger ruhten. Die beiden Träger, welche die mittleren Oeffnungen der Brücke überspannten, waren 27 Fuß hoch und wogen zusammen 190 Tonnen. So sehr man nach der Vollendung der Brücke die Kühnheit des Entwurfs, die Leichtigkeit und Schönheit des Baues bewunderte, so fehlte es doch anderseits damals nicht an bedenklichen Aeußerungen Sachkundiger, welche die Brücke sowohl im Oberbau wie im Fundament im Verhältniß zur Höhe für zu schmal erklärten, um einem ungewöhnlich starken seitlichen Druck widerstehen zu können. Auch wurde die Verschiedenheit in der Wahl des Materials sowie in der Art der Konstruktion für fehlerhaft gehalten. Doch kehren wir nach der Schilderung des Schauplatzes zu dem grauenvollen Ereigniß des 28. Dezember zurück.

Es war ein stürmischer Sonntagsabend. Das ist ein matter Ausdruck, denn es war, als wären alle Teufel losgelassen, um heulend, kreischend, winselnd und zischend mit den Fittigen des Sturms über Schottland zu fliegen. Indessen keuchte ein Eisenbahnzug, aus Lokomotive, Tender und sechs Wagen bestehend, seine kalte, blinkende Bahn von Edinburgh entlang auf die berühmte Taybrücke zu, nach der Hafenstadt Dundee. Die Leute in den Waggons waren guter Dinge. Sie hatten trotz des wüthenden Sturmes keine Angst. Die Brücke ist ja so fest gebaut. Als sie die Billete lösten, hatten sie scherzend gefragt, ob die Brücke den Sturm aushalten könnte? Würden sonst Väter von sechs und sieben Kindern mitgefahren sein? Der eine steckte fröhlich eine Cigarre an, jener that einen Zug aus der Weinflasche und ein dritter dachte an die Mutter seiner Kinder, die jetzt daheim um den Theetisch saßen und fragten, wann Papa kommen würde. Oh, ihr armen Würmer, Euer „darling papa" ist am Sterben, nur weiß er es nicht. Jetzt betritt der Zug die eine halbe deutsche Meile lange vielbewunderte Brücke. Thomas Barklay, der alte Bahnwächter kommt aus dem Signalhause hervor, um seine Pflicht zu erfüllen. Er macht, mit dem Sturme kämpfend, seine Zeichen und der Zug beginnt auf der Brücke zu rollen. Kaum kann der Alte ins Häuschen zurück, — der Sturm will ihn in die Lüfte entführen. Aus dem Häuschen blickt er dem Zuge nach. Er sieht die rothen Lichter des letzten Waggons. Aha, sagt Tom, jetzt sind sie auf der Höhe der Brücke; 130 Fuß über der Brandung, das ist hoch für eine solche Nacht!

Plötzlich sieht Tom Barklay keine Lichter mehr. Der Zug ist auf der Kurve, denkt er. Da kommt ihm ein anderer Gedanke. Er schaudert bei dem Gedanken und geht rasch auf seinen Signalkasten zu, in den acht Drähte einlaufen. Die Drähte gehen alle über die Brücke. Er probirt einen nach dem anderen. Keine Antwort.

Die Brücke ist entzwei, der Zug ist im Fluß.

Unter den Leuten zu Dundee gab es manche Aengstliche, die sich fragten, ob bei dem Sturme die Brücke passirt werden könne? Ein Vater — er schreibt es der „Times" — sah mit seinem kleinen Mädchen beim Fenster hinaus, als der Zug die Brücke betrat. Plötzlich rief das Kind: „O Papa, das ist wie ein Blitz!" Es war, als ob ein Meteor zerspränge, es regnete Funken und gab einen flammenden Schein, dann war alles dunkel. Es hörte niemand etwas, als das Heulen des Sturmes.

Jemand, der dieses Phänomen gesehen, meldet es dem Bahnbeamten. Die Nachricht verbreitet sich in der gewerbfleißigen Stadt, die Leute erschrecken darüber, wie die Trojaner über den Inhalt des hölzernen Pferdes. Man rennt auf die Station. Was Freunde oder Verwandte mit dem Zuge erwartet, steht bleich, händeringend in Gruppen zusammen. Noch kann mans nicht glauben. Was? Daß ein ganzer Zug ertrinken konnte, Maschine und Waggons, Männer, Weiber und Kinder. Hatte doch niemand den Sturz gehört!

Die Bahnbeamten wissen ebensowenig wie alle anderen. Zwei von ihnen machen sich auf, die Brücke zu begehen. Es kann, es muß ihnen das Leben kosten, doch ist es ihre Pflicht. Die Brücke ist am hellen Tage unübersehbar und führt in gekrümmter Linie dort über den Fluß, wo er mehr ein Meerbusen als ein Fluß ist. Es ist die Zeit der Fluth, der Sturm peitscht die heranrollenden Wogen zu Gischt, er

will die beiden Braven in den tosenden Abgrund werfen, aber sie halten sich mit den blutenden Händen und Knien an den Schienen fest und kriechen die Brücke entlang. Plötzlich tritt der Mond aus einer sturmgerissenen Wolkenspalte und zeigt ihnen die gähnende Kluft in der Brücke. Ihre Länge können sie nicht messen. Morgen früh werden sie wissen, daß der höchste Theil der Konstruktion, 3000 Fuß lang weggerissen ist.

Die beiden kriechen schaudernd zurück. Sie haben in das offene Grab des Edinburgher Zuges hinabgesehen. Sie bringen den Harrenden die traurige Post. Aber noch hoffen manche. Mag auch ein Theil der Brücke in den Strom geweht sein, der Zug kann ja stehen geblieben sein. Der Zug fuhr langsam, der Führer konnte bei Zeiten die Kluft gesehen haben; die Maschine hatte eine ausgezeichnete Bremsvorrichtung (Westing house breake), der Zug konnte in wenigen Minuten zum Stehen gebracht werden, da kam eine Nachricht, welche die bleichen Gesichter bleicher machte. Unterhalb der Brücke waren einige der Postfelleisen ans Land geschwemmt worden. Vorbei war es mit jeder Hoffnung, der Zug war ertrunken. Wie viele Opfer? Die einen sagten 90 oder 100, die anderen 300. Eins war gewiß, die acht Wagen waren von einer Höhe von über 100 Fuß in die Wellen herabgestürzt und der Telegraph blitzte nach allen Richtungen der Windrose: „Kein Mensch ist mit dem Leben davongekommen.“ Das war zwischen 7 und 8 Uhr abends. Um 10 Uhr versuchte es der brave Kapitän des „Dundee“ an den Ort des Unglücks zu dampfen und denen Hülfe, die sich etwa gerettet haben mochten, zu bringen. Die armen Leute nahmen Brandy mit, die Erschöpften zu laben. Als der Dampfer bei der Brücke ankam, da sah man im Mondlicht dreizehn von den Wassern umtoste Pfeiler, aber der mittelste Theil der Brücke fehlte. Jetzt erinnerten sich die Leute auf dem Dampfer an den Ausspruch eines verstorbenen Herrn Matthew: „Ein starker Sturm kann die Brücke in den Tay blasen.“ Fünf Tapfere verlassen den Dampfer in einem Boot und fahren um die dreizehn Pfeiler herum. Sie denken, auf dem einen oder andern könnte ein menschliches Wesen auf Rettung harren. Hier und da ragte etwas von einem Pfeiler empor, in der Nähe sah man aber, daß es kein Mensch, sondern ein Stück abgebrochenes Eisen sei, ein Restchen der kolossalen Eisenbalken, welche die Schienen getragen hatten.

Am andern Morgen schwamm eine Flotille von kleinen Dampfern, wie es unser Bild darstellt, zu dem Schauplatz des grauenvollen Begebnisses. Nach zwei Tagen fanden Taucher die Stelle, wo das Eisenwerk der Brücke und der Eisenbahnzug im Wasser liegen. Die Wagen liegen zwischen den eisernen Trägern, die ostwärts von der Brücke herabgestürzt sind, in der Ordnung, wie sie in den Zug eingestellt waren. Die Waggons waren auf die Träger der östlichen Seite der Brücke gefallen und sind bedeckt von dem Gitterwerk der an der westlichen Seite befindlichen Träger. Da die Wagen durch den Sturz in kleine Stücke zerschmettert wurden, konnten die Leichen nicht durch die Trümmer festgehalten werden und wurden von der Fluth stromabwärts gerissen. Bisher wurden 22 Leichen mit Netzen aufgefischt.

Wie ist das Unglück geschehen?

Der Kondukteur des letzten Zuges, der vor dem Unglück die Brücke passirte, gab an, daß die Räder einiger Waggons seines Zuges Funken gesprüht hätten, ohne daß gebremst worden wäre, ein Beweis, daß die Brücke und mit ihr die Schienen aus der korrekten Lage gewichen waren. Auf dieser Thatsache fußend, behaupten die Fachleute: Die beiden letzten Waggons entgleisten, vom Sturme umgeblasen, oder sind aus den gewichenen Schienen gesprungen. Der Zug schleppte die umgeworfenen Wagen weiter, und so schlugen diese gegen das Geleise und das seitliche Gitterwerk, welches an jener Stelle die Brücke wie die Wölbung eines Tunnels umschloß. Der außen tobende Orkan faßte die so in ihren Grundfesten erschütterte Brücke und warf sie in den Strom und den menschengefüllten Zug mit. Die Wellen des Tay brausen über dem ertrunkenen Zuge, und der Todten wird im rasenden Getriebe des modernen Daseins gedacht — bis zum nächsten Unglück.

Die Unfallstatistik der letzten vier Jahre liefert den traurigen Beweis, daß das nächste große Unglück nicht lange auf sich warten lassen wird. Das nachfolgende Verzeichniß enthält nur die „großartigen“ Eisenbahnunfälle und beginnt mit dem 8. Januar 1876. An diesem Tage stürzte bei Odessa ein Bahnzug mit 420 Rekruten eine 40 Fuß hohe Böschung hinab. Die Wagen, 27 an der Zahl, geriethen in Flammen; 60 Menschen kamen um und doppelt soviel wurden verletzt. Am 13. März ist die über die angeschwollene Doller führende Brücke zwischen Dornach und Lutterbach im Elsaß eingestürzt. Das Fahrpersonal hatte einige Todte aufzuweisen, die Passagiere kamen mit einigen Beinbrüchen davon. Am 23. Juni entgleiste kurz vor der pfälzischen Station Frankenstein ein Schnellzug in einem durch einen Wolkenbruch überflutheten Tunnel; Lokomotive, Pack- und Lastwagen zertrümmert; das Fahrpersonal erheblich verletzt. Einen Tag später entgleiste in Spanien zwischen Saragossa und Barcelona ein Postzug; 17 Personen todt, 58 verwundet. Am 24. Juni stürzte bei Bukarest ein Eisenbahnzug von einem durch Ueberschwemmug unterwaschenen Damm; Wagen zertrümmert, Fahrpersonal todt, 12 Passagiere verwundet. Am 2. Juli stießen zwischen Bern und Lausanne und auf der unterirdischen Eisenbahn in London die Züge zusammen; 6 Todte und 40 Verwundete. Ein ähnlicher Zusammenstoß ereignete sich am 7. August in Bayern bei Immenstadt, und in England bei Bath; Verlust an Menschenleben 30, verwundet 35. Am 22. November flog der fünfte Pfeiler der noch nicht vollendeten Eisenbahnbrücke über den Limfjord (Dänemark) mit drei Arbeitern in die Luft. Drei Tage später platzte eine Sprengmine auf der Eisenbahnlinie Sigmaringen-Ehingen zu früh; drei Arbeiter todt, sieben verwundet. Den Jahresschluß bildet der Einsturz der noch nicht vollendeten Eisenbahnbrücke über das Naabthal (Fichtelgebirge), der Zusammenstoß zweier Züge zwischen Aix-les-Bains und Chatillon (Frankreich), wobei 18 Menschen todt, 15 verwundet wurden, und der Sturz eines Expreßzuges der Pacificbahn am Eriesee in Nordamerika aus einer Höhe von 75 Fuß über die Joche einer Brücke hinweg in den Fluß hinunter. Bei der letzten Katastrophe hat man 52 Verwundete aufgelesen, die Zahl der Todten war nicht festzustellen, weil sie die Fluth verschlungen hat. (Schluß folgt.)

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Wie in Preußisch-Polen das unterjochte polnische Element von dem herrschenden deutschen allmählich zurückgedrängt wird, geht u. a. daraus hervor, daß die polnischen Grundeigenthümer im Großherzogthum Posen, welche 1848 3 717837 Morgen Land besaßen, im Jahre 1878 nur noch 2 739876 Morgen behauptet hatten, während der Grundbesitz der Deutschen von 2 496935 im Jahre 48 auf 3 491125 im J. 78 gestiegen ist. Das Verhältniß des Grundbesitzes hat sich also im letzten Menschenalter zu Gunsten der Deutschen und zum Schaden der Polen direkt auf den Kopf gestellt.

Eisenbahnverkehr von Wien, Berlin und London. Während die Zahl der angekommenen und abgefahrenen Fremden in Wien im J. 1878 6 920863 betrug, beziffert sich der von Berlin auf 9 292860. Wie außerordentlich viel beträchtlicher der Eisenbahnverkehr in London ist, erhellt aus der Thatsache, daß dasselbe schon für das Jahr 75, und nur auf zwei seiner Eisenbahnstationen 96 500000 Reisende aufzuweisen hatte.

Steuerfrei! Das Grundeigenthum der new-yorker Kirchen hat einen Werth von 130 000000 Mark und ist natürlich — steuerfrei.

Die Rinderpest raffte in Rußland im J. 1877 in 38 Gouvernements 212768 Stück Rindvieh hin. In 40 Gouvernements grassirte die sibirische Pest; derselben fielen 23630 Pferde zum Opfer. Auch gegenüber der Gesammtzahl des Viehs in Rußland verlieren diese Verlustziffern wenig von ihrem Schrecken. In derjenigen großen Mehrzahl der russischen Gouvernements, für die zuverlässige Angaben über ihre Viehbestände vorliegen, gab es 1877 97 970000 Stück Vieh, darunter 25 918600 Rinder, 45 123000 Schafe, 15 888000 Pferde, 9 844000 Schweine, 1 195000 Ziegen.

Schulen in Portugal und Spanien. Bei einer Bevölkerung von etwa 4 millionen hat Portugal 4524 Schulen mit einer Schülerzahl von 200000 aufzuweisen, d. i. auf je 100 Seelen 5 Schüler. In den letzten fünf Jahren sind nicht weniger als 1500 Schulen gegründet worden. Spanien hat 29138 Elementarschulen mit 1 633288 Schülern, d. s. bei etwa 17 millionen Einwohnern auf je 100 Seelen 9 Schüler. Von den 10 spanischen Universitäten hat Madrid 6672, Barcelona 2459, Valencia 2118, Sevilla 1358, Granada 1225, Valladolid 889, Santiago 779, Saragossa 771, Salamanca 372, Oviedo 216 Studenten, alle zusammen hatten demnach (1878/79) 16859 Studenten.

Hochzeiten in vergangenen Jahrhunderten. Meister Gundlinger, ein Bäckermeister in Augsburg, feierte 1493 eine Hochzeit, die acht Tage dauerte und ihn zur Speisung seiner Gäste 20 Ochsen, 30 Hirsche, 49 Ziegen, 46 Kälber, 25 Pfauen(!), 95 Schweine, 106 Gänse, 515 Wildvögel und 15000 Fische und Krebse kostete. Die Gäste thaten dabei aber auch des Guten soviel, daß einige von ihnen am siebenten Tage „wie todt hinfielen“. Noch ärger machte es, nach dem Berichte des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, im 16. Jahrhundert der Edle von Rosenberg zu Krommenau in Böhmen, dessen Hochzeit über 100000 Reichsthaler kostete, und nicht weniger als 2000 Hasen, 12800 Hühner, 40000 Eier und 15000 Karpfen, sowie für 12000 Thaler Marzipan und Konfekt konsumirt hat. Auch diese würdige Feierlichkeit dauerte eine Woche.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 20. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Der Setzer Christlieb, der, seit die drei eingetreten waren, mit merkwürdigem Fleiße drauflos gearbeitet hatte, als ob ihn die Sache auch nicht das Mindeste anginge, hielt zum erstenmal in seiner emsigen Thätigkeit inne und schaute sich erleichterten Herzens um. Packert schnurrte wie ein Kater, dem man das Fell streichelt, und Därmig schnitt, sich hinter seinem Manuskript verkriechend, die entsetzlichsten Grimassen, um anzudeuten, wie schwer es ihm sei, in diesem interessanten Falle sein Sachverständigenurtheil zurückzuhalten.

Während so sich in der Druckerei die drohende Katastrophe in allgemeines Behagen auflöste, das durch eine beträchtliche Dosis Schadenfreude über das Mißgeschick der Redaktion zwar nicht veredelt, aber doch erhöht wurde, sollte das Gewitter über dem Haupte des Meistschuldigen zu um so heftigerer Entladung kommen.

Schweder war, grimmer Erbitterung voll, aus der Druckerei sofort nach der Redaktion gegangen, um dort den an dem Druckfehlerübermaß der neuesten Tageskorrespondenten-Nummer Schuldigen zu finden und zur Rechenschaft zu ziehen. Zunächst hatte er sich Herrn Prell kommen lassen. Dieser Journalist von Profession gerirte sich so unschuldig wie ein neugeborenes Kind an dem auch ihm ganz entsetzlich erscheinenden Unheil. Er war am Tage vorher mit tagesschriftstellerischen Arbeiten: Artikelschreiben, Korrigiren und Zurechtstutzen eingegangener Korrespondenzen und Mittheilungen, Zusammenstellung der politischen Rundschau u. s. f., derart überhäuft gewesen, daß er nur einige wenige Korrekturfahnen flüchtig überlesen. Die verhängnißvolle Romanfortsetzung insbesondere hatte er garnicht zu Gesicht bekommen. Dagegen hatte Herr Hampel, nach seines Kollegen Prell Versicherung, Zeit in Hülle und Fülle gehabt. Das bischen Zusammenscheeren von politischen Notizen, Amerika und England betreffend, insgesammt kaum zweidrittel Spalten lang, dann der einzige Artikel über amerikanische Politik, den Hampel selber geschrieben, kaum eine halbe Spalte füllend, und zwei kleine Füllnotizen ins Feuilleton, von denen er die eine, zehn Zeilen lange, aus der englischen Zeitung „Standard“ übersetzt und die andre aus einem Kalender von 1844 wörtlich abgeschrieben hatte — das sei — von dem Korrekturlesen abgesehen — Herrn Hampels ganze Tagesarbeit gewesen.

Nach diesem kollegial-freundschaftlichen Bericht des Herrn Prell kam Herr Hampel persönlich an die Reihe.

„Sie haben die Korrektur der heutigen Nummer gelesen?“ fragte der Chefredakteur mit einem Gesicht, wie es der Vorsitzende eines Inquisitionstribunals gemacht haben würde im Momente der Verurtheilung eines der ewigen Verdammniß werthen Sünders zum Feuertode.

Dem Amerikaner Hampel wurde es denn auch äußerst unheimlich zu Muthe und er antwortete stotternd:

„A—allerdings — ich hatte allerdings — das Vergnügen.“

„So — das Vergnügen,“ wiederholte der Chef. „Sie hätten gut gethan, wenn Sie das Korrekturlesen nicht als ein Vergnügen, sondern als eine ernste Arbeit betrachtet hätten. Wollen Sie gefälligst das von mir mit Blaustift Angestrichene einmal laut vorlesen, mein werther Herr — '— Hampel.“

Dieser nahm das Blatt und las. Bei dem Hammel wurde er roth, wie ein Mädchen, das den ersten Kuß, oder ein Jüngling, der die letzte Ohrfeige empfängt, und bei der Nachtigall mit Hut und Stock begann ihm kalter Schweiß von der durch das bescheidene Rückwärtskonzentriren des Haarschmuckes auf das Hinterhaupt zu einer spiegelglatten Rutschbahn veredelten Idiotenstirn herabzusickern.

Reden konnte er nicht mehr, der Herr Hampel. Die Blamage war wirklich zu groß. Schweder nahm ihm das Blatt wieder aus der Hand.

„Haben Sie etwas zur — Erklärung dieser Ungeheuerlichkeiten zu sagen, Herr?“ herrschte er den Sprachlosen an.

Hampel schnappte nach Luft. „Ich — begreife — nicht, wie so etwas passiren kann,“ preßte er endlich heraus. „Was mich anbetrifft, so war ich gestern den ganzen Tag so — so in Anspruch genommen von dem Gedanken an meinen Artikel, — ich hatte mir soviel Mühe gegeben — —“

Herrn Hampel war im Augenblicke ums Herz — nicht wie einem Schulmeister, sondern wie einem Schulkinde, in dem eine trotz aller Mühe mißglückte Schularbeit das vernichtende Gefühl der eigenen geistigen Schwäche erweckt hat.

„Den ganzen Tag lassen Sie Sich von den Gedanken an einen einzigen Artikel in Anspruch nehmen? — Nun, ich will hoffen, daß dieser Artikel wenigstens ein kleines Meisterwerk geworden ist. Wollen doch einmal zusehen!“

Schweder überflog den Artikel.

Auf einmal erweiterten sich seine Augen, als ob sie den „Tageskorrespondenten“ verschlingen wollten.

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte er. „Sie wollten doch einen politischen Artikel über Amerika schreiben, mein Herr Hampel, wie?“

„A—allerdings," bestätigte Herr Hampel. „Da—das habe ich ja auch gethan."

Schweder sprang von seinem Sessel auf, ballte das Exemplar des „Tageskorrespondenten", in dem er gelesen, in der Hand zusammen, als ob er eine Kugel daraus kneten wollte, und warf es in hohem Bogen in den entferntesten Winkel seines Redaktionszimmers. Herr Hampel sprang, zu Tode erschrocken, zurück, bis dicht an die Thür, bereit, sofort die Flucht zu ergreifen, wenn die Wuth dieses entsetzlichen Chefredakteurs sich etwa zu der Absicht thätlicher Mißhandlungen steigern sollte. Aber Herr Schweder machte viel kürzeren Prozeß, und er hatte auch auf der Stelle wieder die Herrschaft über sich gewonnen.

„Herr Hampel, Sie sind entlassen," sagte er mit eisig kaltem Tone, der um so schneidiger wirkte, als er mit der vorangegangenen Aufregung auf das allerschärfste kontrastirte. „Lassen Sie Sich gefälligst von dem Kassirer einen Vierteljahrsgehalt ausbezahlen und — suchen Sie Sich anderswo eine Beschäftigung als in einer Zeitungsredaktion. Leben Sie wohl, Herr Hampel!"

Hampel verschwand schleunigst — ohne eine Silbe der Widerrede.

Sein Chef goß sich aus krystallgläserner Wasserflasche ein großes Bierglas dreiviertelvoll und füllte es dann mit purpurfunkelndem Burgunder bis zum Rande, um das Gemisch als Beruhigungsmittel in einem einzigen gewaltigen Zuge bis zur Neige auszutrinken.

Er war grade im Begriff, von neuem Herrn Prell zu sich zu rufen, um sich mit diesem über die durch die sofortige Entlassung Hampels nöthig werdenden Redaktionsmaßnahmen zu verständigen, als ihm der Besuch seines Freundes Senkbeil gemeldet wurde.

Die beiden waren sich noch nicht begegnet, seit der „Tageskorrespondent" zu erscheinen angefangen hatte. Sie tauschten daher zuerst die auf den Inhalt und den ersten Erfolg des Blattes bezüglichen Fragen und Antworten aus.

„So, dir gefällt der ‚Tageskorrespondent'? Nun ja! Die heutige Nummer hast du doch auch schon gelesen, wie? Gefällt dir die auch?"

„Ich habe sie in der Tasche; zum Lesen bin ich aber noch nicht gekommen."

„Lies gefälligst einmal diesen Artikel."

Senkbeil nahm etwas verwundert das Blatt und las.

„Amerikanische Eisenbahnschwindeleien?" fragte er. „Ja, was gehen die mich an?"

„Willst du gefälligst vom zweiten Abschnitt an laut lesen?"

„Ich verstehe wirklich nicht recht, indeß, wenn es dir Vergnügen macht, so halte ich dir auch aus deinem eigenen Blatte eine Vorlesung. Also:

‚Die unverschämten Schwindeleien dieser Gesellschaft bestanden gewöhnlich darin, daß sich die Geschäftsleitung der Bahn zunächst in den Privatbesitz von irgendwelchen Ländereien setzte, welche von der Bahn nicht allzuweit entfernt waren. Meist wurden Kreaturen der Geschäftsleiter als Scheinkäufer vorgeschoben, zuweilen aber ging die Dreistigkeit soweit, dies auch als überflüssig beiseite zu setzen. Hatte man die Ländereien hunderte von Meilen (englischen) in der Tasche, so drückte man mit allen Mitteln den Beschluß durch, eine Bahnlinie durch das angekaufte Territorium hindurchzulegen, und die sauberen Oberbeamten der Bahn traten mit sich selbst oder ihren Helfershelfern in Unterhandlung behufs Ueberlassung der kurz vorher aufgekauften Landstrecken. Natürlich profitirten sie Millionen, um die sie ihre eigene Gesellschaft prellten. Damit aber nicht genug, standen sie und stehen jedenfalls heute noch mit allen Lieferanten der Bahn in geheimer Verbindung und bezogen von diesen für jede Bahnschiene, die geliefert wurde, und für jeden Waggon, kurz für alles, was die Eisenbahn brauchte, ihre kolossalen Prozente, um die natürlich wiederum niemand anders als die Gesellschaft zu kurz kam.'"

Herr Senkbeil hielt nachdenklich inne.

„Nun, wie gefällt dir diese journalistische Leistung?" fragte der Freund.

„Nicht besonders. Ich begreife vor allen Dingen nicht, wie der Verfasser so ganz ohne jede sichtbare Veranlassung in den Tagesereignissen auf die Erzählung so — man kann es nicht leugnen! — fauler Verhältnisse kommt."

„Der Verfasser ist ein ganz unverantwortlicher Esel," entgegnete Herr Schweder, der doch noch nicht ohne heftige Erbitterung von der fatalen Geschichte zu sprechen vermochte. „Ein ganz kolossaler Esel, der absolut nicht weiß, was er schreiben soll und daher über das erste beste, wovon er in Amerika einmal hat läuten hören, sein albernes Geschwätz ergießt. Von Zusammenhang mit den Tagesereignissen ist natürlich nicht die Rede —"

„Ich kann jedoch immer noch nicht ersehen, warum du, den ich sonst fast noch nie habe die Ruhe verlieren sehen, dich darüber so aufregen kannst, wie es der Fall zu sein scheint. Die amerikanische Räubergeschichte geht dich, geht uns doch garnichts an."

„So, meinst du nicht, daß es z. B. unter den Aktionären unsrer Bahn Leute genug geben wird, welche, wenn ihnen die Thatsachen auch gar keinen Anhalt, ja selbst, wenn sie ihnen auch keinen Grund geben, doch auf den Gedanken kommen, bei uns, und vielleicht in nächster Nähe, möchte es ebenso, oder ähnlich wenigstens, hergehen?"

Herrn Senkbeils rundes Gesicht verlängerte sich zusehends.

„Ja, aber ich bitte dich — es kann doch kein Mensch auf den Gedanken kommen —"

Schweder lachte spöttisch. „Warum nicht, mein Lieber? Es hat längst böses Blut gemacht, daß die Kompagnie Senkbeil, Alster, Wichtel, durch Hülfe der Eisenbahn-Verwaltungsräthe Wichtel und Alster und ihres guten Freundes, des Oberbauraths Schneemann, den Löwenantheil der Waggon- und Maschinenlieferungen 2c. für die Bahn erhalten hat. Und wenn nun gar die Gesammtheit der Lieferungen — wie ja wohl geplant wird — euch übergeben wird, mein Bester, was meinst du, was die Leute dort, diesen Artikel frisch im Gedächtniß, denken und munkeln, wenn nicht ganz laut auf der Straße ausschreien werden?"

Herrn Senkbeil schien es sehr warm geworden zu sein. Eine dunkle Röthe hatte sich über sein Antlitz verbreitet, und von der Stirn wischte er sich mit dem seidenen Taschentuche den Schweiß.

„Ich versichere dich jedoch, wir müssen die gesammten Lieferungen für die Bahn haben, sonst gehen wir trotz alledem und alledem zugrunde — —"

„Eben deshalb. Wie gefällt dir nun von dem Gesichtspunkte aus, den ich dir soeben zu eröffnen das mehr als zweifelhafte Vergnügen hatte, dieses Juwel von Zeitungsartikel?"

„Ja, lieber Schweder, sage du mir nur um Himmelswillen, warum hast du denn diesen Unglücksartikel zur Veröffentlichung kommen lassen?"

„Das wirst du gleich hören." Schweder klingelte.

„Ich bitte Herrn Prell, auf einen Augenblick zu erscheinen," herrschte er dem zum Redaktionsdiener avancirten Buchhandlungslaufburschen zu, dessen Amt es war, der Befehle des Chefredakteurs gewärtig zu sein.

Herr Prell, der um diese Zeit in seiner nahegelegenen Wohnung Mittagsruhe hielt, während der Kollege Hampel bis um 5 Uhr nachmittags die einlaufenden dringenderen Arbeiten allein zu besorgen hatte, war in kürzester Frist da. Es mußte wohl, meinte er, eine wichtige Angelegenheit sein, die den Chef veranlaßte, ihn rufen zu lassen.

Schweder begrüßte den Kollegen mit dem allerdings ziemlich mild gehaltenen Vorwurfe, er hätte die Aufnahme des „im höchsten Grade ungeschickten, gänzlich zwecklosen, von vollständiger Unkenntniß der bezüglichen Verhältnisse zeugenden Artikel" verhindern sollen. Prell war zwar mit seinem „verehrten Kollegen" über den Werth des Artikels einverstanden, fühlte sich aber, wie immer, durchaus unschuldig, zumal ihm die Berechtigung, eine Arbeit seines Kollegen Hampel zurückzustellen, nicht zuerkannt war.

In der weiteren Verhandlung wurden die Herren durch einen neuen Besuch gestört. Schweder wollte zuerst den Besucher kurzweg abweisen; als er aber auf die Karte geschaut, welche ihm der Redaktionsdiener übergeben, rief er: „Nein, halt, sagen Sie dem Herrn, es wäre mir sehr angenehm."

Noch ehe Schweder mitgeteilt hatte, wer der Ebenangekommene sei, trat dieser über die Schwelle.

Der alte Herr Klose, kein anderer war es, kam auf Betreiben Alsters, um sich der Redaktion des „Tageskorrespondenten" zur Abfassung von Bücherrezensionen, sowie von literar- und kulturhistorischen Notizen und Aufsätzen zur Verfügung zu stellen.

Herrn Schweder erschien er wie gerufen. Jener wußte genug von ihm, um ihn zum großen Erstaunen und nicht grade zum Behagen Prells in höflichster und schmeichelhaftester Weise zu ersuchen, in die Redaktion, zum mindesten versuchsweise, einzureten. Dabei erzählte Schweder kurz, daß der bisherige dritte Kollege plötzlich seinen Abschied genommen, weil er eingesehen hätte, daß er sich in die redaktionellen Obliegenheiten, unter anderm auch in das Korrekturlesen, nicht so rasch als nöthig einarbeiten könne.

Dem alten Klose trat bei dieser Auseinandersetzung ein Gedanke vor die Seele, der bei ihm schon seit längerer Zeit sich eingenistet hatte und den Inhalt eines Lieblingswunsches bildete, des einzigen im Grunde, der sein anspruchsloses Gemüth beseelte.

Demselben nachgebend, lehnte er in dankbarer Herzlichkeit für die unerwartete Anerkennung seiner schwachen Kräfte, wie er sich ausdrückte, für sich den ehrenvollen Antrag ab, aber an seiner Stelle empfahl er einen andern.

„Ich kenne einen jungen Mann," sagte er, „der ganz die Eigenschaften besitzt, welche erforderlich sind, einen Posten auszufüllen, wie mir der zu sein scheint, welchen Sie, geehrter Herr, augenblicklich zu vergeben haben. Zwar ist er kein Publizist von Beruf, aber deren gibt es ja doch bei uns in Deutschland überhaupt nur sehr wenige."

Herr Prell warf sich, als er das hörte, in die Brust, als ob er sagen wollte: der Mann hat recht, aber die wenigen, die es gibt, die sind dann auch um so besser; hier steht z. B. ein Prachtexemplar. Leider achtete niemand auf Herrn Prells imposante Attitüde, und Herr Klose fuhr unbekümmert fort:

„Dafür hat sich der junge Mann eine garnicht zu verachtende geschichtliche und literarische Bildung erworben, und zwar durch ein mit staunenswerthem Fleiße und Ausdauer betriebenes Selbststudium. Er ist intelligent, schreibt ein korrektes und fließendes Deutsch und findet sich in kleinere journalistische Arbeiten sofort und leicht hinein. Natürlich dürfen Sie Ihre Erwartungen und Anforderungen nicht gleich von vornherein zu hoch spannen. Daß Sie aber zufrieden sein werden, wenn Sie anfänglich ein wenig Nachsicht üben wollen, geehrter Herr Chefredakteur, deß bin ich ganz gewiß."

Herr Schweder schaute ein wenig zweifelhaft drein, als er sagte: „Der Betreffende müßte vor allen Dingen vorzüglich zu korrigiren verstehen. Denn die höhere — d. h. den schwierigern Theil der andern Arbeit," — Schweder verbesserte sich rasch, weil er Klose, der ja so viele Jahre nichts weiter als Korrektor gewesen war, nicht verletzen wollte, „werden wohl wir, mein Kollege Herr Prell und ich — auf uns nehmen, falls es uns nicht sofort gelänge, eine Kraft, wie Sie, mein bester Klose, für unsre Redaktion zu gewinnen; nicht wahr, Herr Prell?"

Dieser konnte nur durch eine leichte Verbeugung antworten, denn Herr Klose erwiderte sehr eifrig:

„Das trifft sich prächtig! Grade das Korrekturlesen ist die stärkste Seite meines Schützlings, — so darf ich in gewisser Beziehung den fraglichen jungen Mann wohl nennen. Sogar die in Bezug auf die Korrektur ihrer wissenschaftlichen Werke allerpeinlichsten unter unsern Universitätsprofessoren versichern, daß sie nie ihre Bücher von Druckfehlern freier gefunden hätten, als jetzt, seit Fritz Lauter Korrektor ist bei Gandersberg und Kompagnie. S'ist das," setzte der alte Herr gutmüthig lächelnd hinzu, „zwar für mich keine besondere Schmeichelei, aber — es ist kein übertriebenes Selbstlob, wenn ich sage: ich war auch der ungeschickteste noch lange nicht als Korrektor."

„Ah, Fritz Lauter meinen Sie!" Herr Schweder war einigermaßen überrascht. „Von dem jungen Menschen scheint alle Welt — soweit die Welt ihn kennt! — merkwürdig hohe Begriffe zu haben. Daß er ein guter Korrektor, sagte mir heute erst wieder Gandersberg — ich weiß nicht mehr zum wievieltenmale. Nun, wenn Sie meinen, daß dieser Lauter anstellig und ausbildungsfähig ist, so könnten wirs mit ihm versuchen. Einverstanden, Herr Kollege?"

Kollege Prell wußte zu gut, daß er bei derartigen Anstellungen eigentlich gar nicht mitzusprechen habe, um nicht bereitwilligst seine Zustimmung zu versichern. Und so war denn im Handumdrehen Fritz Lauters Einsetzung als Hülfsredakteur beim „Tageskorrespondenten" beschlossene Sache. Schweders Bedenken, Gandersberg werde seinen Korrektor wahrscheinlich überhaupt, jedenfalls aber nicht so Knall und Fall verlieren wollen, ward von dem alten Herrn Klose beschwichtigt, der ganz entzückt war, seinem Fritz Lauter zu raschem Emporkommen, wie er hoffte und glaubte, behülflich sein zu können. Herr Gandersberg sei ein viel zu edler Mann, um einem jungen Menschen, den er seiner trefflichen Eigenschaften wegen schätze, gewissermaßen die Karriere zu verderben. Und bis sich ein tüchtiger Ersatz für Lauter fände oder bis er, was er allerdings gar nicht besorge, aus der Redaktion wieder in die Druckerei zurückkehre, wolle er, Klose, herzlich gerne wieder einmal zur Fahne der Korrektur schwören.

Schweder erklärte, damit sei allerdings alles in Ordnung, und ersuchte Herrn Klose, den jungen Mann, den nach seiner Einwilligung zu fragen, der Herr Chefredakteur nicht im geringsten nöthig fand, von seiner Anstellung als Hülfsredakteur zu benachrichtigen.

„Sonderbarer Kauz, dieser Alte," brummte Herr Prell vor sich hin. „Wird auf seine alten Tage noch einmal Korrektor, trotzdem er Schriftsteller von Profession ist, um einen Korrektor von Profession zum Schriftsteller, wenigstens zu einer Art davon," fügte der fachkundige Herr im stillen dazu, „zu machen." Uebrigens war er nicht nur äußerlich einverstanden. So ein junges, unerfahrenes, arbeitsames Kerlchen kann ein routinirter Journalist und an Dreistigkeit nichts zu wünschen übrig lassender Residenzler, der im Ausnützen fremder Arbeitskraft eine staunenswerthe Fertigkeit hat, stets auf das beste gebrauchen.

Herr Senkbeil hatte an der ganzen Szene wenig oder gar keinen Antheil genommen. Nur soviel leuchtete ihm ein, daß den sehr zu unrecht kommenden Artikel und wohl auch noch andere Ungeschicklichkeiten, wenn nicht etwa Bosheiten, das bisherige Redaktionsmitglied verschuldet habe, für das sich Schweder jetzt um Ersatz bemühte.

Schweders Energie imponirte ihm dabei wie immer. Die ganze Angelegenheit würde ihm bei den mannichfachen Sorgen, welche ihn drückten, übrigens in der That außerordentlich fatal geworden sein, wenn er sich nicht auf Schweders, wie er meinte, unübertreffliche Gewandtheit, alle Schwierigkeiten und Verlegenheiten schließlich doch zu besiegen und zu seinem und seiner Freunde Besten zu kehren, felsenfest verlassen hätte.

Aber er bedurfte noch in tausend anderen Dingen den Rath und die Hülfe seines Freundes. Daher war er froh, als die Redaktionsfrage ihre Erledigung gefunden hatte und sich kurz nachher auch die Herren Prell und Klose entfernten und Schweder ihm gestattete, sein Herz auszuschütten, nachdem er ihm noch mitgetheilt, er werde in der nächsten Nummer mit der Namensunterschrift des Hampel das Publikum wegen der lächerlichen Druckfehler — von denen Herr Senkbeil jetzt zum erstenmale etwas hörte — um Entschuldigung bitten und erklären lassen, daß in diesem einen Falle, dessen Wiederkehr durch geeignete Maßnahmen unmöglich gemacht sei, momentane Arbeitsüberhäufung eine sorgfältige Korrektur unmöglich gemacht habe.

„Und nun, lieber Senkbeil, heraus mit dem, was du mir zu sagen hast. Es sieht mir nicht aus, als ob es viel Ergötzliches sei. Was du mir vorhin über euer Geschäft mittheiltest, wußte ich allerdings lange. Wie kann geholfen werden und was gibt's noch — das ist die Frage!"

Die Auseinandersetzung des Herrn Senkbeil dehnte sich zu einem stundenlangen Vortrage aus, dessen wesentlichster Inhalt darin bestand, daß das im Besitz der Gesellschaft Alster, Wichtel, Senkbeil befindliche Fabriketablissement nicht nur sich immer noch nicht rentire, trotz der paarmal hunderttausend Thaler, welche in den letzten zwei Jahren noch hineingesteckt und zur Anknüpfung von Geschäftsverbindungen in aller Herren Länder benutzt worden seien, sondern daß die Möglichkeit, es rentabel zu machen, infolge der kolossalen Kapitalanlagen, die es verschlungen hätte, heute ferner gerückt erscheine, als je. Dazu käme, daß Alster, der allgemach weitaus das meiste Geld dem gemeinsamen Geschäft anvertraut habe, seine anfangs unerschütterliche Zuversicht bezüglich der baldigen Prosperität des Etablissements schon ziemlich verloren habe. Selbst seine Zuneigung zu Schweder scheine im Wanken oder vielleicht gar im Schwinden zu sein. Er müsse einen geheimen Groll gegen Schweder hegen; und das sei sehr zu bedauern, weil Schweder derjenige gewesen, welcher die in ihren Interessen und Neigungen doch nur äußerlich Verbundenen zu gemeinschaftlichem Handeln zusammengehalten habe. Würde Schweders Einfluß sich eines Tages als machtlos erweisen, so wisse er, Senkbeil, nicht, wie das Bündniß weiterbestehen könne; dann würde die alte, tiefinnerliche Abneigung zwischen Alster und den Wichtels einen gewaltsamen Bruch nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich und unvermeidlich machen, und damit falle das Geschäft, damit falle nicht nur er, sondern wahrscheinlich auch die Wichtels, und Alster wäre vielleicht, aber auch nur vielleicht, der einzige, welcher mit furchtbarem Verlust über den gänzlichen Ruin glücklich hinwegzukommen vermöchte. Was ihn selbst beträfe, so bleibe ihm absolut nichts andres übrig, als eine Kugel vor den Kopf; alle seine Hülfsquellen seien erschöpft bis auf den letzten Tropfen, viel schlimmer noch als vor zwei Jahren. Der garnicht innehaltende Niedergang aller Geschäfte habe sich wie ein Alp gelegt auch auf seine und seiner Geschäftsgenossen riesenhafte Anstrengungen, in die Höhe zu kommen, und

sich auf der Höhe zu erhalten. Es gälte also, die Büchse ins Korn werfen oder einen letzten Verzweiflungskampf....

Als Herr Senkbeil soweit gekommen, legte ihm sein Freund Schweder, dessen große dunkle Augen seltsam glänzten, die Hand auf die Schulter: „Ruhe, Kaltblütigkeit," sagte er mit gedämpfter, aber wie immer energievoll klingender Stimme. „Bis jetzt habe ich die Sache immer noch als Spiel betrieben, obgleich ich alle Vorbereitungen zu ernsterem Eingreifen getroffen habe. Ich werde dich also nicht verlassen, Senkbeil. Zunächst brauche ich vierundzwanzig Stunden Zeit zur Ueberlegung, — wenn ich dann den Moment gekommen erachte, den Verzweiflungskampf, wie du es nennst, aufzunehmen, oder, wie ich die Sache auffasse, die letzten, den endgiltigen Sieg an unsere Fahnen fesselnden Schläge zuthun, — dann werde ich wieder das Kommando übernehmen, und dann . . ."

Schweder hielt inne; Senkbeil athmete auf. „Dann," ergänzte er seines Freundes Worte, „werden wir siegen. Ja, Schweder, das hoffe ich, das glaube ich. Was du willst, das kannst du. Wenn ich den Glauben an dich nicht hätte, ich wäre längst toll geworden in all' dem unsäglichen geschäftlichen Wirrwarr, alle die tausend unerhörten Schwierigkeiten, die sich immer aufs neue der Erfüllung jener dereinst gehegten Hoffnung in den Weg gethürmt haben, der Hoffnung, mich bald in die glückselig ruhige Position eines wohlhabenden Rentiers hineinzuarbeiten."

Um Schweders Mundwinkel zuckte wieder das altbekannte geringschätzige Lächeln. Die glückselig ruhige Position eines wohlhabenden Rentners war sein Strebensziel nicht. Indeß reichte er dem ihm blindlings vertrauenden Freunde die Hand. Sie konnten jeder den andern brauchen — das gab einen besseren Kitt als die Freundschaft.



Während der nächsten Wochen entwickelte Herr Schweder eine fieberhafte Thätigkeit. Er bekümmerte sich um alle Angelegenheiten, welche mit der Redaktion des „Tageskorrespondenten" in irgendwelcher Beziehung standen. Keine Zeile gelangte zur Veröffentlichung, die er nicht vorher gelesen hatte; gewöhnlich las er nach der dritten Korrektur, kurz bevor die fertige Druckform

in die Maschine kam, das ganze Blatt noch einmal vom ersten bis zum letzten Buchstaben und merzte rücksichtslos alles aus, was ihm nicht recht oder seinen Zwecken entgegen zu sein schien. Druckfehler brauchte er übrigens nicht mehr zu befürchten, denn der alte Herr Klose hatte recht gehabt — Fritz Lauter war ein vorzüglicher Korrektor: der Satz, den er zweimal gelesen hatte, war sicherlich von allen Fehlern gesäubert, und dabei las er so rasch, daß er zu den „höheren" Redaktionsarbeiten, wie Herr Schweder zu sagen pflegte, noch sehr viel Zeit übrig behielt.

Elch im Kampfe mit Wölfen. (Seite 239.)

Zu Anfang bekam der „junge Mann" — so wurde Fritz Lauter von dem Chefredakteur und auch von dem ihm getreulich nachahmenden Kollegen Prell genannt — wichtigere Arbeiten, bei denen er einen bedeutenderen Grad von Leistungsfähigkeit hätte zeigen können, nicht in die Hand. Prell gab ihm Artikel aus anderen Zeitungen und aus den autographirten Korrespondenzen, die seiner höheren journalistischen Einsicht des Abdrucks würdig schienen, zum Kürzen oder machte ihm Noten dazu, nach denen der junge Mann die bezeichneten Notizen zu ergänzen oder umzuarbeiten hatte. Natürlich hatte der routinirte Kollege an Fritz Lauters primitiven Publizistenleistungen mancherlei zu mäkeln; insbesondere fand er fast regelmäßig, daß es nicht „pikant" genug wäre, was Fritz geschrieben hatte; sodaß er sich genöthigt sah, hier und da „Lichter aufzusetzen", wie er das Einstreuen von Kalauern und giftigen Bemerkungen, die Fritz Lauter häufig ganz unmotivirt erschienen, zu nennen pflegte.

Bald aber entdeckte Prell, daß der junge Kollege doch noch zu Besserem zu gebrauchen war.

Ein, zwei Wochen lang hatte ersterer garnicht für nöthig gehalten, daß Lauter die fremden Zeitungen zu anderm Zwecke, als zu jenen Kürzungsarbeiten unter die Hände bekäme. Trotzdem aber mußte er bemerken, daß dieser kein Schnitzel bedrucktes Papier, das er erlangen konnte, ungelesen ließ. Das veranlaßte ihn eines Tages, Fritz Lauter einen Stoß Zeitungen zu übergeben mit der Weisung, er möge das, was ihm beachtenswerth vorkäme, zur Benutzung anstreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. D.

IV.

Strafprozeßordnung.

Bei Besprechung des Gerichtsverfassungsgesetzes haben wir kennen gelernt, welche Gerichte thätig werden und wie ihre Kompetenz sich gegenseitig abgrenzt. Wir sahen, daß in erster Instanz neben einander, je nach der Schwere der abzuurtheilenden Vergehen, Schöffengerichte, Landgerichte und Schwurgerichte arbeiten. Wir hießen es willkommen, daß zwei dieser Gerichte, die Schöffengerichte und Schwurgerichte, das Laienelement zum Richteramt mit heranzogen und daß das Hauptverfahren dem Grundsatz der Oeffentlichkeit unterworfen ist. Machen wir uns heute mit dem Verfahren selbst im einzelnen Fall bekannt:

Zunächst begegnet uns dabei die Frage, von welchem Gericht muß ich Recht leiden? Es ist das die Frage nach dem Gerichtsstand. Die Strafprozeßordnung stellt zwei Gerichtsstände für jeden einzelnen Verbrecher kumulativ neben einander dergestalt auf, daß es dem Ankläger die Wahl zwischen denselben läßt. Das ist der Gerichtsstand der begangenen That und der Gerichtsstand des Wohnsitzes. Die früheren Strafprozeßordnungen kannten diese Gerichtsstände auch, doch stellten sie sie in ein anderes Verhältniß zu einander. Da war der Gerichtsstand der begangenen That der primäre, der des Wohnsitzes nur in Fällen gegeben, wo ein Gerichtsstand der begangenen That nicht begründet war. Diesen eventuellen Charakter trägt nach der deutschen Strafprozeßordnung der dritte Gerichtsstand der Ergreifung. Für strafbare Handlungen auf einem deutschen Schiffe im Ausland oder in offener See ist dasjenige Gericht zuständig, in dessen Bezirk der Heimathshafen oder derjenige deutsche Hafen liegt, welchen das Schiff nach der That zuerst erreicht. Deutsche, welche das Recht der Exterritorialität genießen, sowie die im Ausland angestellten Beamten des Reichs oder der Bundesstaaten haben ihren Gerichtsstand an dem Wohnsitz, welchen sie an Heimathsstatt haben, in Ermangelung eines solchen in der Hauptstadt ihres Heimathstaates. Endlich ist für zusammenhängende Strafsachen, welche einzeln zur Zuständigkeit verschiedener Gerichte gehören, ein Gerichtsstand bei demjenigen Gericht begründet, welche für eine derselben zuständig ist. Der Einwand der örtlichen Unzuständigkeit des Gerichts muß vom Angeklagten geltend gemacht werden, und zwar kann dies blos bis zum Schlusse der Voruntersuchung oder, wenn eine solche nicht stattgefunden hat, bis zur Verlesung des Verweisungsbeschlusses in der Hauptverhandlung geschehen.

Von der größten Bedeutung im Strafverfahren ist selbstverständlich das Institut der Staatsanwaltschaft. Die deutsche Strafprozeßordnung hat, wie schon früher erwähnt, das sogenannte Offizialprinzip adoptirt, und verpflichtet deshalb den Staatsanwalt zum Einschreiten in jedem Falle, in welchem er von einer strafbaren Handlung Kenntniß erlangt. Der Staatsanwalt ist in allen Stadien der Untersuchung thätig. Die deutsche Strafprozeßordnung hat insofern eine Neuerung, wenigstens für Sachsen, getroffen, als sie auch bei den Amtsgerichten öffentliche Ankläger, hier Amtsanwälte genannt, kennt. Nicht gegen alle Vergehen schreitet der Staatsanwalt als öffentlicher Ankläger ein. Die Strafprozeßordnung gestattet auch die Privatklage, und zwar für Verfolgung der Beleidigungen und Körperverletzungen, soweit diese Vergehen auf Antrag zu verfolgen sind. In diesen Fällen ist es Aufgabe der Verletzten, die Anklage zu erheben und zu verfolgen. Der Staatsanwalt wird nur thätig, wenn das öffentliche Interesse dabei engagirt ist, z. B. bei durch die Presse begangenen Beleidigungen.

Ueberdies kennt die deutsche Strafprozeßordnung im gewissen Sinne die subsidiäre Privatklage. Jeder, dessen berechtigte Interessen durch eine Strafthat verletzt sind, hat zunächst, wenn er die Bestrafung des Thäters herbeiführen will, Anzeige von der Strafthat bei der Staatsanwaltschaft zu machen; lehnt diese die Verfolgung in allen Instanzen ab, so hat der Verletzte das Recht, auf gerichtliche Entscheidung anzutragen. Ueber diesen Antrag entscheidet das Oberlandesgericht, beziehungsweise Reichsgericht. Erachtet dasselbe den Antrag für begründet, so hat der Staatsanwalt nunmehr unweigerlich die Anklage zu erheben; dafern die strafbare Handlung gegen sein Leben, seine Gesundheit, seine Freiheit, seinen Personenstand oder sein Vermögensrecht geht, kann der Verletzte sich dem Strafverfahren als Nebenkläger anschließen und zu seinem Theil zur Ueberführung der Angeklagten beitragen. Große praktische Bedeutung wird diese subsidiäre Privatklage schon um deswillen nicht gewinnen, weil dem Privatkläger von vornherein die Bestellung einer Kaution angesonnen werden kann.

Gegenüber der Anklage ist der Vertheidigung zu gedenken. Die Strafprozeßordnung unterscheidet zwischen dem bestellten und gewählten Vertheidiger. Gewählter Vertheidiger ist der vom Angeklagten selbst berufene, bestellter der vom Gericht gesetzte Vertheidiger. Als Vertheidiger gewählt kann jeder bei einem deutschen Gerichte zugelassene Rechtsanwalt, sowie ein an einer deutschen Universität angestellter Rechtslehrer werden. Andere Personen können als Vertheidiger nur mit Genehmigung des Gerichts gewählt werden. Dagegen können bestellt werden als Vertheidiger nur die am Sitze des Gerichts wohnhaften Rechtsanwälte, ferner andere nicht als Richter angestellte Justizbeamte, und die nach bestandener erster Prüfung im Justizdienst beschäftigten Referendare, gleichviel ob sie zwei Jahre schon im Vorbereitungsdienst waren oder nicht. Ein Vertheidiger kann in jeder Lage des Verfahrens gewählt, wie auch schon im Vorverfahren bestellt werden.

Die Strafprozeßordnung unterscheidet ferner zwischen nothwendiger und nicht nothwendiger Vertheidigung. Nothwendig ist die Vertheidigung für die vor das Reichsgericht in erster Instanz gehörigen Sachen und für die schwurgerichtlichen Sachen unbedingt, für die vor dem Landgericht in erster Instanz zu behandelnden dann, wenn entweder der Angeschuldigte taub, stumm oder noch nicht sechzehn Jahre alt ist, oder aber, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet, und der Beschuldigte oder dessen gesetzter Vertreter die Bestellung eines Vertheidigers beantragt. Das Gericht kann überdies in andern Fällen, und zwar sowohl auf Antrag als auch von Amtswegen einen Vertheidiger dann bestellen, wenn es im Interesse der Untersuchung liegt.

Die Nothwendigkeit der Vertheidigung beginnt mit der Eröffnung des Hauptverfahrens und beschränkt sich zunächst auf die erste Instanz.

Die Befugnisse des Vertheidigers vor der Hauptverhandlung bestehen vornehmlich in Einsichtnahme der Akten, schriftlicher Korrespondenz und mündlicher Unterredung. Solange jedoch das Hauptverfahren noch nicht eröffnet ist, kann der Richter schriftliche Mittheilungen zurückweisen, falls deren Einsicht ihm nicht gestattet wird, und bei Unterredungen zwischen dem Angeklagten und Vertheidiger verordnen, daß eine Gerichtsperson denselben beiwohnt, falls der Angeklagte nicht lediglich wegen Fluchtverdachts in Haft ist; diesfalls ist ihm der Verkehr mit seinem Vertheidiger unbeschränkt gestattet. Die Befugniß der Akteneinsicht steht dem Vertheidiger nach dem Schluß der Voruntersuchung oder, wenn eine solche nicht stattgefunden, nach Einreichung der Anklageschrift bei dem Gericht unbeschränkt, vor diesem Zeitpunkt nur insoweit zu, als dies ohne Gefährdung des Untersuchungszweckes geschehen kann. Unter keinen Umständen darf ihm aber die Einsicht der Protokolle über die Vernehmung des Beschuldigten, die Gutachten der Sachverständigen und die Protokolle über diejenigen gerichtlichen Handlungen, denen der Vertheidiger beizuwohnen befugt ist, z. B. Augenschein, verweigert werden.

Diese Befugnisse stehen selbstverständlich sowohl dem bestellten als dem gewählten Vertheidiger zu. Der Hauptunterschied zwischen diesen beiden liegt anderswo: auf dem ganz gemeinen Gebiete der Bezahlung derselben. Der bestellte Vertheidiger erhält seine Kosten aus der Staatskasse vergütet, der gewählte nicht; letzterer mag sehen, ob er vom Angeklagten seine Kosten erlangen kann. Das ist einer der wundesten Punkte der deutschen Strafprozeßordnung. Diese Bestimmung ist geeignet, das ganze und so überaus wichtige Institut der Vertheidigung illusorisch, zu einer Farce zu machen.

Jedem, der den Konsequenzen dieser Bestimmung nachgeht, wird es nicht entgehen, daß dadurch die Vertheidiger in eine Abhängigkeit der Richter gerathen, der Richter, deren Uebergriffen und Ungesetzlichkeiten der Vertheidiger entgegentreten soll. Selbstverständlich wird der Richter Vertheidiger, welche die Rechte des

Angeklagten auch dem Gericht gegenüber zu schützen wagen, einfach nicht bestellen, sondern sich willfährige Kreaturen, welche ihn frei schalten und walten lassen, aussuchen. Selbständige Vertheidiger werden aber sehr oft die Wahl des Angeklagten ablehnen, weil der Angeklagte ein Habenichts ist und die Vertheidiger begreiflicherweise nicht umsonst oft tagelang in Hauptverhandlungen sitzen wollen, dies oft auch nicht können.

Die Regelung der Kostenfrage der Vertheidigung ist also offenbar ein Krebsschaden der Strafprozeßordnung und kann nicht tief genug beklagt werden.

Der Strafprozeß kann in vier Stadien eingetheilt werden. So unterscheidet man das Ermittelungsverfahren, auch das Stadium der gerichtspolizeilichen Vorerörterungen, genannt die Voruntersuchung, das Hauptverfahren und die Strafvollstreckung. Die deutsche Strafprozeßordnung faßt das Stadium der gerichtspolizeilichen Vorerörterungen und die Voruntersuchungen unter dem Ausdruck Vorverfahren zusammen.

Die gerichtspolizeilichen Vorerörterungen werden geleitet vom Staatsanwalt. Er bildet den Mittelpunkt derselben. Seine Hilfsbeamten sind die Polizei- und Sicherheitsbeamten. Er handelt selbständig, und nur gewisse Handlungen, z. B. eidliche Vernehmungen, darf er nicht vornehmen, sondern muß dazu den Richter requiriren. Der zu requirirende Richter ist in diesem Stadium stets der Amtsrichter. Dabei hat die Strafprozeßordnung den wichtigen Grundsatz aufgenommen, daß die von der Staatsanwaltschaft oder einer Polizeibehörde aufgenommenen Protokolle in der Hauptverhandlung keinerlei Beweiskraft haben und insbesondere nie zur Verlesung gelangen dürfen. Eine Verhaftung des Beschuldigten kann im Ermittelungsverfahren der Staatsanwalt, bez. die Polizei- und Sicherheitsbeamten, aus eigner Machtvollkommenheit nicht verfügen; eine Verhaftung ist in der Regel nur zulässig auf Grund eines vom Amtsrichter auf Antrag der Staatsanwaltschaft erlassenen Haftbefehls. Eines solchen bedarf es jedoch nicht, wenn jemand auf frischer That betroffen wird und der Flucht verdächtig ist oder seine Persönlichkeit nicht festgestellt werden kann, endlich, wenn thatsächlich die Voraussetzungen eines Haftbefehls gegeben sind und Gefahr im Verzuge ist. Doch ist der solchergestalt Festgenommene unverzüglich dem Amtsrichter des Bezirks, in welchem die Festnahme stattfand, vorzuführen. Dieser hat den Festgenommenen spätestens am Tage nach der Vorführung zu vernehmen und zu prüfen, ob die Festnahme gesetzlich gerechtfertigt werden kann. Ist letzteres der Fall, so hat derselbe einen Haftbefehl zu erlassen, auf Grund dessen der Beschuldigte allein in Haft behalten werden kann. Dieser Haftbefehl ist wieder aufzuheben, wenn der Staatsanwalt es beantragt oder wenn nicht binnen einer Woche nach Vollstreckung des Haftbefehls die öffentliche Klage erhoben und die Fortdauer der Haft von dem zuständigen Gericht angeordnet ist und letzteres zur Kenntniß des Amtsrichters gelangt ist. Eine Verlängerung dieser einwöchigen Frist um weitere acht Tage und, wo es sich um ein Verbrechen oder Vergehen handelt, eine nochmalige Verlängerung um vierzehn Tage ist zulässig. —

Das Ziel dieser gerichtspolizeilichen Vorerörterungen ist, dem Staatsanwalt die Entscheidung darüber zu ermöglichen, ob ein begründeter Verdacht einer strafbaren That vorliegt oder nicht. Gewinnt die Staatsanwaltschaft diese Ueberzeugung nicht, so verfügt er aus eigner Machtvollkommenheit die Einstellung des Verfahrens. Davon, daß dies geschehen sei, muß er den Beschuldigten in Kenntniß setzen, wenn dieser vom Richter als Beschuldigter vernommen oder ein Haftbefehl gegen ihn erlassen war. Sollte gegebenen Falls der in seinen berechtigten Interessen durch die That Geschädigte sich durch diesen Einstellungsschluß beschwert fühlen, so steht ihm zunächst der Beschwerdeweg gegen den Staatsanwalt an den Vorgesetzten offen. Bleibt dieser ohne Erfolg, so kann er auf gerichtliche Entscheidung provociren (siehe oben das über die subsidiäre Privatklage Gesagte).

Der Geheimmittelschwindel.

Von **Emanuel W.**

(Fortsetzung.)

Rheumatismus und Gicht sind Plagen der begüterten Menschheit, denen die Wissenschaft noch ziemlich machtlos gegenüber steht; sie liefern also einen günstigen Boden für unternehmende Geister. Die Natur beider Leiden ist noch in Dunkel gehüllt, bei Gicht ist nachgewiesen, daß ein Ausscheidungsprodukt unseres Organismus, die Harnsäure, sich in großer Menge in den kranken Gliedmaßen anhäuft. Eine Heilung ist nur durch eine angemessene Diät, auch durch Brunnenkuren zu erzielen. Spezifische Heilmittel sind noch nicht bekannt; eine alkoholische Lösung aus den Samen und Knollen der Herbstzeitlose, Colchicum autumnale, bereitet, wurde lange Zeit für günstig wirkend gehalten, hat jetzt aber ihren Ruf verloren. Gegen den akuten Gelenkrheumatismus wird in neuester Zeit der innere Gebrauch von Salicylsäure als ein fast untrügliches Mittel von den Aerzten vielfach verordnet, gegen chronischen Muskelrheumatismus sind Senfteige, spanische Fliegenpflaster, Einreibung die Haut reizender Mittel, wie Kampferspiritus, flüchtiges Liniment (Salmiakgeist mit Provenceröl), auch Einreibungen mit Quecksilber- und Jodkaliumsalbe angewendet worden; bei Muskelrheumatismus scheint die Anwendung von Elektricität günstige Erfolge zu erzielen. Im allgemeinen kann man jedoch sagen, daß diese Krankheiten weniger durch äußere Mittel als hauptsächlich durch Beseitigung der muthmaßlichen inneren Störungen des Körpers zu heben sind und daß nur ein Arzt die hierzu erforderlichen Verhaltungsmaßregeln angeben kann. Der Geheimmittelschwindel, welcher von unwissenden Spekulanten getrieben wird, hat die erwähnten, auch in der medizinischen Praxis nach Maßgabe des Falls angewendeten Mittel unter volltönenden Namen in mannigfachen Variationen auf den Markt gebracht. In welcher Weise die von der Wissenschaft geförderten Resultate benutzt werden, charakterisirt sich am besten durch die weitverbreiteten Rheumatismusketten von J. T. Goldberger in Berlin. Diese aus Zink und Kupfer verfertigten Ketten, deren Schluß durch ein mit Zink- und Kupferspähnen gefülltes Glasröhrchen gebildet wird, sollen um den Hals auf bloßem Leibe getragen werden, so daß das Glasröhrchen auf der Wirbelsäule oder der Herzgrube oder auch auf dem schmerzhaften Theile zu liegen kommt. Ihre Heilkraft sollte angegebenermaßen durch elektrische Einwirkung auf den Körper verursacht werden; Heidenreich hat nun gefunden, daß diese Ketten für sich gar keinen elektrischen Strom entwickeln, und glaubt demnach, daß ihre ganze Wirksamkeit nur auf einen Kitzel der Haut und auf Einbildung beruhe. Ihr Preis ist 1 Mk. 60 Pf. bis 4 Mk. 52 Pf. Ueber Goldberger erzählt man sich folgendes: Es stellte ihn jemand zur Rede, wie er solches Zeug verkaufen könne, das doch gar nichts helfe. „Was,“ antwortete er, „nichts helfen? Mir haben sie geholfen,“ und klopfte sich schmunzelnd auf die Taschen.

Von den kursirenden Geheimmitteln sind anzuführen:

Universalmittel gegen Rheumatismus von Dir. D. Besser in Berlin, nach Schädler ein grobes Pulver aus Bernstein, Weihrauch, Lavendelblumen, Chamillen und Wachholderbeeren. Universalmittel von L. Janke in Berlin besteht nach demselben aus Rüböl, Petroleum, Terpentinöl und Wachholderöl. Die Flasche kostet 3 Mk., Materialwerth 30 Pf. Rheumatismus-Extrakt von Jos. Böhlen in Baireuth enthält Chloroform, Terpentinöl, Petroleumäther, Kampfer, Senföl und ist mit Anilin roth gefärbt. Rheumatismus-Pommade von F. Brause in Berlin besteht aus Seife, Kampfer, Spiritus, Salmiakgeist, Thymianöl. Fast ebenso zusammengesetzt ist Anodin von Ernst Müller in Berlin. Die Rheumatismussalbe von Hungerford in Berlin wird aus Kampfer, Karbolsäure und Wachssalbe bereitet. Die Antirheumatischen Tropfen von Roll in Amsterdam enthalten einen aus der sehr giftigen Pflanze Eisenhut (Aconitum Napellus) bereiteten spirituösen Extrakt, welcher früher bei akutem Gelenkrheumatismus verordnet wurde, ferner Queckenextrakt und Opium. Durch seine arge Reklame bekannt ist der Balsam Bilfinger, eine braunrothe Flüssigkeit, die nach Schädler aus schwarzer Seife, Kampferspiritus, Salmiakgeist und Paprikatinktur (spanischem Pfeffer) besteht. Ihr Preis ist 2 Mk. 25 Pf., Materialwerth

40 Pf. Poser'scher Balsam von Ed. Groß in Breslau besteht nach Hager und Jakobsen aus Kampfer, Ameisenspiritus, Safrantinktur, Rosmarinöl und Kanthatherdentinktur (spanische Fliegen).

Ebenso werthlose Medikamente werden gegen Gicht angepriesen. Der Gichtbalsam von Dr. C. Lavillet enthält Seife und spanische Fliegentinktur, Gichtbalsam von Apotheker Radig ist mit Birkentheer geschütteltes Rüböl oder Kienöl; Gichtbalsam von Seewald in Hochholz ist mit Schwefelsäure destillirtes Terpentinöl, kostet 1 Mk. 14 Pf., wäre aber schon mit 17 Pf. bezahlt. Gichtelixir von Joseph Gulielmo in Landau enthält Chininsulfat, Chloralhydrat und Spiritus mit Pomeranzenrindensyrup versetzt, kostet 8 Mk., viermal soviel als er Materialwerth besitzt. Das Gichtelixir von A. Herlikofer in Gmünd, „allen Gichtkranken eindringlichst empfohlen," enthält den giftigen Auszug der Zwiebel von Herbstzeitlose. Preis 5 Mk. 15 Pf., mit 34 Pf. wäre es reichlich bezahlt. Gichtöl von J. Egener und Frey in Mainz und Rotterdam besteht aus Petroleum und Terpentinöl mit Salmiakgeist. Das Gichtpflaster von Blau in Langenberg bei Gera verspricht Beseitigung aller gichtischen und rheumatischen Zahn-, Genick-, Rücken-, Kreuz-, Brust-, Hüften- und Gliederschmerzen, sowie des hartnäckigsten Magen- und Unterleibsleidens. Dieses wunderbare Heilmittel ist nach den Untersuchungen von Hager und Jakobsen weiter nichts als gewöhnliches Terpentinpflaster; für 8 Mk. bekommt man 8 handgroße Tafeln, auf der einen Seite grün, auf der andern Seite gelblich aussehend; der Terpentin ist nämlich auf Papier ausgebreitet, und mit den Terpentinflächen sind je zwei solcher Papiere an einander geklebt, von welchen das eine auf der Außenseite grün, das andere gelblich angestrichen und lackirt ist. Ob die verschieden gefärbten Seiten auch verschiedene Wirkung äußern sollen, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Der Materialwerth des Plunders beträgt kaum 20 Pf. Eben solcher Schwindel von demselben Fabrikanten ist Gichtspiritus, der aus Pfeffer, Kochsalz, Essig mit Rosmarin und Lavendel besteht. Die Gicht-Pillen von Lartigue in Bordeaux enthalten gepulverten Herbstzeitlosesamen, sind äußerst giftig und unverschämt theuer. 24 Stück kosten 8 Mk., ihr Werth beträgt 20 Pf. Das Gichtpulver von L. Wundram besteht aus Schwefel und Zucker. Die Gichtsalbe von L. Blüher in Plagwitz, ferner die von C. Püttmann in Köln, die Salbe gegen Gicht und Rheuma von G. Krätz in Zeitz, der Gicht- und Rheumatismus-Spiritus von Dr. Hoffmann enthalten Terpentin oder Kienöl. Der Gicht und Krampf stillende Balsam von Lampert ist in Spiritus gelöste Seife, welche Thymian und andere riechende Oele enthält und mit Anilin roth gefärbt ist. Die Gicht- und Rheumatismus-Tropfen von Dr. Hoffmann bestehen aus Wein, der mit Herbstzeitlose versetzt ist; der Gichtwein von Müller in Koburg enthält Brechweinstein und Meerzwiebelaufguß." Der Gichtliqueur von Dr. Laville in Paris wird aus spanischem Wein mit Koloquinthenextrakt und Chinin bereitet, die Gichtpillen von demselben bestehen aus Judenkirschenextrakt (der früher als harntreibendes Mittel angewendet wurde), mit Wasserglas und Pflanzenpulver. Erwähnt sei auch die Gicht-Watte von Pattison, welche aus schlechter Watte durch Bestreichen einer durch Perubalsam oder Benzoë parfümirten weingeistigen Tinktur des rothen Sandelholzes bereitet ist. Preis 50 Pf, Materialwerth 10 Pf. Die „aromatische Gichtwatte" ist mit einer schwachen Theerauflösung bestrichen und mit rothem Lack gefärbt.

Am interessantesten ist das Mittel gegen Gicht und Rheumatismus von Kriete in Berlin, welches derselbe in einer gegen Einsendung von 3 Mk. überschickten 18 Seiten langen Broschüre mittheilt. Der frische Harn des Kranken soll in einem irdenen Topfe unter verschiedenen Manipulationen an einem Freitage 3 Stunden gekocht, hierauf die dabei gebrauchten Gegenstände unter gewissen Förmlichkeiten in einem möglichst feuchten Keller stillschweigend vergraben werden. Es erinnert dieser Schwindel an die sympathetischen Kuren, mit denen bei allen Leiden, besonders aber bei Rheumatismus großer Unfug getrieben wird.

Ein weitverbreitetes Uebel, das Bandwurmleiden, eröffnet den Kurpfuschern ein ersprießliches Feld der Thätigkeit. Den Reklamen, in welchen sie ihre Heilmethode und Mittel anpreisen, schicken sie gewöhnlich eine Beschreibung der Symptome dieser Krankheit voraus, und in dem großen Register fehlt kaum ein Uebel, von welchem nicht ein jedes nur etwas unterleibsleidende Menschenkind geplagt wird. Durch Uebertreibung der schlimmen Folgen dieser Krankheit suchen sie das Publikum ängstlich und für den Kauf ihrer Medikamente empfänglich zu machen. Nun ist es ja allerdings richtig, daß der Bandwurm resp. die Bandwürmer — denn wir können von drei verschiedenen Arten geplagt werden — eine ungeheure Verbreitung besitzen, es ist auch wünschenswerth, sich von diesen Unholden zu befreien, da sie keineswegs vortheilhaft für ihren Herbergsvater und Wirth sind, aber die Marktschreier sind nicht im Besitz irgend eines Mittels, das nicht jeder Arzt gleichfalls kennt und wenn nöthig verordnet, nur mit dem Unterschiede, daß jene Herren die üblich hohen Preise fordern. Das Bandwurmleiden hat deswegen eine so große Verbreitung, weil die Gefahr einer Ansteckung sehr nahe liegt. Der Genuß von rohem Schweine- und Rindfleisch kann stets den Krankheitskeim zuführen, indem aus den in diesen Thieren sich vorfindenden Finnen im menschlichen Körper sich der Bandwurm entwickelt. Die Arzneiwissenschaft sucht durch abtreibende Mittel zu wirken; als gelungen kann man jedoch die Kur nur betrachten, wenn auch der sog. Kopf mit abgeht, da sonst dieser weiterlebend neue Glieder erzeugt und so nach kurzer Zeit das Leiden seinen alten Zustand erreicht. Die nöthigen Medikamente wird jeder Arzt verschreiben und auch die für das Gelingen der Kur wichtigen Diätregeln angeben. Großen Ruf genießt der ätherische Extrakt der Farnkrautwurzel (Wurmfarrn, Aspidium felix mas), der bei uns in Deutschland heimisch ist, ein seit langer Zeit bewährtes Mittel, dessen Wirksamkeit jedoch sehr davon abhängt, daß der Auszug frisch aus nicht zu alten Wurzeln bereitet wurde, da sonst sein Werth sehr zweifelhaft wird. Seit dem Alterthum als Wurmmittel bekannt ist die Granatwurzelrinde von Punica granatum, einem in der wärmeren Zone heimischen Baume. Neuerdings wendet man mit Erfolg das Kusso an; es sind dies die ausgewachsenen weiblichen Blüthen des Kussobaumes, Brayera anthelmintica, welcher in Abessinien wächst und dort seit langer Zeit bei Menschen und Schafen gegen den Bandwurm angewendet wird. Es scheint dies das wirksamste Mittel zu sein und wird in der Regel gepulvert und mit Wasser angerührt gegeben. Zwei Dosen von je 5 Gramm in 1/2 oder 1 Stunde gereicht, treiben gewöhnlich den Bandwurm mit Kopf ab. Die unentwickelten weiblichen und die männlichen Blüthen sind wenig wirksam; es bietet dies vielleicht eine Erklärung, warum auch dieses Medikament mitunter nicht anschlägt. Alle Geheimmittel bestehen aus diesen Droguen und die herumziehenden sogenannten Bandwurmdoktoren geben auch nichts anderes. Jeder Apotheker liefert sie frisch und gut, während die Beutelschneider auch durch schlechte Waare zu prellen versuchen werden. Dr. Stoy in Wien annoncirt ein Bandwurmmittel; gegen Einsendung von 15 Mk. (eine etwas sehr hohe Taxe) empfiehlt er brieflich Kusso, und wenn dieses noch nicht hilft, Granatwurzelrinde. Bloch in Wien gibt einen starken Auszug aus Granatwurzelrinde, C. Jakoby in Berlin liefert für 6 Mk. 20 gr. Kussopulver, welche 60 Pf. Werth besitzen. Direktor Mix in Berlin gibt eine Flasche mit etwas Chininsulfat und 12 Kussopulver für 4 Mk., Werth 1 Mk. Richard Mohrmann in Frankenberg gibt Farnwurzelextrakt mit Himbeersaft und Ricinusöl (um die abtreibende Wirkung nicht zum Vortheil des Leidenden zu verstärken). Preis 12 Mk., Werth 6 Mk. Mook in Berlin gibt Granatwurzelrinde mit Wurmfarnextrakt versetzt für 6 Mk., Werth 1 1/2 Mk. Die Bandwurm-Pillen von Lasson bestehen aus dem Extrakt verschiedener Farnkrautwurzeln und der Moschusschafgarbe, sowie dem Pulver der Blüthen von Arnica Doronicum. (Die Beimengungen sind für die Wirkungen unwesentlich und nur des Geschmacks halber zugesetzt). 120 Pillen kosten 9 Mk., wären aber schon mit 60 Pf. bezahlt. Die Pillen von Peschier enthalten Farnwurzelextrakt und Pulver. Unter den von Wittstein angegebenen Geheimmitteln ist nur eins direkt schädlicher Betrug, nämlich das von E. Karig in Berlin, das von Schädler, Hager und Jakobsen untersucht ist und aus Milchzucker, Zimmetkasia und schwarzem Kupferoxyd besteht. 24 Pulver kosten 3 Mk., Materialwerth 1 Mk. 20 Pf. —

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Die kleine Bertha ist kränker geworden. Sie hatte mich zu sich gerufen. Sie fieberte. Ich hatte zu einem Arzte geschickt. Die Mutter vergnügt sich. Sie hält die Trauerwochen! Das Kind streckt mir die Händchen entgegen und lächelt. Der Doktor kam gegen 10 Uhr. Sein Urtheil ist ungünstig. Der zarten Konstitution des Kindes traut er nichts zu. Er verschrieb etwas, gab seine Instruktionen und ging. — —

Des Kindes Krankheit erregt im Hause lebhaftes Bedauern. Die Frauen sind geschäftig. Man spricht der Mutter harte Worte nach. — Ich will an das Krankenbett. — —

Der Doktor war wieder da, als ich ins Zimmer trat. Frau Trosten, noch im Promenadenanzug, ging jammernd in ihrem Zimmer umher. — „Sie können weiter nichts, als durch Ihr sinnloses Geplärr die nöthige Ruhe stören," sagte der Arzt barsch. „Seien Sie auf alles gefaßt!" — — Ich sah traurig drein; das Kind that mir leid, sehr leid; ich beugte mich über sein Bett und lauschte auf seinen Athem. Es bewegte sich, sah mich sonderbar an, wandte sich auf die andere Seite und — war todt. — Leise trat ich beiseit, gab dem Arzt ein Zeichen und ging wehmüthig in meine Wohnung hinauf. Hier sitze ich nun und denke darüber nach, wie es wohl gut sein könnte, daß das Kind so früh gestorben, und daß ihm vielleicht eine Menge Trauer und Elend erspart und die Möglichkeit abgeschnitten ist, sittlich zu verkommen! — Der Mensch ist härter als ein Stein, heißt ein Sprüchwort, aber zerbrechlicher als ein Ei! Von unten herauf hör' ich es jammern und höre die Thüren schlagen. Die Mutter rauft sich gewiß die Haare und lamentirt, sie sei die unglücklichste Frau unter der Sonne. Morgen wird ihr Schmerz wohl schon verraucht sein: Von neuem bewahrheitet sich die Erfahrung, daß der Schmerz und die Liebe dort am größten sind, wo sie am wenigsten Gerede von sich machen! — Bin ich denn verurtheilt, nur Böses zu sehen und Unangenehmes zu erleiden? Wäre ich nur erst fort! Gleichviel an welchen Ort, nur nicht bleiben müssen! — —

Louise Bürger war auch auf dem Kirchhofe. Wir haben das Kind tief trauernd zu Grabe gebracht. Viele dachten wohl wie ich, wenn auch in anderm Sinne, denn ich hörte hier und dort auf dem Heimweg sagen: „Wer weiß, wozu es gut war." Louise war ernst, und ehe wir vor unserem Hause waren, sagte sie halb scherzend: „Wer heute von uns zuerst stolpert, der folgt der kleinen Bertha zuerst nach." — „Thorheit, mein liebes Fräulein," rief ich. „Das ist Aberglaube!" Indem ich dies sagte, schritt sie die Haustreppe hinan, trat fehl und wäre beinahe gefallen, wenn ich ihr nicht schnell zu Hülfe gekommen sein würde. Sie dankte mir mit einigen hastigen Worten und mich groß ansehend, als wollte sie sagen: Ich bin der erste! ging sie bleich die Treppen hinauf. — „An Ihrem Hochzeitstage werde ich Sie an Ihren Aberglauben erinnern, Fräulein Bürger," rief ich lachend und hinterdreingehend. — Da habe ich also wieder einen Grund zu sagen: So sind die Frauen! Und gewiß wird nach tausend Jahren derselbe Satz in seiner jetzigen Bedeutung Geltung haben! — —

Um mich zu zerstreuen und mein Gemüth zu erheitern, besuchte ich Krolls Garten. Es war viel Volk da. Aus allen Ländern, in vielen Zungen redend, in verschiedenen Aufzügen, oft drollig durch seinen Pomp, oft anekelnd durch Fratzenhaftigkeit und Unnatürlichkeit im Aeußern noch mehr als im Benehmen. — Ich saß an einem Tisch, von wo aus ich die Promenirenden gut Revue passiren lassen konnte. Nebenan saß eine junge Dame, ungefähr 17 Jahre alt, von bestrickender Schönheit. Das Gesicht werde ich nie vergessen. Ich mußte sie unwillkürlich anschauen. Nach einer Weile gesellte sich zu ihr eine beleibte Dame, der ich schon von weitem aus den Zügen das Gewerbe ansah. Sie sprach mit dem Mädchen vertraulich, lachte dabei und machte einige frivole Späße. Die Angeredete antwortete zwar nicht darauf, doch ließ sie um den Mund bisweilen ein feines graziöses Lächeln spielen, das ihr wunderbar schön stand und den Verdacht Lügen zu strafen schien, sie sei auch eine von den „Schiffbrüchigen des Lebens." — Ich täuschte mich. — Die beiden saßen kaum einige Minuten, so umschwärmte sie ein halb Dutzend jener Gestalten, deren Gedanken nur auf galante Abenteuer gerichtet sind. — Mir ward es klar. Die beleibte Person war die Führerin jener Schiffbrüchigen! — Das junge Kind, so schön, so jung und doch verloren! — Mein Kopf mochte den Gedanken nicht fassen; ich ballte die Faust, klopfte heftig nach dem Kellner, um ihm das Getränk zu bezahlen, und indem sich alles infolge des Geräusches nach mir umwandte, erhob ich mich, warf einen bedeutsamen Blick nach der jungen Dame und sprach laut: „Wirklich traurig — traurig!" Im Vorbeigehen sah ich die Schöne erbleichen und nach mir bittend aufschauen. In meiner Aufregung beachtete ich dies jedoch nicht. Es fiel mir erst bei, als ich eine Strecke gelaufen. Als ich den Garten wieder betrat, fand ich sie nicht mehr. Sie war verschwunden. —

Theure Seele! Wußte ich es doch, daß Du Dich beeilen würdest auszurufen: Komm an meine Brust, lieber Bruder! Sei mein Gast und finde bei mir die Stätte der Erholung! — Ich war davon überzeugt, sowie man davon überzeugt ist, daß der Regen auf die Erde fällt, und in diesem Augenblick, wo ich auf die mir so lieben Schriftzüge schaue, schlägt mein Herz dem Deinigen entgegen mit aller Macht treuer Freundschaft! — Ich war in Potsdam. Die reizende Umgebung, die tiefblauen Seen mit ihren Inseln und Schlössern, die Lustgänge, kurz alles Sehenswürdige hatte mich gefesselt und ruhiger gestimmt. Ueber meine Seele floß es an diesem Tage, wie ein leiser, voller, schöner Akkord über eine Harfe streicht. Ich konnte nicht sagen, daß mich der Anblick aller jener Schönheiten heiter und fröhlich gezaubert hätte. Nein, ich lebte mehr nach innen, ich ging mehr träumerisch umher; und als ich mich auf einem Kahn schaukelte, rings umher an den Ufern in der Ferne das saftige Grün mir entgegenlachte, als ich so ganz allein mitten in einem idyllischen Schauspiel stand, da tauchte vergangenes wieder auf, die Zukunft trat grüßend und ermunternd auf mich zu, die Hoffnung weckend, wie das Liebesglück aus Mädchens Auge, und die Gegenwart versank und entwandte sich meinen Gedanken. — Ich werde mich nach diesem Ort begeben. Dort bin ich niemand unbequem, dort stört niemand meine Ruhe, dort tritt kein großes Bedürfniß an mich heran und alles, was ich an meiner geistigen Ausbildung während des letzten Jahres verabsäumt, kann ich so in friedlicher Beschaulichkeit nachholen. Eine Frau, mit der ich sprach, hat mir einen Aufenthalt zugewiesen: bei lieben Leuten, einfach und grad wie ich! — Sei nicht böse, wenn ich Dich so am Narrenseil geführt habe. Aber ich weiß, daß Du nicht zürnen wirst, wenn ich ein Plätzchen vorziehe, wo ich die Gewähr völliger Harmonie haben werde. Ich werde von dort aus Dich reichlich mit Mittheilungen bedenken, und war bisher mein Tagebuch nie außer Gebrauch, so werde ich dann meine ganze Muße auf unsern Briefwechsel verlegen. Sei gefaßt auf unzählige Fragen, unzählige Erörterungen. Wenn ich bisher so eifrig darob geschwiegen, so drängt es mich jetzt, sie auszusprechen. — Der Löwe wird erwachen und der Löwe wird brüllen! — O, ich armer Gesell! —

Aus dem Tagebuch.

Der Heldentenor hatte recht. Acht Wochen Urlaub! In vierzehn Tagen schüttle ich den Bureaustaub von meinen Schultern oder besser von meiner Lunge, denn bis dahin werde ich alle meine Beziehungen gelöst haben. Meine Wirthin war sehr betrübt, als ich ihr den bestimmten Bescheid mittheilte. Heute abend war ich in der Lage, ihr einen Ersatzmann für meine Wohnung zu bringen, der sich meinetwegen dem Wechsel unterziehen will. Da war die gute Frau munterer, und nachdem sie erfahren, daß sie sogar an Miethbetrag etwas mehr bekommen werde, war ihre alte Laune wieder aus den Wolken des Unmuths hervorgebrochen. — Die meisten Menschen lieben ihren Mitmenschen nur solange, als sie ihrem Egoismus dienen. Ist dieser bedroht, so wechseln sie die Gefühle und an Stelle früherer Freundlichkeit tritt Apathie! — Diese Behauptung fand in vorliegendem Falle ihre volle Bestätigung. —

Die kleine Bertha soll einen Grabstein bekommen. Ich habe ein Sprüchlein dafür verfaßt. So klein es auch ist, spricht es doch zum Herzen und Frau Trosten war sichtlich bewegt, da sie es las. Auch die frivolen Herzen kann man packen. Aber nur für Augenblicke! — Das ist bitter. (Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Traufil.

(Fortsetzung.)

Welchen Erfolg birgt die Erforschung des nordsibirischen Meeres für praktische Handelszwecke?

Der bedeutendste und nächste Erfolg der Nordenskjöld'schen Erforschung liegt in der Eröffnung des Seeweges zwischen Europa und den großen sibirischen Stromgebieten. Ob, Jenisei und Lena umspannen mit ihren Quellen und Nebenflüssen ein ungeheures und zum Theil sehr fruchtbares Land von 146,000 Quadratmeilen. Ist auch die Produktionsfähigkeit noch eine geringe, so hat dies bisher wesentlich an dem Mangel an Absatz gelegen, und sie wird sich heben, wenn ein solcher sich findet. Nordenskjölds erster Ausflug nach dem Ob und Jenisei im Jahre 1875 hat schon eine sich alljährlich erneuernde Handelsverbindung nach diesen Strömen hervorgerufen. Jetzt steht der Ausdehnung bis zur Lena und Kolyma nichts mehr im Wege. Weiter nach Osten hin wird der Pelzhandel einen ganz neuen Aufschwung gewinnen. Jetzt wandern Biber- und andere Felle aus dem fernsten Osten Sibiriens, sowie aus dem Norden Amerikas bei den wilden Eingeborenen von einer Hand zur andern. Das erhöht ihren Preis, bis sie nach Irbit auf russischen Boden gelangen, recht erheblich. Der Seeverkehr muß das Verhältniß vollständig umgestalten. Die Tschuktschen fristen ihr Dasein zum großen Theile noch mit Stein- und Knochengeräthschaften. Nordenskjöld führt eine lange Reihe von ganz billigen Tauschartikeln an, welche für sie großen Werth besitzen. Er hält die Reise für vollständig sicher, sobald man die nördlichen Meere nur erst besser kennt. Nach dem Ob waren im eben verflossenen Jahre vier englische, zwei deutsche, zwei schwedische Schiffe unterwegs. Freilich fanden sie alle drei Zugänge zum karischen Meere vom Eis versperrt und kehrten um, bis auf den deutschen Dampfer „Luise“, welcher, auf günstigere Eisverhältnisse wartend, blieb. Es gelang ihm in der Folge auch, die Reise fortzusetzen, da das karische Meer selbst eisfrei war. Sind erst einmal die projektirten circumpolaren Beobachtungsstationen errichtet, so können solche ungünstige Perioden vermieden werden, die in Strömungs- oder Windverhältnissen ihre Ursache haben.

Auch die Wissenschaft, zumal die ethnographische Forschung, wird reiche Ausbeute in den neueröffneten Gebieten finden. Vom höchsten Interesse sind die Mittheilungen über das merkwürdige, in seinen Eigenarten an die Mongolen, an grönländische Eskimos und auch an die Indianer Nordamerikas erinnernde Volk der Tschuktschen. Nicht minder verdienen die Nachrichten über das von ihnen einstmals verjagte Volk der Onkilon, dessen alte Wohnplätze und Opferstätten, die Aufmerksamkeit der Forscher. Jenes Volk soll, nach den Ueberlieferungen der Eingeborenen, vor seinen Drängern weiter nach Norden auf ferne Inseln im Eismeer gewichen sein. Onkilon ist gleichbedeutend mit Ongkadlon (Küstenbewohner). Dieser Name bezeichnet in der Tschuktschensprache insbesondere einen Eskimostamm an der Anadyrbucht. Die Verdrängten sind also wohl Eskimos gewesen, die heute möglicherweise noch das bisher nie von einem weißen Manne betretene Wrangelland bevölkern.

Dann treten nach dieser Richtung hin die neusibirischen Inseln mit ihren reichen Lagern von Knochen, Thierüberresten aller Art und Mammuthzähnen in den Vordergrund. Nordenskjöld mahnt zu schleunigem Beginn der Arbeit in jenen Gebieten. „Um die Landvertheilung am Schlusse der Tertiärzeit zu erforschen, um näher die Rückgratsthiere kennen zu lernen, welche gleichzeitig mit dem ersten Auftreten der Menschen existirten,“ sagt er, „um neue Beiträge zur Lösung der schwierigen Frage zu erhalten, wie es möglich für die Stammväter der Elephanten Indiens gewesen ist, in den Eisregionen Sibiriens zu leben, um die Gewächse und Seethiere des vormaligen geologischen Zeitraums in diesen Gegenden kennen zu lernen, um bessere Kenntnisse von der Beschaffenheit des sibirischen Eismeeres zu erhalten — eine Frage, welche jetzt von wirklicher Bedeutung für die Schifffahrt zu werden scheint — sollte eine genaue wissenschaftliche Untersuchung aller derjenigen Inseln, welche nördlich des sibirischen Eismeeres liegen, sobald wie möglich vorgenommen werden.“ Resultatreicher, weiterer Forschung hat Nordenskjöld ein großes Feld eröffnet. Er selbst, der erst im 48. Lebensjahre steht, wird gewiß seine Aufgabe noch nicht als vollendet betrachten, und die Welt noch Manches von neuen, kühnen und glücklichen Expeditionen erfahren, die er unternehmen wird. Dafür spricht sein von Serdze Kamenoi den 31. Mai 1879 datirtes und an Sibiriakoff gerichtetes Schreiben: „Nach meiner Rückkehr gedenke ich mich ein Jahr mit der Herausgabe einer Schilderung der Reise der „Vega“ zu beschäftigen, alsdann aber wünsche ich die Untersuchungen des Eismeeres an der Küste von Sibirien mit dem Lenaflusse als Ausgangspunkt und den neusibirischen Inseln als Operationsbasis fortsetzen zu können. Eine solche Untersuchung ist von außerordentlicher Bedeutung für das Ziel, welches ich mir gesteckt habe, nämlich den nördlichen Theil Asiens vollständig der Schifffahrt zugänglich zu machen.“ Glück auf! Seitdem man die Erforschung unbekannter Himmelsstriche als hochwichtigen Faktor für die Entwickelung der Menschheit ansieht und die Kenntniß fremder Länder mindestens gleichwerthig neben die Kenntniß blutiger Kriege und trügerischer Friedensschlüsse stellt, ist auch die Sphäre der gedankenlosen Routine pedantischer Gelehrten erweitert worden. Auf diesem neugewonnenen Gebiete der Wissenschaft hat der Forscher Nordenskjöld seinen Gönnern Oskar Dickson, Alexei Sibiriakoff und Gordon Bennet ein unvergängliches Denkmal errichtet. Möge ihre Opferwilligkeit dazu beitragen, daß die Erdkunde, bisher ein Vorrecht der Gelehrten, bald zum Gemeingut aller Gebildeten würde.

Die innerhalb des Polarkreises gelegenen Festlandsmassen Amerikas und die von ihnen abgetrennten Inseln, deren Küstengebiet der arktische Ozean bespült, gehören zur westlichen Polarregion.

Unter den Inseln nimmt Grönland den ersten Rang ein. Seine Westküste ist bis 82°30′, seine Ostküste bis 77°30′ erforscht worden; ob es sich noch weiter nach Norden erstreckt und als ununterbrochene Ländermasse oder in Gestalt eines Archipels mit dem nördlich von Sibirien gelegenen Wrangelland zusammenhängt, muß durch künftige Forschungen festgestellt werden; doch sprechen viele Thatsachen zu Gunsten dieser von Petermann befürworteten Hypothese. Sollte sie sich als wahr herausstellen, dann zerfiele der arktische Ozean in zwei getrennte Becken, ein östliches, welches die Nordküsten von Europa und Asien, sowie die der Inseln Spitzbergen, Nowaja Semlja, Neusibirien und Wrangelland bespült und durch die breite Meeresöffnung zwischen Norwegen und Grönland mit dem atlantischen Ozean, und ein westliches Becken an der Nordküste Amerikas, welches durch die Beringsstraße mit dem stillen Ozean, durch den Smithsund, Lancastersund und andere Meerengen mit der Baffinsbai in Verbindung steht. Unsere Abhandlung soll die Erforschung des westlichen Beckens schildern. Seine Beschiffung ist viel schwieriger, wie die des von dem warmen Golfstrom berührten östlichen Beckens, weil nur ein wenig mächtiger Strom warmen Wassers durch die Beringsstraße in dasselbe dringt. Auch für die Abfuhr des während des Winters gebildeten Eises sind die Verhältnisse in dem abgeschlossenen westlichen Becken ungünstiger, wie in dem östlichen.

Der Leser möge uns nach Island, einer Insel des atlantischen Ozeans, unter dem 65. Grad nördlicher Breite gelegen, geleiten. Die Bewohner dieses Urheims germanischer Kultur sind von normännischer Abstammung und wurden im Jahr 795 zum Christenthum bekehrt. Daß schon vor Columbus im elften und zwölften Jahrhundert normännische Seefahrer von Island aus Grönland und die Küsten von Nordamerika besucht hatten, das ist eine historisch ausgemachte Thatsache, durch das Zeugniß älterer und jüngerer Schriftsteller und durch authentische isländische Urkunden, die man in Kopenhagen gefunden, bestätigt.

Im Frühling des Jahres 986 fuhr Erich Rauda, d. h. Erich der Rothe, von Island nach Grönland und gründete daselbst an einem Ort, der nach ihm Eriksfjord hieß, eine Niederlassung. Unter seinen Begleitern war Heriulf Bardson, der sich an einem Ort niederließ, welcher noch heute den Namen Heriulfsneß trägt. Sein Sohn Biarn, von einem Sturme verschlagen, sah die Küste von Nordamerika (vielleicht Labrador), doch ohne zu landen.

Erichs Sohn Leif besiedelte mit 25 Männern, worunter ein Deutscher, Namens Tyrker, im Jahre 1000 Helluland (Labrador) und besuchte Markland (Neufundland) und Vinland (vielleicht Massachussets oder Rhode Island).

Adam von Bremen (1076) berichtet uns von den Fahrten eines Bruders von Leif, Thorfine, und seines Weibes Gudrid nach Vinland.

Nach einem auf der Insel Kingiktorsoak; nördlich von Upernivik, 1824 gefundenen Runenstein waren die Normänner Sighvatson, Thortharson und Oddson schon 1135 bis zu 72°55′ nördlicher Breite vorgedrungen.

Andere mögen ein Jahrhundert später noch drei Breitengrade weiter nach Norden, bis in die Nähe des Lancastersundes, gelangt sein.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts hört die Kunde von Grönland auf; die normännischen Kolonien geriethen in Verfall und Vergessenheit, die Ansiedler erlagen Seuchen und den Angriffen der Eskimo. Im Lauf der Zeit, als die Völker Europas für große Aufgaben reif wurden, hatte man das von den Normannen Entdeckte nochmals zu entdecken. Der Fischreichthum der Neufundlandbänke führte die Fischer aller seefahrenden Nationen dahin.

Den Weg wies ihnen im Jahre 1462 der Portugiese Gaspar Cortoreale.

Ob Christoph Columbus auf seiner stürmischen Fahrt von Bristol nach Island (1477) westwärts verschlagen wurde und die Küste von Grönland oder Nordamerika zu Gesicht bekam, ist nicht bekannt. Jedenfalls hörte er im Hafen von Reikiavik (Island) von der neuen Welt im Westen, die er, wie alle seine Zeitgenossen, für einen Theil von Asien hielt. Deshalb auch der heute noch gebräuchliche Name Westindien für die Inseln des karaibischen Meeres. Der Erfolg des Columbus spornte die Thätigkeit der Seefahrer zur höchsten Kraftanstrengung und belebte die Hoffnung der Gelehrten, endlich die so sehnlich gewünschte nordwestliche Durchfahrt, als den kürzesten Weg nach Asien, zu finden.

Der Venetianer John Cabot und sein Sohn Sebastian segelten im Jahre 1497 unter englischer Flagge von Bristol nach Westen und entdeckten die Küste von Labrador.

1500 segelte Gaspar Cortoreale zum zweitenmale nach Neufundland und erreichte Grönlands südlichste Spitze, Kap Farewell. Im nächsten Jahr wiederholte er die Fahrt mit zwei Schiffen, verfolgte die amerikanische Küste nach Norden und raubte in Labrador 57 Eingeborene, welche ihm als Sklaven gutdünkten. Auf der Rückfahrt hatte die

Expedition einen Sturm zu bestehen; nur ein Schiff kehrte nach Lissabon zurück, das andere mit Cortoreale selbst blieb verschollen. Den Bruder zu suchen, segelte nun Miquel Cortoreale 1502 von Lissabon ab, kehrte aber auch nicht zurück. (Fortsetzung folgt.)

Elch im Kampf mit Wölfen. (Bild Seite 232 und 233.) Unser Bild stellt einen Recken des Thierreichs, das Elch, im Kampfe mit seinen Feinden, den Wölfen, vor. Im Haushalt der Natur spielt es in Deutschland keine Rolle mehr, es ist eine Rarität, eine Ausnahme geworden, die das Gnadenbrot fürstlicher Thierfreunde verzehrt. Mit dem Verschwinden des Urwaldes ist das Elch in Deutschland unmöglich geworden. Ein Naturgesetz verurtheilt die Riesenthiere zum Tod und Untergang, während das Infusorium (das kleinste im Wasser lebende Wesen) unsterblich, unausrottbar ist. Dieses Gesetz ist werth, beachtet zu werden, denn es gilt auch in gewissem Betracht für das Große der Menschenwelt. Die drohenden Burgen und die mächtigen Klöster sind in Staub und Trümmer gesunken und aus den Hütten der mühbeladenen Leibeigenen sind unsere stolzen Städte emporgeblüht. Der Vortheil, den das Kleine vor dem Großen voraus hat, ist die Zahl. Das Elch (Alces palmatus) oder Elen (von dem slavischen Worte Jelen, der Hirsch, abgeleitet) ist ein gewaltiges Thier. Die Leibeslänge eines erwachsenen Elchhirsches beträgt 2,6 bis 2,9 Meter, die Länge des Schwanzes ungefähr 10 Centimeter, die Höhe am Widerrist 1,9 Meter, am Kreuze einige Centimeter weniger. Sehr alte Thiere können ein Gewicht von 500 Kilogramm erreichen; als Durchschnittsgewicht müssen jedoch 3—400 Kilogramm betrachtet werden. Der Leib des Elch ist verhältnißmäßig kurz und dick, breit an der Brust, hoch, fast höckerig am Widerrist, gerade am Rücken, niedrig am Kreuze. Es ruht auf sehr hohen und starken Beinen von gleicher Länge, welche mit schmalen, geraden, tiefgespaltenen und durch eine ausdehnbare Bindehaut vereinigten Hufen beschuht sind; die Afterklauen berühren leicht den Boden. Auf dem kurzen, starken und kräftigen Halse sitzt der große, langgestreckte Kopf, welcher vor den Augen verschmälert ist und in eine lange, dicke, aufgetriebene, sehr breit nach vorn abgestutzte Schnauze endet. Diese ist durch die knorpelige Nase und die den Unterkiefer weit überragende, dicke, sehr stark verlängerte, höchst bewegliche, gefurchte Oberlippe fast verunstaltet. Die kleinen und matten Augen liegen tief in den stark vortretenden Augenhöhlen; die Thränengruben sind unbedeutend. Große, lange, breite, aber zugespitzte Ohren stehen nach seitwärts gerichtet am Hinterkopfe, neigen sich aber oft schlotternd gegen einander. Das Geweih des erwachsenen Männchens besteht aus einer großen, einfachen, sehr ausgebreiteten, dreieckigen, platten, schaufelförmigen, gefurchten Krone, welche an ihrem äußeren Rande mit zahlreichen Zacken fingerförmig besetzt ist, und wird von kurzen, dicken, gerundeten mit wenigen Perlen besetzten Stangen getragen, welche auf kurzen Rosenstöcken sitzen und sich sogleich seitlich biegen. Im Herbste bemerkt man beim jungen Bocke da, wo das Geweih aufsitzt, einen dichten Haarwulst, im nächsten Frühjahre erhält er die Rosenstöcke, im zweiten einen etwa dreißig Centimeter langen Spieß, welcher erst im folgenden Winter abgeworfen wird. Allmälich zertheilt sich das Geweih mannigfaltiger. Im fünften Jahre entsteht eine flache Schaufel, verbreitert sich fortan und theilt sich an den Rändern in immer mehr Zacken, deren Anzahl bis in die zwanzig steigen kann. Das Geweih erreicht ein Gewicht von etwa zwanzig Kilogramm. Die Behaarung des Elen ist lang, dicht und straff. Sie besteht aus gekerbten, dünnen und brüchigen Grannen, unter denen kurze, feine Wollhaare sitzen; über die Firste des Nackens zieht eine starke, sehr dichte, der Länge nach getheilte Mähne, welche sich gewissermaßen am Halse und an der Vorderbrust fortsetzt und bis 20 Centimeter lang wird. Sonderbarerweise sind die Bauchhaare von rückwärts nach vorn gerichtet. Die Färbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Röthlichbraun, welches an der Mähne und den Kopfseiten in glänzendes Dunkelschwarzbraun, an der Stirne ins Röthlichbraune und am Schwanzende ins Graue zieht; die Beine sind weißlichaschgrau, die Augenringe grau. Vom Oktober bis zum März ist die Färbung etwas heller, mehr mit Grau gemischt. Alle hier aufgezählten Merkmale trägt das Männchen. Das weibliche Elch ist ein wenig kleiner, trägt kein Geweih und hat längere und schmälere Hufe, sowie kürzere nnd wenig nach auswärts gerichtete Afterklauen. Sein Kopf erinnert an den eines Esels oder Maulthiers. Im Winterkleide unterscheidet sich das weibliche Elenthier vom Hirsche durch einen senkrecht gestellten, schmalen Streifen unter dem Feigenblatte. Das plumpe Geschöpf mit seinen Kälbern durchmißt Moräste, welche weder Mensch noch andere Thiere gefahrlos betreten könnten, mit Leichtigkeit. Sümpfe und Moore sind zum Gedeihen und Wohlbefinden des Elchwildes nothwendig, das sich hauptsächlich von den niedrigen Gebüschen der Weide und Zwergbirke äst, mit besonderer Leckerhaftigkeit aber auch von den fleischigen Wurzeln einiger Wasserpflanzen, welche es tauchend gewinnen muß. Grasend sich zu äsen, wie andere Hirsche thun, vermag es nicht, weil es die lange, schlotternde Oberlippe daran hindert; deshalb fabelten Julius Cäsar und Plinius, daß es rückwärts weiden müsse. Pausanias weiß, daß blos das Männchen Hörner trägt, gesteht aber, nie eins gesehen zu haben. Erst Kaiser Aurelian ließ mehrere Exemplare nach Rom bringen, um mit den „hercynischen Hirschen" seinen Triumphzug zu schmücken. Im Mittelalter wird das Thier oft erwähnt, namentlich auch im Nibelungenliede, wo es unter dem Namen „Elk" vorkommt. Wenn die Sage recht berichtet, wäre zu dieser Zeit das Elenthier durch ganz Deutschland bis zum äußersten Westen hin vorgekommen; denn grade bei der Beschreibung der Jagd Sigfrieds im Wasgau heißt es:

„Darnach schlug er wieder einen Wisent und einen Elk,
Starker Auer viere und einen grimmen Schelk."

Die Zeiten sind vorüber: Auer und Schelch sind vollkommen ausgestorben, Wisent und Elch sind nahe daran; der erstere existirt in einigen hundert Exemplaren im bialowiczer Wald auf russischem Boden, der letztere in 76 Exemplaren im ibenhorster Forst bei Memel. Abgesehen von diesen unter strengster Aufsicht stehenden Gehegen findet man das Elch in den höheren Breiten aller waldreichen Länder Europas und Asiens. In unserm Erdtheil ist es auf die baltischen Niederungen, außer Ostpreußen also auf Litauen, Kur- und Livland, sowie auf Schweden und Norwegen und einige Strecken Großrußlands beschränkt. In Norwegen bewohnt es die östlichen Provinzen des Südens, in Schweden die daranstoßenden westlichen oder, mit anderen Worten, die ungeheuren Waldungen, welche das sogenannte Kjölengebirge bedecken, namentlich also Wermeland, Dalekarlien, Herjedalen, Oesterdalen, Hedemarken, Guldbrandsdalen und Valdersdalen. Weit häufiger als in Europa lebt das Elch in Asien. Es breitet sich hier über den ganzen Norden bis an den Amur aus und kommt überall vor, wo es große, ausgedehnte Wälder gibt, nach Norden hin, soweit der Baumwuchs reicht. Im Stromthale der Lena, am Beikalsee, am Amur, in der Mongolei und in Tungusien hält es sich noch immer in ziemlicher Anzahl. Dr. M. T.

Zur Geschichte des Klaviers. Von allen Musikinstrumenten hat wol keines soviel für die Verbreitung musikalischer Ausbildung in die weitesten Kreise beigetragen, als das Klavier; die Hauptursache dafür liegt wohl weniger in seiner Bedeutung als Konzertinstrument als in seiner Selbständigkeit, welche es wie kein anderes außer der Orgel besitzt, und wodurch es sich mit unverhältnißmäßiger Schnelligkeit seinen Platz in der Familie eroberte. Einige kurze Mittheilungen über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte desselben dürften deshalb auch die Leser der Neuen Welt interessiren. Als Grundlage für alle Klavier-Saiteninstrumente betrachtet man das Monochord (Einsaiter), welches bereits bei den Griechen zur Anwendung gekommen sein soll. Es bestand aus einem zwei bis vier Fuß langen und etwa drei Zoll breiten Brettchen, auf welchem, auf einem beweglichen Stege ruhend, eine Saite gespannt war, die mit dem Finger angerissen, den Ton zum Gesang angab. Da man, um die verschiedensten Töne anzugeben, den Steg entsprechend verschieben mußte, was, wie leicht begreiflich, höchst mühselig war, so legte man bald mehrere im Ton verschiedene Saiten nebeneinander und brachte Holzleistchen (Tasten), also eine Art Klaviatur, darunter an, auf denen sich Messing- oder Eisenstiftchen befanden, welche beim Niederdruck der Tasten die Saiten erklingen machten. Eine dem heutigen Klavier äußere Aehnlichkeit erhielt es aber erst, als man — um das 12. oder 13. Jahrhundert — die Saiten und Tasten auf zwanzig vermehrte und das Ganze mit einem Kasten umgeben hatte. Aus diesem entwickelte sich im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts das ziemlich vollkommene Klavichord. Gegenüber den, heute unter den verschiedensten Namen das Klavier vertretenden Instrumenten war freilich dies noch höchst unvollkommen. Töne, welche zwischen denen lagen, für welche die Saiten abgestimmt waren, konnten nur durch stärkeres Anschlagen der Stifte an die Saiten erzeugt werden, was einmal keinen reinen Klang und dann auch öfteres Zerspringen der Saiten zur Folge hatte. Diesem Uebelstande half man dadurch ab, daß man jeder Saite an einer andere Stelle noch eine zweite Taste unterlegte und auch die Töne bald überhaupt vermehrte. Eine bedeutende Verbesserung erhielt es aber im Jahre 1725 durch den Organisten Daniel Faber zu Crailshain im Ansbachischen, welcher für die halben Töne eigne Saiten und zur Verstärkung des Tones jeder Saite noch eine zweite hinzufügte. Das Klavichord ruhte auf Füßen und hatte Tafelform, der Kasten war ungefähr sechs Fuß lang, nicht ganz zwei Fuß breit und sieben bis acht Zoll hoch. Neben ihm hatte sich aber bereits ein Konkurrent entwickelt, der aufrecht stehende Flügel, Klavicitherium genannt. Man nimmt an, daß es zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden sei und zwar als Weiterentwicklung des Cymbal oder Hackebrett. Der Ton wurde bei diesem Instrument nicht durch Anschlagen, sondern durch Reißen der Saiten erzeugt, was dadurch geschah, daß man an Stelle der Messing- oder Eisenstiftchen Züngelchen, anfangs aus Kielen von Rabenfedern, später aus Messing und zuletzt aus getrockneter Ochsenhaut oder Leder anbrachte. Verbessert wurde dieses Instrument namentlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; von den verschiedenen Arten der Veränderung wollen wir nur die Anbringung von Pauken und Trompeten nebst eines Flötenregisters erwähnen. Das wichtigste Entwicklungsmoment ist jedoch die Einrichtung eines Hammermechanismus, man streitet darüber, wem die Ehre dieser Erfindung gebühre; die einen behaupten, daß ein Paduaner Bartolomeo Cristofolin, die andern, daß der Organist Christof Gottlieb Schröter zu Nordhausen der Erfinder dieser Einrichtung sei. Veranlassung dazu mag das um 1690 von dem kurfürstlich polnischen Kammermusikus Pantaleon Hebenstreit erfundene Pantaleon, ein in der vergrößerten Form des Cymbals erbautes Instrument, dessen Saiten mittels frei

mit der Hand geführter Hämmer angeschlagen wurden, gegeben haben. Um 1716 soll auch bereits ein Franzose Namens Marius der Akademie der Wissenschaften zu Paris drei Modelle zu Hammerklavieren vorgelegt haben. Sei dem, wie ihm wolle, Schröter legte 1721 zwei verschiedene Modelle seines bereits 1717 erfundenen Instruments dem dresdner Hofe vor. Da er selbst mittellos war und auch nicht die erwartete Unterstützung erhielt, so mußte er die Ausführung dem königlich polnischen und dem churfürstlich sächsischen Hof- und Landorgelbauer Silbermann überlassen, welcher bereits im Jahre 1726, nachdem er den schröterschen Mechanismus vervollkommnet hatte, das erste Pianoforte verfertigte. Der alte Flügel behauptete jedoch trotzdem noch das Feld, bis ein Schüler Silbermanns, Joh. Andreas Stein zu Augsburg, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts dem Instrument einen solchen Grad von Vollkommenheit verlieh, daß es sowohl das Klavichord als auch den Kielflügel für immer verdrängte. Verschiedene Verbesserungen, wie z. B. die von Lenker in Rudolstadt erfundene Dämpfung, ferner die Anwendung von blau angelaufenen Stahlsaiten, welche dem Rost größeren Widerstand leisten u. dgl. waren schon vorhergegangen.

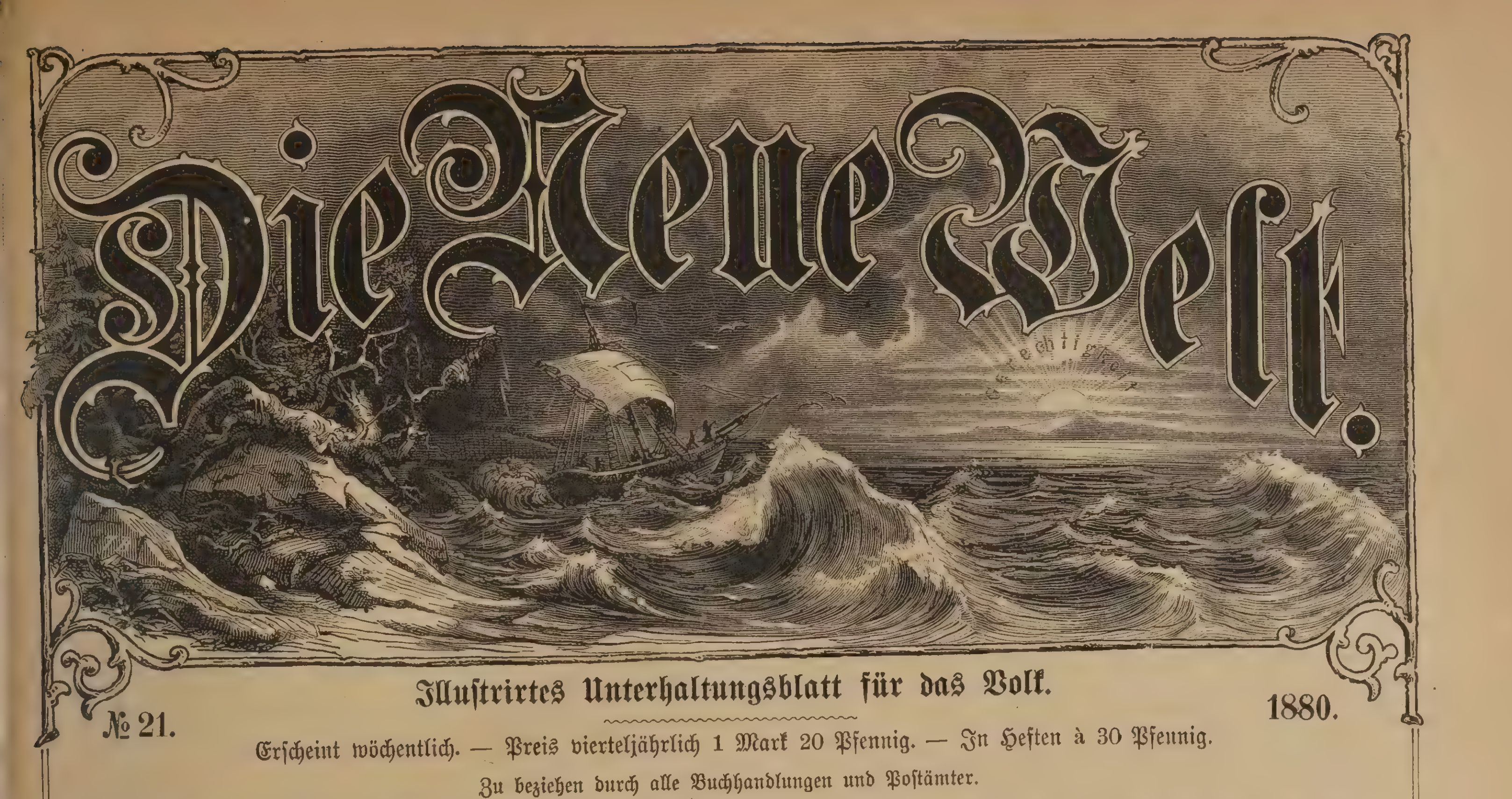
(Schluß folgt.)

Der Einsturz der Taybrücke in Schottland. (Fortsetzung statt Schluß.) Der Würgengel des Jahres 1877 begann seine Arbeit bei Smyrna in Kleinasien. In der Ebene von Magnesia stürzte am Neujahrstag die Sardesbrücke unter einem Eisenbahnzuge zusammen. Die Katastrophe kostete 32 Menschen das Leben. Dann feierte er bis zum 17. Februar, an welchem Tage er in Rußland bei Rostow einen Bahnzug über den Damm hinunterwarf. Zahl der Todten und Verwundeten unbekannt. Auf der Station Gagny der französischen Ostbahn, unweit Paris, stieß am 5. März der von Paris kommende Kourierzug mit einem Güterzug zusammen. Vier Todte. Der am 15. März über den östlichen Theil Europas fegende Sturm war Ursache eines Zusammenstoßes auf der Eisenbahn Waldenburg-Breslau und eines Brückeneinsturzes zwischen Woronesch und Rostow (Rußland). Nach der bisherigen Zusammenstellung von Leben und Güterverlust zu urtheilen, beansprucht Rußland die erste Rubrik der Unfallstabelle; am 5. April hat es schon wieder den Sturz eines Kurierzugs von einem Damm zwischen Dünaburg und Wilna, am 14. Mai eine Entgleisung bei Liman und Byt und am 18. Mai den Zusammenstoß eines Lastzuges mit einem Truppenzuge bei Pitesti zu verzeichnen. Nicht weit von Pitesti stürzte die Eisenbahnbrücke über die Aluta (Rumänien) am 21. Mai mit zwölf Waggons in den Fluß. Mitten im Vorspiel des orientalischen Krieges hatte man gar keine Zeit, die Anzahl der Todten und Verwundeten festzustellen. Man sollte denken, Gevatter Tod, der „alle Hände voll“ im Orient zu thun hatte, würde den Occident mit seiner Thätigkeit verschonen, aber nichts von alledem. Er fand noch immer freie Augenblicke, um am 5. August einen Zug bei Großgerau (Darmstadt) und den andern am 10. zwischen Metzthal und Weißenhöhe (preußische Ostbahn) zur Entgleisung zu bringen und den üblichen Gewinn an Lebensverlust einzuheimsen. Tags drauf fand ein Zusammenstoß an der Märkisch-Posener Bahn bei Görizyn und auf der Linie Paris-Boulogne statt. Auch das bei Eisenbahnunfällen selten genannte Oesterreich hat den Sturz eines Zuges vom Damm auf der Pilsen-Priesener Bahn und eine Entgleisung bei Neu-Szöny zu verzeichnen. Am 24. September stieß bei Charkow in Rußland ein Verwundetentransport mit einem Güterzug zusammen. Anzahl der Todten, wie gewöhnlich, unbekannt. Der Oktober dieses Jahres ist unheilschwanger. Am 2. entgleiste bei Langenberg vor Riesa der Leipzig-Dresdener Zug (fünf Waggons und die Lokomotive stürzten in den Kanal), am 4. wurden infolge einer Dammrutschung 6 Waggon der böhmischen Nordwestbahn zertrümmert und am 7. stürzten zwischen dem so oft genannten Woronesch und Rostow sieben Waggons mit tscherkessischen Gefangenen in den Don. Am 11. ist schon wieder ein Brückeneinsturz an der Berlin-Koblenzer Bahn bei Melsungen, am 18. eine Explosion beim Tunnelbau der Moselbahn und am 25. eine Entgleisung bei Liegnitz zu melden. Der letzte Tag dieses Schreckensmonates hat sogar zwei Zusammenstöße bei Valenciennes in Frankreich und auf der Nilbrücke zwischen Alexandrien und Kairo (Aegypten) aufzuweisen. Auch im November streckte die Sense des grimmen Schnitters Menschengarben hin. Am 10. ereignete sich bei Arnsberg und bei Ossiach, am 15. bei Hamm ein Eisenbahnunglück mit den üblichen Todten und Verwundeten. Am 21. stießen auf der Warschau-Wiener Bahn zwei Güterzüge mit solcher Vehemenz zusammen, daß 16 Wagen zertrümmert wurden; am selben Tage stürzte zwischen Banger und Arnwich in Wales ein Postzug mit der zusammenbrechenden Brücke in den Fluß Allen hinab. Der Dezember war gnädig, er begnügte sich mit dem Leben von nur drei Arbeitern, welche bei einer Dynamitexplosion im Gotthardtunnel verunglückten.

Das Jahr 1878 debutirt mit einer brennenden Eisenbahnbrücke von Holz. Im nordamerikanischen Staat Konnektikut stürzten am 15. Januar bei der Station Farmington River drei Passagierwagen in den Fluß. Was nicht elend verbrannte, fand seinen Tod in den Wellen. Konstatirt wurden 15 Todte, das Fahrpersonal nicht mitgerechnet. Am 20. entgleiste bei der Station Lyschötzky (auf der Bahnlinie Brest-Grajewo) der mit dem Marstall des Kaisers von Rußland beladene Güterzug. Zwei Lokomotiven und 17 Waggons sammt den Bereitern und Pferden wurden zerschmettert. Nach den Gräueln des orientalischen Krieges schien selbst der Tod müde geworden, denn die nächste Entgleisung mit blutigem Ausgang datirt vom 2. März und hat sich auf der Mährisch-Schlesischen-Bahn zwischen Olmütz und Troppau begeben. Am selben Tage explodirte an der Nordseite des Gotthardstunnel eine Mine, welche zwei Arbeiter tödtete und zwei verwundete. Auf der Eisenbahnlinie zwischen Tours und Le Mans wurde in der Nacht zum 31. März die Brücke von Verman von dem durch Regengüsse geschwollenen Bach fortgerissen. Eine Lokomotive mit 18 Waggons eines Güterzuges und das Fahrpersonal ist in der reißenden Fluth verschwunden. Nach einer längeren Pause entgleiste am 26. Mai ein Schnellzug der Westfälischen Eisenbahn zwischen Altenbecken und Driburg. Drei Tode. Damit Rußland nicht aus der Uebung kommt, hat sich auf der Odessaer Eisenbahn in der Nacht zum 30. Mai ein schweres Unglück zugetragen. Ein Arbeitszug stieß mit einer ihm entgegenkommenden Lokomotive zusammen. Das Resultat war ein Trümmerhaufen von Waggons, unter welchem 16 Menschen begraben lagen. Am 28. Juni stürzte ein im Bau begriffener Tunnel bei Schwelm auf der Düsseldorf-Hörder Bahn ein und verschüttete sieben Arbeiter. Am 1. Juli entgleiste infolge eines Felssturzes ein Eisenbahnzug zwischen Lyon und Genf und fiel über die Böschung herab. Der von Wien am 11. Juli abends abgelassene Kourierzug stieß gegen 1 Uhr morgens in der Station Wels infolge unrichtiger Weichenstellung auf einen mit Schlachtvieh beladenen Güterzug. Der Anprall war furchtbar. Die Maschine hat sich durch die Güterwagen hindurch in die Viehrampe festgerannt, die Wagen wurden zum größten Theil zertrümmert. Lokomotivführer und Heizer wurden durch den ausströmenden Dampf vollständig verbrüht. Bei einem am 13. Juli auf der Brester Bahn zwischen Vitré und Chateaubourg vorgekommenen Eisenbahnunglück wurden fünf Personen getödtet und zehn verwundet. Am 26. Juli stürzte bei Augsburg der erste Pfeiler der über den Lech führenden Eisenbahnbrücke ein. Menschen kamen dabei nicht zu Schaden. Destomehr Opfer forderte eine zu Frateşti in Rumänien am 7. August stattgefundene Dynamitexplosion. Russische Soldaten befrachteten dort einen Eisenbahnwagen mit Kisten voll Dynamit, als eine dieser Kisten zur Erde fiel und explodirte. Die Wirkung war schrecklich. 15 Soldaten wurden getödtet, 31 verwundet, die Eisenbahnstation wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, und sechs Eisenbahnwagen sind in Atome zersplittert worden. Am selben Tage stieß der Pittsburg-St. Louisschnellzug (Amerika) mit einem Frachtzug zusammen. 15 Menschen todt, 50 verwundet. Am 31. ein ähnlicher Eisenbahnunfall zwischen Chatham und Dover. 5 Menschen todt, 50 verwundet. Mitte September wieder einmal eine Dynamitexplosion im Gotthardtunnel und zwar die elfte. Zwei Arbeiter todt, fünf verwundet. Die zweite Hälfte des Monats bietet eine ununterbrochene Reihenfolge von Bahnunfällen. Am 24. entgleiste der Wien-Pariser Schnellzug, acht Wagen zertrümmert, zur selben Zeit stürzte die eiserne Brücke bei Niramont zusammen; Tags darauf eine furchtbare Explosion im Gotthardtunnel und zwei Entgleisungen, die eine bei Bebra, die andere bei Unterdrauburg. Im Oktober arbeitet der Tod immer im Großen. Gleich im Anfange dieses Unglücksmondes, am 3., spielte sich auf der so oft genannten Woronisch-Rostower Bahn eine entsetzliche Katastrophe ab. Militär- und Güterzug stießen zusammen, wobei 16 Waggons zertrümmert wurden. Diesmal erfahren wir wenigstens, wieviel Offiziere und Aerzte das Leben eingebüßt haben, nämlich von jeder Sorte zwei. Die Amerikaner sind in der Aufnahme der Todtenlisten gewissenhafter. Sie melden uns, daß bei dem Zusammenstoß vom 9. zwischen Silwerlake und Boston 25 Menschen getödtet und 150 verwundet worden sind. Am 11. entzündete sich der Petroleuminhalt eines Güterzuges bei der englischen Station Dunfermline. Der Zug verbrannte. Am 19. meldet man schon wieder 12 Todte und 40 Verwundete infolge eines Zusammenstoßes bei Pontypriord in Wales. Im November ist nur ein Unfall und zwar am 25. auf der ungarischen Staatsbahn zwischen Hatwan und Rakos zu vermelden, wobei zwölf aus Bosnien eben heimgekehrte Reservisten schwer verwundet wurden. Am 11. Dezember figurirt schon wieder die Rostower Bahn auf der Unfallstabelle. Infolge verfaulter Schwellen entgleiste ein Militärzug. Die Zahl der Verwundeten übersteigt 200.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Herr Prell hatte kaum für möglich gehalten, daß der alle akademische Bildung entbehrende Lauter sich in dem Chaos der politischen Tagesnachrichten, in dem Gedankenurwald von politischen Leitartikeln und Korrespondenzen zurechtfinden könnte. Erinnerte er sich doch sehr wohl, wie schwierig es ihm selbst gewesen war, sich in die Thätigkeit verständnißvollen Ausziehens und Zusammenstellens des zu bestimmten Zwecken Brauchbaren aus den Spalten der allen möglichen Parteischattirungen dienenden Tagesblätter hineinzuarbeiten. Aber merkwürdig! Schon beim dritten oder vierten Versuche mußte sich Herr Prell gestehen, daß der junge Mann, den als Kollegen anzuerkennen er sich noch nicht überwinden konnte, seine Sache recht gut, sehr gut sogar, machte. Alles Wichtigere war von Lauters Blaustift angestrichen, und kaum drei Stunden, freilich drei Stunden einer Arbeit ohne Aufschauen, brauchte er zur Durchsicht von 10 bis 15 größeren oder kleineren Zeitungen.

Das war für Prell äußerst bequem. Das eigentliche Zeitunglesen gewöhnte er sich von dem Tage an gänzlich ab, an welchem er sich überzeugt hatte, daß bei Lauter „wirklich viel natürliches Verständniß für Politik“, wie er sagte, vorhanden war. Zuerst schaute er alles das an, was Lauter angestrichen hatte; bald genug aber trieb er die Zeitersparniß noch weiter, indem er sich die verschiedenen Artikel, je nach der Wichtigkeit, welche sein junger Arbeitsgenosse ihnen beimaß, mit ein, zwei oder drei Strichen bezeichnen ließ, und in erster Linie nur die dreimal angestrichenen, dann aber höchstens noch die doppelt ausgezeichneten seiner Berücksichtigung würdigte.

Gelegentlich ging er dann auch in seinen Experimenten mit der Leistungsfähigkeit Lauters noch einen Schritt weiter. Er übergab diesem mehrere von ihm selbst der Beachtung werth erklärte Zeitungsartikel mit dem Auftrage, aus denselben auf eigne Faust einen „Original“artikel für den „Tageskorrespondenten“ zu schmieden. Die Bemerkung Lauters, er würde das wohl in geeigneter Weise nicht zu stande bringen, weil er in der betreffenden Frage aus Mangel an den entsprechenden Kenntnissen keine eigne Meinung besitze, zwang den erfahrenen Kollegen zu einem überlegenen Lächeln. An der nöthigen Belehrung ließ derselbe es auch nicht fehlen:

„Ich bitte Sie, mein Lieber,“ sagte er in väterlichem Tone, „begreifen Sie denn nicht, daß Sie zu so etwas gar keine weiteren Kenntnisse brauchen, als Ihnen das Material, was ich Ihnen gebe,“ — die drei Zeitungsartikel nämlich, welche Prell selbst garnicht gelesen hatte, — „dazu liefert? Und, eigne Meinung — wozu das? Sie sind doch zu verständig, um sich einzubilden, daß es unserm Publikum in irgendeiner Frage des öffentlichen Interesses darum zu thun wäre, die Privatansicht des Herrn Fritz Lauter zu hören. Nein, lieber junger Mann, das Publikum will und braucht nur zu erfahren, was man in den journalistischen Kreisen im allgemeinen und wie man an maßgebender Stelle denkt. Die Anschauungen der Journalistenwelt werden dirigirt von den geistigen Leitern der großen Zeitungen und den Parteichefs, deren journalistische Sprachorgane hauptsächlich die autographirten Korrespondenzen sind. Von da wird die politische Parole ausgegeben, und ein Provinzialblatt z. B. kann wohl, wenn sein Herausgeber sonst in unabhängiger Situation ist, die ihm den Luxus einer eigenen politischen Meinung gestattet, die Partei wählen, zu welcher er hält, aber in jeder einzelnen Frage muß er der Parteiparole folgen, wenn er das, im Vertrauen gesagt, entsetzlich beschränkte und leichtgläubige Publikum nicht ganz konfus und kopfscheu machen, und wenn er sich selbst nicht außerhalb jeder Partei stellen und das Piedestal seiner journalistischen Existenz unter seinen Füßen zertrümmern will.“

Herr Prell schlug, im Gefühle, zur publizistischen Erziehung seines neugebackenen Kollegen soeben auf das dankenswertheste beigetragen zu haben, die langen, dürren Beine übereinander und lehnte sich würdevoll in seinem Redaktionsstuhl zurück. Fritz Lauter, der der nachdrucksvoll vorgetragenen Auseinandersetzung aufmerksam zugehört hatte, schien weniger befriedigt.

„So gäbe es also für die Redaktion einer großen Provinzialzeitung, wie die unsre,“ fragte er dann ziemlich gedehnt, „keine andre Aufgabe, als nachzubeten, was andere Leute gedacht und geschrieben haben?“

„Das nun grade nicht,“ entgegnete der Kollege Prell, etwas erstaunt darüber, daß dem jungen Manne seine Ausführungen, die dem, der sie geleistet, ebenso geistvoll als sonnenklar erschienen, nicht vollauf genügten; „aber man muß wenigstens sehr vorsichtig sein, und auf keinen Fall wird es sich lohnen, in Kleinigkeiten sich auf eine eigne Meinung zu kapriziren, während man sich in wichtigen Fragen an das gemeinsame Parteiprogramm zu halten hat — —“

Herr Prell, dem diese Erklärung nicht so fließend vom Munde gegangen war, als die schöne Rede vorher, glaubte mit dem Trumpfe des Parteiprogramms, von dem natürlich so ein unerfahrener Redaktionszögling noch nichts wissen konnte, jede weitere

Diskussion abgeschnitten zu haben. Aber er täuschte sich. Fritz Lauter sah zwar ganz außerordentlich verwundert drein, aber die Lust zu fragen, hatte er noch lange nicht verloren.

„Das gemeinsame Parteiprogramm? Ja, aber entschuldigen Sie, Herr Prell, was ist denn das für ein Parteiprogramm, nach dem wir uns zu richten haben? In dem Hauptartikel der Probenummer, der doch wohl von Ihnen selbst verfaßt ist, wie Sie mir gesagt haben, wenn ich nicht irre — —"

Herr Prell fand, daß der Lauter ein verteufelt gutes Gedächtniß habe. An den Inhalt der Probenummer hatte er, Prell, im Drange seiner Geschäfte in der That schon lange nicht mehr gedacht. Und nun hatte sich der junge Mensch auch die von seinem redaktionellen Mentor gelegentlich hingeworfene Bemerkung, der erste Leitartikel des „Tageskorrespondenten", der dessen Programm enthielt, sei aus seiner Gedankenfabrik, hinter die Ohren geschrieben. Fatal! Indessen Herr Prell wäre kein gewiegter Journalist gewesen, wenn er sich so leicht in der imposanten Sicherheit bei der Aeußerung seiner wirklichen oder angeblichen Meinungen hätte erschüttern lassen. Er unterbrach also Fritz Lauter mit den Worten:

„Und dieses unser Programm sagte?"

„Nun, es sagte doch wohl, der ‚Tageskorrespondent' werde sich von allem Parteitreiben fernhalten, er wolle gewissermaßen über den Parteien stehen und nur die Interessen des Publikums im Auge haben."

Herr Prell lachte überlegen.

„Sie sind wirklich noch ungeheuer naiv, mein lieber Lauter. Die Phrase vom Standpunkt über den Parteien ist doch nichts weiter, als ein Stück Speck, mit dem man Mäuse, d. h. Abonnenten, fängt. Unsere Zugehörigkeit zur großen liberalen Partei ist ja über jeden Zweifel erhaben."

„So?" sagte Lauter. „Speck war das! Und zur großen liberalen Partei gehören wir? Wo kann man sich denn nun darüber unterrichten, was diese Partei will? Was hat sie für ein Programm? Man muß es doch kennen, wenn man sich darnach richten soll."

Herrn Prell wurde die Fragelust des jungen Mannes ernstlich ungemüthlich.

„Wenn Sie politische Erfahrung gesammelt haben werden, werden Sie einsehen, daß das Programm einer großen politischen Partei nicht ein Wisch Papier ist, den man etwa stets in der Brieftasche bei sich tragen kann, sondern daß es in ganz etwas anderm besteht. Ich glaube nicht, daß ich Ihnen, dem politisch Neugeborenen gewissermaßen, das werde recht klar machen können; ich will Ihnen nur soviel sagen: Das wahre Programm einer Partei wird nicht gemacht, sondern es entwickelt sich. Die Geschichte einer Partei — das ist ihr Programm! Verstehen Sie mich?"

Fritz Lauter verstand nur soviel, daß Herr Prell keine Lust hatte, das Gespräch fortzusetzen. Er ging daher, wenig erbaut und garnicht belehrt von dem, was er gehört hatte, an seine Arbeit.

Seine ersten tagesschriftstellerischen Leistungen erwarben sich viel mehr den Beifall des Herrn Prell, als seine naiven Fragen. Nur einen Fehler fand derselbe zu tadeln, der darin bestand, daß Lauter überall getreulich die Quellen angegeben hatte, aus denen er geschöpft, was er geschrieben: „Die Kölnische Zeitung meint" — „die Neue freie Presse ist der Ansicht" u. s. w. Wozu das? fragte Prell. Warum nicht kurz und gut: Wir meinen — wir sind der Ansicht? Prell verbesserte das; dann wanderte der fragliche Artikel ganz so, wie ihn Lauter geschrieben, in die Druckerei.

Je mehr sich Herr Prell des jungen Kollegen annahm, desto weniger that es anfangs der Chefredakteur. Er verkehrte fast nur mit Prell und ließ auch durch diesen seine Anweisungen an Fritz gelangen, wenn er solche für nöthig hielt. Trotzdem aber verfolgte er mit Aufmerksamkeit die Leistungen des neuen Redaktionsgehülfen und entdeckte bald, daß dieselben auch auf anderen Gebieten, als dem des Korrekturlesens, denen seines Vorgängers weit überlegen waren.

„Dieser Auszug aus dem langen volkswirthschaftlichen Artikel der ‚Vossischen Zeitung' ist wirklich nicht übel," sagte er eines Tages zu Prell. „Hat den der Lauter allein gemacht?"

„Bis auf die allerdings zahlreichen Verbesserungen, welche ich darin angebracht habe, allerdings!" antwortete der Kollege Prell ebenso bescheiden, als wahrheitsliebend.

„Es würde mich interessiren, das Manuskript zu sehen. Ich möchte allgemach über die Leistungsfähigkeit des jungen Mannes ins reine kommen."

Das hatte Herr Prell nicht erwartet. Er erbot sich, das Manuskript, welches aus der Druckerei mit dem Korrekturabzug in die Redaktion zurückgekehrt war, zu suchen. Als er es gefunden, zerriß er es in kleine Stücke, die er zum Fenster hinauswarf. Vermuthlich war er zu bescheiden, um mit den „zahlreichen Verbesserungen", die er in der lauterschen Arbeit angebracht, glänzen zu wollen. Dann meldete er dem Chefredakteur wahrheitsgetreu, das Manuskript sei bereits vernichtet.

Nachmittags darauf erschien Herr Schweder zum erstenmal seit dem Eintritt Lauters in die Redaktion in dem Zimmer, wo Prell und Lauter arbeiteten, und zwar während jener Stunden, welche der dritte Redakteur allein im Bureau zuzubringen pflegte.

Er schien sehr gut aufgelegt; der sonst immer vornehme Zurückhaltung zur Schau tragende Chef gab sich heut ganz gemüthlich:

„Guten Tag, lieber Lauter. Nun — wie gefällt Ihnen Ihre neue Thätigkeit?"

Fritz hatte sich respektvoll erhoben und erwiderte den Gruß in achtungsvoller Höflichkeit, die aber von sich selbst herabsetzender Unterwürfigkeit weit entfernt war.

„Ich gebe mir Mühe, meine Pflicht zu thun," sagte er. „Das Bewußtsein, daß ich das thue, und die Hoffnung, mich zu vervollkommnen, tröstet mich einigermaßen über die Mangelhaftigkeit meiner Leistungen."

Schweder betrachtete das offenherzige Gesicht des jungen Mannes mit Wohlgefallen.

„Daß Sie Sich Mühe geben, nach Kräften Tüchtiges zu leisten, habe ich bemerkt, und das freut mich. Ich bringe Ihnen daher heut auch eine Arbeit, derengleichen sonst Herr Prell zu machen pflegte. Sie ist nicht allzu schwierig und dabei sehr instruktiv. Die W.-Zeitung bringt einen guten Artikel über die Vortheile und Nachtheile des allgemeinen Wahlrechts. Davon möchte ich einen Auszug veröffentlicht sehen."

Lauter nahm die Zeitung. Der Artikel war 2½ große Zeitungsspalten lang.

„Wie lang darf wohl der Auszug werden?"

„Nun, etwa eine halbe Spalte. Wann glauben Sie damit fertig sein zu können?"

„Wenn ich sofort damit beginnen soll, hoffe ich in spätestens zwei Stunden fertig zu sein. Die Arbeit würde mir wohl viel rascher von der Hand gehen, wenn ich mit politischen Dingen besser vertraut wäre."

„Zwei Stunden sind nicht zuviel. Wenn Sie fertig sind, bringen Sie mir die Arbeit sammt dieser Nummer der W.-Zeitung in mein Zimmer."

Herr Schweder ging kopfnickend von dannen und Lauter machte sich auf das eifrigste an die Arbeit. Der große Artikel der W.-Zeitung war klar und leicht verständlich geschrieben, und die darin entwickelten Ansichten interessirten Lauter auf das lebhafteste, obgleich er sich an verschiedenen Stellen des Zweifels an ihrer Richtigkeit nicht entschlagen konnte. Nicht in zwei Stunden, sondern schon in einer war er fertig. Er überlas, was er geschrieben hatte, rasch noch einmal, brachte einige unbedeutende stilistische Aenderungen darin an und brachte seine Arbeit dann dem Chefredakteur.

Dieser ließ selbst grade seine Feder in riesiger Eile über das Papier gleiten und sagte kurz, aber freundlich: „Bitte, legen Sie hin," ohne seine Thätigkeit zu unterbrechen. Als sich jedoch hinter Fritz Lauter die Thür wieder geschlossen hatte, hielt Schweder inne und schaute nach der Uhr.

„Kaum eine Stunde! Wenn die Arbeit ebenso gut geworden als rasch beendet ist, dann ist das wirklich ein ausnehmend intelligentes Bürschchen!"

Er nahm die drei Blätter, auf denen in flüchtigen, aber bestens lesbaren Schriftzügen aufgezeichnet stand, was Lauter geleistet hatte, und begann es zu prüfen.

Er fand mit größter Treue die Gedanken der Abhandlung in der W.-Zeitung wiedergegeben, ohne daß auch nur ein Satz ganz oder annähernd wörtlich abgeschrieben war. Alles hatte eine neue Form gewonnen, kein wesentlicher Punkt war übersehen und doch war der Raum einer halben Spalte nicht überschritten.

„Vortrefflich, in der That vortrefflich," brummte der Chefredakteur in den Bart. „Wenn dieser Lauter immer so arbeitet, können dieses Renommisten, des Prell, zahlreiche Verbesserungen nur Verschlimmerungen gewesen sein."

Er schrieb an die Spitze des ersten Blattes: „Zum wortgetreuen Abdruck — ohne Verbesserungen!" und ließ den Artikel durch den Redaktionsdiener dem Kollegen Prell überreichen.

Von dieser Zeit an wurde Fritz Lauter mehr und mehr der erklärte Liebling und Protégé seines Chefredakteurs, was dem Kollegen Prell aus tausend Gründen äußerst fatal war. Besonders ärgerte es ihn, daß er wieder gezwungen war, die Zeitungen selbst zu lesen, da Lauter von Schweder mit anderen Arbeiten mehr als zur genüge beschäftigt und von der vorbereitenden Durchsicht aller Zeitungen ausdrücklich dispensirt war.

Anfänglich war der so plötzlich zum Journalisten avancirte junge Mann mit seiner neuen Thätigkeit sehr zufrieden und versprach sich davon eine bedeutende Erweiterung seiner Kenntnisse. Aber bald erkannte er, daß es ihm dabei nicht besser ging, als bei seiner früheren Hauptbeschäftigung — dem planlosen Durchwühlen ganzer mächtiger Zeitungsberge. Was er lernte, blieb nicht nur Stückwerk, ließ in seinem Geiste nicht nur täglich neue und täglich mehr Fragen auftauchen, für die er keine Antwort wußte, sondern es steckte auch voller Widersprüche und enthielt eine Fülle von Behauptungen und Beweisführungen, deren Ungereimtheit ihm einleuchtete, ohne daß er sich darüber Aufklärung zu verschaffen vermochte, woher bessere Belehrung zu holen gewesen wäre.

Bei dem Kollegen Prell gab es für ihn in zweifelhaften Fällen keinen guten Rath. So leutselig und gesprächig der früher gewesen, solange er Lauter als seinen eigenen Famulus hatte betrachten können, so zurückhaltend und zugeknöpft war er jetzt. Ließ er sich ja zu ein paar Worten der Erläuterung einer für den jüngeren Kollegen zweifelhaften Frage herbei, so war diese Erläuterung entweder dunkler noch, als das zu erläuternde selbst, oder es war, wie es Fritz Lauters hellem Kopfe bald klar wurde, gradezu, vielleicht sogar absichtlich, falsch.

Und der Chefredakteur Schweder war einerseits immer viel zu sehr beschäftigt, um es gern zu sehen, wenn man ihn mit Bitten um Belehrung behelligte, und liebte es andrerseits ausgesprochenermaßen, daß man selbst in wichtigeren Angelegenheiten seine Gedanken und Wünsche aus kurzen Andeutungen errieth und ihm so die Unbequemlichkeit langathmiger Auseinandersetzungen ersparte.

Am meisten fühlte sich Fritz Lauter dadurch beunruhigt, daß es ihm unmöglich blieb, klar und deutlich die Richtung zu erkennen, welche der „Tageskorrespondent" auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiete verfolgte. Und ebenso wenig vermochte er aus dem Charakter seines Kollegen Prell klug zu werden; nur soviel lernte er allmählich einsehen, daß dieser und er in Gesinnungen und Neigungen mit einander nicht zu harmoniren geschaffen seien. Prell lebte sehr flott und hielt vom Arbeiten wenig, vom Studiren garnichts. Die Arbeit machte er sich so leicht als möglich; am emsigsten war er noch bei der Scheerenarbeit. Dabei kam es ihm nicht im mindesten darauf an, ob seine Artikel heute das direkte Gegentheil von dem zu beweisen sich bemühten, was er vor acht Tagen mit einem Dutzend Gründen als unhaltbar bewiesen oder auch gar lächerlich gemacht hatte. Machte ihn Lauter auf solche Widersprüche aufmerksam, so lachte er ihn wegen seiner kindlichen Unschuld einfach aus. So konnte es denn nicht anders kommen, als daß Fritz die Achtung vor dem Journalisten Prell rasch vollständig einbüßte, wobei natürlich die vor dem Menschen Prell mit in die Brüche ging. Bei alledem wäre Fritz Lauter seine neue Stellung bald auf das äußerste unbehaglich geworden, wenn er nicht gemeint hätte, den Kenntnissen, wie dem Charakter seines Chefredakteurs die höchste Achtung schuldig zu sein. Sicherlich war er ein gesinnungsvoller Mann, ebenso wie er ein ungewöhnlich begabter Mann war; an ihn sich geistig anzulehnen, soweit es seine Zurückhaltung nur erlaubte, nach ihm sich zu bilden, das wurde nun der Hauptinhalt von Fritz Lauters Streben.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Vor- und Taufnamen.

Von **M. Wittich.**

> Nicht ein einziger ist namenlos unter den Menschen,
> Edel oder gering, nachdem er einmal erzeugt ward,
> Sondern genannt wird jeder, sobald ihn die Mutter geboren.
> Homer.

Unter zwei Menschen genügt, wenn der eine dem andern etwas mittheilen, etwas abverlangen, ihn etwas heißen will, also zur Anrede, ein einfacher Anruf: Heda! oder sonstwie, oder die allgemeinen Rufesformen Du! oder wie es sonst bräuchlich. Nicht so bei mannichfaltig verschlungenen Gesellschaftsformen und wenn man in der dritten Person von einem redet. Schon in einer starken Familie macht sich bald das Bedürfniß besonderer Benennungen für die verschiedenen Glieder geltend; dieses Bedürfniß wächst, wenn wir von der Gesellschaftszelle, wie man mit einem naturwissenschaftlichen Bilde die Familie genannt hat, zu einem weiter und reicher gegliederten Gesellschaftsorganismus aufsteigen. Immer weniger wird eine bloße Geste, ein Wink genügen, um die gemeinte Person zu bezeichnen, und immer nothwendiger werden Sonderbezeichnungen für die einzelnen Personen, mit einem Worte: Personennamen.

Diese besondere Art der Sprachschöpfung nun ist es, welche uns im Folgenden beschäftigen soll.

Der Eigenname, den einer sein Leben lang mit sich herumträgt, „als wär's ein Stück von ihm," der ihn von der Wiege bis zum Grabe begleitet, noch zuweilen Jahrtausende lang sein Andenken bewahrt, nachdem sein Leib längst sich in seine Grundelemente aufgelöst hat, ist keineswegs unwichtig. Sowie wir uns vergegenwärtigen, daß er Inhalt, Sinn und Bedeutung hat, werden wir das zugeben müssen. Er soll zunächst die Kennmarke der bestimmten Person sein, ja, wie in den Rechtsurkunden, förmlich die Person selbst sein, wenigstens diese vertreten. Der Name verleiht dem Manne Werth, der Name kann dem Manne unbequem, störend sein; alle halten wir darauf, im bürgerlichen Sinn einen guten Namen zu haben: daß diese moralische Geltung des Wortes Namen aber auf das innigste mit der sprachlichen Bedeutsamkeit zusammenhängt, ja ursprünglich mit ihr zusammenfiel wie Stoff und Form, das ist zum guten Theil, namentlich durch die Erblichkeit der Familiennamen dem Bewußtsein verloren gegangen.

Der Name soll also den Menschen werthen. Deshalb ward und wird bei Völkern von einer gewissen Bildungsstufe, bei den Indianern z. B., dem Stammesangehörigen ein eigener Name erst dann beigelegt, wenn er in bedeutenden Lebenslagen seinen Gehalt offenbart, seine Eigenart gezeigt hat. Bis dahin heißt er einfach der Sohn des N. N., wofür der Vatername eingesetzt zu denken ist. Mannichfaltig, ja unzählig können nun die Anlässe zur Namengebung, zahllos die Beobachtungen sein, welche der Stock sind, auf den die Namen geprägt werden. Besonders auffällige Eigenschaften des Körpers oder Geistes, besondere Gewohnheiten und Lebensgepflogenheiten, Liebhabereien und Lieblingsleidenschaften, absonderliche Erlebnisse sind nur einige wenige solcher Anlässe, die als ohne Wahl herausgegriffene Beispiele dienen sollen. Aber nicht nur die Wahrnehmung von Besonderheiten an dem zu Benennenden spielen ihre Rolle bei der Namengebung: es ist nothwendig, auch den Affekt, die Stimmung der Namenverleiher mit in Betracht zu ziehen, um dem Wesen der Namen auf den Grund zu schauen.

Tapferen und guten Thaten gegenüber sind die Stammes- und Volksgenossen voll Bewunderung oder Anerkennung, wüste Frevelthaten rufen ihren Unwillen, Mißbilligung, Tadel hervor; jungen Erdenbürgern wird von Eltern und Verwandten Liebe und Neigung vom ersten Augenblick ihres Daseins entgegengebracht: und alle diese Gefühle und Empfindungen finden ihren Ausdruck in den Namen, welche der Person gegeben werden, auf welche sie gerichtet sind. Hinter den meisten Personennamen steckt nun dementsprechend eine lobende, schmeichelhafte, glückverheißende Bedeutung, manche andere Namen wiederum sind aus einer feindseligen, abgeneigten Stimmung heraus geschaffen, die sich dann in tadelnder, ja verwünschender Benennung Luft macht.

Aber nicht nur Eigenart und Werth der einzelnen spiegelt sich in den Namen wider, sondern die ganze geistige Atmosphäre einer Zeit wird klar und deutlich zu erkennen sein an den Namen, die sie schuf. Diese sind eine nicht zu unterschätzende Quelle für die Erkenntniß des Kulturzustandes der verschiedenen Völker und Zeitalter. In derber, reckenhafter Heldenzeit entstehen meist Namen, die auf Kampf und Krieg und dahin gehörige Gegen-

stände und Verhältnisse Bezug haben, bei höherer Kultur und tieferer Durchbildung solche von mehr innerlicher, zarterer Bedeutung.

Wie man an den Eigennamen allerlei Beobachtungen über Moden und Zeitgeschmack eines und desselben Volkes zu verschiedenen Zeiten anstellen kann, so ist dasselbe auch möglich in Bezug auf Verschiedenheit der unterschiedlichen Völker, auf ihre sogenannten Nationalcharaktere. Wenn zum Beispiel der Römer seine Söhne einfach numerirt und sie Sekundus, Tertius, Quintus, Sextus, Septimius, Octavianus u. s. w. nennt, so scheint uns das dem nüchternen praktischen Charakter des Volkes ganz entsprechend, welches berufen war, das größte geschichtliche Weltreich zu begründen und der Welt sein Recht zu geben und dieses in ein System zu bringen, das für sehr lange Zeit, ja bis in unsre Zeit mustergiltig war. Für den ursprünglich ächt bäuerlichen Charakter dieses Volkes von Weltbeherrschern legen ferner beredtes Zeugniß ab Namen wie Agricola gleich der Landmann, Fabius gleich der Bohnenmann (von faba, die Bohne), Lentulus gleich der Linsenmann, und unzählige andere. Wieviel schwungvoller und poetischer sind dagegen die Eigennamen der Griechen, bei denen Schönheit und Anmuth alle Lebensformen durchdrangen! Da finden wir Namen wie Diogenes gleich der Götterentstammte, Aristobulos gleich der beste Rathgeber, Musäus gleich Liebling der Musen; Apollodorus gleich Geschenk des Apollo, und andere, bei denen schöne, sinnige Bedeutung mit dem süßen Wohllaut der sprachlichen Form einen holden Wettstreit einzugehen scheinen.

Wenn wir nun im Folgenden eine kleine Heerschau über die deutschen Personennamen anstellen wollen, so machen wir von vornherein darauf aufmerksam, daß wir naturgemäß auf die Vollständigkeit etwa eines Namenlexikons verzichten müssen, und daß wir nur gesonnen sind, bedeutsamste und interessanteste Namengebungen, ihre Anlässe und ihren Sinn zu berücksichtigen, namentlich aber dabei die allgemein kulturhistorischen Gesichtspunkte festhalten werden. Viele unserer Leser werden etwa auch ihrem eigenen Namen begegnen, und es dürfte manchem eine kleine interessante Ueberraschung zutheil werden, wenn ihm der Begriffsinhalt seines Namens vorgeführt wird. Dazu fügen wir denn gleich, daß in der Namengebung gute und böse Kobolde ihr



Prisren. (Seite 251.)

Wesen treiben, wir selbst aber von uns abweisen müssen die etwaige Annahme, daß wir uns mit den Trägern bestimmter Namen einen Scherz machen wollten. Neckische oder tadelnde Bedeutung des Namens kann heute wohl kaum, oder doch nur höchst selten einem wehe thun: er hat sich die Bezeichnung ja nicht durch eigene thörichte oder üble Thaten zugezogen, sondern von seinen Vorfahren ererbt, von deren Tadelswürdigkeit ja auch noch der Beweis anstünde. Ebenso werden wir im Leben ja auch nicht ohne weiteres und ohne Beweis einen Menschen nach seinem guten oder schönen Namen schätzen, den er von berühmten und verdienten Vorfahren ererbt hat, wenn derselbe dabei nicht des goethe'schen Wortes eingedenk ist:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

So wollen wir versuchen, nach gewissen Gesichtspunkten eine Reihe von Gruppen deutscher Personennamen vorzuführen, und es soll uns freuen, wenn wir manchem unserer Leser, die ja alle auf einen guten Namen halten, seinen eignen Namen, den er bisher als eine Gabe des Zufalls oder einer willkürlichen, vielleicht wunderlichen Laune betrachtete, plötzlich lebendig erscheinen lassen können, sodaß ihm nun dieses Erbstück, das ihm seine Ahnen überlieferten, Bedeutung und höheren Werth erhält*).

Die ältesten deutschen Eigennamen finden sich bei den griechischen und römischen Schriftstellern, und sie sind zugleich auch die ältesten erhaltenen Proben deutscher Sprache überhaupt. Sodann kommen solche zu tausenden vor in den alten Urkunden und Geschichtsbüchern unseres Volkes in der althochdeutschen Zeit, die man etwa bis zum elften Jahrhundert rechnet. Ganz dem kriegerischen, rauhen Geiste des ersten Zeitalters deutscher Geschichte gemäß, spricht aus den Namen dieser Zeit ein starker, wilder Schlagtodtgeist: Kriegslärm und Kampfgetöse, Krachen von Schilden und Zusammenklirren von Waffen, liebliche Musik den Ohren unserer Altvordern, tönt aus den Namen der Urväter heraus.

Da nun viele Worte, welche Bestandtheile der alten Namen bilden, unserer Sprache verloren gegangen und außer Umlauf

*) Auf Wunsch sind wir auch erbötig, soweit unser Können und Wissen und die uns zugängigen Hülfsmittel reichen, unseren Lesern ihre oder sie interessirende Namen zu deuten. Anfragen der Art bitten wir an die Redaktion der „N. W.“ zu richten. Auch Mittheilung besonders merkwürdiger Namen wäre dem Verf. willkommen. M. W.

Künstlerstudien. (Seite 251.)

gesetzt worden sind, wollen wir einige derselben anführen und beispielsweise erläutern.

Ungemein zahlreich sind Personenbezeichnungen, in welchen uns die Wortstämme Gund, Hilo, Hadu, Badu oder Patu, Wig begegnen, welche sammt und sonders Kampf, Krieg und Schlacht bedeuten. Ebenso oft finden sich Bildungen mit dem Stamme von Hari — welches Heer, d. i. reisiges Kriegsvolk, bedeutet. Die Waffen, wie der Ger (d. i. die Lanze zu Stich und Wurf), das Schwert, der Schild, der Kampf und seine verschiedenen Erscheinungsphasen, der Sieg, der Ruhm, der daraus wächst für den tapferen Degen, alle die Eigenschaften, welche Sieg und Ruhm erwerben helfen und bedingen, geben Anlaß zu solch' kriegerischen Namen. Daher die vielfache Verwendung von Eigenschaftswörtern, wie hart, strengen Muthes und von ausharrender Kraft; mar gleich berühmt, viel besprochen, „viel beschreit", wie das 16. Jahrhundert sagt; palt, polt oder bald, bold, soviel wie tapfer, kühn bedeutend, peraht, perht, brecht, bert gleich prächtig, glänzend, hold, älter oald, ald, walt, von dem Zeitwort walten, rich gleich reich, mächtig u. a.

Wie übermächtig der Hang zu und die Freude an Kampf und Krieg war, zeigt sich auch darin, daß selbst in Frauennamen jene Elemente anklingen, wie in Brunhild, Kriemhild, Gerhild, Germuth, Gertrud, Walburg und in vielen anderen. Das darf uns keineswegs wunder nehmen, wenn wir hören, wie die Frauen unserer Altvordern mit in den Kampf zogen und während der Schlacht in dem Lager oder der Wagenburg auf die Häute, welche wie Planen über die Wagen gespannt waren, schlugen und einen kriegerischen Lärm hervorbrachten, um die kämpfenden Männer anzufeuern. Von ihrem Todesmuth berichten römische Geschichtsschreiber, daß oft nach verlorenen Schlachten Frauen sich selbst entleibten, zum Theil an den aufgerichteten Deichseln der Wagen sich erhängten. Ja, einmal, als die größte Verzweiflung nach verlorener Schlacht Germanenweiber ergriff, und sie sich und den Ihren Schande und Sklaverei ersparen wollten, ergriffen sie ihre Kinder bei den Füßen, stießen sie mit den Köpfen auf die Erde, brachen ihnen so das Genick, warfen die Leichen den Römern ins Angesicht und stürzten sich selbst mit nackten Brüsten in die Speere der Feinde!

Wer denkt dabei nicht an die tapfere Brunhild der deutschen Sage, welche sich nur dem als Mann ergeben wollte, der sie in Waffenkampf und Kraftspielen überwand, sowie an den häufig in der Sage wiederkehrenden Zug, daß viel umfreite edle Frauen nur dem sich als Gattin beugen wollen, der ihnen auch im harten Kampfspiel sich überlegen zeigte? Hinter diesen wie hinter der sagenberühmten Brunhild stecken aber die Walküren, jene göttlichen Jungfrauen, die nach dem Glauben der Alten nach einer Schlacht über die Wahlstatt gingen und die Tapferen, deren Wunden auf der Brust waren, suchten und mit sich nahmen nach Walhalla, wo die Recken bei ewigwährender Jagd und Kampfspielen, unterbrochen nur von Schmaus und Zechgelag in Odins Saal, ein herrliches Leben führten.

Welch' wildes Naturleben blickt uns aus solchen Namen entgegen! sagt ein bedeutender Namenforscher, Otto Abel.

Ja, ein wildes Naturleben, denn die innigste Verwobenheit der Gemüther mit der umgebenden Natur, namentlich mit der Thierwelt, muß vorausgesetzt werden, soll dem Kulturforscher anders eine Erscheinung wie die germanische Thiersage klar werden. Und bei der Personenbezeichnung wurden denn auch Anleihen in der Thierwelt gemacht. Am häufigsten begegnen uns der götterbegleitende, siegverheißende Wolf, der in Mythologie und Leben eine große Rolle spielende Eber, der Rabe des Wotan, der Schwan, die Schlange (Lind) und viele andere. Auch hier war die Anwendung auf Frauen üblich, sodaß moderne Salondämchen wohl ihr Näschen rümpfen dürften, so etwa über Mädchennamen wie Wolfshild, oder Eberswind, oder Bertramna, welches letztere Glanzrabe bedeutete. Aber auch andere jagdbare Thiere, wie der Auerochse, der Elch und das verschollene Wisent begegnen uns in den ältesten Namen. (Schluß folgt.)

Der Geheimmittelschwindel.

Von **Emanuel W.**

(Schluß.)

Man wird es gerechtfertigt finden, wenn wir nach den angeführten Proben trügender Gewinnsucht das Urtheil fällen, daß alle Geheimmittel insgesammt nur Beutelschneiderei sind und kein einziges den ausposaunten Erfolg besitzt. Wie sollten auch die nicht den Fachkreisen entstammenden „Erfinder" im stande sein, wirklich ein neues Heilmittel anzugeben! Ist doch die Wissenschaft selbst von der durch Jahrhunderte gepflegten Ansicht abgekommen, daß durch Arzneien allein Krankheiten gehoben werden könnten. Die Wundersäfte der Pflanzenwelt, welchen das Mittelalter übergroße Wirksamkeit andichtete, die geheimen Arzneikräfte gewisser Mineralien haben der wissenschaftlichen Beobachtung gegenüber sich nicht als stichhaltig erwiesen und werden von einer neueren medizinischen Richtung eher vermieden, als angewendet. Es ist selbstverständlich, daß die Geheimmittelfabrikanten jene Umwälzung in den wissenschaftlichen Anschauungen nicht unbenutzt vorübergehen lassen und sofort in modernem Gewande nach neuestem Zuschnitt auftreten.

Dr. Airy's Naturheilmethode betitelt sich eine Schrift, welche bei F. A. Richter in Leipzig erscheint (laut Annonce in der 130. Auflage), und den Anschein erwecken will, als ob ihrem Heilverfahren jene neuen Methoden zugrunde lägen. Des Pudels Kern ist, daß vier untrügliche Mittel gegen allerlei Leiden empfohlen werden, welche nur vom Verleger zu beziehen und natürlich sowohl unverschämt hoch im Preise, als werthlos, ja theilweise schädlich sind. Es werden versendet: Pain-Expeller, eine Tinktur von spanischem Pfeffer, für 1 M. 80 Pf., Materialwerth 30 Pf.; Sarsaparillian, ein etwas Jodkalium enthaltender Auszug aus Sarsaparilla und Chinawurzel, Preis 4 Mark 50 Pf., Materialwerth 60 Pf.; Pillen aus Eisenpulver, Palapensalz u. a., 60 Stück für 1 M., Materialwerth 25 Pf.; Calming-Pastilles, dicke, harte Täfelchen, aus Zucker und Anisöl bestehend, mit Lakritzensaft gefärbt; Preis pro Schachtel 1 M., Materialwerth 25 Pf.

Auch ein E. Zerling in Braunschweig annoncirt eine Naturheilmethode, welche untrügliche Hülfe allen Leidenden gewähren soll. Die dazu dienen sollenden Mittel sind Pulver, Pillen und Thee, letzterer ist aus gegen 18 gewöhnlichen Heiltheesorten, wie Stiefmütterchen, Sennesblättern u. s. w. zusammengesetzt; 9 Packete Thee und 10 Packete Pulver kosten 28 Mark, wären aber um 5 Mark herzustellen.

Das Naturheilmittel von Siegm. Fränkel in Berlin, sicheres Mittel gegen Nieren- und Blasenleiden, besteht aus zerschnittenen Blättern der Bärentraube, Preis 9 Mark, Werth 50 Pf.

Wir können den Leser nicht mit Aufzählung aller kursirenden Geheimmittel ermüden; Wittstein führt in seinem Buche über 800 an. Die Spekulanten sind eben auf jedem Gebiete zuhause; sie wissen alles besser und können alle Krankheiten heilen. Nur einige der größten Reklamehelden wollen wir herausgreifen. Da ist vor allem der Erfinder des Königs- (jetzt Kaiser-) tranks, der Hygienist, Gesundheitsrath, wie er sich selbst nennt, Jacobi in Berlin. Seine Universalmedizin heilt folgende schwere Krankheiten:

Milzbrandvergiftung, Magenkrebs mit gänzlicher Magenverschließung, tödtlichste Herzkrankheit mit täglich vielmaligen heftigen Herzkrämpfen, unheilbare Erblindung, wo auch Operation nicht möglich ist, mehr als zwanzig- und dreißigjährigen Rheumatismus mit theilweiser Lähmung (nach einer einzigen kleinen Flasche), heftigste Lungenentzündung, schwere Skrofeln und Drüsenleiden, schwere Menstruationsleiden, eingewurzelte Gelbsucht, Gehirnentzündung (nach einigemal Trinken; einer der an Gehirnerweichung wochenlang auf den Tod gelegen, ist nach dem Verbrauche einer kleinen Flasche am dritten Tage spazieren gegangen), hektische Schweiße, heißer Brand und heftigstes Wundfieber (nach einmaligen Trinken und Umschlägen selbst bei Milzbrandvergiftung), Wassersucht, Epilepsie, Blasen- und Nierenstein, Gicht, Kopfkolik, Kopfkrampf, Knochenfraß, Salzfluß, Krebs, Rückenmarksdarre im höchsten Stadium, alle Hautkrankheiten und Geschwüre, Hämor-

rhoiden, „Medizinvergiftung“, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, — der kleinen Uebel garnicht zu gedenken. — Alle diese Wunderkuren werden durch hunderte von Attesten bescheinigt, die, um Aufsehen zu erregen, in einer ganz neuen, wahrscheinlich von Jacobi erfundenen Orthographie geschrieben sind. Die Medizin besteht aus sieben Nummern, von denen Hager und Jacobsen zwei untersuchten. Das Ergebniß ist, daß der Königstrank aus einer dünnen, mit Zucker versetzten Tamarindenabkochung besteht, welcher etwas Weinsäure, Spiritus und ein rother Farbstoff zugesetzt ist. Nr. 1 enthält eine Spur Faulbaumrindenaufguß und Pfefferminze; Nr. 7, gegen Epilepsie, Krämpfe und Veitstanz, enthält etwas weniger Zucker und Weinsäure, dafür aber einen sehr dünnen, wässerigen Auszug von Baldrian und Myrrhe. Der Preis einer Flasche ist 1½ M., Materialwerth 40 Pf.

Ueber den Malzextrakt von Joh. Hoff in Berlin äußert sich Wittstein folgendermaßen: „Derselbe ist ursprünglich ein gewöhnliches Braunbier, versetzt mit dem Auszuge eines bitteren Krautes (Bitterklee, Kardobenedikt) und der Faulbaumrinde, das aber im Laufe der Zeit und vorzugsweise wohl infolge der damit vorgenommenen und veröffentlichten chemischen Untersuchungen, manche Abänderungen erlitten hat und gegenwärtig als ein gutes, gehaltreiches Bier betrachtet werden kann. Was aber seine Heilkräftigkeit betrifft, so kann es nichts mehr und nichts weniger wirken, als andere gute und extraktreiche Biere, und jede weitere Anpreisung in dieser Richtung ist eine Lüge. Der geforderte Preis beträgt wenigstens sechsmal mehr als sein Materialwerth.“

Daß die Schwindsucht für jene Herren heilbar ist, wird niemanden wunder nehmen. Als Kuriosum führen wir an, was ein Dr. (?) Kriel in Berlin in einem Schriftchen gegen dieselbe empfiehlt: Der Harn des Kranken soll mit einem noch warmen Hühnerei gekocht werden. Guten Appetit!

Gegen Trunksucht offeriren H. Günther in Altona, P. H. Rungel in Wandsbeck, F. Vollwann in Guben und auch ein Fräulein Kretzschmer in Berlin werthlose Nichtsnutzigkeiten.

Dringend zu warnen ist vor allen Augenmitteln, welche durchweg schädlich sind. Der Augenbalsam von C. Müller in Berlin, von M. Reichel in Würzburg und von W. Jensen Vandiest in Mecheln enthalten Quecksilberoxyd, das Augenwasser von J. P. H. Hette in Regensburg enthält Opium; von B. Kraft in Kalbe a. S., Dr. Gräfe, Stroinski in Breslau enthalten Zinkvitriol. Bei der großen Empfindlichkeit des Auges kann ein jedes falsch angewendete Mittel die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Ebenso verhält es sich mit den Gehörölen. Auch die Epilepsie ist durch Geheimmittel heilbar; nicht weniger als 18 solcher Menschheitsbeglückungen führt Wittstein an; die von Killisch in Berlin und von E. Karig in Berlin enthalten schädliche Bestandtheile.

Zum Schlusse wollen wir noch die Schönheitsmittel einer spezielleren Betrachtung unterwerfen, da gerade sie sich eines ungemeinen Absatzes erfreuen. Sie sind wie alle übrigen Geheimmittel theils werthlos und theuer, theils schädlich. Letztere wollen wir besonders hervorheben, zuvor aber unsern Leserinnen als Ersatz für die zerstörten Verheißungen jener Essenzen einige Rathschläge geben.

Die Schönheit des Körpers steht in engstem Zusammenhange mit seinem physischen Wohlbefinden, es wird daher die Kosmetik, welche jene zu erhalten lehrt, von der gesammten Lebensweise und dem Gesundheitszustand des Individuum bedingt. Alle kosmetischen Mittel können nur gegen äußere Einflüsse die Haut schützen, meistens ist jedoch eine ungesunde Hautfarbe das begleitende Merkmal innerer Krankheiten, besonders der Verdauungsstörungen, und sind daher die Kosmetika, solange jene Ursachen nicht beseitigt werden, selbstredend erfolglos. Einem häßlichen Teint durch Schminken aufzuhelfen, ist nicht nur vom Standpunkte des wahrhaft Schönen, sondern auch vom medizinischen aus zu verwerfen. Die aufgetragenen Pulver verstopfen die Poren und verhindern die Athmung der Haut; sie bewirken, daß die natürliche Farbe immer mehr graugelb wird, wie man dies bei Schauspielern beobachten kann. Viel gesündigt wird auch dadurch, daß aus Metallpulvern (Bleiweiß, Zinkweiß, Wismuthweiß) bereitete Schminken zur Anwendung kommen, welche Anlaß zu Hautkrankheiten geben. Um sich eine schöne, d. i. gesunde Teintfarbe zu erhalten ist vor allem größte Sauberkeit des gesammten Körpers, häufiges Baden und Waschen mit Seife, die unerläßliche Bedingung. Die Gesichtshaut verträgt oft die Anwendung von Seife nicht, da besonders die jetzt im Handel existirenden Füllseifen zu viel freies Alkali enthalten, welche die Haut spröde und rissig macht. Gute Kernseifen sind schwierig zu erlangen, auch die Oelseifen, wie die sog. Marseiller, sind meist nicht milde genug und Glycerinseifen sind nur vortheilhaft für den Fabrikanten. Für die zarte Haut ist das beste Waschmittel die in jeder Apotheke käufliche Mandelkleie; gegen Pustelbildung und entzündliche Röthung empfiehlt sich, jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen das Gesicht mit einer Lösung von 50 gr. Borax in 1 Liter Wasser zu befeuchten und bei Vermeidung von Zug dieselben eintrocknen zu lassen; bei dem darauf vorzunehmenden Waschen ist Seife nicht anzuwenden. Auch gegen Röthung der Nase, sofern dieselbe nicht etwa durch übermäßigen Genuß spirituöser Getränke hervorgebracht wird, ist obige Lösung mit Erfolg benutzt worden.

Das in neuester Zeit vielfach annoncirte Menyl des Chemiker Nieske in Dresden ist nach der „Illustrirten Zeitung“ vom 26. April 1879, Nummer 1869, eine spirituöse Lösung von Benzoësäure, Salicylsäure und Thymol, welche mit ätherischen Oelen parfümirt ist. Sein Menylpulver besteht aus Zinkweiß, Talkstein und einer Spur Phenol. Der Nutzen des ersteren Mittels ist zweifelhaft, letzteres kann nur schädlich wirken.

Soll die Haut mit Glycerin geschmeidig gemacht werden, so ist darauf zu sehen, daß dasselbe in bester Qualität als destillirtes zur Anwendung kommt und bis zu einem Viertel seines Gewichtes mit Wasser verdünnt wird, da es sonst eher reizend als lindernd wirkt.

Von den Damen nicht gern gesehene Hautunzierden sind die Sommersprossen und Leberflecke. Beides sind Farbstoffablagerungen in der Oberhaut, über deren Entstehung man mehr vermuthet als man weiß. Die gebräuchlichsten Heilmittel gegen dieselben beruhen darauf, die gefärbte Oberhaut durch beizende Stoffe zu entfernen. Der ärztliche Briefkasten der „Neuen Welt“ von Nr. 29. Jahrg. III. 1877/78 bespricht beide Erscheinungen.

Für diejenigen unserer Leser, welche nicht im Besitz dieser Nummer sind, bringen wir das an dieser Stelle von Dr. Resau gesagte zum Abdruck. Er empfiehlt gegen Sommersprossen Schutz des Gesichtes wider die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen, „Man wasche dasselbe im Frühjahr abends mit kaltem Wasser, welchem man auf ein Liter zwei Theelöffel voll konzentrirter Glaubersalzlösung zusetzt.“ Andrerseits wird oft das schärfer wirkende Quecksilbersublimat empfohlen, seiner Giftigkeit wegen darf es jedoch nur unter ärztlicher Kontrole angewendet werden.

Auch die Entfernung der Leberflecke stößt auf große Schwierigkeiten; das von Dr. Resau angegebene Mittel ist rationell. „Die Flecke sollen mit schwarzer Schmierseife bestrichen werden; nach 10 Minuten wäscht man die Seife ab und betupft die Flecke mit einer zweiprozentigen, spirituösen Karbolsäurelösung. Nach zehnmaliger Anwendung dieses Verfahrens in einem Zeitraum von 4—6 Wochen werden die Flecke beseitigt sein, wenn sie, wie dies sehr häufig der Fall ist, einem mikroskopischen Pilze (Mikrosporon furfur) ihre Entstehung verdanken. Sind diese Flecken dagegen durch Farbstoffablagerungen in der Oberhaut entstanden, wobei sie als flache Warzen erscheinen, so betupft man die Flecke vorsichtig mit einer schwachen Aetzkalilösung (1 : 500), welche man sich in einer Apotheke anfertigen läßt.“

Von den käuflichen Schönheitsmitteln sind manche nicht unbrauchbar, obgleich sie nicht entfernt die in den Reklamen ausposaunte allseitige Wirkung haben. Eines guten Rufes erfreut sich zur Erhaltung eines frischen Teints und als (wenn auch sehr schwach wirkendes) Mittel gegen Sommersprossen die Lilionese. Durch seinen hohen Verkaufspreis, 2½ Mark, für ein nicht zu großes Fläschchen, dessen Realwerth 20 Pf. beträgt, wie auch durch seine übertriebenen Anpreisungen ist es unter die spekulativen Geheimmittel zu rechnen. Man kann sich dasselbe am einfachsten selbst bereiten, indem man 1 Theil kohlensaures Kali, 2 Theile Borax, 2 Theile Eau de Cologne, mit 30 Theilen Wasser vermischt. Der Birkenbalsam von Dr. Fr. Lengiel besteht aus Potasche, Wasserglas, Seife, Gummi arabicum, Glycerin und ätherischen Oelen, kostet 4 Mk., und hat 40 Pf. Materialwerth; bei seinem großen Gehalt an freiem Kali kann dasselbe nur schädlich wirken. Kosmetikum von Simerling gegen Hautübel, Sommersprossen u. s. w. ist eine Mandelmilch mit Benzoëtinktur und Citronensaft. Kosmos-Pomade aus indischem Pflanzenfett von J. Pohlmann in Wien ist gewöhnliche Pomade mit Ricinusöl und Resedaextrakt. Eau

d'Atiroma, feinste flüssige Schönheitsseife, durch deren Gebrauch jegliche Hautfehler leicht und „schmerzlos“ beseitigt werden sollen, ist ordinäre Natronseife, die mit Nelken, Zimmt und Pfeffermünzöl versetzt ist; Preis 57 Pf., Materialwerth 14 Pf. Eau de Hébé gegen Sommersprossen wird aus Citronen, Essigsäure und Lavendelspiritus bereitet. Eau de Lys von Lohse, das viel Reklame macht, besteht aus Zinkoxyd, Talksteinpulver, Glycerin und Rosenwasser, kostet 3 Mk., Materialwerth 75 Pf., Wirkungswerth gleich 0. Epidermaton von Löhr gegen Flechten, Sommersprossen, Schinnen ist Brunnenwasser mit etwas Benzoëtinktur versetzt, Preis 1 Mk., Materialwerth 40 Pf. Flechtensalbe von F. Schwarzlose in Berlin und J. G. Schwartz in Breslau eine gewöhnliche Salbe mit Perubalsam und Karbolsäure, ist viermal so theuer als sie werth ist. Pasta di Roma von Gruber in Wien soll, abends eingerieben, dem Teint ein frisches, blühendes Aussehen verschaffen, ist gewöhnliche Salbe mit Bolus (weißem Thon), Glycerin, Seife und Benzoë; sie kostet 2 Mk. 40 Pf., ist fünfmal zu theuer.

Minder unschädlich sind folgende Geheimmittel, vor deren Gebrauch wir dringend warnen müssen, da sie giftige Substanzen enthalten, deren Anwendung der Arzt nur in speziellen Fällen unter seiner Ueberwachung gestattet. Aus Quecksilbersalzen bereitet sind: Albion aus Paris (auch noch bleihaltig), Cosmetik Wash von Goulland und Kalgdon in Nordamerika, Esprit d'Amaranth von Apotheker Kleinitzki, Flechtenwasser von Dr. A. v. S., Salbe gegen Hautkrankheiten von Fontaine in Paris, Pomade contre pityriasis du cuir chevelu von Dr. Alain in Paris, welche Kopfgrind und Schuppen beseitigen soll. Mittel gegen Sommersprossen von Hoefeld, sowie das aus der Kronenapotheke in Mährisch-Ostrau. Salbe gegen Sommersprossen aus Wien, das Kalosin von Treu, Nuglisch & Co. in Wien, nach der Reklame „vegetabilische, vollkommen unschädliche Essenz, um die Haut von Sommersprossen zu befreien“; es enthält keine Spur Vegetabilien, dagegen Quecksilber und Zinksalze. Lait antéphélique von Candes & Co. in Paris besteht aus Quecksilber- und Bleisalzen. Das Damenpulver von J. Pohlmann in Wien, eine rothe Schminke, ist bleihaltig, ebenso Snow-withe Euamel for whitening of the Complexion und Snow-white orientale Cream von Phalon und Sohn, ferner auch das russische Schönheitswasser von Frau Schmarl in München.

Die Lehre, welche aus den hier angeführten Thatsachen spricht, wird sich der Leser selbst ziehen. Man lasse sich unter keinen Umständen verleiten, von Geheimmitteln Gebrauch zu machen, mögen sie auch unter den bestechendsten Namen und mit den vorzüglichsten Attesten versehen auftreten. Sie sind nichts als Schwindel, der auf den Aberglauben spekulirt, gegen jede Krankheit müsse es doch eine wirksame Arznei geben. Noch eine andere Art Geheimmittel treibt ihr Unwesen, welche in weniger prächtigem Gewande auftritt, an Verbreitung und Nichtsnutzigkeit ihnen aber nicht nachsteht: es sind dies die sogenannten sympathetischen Kuren. Dergleichen Unsinn auszurotten ist nur die Aufklärung im Stande. Ueber die Vorgänge in unserem Körper machen sich die meisten Menschen gar keine oder, was noch schlimmer ist, falsche Vorstellungen. Möchte doch ein jeder bedenken, daß es weit schwerer ist, gesund zu werden, als sich gesund zu erhalten. Dieses aber muß gelernt werden; das nöthige Lehrmaterial ist in der populären medizinischen Literatur genügend vorhanden. Einen ehrenvollen Platz in derselben nimmt der Begründer dieses Strebens, der verstorbene Prof. Bock aus Leipzig, ein; sein „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ und noch mehr das kleinere und billigere Werk: „Volks-Gesundheitslehre“ verdienten in aller Hände zu sein. Auch für die Schule wäre Unterricht über die Vorgänge im Organismus wichtiger, als mancher andere jetzt stark betriebene Gegenstand.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Weinberg muß sehr böse sein. Er that heute, als ob er mich nicht sähe. Wenn das Strafe für meinen Freimuth sein soll, so muß ich lachen! — Ich verachte diese Kreatur, die mir als das Prototyp der ganzen menschlichen Schlechtigkeit erscheint; und jedesmal, wenn sie in meinen Gesichtskreis geräth, überfällt mich eine Art von Schauder. —

Eben im Begriffe das Haus zu verlassen, betrat Louise Bürger die Hausschwelle. Sie sprach nichts, war noch bleicher und trauriger als sonst und ging langsam, leicht grüßend hinauf. Ihr Aussehen hatte mir nicht den Muth gegeben, sie anzureden und dann war auch dieser Weinberg dort, der jedes Wort gehört hätte. — Mit liebevoller Theilnahme folgten ihr meine Augen und als sie sich abwandten, bemerkten sie den Bäcker, wie er höhnisch lächelte und eine für mich unverständliche Bemerkung zu einer Person hinter ihm machte. Willenlos sprang ich einige Schritte vor, sah aber das Thörichte meines Beginnens ein und ging fort, um meine Geschäfte zu erledigen. — Mein Haß gegen alle selbstsüchtigen Menschen war bei dieser Gelegenheit einmal wieder durchgebrochen. — Ich fluchte laut, wie ein gebildeter Fuhrmann! Und ich hatte Grund, ich hatte einen Grund! — Ich war bis zum Opernplatz gekommen, die Straße „Unter den Linden“ heraufgegangen. Ueberall glänzendes Leben und Treiben; Karossen jagten einher, hohe Offiziere machten auf stolzen Rossen Parade, die Posten am Thore präsentirten, rings Sorglosigkeit, Lust und Freude, als wenn alle Welt glücklich zu sein die — triftigste Ursache hätte — als wenn — —

Als ich heute mein Zimmer betrat, lag ein Brief für mich bereit, dessen Aufschrift mich den Absender nicht gleich erkennen ließ. Mit gewisser Neugierde öffnete ich ihn. Man bat mich, zu einer wichtigen Mittheilung an einen bezeichneten Ort zu kommen. Darunter stand Paul Gerstmann. — Ich ging hin. Ein junger Mann, nahe den dreißiger Jahren stellte sich mir vor. Nach einer langen Anrede kam er zu seinem Zweck. „Kennen Sie Fräulein Bürger?“ „Gewiß,“ antwortete ich, „ich kenne das Fräulein!“ — „In welcher Beziehung stehen Sie zu der Dame?“ — „In welcher Beziehung?“ — frug ich. „In gar keiner, d. h. in keiner näheren,“ ergänzte ich mich. — „Wir kennen uns. Ich schätze die junge Dame, ich achte sie. Warum diese Frage?“ — — „Ist das die Wahrheit?“ — frug er sonderbar erregt. — „Ja,“ gab ich fest zurück, „ich lüge nie!“ „Dann danke ich Ihnen, und als Zeichen meiner Anerkennung nehmen Sie die Mittheilung entgegen, daß die junge Dame eine Dirne ist. — Ich weiß genug. — Leben Sie wohl!“ — Mit diesen Worten verschwand der Antwortende. — Der Mensch muß verrückt sein. — Morgen werde ich Fräulein Bürger um Auskunft bitten. — —

Ich stand nach einer fast schlaflosen Nacht müde und mürrisch auf. — Nach dem Mittagessen werde ich Bürgers aufsuchen. Aber am Mittag war niemand zuhause. Ich klopfte ein dutzendmal vergebens. Räthselhaft, dachte ich und suchte mein Bureau auf. Kaum war ich am Abend ins Haus getreten, so begegnete ich aufgeregten Gesichtern. Fräulein Bürger liegt im Sterben, hörte ich. — Ich eilte, nein, ich flog die Treppen hinauf. Die Nachricht hatte mich tief erschüttert. Ich drängte mich zu Bürgers Zimmer. Auf ihrem Bette lag Louise; dann und wann schrie sie auf. Als sie mich erblickte, richtete sie sich etwas empor. Sie fiel aber ohnmächtig wieder zurück. Man wußte nicht, was mit ihr vorgegangen. — Ich lief zum Arzt. Nach einer Stunde hatte ich einen gefunden. Wir liefen mehr als wir gingen. — „Vergiftet,“ sagte er, als er seine Untersuchung vorgenommen. „Milch, schnell Milch!“ — Die Kranke war indeß nicht zum Trinken zu vermögen. Man zwang sie. — Sie brach sie wieder heraus. — „Es ist zu spät,“ sagte der Doktor; „ich muß dem Gericht meinen Platz räumen. In zwei Stunden spätestens ist die Kranke eine Leiche!“ — —

Auf einem Stuhl saß die Mutter; ohne Laut, farblos, vor sich hinstarrend. Ich trat an sie heran, um sie zu trösten. Alles umsonst. Sie gab keine Antwort. Louise wälzte sich auf dem Lager, sie suchte zu sprechen. Sie gab mir einen Wink. — —

„Gift," sagte sie leise; „ich selbst." — Dann streckte sie sich und als ich mich über sie beugte, vernahm ich noch den Namen „Paul". — — Ich barg mein Haupt in den Händen. Thränen rollten über meine Wangen; ich schluchzte wie ein Kind. Der Jammer, den ich seit den letzten Wochen gesehen, das Unglück, das sich in diesen letzten Tagen vor mir aufgethürmt, es war zuviel für meinen kranken Körper. Ich weiß nicht, wie ich in mein Zimmer gekommen; ob man mich hinaufgeführt, ob ich selbst hinaufgegangen. Ich vermuthe das Letztere. — Meine Wirthin kam heute früh besorgt ins Zimmer; als sie mich schreiben sah, lächelte sie und meinte: „Machen Sie nur nicht auch Geschichten!" — Ich werde Paul Gerstmann aufsuchen. Man sagte mir, es sei ihr Bräutigam gewesen. — Morgen verlasse ich Berlin! —

O, Menschheit verhülle dein Antlitz und weine! — Nie hat das Licht auf traurigere Thaten geblickt! Die Unschuld wird von dem Unglück zermalmt, und kalt blickt die Selbstsucht auf ihre Beute! — — Nur Heldenmuth kann widerstehen; die Sanftmuth ist machtlos! O armes, liebes, sanftmüthiges Kind, arme Louise! — Ihre Mutter war zu mir gekommen. „Sie sind meinem Kinde immer ein guter Freund gewesen," sagte sie, „lesen Sie diesen Brief." Ich nahm das Blatt, Frau Bürger weinte; mir tanzten die Buchstaben vor den Augen. Ich dachte an Louisens Worte auf dem Heimgange von Bertha Trostens Begräbniß: „Ich bin die Erste, die ihr folgt." — Endlich kam mir die klare Vernunft, ich begriff, was ich las. Es waren zwei Briefe; der eine von Gerstmann an Louise, der andere von der Todten an die Mutter. Der erstere lautete:

„Mein Fräulein!

Bisher sah ich in Ihnen ein Mädchen, daß alle Eigenschaften besaß, die man von einem guten Weibe verlangen darf. — Ich war kindisch genug, dem Schein zu folgen und mich durch ein betrügerisches Benehmen bestechen zu lassen. Zufällig war ich in Weinbergs Laden, als einige Herren mit galanten Manieren das Haus betraten. Ich frug, sowie man eben leichthin fragt, wen diese Herren wohl besuchen könnten, worauf mir die Antwort wurde: Jedenfalls das schöne Stickmädchen oben, wen sonst? — — O, ich hätte eher geglaubt, daß die Sterne vom Himmel fallen würden, als daß Louise eine Dirne sein könnte, sie, mit den treuen Augen, deren süß angenehme Stimme mir stets so wohlthuend und beruhigend in die Seele drang. — — Träumend verließ ich den Laden, eine kräftige Hand riß mich vor den Pferden eines Wagens fort, die eben im Begriffe waren, über mich wegzusetzen. — Wäre ich zermalmt! — Ich bin um den letzten Rest meines Glaubens an die Menschheit betrogen. Und Sie, die ich gerettet und geborgen glaubte vor der allgemeinen Seuche, sind nun auch so schlecht und so tief gesunken. Ich habe Sie zu sehr geliebt, um Sie sofort vergessen zu können. Sie waren mein erster Gedanke, Sie waren mein letzter. Nun sind auch sie angesteckt von dem Gifte! Tief erschüttert stehe ich hier, einsam, nicht fluchend, nein! mit grenzenlosem Mitleid in meinem zerrissenen Herzen, denn Sie können nur ein bedauernswerthes Opfer, eine Verführte sein. Nicht mit Ihnen habe ich zu rechten, mit dem schweren Geschick, aus dessen Giftschooß die gefährlichen Keime herausschießen! — — Wie es mich nun um mein einziges Gut, um meine Hoffnungen, um meine Pläne und um mein Lebensglück gebracht hat, so suche ich von jetzt ab mit ihm den Krieg. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Leben Sie wohl!" — —

Ich legte den Brief zitternd aus den Händen! — Der Briefschreiber war ein guter Mensch, aber ein Thor — ein bis zum Verbrechen leichtgläubiger Thor. — Dieser Weinberg hatte sein Werk vollbracht! Ich entfaltete Louisens Brief.

Er lautete:

„Liebe Mutter!

Ich kann nicht länger leben. Paul hält mich für ein schlechtes Frauenzimmer. Ich schwöre es Dir im Tode zu, daß ich es nicht gewesen. — Um seine Frau nicht zu verdächtigen, hat Weinberg mich geopfert. Mit einem armen, unbedeutenden Mädchen kann man ja sein Spiel treiben. Es ist niemand da, der sich als Beschützer aufwirft. — — Ich suchte Paul in seiner Wohnung. Er war abgereist. — Theure Mutter! Seitdem der nicht mehr an meine Ehre glaubt, dem ich ganz vertraute, bin ich jetzt unnütz in der Welt, ich habe nichts mehr auf ihr zu hoffen. Zürne mir nicht, wenn ich mich selbst von der Last meines Lebens befreie. Ich liebe Dich unendlich und über den Tod hinaus währt meine Liebe. Ich verzeihe meinen Feinden. Mein Tod wird meine Sünden tilgen. — Wie Goethe's Klärchen greife ich zu Gift. Mein Egmont ist mir verloren — und ich bin nichts, gleich Klärchen, ohne ihn. — — Legt mich neben die kleine Bertha! Ich ahnte es, daß ich ihr zuerst folgen werde. Ich muß sterben! Ich muß!" — —

Louisens Leichnam stand blumengeschmückt im Hausgange. Theilnahmsvolle Seelen drängten sich herbei, des lieben Kindes leblosen Körper noch einmal zu sehen. Sie lag friedlich lächelnd da, ihre weißen starren Finger hielten ein paar weiße Rosen. Es war mein letzter Gruß. — — Die schwarzen Männer mit den Armensündermienen kamen, den Sarg zu schließen. Mit ihnen kamen noch mehrere Menschen hinzu. Ich sah Weinberg und seine Frau. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ich wollte sprechen, das Wort erstarb auf den Lippen. „Schließt den Sarg!" sagte jemand hinter mir. — „Nein, schließt ihn noch nicht!" rief ich heiser, „schließt ihn noch nicht!" Und indem ich die Hände nach Weinberg streckte, sagte ich: „Da steht, der dich in den Tod getrieben!" — Man riß mich fort; ich hörte schnell den Deckel des Sarges fallen, die Menge sich entfernen — dann war es still um mich, ganz still! — — Ich tappte mit den Händen (denn meine Augen sahen fast nichts mehr) nach meinem Zimmer, packte in Fieberhast meine Sachen, schrieb meiner Wirthin einen Abschiedsgruß und verließ eilends das Haus.

— — Eben ertönt das Zeichen der Abfahrt. Ich habe Berlin hinter mir. In diesem Augenblick wird wohl schon Louise in der Erde liegen! — —

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil.

(Fortsetzung.)

Das Jahr 1513 eröffnet ein neues Kapitel im Buche der Erdkunde. In diesem Jahre gelangte Balboa in die Südsee. Kaum verbreitete sich die Kunde von Balboas Entdeckung der Südsee, welche den bisher für Theile Asiens gehaltenen Festlandsmassen Amerikas die Bedeutung eines neuen Kontinentes gab, so entsprang im Kopf Sebastian Cabots der Plan, den kürzesten Weg nach Asien im Norden des neuen Erdtheils zu suchen. Er erhielt vier Schiffe unter dem Befehl von Sir Thomas Pert und segelte 1517 von England ab. Es gelang ihm nicht, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden. Uebrigens theilt er sein Mißgeschick mit all seinen Nachfolgern. Auch Frankreich sandte 1524 unter Giovanni Verazzano vier Schiffe vergeblich zu diesem Zweck aus. Mit nicht besserem Erfolg versuchten es die Spanier unter Esteban Gomez.

Die Erfolglosigkeit aller bisherigen Versuche, eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu finden, lenkte die Aufmerksamkeit des unermüdlichen Cabot nach der entgegengesetzten Richtung. Er entwarf einen Plan für Aufsuchung der nordöstlichen Durchfahrt. Wie dieser Plan durch Unterstützung reicher Kaufleute im Jahre 1553 von Sir Hugh Willoughby und Richard Chancelor ausgeführt wurde, haben wir im ersten Artikel erzählt.

Dreiundzwanzig Jahre später segelte Forbisher von England mit drei Schiffen nach Nordwesten, fand aber nur die nach ihm benannte Bai und neue Landstrecken im Norden der Hudsonstraße (Meta incognita). Gleich Cortoreale entführte auch Forbisher einen Eskimo sammt Kajak (Boot) nach England, brachte ihn aber ein Jahr später in sein Vaterland zurück. Auch seine dritte Expedition (1578) war verfehlt.

1583 segelten Davis und Briton von England ab, sichteten Grönland, das sie Desolationland nannten, und ankerten an der Westküste im Gilbertsund, dem heutigen Godthaab. Die Davisstraße kreuzend, erreichten sie neues Land unter 66°40′ nördlicher Breite, verfolgten es südwärts, befuhren den Cumberlandsund, mußten aber wegen Nebel und Sturm nach England zurückkehren. Während seiner zweiten und dritten Expedition erreichte Davis 72°12′ nördlicher Breite.

Auch die Dänen sandten (1605—1607) drei Expeditionen zur Aufsuchung der verschollenen Kolonien in Westgrönland aus, die zwar nicht sonderlich die räumliche Kenntniß von diesem Land zu erweitern vermochten, dafür aber zur Kenntniß der eingeborenen Küstenbewohner wesentlich beitrugen. Es war das erstemal, daß die geographische und ethnographische Wissenschaft an der Erforschung des nördlichen Polarkreises theilnahm. Von den Fabeln, wie sie der damalige Zeitgeschmack liebte, wollen wir absehen und nur das Natürliche, was später die Forscher Mackenzie, Scoresby, Roß und Parry bestätigten, schildern. Dänische Polarfahrer erzählen in ergötzlicherweise von dem großen Nationalfest der Grönländer, welches sie bei Wiederkehr der Sonne nach der langen

Winternacht mit Tänzen und Freudenliedern feiern, nicht minder von der wunderlichen Sitte der öffentlichen Gesangduelle, die bestimmt sind, bei großen Beleidigungen dem Gekränkten womöglich die Gelegenheit zu glänzender Revanche zu verschaffen, sofern er es versteht, die Schwächen und Fehler des brüsken Beleidigers scharf zu beleuchten und lächerlich zu machen. Der Herausforderer beginnt vor einer eigens dazu eingeladenen Versammlung ein Spottlied auf den Gegner; ihm sekundiren seine Freunde, die, was er etwa noch vergessen, gewandt vorbringen und ausbeuten. Dem Herausgeforderten ist Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit unentbehrlich, will er die lange vorbereiteten Angriffe seiner Feinde geschickt abwehren. Gelingt ihm dies nach dem Urtheil des Auditoriums nicht, so wird der Sieg dem Herausforderer zugesprochen und mit ihm das Recht, sich das Beste vom Eigenthum der Besiegten anzueignen. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Fällen, in denen der Angriff matt und ohne Witz — dann müssen sowohl der Kläger als auch seine Genossen mit Schimpf und Schande abziehen. Wir haben diese nachahmungswürdige Sitte des Zungenturniers angeführt, um die Friedfertigkeit der Eskimos darzuthun, die nur dann in das Gegentheil umschlägt, wenn sie von den rohen Matrosen gereizt werden. Eine ausgesprochen feindselige Haltung bewahren die Eskimos nur den Indianern gegenüber. Die Fehde zwischen den Rothhäuten und den gelben Eskimos ist uralt und hat zur Vertreibung der letzteren aus der gemäßigten Zone Amerikas wesentlich beigetragen.

Zugleich mit den Dänen (1607) versuchte im Auftrag der englischen „Muskovy Kompany" Henry Hudson die nördliche Durchfahrt. Zwischen Grönland und Spitzbergen vordringend, wurde er vom Eis aufgehalten und sichtete in 80° nördlicher Breite fernes Land. Von der holländisch-ostindischen Gesellschaft für die Nordostpassage ausgerüstet, segelte Hudson im Jahre 1609 gegen den Willen seiner Auftraggeber nach Westen, lief in den nach ihm benannten Fluß ein und verkehrte mit den Indianern auf der Insel, welche das heutige New-York trägt. Zum drittenmale fuhr er im Jahre 1610 im Dienst englischer Kaufleute, abermals im Widerspruch mit seiner Instruktion, nach Westen, entdeckte die Hudsonsstraße und Hudsonsbay und überwinterte im südöstlichen Theil derselben, in der Jamesbay. Von seiner Mannschaft mit acht andern in einem offenen Boote ausgesetzt, blieb er verschollen. Sein Schicksal aufzuklären, wurden 1612 von England Button und Ingram mit zwei Schiffen ausgesandt; dieselben umfuhren fast die ganze Hudsonsbay. 1615 rüsteten die Engländer Bylot aus, mit dem Baffin als Steuermann fuhr. Diese segelten in der Hudsonsstraße nach Nordwest, entdeckten die vielen dort befindlichen Inseln, folgten der Küste der Insel Southampton im Süden des Foxkanals bis zur Frozenstraße, wurden aber hier vom Eise zur Umkehr genöthigt. An der Westküste Grönlands in der Baffinsbay vordringend, erreichten Bylot und Baffin 1616 Cap Digges (76° 35′ nördlicher Breite), den Wolstenholmsund und den Walsund (77° 30′ nördlicher Breite), entdeckten die Hackluytinsel und den durch Eis verstopften Smithsund. Diese höchste von ihnen erreichte Breite ist seit jener Zeit an dieser Stelle nur sechsmal von den bestausgerüsteten, theilweise mit Dampfkraft versehenen Expeditionen überschritten worden. Sich westlich haltend, entdeckten Bylot und Baffin die Careyinseln (76° 40′ nördlicher Breite) und den Jones- und Lancastersund, konnten aber hier nicht eindringen. Die weiteren Unternehmungen zur See bis zu Ende des 18. Jahrhunderts haben in dieser Richtung nur geringe Erfolge aufzuweisen. Die Hudsonsbay wurde genauer untersucht, aber fast alle dorthin gesandten Expeditionen fanden ein trauriges Ende. Der Walfischfang nahm in den neuerschlossenen Gewässern einen großartigen Aufschwung und die vielen dabei beschäftigten Seeleute verbreiteten eine allgemeinere Kenntniß des Strandgebietes der Polarregion. Aber auch das Binnenland wurde durch ein neues Institut allmälich bekannt. In den nördlich und westlich von Canada liegenden, an die Hudsonsbay gränzenden Ländern mit einem Umfange von 148 000 Quadratmeilen besteht seit dem Jahre 1670 eine durch den pfälzischen Prinzen Rupert „ins Leben gerufene" Hudsonsbaykompagnie, welche wie die weiland ostindische Kompagnie dort nicht nur ausschließliche Handelsprivilegien besitzt, sondern auch bis heute das Recht der politischen Oberherrschaft daselbst ausübt. Im größten Theile dieser ungeheuren Länderstrecken ist jedoch das echte polare Klima, so daß den größten Theil des Jahres Schnee und Eis den Boden bedeckt und diesen zur unwirthlichen Oede macht. Selbst in dem tiefergelegenen, in Westkaledonien und dem eigentlichen Hudsonsbayterritorium oder Rupertsland, ist die aus einigen Indianerstämmen (den Irokesen und Tschippeways) bestehende Bevölkerung so schwach, daß man tagelang reisen muß, um ein Dorf anzutreffen. Acht Monate des Jahres herrscht ein strenger Winter, der Frühling ist kühl und der Sommer so kurz und heiß, daß an Bodenkultur nicht gedacht werden kann. Außer dem wilden Mais hat die indianische Bevölkerung nichts zur Nahrung, als das erlegte Wild, und die Jagd ist daher ihre ausschließliche Beschäftigung. Diese nordischen Regionen strotzen von Bibern, Bären, Mardern, Füchsen und Dachsen, Wölfen, Elenthieren, Ottern und Eichhörnchen, deren Felle die Indianer an die Hudsonsbaykompagnie, in neuerer Zeit auch an die amerikanische Nordwestkompagnie und die dänische Grönlandskompagnie verkaufen. Wie belangreich dieser Handel ist, geht daraus hervor, daß die erstgenannte Kompagnie in einem Jahre durchschnittlich die Felle von 98—100 000 Bibern, 690 000 Bisamratten, 7000 Bären, 1000—1200 Dachsen, 500 Hermelinthieren, 10 000 Füchsen, 15 000 Luchsen, 64—66 000 Mardern, 50 000 Ottern (Lutra phocula und Lutra canadensis), 9000 Wölfen kauft, und einzelne Pelzjäger in demselben Zeitraume circa 20 000 Biber erlegen. Die letzterwähnten Thiere sind wegen ihrer kostbaren Pelze ganz besonders den Nachstellungen der Jäger ausgesetzt. Während der Polarhase, welcher wie der Wolf bis in die unwirthbarsten Oeden der Eskimo vordringt, und wie im Fluge über Felskämme und Klippen des Urgebirges streifend, sich dem Schusse entzieht, zwingt die hochgradige Kälte den amerikanischen Hirsch (Cervus canadensis), das flüchtige aschgraue und gestreifte Eichhörnchen, den blutgierigen Cuguar (felis concolor) und selbst den Waschbär das Rupertsland zu verlassen, um in Kanada, Pennsylvanien und Kalifornien Obdach und Nahrung zu suchen. Nur der Biber vermag der Kälte und dem Hunger zu widerstehen und läuft dem Trapper in die Schlinge, der ihn bald auf den Aussterbeetat setzen wird. Die menschlichen Bewohner dieser Eis- und Schneegefilde, die schon oben erwähnten Indianer, vergraben sich in Erdhöhlen mit dicker Mauereinfassung und unaufhörlich brennendem Feuer, dessen Rauchfang das einzige Fenster bildet. Bevor sie ihre Höhlen verlassen, untersuchne sie vorsichtig die Luft und beim leisesten Winde wagen sie keinen Schritt vor die Thüre. Nur wenn es windstille ist, gehen sie, in Pelze gehüllt, auf die Jagd nach Schneehühnern, Bibern und Bären, oder kratzen das Moos von Steinen und Baumstämmen, um es als Gallerte gekocht zu verzehren. Fisch und Seehundsfleisch wird für sie erst dann zur rechten Delikatesse, wenn es monatelang durchfault ist. Den aus wärmeren Zonen gekommenen Fremden kann weder das Bett noch das Feuer schützen. Und doch vermag der furchtbare Frost den Pulsschlag der Schöpfung nicht zu lähmen. In der kurzen Jahreszeit, welche hier nur uneigentlich Sommer genannt werden kann, befleißigt sich die Natur, das Versäumte einzubringen. Mit überraschender Schnelligkeit grünen die Birken und Weiden; Heidelbeeren und Brombeeren überranken den aufgethauten Boden, und das in der Arzneikunde gegen den Skorbut so gerühmte Löffelkraut zaubert mit seinen millionen Büscheln die grünen Wiesen hervor, welche den Namen „Grönland" veranlaßt haben. Flüchtige Berghasen, Kaninchen, weiße und schwarze Füchse, Wolfshunde und Rennthiere bevölkern das Land. Eider- und Rothgänse, Schwäne und Habichte wandeln, Beute suchend, an den Küsten; Sperber und Nußhäher lassen im Walde ihr Geschrei ertönen.

Diese Schilderungen verdanken wir zwei kühnen Männern, welche auf Landreisen diese unwirthbaren Strecken des amerikanischen Kontinents erschlossen hatten. 1770 erforschte Hearne, ein Mitglied der Hudsonsbaykompagnie, das Gebiet des Artillery- und Aylmeersees, erreichte den Kupferminenfluß und verfolgte ihn bis zu seiner Mündung. Ein Beamter der Nordwestkompagnie, Makenzie, erforschte, vom Athapasiasee ausgehend, 1789 weite Strecken des unbekannten Westens und entdeckte den nach ihm benannten Fluß, den er bis zum Meer befuhr, (69° nördlicher Breite). 1792—93 ging er direkt westwärts bis zum Stillen Ozean; er war der erste Europäer, welcher die Felsengebirge überschritt und den Kontinent im Norden kreuzte. Den Reisenden Lapeyrouse, Vancouwer und Krusenstern (1786—1803) verdanken wir die kartographische Aufnahme der Nordwestküste Amerikas und den Seefahrern Bering und Cook die Kenntniß des maritimen Verbindungsweges zwischen dem Großen Ozean und dem nördlichen Eismeer. (Fortsetzung folgt.)

Der Einsturz der Taybrücke in Schottland. (Schluß.) Im Jahre 1879 wiederholte sich am 11. Januar bei Adrianopel die rostower Katastrophe. Die über die Arda führende Brücke brach unter einem russischen Militärzuge zusammen. Ein General, mehrere Offiziere und 200 Mann ertranken. Zur selben Zeit stießen auf der Warschau-Petersburger Bahn bei der Station Glatschina zwei Züge zusammen, wobei 15 Personen verletzt wurden. Am 19. ist schon wieder eine Entgleisung bei Brüssel und drei Todte zu vermelden. Am 4. Februar wiederholte sich derselbe Unfall bei Hannöversch-Minden mit demselben Menschenverlust. Am 19. Februar zerstörte bei Thorn die hoch angeschwollene Weichsel den Rangirbahnhof der Oberschlesischen Bahn. Der Monat Februar schloß mit einer Entgleisung zwischen Bremen und Hannover, und der Monat März begann mit zwei Entgleisungen bei Zduny und Freienwalde. In den ersten Tagen des April sind zwei Entgleisungen, bei Mecheln und Pleschen, zu registriren. Am 9. stürzte der Moskau-Brest-Litewski-Zug den Bahndamm hinab; alle Wagen zertrümmert, die Anzahl der Todten, wie gewöhnlich, unbekannt. Am 1. Mai explodirte in Toronto (Kanada) die Dynamitladung eines Eisenbahnwagens und tödtete zwei Bremser. Am 10. ist ein Eisenbahnunfall, der sechs Menschen das Leben kostete, aus Kadix (Spanien) zu melden. Ein ähnliches Unglück ereignete sich am 19. bei Zittau. Nach zweimonatlicher Pause ereignete sich am 4. August zwischen Nancy und Vezelise in Frankreich ein grauenvolles Eisenbahnunglück. Durch falsche Weichenstellung geriethen 22 Waggons auf ein abgezweigtes Schienengleis, das nach einer Fabrik führte. An der Rampe dieses Etablissements thürmten sich die Wagen übereinander, bevor sie krachend zusammenstürzten. Unter ihren Trümmern lagen 12 Todte und 33 Verwundete. Am 15. fand bei Hof und am 16. bei Flers im Departement der Orne ein Zusammenstoß von Eisenbahnzügen mit blutigem Ausgang statt. Am 20. September verunglückte auf dem durch einen Wolkenbruch unterwaschenen Damm zwischen Gogolin und Loschnitz der Güterzug der Oberschlesischen Bahn. Fahr-

personal todt oder schwer verwundet. Der unheilvolle Oktober figurirt auf der Unfallstabelle am 2. mit einer Entgleisung bei Kottbus und am 3. mit Zertrümmerung eines Viehzuges zwischen Drebber und Diepholz, und einem Brückenzusammensturz zwischen Cruccoli und Ciro (Italien). Am 5. explodirte auf der Eisenbahn Puerto Cortes und San Pedro in Spanisch-Honduras ein Eisenbahnwagen mit 5500 Kilogramm Schießpulver und hat den Zug sammt den Passagieren in Atome zerrissen. Am 13. fand bei Bruchsal und am 18. bei Gleiwitz ein Wagenzusammenstoß mit dem üblichen Menschenverlust statt. Am 20. fuhren auf der Kreuzung von Löwen und Antwerpen zwei Züge ineinander, 2 Todte 18 Verwundete. Am 27. schon wieder ein Zusammenstoß infolge starken Nebels zwischen Königszelt und Freiburg. Zugpersonal verwundet. Am 8. November ist bei Bischofsheim der frankfurter Personenzug mit dem mainzer zusammengestoßen, und der berliner Expreßzug nach Breslau bei dem Bahnhof Gassau entgleist. Am selben Tage stürzte der im Bau begriffene Viadukt bei Feldbergen, an der Hanau-Friedberger Bahn zusammen; 9 Todte, 20 Verwundete. Zwei Tage später haben auf der Bahn von San José nach Santa Cruz in Kalifornien bei der Ausgrabung eines Tunnels drei schnell hintereinander folgende Explosionen stattgefunden, wodurch 28 Chinesen getödtet, 17 Chinesen und 2 Weiße verletzt wurden. Die Explosionen sind dadurch verursacht worden, daß eine von den Arbeitern bloßgelegte Petroleumader in Brand gerieth. Am 24. fuhr auf dem Bahnhof Güsten eine Lokomotive in den berlin-wetzlarer Zug, und am 28. ditto in Posen in den breslauer Zug. Am 4. Dezember Zusammenstoß von zwei Güterzügen zwischen Witten und Dortmund. Am 5. fuhr ein von Avricourt abgelassener Expreßzug auf zwei im Schnee stecken gebliebene Güterzüge. Ein Schaffner wurde getödtet, ein zweiter, sowie zwei Militärs und mehrere andere Personen trugen schwere Verletzungen davon. Am 8. Dezember sprang an der Lokomotive des Ipswich-London-Zuges infolge des harten Frostes ein Rad ab. Lokomotive und zwei Wagen stürzten den Damm hinunter. Am 16. wiederholte sich derselbe Unfall zwischen Zembowitz und Sausenberg, auf der Rechten Oderuferbahn. Am 28. ereignete sich jener entsetzliche Eisenbahnunfall bei Dundee, den wir eingangs geschildert haben.

Trotz dieses, leider noch unvollständigen Unfallverzeichnisses, ist der Mensch unablässig bemüht, die Arsenale des Würgengels zu bereichern. Soweit die geschienten Wege in Frage kommen, verfehlen alle Kulturstaaten ihren Beruf nicht, welcher in der Schöpfung gigantischer Werke zu bestehen scheint. Wir sind stolz darauf, im Zeitalter der kühnen Unternehmungen zu leben. Greift aber das unerbittliche Schicksal mit seiner eisernen Faust in das Spinngewebe menschlicher Berechnung, dann fährt Entsetzen durch die Glieder der Sterblichen, — dann fühlen auch die Mächtigen, daß ihnen der hungrige Tod jeden Augenblick ans Leben kann; aber es dauert nicht lange. Auch die „Times", Englands öffentliche Meinung, konnte sich bei der Schilderung des Einsturzes der Taybrücke bei Dundee eines gewissen Schauders nicht erwehren, um im nächsten Artikel eine „herrliche" Seebrücke ähnlicher Art zu beschreiben, die ebenfalls an der Ostküste Schottlands, bei Forth of Queensferry, erbaut werden soll. Diese erhält Pfeiler von der „imposanten" Höhe von 596 Fuß, also sechsmal so hoch, wie die, welche sich bei der Taybrücke so famos bewährt haben. Wie man sieht, ist da ein Unglück möglich, das noch viel romantischer werden kann, wie das von Dundee.

Um nicht mit einem Todtenlied abzuschließen, wollen wir einer journalistischen Großthat erwähnen, welche der Eisenbahnunfall hervorgerufen. Unsere Leser erinnern sich wohl noch des Herausgebers des „New-Yorker Herald", namens Francis Bennet, von dem wir erzählten, daß er auf seine Kosten den Journalisten Stanley zur Auffindung Livingstone's ins Innere von Afrika geschickt, und ein Schiff durch die Beringsstraße an Sibiriens Nordküste zur Auffindung von Nordenskjöld ausgerüstet hat. Am 30. Dezember, am Morgen nach dem schauerlichen Unglück auf der Taybrücke, enthielt das Organ dieses unternehmenden Mannes, der „New-Yorker Herald", nicht nur eine ihm per Kabel übermittelte, 3000 Worte (à 4 Mark) lange Depesche über das Unglück, sondern auch eine Liste der vermuthlich an „Bord des Trains" verunglückten Passagiere und mehrere treffliche Holzschnitte von der Brücke nach ihrer Vollendung und während des Baues, sowie Auszüge aus den Leitartikeln der bedeutendsten englischen Blätter über das Unglück, die bei der Zeitdifferenz von fünf Stunden zu Gunsten Amerikas dort ebenso früh erscheinen konnten, als in England selbst. Alles in allem aber gibt diese Nummer des „New-Yorker-Herald" ein so vollständiges Bild der Katastrophe und des Eindrucks, den sie gemacht, wie es in England selbst unmöglich besser hergestellt werden konnte.

Dr. M. T.

Die Albanesen. (Bild S. 244.) Bis zum Berliner Kongreß, der den jüngsten orientalischen Krieg beenden sollte, wußte wohl der größte Theil des Publikums sehr wenig oder gar nichts von diesem Volksstamm der Balkanhalbinsel, welcher neuerdings das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt. Das Stück Land, welches er bewohnt, war bis jetzt eine türkische Provinz, die ungefähr 750 Quadratmeilen umfassend, im Westen vom jonischen und adriatischen Meere, im Süden vom Königreich Griechenland, im Osten von Macedonien und Thessalien und im Norden von Montenegro, Bosnien und Serbien begrenzt wird. Das Terrain hat ausgesprochenen Hochgebirgscharakter und die Bewohner sind ein kriegerisches Volk, welches sich theils zum muhamedanischen Glauben bekennt, theils der griechischen und römisch-katholischen Kirche angehört. In ihrer Gesammtheit schätzt man die Albanesen, türkisch Arnauten, oder wie sie sich selbst nennen, Schkipetaren, auf 2,200,000 Seelen, wovon in der europäischen Türkei ungefähr 1,200,000, in Montenegro und Serbien gegen 600 000, in Griechenland etwa 200 000 und auf Sizilien 1—200 000 leben. Die im Jahre 1878 in Berlin tagende Versammlung europäischer Diplomaten hatte es nun im Interesse der „Lösung" der orientalischen Frage für gut befunden, den nördlichen Theil dieser Provinz Montenegro einzuverleiben, für welche weise Fürsorge die Bewohner aber nicht das richtige Verständniß zu haben scheinen, denn sie rebelliren dagegen. Hauptträger des Widerstandes ist die albanesische Liga, eine Verbindung fanatischer Häuptlinge der Clans, jener patriarchalischen Stammesverbände, wie sie in der Geschichte Schottlands bekannt sind, deren Hauptsitz, Prisren, unsere Illustration veranschaulicht. Diese Stadt liegt am Drin und am Nordabhang des hohen Schar Dagh' und zählt neben 30 000 Muhamedanern 8000 griechisch-katholische und 2000 römisch-katholische Christen. Von den früheren 360 Kirchen und Klöstern blieb kaum ein Drittheil den Christen, die größte Zahl wurde entweder in Moscheen oder in Ruinen umgewandelt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß sich hinter der Liga die Hand der Regierung zu Konstantinopel verbirgt. Zu Boden geschlagen und momentan unfähig, den russischen Todfeind abzuschütteln, sucht sie jedes Mittel zu ergreifen, um den durch überlegene Macht diktirten Vertrag nicht zur Ausführung kommen zu lassen. Wie Rußland seine Eroberungsgelüste unter der christlichen Maske verbarg, so benützt sie das so oft in eigennütziger Weise angewandte Schlagwort der Nationaliät, um den Zusammensturz einer hundertjährigen Herrschaft aufzuhalten. Und in diesem Falle würde sich dieser Vorwand mit mehr Berechtigung anwenden lassen, als sonst, da die Albanesen einmal eine besondere Gruppe der indogermanischen Völkerfamilie bilden und andererseits die Bewohner des abzutretenden Gebietstheiles Muhamedaner sind. Charakteristisch ist jedoch, daß die aufsässigen Clans auch nie große Vorliebe für die türkische Herrschaft empfanden, und daß es der Pforte nie gelungen ist, sich die nordalbanesischen Stämme ganz zu unterwerfen. Die Clans haben für und gegen die Türkei gekämpft, ganz wie es ihr Interesse erheischte, und der geringe Tribut, welchen sie dem Sultan entrichteten, wanderte meist wieder zurück in ihre Taschen als Belohnung für ihr loyales Betragen. Sie hielten sich meist unabhängig und duldeten selten eine Einmischung der Pforte in Verwaltungs- und Gerichtsangelegenheiten. Sie repräsentiren den Feudalismus, der sich in seiner urwüchsigsten Form in jenen wilden Gebirgsgegenden mit Leichtigkeit erhalten konnte. Wenn sie sich aber jetzt gegen die Bestimmungen des Berliner Vertrags auflehnen, so geschieht dies wohl kaum aus besonders großer Vorliebe für die Regierung in Konstantinopel, sondern vielmehr, weil ihnen ihre alte gewohnte Herrschaft unter der türkischen Wirthschaft sicher ist, obgleich nicht angenommen werden darf, daß das russische Regiment nach dieser Richtung hin gefährlich zu werden die Absicht habe.

nrt.

Künstlerstudien. (Bild Seite 245.) Wir führen heute unsere Leser nach Rom, jener Märchenstadt, wo der Lebensjubel vergangener Jahrhunderte versteinert schläft. Gewaltsam muß man hier das Auge aufgeschlossen halten, um nicht in den Bann des Träumerischen zu gerathen. „Der sinnliche Zauber der bildenden Kunst, die Spuren verschollener Generationen und die originelle Gegenwart zugleich, sie sind es, die den Maler und Dichter mit magischer Gewalt über die Alpen nach dem Lande der Sehnsucht ziehen." So urtheilten noch Winkelmann und Goethe. Mit der Originalität der Gegenwart ist es aber in unseren Tagen auch in Rom vorbei. Wenn es noch ein paar Jahrzehnte mit dem Verwischen jedes eigenartigen Gepräges der Erscheinung der Städte und Menschen Italiens, ihrer Sitten, Trachten und Lebensarten so fortgeht, wie seit der Krönung des Werkes der italienischen Einheit durch die Besetzung von Rom, so dürften die Maler von jenseits der Berge Motiven zu Bildern, wie das Original unseres Holzschnittes, vergebens in der Wirklichkeit zu begegnen hoffen. Die schönen Römerinnen mit dem derben, flach aufliegenden Schleiertuch auf dem Haupt, mit dem gestickten Hemd von grober Leinwand, dem rothen, glänzend verschnürten Mieder, der blauen Wollenschürze mit den buntdurchwirkten weißen, breiten Querstreifen sind, wenigstens in Rom selbst und in den von der Eisenbahn berührten Umgebungen der ewigen Stadt, heute bereits zur Mythe geworden. Ihr Bild lebt fast nur noch in den Modellen fort, welche in der via Sistina, nahe der spanischen Treppe, auf die Maler warten, von denen sie zum Sitzen engagirt zu werden wünschen. Nach einem solchen Modell sieht aber das hübsche frische Kind nicht aus, bei welchem der blondbärtige nordische Künstler im schwarzen Sammetjaquette, sich in der verräucherten Osteria (Wirthshaus), einer echten Malerherberge, der Ragazza (Mädchen) gegenüber, niedergelassen hat. Ein Modellmädchen hielte das Glas, welches er ihr mit rothem Weine aus seiner Flasche zu füllen anbot, nicht mit so anmuthiger Schalkheit dem fremden Signore (Herrn) hin, wie die Landschönheit es thut. Ein Modell hätte auch schwerlich einen so wild blickenden, so rasch zur Eifersucht entflammten Begleiter und Schützer zur Seite, wie jenen braunen, schwarzäugigen hageren Gesellen, der, so ingrimmig zu dem Fremden hinübersehend, seiner kurzen Pfeife die

dicksten Qualmwolken entlockt. Beide scheinen aus irgend einem versteckten Felsennest der Sabiner- oder Volskergebirge zur Stadt gekommen und dort, um auszuruhen und einen kühlen Trunk zu thun, arglos in eine der Schenken alten Schlages eingetreten zu sein, in welchen das Volk der deutschen und skandinavischen Künstler seine Lieblingskneipe schätzt. Die drei Künstler im Hintergrunde zur Rechten, deren Gestalten und Köpfe sich nur undeutlich aus der Dämmerung lösen, sind, nach ihrer Erscheinung zu urtheilen, die echten eingerömerten Stammgäste der Schenke. Sie sehen mehr auf guten Wein, wie auf reinliche Bedienung. Der junge, blonde „Inglese“ (Inbegriff aller Wohlanständigkeit in Italien) ist noch ein Grünhorn, ein Neuer, einer, der noch reine Wäsche, ein sorglich geknüpftes Halstuch, gutsitzende Kleider trägt und seine Hände wäscht. Um so leichter allerdings mag es ihm gelingen, schon durch sein Aussehen und seine Haltung Eindruck auf Auge und Herz des braunen Mädchens zu machen. Aber er hüte sich, in die großen dunkeln und doch so leuchtenden Sterne zu blicken. Schon so mancher Künstler hat aus solchen dort seine Seele nicht wieder oder doch nur wund und krank zurück zu retten vermocht. Und folgt er der Schönen in die felsige Heimath, so kann er gewärtig sein, daß der Dolchstoß des heißblütigen Nebenbuhlers seiner Bewerbung ein blutiges Ende bereitet. Dr. M. T.

Zur Geschichte des Klaviers. (Schluß.) Die ersten von Silbermann gebauten Pianofortes hatten Flügelform, die mit Tafelform rühren von dem Instrumentenmacher Friederici in Gera her. Der Hoforganist Gerber zu Nordhausen baute 1742 das erste aufrechtstehende Instrument (Flügelform), dies ist somit als der Vorgänger des heutigen Pianino zu betrachten. Verfertiger des ersten wirklichen Pianinos ist hingegen der londoner Fabrikant Southwell (Anfang dieses Jahrhunderts), Pape führte es 1815 in Frankreich ein und 1821 wurde es von Grüneberg in Halle gebaut. In England und Frankreich stand, während in Deutschland das Klavichord seine Rolle spielte, dessen Schwesterinstrument, das Harpsichord, in hohem Ansehen; später das verbesserte Kindermann'sche Klavier, bis dort von verschiedenen Seiten, namentlich von dem Schotten Broadwood und dem Deutschfranzosen Erard die deutsche Mechanik so große Verbesserungen erfuhr, daß sie unter dem Namen „englische“ Mechanik dauernd den Vorzug vor allem behielt. Welch' großartigen Anklang das so verbesserte Instrument fand, beweist der Umstand, daß allein die Fabrik von Broadwood and Sons in London von 1780 bis 1861 124,048 Stück anfertigte. Aber nicht minder groß ist der Aufschwung dieser Industrie auf dem Kontinent und Amerika; namentlich nimmt Deutschland an dieser Produktion hervorragenden Antheil und neben den großen und weltberühmten Fabriken von Wien, Leipzig, Dresden, Stuttgart, Berlin, Kassel, Braunschweig partizipirt fast jede mittlere Stadt an der Erzeugung des so beliebten Familien-Musikinstruments. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der in deutschen Etablissements gebauten Pianofortes wandert ins Ausland, namentlich nach Amerika und Rußland, und manche Fabriken sind mit ihrem Absatz hauptsächlich auf den Export angewiesen. Gleich dem früheren Klavier fehlte es auch dem Pianoforte nicht an Auswüchsen und Spielereien und neben den angebrachten Pauken und Trompeten sei nur des von dem bereits erwähnten Pariser Pape erbauten Instruments gedacht. Es hatte die Form eines achteckigen Theetisches, konnte vermittelst einer Feder auf der als Fuß dienenden Säule gedreht werden, so daß die Klaviatur, welche gleichfalls durch Federdruck sichtbar gemacht werden konnte, beliebig einer der daran Platz genommenen acht Personen zugänglich wurde. Ein dritter Federdruck ließ eine zweite Klaviatur sichtbar werden und ermöglichte somit die Verdoppelung des Konzerts. Daß die Verbesserungen desselben nach allen Richtungen auch neuerdings noch vielfach Gegenstand des Nachdenkens sind, liegt auf der Hand, und wir lesen von der Anbringung doppelter Klaviaturen, welche die Ausführung schwieriger Musikstücke erleichtern sollen u. dergl. Auch die so viel von sich reden machende Elektrizität hat sich bereits dieses Gebiets bemächtigt, und ein erfinderischer Kopf hat vor gar nicht langer Zeit erst dieselbe an Stelle der bisherigen Mechanik verwandt. Zieht man die mächtige Entwicklung, welche das Klavier bis heute aufzuweisen hat, in Betracht, so ist angesichts des allgemeinen rapiden Fortschritts der Jetztzeit noch gar nicht abzusehen, in welch ungeheurem Grade der menschliche Erfindungsgeist dieses Instrument zum Gegenstand seiner Spekulationen machen kann und wird. Mancher, der das zweifelhafte Vergnügen hat, musiklustige Zimmernachbarn zu besitzen, welche, in totaler Verkennung des Endzweckes dieses Instruments, unbarmherzig die Saiten desselben malträtirend, ihn zur Verzweiflung bringen könnten, mag vorläufig darin Trost finden, daß ja fast alles Gute, bevor es allseitig erkannt wurde, von Ausschreitungen nicht verschont blieb. Und so wird auch das Pianoforte, je mehr es allen Kreisen zugänglich wird, dazu beitragen, daß jene Anlagen der Menschennatur zur Entwicklung gelangen, ohne welche unser Dasein denn doch ein allzu prosaisch-nüchternes sein würde. urt.

Ein Steuerzettel aus dem vorigen Jahrhundert. Daß die „sächsische Höflichkeit“ nicht neueren Datums ist, sondern sich schon in alter Zeit selbst bei heiklen Gelegenheiten glänzend bewährte, beweist nachstehendes Schriftstück, welches vor mehr als 150 Jahren abgefaßt ist, und durch einen Zufall in unsere Hände gelangte. Eine Reichsgräfin v. Flemming wird da in folgender Form zur Bezahlung ihrer rückständigen Steuern aufgefordert:

Gnädige Frau,

Ew. Hochreichsgräfl. Excell. werden sich annoch zuentsinnen geruhen, welchermaßen beym Hochlöbl. Ober-Steuer-Collegio Sie zu Abführung derer wegen Dero Steuer-baren Grundstücken hinterstelligen Quatember-Steuern an 307 Thlr. 15 gr. 6 pf. incl. dieserhalben aufgelaufener Unkosten, umb leidliche Termine angesuchet, und, inhalts ertheilter Deroselben bereits communicirter Signatur, verstrichene Weyhnachten 1721 und Ostern dieses Jahres darzu determinirt worden, Dieselben auch besage ausgestellten Interim-Scheins den ersten Termin an der Helffte obbemelter Post neulichst bezahlen laßen. Nun dann der andere Termin auch allbereit verflossen, und nöthig seyn will, daß die Gelder völlig zur Verrechnung gebracht werden; Als habe bey Ew. Hochreichsgräfl. Excell. dießfalls geziemende Anregung zuthun mich schuldig erachtet, anbey vor die Persohn unter bittende, Sie wollen die Erlegung der anderen Helffte an 153 Thlr. 19 gr. 9 pf. des nechsten zubesorgen, und die sonst unumgängl. Execution hinterziehen zuhelffen geruhen, worzu man denn umb soviel mehr necessitiret werden dürffte, nachdem die wegen Dero Ritter-Guths-Nerdeschütz zuvollziehende Rechnung aufs Jahr 1721 bis dato nicht eingelanget, und dahero mit der zuschlüssenden Creyß-Rechnung einzig und allein darauf gewarttet werden muß. Ew. Hochreichsgräfl. Excell. wolle also auch dieserwegen nöthige Anstalt verfügen, damit man Deroselben mit der Execution nicht beschwerlich fallen dürffe, immaßen solche, vermöge eines allergn. Rescr. d. d. 4. Mart. 1716 en general auf die Ritter-Güther selbst retundiret, iedoch Dieselbe meines Orts damit allezeit lieber verschonet sehen möge, als Der ich mit besondern egard beharre

Ew. Hochreichsgräfl. Excellenz

Dreßden, am 29. May 1722. pp. M E.

Den 3. Jun. 1722.
Hat obstehendes Schreiben der Frau Gräfin von Flemming Excell. der Executor Leonhardt in Dero Hause allhier eingehändigt.

Ob Ihro Hochreichsgräfl. Excellenz zu bezahlen geruht haben und ob der Executor allen Leuten gegenüber so höflich war, steht dahin. Kg.

Literarische Umschau.

Zur Naturgeschichte der „Kölnischen Zeitung“. Crefeld, Verlag der „Niederrheinischen Volkszeitung“. Der Verfasser dieser Schrift ist Ultramontaner und gibt eine Blumenlese von Unwahrheiten, Widersprüchen, grundlosen Verdächtigungen und wie die sonstigen Kennzeichen eines „gesinnungstüchtigen“ „liberalen“ Blattes alle heißen mögen. Zu bedauern ist nur, daß er, einmal an der Arbeit, sich nur auf das Verhältniß seiner Partei zur „Kölnerin“ beschränkte und nicht das Kapitel der Preßkorruption mehr im allgemeinen zum Gegenstand seiner Polemik genommen hat. Stoff würde ja das seitherige Betragen der liebenswürdigen Dame vom Rhein genugsam geliefert haben; die an sich empfehlenswerthe Schrift hätte dadurch auch mehr ein allgemeines Interesse erhalten als dies jetzt der Fall sein kann. urt.

Sprechsaal für jedermann.

Der Fabrikarbeiter **Ernst Wilhelm Hauschild,** aus Chemnitz gebürtig, hat sich vor drei Jahren auf die Wanderschaft begeben, ohne bis jetzt seiner Mutter und Geschwistern über seinen Verbleib Nachricht zu geben. Unterzeichneter bittet höflichst, falls jemand Kenntniß von dem jetzigen Aufenthaltsorte Hauschilds haben sollte, ihm gefälligst Mittheilung hiervon machen zu wollen. Bemerkt wird, daß der Gesuchte einen lahmen Fuß (sogen. Krummfuß) hat.

Schloßchemnitz bei Chemnitz, Leipzigerstr. (Sachsen). Oskar Hauschild.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 22. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Die umfangreiche redaktionelle Thätigkeit, welche der Chefredakteur Schweder in den letzten Wochen entwickelt, hatte seine Arbeitskraft keineswegs ausschließlich in Anspruch genommen. Im Gegentheil! Am intensivsten hatte er nach einer andern, freilich weniger offen zutage tretenden Richtung hin gewirkt. Fast allabendlich war er mit dem Oberbaurath Schneemann zusammengekommen, für dessen unausrottbare Kneiplust er der beste Zechkumpan war. So sehr es aber dem Oberbaurath hauptsächlich um lustige Zechbrüderschaft zu thun war, so sehr handelte es sich für Herrn Schweder fast ausschließlich um wichtigere Dinge. Es galt, dem Oberbaurath eine bestimmte Meinung einzutrichtern, so langsam, so allmählich, daß er selbst nicht merkte, wie er dazu kam, und daß sie mit seinem dicken Schädel felsenfest verwüchse. Und Schweder sollte seine Abend- und Nachtstunden nicht umsonst dem verehrungswürdigen Freunde geopfert haben. Schon am Ende der ersten Woche vertraute Schneemann seinem Freunde Alster an, daß der Weiterbau der Bahnlinie von P. nach Obergstadt bald in Angriff genommen werden müsse. Acht Tage darauf war er der Ueberzeugung geworden, daß dieser Bau ganz unverzüglich, womöglich noch im Herbste desselben Jahres, zu beginnen habe. Und nachdem wieder einige Tage verflossen und der Verwaltungsrath der Bahn seine regelmäßige Monatssitzung hielt, hatte der Vorsitzende desselben, der Herr Justizrath Dr. Wichtel das Vergnügen, ein Exposé des ersten technischen Direktors, der eben niemand anders war, als der Herr Oberbaurath Schneemann, vorzulegen, worin dieser den zwingenden Beweis, wie der Herr Justizrath versicherte, der sich als Jurist auf zwingende Beweise verstand, lieferte, daß die Eisenbahngesellschaft durch eine ganze Armee von Gründen sich genöthigt fühlen müsse, auf der Stelle den von Sachverständigen schon lange geplanten Ausbau der Linie nach Oberbergstadt mit allen Kräften zu betreiben.

Es hatte einen harten Kampf gekostet im Verwaltungsrathe, ehe derselbe in der statutarisch nothwendigen Zweidrittelmajorität sich für die Annahme der schneemann'schen Vorschläge, welche der Justizrath Wichtel eiligst zum Antrage erhoben hatte, zu erwärmen vermochte. Aber die Beredsamkeit des Antragstellers, der, um ungenirter seine Meinung äußern zu können, für diese Sitzung die Leitung der Verhandlungen an den zweiten Vorsitzenden abgegeben hatte, gestützt auf die ellenlangen Kostenzusammenstellungen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen des Erfolgs, trug schließlich den Sieg davon, zumal Alster endlich auch sein gewichtiges Wort in die Wagschale warf und in durchschlagender Rede entwickelte, daß es sich ja eigentlich nur darum handle, die Linie nach Obergstadt durch Anschluß an die Bahnen des Nachbarlandes ertragsfähig zu machen und der Kohlen- und Getreideproduktion dieses Landes die bequemste Verbindung mit ergiebigen Absatzgebieten zu eröffnen. Er selbst sei von vornherein für den Bau der Seitenlinie bis Oberbergstadt nicht gewesen, führte Alster aus, da er gewußt und auch darauf hingewiesen habe, daß sich an diesen Bau weitere Bahnanlagen nothwendig würden anschließen müssen. Der betreffende Beschluß sei aber im Bewußtsein der damals für den Eisenbahnbau ungewöhnlich günstigen Konjunkturen gefaßt worden, und nun frage es sich nur, ob man sich für lange Zeit mit dem gewaltigen Defizit, welches die Linie Oberbergstadt mache, zufrieden zu geben Lust habe, oder ob man, nachdem man einmal A gesagt, auch B zu sagen den Muth habe, und die unerläßlichen Bedingungen für die Rentabilität der Bahn schaffen wolle.

Die Zweidrittelmajorität des Verwaltungsraths sagte denn auch, wie gewünscht, B und acceptirte, als das Eis der ängstlichen Zurückhaltung einmal gebrochen war, leichten Herzens das ganze Alphabet der schneemann-wichtel'schen Forderungen.

Die Vorarbeiten, welche schon vor Jahr und Tag einmal aufgenommen waren, dann aber bei der ungünstigen Aenderung der Zeitverhältnisse unvollendet liegen geblieben waren, sollten sofort von neuem aufgenommen werden. Es wurde eine Präliminarkommission niedergesetzt, bestehend aus dem Justizrath Wichtel, als Vorsitzenden des Verwaltungsrathes, dem Oberbaurath Schneemann, als erstem technischen Direktor, und dem Oberamtmann Licht, der weder Mitglied der Direktion noch des Verwaltungsrathes, sondern einfacher Aktionär war und als Sachverständiger für Güterkäufe galt. Diese Kommission sollte unverzüglich sich überzeugen, welche Ankäufe an Grund und Boden zur Ausführung des beschlossenen Baues nöthig sein würden, und die Unterhandlungen mit den gegenwärtigen Besitzern der zu erwerbenden Länderstrecken einleiten. Sobald es die Witterung im nächsten Frühjahr nur irgend erlauben würde, sei dann, so wurde weiter beschlossen, der Bau selbst, und zwar an einer ganzen Reihe von Plätzen zugleich, aufzunehmen, damit zum Beginn des zweitfolgenden Sommers die Eröffnung der neuen Linie in deren ganzer Ausdehnung stattfinden könne.

Als die „alten Freunde“ Wichtel und Alster mit einander den Sitzungssaal verließen, strahlte der erstere förmlich vor Vergnügen und drückte beim Abschied vor der Thür des Direktionsgebäudes

dem andern warm die Hand. Dieser erwiderte den Druck fast unmerklich; er schien in viel weniger gehobener Stimmung als der Justizrath. Nachdenklich schaute er vor sich hin, und wer ihn heut gesehen hätte auf dem Wege nach seiner Villa, wohin er, wie in neuerer Zeit immer, in geschlossener Equipage und in die Ecke des Fonds zurückgelehnt, sich begab, als läge ihm daran, sich den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, der hätte sich sicherlich nicht genug wundern können über das tiefernste Gesicht und die schweren Seufzer, welche von Zeit zu Zeit über die Lippen des so reichen und angesehenen Mannes kamen.

Der „Tageskorrespondent", welcher, ehe der bedeutsame Entschluß von dem Eisenbahn-Verwaltungsrathe gefaßt worden, mehrere zum Eisenbahnbau im allgemeinen aufmunternde, oder beinahe anstachelnde Artikel gebracht hatte, veröffentlichte tags darauf an hervorragendem Platze und in gesperrter Schrift die Nachricht, daß die Eisenbahngesellschaft, in richtiger Erkenntniß des allgemeinen Bedürfnisses, die Vollendung ihrer Gebirgsbahn beschlossen habe, und knüpfte daran in fulminanter Sprache volkswirthschaftliche Betrachtungen über die materiellen Verhältnisse der von der projektirten Bahnlinie zu berührenden Gegenden, denen dieselbe gewissermaßen erst die Möglichkeit dauernden Volkswohlstandes gewähren, sie der höheren Kultur erst öffnen würde.

Die Präliminarkommission begann sofort ihre Thätigkeit. Die Herren Wichtel, Schneemann und Licht begaben sich ins Gebirge und blieben daselbst vier Wochen — vier Wochen angestrengtester Thätigkeit, wie der Oberbaurath nachträglich versicherte, so oft man das nur anhören wollte, einer Thätigkeit, die außer im Konferiren und Kneipen mit Gutsbesitzern und höheren Beamten auch im Bergesteigen bestand, was dem Oberbaurath, der von seinen 2½ Centnern Körpergewicht noch nicht ein Quentchen eingebüßt hatte, erklärlicherweise ein Greuel war. Das Uebrige besorgten die mitgenommenen Techniker und Planzeichner, die, weil sie die „leichtere" Arbeit hatten — das führte seinen Untergebenen der dicke Eisenbahnchef oft genug zu Gemüthe — recht gern mit sechs bis zehn Mark Diäten nebst Erstattung der Reisekosten vorlieb nahmen, während die Mitglieder der Präliminarkommission es unter fünfzig Mark täglich beim besten Willen nicht thun konnten.

Kaum war die Präliminarkommission zurückgekehrt, so wurde ein Theil der von ihr vorgeschlagenen Käufe abgeschlossen — aber nur ein Theil. Es hatte sich nämlich in ihrer Abwesenheit die bei dem Beschlusse über den Weiterbau unterlegene Minorität des Verwaltungsrathes sehr thätig gezeigt und vor allem nachzuweisen sich bemüht, daß man vorläufig weiter nichts zu thun, als den Anschluß an die nächste große Bahn des Nachbarlandes herzustellen habe. Das machte zwar dem Justizrath und seinen Interessengenossen einen Strich durch die Rechnung, aber es war und blieb doch bei dem vielversprechenden Anfang, von dem aus man dann den ganzen langen Winter über weitergehende Zugeständnisse des Gesammtverwaltungsrathes erschleichen und ertrotzen konnte.

Der früh hereinbrechende Winter schob die Vorarbeiten auf ziemlich lange Zeit hinaus. Und er brachte grade über die Gebirgsgegenden, welche die Bahn durchschneiden sollte und zum Theil jetzt schon durchschnitt, bittere Noth. Es war ein armes Volk, das dort oben hauste — Kleinbauern, ländliche Tagelöhner, Weber bildeten weitaus den Hauptbestandtheil der Bevölkerung. Zwischen drin oder vielmehr hoch über ihr thronten im überschwänglichen Behagen ihrer Magnatenexistenz einige wenige hochadelige Familien auf ihren Majoratssitzen, die sie seit Jahrhunderten innehatten und um welche sich der Löwenantheil des Grundbesitzes zu kolossalen Güterkomplexen zusammengeschlossen hatte.

Die Ernte des letzten Sommers war eine kaum mittelmäßige gewesen und hatte ausländisches Getreide massenhaft auf die inländischen Märkte gezogen. Der „Tageskorrespondent" hatte das Einrücken der tausende und abertausende von böhmischen, ungarischen und russischen Kornsäcken mit einer Jubelfanfare begrüßt. Der Segen des Freihandels zeige sich wieder einmal in seiner vollen Glorie: wie hätten die Getreidepreise steigen müssen, wenn nicht die Fee gekommen wäre, die da heißt: freie internationale Konkurrenz, und ihre schwere Hand dem Uebermuth der inländischen Spekulanten und Getreideproduzenten aufs Haupt gelegt hätte. Aber die Spekulanten und die Getreideproduzenten kamen auch im schlimmsten Fall mit blauem Auge davon, den Kleinbauern jedoch stiegen die Wasser der Noth bis an die Lippen — die Kornwucherer nahmen ihnen ihr bischen Weizen und Gerste nur zu einem Spottpreise ab, sodaß viele nicht einmal die Hypothekenzinsen bezahlen konnten, welche auf ihrem Hab und Gut lasteten, und dem sofortigen Ruin anheimfielen, während die andern gezwungen wurden, die Ausgaben des kommenden Winters auf das äußerste einzuschränken, um bis zu dem neuen, lohnendere Arbeit verheißenden Frühjahr sich hinüberzudarben.

Von der Noth der Kleinbauern im Gebirge nahm der „Tageskorrespondent" keine Notiz und beinahe kein Mensch in den größeren Städten kümmerte sich darum. Der Bauer jammert auch nicht, daß man es weithin gewahr wird, wenn es ihm schlecht geht, sondern er beißt die Zähne zusammen und trägt sein Päckchen Sorge im stillen mit sich herum.

Als aber der Schnee in die Thäler herniederwehte, daß tagelang aller Verkehr von Dorf zu Dorf, an vielen Stellen sogar von Haus zu Haus unterbrochen war; als die Kälte bis zu zwanzig und mehr Grad stieg und die Weber, welche gar keine Arbeit mehr bekamen und dreimal soviel Heizmaterial hätten brauchen können, als in einem gewöhnlichen Winter, mit Latten, Dielenbrettern und jedem Stückchen Holz, das sie aus dem Schnee herausgraben konnten, in ihren Hütten die Wärme zu erhalten versuchten, welche sie brauchten, um nicht elendiglich zu erfrieren; als der Hunger mit seinem Gefolge von Krankheiten und Siechthum den Einzug hielt in das Oberland und ein tausendstimmiger Nothschrei wieder und immer wieder zum Himmel emporhallte, da nahm sich auch der „Tageskorrespondent" der Leute im Gebirge an. Und er that es als die erste der größeren Zeitungen ringsumher, und in langen Aufrufen zu werkthätiger Unterstützung und in wärmsten Worten trat er auf als Anwalt der Nothleidenden jener Gegenden, deren Armuth zu heben er ja schon lange bestrebt gewesen war, indem er für den vielberufenen Eisenbahnbau mit den gewichtigsten Gründen zu Felde gezogen war. Hätte man ein Jahr früher mit diesem Bau begonnen, so wäre Arbeit in Hülle und Fülle im Frühjahr, Sommer und Herbst vorhanden gewesen, keine Hand hätte gefeiert im Gebirge, wenigstens noch einmal soviel, als bei der Weberei und bei der ländlichen Tagewerkerei zu verdienen war, hätte jeder sich erwerben können, der nur Lust und Liebe zur Arbeit gehabt hätte. Man hatte aber die Nothwendigkeit und Dringlichkeit des Eisenbahnbaues nicht eingesehen und deshalb hatte es denn so kommen müssen. So versicherte der „Tageskorrespondent", und er fand Gläubige genug, auch in den hartbedrängten Landestheilen selbst, — Gläubige und Abonnenten.

Daß der „Tageskorrespondent" aber so früh und so laut die Trommel des öffentlichen Mitleids rührte, daran war nicht allein das gute Herz der Redaktion schuld. Eines Tages war der alte Herr Klose erschienen und hatte einen Artikel über die Noth im Gebirge zur Veröffentlichung vorgelegt. Aber auch der alte Herr Klose hatte nicht ganz aus eignem Antriebe gehandelt, als er den Artikel schrieb. Er hatte eines Tages ein kleines, leise nach frischen Veilchen duftendes Brieflein erhalten, das also lautete:

„Lieber und verehrter Lehrer!

Zwei Fragen habe ich heut auf dem Herzen, um deren baldige Beantwortung ich Sie recht herzlich bitte. Ist es denn wirklich wahr, daß oben im Gebirge die armen Leute jetzt während des harten Winters in so furchtbarer Noth sind, daß sie frieren und hungern müssen? Oder daß manche sogar erfrieren und verhungern? Nicht wahr, das letztere ist gewiß übertrieben, es wäre zu schrecklich, wenn es wahr wäre! Und kann denn da garnicht geholfen werden? O, wie glücklich wäre ich, wenn ich wenigstens die Noth eines einzigen Menschen lindern könnte. Und glauben Sie nicht auch, liebster Herr Klose, daß es viele gute Menschen gibt, die helfen können und gewiß, ganz gewiß auch wollen? Nur wissen sie wahrscheinlich nicht, daß es Menschen gibt, die so Noth leiden, wie ich es auch nicht gewußt habe, bis es mir Hildegard Schneemann schrieb, die in Oberbergstadt bei dem Herrn Betriebsinspektor Lesser zu Besuch ist bis Weihnachten. Aber wie macht man nun am besten aller Welt bekannt, wie es da oben im Gebirge aussieht? Wenn Sie zu mir kommen wollten — nur auf einen Augenblick, ich will Sie gewiß nicht lange aufhalten — da würde ich Ihnen den Brief von Hildegard zeigen. Nicht wahr, Sie kommen? Ich habe Sie ohnehin schon wenigstens acht Tage nicht gesehen, und ich würde denken, Sie seien krank, wenn mir Papa nicht gesagt hätte, daß er Sie gesehen hat und daß Sie wieder gar so sehr viel arbeiten. Also auf baldiges, recht baldiges Wiedersehen und herzliche, herzliche Grüße von Ihrer Ihnen innig ergebenen Wanda Alster.

Nachschrift. Wenn Sie Fritz Lauter sehen, so bitte, grüßen Sie ihn von mir auch recht freundlich. Eigentlich sollte ich auf ihn recht böse sein, denn er ist erst ein einziges mal bei uns gewesen, seit wenigstens zwei Jahren, und das war, Sie wissen es ja am besten, in der ersten Woche, nachdem er Redakteur geworden war. Ich habe ihn ausdrücklich eingeladen, er ist doch mein Jugendfreund und sollte sich immerhin um seine älteste Freundin etwas kümmern, und die gute Frau Doktor hat ihn auch eingeladen — sie hat jetzt großen Respekt vor ihm, seit er etwas Tüchtiges geworden ist, wie sie sagt. Verzeihen Sie die lange Nachschrift und lachen Sie mich deshalb nicht aus, bester Herr Klose, ich befinde mich wirklich in Aufregung wegen des Briefes von Hildegard Schneemann. Nun aber nochmals Adieu und auf Wiedersehen!"

Der alte Herr Klose hatte den in zierlichen, aber trotz aller Flüchtigkeit festen Zügen geschriebenen Brief kaum gelesen, so hatte er sich auch schon auf den Weg nach der Villa Alster begeben. Von der eben erst im Ausbruch begriffenen Hungersnoth im Gebirge hatte er schon gehört, aber nur dunkle, zweifelvolle Gerüchte waren nach P. gedrungen. Er sah den Nachrichten, welche der Brief der Tochter des Oberbauraths enthielt, daher mit Spannung entgegen. Und es war so, wie Wanda gefürchtet hatte; Hildegard Schneemanns Mittheilungen sahen garnicht aus wie Uebertreibungen — sie wiederholten nur mit möglichster Treue, was ein Freund des Betriebsinspektor Lesser, welcher als höherer Steuerbeamter viel mit dem Landvolke in Berührung kam, selber beobachtet und berichtet hatte.

Da war allerdings jeder Mensch zur Hülfsleistung verpflichtet, soweit er nur immer zu helfen vermochte, und zu unverzüglicher Hülfsleistung, denn hier war offenbar äußerste Gefahr im Verzuge.

Nun schmiedeten denn die beiden, der alte, welterfahrene Mann und das siebzehnjährige, lebensunkundige Mädchen, in seltener Uebereinstimmung eine ganze Menge Pläne, von denen einer nach dem andern in raschester Aufeinanderfolge zur Ausführung gelangte.

Herr Klose schrieb seinen von edelster Menschenliebe diktirten Artikel; Herr Alster empfahl dem Chefredakteur Schweder auf Antrieb seiner Tochter nicht nur die sofortige Aufnahme desselben, sondern er veranlaßte Schweder auch, einen zweiten Aufruf zur Einsendung von Unterstützungen an Geld, Heizmaterialien und Winterkleidungsstücken zu erlassen und sich im Namen der Redaktion zur Empfangnahme derselben bereit zu erklären; daraufhin wurde ein Hülfscomité gegründet, zu dessen Vorsitzenden Alster erwählt wurde; ferner wurden Wohlthätigkeitskonzerte abgehalten; der alte Herr Klose hielt auf Wanda's Bitten mit größter Bereitwilligkeit, ja mit einer Art heiligen Eifers, einen Cyklus von drei Vorträgen über interessante literarhistorische Themata zum Besten der Nothleidenden im Gebirge, und Wanda sorgte dafür, daß die Billets, deren Preis sie selbst, zum großen Entsetzen des Vortragenden selbst, auf drei Mark ansetzte, in ihrem großen Bekanntenkreise untergebracht wurden; ein Wohlthätigkeitsbazar wurde eröffnet — kurz, der ganze Apparat, mit dem die öffentliche Wohlthätigkeit in Szene zu gehen pflegt, wurde aufgeboten, und da er vom besten Willen geleitet wurde, so kamen denn auch in kurzer Zeit beinahe hunderttausend Mark baares Geld zusammen, und für nicht viel weniger wurden Kleidungsstücke, Kohlen, Holz und dergleichen beigesteuert.

Selbstverständlich hatte auch Fritz Lauter sein gutes Theil dazu beigetragen, daß die Flamme des allgemeinen Mitgefühls durch den „Tageskorrespondenten" unausgesetzt angefacht wurde. Fast alle Artikel über den Nothstand, mit Ausnahme des von Herrn Klose geschriebenen ersten und des von Schweder verfaßten Aufrufs, flossen aus seiner Feder; er stellte die Berichte der im Gebirge erscheinenden kleinen Lokalblätter zusammen, zog eigene Berichterstatter heran, indem er sich an die Ortsgeistlichen und die Schullehrer einer ganzen Reihe von Städten und Dörfern wandte und sie zur Einsendung von Schilderungen der Zustände in der von der Noth heimgesuchten Gegend aufforderte, und ließ, so oft es nur immer ging, den Aufruf zur Unterstützung von neuem abdrucken. Eines Tages brachte er unter andern auch eine Nachricht, die große Sensation hervorrief. Die Unterstützungen, welche von P. ausgingen, waren einige Wochen regelmäßig der Ortsbehörde von Oberbergstadt, welches die größte Stadt in jenem Landestheile war, zur Vertheilung überliefert worden. Auf einmal kamen von verschiedenen Seiten zugleich Nachrichten, welche es außer Zweifel setzten, daß die guten Oberbergstädter nicht nur zunächst, sondern ausschließlich die Bewohner der Dörfer in der nächsten Umgebung ihrer Stadt bedachten und sich um die von der Noth viel härter bedrängten Weber und Bauern tiefer im Gebirge drin garnicht kümmerten. Diese Nachricht übergab Fritz, dessen Zuverlässigkeit und Umsicht ihm in der Redaktion schon eine ziemlich selbständige Stellung errungen hatte, sofort der Oeffentlichkeit mit dem Zusatz, daß es am besten sein würde, wenn das Hülfscomité von P. selbst oder vertrauenswürdige Abgeordnete desselben sich in die nothleidende Gegend begeben und die Vertheilung der Unterstützungen in die eigne Hand nehmen würde.

Die Gemeindebehörde von Oberbergstadt versuchte sich zu vertheidigen, aber von dem Vorwurfe, die nöthige Umsicht und Unparteilichkeit außer Acht gelassen zu haben, vermochte sie sich nicht zu reinigen. Der Vorschlag des „Tageskorrespondenten" fand daher Beifall, und das Hülfscomité deputirte drei Herren, denen sich ebensoviel ältere Damen anschlossen, ins Gebirge. Kaum zwei Tage war die Deputation fort, so liefen ihre ersten Berichte ein. Sie lauteten trostlos. Die Noth war noch viel größer, als man vermuthet hatte, und viel größere Bevölkerungstheile waren davon ergriffen. Die bisher eingegangenen Unterstützungen, — die vom Hülfscomité in P. gesammelten betrugen mehr als die Hälfte alles dessen, was im ganzen Lande beigesteuert worden war, — hatten gewirkt wie der Tropfen Wasser auf einem heißen Stein. Die Privatwohlthätigkeit mußte sich zu viel umfassenderen Leistungen aufraffen, als bisher, und die Deputation zur Vertheilung der Unterstützungen brauchte Succurs, vier, fünf — nein, wenigstens zehn, zwölf Personen noch mußten ihr helfen, wenn man in den nächsten Wochen alle von der Noth ereilten Dörfer im Gebirge besucht und den Nothleidenden einige Hülfe gebracht haben wollte.

Man mußte es dem Hülfscomité in P. lassen, — es that, was in seinen Kräften stand. Die Aufrufe in den Zeitungen, die Wohlthätigkeitskonzerte, Theatervorstellungen, Vorlesungen u. s. w. jagten einander, und für guten Besuch und respektable Einnahmeüberschüsse wurde immer gesorgt. Aber damit ließ man sich noch nicht genügen; Herr Alster stellte bei der Stadtbehörde einen Antrag auf Gewährung einer größeren Unterstützungssumme aus städtischen Mitteln, und sorgte durch brillante Reden, wie sie P. lange nicht mehr gehört hatte, in der Stadtverordnetenversammlung für die Annahme seines Antrags. Wanda Alster und Herr Klose waren auch auf einen neuen Gedanken gekommen, dessen Ausführung viel Geld zusammenbrachte. Sie schlugen vor, regelmäßige Wochenbeiträge zu zahlen, und Wanda ging mit leuchtendem Beispiele voran, indem sie fünf Sechstel ihres reich bemessenen Nadelgeldes zu opfern sich freudig bereit erklärte. Alle jungen Damen von P., die auch Nadel- oder Taschengeld erhielten, auf das zu verzichten sich lohnte, folgten nach, und den jungen Damen schlossen sich junge und alte Herren und schließlich ältere Damen in großer Zahl und gleicher Opferwilligkeit an. Auch die Landesregierung sah endlich die Nothwendigkeit ein, die Hülfsquellen des Staates zur Hebung des Nothstandes zu öffnen, und so flossen denn Gelder und Unterstützungen aller Art in reichem Maße nach dem Gebirge, und die Deputation des Hülfscomités von P., das sich in seiner Thätigkeit trefflich bewährte, hatte mehr als je alle Hände voll zu thun und rief lauter als zuvor nach persönlicher Beihülfe. Und auch diese wurde ihm zutheil; ein ganzes Dutzend von Damen und Herren, die sich eines gesunden Körpers und energischen Willens bewußt waren und von dringenden Geschäften nicht belästigt wurden, gingen als Freiwillige nach Oberbergstadt, und unter diesen Freiwilligen befanden sich auch der alte Herr Klose, die Frau Doktor Winter und Wanda Alster.

Auch der „Tageskorrespondent" that ein Uebriges. Er sendete einen Spezialberichterstatter ins Gebirge und kündigte tägliche Bülletins über den Fortgang der Unterstützungsthätigkeit an.

Dieser Spezialberichterstatter war der gewiegte Journalist Herr Prell, der schon in der ganzen Welt in gleicher Eigenschaft herumgekommen zu sein behauptete und mit der stolzen Versicherung abreiste, er werde beweisen, daß er im höchsten Grade der Haupttugend eines reisenden Zeitungskorrespondenten theilhaft sei, jener fabelhaften Eigenschaft der Allgegenwart und Allwissenheit, wie sie nur die berühmtesten Kriegskorrespondenten der berühmtesten Weltblätter entwickelt hätten.

Er schien nicht zuviel behauptet zu haben — der Journalist comme il faut. Vom ersten Tage seines Aufenthalts im Gebirge an hagelte es förmlich von Berichten auf die Redaktion des

„Tageskorrespondenten" hernieder. Heute schrieb er aus dem einen Thalwinkel, von dem selbst landeskundige Einwohner von P. kaum jemals im Leben etwas gehört zu haben sich erinnerten, morgen aus einem andern, der von dem ersteren fünfzehn Meilen und mehr entfernt lag. In zehn Tagen hatte er aus zehn verschiedenen Orten Berichte gesendet. Fritz Lauter schüttelte bedenklich den Kopf über diese ungeheure Thätigkeit seines Kollegen, und auch der Chefredakteur war erstaunt, aber nicht grade freudig erregt über Prells quantitativ enorme Leistungen. Die Berichte zeigten nämlich eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit einander und litten an einer Ueberwucherung von Mitleids- und Elendsphrasen, daß der allen Ergüssen zweckloser Schreiblust feindselige Rothstift des Chefredakteurs reichliche Arbeit fand. Gegen die thatsächlichen Mittheilungen des Kollegen Prell hatte die Redaktion weniger einzuwenden, dafür interessirten sich für diesen Theil seiner Thätigkeit Ortsbehörden und Privatleute im Gebirge umsomehr und suchten dieses ihr Interesse durch ganze große Kränze von Entgegnungen und Berichtigungen zu beweisen.



Ein Riesentintenfisch. (Seite 263.)

Endlich kam eine mit größter Sicherheit auftretende Nachricht, welche die außerordentliche Vielgeschäftigkeit des Herrn Prell in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen ließ. In einem anonymen Schreiben wurde der löblichen Redaktion des „Tageskorrespondenten" mitgetheilt, daß ihr Herr Spezialberichterstatter eine erstaunlich einfache Methode erfunden habe, um sich über die Verhältnisse und Vorgänge im Gebirge zu informiren: er reise nämlich unermüdlich zwischen Oberbergstadt und der nächsten Eisenbahnstation vor Oberbergstadt hin und her und verbringe auf dieser Station Tage und Nächte mit Kneipen und Hazardspielen, ebenso wie er es in Oberbergstadt thue.

(Fortsetzu g folgt.)



Die Sternwarte des Benediktinerstifts Kremsmünster. (S. 264.)

Die deutschen Vor- und Taufnamen.

Von **M. Wittich.**

(Schluß.)

Beziehung auf das **Volksganze**, dem einer angehörte, wurde genommen durch Zusammensetzungen mit dem Worte Volk oder Thiuda, Theoda, Diet, was dasselbe bedeutet. Volkmar oder Dietmar ist gleich der im Volke Berühmte, Dietrich gleich der durch Reichthum unter dem Volke hervorleuchtet, oder dem viel Volks als Heerführer gehorsamt; Hrod, Rod, Rud in Zusammensetzung bedeutet Lob und Ruhm, Mogin — Megin soviel wie Macht und Ansehen. Rat gleich Rath, Wohlberathenheit, und Hogu gleich Sinn, Gedanke, weisen auf das Gebiet des Verstandes, der natürlich auch seine anerkennende Werthschätzung fand.

Eine reiche Fülle von Namen läßt sich schon aus diesen wenigen angeführten Elementen zusammensetzen oder ableiten und dann wieder auflösen und erklären. Da ziehen sie vor unserm geistigen Auge vorüber, die Recken der Vorzeit, die Siegfried, Gunther, Dietrich, Hugdietrich, Wolfdietrich, Rotherich, Rother, Walther, Gundomar, Thiodolf, Wigolf, Guntram, Hildebrand und Hadubrand, Volkmar, Diethelm und wie sie alle heißen, und geben uns ein Bild, eine Ahnung von dem, was unsere Altvorderen waren in altersgrauer Vorzeit.

Das eigenste, was der Mensch besitzt, das ist sein Name. An dem Laut desselben erwacht sein Bewußtsein, und wenn schon längst Gras über seinem Hügel wächst, so lebt das Andenken noch fort in seinem Namen. Je weiter wir in das Alterthum hinaufsteigen, um so zahlreicher und um so sinnvoller werden die Namen. Ihren Stolz wie ihre Sehnsucht, ihren Glauben und ihren Aberglauben, ihre ganze Lebensanschauung legen ursprüngliche Völker in ihren Namen. Und all' das spiegelt sich treulich wieder in den altgermanischen Personenbenennungen.

Auch der Glaube spielt seine Rolle bei unserm Gegenstand. Wenn auch nicht die Götternamen selbst den Menschen beigelegt wurden, so doch Zusammensetzungen, welche Beziehungen zu den „Ewigseienden" aussprechen, wie Frowin, d. i. der Freund des Gottes Fro, Godwin ist der Gottesfreund im allgemeinen; Oswald deutet auf Asen, die Bezeichnung der Himmelsgötter, hin, und Alfred und Alberich hängen mit den Alfen oder Elfen zusammen. In modernen Adreßbüchern kann man noch weitere Spur davon finden; so habe ich in verschiedenen den alten Sturmriesen Fasold angetroffen.

Thusnelda, den Namen der Gattin Armins, der die Schlacht im Teutoburger Walde gewann, erklärt Grimm als Thursinhild, d. i. Riesenkampf, und die Riesen, die in den meisten Religionen eine große Rolle spielen, sind in der Regel nichts anderes als Sinnbilder der rohen Naturgewalten, älteste Götter, die schon in heidnischer Zeit von mehr innerlich aufgefaßten Göttergestalten aus ihren Himmeln gestürzt wurden. Eine höhere Gesittung brachte edlere Götterpersönlichkeiten mit sich, und wenn die Römer später jede Tugend allegorisch zu einer persönlichen Gottheit erhoben, so ging freilich nach der andern Seite den Göttern immer mehr ihre Persönlichkeit verloren.

Bei Betrachtung dieser mit altheidnischer Religion zusammenhängenden Namen tragen wir nach, daß unsere Ueberschrift **Taufnamen** ihre Berechtigung wohl hat, indem die Taufe nichts spezifisch Christliches ist, sondern eine rechtlich-religiöse Ceremonie, bei der symbolisches Besprengen des zu Taufenden mit Wasser, eine Abwaschung, auch bei den alten Germanen stattfand. Auch waren den christlichen Pathen entsprechende Taufzeugen dabei anwesend, deren Namen häufig dem Kinde beigelegt wurden, meist die des Oheims von mütterlicher Seite oder des Großvaters, welche besonderen Einfluß auf den jungen Erdenbürger erhielten. Auch kam es vor, daß man von zwei Namen je einen Bestandtheil nahm und diese zu einem neuen zusammensetzte, wie denn fast alle ältesten Namen zusammengesetzte waren, obgleich auch einstämmige, wie z. B. Karl u. a. m., sich finden. Wie frühe aber schon die Namen in ihrer Bedeutung nicht mehr verstanden wurden, beweist der Umstand, daß oft zwei solche zusammengesetzte Theile sich einander aufheben, wie z. B. in dem Mädchennamen Fredegund, d. i. Friede-Krieg oder Krieg-Friede!

Die letztbehandelte Gruppe von Namen bildet den passenden Uebergang zu der folgenden, welche aufkam, als ein neuer Glaube Mode wurde in Deutschlands Gauen. Als die alten Heidengötter dem christlichen Platz machen mußten und im Volksglauben zu Teufeln und Dämonen herabsanken, brachte man die neuen Namen, die den Täuflingen beigelegt wurden, in eine, dem Glauben nach, glück- und heilbringende Beziehung zu dem neuen Allvater oder irgendeiner Person seines Himmels, wobei das Buch der Bücher als Vorrathskammer von Namen benutzt wurde. Davon waren auch die Namen des alten Testamentes nicht ausgenommen, wozu ein deutscher Namenforscher bemerkt:

„Es ist überhaupt ein tragikomischer Zug in unserer christlichen Kultur, daß wir den Juden all' ihre bedenklichen Geschichten, Sinnsprüche, Weisheitsregeln, das Beste ihrer Religion, ihre Namen, ihre Heiligen und sogar unsern Erlöser abborgten und sie zum Danke dafür immer schunden, hingen und brieten. Die Geschichten Dietrichs von Bern, Karls des Großen, Otto des Großen, von Christoph Schmid für die Jugend bearbeitet, würden mehr moralische Eindrücke hinterlassen, als die unmoralischen Geschichten von König Saul, David und Salomo. Die deutschen Kinder werden immer so erzogen, als wenn sie recht tüchtige Juden werden sollten. Sie müssen alle hebräischen Mythen auswendig lernen, doch von der deutschen Vorzeit hören sie nichts!"

Das bischen Teutonismus wollen wir mit in den Kauf nehmen, das Wort hat ein Korn Wahrheit. Kirchliche, biblische und religiöse Namen, d. h. hebräisch-griechisch-lateinische, wurden massenhaft eingeschleppt. Am frühesten der Drachentödter Georg, hinter dem der Deutsche so ein Stück Siegfried schmecken konnte, der ja auch Drachen getödtet hat; dann Johannes, wegen seiner privilegirten Stellung unter den zwölf Aposteln, als „der, den der Herr lieb hatte". Am zahlreichsten hielten diese Fremdlinge ihren Einzug in der Zeit nach der Reformation, die Josef, Johann, Jakob, Matthias beginnen immer häufiger zu werden. Daneben her gehen Neubildungen in ächter, deutscher Form, Traugott, Leberecht, Fürchtegott und ähnliche mehr.

Bei größerer Völkerbewegung wanderten auch viele andere **fremde** Namen bei uns ein. Die Namen verdienter und berühmter Männer wurden begreiflicherweise um ihres ehrenvollen Klanges willen zunächst aufgenommen, wie man umgekehrt verhaßte Namen nicht wohl gern seinem Kinde beilegen mochte: Nero hat es zwar zum Hundenamen gebracht, als Personenname ist er wohl nicht häufig gebraucht worden, ebenso wenig Judas, wegen des verrätherischen, geldgierigen Judas Ischarioth, der Christus verrieth. Hier waltete nur, wie in anderen Dingen auch, übermächtig die Göttin Mode, die schon in alter Zeit eine große Rolle spielte. Wilhelm war im 12. Jahrhundert ein in Frankreich sehr beliebter Name; als ein Herzog von der Normandie auf den Einfall kam, seine gleichnamigen Gäste allemal an einen Tisch zusammenzusetzen, saßen an dem Wilhelmstisch 110 Personen, und da waren nur die Edlen, nicht aber ihre Leute mitplacirt. In der Zeit des Humanismus wurden große Namenanleihen bei den alten Griechen und Römern gemacht und es wimmelte in deutschen Gauen von Leuten, die Cäsar, Achilles, Scipio, von Mädchen, die Dorilis, Amaryllis und ähnlich hießen. In der Zeit der Verwelschung Deutschlands, vom dreißigjährigen Krieg und weiterhin bis zu Goethe's Zeit, waren die durch den französischen Schmelztiegel gegangenen griechischen und lateinischen Namen besonders nobel. Da begegnen uns in Leben und Dichtung auf Schritt und Tritt die Horace, die Leander, ja auch ein Herr Alceste ist von da zu uns gewandert, den es sonst nie gegeben hat, da das Griechische, woher dieses Monstrum stammen soll, nur den Frauennamen Alkestis kennt! So gehen mit Ueberkultur allemal Sprachverderberei und Sprachbarbarei Hand in Hand. Hier war eben die deutsche Gründlichkeit in die Brüche gegangen, wie ich schon einmal bei den Fremdwörtern zu zeigen Gelegenheit hatte. Im Gegensatz zu diesen vornehmen Herrschaften finden wir als Bezeichnungen für den „gemeinen Mann" Namen wie Hinz und Kunz, die Abkürzungen von Heinrich und Konrad, und Scherzbildungen wie Stax und Matz; diese an Schimpfnamen grenzenden Benennungen waren für den Pöbel da, für den jene zu gut waren! In manchen Dichtungen steigt denn auch nicht selten ein solcher feiner, patschulìduftender Leander von seinen Höhen herab, um einem guten dummen Stax Hörner auf-

zusetzen oder ein andres gebranntes Herzleid anzuthun, und — wunderbar zu sagen! — die Dichter und ihr Publikum finden das allerliebst, drollig!

Noch wunderbarer aber ist, daß das Volk auch selbst gemeint hat, die Namen zerfielen in Klassen, von denen gewisse für es unzugängig, wenigstens nicht schicklich seien. So sträubte sich ein dem Verfasser befreundeter Familienvater, seinen Neugeborenen Walther zu nennen, weil dieser Name „zu vornehm" sei! Der Junge heißt nun Karl, als ob dieser Name, den Kaiser und Könige getragen, weniger „vornehm" wäre! Bei jenem vorgeschlagenen Namen hat sich nun einmal das Volk eingebildet, weil er nicht so weit verbreitet ist, wie der andere, er müsse etwas Rareres, Edleres sein, und alle Einwendungen des Verfassers, daß derzeit die Sprache noch Gemeingut aller sei, wie die Luft und der Sonne Licht, fruchteten nicht das Geringste!

Wir wollen nun zum Schluß gestehen, daß wir immer eine rechte Freude und Lust an alten deutschen Namen gehabt haben, aber wir achten auch die schönen, bedeutsamen Fremdnamen. Ein deutsches Kind und ein deutscher Name ist für uns ebenso wenig ein Widerspruch, wie ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und ein altgermanischer Name. Wie einer heißt, ist gleichgiltig, wenn er seinem Namen nur Ehre macht, er braucht ihn nur zur Wahrheit zu machen, da die Namen fast alle eine gute, ehrende Bedeutung haben bei allen Völkern, wenn nicht grade, wie bei den Neuseeländern, die Sitte herrscht, dem Kinde den Namen eines Vogels, eines Flusses, eines Eilandes oder von sonst einem Naturgegenstand beizulegen.

Und nun noch zum Schluß eine Bemerkung über die Zahl der Namen, welche eine Person trägt. Das Natürlichste und Ursprüuglichste ist, nur einen Namen für eine Person zu geben. Von dem Familiennamen soll hier garnicht die Rede sein, das wäre ein ganzes Kapitel für sich. Nichtsdestoweniger legte man aber später einem Täufling oft mehrere Namen bei, besonders war dies bei gekrönten Häuptern der Fall, die dafür eigentliche Familiennamen nie führen. Ein spanischer Infant, der 1794 geboren ward, bekam nicht weniger als vierundfünfzig Taufnamen. Diese Sitte (oder Unsitte?) fand nun auch Eingang in bürgerliche Kreise und rief landesherrliche Verordnungen hervor, welche eine gewisse Grenze für die Zahl der Taufnamen festsetzte; so erlaubte die Magdeburger Kirchenordnung vom Jahre 1685 nur zwei derselben.

Wiewohl der Stoff hiermit noch keineswegs erschöpft ist, nehmen wir für heute Abschied vom freundlichen Leser, vielleicht auf Wiedersehen auf diesem Gebiet!

Die Urgeschichte der Menschheit.

Von Dr. **A. Prowe.**

Der Wissenstrieb läßt die Menschen nimmer ruhen. Alles möchte der sterbliche Geist erkennen; zumal in der Jugend gleicht die Sehnsucht nach allumfassendem Wissen geradezu dem körperlichen Gefühl des Durstes und heißt daher auch wirklich Wissensdurst. Derselbe kann bis zur Krankhaftigkeit gesteigert werden und führt dann, wie jede Uebertreibung, zum Uebel. Denn er erstreckt sich nicht nur auf die gesammte Welt der Erscheinungen, sondern es sucht noch hinter den sichtbaren Dingen die rastlos schweifende Einbildung ein geheimes Leben und malt sich leichtgetäuscht eine eigene freierfundene Welt von Schemen aus. — Auch die unbekannte Zukunft möchte der Mensch durchdringen und auf diese widersinnige Wißbegier ist von jeher eine Reihe der seltsamsten Täuschungen gegründet worden, die sogar staatliche Anerkennung fanden und z. B. bei den Römern allen Ernstes zu religiös-politischen Institutionen Anlaß gaben.

Nicht minder verlangend richtet sich in die ferne Vergangenheit der träumerisch forschende Blick. Da jedoch besonders muß man sich vor dem luftigen Spiel betrüglicher Hypothesen hüten und den ganzen strengen Ernst der Wissenschaft bewahren. Es ist so verlockend, schnellfertige Schlüsse zu bauen, die ermüdende Arbeit des angestrengten Suchens abzukürzen und als vollsicheren Besitz anzunehmen, was kaum erst halb verbürgt ist. Aber der nie rastende Verstand untersucht jede schwache Begründung von neuem und findet die mangelhaften Seiten eines scheinbar wohlgesicherten stolzen Gebäudes bald heraus. Nur Schritt für Schritt darf man vorgehen. Zu klein ist der Vorrath zuverlässiger Urkunden vor aller Schrift und sehr gering daher die Anzahl wissenschaftlicher Wahrheiten, welche sich auf die Urzeit unseres Geschlechts und seines irdischen Wohnballs beziehen.

Wir wollen die hierüber augenblicklich geltenden Ansichten unseren Lesern in nachfolgender Zusammenstellung vorführen.

Das allgemein bei den alten Völkern — nicht nur in der Bibel — uns aufgerollte Gemälde eines paradiesischen Zustandes im Anbeginn der Menschheit darf, verständig aufgefaßt, nicht für ganz unrichtig gelten. Eine Vergleichung mit den sogenannten Wilden lehrt nämlich, daß geregelte Arbeit, ermüdendes Denken, maßvolle Selbstbeherrschung nichts uns Angeborenes ist. Im Gegentheil glaubt die Mehrzahl der heutigen Forscher annehmen zu müssen, daß der Urmensch nach Art der baumdurchkletternden Vierhänder unbekleidet auf geflochtenen Zweigen, in leichtverwebten Astnestern lebte, von Früchten genährt und in kleinen Familien sorglos zusammenhausend; wahrscheinlich noch sprachlos. Denn es gibt Gründe, welche uns anzunehmen zwingen, daß die Rassen, im Großen genommen, sich schon getheilt hatten, ehe die Sprache erfunden war. Demnach könnte die Sprache kein ursprünglicher Artunterschied heißen, nicht das charakteristische Kennzeichen der Menschheit sein. Der aufrechte Gang erleichtert diejenigen Kehlkopfoperationen, die das artikulirte Sprechen hervorbringen; darum sagt man, vermögen die gefiederten Zweifüßler allein unter den Thieren dem ungefiederten Zweibein nachzusprechen, d. h. gegliederte Laute zu erzeugen. Der aufrechte Gang des Menschen, sagt man ferner, wäre nur etwas späterhin Erlerntes, nichts Angeborenes. Auch die Liebe zu Glanz und Putz theilt der Mensch mit den Vögeln; sie erscheint also dem unbefangenen Blick ebensowenig wie Gang und Sprache als das unterscheidende Merkmal des Menschengeschlechts. Der englische Reisende Wallace hat uns wunderbare Schilderungen von reizend geschmückten Lustlauben der Paradiesvögel entworfen. Die Künste des Nesterbauens, Webens und Mörtelns, wird der vorurtheilsfreie Beobachter sagen, sind im Vergleich mit den rohen Zuständen botokudischer Laubhütten gerade so gut wie die Zellen der Bienen und die Wunderbauten der Termiten dem Kunstsinn der Urmenschen weit überlegen. Auch darf man sie nicht, nach einer etwas plumpen Auffassungsweise, für Aeußerungen eines dumpfen Instinkts erklären, die Verfertiger solcher Kunstwerke nur als aufgezogene Uhrwerke ansehen. Hiergegen spricht schon logisch der Begriff des Kunstvermögens; denn auch der menschliche Künstler hat einen dunklen Drang in seiner Seele, das vorgeahnte Werk, einem innerlich geschauten Zweck entsprechend, ideal, d. h. allseits vollkommen zu gestalten. Diesen dunklen Zweck nun fühlt auch das künstelnde, schmückende, schaffende Thier in seiner Seele vorweg, sucht ihn in die sichtbare Wirklichkeit hinaus mit dem gegebenen Stoffe darstellend auszuführen, zu erfüllen. Auch ist noch keineswegs erwiesen, daß die kunstbegabten Thiergeschlechter sich seit Anbeginn der Schöpfung nie verbessert, ihre Thätigkeit nie vervollkommnet hätten. Im Gegentheil fand man Entwicklungen der Ameisenarten, die geradezu an menschlichen Fortschritt erinnern. Hierher rechnen wir nicht nur die, wie Darwin nachgewiesen, allmählich erst entstandene Institution der Sklaverei bei gewissen Spezies, sondern auch die durch einen seiner stillbegeisterten Nachfolger in Italien entdeckte Kunst einiger dortigen Ameisengattungen, ihr geerntetes Getreide zu mälzen, d. h. die Angewöhnung derselben, ihre eingesammelten Körner zu entkeimen und durch Dörren zur Zuckergährung zu bringen; nicht minder — wenn auch umgekehrt aufzufassen — gehört hierher die dem veränderten Klima angemessene Abgewöhnung des Honigsammelns bei den australischen Bienen u. dgl. m.

Ueberhaupt muß man von vornherein Verdacht hegen, wenn sich Stimmen gegen die Gleichstellung des Thier- und Menschengeistes erheben. Der Rassenhochmuth ist gemeinhin Ursache solcher Bekämpfung des einfach Gegebenen: nämlich der Annahme, daß die Geschlechter der nährenden Erde im Urkeim gleich sein müssen. Widersacher dieses uranfänglichen Grundgedankens haben auch oft noch andere, noch dunklere Gründe zum Verketzern eines

so einfachen Gemeinplatzes, den die Alten sorglos als selbstverständliches Denkgesetz hinnahmen. Man fürchtet für die „Grundwahrheiten der Religion“, wenn die Menschenseele für nichts Besseres als die thierische erklärt werden soll. Nun! darauf antwortet schon der frömmste aller christlich germanischen Dichter, Klopstock, in seiner Frühlingsfeier.

Dem Grade, nicht der Art nach, verschieden sind Menschengeist und Thiergehirn. Durch die einzige, graduellgesteigerte, Höherentwicklung des, in seiner Urbeschaffenheit gleichartigen, Denkens hat der Mensch sich über die anderen dumpfen Geschlechter der kinderreichen Erde zu erheben gewußt. Seine Intelligenz fing aber sehr bescheiden an: Beweis die Njam-Njam! Im Putzen des eigenen Körpers erst offenbart sich der zum Selbstbewußtsein aufsteigende Mensch zuvörderst unserm forschenden Blick als ein vom anderen Säuger- und Vogelgeschlecht verschiedenes warmblütiges Wirbelthier; als eine höhere Spezies der Gattung homo, zu der ein unbefangener Denker wie Linné auch die Affen bekanntlich rechnete; — zugleich mithin als denkende Abart der Gattung, als homo sapiens.

Ja, die Sucht, den eigenen Körper mit fremdartigen Sachen zu putzen, ist, soweit wir bis jetzt wissen und sehen, dem Menschen allein gegeben. Dies Thun nämlich setzt voraus eine Unterscheidungsfähigkeit des eigenen Ich, wie sie nur der händebegabte Zweibein allein sich erworben hat. Unendlich langsam war natürlich der Fortschritt bis zum wirklichen Selbstbewußtsein — von jenem ersten Anfange an, da der Mensch seinen Körper als Gegenstand für seine Seelenthätigkeit gleichsam objektivirte, d. h. wie etwas Fremdes förmlich von sich selbst ablöste. Gemacht aber war der Anfang durch den ersten Schritt des Behängens mit anderen Dingen, des Tätowirens, des Durchbohrens der Lippen, Ohren, Nase. Dies Alles nun setzt wieder voraus die Uebung im Gebrauche von Werkzeugen, mit denen gleichsam spielend, sich zuerst der Mensch den eigenen Körper zu stechen und zu schaben gelernt haben mag.

Der Gebrauch von Werkzeugen konnte bisher bei keinem der menschenähnlichen Affen, geschweige denn bei irgend einem anderen Thiere, nachgewiesen werden. Nun beruht aber alles künstliche Wirken der greifenden Menschenhand zu allerletzt auf diesem allein endgültig das Menschengeschöpf von anderen Wesen unterscheidenden Merkmal seiner Gattung, dem Gebrauch von Werkzeugen. Wo immer daher z. B. mit Steinen zerklopfte Mark- oder Röhrknochen gefunden werden, vermuthen wir die Existenz des Menschen; wo Feuersteine in Messerform auftreten, kann man gleichfalls schwer an ein Naturspiel glauben; wo aber gar gebrannte oder auch nur an der Sonne gehärtete Thonscherben liegen: ist die Anwesenheit von Menschen unbezweifelbar.

So sind wir denn beim ersten Punkt unserer Betrachtungen angelangt.

Gebrannte Scherben sind kein Naturgewächs, wie noch vor 400 Jahren allgemein von den ausgegrabenen Urnen geglaubt ward. Versteinerte Knochen sind ebensowenig als die nach Voltaire von Pilgern auf hohe Berge verschleppten Muscheln Zufälligkeiten. Selbst Leonardo da Vinci war schon klüger und gründete die Paläontologie oder Urzeitkunde durch seine verständige Erklärung der Petrefakten.

Wenn aber letzere nur die Geschichte der Erde und ihrer pflanzlichen wie thierischen Urbewohner enthüllen, da noch kein versteinerter Mensch in unbestreitbar sicherer Urschicht gefunden ist, so offenbart sich der eigentliche Urmensch uns in den steinernen oder versteinerten Resten seiner Existenzmittel.

Von diesen urgeschichtlichen Funden also wollen wir reden.

Es sind: 1. die Topfscherben oder auch ganze Gefäße; 2. die Steinwerkzeuge; 3. die Mahlzeitspuren und -Reste.

Tief unter dem Nilschlamm Aegyptens finden sich Scherben in einer Schicht desselben, die auf ein Alter des Menschengeschlechts von Jahrzehntausenden hinweist. Längst ist man diesen und ähnlichen Weisthümern gegenüber zu der festen Annahme gelangt, daß die Jahre der biblischen Urzeitrechnung nicht mit unserer jetzigen Zählweise zu vergleichen sind. Die Geschichte der Menschheit ist nach Graf Adolf Schacks poetischer Fassung „Jahrhunderttausende“ alt.

Hierauf leiten auch ganz andere Betrachtungen hin.

Dies Jahrhundert hat Wissenschaften geboren, von denen die früheren Jahrhunderte nichts geahnt: vor allem die Vergleichung der Sprachen und Mythen. Aus ihr aber hat sich endlich nun die jüngste Wissenschaft der Völkerpsychologie entwickelt, welche die gesammte Geisteswelt des Menschthums zu umschreiben sucht. Wie jung auch immer das ganze Gebiet dieser gelehrten Sammelwissenschaften sein mag, die geradezu unzählbare Masse Mitarbeiter hat ihnen zu einem ungeheuren Aufschwung verholfen. Die ruhigste Betrachtung aller bis jetzt gesammelten Ergebnisse zwingt dazu, von unserem Geschlecht eine Dauer vorauszusetzen, die weit alle bisherigen Schätzungen überragt und sich den Riesenzahlen altindischer Zeitrechnung nähert.

Beispielsweise lehrt die Sprachgeschichte, daß Abänderungen, wie Jakob Grimm sie entdeckt und „Lautverschiebung“ genannt hat, allein schon immer nach vielen Jahrhunderten erst sich vollziehen. Nimmt man nun an, daß die s. g. indogermanischen Sprachen ihre Veränderungen, die weit durchgreifender sind, in verhältnißmäßiger Zeit vollbracht haben, so führt auch diese Annahme wieder auf Jahrzehntausende, wie der Fund ägyptischer Thonscherben und die Steinwerkzeuge s. g. vorsintfluthiger Schichten oder die dänischen Kjökkermöddings, d. h. Küchengemüll, zusammengebackene Reste von Mahlzeiten der Urmenschen mit Spuren von Thieren, die jetzt in Europa ausgestorben sind. Beispielsweise findet man Austernschalen auf dem Festlande der Ostseeprovinzen, obwohl die allzu salzarme Ostsee keine Austern mehr nährt. Dieselben entstammen demnach muthmaßlich einer Zeit, da die Ostsee noch mit dem Weißen Meer zusammenhing. Nun aber hebt sich die ganze finnisch-skandinavische Platte so langsam, daß auch diese Ausrechnung wieder auf ein Alter der menschlichen Ostseeanwohner führt, welches weit in die Jahrtausende rückwärts reicht.

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg**.

(Fortsetzung.)

Wie ein Schiffer nach einer gefahrvollen Fahrt mitten im weiten Ozean ein kleines, grünes Eiland begrüßt, an dessen Gestaden er sein Fahrzeug ankern läßt, um sich endlich einmal einen Tag der Ruhe zu gönnen, — mit demselben frohen Gefühle schlug ich gestern hier meine Wohnung auf. Von meinem Fenster aus begrüße ich den ruhig dahinströmenden Fluß mit seinen waldigen Ufern. Ein liebliches Bild, das sich da vor meine Augen stellt, und ein Hauch der Freiheit zieht durch meine kranke Brust. Mir ist um vieles wohler, als in der letzten Woche. — Ich hoffe, nicht mehr so schrecklich zu träumen, wie in der vorigen Nacht. — Alles Fürchterliche, was sich eine Fieberphantasie nur zusammenreimen kann, hatte sich in diesen kurzen Traum hineingedrängt. Ich will die Erinnerung durch Beschäftigung endlich zu tödten suchen.

Mein lieber Vater! Du fragst mich, aus Besorgniß mißtrauend, ob es denn wirklich die Thätigkeit meines Berufs allein gewesen sei, die meinen sonst so gesunden Körper untergraben? — Ich habe darauf nur ein einfaches Ja. Nichts mehr, nichts weniger. Soll ich noch einmal die jüngste Vergangenheit schildern? — Laß mich schweigen, mein lieber Vater, laß mich vergessen und laß mich der Ruhe genießen! — Ich habe gelernt, viel gelernt; mein Auge ist geschärft, mein Urtheil ist tiefer geworden.

Ob ich nach Berlin zu meinem Berufe zurückkehre? — — Wenn mich nicht die Noth zurückdrängt, dann: Nein! — Ich habe einen Plan, den ich aber noch nicht entdecken will. Man muß nicht zu früh aus der Schule plaudern; das ist Art der Schwätzer, nicht der Männer. — Fürchte nicht für meine Zukunft! Solange ich selbst das Steuer nicht verloren, ist keine Noth! — Bruder Gustav ist schon seit vier Wochen in der Lehre! Es freut mich, zu hören, daß er mit Fleiß bei der Arbeit ist. Ein jeder Arbeiter, der seines Geschäftes Herr ist, verdient die

Achtung, die keinen Unterschied der Arbeit kennt und nur nach Gesinnung und Fleiß fragt. Gustav ist ein offener Kopf. Er wird bei einiger Aufmunterung schon zu einer achtungswerthen Stellung emporschreiten. — Ach, bloße Wissenschaft macht den Menschen nicht aus! Das sehe ich täglich mehr ein und beeifere mich auch, die Vollkommenheit des Herzens zu erlangen. — —

Aus dem Tagebuch.

Mein neuer Stundenplan ist fertig. Früh morgens mit den Hühnern verlasse ich mein Lager, nehme in einem Nachbarhaus meine Milch ein, mache dann einen kleinen Spaziergang und kehre zurück, um mich mit meinen sehr vernachlässigten Wissenschaften zu beschäftigen. Mittags bin ich dann ziemlich erschöpft, eine längere Ruhe und eine weniger anstrengende Arbeit ist eine naturnothwendige Forderung. Während in Berlin um diese Stunde erst das richtige Leben beginnt, treibt es mich hier schon zum Schlaf. Ich fühle, daß diese veränderte Lebensweise auf mein Gemüth besonders wohlthuend einwirkt. Ich bin poetischer seit einigen Tagen, seitdem neue Empfindungen den traurigen Eindruck der letzten Erlebnisse verscheucht haben. Oft, ja mehr als zu oft, denke ich trotzdem noch nach Berlin zurück, und wenn ich glaube, recht fern zu sein, bin ich mit meinen Gedanken bei Luise Bürger oder bei dem ehemaligen Heldentenor. Dann werde ich wieder traurig und komme mir selbst recht elend vor.

Die freie Zeit, die ich mir sparsam gönne, benutze ich meist zu Spaziergängen nach Sanssouci und anderen sehenswerthen Plätzen. Da Potsdam an Wochentagen eine gradezu todte Stadt ist, so stört mich niemand in meinen Betrachtungen. Auf einer einsam gelegenen Bank, von einem lauschigen Plätzchen aus, hänge ich meinen Träumereien nach, dichte zuweilen auch einige Verse und versuche, meinen Gedanken lauten Ausdruck zu geben. Ich habe mich nicht an die Etiquette einer lästigen Welt zu kehren, und lebte so recht angenehme Tage, wenn nicht zuweilen die Zukunft wie ein schwarzes Gespenst auf mich losschritte und meinen Frohsinn verjagte. — Dann ist es jedesmal aus mit meinem Stillleben, an die Stelle der beschaulichen Lyrik tritt die geharnischte Dramatik, und mehr gezerrt als selbststrebend, greife ich zu meinen Büchern, die mir aus dem Dienst der Sklaverei zur Flucht verhelfen sollen. Ein freundlicher alter Herr, ein Doktor, der in unserm Hause wohnt, hat mir seine Bibliothek zur Verfügung gestellt, und darin ist soviel schwer Geschütz, daß es für meinen Geist ein rechtes Labsal ist, damit eine Zeitlang arbeiten und die Beschränktheit des lieben Hirnkastens bombardiren zu dürfen. Mein Tisch ist mit Folianten belagert, und ich hätte nur einen Wunsch: ohne Unterbrechung, tagaus, tagein, mit diesen Zeugen menschlichen Strebens und Wissens thätig verkehren zu können. Leider aber bin ich nur ein Mensch, und obendrein ein recht armseliger, kranker Mensch, und mein Kopf und meine Brust mahnen mich oft mehr als eindringlich an diese Erkenntniß des Ich. „Du anmaßender Gesell," spricht eine Stimme in mir, „der du aus deinem winzigen Stück Unglück einen Berg zusammenbläst, denke an die Unglücklichen in den Gassen, in den Dachstuben der Hauptstadt! — Sahst du nicht selbst die wahre Gestalt des Elends? — Und du? — Bist du nicht ein Glücklicher unter jenen allen? Geh, und prahle nicht mit eingebildetem Unglück!" —

Theuerste Seele! Zu dem beifolgenden Bündel, das verschiedene Aufsätze von meiner Hand enthält, will ich nur noch einige Bemerkungen machen. Vermeide jede Rücksicht, die man sonst einem Freunde zuwendet, und sei ein recht strenger Kritikus. Nur so lerne ich, und lerne Dich noch höher schätzen. Wo Du einen Schnitzer findest, da markire; wo Du mich auf falschen Wegen findest, da halte inne und bedeute mich des Irrthums; in einem Worte: Laß nichts durch Deine Finger gleiten, was nicht Deinen Beifall hat. — Unter den Manuskripten befindet sich ein Aufsatz über Religion und Glauben. Ich habe mit vieler Lust dieses Thema behandelt und glaube, damit eine Deiner Lieblingsbetrachtungen getroffen zu haben, in der Du ganz besonders sattelfest bist. Bisher hielt ich, trotz Deines öfteren Mahnens und Hinweises, das Erörtern dieser Fragen für wenig fruchtbringend, ja eine Art von Scheu empfand ich, wenn zufällig das Gespräch sich darauf richtete, aber jetzt habe ich eingesehen, daß man vor allem darauf bedacht sein muß, über die Grundfragen sich ins reine zu setzen, ehe man sich mit den Konsequenzen aus denselben beschäftigt. Gründlichkeit und Klarheit, sagte immer einer meiner Lehrer, wenn wir in der Mathematik Seiltänzersprünge machten, und Du bist ganz der Mann, hier aus voller Seele beizustimmen und zu rufen: Endlich also doch! — Ja endlich, mein Theuerster, bin ich auch in diesem Punkte auf Deiner Seite, und ich will Dir nicht verheimlichen, wie ich dazu gekommen bin. Meine Wirthin, Frau Sander, eine intelligente, recht belesene Person, fragte mich am vorigen Sonntag-Vormittag, ob ich zur Kirche ginge. Ich sagte ihr, daß es nun wohl zwei Jahre her sein möchten, seitdem ich eine Orgel gehört, daß ich im übrigen aber auch nicht den geringsten Trieb besäße, mir in der Kirche etwas erzählen zu lassen, was ich weit schöner und besser bei mir zuhause mit Muße und Andacht in mich aufnehmen könnte. — Frau Sander ließ sich durch diese Antwort nicht befriedigen, sondern fügte hinzu: Sie sind doch kein Atheist? — Ein Zweifler bin ich, versetzte ich, kein Atheist. Mein Glaube geht durch die Pforte des Wissens und meine Seligkeit ist Ausfluß meines Verstandes. — Sie nickte darauf, nahm ihr Gesangbuch und wünschte mir einen guten Morgen. — Am Montag früh, als ich inmitten meiner Bücher saß, suchte sie mich auf, und nach einigen unwichtigen Redensarten brachte sie das Gespräch auf den „Glauben". Sie erzählte mir, daß sie vor Jahren in Dresden bei einem Gelehrten gedient habe, der auch ein Gottesleugner gewesen und sich öfters, wenn die Gelegenheit sich geboten, bemüht habe, sie der Kirche abtrünnig zu machen. Das sei zwar nicht möglich gewesen, habe jedoch bewirkt, daß sie sich eifriger in der heiligen Schrift umgesehen und so ihren ererbten Glauben gekräftigt und gestärkt habe. Dafür wisse sie dem Gelehrten noch heute Dank. — Da ihre ganze Redeweise und die Art, wie sie über den Gelehrten sprach, meine Opposition herausforderte, so enthüllte ich ihr meine Ansichten mit sanftem Eifer, sodaß Frau Sander über meine Suada überrascht war und gestand, ich hätte eigentlich das Zeug zu einem guten Pfarrer, für den wäre ich nun freilich leider verloren, denn ich sei ein höchst ungläubiger Mensch.

Fast kein Tag vergeht mehr, an dem nicht Frau Sander mit mir religiöse Betrachtungen pflegt. Sie ist eifrige Zuhörerin, wirft mir wohl eine oder die andre Bibelstelle ein, aber sie bleibt beim Alten, wie so ziemlich alle Frauen, indem sie kopfschüttelnd sagt: „Das ist alles recht schön und richtig. Sie sind ein recht kluger Mensch, aber — ich glaube es doch nicht. Ihre Ansichten sind vermessen!" —

Während ich heute wieder auf meinem gewohnten Platze im Parke saß und in mein Notizbuch einige Gedankenspäne einzeichnete, bemerkte ich auf einmal in meiner Nähe einen kleinen Knaben. Seine Kleidung ließ mich vermuthen, daß es das Kind eines vornehmen Mannes sei. Er sah mich forschend an und näherte sich mir mit stolzer Miene. „Was machst du hier?" fragte er mich. „Ich schreibe," sagte ich lächelnd. — „Was schreibst du?" fragte er weiter. „Das verstehst du noch nicht, mein Lieber," entgegnete ich im vorigen Tone. — „Warum sagst du ‚du' zu mir?" — „Weil du noch ein Kind bist!" — „Mein Lehrer und alle Menschen müssen aber Sie sagen, sie müssen es und ich will es so," setzte der Knabe sein Zwiegespräch mit mir fort, indem er eine befehlshaberische Geberde machte. — „Ich bin nicht dein Lehrer," versetzte ich unangenehm berührt, „und werde auch noch lange nicht Sie zu dir sagen, du kleiner Mensch!" — „Du mußt es, hörst du? — Du mußt es, und ich werde es Herrn von Orten sagen, daß er es dich lehrt!" — „Schön," rief ich, „geh' hin und laß dir von Herrn von Orten für deine Unart eine tüchtige Lektion geben." — Das Bürschchen ging. Der kleine Zwischenfall begann mir jetzt Vergnügen zu bereiten, denn ich war neugierig, den Hofmeister des kleinen, hochfahrenden Prinzen persönlich kennen zu lernen. — Nach einigen Augenblicken sah ich eine Person die Allee heraufkommen und sich auf mich zu bewegen. Bei mir angelangt, begrüßte mich der sorgfältig frisirte und geleckte Herr mit einer flüchtigen Handbewegung und begann, mich mit den ausgewähltesten Redensartrn über meine angebliche Ungezogenheit gegen den Prinzen X zur Rede zu stellen. — Ich lächelte zuerst und versetzte dann ziemlich kurz: „Der Schlingel verdient wegen seiner Ungezogenheit eine Züchtigung, ob er Prinz ist oder nicht. Daß man artigen Kindern nicht schlimm begegnet, ist selbstverständlich, und das sollten Sie als Gouverneur doch wohl am besten begreifen." — „Sie sind hier Gast im Parke!" rief das hochfahrende Individuum zornig. „Sie sind ungezogen und mit der Etiquette völlig im unklaren!" Er murmelte noch etwas von Achtung für hochgestellte Personen und dergleichen, und da ich kein Ende in dieser Angelegenheit voraussah, so brach ich mit den Worten ab: „Mit Menschen,

die die Aufgabe der Jugenderziehung so verstehen, pflege ich keinen Umgang; ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“ — „Der Park wird Ihnen künftig verschlossen sein,“ hörte ich hinter mir herrufen, während ich langsam und gemessen von dannen schritt. — Unterwegs kreuzte ein alter Herr meinen Weg, den ich schon öfter auf meinen Spaziergängen getroffen und mit dem es sich gut und freimüthig sprechen ließ. Ich erzählte ihm von der kleinen Komödie, worauf er mir sehr ernst erwiderte: „Ja, ja, das nennen sie Erziehung, wenn sie ein paar gelehrten Kammerdienerseelen die jungen Menschen zur Unterweisung übergeben und dieselben nach der leidigen Tradition großsäugen lassen. Man katzbuckelt vor den kleinen Kerlen, spricht mit ihnen, als wären sie erwachsene Menschen, und flößt ihnen mit dem erwachenden Bewußtsein die Ueberzeugung ein, daß sie von besserem Holze, als andere Menschen. Dazwischen konversirt man in verschiedenen fremden Sprachen, übt sie in der peinlichen Befolgung der Umgangsformen und übertüncht die Leere des Verstandes durch Näscherei von einigen Wissenschaften, die vielfach nach der Tradition des Hauses zugeschnitten sein müssen. Von der wirklichen Welt sehen diese Kinder soviel fast wie nichts. Sie schauen alles aus der Vogelperspektive. Noth und Drangsale der Welt, die Bedürfnisse des Volkes sind für sie unbekannte Inseln. Sie kennen vielleicht deren Namen, aber damit ist auch der Born des Wissens erschöpft. Die Weltgeschichte gibt uns die schlagendsten Beweise solcher Erziehungsverkehrtheiten.“ — Der alte Herr erzählte mir noch lange, was er in dieser Beziehung auf dem Herzen hatte, und ich schied von ihm mit dem Bewußtsein, daß, wo die Mittel sind, nicht immer auch die rechte Einsicht Einkehr gehalten habe. — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Technik.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Von **H. W. Fabian**, Ingenieur in Frankfurt am Main.

I. Die Verwerthung der Wasserkräfte.

B. Erforderliche Maschinen und Apparate.

2. Apparate zur Umsetzung mechanischer Arbeit in Wärme.

Wir haben gesehen, wie auf verhältnißmäßig einfache Weise sich mechanische Arbeit in Elektrizität, durch das Zwischenglied von elektrodynamischen Maschinen, umsetzen läßt; es ist nun klar, daß für einzelne Fälle, beispielsweise für den Betrieb von landwirthschaftlichen und Feldarbeiten, es zweckmäßiger sein kann, den elektrischen Strom wiederum direkt in mechanische Arbeit umzusetzen, anstatt sich noch des weiteren Zwischengliedes, der Wärme, resp. der Dampferzeugung, zu bedienen, auch für die Erzeugung des elektrischen Lichtes in isolirten Brennern wird man dieses Zwischengliedes besser entbehren.

Nur da, wo es sich um die gemeinschaftliche Speisung der Bedürfnisse der motorischen Kraft, der Wärme und des Lichtes 2c. für große Kooperationsgebiete, d. i. für ganze Städte resp. Stadttheile, centralistisch organisirte Landwirthschaftsbetriebe u. s. w. handelt, wird das universale Zwischenglied des Dampfes zur richtigen Anwendung und Ausnutzung gelangen. Die richtige Auswahl der einzelnen Arten der Nutzbarmachung der Wasserkräfte muß natürlich immer der Praxis überlassen bleiben, indem die Art der Wasserkräfte, ob centralistisch oder mehr differentiirt gestaltet, sowie die Art der erforderlichen Leistungen in gleicher Weise hier den Ausschlag geben.

Jemehr indessen das Centralisationsprinzip, sowohl bezüglich der räumlichen Akkumulation, wie bezüglich der verschiedenen Arten von Dienstleistungen durchgeführt werden kann, desto größer werden die ökonomischen und auch die mit diesen nothwendig verbundenen hygienischen Vortheile, von mannichfachen anderen hier ganz abgesehen. Es ist demnach leicht begreiflich, daß wir in vernünftig centralistisch organisirten Industrie- und Landwirthschaftsbetrieben, das sozial-ökonomische Ideal auf Grund physikalisch-mathematischer Einsicht erkennend, dieser und nicht der auf dem Systeme der Differentiation beruhenden Produktion und Agrikultur unser Hauptaugenmerk zuwenden; demnach auch mehr dem universalen Umsetzungsmittel, dem Dampfe, unsere Aufmerksamkeit schenken, als der nur für isolirte Bedürfnisse zweckmäßigen Umsetzung des hier durch die motorischen Wasserkräfte erzeugten elektrischen Stromes in mechanische Arbeit.

Wie wir schon einmal Gelegenheit hatten zu bemerken, berühren uns die event. sozialen Konsequenzen hier nicht; wenn diese zur Zeit faktisch nicht als die erfreulichsten gelten können, so sind wir einsichtsvoll genug, um das rein Aeußerliche und Zufällige von dem Innern und Nothwendigen zur Unterscheidung zu bringen und ausgehend von der Erkenntniß, daß die inneren und wesentlichen Entwicklungsgründe der Produktion im Großen und Ganzen, trotz aller event. momentanen Gegenströmungen, die leitenden sind und bleiben, und das bei der Zunahme solcher inneren Entwicklungsfermente auch Formen der Organisation und Nutznießung gefunden werden müssen, die sich denselben voll und ganz, mit Ausschluß des Widersinnes, anschließen.

Wenn Centralisation und kooperative Arbeit an sich „Steigerung der Produktivkraft der Arbeit“ bedeuten, so muß nach den Gesetzen der Einheit aller Natur- und Weltprozesse, mit Einschluß derjenigen der menschlichen Handlungen, dieser Satz logischer- und gerechtermaßen auch auf das Individuum in zutreffender Weise seine Wirkung äußern.

Immerhin wird es auch von Werth sein, die direktere Verwerthung der Wasserkräfte hier in einer Einschaltung kurz zu erläutern. Wir benutzen hierfür das Beispiel eines elektrischen Pfluges, wie derselbe u. a. in Frankreich zur Anwendung gelangte. Zur Rechten und Linken eines Feldes werden zwei Gramme'sche Maschinen aufgestellt, die dadurch, daß sie auf vierräderige Wagen (Pflug-Haspel) gesetzt sind, bewegt werden können. Diese Haspel rollen auf einer Trommel ein Drahtseil auf und ziehen damit einen Pflug mit vier Scharen, wovon jedoch bloß zwei gleichzeitig funktioniren. Ist der Pflug bei der einen Haspel angekommen, so wird dieser festgestellt; man setzt dann den anderen Haspel in Bewegung und der Pflug zieht neue Furchen in entgegengesetzter Richtung. Jeder dieser Haspel wird durch zwei Gramme'sche Maschinen bewegt, welche den Strom von zwei anderen ähnlichen Maschinen erhalten, die am Orte der Turbinenanlage 2c. sich befinden; sind keine Wasserkräfte vorhanden, so kann natürlich auch Dampfkraft zur Anwendung kommen. Mittels eines Kommutators kann man nach Belieben den rechten oder linken Haspel in Drehung versetzen. Die vierräderigen Wagen lassen sich in analoger Weise bewegen; es genügt zwei Räder einzurücken und die Bewegung der Gramme'schen Maschinen setzt nicht mehr die Haspel, sondern die Räder des Wagens in Drehung. In gleicher Weise werden die Wagen nach jedem Gange des Pfluges verstellt und neue Furchen neben den vorhergehenden gezogen. Ebenso werden noch durch den gleichen Vorgang die Wagen am Morgen auf das zu bearbeitende Feld und am Abend unter ein Schutzdach geführt. Derartige Versuche theilt u. a. Alfred Niaudet in der von Prof. Carl herausgegebenen Zeitschrift für angewandte Elektrizitätslehre mit, 1879 Bd. I. Nr. 9. Hier ist der linke Haspel in Thätigkeit und anstatt der Wasserkraft ist es hier die Dampfkraft mit diesbezüglicher Aufstellung im Fabrikgebäude, welche den elektrischen Strom erzeugt. Die elektrische Eisenbahn funktionirt in ähnlicher Weise wie der elektrische Pflughaspel; so lassen sich natürlich auch durch Kombinationen mit landwirthschaftlichen Maschinen mehr oder weniger alle Feldarbeiten betreiben; man kann sich demnach inmitten eines großen Feldes einen gemeinschaftlichen Betriebsmotor aufgestellt denken, der durch das Mittel des elektrischen Stromes seine Bewegungen auf entsprechende Entfernungen zu nutzbaren Arbeitsvollrichtungen transmittirt.

Mit Rücksicht auf die Verwerthung der Wasserkräfte wird man derartige Centralpunkte dorthin verlegen, wo sich diese befinden; selbstverständlich kann es sich jedoch bei derartig centralisirten Landwirthschaftsbetrieben nur um eine Ergänzung der Dampf- durch Wasserkraft handeln, da dieselben nicht überall und vertheilt existiren.

Es kann hier nicht als Aufgabe betrachtet werden, das Landwirthschaftswesen der Zukunft nach dem Prinzipe einer vernünftigen Centralisation nach allen seinen Seiten hin klar zu legen, wir werden dazu vielleicht später einmal kommen; doch so viel dürfte schon aus diesen Andeutungen hervorgehen, daß eine derartige Lösung nicht nur möglich, sondern auch mit ganz gewaltigen ökonomischen Vortheilen verknüpft sein muß; insbesondere werden dieselben auch noch aus den centralistisch gestalteten landwirthschaftlichen Gebäuden und dem hierdurch bewirkten Umschwung der dortselbst stattfindenden Arbeiten hervorgehen. Außerdem werden die Gebäude und Anlagen, verglichen mit denjenigen des differentiirten Oekonomiesystems, ganz erhebliche Verbesserungen in architektonischer und hygienischer Beziehung wahrnehmen lassen. Durch den vollendeten Maschinenbetrieb, der, wie schon früher erläutert, an sich das Prinzip der Centralisation ausspricht, werden die rohen mechanischen Arbeitsleistungen mehr und mehr von Mensch und Thier zur Ablösung kommen und diese werden, ihrer inneren Natur entsprechend, immer mehr nach der ästhetischen und intellektuellen Seite hin zur Entwicklung geführt. Die gesammte Kultur wird einen neuen und lebendigen Aufschwung nehmen zu immer größerer Blüthe und Vollendung. Es ist keine Frage, daß nach den hier angedeuteten Gesichtspunkten die Dörfer und Gebäude der Landwirthschaft, die zwar dann mehr großen und stattlichen Fabrikanlagen in ihrem Aeußeren gleichen werden, auch der Wohlthaten einer gemeinsamen Centralheizung, Ent- und Bewässerung, Beleuchtung u. s. w. theilhaftig zu werden vermögen; es wird dann auch das Paradoxon schwinden, daß der ländliche Aufenthalt trotz seiner ursprünglichen Vorzüge, dem großstädtischen gegenüber, wie es zur Zeit meistens der Fall ist, der ungesundere ist. Zwecks Umsetzung der Wasserkräfte in Wärme ließe es sich denken, daß man auf die Heizflächen großer Dampfkessel eine Reihe kolossaler elektrischer Brenner resp. Kerzen einwirken ließe, um so den Dampf zu erzeugen. Natürlich wäre auf eine möglichst vollständige und gleichmäßige Mittheilung der strahlenden Wärme auf den Kessel zu achten, welches sich aber durch zweckentsprechende Mantel-

konstruktionen, die Kerzen und Kessel einzuhüllen hätten, sowie durch geeignete Führung der heißen Gase und der erhitzten Luft wohl bewerkstelligen ließe.

Einfacher und ergiebiger dürfte sich aber die Heizung der Kessel bewerkstelligen lassen durch Feuerungsanlagen für die Zersetzungsprodukte des Wassers, welche Zersetzung durch Einwirkung des elektrischen Stromes auf Wasser erfolgen kann. (Schluß folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Traufil.

(Fortsetzung.)

Kehren wir zu den Versuchen zurück, welche von fast allen seefahrenden Nationen gemacht worden sind, um die nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Eine im Jahre 1743 in London erlassene Parlamentsakte, bestimmte dem ersten, welcher auf nordwestlichem Wege in den Großen Ozean gelangte, zwanzig tausend Pfund Sterling, sowie dem ersten Schiffe, welches den Nordpol kreuze, fünf tausend Pfund Sterling. Hierzu fügte der Prinzregent 1819 noch Preise von fünf bis fünfzehn tausend Pfund Sterling. Die nächste dadurch hervorgerufene Expedition bestand aus vier Schiffen; Trent und Dorothea unter Kapitän Buchan, Alexander und Isabella unter Kapitän Roß. Buchan gelangte bis unter 80° 32′, Roß bis 77° 40′ nördlicher Breite. Parry, welcher 1820 und 1822 dieselbe Tour machte und bis unter 113° 46′ westlicher Länge gelangte, erhielt den vom Parlament ausgesetzten ersten Preis. Er entdeckte die Amsterinsel. Kapitän Sabine gelangte 1822 von Spitzbergen (eine Inselgruppe im Eismeer zwischen dem 75° und 80° nördlicher Breite) bis zum 81° und 1823 von Grönland aus bis zum 83° nördlicher Breite.

Schon an der von Buchan geleiteten Expedition hatte ein junger Mann theilgenommen, dessen Beruf auf die späteren Nordpolexpeditionen von wesentlichem Einfluß war und dessen Schicksal fast die ganze Menschheit bewegte. Dieser junge Mann war John Franklin (geboren zu Spilsby 1786), der nach einem abenteuerlichen Seemannsleben im Auftrage der englischen Regierung gleichzeitig mit Kapitän Parry eine Landreise von der Hudsonsbay zur Mündung des Kupferminenflusses unternahm, wobei er eine reiche wissenschaftliche Ausbeute machte. 1822 unternahm er eine nördliche Forschungsreise und kam bis nach Kap Turnagain, gerieth aber in Lebensgefahr und wäre nicht nach England zurückgekehrt, wenn nicht mitleidige Eskimos ihn gerettet hätten. Zum Marine-Postkapitän ernannt, erhielt er 1825 von der englischen Regierung die Aufgabe, nordwestlich zu steuern und die Beringsstraße zu erreichen zu suchen. Am 18. August 1827 war er bis zu 70° 30′ nördlicher Breite und 150° westlicher Länge vorgedrungen, als die vorgerückte Jahreszeit und Eisberge ihn nöthigten, umzukehren. Er hatte nach dieser Reise die Befriedigung, in zwei Ausgaben und fünf Bänden dem Publikum eine Fülle von schätzbarem Material zur Bereicherung der geographischen Wissenschaft und der Ansichten über den Erdmagnetismus vorzulegen. Die Regierung lohnte seine Verdienste mit der erblichen Ritterwürde. Erst fünfzehn Jahre später betrat er wieder das gefährliche Gebiet der Entdeckungen, und zwar sowohl infolge einer Aufgabe der londoner Sozietät der Wissenschaften, wie der mächtigen staatlichen Unterstützung. Am 19. Mai 1845 reiste er ab, war am 4. Juli bei den Walfischinseln, am 26. Juli in der Melvillebay und wurde von jetzt ab nicht mehr gesehen. Man blieb drei Jahre ohne Nachricht von ihm und wurde im höchsten Grade besorgt um sein Schicksal.

Franklins Gattin betrieb die Ausrüstung der ersten Aufsuchungsexpedition, welche 1848 unter Moore und Roß abging; gleichzeitig unternahmen Richardson und Dr. Rae eine Landreise durch Nordamerika bis in die unwirthbaren Regionen der Eskimos.

Eine zweite Expedition lief 1849 sowohl von der Baffinsbay als von der Beringsstraße aus, 1850 eine dritte unter John Roß, und eine vierte von dem amerikanischen Kaufmann Grinnel ausgerüstete.

Zur selben Zeit sandte die Frau des verschollenen Franklin den Kapitän Forsyth mit einem Schiffe zur Nachforschung aus. Sowohl diese als alle ihre folgenden Unternehmungen bis 1854 blieben ohne allen Erfolg. Erst im letztgenannten Jahre erfuhr der unermüdliche, für die Wissenschaft und für Franklins Geschick gleich lebhaft sich interessirende Dr. Rae auf einer Landreise von Eskimos, daß einige Jahre früher etwa vierzig weiße Männer durch Mangel an Nahrung und Obdach umgekommen seien. Einige Wochen darnach fand Dr. Rae an der grönländischen Küste dreißig Leichname und fünf auf einer kleinen, nahe am Strande liegenden Insel. Da er diese Leichname an Kleiderfetzen und anderen Zeichen als europäische erkannte, von den Eskimos auch Theile von Kompassen, Gewehren, Fernrohren, silberne Löffel, Gabeln u. s. w. erhielt, so setzte sich bei ihm die Ansicht fest, daß Franklin mit seinen Gefährten umgekommen sei. Spätere, nicht einseitig zur Aufsuchung Franklins, sondern auch zur weiteren Verfolgung der früheren Entdeckungen unternommene Expeditionen nach der Polarregion, worunter die Landreisen von Drase und Simpson 1837 bis 1839 vom Eiskap bis zur Mündung des Kastor- und Polluxflusses, die Seereisen von M'Clure und Belchers, 1850 bis 1852, welche die hohe Wahrscheinlichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt und die Gewißheit ergaben, daß das Polarmeer über 80 Grad nördlicher Breite eisfrei, namentlich hervorzuheben sind, ergaben in Bezug auf Franklin nur das Resultat, daß er vermuthlich im Jahre 1846 am Kap Riley Lager gehalten habe. Die Lady Franklin schöpfte aus den ihr durch die letzten Forschungsreisen gewordenen Mittheilungen die Hoffnung, daß entweder ihr Gemahl oder doch einige seiner Gefährten noch am Leben sein könnten. Sie wendete sich mit der Bitte um anderweite Ausrüstung einer Erforschungsexpedition an die englische Regierung; diese erkannte jedoch ein solches Unternehmen als ein hoffnungsloses, und die Dame, deren Herz den letzten Trost nicht aufgeben mochte, rüstete nun auf eigene Kosten das Schraubendampfschiff „Fox" zu einer Expedition aus, welche Kapitän M'Clintock befehligte. Mitte 1857 ging das Schiff nach den Eisregionen ab. Kapitän M'Clintock, dem der Lieutenant Hobson guten Beistand leistete, durchsuchte nicht nur die Wasserregionen, wobei er schwimmende Eisberge von einer Meile Umfang und 250 Fuß Höhe mit tunnelartigen Durchfahrten von 100 Fuß Breite, 50 Fuß Höhe und 80 Fuß Spannung antraf, sondern ließ auch durch Hobson das Land der Eskimos genau durchforschen.

Die Eskimos, deren Name von dem bei ihnen beliebten Essen roher Fische abgeleitet ist, bewohnen das ganze arktische Amerika, haben große, runde Köpfe, breites Gesicht mit dicken Backen und hervorstehenden Backenknochen, schwarze, lange und straffe Haare, schlaffes Fleisch, dicken Rumpf, dünne Beine und kleine Hände und Füße. Die größten sind fünf und einen halben Fuß hoch. Ihre kupferfarbige, ins Schwärzlich Gelbe spielende Haut strotzt stets von Schmutz und Fischthran. Die nördlichen Stämme, welche in Lederbooten (Kajaks) fahren, wohnen, wie die indianischen Bewohner der Hudsonsbaykompagnie in Erdhütten und verzehren fast nur rohe Fische, Fischthran und Seehundsfleisch; die südlichen Stämme, deren Boote ausgehöhlte Baumstämme bilden, finden mehr Pelzthiere vor. Gegen eiserne Geräthe und andere wirthschaftliche Artikel tauschen sie Seehundsfelle, Eisbärenfelle und Thran aus. Obschon sie Todfeinde der die Hudsonsbayländer bewohnenden Indianer sind, so thun sie doch andern Menschen, namentlich Europäern, nie etwas zu leide. Wie sie ihre Familienstreitigkeiten durch Gesangsduelle schlichten, haben wir schon oben angedeutet. Auch Hobson erkannte sie als durchaus gutmüthige Menschen, welche gewiß alles würden aufgeboten haben, um Franklins Schaar zu retten, wenn dies in ihrer Macht gestanden hätte. (Fortsetzung folgt.)

Ein Riesentintenfisch. In Nr. 8 des vorigen Jahrgangs hat bereits die „Neue Welt" ihren Lesern durch Wort und Bild einige Exemplare der unter dem Namen Tintenfisch bekannten, der Gattung der Cephalopoden angehörigen Thierspezies vorgeführt und deren Charaktereigenthümlichkeiten beschrieben. Heute zeigt die Illustration auf Seite 256 ein zu derselben Gattung gehörendes Thier, welches am 22. September 1877 während eines heftigen Sturmes in der Nähe von Catilina in Neufundland ans Land geworfen und dann vom newyorker Aquarium angekauft wurde. Sein Körper ist drei Meter lang und hat einen Umfang von beinahe 2,30 Meter. Von den zehn Armen, die mit ungefähr 2000 Saugnäpfen von 1 Zoll Durchmesser besetzt sind, haben zwei eine Länge von 9 Meter 38 Centimeter und 19 Centimeter Durchmesser an der dicksten Stelle. Die Augen haben einen Durchmesser von 19 Centimeter; die am Ende des Thieres befindliche Schwanzflosse hat eine Breite von ca. 1 Meter. Als man das Thier ans Land zog, lebte es noch und hatte eine dunkelrothe Farbe, es verendete jedoch bald darauf und wurde an Armen und Körper weiß. In Anbetracht der Dimensionen dieses Thieres ist es denn auch erklärlich, wenn in den Zeitungen von ihm die sonderbarsten Beschreibungen zu lesen sind. So wollen Mitglieder der Rettungsstation von Sandy Hook (Vereinigte Staaten) ein solches Ungeheuer von 300 Fuß Länge beobachtet haben. Die Stirn desselben wird viereckig und bald zwei, bald drei Fuß lang geschildert, die Augen schwarz und je acht Zoll im Durchschnitt messend. Diese Angaben sind wohl als übertrieben zu betrachten, gleichwohl kann als feststehend angesehen werden, daß diese Thiere an Größe und Gefährlichkeit zu den schlimmsten Meeresungeheuern gehören. Von einem bei Vandiemensland gesehenen Cephalopoden (Kopffüßler) wird gesagt, daß sein Körper Aehnlichkeit mit einer Tonne gehabt und man seine Arme sich schlangenartig auf dem Wasser windend gesehen habe. Die Mannschaft der französischen Korvette „Alekton" kämpfte 1861 im Dezember mit einem solchen Ungethüm, dessen Länge auf 20 Fuß und dessen Gewicht auf 4000 Pfund geschätzt wurde. Es entkam, nachdem es einige Glieder eingebüßt hatte. Am 26. Oktober 1863 trafen zwei Fischer in der Concepcion-Bay bei Great-Bell-Island mit einem riesigen Kopffüßler zusammen und hatten Gelegenheit, ihn in der Nähe zu betrachten. Zwei Arme, welche das Ungeheuer ins Boot streckte, wurden abgehauen, jeder davon war neunzehn Fuß lang. Der Körper des Cephalopoden ist rund, die Augen groß, von starrem Ausdruck, die Arme, von denen bei einigen Exemplaren zwei länger als die übrigen sind, von bedeutender Länge, mit schlangenartiger Erscheinung und Bewegung. Bei seiner Bewegung im Wasser bringt das Thier die Arme in eine Linie, um so geringeren Widerstand zu finden. Interessant ist die Schilderung des Kampfes mit einem Riesentintenfisch, den kürzlich ein Taucher der englischen Kolonialregierung in dem Bette des Moynesflusses bei Belfast, Kolonie Viktoria, zu bestehen hatte. Er erzählt, daß er mit einemmale von etwas festgehalten worden sei und daß er schließlich als Ursache einen riesigen Tintenfisch wahrgenommen,

der mit einem seiner Füße seinen Arm gleich einer Boa Constrictor umschlungen, und zwar mit solcher Gewalt, daß er geglaubt habe, seine Hand würde in Stücke gerissen. Daß das Gefühl schrecklich gewesen ist, glauben wir dem Erzähler recht gern. Befreien konnte er sich aus dieser nichts weniger als angenehmen Umarmung erst, nachdem er mit einer Eisenstange den Fuß resp. Arm des Ungeheuers in Stücke geschlagen hatte. Ein Stück des Thieres brachte er mit an die Oberfläche, es maß acht Fuß übers Kreuz. Der Taucher ist der Meinung, daß das Thier im stande sei, fünf bis sechs Männer festzuhalten. — Nach den Beobachtungen und Mittheilungen über diese fürchterlichen Geschöpfe dürfte einiges Licht über die Schauergeschichten und Märchen von der Seeschlange bewonnen sein; jedenfalls ist der Beweis geliefert, daß diese nicht allein das Produkt der menschlichen Phantasie gewesen sind. nrt.

Die Sternwarte des Benediktinerstifts Kremsmünster. (Bild Seite 257.) Unser Bild stellt die elfhundertjährige Kulturstätte Deutschlands vor. Kremsmünster hat durch all die wechselreichen Zeiten treu an seiner schönen Mission festgehalten; es hat mit rastlosem Fleiß den Boden urbar gemacht, es hat an dem edlen Werke der Erziehung der Jugend in selbstloser Weise durch Jahrhunderte mit glänzendem Erfolge gearbeitet. Statt, wie die überwiegende Mehrzahl der Mönche, aus dem Verband der Menschheit sich loszulösen und sich blindlings dem Dienst der Kirche zu widmen, haben die Jünger des „heiligen“ Benedikt es verstanden, sich mit der profanen Welt auf einem für beide Theile vortheilhaften Fuß zu erhalten. Ihre Ordensregel schreibt ihnen nicht nur Gebet und gute Werke, sondern auch Arbeit vor. Sie haben wacker gearbeitet unter den germanischen Barbaren als emsige Förderer des deutschen Urwaldbodens und als Lehrer und Bildner des deutschen Volkes. Wo immer Benediktiner sich niederließen, da sank der Urwald unter den Streichen ihrer Aexte und verwandelte sich rasch die Wildniß in Ackergrund, Wiesen, Gärten und Weinberge. Sie sind die Vorläufer der modernen landwirthschaftlichen Vereine, denn schon in den ältesten Zeiten waren ihre wohlbebauten Klostergründe wahre Mustergüter und Versuchsstationen, von denen aus sich allmählich durch die Macht des Beispiels die besseren Kulturmethoden in weitere Kreise verbreiteten. Was sie im Mittelalter in ihren Zellen als fleißige Chronisten, als Bewahrer der aus den Stürmen der Völkerwanderung geretteten geistigen Schätze des klassischen Alterthums, als Forscher auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet, wie sie die Kirchenmusik, die Architektur, die Dichtkunst gepflegt, die Miniaturmalerei auf den alten Pergamentrollen zur Kunst entwickelt haben, das weiß jeder, der das rege Thun und Treiben in den Mauern der Benediktinerklöster von St. Gallen, St. Blasien, Fulda und Corvei kennt. Sie alle aber übertrifft an Ruhm und Alter das Stift Kremsmünster im alten Traungau ob der Enns. Die Klostergeschichte von Kremsmünster ist — so könnte man fast sagen — die Kulturgeschichte von Süddeutschland. Zwischen der Enns, dem Hausruckwalde, dem Attersee und der Donau dehnte sich der Traungau aus, welcher wie das ganze Land vom Jahre 765 bis 778 unter der Herrschaft des bayrischen Herzogs Thassilo II. stand. Die Enns bildete die Grenze zwischen Bayern und dem Reiche der wilden Avaren. Wo jetzt lachende Fluren, von fruchtbaren Obstbäumen umsäumt, das Auge erfreuen, wo nun Städte und Dörfer liegen, in ihren Mauern fleißige Bürger und tüchtige Landwirthe bergend, wo jetzt das Dampfroß mit schrillem Pfiff die Ebene durcheilt im Dienste des nimmerrastenden Weltverkehrs und nur die Trümmer verfallener Schlösser auf steilen Hügeln an vergangene Zeiten gemahnen, waren vor elf Jahrhunderten noch dichte Wälder, noch ungefüge die Menschen, in ihren Sitten kaum gebändigt durch die neue Lehre, welche von den alten Bischofsitzen Lorch und Passau in diese Gegenden getragen wurde. Die Bayernfürsten Odilo und Thassilo haben im Lande mehrere Klöster gegründet und reich ausgestattet. Diese Stiftungen aber übertraf jene des Münsters an der Krems, welches zum Andenken an Gunther, Thassilo's jungen Sohn, der auf der Hochjagd durch einen Eber tödtlich verwundet wurde, im Jahre 777 erstand. In wahrhaft reizender Gegend liegt das Kloster auf einem Hügel oberhalb des gleichnamigen Marktfleckens am linken Ufer des Kremsflusses (Oberösterreich). Von der Höhe aus, auf welcher der gewaltige Komplex der Klostergebäude mit der imposanten Sternwarte weithin die Gegend beherrscht, erblickt das Auge das liebliche Kremsthal mit seinen üppigen Fluren, aus denen die weißen Bauernhöfe traulich hervorschauen; waldgekrönte Vorberge vermitteln den erhabenen Hintergrund der Alpenkette, die mit ihren bläulich schimmernden Konturen das schöne Landschaftsbild harmonisch abschließt. Ein wackerer Menschenschlag bewohnt diese Gegend; des Landmannes unverdrossener Fleiß hat Wiese und Acker wohlbestellt, und zur Sommerszeit wogen die Getreidefelder in reichem Segen. Die Stiftung Thassilo's sah schon das mächtige Walten der Frankenkönige, sie erfreute sich der segensreichen Schöpfungen Karls des Großen, unter der Herrschaft der Agilolfinger wuchs sie empor zu immer größerem Ansehen im Lande ob der Enns. Bei den verheerenden Zügen der Ungarn im Anfange des neunten Jahrhunderts theilte auch das Kloster die traurigen Schicksalsschläge der Ostmark; dem Kaiser Heinrich den Zweiten dankte das verwüstete Haus seine Wiederherstellung. Es sah die gewaltige Bewegung der Kreuzzüge, das Blühen des Ritterthums in den sang- und dichtungsreichen Zeiten der Hohenstaufen. Der friedlichen Regierung des Babenbergers Leopold, des Glorreichen, der das Stift aus der Gewalt der Schirmvögte befreit hatte, folgten trübe Zeiten; Schaaren von Mongolen und Tataren verheerten das Land, viele Jahre voll Verwirrung und Elend brachen herein. Auch die Jahre des Schreckens überwand das Stift, mit Rudolph von Habsburg traten bessere Zustände ein. Jahre kamen und gingen und mit ihnen das eherne Zeitalter der Reformation. Kremsmünster, dessen Verdienste nach mehreren Richtungen, wie schon oben angedeutet, nicht bestritten werden sollen, war bis zur Zeit der Reformation in der Hauptsache eine Stätte stiller, friedlicher Gelehrsamkeit, aber es wurde von da ab das Arsenal der konfessionellen Kämpfe und hat in sehr entscheidendem Maße auf den Charakter seiner Bauern eingewirkt. Gerade als die frommen Patres die Blüthezeit des beschränkten Unterthanenverstandes gekommen wähnten, brachen die blutigen Bauernkriege aus. Im Juni 1626 beherbergte das Kloster als unfreiwilligen Gast den mächtigen Bauernführer Stephan Fadinger. Auch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges blieben Kremsmünster nicht erspart. Dem unseligen Bruderzwist folgte die Türkeninvasion und der spanische Erbfolgekrieg. Unter Karl VI. schienen bessere Zeiten zu kommen und durch die pragmatische Sanktion der Friede und der Thronbesitz für seine Tochter Maria Theresia gesichert. Leider war es nur eitel Schein. Erst mit ihrem großen Sohne Joseph kamen die ersehnten Jahre der Erholung, welche die tief eingreifenden Reformen dieses guten Regenten förderten. Wohl hat er den Besitz und die Macht Kremsmünsters geschmälert, dafür aber seine Bewohner ihrem wahren Berufe, der Lehrthätigkeit, wiedergegeben. Unser Jahrhundert brachte Kremsmünster neben verschiedenen elementaren Bedrängnissen auch die feindlichen Einfälle der Franzosen, welche in seiner Schatzkammer und Bibliothek gehörig aufräumten. Die Einschränkungen des kirchlichen Einflusses hat die Benediktiner in die Reihen der Opposition getrieben und auf dem politischen Schachbrett, Verfassungs- oder Kulturkampf genannt, stehen ihre Aebte, die Landtagsmarschälle sind, immer links. Aber auch ihre Schulen stehen auf der Höhe der Zeit und verfügen über vorzügliche Lehrkräfte. Halten sie doch traditionell die Fahne der Bildung und Aufklärung hoch, und waren sie doch Musteranstalten schon zu Zeiten, da der Staat noch das Unterrichtswesen nach engherzigster Schablone regulirte. Beweis dafür, daß Männer wie Anastasius Grün (Graf Auersperg) und Grillparzer ihren Elementarunterricht in Benediktinerschulen genossen. So ist das alte Münster an der Krems, fest und unwandelbar in allen Stürmen der Zeiten, am 18. August 1877 in ungebrochener Kraft an die Schwelle des zwölften Jahrhunderts seines Bestehens gelangt. Da es den Sturm und Drang des Jahres 1848 mit maßvoller Haltung abgewehrt und seine Institutionen den modernen Vorschriften anbequemt hat, so kann es getrost noch mancher Sekularfeier entgegensehen. Dr. M. T.

Weibliche Professoren. Wenn in der gegenwärtigen Zeit irgendwo einmal ein weibliches Wesen zum Doktor promovirt oder wohl gar den Professorentitel erwirbt, so wird das als etwas ganz Seltsames in die Welt hinausposaunt und die Freunde der vielbekämpften und wenig begriffenen Frauenemanzipation thun sich auf den „Kulturfortschritt“ etwas zugute. So machte neulich die Notiz durch die Zeitungen die Runde: „Fräulein Ida Brown, im Staate Maine in Amerika gebürtig, ist zum Professor der Mathematik an der Wellesley-Universität ernannt worden.“ Als ob nicht schon vor hundert Jahren und früher Frauen akademische Würden erlangt hätten. Agnesi, Maria Gaetana, bekleidete von 1750—1752 die Stelle eines Professors der Mathematik an der Universität zu Bologna; die 1741 geborne Angelika Kauffmann erhielt von der Akademie zu London die Würde einer Professorin der Malerei. Die Universität Halle ernannte die Dorothea Christine Leporin zur Doktorin der Medizin, und dieselbe praktizirte auch bis zu ihrem 1762 erfolgten Tode. Im Jahre 1807 bestand Regina Sophia v. Sybold das medizinische Examen und von der Universität zu Gießen ward ihr das Ehrendiplom als Doktor der Geburtshülfe ertheilt; ebenso wurde Charlotte Heiland im Jahre 1817 zum Doctor medicinae ernannt. — Es ist also keineswegs eine großartige „Errungenschaft der Neuzeit“, wenn heutzutage hie und da eine Universität Frauen zum Studium zuläßt und denselben, wenn sie etwas Tüchtiges gelernt, akademische Würden ertheilt. -z-

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 23. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 24. Dezember war Herr Prell wieder in die Redaktion zurückgekehrt. Seine Thätigkeit im Gebirge sei eine allzu anstrengende gewesen, theilte er, freilich etwas kleinlauter als gewöhnlich, dem über seine unerwartete Rückkehr erstaunten Fritz Lauter mit, darum habe ihn der Chefredakteur selbst für ein paar Tage abgelöst und ihn zu erholendem Genusse der Weihnachtsfeiertage nach P. zurückgeschickt.

Er hatte auch nicht ganz unrecht — der Herr Prell: seine Thätigkeit konnte wirklich, wenn auch nicht grade als eine allzu anstrengende, so doch als eine sehr angreifende und aufreibende bezeichnet werden. Sie griff zunächst den Geldbeutel des Herrn Berichterstatters derart an, daß er seinen Chefredakteur, als dieser ihm die Nothwendigkeit seines sofortigen Abzugs aus Oberbergstadt und Umgegend klar gemacht hatte, um einen, wie er sagte, kleinen, in Wahrheit aber für seine Verhältnisse ziemlich bedeutenden Vorschuß ersuchen mußte, um nur aus dem Gasthof, in welchem er inzwischen ganz heimisch geworden war, auch mit Ehren abziehen zu können. Und dann war sie vollauf dazu geeignet gewesen, seine nicht mehr übermäßig feste Gesundheit innerhalb nicht gar langer Zeit aufzureiben — das bewies sein ganzes Aussehen; die Gesichtshaut zeigte eine noch fahlere Farbe als sonst, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren von bläulichen Ringen umzogen und auf seinen mageren Wangen glänzte eine ungewöhnliche Röthe in scharf abgegrenzten, unregelmäßig gestalteten Flecken, eine Röthe, wie er sie selbst nicht auf den Lippen, höchstens noch auf der Nasenspitze aufzuweisen hatte. Und jener seiner angreifenden Beschäftigung mit Leib und Seele hingegeben, hatte ihn Herr Schweder überrascht. Auf der Eisenbahnstation kurz vor Oberbergstadt hatte er gesessen, in dem winzig kleinen Zimmerchen, welches den pomphaften Namen „Wartesalon erster und zweiter Klasse" führte und an solchen Wintertagen, wie der gestrige war, den Bahnhofsinspektor mit einem wohlhabenden Kohlenhändler, einem noch wohlhabenderen Bauergutsbesitzer in der Nachbarschaft und noch einigen Leuten, welche im Winter nichts Besseres thun zu können glaubten, als mit Kartenspielen die Zeit zu tödten, zu einem gemüthlichen „Jeuchen" zu vereinigen pflegte. Herr Prell war auf das bereitwilligste in diesen trauten Kreis eingetreten und aufgenommen worden. Er gebot über ein ansehnliches Repertoir von Schnurren, Witzen und Kalauern, welche zu allergrößtem Theile den mit der großen Welt in seltene Berührungen kommenden Provinzlern noch funkelnagelneu waren, und außerdem hatte er Geld wie Heu und Galgenhumor für ein ganzes Dutzend Feinde der Langeweile. Dem Herrn Prell seinerseits war das Kartenspiel die liebste Beschäftigung, und er konnte es auch besser, als sonst was in der Welt. Er rühmte sich, alle Kartenspiele zu kennen und meisterlich zu spielen, die es in den civilisirten Ländern überhaupt gebe. Dieses nach Umfang und Tiefe erstaunliche Wissen bethätigte er auf der Haltestation Steinseifen in hohem Maße. Mit dem Bauergutsbesitzer spielte er Piquet, mit der gesammten Tafelrunde Solo oder Schafkopf, mit dem Bahnhofinspektor und dem Kohlenhändler, welch' letzterer früher ein Anwesen im Großherzogthum besessen hatte, Preference, und gemeinsam mit dem ersteren, der als junger Eisenbahneleve die Ehre und das Vergnügen genossen hatte, Kneipschwanz bei einer studentischen Landsmannschaft zu sein, seufzte er darüber, daß hier, wo sich die Füchse Gute Nacht sagten, nicht einmal der dritte Mann zu dem Spiele aller Spiele, dem herrlichen, allein eines akademisch gebildeten Mannes würdigen Skat aufzutreiben sei.

Aber diese vielseitige Bewährung seiner ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit hatte dem Journalisten comme il faut noch nicht genügt. Er hatte seine Spielgenossen solange angeeifert, von dem philiströsen Solo und Preference abzulassen, bis sie schließlich beständig mit ihm irgendeins jener blutigen Hazardspiele spielten, bei welchen schon mancher Haus und Hof, Ehre und Leben eingebüßt hat. Was Herr Prell von alledem noch zu verlieren hatte, war keinen Schuß Pulver werth, das gestand er sich in den Stunden der Einkehr bei sich selbst häufig genug zu; aber er hatte hohe Reisediäten zu verspielen, und das that er denn auch mit der größten Gewissenhaftigkeit. Allerdings spielte er auch die Hazardspiele bei weitem pfiffiger, als seine Mitspieler; aber diese entwickelten das Glück der Anfänger, jenes verhängnißvolle Glück, welches von einem tückischen Geschick dem unerfahrenen Spieler so oft als ein Köder hingeworfen wird, an dem fast jeder hängen bleibt, um die Spielleidenschaft nimmer wieder loszuwerden. Herr Prell dagegen vertraute viel zu sehr auf seine Ueberlegenheit, ging tollkühn drauf und suchte nach dem anfänglichen Verlust das Glück in sein Gefolge zu zwingen. Da mußte zu all' seinem enormen Pech dicht vor den Weihnachtsfeiertagen, während der mehr wie je vorher Muße gewesen wäre für den Bahnhofinspektor und die andern zum Spielen von früh bis in die Nacht, den Chefredakteur Schweder der Teufel herführen und dieser dem endlichen Schicksalswechsel einen mächtigen Riegel vorschieben!

Man kann sich die fatale Gemüthsstimmung denken, in welcher sich der vortreffliche Journalist befand, und die ihn hinderte, an den am Weihnachtstage ebenso umfangreichen Redaktionsarbeiten, wie an jedem andern Wochentage, erwähnenswerthen Antheil zu nehmen.

Der „Tageskorrespondent“ sollte am 24. Dezember zweimal erscheinen. So hatte der Chefredakteur angeordnet, in der Absicht, den Abonnenten für das Nichterscheinen des Blattes während der Feiertage einen Ersatz zu bieten und es der andern in P. erscheinenden Tageszeitung, derselben, die vor einigen Jahren auch bei Gandersberg gedruckt wurde, zuvorzuthun.

Die Herstellung dieser Abendausgabe war nun Fritz Lauter ganz allein aufgehalst. Er hatte daher alle Hände voll zu thun. Es war ungefähr um elf Uhr morgens. Eben hatte der Postbote die zweite Post gebracht — Zeitungen, autographirte Korrespondenzen, Briefe. Fritz überflog die Adressen. Er kannte die Handschriften der meisten Schreiben, — es waren die gewöhnlichen Korrespondenten der Zeitung; da, zu unterst, lag ein Brief, der an ihn persönlich adressirt war und Schriftzüge zeigte, die ihm viel, viel bekannter noch waren, als alle die andern, und unvergleichlich lieber, als diese insgesammt.

Das Schreiben war von seiner Mutter. Die alte Frau befand sich bei dem Schullehrer und Kantor Fels in Oberbartenstein zum Besuch. Oberbartenstein lag zwei bis drei Stunden hinter Oberbergstadt im Gebirge drin, der Kantor des Dorfes war der Bruder von Fritzens Mutter, — ein Mann, der sich sein Leben lang mit einer kümmerlichen Existenz redlich herumgeschlagen und es allgemach durch jene verzweifelte Sparsamkeit, die dem Sparenden und den Seinen das Brot vom Munde abdarbt, zu einem kleinen Vermögen und leidlichem, wenn auch sehr bescheidenen Auskommen gebracht hatte. Dem Kantor Fels hatte jetzt die Noth im Gebirge selbst die von früher ihm wohlbekannten Gäste — Kummer und Sorge — ins Haus geführt. Für seine und seiner Familie Nothdurft war freilich gesorgt, aber Frost und Hunger, welche die andern im Dorfe quälten, stürmten auf sein und seines Weibes gutes Herz, fast nicht minder Schmerz und Angst erregend, ein. Er half, wo er konnte. Er konnte leider nur nicht viel helfen, wenn er auch den letzten Bissen Brot mit den Hungernden und das letzte Scheit Holz mit den Frierenden theilte. Das ging dem Kantor arg zu Herzen und Weib und Tochter noch mehr. Die Frau Fels hatte sich schließlich um der anderen Elend krank gehärmt. Da war dem Kantor nichts andres übrig geblieben, als wegen der Pflege seiner Frau und zur Unterstützung seiner schwindsüchtigen Tochter an seine Schwester zu appelliren.

Die Schwester war ohne Verweilen gekommen, hatte wochenlang treu und sorglich am Krankenlager ausgehalten und sollte jetzt, nachdem, dank ihrer Pflege, die Kranke genesen war, auch die Freuden des Weihnachtsfestes mit der Kantorsfamilie theilen. Aber nicht sie allein, auch Fritz ward geladen und so dringend und herzlich, als nur möglich, gebeten, zu erscheinen. Die Mutter schrieb, sie und die Verwandten rechneten mit Bestimmtheit auf sein Kommen, und sie ließ in den Schlußzeilen noch durchblicken, daß der Onkel und die Tante meinen würden, wenn er da nicht käme, daß er sich jetzt, seit er Redakteur geworden, zu vornehm für eine so arme und geringe Dorfschulmeisterfamilie dünke. Aber das könne ja garnicht sein, und Fritz werde bestimmt — auch der Mutter zuliebe, der ein Weihnachtsabend ohne den Sohn doch kein Fest der Freude sein würde — kommen. Er möge nur mit dem Mittagzuge nach Oberbergstadt abfahren, dann käme er um zwei Uhr dort an, von da habe er, wie er wisse, nur noch eine Stunde mit der Post zu fahren bis Niederbartenstein, und von Niederbartenstein sei es auf einem dem Fritz von manchem kurzen Sommeraufenthalte her wohlbekannten Waldpfade bergauf nur eine halbe Stunde bis Oberbartenstein. Um 3 Uhr spätestens also erwarte ihn die ganze Familie im Kantorhause. Also auf Wiedersehen morgen, mein lieber, liebster Sohn, schloß der Brief der Mutter.

Fritz kam die Einladung überraschend und garnicht so gelegen, als die Mutter geglaubt haben mochte, wenn er sich auch von jedem Stolz auf seinen Posten als Redaktionsgehülfe vollkommen frei wußte. Er hatte immer gehofft, die Mutter würde nach P. zurückkehren, um mit ihm das Weisnachtsfest hier zu verleben. Natürlich hatte er zur Reise nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen, und war auch unter keiner Bedingung im stande, vor drei Uhr nachmittags die Redaktion zu verlassen. Die Abendausgabe mußte fertig werden, sie war den Abonnenten gestern erst angekündigt worden, und sie wurde nicht fertig, insbesondere wurde die Korrektur bei weitem nicht so besorgt, als es bei einer größeren Zeitung unerläßlich nöthig ist, wenn er nicht da war.

Aber die Verwandten und — die Mutter, die Mutter! Es wäre nicht nur kein Fest der Freude für sie, dieses Weihnachtsfest, wenn er nicht mit ihr es feierte, sondern es wären Stunden, ja eine ganze Nacht voll des tiefsten Wehs — so verlassen würde sie sich fühlen, so lebhaft würde sie sich an all' das erinnern, was sie in dem letzten Jahrzehnt alles verloren an lieben Menschen, und wie sie in demselben Maße geistig und leiblich hülfsbedürftiger geworden sei, indem sie mehr und mehr vereinsamt war. Nein, nein — er mußte zu ihr, mochte es kosten, was es wolle. Er konnte ja mit einem später abgehenden Zuge abreisen; — er schaute auf den Eisenbahnfahrplan, um 3 Uhr 15 Minuten ging einer und um 7 Uhr abends. Er athmete beruhigt auf. Um 7 Uhr war er bestimmt seiner Arbeiten ledig; mußte doch um 5 Uhr die Abendausgabe des „Tageskorrespondenten“ schon in die Presse. Aber wenn er um 7 Uhr abfuhr, kam er um 9 Uhr nach Oberbergstadt und — es fiel ihm wieder wie ein Stein aufs Herz! — um 9 Uhr gab es keine Postverbindung zwischen Oberbergstadt und Niederbartenstein. Außerdem wäre ja der Mutter der Abend ohnehin schon verdorben, konnte er doch bestenfalls erst zwischen 11 und 12 Uhr nachts im Kantorhause anlangen. Er mußte also um 3 Uhr 15 Minuten fahren, da gab es Postanschluß und da traf er gegen 6 Uhr in Niederbartenstein ein. So war es recht, gleichviel, ob die Nacht bereits hereingraute oder nicht, wenn er den Waldweg von Niederbartenstein nach Oberbartenstein einschlagen würde. Nun handelte es sich darum, mit Dampfgeschwindigkeit zu arbeiten und vor allem den Metteur Packert zu veranlassen, mit dem Umbrechen der letzten Zeitungskolumne nicht erst um drei Uhr zu beginnen, wie er es beabsichtigt hatte.

Packert war glücklicherweise außergewöhnlich guter Laune. Er fluchte zwar trotz dem gröbsten Sackträger über die verdammte Unordnung, die in dieser — „sogenannten“ — Redaktion herrsche, aber da die Setzer alle für Fritz Lauter Partei ergriffen und Därmig dem Packert erklärte, wenn ihn das rasche Arbeiten vielleicht zu sehr angreife, wolle er heute den Metteur für ihn spielen, und Packert könne inzwischen, seine schwache Konstitution zu stärken, spazieren gehen, so ließ sich der Brummbär herbei, Lauters Wunsch zu erfüllen, um dem Hansnarren Därmig zu zeigen, daß der alte Packert das Arbeiten besser verstünde, als zehn solcher jammervollen Klapperbeine, wie er sei.

So ging denn auch alles gut. Fritz flog die Arbeit unter den Händen, sodaß er [um halb drei Uhr die letzte Zeitungskolumne in die Druckerei bringen und in seine Wohnung eilen konnte, wo er in Windeseile seinen kleinen Koffer mit seinem besten Anzuge, ein wenig Wäsche und den lange schon angekauften Geschenken für seine Mutter füllte, um sofort den Dauerlauf nach dem Bahnhof fortzusetzen. Unterwegs stürmte er dann noch in zwei Kaufläden, raffte ein paar Geschenke für die Verwandten zusammen und kam endlich, wenige Minuten vor Abgang des Zuges, mit Packeten und dem Koffer schwer beladen, fliegenden Athems und hochgerötheten Antlitzes auf die Bahn. Kaum hatte er in einem Coupée Platz genommen, als sich der Zug auch schon in Bewegung setzte. Er war glückselig wie ein Kind, daß er noch zurechtgekommen und den Wunsch seiner Mutter zu erfüllen vermochte.

Als ein paar Tage vorher Herr Schweder mit Herrn Prell, den er auf der Eisenbahnstation Steinseifen so rücksichtslos in seinem Hazardvergnügen gestört hatte, in Oberbergstadt ankam, erwartete ihn eine Ueberraschung. Auf dem Perron befanden sich, auch eben angekommen, Herr Alster und Herr Wichtel jun. Das war um so merkwürdiger, als die beiden Familien, wie Schweder am besten wußte, seit längerer Zeit keineswegs mehr besonders harmonirt hatten und Herr Alster sich den beiden Wichtels gegenüber so reservirt als möglich gehalten hatte. Diese Spannung war Schweder angenehm gewesen, weil sie ihm Gelegenheit geboten hatte, sich zum Vertrauten beider Parteien und, wenn es das gemeinsame Interesse heischte, zum Vermittler zwischen ihnen zu machen. Waren nun die beiden heute gemeinsam gereist, so hatten die Wichtels hinter Schweders Rücken ein Einverständniß zustande gebracht, sie hatten wahrscheinlich sich und Alster in einer oder der andern Angelegenheit, vielleicht gar für die Dauer, von seiner Mitwirkung zu emanzipiren gesucht. Dieser Verdacht brachte Schweder sofort zu dem Entschlusse, sich den beiden anzuschließen, bis er die etwaigen Pläne der Wichtels

durchschaut haben würde. Er hatte daher Prell entlassen mit der gemessenen Weisung, sein Bündel unverweilt zu schnüren, und war mit gewinnendster Freundlichkeit auf die beiden Herren zugeeilt, hatte ihnen warm die Hände geschüttelt und seiner lebhaften Freude, sie hier zu treffen, Ausdruck gegeben.

Herr Alster erwiderte die Begrüßung nicht minder freundlich, Herr Wichtel junior dagegen schien weniger entzückt. Er quetschte sich den Klemmer auf die respektable Nase und schnarrte sein geistreiches „Ei, sieh da, Timotheus!" in dem Tone, in welchem etwa ein abgerichteter Papagei die Leute zu begrüßen pflegt, welche er nicht leiden mag.

Schweder erkundigte sich in liebenswürdiger Höflichkeit, was die Herren so unerwartet in dieses Stück deutsches Sibirien geführt habe. Wichtel hätte ihn gern mit kurzer Antwort abgefertigt:

„Wir wollen einmal sehen, inwieweit der Nothstand als gehoben gelten kann. Wir werden Ihnen Bericht erstatten, bester Schweder. Wenn Sie wollen, können Sie heut gleich einen kleinen Einleitungsartikel von mir mitnehmen."

Schweder lächelte freundlich. „Ich nehme Sie beim Wort, lieber Wichtel. Sie geben mir heut noch den Artikel."

„Sie wollen wirklich heut schon wieder zurück?" fragte Alster mit einer Betonung, die deutlich erkennen ließ, daß der Fragende eine verneinende Antwort wünschte.

Schweder that ihm den Gefallen: „Das nicht. Ich habe einige Tage Zeit und bin auch mit der Absicht hierher gekommen, die Lage der Dinge hier oben einmal mit eigenen Augen zu betrachten. Ich schließe mich daher den Herren an — wenn Sie gestatten!?"

Mit dieser Höflichkeitsfrage wandte er sich blos an Alster. Der junge Wichtel biß sich ärgerlich auf die Lippen. Schweder kam ihm heut über die Maßen ungelegen, aber er war nicht loszuwerden, denn schon hatte Alster mit offen zutage tretendem Behagen Schweders Anerbieten begrüßt und acceptirt.

„Sehen Sie," sagte Alster, „das trifft sich vorzüglich. Ich hatte mir, wie mir der Herr Doktor bezeugen wird, auf der Herfahrt schon Vorwürfe gemacht, daß ich Sie von unserer winterlichen Bergfahrt nicht benachrichtigt. Aber sie kam mir selbst ganz urplötzlich über den Hals. Ein Einfall meiner Tochter — Sie glauben nicht, bester Freund, was ein junges Mädchen für Launen hat! — ein mich selbst aufs höchste und keineswegs aufs angenehmste überraschender Einfall meiner Tochter also war es, der mich hierher gesprengt hat. Denken Sie Sich um alles in der Welt, das Mädchen will das Weihnachtsfest hier auf, weiß der Himmel welchem, Dorfe feiern. Sie gedenkt, die Jugend eines ganzen Dorfes um sich zu versammeln und mit dieser den Weihnachtsabend zu begehen. Ja, ich glaube sogar, wenn ich ihr Schreiben recht verstanden, — das mich in eine heillose Aufregung versetzt hat, da es alle meine Vorbereitungen und Pläne kreuzte, — sie will in einem halben Dutzend von Dörfern Weihnachten feiern; am Weihnachtsabend in zweien, und an den beiden Feiertagen auch noch in einer ganzen Reihe. Daß ich ihr das erlaube, hat sie sich als ihr einziges Weihnachtsgeschenk erbeten, — was wollte ich da machen, ich konnte nicht nein sagen und mußte, wenn ich nicht zum erstenmal seit siebzehn Jahren am Weihnachtsabend von dem Mädchen, das mir ans Herz gewachsen ist, wie sonst nichts in der Welt, getrennt sein wollte, wohl oder übel mich auch zu der Probe entschließen, wie sich in den Dorfschenken und mit ganzen Heerden von Bauernkindern das schönste Fest im Jahre feiern läßt."

Der junge Wichtel konnte seinen Unmuth kaum verhehlen. Es war zum Verzweifeln, daß dieser Schweder überall dabei sein, überall seine Hand im Spiele haben mußte. Der junge Wichtel hatte ihn nur darum wieder einigermaßen leiden können, weil er ihn eine zeitlang für gänzlich harmlos und indifferent allen öffentlichen Fragen gegenüber hielt; seit er es aber mit einem Schlage, wie man es nachgerade bei ihm gewohnt geworden war, zu öffentlicher Bedeutung gebracht und einen Einfluß erlangt hatte, gegen den der des hoffnungsvollen Wichtel jun. nicht im entferntesten aufkommen konnte, seit er auch eine maßgebende Stellung gewonnen zu den industriellen Unternehmungen und finanziellen Spekulationen der Bundesgenossenschaft Wichtel-Alster, hatte der Doktor Wichtel wieder jede Spur von Sympathie für ihn verloren. Am liebsten wäre ihm längst ein offener Bruch und Krieg mit Schweder gewesen, und er hatte es gar nicht gebilligt, daß sein Vater ein Scheinbündniß mit dem gefährlichen Menschen einging, um ihn, wie schon so manchen andern, für die Privatinteressen des Hauses Wichtel nach Kräften auszunützen.

Schweder wußte genau, was er von den Wichtels zu halten und zu erwarten hatte. Daher wäre ihm das Mißvergnügen des Doktor juris über seine Theilnahme an der „winterlichen Bergfahrt" nicht entgangen, wenn dieser es auch sorgfältiger zu verbergen gesucht hätte. Selbstverständlich bestärkte es ihn in seinem Vorhaben.

So verbrachten die Drei gemeinschaftlich den Abend des Tages, an dem sie sich getroffen hatten, in Oberbergstadt, um sich Tags darauf in die Gegend zu begeben, wo sich augenblicklich Alsters Tochter mit ihren Begleitern, dem alten Herrn Klose und der Frau Doktor Winter, aufhielt.

Es war eine beschwerliche Fahrt, die sie höher in das Gebirge hinaufführte. Vor einigen Tagen war plötzlich Thauwetter hereingebrochen, welches rasch den Schnee in den Thälern geschmolzen hatte, aber nur um, wieder ohne allen Uebergang in starren Frost umschlagend, mit gefährlichem Glatteis die Wege und Stege zu überziehen. Pferde und Menschen vermochten auf dem stellenweise spiegelglatten, glitzernden Boden, gleichviel ob es bergauf oder bergab ging, nur schrittweis vorwärtszuschreiten und konnten sich oft auch durch die größte Vorsicht gegen plötzlichen harten Sturz nicht schützen.

Die ersten zwei Stunden, nachdem die drei Herren und der August des Herrn Alster, den er sich zur Bedienung mitgenommen hatte, von Oberbergstadt in bequemem, mit zwei stattlichen Pferden bespannten Schlitten abgefahren waren, ging es mäßig bergauf, so daß die Reisenden über nichts weiter zu klagen fanden, als über das verzweifelt langsame Vorwärtskommen. Selbst Herr Alster, der kein Freund von Fußpartien war, am wenigsten im Gebirge und in ziemlich kalten Wintertagen, versicherte, er wolle zehnmal lieber zu Fuße gehen, als sich so in einem Schlitten mit Schneckenlangsamkeit von Chausseebaum zu Chausseebaum schleppen zu lassen.

Der Kutscher, der das gehört hatte und sich, weil er der größte Fuhrwerksbesitzer von Oberbergstadt in eigner Person war, schon ein Wort mit dreinzureden erlaubte, meinte, zum Laufen könne schon Rath werden, denn wenn sie blos noch eine Anhöhe hinauf wären, ginge es eine halbe Stunde bergab und da würd' die Geschichte wohl nicht so glatt abgehen. Und die Geschichte ging nicht so glatt ab. Kaum war die Anhöhe erreicht, so mußten die Herren den Schlitten verlassen, sie mochten Lust dazu haben oder nicht. Ja, es kam noch schlimmer; auf dem hin und wieder ziemlich steil abfallenden Fahrwege drängte der Schlitten so stark auf die vorsichtig Fuß vor Fuß setzenden Pferde ein, daß schließlich der Fuhrwerksbesitzer den Herren trocken erklärte, sie müßten mit angreifen und den Schlitten halten helfen, daß die Pferde nicht scheu würden, sonst mache er keinen Schritt mehr von der Stelle.

Das war ein saures Stück Arbeit und eine verzweifelte Bergpartie, die da begann. Zu der einen halben Stunde Wegs bergab, die freilich, wie der Volkswitz sagt, der Fuchs gemessen haben mochte, brauchten die Reisenden zwei Stunden, und trotz der Kälte standen den Herren Alster und Wichtel junior die hellen Schweißtropfen auf der Stirn, als sie endlich auf der Thalsohle angelangt waren. Nun konnten sie freilich wieder in den Schlitten einsteigen, aber rascher kamen sie deswegen auch nicht vorwärts, und als sie endlich im nächsten Dorfe waren, das von dem, wohin sie gewollt, noch gute zwei Meilen beschwerlichsten Weges entfernt war, begnügte sich der Kutscher nicht damit, vor dem sehr dürftig aussehenden Dorfwirthshause zu halten, sondern er versicherte auch, an die Weiterfahrt sei am heutigen Tage garnicht zu denken. Die Pferde seien durch das beständige Ausgleiten so strapazirt, daß sie mehrere Stunden Ruhe haben müßten, und im Abenddunkel bei dem Glatteise zu fahren, sei unmöglich zu riskiren. Die Herren würden in dem Wirthshause gut zu essen und zu trinken finden und auch ein vernünftiges Nachtquartier. Morgen früh, wenn er seinen Pferden habe von frischem die Hufeisen schärfen lassen, könne es dann weiter gehen.

Dagegen halfen weder ruhige Vorstellungen noch Bitten oder Entrüstung. Selbst Schweders Versuch, für jeden beliebigen Preis andere Pferde aufzutreiben, mißglückte. Die Leute, denen bei dieser schlechten Zeit für Geld alles feil war, hatten keine Pferde zu vergeben, und der einzige große Bauergutsbesitzer im Dorfe, der ein halbes Dutzend Gäule hätte hergeben können, war viel zu dickköpfig und auch viel zu sehr auf das Wohl seines Stallviehs bedacht, als daß er sich hätte bewegen lassen, zu helfen.

Nach dem Geschmacke des Kutschers war das Wirthshaus vorzüglich, nach dem der verwöhnten, geldübermüthigen Städter

unter der Kritik. Sie dankten ihrem Schicksale, als der Morgen graute, der ihnen die Weiterreise möglich machte.

Die Fortsetzung der Fahrt ging zwar nicht erheblich rascher von statten, aber die Herren zeigten sich besserer Laune, als Tags zuvor. Besonders aufgeräumt war Herr Alster, anscheinend bei guter Laune auch der Herr Doktor Wichtel, und nur Schweder verharrte in jenem Gleichmuthe, der ihn auch gestern nicht verlassen hatte. Aber er war doch gleichfalls gesprächiger geworden, sodaß er sich sogar mehrere male dazu herabließ, mit dem kutschirenden Fuhrherrn einige Worte auszutauschen.

„Liegt Klein-Feldau nicht hier in der Nähe?" fragte er unter anderm.

„Na ob," erwiderte der Fuhrherr. „Von Waltersdorf, wohin wir fahren, bis Klein-Feldau sind's dreiviertel Stunden Wegs."

„Sie haben wohl Bekannte in dem Nest? Vielleicht eine Dorfschöne, an der der unwiderstehliche Schweder seine Studien über die Entwicklung artis amandi *) bei den verschiedenen Rassen und Ständen des menschlichen Geschlechts vervollständigt hat?" witzelte Wichtel.

Schweder hielt nicht der Mühe werth, auf diese Bemerkung etwas anderes zu erwidern, als:

„Den Besitzer von Klein-Feldau kenne ich von früherher sehr gut."

„Den Besitzer?" fragte der Fuhrherr mit auffälliger Betonung. „Hm — heißt der nicht Willisch?"



„So etwas Aehnliches, ja." Schweder warf einen prüfenden Blick nach dem Mann auf dem Kutschersitze.

„Na, das ist mal 'n gemüthlicher Rittergutsbesitzer," fuhr dieser

*) Der Kunst zu lieben.

fort. „Der läßt den armen Leuten wenigstens was zukommen, und stolz ist er garnicht — so gemein macht er sich mit unseren keinen Menschen so saufen sehen — Grog besonders, von der allerstärksten Sorte, womit man sich die Lippen verbrennt, wenn man blos dran riecht — kolossal, sage ich Ihnen, meine Herren."



Bergfahrt in Lappland. (Seite 275.)

Herr Schweder machte ein verächtliches Gesicht und murmelte etwas in den Bart, was keine Schmeichelei sein mochte für den Rittergutsbesitzer Willisch. Der Fuhrherr aber achtete nicht darauf, er setzte die Unterhaltung fort mit seinem Nebenmanne, Herrn Alsters August, den der letzte Theil derselben sehr interessirt zu haben schien.

'S wär' merkwürdig, zischelte August, der in unmittelbarer Gegenwart seines Herrn und der andern beiden „Vornehmen" sich nicht laut am Gespräch betheiligen durfte, ganz merkwürdig wär', was manche Menschen von so schweren Getränken, wie der Grog wär', vertragen könnten. Da hätte er mal 'nen Cousin gehabt — der Himmel wisse, wo der hingekommen, — ein famoser Kerl der, Cigarrenreisender wär' er gewesen, Schneider hätt' er geheißen, der hätte Grog trinken können gewiß noch mehr, wie der Rittergutsbesitzer — denn so unmenschlich viel hätt' er noch niemanden trinken sehen, und aufs Grogtrinken verstünde er sich.

Die Herren im Innern des Schlittens hatten nicht beachtet, was August schwätzte. Nur daß es sich um Grog handelte, hatten sie gehört. So ordinäres Getränk aber interessirte sie weiter nicht. (Fortsetzung folgt.

einem; und mit Leuten, die noch viel weniger in die Suppe zu brocken haben, auch. Und das versteht er," — er machte lachend die Bewegung des Trinkens, — „ich hab' in meinem Leben noch

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. **Eduard Reich.**

III. Diät.

Im engeren Sinne dieses Wortes bedeutet Diät den Gebrauch der Nahrungs- und Genußmittel zur Erhaltung von Leben und Gesundheit. Je mehr der Natur gemäß ein Mensch Gebrauch macht von den Mitteln der Diät, desto mehr wird er, unter übrigens guten anderweitigen Verhältnissen, die Erhaltung seiner Gesundheit sichern und sein Leben verlängern. Es ist hier nicht allein die Rede von der Gesundheit des Körpers, sondern in dem nämlichen Maße von jener des Geistes und der Sitten; denn diese hängt mit der leiblichen innig und unzertrennbar zusammen.

Das erste Erforderniß alles wahren diätetischen Lebens ist der Besitz gesunder Instinkte. Jeder Mensch, der solcher sich erfreut, bedarf der eingehenden, nach Egoismus riechenden Studien nicht, deren Ganzes darauf hinausläuft, alles nur Mögliche zu ersinnen und zu ergründen, was die Verdauung erleichtert, die Absonderungen der Drüsen regelt, Blähungen treibt u. s. w. Jedermann, dessen Sinnen und Trachten auf das allerwertheste Selbst gerichtet ist, und zwar in einer mehr intensiven Art, der alle Vorgänge des Leibes in jedem Augenblick beeinflussen möchte, um nur ja keinen Fehler zu veranlassen, der die zu genießenden Speisen abwägt und zu der bestimmten Sekunde aufnimmt, ist ungenial, kleinlich, und wird immer mehr und mehr Egoist, Hypochondrist, geht durch solches Treiben seiner gesunden Instinkte allmählich verlustig.

Bevölkerungen mit normalen Instinkten haben gesundes Blut und kräftige Nerven, richten ihre Nahrungsweise ganz nach Klima und Beschäftigungsart ein, leben im großen und ganzen durchaus regelmäßig, ohne die Bissen abzuwägen und zu zählen. Hier begegnet uns wenig kleinliche Selbstsucht, nur ausnahmsweise Hypochondrie; aber wir finden eine ganz leidliche Weltanschauung, ziemlich beträchtliche Heiterkeit des Gemüthes, klaren Kopf und ansehnliche Energie.

Das Gegentheil von alledem sind jene Bevölkerungen, deren Instinkte durch unpassende Lebensweise und die Schattenseiten einer krankhaften Civilisation verdorben werden. Diese Zweihänder bemühen sich unablässig, das in der Außenwelt zu suchen, was jeder normale Mensch in sich selbst findet, und die Mittel für die beste Ernährung der Nerven- und der Muskelmasse zu entdecken, Biere für erschlaffte Eingeweide zu brauen und Geister für gequälte Geister und gemarterte Nerven zu destilliren!

Man unterscheidet die Nahrungsmittel in flüssige und feste. In der Reihe der Getränke nehmen Wasser und Milch die obersten Plätze ein; sodann kommen Kaffee, Thee und Chokolade, und zuletzt jene Flüssigkeiten, welche Alkohol enthalten. In der Reihe der festen Nahrungsmittel nehmen Obst, Mehl, Hülsen- und Feldfrüchte die obersten Plätze ein; sodann kommen Eier und Käse, und zuletzt jene Stoffe, welche durch Tödtung von Thieren gewonnen werden.

Außer den eigentlichen Nahrungsmitteln bedient sich der Mensch noch mancherlei Rauch-, Kau- und Schnupfmittel, um sich, wie angegeben wird, entsprechend anzuregen, in Wahrheit aber: sich zu schädigen.

Alle feste und flüssige Nahrung ist dazu bestimmt, dem Organismus Ersatz zu leisten für die durch die Lebensvorgänge verbrauchten Materien und Wärmemengen, gleichwie den zum Aufbau der Gebilde nöthigen Stoff zu liefern; außerdem dienen gewisse Genuß- und Nahrungsmittel theilweise dazu, das Nerven- und Gefäßsystem anzuregen, dadurch die Verdauung und Assimilirung der aufgenommenen Stoffe zu befördern und die Ausscheidungen zu begünstigen.

Aus diesen Thatsachen ergibt sich die ganze Diätetik von selbst. Man nehme die entsprechenden Mengen wohl beschaffener Nahrungs- und Genußmittel auf und thue dies zu richtiger Zeit. Wer aber belehrt uns über die richtige Quantität und Qualität, über die naturgemäße Essenszeit? Ein gesunder Instinkt, geregelt durch die Erfahrung.

Jeder natürliche Mensch weiß ganz genau, daß weder zuviel noch zuwenig, noch auch Unordnung im Essen und Trinken der Gesundheit zuträglich sei; er weiß auch, daß bezüglich der Genußmittel es sehr darauf ankomme, Vorsicht und Bescheidenheit walten zu lassen.

Allzuviel und allzuwenig von Speise wirken nachtheilig auf die Verdauungsorgane und auf das Nervensystem. Wer Ueberladung des Magens sich zur Regel macht, dehnt den Magen aus, wird zum Vielfraß und legt den Grund einestheils zu Krankheiten des Nahrungsschlauches, anderntheils zu allerlei Affektionen, die aus Fülle von Blut und Säften entspringen, lenkt die Nervenkraft in übergroßem Maße dem organischen Haushalte zu und entzieht dieselbe dem höheren Seelenleben. Daher kommt es denn, daß die Mehrzahl der Gefräßigen dumm ist.

Menschen, welche Jahr aus Jahr ein zu wenig essen, werden nervös, auch wenn sie nicht übermäßig geistig arbeiten; denn die Menge von Nahrungskraft, die bei normaler Ernährung innerhalb der Verdauungsorgane sich entladt, beziehungsweise verbraucht wird, kommt anderswo zur Entladung und hilft den verhängnißvollen Zustand der Nervosität begründen. Dieser letztere entsteht auch durch jenen Mangel an Blut oder an richtig beschaffenem Blut, welcher die Folge des Zuwenig- und Zuschlechtessens ist und dem Wiederersatz der durch den Stoffwechsel verloren gegangenen Materien so große Schwierigkeiten bereitet.

In Oertlichkeiten, woselbst regelmäßig zu gut und zu viel gegessen und getrunken wird (sehen wir von den gebrannten Wassern hier ab und denken wir nur an Wein und schweres Bier), begegnet uns der blutige Schlagfluß gleichwie die Gicht sehr häufig. Dort, woselbst zu wenig oder zu schlecht gespeist wird, begegnet uns das Heer der Krankheiten sehr häufig, die aus Blutmangel und Nervosität entspringen.

Gute Nahrung ist die, welche den Organismus entsprechend für seine Verluste entschädigt und ihm die nöthige Menge von Material liefert zum Aufbau seiner Gebilde. Dem gewöhnlichen Vorurtheil gemäß müßte Fleisch das beste Nahrungsmittel sein. Nun versuche es jemand, ausschließlich von Fleisch zu leben, und er wird — eines elenden Todes sterben. Eher kann man ausschließlich von dem Obste selbst der nördlichen Gegenden sein Dasein erhalten. Wie hängt dies zusammen?

Im Fleische sind wohl viele Eiweißkörper und Salze, aber nur ganz unbeträchtliche Mengen von zucker- und stärkemehlähnlichen Stoffen enthalten. Dieser letzteren bedarf der Organismus ganz ebenso nöthig, wie der ersteren. Obst enthält, wie alle pflanzlichen Nahrungsmittel, eiweißartige Stoffe. Von größeren Obstmengen kann also der Mensch bestehen, von Fleisch für sich allein nicht.

Erbsen, Bohnen und Linsen enthalten die sämmtlichen Nährstoffe in einer sehr glücklichen Kombination: eiweißartige Körper, Fett, zucker- und stärkemehlähnliche Materien und Salze; sie ernähren demnach richtiger und vollkommener, als Fleisch. Verbunden mit Obst oder Wurzeln machen sie Nahrungsmittel aus, die auch das beste Fleisch tief in Schatten stellen.

Läuft man bei Fleischgenuß Gefahr, von Trichinen, Bandwürmern, Finnen &c. befallen zu werden, so ist von solcher Gefahr bei Vegetabilien nicht die Rede, und einigermaßen entsprechende Reinheit und Sorgfalt der Zubereitung vermag den letzten Rest gefährlicher oder doch bedenklicher Beimengungen zu entfernen, in der Voraussetzung, daß die betreffenden Pflanzentheile nicht ganz verdorben oder giftig sind.

Die Getreidearten gehören zu den den Bedürfnissen des Menschen am meisten entsprechenden Nahrungsstoffen; sie liefern das tägliche Brot, um welches millionen von Wesen in jedem Augenblicke zum Himmel flehen. Der Erfahrung gemäß ist das Brot aus Roggen ebenso nahrhaft, wie das aus Weizen; das mit der Kleie verbackene Brot ist im allgemeinen besser, als das aus gesiebtem Mehl bereitete, weil die Kleie vortheilhafte Wirkung auf das Darmrohr ausübt, ganz abgesehen davon, daß sie auch noch nährende Stoffe enthält. Für einen Menschen hat der Genuß frisch gebackenen Brotes keine Gefahr, für den andern wird selbiger zur krankmachenden Potenz. Das süße Brot verdient meistenstheils den Vorzug vor dem saueren.

Großen Einfluß auf den Organismus haben die Salze, die in den verschiedenen Nahrungsmitteln enthalten sind. In den Getreidearten kommen überwiegend phosphorsaure Verbindungen vor, demnach Mineralstoffe, welche die im Stoffwechsel verbrauchten und durch den Harn ausgeschiedenen anorganischen Materien trefflich wieder ersetzen.

In gutem Bier, welches aus wirklichem Malz bereitet wurde, kommen phosphorsaure Salze in ansehnlichen Mengen vor. Die anderen Bestandtheile solcher Bierarten haben sowohl nährende als belebende Wirkung, und daher kommt es, daß mäßiger Gebrauch ächten, reinen, malzreichen Bieres nicht selten den besten Erfolg hat für Schwächliche, Genesende und Schwerarbeitende. Man nannte richtiges Bier auch flüssiges Brot; eine Bezeichnung, die, figürlich genommen, sehr zutreffend ist.

Durch das Einreißen der allgemeinen Ueberstürzung und Gewissenlosigkeit sind die Nahrungs- und Genußmittel immer mehr und mehr verfälscht und erkünstelt worden. Daß man jetzt Bier trinkt, welches niemals auch nur eine Spur von Malz und Hopfen sah, Cichorie aufnimmt anstatt Kaffee, Milch genießt, die niemals der Brust eines Säugethieres entquoll, von Wein Gebrauch macht, der ohne alle und jede Beziehung zur Weintraube ist, pflanzliche und thierische Zubereitungen aufzehrt, die mit den schädlichsten Körpern versetzt wurden, — hat ungewöhnlich großen Einfluß auf den Volksgeist, indem es denselben krankhaft abändert durch Erzeugung körperlicher Leiden, pathologischer Geistes- und Gemüthsverfassungen bei den einzelnen, die Gesellschaft und all' deren Interessen schädigt.

Zu den aus dem Genusse verfälschter Nahrungsmittel entsprungenen Uebelständen kommt noch die Zunahme des Wirthshauslebens und des Tabakrauchens, besonders des Cigarrenrauchens in geschlossenen Räumen. Ein ganzes Heer von Krankheiten führt auf diese Quelle sich zurück. Man weiß, daß in England, auf dem Kontinente Europas ebenso wie in Nordamerika die Leiden des Gehirns und Nervensystems seit einigen Jahrzehnten in sehr bedeutendem Maße zunehmen. Dies hängt nicht nur mit Ueberanstrengung aller leiblichen und seelischen Kräfte durch den immer heftiger werdenden Kampf um den Bissen Brot und um den Groschen zusammen, sondern auch mit dem Genusse verfälschter Speisen und Getränke und mit dem Fluche des Wirthshauslebens in seiner neumodischen, Leib und Seele vergiftenden Form.

Aufblühen, Wiederaufblühen des Familienlebens ist das beste Mittel zu einem guten diätetischen Regiment, zu Wiederherstellung der ganzen Gesundheit des Volkes. Daß der Familienvater im Wirthshause sitzt, Bier oder Wein trinkt, Tabak raucht und politisirt, lästert oder gar spielt und sonst der Moral entgegenhandelt, hat folgende diätetische Nachtheile für ihn selbst und für seine Familie. Er selbst erkrankt und verkürzt sein Leben, schädigt seine Wirthschaft, seinen Geist, sein Gemüth, seine Sitte. Seiner Familie werden zahlreiche Mittel zu anständigem Lebensunterhalt, richtiger Ernährung entzogen. Das Oberhaupt der Familie schwebt in der Gefahr des Schlagflusses, die Glieder der Familie balgen mit Blutmangel sich umher und, bei frühzeitigem Tode oder Siechthum des Ernährers, mit Blutmangel und mehr oder minder entsetzlichem wirthschaftlichen und sittlichen Elend.

Meidet der Familienvater das Wirthshaus und sucht er sein ganzes Glück im Hause, bei seinen Nächsten und Liebsten, so bieten der normalen Ernährung aller unendlich weniger Hemmnisse sich dar, als in dem entgegengesetzten Falle: alle erhalten ihr Dasein länger, alle bleiben gesunder, lebenskräftiger, sittenreiner, und haben, wie die Welt noch ist, mehr Aussicht zu Erlangung von Wohlstand. Dadurch wird der Fortschritt des Proletarierthums auf der einen und der großen gesellschaftlichen Erkrankungen auf der andern Seite gehemmt, damit auch die Hitze des Kampfes um das Bestehen gemäßigt, viel Anlaß zu Ueberstürzung und Gewissenlosigkeit aus der Welt geschafft und der betrügerischen Fälschung von Nahrungsmitteln eine Zahl von Wegen versperrt.

Erquickung und Belebung, Anregung bedarf unser Organismus neben der Ernährung; auch müssen wir demselben Mittel zuführen, welche als Sparmittel der Leibesmasse sich verhalten und so uns befähigen, ohne Ueberfüllung des Magens gut und kräftig uns zu ernähren und Nervenkraft übrig zu behalten für die höheren Interessen des Seelendaseins.

Die kaffeeartigen Getränke, die gegohrenen und geistigen Flüssigkeiten, die Würzen und Gewürze, endlich die Rauch-, Schnupf- und Kaumittel kommen hier in Betrachtung. Mit dem Wunsche, daß Rauch-, Schnupf- und Kaumittel ebenso, wie destillirte Geister der Teufel hole, und daß die, welche einer Anregung, Belebung, Erquickung bedürfen, an Würzen und Gewürze, Kaffee, Thee, Chokolade, allenfalls an reines Bier und ächten Wein sich halten mögen, hebe ich hervor, wie folgt. Keine aus nahrhaften Materien pflanzlicher oder thierischer Art bereitete Suppe oder andere Speise erquickt, belebt, regt an, wenn sie nicht mit Würzen, namentlich frischen, duftenden Kräutern und Wurzeln, mit Zucker, Salz, Essig u. dgl. m. versetzt wurde. Man kann ohne Würzen leben; aber man erschlafft. Nicht blos der Mensch, auch alle anderen Thiere haben den Drang, derartige Aromatika aufzunehmen. Diese letzteren regen nicht nur das Nerven- und Gefäßsystem, sondern auch die Verdauung selbst an, und dürfen aus diesem Grunde in keiner Nahrung fehlen.

Bezüglich der eigentlichen, der scharfen Gewürze sei ausgesprochen, daß es unrecht wäre, dieselben ohne weiteres zu verdammen; denn es gibt Fälle, in denen Pfeffer oder irgendein anderes Gewürz der heißen Erdstriche mit größtem Vortheil gebraucht wird. Aber im allgemeinen dürfte es sich doch empfehlen, diese Pflanzentheile möglichst sparsam zu verwenden, weil deren Einfluß auf den Organismus ein ziemlich energischer ist und manche Apparate heftig dadurch gereizt werden. Am besten ist es, nicht an Gewürze sich zu gewöhnen, sondern derselben nur ausnahmsweise sich zu bedienen, unter gewissen Umständen, wo es darauf ankommt, die Verdauung, das Nervensystem und die Organe des Blutumlaufs vor Erschlaffung zu bewahren, entsprechend anzuregen und so der Entstehung gewisser Krankheiten vorzubeugen. (Schluß folgt.)

(Schluß folgt.)

Die Urgeschichte der Menschheit.

Von Dr. A. Prowe.

(Schluß.)

Wir sprachen jedoch oben nur von Indogermanen. Sie sind blos ein Bruchtheil der „Mittelländer", zu denen auch Iberer und Kaukasier, Semiten und Hamiten gerechnet werden. Wie unvorstellbar dem Sprachforscher die Verwandtschaft der Sprachen dieser s. g. mittelländischen Völkerfamilie ist, kann ein Laie sich gar nicht denken. Muß aber dennoch selbst der scharfsinnigste Sprachforscher schließlich doch, ob noch so widerstrebend, sich der offenbar unwidersprechlichen Annahme beugen, daß alle diese Völker Eine Familie sind, so bleibt ihm nur der Ausweg übrig: Schön! dann sind jedoch diese Völker vor Jahrhunderttausenden von einander sprachlich getrennt worden. — Hier widersetzt sich meist wieder, ob noch so versteckt, im tiefsten Grunde nur der menschliche Hochmuth, der die unendliche Kleinheit seiner persönlichen Lebensdauer sich nicht noch ärger will zum Bewußtsein bringen lassen.

Denn was ist der einzelne Mensch mit siebzig- bis achtzigjähriger Lebenszeit, wenn sein Volk schon viele Jahrtausende gelebt hat? Wie unbedeutend, wie nichtig erscheint unsre ganze fünftausendjährige Weltgeschichte, wenn vorher Jahrmillionen die Spezies Mensch bereits ein ungeschichtliches Dasein gelebt hat?

Gleichwohl kommt es in der Wissenschaft auf unsere Empfindungen nicht an, wenn wir Wahrheit suchen. Sie gleicht dem Speer des Achill und heilt dieselben Wunden, die sie schlug. — Umgekehrt könnten die Jünger der Wissenschaft sich bitter beklagen, daß ihnen die Forschung immerdar verleidet und erschwert wird durch früh eingeimpfte und täglich wieder anmaßungsvoll gepredigte Lehren, die — unbasirt, wie sie sind — bei jedem Fortschritt des Gedankens ihr immer aufs neue in den Weg geschleudert werden. Freie Bahn, nichts weiter, fordert die Forschung.

Aber berechtigte Einwendungen muß und wird sie stets freudig begrüßen. — Wir führen einige an.

Die Frage nach dem Urzustande der Menschheit läßt sich vernünftigermaßen am besten beantworten, wenn man die rohesten Zustände der Gegenwart zu Rathe zieht. Nun aber gibt es auf dem ganzen Erdboden kein Geschlecht, das ohne Feuer und Sprache, kletternd, blos von Früchten auf Bäumen lebte. Darum nennt Oskar Peschel alle jetzt lebenden Völker schon civilisirt.

Ein einziger Stamm könnte noch gefunden werden. Stanley hat ihn am Mittelcongo entdeckt. In Urwäldern lebt er dort, und Folgendes ist's, was der große Entdecker darüber schreibt:

Der eigenthümliche Charakterzug an Kampunzus Dorfe waren zwei Reihen Schädel, die 10 Fuß von einander die ganze Länge des Dorfes durchliefen, etwa 2 Zoll in die Erde gedrückt, die Cerebralhemisphären nach oben, ausgebleicht und weiß vom Wetter glänzend. Der Schädel waren 186 an der Zahl in diesem einen Dorfe. Mir schienen sie menschlich, obwohl manche eine außerordentliche Erweiterung der Hinterhauptstheile, andere der Seitenwandknochen hatten und die Stirnbeine ungewöhnlich niedrig und zurücktretend waren; aber die Näthe und der allgemeine Anblick der größten Zahl von ihnen war so ähnlich dem, was ich eben für menschlich hielt, daß ich meine Hauptleute und die Araber fragte, was diese Schädel wären. Sie erwiderten: „Sokos" — (vielleicht Chimpansis? fragt Stanley selbst in Parenthese und fährt dann fort:) — „Sokos vom Urwald?" — „Sicherlich!" antworteten sie alle. — „Bringt mir sogleich den Häuptling von Kampunzu!" sagte ich, nun aufs höchste interessirt zufolge der Wunderberichte, die Livingstone mir ebenso wie die Eingebornen von Manjema darüber gegeben hatten.

Der Häuptling von Kampunzu, ein langer, starkgebauter Mann von etwa 45 Jahren, erschien, und ich fragte ihn: „Mein Freund, was ist das da, womit Ihr die Straßen Eures Dorfes geschmückt habt?" — Er antwortete: „Njama" (Fleisch). — „Njama! Njama wovon?" — „Njama vom Walde." — „Walde! Was für Zeug ist denn dies Njama vom Walde?" — „Es ist ungefähr von der Gestalt dieses Jungen." (Dabei zeigte er auf meinen Flintenträger Mabruki, der 4' 10" hoch war.) „Es geht herum wie ein Mensch und geht an einem Stock; damit schlägt's an die Bäume im Walde und macht abscheulichen Lärm. Diese Njama essen unsere Bananen und wir jagen sie, schlagen sie todt und essen sie." — „Sind sie gutes Essen?" fragte ich. — Er lachte und erwiderte, sie wären sehr gutes! — „Würdest du jetzt einen essen, wenn du einen hättest?" — „Gewiß würd' ich's. Soll ein Mensch Fleisch zurückweisen?" — „Gut, sieh her! Ich hab' hier hundert Cauris (afrikanische Zahlmuscheln). Nimm deine Leute und fang' einen und bring' ihn mir lebendig oder todt. Ich brauche nur seinen Schädel und sein Fell. Das Fleisch kannst du behalten!"

Kapunzu's Häuptling brachte mir, ehe er mit seinen Leuten auszog, ein Stück vom Fell eines Soko, welches wahrscheinlich den Rücken bedeckt hatte. Der Pelz war dunkelgrau, mit zolllangem Vließ, die Haarspitzen weißlich; eine Linie von dunklerem Haar bezeichnete das Rückgrat. Dies, versicherte er mir, war ein Stück „Sokohaut". Er zeigte mir auch eine Kappe daraus, die ich kaufte.

Abends kam der Häuptling vom Jagdzug erfolglos zurück. Er wünschte, wir möchten zwei oder drei Tage bleiben, damit er Fallen für Sokos lege, da sie unstreitig nachts die Bananen besuchen würden.

Da ich soviel Tage zu warten nicht Zeit hatte, erwarb ich mir für einige Cauris den Schädel von einem Männchen und von einem Weibchen.

Diese zwei Schädel wurden später glücklich und heil nach England gebracht und Prof. Huxley gezeigt, der sie folgendermaßen beurtheilte:

„.... Der eine gehörte einem etwa 30jährigen Manne, der andere einem über 50jährigen Weibe. Der Mannsschädel zeigt alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Negertypus, einschließlich eines starkausgeprägten, doch nicht ungewöhnlichen Grades von Prognathicismus. Am Weibesschädel ist die einzige Merkwürdigkeit eine ziemlich ungewöhnliche Breite der vorderen Nasenöffnung im Verhältniß zur Höhe, wonach die Nasenlöcher wohl etwas weiter seitwärts gestanden haben mögen und die Nasenspitze selbst ein wenig flacher als sonst gewesen sein mag. Der Index beider Schädel ist 75. Nichts an diesen Schädeln rechtfertigt die Annahme, daß ihre ursprünglichen Eigenthümer in irgend bemerkenswerthem Grade sich vom gemeinen afrikanischen Neger unterschieden."

So hat durch obiges Gutachten mich Prof. Huxley mit dem Beweis überrascht, daß die Kampunzuleute Kannibalen waren; denn wenigstens die Hälfte der von mir gesehenen Schädel trug die Spur einer Hacke, die in den Kopf getrieben war, als die Opfer noch lebten.

Soweit Stanley's Bericht über die tiefststehende Menschensorte, die bis jetzt irgendwo gefunden worden ist.

Bedauern wir zunächst, daß Stanley nicht Zeit hatte, zwei oder drei Tage zur Lösung des größten anthropologischen Problems der Gegenwart zu verwenden, woraus ihm übrigens kein Vorwurf zu machen ist, da er im ersten Moment wohl nicht die Wichtigkeit der Entdeckung zu ahnen vermochte — und überhaupt nur, wer selbst schon in solchen Reisenöthen, wie er, gesteckt hat, über seine Ungeduld, weiterzukommen, eine richtige Vorstellung hegen kann: so muß doch sogar bei den geringen vorliegenden Einzelheiten für unsern gegenwärtigen Zweck anerkannt werden, daß der Bericht des bewunderungswürdigen Reisenden manchen Zweifel über die Zustände des Urmenschen lichtet. Haarig war nach Stanleys Gewährsleuten das Fell des Soko selbst auf dem Rücken; aufrecht ging er an einem Stock, wie man gern die Urangutang malt. Beides hebt die Möglichkeit auf, auch die letzte, den Urmenschen des großen Denkers Lazarus Geiger noch auf unserm Planeten zu finden.

Solange aber kein bäumedurchkletterndes, ganz und gar werkzeugloses Menschthier ohne Sprache gefunden ist, bleibt es selbst nur Hypothese. Gäbe es unter den Reichen und Fürsten Anthropologen, begeistert genug, um einige hunderttausend Reichsmark an die völlige Lösung dieses Problems zu wenden, so könnten wir in drei Jahren mehr wissen.

Vorläufig bleibt dem Grübeln und Träumen Spielraum — und mehr als träumerisch ergrübelte Annahme ist der Urmensch Geigers nicht.

Nur auf eins in betreff unserer wiederholten Aufstellung ungewohnt großer Zahlen für die Existenzdauer des Menschen muß man hier hindeuten:

Wenn die Soko sich unter den viele Jahrtausende alten Negerrassen noch bis heute unvermischt als Halbthiere, wie eine Art Jagdwild erhalten haben, so muß die Entwicklung auch nur von ihrem Urzustand bis zu den Lebensverhältnissen der kannibalischen Neger an eine jahrzehntausendelange Dauer heranreichen, wonicht noch eine größere Zeit umfassen.

Trotz alledem bleibt jedem der Zweifel unbenommen, ob die heutige Anthropologie nicht doch auf Irrwegen wandle.

Die sogleich zu erörternde Annahme eines versunkenen Erdtheils als Urheimath des Menschthiers oder „Mannthiers" (wie Rollenhagen uns im „Froschmäusler" tauft), bleibt eben Annahme. Die Stufenfolge der Lebensweisen vom Baumfruchtesser und Holzwaffenträger zum Jäger und Fischer (den einzigen heut vorhandenen Urzuständen) bleibt immer nur hypothetisch, bis die Njama Soko in Europas Menagerien gezüchtet und beobachtet werden.

Von der Beobachtung solcher Urthiermenschen erst ließe sich Aufschluß über die Ahnen des jetzigen Menschen erwarten. Bis dahin, daß Genaueres aus Afrika uns bekannt wird, genügen wohl dem ruhigen Skeptiker rein hypothetische Folgerungen aus Analogieen; aber um keinen Preis soll ein historischer Virchow kommen und sagen: wir lehrten hier als Ergebniß, was nur Annahme ist und sein darf!

Die Hypothese von einem unbekleideten, sprach- und feuerlosen Baumklettermenschthier zwingt zur Annahme eines Heimathklimas von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Diese Urheimath der Spezies homo sapiens glaubt man nun im Indischen Ozean gefunden zu haben, wörtlich im Ozean. Nämlich verschiedene Gründe lassen darauf schließen, daß die Stille See und das Indische Weltmeer über einem untergesunkenen Kontinent fluthen, dessen Reste noch Celebes und Madagaskar wären. Man nimmt nun an, hier auf diesem versunkenen Urfestland habe das menschenähnliche Affengeschlecht seine Heimath gehabt, welches man die Lemuren nennt. Nach ihnen heißt also ein hypothetischer Erdtheil der Urzeit „Lemurien". Er war der Sitz des Urmenschen. —

Als nun „nach Jahrmillionen" (wie mir kurzweg ein Straßenarbeiter in Rom einmal die Zeit von Cäsar bis heute vorrechnete!) Menschen sich hordenweis zusammengeschaart hatten, da erfand der Urmensch — [wie die italienische Ameise —!—] das Mälzen und Gährenlassen oder — mit einem Wort — den „Unsterblichkeitstrank". Denn unsterblich erschien sich der berauschte Wilde mit seiner geheimnißvoll gesteigerten Lebenslust und Seelenthätigkeit im Rausche. Das Bereiten dieses Amrita (indisch) oder Ambrosia (griechisch) genannten Wundertranks geschah mit Hülfe eines bohrenden Stabes. Nun aber hatten schon längst außer Holzstücken und Fruchtschalen auch Steine zu Werkzeugen gedient. Das Zubereiten der weicheren Steine vermittels des harten Feuersteins führte bald auf die geheimnißvolle Natur des letzteren, die ihm seinen Namen gab: das Funkensprühen.

Man dichtet nun, die lahmen und kranken Mitglieder von Urweltshorden seien zu Hause geblieben, während der übrige Stamm auf Beute ausging, um ihrerseits für die kräftigeren

Heroen der Horde Waffen aus Stein und Holz zu bereiten. Da hätten die armen Verachteten, diese oft (wie noch heute bei Pescheräh und Alfuru) mißhandelten Lahmen das Feuerbereiten gelernt und als lahme „Vulkane und Wielande" auch Erz und Kupfer zu schmieden begonnen.

Alle Poesie und Religion der Urzeit (beides war in der Urzeit eins: Poet war selbstverständlich Prophet und Gottesherold) also — alle Poesie und Religion der Urzeit bewegte sich um Feuer und — Feuertrank. Davon wimmeln die Mythen und mythischen Lieder. Hierauf beziehen die modernen Mythologen alle Urreligion. Abbild nur des irdischen Feuerbereitens, Feuertrankbrauens, Berauschens und Polterabendgelärmes war das Gewitter am Himmel; die oberen Götter waren nur höhergehobene Menschen, anfangs vielleicht kaum erhabener als die Erdsöhne. Dann erst, allmählich, erlangte das Kind die Vorstellung: jene dort hoch existirenden Wesen sind nicht nur höher, sondern auch besser, jedenfalls stärker, als wir. Da trat das Bild der Sterne, des Mondes, der Sonne hinzu, um den Glauben zu wecken, daß droben himmlisch verklärt die eigenen Ahnen des Erdmenschen aus der irdischen Gruft aufstiegen zum glänzenden Himmel.

Doch nicht roh genug denken darf man sich die Urreligion. Der Schamanismus in Nordasien ist noch Gold gegen den rohen Fetischglauben der rohesten Erdbewohner der Gegenwart. Wie roh mag erst vor Jahrhunderttausenden diese Uranfangsreligon des Gestirn- und Feuerdienstes gewesen sein.

Auch Baum und Stein blieb bis in die neueren Zeiten heilig, sowie es gewisse Thierarten noch sind.

Storch z. B. und Schwalbe genießen bis heut unsere unwillkürliche, halb abergläubische Achtung und Schonung. Der Specht ist auch ein solcher geheiligter Blitzvogel, der die Wünschelruthe findet und verschlossene Räume durch sie aufspringen macht; in Italien ward er abgöttisch verehrt.

Bei unseren Bauern im protestantisch aufgeklärten Norddeutschland gibt es noch zahlreiche Anklänge an die heidnische Urreligion der Indogermanen; danach urtheile man, was sich in anderen Gegenden erst recht von solcherlei Aberglauben alles mag erhalten haben. Sagen und Märchen sind Ueberbleibsel der alten Urreligion und in den Erzählungen der Bibel z. B. von Simson, Esther u. a. will eine weitverbreitete Schule von Mythologen geheime Reste derselben entdecken.

Wir lassen uns hierdurch nicht im geringsten mehr beeinflussen als durch andere Hypothesen, Die Geschichtsforscher sehen z. B. in den 7 Königen Roms alte Mythen, worüber dann unser Philosoph Hegel seinerseits wieder sehr ungehalten ist. Die Wissenschaft schwingt eben wie ein Pendel hin und her, damit das Zifferblatt der allgemeinen Bildung den Zeiger Aufklärung nach langen Zeiträumen um eine Sekunde vorrücken sehe. Was aber jetzt auf Erden sich zeigt, kann unmittelbar den Fingerzeig abgeben für die Vergangenheit. Wir schließen daher unsere Andeutungen mit einem Hinblick auf die Gegenwart.

Gegenwärtig unterscheidet man die Menschen am sichersten — oder, besser gesagt — am wenigsten unsicher nach dem Schädel und seiner Behaarung. Die wollhaarigen Rassen sind langschädlig und haben vorspringende Kiefern, heißen also dolichocephale Prognathen. Die Schlichthaarigen, welche das Gegentheil (des Orthognathismus) auszeichnet, zerfallen ihrerseits in Straffhaarige, deren stets dunkles Haar ungefähr wie Pferdemähnen glatt herabfällt, und in Lockenhaarige, die bald auch schwarz, wie jene, bald aber blond sind. Da nun im äquatorialen Afrika und Australien die erstere Gattung überwiegt, d. h. in jenen Erdgegenden, wo die Lebensweise der paradiesisch arbeitlosen am nächsten kommt und wegen der überreichen Naturfülle am nächsten kommen darf: so kann man sich schwer der Hypothese verschließen, daß in diesen Wollköpfen mit vorstehendem affenhaften Gebiß, also ebensowohl in den Büschelhaarigen (Hottentotten, Papua ꝛc.) als in den Vließhaarigen (Kaffern und Negern), sich die älteren Sorten der Menschthiere erhalten haben — während hiergegen die eigentlichen Australier und die Feuerländer, sowie auch die Eskimos oder Innuit, Aino und Kamtschadalen sammt den anderen Umwohnern des nördlichen Eismeers bereits einen körperlichen Fortschritt anzeigen, der sich im gemäßigten Klima Amerika's und Asiens bei Malayen, Mongolen und Mexikanern, Peruanern und sonstigen Indianern auch zu geistigem Fortschritt entwickelt hat.

Aber solche Annahmen bleiben sehr gewagt. Im reichgesegneten Centralafrika fanden unsere Reisenden, wie Heinrich Barth u. a., schöngebildete Neger und blühende Negerstaaten, wie sie darzustellen den Indianern nie gelang. Es kann daher kein untrüglicher Schluß aus den Rassenähnlichkeiten und Rassenunterschieden gezogen werden, um die historische Entwicklung der Menschheit daraus herzuleiten.

Nicht minder unzuverlässig für die Urgeschichte sind die Beweise, die man aus der Sprachverwandtschaft gern entlehnen möchte. Das einsilbige Chinesisch enthält eine so reiche Literatur, daß Jakob Grimm es getrost mit der fast auch wieder einsilbig gewordenen, fast flexionslosen englischen Kultursprache zusammenzustellen wagte. So stehen sich beide Sprachen als Anfang und Ausgang der menschlichen Sprachentwicklung gegenüber. Wo ist da fester Boden zur Beweisführung über Uralterthumsbeginn?

Indessen gibts hier doch Fingerzeige. Die einzigen wahrhaft flectirenden Sprachen sind die semitischen und die arischen. Nun kann man sagen: die ganze Weltgeschichte beginnt mit der Besiegung der semito-hamitischen Kulturvölker in Vorderasien und Ostafrika durch die arischen Perser und Griechen; sie dreht sich dann lange Zeit um den Weltkampf zwischen dem semitischen Carthago und dem arischen Rom und dieser Weltstreit erneuert sich in den Kreuzzügen, die den letzten Versuch der Semiten, als arabische Moslemine sich zur Weltherrschaft zu erheben, vereitelten. Neben diesen zwei Hauptarten der lockenhaarigen Mittelmeerrasse spielten die straffhaarigen Mongolen und finnisch-tatarischen Steppenvölker nur immer die Rolle der räuberischen Kulturstörer.

So ahnt man gewissermaßen, daß jede Menschenart sich in einer höchsten Kulturform auszuleben verstand, wie etwa Insekten in der Gattung Ameise, Dickhäuter im Elephanten. Ist es nun auch erklärlich, daß die höherstehende Art vor der niedern einen gewissen natürlichen Abscheu empfindet, daß der menschliche Nebenbuhler im Kampf ums „Mehrsein" gradeso tödtlich bekämpft wird, wie im Thierreich der Wettbewerber ums „Dasein", so muß doch der wahrhaft hochgebildete Mensch diese instinktive Reflexbewegung in sich selbst überwinden und alle Seinesgleichen mit gleicher allgemeiner „Menschenliebe" umfassen. Dann allein erhebt er sich wahrhaft aus den rohen Urzeitzuständen, in denen jeder „Gast" gehaßt ward, jeder hospes für hostis galt, d. h. jeder Fremde für einen Feind!

Ob wir aus dieser Urzeit schon ganz herausgetreten sind, kann zweifelhaft scheinen, und manche Geschichtbetrachter finden keinen innern wesentlichen, sondern höchstens einen Gradunterschied zwischen jener und der Gegenwart. Noch immer herrscht Mythologie mit fanatischer Ausschließung jeder anderen in den Köpfen der Millionen, noch immer bekämpfen sich stammverwandte Völker mit „patriotischer Schwachheit" des Urtheilsvermögens. Aber noch schlimmer als dieser unverändert gebliebene Charakter der Religions- und Staatsgeschichte seit 5000 Jahren scheint uns der Rassenhochmuth, gegen den im englischen Indien wie im portugiesischen Afrika und im angelsächsischen Amerika vergebens der Eifer christlicher Missionäre und wissenschaftlicher Forscher ankämpft. Ein wesentlicher Fortschritt wäre erst dann erreicht, wenn alle Europäer wenigstens brüderlich einträchtig ihr gemeinsames Wohl gemeinsam arbeitend fördern wollten, und wenn sie wenigstens jedem Rassenhochmuth entsagen, alle Mitbewohner der Erde als Verwandte, ob auch immerhin zum Theil recht arme Verwandte, ansehen wollten!

Kann die Betrachtungsweise der gegenwärtigen „Wissenschaft vom Urzustande der Menschheit" zu solchen Ergebnissen führen, kann als letzte Schlußfolgerung ihr die Nothwendigkeit allgemeiner Verwandtenliebe wie ein unwidersprechliches Axiom entspringen, da nämlich alle Menschen doch ursprünglich einer Art sind, und nur durch gegenseitige Förderung zu besseren Zuständen kommen konnten und kommen können, so müßten die Gegner unserer Wissenschaft, die auf dem Boden engbegrenzter, hebräisirend-scholastischer Anschauungen stehen, sich wenigstens mit unserem Endgedanken einverstanden erklären. Denn dieser stimmt, nur anders ausgedrückt, mit dem ihren überein. Gemeinschaftlicher Feind beider Parteien ist einzig der Pessimismus, der jeden Fortschritt der Menschheit leugnet. Aber eine dem blasirt-frivolen „Es ist alles eitel" sich entgegenstemmende Gedankenreihe führt allemal zu dem Gesetze fortschreitender Geistesentwicklung, wie es Leibnitz, Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller aufgestellt und die Heroen unserer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts — von Geiger und Max Müller bis zu Noiré u. s. w. — fest unverrücklich aufrecht erhalten haben.

Berührt sich das opferwillig edle Streben der oft nur in Nebensachen mehr oder minder befangenen, religiös Gläubigen,

die durch alle Erdtheile hin bis in die tiefsten Einöden und Wildnisse ihre Glaubensstationen pflanzen, nicht aufs allerschönste mit unserem eigenen freudigen Mühen und Trachten, welches die „Erziehung der ganzen Menschheit" zu gleicher Gesittung und Geistesfreiheit hoffend fördern will. So kommen wir von sehr verschiedenen Ausgangspunkten schließlich zu demselben Endziel.

Möchte der kurze Beitrag, den wir im obigen zur Verbreitung der Kenntniß vom jetzigen Standpunkt der menschlichen Uralterthumskunde gaben, auch dazu beitragen, daß Goethe's Wort im tiefsten Sinne dieses großen Dichters der All-Menschenliebe*) erfaßt und beherzigt würde:

„Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreu'n!"

*) Goethe, „Hypochonder":
„. . . . Kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Das waren ein paar wunderbare Augen! — Sie wollen nicht aus meinen Gedanken. Sie verfolgen mich. Schließe ich meine Augen, so sind die beiden blauen Sterne erst recht da, sie haben sich in mir festgehakt. — Welch' magischer Reiz! — Ich weiß nicht, wie mir geschah! — Ich fühlte nur, wie es mir in meinem Körper zuckte, wie mein Gesicht sich verfärbte, wie das Herz bis an den Hals schlug. Und dann! Ist es Narrheit? — Ich lief davon, als wäre ich von Mördern gehetzt. — Erst in meiner Stube finde ich Ruhe! — Nein, diese Augen! — Sie waren größer, als die Luisens! Sie waren noch seelenvoller, als Luisens Veilchenaugen, und vor allem — sie haben mich begehrenswerther angeschaut! — Welch' ein Wesen! — So habe ich mir immer die Fee des Märchens ausgemalt! Blondes, lichtes Haar, eine reine Stirn, ein engelgleiches Oval des Antlitzes und solche, solche sprechende Augen! — Ich bin ein Narr, daß ich mich so aufrege, denn — wo finde ich sie wieder — die liebe Gestalt!? Und doch, ich habe das Gefühl, daß ich sie wiedersehe, daß ich sie öfters sehen, daß ich mich sattschauen müsse an ihr und an ihren überirdischen Augensternen! — Mein Verstand sagt zwar: Wozu? Aber mein Herz widerstreitet.

Das heillose Geld! — Es ist rund; es rollt so gern, so flott! — Ich verachte es und muß darum doch buhlen! So bescheiden und so einfach ich auch lebe, so harmonirt meine Ausgabe dennoch nicht mit meiner Einnahme. — Ich las eine Annonce, durch die man einen Lehrer zu einem Knaben sucht. Wenn das Glück mir lacht, so bleibt mein Angebot nicht ohne Bescheid. Bei meiner Befähigung und meiner Liebe zu Kindern bin ich des Erfolges meines Unterrichts sicher.

Bisher habe ich von meinem Wirthe Sander in diesen Blättern noch nicht geredet. — Der Abend war schön. Ich hatte just noch einen Spaziergang zu machen. „Wenn es Ihnen lieb ist, begleite ich Sie," sagte Sander. — Sein gerader, offener Sinn, seine Bescheidenheit und seine Einfachheit im Wesen und Aeußeren hatten mich seit unserer Bekanntschaft angenehm berührt. Das Gespräch wendete sich auf Reisen, auf Länder, fremde Sitten, fremde Gewohnheiten. Sander hatte sein Vaterland mannichfach bereist; er war bekannt an der Donau, am Rhein und Main, an der Elbe und Weser, und seine Schilderungen von Menschen und Land riefen manche liebe Erinnerungen in mir wach, da ich vor mehreren Jahren selbst mit meinem Vater Deutschland die Kreuz und Quer bereist hatte. Er sprach mit Begeisterung vom stolzen Rhein, vom lieblichen Taunus, von der romantisch bezaubernden Bergstraße, so daß ich ihm wohl glaube, wenn er behauptet, trotz des vorgerückten Alters eine glühende Liebe für alle Naturschönheiten zu besitzen. Sander sah dabei träumerisch zum Himmel hinauf, an dem hier und da einige Sterne auftauchten.

„So, unter freiem Himmel, an solch' schönem Tage, wie der heutige, ist meine ganze Seele friedlich und religiös erhoben," sagte er, „ich bin bei mir, und mit meinem Gott, allein, im regsten Verkehr, ohne Störung lästiger Wesen mit heuchlerischen Masken und falschen Herzen!" — — — Ich erwiderte nichts, denn ich war damit beschäftigt, über diesen mir sonderbaren Menschen nachzusinnen. Hier paarte sich Männlichkeit mit sichtlicher Weichheit; Verstand mit einer großen Dosis poetischer Phantasie! — — — — „Ja," fuhr er fort, „ich bin nun schon lange nicht mehr in meiner Kirche gewesen; ich habe schon lange allen Kultus abgeschworen und mir allein meinen Glauben zusammengereimt. Wo ist heutzutage die Liebe zum Nächsten, die Furcht vor Gott, wo die Opferfreudigkeit für einen guten Zweck? — Man soll sich nicht täuschen lassen, wenn von christlicher Nächstenliebe in öffentlichen Blättern gesprochen wird. Das ist Eitelkeit, Egoismus! Meine Kollegen sind meist beständige fleißige Kirchengänger; sie prahlen damit und freuen sich arg, wenn der Seelenhirte ihnen durch einen Gruß dafür dankt, daß sie seiner Eitelkeit Zuträger seien — aber die Frömmigkeit durch Bescheidenheit des Wesens, durch Lauterkeit des Sinnes, durch mehr Opferfreudigkeit des Herzens zu erweisen, — dazu fehlt ihnen allen Energie und Selbstlosigkeit. Sie sind alle keine Christen!" — Sander hatte sich in eine Art fromme Begeisterung hineingeredet; ich war für ihn nicht mehr anwesend; er sprach laut und eindringlich, wie vor tausend Zuhörern, vor sich hin, es war unzweifelhaft, daß seine Worte aus lauterem Herzen kamen. — Wir standen endlich an einem Kreuzwege. Die Frage, ob wir heimkehren sollten, brachte ihn mir zurück. — Ich sprach meinen Beifall aus über seine offene und ehrliche Meinung! — „Gewiß rede ich Wahrheit!" rief er. — „Da sehen Sie den Seelsorger B . . . . Ein Mann, der Ruf hat, ein frommer und wahrhaftiger Christ zu sein, muß sich nachreden lassen, daß er in seinem eignen Hause das Laster beherberge. Man vertuscht das Glimpfliche, aber es kommt doch endlich an die Ohren der Welt. Seine Tochter ist eine Dirne. Unter der Maske frommer Demuth, Keuschheit und Reinheit wandelte sie dahin, das geflissentlich hervorgehobene Muster echter Weiblichkeit; aber im Herzen sah es schlimm aus; da trieben Dämone ihr Spiel. — Soviel Menschen es gibt — fügte ich hinzu — soviel Götter gibt es auch! — Ein Gott, der alle Menschen in gleichem Maße befriedigen, ein dogmatisches Glaubensbekenntniß, daß aller Wünsche gerecht werden könnte, gibt es nicht. Jeder hat seinen Gott für sich und seinen Altar für sich. Für einen Zweiten findet sich kein Platz darauf. — Was mein Gott ist, ist nicht der Gott meines Nächsten. Die Geliebte, die meinen ganzen Sinn erfüllt, hat nicht die gleiche Anziehungskraft für einen andern. Er findet Schwächen, die ich nicht sehe, und wundert sich gar, daß ich so viel Sympathie einem nichts weniger als gefälligen Wesen entgegenbringe. Ja selbst Mängel, die jenem an dem Mädchen mißfallen, können mir liebenswürdig erscheinen, und Vorzüge, die jener besonders rühmt, haben vielleicht keinen Verdienst an meiner Neigung zu der Geliebten. So ist es auch mit unserem Gott. Das Urtheil über alle Dinge ist individuell! — Deshalb erscheint mir auch die religiöse Anschauung der Alten weit anziehender, die ein Bedürfniß fühlten, für die verschiedenen Tugenden und Leidenschaften des Menschen verschiedene Götter aufzustellen." — Sander hatte mich ausreden lassen! — „Nein!" rief er, „der Gott ist da, er lebt, er lebt in der Gemeinschaft einer kleinen erleuchteten Menge; er hat seinen Geist über sie ausgegossen, das Licht der Erkenntniß ist in ihnen aufgegangen und Christi Bild ist rein und fleckenlos wieder vor ihnen erschienen!" — — Verwundert über diese Entgegnung, schwieg ich. Er hatte meine Worte offenbar nicht verstanden. — „Auch ich," fuhr er fort, „tappte im Dunkeln; meine Seele suchte nach dem Licht, mein Herz sehnte sich nach dem Quell der Labung. Endlich ist der Vorhang von meinen verschleierten Blicken gefallen und ich habe die Gemeinde gefunden, die Christi reine Lehren aus reinen Opfergefäßen darreicht! — Kommen Sie mit und lassen Sie ihre irre Seele richtig leiten, damit auch Sie die Gottheit finden, die Gottheit schauen, die allen Erdenwesen in gleichem Maße wohl will und zum ewigen Leben führt." Er drückte mir die Hand und sagte mir darauf eine gute Nacht! — Sander ist ein räthselhafter Mensch. Ich begreife seine Worte nicht. Ich soll mitkommen. Wohin? — — — Sonderbar! — — — Der Mond steht klar am Himmel. Die Sterne schim-

mern so freundlich! Es ist mir so wohl ums Herz und ich denke an die schönen Augen und die liebe, liebe Gestalt. Wann werde ich sie wohl wiedersehen? — — — —

Ich habe doch etwas Glück. Der Vater des Knaben, für den ein Lehrer gesucht ward, bittet mich in einem Briefe um einen Besuch. Die Schreibart und das Briefpapier deuten auf eine vornehme Persönlichkeit. — Von Berlin auch einen langen Brief erhalten. Der Heldentenor und der pommersche Gutsbesitzer haben mich nicht vergessen. — Es hat schwer gehalten, die Stunden ertheilen zu dürfen. Man hielt mich für einen Studenten, weil ich sagte, daß ich mich der Erholung wegen hier aufhalte. Ich entwickelte sodann in einigen Sätzen meine Methode und meinen Plan der Erziehung und fand bei Herrn Weise volle Zustimmung. Wir sprachen dann noch über andere wissenschaftliche Dinge, und als ich beiläufig mein Bedauern aussprach, daß es mir versagt gewesen sei, die Universität zu besuchen, merkte ich, wie plötzlich die Sympathie Weise's für mich erblaßte. „Ja, was Sie sagen?! Sie haben nicht studirt?" rief er erstaunt. „Das ändert die Sache! Dann, glaube ich, wird es Ihnen doch schwer werden, meinen Sohn an das gewünschte Ziel zu bringen!" Als Weise ausgeredet, erwiderte ich, sichtlich mißgestimmt: „Ich glaube, in Ihnen einen vorurtheilslosen Mann zu sehen, der nicht darnach fragt, wie jemand eine Fähigkeit erlangt hat, sondern ob er überhaupt befähigt ist. Ich glaube nicht, daß Sie der Ansicht sein können, die Universität schaffe aus nichts befähigte Köpfe, und daß alle, welche von der Universität kommen, auch das Privilegium der Weisheit mitbringen. Schließlich denke ich, daß ein gerechter Mann erst prüfen solle, ehe er ein Verdikt der Unfähigkeit abgibt. Was mich anbetrifft, so habe ich Tage und Nächte geopfert, mein Wissen zu vervollkommnen, und ob ich gleich keine Universität besucht habe, so schätze ich mich doch nicht so gering, um es nicht in dem vorliegenden Fall mit manchem Studirten aufzunehmen, den Sie mir etwa vorziehen werden." — Meine ruhige Entgegnung wirkte, man versprach mir eine Probezeit. — Meine Stimmung ist infolge dieser Affaire, trotz des günstigen Verlaufes, arg niedergedrückt. — Die Weisheit geht also durch eine bestimmte Pforte, und ich hätte so nie Gelegenheit, trotz Fleiß und Willen, eine Stellung, meinen Fähigkeiten angemessen, zu erringen! — O, das wäre ja arg, höchst ungerecht und für einen Philosophen zum Lachen. Soweit ist die Beschränktheit und Engherzigkeit noch nicht gekommen, mein lieber Herr Weise, wenn Sie mir auch glauben machen wollen, daß man heutzutage mit Recht auf staatliche Sanktionirung der Fähigkeiten halte, da sich die Mittelmäßigkeit zusehens breit mache und sich überall einzunisten suche, wohin sie nicht gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil.

(Fortsetzung.)

Am 6. Mai 1859 fand Hobson mit seinen Leuten auf Point Victory einen Steinhaufen, unter welchem eine kleine Zinnbüchse lag. Er öffnete diese Büchse und fand in ihr ein von Crozier und Fitzjames, den beiden Offizieren Franklins, herrührendes Schriftstück vom 25. April 1848, worin es hieß, der Steinhaufen sei von Franklins Leuten aufgerichtet worden. Die beiden Schiffe Franklins hätten den ersten Winter bei Beechy-Island zugebracht, nachdem sie bis zum 77. Grad nördlicher Breite vorgedrungen wären. Am 11. Juni 1847 sei Sir John Franklin gestorben. Am 22. April 1848 hätten die Schiffe, weil sie im Eise feststeckt, verlassen werden müssen, und der Bestand der Mannschaft, 115 Mann, sei unter Crozier gelandet, um nach dem Great Fish River fortzugehen. Neun Offiziere und fünfzehn Mann der Expedition seien bis zum Datum des Schriftstückes gestorben. Von den Eskimos erfuhr man, daß eins der verlassenen Schiffe vom Eise erdrückt, das andere aufs Ufer geschoben und von den Eingeborenen als herrenloses Gut ausgebeutet worden sei. Rings um den Steinhaufen, den Hobson vergeblich von seinen Leuten umwerfen ließ, lagen Kleidungsstücke, Schiffsgeräthe, Schaufeln und dergleichen.

Die Nachforschungen auf einer über 800 Meilen weiten, unbekannten Landstrecke wurden fortgesetzt, und endlich fand Hobson unter 69° 9' nördlicher Breite und 99° 17' westlicher Länge auf festem Boden ein großes Boot mit zwei menschlichen Gerippen, vielen Kleidern, fünf Taschenuhren, Messern, Gabeln, Pulver und Blei, Chokolade, Thee und Tabak, ein Doppelgewehr, einen Medizinkasten, Bogen und Pfeile. Die Knöpfe an den Kleidern waren die der englischen Kriegsmarine. Hierzu brachte M'Clintock einen bei den Eskimos gefundenen Kompaß und verschiedene andere europäische Utensilien. Alles dies befestigte in den Suchern die Ueberzeugung, daß sowohl Franklin als seine Gefährten nach und nach Opfer ihrer Forschungslust geworden seien, und da auch sie nicht weiter ins Polarmeer vorzudringen vermochten, so kehrten sie mit der traurigen, aber hinfort beruhigenden Botschaft nach England zurück.

Kapitän M'Clintock hat in dem öffentlichen Vortrage der Geographischen Gesellschaft in London sich dahin ausgesprochen, das Verschwinden des größten Theils der Mannschaft Franklins erkläre sich durch das große Thauwetter des Jahres 1848, welches die arktischen Landregionen mit einer neuen Eisdecke versehen habe, worunter Franklin mit seinen Gefährten ruhe.

Die Schrecken der Schlachtfelder erscheinen gegen die Gefahren, welchen die Reisenden in den Polarländern ausgesetzt sind, fast wie Kinderspiele. Als die Versprengten der „großen Armee" 1812 bei ihrem Rückzuge aus Rußland, hungernd und zum Tode ermattet, in Schnee und Eis versanken, erhielten sie einen Vorgeschmack von den Schauern der Eisfelder, welche sich im Norden Asiens und Amerikas tausende von Meilen weit erstrecken. Muß der Tod durch eine Kugel oder einen Degenstoß auf dem Schlachtfelde nicht als eine Gunst des Schicksals gelten gegen den furchtbaren letzten Kampf mit Hunger, Kälte und Trostlosigkeit, welchem Franklin mit seinen treuen Gefährten erlag? Durch die Franklinsucher Inglefield, Collinson, Kane, Anderson und Stewart ist die nordwestliche Durchfahrt gefunden, aber als durchaus unbrauchbar erkannt worden; alle späteren Expeditionen erstrebten eine wissenschaftliche Erforschung der Polarregion und als Endziel die Erreichung des Nordpols.

* * *

Schon früher haben die Vereinigten Staaten Nordamerika's sich um die Erforschung des hohen Nordens unvergeßliche Verdienste erworben; die Namen Henry Grinnell, Isaak Hayes und Elisa Kent Kane stehen unverlöschlich eingegraben auf den Geschichtstafeln der arktischen Entdeckungsfahrten. Seit dem Jahre 1861 aber, nachdem inzwischen Schweden, Deutschland und England verschiedene Nordpol-Expeditionen in die Welt des ewigen Eises entsandt hatten, trat Amerika, mit schweren politischen und sozialen Fragen beschäftigt, erst nach mehr als einem Dezennium der Polarforschung wieder näher. Ein bewährter, an die Beschwerden und Gefahren, die Drangsale und Entbehrungen einer arktischen Kampagne gewöhnter, durch unerschütterliche Energie ausgezeichneter, leider jedoch wissenschaftlich nicht hinlänglich gebildeter Reisender, Seekapitän Franz C. Hall, war es, der endlich den Anstoß gab zu einer neuen amerikanischen Nordpolexpedition und den Kongreß von Washington für das Unternehmen zu gewinnen wußte. Natürlich ward er zum Führer der Expedition ernannt, die am 29. Juni 1872 mit dem Auslaufen der „Polaris" aus dem Hafen von Newyork ihren Anfang nahm.

„Polaris", so hatte man treffend das Schiff getauft, ein kleines Fahrzeug von 387 Tonnen Tragfähigkeit, das auf der Werfte der Kriegsmarine zu Washington für seine neue Bestimmung durchaus umgebaut worden war; mit der wissenschaftlichen Leitung der Expedition betraute man aber einen Deutschen, Dr. Emil Bessels, dessen Schilderung uns als Quelle bei Abfassung des vorliegenden Artikels gedient hat und der bereits im April des Vorjahres aus Bremen in Newyork eingetroffen war, um die wissenschaftliche Ausrüstung des Schiffes zu überwachen.

Dr. Bessels fand das Schiffsinventar in mustergültiger Vollständigkeit und auch die auf eine dreijährige Reise bemessenen Mundvorräthe zeigten quantitativ und qualitativ von der Fürsorge, die von maßgebender Stelle dem Unternehmen zugewandt wurde. Freilich war es keinesfalls allen Theilnehmern der Expedition eine erwünschte Spezialität der „Polaris", daß diese „unter dem wasserfarbigen Wimpel des Mäßigkeitsvereins segelte", mithin etwas kräftigere Herz- und Magenstärkungen als Milch und Kräuterthee nur unter falscher Flagge und in kleinen Mengen eingeschmuggelt werden konnten. Als einer sehr wichtigen und nützlichen Vervollständigung der Polarisgesellschaft müssen wir aber eines Eskimo-Ehepaares gedenken. Dasselbe hatte Hall schon auf früheren Reisen, nach dem Hudsonsbaygebiete und auf einer Schlittenfahrt nach King-Williamsland, begleitet und sollte nun auch bei seiner neuen Forschungstour nicht fehlen. Beide, Joseph und Hanne, waren für ihre Nationalität ziemlich zivilisirt, hatten sie an Bord eines Walfischjägers doch bereits eine Reise nach England unternommen, und auch sonst ganz tüchtige und respektable Menschen. Der Mann leistete als Schütze und Jäger Vortreffliches, die Frau, die sich als moderne Dame kleidete, war sogar der schweren Kunst des Schreibens mächtig und von den anständigen Manieren einer geistig und gemüthlich leidlich entwickelten Frau, ihren Gemahl an Wissen überragend, wie denn auch ihre Gesichtszüge nur leise an den Typus ihrer Rasse erinnerten. Beide, Joseph und Hanne, neben welcher der erstere in seiner heimathlichen Eisregion übrigens, nach Volksbrauch, noch eine zweite Lebensgefährtin besaß, standen schon in reiferem Alter und hatten ein achtjähriges kleines Mädchen bei sich, Silvia getauft, von Hanne indeß Pannik genannt, das von dem Paar nach dem Tode ihres einzigen eigenen Kindes adoptirt worden war. Auch die Kleine hatte wenig von der Gesichtsbildung des Eskimo aufzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Bergfahrt in Lappland. (Bild Seite 268 und 69). Der berühmte Alpenjäger und Nordpolfahrer Julius Payer ist der Zeichner der vorliegenden Winterlandschaft, welche uns in den unwirthlichsten

Theil des skandinavischen Nordens, nach Lappland versetzt. Dieses nördlichste Ländergebiet Europas grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an das schwedische Norrland und an Finnland, gegen Osten an das Weiße Meer, gegen Westen an Norwegen und zerfällt in das norwegische, russische und schwedische Lappland. Dieses 3810 Quadratmeilen umfassende Areal ernährt kaum 20 000 Menschen, denn es ist eine polare Einöde. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz. Der längste Tag dauert in den südlichsten Gegenden 24 Stunden, in den nördlichsten aber drei Monate; ebenso lang ist dann die längste Nacht. Im Sommer ist infolge der sehr kurzen Nächte die Hitze sehr groß, und es plagen dann sehr große Mückenschwärme Menschen und Vieh. Der Boden eignet sich nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen Lappland zum Anbau. Pferde, Rindvieh und Schafe finden sich nur bei den Kolonisten; der Lappe züchtet nur Renthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern und Hasen; Zugvögel und wildes Geflügel, sowie Fische sind in Menge vorhanden. Die Lappen gehören zum finnisch-ugrischen Volksstamm (dessen Urheim ungarische Forscher im Altaigebirge Innerasiens gefunden haben wollen); doch sind sie hinsichtlich ihrer Körpergestalt von den stammverwandten Finnen, Magyaren und Türken sehr verschieden. Sie sind beträchtlich kleiner als die übrigen Bewohner Skandinaviens und Europas überhaupt. Ihre Größe ist kaum 1,6 Meter. Ihr Gesicht ist breit mit spitzem Kinn, großem Mund, vorstehenden Backenknochen, breiter Nase und enggeschlitzten, doch horizontal gestellten Augen. Ihr Haar ist dunkelbraun und schlicht, ihre Gesichtsfarbe gelblich. Von Haus aus gutmüthigen und sanften Charakters sind sie infolge des auf ihnen lastenden Drucks träge, feig und mißtrauisch geworden und zeigen sich von dieser Seite besonders der herrschenden Rasse der Skandinavier und Russen gegenüber. Ihre geistige Begabung ist nicht groß, desto größer ihre Handfertigkeit in der Erzeugung ihrer wirthschaftlichen Geräthe. Als Heiden hatten sie keine Priester, wohl aber Zauberer und Wahrsager, die heute noch, trotzdem sich alle Lappen formell zum Christenthum bekennen, einen großen Einfluß ausüben, indem sie den Aberglauben des armen Volkes ausbeuten. Sprachlich bilden die Lappen ein Mittelglied zwischen den baltischen Finnen und den Ostfinnen, welch letztere die Uferländer des Eismeers bis an den Ural bewohnen. Die Lappen gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Renthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, verfertigen hölzerne Geräthschaften, Kähne, Schlitten und die nöthigen Kleidungsstücke. Die Tracht der beiden Geschlechter ist wenig verschieden; sie besteht in einem Pelz, Beinkleidern, Schuhen und ist je nach der Jahreszeit von Renthierfell, Filz oder grobem Tuch. Nach ihrer Lebensweise theilt man die Lappen in Renthier- und Fischerlappen, welch letztere die größere Zahl ausmachen und im ganzen viel höher stehen als die ersteren. Die Berglappen führen ein Nomadenleben, indem sie mit ihren Renthierherden umherziehen. Mit Beginn der warmen Jahreszeit ziehen die letzteren nach den Hochplateaus, von wo sie im Herbst mit ihren beladenen Renthieren in das niedrigere waldreiche Land zurückkehren. An einem zum Winteraufenthalt geeigneten Ort wird die Hütte errichtet. Diese ist von festerer Bauart als das leichte Sommerzelt, außen mit Rasen bedeckt, innen mit Renthierfellen bekleidet und wird oft ganz eingeschneit. Die Schilderung der aufregenden Szene unseres Bildes überlassen wir unserem Gewährsmann Payer: „Südlich des Nordkaps (der nördlichsten Spitze Europas) liegt ein einförmiges Gebirgsplateau aus gneis-granitischen Gesteinen, mit Tannen- und Birkenwäldern dürftig bewachsen, im Winter durch große Kälte, im Sommer durch große Hitze und Mückenschwärme heimgesucht. Lappen bewohnen das Binnenland, dessen einzige Wasserader von Bedeutung der Tanaelf ist. Wer dieses Land bereisen will, fährt im Sommer in schmalen leichten Booten auf dem genannten Fluß oder reitet zu Pferd über das bergige, sumpfige Land. Im Winter gibt es nur e i n e Art des Fortkommens, die mittels des Renthierschlittens, welche zugleich die billigste und beste ist. Ein solcher Schlitten (Kjärris) gleicht einem Damenschuh mit kielartig gestalteter Sohle, welch letzterer Umstand zwar feine Wendungen und große Schnelligkeit ermöglicht, allein den Insassen auch nöthigt, unausgesetzt mittels der Hüften zu balanciren, um nicht herauszufallen. Wer zum erstenmal in einem solchen Schlitten fährt, liegt in der That alle Augenblicke im Schnee, das Renthier ergreift mit dem Fahrzeug die Flucht, wird von den mitreisenden Lappen verfolgt, eingeholt, endlich besänftigt, gestattet, daß der eine Strecke weit nachgeschleifte Reisende wieder im Kjärris Platz nimmt, ohne daß er damit jedoch seinem Schicksal entgeht, bis zum Abend völlig hüftenlahm zu werden. Der Gebirgslappe, mit dieser Art des Reisens vertraut, entfaltet im Kjärris eine bewunderungswürdige Gewandtheit der Bewegung. Unter seiner Leitung bricht das Renthier gleich einem Hirsch durch mannshohes Dickicht von Weiden oder Eschen; der Kjärris mit seinem Insassen schwimmt gewissermaßen über das niedergedrückte Geäst hinweg. Eilt das Thier in horizontaler Linie über einen selbst ziemlich steilen Abhang, so genügt eine Körperneigung gegen die Berglehne, um dem bootartigen Fahrzeug dieselbe Richtung zu geben; weder Bäche noch Sümpfe, nur Felswände hemmen den Weg. Nicht leicht kann es eine wechselvollere und interessantere Art des Reisens geben als die geschilderte; im Winter ist sie vom Nordkap bis zur Längenmitte Skandinaviens, an gewissen Orten noch weiter nach Süden ausführbar. Daß sie, etwa in Verbindung mit Renthier-, Bären- oder Wolfsjagden, noch nicht zum Sport geworden, erklärt sich nur dadurch, daß das nördliche Skandinavien überhaupt noch wenig besucht wird."

Schließlich bemerken wir noch, daß die in den Höhlen von Mitteleuropa mit den fossilen Ueberresten von Renthieren, Bären und Hirschen untermischten Menschenschädel eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der finnischen Rasse haben, welche Wahrnehmung zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß die finnischen Ureinwohner von den eingewanderten Kelten, Germanen und Slaven aus ihren Wohnsitzen vertrieben und nach dem höchsten Norden Europas gedrängt worden sind. Dasselbe „Recht des Stärkeren" übten die Indianer gegen die finnischen Stammverwandten, die Eskimos, indem sie dieselben in das amerikanische Polargebiet drängten, um ihrerseits wieder von der kaukasischen Rasse besiegt und ausgerottet zu werden. In der Schmiede des Schicksals kann man eben nur Hammer oder Amboß sein! Sl.

Zur Frohne tanzen. Unter den mancherlei Frohndiensten, welche in Deutschland zum Theil noch unsere Großeltern verrichten mußten, ist der sonderbarste gewiß das zur Frohne Tanzen, das noch vor hundert Jahren in Langenberg bei Gera üblich war. Es kamen den vierten Tag nach Pfingsten die Bauern männlichen und weiblichen Geschlechts aus den benachbarten Ortschaften zusammen und hielten auf dem Markte unter einer alten schönen Linde den Frohndienst ab: der Stadt- oder Landknecht eröffnete mit seiner Auserwählten den Reigen und die zum Tanz bestimmten in einen Kreis eingeschlossenen Bauersleute mußten dann solange tanzen, bis sie ein Faß Bier ausgetrunken hatten. Den Ursprung dieses Zwangstanzes, der abgehalten werden mußte, mochte das Wetter sein, wie es wollte, schreibt man aus den Zeiten des Kaisers Heinrich des Vogelstellers her. Als dieser einst durch Langenberg reiste und wegen des steilen Weges von den Einwohnern Vorspann nach Leipzig verlangte, weigerten sich die Bauern, Spanndienste zu verrichten, weil sie eben im Tanzen um einen Baum begriffen wären. Hierauf legte ihnen der Kaiser zur Strafe auf, jährlich an diesem Tage zur Frohne zu tanzen. So berichtet eine Zeitung aus dem vorigen Jahrhundert. -z-

Literarische Umschau.

„Gewerkschaften von Handwerkern und Fabrikarbeitern", von Dr. J. F. Voigt in Hamburg, Verlag von Gustav Fischer, Jena. Diese kleine, zum Theil früher im „Hamburger Correspondent" erschienene, zwei Bogen starke Schrift sucht den Nachweis zu führen, daß die Verbindung der Arbeiter in Gewerkschaften eine wirthschaftliche Nothwendigkeit sei und fordert schließlich, daß der Reichstag Bestimmungen in die Gewerbeordnung aufnehme, welche derartige Verbindungen gesetzlich schützen. Der Verfasser geht sogar so weit, zu behaupten — nachdem er die Stärke, Zahl, Einrichtungen der von Angehörigen der Sozialdemokratie gegründeten und in Folge des Sozialistengesetzes unterdrückten Gewerkschaften erwähnt — daß „die Wiederbelebung dieser Gewerkschaften eine gewerbepolitische Nothwendigkeit sei." Er will nicht, daß irgend eine politische Partei mit Hülfe dieser Organisationen ihren stark gelichteten Reihen neue Verstärkungen zuführe; er ist der Ueberzeugung, daß die Unzufriedenheit in den unteren Schichten fortdaure und in Folge der Arbeitslosigkeit noch gesteigert werde und meint: „Es handelt sich darum, die in einem Gewerbebetriebe (dieses Wort im weiteren Sinne genommen) Arbeitenden in ihrem Streben zu unterstützen, um sich genossenschaftlich zur Hebung ihrer Interessen zu vereinigen, um sich eine öffentlich anerkannte Vertretung zu verschaffen und um Mittel behufs thunlichst regelmäßiger Beschäftigung und Erzielung auskömmlichen Lohnes zu ergreifen." So könnten wir noch eine Anzahl Stellen anführen, die beweisen, daß der Verfasser das allgemeine Beste im Auge hat. Die Vorschläge zu einer diesbezüglichen Erweiterung der Gewerbeordnung sowohl als auch das Musterstatut für die zu gründenden Gewerkvereine würden allerdings noch manche kleine Veränderung vertragen können, wie wir auch im Interesse einer günstigen Lösung der so wichtigen Frage wünschen möchten, daß die Schrift in mancher Beziehung noch etwas gründlicher wäre. Ihrer Aufgabe, diese Angelegenheit öffentlich anzuregen, hat sie jedoch bestens erfüllt und wir können sie daher allen Denen, welche Interesse am gewerbepolitischen Leben haben — und wer hätte dies nicht? — bestens empfehlen. uri.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 24. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Herr Schweder dachte darüber nach, ob es nicht irgendwie von Vortheil sein könnte, wenn er den Rittergutsbesitzer Willisch einmal in seinem neuen Heim überraschte. Eine Frucht hatte indeß das Gespräch vom Grog gehabt; der Doktor Wichtel erinnerte sich plötzlich, daß er noch eine Flasche von jenem weltberühmten Benediktinerliqueur in seinem Reisekoffer hatte. Der Koffer wurde unter dem Rücksitz hervorgezogen, die Flasche herausgenommen und der Feuertrank machte in dem silbernen Reisebecher des sybaritischen Juristen unter den „Herren" die Runde. Schweder nippte nur, — das süßliche Zeug sei ihm zuwider; er hatte sich mit anderm Stoffe versehen, den holte er jetzt gleichfalls hervor. Es war uralter Portwein, von dem er noch zwei volle Flaschen in seiner Reisetasche hatte. Auch eine Flasche von dem besten Nordhäuser, den er in dem Wirthshaus gekauft, wo sie zu übernachten gezwungen waren, nahm er aus der weitbauchigen Tasche und reichte sie dem Kutscher, damit er mit August sich in der heute empfindlicher noch als gestern sich bemerklich machenden Kälte gleichfalls zu beleben suche. Keiner ließ sich lange nöthigen. Sowohl die Herren, als der Kutscher und August sprachen den Getränken eifrig zu. Am thätigsten war der Doktor Wichtel, der Benediktiner und Portwein kunterbunt untereinander trank und die spöttische Frage Schweders, ob sein Magen und sein Kopf an den tollen Tanz gewöhnt seien, die zwei so verschiedene Geister, wie der des französischen Mönchsgebräus mit dem der portugiesischen Rebe aufführen möchten, mit der renommistischen Versicherung beantwortete, daß selbst ein Mensch, der nicht halb soviel vertrüge, als er, in dieser eisigkalten und reinen Luft ohne Gefahr trinken könnte, was er wollte. „Darauf verstehe ich mich, bester Schweder," fügte er selbstgewiß hinzu.

Da der Fuhrherr trotz der Flasche Nordhäuser, welche Schweder seinem Durste geopfert hatte, mit größter Gewissenhaftigkeit vor jedem Wirthshause am Wege gehalten hatte, damit die Pferde von der „verfluchten Strapaze" auf dem Glatteise verschnaufen könnten, langte die Gesellschaft erst kurz vor Mittag in Waltersdorf an.

Waltersdorf ist ein langgedehntes, weitläufig gebautes Dorf mit über tausend Einwohnern, die fast ausnahmslos arm sind und zum weitaus größeren Theile von der bitteren Wintersnoth jenes Jahres hart getroffen worden waren. Es galt in der Gegend ringsum für ein besonders kindergesegnetes, und da überall in den kleinen Gebirgsnestern Armuth an Kindern nicht zu spüren war, so wollte das etwas heißen. Der hat Kinder wie 'n Waltersdorfer, sagte man sprüchwörtlich fünf Meilen in der Runde.

Grade deshalb hatte sich Wanda Alster das Dorf für die erste ihrer Weihnachtsbescheerungen ausgesucht. Sie hatte vom Gebirge aus einen Aufruf an ihre Freundinnen erlassen und sie um Weihnachtsspenden aller Art für die armen hungernden und frierenden Kleinen in den Bergen gebeten. Die Freundinnen hatten den Aufruf unter allen Töchtern der wohlhabenden Familien cirkuliren und die meisten hatten sogar die gemessene Weisung ergehen lassen an die jungen Herren, welche sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machten, den Triumphwagen der Schönen zu ziehen, alle, alle sollten für die hochromantischen Weihnachtsbescheerungen Wanda Alsters beisteuern und sammeln. Natürlich kamen Geld und Geschenke in Menge zusammen. Das Geld war nun unter allen Umständen zu gebrauchen, aber die Geschenke machten der Sammlerin und ihren Beiständen viel Kopfzerbrechen. Es zeigte sich nämlich, daß die jungen Damen und Herren in der Stadt meist gar keine Ahnung davon hatten, was die armen Dorfkinder am besten gebrauchen konnten. Wenn sie ihnen Winterhandschuhe, wollene Gamaschen, Leibbinden, Taschentücher schickten, so mochte das noch angehen; Notizbücher gingen auch noch, aber Portemonnaies rangirten bereits zu den Luxusgegenständen, welche die liebe Dorfjugend, zumal in einem Hungerwinter, gewiß nicht nöthig hatte. Aber das war noch lange nicht das Schlimmste, außerdem gab es noch Papeterien mit bunten Briefbogen und Converts mit geschmackvollen Gratulationskarten zu Neujahr und anderen Festen, mit Oblaten in Gestalt von Rosen und Veilchen 2c.; ein Gänschen von fünfzehn Jahren hatte die Gutmüthigkeit und den Unverstand soweit getrieben, daß sie ein Parfümkästchen nebst Inhalt schickte, das sie im vorigen Jahre selbst zu Weihnachten bekommen und wegen Ueberfluß an dergleichen überflüssigem Zeuge nicht benutzt hatte; eine andere hatte ein paar Dutzend höchst zierlicher Kleiderschürzer gespendet, und eine dritte hatte sämmtliche alten Sonnenschirme, die sie in der Rumpelkammer ihrer Familie entdecken konnte, dem guten Werke aufgeopfert.

Wanda war wirklich in die größte Verlegenheit gekommen. Sie hatte getreulich über die Verwendung der Geschenke Rechenschaft geben und mit Hülfe des alten Herrn Klose den Namen jedes der beschenkten Kinder aufzeichnen und dazu bemerken wollen, wer jedes einzelne Geschenk erhalten habe. Da hätte denn natürlich, um keine der freundlichen Geberinnen zu kränken, kein

Geschenk seiner Bestimmung entfremdet werden dürfen, aber z. B. ein Parfümeriekästchen mit Inhalt einem armen Bauermädchen zu schenken — nein, das ging doch beim besten Willen nicht. Daher mußten die allerunpassendsten Sachen ausrangirt und die minderpassenden so vertheilt werden, daß jedes Kind in der Hauptsache nützliche und ihm liebe Dinge auf dem Weihnachtstische fände.

Da gab es nun in der Woche vor Weihnachten für Wanda Alster ganz außerordentlich viel zu thun. Sie hatte sich für ihre Christbescheerungen in der That nicht weniger als sechs Dörfer ausgesucht, von denen zwei an sich groß und einwohnerreich waren, während die andern so ziemlich den Mittelpunkt von verhältnißmäßig stark bevölkerten Weberdistrikten bildeten. Die nothleidende Bevölkerung in ihrer Gesammtheit konnte sie selbstverständlich, aber zu ihrer aufrichtigen und lebhaften Bekümmerniß, nicht bei der Bescheerung bedenken, dafür hatte sie sich aber den ärmsten Theil ausgesucht und hatte mit Hülfe der Frau Doktor Winter und des Herrn Klose noch ein paar andre Damen und Herren, welche von dem P.-er Hülfskomité zur Gabenvertheilung hergesandt worden waren, zu bereden gewußt, in anderen Bezirken ähnliche Weihnachtsfeierlichkeiten zu veranstalten.

In Waltersdorf war das merkwürdig zusammengesetzte Kleeblatt grade vierundzwanzig Stunden, als Herr Alster und seine Begleiter eintraten. Aber trotz der angestrengtesten Arbeit, deren Spuren gar deutlich zu erkennen waren in der heißen Röthe auf Wandas jugendfrischem Antlitze, gleichwie in den hellen Schweißtropfen, welche von der hohen Stirn des alten Herrn Klose sich herabstahlen, waren sie mit den nothwendigen Vorbereitungen zu der auf vier Uhr nachmittags angekündigten Bescheerung noch lange nicht fertig.

Die gute, korpulente Frau Doktor Winter war halbtodt, oder, wenn die Herren, denen sie flugs die beispiellose Leidensgeschichte der letzten Wochen erzählte, es hätten glauben wollen, ganz todt, mausetodt. Sie hatte sich für die leidende Menschheit, oder eigentlich nur für einen, noch dazu garnicht nothleidenden Menschen, diese kleine, schlimme Wanda dort, geopfert. Tagtäglich war sie dem Tode durch Erfrieren nahe gewesen, mehreremale auch dem Hungertode. Es wäre nämlich unglaublich, aber doch wahr, berichtete sie, — offenbar hatte die Dame einen großen Vortheil aus der großen Zahl ihrer Winterabenteuer davongetragen, sie hatte ein gut Theil ihres Phlegmas eingebüßt und erzählte mit einer Lebendigkeit, deren sie vorher niemand für fähig gehalten hätte, — unglaublich, aber doch wahr wäre es also, daß Wanda und der Herr Doktor Klose — ohne einen Titel kam kein Mensch bei der Frau Doktor Winter davon — fast immer die ungeheuren Quantitäten von Lebensmitteln, die sie selbst mitgebracht hätten, an die armen Leute vertheilt und dann erst daran gedacht hätten, daß sie selbst doch auch nicht ohne Nahrung zu leben vermöchten. Dann wären bestenfalls noch einige wenige Eier, Butter, Käse und eine meistens wahrhaft horrible Sorte Wurst in den Dorfwirthshäusern aufzutreiben gewesen, während man guten Käse, gute Wurst, vorzügliches geräuchertes Fleisch und alles mögliche sonst noch massenhaft vertheilt hatte. Verschiedene male wäre aber auch in den Wirthshäusern nichts als ein entsetzliches Brot zu haben gewesen, und da wäre dann der Herr Doktor Klose hingegangen und hätte den Leuten, die am meisten zugetheilt erhalten, für schweres Geld eine Kleinigkeit von dem wieder abgekauft, was sie von ihnen vorher erst geschenkt bekommen. Das wäre nun doch gewiß eine entsetzliche Blamage gewesen, aber das Schlimmste wär's lange noch nicht. Fünf- oder sechsmal schon seien sie eingeschneit und meistens in den miserabelsten Dörfern, die es nur auf Gottes Erdboden geben könne. Da hätten sie denn wohl oder übel in diesen — Gott verzeih' mir meine Sünde, setzte die arme Frau, zur Entschuldigung ihrer kräftigen Ausdrucksweise hinzu, — wirklich höllenartigen Gasthäusern übernachten müssen, und nicht etwa immer nur eine Nacht, nein, aus dem einen Dorfe hätten sie drei volle Tage nicht herausgekonnt und wären in einem Haare mit allen Dorfleuten zusammen im himmelhohen Schnee umgekommen, weil man kaum noch für einen Tag Proviant gehabt habe in der unglücklichen, schneebelagerten Ortschaft. Aber das Allerärgste sei gewesen, und das könne sie zeitlebens nicht vergessen und wenn sie tausend Jahre alt würde, wie sie eines Tages auf offener Bergstraße von einem entsetzlichen Schneesturme überrascht worden seien. Weder Pferde noch Menschen hätten die Hand vor den Augen sehen können, solch' ein Schneegestöber wäre da gewesen, und da seien sie von der Landstraße abgekommen, und am Ende vom Liede sei der Schlitten mitsammt den Pferden in einen tiefen Graben gefahren und, — die Haut schaudre ihr jetzt nach vierzehn Tagen noch, wenn sie daran denke, — umgeworfen worden.

Die alte Dame war bei ihrer Erzählung mit den Herren, welche ihr anfänglich sehr andächtig zugehört hatten, im großen Saale des Gasthauses zum Helm, wo die Bescheerung vorbereitet wurde, auf und nieder getrippelt, während sich Wanda und Herr Klose nach der ersten Begrüßung sofort wieder an ihre Arbeit gemacht hatten, die augenblicklich im Putzen eines riesenhaften Christbaums bestand. Herr Klose kletterte auf einer mächtigen Leiter am Baume auf und nieder und befestigte Pfefferkuchen, vergoldete Nüsse und Aepfel, nebst einer Unmasse von Wachslichtern daran nach der Anweisung Wanda's, welche unten am Baume ringsherum dasselbe that und ein wachsames Auge darauf hatte, daß die Vertheilung ihren Zwecken und Schönheitsansprüchen gemäß geschehe.

Bei der Schilderung von dem Un- und Umfall im Schneegestöber war die Frau Doktor mit den drei Herren in der Nähe des Christbaums angelangt, Wanda hatte schelmisch lächelnd auf den entsetzensvollen Bericht gehört und rief nun dazwischen:

„Aber unsere gute Frau Doktor ist in ihrem ganzen Leben noch nicht so weich und gut gefallen, als damals; das kannst du glauben, Papa. Der Schlitten fiel eigentlich gar nicht, sondern er legte sich so sanft auf die Seite, wie etwa die Frau Doktor selbst, wenn sie sich zu ihrem Nachmittagsschläfchen aufs Sopha legt. Und dann das herrliche Schneepolster, auf das wir fielen, das war wunderschön, sehr romantisch — nicht wahr, Herr Klose?"

Der alte Herr nickte von seiner Leiter herab seinem Liebling freudig zu.

„Ja, es war wirklich gar nicht schlimm. Die Frau Doktor hat kaum eine Minute im Schnee gelegen. Und ist nicht einmal in den tiefen Schnee im Graben gefallen, wie ich, der ich in einer Schneewehe mit Fußsack und Pelz verschwand. Schlimm war's aber auch nicht, mit einem Fuß kam ich aus dem vertrakten Fußsack leicht heraus und da krabbelte ich mich denn schleunigst wieder aus meinem Schneegrab in die frische Luft."

„Nicht schlimm, du guter Gott," seufzte die Frau Doktor. „So reden die beiden immer. Nichts finden sie schlimm. Nicht einmal, daß der Schlitten aus dem Graben nicht mehr herauszubekommen war und daß die Pferde ausgeschirrt werden mußten und wir gezwungen waren, zu Fuß im mannshohen Schnee nach dem meilenweit entfernten Dorfe zu suchen, denken Sie, zu suchen, meine Herren, unter solchen grauenhaften Umständen."

Wanda lachte lustig hell auf und der alte Herr von Klose lachte auch. „Aber ich bitte Sie, liebste, beste Frau Doktor — mannshoher Schnee! Da putzten wir freilich heute keine Christbäume mehr. Nein, Papa, laß dir keine Angst machen, der Schnee lag nur in den Schneewehen höher als einen Fuß über dem Erdboden."

„Ein saures Stück Arbeit war's aber doch, bis ins nächste Dorf zu kommen," meinte der Herr Klose, „sie läuteten dort glücklicherweise mit den Glocken, damit die etwa Verirrten wenigstens in den gewaltigen Tönen von dem Kirchthurme her einen Wegweiser hätten."

„Nun, ein gefährliches Abenteuer war's immerhin," sagte Herr Alster kopfschüttelnd; „und wenn ich gewußt hätte, Wanda, daß Ihr Euch hier so in Gefahr begebt, dann wäre ich lange gekommen und hätte dich geholt."

„O Papa, wärst du nur gekommen. Ich hätte dich dann auch nicht mehr fortgelassen. Du hättest hier so vielen, so sehr vielen Leuten Gutes thun können, und das würde dir gewiß besser gefallen haben, als in der Stadt immer zu schreiben und zu rechnen und Konferenzen zu halten mit allen möglichen Menschen, die" — sie warf einen Seitenblick nach dem jungen Herrn Wichtel hinüber und sagte das letztere mehr zu sich, als zu den andern, sprach aber doch laut genug, um von Herrn Schweder, der sich ihr am nächsten befand, wohl verstanden zu werden, — „die manchmal gar nicht so liebenswürdig sind, daß ich z. B. immer mit ihnen konferiren möchte."

Herr Schweder war zwar öfter mit Wanda Alster in Berührung gekommen, aber keines hatte dem andern sonderliche Beachtung geschenkt. Wanda war für Schweder zu unbedeutend. Backfischfleisch, noch dazu Tochter des Herrn Alster, aus einer Krämerfamilie — bah — was kann aus Nazareth Gutes kommen! Schweder dagegen war für Wanda's Begriffe ein älterer

Herr, der zwar sehr stattlich war und sehr klug sein mochte, wie der Papa immer behauptete, ihr aber doch in seinem Fühlen und Denken, in seinem Leben und Sichgeben zu fern stand, um ihr Interesse zu erwecken. Das Einzige, was ihr für einen Augenblick einen Hauch von Sympathie zu dem Manne eingeflößt hatte, war der brillante Aufruf gewesen, welcher die große Wohlthätigkeitsbewegung in P. offiziell eröffnet hatte. Heute, als er, zuerst aus dem Schlitten herausspringend, ihr entgegentrat, hatte sie sich daran erinnert, aber sein kühles, überlegtes, wenn nicht hochmüthiges Benehmen hatte zur Vermehrung jener schwachen sympathischen Regung nicht beigetragen. Sie hätte sich daher um ihn nicht weiter gekümmert, wenn er jetzt nicht zu ihr getreten wäre und sie gefragt hätte, ob sie und Herr Klose nicht vielleicht Hülfe gebrauchen könnten. Sie schwankte, ob sie nicht kurz ablehnend antworten sollte, ein Zug in seinem Gesicht sprach von einem ihr noch unverständlichen, aber in dem ersten Eindruck doch bedenklichen Etwas in seinem Charakter und diese Sicherheit in seinem Auftreten, so kraftvoll und unerschütterlich, mochte zwar den meisten anderen Leuten ungeheuer imponiren, sie aber fühlte sich keineswegs angezogen. Aber sie hatte auch kein Recht, unhöflich gegen einen Begleiter ihres Vaters zu sein, der ihr ja nie im Leben etwas gethan hatte, sie wählte daher einen Mittelweg, indem sie auf die oberen Zweige des hohen Baumes wies, und sagte:

„O ja, Hülfe können wir schon brauchen. Da oben haben noch sehr viele Platz und unser lieber Herr Klose wird, wenn er sich zu Tode arbeiten wollte und dürfte, denn das lasse ich natürlich nicht zu, wohl gar nicht fertig werden können.“

Herr Klose protestirte.

Wanda aber beharrte auf ihrer Meinung. „Wenn wir noch eine Leiter hätten,“ fügte sie hinzu, „und sich jemand bereit finden ließ, an unserer ja so leichten und herzerfreuenden Samariterarbeit theilzunehmen, dann wäre wenigstens Aussicht vorhanden, daß wir die armen Kleinen heut Nachmittag nicht stundenlang warten zu lassen brauchten.“

„Da wird wohl leicht geholfen werden können,“ erwiderte Schweder ruhig und schritt nach der Thür.

„Wohin, Freund Schweder?“ rief der Doktor Wichtel, der sich inzwischen eifrigst mit seiner Gönnerin, der Frau Doktor Winter, unterhalten, seinen Freund Schweder aber, seit er zu Wanda getreten war, nicht einen Moment aus dem Auge gelassen hatte.

„Leiter holen,“ replizirte Schweder lakonisch.

„Leiter holen, ha, ha, famoser Kerl, dieser Schweder. Fräulein Wanda erlauben, daß, während mein Freund Schweder die Leiter holt und dann darauf herumklettert, ich ihr hier parterre meine Dienste widme?“

Wanda sah, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen. Aber sie machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Können Sie Nüsse vergolden, Herr Doktor?“

Der Doktor Wichtel hatte von dieser Kunstfertigkeit keine Ahnung. Er erbot sich dagegen, die Zweige des Christbaums zu halten, damit Wanda bequemer Nüsse, Aepfel, Pfefferkuchen ꝛc. daran binden könne. Wanda lachte ihn aus.

„Die Zweige kann ich mir selbst halten, aber vergoldete Nüsse brauche ich noch, und wenn ich das auch noch selbst machen soll, so werd' ich ganz bestimmt nicht fertig. Ich will Ihnen zeigen, wie's gemacht wird.“

Der Doktor Wichtel mochte wollen oder nicht, Wanda nahm Goldpapier, feuchtete es an, drehte und drückte es dann geschickt um eine Nuß und die Vergoldung war geschehen.

„Es gibt nichts Einfacheres,“ sagte sie. „Auch der gelehrteste Jurist lernt so etwas auf der Stelle.“

Wichtel junior hatte eben der ersten Nuß glücklich ein fadenscheiniges und vielfach zerrissenes goldnes Mäntelchen umgelegt, eine Arbeit, die ihm mehrfach mißglückt war und über fünf Minuten in Anspruch genommen hatte, als Schweder wieder auf der Schwelle des Saals erschien und hinter ihm der Hausknecht, eine lange Leiter, die er sich bei einem Nachbar hatte leihen müssen, auf der Schulter. Schweder nahm dem Manne die Last, die ihm nicht leicht gefallen zu sein schien, mit einer Hand ab, ohne auf dessen Versicherung, die Leiter sei zu schwer, um sie mit einer Hand zu tragen, Rücksicht zu nehmen. Dann trug er sie, als ob sie leicht wäre, wie eine Feder, zum Christbaum hin.

„Wollen Sie die Güte haben, Fräulein Alster, mir die Stellen zu bezeichnen, wo ich den Baum Ihnen putzen helfen könnte?“ fragte er.

„Ich glaube gar, Sie wollen wirklich auf der Leiter herumklettern, bester Schweder,“ sagte Wichtel, lebhaft erstaunt über Schweders Thun.

„Gewiß, warum nicht!“ antwortete dieser.

„Aber, das geht ja doch nicht,“ rief Wanda lebhaft. „Das ist ja keine Treppenleiter. Wo wollen Sie denn diese Leiter anlegen, Herr Schweder, an unseren Christbaum geht's nicht, da werfen Sie den ganzen Baum um, und sonst ist's auch nicht möglich.“

„Doch, mein Fräulein,“ replizirte Schweder bestimmt; „sehr leicht geht es.“ Er legte die Leiter auf den Fußboden, nahm einen großen, schweren Tisch, stellte ihn in einiger Entfernung von einer der mächtigen die Saaldecken tragenden Säulen auf eine seiner Schmalseiten aufrecht hin, sodaß die Tischbeine der Säule zugekehrt waren, dann stemmte er die Leiter gegen den Fuß der Säule und legte ihren oberen Theil auf die erhobene andere Schmalseite des Tisches fest. Als das geschehen war, stieg er mit derselben Sicherheit, mit welcher er auf Parquetboden zu wandeln gewohnt war, auf das improvisirte Gerüst.

Wanda entfuhr ein Ausruf des Schreckens. Der alte Herr Klose und Alster versicherten, die Sache sehe wirklich gefährlich aus, und der letztere setzte hinzu, es lohne sich doch der Mühe nicht, wegen einer Christbescheerung für Bauernjungen solch' halsbrechende Kunststücke zu machen. Auch die Frau Doktor Winter war herbeigekommen, — sie schwur hoch und theuer, sie falle in Ohnmacht, wenn Herr Schweder nicht sofort heruntersteige. Wichtel junior war der einzige, dem Schweders anscheinende Waghalsigkeit Spaß machte.

„Aber ich bitte Sie, verehrte Herrschaften, lassen Sie unserm Freunde Schweder doch das unschuldige Vergnügen, zu probiren, wie es ist, wenn man am Weihnachtsabend ein Bein bricht. Oder vielleicht den Hals, — was ist Ihnen lieber, bester Schweder?“

Schweder blieb höchst kaltblütig auf der Leiter und band Pfefferkuchen und vergoldete Nüsse an die Zweige des Christbaums. Seinem Freunde Wichtel antwortete er garnicht, die andern beruhigte er. Er sei Turner, an ein Umfallen wäre nicht zu denken und eine Gefahr überhaupt nicht vorhanden.

Man ließ ihn daher unbehelligt auf seiner Leiter. Selbst die Frau Doktor zog vor, nicht in Ohnmacht zu fallen. Das Werk des Christbaumputzens ging nun vortrefflich von statten. Auch der Herr Doktor Wichtel leistete im Nüsse- und Aepfelvergolden Befriedigendes. Er strengte sich auch riesig an, um von Schweder nicht in den Schatten gestellt zu werden. Schweder war eben fertig mit seiner Arbeit in den oberen Regionen des Christbaums, als sich die Saalthür öffnete und laut grüßend ein Fremder eintrat. Schweder kannte die Stimme, er wendete sich rasch um auf seiner Leiter und schaute hin nach dem Eintretenden.

„Der Herr Gutsbesitzer Willisch,“ sagte der alte Herr Klose, „ein braver Mann. Er hat uns oft freundlich mit Rath und That unterstützt, einer von den wenigen Herren der Nachbarschaft, die das gethan haben.“

Willisch' Gruß wurde freundlich erwidert. Nur Schweder grüßte nicht; er schien wenig erbaut über diese Vermehrung der Gesellschaft. Seine Blicke flogen von einem der Anwesenden zu dem andern; zunächst blieben sie auf Wichtel haften. Dieser hatte sich nach dem Ankömmling umgekehrt; jetzt sah er ihm mit dem Ausdruck höchster Verwunderung ins Gesicht.

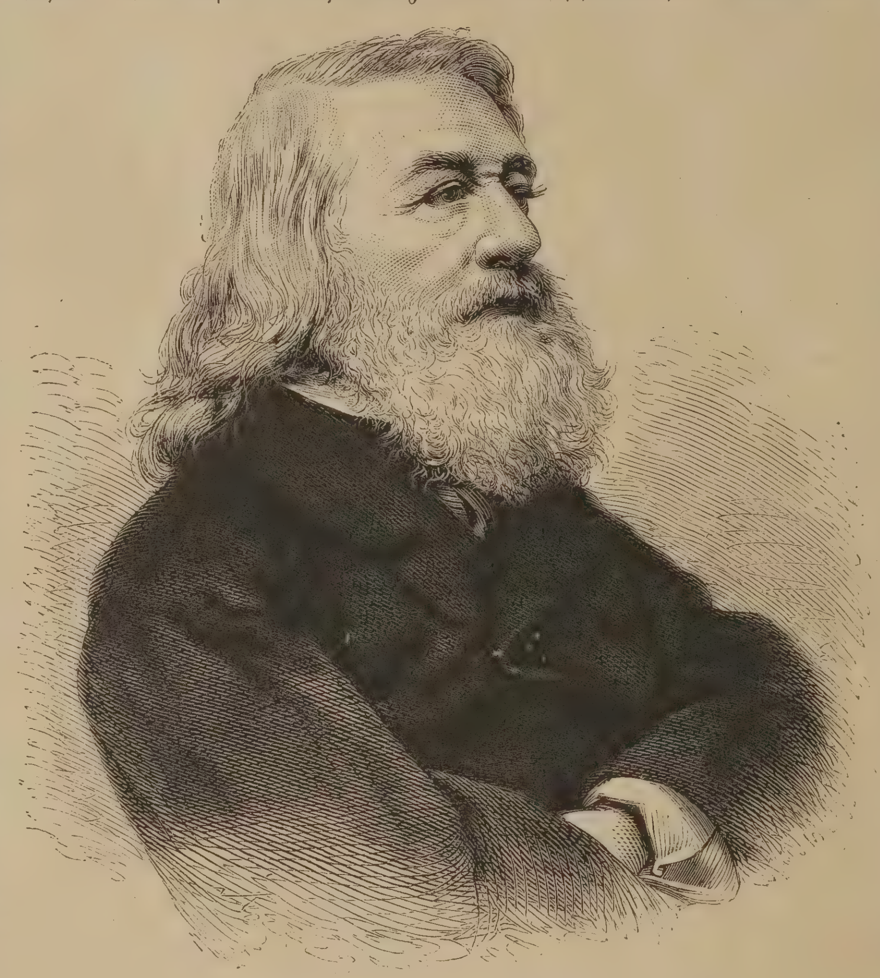
„Merkwürdige Aehnlichkeit,“ brummte Wichtel — so laut, daß Schweders scharfes Ohr die Worte verstand, — in den steifgewichsten Schnauzbart.

In demselben Momente wurde Schweder noch eines anderen Menschen ansichtig, auf dessen Zügen sich ein noch viel lebhafteres Erstaunen kundgab.

Der August des Herrn Alster war hinter dem Fremden in den Saal getreten; augenblicklich stand dieser so, daß sich die beiden ins Auge schauten. Ein paar Sekunden starrte August den andern mit weitaufgerissenem Munde an. Dann rief er: „'S is nich möglich, meiner Seele, der Cousin Schneider,“ und wollte mit weitausgebreiteten Armen auf den Rittergutsbesitzer Willisch zustürmen.

Herrn Schweder schien der Moment zu irgendeiner Art von Intervention gekommen. Zum Ueberlegen gab es keine Zeit. Mit einem Blick noch nach unten in den Saal und den leise gemurmelten Worten: „Der einzige, der gestreift werden könnte, ist dieser eitle Narr — pah!“ gab er seiner Leiter einen gewaltigen Ruck, daß sie seitlich bis zu einem der in die Luft ragenden Tischbeine glitt, der Tisch schwankte einen Augenblick und dann stürzte er mitsammt der Leiter laut aufkrachend auf den Fußboden hin.

Das Entsetzen war ein allgemeines. Wanda hatte keinen Laut vernehmen lassen, aber sie war leichenblaß geworden vom Schrecken. Die Frau Doktor Winter war nun wirklich in Ohnmacht gefallen, aber doch so vorsichtig gewesen, daß sie mit dem Oberkörper auf einer breiten Holzbank und mit dem Kopf auf der Lehne derselben lag. Herr Alster und der alte Herr Klose eilten herzu, um dem, wie sie meinten, verunglückten Schweder beizustehen. Aber dieser war nicht einmal zu Fall gekommen, er stand hochaufgerichtet, nicht anders, als ob er von einer Treppe einen Kunstsprung gemacht hätte, im Saale, während ein anderer stöhnend am Boden lag. Dieser war der Herr Doktor Wichtel, den die fallende Leiter richtig am Rücken gestreift hatte. Geschehen war ihm, wie sich bei näherer Untersuchung herausstellte, auch nicht das mindeste Schlimme und umgeworfen hatte ihn nicht die Leiter, sondern der Schreck. Das konstatirte Schweder zu großer Befriedigung und einiger Heiterkeit der Gesellschaft. Es war dies indeß nicht das erste, was Schweder that. Kaum hatte er auf seinen Füßen gestanden, so hatte er Willisch, an den jetzt die Reihe des Erstaunens gekommen war, einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben. Willisch hatte den August, den sein Anblick so in Entzücken versetzt hatte, gleichfalls und keineswegs zu seiner Freude bemerkt. Das Intermezzo kam wirklich wie gerufen, und der Wink Schweders machte der augenblicklichen Unentschlossenheit des hoffnungsvollen Rittergutsbesitzers ein Ende. Er benutzte die allgemeine Verwirrung und drückte sich einfach. Kein Mensch kümmerte sich um den abschiedslos Scheidenden. Erst nach einigen Minuten erinnerte sich August an den wiedergefundenen Cousin. Wo nur auf einmal der Cigarrenreisende Schneider hingekommen sein möchte, wagte er leise den Herrn Klose zu fragen. Dieser wußte natürlich keine Silbe von einem Cigarrenreisenden Schneider. „Nun, der Herr mit dem schönen Schnauzbart, der eben hier war."



Karl von Holtei. (Seite 287.)

Herr Klose setzte ihm auseinander, daß der Herr keineswegs Schneider heiße und Cigarrenreisender sei, sondern der Herr Rittergutsbesitzer Willisch.

August schüttelte sehr bedenklich den Kopf.

„Wo mag er aber nur hingekommen sein — dieser Herr Ritter, der mit meinem Cousin Schneider so eine ganz verfluchte Aehnlichkeit hat; ich sag' Ihnen, so ähnlich, wie ein Ei dem andern ist er ihm, das Gesicht, die Stimme, der Gang — blos der Bart ist anders, weiter nichts."

Klose lächelte über Augusts Naivetät. Daß aber der Herr Rittergutsbesitzer — oder Ritter, wie August wollte, — so plötzlich und so spurlos verschwunden war, das erschien auch ihm sonderbar. Er machte die Gesellschaft darauf aufmerksam. Niemand konnte es begreifen. Schweder versprach, sich nach dem Herrn umzusehen. Er verließ gleichzeitig mit Wichtel den Saal, dessen Toilette ziemlich derangirt war; das sorgfältig gekräuselte Haar strebte immer noch steif von Fett und Schreck widerspenstig gen Himmel, das eine Ende des Schnauzbarts hing schlaff wie ein Lämmerschwänzchen herab, während das andere wie ein Wegweiser nach dem Nasenflügel hinzeigte. Dazu waren Rock und Beinkleid mit Staub bedeckt, Manschetten und Hemdkragen gequetscht, kurz alles so in Unordnung, daß der Arme sich von Kopf bis zu Fuß umkleiden mußte, um in seinem Aeußeren wieder so untadelig zu erscheinen, wie es die Welt von ihm gewöhnt war.

Draußen im Hofe sah sich Schweder nach Willisch um. In einem Winkel des Hofes stand dieser bei einem einspännigen Geschirr, dessen Pferd eben der Hausknecht des Wirthshauses hielt, um dem Herrn des Gespanns das Aufsteigen auf den Wagen zu erleichtern.

Schweder schritt rasch auf die Gruppe zu. Willisch sah ihn kommen; er drückte dem Hausknecht ein Trinkgeld in die Hand und verabschiedete ihn. Dann trat er mit der Oekonomenmütze, die er jetzt zu tragen pflegte, in der Hand, dicht an seinen Gönner heran.

„Da bin ich schön in die Patsche gerathen, gnädiger Herr; der August hat mich wiedererkannt und der Herr, den Ihre Leiter mit umgerissen hat, muß mich auch kennen, freilich nicht als Cigarrenreisenden, wohl aber als Dienstmann, was für einen Rittergutsbesitzer schließlich noch blamabler ist — 's ist 'ne ganz niederträchtige Geschichte, aber ich bin, weiß Gott, so unschuldig daran, wie ein neugeborenes Kind."

„Zur Unterhaltung haben wir keine Zeit, Willisch; machen Sie, daß Sie fortkommen. Dort steckt schon wieder der Esel, Ihr Pseudocousin, seine Spionirnase zum Tempel heraus. Also auf Wiedersehen, Herr Rittergutsbesitzer auf Ihrem Gute; da Ihr geschwächtes Nervensystem von dem Schreck so angegriffen ist, daß Sie einen Schlaganfall befürchten mußten, so werden Sie gut thun, Sich wenigstens fünf Tage nicht von Ihrem Gute zu entfernen. Sie verstehen mich und werden Sich darnach richten."

Willisch saß auf dem Wagen. Er knallte mit der Peitsche und empfahl sich respektvoll:

„Ja, ja, mein angegriffenes Nervensystem, — sehr richtig! Werde zuhause bleiben. Hätte ich eine Ahnung gehabt, hätte ich mich diesem Schlaganfall im Leben nicht ausgesetzt."

Er fuhr davon, als gälte es eine Wettfahrt. Schweder begab sich zurück in den Saal und entschuldigte den von einem heftigen Unwohlsein plötzlich ergriffenen Herrn Willisch.

Kurz darauf erschien, mit märchenhafter Geschwindigkeit frisch aufgewichst, der Doktor Wichtel. Er fand nicht, wie er gefürchtet hatte, Schweder im Gespräch mit Wanda. Beim Umkleiden waren ihm merkwürdige Gedanken gekommen. Sein erster Blick von der Erde auf, nachdem er von der so merkwürdig gefallenen Leiter Schweders umgeworfen worden, war auf dessen Gesicht gewesen. Es war ihm, als ob er einen Zug eines fast teuflischen Hohnes darin bemerkt hätte. Schweder war von der Leiter gesprungen, so sicher, wie kaum einer springt, der da fällt.

(Fortsetzung folgt.)



Die erhöhte Stadteisenbahn von New-York. (Seite 288.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. **Eduard Reich.**

III. Diät. (Schluß.)

Zu den Würzen rechnet man auch Fett, Kochsalz und Zucker. Die Bedeutung dieser Stoffe im organischen Haushalt ist eine außerordentliche, und die Behauptung, daß man derselben in der Kochkunst entbehren könne, der größte Blödsinn. Ich selbst lebe vegetarianisch und manche Ansichten der Vegetarianer sind mir sehr sympathisch; aber, wenn ich in den Blättern dieser braven Leute lese, man könne vortrefflich ohne Fett leben, man solle nur ja kein Salz genießen u. dgl. m., so weiß ich nicht, ob Die, welche dergleichen niederschreiben und aussprechen, auch gesund im Kopfe sind.

Fett wurde als das vorzüglichste Sparmittel der eiweißartigen Körper erkannt. Dies stimmt überein mit der Thatsache, daß der Mensch im Fortschritte vom Süden zum Norden immer mehr Fett aufnimmt und die nördlichst wohnenden Völker den Thran kannenweise trinken. Der Umsatz der Gebilde im thierischen Haushalte wird um so größer, je mehr man nordwärts geht, weil die mittlere Jahrestemperatur niedriger und der Einfluß der Witterung intensiver sich zeigt. Ob auch die Nationen des Südens weniger Fett aufnehmen, als die des Nordens, so können jene doch der Fettaufnahme nicht ganz entbehren, und wir sehen, daß überall vom Fett als solchem in der Küche und auf der Tafel Gebrauch gemacht wird.

Allzuviel von Fett hat, besonders bei häufiger Aufnahme, für die Verdauungsorgane mancherlei Nachtheile im Gefolge, indem es die Prozesse daselbst stört, und wird andererseits auch dem Blute unzuträglich, kann verschiedene Vorgänge übel beeinflussen und zu Ablagerungen Anlaß geben. Es gibt Menschen, denen Aufnahme beziehungsweise größerer Fettmengen Bedürfniß ist und welche dieselben wohl auch vertragen. Zu Bestimmung des mit der Nahrung aufzunehmenden Fettquantums dient kein besseres Mittel, als der durch die Erfahrung geregelte gesunde Instinkt.

Manche Menschen gefallen sich darin, den Gebrauch des Kochsalzes unbedingt zu verwerfen. Ich leugne nicht, das allzuviel von Salz, wie jedes allzuviel, bedenkliche Nachtheile für die Gesundheit habe; allein ohne Salz ließen die wenigsten Speisen sich verdauen, weil die Salze der meisten Nahrungsstoffe erst mit dem Kochsalz wechselseitig sich umsetzen müssen, bevor jener Zustand erreicht ist, in welchem sie allein assimilirbar sind. Der Mangel an Salz wird demnach zu Störungen in Verdauung, Ernährung und Blutbewegung Anlaß geben und manche Ablagerung von Mineralstoffen im Organismus begünstigen.

Zuckeraufnahme ist für den Fortbestand der Gesundheit um so nöthiger, je jünger der Mensch, mit anderen Worten: je rascher sein Stoffwechsel ist. Es kommt durchaus nicht darauf an, Zucker als solchen aufzunehmen, pure denselben in sich hinein zu essen, sondern es ist nöthig, mit den Speisen zugleich die Mengen von Zucker einzuverleiben, deren der Organismus bedarf. Alles, was Zucker und demselben verwandt ist, nützt dem Organismus unmittelbar und durch seine Zersetzungsprodukte, und ist ein Sparmittel der Gewebe. Daher die große Bedeutung der zuckerähnlichen Materien in der Jugend.

Die Frage, ob Alkohol oder, besser ausgedrückt, Branntwein ein Sparmittel der Gewebe, somit unter gewissen Umständen nützlich sei, muß entschieden verneint werden. Alle Erfahrungen der Kommandanten und Aerzte gehen dahin, daß Kaffee den Soldaten im Felde mehr nütze, als Branntwein oder überhaupt geistige Getränke, daß er die Nervenkraft erhöhe, ohne die Muskelkraft zu vermindern. Bei Aufnahme von Alkohol macht der Organismus Anstrengungen, um diesen fremden Körper wieder zu entfernen, und entfernt denselben größtentheils in unverändertem Zustande. Hierbei wird Kraft verbraucht, die wieder durch die Ernährung gebildet werden muß. Nun aber haben die alkoholischen Flüssigkeiten die Eigenschaft, die Ernährung zu beeinträchtigen, und zwar unmittelbar durch deren chemische Wirkung auf den Prozeß der Verdauung und auf das Blut, und mittelbar durch Abschwächung des Nerveneinflusses, indem sie die Nervenmasse zum Theil auflösen und zersetzen.

Hiervon sind die kaffeeartigen Getränke weit entfernt. Dieselben wirken begünstigend auf die Verdauung und die Ausscheidungen, befördern den Umlauf des Blutes und regen das Nervensystem an. Mäßig genossen, sind Kaffee, Thee und verwandte Aufgüsse demnach sehr nützliche Getränke, und Chokolade auch sehr nahrhaft. Der Ersatz der Wirths- durch Kaffeehäuser ist dringend zu wünschen, denn nicht nur wird durch Gebrauch von Kaffee, Chokolade und Thee, an Stelle berauschender Flüssigkeiten, ungemein viel Leben und körperliche Gesundheit erhalten, sondern die Regungen des Geistes werden größer und von jener seelischen Erschlaffung, welche als Folge des Gebrauches und Mißbrauches Alkohol enthaltender Getränke zutage kommt, ist nicht die Rede.

Coca, die man im Amerika des Aequators als Kaumittel und als Aufguß gebraucht, ist nur bei Mißbrauch schädlich, ebenso schädlich, wie in diesem letzteren Falle Kaffee, Thee und Chokolade.

Tabak, einerlei ob als Rauch-, Schnupf- oder Kaumittel benutzt, ist schon bedenklich. Es wäre ein Glück für die Menschheit, wenn der sogenannte Tabakgenuß, der in jeder Form eine Unfläthigkeit ist, zur Hölle führe und aller noch vorhandene Tabak mit allen Tabaksfabriken, Tabakspfeifen, Tabaksbeuteln, Cigarren, Cigarrenpfeifen, Schnupftabakstosen und Primchen dort im Meere untersänke, wo dieses Medium am tiefsten ist.

Daß diejenigen Schüler eines Kollegiums, welche dem Tabakgenusse ergeben sind, den anderen im allgemeinen, was Fleiß und gute Sitten betrifft, nachstehen und theilweise auch weniger genial sind, kommt ebensowohl von der heftigen Wirkung des Tabaks auf das Nervensystem, als auch davon, daß das Tabakrauchen die Aufmerksamkeit ablenkt, zerstreut, mit großem Nachdruck die Neigung zur Aufnahme geistiger Getränke vermehrt, und auf diese Weise mittelbar das ganze moralische Leben benachtheiligt.

Noch gefährlicher als Tabak sind Haschisch und Opium. Unzählige von den Menschen, welche diese Stoffe rauchen oder essen, gehen in der jämmerlichsten Art zu Grunde. Die erstaunliche und teuflische Habgier und Gewissenlosigkeit britischer Krämer zerstört die leibliche, ebenso wie die geistige und sittliche Wohlfahrt der Menschen in ganzen großen Landstrecken Asiens durch Einschmuggelung des Opiums. Hat die anglo-sächsische Rasse ehedem die Indianer durch Branntwein ausgerottet, so sucht sie gegenwärtig Chinesen und Hindu durch Opium auszurotten, um — Geld zu gewinnen. Die Engländer laden einen Fluch auf sich, der dieses Volk von Egoisten niederschmettern und zerstören wird, wenn der Tag der Rache des Schicksals anbricht.

Die Lebensweise oder das diätetische Regiment muß je nach Alter, Geschlecht, Leibes- und Seelenverfassung, Klima, Wohnung, Art der Beschäftigung, Krankheitsanlagen u. s. w. verschieden sein. Daß überall dort, wo eine größere Mehrheit von Menschen nach einer Schablone beköstigt wird, mehr Erkrankungen vorkommen, als dort, wo Pflege in der Familie stattfindet und das individuelle Bedürfniß seine Rechnung findet, kommt einfach und größtentheils davon her, daß dort das diätetische Regiment weit weniger mit den leiblichen und seelischen Anforderungen der Einzelnen im Einklang ist. Gehen die Gezwungenen für einige Zeit zu ihren Eltern, in bessere Pflege, so gelangen sie meistens bald zu besserem leiblichen Wohlbefinden, nehmen zu an Gewicht des Körpers und an Heiterkeit des Gemüthes und fühlen sich zu Hause auch in Bezug auf die Küche in einer Art von Eldorado. Zu Hause pflegt mit Butter und Oel, Würzen und Gewürzen nicht so sehr gespart zu werden, wie in der betreffenden Anstalt, keines fremden Blickes Einfluß die Mahlzeit zu beschränken oder gar zu vergällen, und die Verdauung eine ruhigere, angemessenere zu sein.

Für den Säugling ist am besten die Brust seiner Mutter. Diese letztere möge ihr Kind mit Liebe säugen, vor Mangel und Gemüthsbewegungen geschützt sein, einfach, rein in Sitten und gesundheitsgemäß leben. Kann die Mutter das Liebeswerk des Selbststillens nicht vollbringen, und es ist nicht möglich, eine gute, gesunde und menschenfreundliche Amme zu bekommen, so gebe man dem Kinde Kuhmilch von der Temperatur des Körpers, mit etwas Zucker versetzt und anfangs mit Zusatz eines Zehntheiles Wasser. Doch schon nach ein oder zwei Wochen unterlasse man den Wasserzusatz und verabfolge reine, süße Milch. Nach Ablauf des sechsten Lebensmonats kann schon neben der Milch etwas Brei dargeboten werden, der aus Zwieback, Milch und Zucker bereitet wurde.

Aus der Nahrung des Kindes schließe man Fleisch und Fleischzubereitungen aus und gewähre Milch, Grütze, Brot, Obst, Reis, Cacao 2c. Auch Kaffee, Thee, besonders aber berauschende Getränke, verabfolge man unter keiner Bedingung. Erst in der Zeit gegen das Jünglings- und Jungfrauenalter hin wird Kaffee, Thee in schwachem Aufguß manchmal ein gutes Anregungsmittel sein.

Die Periode des Eintritts der Geschlechtsreife erfordert, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, Vorsicht und Sorgfalt.

Auf der Höhe des Lebens, im Alter der Reife, gelte als Hauptgrundsatz der Diät: Mäßigkeit und Einfachheit, Ordnung und Regelmäßigkeit in der ganzen Leibespflege, besonders im Essen und Trinken. Zu dieser Zeit des Daseins entscheidet die Lebensweise über die Dauer und über die leiblichen Grundlagen des Glückes des Alters. Die höchsten Altersjahre pflegen Die zu erreichen, welche besonders zur Zeit ihrer Blüthe und Vollkraft weise und mäßig lebten, Ausschreitungen sich nicht zu schulden kommen ließen, und anstatt des Alkohols Wasser tranken. Die größte Mehrzahl der Hundertjährigen hat ohne Ausschreitungen, in Einfachheit und Mäßigkeit, und zumeist bei ausschließlicher oder fast ausschließlicher Pflanzenkost bestanden.

Beobachtet der Greis, nach gesundheitsgemäß verlebten Jahren der Jugend und der Reife, das gewöhnte und für gut wirkend befundene Regiment weiter, so darf er des besten Wohlbefindens bis in die höchsten Jahre des Alters sicher sein. Hat er aber sein Dasein mit Zechen und Schwelgen verbracht, so muß er, weiß geworden, zu einfachem, mäßigem Leben seine Zuflucht nehmen, um mindestens die letzten Tage möglichst rein, ehrbar und frei von Krankheit zu durchleben und nicht als Jämmerling zu sterben.

Man hat Wein die Milch der Greise genannt. Dies ist berechtigt und nicht berechtigt. Der Alte, welcher vermöge naturgemäßen Lebens bei guter Gesundheit ist, bedarf des Weines nicht. Nur für solche Greise, denen es an Lebensenergie fehlt und deren Leib durch Krankheiten und Exzesse aus der Zeit der Jugend und Vollkraft her erschüttert wurde, hat der Wein seine Bedeutung als belebendes Mittel. Die meisten Hundertjährigen nahmen kein geistiges Getränk auf.

Man kann die Menschen nach ihrer Leibes- und Seelenbeschaffenheit in stärker und in schwächer ausgeprägte unterscheiden, in kräftigere und minder kräftige, in leidenschaftlichere und ruhigere. Alle diese Kategorieen bedürfen einer verschiedenen Nahrungs- und Lebensweise; denn überall weichen die Einzelheiten des organischen Haushalts, die gegenseitigen Verhältnisse der Eingeweide und der Glieder von einander ab. Je größer diese Verschiedenheiten, desto größer auch die Verschiedenheiten in der Diät; eine Thatsache, die durch den gesunden Instinkt deutlich zum Ausdruck kommt.

Die konzentrirteren Menschen haben schärfer ausgeprägtes Nervensystem, weniger wasserreiches Blut, strammere Muskulatur und eine mehr ausgeprägte Leber. Diese bedürfen mehr der milderen Pflanzendiät, weniger der üppig nährenden Speisen, kaum der Gewürze und garnicht der geistigen Getränke. Die verdünnteren Menschen, bei denen das Blut reicher an Wasser, die Muskulatur minder stramm, das Nervensystem nicht so bestimmt ausgeprägt und die Leber minder hervorspringend ist, können schon mit größerem Vortheil von kräftig nährenden Speisen und von Gewürzen Gebrauch machen.

Im Schatten der Civilisation werden die Instinkte krankhaft, und auf diese Art kommt es, daß Choleriker jene Lebensweise befolgen, die für Phlegmatiker paßt, und umgekehrt; daß Robuste so sich nähren, als ob sie Schwächlinge wären, und Leidenschaftliche durch ihre Diät stets Oel in das Feuer gießen und immer mehr sich erhitzen, anstatt sich abzukühlen.

Nach der Profession, nach Klima und Wohnort, muß die Art der Ernährung abweichen. Ob eine Gegend stark den Winden ausgesetzt ist, ob das Klima rauh oder mild ist, ob die Profession im Freien oder in geschlossenen Räumen betrieben wird, heftige Nerven- oder heftige Muskelanstrengung erfordert oder nicht, dies bedingt Abweichungen im diätetischen Regiment. Wer wollte dem Schmiede zumuthen, von Thee und Zwieback zu leben, wer glauben, daß der Kanzleischreiber ausschließlich von Bohnen zu bestehen vermöchte, ohne den Unannehmlichkeiten der Blähkolik zu verfallen!

Jede den Anforderungen von Beruf, Klima und Wohnort nicht entsprechende Lebensweise wird für den Menschen zum sicheren Anlaß von Erkrankung und Verkürzung des Daseins; denn der Organismus beantwortet jeden Vorenthalt des nöthigen Ersatzstoffes mit Störung in seinem Haushalte, die um so größer wird, je mehr dauernd der ungenügende Ersatz der verbrauchten Materien zur Geltung kommt.

Der Umsatz der Gebilde im leiblichen Haushalt steigert sich mit Zunahme der Rauheit des Himmels. Aus dieser Quelle entspringt die Vielesserei ebenso, wie die massenhafte Fettaufnahme im Norden, und die Mäßigkeit und Genügsamkeit im Süden. Wer dem Nordländer einen Vorwurf aus der Vielesserei macht, ist hierzu nur dann berechtigt, wenn er gegen wirkliche Ausschreitung kämpft; das rauhe Klima bestimmt den Bewohner der mitternächtigen Gegenden, größere Stoffmengen sich einzuverleiben.

Was immer der Mensch für ein Handwerk treibe, er suche so viel als möglich Ordnung zu halten in seinen Mahlzeiten, und dieselben stets nach sorgfältigster Waschung seiner Hände und des Gesichts einzunehmen. Anders können die schädlichen und giftigen Stoffe, mit denen in so vielen Gewerben hantirt wird, leicht den Speisen sich beimengen und sodann die verhängnißvollsten Wirkungen ausüben.

Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist*).

Nachdem man allmählich zu der Erkenntniß gelangt ist, daß „alle Menschen gleich geboren, sind ein adelig' Geschlecht“, bemüht man sich, die Einflüsse und Gesetze, denen die Menschheit in ihrem Entwicklungs- und Bildungsgange unterworfen ist, nachzuweisen und zu studiren. Dieses Beginnen führte zu der einfachen, grundlegenden Frage: Sind die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft bestimmten Gesetzen unterworfen, oder sind sie das Ergebniß entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung?

Ein völlig unwissendes Volk betrachtet jede Begebenheit für sich und vereinzelt und blos als das Ergebniß eines blinden Zufalls. Diese Auffassung wird aber bald durch die Ausdehnung der Erfahrung geschwächt werden, welche die gleichmäßige Folge und das gleichmäßige Dasein in der Natur fortwährend nachweist. Wenn z. B. wandernde Stämme nur von Jagd und Fischerei lebten, so könnten sie wohl glauben, daß ihre Lebensbedürfnisse sich ihnen durch Zufall darböten. Die Unregelmäßigkeit ihrer Ausbeute und die scheinbare Launenhaftigkeit, wenn ihr Fang bald reich, bald spärlich ausfällt, würde sie daran verhindern, irgend etwas wie Methode in den Einrichtungen der Natur zu vermuthen und ihr Geist das Dasein jener allgemeinen Prinzipien gar nicht begreifen, wodurch die Begebenheiten geordnet und beherrscht werden und durch deren Kenntniß wir oft ihren künftigen Verlauf vorherzusagen im Stande sind. Wenn aber diese Stämme sich zum Ackerbau erheben, machen sie zum erstenmal von einer Nahrung Gebrauch, die durch ihre eigene Thätigkeit hervorgebracht wird. Was sie säen, ernten sie auch. Sie sehen einen bestimmten Plan und eine gleiche regelmäßige Folge in der Beziehung ihrer Aussaat zu dem gereiften Korn; zum erstenmale dämmert dem Geiste eine schwache Vorstellung von dem, was eine spätere Zeit die Gesetze der Natur nennt. Wie ihre Beobachtung sich bereichert, ihre Erfahrung sich über ein gewisses Gebiet ausdehnt, begegnet ihnen eine Gleichmäßigkeit, deren Dasein sie nie vermuthet und deren Entdeckung jenen Glauben an den Zufall schwächt, von dem sie ausgegangen. Ein wenig weiter vorwärts und es erzeugt sich ein Geschmack am Denken; einige wenige verallgemeinern die gemachten Beobachtungen und glauben, im Widerspruch mit den alten Vor-

*) Diese Arbeit ist im wesentlichen ein Auszug aus den ersten Kapiteln der epochemachenden „Geschichte der Civilisation in England“ von H. Th. Buckle. Da der Umfang und der Preis des Originalwerkes seiner größeren Verbreitung hinderlich im Wege stehen, glaube ich vielen Lesern der „N. W.“ mit diesem Auszug einen Dienst zu erweisen.
C. Fehleisen.

urtheilen des Volks, daß jeder Vorgang mit einem noch frühern verknüpft ist und daß so die ganze Welt eine nothwendige Kette bildet, worin zwar jeder seine Rolle spielen mag, aber keineswegs zu bestimmen vermag, welche es sein soll.

Wäre es möglich, die ganze Vergangenheit eines Menschen, sowie seinen Charakter ganz genau kennen zu lernen, so könnten wir vorhersagen, wie dieser Mensch unter gewissen Umständen handeln würde; diese Bedingungen genau kennen zu lernen, ist zwar unmöglich, trotzdem ist es aber gewiß, daß sein Betragen stets nur eine Folge seiner Charaktereigenthümlichkeiten, seiner Gemüthsverfassung und überhaupt aller Vorgänge, in deren Mitte er sich befunden hat, ist.

Wer eine Wissenschaft der Geschichte für möglich hält, der muß sowohl das metaphysische Dogma von der Willensfreiheit, als das theologische von der Vorherbestimmung oder göttlichen Vorsehung verwerfen; denn, wenn wir eine Handlung vollbringen, geschieht dies aus einem oder mehreren Beweggründen, diese sind wieder die Folgen aus etwas Vorhergegangenem, so daß wir, wenn wir mit allem, was vorhergegangen und mit allen Gesetzen, nach denen es erfolgt, bekannt wären, mit unfehlbarer Gewißheit alle unmittelbaren Ergebnisse davon vorhersagen könnten. Wir sehen uns demnach zu der Folgerung genöthigt, daß die Handlungen der Menschen lediglich durch ihre Vergangenheit bestimmt werden und daher ein Gepräge von Gleichmäßigkeit haben, d. h. unter gleichen Umständen auch immer ein gleiches Ergebniß zeigen müssen. Und da alles, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder ein äußerer Vorgang sein muß, so ist klar, daß die ganze Mannichfaltigkeit der Ergebnisse, alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein müssen: der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unsern Geist und der Einwirkung unsers Geistes auf die äußeren Erscheinungen.

Wir haben also auf der einen Seite den menschlichen Geist, der den Gesetzen seines eigenen Wesens gehorcht und, wenn unbehelligt von äußeren Einwirkungen, sich seiner Anlage gemäß entwickelt; auf der anderen Seite haben wir, was man Natur nennt, die ebenfalls ihren Gesetzen gehorcht, aber unaufhörlich mit dem Geiste der Menschen in Berührung kommt, ihre Leidenschaften aufregt, ihren Verstand antreibt und so ihren Handlungen eine Richtung gibt, die sie ohne ihren Einfluß nicht genommen hätten.

So haben wir den Menschen, der auf die Natur, und die Natur, die auf den Menschen einwirkt, eine gegenseitige Einwirkung, aus der nothwendig alle Begebenheiten entspringen müssen.

Da die Naturerscheinungen eher in Wirksamkeit waren, als der menschliche Geist, ihre Einflüsse auch hervorstechender und folglich leichter zu beobachten sind, so betrachten wir

1. Die natürlichen Gesetze.

Unstreitig den mächtigsten Einfluß auf das Menschengeschlecht üben aus: Klima, Nahrung, Boden und die Naturerscheinung im ganzen, d. h. diejenigen Erscheinungen, welche vornehmlich durch das Auge, aber auch durch andere Sinne die Ideenverbindungen geleitet und so in verschiedenen Ländern verschiedene Gedankenkreise erzeugt haben. Diese letztere Art von Erscheinungen wirkt vorzüglich auf die Phantasie und erzeugt die unzähligen Formen des Aberglaubens, welche so große Hindernisse für den Fortschritt der Erkenntniß bilden. Und da in der Kindheit eines Volkes die Macht dieser abergläubischen Vorstellungen unumschränkt ist, so hat die verschiedene Naturbeschaffenheit auch verschiedene Nationalcharaktere erzeugt und namentlich auf die Religion eines Volkes den größten Einfluß ausgeübt. Klima, Nahrung und Boden haben keine so unmittelbare Wirkung dieser Art gehabt, trotzdem hatten sie bedeutenden Einfluß auf die Einrichtung der Gesellschaft, und aus ihnen sind manche der umfassenden und hervorstechenden Unterschiede der Völker entsprungen, welche man oft mit Unrecht dem Rassenunterschiede zugeschrieben hat.

Da Klima, Nahrung und Boden in nicht geringem Grade von einander abhängen und in innigem Zusammenhang miteinander stehen, so ist es nicht wohl möglich, diese physischen Mächte einzeln zu betrachten, sondern vielmehr nach den verschiedenen Wirkungen, die ihr gemeinsamer Einfluß hervorbringt. Von allem, was für ein Volk aus seinem Klima und seinem Boden folgt, ist Anhäufung von Reichthum das Erste und Wichtigste. Denn obgleich der Fortschritt der Kenntnisse später das Steigen des Reichthums beschleunigt, so muß sich doch bei der ersten Ausbildung der Gesellschaft zuerst Reichthum anhäufen, ehe die Wissenschaft beginnen kann. Solange jeder nur damit beschäftigt ist, die Nothdurft für seinen Unterhalt anzuschaffen, wird weder Zeit noch Sinn für höhere Bestrebungen vorhanden sein, deshalb ist in einem solch' frühen Zustand der Gesellschaft die Ansammlung von Reichthum der erste Schritt auf dem Wege zu einer höheren Kulturstufe. Wenn ein Volk grade ebensoviel verzehrt, als es produzirt, so wird nichts übrig bleiben, unbeschäftigte Klassen heranzuziehen und zu unterhalten, wenn aber die Produktion größer ist, als die Konsumtion, so entsteht ein Ueberschuß, der nach bekannten Gesetzen sich selbst vermehrt und am Ende ein Fonds wird, aus welchem unmittelbar oder entfernt alle erhalten werden, die das Vermögen, von dem sie leben, nicht selbst erzeugen. Erst jetzt wird die Existenz einer intelligenten Klasse möglich, deren Mitgliedern erlaubt ist, zu verbrauchen, was sie nicht selbst hervorbrachten, und so sich Gegenständen zu widmen, wozu in einer früheren Periode der Drang ihrer täglichen Bedürfnisse ihnen keine Zeit übrig gelassen haben würde.

Es leuchtet ein, daß bei einem ganz unwissenden Volke die Schnelligkeit, womit Reichthum erzeugt wird, ganz von der natürlichen Beschaffenheit seines Landes abhängen wird. Später kommen noch andere Ursachen mit ins Spiel; bis dies aber geschieht, kann der Fortschritt nur von zwei Umständen abhängen: einmal von der Anstrengung und Regelmäßigkeit, womit die Arbeit geleistet wird, und dann von dem Ertrage, den die Natur dieser Arbeit gewährt. Beide Ursachen sind selbst das Ergebniß früherer natürlicher Vorgänge. Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt theils von der Beimischung gewisser chemischer Bestandtheile ab, theils davon, wie Flüsse oder andere natürliche Ursachen zur Bewässerung des Bodens wirken, theils von der Temperatur und Feuchtigkeit der Atmosphäre; die Energie und Regelmäßigkeit der Arbeit dagegen hängt gänzlich von dem Einfluß des Klima ab. Bei starker Hitze sind die Menschen nicht aufgelegt und gewissermaßen nicht fähig zu der Thätigkeit und dem Fleiße, welche sie in einem gemäßigteren Klima bereitwillig anwenden.

Ein anderer weniger auffallender Umstand ist der, daß die Arbeit von dem Klima nicht nur durch Entnervung oder Kräftigung des Arbeiters beeinflußt wird, sondern auch durch die Wirkung, die es auf die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise ausübt. So machen z. B. in den nördlicheren Gegenden die Strenge des Winters und der theilweise Mangel des Lichts es dem Volke unmöglich, seine Beschäftigung im Freien fortzusetzen. Die Folge ist, daß die arbeitenden Klassen ihre gewohnte Thätigkeit abbrechen müssen und zu unordentlichen Gewohnheiten geneigter werden; die Kette ihrer Thätigkeit wird gleichsam zerrissen, und sie verlieren den Trieb, welchen eine regelmäßig fortgesetzte Uebung einflößt. Daraus entsteht ein eigensinnigerer und launischerer Nationalcharakter, als bei einem Volke, dessen Klima die regelmäßige Ausübung seiner gewöhnlichen Arbeit gestattet. Dies Gesetz sehen wir unter ganz entgegengesetzten Umständen in Wirkung. Man kann sich kaum eine größere Verschiedenheit in Regierung, Gesetzen, Religion und Sitten vorstellen, als in Schweden und Norwegen einer-, Spanien und Portugal andererseits. Hier wie dort ist fortgesetzte Feldarbeit unmöglich. Die Folge ist, daß diese vier Völker, in anderer Hinsicht so verschieden, sich alle durch eine gewisse Unstetigkeit und einen gewissen Wankelmuth des Charakters auszeichnen. Sie bilden einen auffallenden Kontrast mit den regelmäßigeren und stetigeren Sitten in Ländern, deren Klima den Menschen die Nothwendigkeit einer beständigeren und anhaltenderen Beschäftigung auferlegt.

Die außerordentliche Macht des Bodens und des Klima läßt sich aus der Geschichte nachweisen; man kennt kein Beispiel, daß irgend ein Land durch seine eigenen Anstrengungen zivilisirt worden wäre, wenn es nicht wenigstens eine der genannten Bedingungen in günstiger Form besaß. In Asien war die Zivilisation immer auf die große Strecke beschränkt, wo ein fetter angeschwemmter Boden dem Menschen den Reichthum sicherte, ohne den kein geistiger Fortschritt beginnen kann. Dieses Gebiet erstreckt sich von dem Osten Südchinas bis zu den westlichen Küsten Kleinasiens, Phöniziens und Palästinas; nördlich davon ist eine Reihe unfruchtbarer Länder, welche immer von rohen Stämmen bevölkert waren, die durch die unwirthbare Natur des Bodens, so lange sie darauf blieben, in Armuth erhalten wurden. Dieselben mongolischen und tartarischen Horden aber haben zu verschiedenen Zeiten in China, in Indien und in Persien große Reiche gegründet und bei dieser Gelegenheit eine Zivilisation

erreicht, die nicht hinter der zurücksteht, welche die blühendsten alten Reiche besaßen. In den fruchtbaren Ebenen Südasiens gelangten diese barbarischen Stämme zuerst zu einem gewissen Grade von Bildung, erzeugten sie eine nationale Literatur und organisirten eine Staatsverfassung; nichts von alledem hatten sie in ihrer Heimath erreichen können.

Ebenso sind die Araber in ihrer Heimath wegen der Dürre des Bodens immer ein rohes, ungebildetes Volk geblieben; denn in ihrem Falle und so überall ist große Unwissenheit die Frucht großer Armuth. Aber im 7. Jahrhundert eroberten sie Persien, im 8. den besten Theil Spaniens, im 9. fast ganz Indien. Sowie sie sich in ihren neuen Niederlassungen eingerichtet hatten, schien ihr Charakter eine große Veränderung zu erleiden; während sie in ihrer Heimath nicht viel mehr als herumstreifende Hirten waren, konnten sie in ihren neuen Wohnsitzen Reichthum ansammeln und daher einige Fortschritte in den Künsten der Zivilisation machen; sie wurden die Gründer mächtiger Reiche, bauten Städte, stifteten Schulen, sammelten Bibliotheken und die Spuren ihrer Kultur sind noch in Cordova, Bagdad und Delhi zu sehen.

Im Osten der endlosen Sandwüste Afrikas fließt der Nil; seine austretenden Gewässer bedecken den Sand mit fetten Anschwemmungen, welche der Arbeit reichen Ertrag gewähren; die Folge war, daß hier bald Reichthümer angesammelt wurden und daß dieser schmale Streifen Landes der Sitz der ägyptischen Zivilisation wurde.

Diese Betrachtungen beweisen, daß die Fruchtbarkeit des Bodens diejenige Ursache war, welche in der alten Welt den größten Einfluß auf die Zivilisation ausübte; in Europa dagegen war die andere große Ursache, das Klima, mächtiger und dem entsprechend auch die Wirkung eine andere. Allem Fortschritt muß Ansammlung von Reichthum vorangehen; in Asien und Afrika war die Bedingung dazu ein fruchtbarer Boden, der reichlichen Ertrag gab, in Europa veranlaßte ein glücklicheres Klima eine erfolgreichere Arbeit. Nun hängt aber der einzige, wahrhaftige Fortschritt nicht allein von dem Reichthum der Natur, sondern vielmehr von der durch das Klima bedingten Thatkraft des Menschen ab. Deshalb hat die ursprünglich von dem Klima bestimmte Zivilisation von Europa eine Entwicklungsfähigkeit gezeigt, die den Zivilisationen unbekannt ist, welche ihren Ursprung dem Boden verdankten. Denn die Naturkräfte sind trotz ihrer Großartigkeit beschränkt und stationär, wir haben nicht den geringsten Beweis, daß sie jemals zugenommen haben oder je zunehmen werden. Aber die Kräfte des Menschen sind einer unbegrenzten Entwicklung fähig und da diese Fähigkeit, seine eigenen Hülfsmittel zu vermehren, eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes ist, so ist klar, daß das Klima, welches dem Menschen dadurch Reichthum gibt, daß es ihn zur Arbeit antreibt, günstiger auf seinen Fortschritt einwirken muß, als der Boden, welcher ihm zwar auch Reichthum gewährt, aber nicht durch Aufstachelung seiner Thatkraft, sondern lediglich vermöge des natürlichen Verhältnisses zwischen der Bodenbeschaffenheit und der Menge oder dem Werthe des Produkts, welches der Boden eigentlich freiwillig gewährt. Nachdem der Reichthum hervorgebracht ist, entsteht die Frage, in welchem Verhältniß er den einzelnen Klassen zukommen soll; auf einer vorgerückten Stufe der Gesellschaft hängt dies von einer Menge verwickelter Umstände ab, deren Erörterung nicht hierher gehört, aber auf einer früheren Stufe, ehe die späteren feineren Verwickelungen begonnen haben, läßt sich sehr wohl nachweisen, daß die Vertheilung des Reichthums, wie seine Hervorbringung, gänzlich unter natürlichen Gesetzen steht.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Theuerste Seele! Die religiöse Wandlung ist bei mir langsam und ruhig vor sich gegangen. Kaum merkte ich etwas davon. Was bei anderen Menschen fast nur unter gewaltigen Gährungen und Aufregungen durchdringt, kam mir nach und nach unmerklich zum Bewußtsein. Studium von Werken, eigne Betrachtungen und fortwährende Unterhaltungen haben mir das Abstreifen unnützen Ballastes höchst natürlich und nothwendig erscheinen lassen. Ich bin zwar in manchen Punkten, in den letzten, wichtigen Fragen noch nicht recht im klaren, doch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß die Bewältigung derselben nur von emsigem Fleiß und von der Zeit abhängen werde. Du wirst Dir wohl vorstellen können, welch' unbezahlbares Vergnügen ich genieße, wenn ich so recht tief in Spekulationen mich versenke; bei jedem Schritt löst sich von dem alten Bruch ein morsches Steinchen ab, wird es mir leichter, wohler, friedreicher im Herzen. Die neue Weltanschauung, der ich soeben angefangen habe zu huldigen, eröffnet mir mächtige, überwältigende Perspektiven. Oft gerathe ich in eine Art Verzückung, wenn sich das fruchtbare Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung vor mir aufthut. Dann bin ich glücklich, und niemand kann dieses Gefühl mitempfinden. Wie schade! Mit einem Schlage bin ich so aus allem Glaubensdunkel verflossener Jahre gerissen. Erst jetzt habe ich Dich verstanden, als Du einmal schriebst: „Du mußt Dir eine feste Basis für Deine Weltanschauung herstellen, die Dich bei keinem Schritt zum Wanken bringt, deren Quadersteine aus ewiggiltigen Vernunftsätzen zusammengesetzt sind.“ Ich habe sie gefunden, Theuerster! Alles, was ich mit meiner Vernunft nicht fassen kann, ist für mich nicht da! — Alle Formen im menschlichen Leben sind Produkte geschichtlicher Entwicklung. Gedanke baut sich auf Gedanke. Und die Entwicklung kann man deutlich erkennen. Es gibt keinen Abschluß der Gedanken, keinen Abschluß der Formen. Ein Thor der, der ein Dogma aufstellt für ewige Zeiten! Und wie bedauernswerth sind alle die Menschen, die Anfang und Ende aller Weisheit in der Bibel zu erblicken glauben, die auf die Bibel schwören, als wäre deren Inhalt der Ausfluß einer überirdischen Offenbarung! Kindliche Seelen sind es, die Märchen von Wunderthaten zujauchzen und so ihren Verstand in Schlaf singen! Wecke sie aus diesem traumvollen Schlummer, und sie begegnen Dir wie jedes Kind mit bösen, widerwärtigen Launen! Sie wünschen weiter zu schlafen. Die süße Gewohnheit ist ihre treue Amme! — Nach diesen wenigen Bemerkungen noch schnell ein paar Fakta! Unter Beibringung eines ärztlichen Attestes bat ich die Direktion um Verlängerung des Urlaubs. „Wir fühlen uns nicht veranlaßt,“ schrieb sie nach alter Weise, „Ihrem Gesuch zu entsprechen, und müssen Ihnen hiermit kündigen, wenn Sie zur Aufnahme des Dienstes noch nicht im stande sein sollten. Ihren Gehalt bewilligen wir Ihnen noch für drei Monate und bedingen uns umgehenden Entscheid.“ — Damit sind also die Würfel gefallen! — Was thut es? Ich gehe und werde schon nicht verhungern. — Ich nahm vor einigen Tagen eine Lehrerstelle an, der ich nun mit vieler Lust und Freiheit vorstehe. Sie gewährt mir soviel Verdienst, daß ich vorläufig wohl keine Noth leiden werde. — Mit meiner Gesundheit geht es bergan. Noch einige Wochen und ich bin wieder der Alte! — Mit vollen Segeln hoffnungsvoll zu Meer!

Noch immer nicht die Feengestalt erspäht! Ich spüre ein Verlangen, mit einem mir sympathischen Wesen zu verkehren, und da ich bis jetzt keines gefunden, fühle ich mich zeitweise ziemlich einsam. Ein wie seltsames Ding ist doch das menschliche Herz! —

Frau Sander bat mich, mit ihr eine Kindtaufe zu besuchen, deren Veranstalter ihr eng befreundet wären und die mich mit Vergnügen in ihren Kreis aufnehmen würden. Ich sagte ihr schließlich zu, und ein paar Stunden später saß ich in einem fröhlichen Kreis von Menschen, deren Freude, wie es mir schien, wohl zumeist der reichbesetzten Tafel zugeschrieben werden mußte. Die Taufe sollte im Hause selbst stattfinden. Gleich nach unsrer Ankunft fand sich auch der Pfarrer ein, worauf sich die Tauformalitäten in behäbiger Ruhe abwickelten. Ich hatte während des ganzen Ceremoniells so meine Gedanken! — Da lag der Täufling, still und friedlich eingeschachtelt in weiße Tücher, schlafend und lächelnd, das Bild der Sorglosigkeit, der Unschuld und — gewiß des Unbewußtseins. Davor sprach man fromme, andächtige Worte, sprach man Segenssprüche, sprente Wassertropfen aus und hoffte so den heiligen Geist in den Körper des Säuglings übergehen zu lassen! — Heiliger Geist? — Ein schönes Wort,

aber wo steckt der Begriff? — Die Pathen drückten sich gegenseitig die Hand und die heilige Handlung war vorüber. — Einen der Pathen, einen jungen Mann, kannte ich oberflächlich. Er war mir bei irgendeiner Gelegenheit vorgestellt worden. Wir begrüßten uns, und ich richtete so nebenbei die Frage an ihn, ob er auch wisse, was Pathe bedeute? Und ob er mit seinem Gewissen das Gelöbniß, in christlichem Geist die Pathenstelle zu versehen, vereinigen könne? — Er sah mich groß an und entgegnete, man habe ihn gebeten und er habe nicht nein sagen können. Mit einem jährlichen Geschenk hoffe er sich aller Pflichten frei! — „Bedeutsamer Irrthum!" rief ich. „Ein vernünftiger Mensch liest, denkt und hört erst, bevor er ein öffentliches Zeugniß abgibt. Und wenn Sie hören, daß Pathenstelle Vaterstelle bedeutet, daß Sie, sollte der junge Weltbürger elternlos werden, alle Pflichten der Dahingeschiedenen zu übernehmen, sich zum Gesetz machen müssen, so werden Sie Ihre Handlung gewiß eine recht leichtfertige finden!" — Der junge Mann lächelte und sprach: „Sie nehmen es allzuscharf. Es fällt niemand ein, wegen einer bloßen Formalität, wegen einer bloßen Modesache, heutzutage sich die Last, mit der Sie mich bedrohen, aufzuladen. Wäre dem so, es fände sich niemand zu der Pathenstelle!" — „Gut," rief ich, „es ist besser, es findet sich einer, als zehn, oder keiner, als zehn Spaßmacher, die auf eine wohlgedeckte Tafel spekuliren! Und es ist besser, die Formalität unterbleibt, als daß ein sinnloser, nichtssagender Hokuspokus gemacht werde!" — Die Antwort hatte meinen Bekannten arg verstimmt. — Ich fuhr fort: „Sie mögen über meine Ansichten entrüstet sein. Sie werden Sich aber beruhigen und werden mir zustimmen, wenn Sie jede persönliche Anspielung hinweglassen. Es gibt nur eine Moral! An der ist nichts zu mäkeln und zu feilschen. Man muß sie ganz befolgen oder garnicht. Entweder ist die Taufe eine heilige Handlung und die Pathen sind erfüllt von ihrem Berufe, oder es ist eine sinnlose Formalität, in der die Anwesenden bewußt oder unbewußt Komödianten sind. Bin ich auch mit der Bedeutung der Taufe nicht einverstanden, so kann ich doch nicht das als unmoralisch erklären, was mit heiligem Ernst geschieht. Und nun denken Sie Sich dazu meinen Schluß!" — Mir schmeckte weder der Kaffee noch der Kuchen und das sonstige Beiwerk. Ich saß da, vielleicht „die einzig fühlende Brust unter Larven", — ich dachte mich hier in einem Komödienhaus, in dem man eben dabei ist, ein Schauspiel zu produziren, und hatte große Lust, davonzulaufen. —

Kaum hatte ich vorstehende Betrachtung geschrieben, so suchte mich auch Frau Sander auf, um mich wegen der „schönen, herzerhebenden Feierlichkeit" zu befragen. Was ich dem Bekannten gesagt, wiederholte ich ohne Rückhalt und setzte noch mancherlei hinzu, das ich für besonders einleuchtend fand. „Geben Sie mir erst eine vernünftige Erklärung vom heiligen Geist, der vom Himmel herniedersteigt und seine Wohnung in dem Menschen aufschlägt, dann will ich glauben, ohne weiter zu fragen." — „Sie leiden an dem Fehler der Spitzfindigkeit," rief Frau Sander. „Nichts finden Sie recht. An den heiligsten Gefühlen mäkeln Sie und nörgeln Sie herum und finden ein Vergnügen, eines Menschen Frieden zu stehlen." — „Diese falsche Verdächtigung ist also Ihre Erklärung vom heiligen Geist?" — Sie brachte das Gespräch auf Konfirmation. „Auch darüber will ich Ihnen meine Meinung mittheilen," rief ich. „Von den Eltern wird man, dem Laufe der Gewohnheit gemäß, in die Konfirmationsstunden kommandirt. Unfähig, selbständig zu denken, nimmt man die Vorträge des Seelsorgers unbeanstandet in sich auf, pfropft so mechanische Formel auf mechanische Formel und ist des Augenblicks mit Begierde gewärtig, von dem ab man zu den erwachsenen Menschen gerechnet wird. Eitelkeit und Selbstsucht ist also der Geist der vermeintlichen Frömmigkeit, kindischer Stolz über die neuen Kleider, mit denen man am Konfirmationstage zum erstenmal paradiren kann. Nehmen Sie das alles auf einmal fort und die Formalität entbehrt für die Jugend des Reizes. Und was den geistigen Inhalt der Konfirmation, des kirchlichen Aktes selbst, anbetrifft, so ist der nichts anderes, als der Ausdruck eines Zwanges, welcher den unerfahrenen Menschen unter dem Druck der Oeffentlichkeit und der Mode nöthigt, ein dogmatisches Glaubensbekenntniß auf Treu und Glauben auszusprechen und zu beschwören. Die feierliche Ceremonie, begleitet von den Tönen der Orgel, stimmt das Gemüth erhaben und fromm." — „Sie sind gottlos," entgegnete Frau Sander. „Mit Ihnen ist nicht zu streiten. Sie haben die Hartnäckigkeit eines Mannes, der sich, wie Sie, für unfehlbar hält!" — Ich lächelte. Die Frau entbehrte, bei aller Intelligenz in anderen Sachen, des spekulativen Scharfsinns, und den muß jeder besitzen, der sich aus dem Sumpfe des althergebrachten Wähnens zu selbständiger Anschauung emporarbeiten will. —

Immer gehe ich mit dem Vorsatz um, auf die Spur der jungen Dame zu kommen, und immer, wenn ich das Haus verlassen, ändere ich meinen Plan. Ich habe nicht die geringste Anlage zu einem Spion, besonders in solchen Sachen. Dies Geschäft hat einmal in meinen Augen einen verächtlichen Anstrich! —

Die Stadt ist in großer Aufregung. Eine alleinstehende, alte arme Frau, die in dem Ansehen der Frömmigkeit steht, hat man am Morgen erdrosselt im Bett gefunden. Man ist noch ungewiß, welches Motiv den Mörder zu dieser That getrieben. Die Matrone, die mir schon manchmal begegnete, lebte von Almosen, das man ihr wegen ihres Alters, ihrer Freundlichkeit und Ehrbarkeit reichlich spendete, und wird nun auf das tiefste von allen denen betrauert, die ihr näher gestanden. Frau Sander brachte mir aufgeregt die Botschaft und lamentirte über die Ruchlosigkeit der Zeit.

Man fand in verschiedenen Verstecken in der Behausung der Todten Geldpackete vor. Die Summe beläuft sich auf reichlich tausend Thaler. Man zweifelt nicht länger an einem Raubmord. Die Polizei bestätigt dies Gerücht. Allem Anschein nach besaß die Alte viel Geld, von dem der Verbrecher wußte. — Das Urtheil über die Todte hat sich durch den Fund von Vermögen wesentlich gewendet. „Eine heuchlerische Person war sie," hörte ich sagen. — „Aber eine höchst fromme Person war sie," ergänzte ein zweiter. „Sie versäumte keine Predigt und keine Bibelstunde. Sie las fleißig im Gebet- und Gesangbuche und war hoch angesehen bei allen Frommen und Muckern." — „Ich habe es immer gesagt," rief eine resolute Frau hinein, „in solchem Frommthun steckt ein Härchen. Entweder will man sich damit alte Sünden fortwaschen, oder man will sie zu neuen Sünden benutzen. Pfui, über die Heuchler!" —

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Traustl.

(Fortsetzung.)

Der Plan der „Polaris" ging dahin, an den Westgestaden Grönlands so weit wie immer möglich gen Norden vorzudringen, und in der That gelang es ihr, die höchste nördliche Breite — 82° 26′ — zu erreichen, zu der bisher ein Schiff gekommen war, und näher dem Pole, als noch je eine Expedition, für meteorologische und Pendelbeobachtungen ein Observatorium auf dem Eise der grönländischen Nordwestküste aufzubauen. Nach Grönland richtete sie denn auch ihren Kurs, und glücklich warf sie am Morgen des 22. August vor Tassuissak, der nördlichsten Ansiedelung der Erde, unter 73° 21′ nördlicher Breite und 56° 5′ westlicher Länge, noch 160 Meilen nördlich von der bekannten norwegischen Stadt Hammerfest auf der Insel Gualör in Finnmarken, die Anker aus. Tassuissak ist ein Ort von überwältigender Oede, Wochen und Monate in Finsterniß gehüllt, wodurch bei den Menschen allmählich eine leibliche und geistige Abspannung hervorgerufen wird, die blos eine außerordentliche moralische Kraft zu überwinden vermag. Dennoch traf man dort eine dänische Familie an, Vater, Mutter und mehrere Kinder, welche, die einzige europäische Bewohnerschaft des weltentlegenen Platzes, schon nahezu acht Jahre in dieser ultima Thule lebte und obwohl abgeschnitten von fast allem Verkehre mit der Außenwelt und von Eis und Nebel umstarrt, sich in ihrer Verlassenheit gar nicht unglücklich zu fühlen schien. Der Mann hieß Jensen und war der Steuerbeamte der aus vierzehn grönländischen Haushaltungen bestehenden Niederlassung, welche der Prediger Hans Egede im Jahre 1721 gegründet hatte. Unsere Schiffer kauften von ihm gegen zwanzig Schlittenhunde, die allerdings zum Theil nicht reiner Grönländer Rasse waren. Von einer Nachbarinsel konnte man nachher noch eine Anzahl kräftiger Thiere von unverfälschter Zucht erwerben. Vorher schon, in der etwas südlicher gelegenen Kolonie Upernivik, war der „Polaris" eine neue Eskimofamilie einverleibt worden, jener Hans, der als siebzehnjähriger Jüngling bereits dem amerikanischen Nordpolfahrer Kane auf seiner Expedition gefolgt war und erhebliche Dienste geleistet hatte und später von dem Reisenden Hayes in der Nähe des Kap York wieder aufgefunden und bei dem erwähnten Upernivik ausgesetzt wurde. In der Nähe dieser Ansiedelung, in Pröven, lebte Hans inzwischen als friedlicher Schulmeister, ließ sich jedoch unschwer über-

reden, von seinen Zöglingen zu scheiden und Hall als Hundetreiber der Expedition zu begleiten, nicht ohne aber Weib und Kinder sammt allen Geräthschaften eines grönländischen Haushaltes mitzubringen, die unvermeidliche steinerne Thranlampe, ein großes Zelt aus Seehundsfell, Blechtöpfe, Schlitten, Lanzen, Harpunen, Fangleinen, Handwerkszeug und eine Meute junger Hunde.

So umschloß die „Polaris“ zusammen nun dreiunddreißig Personen, darunter acht alte und junge Eskimo, als sie, von Jensen gelootst, am Nachmittag des 24. August von Tassuissak wieder in See stach, um sich nach den unbekannten Gebieten des Smith-Sundes zu wagen. Ohne vom Eise verhindert zu werden, durchschiffte man am nächsten Tage die von den Seefahrern so sehr gescheute Melville-Bay und doublirte dann Kap Dudley-Digges, wo ein sogenannter Steinmann erbaut und ein Bericht über den bisherigen Gang der Reise niedergelegt wurde. Noch immer sah man offenes Fahrwasser vor sich und eilte, dies benützend, nordwärts weiter. Dort erblickte man in der Entfernung den prachtvollen Eisstrom des sogenannten Petowakgletschers, der sich bis zum Meere erstreckt und von vielen treibenden Eisbergen wie von Trabanten umgeben war. Am 26. August gelangte man zum Eingange des Booth-Sundes, der in mannigfaltigen kleinen Fjords in die Küstenränder einschneidet, welche von dunklen, durch Gletschereinsattelungen verbundenen Bergen überragt werden. Wohl schwammen flache Eisschollen rechts und links vom Schiffe in nördlicher Strömung dahin, allein von einer ernsten Belästigung durch die Eismassen hatte man auch jetzt noch nicht zu leiden; ebensowenig, als man andern Mittags die Polhöhe auf 77° 51′ feststellte und drei Stunden danach in jenen Smith-Sund einlief, der, schon so manchem Fahrzeuge gefährlich geworden, infolge dessen bei den Seeleuten im übelsten Rufe steht. Alles war deshalb in rosigster Laune und ergab sich den frohesten Hoffnungen für das Gelingen der Expedition, die der Mannschaft bis dahin eine wahre „Vergnügungsreise“ deuchte. Wie bald sollte diese glückliche Stimmung in ihr entschiedenstes Gegentheil umschlagen!

Nachdem man Port Foulke, Hayes Winterhafen, hinter sich gelassen, und bis Kap Inglefield die jetzt von Nordwest nach Nordost umspringende Richtung der grönländischen Küste eingeschlagen hatte, steuerte man hierauf direkt nördlich und hatte am späten Abende die größte Polhöhe überschritten, welche Kane 18 Jahre früher zu Schiffe zu gewinnen vermocht hatte. Auch bis dahin war der Lauf der „Polaris“ ein durchaus glatter und ungestörter geblieben. Noch um Mitternacht aber begegnete man den ersten ausgebreiteten Eismassen, die sich von Ost nach West als ein kompakter Wall aus dem Sund emporthürmten und schon den Gedanken aufkommen ließen, ob man nicht hier, in einer kleinen Bucht unweit des Kaps Frazer, für alle Fälle Ankergrund suchen solle. Eine von Hall angestellte Rekognoszirungsbootfahrt traf indeß nur kahle Klippen an, und somit ward die Fahrt nordwärts fortgesetzt, leider längere Zeit hindurch in dichtem Nebel, der ein Erkennen der Küste unmöglich machte. Als sich nachher das Wetter in etwas aufhellte, so daß eine derartige Bestimmung vorgenommen werden konnte, ergab sich um Mittag den 28. August als Position des Schiffes 80° 3′ nördlicher Breite und 69° 28′ westlicher Länge. Vierundzwanzig Stunden später, nachdem man mittlerweile an den als Orientirungspunkt dienenden Franklin- und Crozier-Eilanden vorübergekommen war und darauf eine andere kleine Insel in der Nähe der Küste von Grünnellland entdeckte, die dem gleichnamigen Eskimo zu Ehren „Hansinsel“ benannt wurde, glaubte man die gewonnene Polhöhe auf 81° 20′, die gleichzeitige westliche Länge aber auf 64° 34′ annehmen zu dürfen — soweit bei dem umnebelten Horizonte von einer genauen Messung die Rede sein konnte. Der Nebel hielt an, von Eisbergen war indeß seit Ueberschreitung des achtzigsten Breitengrades nur wenig mehr zu erblicken. Dagegen kamen drei bis vier Fuß sich über das Niveau des Wassers erhebende, mit grobkörnigem Firn überzogene massige Eisfelder immer häufiger zum Vorschein. Die ringsum herrschende Einsamkeit war von grausiger Majestat. Bis auf einige zwischen den Eisbrocken sich im Wasser tummelnde winzige Rippenquallen ließ sich keine Spur von organischem Leben mehr gewahren. Dazu schlugen sich Reif und Feuchtigkeit auf den Tauen und Eisentheilen des Schiffes nieder, alles mit einer Eisrinde bedeckend, während der fallende Schnee auf dem ruhigen Wasser sich gleich erstarrtem Fett zu unregelmäßigen Scheiben vereinigte. Jedenfalls waren dies Erscheinungen, welche die Behaglichkeit unserer Reisenden nicht sonderlich zu erhöhen vermochten, dafür fühlten sie sich jedoch von dem stolzen Bewußtsein gehoben, zur Rechten ein neues Land, das nachmals als Hall-Land bezeichnet wurde, entdeckt zu haben, und ein Meer zu durchfahren, das vor ihnen noch von keines Schiffes Kiele gefurcht worden war.

Mit dem Vordringen der „Polaris“ begann es aber nachgerade mißlich zu werden; mit steigender Geschwindigkeit drängte sich das an Massenhaftigkeit unaufhörlich wachsende Eis, Schollen, Felder und Hummocks, gen Süden, und Hall spähte nach einem Zufluchtsort aus, wo das Schiff vor Anker geborgen werden könne. Mühevoll kämpfte er mit sechs seiner Leute in einem Boote gegen die Wucht des Stromes, kam jedoch bald zurück, da die in Augenschein genommene Küste jeder Landung wehrte, weshalb er ihr den Namen „Repulse Harbour“ beilegte. Wiederum wurde denn weiter gedampft; freilich geboten die Nebel der Fahrt einen raschen Halt, die erst in der Frühe des 31. August von neuem versucht werden konnte. Auch diesmal, aber nur auf kurze Zeit — näherte man sich der Grenze, welche zu überschreiten der „Polaris“ nicht gestattet sein sollte. (Fortsetzung folgt.)

Karl von Holtei. (Porträt Seite 280.) Am 12. Februar 1880 beschloß im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau ein müder Greis mit 82 Jahren sein vielbewegtes Leben. Da schon seit Jahren Karl von Holtei's Liederborn versiegt war, waren auch schon bei Lebzeiten die Akten über ihn geschlossen. Die Anerkennung, die er zur Feier seines 80. Geburtstages im reichen Maße gefunden, hat gewiß nicht wenig zur Verklärung seines Lebensabends beigetragen. Die Nachwelt wird ihm einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literaturgeschichte und vor allem unter seinen dichterischen Landsleuten einräumen. Er war zwar nicht der elegante Erzähler, wie sein noch lebender Landsmann Gustav Freytag, dafür aber der Schöpfer unnachahmlicher Volkstypen von unverwüstlicher Gemüthlichkeit. Wer solche populäre, dem Lieder- und Bilderschatz der Nation unveräußerlich angehörige Gesänge und Figuren geschaffen, wie sie in seinen Stücken „Berliner in Wien“, „Wiener in Berlin“, „33 Minuten in Grüneberg“ und „Lenore“ vorkommen, der ist wohl ein wirklicher und wahrhafter Volksdichter zu nennen. Daß unter seinen Bühnenwerken auch einige sich finden, die einem schlechten Geschmack, einer nicht zu billigenden Tendenz huldigten, wie z. B. die krassen Dramen „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Hans Jürge“ und „Das Trauerspiel in Berlin“, wollen wir in Anbetracht der Lebensstellung Holtei's, der nicht nur Dichter, sondern auch Theaterdirektor war und als letzterer nicht nur dem guten Geschmack, sondern auch der Kasse Rechnung tragen mußte, milde beurtheilen. Aber wenn wir nun auch den Dramatiker beiseite lassen, so fordert unsere ganze Liebe und Schätzung nicht minder der Lyriker, und zwar dieser in doppelter Gestalt, als inniger, gemüthreicher, selbst des Schwungs nicht entbehrender hochdeutscher Lyriker und als der schlesische Dialektdichter von meisterlicher Beherrschung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten und von so treuem das Leben zurückspiegelndem Gepräge in Charakter, Art und Sinn, daß Holtei mit oben ansteht unter den Poeten, welche als die spezifischen Sänger und Schilderer bestimmter deutscher Landschaften, Stämme und Mundarten neben ihrer dichterischen auch eine kulturgeschichtliche, ethnographische Bedeutung haben und eine demgemäße Mission erfüllten. Es ist kein Wunder, daß Holtei's „Schlesische Gedichte“ in einer beträchtlichen Anzahl Auflagen dem Volke vorliegen. Sie müssen als eine der schönsten Gaben der Holtei'schen Muse betrachtet werden. Mit ihnen ist von Holtei der deutschen Literatur ein neues Gebiet erschlossen worden. Viele junge Poeten haben die von ihm betretenen Wege weiter verfolgt. Holtei's Gedichte werden im Munde der Schlesier weiterleben, so lange es eine schlesische Mundart gibt. Die besten Erzeugnisse des unermüdlich Schaffenden waren die zum „Volksbuch“ gewordenen Erzählungen „Die Vagabunden“, „Christian Lammfell“ und „Ein Schneider“. Sie geben sich kunstlos und einfach, natürlich und bescheiden und sind doch ein wahrer Brunnen sprudelnden Lebens, unversieglicher Laune und jenes aus dem Herzen kommenden, unter Thränen lächelnden Humors, welcher immer als der einzig ächte, volksthümliche Humor zu gelten haben wird. — Um den Bildungsgang eines Menschen zu begreifen, muß man seinen Lebensweg verfolgen. Ueber den letzteren hat uns Holtei selbst genau unterrichtet durch die Autobiographie, welche die erste Hälfte seines Lebens schildert. Er war am 24. Januar 1798 in Breslau geboren. Seine Jugend fällt in die Zeit der napoleonischen Herrschaft. Er hat als Kind nicht die Wohlthat des Familienlebens kennen gelernt, denn seine Mutter war früh gestorben und sein Vater, ein Husarenoffizier, kümmerte sich nicht um ihn. Er wurde bei Verwandten erzogen, machte in der Schule geringe Fortschritte, dagegen bildete sich früh bei ihm die Leidenschaft für's Theater aus. Holtei sah als junger Bursche in Breslau die berühmtesten Mimen seiner Zeit, wie den großen Devrient, Seidelmann und Iffland, und die Kunstleistungen derselben entflammten seine Begeisterung für die Kunst. Als in Schlesien die Erhebung gegen die französische Herrschaft stattfand, trat auch der junge Holtei in die Reihen der Freiwilligen, bekam aber keinen Franzosen zu sehen, denn sein Regiment blieb in der Reserve. Nach beendigtem Kriege fehlte es ihm an Geduld und Neigung zur Wiederaufnahme seiner Studien und so wurde er im Jahre 1819 Schauspieler, aber er wurde niemals ein guter Schauspieler. 1823 verfaßte er die mit großem Beifall aufgenommenen Liederspiele „Die Wiener in Berlin“, „Die Berliner in Wien“. Dadurch erwarb er das unbestreitbare Verdienst, das Vaudeville in Form des deutschen gemüthlichen Liederspiels in Deutschland eingebürgert zu haben. Die Werke seiner eifrigen Nachahmer Angely und Louis Schneider haben sich bis heute auf dem Repertoire erhalten. Für die Königsstädter Bühne in Berlin schrieb er die mit großem Beifall aufgenommenen Stücke „Der alte Feldherr“ und „Lenore“. Das Jahr 1830 ist der Höhepunkt seines Wirkens, die Herausgabe seiner „Schlesischen Gedichte“, welche bis zum Jahre 1875 vierzehn Auflagen erlebten. Hier entwickelte er die köstliche Gabe, das Kleinleben zu schildern. Die alltäglichen, meist an sich unscheinbaren Verhältnisse der mittleren und niederen Schichten der menschlichen Gesellschaft, und auch in der leblosen Natur nicht eben das Großartige, sondern das Einfache, Schlichte, einem jedem Zugängliche, das ist der Kreis, in dem er sich durchweg bewegt. Und daß er nun eben dieses Kleine zu vertiefen und poetisch zu verklären wußte, das gibt ihm einen Reiz, von dem halbwegs poetisch gestimmte Gemüther aus den mittleren Lebenskreisen hohen Genuß haben und woraus sie die rechte Einsicht in das Wesen ächter Poesie gewinnen können. Dadurch ist Karl Holtei gleich dem alemannischen Dichter Johann Peter Hebel und dem plattdeutschen Erzähler Fritz Reuter ein Lehrer des Volkes geworden. Wir müssen

noch einer Eigenschaft des vielseitigen Poeten erwähnen, die er mit wenigen seiner Berufsgenossen theilte, die Fähigkeit ausdrucksvoller Vorlesung eigener und fremder Schöpfungen. Außer dem berühmten Schauspieler Dawison konnte niemand wie Holtei die Volksszenen in Goethe's „Egmont" und Shakespeare's „Julius Cäsar" so mit verstellter Stimme, doch ohne Uebertreibung vorlesen, daß sich jede der darin vorkommenden zahlreichen Figuren vom Hintergrunde abhob, ohne aus dem Rahmen zu treten. Als Vorleser klassischer Trauer- und Lustspiele zog er eine zeitlang mit seiner zweiten Frau Julie, geborenen Holzbecher, in der Welt herum, doch immer literarisch thätig, und unterwegs entstanden denn auch „Das Trauerspiel in Berlin", der Operntext „Adlers Horst", die Gelegenheitsstücke „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Shakespeare in der Heimath" und das Schauspiel „Der dumme Peter". 1837 war er Theaterdirektor in Riga und 1841 in Breslau. 1843 erschien seine Lebensbeschreibung unter dem Titel „Vierzig Jahre", ein Jahr später ein Band „Gedichte", und 1845 seine gesammelten Theaterstücke. Mit den „Stimmen des Waldes" betrat er das Gebiet der modernen Lyrik. In Graz, der Perle der grünen Steiermark, wollte er sich zur Ruhe setzen. Hier im Kreise der Familie seiner Tochter entpuppte sich der Dramatiker und Lyriker zum Epiker. Seine Romane „Die Vagabunden", „Christian Lammfell", „Die Eselsfresser", „Noblesse oblige", „Ein Schneider", „Ein Mord in Riga", „Schwarzwaldau", „Haus Treustein", „Der letzte Komödiant" machten nach ihrem Erscheinen einen Triumphzug durch die deutsche Leserwelt; Holtei's Name war von neuem in aller Mund, der gealterte Mann trat noch einmal in die Fronte der zeitgenössischen Literatur, unter die Jüngeren, deren viele er mit der Jugendlichkeit und blühender Frische, die seine Werke athmeten, beschämen konnte. Doch auch er mußte, vom Naturgesetz bezwungen, die absteigende Lebensbahn betreten. Das Alter entriß ihm die Feder, die er ein halbes Jahrhundert geführt hatte. Den Greis erfaßte das Heimweh nach seiner schlesischen Heimath. Er nahm Abschied von Graz, um nach Schlesien zu eilen, dessen Bevölkerung ihn mit Jubel empfing und auf seiner Reise von Ort zu Ort begleitete. Das war der Lohn, daß er dem herzigen Dialekt Schlesiens in der Poesie zum Bürgerrecht verhalf. In Breslau machte er Halt und trat als Pensionär ins Kloster der grauen Brüder ein, weil er hier die Stille und Pflege suchte, die sein hohes Alter bedurfte. Vor wenigen Jahren lief die Nachricht durch die Blätter, der schlesische Dichter sei total verarmt und habe sich ins Kloster geflüchtet, um dem Elend zu entgehen. Holtei selbst widerlegte diese Gerüchte. Bald darauf, am 24. Januar 1878, fand die achtzigste Geburtsfeier des Greises statt und dieser wurde derart mit Beweisen der Liebe und mit so reichen Geschenken aus allen Theilen Deutschlands bedacht, daß er den Grundstein zu jener Stiftung für Dichter zu legen vermochte, welche heute seinen Namen trägt Er war eben eine populäre Persönlichkeit, welcher das hohe Alter einen Spätsommer des Ruhmes verschaffte. Von diesem schönen Feste ab, das wie ein goldiger Erntetag in sein Leben fiel und reiche Früchte brachte, ging es mit der Lebensfreude rasch zu Ende. Das Lebensschiff des Dichters war allmählich leck geworden, bis es am 12. Februar 1880 im dunklen Strom des Todes versank. Y.

Die erhöhte Stadteisenbahn von New-York. (Bild S. 281). Welch' großen Umschwung in allen gesellschaftlichen Verhältnissen die Eisenbahnen herbeigeführt haben, ist allgemein bekannt. Städte und Länder werden durch die Verkehrserleichterung einander näher gerückt, Städte von riesigem Umfange entstehen da, wo das Dampfroß die industriellen Erzeugnisse aller Welttheile hinträgt. Aber je mehr sich große Menschenmassen an den einzelnen Verkehrs- und Industriezentren ansammeln, umsomehr fängt man auch an, sich dieses modernen Verkehrsmittels zu bedienen, um namentlich den Personenverkehr innerhalb der Hauptstädte zu erleichtern. Wir erinnern hier nur an London, welches bereits seit langer Zeit seine unterirdische Eisenbahn hat. Wie in vielen andern, so hat aber auch in dieser Beziehung der Spekulationsgeist der Amerikaner binnen kurzer Zeit das Großartigste geleistet. Im Jahre 1868 wurde mit dem Bau der erhöhten newyorker Stadteisenbahn unter ganz bescheidenen Verhältnissen begonnen und heute sind eine ganze Reihe von Linien nach den verschiedensten Richtungen hin im Betrieb. Sie repräsentiren eine Kapitalanlage von mehr als 50 Millionen Dollar. Ein schlagendes Beispiel für die riesige Frequenz ist, daß eine der Gesellschaften, welche den Bau unternommen, allein binnen 6 Monaten 14 Millionen Passagiere beförderte. Jede vier bis sechs Minuten geht ein Zug; das Fahrgeld beträgt 10 Cents außer zwei Stunden früh und zwei Stunden abends, während welcher Zeit dasselbe im Interesse der nach ihren Etablissements fahrenden Arbeiter auf die Hälfte herabgesetzt ist. Von welch' kolossalen Dimensionen dieser großartige Bau ist, veranschaulicht deutlich unsere Illustration, die einen der höchsten Punkte darstellt; die Pfeiler erreichen hier die Höhe von 57 Fuß. Der eiserne Sockel derselben ruht auf einem aus Backsteinen und Cement bestehenden Mauerwerk, welches sich ungefähr 20 Fuß über das ursprüngliche Niveau der Straße erhebt, die nahezu bis zu dieser Höhe aufgefüllt ist. Das Fundament hinwiederum ruht auf hier in einer Tiefe von 40 Fuß eingetriebenen Pfählen. Zieht man außerdem in Betracht, daß man in einer Länge von vier Meilen auf ein Netz von Abzugs-, Gas- und Wasserleitungsröhren traf, welche nicht beseitigt werden konnten, so hat man auch einen Begriff von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bevor dieses wichtige Transportmittel bis zu seiner jetzigen Vollendung fertig gestellt werden konnte. nrt.

Die Türkenglocke. Wenn des Mittags die Kirchthurmglocken läuten, glauben die Landleute, daß es geschehe, um den im Felde Arbeitenden zu sagen, daß sie das Mittagessen zu sich nehmen und sich erholen möchten. Möglich, daß der Gebrauch in der That deswegen seinen Fortgang hat — das Mittagsglöckchen tönt auch von manchem Ritter- oder Bauergutsthürmchen — allein dieses Läuten hat einen anderen Ursprung. Als 1456 ein großer Heereszug gegen die Türken stattfand, verordnete Papst Calixtus II., daß man „durch die Glocken allenthalben mittags das Zeichen gebe, wie ein jeder den Sieg für die christlichen Waffen erflehen sollte". Diese Verordnung wurde später durch landesherrlichen Befehl von neuem eingeschärft. So verordnete Herzog Georg unterm 13. Juli 1532: „Das auch alle tag zu Mittagzeit in jeder Stat, Flecken und Dorffe durch eine sondere glock geleuten, wodurch das gemeyne Volgk zu vorbitt kegen Gott ermanet und erinnert werde, seinen gefaßten Zorn fallen zu lassen und den Christgleubigem menschen kegen dem Türken Glück, Sieg vnd Vberwündung geschieht in dem allen vnsere genützliche Meinung. Geben zu Dreßden Dienstags nach Kilian &c." — Vor den Türken hatte man früher überhaupt unbändige Furcht. So enthielt die „Leipziger Zeitung" am 1. Januar 1660 folgenden Stoßseufzer: „Laß Gott die Deinen siegen! Und die Türken unterliegen! Gieb der theuren Christenheit, Freude, Fried und Einigkeit." -z-

---

Literarische Umschau.

Jahrbuch der Schule Gabelsberger's auf das Jahr 1880, herausgegeben vom kgl. stenograph. Institut zu Dresden. Dasselbe gibt über die Bedeutung und Entwicklung der Stenographie interessanten Aufschluß. Es zählt die Gabelsbergersche Schule Vereine 334 gegen 270 im Vorjahre. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist von 7134 auf 8380 gestiegen. Die größte Steigerung zeigt sich in Sachsen, wo sie ca. 25 % beträgt, nämlich von 1343 auf 1726, also um 383. Die Zahl der Unterrichteten ist von 20 433 auf 21 697, also um 1264 gestiegen, von welchen 267 auf an Lehranstalten 997 auf die sonst Unterrichteten fallen. Die Gesammtsumme der Unterrichtsanstalten, an welchen Stenographie offiziell gelehrt worden ist, beträgt 365 gegen 363 im vorhergehenden Jahre. Das geringe Mehr dieser Ziffer erklärt die Redaktion damit, daß „von einer außerordentlich großen Zahl von Lehranstalten, welche im letzten Jahrbuch genannt sind, Nachrichten diesmal nicht eingegangen sind." Wir fügen dem hinzu, daß die statistischen Nachrichten überhaupt auf Vollständigkeit nur insofern Anspruch machen können, als der Redaktion des „Taschenbuchs" direkte Mittheilungen geworden sind. — In Uebertragungen auf fremde Sprachen wurden unterrichtet 4610 Personen, 532 mehr als im Vorjahre und zwar 1473 ungarisch, 1242 italienisch, 994 böhmisch, 568 polnisch, 133 schwedisch, 93 dänisch, 65 kroatisch, 16 lateinisch, 10 finnisch, 10 slovenisch, 4 französisch, 1 englisch, 1 spanisch. — Damen wurden 855 herangebildet (850 im Vorjahre), davon 425 an Lehranstalten, 430 sonst. Die Zahl der an militärischen Lehranstalten Ausgebildeten beträgt 662, wovon 344 auf das deutsche Reich und 318 auf Oesterreich-Ungarn kommen. Der Uebersicht der seit Oktober 1878 bis Ende November 1879 erschienenen stenographischen Schriften (von Prof. Dr. J. W. Zeibig) entnehmen wir, daß neu erschienen sind 6 geschichtliche Werke, 32 Lehrmittel, 22 Denkschriften und Abhandlungen — Zeitschriften zählt die Gabelbergersche Schule 41. In alt- und neustolzischer Stenographie (das System Stolze ist seit einigen Jahren durch den Sohn des Erfinders in zwei Lager getrennt) erschienen dagegen 17 Zeitschriften; in Arends'scher Stenographie werden 2 Blätter herausgegeben — die „Neue freie Stenographenzeitung" erscheint in Arends'scher, Stolzescher und Gabelsbergerscher Stenographie. — Alles in allem dürfte aus Vorstehendem zur Genüge hervorgehen, daß die schöne Kunst der Kurzschrift immer mehr Anhänger gewinnt und daß in nicht allzuferner Zeit der Wunsch Gabelsbergers: „Die Stenographie möge Gemeingut aller Gebildeten werden" zur Wahrheit werden dürfte. -z-

---

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 25. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Wie ein Blitz leuchtete es dem Juristenscharfsinn Wichtels junior auf. Der Fall Schweders war von diesem selbst gemacht — aber warum? Um ihn, Wichtel, todtzuschlagen? Lächerlich! Das wäre eine sehr ungeschickte Manier, jemanden aus der Welt zu schaffen — sehr ungeschickt und ungeheuer unsicher. Aber vielleicht, um ihn umzuwerfen, ihn lächerlich zu machen — das erstere war ja auch wirklich geschehen und das letztere hatte Schweder versucht, und ihn auf einige Zeit — vielleicht hatte Schweder gehofft, auf mehrere Stunden — zu beseitigen. Und wenn ihn die Leiter nun nicht nur ganz leicht am Rücken gestreift, sondern — etwa an der Schulter — ordentlich und derb getroffen hätte? Dann wäre er nicht für Stunden, sondern für Tage aus der Gesellschaft ausgeschlossen gewesen, bis die Folgen des gewaltigen Schlages, den er da empfangen, völlig gehoben worden wären. Dann hätte Schweder freies Spiel gehabt — aber wozu und womit? Was wollte Schweder überhaupt jetzt zu Weihnachten hier oben im Gebirge? Daß er den Nothstand mit eigenen Augen sehen und untersuchen wollte, war eine Lüge — eine offenbare Lüge! Er hatte sich auch noch nicht einen Augenblick um die Noth der Gebirgsbevölkerung gekümmert. Wichtel junior sah keine andere Ursache für Schweders Reise, keine andere Veranlassung für das absichtliche Umstürzen mit der Leiter, als — Wanda! Zweifellos war es so. Warum sollte Schweder nicht ebenso, wie die Wichtels, in neuester Zeit dahinter gekommen sein, daß Alster hinter dem Rücken aller seiner näheren Bekannten in fremden Papieren spekulirt und glücklich spekulirt habe. Daß er viel mehr Geld besitze, als man vermuthet. Daß er allein im stande sein würde, die Industriegesellschaft Alster, Wichtel, Senkbeil bei Fortdauer des allgemeinen industriellen Nothstandes über Wasser zu halten. Warum sollte er sich nicht auch entschlossen haben, Alsters Schwiegersohn zu werden? Daß Wanda auch einen Roué begeistern könne, das hatte Wichtel junior an sich selbst zur genüge erfahren, soweit Roués überhaupt zu begeistern und zu fesseln sind.

Gewiß, so mußte es sein. Aber wenn das Streben, ihn bei Wanda auszustechen, auch der Hauptgrund von Schweders Unfall war, so brauchte es doch nicht der einzige Grund zu sein. Dieser ebenso rasch auftauchende als verschwindende „Rittergutsbesitzer“ mit der frappanten Aehnlichkeit — ja, mit wem? Wichtels Erinnerungsvermögen mochte durch die wilde Hatz der Gedanken, welche durch seinen Kopf stürmten, gestört sein; nur soviel schien ihm gewiß, daß er dasselbe Gesicht oder ein fast ganz gleich ausschauendes schon früher gesehen hatte und zwar bei einem Manne in Lebensverhältnissen, welche von denen eines Rittergutsbesitzers himmelweit verschieden waren. Halt da — jetzt durchzuckte ein Lichtblitz Wichtels Gedächtniß — so und nicht anders sah jener Dienstmann aus, den er — Wichtel junior — schon als Student gekannt hatte, gekannt als den pfiffigsten, verschwiegensten und entschieden auch gebildetsten aller derartigen Kommissionäre in P. Der Mann war dann, wie sich Wichtel jetzt entsann, einige Zeit verschwunden gewesen, um vor garnicht langer Zeit — zwei oder drei Jahre mochten es sein — wieder in P. und wieder als Dienstmann aufzutauchen. Damals sah ihn Wichtel auffällig oft in der Nähe seiner Wohnung, ja, er hatte ihn sogar einmal, wenn nicht öfter, im Hofe seines väterlichen Hauses mit demselben alten Diener in sehr vertraulicher Unterhaltung gefunden, welcher ihm und seinem Vater als Schleicher und Horcher schließlich so verdächtig geworden war, daß sie geglaubt hatten, ihn entlassen zu müssen.

Hatte nicht Schweder auf der Fahrt nach Waltersdorf erklärt, daß er einen Rittergutsbesitzer hier in der Nähe kenne? Gewiß! Und — da kam dem scharfsinnigen Herrn Doktor noch ein Gedanke: Wichtel senior hatte gelegentlich seinem Sohne mitgetheilt, daß der Käufer, welcher sich für eines der wichtelschen Güter gefunden hatte, ein Klient Schweders sei, der diesem jedenfalls nur als spanische Wand dienen sollte, hinter der der Chefredakteur des „Tageskorrespondenten“ ungesehen vom Publikum bei dem späteren, höchst wahrscheinlichen Verkauf des Gutes an die Eisenbahn den Löwenantheil des Profits einstreichen könnte. Das Gut mußte hier in der Gegend liegen — natürlich! Vielleicht war hier oder in P. etwas über die Antecedentien des Besitzers zu erfahren; und wenn es sich vielleicht nachweisen ließe, daß der allezeit vornehm reservirte Lebemann einem simplen Dienstmann zu einem solchen Avancement verholfen, einem Dienstmann, der mit einem spionirenden Bedienten im wichtelschen Hause in verdächtiger Verbindung gestanden hatte, — dann — dann fand sich vielleicht auch der Weg zur Erklärung des Räthsels, wie Schweder vor zwei Jahren so spielend leicht aus einem ein harmloses Parasitenleben führenden, mäßig bemittelten Privatmanne eine einflußreiche Person, wie er vor allen Dingen in so gradezu unheimlicher Weise in die Geheimnisse und Schwächen des Verhältnisses zwischen den Häusern Alster und Wichtel eingedrungen und wie es ihm gelungen war, ihnen den Senkbeil auf den Hals zu setzen, den sie, wie die Wichtels längst überzeugt waren, wenn

sie es auch noch zu keinem Fremden ausgesprochen hatten, doch nur vom Bankerott hatten retten müssen, um selbst in eine Situation zu kommen, die trotz aller Anstrengungen von Saison zu Saison schlechter und unhaltbarer geworden war.

Dem schlauen Juristen wirbelte der Kopf vor Einfällen und Gedankenkombinationen der seltsamsten Art, als er wieder in den Saal getreten war. Und sein Mißtrauen gegen seinen Freund Schweder verscheuchte das leicht malitiöse Lächeln keineswegs, welches um Schweders Lippen schwebte, als dieser seiner ansichtig wurde.

Der Mann war gefährlich als Feind, vielleicht noch gefährlicher aber als Freund. Wichtel war entschlossen, ihn als Feind zu behandeln, sobald er ihm bei Wanda in den Weg treten sollte, und er war auch entschlossen, es heute noch bei Wanda zu einer Erklärung zu treiben.

Solange die Gesellschaft in Waltersdorf verweilte, ward ihm dazu keine Gelegenheit. Bis zum Beginn der Christbescheerung blieb Wanda so eifrig und unausgesetzt mit den Vorbereitungen beschäftigt, daß sie sich nicht einmal Zeit zur Mittagsmahlzeit gönnte. Sie begnügte sich mit einer Tasse Chokolade und einigen Stücken Backwerk, die sie ohne Aufenthalt bei ihrer Thätigkeit zu genießen vermochte. Der Herr Doktor Wichtel erhob ihr Samariterthum, wie er es nannte, bis in den Himmel und war — anscheinend wenigstens — nicht minder enthaltsam als sie. Auch er betheiligte sich an dem improvisirten, aber darum doch keineswegs besonders bescheidenen Diner der übrigen nicht, oder doch nur auf wenige kurze Augenblicke, trank aber statt Chokolade Wein und aß statt Backwerk einen Gänseflügel, der allerdings groß genug war, um allein schon einen recht gesunden Appetit zu befriedigen.

Die anderen Herren, auch der alte Herr Klose und die Frau Doktor Winter, ließen es sich dagegen trefflich schmecken. Schweder, der bisher Wanda gegenüber bei seinem liebenswürdigen, aber äußerst ruhigen Entgegenkommen verharrt hatte, welches weit entfernt war von jener aufdringlichen Vertraulichkeit, die ihr schon so oft bei dem jungen Wichtel unangenehm geworden, unterhielt sich während der Mahlzeit eifrig mit Herrn Alster über den Weiterbau der Eisenbahn, die die Gegend, in der sie sich befanden, ziemlich in der Nähe von Waltersdorf passiren sollte.

Herr Alster meinte, es werde sich schwerlich der ganze Bau, wie er ursprünglich projektirt gewesen, durchsetzen lassen.

„Wenn sich nun aber herausstellt, daß derselbe ein wirklich zwingendes Bedürfniß ist?" fragte Schweder.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, die Eisenbahngesellschaft würde eine zwingende, moralische Verpflichtung fühlen müssen und auch eine Garantie des materiellen Erfolgs darin sehen, wenn hier oben jede Stadt, jedes Dorf, die gesammte Bevölkerung nach dem völligen Ausbau der Gebirgsbahn verlangt."

Alster, der bisher nachdenklich vor sich hingesehen hatte, schaute auf: „Dann allerdings . . ."

„Und warum sollte das nothleidende Volk hier oben nicht Arbeit und Verkehr, wie sie der Bau und der Betrieb einer Bahn mit sich bringt, lebhaft herbeiwünschen, ja, warum sollte es nicht gewissermaßen ein Recht haben, das Recht der Noth, solche Arbeit gebieterisch zu verlangen?"

„Bedenklich, sehr bedenklich, solch' ein Recht zuzugeben, bester Freund . . ."

„Nun gut, geben wir das Recht nicht zu, das Recht, zu fordern, aber das Recht, ein Bedürfniß zu äußern, wird niemand bestreiten können."

„Sie sind also der Ansicht . . ."

Schweder warf einen Blick nach dem alten Klose. Dieser war in eifrigem Gespräch mit der Frau Doktor, der er über den Ursprung und die Feier des Weihnachtsfestes bei den verschiedenen Völkern einen gelehrten Vortrag hielt.

„Ich bin der Ansicht," erwiderte Schweder, „daß es ein Leichtes ist, hier in der ganzen Gegend eine Bewegung zu erzeugen oder zu erwecken, zu dem Zwecke, die Realisirung des Bahnbauprojekts von unsrer Eisenbahngesellschaft durch den Druck der öffentlichen Meinung gewissermaßen zu erzwingen."

„Das wäre allerdings ausgezeichnet," rief Alster, weit lebhafter als zuvor. „Aber wie soll das geschehen, wer . . .?"

„Wenn Sie damit einverstanden sind, verehrter Herr Alster, würde ich Sie um nichts weiter bitten, als daß Sie mir völlig freie Hand lassen. Daß ich nicht der Mann bin, welcher bei einer derartigen Angelegenheit irgend jemanden kompromittirt, wissen Sie. Unsere Interessen gehen Hand in Hand und sind Hand in Hand gegangen, solange ich die Ehre habe, Sie zu kennen."

Alster nickte. Zwar hatte er vor garnicht langer Zeit noch ein lebhaftes Mißtrauen gegen Schweder zu empfinden begonnen, aber die Haltung des „Tageskorrespondenten" hatte im allgemeinen so sehr übereingestimmt mit dem, was er soeben geäußert, daß Alster von Schweders Aufrichtigkeit in diesem Falle durchaus überzeugt war.

„Sie glauben also sicher zu sein, daß solch' eine, unseren Zwecken ungemein förderliche Bewegung baldigst in den Fluß kommt?"

„Ich garantire dafür."

Die beiden Herren griffen fast gleichzeitig nach den Weingläsern und stießen mit einander an. Kurz darauf hob Herr Alster die Tafel auf und schlug der Frau Doktor und Schweder eine gemeinschaftliche kurze Schlittenspazierfahrt vor. Schweder zeigte sich einen Augenblick schwankend und bemühte sich, Wanda zur Theilnahme zu bewegen. Dieselbe bedürfe dringend einer Erholung, meinte er, ihre ununterbrochene Thätigkeit greife sie zu sehr an, und was etwa noch vor Beginn der Bescheerung gethan werden müßte, das würde Freund Wichtel unter der bewährten Oberleitung des Herrn Klose schon fertig bringen.

Wenn Schweder furchtsam gewesen wäre, so hätte ihn das böse Gesicht seines Freundes Wichtel, als dieser ihn so reden hörte, erschrecken können. Aber der lächelte nur, obwohl er das Anschwellen der Zornesader auf Wichtels Stirn sehr wohl bemerkt hatte, und nahm auch die für seine Aufmerksamkeit freundlich dankende Ablehnung Wandas ohne merkliche Bewegung hin.

Als die Herren Alster und Schweder mit der Frau Doktor von ihrer Spazierfahrt nach beinahe zweistündiger Abwesenheit zurückgekehrt waren, sollte die Bescheerung eben beginnen.

Der ganze große Hof des Gasthauses hatte sich mit Kindern gefüllt. Es herrschte eine ungeheure Aufregung unter ihnen. Auch Mütter, Väter und andere Anverwandte, welche als Führer der Kleinsten unter den Kleinen erschienen waren, konnten das Zeichen, welches den Beginn ihres Christfestes ankündigen sollte, kaum erwarten.

Endlich öffnete sich die Saalthüre, eine Glocke läutete und der im Glanz von mehr als hundert brennenden Wachslichtern strahlende Riesenchristbaum ergoß blendende Helle in die weite, nur von einer ärmlichen Oellampe spärlich beleuchtete Hausflur.

Ein Schrei der Bewunderung entrang sich dem Munde der Kinder. Diejenigen, welche dicht an der Thür gestanden hatten, zum Hineindrängen in den Saal bereit, prallten jetzt zurück, sie wären am liebsten davongelaufen, so verlegen und bestürzt fühlten sie sich all' der Pracht und dem Glanze gegenüber, die ihnen so plötzlich entgegenstrahlte. Aber sie konnten nicht zurück — sie mußten sogar vorwärts — mit rapider Schnelligkeit hinein in den wohlbekannten Tanzsaal, der ihnen jetzt wie das Innere eines Feenpalastes erschien, denn die anderen hinter ihnen, und am meisten die, welche nicht einmal mehr in die Hausflur hineingekonnt und sich an der Hofthür herumgedrängt und gestoßen hatten, schoben sie mit unwiderstehlicher Gewalt vor. In einem Nu war der Saal gefüllt. Wieder läutete die Glocke. Es galt, das brausende Meer der Bewunderungslaute, in denen sich die Aufregung der Kinder äußerte, zu einer kurzen Ruhe zu bringen.

Nachdem das endlich mit vieler Mühe gelungen war, erhob der Ortsschullehrer seine Stimme und begann die Namen der Kinder zu verlesen. Die Aufgerufenen mußten antworten, um zu dem Platze gewiesen zu werden, wo für jedes einzelne die Geschenke aufgebaut waren.

Es war ein tüchtiges Stück Arbeit, welches der Herr Lehrer zu verrichten hatte, denn trotzdem die Glocke immer wieder in Bewegung gesetzt wurde, war doch an soviel Ruhe nicht zu denken, daß sein an das Uebertäuben tumultuirender Stimmen gewöhntes Sprachorgan ohne die größte Anstrengung durchzudringen vermochte.

Einer nicht weniger angreifenden, wenn auch viel weniger lärmenden Beschäftigung als der Schullehrer befleißigte sich der alte Herr Klose, der strahlenden Auges umhereilte, um die schüchternen Zweifel der einen zu heben, ob all' die schönen Sachen auch wirklich ihnen gehören würden, und um die kleinen Zwistigkeiten der andern um das Besitzrecht von Pfefferkuchen, Nüssen u. dgl., die zufällig auf die Erde gefallen oder auf sonst ein neutrales Gebiet gerathen waren, zu allseitiger Befriedigung zu schlichten.

Die Frau Doktor dagegen beschäftigte sich hauptsächlich damit, die Danksagungen der Beschenkten einzuheimsen, und spielte dabei wie immer eine Märtyrerrolle. Ihre fleischigen, weißen Hände waren von den vielen ungeschickt applizirten Küssen schon nach einer Viertelstunde ganz feuerroth, und ihre Arme und Füße waren von den ungeheuerlichen Anstrengungen dieses Tages, wie sie versicherte, vollständig wie zerschlagen. Ihr Günstling, der junge Wichtel, stand ihr getreulich bei in der Einkassirung der tausendfältigen Danksagungen, obgleich er noch viel weniger Ursache dazu hatte, als sie, aber die alte Dame ließ ihn nicht los, — sie mußte einen Menschen haben, an den sie sich anrankte, wie der Epheu an die Eiche, oder, wenn das nicht ein ganz unmögliches Bild wäre, das aber eher einen Begriff von den beiderseitigen Körperverhältnissen geben würde, umgekehrt: wie die Eiche an den Epheu.

Der Herr Doktor Wichtel wäre die Eiche herzlich gern losgeworden, sein Sinn stand heut und immerdar mehr nach den zarten Blumen als nach den stattlichen Bäumen, aber die Blume, die er mit seinen Blicken im Gewirr der jubelnden Kinder suchte, war nirgend zu entdecken.

Wanda hatte mit der Frau Doktor, nach deren Eintritt in den Saal sofort das Zeichen zur Eröffnung der Bescheerung gegeben, und mit den Herren unter dem Christbaum gestanden, war aber dann spurlos verschwunden.

Endlich gelang es Herrn Wichtel, sich von der Frau Doktor zu befreien. Er begab sich unverweilt auf die Suche nach Wanda. Sie war im ganzen Saale nicht zu entdecken. Es bemächtigte sich Wichtels ein Gefühl, welches eine merkwürdige Mischung von Aerger über sich selbst und einer Art Eifersucht war. Dieser Schweder — — er war auch nirgends zu entdecken. Wichtel hatte geglaubt, er leiste Herrn Alster Gesellschaft. Aber er hatte sich getäuscht; Alster stand im Gespräch mit dem Geistlichen des nächsten Pfarrdorfes in einer Ecke des Saals — Schweder aber war nicht dabei. Wichtel machte noch einmal die Runde durch den Saal — die Nähe der Frau Doktor sorglich meidend. Da sah er plötzlich die blauen Wolken von Cigarrenrauch hinter einem der Tannenbäume, welche zur Wanddekoration benutzt worden waren, sich hervorstehlen. Das war Schweder! Wichtel näherte sich, ohne von ihm bemerkt zu werden. Er stand vor einer halboffenen, kleinen Thür, ungefähr wie ein Thürhüter, der den Auftrag oder die Absicht hat, niemanden passiren zu lassen. Dabei hatte er sich so gewendet, daß man im Zweifel sein mußte, ob er hinein in den Saal oder durch die Oeffnung, welche die nicht ganz geschlossene Thür übrig ließ, hinaus sah. Wichtel trat rasch zu ihm und bemerkte sofort, was Schweders Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Die Thür führte in ein kleines Nebenkämmerchen, in dem ein Sopha stand und das jetzt dazu diente, die Kisten, Schachteln und sonstigen Hüllen zu bergen, welche die Weihnachtsgeschenke enthalten hatten. An dem Sopha, abgekehrt von dem Saale, stand Wanda, das Gesicht in die Hände verborgen. Sie weinte bitterlich. Sie hatte sich unendlich auf die erste ihrer Weihnachtsbescheerungen gefreut, sie war nicht müde geworden, sie so sinnig und würdig, wie ihr Herz es ihr diktirte, vorzubereiten, und jetzt, als sie den Jubel der Kleinen gesehen und gehört, wie sie glücklich waren über den allerunbedeutendsten Gegenstand, wie ihre Augen leuchteten, ihre Brust sich hob in — ach! so ungewöhntem Glücke — da hatte sich des glückgewöhnten, aber nicht verwöhnten Mädchens so tiefe Wehmuth, untermischt mit dem Gefühle einer noch nie empfundenen hohen und reinen Freude bemächtigt, — eine Rührung, deren sie nicht Herr werden konnte, die sie in einem Strom ungehemmter Thränen ausweinen mußte.

Unbemerkt — wie sie glaubte —, in Wahrheit aber doch von einem Menschen beobachtet, hatte sie sich in das kleine Nebenstübchen zurückgezogen, um sich, so rasch es gehen mochte, wieder zu fassen und mit ihren Thränen den armen Kleinen nicht die Freude zu stören. Sie fand es so natürlich, daß sich niemand in diesem Augenblicke allgemeinen Jubels um sie kümmerte, sie dachte nicht einen Augenblick daran, daß sie es ja eigentlich war, der alle die Freudigen da all' ihr kurzes, aber grade darum nur um so fühlbareres Glück verdankten, der einzige Gedanke, dessen sie sich voll bewußt wurde, war, wie leicht es doch sei, glücklich zu machen, und wie selten die Menschen ernstlich darum bemüht wären, denen, die der Hülfe am meisten bedürften, wahre, innige Herzensfreude zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

Herr Hansen und der thierische Magnetismus.

Von **Emanuel W.**

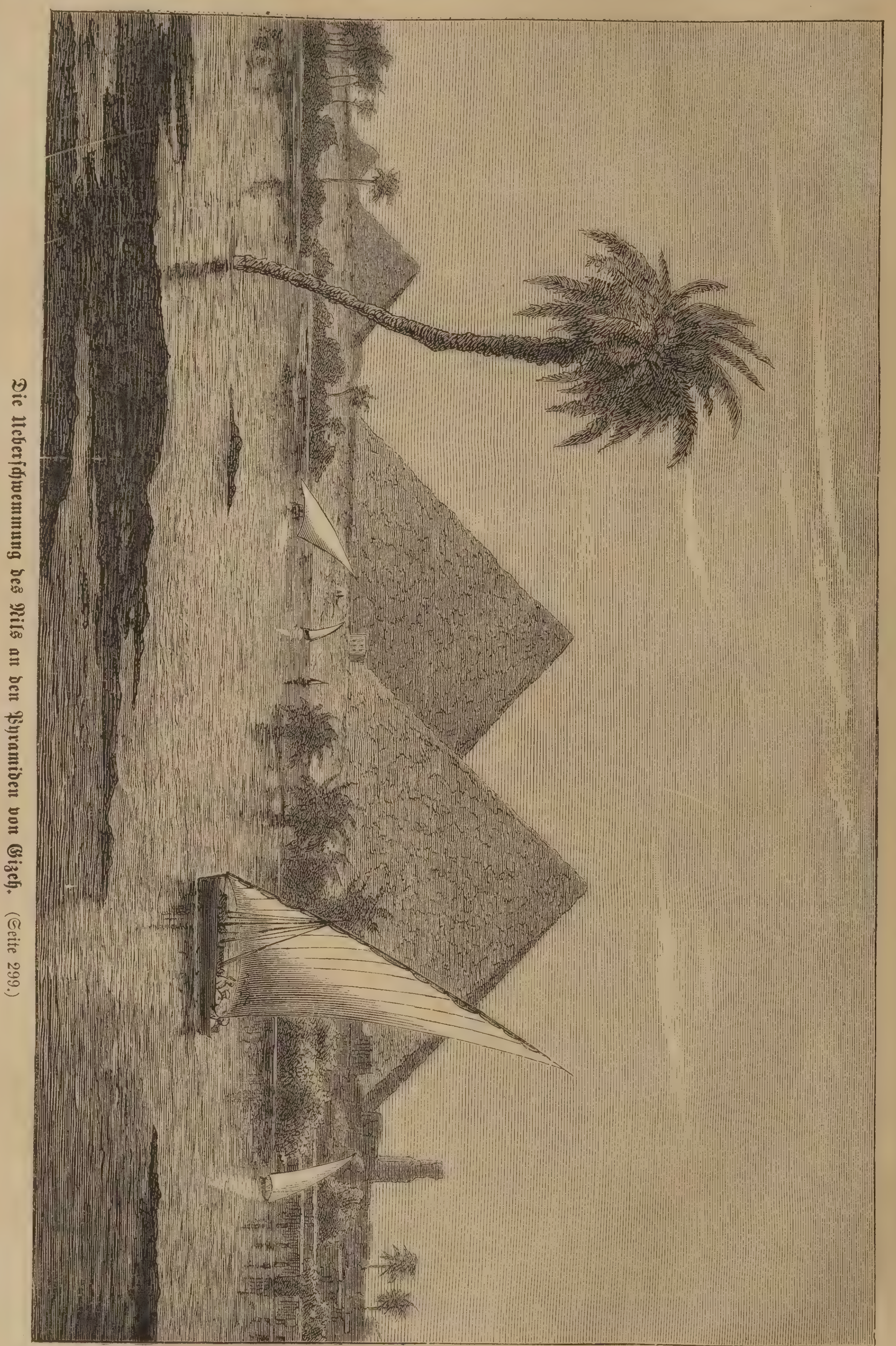
Seit einigen Monaten erregen in Deutschland die Experimente eines Herrn Hansen großes Aufsehen; er nennt sich Magnetiseur und behauptet, eine ihm selbst unbekannte, ihm und vielleicht auch wenigen anderen eigenthümliche Kraft zu besitzen, durch seinen Willen sich den anderer Personen unterthänig zu machen. In vielen Städten, Berlin, Chemnitz, Breslau, Wien gelang es ihm, in öffentlichen Vorstellungen fremde Personen so zu beeinflußen, daß sie, wenn er vor ihnen herschritt, wie durch irgendeine Macht angezogen, ihm nachfolgten, auf seinen Befehl mit lächelndem Antlitz eine rohe Kartoffel als Birne verspeisten, Salzwasser für Wein tranken, eine Puppe in ihren Armen wiegten, auf Stühlen Wettrennen veranstalteten, als ob sie zu Pferde säßen, und, in andächtige Verzückung versunken, in den absonderlichsten Stellungen die Hände wie betend emporstreckten. Hansen gibt an, es gelänge ihm, diese Handlungen zu veranlassen durch seinen Befehl, Willen, vermöge einer ihm unbekannten Kraft, welche von ihm auf manche Personen ausströmt, wenn er die Oberfläche ihres Körpers leicht mit seinen Händen bestreicht. Nicht alle Menschen sind hierfür empfänglich; um die „Medien" zu erkennen, läßt er die zu seinen Experimenten sich Anbietenden einen geschliffenen Glasknopf, der auf einem schwarzen Untergrunde befestigt ist, zehn Minuten lang mit größter Aufmerksamkeit anstarren, und fährt während dieser Zeit wiederholt mit seinen Händen ihren Körper, ohne ihn zu berühren, entlang. Hierauf drückt er dem Versuchsobjekt sanft die Augen zu, ein „Medium" kann dieselben alsdann nicht sofort öffnen, er streicht ihm die Kinnladen entlang, ein „Medium" kann die Zähne nicht mehr auseinanderbringen. Sobald er jedoch die Person stark anpustet, indem er ihr mit heftigem Athemausstoß „Wach'!" zuruft, sind diese Erscheinungen sofort verschwunden.

Es kann nicht wundernehmen, daß das Publikum sich diesen Vorstellungen gegenüber sehr mißtrauisch zeigte und einen abgekarteten Schwindel vermuthete; da jedoch angesehene und gebildete Leute zu ihrem eigenen großen Erstaunen sich als brauchbare Medien erwiesen, fingen doch auch wissenschaftliche Kreise für jene Experimente sich zu interessiren an. In Berlin allerdings wurden Hansens Vorstellungen keiner Forschung gewürdigt, da man glaubte, einen geschickten Gaukler vor sich zu haben, wie viele andere vor ihm aufgetaucht sind.

Chemnitz war es, wo zuerst die hansen'schen Experimente einer Prüfung unterworfen wurden. Prof. A. F. Weinhold veröffentlichte diese seine Untersuchungen in einer Broschüre: „Hypnotische Versuche. Experimentelle Beiträge zur Kenntniß des sogenannten thierischen Magnetismus. Chemnitz 1880." Da er aber nicht Physiologe von Fach ist, gewannen seine werthvollen Beobachtungen keinen großen Einfluß, und die Tagesblätter, also selbstverständlich das Publikum, hielten nach wie vor Hansens Vorstellungen für Schwindel oder unerklärlich. Erst in Breslau wurden diese Erscheinungen einer sorgfältigen, wissenschaftlichen Kritik unterworfen. Dem dortigen, durch seine exakten Arbeiten wohlbekannten Physiologen Prof. Rudolf Heidenhain gebührt das nicht geringe Verdienst, nicht nur die den hansen'schen Experimenten zugrunde liegenden Thatsachen genau erforscht, sondern gleichzeitig ein vielbestrittenes und noch mehr umfabeltes Räthsel der Nervenphysiologie, das seit grade hundert Jahren in der Medizin sein Unwesen treibt und immer wieder in neuem wissenschaftlichen Gewande auftretend, wundersame Anschauungen zutage förderte, wirklich kritisch erleuchtet zu haben.

Der Ausspruch Hamlets: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt," hat in der Wissenschaft sehr viel gläubige Freunde gefunden und jede neue Erscheinung wurde von diesen als eines jener noch unbekannten Dinge zwischen Himmel und Erde begrüßt. Dieser Glaube in der Wissenschaft, welcher durch den mächtigen Einfluß

der Religion auf alles Denken seine Erklärung findet, tritt heutzutage zurück, aber nur scheinbar; er verbirgt sich hinter der



Die Ueberschwemmung des Nils an den Pyramiden von Gizeh. (Seite 299.)

Maske des Skeptizismus, des Zweifelns; aber ist denn Zweifel etwas anderes, als Unglaube? Die Wissenschaft darf weder glauben, noch nicht glauben, sondern muß zu erkennen suchen auf Grund des Wissens, der Prüfung. — Die Vorstellungen Hansens sind schon vor hundert Jahren in derselben Art, nur in etwas anderer Form ausgeführt worden. Es war um 1770, als ein deutscher Arzt, Mesmer in Wien, eine neue Naturkraft entdeckt zu haben glaubte, die er wegen der Aehnlichkeit ihrer Einwirkung auf Menschen und Thiere mit der Kraft, welche ein Magnet auf Eisen ausübt, thierischen Magnetismus nannte. Wie man sich damals die magnetischen Einwirkungen in der Art erklärte, daß man glaubte, ein ätherisches Fluidum entströme dem Magneten und gehe auf das Eisen über, so nahm auch Mesmer an, daß eine ähnliche unbestimmbare Kraft von gewissen Personen auf andre überströme und in den Nerven derselben Veränderungen hervorbringe. Er vollführte eine große Anzahl glücklicher Kuren an nervenleidenden Personen, gründete darauf in Paris 1778 eine magnetische Heilanstalt und fand einen solch' ungeheuren Anhang, daß die französische Regierung ihm eine jährliche Leibrente von 20 000 Livres (ca. 16 000 M.) anbot, um ihm sein Geheimniß abzukaufen. Mesmer zog es jedoch vor, durch einen seiner Anhänger auf die Mittheilung seiner neuen Methode eine Subscription eröffnen zu lassen, welche 340 000 Livres eintrug. Er veröffentlichte jedoch sein Verfahren nur theilweise und zog sich nach Deutschland zurück, während in Frankreich die hereinbrechenden Wogen der großen Revolution diese Angelegenheit von der Tagesordnung hinwegspülten. Die berühmte französische Akademie der Wissen-



Seltſame Meerbewohner. (Seite 299.)

(Seite 299.)

schaften wurde jedoch durch die immer wieder auftauchenden Anhänger und Verbreiter des „Mesmerismus" wiederholentlich, in den Jahren 1784, 1825, 1837, 1841 veranlaßt, ein Gutachten darüber abzugeben, das aber jedesmal ungünstig lautete. Auch in Deutschland ließ man die Angelegenheit nicht liegen, und viele bedeutende Aerzte und Naturforscher, von denen uns Namen, wie Wienholdt, Olbers, Böckmann, Emelin, Kieser, Hufeland u. A. genannt werden, machten diese Erscheinungen zum Gegenstand fortgesetzter Beobachtungen und in Berlin wurde von Wolfart eine magnetische Heilanstalt gegründet. — In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts entwickelte der Freiherr Karl von Reichenbach, ein angesehener Chemiker, eine neue Theorie dieser Erscheinungen. Auch er glaubte es mit einer bisher unbekannten Naturkraft zu thun zu haben, welche er Od nannte. Dieselbe sei nur durch die Nerven wahrnehmbar, werde durch die Zunge als Geschmack, durch das Auge als Lichterscheinung wahrgenommen, aber nur von Sensitiven (empfinden Könnenden) und trete bei allen electrischen und chemischen Vorgängen auf. Er legte diese Anschauungen, welche auf lebhaften Widerspruch aller Physiker stießen, in den „odischmagnetischen Briefen" und mehreren anderen Abhandlungen nieder. —

1843 finden wir den ersten Anfang einer wirklich experimentellen Untersuchung. Der englische Chirurg Braid zeigte, daß man durch anhaltendes Beschauen eines kleinen glänzenden Körpers einen Schlafzustand, den er Hypnotismus nannte, (von hypnos, griech., Schlaf), in beliebiger Stärke hervorrufen könne, so daß selbst Operationen schmerzlos ausführbar wären. Er nahm sogar an, daß der Somnambulismus, das Umherwandeln im Schlafe, die Mondsüchtigkeit, wie es der Volksmund nennt, auf ähnlichen Ursachen beruhe; diese Zustände sind jedoch viel zu wenig wissenschaflich gekannt, um erkannt zu werden. Man suchte auch in dieser eigenthümlichrn Nervenerregung eine Erklärung zu finden für das Hellsehen, Clairvoyance, mittels der Personen im stande sind, verschlossene Briefe mit den Fingerspitzen zu lesen, die Zukunft der eigenen oder fremder Personen zu schauen und ähnliche schöne Künste mehr, denn wie Goethe sagt: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Und die wundersüchtige Phantasie hat auch wacker gearbeitet, um die wenigen wirklich wissenschaftlich festgestellten Thatsachen auf Kosten der erklärungssüchtigen Gläubigen zu verdunkeln. Man sprach von einer geistigen Willensübertragung, Rapport, des Magnetiseurs auf das Medium, man glaubte, daß er auf Glas, Kleider, Haare seine Kraft ausströmen lassen könne, welche Dinge alsdann wie ein heiliges Amulet ihre Wunderkraft auf den Besitzer auszuüben im Stande sein sollten.

Die hansenschen Experimente, welche übrigens, wie einge Notizen melden, auch schon früher von anderen auf die Schaubühne gebracht worden sind, haben also einen tiefen historischen Hintergrund. Die experimentelle Untersuchung, welche man ihnen jetzt in Breslau angedeihen läßt, hat unser Wissen schon um ein bedeutendes erweitert und vielleicht wird der heutige Stand der Physiologie es auch ermöglichen, ein wirkliches Erkennen der Vorgänge zu erreichen.

Am 19. Januar ds. Js. hielt Professor Heidenhain in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur seinen werthvollen ersten Vortrag über seine Untersuchungen, der unter dem Titel: Der sogenannte thierische Magnetismus. Physiologische Betrachtungen von Dr. Rudolf Heidenhain, Leipzig 1880, im Druck erschienen ist. Die hier niedergelegten Thatsachen, sowie die später von Professor Berger u. A. angestellten Beobachtungen sind bei der Kürze der Zeit und der großen Schwierigkeit, die sich der Untersuchung entgegenstellt, natürlich noch in manchen Punkten zu ergänzen, wenn wir jedoch in Nachstehendem ein größeres Publikum jetzt schon mit den Resultaten bekannt machen, so halten wir dies für dringend geboten, um nicht der Möglichkeit Platz zu geben, daß auch heute wieder Aberglaube und Unglaube sich dieser Angelegenheit bemächtigen und einerseits übertriebene, wunderbare Geschichten damit in Zusammenhang bringt, andererseits sie als lächerlichen Schwindel betrachtet.

Vor allen Dingen aber müssen wir die Leser dringend davor warnen, die anzuführenden Experimente etwa selbst wiederholen zu wollen. Dieselben sind keineswegs ohne Nachtheil für die Nerven der Versuchsperson; es sind in Breslau Fälle vorgekommen, daß ein achtzehnjähriges Mädchen, sowie ein Knabe, bei dieser „Spielerei" besinnungslos blieb. Die wissenschaftlichen Autoritäten verfahren bei ihren Versuchen mit der größten Vorsicht und können bei eintretenden Unfällen als Aerzte schnelle Abhilfe leisten. Ein Laie darf aber auf keinen Fall zur Befriedigung seiner Neugier derartige Versuche vornehmen. Das Wiener Polizeipräsidium hat sich auch in Folge eines Gutachtens der wiener medizinischen Facultät genöthigt gesehen, die öffentlichen Vorstellungen des Herrn Hansen als gesundheitsschädlich zu verbieten, da, wie das Gutachten ausführt, Personen, welche zu Herzlähmungen hinneigen, Schaden nehmen, andrerseits auch anhaltende Nervenstörungen die Folge sein können. Wir werden sehen, wie wohlbegründet diese Vorsichtsmaßregeln sind.

Der wesentlichste, ja Ausgangspunkt der Heidenhainschen Untersuchungen ist die von ihm genau festgestellte Thatsache, daß die eigenthümlichen Wirkungen des Herrn Hansen von jeder Person ausgeübt werden können, daß hierzu nicht die geringsten außergewöhnlichen Eigenschaften, also besonders nicht der Besitz einer dem Magnetiseur eigenthümlichen Kraft nothwendig seien, daß jedoch nicht jede Person sich zum Versuchsobjekte eigne, also nicht eine Kraft des Ausübenden, sondern eine Schwäche der Versuchsperson die Ursache der Erscheinungen sei. Es ist daher die Bezeichnung letzterer als Medium eine falsche, denn sie sind keineswegs, wie der Sinn des Wortes sagen würde, die Mittelpersonen, welche eine auf sie übertragene Kraft zum Ausdruck gelangen lassen. Die Versuchsobjecte gerathen in den Erregungszustand durch das Anschauen des Glasknopfes wie überhaupt durch starres Fixiren eines glänzenden Gegenstandes, also auch der Augen einer Person, ein Vorgang der bei den Hansenschen Versuchen eine große Rolle spielt. Weinhold macht schon darauf aufmerksam, daß bei besonders stark erregbaren Personen dieser Zustand ohne Mitwirkung eines lebenden Wesens, durch Reize bestimmter Art hervorgerufen werden kann, so z. B. durch eintöniges Geräusch. Heidenhain gelang es in seinem Vortrage, drei Studirende durch das Ticken einer hinter ihnen auf einen Tisch gelegten Taschenuhr, auf welches sie aufmerksam hören mußten, derartig empfänglich zu machen, daß sie Nachahmungsbewegungen machten und schlafend ihm durchs Zimmer folgten. Knipsen mit den Fingernägeln, das summende schwache Geräusch einer einförmigen Melodie, so, nach Heidenhain, das Summen des bekannten Ammenliedes (Schu — Schu — Schu — Schu) wirkt ähnlich.

Ebenso verhält es sich mit gleichmäßig wiederkehrenden schwachen Hautreizen. Streicht man über das Gesicht des Versuchsobjekts, ohne seine Hautoberfläche zu berühren, so treten Tastempfindungen auf durch Erregung eines leichten Luftzuges, Wärmeempfindungen durch die fast immer von der Temperatur des Gesichtes differirende Handwärme des Streichenden. „In der wiederholten Wiederkehr derartiger sehr schwacher, eintöniger Reize liegt die physiologische Veranlassung des Erregungszustandes." Man sieht, daß die geringsten äußeren Zufälligkeiten, zu kalte Hand des Streichenden, stark schwitzendes Gesicht des Versuchsobjekts, selbst bei erregbaren Personen einen Erfolg verhindern können. Je nach der Beschaffenheit des Individuums verhält es sich gegen die äußeren Einwirkungen verschieden; bei manchen geht die Einwirkung schnell, bei anderen langsamer oder garnicht vor sich. Ueber die Beschaffenheit der Versuchsobjekte kann man vorläufig nur Vermuthungen aufstellen, und Heidenhain meint, daß besonders Blutarmuth, jenes unter der heranwachsenden Generation in den Entwicklungsjahren äußerst häufig verbreitete Uebel, am meisten disponirt macht. „Dieselben Sinneswerkzeuge, welche bei schwachen, anhaltenden Erregungen das Bewußtsein einschläfern, rufen dasselbe wieder wach, wenn auf sie heftige Einwirkungen geschehen." Plötzliches Anblasen des Gesichts, ein Schlag auf die Hand, ein Schrei in das Ohr, plötzliche Kälte, plötzlich in das Auge einfallendes, helles Licht, Benetzen mit Wasser oder Auflegen eines Glasstückchens erwecken sofort. — Eine hochgradige Erregbarkeit tritt auch, wie Professor Berger zeigte, zutage, wenn man dem Versuchsobjekt die warme Hand in den Nacken legt; Heidenhain fand hingegen, daß die Wärme nicht unumgänglich nothwendig sei, sondern auch der bloße Druck genüge, da es ihm gelang, selbst mit kühler Hand bei einigem Pressen dieselben Effekte zu erzielen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist.

(Fortsetzung.)

Zunächst haben wir die natürlichen Bedingungen zu untersuchen, welche durch Beförderung eines sehr raschen Zuwachses der Bevölkerung ein übergroßes Angebot von Arbeit auf den Markt bringen und so die durchschnittliche Höhe des Arbeitslohnes niederhalten.

In dieser Beziehung ist der Einfluß der Nahrungsmittel der wirksamste und allgemeinste. Wenn zwei, sonst in jeder Hinsicht gleiche Länder nur hierin sich unterscheiden, daß in dem einen die gewöhnlichen Nahrungsmittel im Ueberfluß, in dem andern nur spärlich vorhanden sind, so wird die Bevölkerung in dem ersteren nothwendig schneller zunehmen, als in dem letzteren; infolge dessen wird auch der durchschnittliche Stand des Lohnes in dem ersteren niedriger sein, als in dem letzteren.

Die Nahrung bringt zwei Wirkungen hervor: 1) sie unterhält die thierische Wärme und 2) ersetzt sie den Abgang, der fortwährend in dem körperlichen Mechanismus stattfindet. Jedem dieser Zwecke dient eine besondere Nahrung; die Temperatur unseres Körpers wird durch stickstofflose Substanzen erhalten, der fortwährende Abgang wird ersetzt durch stickstoffhaltige. In einem heißern Klima brauchen die Menschen weniger stickstofffreie Nahrung, weil sich die thierische Wärme dort leichter erhalten läßt, sie brauchen aber auch weniger stickstoffhaltige Nahrung, weil sie im ganzen weniger körperliche Anstrengungen nöthig haben und deshalb ihr Zellgewebe sich weniger schnell aufreibt; hieraus folgt nothwendig eine raschere Zunahme der Bevölkerung in heißen, als in kalten Gegenden.

Es ist nämlich einerlei, ob die größere Menge der Nahrung, wovon ein Volk lebt, durch größeren Vorrath oder durch geringeren Verbrauch entsteht, denn in letzterem Falle wird dieselbe Menge von Nahrung weiter reichen und die Menschen in Stand setzen, sich schneller zu vermehren, als in einem kälteren Klima, wo die gleiche Menge von Lebensmitteln schneller aufgezehrt wird.

In kälteren Gegenden müssen die Menschen aber nicht nur mehr essen, als in heißen, sondern ihre Nahrung ist auch theurer, d. h. schwerer zu erlangen. Je kälter nämlich ein Land ist, desto mehr Kohlenstoff muß die dortige Nahrung enthalten; die Früchte des Bodens sind ohne Gefahr und ohne große Mühe zu erlangen, die kohlenstoffhaltige Nahrung dagegen, welche im Norden zum Leben unumgänglich nothwendig ist, erzeugt sich nicht so leicht und bietet sich nicht von selbst dar, sondern sie besteht aus dem Fett, dem Speck und dem Thran starker und wilder Thiere und wird nur mit Mühe und unter Gefahr und Anstrengung erlangt. Die Folge war, daß bei nördlichern Völkern im allgemeinen ein kühnerer und abenteuerlicherer Charakter entwickelt wurde, als bei südlicheren Völkern, deren Nahrung leichter zu erhalten war.

Wie wir gefunden haben, steigt oder sinkt der Arbeitslohn mit der Bevölkerung, diese selbst steigt und fällt mit dem Vorrath der Nahrung, sie steigt bei reichlichem Vorrath, steht still oder geht zurück bei dürftigem. Die nöthigen Lebensmittel sind in kalten Gegenden nicht nur spärlicher, sondern man braucht auch mehr, als in heißen, sodaß die Bevölkerung, aus deren Reihen der Arbeitsmarkt sich füllt, langsamer sich vermehrt; in heißen Gegenden ist daher immer eine Tendenz zu niedrigen, in kalten zu hohen Löhnen. Die alte Civilisation hatte ihren Sitz immer in heißen Klimaten, überall war der Lohn sehr niedrig und der Zustand der arbeitenden Klassen sehr gedrückt. In Europa entstand zuerst eine Civilisation in einem kälteren Klima und wurde durch den höheren Lohn die Vertheilung des Reichthums etwas mehr ausgeglichen, als es in Gegenden möglich war, wo ein großer Ueberfluß von Nahrungsmitteln das Wachsthum der Bevölkerung beförderte.

Wenn wir somit finden, daß unter sonst gleichen Umständen die Nahrung eines Volkes seine Zahl erhöht und die Vergrößerung seiner Zahl den Stand seines Arbeitslohns bestimmt; wenn wir finden, daß bei stetem niedrigen Lohn und infolge dessen sehr ungleicher Vertheilung des Reichthums auch die Vertheilung der politischen Macht sehr ungleich sein wird, so wird sich zeigen, daß das durchschnittliche Verhältniß zwischen den höheren und niederen Klassen ursprünglich von den besprochenen natürlichen Eigenthümlichkeiten abhängt. Fassen wir alles dies zusammen, so werden wir den innigen Zusammenhang zwischen der physischen und moralischen Welt erkennen; ebenso die Gesetze, unter denen dieser Zusammenhang steht und die Ursachen, warum manche alte Kulturen in Verfall geriethen, indem sie nicht vermochten, dem Druck der Natur zu widerstehen oder den äußeren Hindernissen, die ihren Fortschritt aufhielten, die Stirn zu bieten.

Wenden wir uns zuerst nach Asien, so bietet Indien ein sehr gutes Beispiel, um diese Gesetze zu verdeutlichen, welche durch die Geschichte vollständig bestätigt werden. Von den frühesten Zeiten an war die gewöhnlichste Nahrung dort der Reis, eine Frucht, welche einen wenigstens sechzigfachen Ertrag gewährt; infolge dieser reichlichen Nahrungsquelle war der Arbeitsmarkt immer übervoll, weshalb wir vor zwei- bis dreitausend Jahren die oberen Klassen ungeheuer reich sehen, die niederen unter dem Druck der bittersten Armuth, nur von der Hand in den Mund lebend und daher immer in einem Zustand der Dummheit und Erniedrigung, durch unausgesetztes Unglück gebrochen, vor ihren Oberherren in der verächtlichsten Unterwürfigkeit kriechend, und nur geschaffen, um entweder selbst Sklaven zu sein oder um in den Krieg geführt zu werden und andere zu Sklaven zu machen. Ueberall reizt Armuth zur Verachtung und gibt Reichthum Macht; und da es keinen Fall in der Geschichte gibt, daß eine Klasse Macht besessen und sie nicht mißbraucht hätte, so ist es leicht erklärlich, wie es kam, daß die Indier, durch die physischen Gesetze ihres Klimas zur Armuth verdammt, in eine Erniedrigung versunken sind, aus der sie sich nie haben erheben können. Ueberall, wo diese Gesetze der Natur wirksam waren, haben sie die arbeitenden Klassen in beständiger Unterwerfung gehalten. In allen Fällen, da die Hitze des Klimas einen Ueberfluß der Nahrung und dieser Ueberfluß eine ungleiche Vertheilung zuerst des Reichthums, dann der politischen und sozialen Macht erzeugt, hat das Volk nichts gegolten; es hat keine Stimme in der Verwaltung des Staates, keine Aufsicht über den Reichthum gehabt, den sein eigener Fleiß geschaffen. Sein einziges Geschäft war, zu arbeiten, seine einzige Pflicht, zu gehorchen. So hat sich jene Gewohnheit zahmer, knechtischer Unterwerfung erzeugt, welche die asiatischen Völker von jeher charakterisirte. Wir kennen kein Beispiel, daß sich diese Völker gegen ihre Unterdrücker wendeten, wir finden keinen Klassenkampf, keine Volksaufstände, nicht einmal irgendeine große Verschwörung; es hat Kriege der Könige und Kriege der Dynastien genug gegeben; es sind Revolutionen in der Regierung, im Palast, auf dem Thron vorgekommen, aber keine Revolution im Volk.

In Europa kommen andere physische Gesetze ins Spiel, welche auch andere Wirkungen hervorbrachten; hier entstand zuerst die Neigung, jenes ungeheure Mißverhältniß von Reichthum und Macht auszugleichen, an welchem die größten und ältesten Reiche zugrunde gegangen sind; hier allein wurden Versuche gemacht, das Gleichgewicht in dem Verhältnisse seiner Theile zu erhalten und die Gesellschaft nach einem Plane zu ordnen, umfassend genug, um alle ihre Mitglieder einzuschließen und so dadurch, daß für den Fortschritt jedes einzelnen Raum bleibt, die Dauer und den Fortschritt des Ganzen zu sichern.

Wie die indische, so wurde auch die ägyptische Civilisation durch die Fruchtbarkeit des Bodens herbeigeführt, die Nahrung ist ebenfalls wohlfeil und im Ueberfluß vorhanden, daher der Arbeitsmarkt überfüllt, eine sehr ungleiche Vertheilung des Reichthums und der Gewalt und daher alle die Folgen, welche eine solche Ungleichheit unvermeidlich nach sich zieht. Die Hauptnahrung ist die Dattel, welche wenig Arbeit erfordert und eine reiche Ernte gibt, es wachsen bis 200 und mehr Dattelpalmen auf einem Morgen Landes; die Bevölkerung konnte sich rasch vermehren, und nach Herodot war Aegypten das bevölkertste Land der Erde. Der bloße Anblick der mächtigen und kostspieligen Bauten, welche noch vorhanden sind, zeugt aber für den Zustand der Nation, welche sie errichtete; so ungeheure und doch so nutzlose Bauwerke aufzuführen, dazu mußten die Herrscher Tyrannen und das Volk in Sklaverei sein. Kein noch so großer Reichthum, kein noch so verschwenderischer Aufwand wären imstande, die Kosten zu decken, welche es verursacht haben würde, wenn sie das Werk freier Männer gewesen wären, die für ihre Arbeit angemessen bezahlt worden wären. In Aegypten wie in Indien lief eben alles darauf hinaus, die oberen Klassen zu be-

günstigen, die unteren zu unterdrücken, zwischen beiden gähnte eine unübersteigbare Kluft. Wenn jemand aus der arbeitenden Klasse sein Gewerbe änderte oder sich um Politik kümmerte, wurde er schwer bestraft; außer dem König, der Geistlichkeit und der Armee durfte niemand Landeigenthum haben. Die Unterthanen waren nicht viel besser, als Lastthiere, der Fleiß der ganzen Nation stand unter dem unumschränkten Befehl einer kleinen Minderheit und daher wurden diese gewaltigen Bauwerke ermöglicht, welche gedankenlose Beobachter als einen Beweis hoher Kultur bewundern, welche aber in Wahrheit von einem ganz verdorbenen und ungesunden Zustande zeugen, einem Zustande, in welchem die Geschicklichkeit und die Künste einer unvollkommenen Bildung denen schädlich wurden, welchen sie hätten zugute kommen sollen. Mit rücksichtsloser Verschwendung verschleuderten die oberen Klassen Aegyptens Arbeit und Leben des Volkes; so wurden z. B. 2000 Mann drei Jahre lang beschäftigt, einen einzigen Stein von Elephantine nach Sais zu schleppen, und der Bau einer einzigen dieser Pyramiden, welche weiter nichts waren, als Königsgräber, nahm die Arbeit von 360 000 Menschen während zwanzig Jahren in Anspruch! (Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Herr Sander fragte mich heute Mittag, ob ich am Abend Lust hätte, ihn zu begleiten; er wolle mich mit seiner Gemeinde bekannt machen. Ich sagte zu, und als ich im Laufe des Nachmittags seiner Frau Mittheilung davon machte, bemühte sie sich eifrigst, mich von dem Vorhaben abzulenken. „Mein Mann ist seit einiger Zeit von einem teuflischen Geist besessen," sagte sie, „er geräth dann oft in Verzückung, ist geistig abwesend und phantasirt das närrischste Zeug von der Welt. Ich habe mit meinem Pfarrer darüber gesprochen, der sich bereitwilligst erboten hat, ihn zurechtzusetzen. Sander vernachlässigt zwar seine Pflichten nicht, aber er hat nicht mehr die frühere Umsicht und Liebe für die Familie. Die Sekte, der er sich mit Leib und Seele verschrieben, wird ihn noch um den Verstand bringen. Einmal bin auch ich dort gewesen," fuhr sie fort, „und von diesem einen male war mir der Kopf schon ganz wüst und dumpf geworden."

Am Abend gingen wir zusammen in den Betsaal der Apostoliker. Das Lokal hatte früher den Zwecken einer Wirthschaft gedient, war aber nun zu einer heiligen Stätte avancirt. Da, wo ehemals lustig die Gläser klirrten, saßen auf Bänken gekauert bei trüber Beleuchtung unkenntliche Gestalten. An Stelle der Schänke stand eine Art mit schwarzem Tuch überdeckter Katheder. Ruhig und ernst wie ein Heiliger war Sander eingetreten, ein Gebet murmelnd kniete er in einer der Bänke nieder und nahm weiter keine Notiz mehr von meiner Person. Ich zog mich daher in den Hintergrund zurück. — Nachdem sich meine Augen dem Lichte akkommodirt hatten, bemerkte ich deutlicher die Gesichtszüge der Beter. Die Männer waren aus dem niederen Arbeiterstande und verriethen wenig Intelligenz. Die Frauen schienen mir auch zum Denken nicht grade qualifizirt; aber überall war Ernst, tiefe Andacht, geheimnißvolle Stille! — Endlich erschien ein Mann auf dem Altar. Nach einem längeren Gebete hub er mit seinen Belehrungen an. „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Christi Wiederkunft steht bevor. Die Menschheit watet im Sumpfe des Lasters. Sie ist am Ersticken. Christus wird kommen, sie zu erlösen. Wir, die Jünger des Herrn, sind vom heiligen Geist auserlesen, die Ankunft des Geheiligten zu verkünden; aus unserm Mund tönt die Offenbarung des Ewigen!" In diesem Sinne bewegte sich die emphatische Predigt. Die Worte machten sichtbaren Eindruck auf die Gemüther der apostolischen Brüder. Athemlos lauschten sie den Worten, die für niemand etwas Neues enthalten konnten, und als er geendigt, sprachen sie einmüthig ein vernehmbares Amen! Langsam und ruhig entfernten sie sich. Jeder legte ein Geldstück in den Opferkasten. Am Ausgang des Saales ließ ich die Frommen an mir vorübergehen, um Sander zu treffen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die Apostoliker waren gefühlsvolle Schwärmer. Von Verstand zeigten sich bei ihnen nur geringe Spuren. — Wir gingen zusammen heim. — Ich hatte nicht Lust, den Gegenstand unseres Besuches zu besprechen, da ich den guten Mann nicht kränken mochte durch harte und scharfe Worte. Ich wartete, bis er selbst sich zu mir wenden würde. „Wir sind die Nachfolger der Apostel, wir sind die Apostoliker, die das Wort Gottes und des Heilandes wieder herrichten in seiner Reinheit, die den Worten der Apostel lebendigen Glauben schenken und sie mit Thaten besiegeln! Die Gemeinde Christi ist ausgestorben. Wir aber haben sie wieder aus den Ruinen entstehen lassen; wir sind die wahren Jünger des Herrn! — Die sich Christen nennen, sind Baalspriester und Baalsdiener, alle zusammen vom Priester bis zur Magd. Sie haben den Namen Christi im Munde, aber im Herzen sitzt der Satan und brütet Unheil." — So redete Sander auf mich ein, und da ich seinem Urtheil über die modernen Christen nicht widersprechen mochte, so fand er sich in der angenehmen Lage, ohne Unterbrechung sich auszulassen. Der Geist des Herrn," rief er in die Stille der Nacht mit seiner sonoren Stimme hinaus, „wird die Seelen der Menschen erleuchten, unsere Gemeinde wird wachsen, das Werk der Apostel wird aufgerichtet werden und ein Band, das Band der Brüderlichkeit und Liebe, das Band der Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit wird sich um alle Anhänger der apostolischen Gemeinde schlingen! Die Selbstsucht wird im Fleische dann unterdrückt sein, eine Gemeinde, ein Geist, die gemeinsame Sorge des Wohles aller wird bestehen. Die Sklaverei ist aufgehoben! Die wahre Gerechtigkeit Gottes sitzt zu Throne und theilt ihre Spenden aus an alle Gerechte, an alle Erleuchtete, an alle Jünger seines Sohnes, des Heilandes!" — „Wenn Sie mich ruhig sprechen lassen und wenn Sie mir versprechen wollen, ebenso ehrlich über mich zu denken, wie ich Sie schätze und liebe, so will ich Ihnen meine Meinung sagen: Es ist wahr: Wir sind keine Christen mehr. Wenn wir die Thaten der Menschen, welche sich Christen nennen, mit den Geboten der Bibel vergleichen, so müssen wir die meisten Menschen für Heuchler und Pharisäer erachten. Sie glauben an die Göttlichkeit der Bibel. Ich theile ihr nur menschlichen Ursprung zu. In der Mitte zwischen uns steht die gedankenlose Menge, die die Göttlichkeit der Bibel anzweifelt und sich gläubig nennt, — Fischseelen! die keine andere Färbung haben, als die des Wankelmuths, des Leichtsinns und des Unverstandes!" — — Nach einer langen zwecklosen Debatte schieden wir von einander und wünschten uns gute Nacht. Ich habe nun schon dutzendmal die Beobachtung gemacht, daß Wahnbefangene nicht mit einem Schlage bekehrt und aufgeklärt werden können und daß man zufrieden sein kann, wenn eine Belehrung nur willige Ohren findet. Wie die Natur langsam und gesetzmäßig arbeitet, so ist's auch mit der Vernunft. Das sprungartige Vorrücken ist nicht möglich! — —

Der Mörder der alten Frau ist gefunden. Es war ein entfernntstehender Verwandter von ihr. Den größten Theil des geraubten Geldes fand man bei ihm noch vor, als die Polizei zu seiner Verhaftung schritt. Er hat die That nicht geleugnet, sondern mit frecher Miene eingestanden. „Gut, daß das Weib nun todt ist," rief er den Polizisten zu, „so hat die Welt ein Ungethüm weniger! — Ich hatte nichts zu essen, keine Arbeit, keine Aussichten. Ich wollte arbeiten — nirgends Rettung. Da ging ich sie um ein Almosen an, da ich wußte, daß sie Geld genug in allen Ecken versteckt hatte und noch mehr hinzubettelte. Ich stellte ihr meine Lage vor, ich flehte, ich weinte, ich drohte, ich fluchte. Sie blieb hart, steinhart. — ‚Ihr habt Geld', rief ich in meiner Verzweiflung, ‚wenn ihr sterbt, könnt ihr es doch nicht mitnehmen. Gebt mir aus Barmherzigkeit eine kleine Summe, dann kann ich wenigstens Frau und Kind vor dem Verhungern schützen! Der Herrgott da droben wird euch lohnen, tausendmal; ich will euch segnen und meine Familie wird sich eurer in Dankbarkeit ewig erinnern! — Gebt mir nur so viel, die dringendste Nothdurft zu stillen!' — — — ‚Für Bettler, für Taugenichtse habe ich kein Geld,' schrie sie, ‚mein Geld soll einer Stiftung zufließen, einem frommen Zweck,' und dann drängte sie mich zur Thür. Ich ging und suchte aufs neue Hilfe. Vergeblich! Da endlich in meiner Noth, verlassen von jedermann, kam ich auf den Gedanken des Mords! — Ich erwürgte sie mit diesen Hän-

den und ich freute mich, die Herzlose ins Jenseits befördert zu haben. — Ich freue mich noch! Ihr werdet mich zur Strafe tödten," setzte er finster hinzu, „aber ich sterbe reuelos, ich bin besser, als die Erwürgte!" — — — Das Abendblatt bringt diese Worte und in der Menge regt sich Mitleid mit ihm.

Bei Weise war Soirée. Man hatte mich auch eingeladen und den Wunsch ausgesprochen, etwas vorzutragen. Da ich früher auch einmal zu dem Amt eines Plaisirmichels gebraucht worden war, so hätte ich diesmal lieber die Einladung ausgeschlagen, denn nichts ist mir verhaßter als mich als Mittel gegen die Langeweile mißbrauchen zu lassen. Eine auserlesene Gesellschaft von Herren und Damen fand ich im Saale. Der Empfang war äußerst artig. Man hatte meinen Platz neben einer jungen Frau und einem Fräulein marquirt, ein leiser Wink für meine Pflichten, die ich aber schlecht ausübte, denn die junge Frau war schön und an einen graubärtigen Bankdirektor verheirathet, ich glaube, verkrüppelt. Ich sprach wenig und hörte mehr. Man machte schlechte Musik und warf sich gegenseitig Komplimente ins Gesicht; man sang und ward als Künstler ausgerufen. Das Lob ist ja wohlfeil. Man fand alles herrlich, großartig, bewundernswürdig. — Fräulein Elise frug ich nach einem von einer aufgeputzten Vogelscheuche abscheulich heruntergekrähten Liede, ob die Sängerin nicht ein großes Talent sei und noch zu den schönsten Hoffnungen berechtigte? — — — Und die Schöne lispelte: „O, Fräulein Meynert singt recht schön, sie hat Unterricht bei dem königl. Musikdirektor und jede Stunde kostet 2 Thaler!" — „Wenn sie 3 Thaler für ihre Stimme aufwendete," entgegnete ich mit Schein von Harmlosigkeit, „so würde sie bald auf Lorbeeren ausruhen können!" — — — Meine Nachbarin sah mich an und schwieg. Hoffentlich hat ihr Magen an meiner Kritik noch lange zu verdauen! — — Ein Herr spielte auf der Geige, ein anderer begleitete ihn auf dem Pianino. Da war viel Gewandtheit, aber wenig Verstand und Gemüth, aber es war Musik, es waren Töne! — Man rief nach den Piecen Bravo und ich bildete mir schließlich ein, im Kreise der größten Künstler zu sitzen. — Endlich kam auch ich an die Reihe. Ich trug ein humoristisches Gedicht in fremdem Dialekt vor und ward am Schluß ebenfalls für ein großes Licht proklamirt. „Nein, wie Sie so vortrefflich vorzutragen verstehen. Man konnte jedes Wort verstehen. Wo haben Sie das nur gelernt?" — — „Aus dem Buche, mein Fräulein; da ich lesen kann, so habe ich nur von dieser Wissenschaft Gebrauch gemacht. Ich wette darauf, Sie machen es mir besser vor. — Ich verdiene also kein Lob. Es müßte denn sein, Sie erachten jeden A=B=C=Schützen für ein Talent, wenn er buchstabiren kann." — Die kleine Bosheit traf. Die junge Frau lachte und rief: „Sie scheinen wenig von unseren Leistungen zu halten?!" — — „Soviel gnädige Frau, als sie verdienen. Was darüber ist, ist eine Beleidigung! — Oft ist ein Lob so viel wie Tadel und Tadel so viel wie Lob." — — „Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir," versetzte sie lächelnd, „und ich hätte Lust, Ihr Urtheil auch über eine Menge anderer Sachen zu vernehmen. Was halten Sie von unseren Salondamen?" — „Ich komme nicht häufig und nur flüchtig in die Kreise, gnädige Frau," erwiderte ich, „ich halte mich zunächst an das, was ich sehe und bin keineswegs blind gegen die Glücksgabe der Schönheit und die Vorzüge einer geschmackvollen Toilette, die mir hier und da aufgestoßen sind. Daß ich überall, der schönen, glänzenden Außenseite entsprechend, innen köstliche Eigenschaften finden werde, kann ich aus meinen Erfahrungen nicht sagen! Ich habe, gestehe ich, die Damen der feinen Gesellschaft noch immer mit einer gewissen Aengstlichkeit aus der Ferne betrachtet, etwa wie schöne Freskogemälde, denen man das prüfende Auge nicht zu nahe bringen darf, ohne den günstigen Eindruck zu stören." — Die Dame schien die vielleicht zu starke Malice zu empfinden, denn sie sprang, heftig mit dem Fächer wedelnd, gewandt von dem Thema ab. — — (Fortsetzung folgt.)

Das Lied vom deutschen Walde.

(Preußisches Feld= und Forstpolizei=Gesetz.)

Fürwahr, ihr Herren, das war ein schlimmer Schlag!
Das war nicht adlig, ritterlich gehandelt!
Ich frage mich, was euch an jenem Tag —
Ein Tag des Unglücks war es! — angewandelt.
Der Wald ist reich und unser Volk ist arm,
Am ärmsten die, die sich des Bettelns schämen;
Wollt ihr dem Volk zu allem seinen Harm
Den Wald mit einem Federstriche nehmen?

Habt ihr bedacht, wie viel der Wald ihm gibt,
Dem alten Weiblein, dem zerlumpten Buben,
Als ihr die spitzen Paragraphen schriebt
Am grünen Tisch, in wohldurchwärmten Stuben?
Habt ihr bedacht, wie weh die Kälte thut,
Euch ist die Noth ein wesenloser Schemen —
Wo fändet sonst im Herzen ihr den Muth,
Dem deutschen Volke seinen Wald zu nehmen?

Ihr habt zum Wandern jährlich Geld und Zeit.
Ist der Herr Graf der Amtespflichten ledig,
So trägt der Dampf in einer Nacht ihn weit —
Ins Herz der Schweiz, nach Rom und nach Venedig.
Zu schaun die Welt in jeglicher Gestalt,
Braucht ihr euch nur zum Reisen zu bequemen —
Und wollt dem Volk den lust'gen grünen Wald,
Der seine einz'ge Sommerfrische, nehmen?

Euch ist die Arbeit mit Genuß gemischt.
Seid ihr „verstumpft" — das kommt wohl vor zu Zeiten —
So ist so Vieles da, was euch erfrischt,
Ihr werdet „angeregt" von allen Seiten.
Es würde ja die Schwingen nur zu bald
Das Einerlei, das öde, todte, lähmen;
Das Volk jedoch hat nichts, als seinen Wald —
Wollt ihr den Wald dem Volke wirklich nehmen?

Auf springt im Zorn die heil'ge Poesie
Und wird den Anschlag nimmer euch verzeihen.
In deutscher Zunge sang ein Dichter nie,
Der nicht im Wald empfangen seine Weihen.
Um jedes Kind, das eben „Mutter" lallt,
Muß im voraus des Vaters Herz sich grämen,
Gelingt es euch, dem Volke seinen Wald,
Dem deutschen Volk den deutschen Wald zu nehmen.

Ein Zauber webt und waltet, süß und bang,
Im tiefen Tann, wo scheue Rehe wohnen,
Und ein Geheimniß braust wie Orgelklang
Und weht wie Hauch des Mundes durch die Kronen.
Wie Heimweh zieht es unser Volk zum Wald
Und kein Gesetz wird diese Sehnsucht zähmen;
Und darum sag' ich ruhig euch und kalt:
Ihr könnt, ihr werdet uns den Wald nicht nehmen!

Beharrt ihr doch auf eurem stolzen Sinn,
Wird das Gesetz zum Bessren nicht gewendet,
Gelingt der Plan — was wäre der Gewinn?
Ich will euch sagen, wie's unfehlbar endet.
Das Volk hängt mehr am Walde, als ihr ahnt;
Den Weg, der über Hamburg führt und Bremen,
Ihr habt ihn weitern Tausenden gebahnt,
Wenn ihr's vermögt, dem Volk den Wald zu nehmen.

Ihr wißt, wie viele in die Fremde fliehn
Vor Trommelschlag, vor Fahne und Kaserne;
Soll über's Meer die kräft'ge Jugend ziehn,
Den freien Wald zu suchen in der Ferne?
Und ward der Schritt gethan und sind sie fort,
Wer wollte glauben, daß sie wiederkämen?
Es bannte in die Ferne sie das Wort:
„Hier wird den Wald dem Volke niemand nehmen!"

Macht ein Gesetz — das Volk versteht es nie!
Es beteten zu Thor im Wald die Ahnen;
Es beugten vor der Seherin das Knie
Im Wald die Jäger=Krieger, die Germanen.
Im Walde hielten tausendmal Gericht
Nach altem Rechte, feierlich die Vehmen —
Laßt ab, ihr Herrn! Nein, es gelingt euch nicht,
Dem deutschen Volke seinen Wald zu nehmen!

Rudolf Lavant.

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Traušil.

(Fortsetzung.)

Wir kommen an jene Wendung des Unternehmens, die nachher vielfacher Kritik unterworfen worden ist und zu amtlichen Vernehmungen der Betheiligten der Expedition vor dem Marineministerium der Vereinigten Staaten Veranlassung gab. Der Eismeister des Schiffes Sidney, O. Buddington, von dem Bessels sagt, daß seine viel gepriesene Erfahrung leider in keinem Verhältnisse zu dem Muth und der Begeisterung stand, die er an den Tag legte, erachtete es für ein Ding absoluter Unmöglichkeit, weiter nordwärts vorzugehen, meinte vielmehr, man müsse sich unverzüglich gen Süden zurückwenden und hier nach einem Hafen suchen. Der Führer der Expedition und einzelne seiner Offiziere theilten diese Ansicht, Bessels hingegen und drei andere Offiziere waren dafür, die nördliche Richtung der Fahrt noch immer festzuhalten, da der Mann im Mastkorbe, der Matrose Heinrich Hobby, im Nordosten viel offenes Fahrwasser signalisirt und sich dahin ausgesprochen hatte, daß, soweit er sehen könnte, die Eisverhältnisse kein Hinderniß darböten, noch weiter gen Norden vorzudringen. Ohne indeß selbst in den Mastkorb hinaufzusteigen, um sich mit eigenen Augen von der Sachlage zu überzeugen — was seine Pflicht gewesen wäre — und ohne die während des 30. und 31. August auf dem Schiffe gemachten meteorologischen Beobachtungen zu berücksichtigen — von denen Bessels die später nicht mit verloren gegangenen mittheilt, aus welchen deutlich erhellt, daß in sechs Nebelstunden fünfmal feuchte Nordwinde wehten, die nur über offenes Wasser gestrichen sein konnten — behauptete Buddington hartnäckig seine Meinung und Hall war schwach genug, diese Ansicht als die maßgebende zu betrachten.

Also geschah es, daß man über eine Höhe von 82° 26′ nicht hinauskam, die am 4. September, im Süden der Lincolnsee (der Palaeocrystic Sea der Engländer), erreicht wurde, nachdem man in den letzten Tagen von gewaltigen Eispressungen bedrängt worden war, sodaß man das Schiff bereits verloren gab und dessen Führer den Befehl ertheilte, einen Theil des Proviants auf dem Eise zu landen. Mochte man sich immerhin mit dem Gedanken trösten, daß noch kein Schiff je zuvor bis zu einem so hohen Grade nördlicher Breite gelangt war, so bleibt es doch immer zu beklagen, daß, wie es scheint, ohne Noth einer Expedition Stillstand geboten wurde, die so glückverheißend begann und bis zu so außerordentlichen Breiten mit verhältnißmäßig so geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Vollkommen können wir daher die bitteren Empfindungen begreifen, mit denen Bessels den Schnabel der „Polaris" gen Süden umkehren sah, war damit doch der Reise ein vorzeitiges Ziel gesteckt, für den Herbst auf ein weiteres Vordringen nach Norden verzichtet, und wer mochte sagen, ob dies jemals wieder aufgenommen werden konnte? „Die Ehre, der Erfolg der Expedition," ruft unser Gewährsmann schmerzbewegt aus, „waren den Launen eines Einzelnen geopfert. Das Glück, von welchem wir bisher begleitet waren, wurde uns abhold und lächelte nicht wieder."

In der That muß die Fahrt der „Polaris" für abgeschlossen gelten, nachdem man am 5. September unter 81° 36′ in einer flachen Bucht, die von Hall die „Polarisbay" getauft wurde, vor Anker ging, an einer Stelle, die man „Thank God Harbour" hieß, und vor einem nach dem Meere Schutz gewährenden Eisberge, der die Bezeichnung „Mount Providence" empfing, wiewohl er sich keineswegs als Vorsehung erwies, sondern vielerlei Schaden anstiftete und binnen Kurzem krachend und donnernd in Stücken ging. Ein feierlicher Augenblick war es, als Hall das Sternenbanner der Union am Ufer des neuentdeckten Landes aufrichtete und von diesem „im Namen Gottes" und des Präsidenten der Vereinigten Staaten Besitz ergriff. Ein Reihetrunk in der Kajüte des Führers der „Polaris" gab dem Akte eine noch höhere Weihe. Am folgenden Morgen suchte Bessels im Vereine mit Hall den Platz aus, auf welchem das Observatorium, d. h. eine Bretterhütte von zehn Fuß Länge, acht Fuß Breite und acht und einen halben Fuß Höhe, zu stehen kommen sollte; es war ein ebener Platz, der sich etwa vierzig Fuß über die Meeresfläche erhob. Dann wurden die Vorräthe des Schiffes, die Kisten, Fässer und Ballen in einem zusammengekoppelten Doppelboote nach dem Ufer geschafft und hier auf einer kleinen Anhöhe, in Sicherheit vor Eispressung und Springfluthen, aufgestapelt; neben ihnen fanden die Kohlen, in Säcke verpackt, ihr Lager. Kurz darauf fror die „Polaris" ein; das Winterleben unserer Gesellschaft begann bei einer Temperatur, die im Freien bald — 20°, im Innern des Schiffes, soweit dasselbe nicht geheizt werden konnte, — 15° Celsius betrug. Bei einer solchen Kälte mußte Tag für Tag in dem als Speisesaal benutzten Backbordgange des Deckhauses das Mittagmahl abgehalten werden. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß dieses sich niemals zu längerer Sitzung ausdehnte. Trotz der unerquicklichen Temperatur aber fanden die Beobachtungen im Observatorium sowohl als die begonnenen Vermessungen an den im Süden der Bucht errichteten trigonometrischen Stationen und die allstündlichen Verzeichnungen des Skalenstandes an dem über einer Oeffnung im Eise aufgestellten Pegel ihren regelmäßigen Fortgang, selbst als mit dem 16. Oktober, an welchem Tage man die Sonne zum letzten mal erblickte, die arktische Winterfinsterniß hereinbrach und nachher wüthende Stürme die „Polaris" aus den Fugen zu reißen drohten. Gewiß, eine Kraft und Beharrlichkeit, die über jedes Lob erhaben sind.

Viel schlimmer als alle diese Wetterunbilden jedoch, schlimmer als die Entbehrungen und Nöthen, die mehr oder weniger jeder von unseren Reisenden zu ertragen hatte, schlimmer als der Bann der ewigen Polarnacht, war ein Unglücksfall, der die an das Eis Gefesselten schon früher getroffen hatte. Nach der Rückkehr von einer in Begleitung seines ersten Offiziers und der beiden Eskimo auf zwei Hundeschlitten in der Richtung nach Norden unternommenen Forschungsfahrt, die wesentlich das Resultat lieferte, daß da, wo Hayes sein offenes Polarmeer gesehen haben wollte, sich Land befindet, erkrankte der rastlose Leiter der Expedition am 24. Oktober und erlag, nachdem man das Uebel schon gehoben glaubte, am frühen Morgen des 8. November 1872, erst fünfzigjährig, einem wiederholten Schlaganfalle. „So hatte denn das ungestüme Herz aufgehört zu schlagen", so lauten die warmen Worte, die Bessels in pietätvollem Gedenken dem Verstorbenen widmet, „ehe es die großen Pläne zur Ausführung gebracht, welche in ihm gekeimt; die ehernen Würfel des Schicksals waren gefallen, als der erste Erfolg kaum noch errungen war." Mit zwei Flaggen bedeckt, in schmucklosem Sarg gebettet, wurde der unersetzliche Todte am Morgen des 10. November, etwa eine Viertelmeile südlich vom Observatorium, in die Erde gesenkt, aus deren hartgefrorenem Boden mit schwerer Mühe ein Grab hatte herausgeschaufelt werden können. Mit dem Tode ihres Befehlshabers hatte die Expedition ihren schwersten Stoß erlitten. Damit soll indeß keineswegs gesagt sein, daß die ihres Hauptes beraubten Offiziere des Schiffes nicht muthvoll und ausdauernd all ihr Wissen und Können, ihre Kräfte, ihre Ehre und selbst ihr Leben eingesetzt hätten, um ein weiteres Gelingen der Reise zu ermöglichen, wie sie das in einem Dokumente feierlich gelobten. Allein mit Hall's Heimgange war das Glück vollends von der „Polaris" gewichen. Wir wollen die Jagdabenteuer, welche uns Bessels' Tagebuch erzählt, übergehen und die Schicksale der „Polaris" summarisch rekapituliren. Am Nachmittage des 12. August 1873, also nach 11 Monaten und 7 Tagen unfreiwilliger Siesta — nachdem, um auch dieses bedeutsame Ereigniß nicht unerwähnt zu lassen, am Morgen desselben Tages Frau Merkut, Hans' Gattin, einem jungen Eskimo das Leben gegeben hatte, der Carl Polaris getauft wurde — dampfte man aus der Bucht gegen Süden; schon am 25. August aber, in einer Breite von 79° 35′ 47″ N., war die Polaris nach fürchterlichen Pressungen vom Eise vollständig besetzt und von neuem mußte für alle Eventualitäten auf einem Eisfelde eine Zufluchtsstätte, halb Zelt, halb Haus, aufgeschlagen werden, während man auf dem Deck den Proviant zum Böschen schon bereit hielt. Am 16. Oktober ward im Smithsunde Befehl gegeben, Kohlen und Proviant auf das Eis zu schaffen, da die Pressungen dem Schiffe immer gewaltiger zusetzten. Mit feurigem Eifer ging die Mannschaft daran, dies Gebot zu erfüllen — da rissen die Taue, welche die „Polaris" an dem Eisfelde befestigt hatten, das Schiff gerieth in Bewegung, und eine Schaar der Leute blieb verlassen auf der Scholle zurück, voller Verzweiflung dem sich entfernenden Fahrzeuge nachschauend. „Lebe wohl, Polaris!" so rief von der Scholle herüber wehmüthig einer der Unglücklichen, die nach dem Schiffe zurückzuretten unmöglich war. Bis zum 30. April trieben die Armen, es waren ihrer Neunzehn, darunter der Meteorolog der Expedition, Friedrich Meyer, der Navigationsgehülfe E. Tyson und die beiden Eskimofamilien, hilf- und hoffnungslos auf ihrer Scholle dahin, ehe sie in der Nähe von Grady Harbour in Labrador von dem nordamerikanischen Dampfer „Tigerin" aufgefunden und nach Sankt Johns, der Hauptstadt von Neufundland, gebracht wurden. Die „Polaris" selbst mußte, unweit der Littletoninseln, am 17. Oktober als unheilvolles Wrack aufgegeben und ein dürftiges „Polarishaus" auf dem Eise bezogen werden, wo unseren bedrängten Forschern die ewige Nacht eines zweiten arktischen Winters mit allen seinen Begleitern Hunger, Mangel und Beschwerden der mannichfachsten Art bevorstand. Am 31. Mai des nächsten Jahres ward endlich die wissenschaftliche Thätigkeit geschlossen, die trotz aller Nöthen und Entbehrungen rüstig fortgeführt worden war, und am 3. Juni ging es in zwei unter Chesters Angaben gezimmerten leichten Booten, die nur die unentbehrlichsten Habseligkeiten der Männer mit zu beherbergen vermochten, in das weite Eismeer hinaus, auf dem man, in gerader Linie gemessen, 300 Meilen zurückzulegen hatte, um die nächste der dänischen Ansiedelungen zu erreichen. Zwanzig Tage segelte man unter unbeschreiblichen Schwierigkeiten und Gefahren dahin, da, es war um 10 Uhr Morgens am 23. Juni 1874, erspähte man ein Schiff, einen schottischen Walfischfänger, den „Ravenscraig". Die Rettung war gekommen, wenn auch noch manche Fährlichkeit zu überwinden blieb. Erst die „Arctic" aber, ein Walfischfänger aus Dundee in Schottland, die man am 7. Juli ansprach, führte Dr. Emil Bessels und einen Theil seiner Begleiter — die andern waren auf dem „Ravenscraig" geblieben — am 18. September im Hafen von Dundee zur vorläufigen Ruhe zurück. Zu nicht langer Rast, denn schon fünf Tage darauf ging Bessels mit seinen Gefährten von Liverpool aus wieder in See, um am 4. Oktober zu Sandy-Hook einzutreffen, von wo aus das Kriegsschiff „Talapoosa" die Reisenden nach der Bundeshauptstadt beförderte. Hier waren früher bereits die Schollenfahrer angelangt und kamen nachher auch die übrigen Gefährten der Polarisexpedition an, deren Schicksale interessanter sind, als die Ausbeute der Reise selbst, welche wohl den minder erfolgreichen beigerechnet werden muß. Desto reichhaltiger sind die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition, Ebbe und Fluthtabellen, Aärometerbeobachtungen, Untersuchungen der Meeresströmungen, Bemerkungen über die Eisverhältnisse, über Erdmagnetismus und Nordlichter, sowie über

Wetterschwankungen. Als eines der wichtigsten Resultate der Fahrt haben wir jedenfalls Bessels Entdeckung zu verzeichnen, daß der Golfstrom nördlich vom 75° 50′ in der Bassinsbay nicht mehr zu suchen ist, während seine Wärmewirkung nordöstlich bis an die Gestade von Nowaja Semlja fühlbar ist. Dies wohl hauptsächlich der Grund der ungünstigen Eisverhältnisse im westlichen Polarbecken.

Dr. Bessels große Verdienste um die naturwissenschaftlichen Sammlungen der „Polaris“ wurden derart anerkannt und allgemein gewürdigt, daß eine im Januar 1880 in Halifax (Britisch-Amerika) tagende geographische Gesellschaft demselben die Führung der neuesten Nordpolexpedition (Juni 1880) übertragen hat. (Fortsetzung folgt.)

Die Ueberschwemmung des Nils an den Pyramiden von Gizeh. (Bild Seite 292). Hundertundachtzig deutsche Meilen von Kairo, der Hauptstadt Aegyptens, liegt die Stadt Chartum. Als Mittelpunkt der Wüste, die von den Armen des weißen und blauen Nils durchströmt, östlich vom Rothen Meer begrenzt, sich endlos nach West und Süd ausbreitet, ist das ärmliche Chartum das Endziel zahlloser Karawanen, welche die Erzeugnisse des Landes und die europäischen Einfuhrsartikel in das Innere Afrikas schleppen. Tausende von Jahren sind im Strom der Ewigkeit verrauscht, und die Kultur, die alles beleckt, hat sich noch immer nicht auf die Karawanen erstreckt. Wenn wir die in der Bibel geschilderte Begegnung des Erzvaters Abraham mit Melchisedech und die heutigen Karavanen vergleichen, werden wir, mit Ausnahme der Flinte und der Pfeife, nicht viel wesentliche Veränderungen wahrnehmen. Jetzt soll es aber anders werden, schreibt Dr. Nachtigal, der deutsche Konsul in Chartum, an die berliner Geographische Gesellschaft. Um seine neuerworbenen Provinzen im Süden zu sichern, beabsichtigt die ägyptische Regierung den Bau einer Eisenbahn Kairo-Chartum. Das genügsame Kameel, dieses Schiff der Wüste, soll von dem kohlenfressenden Dampfroß verdrängt werden. Die Poesie der Wüste wird dadurch zerstört, jammern die Idealisten, ohne dabei zu bedenken, daß mindestens ein halbes Jahrhundert vergeht, bevor das Wort zur That wird.

Vorderhand begnügt sich der neugebackene Vicekönig von Aegypten, Khedive Tefik genannt, mit den althergebrachten Mitteln. Seine südlichen Nachbarn, König Johann von Abessinien und König Menelek von Schoa, liegen sich in den Haaren und der Khedive ernährt die Hälfte seiner Kriegsmacht auf ihrem Gebiet durch Kontribution. Das Empörende an dieser neuen Art und Weise, kostenfrei Soldaten zu halten, ist der Umstand, daß ein Engländer, Gordon Pascha, diese entmenschte Soldateska kommandirt. In diesen unglückseligen Ländern, wo in trockenen, regenarmen Jahren tausende von Menschen verhungern, däucht uns eine Verbesserung des Feldbaues durch künstliche Berieselung wichtiger wie der Bau einer Eisenbahn durch eine menschenleere Wüste. So lange es die Gläubiger des Vizekönigs von Aegypten, die Engländer und Franzosen, nicht in die Hand nehmen, kommt es überhaupt nicht zum ersten Spatenstich. Den nüchternen, aber arbeitsscheuen Herren des Landes, die von Arabien herübergekommen sind, um die eingeborenen Fellahs, Nubier und Abyssinier zu schinden, sitzt das Nomadenthum tief in den Knochen und macht sie zu jeder geregelten Thätigkeit untauglich. Das wußte ihr schlauer Landsmann Mohamed, der Gründer des Islam, und hat diesem unbezwinglichen Wandertrieb dadurch Rechnung getragen, daß er jedem seiner Anhänger eine fromme Bummelei, die Pilgerfahrt nach Mekka (Arabien) zur Pflicht machte. Tausende und Abertausende pilgern jahraus, jahrein von Indien, aus den entlegensten Winkeln Nordwestafrikas und vom fernen Balkan nach Mekka, um die heilige Kaaba (der Sage nach ein vom Himmel gefallener Stein, in Wahrheit aber ein Meteor) zu küssen. Die unbegrabenen Leichen der verhungerten Fanatiker bezeichnen den Weg von Djeddah (einem Hafenort im Rothen Meer), nach Mekka und sind wahrscheinlich der Keim der Cholera, die auf ihrem Fluge nach Westen die Menschheit dezimirt. Aber noch ein Faktor ist es, der den von den Paschas ausgeplünderten Fellah in seiner Trägheit bestärkt, es ist dies eine Naturerscheinung, die mit der Pünktlichkeit der Ebbe und Fluth, aber nur einmal im Jahre auftritt — das regelmäßige Steigen und Fallen des Nilstromes, der den lockeren Marschboden Aegyptens durchdringt und dem landwirthschaftlichen Betrieb einen fast bis ans Wunderbare streifenden Ertrag gewährt. Seitdem wir die im abessinischen Hochland und im äquatorialen Afrika niedergehenden periodischen Regengüsse kennen, wissen wir auch, daß nur sie das Steigen des Stroms bedingen, welches in Aegypten Mitte August so zugenommen hat, daß das Land nach allen Richtungen hin reichlich bewässert und von dem schlammigen Niederschlag frisch gedüngt ist; und zwar ohne Menschenarbeit. Bis Ende September ist der höchste Wasserstand erreicht und im Oktober beginnt das allmähliche Fallen. Das Sinken währt bis in die zweite Hälfte des Mai. Der feine, röthliche Schlamm, den der Fluß in seinem Lauf mit sich führt, um ihn in Aegypten abzusetzen, trägt zur Erhöhung des Bodens bei und beträgt in einem Jahrhundert ungefähr 10 Centimeter. Herodot, der 450 Jahre vor Christi Geburt Aegypten beschrieb, sagt: Aegypten sei ein Geschenk des Nils, des Vaters der Ströme, dessen alljährlich wiederkehrende segenspendende Anschwellungen dies älteste Kulturland der Erde bilden halfen. Dieser Boden, der unter den Tritten der macedonischen Phalanx des Alexander, der römischen Legion des Julius Cäsar und des französischen Quarré's des Napoleon Bonaparte erdröhnte, und der seine Fruchtbarkeit den verwesten Gebeinen persischer und assyrischer Söldner, griechischer und phönizischer Schiffer, muhamedanischer und christlicher Fanatiker verdankt, erzeugt, von Nilwasser befruchtet, Weizen mit 25—50 fältigem Ertrag und Reis mit 50—100 fältigem Ertrag, Zuckerrohrpflanzungen gedeihen ohne jegliche Mühe und der Baumwollenbau liefert alljährlich 100 Millionen Kilogramm. Und doch sind wieder große Strecken des Landes eine Wüstenei und Einöde, deren brütende Stille weder der Schall menschlicher Tritte noch der Schrei eines Hausthiers unterbricht. Die wilde Natur gewinnt wieder ihre vollen Rechte über die weiten Gefilde welche ihr der menschliche Fleiß vor Jahrtausenden schon abgerungen hatte. Wo früher prangende Städte gestanden hatten, blieben nur noch zerbröckelnde Trümmer sichtbar.

Sehen wir uns das großartige Panorama unseres Bildes an, auf dem Jahrtausende hindurch die bedeutendsten Akte der Weltkomödie abgespielt wurden. Aegypten war die Wiege der griechisch-römischen und somit auch unserer heutigen westeuropäischen Kultur, und von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage haben die Wellen fast aller hervorragenden Ereignisse des Menschengeschlechtes den Fuß dieser steinernen Kolosse, Pyramiden genannt, umspielt, die im Hintergrunde unseres Bildes aus der Wasserwüste hervorragen.

Das geistige Klima dieser Regionen ist besonders der Erzeugung von Religionssystemen günstig gewesen, die ägyptisch-griechisch-römische Mythologie und die Ein-Gott-Systeme des Judenthums, Christenthums und Islams, alle sproßten unter der Treibhaushitze dieser Himmelsstriche hervor und sind gleichsam aufeinander gepfropfte Zweige desselben Stammes, dessen uralte Wurzeln, vom grauen Moose der Unwissenheit und des Aberglaubens überwuchert, an den Quellen des Nils keimen. Sind die Pyramiden von Gizeh Monumente zur Verherrlichung der fast allmächtigen ägyptischen Priesterkaste oder Erinnerungszeichen geschichtlicher Ereignisse, sind sie die Gräber oder Schatzkammern ihrer Erbauer aus der Cheopsdynastie, sind sie astronomische Meßinstrumente, Observatorien, oder Wasserleitungen? Von den Konjunkturen über den Zweck dieser kolossalen Bauten ist noch keine einzige unwiderleglich bewiesen. Die in der Nähe von Kairo stehenden Pyramiden von Gizeh, sind wie jene von Memphis, von Bruchsteinen erbaute Massen, die, zu Kirchthurmshöhe aufgethürmt, auf meist quadratischer Basis sich erheben. Diese ungeheuern Steinmassen sind im Innern mit nur wenigen engen Gängen versehen und endigen oben in eine Spitze oder kleine Fläche. Wie es in jenen Tagen, wo Muskelkraft fast die einzig bekannte war und die mechanischen Wissenschaften noch in den Kinderschuhen steckten, möglich gewesen, das Material zu diesen Kolossen aus meilenweit entfernten Steinbrüchen heranzuschleppen und diese Bauten mit einer mathematischen Genauigkeit aufzuführen, die selbst von den Architekten unserer Tage, mit allen möglichen Hülfsmitteln und Kenntnissen ausgerüstet, nicht übertroffen werden kann, wird wohl für die Wissenschaft stets eine offene Frage bleiben. Es ist bei dem praktischen Sinn der alten Aegypter nicht leicht anzunehmen, daß sie die Muskelkraft mehrerer Generationen verschwendet hätten, um in den Pyramiden Mausoleen für eine einzige Mumie, und wenn es auch die eines Königs wäre, zu errichten. Das ginge ja noch über die heut beliebte Kräftevergeudung! Und doch hat man in jeder Pyramide, in welche man gedrungen, nur einen Sarkophag gefunden. Mumien sind in keiner der geöffneten Pyramiden mehr vorhanden und im nördlichen Aegypten überhaupt nicht mehr „wild“, sondern nur im Museum des Khedive (Vizekönig) in Kairo (Hauptstadt Aegyptens) zu finden. Die Grabstätten der Pharaonen und Priester des alten Wunderlandes sind in den letzten Jahrhunderten unverantwortlich geplündert worden und besonders im 17. und 18. Säculum war der Export von Mumien zu medizinischen Zwecken ein so starker, daß zu verwundern ist, daß der Artikel nicht schon gänzlich geräumt wurde. Vor letzterem Schicksal hat ihn auch nur die starke Fabrikation frischer Mumien bewahrt, welche besonders im Anfange des vorigen Jahrhunderts in schwunghafter Weise in der ägyptischen Hafenstadt Alexandria betrieben wurde. Unser Jahrhundert hat sich von dem Mumienschwindel emanzipirt, um dem Kultus anderer Quacksalbereien zu huldigen. X.

Seltsame Meerbewohner. Welch' fabelhafte Phantasie die Natur bei der Erzeugung ihrer Produkte entfaltet, zeigt recht deutlich die sonderbare Gesellschaft, welche unsere Illustration auf Seite 293 heute den Lesern vorführt. Da ist zunächst der mit 1 bezeichnete Zitterrochen, ein zur Ordnung der Quermäuler gehöriger Fisch, welcher häufig im Mittelmeere vorkommend, durch seine elektrischen Eigenschaften schon den alten Griechen und Römern bekannt war. Er hat eine nackte, schlüpfrige Haut, einen vorn gerundeten, scheibenförmigen Körper, einen kurzen Schwanz und mißt im Durchmesser 50 Centimeter. Seine elektrischen Organe, von denen er willkürlich Gebrauch machen kann, wendet er mit mehr oder weniger Erfolg gegen feindliche Angriffe oder gegen die zu erhaschende Beute an. Sie liegen links und rechts zwischen Kopf, Kiemen und dem innern Rand der Bauchflossen und sind aus einem Gerüst von Bindegeweben gebildet, welche zahlreiche, zur Längsachse des Körpers senkrechtstehende, aneinander gedrängte Fächer aufweisen. Die letzteren werden vielfach durch feine, aus zarten Bindegeweben gebildete parallele Querscheidewände in noch kleinere Fächer abgetheilt, von denen jedes einzelne eine aus zart

gekörnter Masse bestehende elektrische Platte enthält. Rückenmark und Gehirn ziehen sich zwischen den je 1 Centimeter starken elektrischen Organen hin und sind durch knorpelige Skelettheile geschützt. Von jedem elektrischen Organ zweigt sich ein vom dreitheiligen Nerven stammender elektrischer Ast ab, während vier der herumschweifenden Nerven in ersteres einmünden. Jede elektrische Platte steht mit diesen Nerven in Verbindung. — Der Zitterrochen lebt in schlammigen Untiefen, wird bis zwei Fuß lang und 20 Pfund schwer und wird höchstens von den ärmsten Leuten gegessen. Schmackhafter soll der ebenfalls zwei Fuß lange, im Nil lebende Zitterwels sein. Berühmter jedoch als alle diese ist der zuerst 1671 von Richter in Cayenne beobachtete und von Adrian van Berkel beschriebene amerikanische Zitteraal, welcher 4 bis 5 Fuß lang und drei Zoll dick wird. Er ist olivengrau oder braun gefärbt, hat einen zusammengedrückten Körper, kleinen Kopf, keine Rückenflosse und eine bis zur Schwanzspitze reichende Afterflosse. Er lebt in langsam fließenden Strömen des äquatorialen Amerika und gilt wegen der Gefahr, welche er Menschen und Thieren, sowie den Fischen bereitet, für eine Landplage. Man fängt ihn mit Harpunen, läßt ihn aber vorher an Maulthieren seine elektrische Kraft verschwenden. — Der auf unserem Bilde rechts dargestellte Zitterrochen zeigt die Rückenseite mit nach oben gerichteten Augen, der links die Bauchseite mit dem sonderbar geformten Maule. Wenn auch nicht minder interessant in ihrer äußeren Form, so doch nicht im entferntesten so gefährlich sind die unter 2 dargestellten Seepferdchen. Eine Gattung kleiner ringsum gepanzerter Meerfische mit pferdeähnlichem Kopfe und knotigem, flossigem und meist eingerolltem Schwanze und im Nacken liegenden büschelförmigen Kiemen. Sie schwimmen aufrecht durch wirbelnde Bewegung der Rücken- und Brustflosse. So interessant, wie die Thiere selbst ist auch ihre Fortpflanzung, die insofern von der der gewöhnlichen Fische abweicht, als das Weibchen die Eier in die zwischen After und Schwanzwurzel des Männchens befindliche Brüttasche legt, wo sie vom letzteren so lange herumgetragen werden, bis sie ausgebrütet sind; dasselbe hat mit dem Seepferdchen gemein, die zu derselben Famlie gehörende auf unserer Illustration mit 3 bezeichnete Seenadel. Letztere kommt in allen europäischen Meeren vor, wird 50—60 Ctm. lang und hat auch denselben Schwimmapparat wie ersteres. Von gefährlicherer Art für seine Umgebung ist der im Mittelmeer lebende Bären- oder Heuschreckenkrebs (Figur 4). Er erreicht eine Länge von 10 Ctm. und ist mit vorzüglichen Ruder- und Angriffswerkzeugen versehen. Der durch Figur 5 dargestellte Seestern gehört zur Ordnung der Stachelhäuter, welche einen platten, fünfeckigen oder am häufigsten in 5—20 Strahlen sternförmig getheilten Körper besitzen. Die ziemlich dicke Haut enthält meist warzige stacheliche Kalkplatten. Das auf unserem Bilde nicht sichtbare fünfeckige Maul befindet sich auf der Bauchseite und führt in einen weiten Magensack, welcher Blindsäcke in die Arme sendet. Ein After befindet sich höchst selten auf der Rückenseite. Vom Maul aus verzweigen sich Kiemen in die Arme, welche dicht mit Saugfüßchen versehen sind, mit welchen letzteren die Beute, wie Weichthiere und kleine Fische, umstrickt und festgehalten wird. Die Fortbewegung des Seesterns geht sehr langsam von statten und geschieht, indem sich das Thier mit den Saugfüßchen festsaugt, was selbst an glatten Wänden und aufrechtstehenden Glasflächen geschieht. Er findet sich in allen Meeren und pflanzt sich durch Eier fort. Man unterscheidet drei Hauptgruppen von Seesternen, und zwar außer der genannten, die Schlangensterne, welche gegliederte lange Arme ohne Saugfüßchen besitzen. Die Arme, die sie nach allen Seiten bewegen und krümmen können, werfen sie oft, wenn man sie anfaßt, freiwillig ab, reproduziren dieselben aber sofort neu. Sie sind häufig in den nordischen Meeren. Bei der dritten Gruppe, den Medusensternen, sind die Arme mehrmals getheilt, und bei einigen Arten des Indischen Ozeans geht die Zertheilung sogar so weit, daß sie bis zu 80,000 Gliedern ansteigt. Die links oben (Figur 6) dargestellte Stockmuschel zeichnet sich durch ein Gepinnst aus, mit Hülfe dessen sich das Thier an Felsen oder Steingrund befestigt. Dieses Gespinnst wird in Unteritalien sogar zu allerhand Geflecht und Weberei verwandt. Den Schluß dieser interessanten Kollektion bildet die unter 7 ersichtliche Seerose, ein Wesen, welches seinem Aeußern nach dem Pflanzen-, in Wirklichkeit aber dem Thierreiche angehört, denn es begnügt sich nicht allein mit vegetabilischer Kost, sondern verschlingt jedes in den Bereich seiner Fangarme kommende Thier, vorausgesetzt, daß es ihm an physischer Kraft unterlegen ist. nrt.

Die Kenntniß der römischen Stenographie (Tironische Noten) war im Mittelalter fast ganz verloren gegangen, und so kam es, daß viele in tironischen Noten geschriebene Bücher — ebenso wie in geheimschriftlichen Zeichen verfaßte — als gefährliche Zauberschriften verbrannt wurden. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz ließ z. B. die Schriften des Abt und Benediktinermönchs Joannis Trithemius (geb. 1462 zu Tritenheim, woher sein Name), der neben einem Werke über Steganographie auch ein Buch über Polygraphie herausgab, in welchem zum erstenmale tironische Noten gedruckt sind, dem Feuer überantworten, und zwar auf ein Gutachten von Carolus Bovillus hin. In diesem Gutachten heißt es wörtlich: „Jch hab mich zum Trithemio verfüget, welchen ich wohl als einen trefflichen Zauberer, aber darneben in keinem Stück der Philosophi gefaßt, befunden hab, ein Buch hat er geschmidtet, und demselben den Namen Steganographia gegeben, welches ich überrumpelt, und nicht mehr dann etlicher Capitulen Anfang gelesen, aber kaum zwo Stund in Händen behalten, und negsten von mir geworffen hab, dann mich ein Grausen und Schröcken ankam, von wegen solcher Beschwehrungen, und so Barbarischer und ungebräuchlicher Namen der Geister, ich hätte schier gesagt, der Teuffeln, welche meines Bedunckens mehrer Theil aus frembden Sprachen, Arabischer, Chaldeischer, Hebräischer, Griechischer, (dann der Lateinischen keine oder gar wenig) genommen sind: Aber ein Unzahl seltzamer Zeichen, damit die Beschwehrungen bezeichnet werden, da gefunden, und daß Trithemius in einer Missiven an Bostium schreibt, es seyn alles heitere klare Wort, ohne alle Versetzung der Buchstaben und Worten, also daß sie männiglich lesen und verstehen können, jedoch so werde das Secretum und Geheimnuß, so darunter verdeckt seye, wol verborgen bleiben, daran hat er nicht gelogen, dann in seiner ganzen Steganographia läßt er hin und wieder herrliche Göttliche Gebettlein einlauffen, die an statt eines Send-Brieffs zu einem guten Freund möchten geschickt werden, aber in der Warheit seynd es nichts anders, denn wie das Sprichwort lautet, Crocodils-Zäher." — Bei dem Verbrennen stenographischer oder kryptographischer (geheimschriftlicher) Bücher blieb es übrigens selten, meist wurden auch die Verfasser derselben, die Personen, welche stenographirten, als Teufelsbeschwörer und Teufelsverbündete, Zauberer oder dergleichen staats- und weltgefährliche Verbrecher dem Scheiterhaufen überliefert. -z-

---

Sprechsaal für jedermann.

Gibt es anderswo im deutschen Reiche auch noch solche gemüthliche Postbeamte? Der Schreiber dieser Zeilen, der in einer kleinen nicht sehr weit von Leipzig gelegenen Stadt sein Sommerquartier zu nehmen pflegt, schickte, um eine Geldsendung nach dem Auslande (der Schweiz) abgehen zu lassen, eines Tages einen Boten mit dem Auftrage zur dortigen Postanstalt, ihm eine dem betreffenden Betrage und der Entfernung gemäß frankirte Einzahlungskarte zu holen. Nach einiger Zeit kam jedoch der Bote mit leeren Händen zurück, indem er bemerkte, der Postbeamte habe ihn gefragt, „ob es nicht Zeit hätte bis morgen". Ob dieser von Seiten eines kaiserl. deutschen Postamts gewiß seltsam naiven Frage nicht wenig erstaunt, begab ich mich selbst zur Post, um meinen Geldbetrag einzuzahlen. Ein schüchternes Aufblicken des allein im Bureau anwesenden, kaum der Schule entwachsenen Posteleven, dann längeres Suchen in verschiedenen Büchern, und endlich dieselbe naive Frage: „Hat es nicht Zeit bis morgen"? — Ich erklärte, diese Frage zu meinem Bedauern verneinen zu müssen und erkundigte mich nach dem Verbleib des Postverwalters. Er sei „nur einmal fortgegangen", lautete die Antwort des schüchternen Kleinen. „Aber dann kommt er wohl bald wieder?" „„Gewiß?"" Und warum dann die Frage, ob die Annahme meiner Einzahlung nicht ‚bis morgen' Zeit habe? — Hören Sie, junger Mann" — stellte ich jetzt ein strengeres Examen an — „die Sache scheint mir denn doch nicht ganz in der Ordnung! Ist der Herr Postverwalter überhaupt im Orte?" „„Nein"" — antwortete erschreckt der Eleve — „„er ist nach Ch. gefahren!"" „Und wann kommt er von da zurück?" „„Heute Abend!"" „Und ich erkläre Ihnen, daß er heute Abend, wie Sie selbst ganz gut wissen, nicht zurückzukehren gedenkt, — denn wozu sonst, frage ich wieder, jene Frage?" — Nun erst gesteht mir der Eleve ein, daß sein Chef erst am folgenden Tage zurückkehren wird. Glücklicherweise tritt am Schluß dieses Gesprächs, etwa nach einer halben Stunde, ein Briefbote ein, der nun in den verschiedenen Büchern mit suchen hilft und endlich wirklich den in diesem Falle zu entrichtenden Frankaturbetrag herausfindet, so daß ich jetzt mein Geld aufgeben konnte. — Der Postverwalter aber war nach Ch. gereist, um einmal in seiner in der Nähe letzterer Stadt gelegenen Brauerei nachzusehen, was er, ohne welchen Urlaub zu haben, übrigens wiederholt that, und ist noch heute in seinem so „gemüthlich" verwalteten Dienste. B.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 26. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Schweder mußte, seiner Gewohnheit zuwider, von seinen Gedanken augenblicklich so ausschließlich in Anspruch genommen sein, daß er garnicht bemerkte, was im Saale und dicht neben ihm vorging. Sonst wäre wohl Freund Wichtel nicht so leicht um ihn herum und in die kleine Nebenstube hineingekommen, als es geschah. In der übertriebensten Weise betheuerte der eingebildetermaßen unwiderstehlich liebenswürdige Herr seinem hochverehrten Fräulein Wanda seine Theilnahme an ihren offenbaren, ihm freilich ganz unverständlichen Schmerzen. Es wäre allerdings unverantwortlich, daß man sie so allein gelassen habe, er speziell mache sich bittere Vorwürfe, obgleich er wohl nicht zu fürchten habe, oder — seine Stimme, die bisher prätentiös laut geklungen, mäßigte sich zu zärtlichem Flüsterton — dürfe er sagen, zu hoffen habe? — daß die kostbaren Thränen, welche zu seinem größten Schmerze Wandas schönen Augen entströmt seien, in irgendeiner Beziehung zu ihm sich befunden hätten. Oder — er wolle das nicht voraussetzen, er würde aber dann sehr energisch dagegen einschreiten — sollte Wanda vielleicht irgendeine Belästigung erfahren haben. Ihm solle sie sich vertrauen, er sei Manns genug, sie gegen jedermann — das „jedermann“ betonte er wieder sehr vernehmlich — zu vertheidigen.

Wanda hatte das unerwartete Erscheinen ihres gewissermaßen offiziellen Verehrers und der erste Erguß des Wortschwalls, mit dem er sie überschwemmte, wirklich erschreckt; es hatte für sie aber nur kurzer Momente bedurft, um sich jetzt, grade jetzt und grade diesem Menschen gegenüber, rasch vollkommen zu sammeln. Die Thränen versiegten, als sei der Schmerz spurlos verhaucht, das duftige Battisttaschentuch fuhr in zwei raschen Strichen über das rosig erglühte Antlitz hin, die vollen Purpurlippen wurden trotzig aufgeworfen und aus den feuchtglänzenden Augensternen des jungen Mädchens traf den unberufenen Schmerzensstörer, — der hier wie fast überall darauf hätte rechnen können, nicht willkommner zu erscheinen, als ein Störer der Freude — ein entrüsteter Blick.

„Ich danke, Herr Doktor, ich bedarf keiner Hülfe. Ich bedurfte nur einen Augenblick lang der Ruhe.“

Während sie das sagte, schritt sie zur Thür. Wichtel begleitete sie, von ihren Worten weder verletzt, noch zurückgeschreckt. Beide schritten bei Schweder, der, ohne ein Wort zu sprechen, nur mit einer höflichen Verneigung gegen Wanda zur Seite trat, vorüber. Als Wanda zu ihm hinschaute, traf sie ein Blick aus seinen großen, seltsam sprechenden Augen. So verständniß- und mitgefühlsvoll erschien ihr dieser Blick. Es war doch ein ganz anderer Mann, dieser Herr Schweder, dachte Wanda, als der Doktor Wichtel, so viel männlicher, bedeutender — gewiß, — ob auch besser, edler als jener? Denn der junge Wichtel war ihr nimmer so vorgekommen, wie ein guter Mensch, sie hatte nie an ihm das bemerkt, was man Herz zu nennen pflegt. Und wenn er einmal gefühlvoll erscheinen wollte, dann war der Zwang, den er sich dabei anthat, so handgreiflich, daß dann sein Wesen Wanda erst recht antipathisch berührte. Warum sollte nun dieser sein Haupt auf den breiten Schultern so stolz einhertragende Herr Schweder nicht ein guter Mensch sein? Doktor Wichtel hatte zwar immer die seltsamsten, oft wirklich abscheuliche Andeutungen gemacht über Schweders leichtfertige Vergangenheit, über seine unordentliche, oder wohl gar skandalöse Lebensweise, und selbst ihr Vater, der Schweder, wie sie wohl bemerkt hatte, wegen seines Verstandes hochschätzte, hatte nur selten und niemals besonders entschieden widersprochen. Aber hatte der Vater nicht auch bei solcher Gelegenheit gesagt, daß alle jüngeren Herren ein flottes Leben führten, und der Doktor Wichtel hatte gewiß keine Ursache, auf andere Leute wegen solcher Ursache den ersten Stein zu werfen.

Wanda hatte nicht Zeit, diese Gedankenreihe weiter zu verfolgen, wenn sie in dem Jubel und Trubel im Saale auch unbehelligt von einem Ende desselben bis zum andern schreiten konnte.

Denn inzwischen hatte auch der alte Herr Klose seinen Liebling vermißt und war gegangen, Wanda zu suchen. Endlich sah er sie mit Wichtel die sich drängenden Schaaren der Kleinen durchschreiten; rasch trat er auf sie zu, um sie mit einigen von den Frauen des Dorfes bekannt zu machen, die gekommen waren, sich an dem Glücke ihrer Kleinen zu weiden.

Zu großem Aerger Wichtels junior ward Wanda von diesem Augenblicke so umschwärmt von Groß und Klein, daß er seinen festen Entschluß nicht sofort ausführen konnte, den Entschluß, der „jahrelangen Quälerei“, wie er seine bisher selten mit einigem Ernste betriebene Werbung im stillen nannte, ein schleuniges Ende zu bereiten.

Während Wanda nun als die junge, liebe, herzige Wohlthäterin allgemein gefeiert und mit Danksagungen, Händedrücken, Handküssen in peinvolle Beschämung und Verlegenheit gebracht wurde, bereitete Wichtel die Gelegenheit zu ungestörter oder wenigstens möglichst ungestörter Auseinandersetzung über seine Liebesschmerzen sorgfältig wie ein vorsichtiger Feldherr vor.

Er wußte, daß binnen kurzem aufgebrochen werden sollte, um noch zu einer andern Weihnachtsfeier zu eilen. Daher bat er sich von der Frau Doktor Winter die Erlaubniß aus, sie und Wanda in ihrem Schlitten begleiten und ihr Gespann führen zu dürfen. Einen Schlitten zu fahren, sei eine Kunst, versicherte er, die kein Mensch so gut verstünde, wie er. Bei Schlittenpartien seien die Damen immer am liebsten mit ihm gefahren, und nur um der Frau Doktor zu zeigen, was man auf diesem Gebiete leisten könne, habe er sich erlaubt, das Anerbieten zu machen.

Die Frau Doktor war vollkommen mit ihm einverstanden. Was konnte man Besseres thun, als die beiden für einander seit Jahren Bestimmten, Wanda und Wichtel, mit einander zusammenzubringen. Sie nahm sich fest vor, das Paar möglichst wenig zu stören, und diesen Vorsatz auszuführen, mußte ihr ungemein leicht werden, da sie von den vielen Strapazen der letzten Wochen und Tage so angegriffen war, daß sie für den Genuß eines stärkenden Schläfchens während der Fahrt bereit war, den der wichtelschen Meisterschaft im Schlittenfahren hinzugeben.

Wichtel hatte sich auf Schwierigkeiten von Seiten Schweders gefaßt gemacht, aber er hatte sich getäuscht. Dieser kümmerte sich garnicht um ihn, und nahm auch das von der Frau Doktor Winter getroffene Arrangement, welches den alten Herrn Klose statt des jungen Wichtel in den „Herrenschlitten" bannte, während letzterer bei ihr und Wanda Aufnahme fand, mit einem leichten Spottlächeln um die Lippen, sonst aber ohne das geringste Zeichen einer Bewegung auf.

Wichtel wollte das Eisen schmieden, dieweil es ihm warm schien — er ließ seine Pferde die Peitsche tüchtig fühlen und der Schlitten flog leicht und windschnell wie der Vogel in der Luft über die Schneefläche.

Der zweite Schlitten, den starke, aber aus keinem Rassegeschlechte stammende Pferde zogen und dessen Kutscher immer bedacht war, sich und seinen Pferden das Leben möglichst leicht zu machen, ließ sich durch das Beispiel des ersteren zu keiner Wettfahrt anspornen. Bald hatten seine Insassen das erste Gefährt völlig aus den Augen verloren.

* * *

Fritz Lauter war ein wenig später in Niederbartenstein eingetroffen, als er erwartet hatte. Die Post hatte sich verspätet. Sie hatte an Passagieren und Gepäck noch viel mehr zu transportiren bekommen, als die Postbeamten voraussehen konnten.

Der Abend dunkelte bereits herein — trotzdem die mit einer leichten, aber unabsehbaren Schneefläche bedeckten Felder und Wiesen das Licht mit aller Gewalt festhalten zu wollen schienen —, als er von dem Dorfe am Fuße des Bartensteins, eines beinahe zweitausend Fuß hohen Berges, den ziemlich steilen und beschwerlichen Waldweg nach dem etwa fünfhundert Fuß höhergelegenen Oberdorfe hinaufzusteigen begann.

Im Nadelwalde, den der Weg passirte, war es dem Tageslichte nicht so leicht gewesen, sich zu halten, nur in matten, schmalen Streifen durchbrach es noch den tiefen Schatten der hohen Bäume, welche den Pfad umsäumten. Aber Fritz kannte jede Krümmung des Weges und jeden Strauch, der ihn einengte, er konnte daher auf die Tagesbeleuchtung sehr wohl verzichten und so rasch, wie auf freier Landstraße, dem Gebirgsdörfchen, wo ihn getreue Herzen erwarteten, entgegeneilen.

Die Stimmung, in welcher er sich befand, war erregter, als sie sonst bei ihm zu sein pflegte. Er hatte in ärgster Hast arbeiten und trotzdem den ganzen Tag mit dem Zweifel kämpfen müssen, ob es ihm gelingen werde, den Pflichten seines Amtes und denen seines Herzens voll und ganz nachzukommen. Auf die Ueberhastung der Arbeit war ohne allen Uebergang die erzwungene körperliche Ruhe der Eisenbahnfahrt gefolgt, der sich die lebhaft gereizten Nerven nicht anzubequemen vermochten, ohne eine Fluth von Gedanken zu entfesseln, welche die geistige Erregung steigerten, statt sie allgemach zu sänftigen.

So war an Fritz Lauters Geistesaugen während der nicht langen Fahrt auf dem Eisenwege ein gut Stück seiner Vergangenheit von neuem vorübergezogen. Zuerst die frohen Tage, die er als Gymnasiast während der großen Ferien mehrere Jahre hintereinander in Oberbartenstein verlebt, all' das Liebe und Gute, was die Kantorfamilie an ihm und den Seinen trotz der Geringfügigkeit der eigenen Mittel gethan; dann dämmerte die Erinnerung herauf an die Tage der Knabenzeit, die er im elterlichen Hause in der Obervorstadt verbracht, und all' die Personen standen wieder in scharfen Zügen und lebhaften Farben vor seinem Geiste, mit denen er damals in nähere Berührung gekommen war. Er hatte ein vorzügliches Gedächtniß, der Fritz — wenn er auch monate- und jahrelang so wenig von ihm merkte, wie von dem Inhalt eines geschlossenen Buches; begann er einmal so recht eifrig darin zu blättern und zu lesen, so fand er von dem Wichtigeren und Interessanteren, das er erlebt, fast alles noch so darin vor, wie es sich dereinst zugetragen.

Er sah z. B. jetzt, als wenn es heute wäre, den Herrn Alster, mit den Händen in der Westentasche an seiner Ladenthür stehen, die Cigarre in dem einen Mundwinkel und mit ziemlich verächtlicher Miene in die Gassen der Obervorstadt hinausschauen, — er hatte damals schon verhältnißmäßig viel Geld im Kasten und längst war ihm die Ueberzeugung heraufgedämmert, daß er zu etwas Besserem bestimmt gewesen sei, als die armen Leute mit Zucker und Kaffee, mit Salz und Heringen zu versorgen. Von dem Herrn Alster hatte sich Fritz nie sehr angezogen gefühlt, und das war erklärlich genug, denn der Herr Alster hatte auch, wenn er anscheinend nichts that, immer so wichtige Gedanken im Kopfe, daß er sich unmöglich auch nur einen Augenblick um solch' kleinen, unwissenden Burschen kümmern konnte, wie es der Fritz damals war.

Da war Alsters Wanda ganz anders gewesen, — die war noch viel kleiner und unwissender, als Fritz, und hatte sich auch um keinen Menschen mehr oder auch nur halb so sehr gekümmert, als um ihn.

Alsters Wanda! Der Gedanke an sie wollte Fritz heute garnicht mehr verlassen. Außer seiner Mutter hatte ihn kein Mensch so lieb gehabt, als sie, und kein Mensch war bis in die jüngste Zeit in so unwandelbarer Freundschaft ihm ergeben gewesen, als Wanda. Sie hatten sich zwar selten gesehen, aber immer von neuem war ihm ein Beweis geworden, daß sie die Kinderfreundschaft nicht vergessen, daß sie dieser immer noch in ihrem reinen und getreuen Herzen einen Platz bewahrt hatte.

Der Gedanke an Wanda's treue Freundschaft hatte ihm immer wohlgethan, hatte er doch sonst keinen Freund aufzuweisen, da ihm die oberflächliche Kollegenfreundschaft, wie er sie freilich in einem vollen Schock von Fällen hätte genießen können, niemals genügen wollte. Aber war er nicht doch das Opfer einer Selbsttäuschung geworden — konnte jene Kinderfreundschaft, wenn sich auch zehnmal Beweise dafür fanden, daß sie von beiden Betheiligten nicht vergessen, wenn sie auch durch jenen Sturz Wanda's in den Schloßteich für kurze Zeit neue Nahrung erhalten hatte — konnte sie noch geblieben sein, was sie einst gewesen?

Thorheit! — Und noch viel thörichter war und blieb es auch, daß sich Fritz einen Augenblick gar eingebildet hatte, es wäre eine andere, als die alte Kinderfreundschaft, welche sich für ihn in Wanda's Herz eingenistet, oder es wäre am Ende vielleicht selbst mehr als Freundschaft. . . .

Es war eine merkwürdige Thatsache, die in Fritz solche Gedanken zu erzeugen im stande gewesen. Als er Anfang dieses Jahres seinen Geburtstag gefeiert, da hatte er früh morgens, als er aus tiefem Schlummer erwacht war, inmitten der Geschenke von seiner Mutter einen prachtvollen Blumenstrauß vorgefunden, einen Strauß frischer, duftender, zum Theil seltener und kostbarer Blumen, wie sie in jener rauhen Jahreszeit im Freien nirgend zu finden waren. In frühester Morgenstunde hatte der Postbote ein zur expressen Beförderung aufgegebenes Packet abgeliefert, das in zierlichem Pappkarton das Bouquet enthielt und auf einem dicht vor den Mauern von P. gelegenen Dorfe zur Post gekommen war. Zwischen den Blumen war ein schmaler Streifen zartesten, weißen Papiers versteckt, auf dem in schöner, Fritz aber gänzlich unbekannter Frauenhand die Worte geschrieben standen: „In treuer Freundschaft." Fritz hatte sich viele Wochen lang den Kopf zerbrochen, wem er diese liebenswürdige Aufmerksamkeit wohl zu danken haben könne, aber er war auf keine sichere Spur gekommen. Immer wieder hatte er an Wanda Alster gedacht, aber es fehlte ihm jeder Anhalt für die Vermuthung, daß sie so sinnig ihr freundliches Gedenken bethätigt habe; einmal hatte sie ja vorher von seinem Geburtstag keine Notiz genommen, jedenfalls — wie konnte es auch anders sein! — hatte sie längst vergessen, wann er ihn zu feiern habe. Dann war die Handschrift, wie er genau wußte, nicht die ihre, endlich befand sie sich während jener Zeit weder in P., noch in dessen Nähe, sondern hunderte von Meilen entfernt, im Süden, wo die üppige Natur und das herrliche Klima und all' die Genüsse, welche den mit den Gütern materiellen Wohlbefindens gesegneten Reisenden zur Verfügung stehen, das reiche, vielumworbene Mädchen

sicherlich nicht zu dem Gedanken an ihn, den armen Teufel von Schriftsetzer, kommen lassen.

Das waren so ungefähr die Gedanken, welche von neuem in Fritz Lauter aufstiegen, als er im düsteren Walde dahineilte. Bald gelangte er wieder auf freies Feld; er war ganz in der Nähe von Oberbartenstein. Dort war bereits der alte, jetzt seit beinahe einem Menschenalter nicht mehr benutzte Friedhof, durch welchen quer hindurch der nächste Weg nach dem Ziele seiner Reise führte. In wenigen Minuten war der Friedhof erreicht und wieder hüllte Fritz der Schatten hohen Nadelholzes ein. Als er den Friedhof durchschritten hatte, vernahm er plötzlich lebhafte Unterhaltung. Es war, als ob sich zwei Menschen mit einander in heftiger Uneinigkeit befänden. Und doch wurde nicht laut gesprochen jenseits der Friedhofmauer. Aber die Dämpfung der männlichen Stimme, die jetzt allein sprach, während es vorher wie ein energischer Protest aus weiblichem Munde dazwischen klang, konnte doch die heftige Erregung nicht verbergen, in der sich der Sprecher befand.

Fritz war weder indiskret noch neugierig von Natur. Aber diesmal hörte er doch aufmerksamer hin nach dem, was da verhandelt wurde, ohne daß er sich Rechenschaft gab, warum er es that. Die vom Sturm der Zeit schon arg mitgenommene Mauer war grade hoch genug, um ihn den Blicken der auf der andern Seite Einherschreitenden zu verbergen; daher ließen diese sich in ihrem lebhaften Zwiegespräch nicht im mindesten stören.

„Unsere Väter sind einig seit Jahren, die ganze Welt weiß es, daran läßt sich nichts mehr ändern. Es wäre eine tödtliche Beleidigung für meine Familie, eine unsägliche Blamage für Ihren Vater, der mehr als einmal dem meinen sein Ehrenwort verpfändet hat, wenn Sie ‚nein' sagten. Sie müssen also und Sie wollen ja auch. Ich bitte Sie kniefällig, wenn Sie es wünschen, lassen Sie Ihren mädchenhaften Trotz, der Ihnen, auf Ehre, ja so reizend steht, mich aber in diesem Augenblick zur Verzweiflung bringen könnte, und sagen Sie, daß Sie die Meine werden wollen."

Fritz erschien die Stimme des Mannes, der da eine etwas sonderbare Liebeswerbung vernehmen ließ, bekannt, ohne daß er gleich gewußt hätte, wem sie angehören müsse. Zuerst hatte er geglaubt, irgendeinen Bekannten der Kantorfamilie von Oberbartenstein sprechen zu hören, aber die Ausdrucksweise und die gänzlich dialektfreie Aussprache belehrte ihn sofort, daß er es mit keinem der ihm von früherher bekannten Gebirgsbewohner zu thun haben könne. Ehe er noch weiter zu grübeln vermochte, antwortete rasch und heftig eine Mädchenstimme:

„Nein und tausendmal nein! Ich will und ich kann nicht. Mein Vater kann Ihnen sein Ehrenwort nicht gegeben haben, denn er hat mich viel zu lieb, um mich wider meinen Willen zu verhandeln. O, es wäre ja schändlich, wenn es geschehen wäre. Aber es ist unmöglich. Das weiß ich. Darum lassen Sie mich gehen — ich finde den Rest des Weges allein — ich —"

„Nein, Sie dürfen nicht. Sie müssen Sich fügen, und wir werden diesen kindischen Trotz, weiter ist es nichts, zu brechen wissen. Ich bin nicht gewöhnt, mich zurückweisen zu lassen, — vorläufig nehme ich mir den Brautkuß, ob du willst oder nicht, meine Süße — —"

Fritz war zusammengezuckt, als er die Stimme des Mädchens vernahm. Sie kannte er noch viel genauer, als die des Mannes. So — so klangvoll und weich im Ton und doch so entschieden im Sinn — sprach nur Wanda — Wanda Alster. Und derjenige, der sie so unverschämt belästigte, er, dessen Liebesantrag sie — Fritz hätte aufjubeln mögen vor Freude — mit so außerordentlicher Entschiedenheit zurückwies, war jener unausstehliche Mensch, der junge Wichtel — kein anderer. Der Unverschämte wollte Wanda zwingen, ihm das Jawort zu geben, er wollte sie zwingen, sich von ihm küssen zu lassen — das war unerhört, das mußte verhindert werden, geschehe, was da wolle. — —

Der Sprung über die vielbeschädigte, halb verfallene Mauer war eine Kleinigkeit. Noch hatte Wanda, die, vor Entrüstung aufschreiend, zurückspringen wollte, als sie ihres überdreisten Verehrers letzte Worte vernahm, aber von seinen sie umschlingenden Armen daran gehindert worden war, sich nicht loswinden können — da stand Fritz, wie vom Himmel gefallen, vor den beiden, hatte den Herrn Doktor kräftig bei der Schulter gefaßt und rief ihm mit vor Empörung bebender Stimme und hochgerötheten Antlitzes ein lauthinschallendes „Zurück — die Dame steht unter meinem Schutz!" — zu.

Wichtel junior war über die gänzlich unerwartete, beinahe mit dem Schein des Wunderbaren ausgestattete Dazwischenkunft grade dieses Menschen auf das allerhöchste verblüfft, ja erschreckt. Das machte es Wanda leicht, sich von ihm loszumachen und mit den Worten: „Fritz, lieber Fritz," grade wie damals, als sie in ihm ihren Retter aus Wassersgefahr erkannt hatte, ihn zu begrüßen.

Nun aber kam auch der Herr Wichtel einigermaßen wieder zur Besinnung, jedoch nur soweit, um in maßlose Wuth auszubrechen.

„Selbst zurück, sofort zurück," schrie er, „infamer Bube, frecher Arbeiterstrolch. Er hat sich unterstanden, mich anzufassen, das soll er büßen."

Und blitzschnell hatte er aus dem starken Stocke, den er in seiner linken Hand trug, einen Stockdegen herausgerissen und führte mit dessen scharfgeschliffener Spitze einen Stich nach dem vorgestreckten rechten Arme Fritz Lauters.

Dieser wich dem Stiche gewandt genug aus und griff nach der Klinge, Wanda sprang vor, um sich zwischen ihn und seinen Angreifer zu stürzen — da trat ebenso plötzlich und unvorhergesehen, als zwei Minuten vorher Fritz, noch ein Mann auf die Szene, um nicht minder rasch und energievoll zu interveniren.

„Holla, Freund Wichtel, ich glaube gar, Sie führen hier ein kleines Duell auf und zwar als Bewaffneter mit einem Waffenlosen. Und, alle Wetter, dieser Waffenlose ist mein jugendlicher Redaktionskollege Lauter. Und Sie bluten, Lauter, die Sache ist ernster, als ich für möglich halten möchte," fügte er hinzu mit einem Blick auf die Hand Lauters, mit der dieser nach dem Stockdegen seines Widersachers gegriffen hatte. „Darf ich um die Waffe bitten, mein Herr Doktor?"

Der Herr Doktor schien jetzt mit seinem Latein gänzlich am Ende zu sein. Er starrte sprachlos, aber immer noch mit wuthverzerrtem Gesicht von einem zum andern. Auf die Aufforderung Schweders antwortete er mit einer Bewegung, von der er wahrscheinlich nicht hätte anzugeben vermocht, ob sie eine neue Bedrohung sein oder nur die Rückkehr der geschmeidigen Klinge in die Stockscheide vorbereiten sollte.

Um weiteres Unheil zu vermeiden, vielleicht auch, um Wichtel nur mit einer möglichst derben Lektion aus seiner äußerst fatalen Situation zu entlassen, faßte er jetzt mit geschickterem Griffe, als Fritz Lauter, die Stahlklinge ganz in der Nähe des hölzernen Knopfes und riß sie mit unwiderstehlichem Ruck aus Wichtels Hand.

„Damit Ihnen nie mehr das Unglück passirt, im Rausche, wie heute — der Portwein, dem Sie den Tag über hauptsächlich Ihre Thätigkeit geweiht, hat seine Wirkung gethan! — einen Menschen zu verwunden mit diesem Dinge hier, will ich's vernichten und hoffe mir damit Ihren Dank zu verdienen, mein Bester!"

Und ehe er noch geendet, hatte er den Degen hart auf einen Stein gestoßen, daß er klirrend in zwei Stücke zersprang. Dann warf er den oberen Theil, den er in der Hand behalten, in hohem Bogen über die Friedhofsmauer in die eisglitzernden Aeste der Tannen und Fichten hinein.

„Das ist eine Beschimpfung. Dafür werden Sie mir Rechenschaft zu geben haben, Schweder. Was jenen Burschen da anbetrifft, Ihren Kollegen," schaltete Herr Wichtel höhnisch ein, „so hätte seine Frechheit eine viel derbere Züchtigung verdient. Aber ich will ihn, da ich in Ihnen, Freund Schweder," er betonte das Wort Freund in seiner hämischen Weise so nachdrücklich als möglich, „jetzt einen etwas würdigeren Gegner habe, vorläufig ohne eine derbere Züchtigung laufen lassen. Bei der etwas gemischten Gesellschaft zu bleiben, habe ich keine Veranlassung — ich empfehle mich Ihnen daher mit der Versicherung, daß ich verstehen werde, mir allseitige Genugthuung für die allseitige Beschimpfung zu verschaffen, die mir widerfahren ist, und daß ich auch keineswegs unterlassen werde, danach zu forschen, auf welche Weise mir dieses Doppelrendezvous an dieser Stelle begegnen konnte."

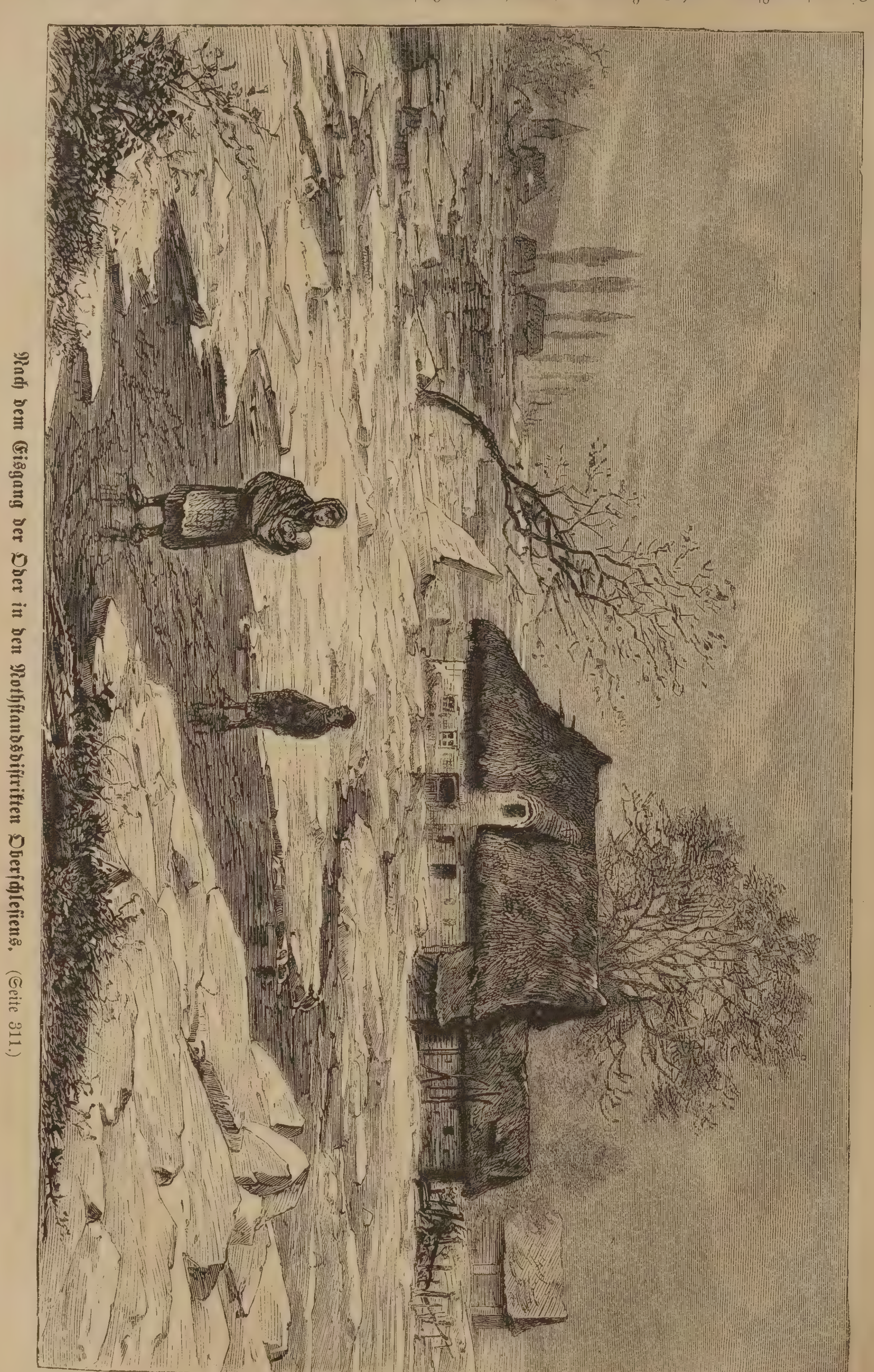
Der junge Herr, den seine oft bewährte ungeheure Dreistigkeit nicht lange im Stiche gelassen hatte, drehte sich mit vornehm zurückgeworfenen Haupte auf dem Absatze um und schritt in beschleunigtem Tempo von dannen.

Schweder sah ihm verächtlich lächelnd einen kurzen Augenblick nach, dann zuckte er die Achseln und sagte:

„Lassen Sie Sich das kleine Intermezzo nicht weiter anfechten. Besonders Sie nicht, Fräulein Alster. Von meinem jungen Freunde Lauter setze ich ohnehin voraus, daß er — von dem

unbedeutenden Riß im Handballen ganz abgesehen — die Sache mit Humor betrachten wird, wie es jedenfalls das Gescheiteste ist."

Wanda antwortete nicht. Sie war todtenblaß geworden, als sie das Blut gesehen, welches aus Fritz Lauters rechter Hand zur Erde tropfte. Geschwind hatte sie ihr Battisttaschentuch hervorgenommen und es, ohne ein Wort zu sprechen, um seine verwundete Hand gewunden. Die Verletzung war eine ganz leichte; zwei Finger und der Ballen der Hand hatten ein paar flache und kurze Schnitte aufzuweisen. Fritz ließ sich das Verbinden gefallen, als müßte es so sein. Er dankte auch nicht mit Worten, aber seine Augen statteten reichlichen Dank ab; sie waren in strahlendem Glanze auf Wanda's von innigstem Mitgefühl bewegtes Antlitz gerichtet.



Nach dem Eisgang der Oder in den Nothstandsdistrikten Oberschlesiens. (Seite 311.)

Schweder mußte das Ausbleiben jeder Antwort auffallen; er warf einen forschenden Blick auf das vor ihm stehende Paar. Was er sah, ließ das spöttische Lächeln, welches gewohnheitsmäßig um seine Lippen zuckte, noch schärfer als sonst hervortreten.

Ich glaube gar, der kleine Lauter ist auf dem Wege, sich in die hübsche Samariterin zu verlieben, wenn er nicht schon bis über die Ohren in sie verliebt ist und war, dachte er. Das sollte mir leid thun, denn mir scheint, der arme Junge ist tiefer und dauernder Gefühle fähig, und die könnten ihm auf diesem Felde, wo vielleicht ein anderer, vielerfahrener Schnitter wird Ernte halten wollen, zu tiefen Schmerzen werden.

Schweder hatte seine imposante Gestalt bei diesen Gedanken, die im Fluge an seinem Geiste vorüberzogen, zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet.

„Aber nun denke ich," begann er wieder, „wir gehen gemeinschaftlich nach dem Dorfe da oben, der Kirchthum zeigt uns den Weg, den wir wählen müssen. Inzwischen erzählen Sie uns, lieber Lauter, wie Sie so plötzlich hier ins Gebirge hereingeschneit sind."

Schweder wollte in seiner überlegenen Nonchalance, ohne eine Silbe darüber zu verlieren, nur mit einer leichten, verbindlichen Neigung des Hauptes, Wanda seinen Arm reichen.

Wanda dankte kurz, aber mit gewinnendster Freundlichkeit; sie nahm den Arm nicht an.

„Sie werden mir nicht böse sein, Herr Schweder, wenn ich meinen Arm für die kleine Strecke Weges, welche wir noch zurückzulegen haben, Herrn Lauter gebe, der, so jung wir beide noch sind, doch mein alter, allerältester Freund ist."

(Fortsetzung folgt.)



Göschenen am nördlichen Eingang des Gotthardtunnels. (Seite 311.)

Herr Hansen und der thierische Magnetismus.

Von **Emanuel W.**

(Schluß.)

Durch Anwendung dieser verschiedenartigen Mittel gelingt es nun, bei empfänglichen Personen eine Reihe von Erscheinungen hervorzubringen, welche allerdings einen absonderlichen, fremdartigen Eindruck hervorrufen.

Das Bewußtsein wird mehr oder weniger tief herabgedrückt, die Erinnerung an das während des schlafähnlichen Zustandes vorgegangene ist oft völlig erloschen; bei einigen genügen Andeutungen über das Geschehene, um die Erinnerung wieder wachzurufen, andere wieder können sich auf alles Vorgefallene genau erinnern. Heidenhain weist nun nach, daß auch während der tiefen Grade dieses Zustandes sinnliche Wahrnehmungen immer noch stattfinden; aber sie werden nicht mehr zu bewußten Vorstellungen umgebildet und eben deshalb nicht im Gedächtniß aufbewahrt. Er erklärt dies dadurch, daß die hypnotischen Personen die Fähigkeit verloren haben, ihren Sinneseindrücken die Aufmerksamkeit zuzuwenden, und erläutert dies treffend durch Beispiele aus dem täglichen Leben. „Nicht jeder Sinneseindruck, den wir den Tag über empfangen, wird unserem Bewußtsein als Vorstellung zugeführt. Ein in Gedanken Versunkener hört die Uhr schlagen und weiß doch nicht die Zahl der Schläge; bei nachträglich eintretender Aufmerksamkeit kann er sie aus der Erinnerung nachzählen, vorausgesetzt, daß nicht schon zu lange Zeit seit dem Sinneseindrucke verflossen ist." Ebenso führen wir eine Menge Handlungen aus, deren Zweckmäßigkeit uns nicht zum Bewußtsein gelangt, sondern die wir, wie der Laie sich ausdrückt, unbewußt, mechanisch, vollführen. Die Physiologie kann allerdings diese Definition nicht anerkennen; denn jede Empfindung entsteht erst durch Bewußtsein. Der Vorgang ist ein verwickelterer. Bewußtsein ist vorhanden, aber es wird in uns nicht zur Vorstellung ausgebildet, d. h. wir *wissen* nicht, daß wir bewußt handeln. So fällt im Schlaf, in der Ohnmacht, Narkose (Betäubung durch narkotische, berauschende Mittel), Wahnsinn, das Bewußtsein weg, nicht als ob das Vorstellen selbst aufhörte, im Gegentheil, es steigert sich im Traum und Wahnsinn oft in hohem Grade, sondern das *Wissen*, daß wir uns etwas vorgestellt haben, geht verloren. Die Handlungen werden also nicht unbewußt vollführt, sondern nur die Erinnerung an das Gehandelthaben ist nicht bewahrt worden. Unsere Handlungen aber sind willkürlich und werden durch das Bewußtsein veranlaßt.

Während aber der gesunde Mensch eine Handlung auf die Art zustande bringt, daß sein Wille die Vorstellung in ihm wachruft und dadurch die That veranlaßt, findet bei dem Hypnotischen das umgekehrte statt. Das Bild einer von ihm gemachten Bewegung erregt die Vorstellung einer ähnlichen in ihm und diese Vorstellung veranlaßt seinen Willen zum Handeln. Alle die Bewegungen des Experimentators, welche in dem Versuchsobjekt einen Gesichts- oder Gehörseindruck erregen, werden daher nachgemacht. Trotz scheinbar vollständig geschlossener Augenlider an dem Hypnotisirten ist der Lidschluß kein völliger, Bewegungen, welche *vor* dem Versuchsobjekt geschehen, können daher gesehen werden. Wenn daher Hansen angibt, er verursache den Zustand des Hypnotismus und die Bewegungen durch seinen Willen, so ist dies vollkommen unrichtig. Die Ursache der Erregung liegt, wie wir sahen, in dem Anstarren des Glasknopfes und anderen äußerlichen Einwirkungen, die Bewegungen sind Nachahmungsbewegungen.

Ballt man vor einem Hypnotisirten die Faust, so ballt er die seinige; öffnet man den Mund, klappt man mit den Zähnen, geht man mit laut hörbaren Schritten vor ihm her oder wiegt man sich vor ihm hin und her, so veranlaßt man ihn, dasselbe zu thun. Was er aber nicht sieht oder hört, ahmt er nicht nach, so alle Bewegungen, welche geräuschlos hinter seinem Rücken ausgeführt werden. Hansen befiehlt mit lauter Stimme dem Hypnotischen, diese oder jene Handlung zu thun; das Objekt wird aber nicht durch die Worte zur Nachahmung veranlaßt, sondern dadurch, daß Hansen gleichzeitig die entsprechende Bewegung vollführt. Wenn er der Versuchsperson eine Kartoffel in den Mund steckt und sie einladet, die schöne Birne zu essen, begleitet er seine Worte mit sichtbaren und hörbaren Kaubewegungen.

Interessant ist noch, wie Heidenhain versucht, zu erfahren, ob und wie die hypnotischen Personen von dem, was mit ihnen geschehen sei und was sie gethan haben, während der Dauer ihres Zustandes Kenntniß gewinnen. Es ist hierbei große Vorsicht geboten, um in den Befragten nicht eine Antwort hineinzuexaminiren. „Stellt man nach dem Erwachen an die Versuchsperson die Frage, ob sie sich dieser oder jener vorgenommenen Handlung erinnere, so lautet die Antwort bejahend. Fragt man aber, was während des Schlafes mit ihr geschehen sei, so lautet die Antwort immer: Ich weiß es nicht. Gibt man aber eine leise Andeutung des Vorgefallenen, so taucht die Erinnerung plötzlich auf. Der Hypnotisirte verhält sich ähnlich, wie jemand, der im natürlichen Schlafe einen Traum gehabt hat. Wie oft ist das Traumbild früh morgens verschwunden, um wieder im Laufe des Tages aufzuleben, wenn ein Ereigniß eintritt, das zu dem Traume in Beziehung steht, z. B. wenn man Personen, von denen man geträumt hat, begegnet, und dergleichen." Wir waren selbst Zeuge eines solch' interessanten Vorganges. Heidenhain hypnotisirte einen Studirenden und trank dann, vor ihm stehend, laut schluckend Wasser; der Betreffende machte deutliche Schluckbewegungen. Heidenhain hob langsam seine herabhängenden Arme aufwärts. Solange sie außerhalb des Gesichtsfeldes des Streichenden sich befanden, blieb er ruhig; als sie in den Bereich desselben gelangten, folgte er mit den Armen der Bewegung. Erweckt und befragt, was geschehen sei, sagte er: „Ich weiß es nicht." — „Sie haben es vergessen? Vielleicht wegen der großen Hitze? Haben Sie etwa Durst?" lautete die Frage Heidenhains. „Jetzt fällt es mir ein," antwortete jener, „ich habe geschluckt." — In ähnlicher Weise auf Armbewegungen gebracht, erinnerte er sich genau des von ihm ausgeführten Hebens und Senkens.

Wie schon erwähnt, wird in manchen Fällen das Objekt nicht bewußtlos, mitunter tritt hingegen ein so tiefer Grad des Vergessens ein, daß jede Spur einer Sinneswahrnehmung und damit auch die Möglichkeit der Nachahmungsbewegungen fehlt. Ob auch Hallucinationen, Wahnvorstellungen zustande kommen können, ist bis jetzt in Breslau noch nicht beobachtet worden. Weinhold führt einige solche Fälle an, die von Zöllner (Wissenschaftliche Abhandlungen, 3. Bd. S. 529 und 530) beschrieben sind. Auf jeden Fall ist von einer Uebertragung der geistigen Vorstellungen des Experimentators auf das Objekt nicht die Rede, aber es ist nicht unmöglich, daß Geräusch- und Lichteindrücke eigenthümliche Gedankenverbindungen herbeiführen, wie man das im Traum ja oft zu beobachten Gelegenheit hat.

Eine neue, selbst von Hansen noch nicht gekannte Art von Nachahmebewegungen führte acht Tage nach Heidenhains bedeutsamem Vortrage Prof. Berger in der Vaterländischen Gesellschaft vor. Bei einem gewissen Grade der Erregbarkeit wird das Objekt veranlaßt, *alle vorgesprochenen Worte deutlich nachzusprechen*. Das Erstaunen der Anwesenden war ein begreifliches, als es Berger an zwei Personen gelang, dieselben in allen Sprachen vorgesagte Sätze, selbst eine Reihe malayischer Worte genau wiederholen zu lassen. Die Töne kamen gleichsam zwangsweise hervorgestoßen aus den starr Dasitzenden heraus. Berger hatte die Objekte dadurch besonders empfänglich gemacht, daß er ihnen die Hand in den Nacken legte. Es schien schwierig, diese merkwürdigen Vorgänge, welche den Menschen sogar in einen Sprechautomaten, einen edison'schen Phonographen, umwandeln, physiologisch zu erklären. Heidenhain gelang dies und der Wegweiser war ihm eines jener von frommen Eiferern so heftig geschmähten Thierexperimente.

Der Physiologe Friedr. Leop. Goltz hatte nämlich vor einigen Jahren gezeigt, daß *Frösche*, denen man das *Großhirn herausgeschnitten* hat, nachdem sie sich von der Amputation erholt haben (und sie können, falls man sie füttert, indem man ihnen die Nahrung direkt in den Mund steckt, noch recht lange *weiterleben*), so oft man ihren Nacken berührt, quaken. Kitzelt man Hypnotisirte im Nacken, so stoßen sie ebenfalls jedesmal einen unartikulirten Laut aus. Goltz hatte ferner an *Hunden* gezeigt, denen man durch einen Schnitt oberhalb der Lendengegend das *Gehirn vom Rückenmark getrennt* hat, daß, nachdem die Wunde verheilt ist, beim Streichen der Stelle das Thier mit dem Hinterbein der gestrichenen Seite eine scharrende Bewegung macht. Auch diese Erscheinung tritt bei Hypnotisirten ein. Streicht

man die rechte Lendengegend, so scharrt der Hypnotisirte mit dem rechten Bein, streicht man die linke, so tritt an dem linken Bein dieselbe Erscheinung auf. Diese vergleichenden Beobachtungen lassen eine Art der Bewegungserscheinungen in einem neuen Lichte erscheinen. Die Physiologie hat nämlich nachgewiesen, daß das Großhirn das Organ aller mit Bewußtsein verbundenen Verrichtungen ist, daß also im Großhirn jener schon besprochene Vorgang stattfindet, der die von außen eintretende Erregung in Empfindung umwandelt und hierdurch gleichzeitig die den Empfindungen entsprechenden Bewegungen veranlaßt. Außer diesen durch das Großhirn vermittelten, willkürlichen Thätigkeiten gibt es aber noch eine Reihe von Bewegungserscheinungen, welche direkt durch Uebertragung des Reizes der erregbaren Nerven auf die entsprechenden Bewegungsnervenknoten vermittelt werden, ohne daß das Bewußtsein, das Großhirn, in Thätigkeit tritt. Man nennt sie Reflexerscheinungen. Wird z. B. durch hineingelangenden Staub die Schleimhaut des Kehlkopfes oder der Nase oder auch die Bindehaut des Auges gereizt, so macht die Schleimhaut Bewegungen, um den fremden Körper auszustoßen, wir husten oder niesen oder schließen das Auge. Diese Reflexbewegungen geschehen, ohne daß wir es wollen, also ohne das Großhirn; sie können aber durch dasselbe, durch den Willen, theilweise unterdrückt werden, wie jedermann weiß, daß man einen Husten- oder Niesausbruch zeitweilig verhindern kann. Ueberhaupt wirkt die Thätigkeit des Großhirns herabsetzend auf die Reflexerregbarkeit; diese tritt daher stärker auf, sobald das Großhirn außer Funktion getreten ist, so im Schlaf und bei einigen Krankheiten des Hirns. Das Quaken des ohne Großhirn lebenden Frosches ist daher eine Reflexbewegung, das Scharren mit dem Bein bei dem auf oben beschriebene Weise vivisezirten Hunde ist ebenfalls eine durch den äußeren Reiz des Streichens unmittelbar hervorgerufene, nicht durch bewußte Vorstellung gewollte Reflexbewegung. Das automatische Nachsprechen der Hypnotisirten ist also ebenfalls eine Reflexerscheinung, folglich ist in ihnen das Großhirn nicht in Thätigkeit. Allerdings ist es noch nicht genau festgestellt, ob wirklich eine völlige Lähmung des Großhirns oder vielleicht nur ein solcher, Torpor genannter, Zustand in der äußeren, sogenanten grauen Hirnrinde vorliegt, was besonders für schwächere Grade des Reflexzustandes wahrscheinlich ist.

Heidenhain zeigte noch ein weiteres interessantes Phänomen, welches diesen Ansichten zur Stütze dient. Hansen hatte angegeben, daß gewisse Medien, wenn man gegen ihre Brust- oder Magengegend spricht, bestimmte Antworten geben, eine Behauptung, auf der ja schließlich das Wesen des Somnambulismus und Hellsehens beruht. Heidenhain fand nun selbstverständlich nicht, daß die Versuchspersonen etwa Fragen beantworten, aber er bemerkte, daß durch Reizung gewisser Stellen in der Magengegend der nachahmende Sprechapparat in Thätigkeit versetzt wird. Mittels eines Sprachrohrs, durch welches er seine Worte auf genau begrenzte Orte richten konnte, suchte er die besonders erregbaren Bezirke auf, und es zeigte sich, daß zu der Magenregion noch die hintere Rachenwand und der Kehlkopf hinzutreten. Wurden Stimmgabeln, welche in Schwingung versetzt waren, an diesen Orten aufgestellt, so gab das Objekt einen summenden Ton an. Diese reizbaren Bezirke werden nun von einem Nerven versorgt, den die Anatomie Nervus vagus (herumschweifenden Lungenmagennerv) nennt; er geht von dem verlängerten Mark aus und liefert Aeste, die nach dem Schlund und Kehlkopf, Herz, Lungen, Speiseröhren und Magen sich verzweigen. Heidenhain ist nun der Ansicht, daß die durch das Ohr wahrgenommenen Schalleindrücke vermittels dieses Nerven im Erregungszustande auf den Sprechapparat reflektorisch übertragen werden. Es bleibt das noch weiter zu beweisen, Thatsache ist jedoch, daß dieser Nerv besonders erregbar wird, und da man, ebenfalls durch Thierversuche von Goltz, weiß, daß bei heftiger Reizung des Nervus vagus, z. B. durch Klopfen auf den Bauch, die Herzthätigkeit in Stillstand gerathen kann, so ist das Bedenken, daß bei den hansen'schen Experimenten eine Herzlähmung eintreten könnte, völlig gerechtfertigt.

Außer den Nachahmungs- und den Reflexbewegungen treten aber an Hypnotisirten noch eine Reihe anderer interessanter und wichtiger Erscheinungen auf. Erstens wird die Schmerzempfindung bei der Mehrzahl herabgedrückt (bei einigen wird sie in hohem Grade gesteigert). Die Schmerzlosigkeit ist für den Zuschauer besonders frappant, und Hansen unterließ es nie, seinen Medien eine Stecknadel bis zum Knopfe in die Hand zu senken, ohne daß der Betreffende etwas merkte, wie Verfasser an sich selbst überzeugt wurde.

Ferner zeigt sich aber noch, daß alle Muskeln, welche reflektorisch erregt werden, längere Zeit in diesem Zustande verharren. Streicht man bei einem normalen Menschen leise über die Haut, so erfolgt reflektorisch eine schnelle Zusammenziehung der Muskeln, die aber bald vorübergeht; bei den Hypnotischen aber bleiben dieselben auf längere Zeit zusammengezogen, es tritt ein starrkrampfartiger Zustand ein, welcher sich auf den ganzen Körper erstrecken und diesen steif machen kann. Streicht man einem Hypnotisirten über die geballte Hand, so tritt sofort Krampf ein und die Hand kann nicht geöffnet werden; ebenso verhält es sich mit dem hansen'schen Experiment des Schließens der Augen und der Zähne. Dieser Starrkrampf ist ähnlich dem bei einer gewissen, jedoch wenig genau studirten, seltenen Krankheit auftretenden, bei der Katalepsie, und Heidenhain hält dafür, daß der hypnotische Zustand nichts weiter ist, als eine künstlich erzeugte Katalepsie. Durch kräftige Hautreize, so durch das Anblasen, das Hansen anwendet, wird sie geschwächt, aber keineswegs beseitigt, denn es wurde festgestellt, daß hypnotisirte Personen noch nach mehreren Tagen äußerst leicht kataleptisch erregbar sind. Der Starrkrampf ist die Ursache, daß Hansen seine Medien in jede beliebige Stellung bannen kann, sobald er wiederholt die Körpertheile leicht streicht, und hierauf beruht auch das so bewunderte Experiment, daß ein in diesem Zustande mit Kopf und Füßen auf zwei Stühlen frei ruhender Mensch, mag er noch so schwächlich sein, das Körpergewicht des Herrn Hansen ohne jede Druckempfindung aushält, was ebenfalls der Verfasser an sich selbst beobachten konnte.

Ein anderes wichtiges Faktum wurde von Berger gefunden, nämlich, daß man ein Objekt aus einem gesunden, normalen Schlaf in den hypnotischen Zustand überführen kann. Wenn die Versuchspersonen in tiefen Schlaf versunken dalagen, näherte er sich ihrem Bett, legte die Hand auf ihre Stirn, und nach zwei bis drei Minuten war ein kataleptischer Zustand eingetreten. Dasselbe erreichte er durch erwärmte Platten, welche er über dem Haupte des Objekts anbrachte. Auch hier ist die Ursache der Erscheinung die Erregung der Reflexthätigkeit, welche im Schlafe besonders stark geweckt werden kann, da ja, wie wir oben zeigten, in ihm das Großhirn, das eine hemmende Thätigkeit ausüben könnte, in Ruhe ist. Ausgedehnte Untersuchungen dieser neuen Beobachtung werden vielleicht noch einiges Licht werfen auf die Entstehung des Schlafwandelns.

Hansens unbekannte Wirkung, sowie eine große Reihe der früher einem thierischen Magnetismus zugeschriebenen Erscheinungen brauchen also zu ihrer Erklärung nicht die Annahme einer neuen Naturkraft; mehrere gleichzeitige Umstände bewirken jene Nachahmebewegungen, reflektorischen Sprachbewegungen und den Starrkrampf. Weitere Beobachtungen, welche mit gleich kritischer Schärfe und experimentellem Geschick ausgeführt würden, wie die beschriebenen, werden die noch dunklen Thatsachen völlig aufklären und den thierischen Magnetismus endgiltig in das Fabelgebiet verweisen.

Vorläufig ist allerdings erst der Anfang gemacht, aber wenn wir wissen, werden wir auch erkennen.

Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist.

(Fortsetzung.)

Werfen wir einen Blick auf die neue Welt, so finden wir in den Theilen, welche vor Ankunft der Europäer in gewissem Grade civilisirt waren, ganz ähnliche Verhältnisse: eine höchst ungleiche Vertheilung von Reichthum und Pracht. Prächtige Tempel und Paläste bezeugen uns die Macht der Priester und des Adels, während, wie gewöhnlich, keine Spur von den Hütten übrig geblieben ist, in denen die Masse des Volkes lebte.

Auffallend ist, daß in dem von der Natur so bevorzugten Brasilien nicht die geringsten Spuren einer Civilisation zu finden sind und doch ist dieses Land mit einer üppigen Vegetation geseg-

net. Seine Wälder sind von mächtigen Wiesen eingefaßt, die von Hitze und Feuchtigkeit dampfen und zahlreichen Herden wilden Viehes Nahrung gewähren, aber bei all' dieser übermäßigen Fruchtbarkeit, unter all' dieser glänzenden Pracht ist für den Menschen keine Stätte übrig geblieben; er ward durch die Großartigkeit der ihn umgebenden Natur erdrückt. Die Entwicklung des Ackerbaues wird durch undurchdringliche Wälder aufgehalten, die Ernte durch unzählige Insekten zerstört; alles ist darauf angelegt, den Geist des Menschen zu lähmen; selbst jetzt sieht man trotz aller von Europa eingeführter Verbesserungen, nur wenig Zeichen wirklichen Fortschrittes, nicht einmal der fünfzigste Theil des Landes ist angebaut; dieses Land mit den mächtigsten natürlichen Hülfsquellen, wo sich Früchte und Thiere im Ueberflusse finden, wo der Boden durch die schönsten Flusse bewässert wird und die Küsten mit den trefflichsten Häfen übersäet sind — dieses Land, mehr als 12 mal so groß als Frankreich, hat nur 6 Mill. Einwohner.

In Peru und Mexiko konnte unter andern Naturbedingungen auch eine ganz andere Kulturstufe erreicht werden; in diesen beiden Ländern bleibt die Zeugungskraft der Natur innerhalb gewisser Grenzen stehen, obgleich daher ihre Hülfsquellen nicht so zahlreich waren, als diejenigen Brasiliens, so waren sie dafür weit leichter zu beherrschen und flossen immerhin reichlich genug, die Ansammlung von Reichthum zu ermöglichen, ohne die kein Fortschritt möglich ist. Die gewöhnliche Nahrung ist der Mais, eine den Bestandtheilen nach den Datteln und dem Reis völlig entsprechende Frucht, welche 3—400 fältigen Ertrag gewährt; daneben nähren sich die Mexikaner und Peruaner von Bananen, welche so reichlich wachsen und so viel Nahrungsstoff enthalten, daß ein Morgen mehr als 50 Personen ernähren kann, während ein Morgen Weizen in Europa nur zwei Personen ernährt.

So sind wir im stande, durch einfaches Aufsuchen natürlicher Ursachen zu erkennen, warum im allgemeinen die Kulturen von Mexiko, Peru, Indien, Aegypten, sowie einigen anderen Ländern Südasiens und Centralamerikas einander ziemlich ähnlich waren. Alle waren jedoch gleich unfähig, diese Civilisation weiter zu verbreiten. Das Volk war überall so gefesselt, daß es ohne Erlaubniß der Regierung weder seinen Wohnort noch seine Kleidung ändern durfte; daß Gesetz schrieb jedem das Gewerbe vor, das er treiben, die Kleider, die er tragen, die Frau, die er nehmen, die Vergnügungen, die er sich machen durfte. Es gab nur zwei Klassen: die Klasse der Herrschenden und die der Gehorchenden. In einem solchen Zustande war z. B. Mexiko, als es von den Spaniern entdeckt wurde, dieser Zustand war aber so unerträglich geworden, daß die allgemeine Unzufriedenheit eine der Ursachen war, welche die Erfolge der Spanier erleichterten und den Sturz dieses Reiches herbeiführte. Ueberall treffen wir die Eintheilung in scharfgesonderte Kasten, es war beinahe unmöglich, von einer niedern in eine höhere zu gelangen; der Sohn mußte die Beschäftigung seines Vaters fortsetzen; dieser stationäre und konservative Geist ist jedem Lande eigenthümlich, indem die oberen Klassen die Gewalt ausschließlich an sich gerissen haben. Derselbe Geist zeigte sich auch in der ungewöhnlichen Ehrfurcht für das Alterthum und in dem thörichten Hasse gegen Neuerungen.

Die Folge dieser großen bis jetzt besprochenen Naturgesetze, welche in den blühendsten außereuropäischen Ländern zwar die Ansammlung von Reichthum beförderten, seine Vertheilung aber verhinderten — war, daß in allen diesen Formen der Civilisation die große Masse des Volkes von den nationalen Verbesserungen keinen Vortheil hatte. So wurde die Grundlage des Fortschritts sehr beschränkt und der Fortschritt selbst fast unmöglich. Wenn daher ungünstige Umstände von außen auftraten, so war es natürlich, daß das ganze System zu Grunde ging. Diese einseitigen und unregelmäßigen Kulturformen waren ohne Zweifel lange vor ihrer wirklichen Zerstörung schon in Verfall gerathen; die Gesellschaft konnte sich nicht erhalten, weil sie in sich selbst feindlich getheilt war, ihre eigene Entartung beförderte den Fortschritt fremder Eroberer und bewirkte den Sturz dieser alten Reiche, die bei einem gesünderen System leicht zu retten gewesen wären.

Während Klima, Nahrung und Boden hauptsächlich die Ansammlung und Vertheilung des Reichthums beeinflussen, wirken die übrigen, mehr in die Augen fallenden Naturerscheinungen auf die Ansammlung und Verbreitung der Gedanken. Diese Erscheinungen sind zweierlei: solche, welche vornehmlich auf die Phantasie wirken und solche, die sich an den Verstand wenden, an die rein logischen Operationen des Denkens. Bei einem gesunden Gleichgewicht des Geistes spielen Phantasie und Verstand jedes seine Rolle und unterstützen einander, meistens ist aber der Verstand zu schwach und wird von der Phantasie beherrscht; selbst in unserem Zeitalter, da die Phantasie mehr als in einem früheren beherrscht wird, hat sie leider immer noch viel zu viel Gewalt. Dies läßt sich leicht beweisen nicht nur durch den überall noch unter dem Volke herrschenden Aberglauben, sondern auch durch die Ehrfurcht vor dem Alterthum, welche immer noch bei der Mehrzahl der Menschen die Unabhängigkeit fesselt, das Urtheil blendet und das Selbstvertrauen schwächt.

Alle Naturerscheinungen, welche die Gefühle der Furcht erregen oder das Gemüth mit Verwunderung und dem Begriff des Unbestimmten und Uebermächtigen erfüllen, sind geeignet, die Phantasie zu entflammen und die langsamere und bedächtigere Operation des Verstandes unter ihre Herrschaft zu bringen. Im Vergleich mit der Gewalt und Majestät der Natur gewinnt der Mensch das peinliche Gefühl seiner eigenen Kleinheit und Unbedeutendheit. Durch unzählige Hindernisse von allen Seiten eingeschränkt, erschrickt sein Geist vor dem Unergründlichen und bemüht sich kaum noch um das Einzelne, woraus jene erhabene Größe besteht. Wo dagegen die Werke der Natur jener furchtbaren Großartigkeit entbehren, gewinnt der Mensch Selbstvertrauen und meint sich mehr auf seine eigene Kraft verlassen zu können, er kann sich sozusagen hindurcharbeiten und nach allen Richtungen seine Macht ausüben.

In Asien, Afrika und Amerika ist die Außenwelt im allgemeinen furchtbarer als in Europa; dies gilt nicht nur von festen und beständigen Erscheinungen, wie von Bergen, Flüssen u. dgl., sondern auch von periodischen, wie: Erdbeben, Stürmen u. dgl., naturgemäß mußte also dort die Phantasie die Oberhand gewinnen. Wird der Mensch fortwährend durch die ernstlichsten Gefahren beunruhigt, die er weder vermeiden noch begreifen kann, so überzeugt er sich von seiner Schwäche und der Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel, wodurch der Glaube an übernatürliche Einwirkungen mächtig unterstützt wird. Wo menschliche Macht nicht ausreicht, wird übermenschliche zu Hülfe gerufen, es wird an die Gegenwart des Geheimnißvollen und Unsichtbaren geglaubt und unter dem Volke gedeihen jene Gefühle von Furcht und Hülflosigkeit, worauf sich aller Aberglaube gründet und ohne welche er sich gar nicht halten kann.

Dies läßt sich sogar in Europa nachweisen, wo solche Erscheinungen viel seltener sind. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche sind in Italien und der pyrenäischen Halbinsel häufiger und verheerender, als in irgend einem anderen großen Lande Europas und gerade dort ist der Aberglaube am größten und dort etablirten die Priester ihre Autorität.

Wie drohende Naturerscheinungen die Phantasie erregen, den Aberglauben befördern und der Wissenschaft in den Weg treten, läßt sich durch weitere Thatsachen deutlich machen. Bei einem unwissenden Volke herrscht die Neigung, alle ernsthaften Gefahren übernatürlicher Einwirkung zuzuschreiben, dadurch wird ein starkes religiöses Gefühl erzeugt und so unterwirft man sich nicht nur fortdauernd der Gefahr, sondern betet sie geradezu an. Dies geht so weit, daß man in manchen Ländern aus ehrfurchtsvoller Scheu wilde und schädliche Thiere nicht tödtet, so daß der Schaden, den dieselben anrichten, die Ursache ihrer Unverletzlichkeit wird.

So hatten die alten Kulturvölker mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, die den europäischen unbekannt waren, auf ihnen dagegen wie eine dauernde Bürde lagen und in ihrem Gemüthe Gedankenreihen erzeugten, welche die Phantasie über die Vernunft zur Herrschaft brachten, welche den Geist des Volkes mit Ehrfurcht erfüllten, statt ihn zur Forschung anzutreiben und die Neigung beförderten, die Erkenntniß natürlicher Ursachen zu vernachlässigen und die Ereignisse der Wirkung übernatürlicher Wesen zuzuschreiben. Namentlich ist die Neigung allgemein, der Gottheit die plötzlich und verheerend auftretenden Krankheiten zuzuschreiben. Da nun das tropische Klima viel ungesünder ist, als das gemäßigte, so haben wir hierin eine weitere ungünstige Einwirkung der Außenwelt auf den Geist, welche in der That einen bedeutenden Einfluß auf die alten Civilisationen ausgeübt hat und namentlich die Macht der Geistlichkeit verstärkt haben muß, denn wie ein französischer Schriftsteller sagt: „Pestseuchen sind die Ernten der Diener Gottes.“

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Ich saß nun allein. Die Unterhaltung, welche sich entspann, war mir interesselos. Da war keine Gründlichkeit und Ehrlichkeit der Gesinnung! Schöne Worte und gedrechselte Phrasen. Ein Spiel mit Ueberschriften von Werken! Nichts, was den Stellungen und dem Berufe dieser Leute in den Augen eines denkenden Mannes hätte Ehre machen können. Man verdächtigte angesehene Männer und bewarf die Namen bedeutender Geister mit Koth. Man machte banale Witze und lachte. Man sprach entrüstet über Abenteuer von Prinzen, und die Mienen der Sprecher und Zuhörer verriethen, daß es nur der Neid war, welcher die Entrüstung diktirte. — Auf der Kindtaufe, die ich neulich besuchte, waren einfache Leute, die sich von ihren geschäftlichen Verrichtungen, von Stadtneuigkeiten und sonstigem Klatsch des Langen und Breiten fast endlos unterhielten, aber dort war bei aller Seichtigkeit doch nicht ganz die Natürlichkeit entwichen, hier, in dem Kreise sehr vornehmer Familien, vermißte ich alles, was den wahren Menschen macht, und ich war durchaus nicht vermessen und eingebildet, als ich beim Abschied wieder zu mir sagte: Du warst die einzige fühlende Brust unter Larven! — Dieses Salonleben, diese konventionellen Gesellschaften sind mir verhaßt. Es kommt nichts Erfreuliches dabei zum Vorschein. — Nun sitze ich wieder in meinem Stübchen, unter meinen Büchern, und athme auf, als wäre ich einer großen Gefahr entgangen. Alles rings ist ruhig und ernst. Vor mir breitet sich die liebliche Landschaft aus und sendet mir ihren Gruß entgegen, und ich danke ihr von ganzem Herzen und rufe: In deinen Armen, o Natur, ist der wahre Frieden! Dich anblickend, bin ich wieder ein Mensch!

„Lassen Sie den Pastor aus ihrem Haus," sagte ich zur Frau Sander. „Mit seinen frommen Reden wird er den Frieden Ihrer Ehe untergraben. Ihr Mann ist nur durch Vernunft zu heilen. Das Heil kommt nicht für ihn aus dem Munde der Priester. Er haßt sie. Von gläubigem Wahne befangen, den Worten von vielleicht gutmüthigen Schwärmern trauend, erlöst ihn nur ruhige Belehrung, liebevolle Einsicht aus dem Bann. Lassen Sie ihn gehen, lassen Sie ihn, — es fällt einmal doch ein Sonnenstrahl auf ihn, der ihn zu Rechte weist!" — — Da kam ich aber schön an bei der Frau. Sie widersprach mir heftig; sie lobte den Pastor, sie citirte Bibelsprüche und der Schluß war: Die arme Seele muß mit Gewalt gerettet werden! — —

Ich habe mich unter der Hand über die Sekte der Apostoliker unterrichtet. Die allgemeine Meinung ist, daß die Anhänger sehr fromme, gläubige und gewissenhafte, brave Leute seien, die aber von einigen Parasiten durch gleißnerische Worte, durch allerhand Firlefanz, durch mehr als katholische Ceremonien geleitet und ausgenutzt werden. — Propheten, Engel und Erzengel, Bischöfe und alle die Einrichtungen des ersten Christenthums, seien die Mittel, die Thorheit zu berücken und vollends zum Fanatismus anzufachen. — Um nicht der Fama sinnlos nachzuplappern, begleitete ich Sander zu einem Sonntagsgottesdienste. Die Andächtigkeit, die heiße Inbrunst, das „ganz von der Erde Entrücktsein" bemerkte ich auch diesmal bei den Brüdern und Schwestern. Auch diesmal bewegte sich der Pastor der Gemeinde wieder in allgemeinen Redensarten und ich erkannte sogleich, daß er einer von denen sei, die ihre Sache mit Geschick und aus Geschäftsinteresse betreiben. Gegen Schluß trat ein Mensch mit stupidem Gesichtsausdruck auf, den man mir auf Befragen als Propheten bezeichnete. Dieser Mensch gerieth in Verzückung. Seine Züge verzerrten sich, sein ganzer Körper gerieth in eine Bewegung, wie solche zuweilen einen Fallsüchtigen anpackt und in dieser Exaltation stammelte er einige abgerissene Worte, die ein Bruder gewissenhaft aufzeichnete. — Darauf kam der Holzhacker (denn der Wahrsager war seines Geschäftes ein Holzhacker) wieder zur Besinnung und kehrte zu den übrigen Brüdern zurück. — Hier lag offenbar eine Narrheit oder ein Betrug vor, und als ich hörte, diese Wahrsagerei sei Kultussache, konnte ich nicht umhin, an einen höchst plumpen Betrug zu glauben, der von Charlatans in Szene gesetzt, an gewissen Individuen seine Vertreter und Verbreiter findet. — „Wie erhält sich die apostolische Gemeinde?" fragte ich einen Nachbar. — „Die Brüder und Schwestern müssen ein Zehntel von ihrem Verdienst dem Opferstock zuwenden. Nur der, welcher gewissenhaft sein Opfer darbringt, ist ein wahrer Bruder! — — Oft auch verlangt der Himmel durch den Propheten größere Opfer. Dann fließen reichlicher die Spenden und jeder gibt, so viel er kann, manche sogar mit großer Selbstverleugnung ihren letzten Pfennig, nach dem Bibelworte: Ihr sollt nicht sorgen für den anderen Morgen; sehet die Vögel unter dem Himmel an — sie säen nicht, sie ernten nicht, und unser himmlischer Vater erhält sie doch."

Seit ein paar Tagen habe ich das seltsame Schauspiel, allabendlich meine Wirthsleute religiöse Disputationen mit ziemlich großer Erregung und Heftigkeit führen zu sehen. Die Bibel liegt auf dem Tische in zwei Exemplaren aufgeschlagen, bereit als Beleg für eine aufgestellte Behauptung zu dienen. — Wäre die ganze Sache nicht so ernst, so müßte man über die Art des Kampfes lachen! — — Eine Einigung oder ein Bündniß der beiden Parteien ist undenkbar, wie sich ja religiöse Schwärmer niemals einigen lassen. — Sander bezeichnet zum Schluß mit großem Aerger seine Frau als blind, wahnbefangen, streitsüchtig; wogegen er das Epitheton der Beschränktheit und Verblendung in verschiedenen Variationen hinnehmen muß.

Der Pastor B. war bei Frau Sander. Die Aermste wird täglich aufgeregter. Ihre Gedanken sind fortwährend damit beschäftigt, herauszuklügeln, wie am besten das Werk der Bekehrung möglich sei. Während sie so sich physisch aufreibt, geht Sander ruhig seines Weges, er scheint sich jetzt vorgenommen zu haben, ein stereotypes Stillschweigen gegen alle Streitigkeiten zu setzen.

„Du ruinirst die Familie, du gibst Vagabunden und Schwindlern deine sauer verdienten Pfennige, während wir hier darben und ich mir den Kopf zerbreche, wie ich mit dem kärglichen Gehalt haushalte! Die Wirthschaft geht den Krebsgang und bald sind wir nicht mehr als Bettler!" Frau Sander rief dies am Mittagstisch in der höchsten Lage ihrer Stimme. Was Sander entgegnete, konnte ich nicht hören. Er schloß heftig die geöffnete Thür und bald darauf war es wieder still. — Es ist eine traurige Geschichte.

Halb in Träume versunken, halb von Gedanken über meine Zukunft gequält, saß ich wieder einmal auf meiner einsamen Bank im Park. Ich las von neuem den Brief, der mir neulich von meinem Vater zugeschickt worden war. „Nun stehst Du da, mitten auf einer Nußschale im Meer. Das erste beste Lüftchen kann Dich umwerfen, die erste beste Laune Dich in Lebensgefahr bringen! Was soll aus Dir werden? Und Du lernst und mühest Dich mit Wissenschaften ab. Gut. Ich schätze dies und freue mich Deines Fleißes! Aber — woher das Futter nehmen, wenn alle Deine Wissenschaften auf dürrer Weide gehen? — Es ist Leichtsinn, gradezu gesagt, mein Sohn, den Lieblingsneigungen nachgehen und nicht an das Nächstliegende, an das Praktische denken! Komme bei Zeiten zur Besinnung. Mit dem vermehrten Wissen wächst Deine Abneigung gegen einen Nährberuf, und ich denke mit Grausen an die Aussicht, Dich als innerlich und äußerlich verkommenen Menschen wiedersehen zu müssen!" — Ich mußte lächeln. Alle meine Bemühungen, die ich aufgewendet hatte, dem Vater zu beweisen, daß es gleich sei, ob ich in einem Bureau verkäme oder im Dienste eines Privatmannes sei, ja, daß ich bei dem letzteren noch viel eher die Gelegenheit habe, meine Individualität zu entwickeln und mich zu freier Thätigkeit zu erheben, daß die Pension, die ein Institut ihren Beamten gibt nach einer bestimmten Dienstzeit, bei Licht besehen eine ganz unzureichende Entschädigung sei, alle diese eifrigst und eingehend gegebenen Erörterungen hatte er mißverstanden, garnicht verstanden; die eigne Noth hatte ihm also die Selbständigkeit des Denkens geraubt. Die Beseitigung der momentanen Noth erscheint ihm also als das einzige Ziel und Streben, die Idealität ist beiseite gerückt und dem Egoismus aufgeopfert! — Hier trennen sich unsere Wege, und einsam, verkannt, gehe ich meine Bahn! — Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da hörte ich eine Gesellschaft kommen. Man sprach lebhaft. Eine weiche, melodische Stimme rief: „Dort hinter den Büschen ist eine schattige Bank. Dort wollen wir uns niederlassen!" Ich wollte forteilen — da — was sehe ich? — War es ein Traum — ein Spiel meiner Phantasie? Das war

die holde Gestalt, das waren die blauen Augen, das war sie, die ich so lange gesucht, so lange vermißt. Ich war starr. All' mein Blut stieg mir zu Kopf. Meine Füße waren schwer wie Blei, ich zog meinen Hut, ich stammelte ein paar Worte, ich glaube, es waren recht dumme, einfältige Worte, und in demselben Augenblick kamen die übrigen hinzu. Da ward ich wieder ruhig und ich konnte mit Muße mich von meiner Starrheit erholen und das liebe Gesicht betrachten, recht oft und recht lange! — Das war ein Tag! — Elisabeth heißt sie. — Und nun ist all' meine Mißstimmung fort und ein Heldenmuth hat mich erfaßt. Der kleine Weise sagte lachend: „Sie sind heute überaus lustig und gesprächig, und ich habe lange nicht so viel Schönes von Ihnen gehört." — Ich hatte aber auch dozirt, als hätte ich reinen Sauerstoff geathmet und stände vor den Pforten des Elysiums. Elisabeth ist aus Süddeutschland. Sie bleibt noch einige Wochen hier und dann kehrt sie zu ihren Bergen und zu ihren Lieben zurück! Ach, könnte ich auch dorthin, wo die Poesie wohnt und den Menschen in die Wiege gelegt wird! — — — Seit dieser Stunde begegnen wir uns oft, ich sorge schon dafür, daß wir keine stummen Figuranten sind. — O, das Menschenherz ist erfinderisch. —

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil.

(Fortsetzung.)

Den Schluß unserer geschichtlichen Zusammenstellung soll die Schilderung jener Schritte bilden, welche die Deutschen gethan haben, um der Sphinx, Nordpol genannt, beizukommen. Die Kunde von den Vinlandsfahrten der Normänner soll schon im Jahre 1040 mehrere edle Friesen zu einer Reise von der Weser aus nach Norden bewogen haben; sie brachten fabelhafte Berichte zurück, welche uns Adam von Bremen (1076) im Geschmack seines Zeitalters sagenhaft verschnörkelt überliefert hat. Zwei Jahrzehnte nach dieser ersten deutschen Nordfahrt begleitete ein Häuflein von Deutschen den norwegischen König Harald den Dritten nach Grönland. Ihre Entdeckungen mögen wohl nicht sonderlich belangreich gewesen sein, weil es die Chronisten nicht der Mühe werth hielten, sie aufzuzeichnen. 1170 segelte Madoc, Prinz von Wales, mit deutschen Matrosen nach Nordwest und erreichte ein unbekanntes Land; von einer zweiten Reise mit zehn Schiffen kehrte er nicht zurück. Während der Blüthezeit der Hansa nahm der Walfischfang in den neuerschlossenen Gewässern des nördlichen Eismeeres einen großartigen Aufschwung; von wissenschaftlichen Errungenschaften der Hanseaten weiß die Fama so viel wie gar nichts zu berichten. Erst der rastlosen Thätigkeit des Geographen Petermann war es vorbehalten, erfolgreich auch in Deutschland zu Polarforschungen anzuregen. Aller Anfang ist schwer. Die erste deutsche Expedition unter Werner (1865) erlitt schon beim Aussegeln Havarie. Die zweite deutsche Nordpolfahrt fand im Jahre 1869 statt. Am 15. Juni dieses Jahres segelten zwei Fahrzeuge von Bremerhafen zu diesem Zwecke ab und zwar das Dampfboot „Germania" unter den Befehlen des Kapitäns Karl Koldeway und das Segelboot „Hansa" (Kapitän Hegemann). Auch dieses Unternehmen hatte nicht sonderlich Glück. Der Landungsversuch an der vulkanischen Insel Jan Mayen mißglückte und somit auch die wissenschaftliche Ausbeute der Untersuchungen unter dem 71. Grad nördlicher Breite. In nordöstlicher Richtung setzten die Schiffe ihre Fahrt fort, um unter dem 75. Grad n. Br. durch das Eis nach Grönlands Küste vorzudringen. Jetzt beginnt der Kampf mit dem wilden Element. Noch hat sich bisher das Segelschiff „Hansa" an der Seite der durch Dampfkraft begünstigten „Germania" gehalten bis am 20. Juli ein Mißverständniß beide trennen sollte. Im Eise arbeitend, empfing Kapitän Hegemann von Coldeway das Signal: „Kommen Sie auf Rufweite heran"; er verstand aber: „Segeln Sie weiter nach Westen" — und dieses Mißverständniß wurde verhängnißvoll. Nie sollten sich die Schiffe wiedersehen. Es beginnt jene an Abenteuern überreiche, durch Gefahren und Mißgeschick aller Art, aber auch durch Muth und Standhaftigkeit aller Art ausgezeichnete Fahrt, von der man noch reden wird in den spätesten Tagen. Während nun die „Germania" bald glücklich Grönlands Küste erreichte und dort ihre Arbeiten und Entdeckungen vollführte, setzte die „Hansa" den Kampf mit dem Eise fort. Aber so nahe sie auch der Ostküste Grönlands kam, die der Instruktion gemäß erreicht werden sollte, so wenig gelang die Landung. In tragischer Weise schildert Kapitän Hegemann den Kampf, den sein immer tiefer ins Eis hineingerathendes Schiff zu bestehen hatte, wie die freien Wasserstellen kleiner und kleiner werden, wie das Eis sich bildet und wie die Macht der Menschen gegenüber den Elementen erlahmt und endlich am 15. September die „Hansa", ein bewegungsloser Klotz, fest eingefroren war. Jetzt erfolgte der Bau des Hauses aus Kohlen auf der Eisscholle, wie wir es bei den Duldern der „Polaris" geschildert haben, die umsichtige Einrichtung für alle kommenden Gefahren. Das Eis preßte indessen fort, das Schiff wurde gehoben, seine Fugen krachten, man sah ein, daß es verloren war, und rettete aus demselben auf die Scholle, was zu retten war. In Eis und Schnee, fürchterlich von Kälte leidend, zusammengedrängt in das enge Kohlenhaus, vom arktischen Strom unaufhaltsam gen Süden getrieben, haben die Hansamänner immer noch Zeit gefunden, so viel sie vermochten, der Wissenschaft zu dienen und Beobachtungen anzustellen. Sie messen die Temperatur, zeichnen die Küste, wo sie ihr nahe kommen, fixiren die phantastisch gestalteten Eisberge, an denen sie vorübertreiben, und auch ihr altes Haus, die „Hansa", die als elendes Wrack an der Scholle klebt. In einer Nacht ist auch das Wrack fast lautlaus in den Meeresgrund gesunken, und nur die Boote blieben den Hansaleuten übrig, auf denen sie endlich nach zweihunderttägiger Fahrt ihre Rettung veranstalten sollten. Am 19. Oktober war die „Hansa" unter dem 71. Grad nördlicher Breite gänzlich untergegangen, Weihnachten feierte man zwischen dem 67. und 68. Grad; als man den 66. Grad erreicht hatte, zerbrach am 15. Januar 1870 die Scholle; am 7. Mai verließ man unter dem 61. Grad den Rest der Scholle, und am 15. Juni liefen die Boote, mit der deutschen Flagge geschmückt, in der Missionsstation Friedrichsthal ein. Das andere Schiff der zweiten deutschen Nordpolexpedition, die „Germania", fuhr an der Küste bis zu 75° 31′ nördlicher Breite und überwinterte an der Sabineinsel. Auf Schlitten wurde die Küste bis 77° nördlicher Breite untersucht, der Franz-Joseph-Fjord und alpenreiche Gebirge entdeckt und außerordentlich werthvolles Material für die Wissenschaft gesammelt. 1870 kehrte die Expedition glücklich zurück. — Die Schicksale der im Jahre 1872 absegelnden österreichisch-ungarischen Expedition unter Weyprecht und Payer haben wir bereits im ersten Kapitel geschildert.

Die letzte und bestausgerüstete Expedition statteten die Engländer aus. 1875 segelten die Dampfer „Alert" und „Discovery" unter Nares und Stephenson durch den Smithsund und Kennedykanal; „Discovery" überwinterte an der Westküste, am Eingang des Robesonkanals, unter 81° 45′, „Alert" jenseits desselben, unter 82° 27′ nördlicher Breite. Dort breitete sich nordwärts ein mit sehr schwerem Eis bedecktes Meer aus. Auf Schlittenreisen wurde der nördlichste Punkt unter 83° 20′ erreicht, ein Theil der Westküste Grönlands aufgenommen und im Nordosten Kap Britannia (circa 82° 54′) gesichtet und Grantland Westen hin untersucht, sein nördlichster Punkt, Kap Kolumbia, zu 83° 7′ nördlicher Breite und 70° 30′ westlicher Länge von Greenwich bestimmt. Weiter westlich tritt die Küste zurück und biegt endlich nach Südwest ab. Nach schwieriger Eisfahrt kehrte die Expedition 1876 nach England zurück. Nares ist der Ansicht, daß der Nordpol auf diesem Wege nicht zu erreichen ist. Hören wir, wie der gewiegte Nordpolfahrer Weyprecht darüber denkt: „Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat das Geheimnißvolle, das Räthselhafte stets die größte Anziehung auf die Menschen ausgeübt, und sie oft dahin gebracht, daß sie ihren Besitz, ihre Gesundheit, ja ihr Leben daran setzten, den Schleier von dem verborgenen Schatze zu heben, den sie in den Tiefen der Erde oder auf den Gipfeln der Berge, im Stein der Weisen oder in irgendeiner sinnreich konstruirten Maschine entdeckt zu haben glaubten. Nicht das helle Licht, das die ächte wissenschaftliche Forschung über die Dinge und ihre physikalischen und chemischen Beziehungen zu einander ausstrahlt, lockt und reizt die Neugier, sondern es ist grade der ungewisse Dämmerschein noch unreifer Spekulationen, das Flimmern und Leuchten aus der Nacht gänzlich unerforschter Gebiete heraus, was immer und immer wieder die Gemüther der Menschen bis zu wahnsinniger Begeisterung erhitzt, tollkühne Thaten erzeugt, zahllose kostbare Opfer fordert."

Nur von diesem Gesichtspunkt aus vermag sich der ruhige, vorurtheilsfreie Beobachter die Entstehung und die Wirkung der Nordpolexpeditionen zu erklären, die früher namentlich von England, im letzten Dezennium aber wesentlich von Deutschland, Schweden, Rußland und Nordamerika ausgesandt worden sind, alle zu dem mehr oder weniger scharf ausgesprochenen Zwecke: wenn irgend möglich eine höhere Breite, als die Vorgänger, ja den Nordpol selbst zu erreichen. Was hofften denn die Menschen, mußte man sich jedesmal wieder fragen, so ungeheuer Wichtiges und Erstrebenswerthes in jenen eisumstarrten Gefilden zu finden? Ist es denn nicht längst ausgemacht, daß der geographische Pol weder mit dem magnetischen noch mit dem Isothermen-Pol zusammenfällt, daß jener überhaupt an sich für die Menschheit durchaus keine höhere Bedeutung hat, als irgendein anderer Punkt in hohen Breiten? Ebenso ist ja die lang gesuchte nordwestliche oder nordöstliche Durchfahrt nach dem Stillen Ozean längst aufgegeben, und daß für kaufmännische Interessen dort so gut wie nichts zu holen ist, davon hat man sich nach vielen schlimmen Erfahrungen endlich auch überzeugt.

„Aber die reine, interesselose Wissenschaft," erhielt man gewöhnlich zur Antwort, wenn man nach den Zielen dieser Bestrebungen fragte, „der Forschungstrieb der Menschen ist es, in deren Dienste jene tapferen Männer Gesundheit und Leben wagen, für welche Regierungen und Private in regem Wetteifer pekuniäre Opfer bringen!" Sehr schön und lobenswerth; und wenn sich's zunächst darum handelt, ob sich denn die Wissenschaft im ganzen von der genauen Erforschung der Polargegenden großen Gewinn versprechen könne, so sind wir die ersten, diese Frage

im vollsten Umfange zu bejahen. Die extremen Bedingungen, unter denen die Naturkräfte in den Polargebieten auftreten, rufen außerordentliche Erscheinungen hervor, welche das beste Mittel zum Studium der Kräfte selbst bieten. So ist denn in der That fast jeder Zweig der Naturwissenschaften bei der Polarforschung aufs lebhafteste betheiligt. In erster Linie aber steht die Lehre vom Erdmagnetismus, jener wunderbaren, geheimnißvollen Naturkraft, die wir nicht durch irgendwelche sinnenfällige, gewaltige Wirkungen, sondern nur durch das stille Zittern und Schwanken der Magnetnadel kennen lernen, die aber doch sicherlich von der größten Bedeutung für das gesammte Leben der Mutter Erde ist, die uns gleichsam das Pulsiren ihres innersten Kernes, die leisen Athmungsbewegungen ihres Leibes verräth. Bereits nachgewiesen ist der innige Zusammenhang des Erdmagnetismus mit den elektrischen und galvanischen Verhältnissen der Erde; man hat ihn aber auch, und wohl mit Recht, mit dem Nordlicht, den Erdbeben, den Sonnenflecken und allen möglichen atmosphärischen Störungen in Verbindung gebracht. Da aber die Gesetze des Erdmagnetismus, wie so vieler anderen Kräfte, nur durch das Studium der Störungen und Variationen, denen er unterworfen ist, erkannt werden können, und da die letzteren nur an den Polen mit genügender Deutlichkeit auftreten, so ist klar, daß wir nur dort den Schlüssel zu diesen noch ungehobenen Schätzen zu finden hoffen dürfen. (Fortsetzung folgt.)

Nach dem Eisgang der Oder in den Nothstandsdistrikten Oberschlesiens. Der Nothstand ist in vielen oberschlesischen Bezirken eigentlich permanent, nur daß heute auch die sonst noch vorhandenen geringen Mittel gänzlich fehlen, sodaß, wäre nicht Hülfe von außen gekommen, dieser Theil der Bevölkerung unerbittlich dem Hungertode preisgegeben gewesen wäre. Die Ursachen waren folgende: Die Kreise Glatz, Neurode, Ratibor, Kosel, Oppeln, Falkenberg, Steinau, Ohlau, Breslau und Wohlau waren durch furchtbare Ueberschwemmungen heimgesucht worden und infolge dessen ihre Ernten vernichtet. Ferner wurden durch Mißwachs betroffen die Kreise Rybnik, Pleß, Lublinitz und Gleiwitz. Nach amtlichen Nachrichten waren im Kreise Ratibor allein 6119 Grundbesitzer von dem Nothstande betroffen, 3766 darunter haben nur einen Besitzstand bis zu 10 Morgen und für zwei Drittel der betroffenen ist der Landbau nur Nebenbetrieb. Er liefert ihnen jedoch unter normalen Verhältnissen die gewohnte karge Nahrung für den Winter. Im Kreise Oppeln sind 20, im Kreise Gr.-Strehlitz 5 und im Kreise Falkenberg 14 Ortschaften von der Ueberschwemmung heimgesucht worden. Die übrigen angeführten Bezirke haben mehr oder weniger stark gelitten. Die Zahl der Hülfsbedürftigen belief sich nach den Angaben des preußischen Finanzministers auf 106 000. Bereits Ende November mangelten deshalb bei tausenden von Familien die Nahrungsmittel gänzlich. Der Regierungspräsident v. Quadt berichtete damals über die Situation in den Kreisen Rybnik und Pleß: Von den hauptsächlichsten Nahrungsmitteln der niederen Klassen, Kartoffeln und Kraut, ist das letztere von den Raupen gefressen und die erstere hat theilweise nicht einmal die Aussaat wiedergegeben. Roggen und Hafer sind nahezu mißrathen. Er fügt, nachdem er die Verhältnisse spezieller geschildert, hinzu, daß, wenn nicht außerordentliche Maßregeln ergriffen würden, das entsetzlichste Elend und der Hungertyphus in Aussicht ständen. Aus Loslau, Kreis Rybnik, wurde um dieselbe Zeit geschrieben: Der Hunger ist bei uns schon eingekehrt in den Hütten unserer kleinen Handwerker, Tagelöhner u. dgl. Unter 2400 Einwohnern sind allein 150 Schuhmacher und keine Arbeit. Es fehlt an Brot, Kartoffeln, Kohlen, Kleidern, kurz an allem. Wenn man nun bedenkt, daß die Bedürfnisse dieser, allgemein als fleißig bekannten Leute schon an und für sich äußerst beschränkte sind, daß die Hauptnahrungsmittel Kartoffeln, Brot, Sauerkraut und andere Gemüse bilden und daß Fleisch höchstens an Sonntagen, aber auch nicht immer, genossen wird, so hat man ein Bild des Elends, wie es greller nicht gedacht werden kann. Ein fuselartiger Branntwein, der von Alt und Jung, Mann und Weib genossen wird, ist das Hauptgenußmittel. Die Wohnungen sind im jämmerlichsten Zustande und zumeist zugleich Aufenthaltsort für das Vieh und Vorrathskammer für die geringen Ernteerträgnisse. Die Arbeitslöhne sind denn auch infolge dieser Bedürfnißlosigkeit kaum halb so hoch, oft bilden sie sogar nur ein Drittel gegenüber denen im übrigen Deutschland. Erklärlich ist aber auch, daß unter solchen Verhältnissen die Bevölkerung geistig zurückbleiben muß und sich infolgedessen in um so hülfsbedürftigerer Lage bei so trüben Ereignissen befindet. Andrerseits hat aber die industrielle Entwicklung rapide Fortschritte gemacht; Berg- und Hüttenwerke, sowie Fabriken existiren in großer Zahl in einzelnen Distrikten. Die übermäßige Entwaldung macht deshalb reißende Fortschritte und ist wohl auch nicht wenig schuld an den zerstörenden Ueberschwemmungen. In den Kreisen, die vorwiegend Landwirthschaft treiben, überwiegt hinwiederum der Großgrundbesitz. So gibt es nach einer 1866 erfolgten statistischen Aufnahme im Regierungsbezirk Oppeln allein 896 Rittergüter, von denen 812 einen Flächenraum von je über 600 Morgen umfassen. Die Grundbesitzungen des Fürsten von Pleß und des Herzogs von Ratibor betragen viele Quadratmeilen; die rothschild'schen im Kreise Ratibor 28000 und die lichnowsky'schen 17000 Morgen. Die Bauern sind kleine Besitzer mit meist unter 5 Morgen Land. Sie sind deshalb auf die Beschäftigung in den Bergwerken und industriellen Etablissements angewiesen. Stockt dort die Beschäftigung, so ist der Nothstand fertig, kommen gar noch Naturereignisse, wie im vorigen Jahre, so ist das entsetzlichste Elend vorhanden. — Diesmal wurde die Noth noch vollends vermehrt durch neue Ueberschwemmungen, welche infolge des hohen Eisganges der Oder hervorgerufen wurden. Unser Bild auf Seite 304 zeigt die grauenvollen Verheerungen in der Nähe der früheren Festung Kosel. Zur Steuerung der Noth sind seitens der Provinz 3 280 000 Mark bewilligt worden, wovon man einen Theil zur Anlage von Verkehrsstraßen, den Rest zum Ankauf von Viehfutter und Saatgut und anderweitigen Unterstützungen verwandte. Außerdem hat auch der preußische Landtag 6 Mill. bewilligt und stellte 12½ Mill. für den Bau von Eisenbahnen in Aussicht. Sehr viel hat auch, wie immer, die Privatwohlthätigkeit geleistet. Man hat Volksküchen errichtet, in denen den gänzlich Unbemittelten unentgeltlich und den übrigen gegen einen ganz geringen Betrag warme Kost verabreicht wird. Mag aber die Privathülfe auch noch so viel und Dankenswerthes leisten, auf die Dauer wird sie derartige Uebelstände nicht bannen können. Hier muß gründlicher und mit großartigeren Mitteln geholfen werden und zwar, wie unsere Skizze schon zeigt, in materieller und geistiger Beziehung. Wie die moderne Heilkunde ihr Hauptaugenmerk auf die Verhütung von Krankheiten richtet, so sollten auch die Staatsheilkünstler Sorge tragen, daß Krankheiten am Gesellschaftskörper durch eine körperliche und geistige Diät seiner Glieder unmöglich gemacht werden. nrt.

Göschenen am nördlichen Eingang des Gotthardtunnels. (Bild Seite 305). Am Sonntag den 29. Februar, um 9 Uhr früh, wurde der Gotthardtunnel durchgeschlagen. Mögen die Hoffnungen, die in materieller und ideeller Beziehung an dieses neue Band zwischen Nord und Süd sich knüpfen, in Erfüllung gehen. Bevor wir zur Beschreibung dieses Riesenbaues schreiten, wollen wir die Leser durch Erklärung unseres Bildes mit der Lage desselben bekannt machen. Da, wo die uralte Handelsstraße von Luzern, Flüelen, Altdorf und Amsteg herankommt, welche über den mächtigen Gebirgsstock des St. Gotthard hinweg die Centralschweiz mit dem Kanton Tessin, mit Mailand und Genua verbindet, liegt in einer Höhe von mehr als 1100 Meter über der Meeresfläche das Dorf Göschenen am Ausgang eines engen Thals, aus welchem der göschener, von einer mächtigen Brücke überspannte Alpbach, sich rauschend in die Reuß ergießt. Von einer kleinen Anhöhe über der Brücke hat man die Aussicht auf die niedriger gelegene Tunnelmündung und die Maschinengebäude. Aus dem Hintergrund des Thals locken, wie die Abbildung zeigt, in blendender Weiße die Schneefelder des Dammafirn, begrenzt von dem Winterstock (3138 Meter) und dem Galenstock (3470 Meter), der höchsten Erhebung des Kantons Uri. Sie hängen mit jenem 7 Stunden langen Eismeer zusammen, aus welchem die Quellflüsse der Rhone, Reuß und Aar entspringen, und zu dem der Steinberg- und Sustengletscher auf dem nördlichen, der Rhonegletscher auf dem südlichen Flügel gehört. Die alte Gotthardstraße hat von den Ufern des Vierwaldstättersees bis Göschenen eine Steigung von 627 Meter zu überwinden gehabt, aber hier scheint der eigentliche Aufstieg erst zu beginnen, denn der Wanderer steht vor dem nicht zu umgehenden mächtigen Querriegel, der deutsche und wälsche Art scheidet und durch die Felsengasse der Schöllenen, über die Teufelsbrücke hinüber, durch das Felsenthor des Urner Lochs und von den grünen Matten des Urserenthals aufwärts über Hospenthal bis zur öden Paßhöhe zwischen der Fibbia und dem Gotthardstein 2058 Meter über dem Meer erklommen sein will. Das wird nun alles anders durch den großartigen Tunnel, welcher die Eisenbahn von Göschenen durch die Eingeweide des Bergs nach Airolo am steilen Südabfall des St. Gotthard führt. Die Geschichte dieses Werkes der Gemeinsamkeit ist reich an bitteren Erfahrungen und Entbehrungen. Erst nach Vollendung der Semmeringbahn (Wien-Triest), der Brennerbahn (Tyrol-Italien) und der Montcenisbahn (Frankreich-Italien) fing man in der Schweiz, Italien und Deutschland an, sich mit dem Plane einer Gotthardbahn zu beschäftigen. Im Jahre 1869 trat das Projekt aus dem Dunkel der fachmännischen Kreise an die Oeffentlichkeit und wurde Gegenstand diplomatischer Verhandlungen zwischen den vorgenannten drei Staaten. An die Spitze des Unternehmens war der schweizerische Nationalrath Escher in Zürich berufen, zum Oberingenieur Baudirektor Gerwig in Karlsruhe ernannt, welcher im Jahr 1875 durch den Baudirektor der Oesterreichischen Nordwestbahn, Hellwag von Eutin, ersetzt wurde. Die Tunnelbohrung wurde dem Genfer Ingenieur L. Favre übertragen, einem Manne, dessen Energie und rastloser Ausdauer die glückliche Vollendung des Werkes in erster Linie zu danken ist. Ihm war es jedoch versagt, den Tag des Durchbruchs zu erleben. Wie ein Feldherr angesichts der stürmenden Heere, verschied er inmitten seiner Arbeiter, vom Schlage getroffen, im Tunnel am 19. Juli 1879. Die Länge des Tunnels beträgt 14,92 Kilometer; die Bahn läuft hier mit Ausnahme einer 240 Meter langen Kurve in gerader Linie. Der Scheitelpunkt liegt in der Mitte des Tunnels, 1152,4 Meter über der Meeresfläche, in einer 180 Meter langen Horizontalstrecke. Nach der schweizer Seite gegen Göschenen fällt die Bahn auf einer Strecke von 1145 Meter mit 5,82 Meter pro Tausend, nach der italienischen gegen Airolo auf 1145 Meter mit 1 pro Tausend. Die Tunnelweite beträgt ungefähr 8, die Scheitelhöhe 6 Meter. Der Tunnel sollte in längstens zehn Jahren vollendet sein. Der Termin ist trotz großer wiederholter

Störungen im Fortgang der Arbeiten mit überraschender Pünktlichkeit innegehalten worden. Mit dem am 29. Februar stattgefundenen Durchschlagen des Stollens ist aber noch lange nicht der ganze Tunnel vollendet, wie einige Zeitungen in unbegreiflichem Irrthum annehmen, sondern eben nur der verhältnißmäßig enge, 2,8 Meter hohe und 2,4 Meter breite Firststollen, von dem aus der Vollausbruch des übrigen vorgenommen wird. Vollkommen fertig gestellt, also mit Scheitel- und Sohlengewölbe, sowie betriebsfähig sind heut nur annähernd 8000 Meter auf beiden Seiten zusammen. Die Vollendung des ganzen Tunnels ist vor dem 1. Oktober dieses Jahres auf keinen Fall zu erwarten. Ebensowenig ist aber auch eine erhebliche Ueberschreitung dieses Termins anzunehmen, desselben, welcher mit der Bauunternehmung als Vollendungstermin vereinbart war. Nachdem im Jahre 1875 dem Leiter der Bauunternehmung der Gotthardbahngesellschaft überreichten Arbeitsprogramm hätte zwar der Durchschlag des Firststollens bereits am 1. Januar dieses Jahres erfolgen sollen, ebenso sind auch die übrigen Arbeiten, die Erweiterung und Auswölbung an allen Punkten noch etwas gegen das Programm zurück; aber in letzter Zeit sind großartige Anstrengungen gemacht worden, welche ein rascheres Fortschreiten aller Arbeiten ermöglichten, als es bei Aufstellung des erwähnten Programms vorausgesetzt werden konnte. Erfahrungsmäßig nimmt die Schnelligkeit solcher Arbeiten am Ende erheblich zu; die Leistungen im Firststollen, wie sie in den letzten Wochen sich ergeben, sind geradezu staunenswerth. Nach den bisherigen Erfolgen konnte man den Durchschlag etwa am 5. März erwarten; derselbe hat sich aber um sechs volle Tage eher eingestellt, da sowohl Arbeiter als Ingenieure mit einem wahren Feuereifer dahinter waren, als man erst auf beiden Seiten den Widerhall der Minenschüsse, später das Geräusch der Maschinen und die Stimmen der Arbeiter vernehmen konnte. Den Jubel zu schildern, als sich die Arbeiter von Nord und Süd durch die gesprengten Felsen die Hände reichten, das vermag keine Feder. Die Einleitungen zum Bau begannen 1870, die Handbohrarbeiten wurden in Airolo am 1. Juli, in Göschenen am 4. Juni 1872 in Angriff genommen; im nächsten Frühjahr wurde auf beiden Seiten Maschinenbohrerei eingeführt, die anfänglich durch Dampf betrieben wurde, indem man die durch Dampfmaschinen komprimirte Luft vor Ort leitete. Später ersetzte man diese Dampfmaschinen durch Wasserkraftmaschinen; indem man im Norden die Gotthardreuß, im Süden die Gewässer der Tremola, eines Gießbaches, der aus dem See Sella in der Nähe des weltbekannten Gotthardhospices entspringt, sowie den Tessin dazu ausnutzte. Beschäftigt waren an dem Bau des Tunnels durchschnittlich pro Tag 3412 Arbeiter. Die Handbohrung betrug per Tag 0,65, die Maschinenbohrung dagegen auf italienischer Seite 2,05, auf schweizerischer 2,56 Meter. Außer den Betriebsstörungen durch Wasserzudrang und Pressung der Gewölbe durch lockeres Gestein erlitten die Arbeiten erhebliche Unterbrechungen, einmal durch den Aufstand der italienischen Arbeiter in Göschenen (27., 28. Juli 1875), sodann durch den Brand von Airolo (17. September 1877). Im Jahre 1872 erbohrte man nur 121 Meter auf beiden Seiten zusammen, 1873 bereits 1193 Meter, da hier schon Maschinen arbeiteten, 1874 stieg diese Zahl auf 1775, 1875 auf 2406, fiel dagegen im folgenden Jahre auf 2026, da hier verschiedene Zwistigkeiten zwischen der Gotthardbahngesellschaft und dem Unternehmer ausbrachen, stieg 1877 wieder auf 2224 Meter und schloß im letzten Jahre mit 2251 Meter ab, sodaß von der 14,920 Meter betragenden Gesammtlänge des Tunnels noch 385 Meter blieben, davon wurden im Januar l. J. 185, im Februar 200 Meter erbohrt. Außergewöhnlich waren die Fortschritte der letzten Woche; in der ersten Woche des Februar betrugen dieselben 47,3, in der zweiten 50,1, in der dritten 47,5, in der letzten endlich 46,2 Meter; der tägliche Fortschritt belief sich also auf durchschnittlich 7 Meter. An der Deckung der Kosten betheiligten sich in erster Linie die Schweizerbahnen und zwar die Schweizerische Nordostbahn und die Schweizer Centralbahn mit je 3 500 000 Frs., denen später noch 750 000 Frs. folgten. Die Eisenbahnen von Elsaß-Lothringen gaben eine Subvention von 2 717 000 Frs. Die Köln-Mindener, Bergisch-Märkische, Hessische Ludwigsbahn, Rheinische und Pfälzische Bahn gaben je eine Million Francs. Der badische Staat als Besitzer der badischen Bahnen zahlte gleich Elsaß-Lothringen 2 717 000 Frs. und der preußische Staat als Hauptinteressent der Saarbrücker Kohlen- und Staatsbahn 1 500 000 Frs. Im Interesse des allgemeinen Verkehrs wurde außerdem vom deutschen Reiche ein Betrag von 8,060 000 Frs. beigesteuert. Es wurde demnach an Subvention für die Gotthardbahn von Deutschland allein ein Summe von 20 000 000 Frs. gegeben. Das italienische Parlament beförderte die Oeffnung dieser Hauptader des Weltverkehrs mit zehn Millionen Francs. Und doch waren die Schwierigkeiten, welche das Unternehmen inmitten seiner Vollendung ins Stocken zu bringen drohten, finanzieller Natur. Sie wurden durch erneutes Eintreten von Deutschland, Italien und nach langem Hin- und Herreden auch von dem Hauptinteresserenten, der Schweizer Eidgenossenschaft, gehoben. Man war von der Wichtigkeit der Gotthardbahn zu sehr durchdrungen, um das internationale Unternehmen an der Nothwendigkeit einer Nachtragssubvention von zehn millionen Francs scheitern zu lassen. Sollen wir dem neuen Weltwunder nach Art der alten Astrologen das Horoskop stellen? Vor allen Dingen feiert der menschliche Unternehmungsgeist, der vor keiner Schwierigkeit, vor keinem Hinderniß, das ihm die Natur entgegenthürmt, zurückschreckt, einen großartigen Triumph. Die Fahrt von Göschenen nach Airolo, die im günstigsten Falle zwölf Stunden währte, sehr oft aber durch den Sturm der Elemente vereitelt wurde, ist auf eine halbe Stunde reduzirt. Wie einst durch die Entdeckung des neuen Seeweges nach Ostindien um das Kap der guten Hoffnung, werden durch die Eröffnung des neuen Verkehrsweges zwischen Deutschland und Italien die Verkehrsinteressen des gesammten Europas umgestaltet. Das Hauptglied zwischen dem Anfangs- und Endpunkt der neuen Weltverkehrsstraße ist mit der Durchbohrung des Gotthardtunnels hergestellt. Einen erheblichen Theil des Verkehrs, welcher bis jetzt seinen Weg aus dem Orient und dem Südwesten nach Mittel- und Nordeuropa und umgekehrt über Oesterreich und Frankreich nimmt, dürfte in Zukunft die Gotthardbahn an sich nehmen und dadurch die Brenner- und Montcenisbahn einen wesentlichen Bruchtheil bisheriger Einnahmen an dieselbe verlieren. Genua wird auf Kosten von Marseille und Triest einen Theil seines alten Glanzes wiedergewinnen. Möge dies Unternehmen von so außerordentlichem Umfange, das die rastlose Thätigkeit von tausenden fleißiger Hände, die unermüdliche Arbeit erfindungsreicher Köpfe in der kurzen Spanne eines Jahrzehnts zur glücklichen Vollendung gebracht, die Bahn zu dem ersehnten Völkerfrieden ebnen helfen! Y.

Literarische Umschau.

Universalbibliothek der Gabelsberger'schen Stenographie. Nr. 1: „Nathan der Weise" (Leipzig, Gustav Körner). Unter Redaktion des Herrn Dr. Jul. Wold. Zeibig, Professor am königl. stenographischen Institut in Dresden, ist soeben mit der Herausgabe des ersten Bändchens ein stenographisches Unternehmen eingeführt worden, das, nach dem Prospekt zu urtheilen, großartig werden wird. — Die Universalbibliothek soll den vielen tausenden, welche sich Gabelsbergers Kunst zu eigen gemacht und aus ihrer Verwendung Nutzen ziehen, in wohlgelungener Stenographie (Lithographie) nach und nach eine Anzahl klassischer Literaturschöpfungen aus dem Alterthum, wie aus der Neuzeit vorführen. Die ersten Bändchen werden wahrscheinlich enthalten: Das Nibelungenlied. Hauff, „Phantasien im Bremer Rathskeller". Goethe, „Reinecke Fuchs". Scott, „Ivanhoe". Jean Paul, „Flegeljahre". Pfeffel, „Poetische Werke". Schiller, „Wallenstein". Beranger, „Lieder". Calderon, „Das Leben ein Traum". Dickens, „Das Heimchen am Herde". Bulwer, „Die letzten Tage von Pompeji ꝛc. — Das vorliegende erste Heft zeigt, daß die Verlagshandlung sich die keineswegs leichte Aufgabe gestellt hat, alle seither erschienenen ähnlichen Unternehmungen in den Schatten zu stellen. Seit der Erfinder Gabelsberger selbst zum Zwecke der Uebung im Lesen und Schreiben seiner Schnellschrift im J. 1838 zu München das erste Heft einer „stenographischen Bibliothek" herausgegeben, sind außer den als Beilagen zu Zeitschriften in München und Dresden noch jetzt erscheinenden „Stenographischen Lesebibliotheken" eine große Menge ähnlicher Werke dem stenographirenden Publikum geboten worden; — ich nenne nur: „Deutsche Klassiker" herausgegeben von Prof. Faulmann in Wien, „Stenographisches Lesekabinet", eine Sammlung vorzüglicher Werke deutscher und ausländischer Klassiker von Joseph Schiff (Wien) und „Gabelsberger stenographische Bibliothek" von Vinzenz Zwierzina (Wien) — aber es gebührt vor all' diesen zum Theil recht hübschen Sachen unstreitig der Universalbibliothek die Palme. Daß die Schreibweise durchaus korrekt ist (nur eine der in dem Probebändchen angewandten Schreibweisen ist von der maßgebenden Körperschaft, dem Stenographentag, noch nicht zur Regel gemacht), dafür bürgt der Name Zeibig, die Lithographie ist musterhaft zu nennen, der Druck (Retzlaff, Dresden) auf schönem starkem Papier außerordentlich sauber ausgeführt. Aus diesem Grunde kann die Universalbibliothek — an deren erstem Bändchen nur auszusetzen ist, daß es „Nathan den Weisen" nur zur Hälfte enthält — jedem Jünger Gabelsbergers aufs beste empfohlen werden und namentlich dürfte der billige Preis (1 Mark für die — monatlich erscheinenden — 4—5 Bogen starken Bändchen) die Universalbibliothek zum Lesestoff für Fortbildungskurse recht geeignet machen. -z-

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 27. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorner Mann.

Von **Hermann Hirschfeld.**

An den Polizeipräsidenten Herrn Friedrich von Thal
zu Rothenstein.

Herr Präsident!

Die Hand, die ohne Zittern diese Zeilen zeichnet und damit das Siegel drückt auf ein Menschendasein, von der Welt beneidet, gepriesen, — seinem Träger zur Hölle, — sie ist Ihnen nicht fremd, — noch weniger der Name des Unglückseligen, mein Name: Kaspar Ehrenfried Waldenau, Guts- und Fabrikbesitzer im Kreise Rothenstein, vor zehn Jahren durch königliche Gnade mit dem Kommerzienrathtitel geehrt. Manche frohe Stunde haben wir gemeinsam in weiterem und engeren Kreise durchlebt, sie reichten hin, mir die Ueberzeugung zu gewähren, daß Amt und Würde nicht Herz und Gefühl in Ihnen überwuchert, und keinem andern, keinem Besseren wüßte ich beiliegende Blätter zu übergeben, die Unschuldige von dem schwersten Verdacht, vom Verdacht des Mordes reinigen, die Schuld und Irrthum sühnen sollen, und heischen mildes, erbarmendes Gericht.

Doch nicht für den Schreiber hienieden. Wenn diese Zeilen Menschenauge erreichen, steht er selber vor dem Weltenrichter, seines Urtheils gewärtig, vor ihm, der den Sterblichen mißt nach den Gebrechen, nach den Schwächen des Staubes, aus dem er ihn bildete. — Auf den hochgehenden Wogen des Mittelmeeres, unter heiterem, sternbesäeten Himmel, dessen Sonne ich heute zum letztenmal scheiden sah in königlicher Glorie, richte ich an Sie mein letztes Wort. Ich befinde mich auf dem Dampfer „Medusa", nach Neapel bestimmt. Hinter mir liegt das erleuchtete Genua, in weitem Umkreis die Berge mit seinen Villen und Palästen säumend. Des Leuchtthurms Flammenschein ist noch dem Auge nicht erloschen, — ihm entgegen richtet mit geblähten Segeln ein Schiff sein Steuer, — die Mannschaft ist auf Deck, alles ist wach, alles in Bewegung, sie kehren heim, — wie ein „Willkommen" strahlt ihnen die gigantische Leuchte entgegen, — heim — und ich —.

Die Gluth, die mich zum Ziele führt, sie lodert in mir, — dem bald Sechzigjährigen, heiß, wild, wie eines Jünglings feurige Wallung, — und dies Ziel ist der Tod.

Gesetz, Ehre, Religion, — alles, alles stempelt den Selbstmord zum Verbrechen, und doch vollziehe ich diesen Schritt mit Ruhe, er ist längst geplant, längst gereift. Nicht mich irdischer Gerechtigkeit zu entziehen; — sie soll, ist es noch möglich, glücklich werden, — sie, um derentwillen ich ein Dasein, das ich bis vor kurzer Frist ehrenvoll durchlebt und ehrenvoll zu beschließen hoffte, mit Thaten der Leidenschaft befleckt, — die ich noch immer liebe, umfange in Gedanken mit unendlicher Gluth, — die mir vergeben möge, vergeben wie mein Sohn, zu dessen Kunde Sie diese Hefte bringen dürfen, — vergeben wie Oswald Frankenthal, dem ich anbiete, als Sühne des Geschehenen, das Höchste, was ich darzubringen vermag: die Liebe Melanies, die Million ihres Witthums — (meine Güter, Fabriken, meines Wirkens reiche Früchte habe ich testamentarisch meinem Sohne bestimmt).

Ich bitte Oswald Frankenthal, meiner Wittwe Gatte zu werden, — es ist mein letzter Wunsch, — einen Engel gebe ich in seine Huth — einen Engel. — Melanie! —

Mir ist, als dringe der süße Duft vom Ufer der Riviera zu mir herüber, schmeichelnd, betäubend; — durch Orangen- und Citronenhaine glitzern myriaden Leuchtkäfer, hell und dunkel wechselt in holdem Zauberspiel; vom Sternenlicht beschienen ragen die schneeigen Marmorvillen, mit heiteren Farben reich geschmückt, empor aus dunklen Lorbeerhecken, — hohe Pinien streben zwischen ihnen zum Himmel hinan, ernsten, getreuen Wächtern gleich, — o heilige Natur, wie deine Schönheit, wie dein Zauber meine Brust durchdringt, — wie ich fühle, fühle —

Dort schimmert, deutlich erkennbar, ein weißes Gewand auf dem Balkon, — eine weibliche Gestalt steht an der Balustrade und späht, wie erwartend, in die Ferne. Meine Phantasie leiht ihr bekannte Züge, heißgeliebte, — sie gaukelt mir holde Bilder vor, — an ihrer Seite mich an diesen zauberhaften Stätten, liebend, geliebt. —

„Medusa!" — Wer rief den Namen des Schiffes, das den Elenden trägt? Ja, Medusa! Zu rechter Zeit weist meiner Seele Auge mir dein fürchterliches Haupt, — die Träume erstarren. „Sühne, büße!" ruft mit eherner Stimme das Gewissen.

Ich büße, — ich lasse sie, — Trennung von ihr ist schon Tod an sich selber, — ich sühne. —

Die Wache wechselt in einer Minute, — dann ist es Zeit. Unbeachtet, geräuschlos gleite ich über den Schiffsrand in die Wogen. Das Mittelmeer sei mein Grab. Ich habe es geliebt, seit ich zum erstenmal über seine blaue Fläche glitt, — Jahre sind vergangen, — es war eine Nacht wie heute, — vorüber — ich bin Großvater.

Des neugeborenen Unschuldigen, der Schuldlosen, die ich hinter mir lasse, halber beschwöre ich Sie, geben Sie den Namen, den jene mit mir theilen, nicht der öffentlichen Verachtung preis, erfordert es nicht die Nothwendigkeit. Nur einer könnte es verlangen, und er wird schweigen — Melanies willen; von ihm hänge die Entscheidung ab, er —

Es ist Zeit, — die Wache ruft — ein Lebewohl Ihnen, allen, allen. Noch ein Blick ringsum — ein letzter, — noch ein Gedanke

an die meinen, — an sie, sie — und nun, die große Sünde durch größere sühnend. — Nun zu Gott, zum Richter. Er sei mir gnädig. Ich bin ruhig. Waldenau.

Aus meinem Tagebuche.

Haineck, August 187*.

Von einem Inspektionsritt kehre ich eben nachhause zurück. Forst und Felder meines Gutes habe ich eingehender Besichtigung unterworfen und alles in gutem Stand gefunden. Die Ernte übertrifft, geschieht kein Unfall, meine Erwartung. Meine Leute sind treu und willig, sie fühlen das Auge des Herrn, das auf ihnen ruht, wissen, ich lohne gern und tadle nicht ohne Grund und Verständniß.

Auf der Rückkehr weilte ich lange in der Fabrik, dem eigentlichen Felde meiner kaufmännischen Thätigkeit. Unter Bernhardts Leitung, des seit Jahren in meinem Hause wirkenden, geht alles dort seinen gewohnten Gang, oder besser noch, der Umsatz hat sich gesteigert; größer ist der Verkehr, belebter das Treiben; etwas wie Stolz schwellte mein Herz, der Mittelpunkt dieser komplizirten Maschinerie zu sein, ein Wort kann sie zum stehen bringen, wie ein Gedanke sie hervorrief und meine Thatkraft sie aus bescheidenem Umriß zu gigantischen Dimensionen hob. Seltsam, seit ich mir nun die Oberleitung im großen und ganzen vorbehalten, und mehr und mehr kleinere Geschäftslasten abgestreift, größere Muße der Verwaltung meines Gutes zu gewinnen, ist mir's, als gehöre ich nicht mehr zur Fabrik wie früher, und doch habe ich, ihre Bedeutung zu erhöhen, durch den Ankauf des Geheimnisses der neuerfundenen Maschine zur Tuchbereitung ein fürstliches Kapital geopfert. Bernhardt, der sonst so knauserig vorsichtige, mag es verantworten, wenn seine Empfehlung nicht den erhofften Gewinn bringt.

Ach, für wen aber aller Reichthum, für wen alles Mühen und Streben?

Hätte nur mein einziger Sohn, die Frucht einer kurzen, glücklichen Ehe, Lust zu dem Stande seines Vaters bewiesen. Allein wie sein kalter, immer berechnender Charakter sich nie dem meinen anzuschmiegen vermochte, so wenig begriff er den Werth des Erwerbs, so wenig die Aufregung des Handels und Wandels. Ich versuchte, ihn zu mir heranzuziehen; es gelang mir nicht; so ließ ich ihn den eignen Weg gehen; so ehrenvoll er sein mag, ich hätte ihn anders gewünscht. Mein Herbert ist Professor der todten Sprachen an der Universität zu H. Mit Stolz nennt die Wissenschaft seinen Namen; er fühlt sich glücklich; seit kurzem mit einer Professorstochter vermählt, ihm gleich an Charakter; von Herzen gönne ich ihm sein Glück, — es könnte nie das meine sein. —

Bin ich denn glücklich? Der Gedanke wühlt mächtig erschütternd durch meine Seele, er ließ nicht ab von mir, da ich dahinritt durch den herrlichen Morgen, dahin durch Hain und Feld, prangend in sommerlichem Schmuck, dahin durch das Dorf, zum Gute gehörend, dessen Bewohner mich als ihren Wohlthäter preisen. Alles mein, und ich selbst körperlich rüstig wie ein Jüngling, geistig frisch und unabgestumpft, Orden und Titel schmücken mich, — bin ich glücklich? — Die Menschen sagen's!

Müßige, selbstquälerische Frage. An regere Thätigkeit im Geschäft gewöhnt, fülle ich meine Muße mit Grübeleien, wie sie Langeweile zu erzeugen pflegt. — Aber habe ich denn Langeweile? Zum erstenmal fühle ich die entnervende, dämonische Macht, die nie gekannte, die sich heranstiehlt aus dem Dunkel der Nacht zu dem Einsamen, Alleinstehenden. — —

Ich bin allein! —

Das Pferd, sich selber überlassen, vollkommen mit Weg und Steg vertraut, hielt, Diener sprangen hinzu, — ich war zuhause, vor dem Gartenthor meiner Villa, — man nennt sie ein Schmuckkästchen weit in der Runde. Am Eingang des Vestibüls kam mir Jakob, das alte Faktotum unseres Hauses, entgegen und begleitete mich, wie er häufig zu thun pflegt, wenn Wichtiges zu berichten ist, in mein Schreibzimmer im Erdgeschoß.

Seit unserer Kindheit sind wir zusammen; aus dem Gespielen des Knaben — Jakobs Vater war Lagerdiener im Geschäft des meinen — ward der dienende Begleiter des Jünglings, oft, obgleich nur wenige Jahre älter, der getreue Eckart desselben, der es verstand, die häufig gewaltsam sprudelnde Leidenschaft zu dämmen; selbst später noch, selbst jetzt noch, geschähe hin und wieder in meiner leicht erregbaren Wallung wohl eine Handlung, die ich hernach zurücknehmen möchte, vereitelte sie nicht Jakobs Sorge, vor dem ich kein Geheimniß habe, noch zu rechter Zeit. Was wäre ich ohne diesen Braven, Hochgetreuen?

Mit dem Ausdruck innigster Anhänglichkeit sah der Alte mich an, der ich mich an meinem Schreibtisch niederließ, — ich mochte ein wenig erhitzt und roth aussehen, — der Ritt hatte mir warm gemacht.

„Wie blühend, wie jung Sie heute wieder aussehen," sagte er; „mancher Jüngling möchte mit meinem Herrn Ehrenfried tauschen — so kräftig und frisch. Wenn ich mich dagegen im Spiegel sehe, — und habe doch, Gott sei Dank und meinem lieben Herrn Ehrenfried, nie gekannt, was Sorge heißt; — ja, ja, ich hab's ja immer gesagt, der Herr Ehrenfried ist eine ganz besondere Natur."

Ich mußte unwillkürlich lächeln, und doch — o der menschlichen Schwäche —, ein unwillkürlicher Blick glitt zum Spiegel, prüfend, vergleichend.

Jakob hatte recht. Wir waren gleichen Alters; aber ein Greis fast er, ich ein Mann in seiner Jahre Reife, — ich hatte Gefallen an mir selber.

„Was gilt's, Schmeichler," sagte ich lachend, „du möchtest mich, den Vater eines gesetzten Sohnes, der sich schon selber Gatte nennt, noch zum Ehestandskandidaten machen?"

„Und warum nicht? Mich dünkt, der Herr Ehrenfried haben schon zu lange gezögert. Sie sind reich genug, sollte eine Gattin Sie überleben, ihr mehr als standesmäßigen Unterhalt zu sichern, ohne Ihres Sohnes Erbe zu verkümmern. Darum frisch zugegriffen, das Alter mit Rosen des Herbstes geschmückt, — so eine heitere, vernünftige Wittwe am Ende der Dreißiger, oder eine gesetzte junge Dame gleichen Alters —"

„Nichts davon," unterbrach ich fast rauh seine Rede. „Du sagst es, zu lange habe ich gezögert, nun trage ich im Alleinsein die Strafe. Nichts in der Welt ist mir mehr zuwider, als die ‚gesetzten Wittwen', oder soll ich den Messias einer sitzengebliebenen alten Jungfer spielen? Hätte ich noch einmal geheirathet, hätte es vor Jahren geschehen müssen, und dann ein Weib nach meinem Ideal, — ein Weib, — doch das verstehst du nicht. Ich versäumte es, oder besser, ich fand nichts, was meinem Traum von wahrer Weiblichkeit entsprach; leicht dämpfte ich meine leicht erregbare Leidenschaft, die mich zu Thorheiten verleiten konnte, durch angestrengte Thätigkeit, — nun ist es aus, und fände ich selbst jetzt, was ich gewünscht, erstrebt, — ich zähle mehr als der Fünfziger Mitte. — Genug von diesem Thema, — du hast eine Meldung zu machen?"

„Ja, Herr Ehrenfried," erwiderte der Alte. „Beim Kirchenbauern ist abermals eingebrochen worden, auch der Forstwart klagt über Waldfrevel, — es duldet keinen Zweifel, daß sich der schwarze Wolf — er ist seit kurzem aus dem Gefängniß entlassen — wieder regt; der Herr Ehrenfried werden vorderhand eine strenge Untersuchung einleiten lassen, ehe wir die Sache dem Herrn Polizeipräsidenten übergeben."

Mein leicht erhitztes Blut wallte auf. „Habe ich in der Hoffnung, den Burschen zu bessern, darum seine Mutter, die alte Hexe, im Gemeindehaus untergebracht?" rief ich. „Habe ich ihm selber eine Summe auszahlen lassen, als er freikam, um auf's neue mein Eigenthum, meine Leute von seinen Frevelthaten belästigen zu lassen? Gnade ihm Gott, fällt der Bube in meine Hände."

„Wie Ihr nur wieder seid," beschwichtigte Jakob, „wie ein Student, gleich Feuer und Flammen. Es ist ja noch nicht erwiesen; allerhand anderes Gesindel macht seit kurzem die Gegend unsicher. Erst untersuchen und dann richten. Wollen Sie dem Amtsdiener seine Instruktion ertheilen?"

Ich schrieb hastig das Nöthige auf einen Bogen; während dessen war einer der Hausdiener ins Zimmer getreten.

„Herr Frankenthal läßt anfragen, ob sein Besuch dem Herrn Kommerzrath passend," meldete er.

Arnold Frankenthal war ein Freund meiner Kindheit gewesen. Wir hatten auf einer Schulbank gesessen. Sein weicher, hingebender Charakter, ein Widerspiel des meinen, hatte mich zu ihm hingezogen. Später, als Männer, waren wir uns durch einen Zufall wieder begegnet; er lebte als Geschäftsmann in dem meinem Gute benachbarten Kreisstädtchen Rothenstein in nicht dürftigen, aber sehr bescheidenen Verhältnissen, war Wittwer und Vater eines als Ingenieur abwesenden Sohnes, wie ich, nur mit dem Unterschied, daß zwischen Vater und Sohn das innigste Band der Liebe zu walten schien. Seine Gespräche drehten sich meist um Oswald, mehr als einen Brief brachte er zu meiner Kunde. Entspricht das Herz ihres Schreibers seinen Aeußerungen,

muß Oswald Frankenthal ein trefflicher Mensch sein. Glücklicher Vater! —

Zu euch, ihr Blätter, in denen ich so oft der Seele Stürme austoben ließ, in denen ich mich barg und mein Fühlen, wie der von den empörten Wellen willenlos Geschleuderte sich anklammert an des Felsenriffes Moos. Das Herz ist ein Kaleidoskop. Wir glauben es in die rechten Formen und Normen gelegt zu haben, ein Ruck des Schicksals — und alles ändert sich, alles wechselt; mein armes Herz, — nein, nicht mein armes, mein reiches, mein großes Herz, mein glückliches, soviel der Fülle der Empfindung noch tragen, noch verstehen zu können.

Wie es tobt und hämmert. Ich muß mich zur Ruhe zwingen, kalt berichtend, objektiv wie von Fremdem, soll, wird es mir gelingen. —

Auf Frankenthals, des Jugendfreundes, Meldung empfing ich ihn sogleich; unwillkürlich musterte ich, was ich nie vorher gethan, auch ihn bei seinem Eintritt. Wie mein Jakob, schien auch er mir an Alter weit voraus, sein Haar war beinahe völlig ergraut, das milde, bartlose Antlitz von leisen Furchen durchzogen; wohl mehr die Sorge als die Zeit mochte sie mit unverlöschbaren Zügen gezeichnet haben.

Nie hatte ich bei Frankenthal die Aeußerung einer gedrückten Stimmung bemerkt, ich wußte, daß er zuweilen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ihm unbewußt, fand ich Gelegenheit, sie zu ebnen, — er selber verrieth sie mir, feinfühlend, fürchtend, damit an meine Großmuth zu appelliren, weder durch Miene noch durch Wort. Heute schien er aber in einer besonders freudig bewegten Stimmung; — nachdem Jakob mit seinen Instruktionen das Zimmer verlassen, konnte ich nicht umhin, ihn nach der Ursache zu befragen.

„Seit gestern Abend," erwiderte er, — „weilt mein Sohn, mein Oswald, bei mir. Er hat seine Studien ehrenvoll bestanden, seine Zeugnisse, im Maschinenfach namentlich, sind trefflich, — nachdem er in der Stadt, wo er seine Lehrzeit beendete, bereits als geschulter Hülfsarbeiter fungirte, will er sich hier niederlassen, um selbstständig zu wirken. Gebe Gott nur, daß sich des braven Jungen Streben erfülle und daß ich ihm so zur Seite stehen könnte, als meine Liebe es wünscht und seine Treue es verdient."

„Ist Ihr Oswald ein so guter Sohn, lieber Frankenthal, ist er nur seines trefflichen Vaters würdig," erwiderte ich. „Und was seine Karrière betrifft, — ich schmeichle mir, in maßgebenden Kreisen nicht ohne Einfluß zu sein, und gern, einem alten Jugendfreunde zulieb, bin ich zu jedem Schritt in dieser Hinsicht bereit."

Frankenthal drückte mir die Hand. „Ich dachte mir's," sagte er einfach. „Und je eher wir etwas für die Jungen thun, um so besser. Ich glaube, ihn quält der Ehrgeiz. Ich finde ihn verändert, — eine gewisse Traurigkeit liegt in seinem Wesen, eine Erregtheit, die ich sonst nicht an ihm gekannt."

Ich mußte lächeln. „Wie alt ist Ihr Oswald?" fragte ich.

„Dreiundzwanzig wird er zum Herbst."

„Sollte nun nicht ein anderer Grund mit ins Spiel kommen; sind Sie der Vertraute seines Herzens?"

Frankenthal schien zu stutzen. „Wenn es wäre," sagte er leise — „aber er hatte bis jetzt kein Geheimniß vor mir — —"

Er ward nachdenklich.

„Hören Sie mich, lieber Freund," nahm ich das Wort, „wir wollen es erproben, indem wir seiner Thätigkeit Stoff geben, ihm zugleich zu Namen und Wohlstand verhelfend. Keinen Dank, was ich thue, ist Freundespflicht.

„Von einem amerikanischen Techniker habe ich das Geheimniß der Erfindung eines neuen Maschinensystems zur Tuchbereitung zu freiester Benutzung angekauft. Nicht lange erfreute sich der Urheber der Frucht seines Geistes. Er starb vor wenig Wochen, — sein Geheimniß, dessen alleiniger Erbe ich bin, mit ihm; aber er lebte lange genug, die Konstruktion der bewußten Maschine zu vollenden. Jeder Tag kann sie bringen, — bewährt sie sich, wie ich die Ueberzeugung habe, wird sie dem Besitzer eine Quelle des Wohlstandes und ihrem Verfertiger desgleichen. Ich stelle Ihrem Oswald das Geheimniß des Systems zum Studium zu Gebot, — er mag daran lernen, noch verbessern, zu den Lorbeeren des Erfinders eigne Blüthen hinzuthun."

Den Ausdruck des Glücks in Frankenthals Zügen zu beschreiben, ist der Feder unmöglich. Wie lieb muß er seinen Sohn haben, wie gesegnet hat Gott ihn; — Liebe — und ich — —?

„Mag Oswald selber seinem edlen Gönner danken," sagte er, „ich habe mir erlaubt, ihn hierher zu bescheiden, um, wenn es Ihnen recht, ihn meinem alten Jugendfreunde vorzustellen, von dem ich ihm schon viel berichtet. Er harrt meiner im Vorgarten."

Daß ich den jungen Mann sofort ins Haus nöthigen ließ, ist selbstverständlich. Er kam, — ein hübscher, wohlgewachsener, junger Mann, das gutmüthige Antlitz des Vaters, doch fehlt der Ausdruck der Intelligenz nicht darin. — Bescheiden und freimüthig zugleich nahte er sich mir; — Oswald Frankenthal ist eine Erscheinung, die sympathisch anmuthet, — und doch, obgleich ich das Bewußtsein seines Werthes fühlte, hatte ich in seiner Nähe ein gewisses Gefühl des Befangenseins, der Unbehaglichkeit, jenes Gefühl, das mich zu ergreifen pflegt, wenn die Luft mit elektrischen Strömen geschwängert und ein Gewitter im Anzug ist.

(Fortsetzung folgt.)

Brennstoffe und Wohnungsheizung.

Von **Rothberg-Lindener.**

Es war während des letzten Theils einer Reise nach der Hauptstadt eines modernen Kaiserreiches, daß ich, etwas ermüdet von der Betrachtung der mit furchtbarer Konsequenz zwischen Flugsand, Kieferwald, Wolfsmilchplantagen und Bruchwiesen abwechselnden Landschaft, den Blick wieder nach innen, das heißt auf die Mitreisenden im Coupée, richtete. Sofort wurde mir ein Antheil an der sogenannten Unterhaltung gewährt, deren Kosten mit aristokratischer Verschwendung ein junger Mann fast ganz allein trug, der nichts einzuwenden haben würde, wenn man ihn in Kürze als „ganz patent modern" bezeichnete. Die Größe und Noblesse seines „Stammhauses" in Dundee — das mit eignen Augen zu sehen, ihm leider nie beschieden war! die einzig dastehende Qualität der von ihm generalvertretenen Jutegewebe; seine Ueberzeugung bezüglich der Wichtigkeit seiner Sendung, durch welche erst die von ihm berücksichtigten Bedürftigen — lauter „feine Häuser" — Befriedigung eines schmerzlichst gefühlten Bedürfnisses erfahren könnten; dann wieder Andeutungen über die ihn in der Hauptstadt erwartenden außerdienstlichen, aber natürlich wohlverdienten Genüsse, von denen ich mir nach den Hauptbeiwörtern „famos, göttlich" eine genügende Vorstellung machen konnte: das waren die mit Beharrlichkeit kaleidoskopisch immer wieder gemischten Ingredienzien der mir freundlichst gespendeten, gebildeten Unterhaltung.

Ohne Furcht, deren Faden zu verlieren, hatte ich schon wiederholt den Kopf zum Fenster hinausgesteckt, um ein Zeichen vom Reiseziel zu erspähen. Endlich entdeckte ich das erste und konnte eine erfreute Bemerkung nicht zurückhalten. Mein ausgezeichneter Mitreisender bemühte sich vergeblich, das Anzeichen gleichfalls zu sehen, „trotzdem er doch routinirter" sei, als andre Leute. Ich machte ihn nun auf einen ziemlich ausgedehnten Schmutzflecken am klaren Septemberhimmel aufmerksam: das von der Weltstadt emporgesandte Kohlenrauchopfer! Infolge davon mußte ich, nach einer herablassenden Anerkennung meiner richtigen Beobachtung, eine Dithyrambe über mich ergehen lassen über den Segen der Arbeit, die unendlichen, kaum zu fassenden Fortschritte, die „man" heutzutage mache, die alle beglückenden Resultate der Industrie, besonders der durch den Handel befruchteten: „von all' dem spricht zu dem modernen Gebildeten jene Rauchwolke!" schloß er emphatisch.

Durch die vorhergegangene Anerkennung kühn gemacht, wagte ich noch hinzuzusetzen: „Aber auch von einem guten Theil Unwissenheit, mangelhaften Einrichtungen und unverantwortlicher Verschwendung!" Das möglichst weite Hinwegrutschen meines Mitreisenden von meiner Person zeigte mir ohne Worte die Mißbilligung meiner als Beweis jener verwerflichen allgemeinen Unzufriedenheit aufgefaßten Bemerkung.

Nicht um mich bei meinem gebildeten Mitreisenden vielleicht nachträglich noch in ein besseres Licht zu setzen, sondern um die

Aufmerksamkeit des geschätzten Leserkreises der „Neuen Welt" auf ein Gebiet zu lenken, das mit zu den wichtigsten der menschlichen Kultur, ja Existenz, rangirt, präzisire ich meine Ansicht von der Bedeutung der Rauchwolken, welche zu gewissen Zeiten größere Ortschaften wie mit einem Trauertuche einhüllen, nun näher dahin, daß dieser massenhafte Rauch nicht nur das Bestehen vieler nützlichen Feuerstätten anzeigt, sondern gleichzeitig auch beweist, daß unsere Feuerungsanlagen meist sehr mangelhaft in ihrer Einrichtung, unsere Brennstoffe in Hinsicht ihrer Eigenschaften ungenügend gekannt sind, und aus beiden Gründen ihre Verwendung oft zweckwidrig, also verschwenderisch geschieht. Da die Brennstoffe mit ihren bestimmten Eigenschaften uns von der Natur geboten werden, so müßte die Einrichtung der Feuerungs- und Heizungsanlagen in allen Fällen unter genauer Beachtung derselben getroffen werden, um zweckentsprechend zu sein.

Daß aber die möglichst vollkommene Erreichung des jeweiligen Zwecks unter Verwendung nur der durchaus nöthigen Menge von Material auch in diesem Falle nicht bloße Forderung einer ziellosen Verbesserungssucht, sondern des allgemeinen menschlichen Interesses ist, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden: kann doch jedes durch richtige Einsicht vor Vergeudung bewahrte Quantum von Arbeitsprodukt, resp. die ersparte Zeit, in anderer Richtung fruchtbringend, andere Bedürfnisse befriedigend, angelegt werden, — oder wenigstens könnte und sollte es so sein! —

Um ein sicheres Urtheil über den jetzigen Stand und Werth unserer häuslichen Einrichtungen gegenüber diesem wichtigen Prinzip zu gewinnen, betrachten wir zuerst die Brennstoffe hinsichtlich ihres Herkommens, der Zusammensetzung und Vorbereitung zu Brennmaterialien.

Es seien hier unter Brennstoffen und Brennmaterialien nur diejenigen brennbaren Körper verstanden, die zu gewerblichen und hausökonomischen Zwecken behufs Hervorbringung von Wärme Anwendung finden, die natürlichen, d. h. noch nicht künstlich veränderten, sind ganz allgemein in chemischer Hinsicht sämmtlich

Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, wobei der erstere gewöhnlich den überwiegenden Prozenttheil bildet. Ein Brennstoff ist um so werthvoller, je mehr er Kohlenstoff und Wasserstoff und je weniger Sauerstoff er enthält; denn wir bereiten eben nutzbare Wärme, indem wir eine chemische Vereinigung von Kohlen- und Wasserstoff mit dem Sauerstoff der Luft, den wir überall umsonst vorfinden, zuwege bringen, wobei ein im Verhältniß zu dem aufgewandten Volumen oder Gewicht erhebliches Quantum Wärme frei wird. Zwar gibt es noch mehr Mittel und Wege, Wärme zu erzeugen (Oxydation oder Verbrennen von Metallen, Fäulniß und Gährung organischer Substanzen, Vereinigung gewisser Elemente mit Chlorgas, mechanische, elektrische und Lichtbewegung), jedoch sind diese sämmtlich von keiner nützlich ökonomischen Bedeutung für die Gegenwart.



Auswanderer auf dem Wege nach den Silberminen von Leadville. (Seite 322.)

Nachdem die große physikalische Entdeckung von Robert Mayer, daß Wärme und mechanische Arbeit äquivalent, d. h. in einander verwandelbar und zwar nach festem Verhältniß sind, sich die gebührende Anerkennung erkämpft hat, erregte die aus diesem Prinzip gezogene Nutzanwendung ein gewisses Aufsehen, daß man demnach die in der Natur einen großen Ueberfluß bekundenden, unbenutzten mechanischen Kräfte des Windes, der Meeresfluthen, des in Bächen und Strömen zu Thal stürzenden und fließenden Wassers, durch geeignete mechanische Vorrichtungen werde in Wärme umwandeln und diese ausnutzen können. Diese Idee erscheint aber vorerst mehr blendend, als in Wirklichkeit ausführbar, wenn wir nächst der technischen Schwierigkeit, die bewegten Luft- oder Wassermassen in großartigem Maßstabe an Maschinen mechanisch arbeiten zu lassen, und den Effekt räumlich nach den Orten zu leiten, wo man Wärme benöthigt, noch berücksichtigen, daß das mechanische Aequivalent der Wärme zwar sehr groß, das umgekehrte aber entsprechend klein ist. Die mechanische Arbeit, welche 440 Kilo einen Meter hoch hebt, entspricht nur der Erwärmung eines einzigen Kilo Wasser um einen einzigen Grad Celsius!

Zwar ist es die Strahlung der Sonne, welche die Luft-

strömungen veranlaßt und das Wasser als Dunst oder Dampf gehoben hat, sodaß die Quellen dieser Bewegungen unerschöpflich sind; aber in unseren Brennstoffen haben wir die allbelebenden Sonnenstrahlen als künstliche Wärmeerzeuger in konzentrirterer, transportablerer und in der für unsere mannichfaltigen Zwecke handlichsten Form vor uns; oder ökonomisch zu sprechen, für jetzt noch bei weitem am billigsten.

Die Licht- und Wärmestrahlen der Sonne befinden sich in den Brennstoffen als chemische Differenz. Was ist darunter vorzustellen? fragt der Leser, dem chemische Theorie erklärlicherweise nicht geläufig ist. Wenn ich nun auch eine Definition so gebe: Chemische Differenz ist der Unterschied an innerer oder Molekularbewegung von Stoffen, welcher zum Theil bei ihrer Vereinigung zu neuen Verbindungen als Wärme, Licht oder Elektrizität nach außen abgegeben wird, — so befriedigt diese doch vermuthlich nur wenig. Aber die Entstehung chemischer Differenz grade aus Sonnenwärme hat ein jeder Naturfreund, der im Sommer gern durch Wiese und Wald streift, schon empfunden!

Zwar nicht dem Verstande, aber den Gefühlsnerven hat sich der Vorgang der Bildung chemischer Differenz bemerkbar gemacht durch die Frische, die von einer üppigen Wiese, einem reichen Kleefelde aufsteigt, durch die Kühle, die den unter das grüne Laubdach Tretenden umfängt. Der Wald ist kühler, als ein schattengebendes Zelt. Die Verdunstung von Wasser erzeugt nur einen Theil der Abkühlung. Je üppiger die Pflanzen wachsen, umsomehr Kühle erzeugen sie. Wir wissen, daß eine Pflanze einen gewissen Temperaturgrad an Wärme in Luft und Boden vorfinden muß, damit sie vegetiren könne; aber wachsen, an Gewicht zunehmen, kann sie nur, wenn auch das Licht der Sonnenstrahlen auf sie wirkt.

Der Vegetationsvorgang der Pflanzen besteht nämlich im wesentlichen in der Zerlegung der aus der Luft von ihnen aufgenommenen Kohlensäure in Kohle (gleich Kohlenstoff, zu dem dann in wechselnden Verhältnissen die Elemente von Wasser und Ammoniak treten) und in den freiwerdenden, als Gas ausgeschiedenen Sauerstoff. Dieser ist nun aber ein permanentes Gas, d. h. er besitzt eine solche Spannung oder Energie in den Schwingungen seiner Moleküle, daß man bis jetzt durch keine mechanische Zusammenpressung ihn hat flüssig machen können; im Gegensatz dazu läßt sich die Kohlensäure durch Druck sowohl in flüssigen als festen Zustand bringen.

Um aus dem Zustand geringerer Spannung in der Kohlensäure in den eines permanenten Gases überzugehen, bedarf der Sauerstoff einer großen Wärmezufuhr; die Pflanzenvegetation vermittelt diesen Uebergang, indem die nöthige Wärmemenge bei dieser Verwandlung von Kohlensäure in brennbare organische Substanz und Sauerstoff den Sonnenstrahlen, und zwar nicht nur den darin enthaltenen Wärme-, sondern auch den Lichtstrahlen entnommen wird. Diese Wärmebindung erklärt die von der grünen Vegetation sozusagen ausgehauchte Kühlung.

Wenn wir also unsere Bedürfnisse als Zwecke mit den Naturvorgängen in Verbindung bringen wollen, so können wir demnach die Bildung von brennbarer Pflanzenfaser oder von Holz als Aufspeicherung von Sonnenwärme und Licht betrachten. Das ist aber indirekt zu verstehen, denn die Wärme, die wir durch Verbrennen von Holz entwickeln, liegt nicht eigentlich in diesem aufgespeichert, sondern in dem Sauerstoff der Luft, der bekanntlich zur Unterhaltung der Verbrennung in beständig neuer Menge an den Brennstoff treten muß, und durch Wiedervereinigung mit der Kohle seine permanente Gasform verliert.

Würde durch die Vegetation die Kohlensäure gradauf in Kohle und Sauerstoff zerlegt, so würden wir ganz genau die zur Herstellung von 1 Kilo der ersteren aufzuwendende Sonnenwärme auf 8080 Wärmeeinheiten angeben können; das ist 8080 mal so viel Wärme, als 440 Kilo durch Fall von 1 Meter Höhe in einem Kilo Wasser Wärme entwickeln. Denn es ist durch Versuche festgestellt, daß durch Verbrennung von 1 Kilo reinen Kohlenstoffs zu Kohlensäure 8080 Kilo Wasser um 1 Grad C., oder 80,8 Kilo um 100 Grad C. erwärmt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist.

(Schluß.)

Alles zusammengenommen, kann man sagen, war in den außereuropäischen Kulturländern die ganze Natur verschworen, die Macht der Phantasie zu erhöhen und die des Verstandes zu schwächen.

In Europa dagegen zielen die Naturerscheinungen im ganzen dahin, die Phantasie zu beschränken, den Verstand dagegen aufzumuntern und die Menschen mit Vertrauen auf ihre eigenen Hülfsmittel zu erfüllen und jenen kühnen Forschergeist wach zu rufen, von dem allein der Fortschritt für alle Zukunft abhängt.

Im einzelnen den abweichenden Weg zu verzeichnen, den wegen der Verschiedenheit der Natur die europäische Kultur gegenüber allen vorhergehenden genommen hat, ist unmöglich. Denn etwas anderes ist es, eine allgemeine Wahrheit zu erkennen und etwas anderes, diese Wahrheit nach allen Seiten hin zu verfolgen und mit allgemein verständlichen Zeugnissen zu belegen.

Zugegeben 1. daß es gewisse Naturerscheinungen gibt, welche die Phantasie stark erregen, und 2. daß diese Erscheinungen außer Europa zahlreicher sind, als in demselben, so folgt daraus unumgänglich, daß in den Ländern, wo die Phantasie jenen Antrieb erhielt, andere Wirkungen erfolgt sein müssen, als in Ländern, wo dies weniger der Fall war. Vergleichen wir z. B. Indien und Griechenland, so werden wir finden, wie Literatur, Religion und Kunst durch die Natur beeinflußt und bestimmt worden sind. In der altindischen Literatur finden wir die merkwürdigsten Beweise von zügelloser Oberherrschaft einer bis zur Krankhaftigkeit üppigen Phantasie. Auf Prosa wurde fast gar keine Mühe verwendet, sogar ihre meisten Werke über Grammatik, Gesetze, Geschichte, Medizin, Mathematik, Geographie u. s. w. sind in dichterischer Form abgefaßt. Dieser Eigenheit in der Form steht eine entsprechende Eigenheit des Geistes zur Seite, indem in dieser Literatur alles darauf angelegt war, der menschlichen Vernunft Trotz zu bieten.

Keine Verdrehung der Wahrheit durch die Phantasie hat so viel Unheil gestiftet, als der übertriebene Respekt vor vergangenen Zeiten. Diese Verehrung des Alterthums streitet mit aller Vernunft, jemehr aber der Verehrung für die Vergangenheit die Hoffnung auf die Zukunft folgen wird, desto rascher wird der Fortschritt sein. Diese thörichte Verehrung für das Alter ist es, welche die Dichter mit der Vorstellung des goldenen Zeitalters beglückte; sie ist es, die den Theologen ihre Vorstellung von der Tugend und Reinheit des Menschen und von seinem spätern Fall aus jener Höhe gab; sie ist es auch, die den Glauben verbreitete, daß in alten Zeiten die Menschen nicht nur tugendhafter und glücklicher, sondern auch körperlich bevorzugter gewesen seien, als wir, ihre schwachen und entarteten Nachkommen.

In dieser Beziehung leisteten die indischen Dichter Unglaubliches; ihre Könige und Helden lebten nicht nur tausende, sondern millionen von Jahren; die indische Zeitrechnung wirft mit Zahlen um sich, gegen die sogar die Perioden der heutigen Geologie verschwindend sind. Den Verstand zu unterjochen und die Phantasie auf den Thron zu heben, ist der allgemeine Grundzug in Literatur, Kunst und Religion. In den Dogmen ihrer Theologie, in dem Charakter ihrer Götter, in den Formen ihrer Tempel sehen wir, wie die erhabenen und drohenden Naturerscheinungen das Gemüth des Volkes mit den Bildern des Grandiosen und Schrecklichen erfüllten, die sie nun in sichtbaren Formen zu wiederholen suchten und denen sie die Eigenthümlichkeiten ihrer Bildung verdankten.

In dem großen Mittelpunkt asiatischer Kultur wird die menschliche Energie eingeschränkt und eingeschüchtert durch die Erscheinungen seiner Umgebung. Neben den Gefahren des tropischen Klimas sind hier jene erhabenen Gebirge, die den Himmel zu berühren scheinen und von deren Abhängen jene mächtigen Ströme sich ergießen, die keine Kunst aus ihrer Bahn lenken und keine Brücke überspannen kann. Hier sind auch undurchdringliche Wälder, ganze Länder von Urwald bedeckt, und jenseits wieder endlose Wüsteneien; daneben wüthen Stürme, verheerender als man sie in Europa kennt, welche so plötzlich und gewaltig hereinbrechen, daß es unmöglich ist, sich gegen sie zu schützen.

In Griechenland dagegen ist alles kleiner und schwächer,

Gefahren aller Art sind weniger zahlreich; das Klima ist gesünder, Erdbeben seltener, Orkane weniger gefährlich, wilde und schädliche Thiere weniger zahlreich. Die höchsten Berge erreichen nicht ein Drittel der Höhe des Himalaja und seine Flüsse nähern sich nicht im entferntesten jenem imposanten Wasserschwall, der von den Bergen Asiens niederrauscht; infolge dessen wird der menschliche Geist weniger erschreckt und weniger abergläubisch; die natürlichen Ursachen wurden allmählich studirt, wodurch zuerst eine Naturwissenschaft möglich wurde.

Die Wirkung dieser verschiedenen Gedankenrichtung auf die Religion ist höchst auffallend. Die indische Mythologie beruht, wie die jedes tropischen Landes, auf dem Schrecken. Der Gott Schiwa wird dargestellt als ein Wesen von Schlangen umgürtet, mit einem Menschenschädel in der Hand und mit einem Halsbande von Menschenknochen; er hat drei Augen und ist in ein blutendes Tigerfell gehüllt, wie ein Rasender irrt er umher und über seiner linken Schulter erhebt die tödtliche Capella-Schlange ihr Haupt. Diese Mißgeburt einer mit Schrecken erfüllten Phantasie hat eine Gattin, deren Körper dunkelblau und deren Hand roth ist, um ihren unersättlichen Blutdurst anzuzeigen; sie hat vier Arme und trägt in einem den Schädel eines Riesen, die Zunge hängt ihr aus dem Munde, ihren Gürtel umschlingen die Hände ihrer Opfer und ihr Hals ist mit Menschenköpfen geziert, die an einem entsetzlichen Halsbande angereiht sind.

Selbst in der Kindheit der griechischen Religion findet sich nicht die leiseste Spur von etwas Aehnlichem; während die Richtung der asiatischen Kultur dahin ging, den Abstand zwischen den Menschen und ihren Gottheiten zu erweitern, suchte die griechische Bildung diesen Abstand zu verengen. Alle indischen Götter hatten etwas Ungeheuerliches an sich, Wischnu vier Hände, Brahma fünf Köpfe und so fort. Die Griechen dagegen stellten sich ihre Götter nicht nur unter menschlichen Formen vor, sondern auch mit menschlichen Eigenschaften, mit menschlichem Beruf, Geschmack u. s. w. Die asiatischen Menschen wurden von dem Gefühle ihrer Unterwürfigkeit so erfüllt, daß sie es nie wagten, ihre eigenen Handlungen mit denen der Götter zu vergleichen. Die europäischen Menschen dagegen, ermuthigt durch die größere Sicherheit und Unthätigkeit der Außenwelt, fürchteten sich nicht, diesen Vergleich anzustellen.. Daher findet sich auch bei ihnen zuerst der Herrendienst. Die Vergötterung von Sterblichen wurde zu einem anerkannten Theil der griechischen Religion, und von dort aus wurde diese Sitte später von der römischen Kirche angenommen und erneuert.

In Griechenland wurde zum erstenmale in der Weltgeschichte die Phantasie einigermaßen vom Verstande gemäßigt und beschränkt; freilich wurde der Einbildungskraft immer noch viel zu viel Autorität gelassen, aber doch ist die griechische Literatur die erste, in welcher ein entschiedener Versuch gemacht wurde, alle Meinungen auf ihre Uebereinstimmung mit der menschlichen Vernunft zu prüfen und so dem Menschen das Recht zu sichern, Gegenstände, die von höchster, unberechenbarer Wichtigkeit für ihn sind, selbst zu beurtheilen.

So unvollkommen und unvollständig diese Untersuchungen noch sein mögen, so liegt unzweifelhaft in ihnen Stoff genug zu weiterem Nachdenken, und durch sie wird künftigen Geschichtsschreibern ein neues dankbares Feld eröffnet, indem sie zeigen, daß überall die Hand der Natur auf uns liegt und daß die Geschichte des menschlichen Geistes nur verstanden werden kann, wenn man die Geschichte der Gesammtheit der Naturerscheinungen damit verbindet.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Frau Sander war diesen Morgen wie geistesabwesend. Sie kam in mein Zimmer, wollte mir etwas sagen, besann sich aber und ging wieder, sich hastig entschuldigend. So that sie es einigemale. Mir kam dieser Zustand höchst bedenklich vor. „Sie wollen mir etwas offenbaren," sagte ich. — „O," versetzte sie, sah dann zur Decke hinauf, seufzte und entfernte sich. Endlich hielt ich sie zurück, und indem ich ihren Arm ergriff, wiederholte ich eindringlicher meine Bitte, sie möge kein Geheimniß vor mir haben. — Sie setzte sich, blickte mich mit ihren großen, klugen Augen forschend an und rief nach einer Pause, tief Athem holend: „Waren Sie es?" — „Was?" versetzte ich auf diese seltsame Frage. Die Frau schwieg. „Sie sind es wohl nicht gewesen," murmelte sie; „ich will es nicht glauben." — „Aber was war es? Sie muthen mir," rief ich aufgeregt aus, „gewiß etwas zu, das nicht in Einklang mit Ehre und Moral steht! Ihr Blick, Ihre Miene, Ihre Aufregung, Ihre Worte sagen es mir, und ich verlange, daß Sie ohne Rückhalt sprechen!" — „Aus meinem Schrank," sprach sie keuchend, „sind mir zweihundert Thaler gestohlen worden, meine Nothpfennige, mein Letztes, mein Alles!" — „Und ich," fuhr ich da auf, „ich sollte sie entwendet haben? Der Verdacht hätte sich auch nur einen Augenblick auf mich gewendet? Pfui, schämen Sie Sich!" Ich ging im Zimmer lange auf und ab, und endlich, nachdem ich mich erholt hatte, sagte ich: „Fragen Sie Ihren Mann, — ich habe das Geld nicht genommen!" — Unter heftigem Weinen betheuerte die Frau, daß sie mich nicht beschuldige, aber es wäre doch so gar sonderbar, meinte sie, daß aus einem sicheren Versteck das Geld genommen sei. — Dann ging sie wieder an ihre Arbeit. —

Den Mörder der alten Frau haben sie heute zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Seine Kinder schickt man nun in ein Armenhaus, da die Mutter kaum im stande ist, sich selbst zu ernähren. Ich sah vor kurzem so einen Trupp armer Wesen vor der Stadt spazieren gehen. Alle hatten Kleider von gleichem Schnitt und Tuch an, einfach und schlicht. Ich dachte, es seien Verbrecher en miniature, bis ich eines Besseren belehrt wurde. Die Kinder der Bürger gingen ihnen aus dem Wege, und der Mensch, der sie wie eine Herde Schäflein befehligte, hatte nichts an sich, das in ihm einen Philanthropen voraussetzen ließ. Ich bedauerte im stillen diese Kinder, die, abgeschlossen von der Welt, bei einigem Nachdenken zu dem Schluß kommen müssen, daß sie nicht theilnehmen dürfen an den Freuden der Welt, die ihnen so gut wie verriegelt ist. Sie entbehren des Familienlebens, der väterlichen und mütterlichen Fürsorge, und die, welche diese Stelle zu vertreten berufen sind, können ihnen nichts weiter als Zuchtmeister sein. In diesen Armen- und Waisenhäusern erstirbt jede feinere Regung des Gemüthes, und auch der Verstand ist nur auf bestimmte Bahnen gezwungen. So verdorren diese armen Wesen an dem Schönsten, was der Mensch besitzt, und frühzeitig gewöhnen sie sich die Härte und Schärfe der Vorgesetzten an. Später ins Leben hineinkommandirt, beurtheilen sie alles nach starren Regeln und in dem starren Gesetz einer Religion, auf die sie selbst bei jedem Athemzuge hingewiesen werden. Ich dachte an meine armen, kleinen Geschwister und an die Möglichkeit, sie auch in diesen grauen, häßlichen Trachten, angethan mit groben, plumpen Schuhen, die Haare kahl geschoren, zu erblicken, und ich lief, heiß geworden bei diesen Gedanken, eiligst davon. —

„Sie hätten zuhause sein sollen," rief mir eine lebendige, resolute Frau, die in unsrer nächsten Nachbarschaft wohnt, entgegen, als ich im Begriff stand, meine Wohnung zu betreten. „Das war ein Höllenspektakel. Man dachte, die Teufel wären losgelassen und lägen sich in den Haaren! Die Sanders haben sich wieder einmal gehabt. Und warum? Gewiß wieder um ein paar Bibelstellen! Die Leute liefen zusammen, man drängte sich in die Wohnung und fand die Frau ohnmächtig, in Krämpfen. Ihr Mann stand vor ihr und rief ein- über das andremal: ‚Das Weib ist vom Teufel besessen!'" — Ich öffnete die Thür zu Sanders Wohnung. Auf dem Sopha lag die Kranke, zu ihrem Haupte saß der kleine Sohn und weinte und jammerte, und als er mich erblickte, kam er auf mich zu und schrie: „Die Mama stirbt, die Mama stirbt!" — Was konnte ich in solcher Situation sagen? — Herr Sander stand finster blickend an einem Fenster und erwiderte nur kurz meinen Gruß. „Man muß den Arzt holen," sagte ich endlich. — „Ihr hilft kein irdischer Arzt," versetzte Sander. „Rufen Sie den Menschen, der ihre Seele gestohlen, rufen Sie diesen Arzt. Sie ist verloren! Ein Welt-

kind, hängt ihr Sinn an dem irdischen Gut und ihr Gott ist der Mammon! — Das sind die Menschen, die mit ihrer Frömmigkeit und ihrer Demuth prahlen und alles fahren lassen, Frömmigkeit und Demuth, wegen des Mammons!" — Ich hörte, ich verstand. Ich ging. Hier war wenig zu helfen. Draußen bat ich eine Nachbarin, sich der Kranken anzunehmen. Dann ging ich wieder; die Stätte war mir unheimlich. Von unten aus sah ich noch Sander am Fenster stehen, finster und bleich, und mir war es, als sagte er noch: Sie ist verloren! —

War es Zufall oder war es Absicht — Elisabeth traf ich im Park. Wir grüßten uns. Sie hielt ein Buch in der Hand und beabsichtigte eine Stunde ungestört zu lesen. Meine ungemüthliche Stimmung bemerkte sie sofort und gestand mir offen, daß solch' finstre Miene mir keineswegs gut stände; ich sollte lachen und ihr einige unklare Stellen in dem Buche auslegen. — „Das Leben, mein Fräulein," sagte ich, „ist oft verteufelt ernst, und dem denkenden Menschen stoßen bei jedem Blick, den er in sich und in seine Umgebung thut, eine solche Menge von Unvollkommenheiten auf, daß sich seiner der tiefste Ernst fast willenlos bemächtigt. Die Lust, die Freude, der Scherz ist nur ein Gewand, in das sich der Ernst versteckt, die künstliche Hülle, die man um sich wirft, um nicht völlig auf menschenfeindliche Gedanken zu kommen. Und nun, mein Fräulein, da Sie meine Gesinnung kennen, will ich versuchen, zu lachen und Ihnen mit Freuden als Kommentator dienen." — Sie sah mich mit einem unbeschreiblichen, dankbaren Blick an, befleißigte sich eines verständigen Ernstes und zeigte mir die angestrichenen Stellen! — So plauderten wir lange, und als ich mich auf den Heimweg machte, dachte ich bei mir, wie schön es wäre, immer in der Nähe eines so gefühlvollen, verständigen Wesens zu leben, das mit Enthusiasmus auf alles einging, was man ihr vorlegte, und ich wünschte mir, frei zu sein und mit ihr nach dem Süden zu ziehen.

Es war schon spät, als ich meine Schwelle überschritt. Auf dem Tische lagen verschiedene angekommene Briefe. Von den alten Bekannten aus Berlin waren auch wieder nach langer Zeit Nachrichten eingegangen. Von meinem Freunde fand ich eine schwerwiegende Zusendung vor. Mein Vater hatte mich ebenfalls mit Mittheilungen bedacht, und so war eine solche Menge Material vorhanden, daß ich mich mit einem Schlage in eine andere Gedankensphäre versetzt fühlte. Leider nur zu kurz. Frau Sander kam leise ins Zimmer. Sie war wesentlich verändert, eine düstre Schwermuth lag auf ihren Zügen und ihre Stimme klang weicher als sonst. „Es thut mir in der Seele leid," fing sie an, „ich dachte schlecht, — ich möchte Sie um Entschuldigung bitten, — mein Mann hat das Geld genommen. Er hat es zu den Apostolikern heimlich, nach und nach, fortgetragen!" Die Frau weinte dabei, nicht mit der Aufregung, die ich an ihr von früher gewohnt war, sondern mit Resignation und jenem Gefühle, das denen eigen ist, die die völlige Ohnmacht ihrer Person eingesehen haben. — „Ihr Mann setzt," entgegnete ich, „seine religiösen Pflichten den heiligen Pflichten für die Familie voran! Gegen solche Ueberzeugung hilft keine Gewalt, da hilft Geduld und der Nachweis, daß diejenigen unwürdig sind, denen er die sauer erarbeiteten Sparpfennige zugewendet hat. Können Sie das, so ist Rettung möglich, können Sie das nicht, dann ist das Beste — Geduld!" (Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Das hätte Herr Schweder allerdings sich nicht im Traume einfallen lassen, daß er von einem Mädchen, wie Wanda, einem zwar ganz braven, aber verhältnißmäßig doch außerordentlich untergeordneten Menschen zuliebe auch nur bei einer allerdings sehr nebensächlichen Frage, wie die vorliegende, hätte zurückgesetzt werden können. Indessen war die Sache und voran die Person eben gar zu unbedeutend, um Herrn Schweder zu veranlassen, länger als ein paar Sekunden sich unmuthig zu fühlen. Er nickte daher freundlich und sagte leichthin:

„Eine alte Freundschaft zwischen zwei jungen Leuten, nun, die begründet freilich ein Vorrecht. Außerdem sind Sie ja der Held des kaum bestandenen Abenteuers, lieber Lauter, und der eigentliche Beschützer Fräulein Alsters. Ich wäre ein paar Minuten zu spät gekommen, um eine Ungezogenheit seitens des Herrn Doktor Wichtel zu verhindern."

So einfach und harmlos wie Schweder die Situation auffaßte oder aufzufassen schien, nahm sie auch Wanda. Sie legte mit einer leichten Neigung ihres reizenden Köpfchens gegen Schweder ihren Arm ungenirt in Fritz Lauters Arm und, nachdem sie sich noch einmal von Fritz sowohl wie von Schweder hatte versichern lassen, daß Fritz' Verwundung auf alle Fälle gar nicht der Rede werth sei, erzählte sie lebendig und warm von ihrer Kindheit im kleinen Häuschen in der Obervorstadt, wie Fritz damals schon immer ihr Beschützer gewesen und gewissermaßen zu dieser Rolle vom Schicksal auserkoren sei, denn er hätte sie später sogar einmal aus ernster Lebensgefahr gerettet und sei heute wieder, wie gerufen, völlig im rechten Moment zu ihrem Schutze erschienen.

Es war ein Glück, daß an Fritz Lauter nicht die Nothwendigkeit herangetreten war, zu reden. Ihm wäre es nicht gelungen, zu verbergen, daß ihn, was in der letzten Viertelstunde geschehen, nicht nur so obenhin berührt habe. Er war, als Wanda erklärte, daß sie für den kurzen Weg, der vor ihnen lag, seinen Arm erkoren, sogar roth geworden, und wieder flog eine brennende Röthe über sein Gesicht, als sie dann wirklich, zart wie ein Hauch, ihre kleinen behandschuhten Finger auf seinem Arme ruhen ließ. Aber da er sich in vorläufigem Stillschweigen zu sammeln vermochte, meinte er, niemand habe seine Verlegenheit bemerkt; darin aber hatte er sich doch getäuscht. Schweder hatte ihn und Wanda in seiner geschickten, nicht im mindesten auffälligen Weise beobachtet und fühlte sich sehr zufriedengestellt durch das, was er bemerkt hatte.

Es war kein Zweifel, Fritz Lauter war in Wanda verliebt, aber die kleine Wanda wußte von Verliebtheit sicher noch nichts, ihre Harmlosigkeit sprach dafür deutlich genug. Und wenn sie es übrigens auch gewesen wäre, dann hätte Schweder höchstens, für den Fall, daß er sich Wanda zu erobern wirklich Lust bekommen sollte, nur den Teufel mit Beelzebub, d. h. eine tändelnde, kindische Neigung durch Entfesselnng einer tiefen, verzehrenden, überwältigenden Leidenschaft auszutreiben gehabt. Kinderspiel das!

Nachdem Fritz mit vieler Mühe seine äußere Ruhe wiedergewonnen hatte, begann er an dem Gespräche lebhaften Antheil zu nehmen, wie um seine anfängliche Schweigsamkeit wieder gut und vergessen zu machen.

Er erzählte, wie er zu seiner heutigen Reise ins Gebirge gekommen sei, sprach von seiner Mutter und der Kantorfamilie, ergänzte Wanda's Erinnerungen und zeigte sich überhaupt so lebendig und gesprächig, wie ihn weder Wanda noch Schweder je gesehen zu haben sich erinnerten.

Gelegentlich kam auch Schweder an die Reihe zu erzählen. Er theilte mit, daß sie da, wo die Chaussee an dem letzten Berg vor Oberbartenstein sich in Schlangenwindungen hinaufzieht, den Schlitten eingeholt hätten, der Wanda mit Wichtel und die Frau Doktor gefahren. Zu ihrem Erstaunen und auch einigermaßen zum Befremden des Herrn Alster, hätten sie wahrgenommen, daß die Frau Doktor nur noch allein im Schlitten sei und sich da eines gesegneten Schlafes erfreue. Der Kutscher, welcher die vorher übermäßig angestrengten Pferde nun so recht gemüthlich dahin trotten ließ, hätte erzählt, er habe dem Herrn Alster und dem Fräulein einen Bergpfad gezeigt, auf dem sie in zehn Minuten zu Fuß in Oberbartenstein sein könnten, während man auf der Chaussee, steil und bergauf, wie es jetzt beständig ginge, wenigstens noch einmal solange zu fahren habe. Darauf sei auf eifriges Zureden des Herrn Doktor und auch der alten Dame das Fräulein ausgestiegen u. s. w. Er, Schweder, der seinen Freund Wichtel genau kenne und insbesondere wisse, wozu er fähig sei, wenn er seiner geschmacklosen Leidenschaft, sich zu übertrinken, gefröhnt, habe sich von Herrn Alster die Erlaubniß ausgebeten, ihnen zu folgen, und habe diese Erlaubniß auch sofort mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit erhalten.

So plaudernd waren die drei in Oberbartenstein angelangt. Kurz nachher trafen auch die übrigen Mitglieder der alster'schen Gesellschaft ein, bis auf den Doktor Wichtel, von dem nichts mehr zu sehen und zu hören war, bis andern Tags von ihm ein Brief zu Händen des Herrn Alster kam, der mit beleidigend kühlen, ja höhnischen Worten anzeigte, daß er nach dem Ausbruche kindischen Trotzes bei seinem Fräulein Tochter, welcher ihn, Wichtel, in eine gradezu blamable Situation — selbst einem ordinären Handwerker gegenüber — gebracht hätte, auf die Fortsetzung seiner Bewerbung Verzicht leiste und nur die zuversichtliche Hoffnung aussprechen könne, Herr Alster werde durch eine eklatanteste Genugthuung, wie er sie sich auch von dem Chefredakteur des „Tageskorrespondenten" zu verschaffen gedenke, die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zwischen den Häusern Wichtel und Alster ermöglichen.

Die Herren Alster und Schweder hatten am Weihnachtsabend noch eine längere Konferenz gehabt, an deren Schluß sie mit warmem Händedrucke von einander schieden; Herr Alster, um mit Herrn Klose bei dem Kantor für eine Nacht Quartier zu nehmen, während die Frau Doktor Winter mit Wanda bei dem Pastor von Oberbartenstein einlogirt wurde; Herr Schweder, um eine Rundreise im Gebirge zu beginnen, auf welcher er alle Ortsvorstände, Gutsbesitzer, Forstbeamte, Geistliche und Lehrer besuchen wollte, zu dem offiziellen Zweck, authentische Mittheilungen über den Nothstand zu empfangen, und zu dem nichtoffiziellen, in der Gegend eine kräftige Agitation zu Gunsten des Eisenbahnbaues zu erwecken.

Beide Absichten erreichte er völlig. Der „Tageskorrespondent" konnte eine ganze Serie höchst pikant geschriebener Artikel über die Noth im Gebirge und die gewaltige Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes bei der wohlhabenden Bevölkerung des Landes bringen; und bald konnte er auch berichten, und die Wahrheit seiner Berichte mit einer garnicht enden wollenden Kette von Eingesandts beweisen, daß die Bevölkerung des Oberlandes, und zwar Reich und Arm, Hoch und Niedrig auf das lebhafteste eingenommen sei für den völligen Ausbau der Eisenbahn nach allen in Aussicht genommenen Richtungen.

An Erfolgen noch reicher, als Herr Schweder, aber ohne daß sie ein anderes Gefühl davontrug, als das der Beschämung, hervorgerufen durch die Ueberzeugung, wie wenig sie doch, wohlerwogen, solche Erfolge verdient habe — kehrte Wanda kurz vor Neujahr mit ihren beiden Begleitern, der Frau Doktor und dem Herrn Klose, aus dem Gebirge zurück. Trotzdem der ungeheure Tumult des halben Dutzends von Weihnachtsbescheerungen, welche sie meistens mit Hülfe der Geistlichen und Schullehrer der betreffenden Ortschaften veranstaltet hatte, sie furchtbar aufregte, hielt sie tapfer bis zu Ende aus. Aber den stürmisch begeisterten Danksagungen für ihre „Güte und Barmherzigkeit", für ihre „engelhafte christliche Nächstenliebe", und wie die übertreibenden Versicherungen hell auflodernder Verehrung der hunderte von beschenkten Kindern und ihrer Eltern nur immer lauteten, diesen hätte sie beinahe nicht standgehalten. Sie mußte sich mit aller Gewalt zur Ruhe und gefaßter Haltung zwingen, und wenn nicht während der beiden Weihnachtsfeiertage auf ihre dringende Einladung Fritz sie begleitet und sie ein wenig zerstreut hätte, ihrem erschütterten Gemüthe Stütze und Stab gewesen wäre, und wenn dann, als er nothgedrungen nach P. zurückkehrte, um seine Redaktionsarbeiten wieder aufzunehmen, nicht seine Mutter sich ihrer auf ihre ausdrückliche Bitte angeschlossen und sie besser aufzurichten verstanden hätte, als es die gute, phlegmatische Frau Doktor Winter vermochte, so hätte sie sich doch trotz ihres energischen Willens und all' ihrer Jugendkraft der selbstgesetzten Aufgabe wahrscheinlich nicht gewachsen gezeigt.

Mit wochenlangem Kopfweh und wochenlanger Nervenaufregung büßte Wanda die Kühnheit ihrer, so leichten Herzens übernommenen, Samariterrolle, und doch empfand sie, einmal befreit von dem unmittelbaren Drucke jener drangvollen Tage, eine wenn auch schmerzliche Genugthuung darüber, daß ihr jetzt ein Blick zu thun vergönnt gewesen in die Tiefen des Menschendaseins, daß sie hatte heraustreten können aus den sonst so fest abgeschlossenen Kreisen städtischer Wohlbehäbigkeit, mit eigenem Auge zu schauen, mit eigenem Ohr zu hören, was an Noth und Leid abertausende von Menschenexistenzen bedrückt. Sie fühlte, daß die letzten Wochen des eben vergangenen Jahres aus dem harmlosen, übermüthig heiteren Kinde, das sie immer noch gewesen, eine ernste, weit über ihr Alter gereifte Jungfrau gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil.

(Fortsetzung.)

Das Gleiche gilt für jene großartige Erscheinung, für jenes zweite physikalische Räthsel der arktischen Zone, für das Nordlicht. Wer dieses Phänomen in seiner vollen Pracht gesehen hat, wie in der lautlosen Umgebung das ganze Firmament in intensiven Farbenflammen aufzugehen scheint, wenn die Nordlichtstrahlen in toller Hast sich gegen den Zenith überstürzen; wer die Aufregung gesehen und an sich selbst erlebt hat, welche durch diese Erscheinung, in der die alten Urelemente und die Geister des Abgrundes zu kämpfen scheinen, hervorgebracht wird — dem muß es zur Lebensaufgabe werden, den dichten Schleier lichten zu helfen, der über die arktischen Regionen ausgebreitet ist.

Von welchem Einfluß ferner die Eismassen an den Polen auf die Vertheilung und Feuchtigkeit an der Erdoberfläche sein müssen, liegt auf der Hand. Das Eis der Polargebiete ist der Regulator unserer klimatischen Verhältnisse; und der Ursprung vieler heftigen Orkane, welche über Europa und Nordamerika hereinstürmen, ist sicherlich im hohen Norden zu suchen. So sieht sich also auch die rasch aufblühende Meteorologie genöthigt, die Fundamente ihres Baues in den Polarländern zu gründen.

Daß die Geographie mit größter Spannung dem Entscheid über die Vertheilung von Wasser und Land, über die Gletscherbildung im Innern der nordischen und der südlichen Kontinente, über Luft- und Meeresströmungen, entgegensieht, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden; aber auch Astronomie und Physik sind durch die Fragen über die Abplattung der Erde, die atmosphärische Refraktion, die gesammten Eisverhältnisse und Aehnliches in Mitleidenschaft gezogen. Zoologie und Botanik dürfen, abgesehen von der Auffindung noch unbekannter Formen, namentlich vom Studium des Wanderlebens der Thiere, der geographischen Verbreitung der Pflanzen und vor allem der Fauna des Meeresbodens in den höchsten Breiten werthvolle Resultate erwarten: das Schleppnetz hat dort jetzt schon fast bei jedem Zuge wissenschaftliche Schätze zu Tage gefördert. Geologie und Paläontologie endlich können ihre Erwartungen kaum hoch genug spannen, seitdem uns von Spitzbergen und Grönland die schönsten Reste einer reichen, fast tropischüppigen Flora und Fauna zugekommen sind.

Wie viele dieser hochwichtigen Probleme sind nun durch die bisherigen Anstrengungen bereits gelöst worden? Keines! Ja, man kann nicht einmal behaupten, daß, außer der Entdeckung einiger neuen Inseln, Buchten und Meeresströmungen, irgend eine der oben berührten Fragen auch nur ernstlich in Angriff genommen wäre. Nach all den Opfern an Geld und Menschenleben, welche die Polarforschung gekostet hat, sind wir über das Wichtigste gerade noch völlig im Dunkeln, sind uns höchstens die Augen darüber aufgegangen, daß dort unendlich viel zu thun sei, daß wir es aber wohl etwas anders anfangen müßten, wenn wir „bleibende Errungenschaften" erzielen wollten.

Aber irgend ein triftiger Grund muß doch vorhanden sein, der diesen Wetteifer aller zivilisirten Nationen und jene Begeisterung erklärt, mit welcher die Mittel zu manchen dieser Expeditionen zusammengebracht wurden, mit welcher tapfere und verdiente Männer ungewissen drohenden Gefahren entgegengingen, und mit welcher die glücklich Heimgekehrten dann von allen Seiten empfangen und gefeiert wurden. Und die Zahl dieser Polarfahrten hat in den letzten Jahren beständig zugenommen. Abgesehen von den kleineren Expeditionen von Wilczek, Heuglin, Nordenskjöld, Gray, Payer und Weyprecht sind hier besonders zu nennen: die zweite deutsche Nordpolfahrt der „Germania" und „Hansa" unter Kapitän Koldeway; dann die amerikanische Expedition der „Polaris" unter Kapitän Hall; die österreichisch-ungarische Expedition des „Tegetthoff" unter Payer und Weyprecht und endlich die letzte, die im Juni 1875 abgegangene englische Expedition unter „Commodore Nares" mit zwei Dampfern, „Alert" und „Discovery", mit einem Aufwand von mehr als 150 000 Pfund Sterling ausgerüstet und mit der speziellen Weisung versehen, durch den Smithsund, in welchem die „Polaris" bereits den 82. Grad erreicht hatte, so weit als möglich vorzudringen, und dann per Schlitten dem heißersehnten Ziele, dem Nordpol, zuzustreben. Wo also, fragen wir nochmals, liegt der zureichende Grund für alle diese kostbaren und gefahrvollen Unternehmungen?

Gerade herausgesagt, es ist nichts anderes, als die nationale Eifersucht und der allgemein menschliche Abenteuertrieb, welche es verstanden haben, unter dem Deckmantel des wissenschaftlichen Forscherdranges die Sympathien und die Geldmittel der gebildeten Völker nach jenen Gebieten zu lenken, wo noch am ehesten „etwas zu machen" war, nach den Polarregionen, wie nach dem großen weißen Fleck im Innern Afrikas! Wir brauchen wohl nicht mehr ausdrücklich zu betonen, daß

diese Bemerkungen keineswegs darauf abzielen, die eminente Tragweite eines gründlichen Studiums aller jener Länder und Himmelsstriche irgendwie herabzusetzen, und daß wir noch viel weniger daran denken, dem Muth und der oft geradezu heldenhaften Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit der Männer zu nahe zu treten, welche diese Fahrten unternommen haben. Aber es ist wahrlich an der Zeit, den nutzlosen Opfern in Eis und Frost der Polarmeere, so gut wie in der Sonne und Fieberluft der Tropen, endlich Einhalt zu thun, vor aller Augen klar zu legen, daß der eingeschlagene Weg dort wie hier ein falscher war, daß am Nordpol so gut wie unter dem Aequator, in den Eisgebirgen Grönlands wie im Laboratorium des Naturforschers, nur durch methodisches Vorgehen, durch andauernde umfassende und auf bestimmte Ziele gerichtete Beobachtung brauchbare Resultate zu erlangen sind, aus denen sich dann mit Sicherheit allgemeinere Schlußfolgerungen ziehen lassen.

Es mußte daher jeden, der an den wissenschaftlichen Bestrebungen aller Völker warmen Antheil nimmt, mit großer Befriedigung erfüllen, daß endlich aus den Reihen der Nordpolfahrer selbst der besten einer mit dem offenen und auf innerster Ueberzeugung ruhenden Bekenntniß hervortrat: man habe bisher viel zu sehr einem wesenlosen Phantom nachgejagt und darüber die wirklich bedeutsamen Zielpunkte aus den Augen verloren; man habe von den Zeiten eines Columbus und Vasco de Gama her die alte Sucht nach erstaunlichen Entdeckungen mit sich herumgeschleppt, die, auf allen anderen Gebieten längst überwunden, auf dem Felde der Geographie heute noch in üppigster Blüthe stehe, die aber wahrlich gerade genug Unheil gestiftet habe, um nun schonungslos ausgerodet zu werden. Karl Weyprecht war es, der in der ersten allgemeinen Sitzung der 48. deutschen Naturforscherversammlung in Graz im September 1875 mit diesem aufrichtigen Geständniß des eigenen Irrthums auftrat, und in schlichter Rede auseinandersetzte, welches allein die vernünftigen Mittel und Wege sein können, vermöge deren die erwünschte Kenntniß der Polarländer zu gewinnen sei, worin der Fehler der bisherigen Versuche liege, und wie man es besser machen könne und solle.

Auch Weyprecht läßt natürlich der Wichtigkeit der Polarforschungen volles Recht angedeihen; er durchmustert jedes einschlagende Gebiet und vergleicht das zu Erreichende mit dem wirklich Erreichten. Die Summe, die schließlich herauskommt, ist allerdings klein genug: sie besteht „der Hauptsache nach in der Auffindung des magnetischen Poles (von James Clarke Roß unter 70° 5′ n. Br. und 96° 46′ w. L. im Jahre 1831 entdeckt), in der Erweiterung der naturgeschichtlichen Kenntniß dieser Gegenden und in der topographischen und physikalischen Beschreibung eines im Detail höchst wichtigen Inselkonglomerats. Und bei genauerer Analyse schmilzt der wissenschaftliche Werth dieser Resultate noch mehr zusammen!“ Weyprecht beweist dies selbst für das ihn zunächst interessirende Feld der magnetischen und meteorologischen Forschungen durch einfache Aufzählung dessen, was wir haben und was uns noch fehlt, woraus denn unter anderen hervorgeht, daß die vielen und kostspieligen Expeditionen noch nicht eine einzige Serie vollständiger Beobachtungen über die Störungen aller drei magnetischen Elemente geliefert haben, während wir das, was in dieser Hinsicht Brauchbares vorhanden ist, fast ausschließlich den in der Nähe des Polarmeeres errichteten fixen Stationen verdanken. Auch diese aber beschränken sich auf ein viel zu geringes Gebiet, so daß es durchaus unstatthaft wäre, aus ihren Ergebnissen auf die Zustände der ganzen arktischen Zone schließen zu wollen. Und dasselbe gilt, nur zumeist in noch höherem Grade, für jede andere Seite der Naturforschung. „Man kann leider fast sagen, daß wir von dem Treiben der Natur im hohen Norden und Süden nicht viel mehr wissen, als um einsehen zu können, wie wichtig die gründliche Erforschung der dortigen Verhältnisse für alle Zweige der Naturwissenschaft sein muß.“

Sehr beherzigenswerth ist nun, was der erfahrene Nordpolfahrer über die Gründe sagt, welche, trotz der so klar liegenden Wichtigkeit der Frage und trotz der Bereitwilligkeit, mit der immer wieder Geld zu neuen Expeditionen gespendet wurde, doch nur so beschämend klägliche Resultate haben erzielen lassen: „Im Anfang war es der materielle Gewinn, in Form von Pelzen und Thranthieren, der die Fahrten in das arktische Meer veranlaßte; dann trat an seine Stelle der Ruhm der geographischen Entdeckung. Die Sucht nach demselben hat heute solche Dimensionen angenommen, daß die Polarexpeditionen zu einer Art internationaler Hetzjagden gegen den Nordpol geworden sind, die der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten hindernd im Wege stehen. An die Stelle gründlicher wissenschaftlicher Arbeit ist die bloße Ueberwindung materieller Schwierigkeiten getreten. Ueberall wird die arktische Frage diskutirt, überall spricht man von dem besten Wege zum Pol — aber nach den wissenschaftlichen Schätzen, die längs desselben liegen, fragen nur wenige.“ So hat namentlich auch die im großen Maßstab ausgeführte Verwendung des Schlittens bei den Polarfahrten allgemeine Bewunderung und Nachahmung geweckt; die ganze Instruktion und Ausrüstung der letzten englischen Expedition war ja ausdrücklich darauf berechnet, mit einer ganzen Schlittenkarawane über das Eis vorzudringen, wenn die Schiffe nicht mehr weiter könnten: „wo aber der Schlitten in den Vordergrund tritt, da kann von wissenschaftlicher Beobachtung gar nicht die Rede sein.“

Als zweiten Grund für die ungenügenden Resultate der Expeditionen führt Weyprecht den Umstand an, daß alle vereinzelt, zusammenhanglos arbeiteten. Es fehlt das unumgänglich nothwendige gleichzeitige Beobachtungsmaterial. Während man prinzipiell längst eingesehen, daß isolirte Daten fast auf keinem Wissensgebiete, am allerwenigsten auf denen, wo es in erster Linie einer ausgedehnten, statistischen Grundlage bedarf, von irgend welchem Werthe sein können; während man auch dem entsprechend ganz Europa und Nordamerika mit einem dichten Netze von meteorologischen Stationen überzogen hat, welche alle irgend vorkommenden Veränderungen am Himmel und auf Erden aufs genaueste registriren, um daraus die Gesetze derselben zu erschließen und das Wetter, mit allem was drum und dran hängt, vorauszusagen zu können — begnügt man sich hinsichtlich der Erscheinungen in den Polarregionen damit, aus den Schiffstagebüchern der Expeditionen in den verschiedensten Jahren und von den verschiedensten Punkten jener Zone mit rührender Sorgfalt alle möglichen Einzelheiten zu Tabellen zusammenzustellen, in dem naiven Glauben, dadurch wenigstens für spätere Untersuchungen ersprießliche Anfänge zu liefern. Und doch weiß man schon längst gut genug, daß es gerade bei den Vorkommnissen in hohen Breiten wesentlich darauf ankommt: diejenigen, welche nur lokalen Ursachen entspringen, möglichst scharf von denen zu sondern, welche mit den allgemeinen Veränderungen am Pol zusammenhängen. Wie aber sollte dies bei der bisher ausschließlich beliebten Zersplitterung und Zerfahrenheit der Beobachtungen auch nur im geringsten möglich sein? Selbst über die alleraugenfälligsten und zugleich praktisch wichtigsten Vorgänge, wie z. B. über die Bewegungen des Packeises und einen vielleicht durch umfassende und regelmäßige Luft und Meerströmungen bedingten Zusammenhang der Verschiebungen desselben auf der einen mit denen auf der andern Seite des Pols, oder über die Wanderungen der Eskimos, der Land- und Wasserthiere, wissen wir noch so wenig, daß fast jede neue Expedition, die auf die Erfahrungen der Vorgänger basirten Schlüsse umstieß, und sich, oft zum eigenen Schaden, vom geraden Gegentheil überzeugte.

Daß es so nicht weiter gehen darf, daß es geradezu unverantwortlich wäre, noch ferner ungeheure Geldsummen und vor allem Leben und Gesundheit tapferer und tüchtiger Männer aufs Spiel zu setzen, um schließlich doch nichts von bleibendem Werth heimzubringen — darüber, sollte man denken, konnte nach solchem Bekenntniß bei keinem vernünftigen Menschen mehr ein Zweifel bestehen. Wenn Weyprecht zum Schluß ausruft: „Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich weit davon entfernt bin, den Verdiensten meiner arktischen Vorgänger zu nahe zu treten; denn niemand weiß es wie ich zu schätzen, welche Opfer sie gekostet haben. Indem ich dies ausspreche, klage ich mich selbst an und breche den Stab über die von uns erworbenen Resultate“ — so spricht sich in diesen Worten so unverfälscht die ehrliche Ueberzeugung eines Mannes aus, der sich durch eigene ernste That und ruhiges Denken das Anrecht auf ein kompetentes Urtheil in der Sache erkämpft hat, so daß niemand weder über die Motive seiner Handlungsweise, noch über die volle Richtigkeit des Gesagten im Unklaren bleiben konnte. (Schluß folgt.)

Auswanderer auf dem Wege nach den Silberminen von Leadville. (Bild S. 316—17.) Unsere Leser dürften auf der Karte der Vereinigten Staaten Nordamerikas die Stadt Leadville, zu welcher der entsetzliche Knüppeldamm führt, den unser Bild veranschaulicht, vergeblich suchen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie noch auf keiner Karte verzeichnet ist. Trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, welche die Natur auf dem Wege durch das Felsengebirge den Eindringlingen bereitet, gehört doch die „Straße“ nach Leadville zur Zeit zu den belebtesten in den Gegenden des Westens. Die Mühseligkeiten der Reise verschwinden vor der Aussicht auf den Gewinn. Durch ausgedehnte Prairien, wo der neue Ankömmling nicht selten auf die gebleichten Gebeine von Mensch und Thier stößt, die vor ihm die Wanderung angetreten haben und deren Mühsalen erlegen sind, durch öde Thäler, über reißende Flüsse und steile Berge geht der sich unablässig erneuernde Strom der Auswanderer. Für sie alle ist Leadville der magnetisch anziehende Pol und Gold oder vielmehr Silber die Losung. Diesen Glücksrittern schwebt sammt und sonders die Vision eines im Handumdrehen zu erwerbenden Reichthums vor, mit dessen Hülfe sie dann ihr Leben genießen wollen. Mit fieberhafter Hast drängen sie dem erträumten Ziele zu, ohne sich Betrachtungen darüber hinzugeben, wie wenige im Grunde dasselbe zu erreichen vermögen. An einer der gefährlichsten Stellen des Weges nach Leadville sehen wir auf unserm Bilde den Zug der Schätzesucher. Auf der über das Felsengebirge führenden Straße, in einer Höhe von mehr als 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel, klimmen sie den steilen, aus tiefer Schlucht aufwärts führenden Pfad hinan, an dessen Seiten sich gähnende Abgründe öffnen. Zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen streben sie vorwärts, manche darunter mit Weib und Kind und dem gesammten Hausrath. Schlägt nun einmal ein Wagen am Rande des Abgrundes um, so werden sich nicht viele der die Straße Ziehenden zu Hülfe und Beistand bereit zeigen; das würde Aufenthalt verursachen, und jede Verzögerung kann ein Vermögen kosten! Man kann wohl annehmen, daß von diesen Schaaren von Schätzesuchern etwa 15 Prozent so glücklich sind, auf das gewinnverheißende Erz zu stoßen; die übrigen 85 Prozent gehen so ziemlich leer aus. Leadville verspricht dem Besitzenden, aber nicht dem Besitzlosen eine Vermögensquelle. Wo liegt nun jenes verlockende Mekka

der Glücksjäger? Im nordamerikanischen Staate Colorado verzeichnen die Karten 135 Meilen südwestlich von Denver, nordwestlich von Puebla, auf dem Bergzuge, der Middle und South-Park scheidet, das Städtchen Oro-City. Nur drei Meilen davon befindet sich Leadville, auf einer Höhe von 12 200 Fuß über der Meeresfläche, aber noch lange nicht auf dem Scheitelpunkt der Gebirgskette der Felsengebirge, noch um mehrere tausend Fuß von höheren Bergzinnen überragt. Es ist nicht zum erstenmal, daß Tausende hierher geeilt, angelockt von überaus reichen Funden. Schon im Jahre 1865 wurden in der Nähe des jetzigen Leadville im California-Gulch werthvolle Goldlager entdeckt, und bald hatte sich hier eine Bevölkerung von etwa 10 000 Köpfen zusammengestaut. Ungefähr 4 bis 6 millionen Dollars Goldwerth wurden damals den Kieseldepositen entnommen. Doch nach dem Versiegen dieser Quellen verschwand dort auch rasch fast jede Spur von Ansiedlung wieder. Schon damals soll übrigens dort „Carbonat", jener dunkle, silberhaltige, schwere Sand gefunden worden sein, der erst vor zwei Jahren den Anfang der neuen Leadville-Sensation machte. Im Frühjahr 1878 stürzten sich Massen von Abenteurern hierher und brachten binnen wenigen Monaten die großartigste Entwicklung einer Bergwerksregion hervor, welche die Welt überhaupt bis jetzt gekannt. Kaliforniens Goldlager, Montanas weltberühmte „Alder-Gulch", die ihre 40 millionen Dollars gleich Wasserfluthen darbot, und Nevada's Silberstadt Virginia-City mit ihren immensen Jahresprodukten haben für einen gleichgroßen Zeitraum keine ähnlichen Resultate aufzuweisen. Binnen kurzem war ein vollkommenes Gemeinwesen organisirt: Zeitungen im Gange, Banken geöffnet, Kirchen, Schulen, Hotels gebaut, Wasser- und Minenwerke und Pferdebahnen angelegt, kurz, aus einem leichten Barackenlager war, wie über Nacht, eine blühende Stadt von 12 000 bis 15 000 Einwohnern entstanden, tausende von Minen sind reklamirt und beinahe hundert davon zahlen hohe Dividenden. Die Silberminenernte des Jahres 1878 erreichte die Summe von 2 818 000 Dollars, während die des Jahres 1879 auf 12 bis 15 Millionen geschätzt wird, bei einem täglichen Ergebniß von 1000 Tonnen, 75 Dollars Silbergehalt per Tonne. Der Bürgermeister von Leadville, der als Krämer seinerzeit für 17½ Dollars Provisionen, die er an zwei Prospektors abgab, den dritten Antheil einer Mine im „California-Gulch" erworben, entnimmt daraus jetzt täglich 2000 bis 3000 Doll. Silber. Der „Carbonat-Gürtel" soll ein Areal von circa 300 Quadratmeilen umfassen und neue Entdeckungen werden bis 20 Meilen im Umkreise der Stadt täglich gemacht. Minenantheile sind zu 500 bis 500 000 Dollars zu haben. Geld ist dort in Hülle und Fülle vorhanden und alle Geschäfte befinden sich im Blüthezustande. Chestnat-Street, die Hauptstraße der Stadt, gibt an Lebendigkeit und Frequenz dem Broadway, der Hauptader New-Yorks, wenig nach. Ueber 15 millionen Fuß Bauholz wurden aus den benachbarten Wäldern im Jahre 1878 entnommen und zwanzig Sägemühlen sind gegenwärtig in Betrieb. Für Telegramme werden monatlich 3000 Doll. eingenommen, Grundeigenthum und Miethpreise sind natürlich enorm, einzelne Bauplätze bis zu 10 000 Dollars notirt. Die zwei anderen vielversprechenden Minenlager Süd-Colorados sind Rosita und Silber-Cliffe. Das erstere zählt jetzt 1500, das letztere etwa 5000 Einwohner. Beide Städte liegen auf einem 9000 Fuß hohen Plateau, sind zugänglicher als Leadville und das Leben ist dort müheloser. Dazu ist die Luft so schön und stärkend zwischen den fichtengekrönten Hügeln, zu den Füßen der schneebedeckten mächtigen Sangre de Christo (Christi Blut) Berge, und auf allen Seiten umringt von den Riesen des Felsengebirges. Dieser enorme Reichthum an Silber und Gold kann nicht verfehlen, über kurz oder lang Colorado zu einem der bedeutendsten Staaten der Union zu machen. Der Anfang ist gemacht. Das nüchtern-praktische Prinzip der Amerikaner entwickelt die Civilisation auf weitem Raume, ohne Hemmniß. Noch nie seit Menschengedenken hat ein Volk sich in so unglaublich kurzer Zeit über solche Länderstrecken, nicht erobernd, sondern anbauend, verbreitet, die Wildniß mit so siegreicher Kraft gelichtet, so zahlreiche und gewaltige Bauwerke ausgeführt! Und alles dies bewirken die Amerikaner mit den modernen Zaubermitteln, die den alten Republiken unbekannt waren: die Eisenbahnen, die Dampfboote, die Kanäle, die Banken, die Zeitungen, die Elementarschulen und vor allen Dingen die Selbstverwaltung der Gemeinden. — Um nur eines dieser Zaubermittel zu erwähnen, führen wir die Thatsache an, daß bereits drei Bahnlinien in der Richtung nach Leadville geführt werden, welche die Minenstadt wohl noch im Laufe des Sommers erreichen dürften. Es sind das die Colorado-Centralbahn von Georgetown, die Denver- und South-Parkbahn von Webster und die Atchison- und Santa-Fé-Eisenbahn von Canon aus. Mit der unaufhörlichen Vergrößerung seines Bahnnetzes, der steten Zunahme an Kapital und Arbeitskraft, einem unaufhaltsam zuströmenden Einwandererzug hat der Staat Colorado in den drei Jahren seines Bestehens einen erstaunlichen Aufschwung genommen. Seine Bevölkerung wird jetzt auf 175 000 bis 200 000 Seelen und der monatliche Zufluß auf 15 000 geschätzt. Pilzartig schießen die Minenplätze empor, um schon in wenigen Monaten eine Bevölkerung von 5000 bis 10000 Seelen zu zählen. Colorado ist übrigens nicht blos Edelmetallstaat. Nicht weniger als 85 000 Stück Rindvieh, im Werth von einer million Dollars, wurden im Jahre 1878 aus seinen Hürden ausgeführt. Die Wollschur ergab 5 000 000 Pfund zu 875 000 Doll. und die Vermehrung an Lämmern betrug 500 000 Stück gleich 750 000 Dollars. Dazu kommen an gemeinnützigen Institutionen 250 öffentliche Schulgebäude, die einen Gesammtwerth von mindestens einer million Dollars repräsentiren; 56 Zeitungen, 40 Banken mit drei millionen Dollars Grundkapital und einem jährlichen Umsatz von 75 millionen Dollars. Dieses wunderbare Aufblühen des jungen Staates mit den blühenden Farmstrecken und dem wasserreichen Hochplateau, dessen ungeheures Terrain noch nicht zur Hälfte erforscht ist, ist ohne jegliche Regierungssubvention vor sich gegangen. Y.

Eine Einrichtung zum Schutze wider den Mißbrauch des Pantoffelregiments. „Er soll dein Herr sein", herrscht die Bibel bekanntlich dem Weibe zu. Nicht minder bekannt ist, daß das schöne und angeblich wie anscheinend schwache Geschlecht von dieser Weisung nichts wissen will, wenn es gleich in sehr vielen seiner immerdar verehrungswürdigen Exemplare auf die Bibel die größten Stücke hält. Er soll dein Narr sein, verbesserte vor ein paar Jahrhunderten die energische Gattin eines Buchdruckers jene Bibelstelle, wofür sie schwere Strafe erleiden mußte. Andere Damen vor und nach ihr lassen der Bibel ihre Worte, wie sie einmal sind, um sich ihren Willen zu wahren. Und der geht dann meistens auf das an die eigene Adresse gerichtete Gebot hinaus: Du sollst sein — nun, wie sagt man am besten — sein Genius sein. Das heißt, du sollst ihn führen und leiten, am besten so, daß er es gar nicht merkt, daß er wohl gar allen Ernstes sich einbildet, daß sein Wille und Wunsch im Hause Gesetz sei. Eine uralte Geschichte! werden unsere geneigten Leser ausrufen — sie haben recht, aber gerade darum paßt diese Einleitung vortrefflich zu der uralten Geschichte, die der Schreiber dieser Zeilen wieder aufwärmen wollte. Wenn die Damen von heute den Pantoffel schwingen, so geschieht es meist nur im Geiste, daß es aber in nicht allzugrauer Vorzeit in der That und in der Wahrheit geschehen sein muß, — das soll hier bewiesen werden. In seinem „Göttingischen Taschenkalender" von 1795 macht Lichtenberg auf die „Hessische Landesgeschichte" des Prof. Wencks aufmerksam, worin zu lesen steht, wie sich unsere Vorfahren männlichen Geschlechts an verschiedenen Orten gegen Gewaltthat seitens des weiblichen Geschlechts zu schützen bestrebt gewesen sind. Ja, gegen Gewaltthat. „Der alte männliche Deutsche," sagt der Herr Professor und Konsistorialrath Wencks, S. 519, „kannte keine größere Ehre als die Tapferkeit" — aber Prügel bekam er deshalb von seiner Ehehälfte doch so oft, daß die Herren Männer sich genöthigt sahen, besondere gesetzliche Bestimmungen und besondere schimpfliche Strafen wider die Mißhandlung der Ehemänner durch die Ehefrauen zu richten. In Darmstadt müssen die Damen besonders gefährlich und unbarmherzig gewesen sein, denn hier hatten die Bürger im 15. und 16. Jahrhundert mit der adligen Familie von Frankenstein auf Bessungen einen feierlichen Vertrag geschlossen, nach dem sie sich gegen eine jährliche Abgabe von zwölf Malter Korn von denen von Frankenstein durch einen besonderen Boten einen Esel schicken lassen konnten, so oft sie wollten, auf dem die undeutsche Frau, so ihren Mann geschlagen hatte, nach Urthel und Recht durch die Stadt ritt. „Das Recht, den Esel zu führen," fährt Wencks fort, „hatte seine Einschränkung. Hatte die Frau ihren Mann durch hinterlistige Bosheit, ohne daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte ihn der Frankensteiner Bote; war aber der Mann in offner ehrbarer Fehde — hört, hört! — mit der Frau zu den — jedenfalls derberen Schlägen gekommen, als er sie selbst auszutheilen vermochte, so mußte er den Esel selbst leiten. Vermuthlich war es die Schlauheit der Frauen, welche gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts hin die Sache so zu wenden gewußt, daß das Eselslehn, wie dieser Vertrag der Darmstädter mit den Frankensteinern genannt wurde, auch benutzt wurde, um männliche Bürger, die sich „ungebührlich und übel" gehalten hatten, zu bestrafen." Den Herren von Frankenstein muß das aber als ein Mißbrauch ihres Lehnseſels erschienen sein, denn sie machten gelegentlich sehr entschieden geltend, daß sie den Esel nur wider die bösen Weiber, so ihre Männer geschlagen, zu stellen verpflichtet seien. Aber nicht allein die darmstädter Weiber, sondern auch wider solche von Pfungstadt, Nieder-Ranstadt, Katzenellenbogen und andere jener Gegend wurde der Frankensteiner Esel begehrt, und auch in manchem sonstigen Gaue deutschen Landes muß derartiger Brauch im Schwang gewesen sein, wie aus den alten Chroniken hervorgeht. Ob heutzutage die Kultur und — die weibliche Sanftmuth soweit vorgeschritten ist, daß man ein solches Eselsreiten selten oder gar nicht sehen würde in Städten und Dörfern, wenngleich das Eselslehen noch gälte? — Vielleicht! Wenn aber die Männer — so ihre Weiber zu schlagen sich nicht für zu gut und ihre Weiber nicht für zu schwach und schutzbedürftig halten — heutzutage auf Eseln durch die Straßen reiten müßten — nun — wenn?? —xz.

Der Buchhandel vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. Die Vervielfältigung der Bücher durch Schreibschrift wurde im alten römischen Reiche im großartigsten Maßstabe betrieben und der Preis derselben war ein verhältnißmäßig niedriger. Marcus Valerius Martialis, ein römischer Epigrammendichter, der etwa um 100 starb, gab beim Buchhändler Triphon eine Sammlung Xenien heraus, die in der Teubnerschen Ausgabe gedruckt 14 Oktavseiten füllen und der Dichter beschwerte sich, daß der Buchhändler sie nicht um die Hälfte des Preises (4 Sesterzen = 76 Pfg.) verkaufe, da er bei diesem Preise immer noch seinen Gewinn habe. Diese geradezu erstaunliche Billigkeit der Bücher war nur infolge der Sklaverei möglich — was jetzt die

Druckerpresse leistet, wurde von hundert oder tausend Sklavenhänden vollbracht. Titus Pomponius Atticus (ein edler feingebildeter Römer, Freund Cicero's, geb. um 109 v. Chr.) machte, wie Prof. Zeibig in seiner Geschichte der Geschwindschreibekunst erzählt, schon zu Cicero's Zeit ein Gewerbe aus dieser Vervielfältigung. Er hatte unter seinen Sklaven zahlreiche Arbeiter in jedem Zweige der Bücherfabrikation, solche, die den Papyrus glätteten und leimten, andere, welche die Enveloppen kunstmäßig und elegant herstellten, geschickte Kopisten und Stenographen, endlich sachverständige und gelehrte Korrektoren. Daß von einem Buchhandel im heutigen Sinne erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Dabei mag bemerkt werden, daß ursprünglich die Preise für alle Käufer die gleichen waren — der Vorzug des Buchhändlers vor dem Nichtbuchhändler (Nettopreis und Ordinärpreis) kam erst später auf. Partiepreise, „Ballenpreise" gab es jedoch schon im 16. Jahrhundert. -z-

Sprechsaal für jedermann.

Folgenden interessanten Rechtsfall glauben wir den Lesern d. Bl. in ihrem eigenen Interesse nicht vorenthalten zu sollen; derselbe zeigt wieder einmal recht deutlich, wie sehr sich oft simpler Laienverstand und gelehrte Juristenansicht im Widerspruch befinden können. Der Inhaber eines kaufmännischen Geschäfts in dem sächsischen Städtchen L. sandte zur Deckung eines ultimo Mai des vorigen Jahres fälligen Wechsels den Betrag von 32 Mark 40 Pf. am 29. des genannten Monats an eine mit ihm in Verbindung stehende leipziger Handlung ab; die letztere verlangte hingegen nach Empfang dieses Betrags von dem Absender noch weitere, angeblich zur vollen Bezahlung des fraglichen Accepts noch erforderliche 1 Mark 10 Pf. Obgleich der zur Deckung des Wechsels Verpflichtete nun wußte, daß das betreffende Handelshaus seinem Buche zufolge diese noch ferner verlangten M. 1,10 nicht rechtmäßig zu fordern hatte, er sich aber nachträglich überzeugte, daß der betr. Wechsel in der That auf die Summe von 33 M. 50 Pf. ausgestellt war, sandte er, um dem angedrohten Protest des Accepts vorzubeugen, bereits unterm 1. Juni per Postanweisung auch diesen Betrag an die bewußte Firma ab. Umsomehr mußte er sich überrascht fühlen, als ihm am 4. Juni von der leipziger Handlung die Mittheilung wurde, daß, da die noch zur vollen Deckung des Wechsels fehlenden M. 1,10 bis zum Mittag des 3. Juni nicht eingegangen seien, der Wechsel unter Protest gegangen wäre, indem man ihn gleichzeitig zur Einsendung der Protestkosten im Betrage von 3 M. 50 Pf. ersuchte. Der Betreffende glaubte diese Aufforderung umsomehr unbeachtet lassen zu dürfen, als er die von Seiten der Postverwaltung seines Ortes ausgestellte Einzahlungsbescheinigung (in Betreff der in diesem Falle so bedeutungsvollen M. 1,10) in Händen hatte, und war geneigt, dieses neuerliche Verlangen lediglich für einen Erpressungsversuch des Geschäftshauses zu halten, zu welchem er übrigens, des von ihm wiederholt beobachteten unnoblen geschäftlichen Verfahrens wegen, in keiner ferneren Verbindung mehr stehen wollte. Mehrere Tage danach wird er nichtsdestoweniger vor das zuständige Gerichtsamt zum Wechselverhör geladen, in welchem er sich entschieden weigert, die von ihm verlangten Protest- und inzwischen entstandenen gerichtsamtlichen Kosten zu bezahlen, indem er zugleich den in seinem Besitz befindlichen Postschein vorlegt. Diese Verweigerung hatte zur Folge, daß kurz darauf der Exekutor bei ihm erschien, um die Hülfsvollstreckung zu vollziehen. Der von ihm verlangte Betrag hatte jetzt, unter Einrechnung der Exekutionskosten, schon die Höhe von M. 14,50 erreicht, welche Summe die Frau des Beklagten, in Abwesenheit ihres Mannes, um die Hülfsvollstreckung zu verhüten, auch baar entrichtete. Der in dieser Weise Geschädigte sah sich nun veranlaßt, bei der Oberpostdirektion des betr. Bezirks anzufragen, was der Grund der nicht rechtzeitigen Ablieferung jener M. 1,10 gewesen, worauf er nach Untersuchung der Sache den Bescheid erhielt, daß von Seiten der Postverwaltung seines Ortes die Abstempelung der betr. Postanweisung unterlassen und daher die Sendung vorschriftsmäßig an den Aufgabeort zur nachträglichen Abstempelung zurückgeschickt worden sei. Dadurch sei natürlich die Ablieferung an den Adressaten verzögert worden. Man bedaure zwar die dem Absender erwachsenen Unzuträglichkeiten und habe auch dem betr. Postverwalter eine Rüge wegen jener Nachlässigkeit in seinem Amtsdienst ertheilt, dagegen stehe ihm ein Anspruch auf irgendwelche Entschädigung gesetzmäßig nicht zu (eine Verpflichtung seitens der Post, den Adressaten von dem Eingang vorläufig nicht bestellbarer Geldanweisungen in Kenntniß zu setzen, sei nämlich in der Regel nicht vorhanden, wenn die betr. Anweisung nur auf kleinere Beträge laute, — eine Unzulänglichkeit im Postgesetz, die angesichts des vorliegenden Falles in die Augen springt, die aber von dem Postverwalter, der das ganze Aergerniß verschuldete, nachher als Entlastungsmoment anzuführen versucht wurde). Auf die von dem Geschädigten nunmehr gegen den Postverwalter bei dem zuständigen Gerichtsamte angestrengte Klage erfolgte nach mehreren gegenseitigen Verhören folgender Bescheid: der Postverwalter O. sei zwar die Protestkosten im Betrage von 3 M. 50 Pf. zu bezahlen schuldig, nicht aber zur Begleichung der entstandenen anderen gerichtlichen Kosten verpflichtet, da der Kläger die von der leipziger Handlung ihm abgeforderten Protestkosten hätte bezahlen sollen, um dadurch dem weiteren gerichtsamtlichen Verfahren wider ihn zu entgehen. Die Berechtigung, den Postverwalter O. für diese Protestkosten verantwortlich zu machen und deren Wiedererstattung von ihm zu verlangen, würde ja dadurch nicht aufgehoben worden sein. Die angerufene zweite Instanz entschied in gleichem Sinne. Der dem Absender jener an sich so geringfügig erscheinenden M. 1,10 in der ganzen Angelegenheit erwachsene Schaden belief sich, einschließlich der von ihm zu zahlenden Gerichtskosten zweiter Instanz (diejenigen der ersten waren aufgehoben worden), in Summa auf rund 24 Mark, wobei der ihm verursachte Zeit- und Müheaufwand noch garnicht mit eingerechnet ist.

So sehr nun einestheils der gerichtsamtliche Bescheid berechtigt erscheint, drängt sich doch anderntheils die Frage auf: Mußte sich der Absender jener M. 1,10 nicht in vollem Recht wähnen, als er die Protestkosten nicht bezahlte, da er ja seinen Postschein in den Händen hatte? Und war nicht der betreffende Postverwalter an allen und jeden Folgen der verspäteten Ablieferung der Postanweisung schuld? Würde nicht jeder, wenn er sich an Stelle des schließlich so empfindlich Geschädigten befunden hätte, so und nicht anders wie er gehandelt haben? — Mit diesen Erwägungen wandte man sich an das Generalpostamt, das aber erklärte, nicht in der Lage zu sein, „den Postverwalter O. zur Zahlung einer über die gerichtsamtlich festgesetzte Buße hinausgehenden Entschädigung zu veranlassen." Dem von Seiten des Beschwerdeführers erhobenen Antrag, den Postverwalter, dem man noch andere schwere Vernachlässigungen seines Dienstes, unter anderm die tagelange Abwesenheit desselben von seinem Dienstorte, nachweisen konnte und zum Theil auch nachwies, zu versetzen, wurde von Seiten des Generalpostamtes eine Folge nicht gegeben, da dieser Antrag „keineswegs ausreichend begründet sei." Dr. M. V.

Aufruf. Der Tuchmacher **Franz Wolf** aus Hersfeld, Provinz Hessen in Preußen, den im Jahr 1874 Briefe unter folgender Adresse erreichten:

Compagnie H. 7. U. S. Infan. Camp Baker Montana Territory North Amerika.

hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen. Sollte einem Leser der „Neuen Welt" in Amerika der Aufenthalt oder das Schicksal Wolf's bekannt sein, so bitte ich höflichst, mich, seinen Bruder, davon in Kenntniß zu setzen.

Hersfeld, Klausthor 703. Georg Wolf.

Literarische Umschau.

„Die Stenographie". Organ zur Förderung der Gabelsbergerschen Redezeichenkunst. Im Auftrage des Deutschen Gabelsberger Stenographenbundes, herausgeg. vom Gabelsberger Dresdner Stenographenverein. Von diesem $^1/_4$-jährl. im Umfange von 8 Seiten in gewöhnlichem Typendruck und Autographie herausgegebenen Blatt ist kürzlich die erste Nummer erschienen. Dieselbe enthält mehrere der Propaganda gewidmete Artikel, die gewiß manchen veranlassen werden, sich mit der Kurzschrift zu befreunden, wenn nicht etwa der Aufsatz: „Wer soll Stenographie lernen und wer nicht?" Von Dr. K(arl) A(brecht), der die Stenographie nur für den „gebildeten" Menschen geeignet hält, zu dem irrigen Glauben verleitet, daß der Stenographielernende Philologie oder sonst etwas „akademisch" studirt haben müsse. Die in der vorliegenden Nummer enthaltenen stenographischen Postkarten (mit 230, 650 und 750 Worten) zeigen recht augenfällig die bedeutende Raumersparniß, welche durch Anwendung der Stenographie erzielt wird. -z-

Berichtigung. Durch einen Druckfehler in Nr. 26 wurde die Beisteuer Italiens zur Gotthardbahn statt mit 45 Millionen mit nur 20 Millionen Francs angeführt. Y.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 28. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorner Mann.

Von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Ueber meinen Vorschlag betreffs der Maschine sprachen wir nicht weiter, ich hatte den Vater Oswalds gebeten, bis zum Eintreffen derselben und ihrer Erprobung zu schweigen. Dagegen unterhielten wir uns von mancherlei Dingen, die des jungen Mannes Einsicht und Besonnenheit in das beste Licht stellten, — auch eine unbewußt verrathene Charaktergüte fehlte nicht.

Und dennoch war ich froh, als der Eintritt Bernhardts, meines alten Geschäftsleiters, eine Störung hervorrief. Er brachte Briefe von Wichtigkeit, — die Herren empfahlen sich.

Bernhardt kennt Frankenthal seit Jahren, er nimmt keinen Anstand, von Geschäftssachen, die eben kein Geheimniß des Hauses, vor ihm zu reden. So hielt er ihn noch auf der Schwelle zurück.

„Sie kennen ja auch den Baron von der Hellen," sagte er, „den tollen Verschwender, der, nachdem er in allen möglichen Leidenschaften sein großes Vermögen in der Residenz durchgebracht, sich seit einigen Monaten auf sein von Hypotheken überlastetes Stammgut zurückgezogen hat, seine alten Tage vor den Manichäern alten und neuen Testaments zu bergen. Wir selbst haben bedeutende Forderungen an den Freiherrn; gestern habe ich ihm im Namen des Chefs eine ernste Mahnung zugehen lassen; soeben erhielt ich die Antwort. Begreifen Sie die edle Dreistigkeit, meine Herren, — statt Entschuldigung, statt Bitte um Aufschub, ergeht er sich in nichtigen Redensarten und endet mit der Forderung eines neuen Darlehns im Betrage von zweitausend Thalern."

„Die der Herr Kommerzrath wohl nicht gewähren dürfte," rief Frankenthal eifrig. „Wer in der Runde kennt nicht den Leichtsinn und die Verschwendung des von der Hellen, trotz seines Alters? Es liegt im Blute, glaube ich, — ein Glück, daß auf diesen welken Stamm kein neues Reis gepfropft."

Der alte Freund, der sonst so mild urtheilende, hatte sich in Hitze geredet; auch seinem Sohne mußte es auffallen, — oder war eine andere Ursache der Grund, mir kam es vor, als läse ich eine gewisse Erregung in des jungen Mannes Zügen, als lausche er mit Spannung dem Gespräch.

„Sie irren, werther Herr Frankenthal," bemerkte Bernhardt, „der Baron ist nicht kinderlos. Einen Sohn besitzt er zwar nicht, wohl aber eine Tochter, ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, bisher in einer Provinzstadt bei einer alten Tante erzogen und herangewachsen. Seit einigen Wochen lebt sie bei ihrem Vater, der, wie es scheint, große Hoffnungen für die Zukunft spinnt. Schade um das Mädchen; jeder, der mit ihr in Berührung gekommen, spricht mit Lob von ihr. Es soll eine liebe, anmuthige Erscheinung sein."

War es Täuschung? Mir kam es vor, als steigere sich die Erregung in [illegible]ld Frankenthals Wesen, — doch achtete ich nicht weiter darauf; ich selber hatte nur leichthin zugehört, ein Plan war plötzlich in mir rege geworden und rasch zum Entschluß gereift.

„Ich habe längst die Absicht gehabt, meinen Besitz zu arrondiren," nahm ich das Wort. „Das Areal zwischen meinem und dem hellen'schen Gute steht zu meiner Disposition, und ist der Freiherr des Geldes bedürftig, ließe sich vielleicht ein für beide Theile vortheilhafter Kauf abschließen, — ich hoffe, ein coulanterer Gläubiger zu sein, und dies dem edlen Herrn zu beweisen, als andere es sein dürften."

„Sie wollen Gut Wolfshagen kaufen, dem Baron, — seiner Tochter ihr Eigenthum nehmen, ihr letztes?"

Glühende Röthe hatte des jungen Mannes Antlitz überzogen, da er diese Worte hervorgestoßen, — nun ward er bleich, er schien sich seines Eifers zu schämen.

Erstaunt blickte sein Vater ihn an. „Oswald, was kommt dir bei?"

„Ich meine, ein ehrlicher, großmüthig abgeschlossener Kauf sei der Subhastation doch vorzuziehen," erwiderte ich kühl, „und ohne Zweifel steht dem edlen Geschlecht, für das Sie besondere Theilnahme zu hegen scheinen, eine solche bevor. Sind Ihnen die von der Hellen bekannt?"

Der junge Mann schien verwirrt. „Nicht der Vater, dessen übler Ruf auch bis zu mir drang. Die Baronesse Melanie traf ich wohl hin und wieder in einer Gesellschaft. Ihre Tante lebte zu H., meiner Studienstadt. Soviel ich vernahm, soviel ich weiß, ist sie durchaus des ihr gespendeten Lobes werth."

„Vielleicht habe ich Gelegenheit, mich selber zu überzeugen," sagte ich; „morgen früh reite ich hinüber nach Wolfshagen."

Sichtlich wollte Oswald Frankenthal noch eine Bemerkung machen, — er unterdrückte sie. Auch verabschiedete sich sein Vater eben, — meiner harrten noch weitere geschäftliche Mittheilungen Bernhardts. Unter ihnen die Nachricht, daß gegen Abend die Maschine eintreffe, — ich vergaß die Frankenthals, die von der Hellen und meine Pläne.

Zur bestimmten Zeit traf die Maschine ein — ein komplizirtes, unförmiges Ding. Ihr Erfinder hat indessen die Aufstellung durch genaue Instruktionen leicht gemacht. Unter Bernhardts

Leitung geschah sie, — der Tag mochte sich neigen, ehe man damit zu Ende kam; meiner Ungeduld ging alles zu langsam.

Mich zu entfernen, bis die Hauptschwierigkeiten überwunden, erinnerte mich Bernhardt an mein gestern geäußertes Vorhaben, nach Wolfshagen zum Freiherrn von der Hellen zu reiten. Ich hoffte, bei der Rückkehr mich durch die gelungene Arbeit überraschen zu lassen, und stimmte bei.

Das Wetter war günstig, — ein heiterer, nicht zu warmer Tag, der Weg meist durch Gehölz, schattig und erfrischend, — ich befahl, zu satteln. Eitelkeit war selten meine Schwäche gewesen, — heute wählte ich ein einfaches, elegantes Reitkostüm, meinen Jahren angemessen, aber auch meinem Aussehen. Es lag mir nicht daran, dem ruinirten Edelmann zu imponiren, noch seiner Tochter zu gefallen, — allein ich kannte diese Art des Adels, — ich wollte in keiner Weise Gelegenheit geben, sich über den bourgeois gentilhomme zu moquiren.

Nach langem Ritt erreichte ich das wolfshagen'sche Gebiet, — ein trauriger Anblick. Die Waldung gelichtet, verkommene Wiesen und Felder, zerfallen die Häuser des kleinen Dorfes und ihre Bewohner mürrisch und feindselig gegen den besser Gekleideten; Kinder, alte Frauen bettelten mich um eine Gabe an, — welch' ein Kontrast gegen meiner Besitzung Wohlstand! Als ich einen alten Mann nach dem Herrenhause fragte, verzog sich sein faltiges Antlitz wie im Zorn bei dem Namen des Gutsherrn und seine Lippen murmelten einen leisen Fluch. Ich richtete einige Fragen an ihn, — der Alte verbarg nicht seinen Groll gegen den Eigenthümer, der von Gemüth nicht schlecht sei, aber durch seinen Leichtsinn sich ruinirt und das Elend seiner Untergebenen mit verschuldet habe. Aber auch er war des Lobes der Tochter des Freiherrn voll. In wenig Wochen hat sie sich aller Herzen gewonnen. Sie pflegt die Kranken, lehrt den Kindern, theilt von ihrem wenigen der Armuth mit. Eine Samariterin. Ich trage hohe Verehrung für Mädchen dieser Art im Busen, wenn ich sie nur nicht lieben sollte.

Wie alles, bot auch das ursprünglich stattlich angelegte Herrenhaus ein Bild der Verkommenheit. Der Garten stand verwildert, nur ein Stückchen desselben schien von sorgender Hand gepflegt, — vielleicht war es ein Werk der Baronesse; kein Diener war zu sehen, der sich dem ankommenden Reiter behülflich erwies. Ich stieg ab, und mein Pferd der Obhut eines herumlungernden Jungen anvertrauend, trat ich ins Haus.

Auch im Vestibül keine Seele, — ich stand verlegen; augenscheinlich hatten Sparsamkeitsrücksichten die Dienerschaft bis auf ein Minimum reduzirt. In einiger Entfernung glaubte ich Stimmen zu vernehmen. Des Harrens müde, klopfte ich an die erste beste Thür, und da keiner zum Nähertreten einlud, öffnete ich.

Ich befand mich, wie ich bei flüchtigem Umblick erkannte, in einem Vorzimmer. Das draußen vernommene Gespräch ward im Nebenraum geführt, so laut, daß es meinen Schritt übertönte und ein jedes Wort verständlich ward.

Unschlüssig, ob ich weiter eintreten sollte, blieb ich einige Augenblicke stehen. Was ich vernahm, reizte meine Theilnahme und verleitete mich zu einer Indiskretion.

Es waren augenscheinlich der Freiherr und Baronesse Melanie, Vater und Tochter, die sich im Wortwechsel befanden. Bald erkannte ich die Ursache. Es handelte sich um eine arme, kranke Frau, zu deren Versorgung der Gutsherr, als oberster Versorger der Gemeinde, einen entsprechenden Antheil zu zahlen verpflichtet war. Der Baron weigerte sich entschieden; mit sanftem Ernst drang die Tochter in ihn; ihre Stimme schien mir sonor und von seltenem Wohlklang, sie sprach nicht von Christenpflicht, sie gebrauchte keine abgedroschenen Phrasen, aber was sie sagte, war so gut, so wahr, daß ich empört mich abwandte, da der Alte ihr mit fast frivolen Redensarten entgegnete und endlich, um zu Ende zu kommen, in Wuth gerathend sich Ausdrücke erlaubte, die mich veranlaßten, meine Gegenwart durch starkes Anklopfen an des Familienzimmers Thür vernehmbar zu machen.

Der Wortwechsel verstummte, die Mannesstimme rief barsch „herein!" — indem ich öffnete, sah ich ein helles Mousselinkleid durch eine Seitenportière verschwinden.

Es mußte dem Baron klar sein, daß ich ohne völlige Taubheit jedenfalls einen Theil des lauten Gesprächs vernommen, allein er zeigte sich völlig ungenirt; nicht einmal für den Mangel nothwendigster Bedienung hatte er ein entschuldigendes Wort. Nachdem ich mich vorgestellt, und er, wie ich wohl bemerkte, meine Toilette mit prüfendem Blick gemustert, begann er eine unverfängliche, Jagd und gesellschaftliche Dinge behandelnde Unterhaltung. Ich ging darauf ein, um mir ein eigenes Urtheil über den vielverrufenen Mann zu bilden, und fand das fremde bestätigt. Ein gutmüthiger Charakter, mit Frivolität und Leichtsinn gepaart. Schon das Aeußere verrieth den Lebemann um jeden Preis. Perrücke, Puder und Schminke verliehen dem greisenhaften Antlitz einen fast unheimlichen Ausdruck der Jugendlichkeit, der mich anwiderte.

Aus einem Schranke holte er eine Flasche Madeira und schenkte zwei Gläser voll. Ich lehnte ab und er trank beide.

Nun kam ich auf Geschäftliches zu sprechen. Mit einer wahrhaft naiven Dreistigkeit berichtete der Freiherr, wie geplagt er von Schulden sei. Die meine, obgleich eine der bedeutendsten, drücke ihn am geringsten, denn er wisse, er habe es mit einem Edelmann, wenn auch nicht der Herkunft, doch der Gesinnung nach, zu thun, und als solcher werde ich ihm den neu geforderten Vorschuß wohl nicht versagen. Dagegen versprach er mir, Eintritt in gewisse Cirkel der Residenz zu verschaffen, zu denen es mir, dank meinem Vermögen, schon längst Zulaß zu erhalten ein leichtes gewesen wäre, hätten mich die Gesinnungen derselben nicht zurückgestoßen.

Entschieden wies ich die Zumuthung zurück. Selbst in eine Prolongation der Schuld konnte ich nicht willigen, ohne den Grundsätzen meines Hauses untreu zu werden. Ich sah, wie das Antlitz des Freiherrn sich röthete, kannte meine eigne, leicht erregbare Stimmung und wollte eine Szene vermeiden. — Ich nannte den Hauptgrund meines Kommens, den Kauf der Herrschaft Wolfshagen.

Die Zornmiene des Gutsbesitzers besänftigte sich. Ich hatte geglaubt, der Gedanke, den Stammsitz seiner Väter, die Stätte, die seines Geschlechtes höchsten Glanz geborgen, zu opfern, erfordere wenigstens einiges Bedenken, — ich hatte mich getäuscht. Baron Willhard von der Hellen war sofort zum Abschluß bereit, doch nannte er als Kaufpreis eine so fabelhaft hohe Summe, daß ich laut auflachen mußte.

Der Freiherr stimmte ein. „Es mag Ihnen hoch vorkommen," sagte er, „und doch, nicht minder kann ich Wolfshagen lassen. Mein Gut ist der Nimbus, der die spekulative Hoffnung umgibt, die ich auf meine Tochter, Baronesse Melanie, setze. Daß ich sie nur einem sehr vermögenden Manne gebe, ist natürlich, denn sie soll mir dereinst in alten Tagen die Opfer vergüten, die ich für sie gebracht. Aber selbst bei diesem ist es, — Sie werden es begreifen, Kommerzrath, von bester Wirkung, wenn sein Schwiegervater sich Besitzer von Wolfshagen nennt, abgesehen davon, daß er natürlich meinen Besitz schuldenfrei zu machen sich verpflichten muß. Im andern Fall muß mir natürlich der Kaufpreis diese vereitelte Spekulation mitbezahlen."

Mein Blut wallte über. „Und wenn nun beides Sie täuschte," rief ich; „wenn sich, ehe sich ein Käufer für Ihre Tochter, die Sie zur Waare entwürdigen, ebensowenig als für Ihren Besitz, den Sie, obwohl er für Sie ein Gegenstand der Pietät sein müßte, als Spekulation behandeln, fände, — mehr noch, wenn die Ihnen drohende Subhastation plötzlich, wie das jüngste Gericht, hereinbräche, und Sie Wolfshagen zu dem Preise lassen müßten, den Abraham oder Itzig schon im voraus bestimmt und durch List erzwingen?"

Purpurn färbten sich des Freiherrn Wangen. „Wer wagt es, in Willhards, Baron von der Hellens Hause von Subhastation zu sprechen?" rief er.

„Meinen Sie mir zu imponiren durch olympischen Zorn?" fragte ich, ruhig bleibend. „Ich, Kaspar Ehrenfried Waldenau, wage es, und mehr noch, ich würde sie vollziehen lassen, Ihnen nach Verdienst, ohne allen Verzug, hielte nicht die Rücksicht auf Ihre Tochter meine Hand, deren Name mit ebensoviel Liebe und Verehrung genannt wird, als es mit dem Ihren das Gegentheil."

Von der Hellen sprang auf. „Wollen Sie mich in meinem eigenen Hause beleidigen?" schrie er. „Thun Sie, was Ihnen recht dünkt; noch bin ich Herr hier und vermag der Unverschämtheit des Parvenü —"

„Mein Vater!"

Der Alte hielt inne; augenscheinlich war der Wohlklang der milden, ruhigen Stimme, die ich schon im Vorzimmer vernommen, doch nicht ohne Wirkung auf ihn. Und ich? —

Ich schaute wieder und wieder, wortlos, der Bewegung unmächtig. Selbst der Höflichkeit gewöhnlichste Form, die konventionelle Verneigung, unterließ ich. Die Baronesse Melanie, nur sie konnte die Eintretende sein, hatte leicht zum Gruße ihr Haupt

geneigt, ihr Blick — eine gewisse Bitte lag in seinem Ausdruck — war mir bis in der Seele Tiefe gedrungen.

„Du magst dich bei dem Herrn Kommerzrath Waldenau bedanken, Melanie,“ nahm der Alte das Wort, „aus Rücksicht für dich will er unser Gut nicht subhastiren lassen, — vielleicht bewilligt er aus demselben Zartgefühl, da er Wolfshagen zu erwerben gedenkt, einen Kaufpreis, der deine Zukunft —“

„Mein Vater,“ sagte sie noch einmal; ich sah ihre Wangen sich purpurn färben, eine Thräne füllte das tiefblaue, seelenvolle Auge, — o, hätte ich sie ihr sparen können.

Ich beeilte mich, das Wort zu nehmen. „Sie kommen zu rechter Stunde, Baronesse,“ sagte ich, „der gute Engel zweier leicht erregbarer Charaktere. Ich finde Ihren Herrn Vater in einer Stimmung, die ihn wenig gerecht erscheinen läßt. Vergönnen Sie mir, Sie als Mittlerin in dieser Angelegenheit zu betrachten. Glauben Sie mir, wenn ich darnach strebe, Wolfshagen zu erwerben, geschieht es nicht in verächtlichem Uebermuth eines Parvenü, den letzten Sprossen eines alten Geschlechts zu demüthigen, noch in krämerhafter Habsucht eines spekulirenden Gläubigers.“

„Ich verstehe nichts von Geschäften,“ erwiderte das junge Mädchen ruhig; „nie habe ich mir erlaubt, mich in Angelegenheiten zu mischen, die mir fremd sind, und wo nur Erfahrung und Manneseinsicht das Wort zu führen berechtigt. — Ein anderes ist es hier, wo es sich um Wolfshagen handelt, um mein geliebtes, theures Wolfshagen, meiner Kindheit Stätte, mir so lieb durch tausend, tausend Erinnerungen. Um Millionen möchte ich's nicht hingeben, wären die Verhältnisse unseres Vermögens nicht eben — wie sie sind. In dem Falle, in dem wir uns befinden, wäre ein günstiger Verkauf, ein ehrenhafter, sogar mein Wunsch, mein lang gehegter, — wie ich meinte, kaum erfüllbarer.“

„Er soll sich erfüllen, Baronesse,“ rief ich; „überlassen Sie mir die Ausführung, in einer Weise erfüllen, die Ihres Vaters Zukunft, die Ihre —“

Melanie neigte leise das Haupt. „Ich bin überzeugt, mein Vater wird Edelmann genug sein, keinen andern Preis zu nehmen, als solcher mit dem Werthe, mit den Verhältnissen des Guts einigermaßen im Einklang steht,“ unterbrach sie mich. „Und keinen lieberen Käufer möchte ich für Wolfshagen als Sie, Herr Kommerzrath, — ich habe vernommen, was Sie für die Leute Ihrer Herrschaft gethan, ich habe mich selber davon überzeugt. So gern sähe ich auch Dorf Wolfshagen glücklich. Es soll vor Jahren so reich, so blühend gewesen sein, — nun ist es verkommen, — die Menschen darin, ein Fluch der Armuth, der harten, schweren Arbeit, sind rauh, das Elend groß. Wie gern hülfe, wie gern bildete ich, — doch was vermag ich? Sie aber, nicht wahr, — Sie, der Sie Wohlstand schufen und Sitte und Zufriedenheit, — Sie lassen auch mein Wolfshagen nicht zurückstehen?“

Ich wollte antworten, ihr sagen, — was, ich wußte es selber kaum; meine Fassung, meine gesellschaftliche Haltung hatte mich verlassen, mir war, wie mir noch nie gewesen war, — ich verneigte mich stumm.

Ob der Freiherr bemerkte, welchen Eindruck seine Tochter auf mich hervorgebracht? Sein Wesen hatte sich plötzlich gewandelt; er sprach sein Bedauern über seine Heftigkeit aus, beklagte, nicht im stande zu sein, den auf ihn angewiesenen Leuten zu helfen, wie sein Herz es begehre, und lud mich auf den folgenden Tag zu Mittag ein, um das Kaufgeschäft weiter zu bereden.

Ich nahm die Aufforderung unter der Bedingung an, daß ich der Baronesse nicht lästig fiele. Mit einiger Kälte, wie es mir schien, wiederholte Melanie die väterliche Einladung, — meine sichtliche Verwirrung, vielleicht mein allzulang ihr zugewandter Blick mochten ihr mißfallen haben. Doch gleichviel, ich durfte wiederkehren, sie wiedersehen. Ich empfahl mich, wie ein Träumer bestieg ich mein Pferd, wie ein Träumer ritt ich den Weg dahin, langte an meinem Hause an. Morgen — morgen! —

Freudestrahlend kam mir Bernhardt entgegen. Die Maschine war aufgestellt, früher, als er gehofft. Ich schützte Müdigkeit vor, um nicht in die Fabrik zu müssen. Morgen — morgen!

(Fortsetzung folgt.)

Brennstoffe und Wohnungsheizung.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Wie schon angedeutet wurde, bestehen aber unsere natürlichen Brennstoffe niemals aus reiner Kohle. Dieselben lassen sich vielmehr in eine Reihe mit aufsteigendem prozentischen Gehalt an Kohlenstoff bringen, deren erstes Glied die reine Holzfaser mit etwa 44,5 pCt. Kohlenstoff, das letzte, der Anthracit, mit etwa 93 pCt. bildet. Da die Kenntniß dieser Reihe von Brennstoffen für die praktische Heizung von maßgebender Bedeutung ist, so müssen wir ihr eine übersichtliche Betrachtung schenken.

Das Holz unserer Bäume besteht nicht aus einer durchweg gleichmäßigen Substanz, sondern hat eine so charakteristische Struktur, daß aus ihr die Art des Baumes sogleich zu erkennen ist. Der Querdurchschnitt eines Baumes zeigt aber auch noch viererlei sich kreisförmig umschließende Schichten: die in der Mitte liegenden, oft strahlig auslaufenden Markzellen; dann die die Hauptmasse bildenden und werthvollsten Holz- und Gefäßzellen, auf welche nach außen der Bast und die Rinde folgen. Die Holz- und Gefäßzellen, welche, wenn jung, mit Pflanzensaft erfüllt sind, verdicken sich während des Wachsthums in ihren Wänden, doch nie so, daß sich nicht wenigstens im Innern eine Höhlung wahrnehmen ließe; auch die Berührung der einzelnen Zellen untereinander ist nie so vollständig, daß nicht Zwischenräume, die sogenannten Intercellulargänge, frei blieben, die meist nur mit Luft, zuweilen auch mit eigenartigen Absonderungen des Baumes, wie Harz oder Gummi, gefüllt sind. Je dicker die Wände der Zellen einer Holzart sind, und je mehr davon in einem bestimmten Volumen sich zusammengedrängt haben, desto schwerer und dichter ist diese Art; man bezeichnet sie daher als hartes Holz, gegenüber dem weichen, welches Zellen mit größeren Höhlungen und mehr Intercellulargängen in demselben Raume enthält.

Man rechnet zu den harten Hölzern: Eiche, Weiß- und Rothbuche, Ulme, Birke, Esche; zu den halbharten: Ahorn, Erle, Lärche, Föhre; zu den weichen: Fichte, Weißtanne, Linde, Aspe, Pappel, Weide.

Trotz der verschiedenen Struktur und Dichte der Hölzer ist aber die chemische Zusammensetzung der Holzfaser oder Cellulose, deren Menge 96 pCt. von völlig trockenem Holze beträgt, bei allen die gleiche; nämlich in 100 Theilen besteht sie aus:

44,5 Kohlenstoff,
6,2 Wasserstoff,
49,3 Sauerstoff.

Das Holz enthält aber außer der reinen Cellulose noch Pflanzensaft, Aschenbestandtheile (mineralische Stoffe) und hygroskopisches Wasser, das ist solches, das sich durch Trocknen bis zu etwa 130 Grad C. entfernen läßt. Um möglichst wenig Pflanzensaft im Holz zu haben, der dessen Haltbarkeit beschränkt, pflegt man dasselbe bekanntlich im Winter zu fällen. Die Asche oder die mineralischen Bestandtheile — im Durchschnitt 1 pCt. — sind unvermeidliche und nothwendige, da ohne solche keine Pflanze vegetiren kann.

Der Wassergehalt ist sehr verschieden, im allgemeinen größer bei den weichen Hölzern; er beträgt ungefähr bei nicht getrocknetem Holz von

Weißbuche	18 pCt.	Rothbuche	40 pCt.
Birke	31 „	Fichte	45 „
Eiche	35 „	Linde	47 „
Weißtanne	37 „	Schwarzpappel	52 „

Man kann annehmen, daß im Durchschnitt gut lufttrocknes Holz noch 20 pCt. Wasser enthält.

Um den im Holz enthaltenen Brennstoff zu konzentriren und durch bedeutende Verminderung des Gewichts und Volumens transportabler zu machen, sowie auch um gewisse, für technische Verwendung nachtheilige Eigenschaften desselben zu beseitigen, wird das Holz verkohlt. Es werden dabei mit möglichst geringem Luftzutritt, unter Aufwendung eines Theils der brennbaren Bestandtheile, das hygroskopische Wasser sowohl, als auch mehr oder minder vollständig die mit Kohlenstoff im Holz chemisch

verbundenen Elemente von Wasser ausgetrieben. Dem chemisch-reinen Kohlenstoff nähert sich am meisten die Schwarzkohle, die nur noch höchst wenig chemisch gebundenes Wasser enthält, aber vermöge ihrer großen Porosität aus der Luft rasch Feuchtigkeit aufnimmt und daher im Durchschnitt besteht aus

Kohlenstoff 85 pCt.
Feuchtigkeit 12 „
Asche 3 „

Da bei dieser vollständigen Verkohlung aber fast 40 pCt. an Brennstoff verloren gehen, so zieht man es für viele Zwecke vor, eine zwischen Holz und Schwarzkohle stehende braunschwarze Holzkohle herzustellen, welche, wenn frisch und trocken, zusammengesetzt ist aus

Kohlenstoff 74. pCt.
chem. geb. Wasser 24,5 „
Asche 1,5 „

die aber beim Lagern auch noch 10 pCt. Feuchtigkeit aufnimmt.

Bei den weiterhin zu besprechenden, natürlich vorkommenden Brennstoffen ist der Prozeß der Trennung des chemisch gebundenen Wassers vom reinen Kohlenstoff, der bei der Holzverkohlung künstlich bewirkt ist, durch die Natur selbst bis zu immer größerer Vollkommenheit besorgt. Die Einleitung durch Zersetzung von Kohlensäure in Pflanzen vermittels der Sonnenstrahlen hat jedoch ohne Ausnahme vorhergehen müssen. So auch bei dem nächsten Gliede unserer Reihe, dem Torf. Er ist das Produkt der natürlichen Zersetzung von Vegetabilien, vorzüglich an solchen Orten, welche zwar noch genügende Temperatur zur Entwicklung von Vegetation, dabei aber stehendes Wasser besitzen, welches den Torf den größten Theil des Jahres von der Luft abschließt. Es sind ganz bestimmte Sumpf- oder Torfpflanzen, welche in dem aufgestauten Wasser gedeihen; vorzüglich die Arten Eriophorum, Calluna, Ledum palustre, Hypnum, vornehmlich aber Sphagnum, welche Pflanze oben beständig fortwächst, während die unteren Theile absterben und vertorfen.

Der Torf ist von sehr abweichender Beschaffenheit, welche herrührt theils von der Verschiedenheit der Pflanzen, aus denen er gebildet ist, theils von der mehr oder weniger vorgeschrittenen Zersetzung derselben, theils auch von der Art und Quantität der erdigen Theile, welche der Torfsubstanz immer beigemengt sind. Es ist das eben der Vegetationsboden, in dem die Torfpflanzen wurzeln, und besteht aus Sand, Lehm, Thon, Kalk, Eisenocker, phosphorsaurem Kalk, Gips u. s. w. Auf die Dichtigkeit der Masse übt die verschiedene Größe des Wasserdrucks, unter dem sich der Torf bildet, den maßgebenden Einfluß aus.

Nach den Vegetabilien, welche den Torf erzeugten, lassen sich unterscheiden: Moortorf, hauptsächlich aus Sphagnumarten gebildet; Haidetorf, aus Wurzeln und Stämmen der eigentlichen Haidepflanzen; Wiesentorf, aus Gras und Schilf gebildet; Wald- oder Holztorf, der hauptsächlich aus dem Holz von Waldbäumen entstand; Meertorf, von Tangen herrührend.



Die Hermesstatue des Praxiteles. (Seite 335.)

Der Wassergehalt von frischem Torf ist natürlich ein sehr beträchtlicher; durch längeres Lagern kann er bis 45 pCt. davon verlieren. Die reine, organische Masse des Torfs besteht ungefähr aus:

Kohlenstoff 60 pCt.
Wasser 38 „
Wasserstoff 2 „

Die beste Sorte lufttrocknen Torfes enthält immer noch 25 pCt. Wasser, oder ist mit Einschluß dieses zusammengesetzt aus:

Kohlenstoff 45 pCt.
Wasserstoff 1,5 „
chem. geb. Wasser 28,5 „
hygroskop. Wasser 25 „

Mehr, als durch Trocknen an der Luft, wird der Werth und die Brauchbarkeit des Torfes verbessert durch Darren bei 100 bis 120 Grad C.; am meisten aber durch **Pressen**, welches Entwässerung und Verdichtung zugleich bewirkt und die **Transport**fähigkeit und Verwerthbarkeit erheblich vermehrt, wie folgende durchschnittliche Zusammensetzung einer guten Sorte Preßtorf zeigt:

Asche 6,3 pCt.
Wasser 13 „
Kohlenstoff 48,4 „
chem. geb. Wasser 32,3 „

Auch der Torf wird durch Verkohlung für größere Verwendbarkeit vorbereitet, doch ist die Torfkohle von sehr verschiedenem Werth und wesentlich nur für rein technischen Gebrauch von Nutzen.

Die Braunkohle ist gleich dem Torf durch nasse Vermoderung kohlenstoffreicher gewordenes Holz, nur ist hier der Zersetzungsprozeß erheblich weiter vorgeschritten. Man findet und gräbt die Braunkohle in ziemlich verschiedenen Varietäten, als ältere und jüngere, welche letztere sich dem Torf, die erstere den Steinkohlen nach Aussehen und Verhalten mehr nähern. Man unterscheidet daher: das bituminöse Holz (Lignit), das Holzstruktur zeigt, und in dem Stamm-, Ast- und Wurzelstücke nicht selten noch deutlich erkennbar sind; die gemeine Braunkohle bildet derbe, spröde Massen von muschligem Bruche, — ist dieser glänzend, so wird sie auch Gagat genannt; die erdige Braunkohle



Angenehme Ueberraschung. (Seite 336.)

oder Erdkohle ist mit vielen erdigen Substanzen gemengte Braunkohle.

Der Aschengehalt der Braunkohle beträgt 5—10 pCt. Die Asche besteht wesentlich aus: Thonerde, Kieselerde, Kalk, Magnesia, Eisen- und Manganoxyd. Frischgefeuerte Braunkohlen enthalten bis 50 pCt. hygroskopisches Wasser; nachdem sie lufttrocken geworden, immer noch gegen 20 pCt.

Bei Nichtberücksichtigung des schwankenden Aschegehalts ist die Zusammensetzung von lufttrockner Braunkohle in mittleren Zahlen die folgende:

Kohlenstoff	52	pCt.
Wasserstoff	1,5	„
chemisch gebund. Wasser	26,5	„
hygroskopisches Wasser	20	„

Die erdige Varietät läßt sich erst dann zur Feuerung benutzen, wenn sie zuvor eingesumpft und in Formen, gleich den Ziegeln, gestrichen und getrocknet worden ist. Aber auch die geringern Sorten von gemeiner Braunkohle werden vortheilhaft erst durch Maschinenpressen in feste und gleichmäßige Kohlenziegel zusammengepreßt.

Eine strenge Grenze läßt sich zwischen Braunkohlen und Steinkohlen nur schwer ziehen. Dem äußern Ansehen nach ist die — nach ihrer Entstehungszeit bezeichnet — ältere Braunkohle und jüngere Steinkohle schwerlich zu unterscheiden. Man nimmt daher das geognostische Vorkommen zum Anhalt, um darnach eine fossile Kohle als Braunkohle oder als Steinkohle zu bestimmen, und rechnet zu den ersteren diejenige, welche jünger ist, als Kreide und in Formationen über derselben vorkommt, während man die in älteren Formationen sich findende als Steinkohle bezeichnet. E. Frémy hat neuerdings bessere Kennzeichen nach dem Verhalten gegen gewisse Reagentien angegeben, um Braun- und Steinkohle zu unterscheiden, deren ausführliche Beschreibug in Berücksichtigung der hier gestellten Aufgabe jedoch zu weit abseits führen würde. Das Wesentliche ist, daß in jüngerer Braunkohle noch Ulminsäure nachweisbar ist, die ältere sich in Salpetersäure und Hypochloriten auflöst, was beides bei der Steinkohle nicht der Fall ist.

Die Steinkohle oder Schwarzkohle ist nächst dem Eisenerz das wichtigste aller Mineralien, sowohl als Grundlage der heutigen Ausdehnung der Industrie, wie als Brennstoff für den häuslichen Bedarf. Darüber kann kein Zweifel mehr entstehen, daß die Steinkohlen von einer längst untergegangenen Flora herstammen, deren mumisirte und verkohlte Ueberreste Gebirgsschichten von oft vielen Quadratmeilen Ausdehnung bilden. Ueber den Vorgang, welcher bei der Steinkohlenbildung stattfand, existiren mehrere Ansichten. Ueber die Arten von Pflanzen glaubten die Gelehrten, denen eine wissenschaftliche Schematisirung als Endziel vorschwebt, bereits das letzte Wort gesprochen zu haben. Nicht blos die Namen „der hundertfältig übereinander gepreßten Stämme" wurden uns genau aufgenannt, sondern auch nach den sorgfältig studirten Pflanzenabdrücken, welche die Steinkohle zeigt, wurden prächtige, imposante Vegetationsbilder der Wälder entworfen, die zu unserm Nutzen als Steinkohle konservirt sind. Es fehlen auch nicht grausenerregende, bildliche Darstellungen der ganz plötzlich hereinbrechenden Fluthen von Schieferthon-, oder Sandsteinbrei, durch welche rascher als durch Millionen Holzfäller die Stämme umgeknickt, wie Scheitholz sorgfältig und ohne Zwischenraum nebeneinander geschichtet und dann zu Kohle verpreßt worden sein sollen.

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

„Sie sind unwürdig, sie sind es," rief sie mit Anstrengung. „Sie sind ärger als Jesuiten, sie schüren den Haß in der Familie und saugen die Opfer aus!" „Haben Sie Mittel, diese Betrüger zu entlarven?!" — — Frau Sander sah auf die Erde und schwieg. „Nein," versetzte sie gepreßt, „ich habe keine; diese Menschen sind zu abgefeimt, um sich gefangen zu geben! Ich habe keine andern Mittel, als meinen Verstand!" — — — — — Was sie noch zu mir gesprochen, will ich nicht hierher setzen. Als sie unter anderem fortfuhr, ihren Mann anzuklagen, unterbrach ich sie und sagte: „Und haben Sie nicht vielleicht selbst Mitschuld an diesem unglücklichen Verlauf? — Haben Sie sich nicht selbst durch andere zum religiösen Fanatismus aufhetzen lassen? — — Sie haben Ihren Mann, in der guten Absicht, ihn von dem betäubenden Wirthshausleben fern zu halten und der Familie zuzuwenden, angehalten zum Kirchengang und sonstigen religiösen Verrichtungen. Bei seinem Charakter in allen Dingen ehrlich, aufrichtig, standhaft, aufopfernd sich zu erweisen, war es erklärlich, daß er Fanatiker wurde. Er ist ein ganzer Mann, aber ein irrgegangener Mann. Sie wollen ihn zu ihren Zielen lenken und er ging weiter auf dem falschen Wege und — das Unglück steht vor der Thür!" — — — — „Ich weiß," entgegnete sie, „daß ich viel Schuld bin, und das ist es, was mich so niederdrückt. Ich fühle auch, daß Sie mit Ihren Ansichten das Richtige erstreben — aber es fruchtet nichts, ich kann mich nicht erheben; es ist zu spät, ich bin zu alt — es hätte früher geschehen sollen. Nun ist mein Glaube der einzige Rettungsanker, der Heiland mein einziger Freund in der Noth!" — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich suche vergebens nach einer Gelegenheit, mit Sander zu reden. Er weicht mir aus, und als ich ihn vorhin zum Gespräche über die geschehenen Vorkommnisse bewegen wollte, wich er mit den Worten aus: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" — — Ebenso vergebens suche ich einen Weg, um die Apostoliker in ihrem geheimen Treiben zu belauschen. Man ist einig, daß sie von dem Schweiße bedauerlicher Opfer leben, aber über das Gerücht hinaus führt kein rother Faden. Sie führen Buch über alle Vorkommnisse der Familie, wissen alles, was geschehen ist und lenken alles, was geschehen soll. — Sander ist der Eifrigste der apostolischen Brüder. Obgleich die „Glaubensfesten" stets und bald zu einem Amte emporrücken, so läßt man ihm doch keins zuwenden. „Der Geist des Herrn hat ihn noch nicht zu einem heiligen Amte berufen". D. h. ihm fehlt das Zeug zum Humbug. — Weil nun seine Frau beständig thätig ist, die Apostoliker zu verleumden und selbst die einflußreichsten Personen der Polizei und Regierung gewinnt, der Sekte nachzugehen, so trachten die „Erleuchteten" insgeheim darnach, sie zu vernichten. „Der heilige Geist hat dir den Untergang geschworen," sagte Sander kürzlich und dies war das Echo seiner Priester!

Der kleine Sohn Sanders stand auf der Treppe und weinte: „Was fehlt Dir, mein Sohn?" sagte ich freundlich zu ihm. — „Mein Papa," antwortete der Kleine, „will, daß ich mit ihm in seine Kirche gehe, was die Mama nicht haben will. Da wurde Papa sehr böse und da ich mich hinter der Mama versteckte, hat er nach mir geschlagen und statt meiner die Mama getroffen! — Ach, ich gehe nicht gern mit in Papa's Bethaus." „Du mußt thun, was Papa sagt!" — „Und hat Mama nichts zu sagen?" fragte der Kleine. — Die Frage brachte mich in einige Verlegenheit. Zum guten Glück kam aber Sander, grüßte mich freundlich und nahm seinen Sohn an die Hand. — — — — Frau Sander geht tiefsinnig im Hause herum. — — —

Heute, Montag, passirt es mir das erste mal, daß ich kein Mittagessen bekomme. Frau Sander hat in ihrer Zerstreutheit die Kochenszeit verpaßt! — — — —

Frau Sander ist plötzlich verschwunden. Man weiß nicht wohin! Sie soll gestern Abend beim Pastor B.. gewesen sein. Eine Betschwester, eine zudringliche, süßliche Person, habe sie abgeholt, sagte man mir. Sander entschuldigte sich bei mir und bat mich, auswärts zu speisen. — —

Nun haben wir schon Donnerstag und die arme Frau ist noch nicht gefunden! — Sander, besorgt, lief zur Polizei und machte Anzeige. — Es ward telegraphirt — aber ohne Erfolg. — Eine Nachbarin stellt die gräßliche Vermuthung auf, daß die Frau sich ertränkt habe. — Wenn alles nicht hilft und Gott mich verläßt, so stürze ich mich ins Wasser, soll sie zu einer alten Frau gesagt haben! — „Unsinn!" rief Sander. „Meine Frau kommt schon wieder." — — Nun ist sie wiedergekommen! — Ich kam von Weise's nach Hause. Vor der Thür stand eine große Menge Menschen! — Alles war in Aufregung. Denken Sie, wissen

Sie, tönte es mir aus vielen Kehlen entgegen — Frau Sander hat sich — ertränkt. Schiffer fanden sie unweit der Stadt an einsamer Stelle. — Sie ist hergebracht. Sie liegt oben in der guten Stube! — — — Ich rannte hinauf, ich öffnete die Thür. Sander stand stumm, unbeweglich an dem entseelten Leichnam seiner Frau. Der kleine Sohn weinte und jammerte. Die Todte war bleich wie Marmor und die feuchten schwarzen Haare hingen ungeordnet an den Schläfen herunter! — Ich ergriff die starre Hand, die sie so oft liebevoll auf meine Schultern gelegt hatte, wenn sie mich den „Unverbesserlichen" schalt! — — Mir wogte die Brust; ich hätte so vieles sagen können, aber ich war stumm — ich weinte selbst. — „Was Gott thut, das ist wohlgethan," sagte Sander. Das schreckte mich aus meiner Wehmuth auf. „O nein," antwortete ich. „Was Menschen thun, ist oft nicht wohlgethan. Das Gewissen wird's ihnen sagen!" — —

Wieder, wie vor einem Jahre, sah ich einen Sarg hinausgeleiten, die Reste eines Menschen, den ich trotz aller Irrthümer lieben gelernt hatte. Wieder sah ich diejenigen an dem Todtenschreine stehen, die die ungeheure Schuld des Mordes auf sich lasten haben! — — Aber ich ließ mich nicht wieder zu einer wüthigen, öffentlichen Anklage von meinen Gefühlen verleiten. — Pastor B.. machte ein ehrbares, frommes Gesicht. Er begleitete wider Gewohnheit die Leiche eines Selbstmörders, vielleicht bewußt seiner Sünde, vielleicht auch nicht! — Als er mich erblickte, glitt ein verächtliches Lächeln über seine Züge, nur für einen Augenblick, dann sprach er salbungsvoll: „Lasset uns den letzten schweren Gang antreten!" — —

Nun ist die Todte eingescharrt. Ich werde für eine Gedenktafel Sorge tragen. Sander wird es wohl doch nicht thun. Er ist nun ganz fromm geworden. Meine Hoffnung für ihn ist auf den Nullpunkt angelangt. — Morgen werde ich mich nach einer anderen Wohnung umschauen! — —

So schrieb ich gestern. Heute weiß ich, daß ich keine Wohnung hier am Orte mehr brauche. Ich kann mein Bündel schnüren, meine Baarschaft zählen und mich davontrollen. Es ist meinen Feinden gelungen, mich meines Brotes zu berauben, aber nicht gelungen, mich zu entmuthigen.

Brief von Weise!

„Mein Herr! — — Sie haben fortgesetzt meinen Sohn durch irreligiöse Lehren zu bethören gesucht. Zur guten Stunde habe ich Kenntniß davon erlangt und ich danke Herrn Pastor B.. für den freundlichen Wink von der drohenden Gefahr für das Gemüth meines Sohnes von ganzer Seele! — Ich kann Sie nicht länger den Unterricht fortführen sehen, und indem ich Ihnen anbei das Salair für Ihre Bemühungen sende, muß ich Sie bitten, von heute ab alle Verbindungen als aufgelöst zu betrachten." — — —

Ich wollte Weise persönlich die Antwort übermitteln. Er ließ sich verleugnen. Sein Sohn aber hatte mich kommen sehen, drückte mir heimlich die Hand und sagte: „Ich bin nicht daran Schuld, wirklich nicht. Papa hat sich verhetzen lassen." — „Denke oft an mich," versetzte ich bewegt, „und vergiß nicht, daß man rastlos nach der Wahrheit streben muß, die den Menschen der Thorheit und der Gläubigkeit überhebt." Dann ging ich. Wohin? — Ich weiß es noch nicht, aber es flüstert in mir leise eine Stimme: „Deinem guten Genius folge!"

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Einige Wochen nach Weihnachten finden wir die beiden Wichtel, Vater und Sohn, wieder einmal im Arbeitszimmer des ersteren beisammen.

„So hätten wir denn Krieg," sagte der Justizrath, indem er kaltblütig die Cigarre aus einem Mundwinkel in den andern schob.

„Krieg bis aufs Messer," bestätigte der Sohn.

„Mit wem alles, mein Lieber?"

„Mit deinem alten Freunde Alster und unserem gemeinschaftlichen Freunde Schweder."

„Und mit Senkbeil und Schneemann dazu, dächte ich."

„Ist nicht nöthig, im Gegentheil! Divide et impera, theile und herrsche. Senkbeil und Schneemann können wir zu Bundesgenossen werben."

„Du kennst meine Feindschaft gegen alle Phrasen," meinte der alte Herr mit ungeduldigem Achselzucken. „Der Versuch mit dem Divide et impera ist uns soeben noch mißglückt: dir mit deiner Absicht, dich wieder mit Schweder zu stellen, um Alster von seinem für uns gefährlichsten, weil schlauesten Alliirten zu isoliren, mir mit meinem Bemühen, über den bockbeinigen Narren, den Alster, die alte Macht wiederzugewinnen und so dem Schweder seine wesentlichste Stütze zu nehmen."

„Cher papa, ich meine, wir hätten uns über den wahrscheinlichen Erfolg dieser unserer Versuche von vornherein nicht getäuscht. Ich habe beide nur als Rekognoszirungen betrachtet. Daß Schweder mir zuliebe nicht den albernen Bengel, den Lauter, fortjagen wird, wie ich es als Bedingung für eine Aussöhnung zwischen uns beiden durch einen unserer beiderseitigen Bekannten von Schweder verlangen ließ, das wußte ich wohl. Und daß Alster längst Wind davon hat, wie wenig reelle Garantieen unsere Vermögensumstände ihm für die Fortdauer geschäftlichen Zusammenwirkens bieten, oder gar für den Fall der Verknüpfung unserer Häuser durch die famose Ehe, welche die Herren Väter seit Jahren so köstlich vorbereitet haben, das ist doch wohl über allen Zweifel erhaben. Der biedere alte Freund wollte seit langem los von uns und sein Fräulein Tochter mußte mir den Laufpaß geben. Darauf hatte der alte Fuchs sie dressirt. Daher wäre eine Aussöhnung, wenn sie auch scheinbar gelungen, doch eben nichts anderes gewesen, als ein bewaffneter Friede, dem der offene Krieg — meine ich — unter allen Umständen vorzuziehen ist."

Der Justizrath wiegte ärgerlich den grauen Kopf.

„Immer die alten üblen Angewohnheiten. Lange Vorträge und wenig Inhalt. Sage mir lieber, wie du dir das Ziel des Krieges vorstellst, aber kurz, wenn ich bitten darf."

„Das Ziel, nun, was so die Kriege für ein Ziel haben: Vernichtung des Gegners."

„Das heißt?"

„Der ‚Tageskorrespondent', der für Schweder die Leiter werden sollte, und zum Theil schon geworden ist, zu öffentlicher Bedeutung, muß ruinirt und Schweder muß gezwungen werden, sich wieder in das Dunkel seiner vegetativen Privatexistenz, in der er unsere Kreise nicht stört, zurückzuziehen — das ist Nummer eins meines Programms. Dann kommt Alster an die Reihe."

„Nun?"

Der junge Wichtel antwortete mit einer Gegenfrage:

„Kann sich eure Fabrik mit den Bestellungen, welche sie von unsrer Bahn bekommen wird, auf die Dauer halten?"

„Nein," erwiderte der Justizrath kurz.

„Das setzte ich voraus, obgleich ich nicht recht begreife, warum mein kluger Herr Vater sich von diesem sauberen Geschäfte nicht längst loszumachen versucht hat, in das uns ja nur die Nothwendigkeit, unsere Kreditfähigkeit durch einen großen Coup wieder aufzufrischen, hineingezwungen hat."

„Wenn die Inangriffnahme sämmtlicher Bahnbauprojekte beschlossene, unabänderliche Sache ist, wenn dann die Bestellungen unsere Fabrik überfluthen, dann wäre die Gelegenheit da zum Rückzug. Vorher aber ist nicht daran zu denken."

„Du meinst also, Alster und Senkbeil werden die Einsicht nicht gewinnen, daß die Alliance unsrer Bahn mit der Fabrik letztere nicht für alle Ewigkeit rentabel macht?"

„Schwerlich. Alster ist der alte Hans in allen Gassen, oder vielmehr ein Mensch, dem seine wirklich großen Geschäfte längst über den kleinen Kopf hinausgewachsen sind, und Senkbeils Verstand lebt erst recht von der Hand in den Mund."

„So sagen wir uns denn einfach von der Kompagnie Alster, Senkbeil im geeigneten Momente los, ziehen unser Geld —

50 000 Thaler, nicht wahr? — zurück und arbeiten dann wacker auf den Ruin unserer bisherigen Verbündeten hin."

„Und so gedenkst du Senkbeil zu unserem Bundesgenossen zu machen?"

„Damit nicht. Aber anders! Die Trennung von der Kompagnie muß in größter Freundschaft mit Senkbeil geschehen und nur die Entzweiung mit Alster zum Grund haben. Ist sie geschehen, so erzähle ich dem guten Senkbeil eine Geschichte, wie man — unbewußt und ganz wider seine Absicht — mit seiner schönen Frau sich liebe Freunde und getreue Bundesgenossen erkauft."

Der Justizrath schob sich die Brille zurecht und schaute seinen Sohn scharf an.

„Schweder und die Senkbeil — ja, wenn man Beweise hätte," meinte er dann, beifällig nickend.

„Die Beweise dafür habe ich so gut wie in der Hand. Aber ich denke, auch noch für mehr — für die Kombination Alster und die Senkbeil — Beweise zu erhalten."

„Deine blühende Phantasie, mein Lieber, spielt dir da doch einen, wie mir scheint, ziemlich dummen Streich. Ich kann die schöne Senkbeil unmöglich für so haarsträubend geschmacklos halten, um ihr eine Liaison mit dem eingebildeten Einfaltspinsel, dem Alster, zuzutrauen — zumal, wenn der Tausendsappermenter von Schweder — für ein Weiberherz der verführerischeste von euch jungen Lebemännern allen in unserm guten P. — in Wahrheit ihr Freund ist, statt blos der des blinden Hessen, ihres Mannes."

Wichtel junior machte ein indignirtes Gesicht.

„Ueber Weibergeschmack gedenke ich mit meinem Herrn Papa nicht zu rechten. Aber was ich weiß, das weiß ich eben. Und so weiß ich denn auch, daß Schweder, der uns alle zur Zeit, als die Verbindung mit Senkbeil zustande kam, mit einem ganzen Netz von Intriguen umsponnen hatte, mehr als eine Zusammenkunft der Senkbeil mit Alster vermittelt hat, und daß er die ausgesprochene Absicht gehabt hat, seine Freundin als Köder für unsern Freund Alster zu gebrauchen, der denn auch glücklich heute noch eisenfest an diesem Köder zu hängen scheint."

„Womit freilich noch lange nicht bewiesen ist, daß die löbliche Absicht Schweders, dem ich übrigens solche Streiche sehr gern zutraue, ausgeführt worden ist."

„Mag dem sein, wie ihm wolle. Können wir beweisen, daß Schweder die Absicht gehabt und daß es ihm gelungen ist, so ist Senkbeil sein und Alsters Todfeind und Alster ist in unseren Händen. Beweisen wir, daß er die Absicht gehabt, ohne daß es ihm gelungen ist, so ist gleichfalls das Bündniß Schweder-Senkbeil zerrissen und das zwischen Senkbeil und Alster auf's äußerste gelockert. Könnten wir aber etwa beweisen, daß Alster nur der Genasführte Schweders, vielleicht mit Wissen der Senkbeil, gewesen ist, so ist das Tischtuch zwischen Alster einerseits und Schweder und Senkbeil andrerseits zerschnitten, — nicht wahr, cher papa?"

„Ganz leidlich kalkulirt, mein Bester. Führe also einen von diesen, jedenfalls nicht übermäßig leichten Beweisen."

„Eben darum werde ich ihn führen. Der Schweder soll an mich denken. Hat mich der unverschämte Kerl doch noch damit zu verhöhnen gewagt, daß er mir andeuten ließ, in der Wahl der Waffen werde er mir, wenn ich die gewünschte Genugthuung von ihm haben wollte, in jeder Beziehung freieste Hand lassen."

Der Justizrath lachte. „Da kennt er meinen vorsichtigen Herrn Sohn freilich schlecht."

Dem jungen Herrn schien an der weiteren Erörterung dieses Themas nicht viel gelegen.

„Was wird nun aber deine Thätigkeit in dem bevorstehenden Kampfe sein?"

„Ich werde den ‚Tageskorrespondenten' in der öffentlichen Meinung ruiniren, mein Bester, und meinen alten Freund Alster im Verwaltungsrath unserer Bahn unmöglich machen und ihm die garnicht hoch genug zu schätzende öffentliche Meinung, alias Volkesstimme — Gottesstimme, auch so auf den Hals hetzen, daß er sich wundern soll, mein alter Freund."

Der Doktor Wichtel schaute seinem würdigen Erzeuger mit einer Miene in das unbeschreiblich hämisch grinsende Habichtsgesicht, als wenn er an dem gesunden Verstande des Sprechers gelinden Zweifel hege.

„A la bonne heure!" sagte er. „Das sind allerdings gewaltige Perspektiven, auf Ehre! Der Wille ist gut, aber —"

„Aber" — der Justizrath sah verächtlich auf seinen Sohn herab, „ein Aber gibt's da nicht, mein Lieber. Wenn einmal der alte Wichtel ernstlich gewollt hat, so hat er auch gehandelt und seine Absicht — ausnahmslos — erreicht, und wenn's galt, mit einer ganzen Welt von Widersachern fertig zu werden. Das ganze Geheimniß des Erfolges ist: man darf in den Mitteln nicht wählerisch sein, — unsere ärgsten Feinde, die bewußten Schwarzröcke, sind unsere glänzenden Vorbilder: der Zweck heiligt die Mittel — hähä!"

Der Justizrath, dessen Stimme energische Verbissenheit athmete, rieb sich ungeheuer behaglich die Hände. Das Gesicht seines Sohnes hatte den Ausdruck verwunderten Zweifels verloren; beinahe bewundernd schaute er jetzt auf den Alten. Er kannte ihn. Wenn der einmal ernstlich wollte, insbesondere wenn er ein so reges Interesse daran gewonnen hatte, jemandem ein Bein zu stellen oder gar, einen Menschen zugrunde zu richten, dann war er Wunder zu leisten im stande, das hatte er hundertmal bewiesen, und Freund und Feind fürchteten ihn mit gutem Grunde.

„Nun denn," meinte Wichtel Sohn; „so müßte es eben mit dem Teufel zugehen, wenn wir den Herrn Schweder nicht unterkriegten."

„Wie lange bedarfst du zu deinen Operationen?" fragte der Alte.

„Acht bis vierzehn Tage, denke ich."

„Gut — bis dahin werde ich auch mit der Hauptsache fertig sein. Also, an die Arbeit!"

* * *

Wenige Tage darauf fand eine Sitzung des Eisenbahnverwaltungsrathes statt.

Der völlige Ausbau der Bahn nach den weitestgehenden Projekten war beschlossene Sache. Heute handelte es sich hauptsächlich darum, die Kostenanschläge zu prüfen. Sie waren unter der Oberleitung des Oberbauraths Schneemann auf das sorgfältigste bis in die Details ausgearbeitet. Herr Alster hatte eben eine längere Rede vom Stapel gelassen, worin er die Genauigkeit der Berechnungen und die auf Billigkeit und Solidität in gleicher Weise angelegten Voranschläge als mustergiltig und über alle Anfechtung erhaben gepriesen hatte.

Da ergriff der Justizrath Wichtel das Wort. Auch er pries die Umsicht und den Fleiß, welche bei der Ausarbeitung der Kostenberechnungen obgewaltet hätten. Vorzüglich habe er zu loben, daß der Hauptgesichtspunkt dabei die möglichste Billigkeit der Ausführung gewesen. Er habe nun einen Vorschlag zu machen, bezüglich dessen er von vornherein der allgemeinen Zustimmung sicher sei, da es sich dabei um eine jedenfalls nicht unbedeutende Ersparniß handle. Er beantrage, daß der Bau des großen Viadukts über das Perlethal, das größte Bauwerk auf den in Angriff zu nehmenden Strecken, dem Baumeister Waldstein als Subunternehmer übertragen werde — unter der Bedingung, daß dieser den Viadukt um wenigstens fünf Prozent billiger herstelle, als ihn die vorliegende Kostenberechnung veranschlagt habe.

Der Justizrath erntete reichen Beifall. Auch Alster hatte nicht das Mindeste gegen den wichtel'schen Antrag einzuwenden, umsoweniger, als ein sonst hauptsächlich durch sein hartnäckiges Schweigen glänzendes Mitglied des Verwaltungsraths den Wunsch aussprach, bei den Verhandlungen mit Waldstein möge das allverehrte und hochbewährte Verwaltungsrathsmitglied Herr Alster den Verwaltungsrath vertreten. Alster glaubte, Wichtel werde dagegen Widerspruch erheben oder wenigstens eine solche Vertretung des Verwaltungsraths für überflüssig erklären, aber er täuschte sich, Wichtel sagte und that nichts dergleichen, und der Wunsch des seiner Gewohnheit untreu gewordenen Schweigers wurde einstimmig zum Beschluß erhoben, mit dem einzigen Zusatze, der von demselben Sonntagsredner ausging, über dessen Redseligkeit alle seine Kollegen verwundert den Kopf schüttelten, daß Alster im Interesse der gesammten Aktionäre bemüht sein möge, eine, wenn möglich noch höhere Kostenermäßigung als fünf Prozent von Waldstein herauszuschlagen. —

Und es gelang Herrn Alster, wider und über alles Erwarten, diesem Wunsch gerecht zu werden. Er bekam nach längeren Unterhandlungen von Waldstein nicht nur einen um fünf Prozent mäßigeren Preis für das gewaltige Bauunternehmen zugebilligt, sondern dieser verpflichtete sich sogar, um zehn Prozent billiger zu arbeiten, als der schneemann'sche Kostenanschlag berechnet hatte.

Das war ein Erfolg, der nur durch den schlechtverhehlten Grimm einigermaßen getrübt wurde, welcher den dicken Oberbaurath erfaßte, als ihm von dieser Mittheilung Kunde ward.

Fiel doch nun auf ihn und seine ganze Kostenberechnung ein Schatten des Verdachtes, er habe überhaupt Preise angesetzt, welche sehr gut noch um ein Beträchtliches ermäßigt werden könnten.

Auf vierzig millionen Mark waren die Gesammtkosten der in bestimmte Aussicht genommenen Bauten angenommen. Wenn nun überall zehn Prozent erspart werden konnten, im ganzen also vier Millionen, so hatten die Bahnaktionäre gewiß keine Ursache, über des Herrn Oberbauraths „sorgfältige und gewissenhafte" Berechnung sich besonders zu ergötzen.

Es war also eine riesige Taktlosigkeit von Alster, das bestätigte Herrn Schneemann der verehrteste von allen seinen Freunden, der Justizrath Wichtel, daß er auf Waldstein solange gedrückt, bis dieser einen so lächerlich mäßigen Preis acceptirt habe. Da hatte er, der alte Wichtel, die Sache ganz anders angefangen. Als Waldstein ihm im letzten Augenblick, noch vor der jüngsten Verwaltungsrathssitzung, das Angebot gemacht, er wolle den Viaduktbau übernehmen, hätte er es natürlich für seine Freundespflicht gehalten, Waldstein darauf aufmerksam zu machen, daß er bei seinem Angebot den Kostenanschlag des Oberbauraths nur um ein Unbedeutendes unterbieten dürfe. Mit schwerem Herzen habe er sich entschlossen, von den bewußten fünf Prozent Preisermäßigung zu sprechen, und unter keinen Umständen würde er geduldet haben, wenn man ihm die Leitung der Verhandlungen aufgetragen, daß Waldstein im Preise noch mehr herabginge. Fatalerweise sei er augenblicklich noch mit Alster zerfallen — gleichfalls einer ganzen Kette von Taktlosigkeiten Alsters wegen, der den ehemaligen Krämer, die mangelhafte Geistes- und Herzensbildung nun einmal nicht verleugnen könne, — es sei ihm also die Möglichkeit benommen gewesen, so bitter leid es ihm gethan, von Schneemann diese Erschütterung seines Ansehens und des Vertrauens, das er bei den Aktionären der Bahn genieße, abzuwenden. Er wolle sich übrigens erlauben, Schneemann anzudeuten, wie er der drohenden Blamage ein Paroli bieten könne. Er habe sich, leider zu spät, um das Pech zu verhindern, mit Waldstein noch einmal in Verbindung gesetzt, und von diesem nach vielen Bemühungen herausbekommen, daß er den Viaduktbau nur darum um einen solchen Spottpreis herzustellen vermöge, weil er ein Arbeiterheer von zweitausend Italienern für Frühling, Sommer und Herbst gedungen habe, die mit einem gradezu hundemäßigen Arbeitslohne zufrieden seien. Der Oberbaurath brauche nun blos seinem Kostenanschlage ein Nachtragsmemorandum hinterdreinzuschicken, in welchem er, natürlich ganz aus eigner Initiative, — daß er, Wichtel, den Rath gegeben, brauche ja niemand zu wissen, — den Vorschlag motivirt, für die Arbeiten auf den von der eigenen Baukommission fertigzustellenden Bahnstrecken ebenfalls Italiener, eventuell auch Oberschlesier, Polen u. s. w. zu engagiren, dann wäre es jedenfalls leicht, noch billigere Preise zu stellen, als Waldstein, diesen also zu übertrumpfen und sich um die Bahn ernstlich verdient zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil.

(Schluß.)

Seither sind Jahre vergangen; die englische Expedition unter Commodore Nares ist mit einem gründlichen Mißerfolg heimgekehrt, und hat so Weyprechts Sätze durch ein warnendes Exempel trefflich illustrirt — aber was ist von Seiten der Presse, der Geographen von Fach, der Vertreter der Naturwissenschaften zur Förderung und Verbreitung dieser richtigen Erkenntniß gethan worden?

In mehreren Zeitungen wurden Stimmen laut, welche Weyprecht unlautere oder wenigstens kleinliche Motive seines Auftretens unterschoben; die gelehrte Welt mag wohl im Stillen jener Rede beigestimmt haben, aber was ging sie die Sache näher an? In den geographischen Vereinen wurde viel hin und her räsonnirt über Mangel an Verständniß der hohen Probleme der Erdkunde u. dgl., und von den tonangebenden Leitern der Fachblätter gingen die meisten auffallend rasch über die unbequeme Geschichte hinweg; nur F. v. Hellwald brachte im „Ausland" (1875, Nr. 42) einen Artikel „Zur Polarforschung der Gegenwart", worin er zwar dem gleich zu besprechenden Plane Weyprechts für künftige Polarforschungen einige Worte der Anerkennung widmet, im übrigen aber darzulegen sucht, wie einseitig Weyprecht die physikalische Forschung auf Kosten der geographischen bevorzuge, letztere beinahe als unwissenschaftlich charakterisire, während doch „vom Standpunkte der allgemeinen Wissenschaft, welche überhaupt Erweiterung des menschlichen Wissens anstrebt, beispielsweise die Auffindung und Erforschung des Franz-Joseph-Landes genau ebensoviel werth sei, wie die Entdeckung eines neuen Gesetzes der Stürme oder die Ergründung der Nordlichtursachen." Ohne weitere Beweise wird die alte Behauptung einfach wiederholt: die auf solchen Expeditionen gemachten Forschungen aller Art bildeten „eine namhafte Bereicherung der physikalischen Wissenschaft;" sie seien „ein kostbares Material", dessen Sammlung durch das Streben nach geographischer Entdeckung keineswegs behindert werde. Und diesem, der großen Berechtigung der Weyprecht'schen Ansichten doch wohl lange nicht entsprechenden Bemerkungen stimmt selbst A. Petermann in den „Geographischen Mittheilungen" mit dem Zusatze bei: „Weyprechts Erwiderung (im „Ausland" 1875, Nr. 46), in der er seinen Standpunkt energisch vertheidigt und sich namentlich gegen die Verwechselung von „geographischer Forschung" mit „Sucht nach geographischer Entdeckung" verwahrt, sei doch wohl nicht im stande, Hellwalds Argumente zu entkräften. (Leider hat der Tod A. Petermann, den größten Förderer der Erdkunde, am 25. Sept. 1878 aus der Liste der Lebenden gestrichen). Mit Ausnahme der Engländer haben fast alle Geographen nichtdeutscher Zunge Weyprechts Vorschläge mißbilligt. Solches Gebahren der „Koryphäen" erscheint um so befremdender, als Weyprecht sich keineswegs mit der Verurtheilung des bisherigen Modus begnügte, sondern einen sehr einfachen und leicht praktikabeln Weg wies, auf dem der Lösung der arktischen Räthsel wirklich mit Erfolg näher zu kommen wäre. Es bedarf ja, wie wir gesehen haben, vor allem umfassender, genauer und gleichzeitiger Beobachtungen an den verschiedensten Punkten des Polargebiets, und diese sind nur zu erlangen mit Hülfe einer Anzahl wohl ausgerüsteter Stationen. Weyprecht meint, daß es zunächst genügen würde, auf Nowaja Semlja unter 76°, auf Spitzbergen unter 78°, im westlichen oder östlichen Grönland zwischen 76° und 78°, nördlich oder östlich von der Beringsstraße unter 71° und an der Mündung der Lena unter 70° nördlicher Breite solche Stationen zu errichten, welche bereits einen Beobachtungsgürtel um das ganze arktische Gebiet bilden und mit Bestimmtheit werthvolle Resultate ergeben würden. „Mit den Mitteln, welche eine einzige neue Expedition zur Erreichung der höchsten Breiten kostet, ist es möglich, diese sämmtlichen Stationen auf ein Jahr zu beziehen. Die Aufgabe wäre die: mit gleichen Instrumenten zu möglichst gleicher Zeit durch ein Jahr Beobachtungen anzustellen. In erster Linie wären die verschiedenen Zweige der Physik, Botanik, Zoologie u. s. w. und in zweiter Linie erst die geographischen Entdeckungen zu berücksichtigen. Wäre es möglich, gleichzeitig Stationen im antarktischen Gebiete (um den Südpol herum) zu errichten, so würde der Werth dieser Resultate um vieles erhöht werden."

Zur Unterstützung oder näheren Erläuterung dieses sofort von selbst einleuchtenden Plans noch etwas beizufügen, wäre überflüssig; es sei deshalb nur erwähnt, daß der um die arktische Forschung so hoch verdiente Graf von Wilczek in Wien, der selbst eine Fahrt nach Spitzbergen unternommen und nachher die Kosten der österreichischen Expedition zum guten Theil durch seine Beiträge deckte, bereits diejenigen Mittel in Aussicht stellte, welche nöthig sind, um eine Betheiligung Oesterreichs, für den Fall, daß das vorgetragene Projekt zur Ausführung kommt, zu sichern. Wenn wir nun bedenken, mit welchem Eifer von Regierungen und Privaten seither die Mittel geliefert wurden, so oft es galt, ein derartiges wissenschaftliches Werk zu ermöglichen; wenn wir uns nur daran erinnern, welche Einmüthigkeit und gegenseitige Zuvorkommenheit die maßgebenden Persönlichkeiten aller civilisirten Länder vor zwei Jahren bewiesen haben und jetzt neuerdings beweisen, um den rückkehrenden Nordenskjöld, der am 14. Februar mit der „Vega" in Neapel eingetroffen ist, zu feiern — so werden wir uns wohl der Hoffnung hingeben dürfen, daß Weyprechts Idee allmählich auch in weiteren Kreisen Anklang finden wird.

Hut ab vor England! Trotzdem es in zwei Welttheilen, in Afrika und Asien, Krieg führt und in Irland von einer agrarischen Bewegung bedroht ist, hat es noch immer Muße genug, Weyprechts Pläne zu prüfen und zu billigen. Das Londoner arktische Komité hielt am 2. Januar 1880 eine Sitzung, in welcher Commodore Cheyne mittheilte, daß ihm in allen Städten, die er seit der letzten Komitésitzung besucht, die größte Ermunterung zu der neuen arktischen Expedition nach Weyprechts Prinzipien zu Theil geworden sei. Ueberall wurde der Wunsch gezeigt, einer solchen Expedition Vorschub zu leisten. Sämmtliche lokale Komités in den Provinzen warteten jetzt thatsächlich nur auf den Beschluß des Centralkomités, wie in Betreff der Beschaffung der nöthigen Fonds vorgegangen werden solle. Auf den Antrag Naekirells wurde beschlossen, unverzüglich Subskriptionslisten im ganzen Lande auszulegen. Der Lord Mayor (Bürgermeister) von London hat eingewilligt, in der Frage betreffs einer arktischen Expedition am 7. Januar eine Deputation zu empfangen. (Ist mittlerweile geschehen). Damit auch dem excentrischen Nationalcharakter der Engländer Rechnung getragen werde, will man statt der Schlitten den Luftballon in Anwendung bringen. Bezüglich dieser Anwendung als Hülfsmittel zur Erreichung des Poles äußerte Coxwell, ein bewährter Luftschiffer, seinen festen Glauben an deren großen Werth, und glaubte,

daß, wenn einige Verbesserungen, die er in kurzem zu prüfen hoffe, adoptirt würden, die Aussichten auf Erfolg wesentlich vergrößert werden dürften.

Da man dem Nordpol zu Wasser und zu Lande nicht beikommen konnte, versucht man es mit dem Luftballon. Glück auf!

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

Es war im Jahre 1522, als der Spanier Andagoya auf einer der weiteren Erforschung des dreißig Jahre vorher der damaligen Welt durch Christoph Columbus erschlossenen neuen Erdtheils Amerika geltenden Fahrt an ein Flüßchen Namens „Biru" gelangte und hier die Kunde von einem blühenden Reich im Süden, dem Reich der Inkas, erhielt. Die Folge dieser neuen Nachricht war, daß Francisco Pizarro, Diego Almagro und Fernando de Luque, drei andere unternehmende Spanier, die berühmte „biruanische Entdeckergesellschaft" bildeten und die ersteren beiden in den Jahren 1526—1532 die Eroberung Perus bewirkten. Hier fand man in der That hochkultivirte, ackerbautreibende Indianerstämme, deren goldreiches Land von dem Geschlecht der Inkas beherrscht wurde. Diese Inkas leiteten ihre Abkunft von den „Göttern" ab, gehörten ursprünglich dem Aymaravolke an, wanderten an der Spitze des Quichnavolkes vom Titicacasee aus und gründeten der Sage nach die Stadt Cuzco. In letzterer herrschte als erster Inka der mythische Manco-Capac, etwa von 1021—62. Die Erweiterung des Reiches geschah im Anfang auf friedlichem Wege und mit Schonung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen, vorher im Lande seßhaften Indianerstämme. Zu höchster Machtentfaltung kam das Inkareich unter Tupac-Yupanqui (1439—75), welcher das mächtige Volk der Chinchas unterwarf und die Grenzen seines Gebiets im Norden bis gegen Quito, im Süden bis Chile ausdehnte, und unter Huayna-Capac (1475—1525), der Chile zur Tributleistung zwang, Quito eroberte, die inneren Unruhen unterdrückte und die staatliche Organisation vollendete. Von diesem wurde das Reich unter seine Söhne Huascar, welcher (1526—1532) in Cuzco regierte, und Atahualpa, der seine Residenz in Quito aufschlug, getheilt. Atahualpa vereinigte nach der Ermordung des Bruders das Reich wieder unter seiner alleinigen Herrschaft (1532), wurde aber schon 1533 auf Befehl Pizarro's, der im Jahre 1530 mit seinen spanischen Banden in Peru eingefallen war, hingerichtet und als sein Nachfolger, ein zweiter Bruder, Manco-Capac II., eingesetzt. Der Letztgenannte bemühte sich, die spanische Herrschaft wieder abzuschütteln, indeß ohne Erfolg und zog dann mit 40000 seines Volkes in die Gegenden am Ucayali, wo er 1553 starb. Seine Nachfolger herrschten nur unter spanischer Botmäßigkeit, und als die Grausamkeiten der weißen Eroberer in der Folge auch dieses Schattenkönigthum vernichteten, flohen die noch vorhandenen zahlreichen Sprößlinge des alten Fürstenhauses in die abgelegenen Gebirgsgegenden des Landes und bewogen die Treuen ihres Landes zu Aufständen. Den letzten Freiheitskrieg unternahm der Inka von Tubac-Amaru, der im Jahre 1780 mit den aufständischen Indianern bis vor Cuzco rückte, indessen, gleich seinen Vorgängern, auch keinen Erfolg aufzuweisen hatte. Die noch jetzt vereinzelt unter den peruanischen Indianern vorhandenen Nachkommen der Inkas leben meist in Armuth.

Die Kultur, die sich unter der Herrschaft dieser „Sonnensöhne", wie sich die Inkas nannten, entwickelt hatte, war in der That eine den Verhältnissen nach bedeutende. Die Inkas selbst wohnten in herrlichen Palästen, und ihre nächste Umgebung und Dienerschaft bestand aus den Söhnen des hohen Adels. Als Insignien ihrer Herrschaft trugen sie eine rothe wollene Quaste nebst einer schwarzen und weißen Feder auf ihrer Kopfbedeckung, die in einer Art metallener Haube bestand. Um den Fürsten mit möglichster Raschheit die Nachrichten selbst aus den entlegensten Theilen des Landes zu übermitteln, war ein Korps von Schnellläufern organisirt. Wenn ein Unterthan vor dem Inka erschien, so mußte er vorher die Schuhe und guten Kleider ausziehen, eine Last auf den Rücken nehmen und während der Audienz die Augen niederschlagen. In seiner Jugend genoß der Inka eine asketische Erziehung, bei seinem Regierungsantritt huldigte man ihm durch das Darbringen einer weißen Feder, worauf er zunächst eine Zeit lang in stiller Zurückgezogenheit und unter freiwilligem Fasten um seinen Vorgänger trauerte. Erbberechtigt war der älteste Sohn der Hauptfrau des Königs. Dem Verkehr dienten vier von dem großen Platze Cuzco's aus nach den vier Himmelsgegenden und in die verschiedensten Provinzen des Reichs führende Kunststraßen. Dieselben hatten je eine Breite von 5—8 Metern, waren mit behauenen Quadern, stellenweise sogar mit zementirten Ziegeln gepflastert, zu beiden Seiten mit Mauern eingefaßt und mit zwei Reihen von Bäumen bepflanzt. Ihre Herstellung war zuweilen äußerst schwierig und bedurfte nicht selten bedeutender Felssprengungen. In bestimmten Entfernungen befanden sich die Quartiere, um den Inkas auf der Reise als Herbergen zu dienen, und Wasserleitungen versorgten Menschen und Thiere. Mancherlei Ueberreste dieser Inkastraßen, deren bedeutendste sich in den Cordilleren zwischen Jauja und Tarma befinden, legen neben zahlreichen anderen Kunstdenkmälern und Alterthümern noch heute von der hohen Kulturentwickelung im Reiche der „Sonnensöhne" beredtes Zeugniß ab. Die sich über den Rücken der unwirthlichen Cordilleren durch zwanzig Breitengrade hinziehende Inkastraße, dieses Bewunderung erregende Riesenwerk, welches bekanntlich u. a. Alex. v. Humboldt in Erstaunen setzte, ist größtentheils gepflastert oder in Stein ausgehauen und trotzt dem Zahn der Zeit nun schon seit 6 Jahrhunderten. Auch auf Brücken und Kanäle legten die alten Peruaner, gleich den Azteken im Norden, großen Werth. Von anderen Wunderwerken findet man heute noch die Ruinen von prächtigen Tempeln, in denen die von den Inkas auf den Schlachtfeldern erbeuteten Siegestrophäen aufgehangen waren, so Spuren eines Sonnentempels, eines Palastes, eines Jungfrauenklosters, ferner Götterbilder, thönerne, künstlerisch geformte und verzierte Gefäße; endlich sind auch noch zahlreiche alte Mumien vorhanden. Die Bauwerke der Inkas hatten kleine, viereckige Fensteröffnungen; als Dachbedeckung wurde das im Gebirge wachsende lange Gras, Ychu genannt, verwendet. Das Innere bestand aus geräumigen Hallen, aus denen man in kleinere Gemächer gelangte; die Wände waren allenthalben mit goldenen Thiergestalten und Blumen von feiner, sehr geschmackvoller Arbeit geziert. An steinernen Nägeln hingen Spiegel aus hartem, glänzend polirtem Stein mit konkaver und konvexer Oberfläche; in den Nischen waren Geräthe und meist nach phantastischen Zeichnungen Hausgötter aus Gold und Silber ausgestellt. Eine ganze Ruinenstadt findet man jenseit Villa in Pachacamac; die Häuser sind von kleinen Ziegeln erbaut, die Dächer verschwunden und die inneren Räume mit Sand erfüllt. An den 6½ Meter hohen Mauern des Tempels, der sich auf einem terrassenförmig emporsteigenden Berge befand, erblickt man hier und da noch die Scharlachfarbe, mit welcher sie überzogen waren. Dieser Tempel war dem Erschaffer der Erde (Patscha-Erde; Camac-Schöpfer) gewidmet und wurde von Pizarro zerstört. Die Chronisten jener Zeit berichten, daß seine Thore mit Gold plattirt und mit Edelsteinen besetzt waren; welche Schätze mag erst das Innere geborgen haben .... Uebrigens zeugen eine Menge großartiger Denkmäler und Bauwerke aus weit über den ersten Inka, den oben erwähnten Manco-Capac, hinausliegenden Zeiten dafür, daß im heutigen Peru und Bolivia bereits früher eine Civilisation bestand, auf welche die der Inkas gleichsam aufgepfropft wurde. (Fortsetzung folgt.)

Modethorheiten vergangener Jahrhunderte. II. Wie man den Vogel an den Federn, so erkennt man den Menschen an der Kleidung, und verschwindet auch die Individualität des Aeußeren mehr oder weniger, seitdem die Mode ihre Tyrannei ausübt und die Menschen nach einer Schablone uniformirt, so drückt sich doch der Charakter der Zeit in der Bekleidung aus. Jede Abgeschmacktheit der Mode deutet deshalb auf einen krankhaften Zustand in der Gesellschaft. Inwieweit die letztere von derartigen Unarten angesteckt werden kann, zeigt selbst am deutlichsten die Art und Weise des Auftretens der Opposition. So finden wir in einer ernsten Schrift, welche durch das frivole Treiben der Mode zu Ende des 17. Jahrhunderts veranlaßt wurde, Stellen, in denen die entblößten Körpertheile mit einer Genauigkeit und in einer Weise beschrieben werden, die das darob empfundene Wohlbehagen des Verfassers leicht erkennen lassen. Und trotzdem behauptet er, daß die Entblößung nicht allein Sünde sei und „laufe wider den Katechismus". Für jeden, mit der Geschichte Vertrauten, ist es klar, daß die Ueppigkeit hauptsächlich in den herrschenden Gesellschaftsschichten der früheren Zeit zu Hause war und daß die niederen Stände, abgesehen von ihrer materiellen Lage, schon infolge der gegen sie getroffenen behördlichen Maßnahmen nicht im Stande waren, dem Götzen des Tages seinen Tribut zu zollen. Ihre ökonomische Stellung gab aber den tonangebenden Kreisen erst die Möglichkeit zu ihrem üppigen Treiben. Die Unterschiede, welche seitens der Obrigkeit bei Erlaß der Kleiderordnungen zwischen den verschiedenen Ständen gemacht wurden, zeigen uns sehr deutlich die ökonomische Abhängigkeit und Unterdrückung der niederen von den höher gestellten Volksschichten. Jene waren es denn auch, welche vereint mit den besseren Elementen der höheren Klassen gegen die Prunk- und Genußsucht nebst ihren Ursachen zu Felde zogen und ein edleres Streben an deren Stelle setzen wollten. Die Reformation mit ihren Bauernkriegen und die französische Staatsumwälzung des vorigen Jahrhunderts sind die sprechendsten Beispiele. Man mag über die Ausschreitungen jener großen Bewegungen noch so sehr zetern, wer die Gefühlsverrohung der herrschenden Stände jener Zeiten kennt, wird diese gewaltsamen Ausbrüche der Volksleidenschaft, die wie ein reinigendes Gewitter in die das ganze Gesellschaftsleben verpestenden Künste fuhren, erklärlich wenn nicht entschuldbar finden. Und Stickstoff war wahrlich in reichlichen Massen vorhanden. Denn was soll man zu einer Zeit sagen, wo man die Kleider so weit ausschnitt, daß die Brüste völlig entblößt waren, wenn, wie es beim Einzug Ludwigs XI. in Paris im Jahre 1461 geschah, drei der schönsten Mädchen diesen bekannten „Freund der schönen Bürgerinnen" ganz nackt mit Gedichten empfingen! Ein ähnliches Schauspiel führte die Stadt Lille vor Karl dem Kühnen im Jahre 1468 auf. Unter den bei dieser Gelegenheit aufgeführten Schauspielen befand sich auch das Urtheil des Paris, wobei die drei Göttinnen der Mythe gemäß völlig nackt erschienen. Das seit der letzten Pariser Weltausstellung viel von sich reden machende Bild Hans Makarts, den Einzug Karl's V. in Antwerpen darstellend, ist bekannt, ebenso der historische Stoff, nach welchem sich bei den zu

Ehren des einziehenden Herrschers auf der Straße aufgeführten Schauspiele die vornehmsten und schönsten Mädchen der Stadt fast gänzlich entkleidet, ohne Hemd und nur mit einem dünnen Flor umhüllt, betheiligten. Der ernste junge Kaiser soll nicht hingesehen haben. Albrecht Dürer, der dies seinem Freunde Melanchton schreibt, gesteht aber, daß er sie sich sehr genau angesehen habe, — „weil er Maler sei." — In demselben Grade, wie hier die Frivolität, tritt andererseits der Luxus auf. Die Hauptrolle spielt von der frühesten Zeit an der Schmuck; vor allem wird derselbe in sehr luxuriöser Weise im 15. Jahrhundert getragen. Die Herren trugen ihn an Mützen und Hüten, selbst in den Haaren; außerdem große Ketten um den Hals und Ringe an den Fingern. Die Damen besäeten, soweit es nicht verboten war, den ganzen Körper mit Perlen und Edelsteinen. Um den freien Hals und den nackten Schultern lagen die vielgestalteten Ketten oft sechs- und siebenfach. Die Haare und Kleidungsstücke waren mit Perlenschnüren durchflochten; zu diesen gesellte sich noch ein reichverzierter Gürtel, kostbare Heftel und Brochen, Nadeln u. dgl. Außerdem Armbänder und Fingerringe, welch' letztere gewöhnlich am ersten und zweiten Gliede der Finger in vielen Exemplaren getragen wurden. In einzelnen Städten, wie z. B. in Bologne, bestimmte die Obrigkeit, daß Damen vom alten Adel nur sechs, die Frauen und Töchter der Künstler und Handwerker dagegen nur zwei Ringe tragen dürften. An anderen Orten war hingegen das Tragen derselben in unbeschränkter Weise gestattet. So hinterließ die Gemahlin des Herrn Georg Winter in Nürnberg bei ihrem 1485 erfolgten Tode außer anderem Schmuck über dreißig Ringe. Eine Breslauerin, Jungfrau Margarethe, Tochter des Niklas von Brige, erhielt 1470 außer Gürteln, Hefteln und Ketten noch 36 goldene Ringe als mütterliches Erbtheil. Desgleichen hinterließ eine andere Breslauerin 20 goldene Ringe, welche sie an einem größeren Ring aufbewahrt hatte. Was für Preise für den Aufwand an Putz in bürgerlichen Kreisen der damaligen Zeit gezahlt wurden, dafür nur einige Beispiele. Unter der Aussteuer, die ein breslauer Bürger seiner Tochter mitgab, befanden sich ein mit Perlen besetztes Leibchen im Werthe von 24 Gulden, ein Gürtel von 20 und ein Trauring von 25 Gulden Werth. Für Stickereien auf beiden Achseln eines Mantels, den sich Bernhard Rhorbach aus Frankfurt 1464 zu einer Hochzeit machen ließ, zahlte er 24 Gulden; derselbe ließ einst den Aermel eines Rockes so schwer besticken, daß das Silber 1½ Mark wog. Die Aussteuer, welche ein Bürger von Breslau 1460 seiner Tochter mitgab, hatte einen Werth von 470 Gulden. Man vergesse nicht, daß genannte Summen gegenüber dem heutigen Gelde einen bedeutend größeren Werth besitzen. Ein Ritter aus dem schwäbischen Rittergeschlecht der Ehinger, welches durchaus nicht zu dem reichsten Adel zählte, hinterließ bei seinem Tode soviel an Kleidern, daß aus einem Theil derselben, welcher in Frankfurt verkauft wurde, 1500 Gulden gelöst wurden. Im Bürgerstande griff der Luxus bald derart um sich, daß die Obrigkeit, um dem Adel seine Würde zu retten, ihre Bestimmungen traf. Es that auch noth, wenn Seb. Brant recht hatte, als er sagte:

„Es kommt daher eines Bürgers Weib
Viel stolzer, denn eine Gräfin thut.
Wo jetzt Geld ist, da ist Hochgemuth.
Was eine Gans von der andern sieht,
Darauf ohn' Unterlaß sie dicht't,
Das muß man haben, es thut sonst weh.
Der Adel hat keinen Vortheil meh."

„Der Adel hat keinen Vortheil mehr." Nun, die Verordnungen der hohen Obrigkeit von damals sind auch nicht im Stande gewesen, dem Adel seine Vortheile zu erhalten. — Daß sich der Geist der Zeit nicht durch Verordnungen bestimmen läßt, zeigt recht deutlich die auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 und 1548 erlassene „neue Kaiserliche Ordnung und Reformation guter Polizei im heiligen römischen Reiche." Nach dieser sollten die Edelfrauen nur vier Kleider aus den kostbareren Stoffen besitzen. Gegen Ende des Jahrhunderts kümmerten sich die betreffenden jedoch nicht im mindesten um diese Bestimmung. So hinterließ zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Edelfrau 32 vollständige Anzüge, ihr Mann Hans Meinhard von Schönberg dagegen 72 Anzüge, exklusive einer gleichen Anzahl mit Gold und Silber gestickter Handschuhe und 21 Hüten, wozu 26 Stück farbige Federn gehörten. Um dieselbe Zeit wurde an Arbeitslohn für ein männliches Gewand 600 Thaler gezahlt, welch' hoher Preis sich daraus erklärt, daß ungeheure Massen von Verzierungen an Spitzenbesatz, Stickereien, Goldborden, Perlen und Juwelen angebracht wurden. Die Königin Maria von Medicis soll bei der Taufe ihres Sohnes einen Rock getragen haben, der mit 32 000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt war. Der Marschall Bassonpierre ließ sich zur Taufe der Dauphine (ältesten Prinzessin) ein Kleid fertigen, welches ihm 14 000 Thaler kostete, die Stickerei allein 600 Thaler. König Heinrich III. trug einst auf seinem Anzuge 4000 Ellen Goldborden. Als sich der König Sigismund von Polen mit der Erzherzogin Constanzia verheirathete, kostete das Hochzeitskleid der beiden 700 000 Thaler ohne die großen Diamanten, von denen sich fünf am Hut des Königs befanden und einen Werth von einer Million Goldes repräsentirten. Heinrich IV. schenkte Maria von Medicis gelegentlich seiner Vermählung mit ihr ein Halsband im Werth von 200,000 Kronen, ein Bruststück von 100 000, und für weitere 200 000 Kronthaler Ringe und andere Kleinodien. Philipp II. soll einst seiner Gemahlin Elisabeth eine Schüssel des kostbarsten Salats geschenkt haben, in der die Topasen das Oel, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz und die Smaragden den grünen Salat bedeuteten. So arg war der Prunk an den deutschen Fürstenhöfen allerdings nicht; wenigstens damals. Wer aber wüßte nicht, mit welcher Gier von den biedern Deutschen alles derartige aufgefaßt und angeeignet wurde! Und so werden wir auch später Gelegenheit nehmen und zeigen, wie gerade die Unarten der Franzosen in erster Linie von den höheren Gesellschaftsklassen Deutschlands in unserem Vaterlande eingebürgert wurden, wofür sich denn die Verehrer und Träger derselben hüben und drüben mit dem bekannten Titel „Erbfeind" belegten. urt.

Die Hermesstatue des Praxiteles. (Bild Seite 328.) Die Schilderung Olympia's, des Fundortes der herrlichen Statue des Praxiteles, haben wir in Nr. 2 des laufenden Jahrgangs der „N. W." geliefert. Daß man die Bestimmung der Gebäude und die Bedeutung ihres Bilderschmuckes aus den ausgegrabenen Trümmern der Tempelstadt Olympia annähernd feststellen kann, verdanken wir der genauen Beschreibung des Vitruv und Pausanias, welche beide ihre zahllosen Kunstschätze vor ihrer Zerstörung gesehen haben. Am 8. Mai 1877 wurde 90 Meter nördlich vom Zeustempel zwischen den parallelen Mauern eines antiken Gebäudes die nackte überlebensgroße Marmorstatue eines jugendlichen Gottes gefunden, welcher, nach den verstümmelten, leider spärlich vorhandenen Resten zu urtheilen, auf dem linken Arm ein Kind trägt. Da Pausanias in seiner Beschreibung von Olympia unter den Bildwerken des Heratempels eine Gruppe mit den Worten anführt: „Hermes von Marmor; er trägt das Knäblein Dionysos und ist ein Werk des Praxiteles," so lag es nahe, in der gefundenen Statue die von Pausanias gesehene wieder zu erkennen und den Raum, in dem sie gefunden, als die von Vitruv beschriebene Cella des Heratempels aufzufassen. Die weitere Ausgrabung bestätigte zunächst die letztere Annahme. Genau in der Gegend, wo nach Vitruv und Pausanias das Heraion zu suchen war, am Südwestfuß des von uns in Nr. 2 beschriebenen Kronoshügels, wurden die stattlichen Reste eines auf zwei Stufen stehenden dorischen Tempels blosgelegt, welche nach Lage, Größe und alterthümlicher Behandlung nur dem Heraion angehören können. In der Cella dieses Tempels, dicht neben dem Platz, wo sie einst gestanden, lag die Statue mit dem Gesicht auf der Erde, leider der Füße beraubt, aber mit völlig unverletztem Kopf, dessen Ausdruck die echtesten Züge eines Kunstgenius ersten Ranges an sich trägt. Die trotz aller Verluste, namentlich der Hermesfüße und des Dionysosknäbleins, noch wunderbar genug erhaltene Gruppe bestätigt in vollem Maß, was die neuere Alterthumswissenschaft kraft immer schärfer eindringenden Studium in die Geschichte der griechischen Plastik von der Kunstrichtung und Sinnesweise des zweitgrößten Bildhauers von Hellas, Praxiteles genannt, festgestellt hat. Fern lag diesem Meister das Gebiet des Heroischen und Hochpathetischen; mit Vorliebe bewegte er sich im Kreis milderer Affekte. Weniger Leidenschaften als Stimmungen brachte er zum Ausdruck, und unter diesen besonders solche, welche Gefallen erweckten und bei dem Beschauer einen reinen und ungetrübten Genuß zurückließen. Bei aller Natürlichkeit die höchste Grazie in der Wendung, neben der Hoheit und Würde in der Gestalt eine Weichheit und ein Fluß in den Formen, endlich eine Technik in der Behandlung der Haut und aller weichen Fleischtheile sowie aller Stoffe — das zartgewebte Mäntelchen des Kindes ist von dem gröberen Zeug des aufgehängten Mantels ebenso bestimmt unterschieden als die Haut in beiden Gestalten, — kurz eine ganze Reihe von Vorzügen, welche wohl einzeln bei den besten Statuen bisher beobachtet worden sind, aber niemals in einer so summarischen und doch völlig harmonischen Fassung. Praxiteles' Schöpfung ist ein plastisches Idyll und stellt eine Episode aus der Jugendgeschichte des Dionysos dar. Gleich nach der Geburt hatte Zeus das zarte Knäblein seinem Sohne Hermes, dem Götterboten, übergeben, um es fürsorglich den nysäischen oder dodonäischen Nymphen zur Pflege und Erziehung zu bringen. Bei Erledigung dieses Auftrages oder vielleicht bei einem späteren Besuch hat Hermes nun das Knäblein auf den Arm genommen, um dasselbe durch ein neues und unerwartetes Geschenk zu erfreuen. In vollster Jugendblüthe, aber in bequem lässiger Stellung stützt sich der Gott mit dem linken Ellbogen auf einen Baumstamm, den der abgelegte Mantel in malerischem Faltenwurf geschickt verhüllt. Auf dem linken Unterarm trägt er den Knaben, der soeben im Begriff ist, sich etwas ungeduldig von seinem Sitz zu erheben. Schon hat das rechte Füßchen auf einem Astknorren des Baumstammes eine Stütze gesucht und gefunden. Indem er nun das rechte Händchen zuthulich auf die Schulter des älteren Bruders legt, ist er im Stande, sich etwas zu heben, und ganz nach Kinderart, mit dem linken Händchen nach einem Gegenstand zu greifen, den Hermes in seiner rechten Hand gehalten hat. Leider ist Hand und Gegenstand abgebrochen und bis jetzt nicht aufgefunden worden. Ueber den muthmaßlichen Gegenstand, Traube oder Stab, ist unter den Archäologen ein Streit entbrannt, der mit deutscher Gründlichkeit geführt wird. Der Größe des Kindes entsprechend, kann es nur ein kleiner Gegenstand gewesen sein. Die leise Neigung des Kopfes des Götterboten und sein Lächeln scheinen auf ein sinnendes Lauschen hinzudeuten. Dieser Umstand gestattet den Schluß, daß der verlorene Gegenstand weder eine Traube noch ein Stab, sondern etwas akustisch Wirksames, etwas Tonerzeugendes war und folglich sehr wahrscheinlich aus einem Paar Cymbeln (Klangblechen) bestand, welche durch einen dünnen Riemen

verbunden, Hermes zwischen den Fingern der rechten Hand schwingen und durch ihre gegenseitige Berührung silberhell ertönen ließ. Sowie das Kind den süßen Ton hört, wird es erregt und greift nach dem neuen Geräth, das später für den wildschwärmenden Chor des erwachsenen Gottes ein unentbehrliches Instrument werden sollte, aber ehe Hermes dasselbe ausliefert, ist er, der musikalisch hochbegabte und vielgepriesene Erfinder von Kithara und Hirtenflöte, selbst ganz verloren in die Klangwirkung, die er durch seine neue Gabe hervorruft. Vielleicht gab es eine Sage, welche die Erfindung der helltönenden Cymbeln und ihre Ueberreichung durch Hermes an den jungen Weingott, den die Römer Bacchus nannten, näher motivirte, vielleicht kam es dem Künstler auch nur darauf an, eine vielbekannte Quelle von Tonempfindungen zu benutzen, um ihre Wirkung auf die Seele desjenigen Gottes zu zeigen, unter dessen besonderem Schutz eine seltene Art der künstlichen Divination, aus Klangwirkungen zu weissagen, stand. Die volle Bedeutung dieses seltenen Fundes, den die deutsche Kommission für Ausgrabungen in Olympia gemacht hat, wird man allseitig erst würdigen, wenn Photographien und Gypsabgüsse dieses wahrhaft einzigen Meisterwerkes in alle Volkskreise gedrungen sein werden. Daß durch diese Gruppe nicht blos die Geschichte der antiken Kunst einen bisher oft vermißten sichern Prüfstein für die zweite Blüthenepoche der griechischen Plastik erhalten hat, sondern auch der modernen bildenden Kunst ein neuer Ausgangspunkt für das Studium der Antike in kunstideeller wie kunsttechnischer Bildung geboten wird, ist sicher. Ob sie desselben sich bedienen wird, der steigenden Fluth des immer gröberen Realismus gegenüber? Wir wollen es hoffen! Y.

Angenehme Ueberraschung. (Bild Seite 329.) Wenn es Aufgabe der Kunst ist, uns auf Momente die Konflikte und Unvollkommenheiten des sozialen Lebens sowohl, als die Widersprüche in unserem Innern vergessen zu machen, so mag die Forderung, daß der Künstler für das Leben zu schaffen habe, als unbegründet erscheinen. Soll doch grade das, was einen nicht unbeträchtlichen Theil des Lebens ausmacht: Leid, Schmerz, Haß, Kummer, kurz, alle Schattenseiten des menschlichen Daseins, durch die Einwirkung eines Kunstwerks auf uns unvollkommene Menschenkinder verbannt werden! Aber in diesem Erfolge liegt wohl zugleich sehr klar der Zweck und die eminente Bedeutung des künstlerischen Schaffens für das Leben. Denn indem wir uns zeitweilig — beispielsweise durch das Anschauen eines Gemäldes — aus dem Zustande der Unvollkommenheit in einen Zustand möglichster Vollkommenheit versetzt fühlen, ist uns das erstrebenswerthe Vorbild gegeben, nach dem wir unser Dasein zu gestalten haben. Wie kein anderer hat deshalb auch der Künstler das Dichterwort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben," sich zur Richtschnur zu nehmen und durch seine künstlerische Behandlung des gegebenen Stoffes zu zeigen, daß die uns oft als trostlos erscheinende gemeine Wirklichkeit sich sehr wohl schön gestalten läßt, wenn wir nur den allen Menschen gegebenen „Götterfunken", Vernunft genannt, richtig anwenden. Je einfacher der Stoff, je mehr das Empfinden des Künstlers sich dem der gesammten Menschheit nähert und diesem verwandt ist, umsomehr wird der Künstler sich dieser verständlich machen und sie zu sich in das Reich des Schönen hinaufziehen. Eine der volksthümlichsten Gattungen der Kunst dürfte wohl aber unstreitig die Genremalerei sein. Bei den Alten schon gepflegt, hat sie in der Neuzeit noch weit mehr an Bedeutung gewonnen. Wesentlich trägt dazu bei außer ihrem Charakter das große ihr zur Verfügung stehende Stoffgebiet, welches das ganze menschliche Leben umfaßt. Bestimmte Zustände, die einfachsten Vorgänge, z. B. wie einer gähnt, schnupft oder sich irgendwie beschäftigt, ferner Tanz, Familienszenen und Ausbrüche der Leidenschaften, Kampf mit Naturkräften u. dgl. sind Vorwürfe für die Darstellung des Genre. Welcher ersprießliche Wirkungskreis der Malerei auf diesem Gebiete vorliegt, dürfte die kurze Andeutung schon hinreichend ergeben. Den Beweis dafür mag aber unsern Lesern unser Bild erbringen. Wem wäre nicht die hier dargestellte einfache Szene bekannt, welche der Künstler dem Leben abgelauscht und in meisterhafter Weise wiedergegeben hat! Man muß die Freude kennen und miterlebt haben, welche alle Glieder einer ländlichen Familie ergreift, wenn glückliche Umstände eine Vermehrung des für sie so nützlichen Viehstandes herbeiführen, um sie mit solcher Treue auf die Leinwand zu bannen, wie im vorliegenden Falle. Aber unser Mütterchen hat noch einen ganz besondern Grund zur Freude. Sie hat, seitdem ihr treuer Lebensgefährte sie auf Nimmerwiederkehr verlassen, die Wirthschaft ihren Kindern überlassen, und ruht nun im räumlichen „Auszugs"-stübchen aus von den anstrengenden Lasten und Mühen ihres arbeitsreichen Lebens. Aber ganz mag und kann sie nicht auf Thätigkeit verzichten, und was liegt näher, als daß sie sich, um diesem Hang zu genügen, die Pflege ihrer gefiederten Lieblinge dazu in erster Linie ausersehen. Haben sie doch so oft ihre Speisekammer reichlich mit Eiern versehen und ihr manch' schönes Stück Geld eingebracht. Ja, sie hat rechnen gelernt in den vielen Jahren, und uns will bedünken, als hätte die Freude in ihrem Gesicht nicht allein das neuerwachte Leben, welches da unerwartet in den kleinen Küchelchen zutage trat, zur Veranlassung, sondern vielmehr die blanken Markstücke, die ihr aus dem in Aussicht stehenden erhöhten Eierverkauf bereits sicher sind und mit deren Hülfe sie dann ihren lieben kleinen Enkeln so manche Freude zu bereiten gedenkt. Schau sie dir nur genau an, lieber Leser, und du wirst zugeben, daß wir recht haben. Dies in so vorzüglicher Weise, ohne alles Beiwerk, dargestellt zu haben, ist das Verdienst des Antonio Rotta. Er ist slovenischer Abstammung, hat aber auf der Akademie zu Venedig seine künstlerische Ausbildung genossen, wie er überhaupt in Italien lebt. Früher Historienmaler, hat er sich jetzt ganz dem Genre gewidmet und mit seinen Leistungen viele Erfolge errungen. Wir glauben's und sind der Ueberzeugung, daß er auch die Leserinnen und Leser der „Neuen Welt" durch die „angenehme Ueberraschung" für sich gewinnen wird. urt.

Die älteste europäische Zeitung wurde etwa 50 v. Chr. zu Rom in etwa zwanzig Exemplaren hergestellt, „Acta diurna"; die älteste deutsche Zeitung — von der ein fast vollständiger Jahrgang in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg aufbewahrt wird — stammt aus dem Jahre 1609. Ihr vollständiger Titel lautet buchstäblich:

Relation:
Aller Fürnemmen vnd gedenckwürdigen
Historien, so sich hin vnd wider
in Hoch vnd Nieder-Teutschland, auch
in Frankreich, Italien, Schott vnd Engelland
Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen,
Wallachey, Moldaw, Türkey 2c. Inn
diesem 1609. Jahr verlauffen
vnd zutragen möchte.
Alles auff das trewlichst wie
ich solche bekommen vnd zu wegen
bringen mag, in Truck verfertigen will.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ist auch das älteste sächsische Blatt, die „Leipziger Zeitung", die diesen Titel seit 1810 führt, entstanden. Von 1660 an hieß sie „Neu einlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln" und war dem Postverwalter in Pacht gegeben. 1695 bekam sie den Titel „Leipziger Post- und Ordinairzeitungen", der 1711 in „Leipziger Postzeitungen" umgeändert wurde. -z-

---

Stahlfedern werden nach ungefährer Schätzung wöchentlich circa 40 Millionen verbraucht; zur Herstellung dieser Zahl sind etwa 640 Centner Stahl nöthig. Die ersten Stahlfedern wurden nachweislich 1803 von Wise in Birmingham (England) und 1820 von James Perry bei London gefertigt, während als sicher angenommen wird, daß es schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England Schreibfedern aus Stahl gab. Eine Feder passirt, ehe sie zum Gebrauch fertig ist, etwa zwölfmal die Hand des Arbeiters in verschiedenen Maschinen und es dauert fast drei Wochen, ehe sie aus dem dünnen Stahlblech geschnitten, gebogen, gehärtet, gespitzt, gespalten und probirt, in Kästchen verpackt zum Verkauf bereit ist. -z-

---

Literarische Umschau.

„Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage". Von Georg Vollmar, Leipzig, Heimanns Verlag (Erich Koschny) 1880. Die Bedeutung des Waldes für den Ackerbau und mithin für die Volkswirthschaft überhaupt ist allgemein bekannt; auch ist die Wissenschaft längst über eine endgültige Lösung dieser Frage im Klaren. Der Verfasser der genannten Schrift führt nun den Nachweis, daß auf dem Gebiete der Forstkultur die Praxis der Theorie nicht entspricht. Außerdem zeigt er an Beispielen, welche er den bedeutendsten Staaten Asiens, Afrika's, Amerika's und Europa's entnommen, den gegenwärtigen Stand des Waldschutzes, sowie die traurigen Folgen einer maßlosen Entwaldung. Demnach kann das Schriftchen allen Freunden einer rationellen Volkswirthschaft nur aufs beste empfohlen werden. urt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 29. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorner Mann.

Von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Ich habe geruht; geschlafen kaum, — traumdurchwirrter Schlummer einer heißen Sommernacht. Mit dem ersten Grauen des Morgens erhob ich mich vom Lager. Des aufgehenden Sonnenballes erste Strahlen lugen auf diese Zeilen, durch das geöffnete Fenster dringt des Morgens Frische. Sie erquickt meine Stirn, nicht meine Brust.

Wie nenne ich das Gefühl, das plötzlich meine Seele erfaßte in schwindelndem Taumel, wie das Gefühl, das mich urplötzlich, den Fünfziger, zu einem Mädchen zieht, das wohl kaum die Zwanzig überschritten? Liebe, ja Liebe! ruft mein Herz, und seliges Behagen, süßer Schauer durchrieselt meine Sinne. Ich liebe Melanie, sage ich leise und noch einmal lauter, und hinausschreien möchte ich's und die Welt füllen mit meiner Stimme Schall: Ich liebe sie! —

Vernunft, kalte, abwägende Vernunft, die so oft genaht und mit eisigem, aber heilenden Finger das heftig wallende Blut gestillt, wo bleibt sie!? Umsonst rufe ich dich, umsonst stelle ich mich dem eigenen Gericht. Umsonst, — eine zu mächtige Partei ist die Leidenschaft, das Herz ein zu leicht bestochener Richter.

Was ist es denn, was mich an jenes Mädchen fesselt, das mein Auge nie zuvor erblickte. Melanie von der Hellen ist nicht einmal eine Schönheit ersten Ranges zu nennen. Vielleicht ergreift mich ihre Erscheinung um so stärker, als sie so gänzlich von der Vorstellung abweicht, die ich mir von dem guten Engel Wolfshagens geschaffen. Semmelblond, hager, blauäugig — anders vermochte ich mir die Tochter von der Hellens nicht zu denken. Melanie ist von schlankem, aber eleganten Wuchs, das dunkelblonde, einfach geordnete Haar von seltener Fülle und Weiche, das braune Auge ein Spiegel der Seele — alles Edlen, alles Schönen Widerglanz.

Mein treuer Bernhardt kommt, er ist des Jubels voll. Die Maschine ist in Thätigkeit und übertrifft seine kühnsten Hoffnungen; in wenig Jahren muß sich, nach seiner Berechnung, mein Vermögen um die Hälfte vergrößert haben. Er ladet mich dringend ein, zur Fabrik zu kommen, mich selber zu überzeugen. Ich muß ihm schon den Willen thun, obgleich ich am liebsten allein wäre mit meinen Gedanken; mir ist alles so gleich, außer einem, — doch nein, je reicher ich würde, desto strahlender vermöchte ich ihren Lebenspfad zu schmücken, Fürstinnen sollten sie beneiden, wenn — wenn —

Alter Mann mit dem jugendlichen Aussehen, laß ab, — laß ab! —

Ich will hinüber. Nie war ich feige. Keine Gefahr gab es, der ich nicht ins Auge geschaut; ich will auf meine alten Tage den mir gelobten Grundsätzen nicht treubrüchig werden. Schon war meine Reisetasche gepackt, ich wollte fliehen, vor mir selber, zu meinem Sohne wollte ich, — aber was hätte ich dort gefunden, — was bei meinen Kindern des Vaters feurig schlagendes Herz? Ich weiß, sie lieben mich, aber ihre Liebe trägt Glacéhandschuhe und bietet die Fingerspitzen, wo ich nach Seele lechze, nach voller, warmer, empfindender Seele, wie bei ihr, bei Melanie. Nun bleibt alles beim Alten. Ich glaube, ruhig zu sein, ich bin gewiß, heute werde ich mit anderen Augen schauen, mit anderem Maße messen, — ich will hinüber, — wenn es doch noch immer die Leidenschaft wäre, die der Vernunft schmeichelt: „Geh'!" —

Abends elf Uhr.

Warum kommt mir Goethe's, des Unsterblichen, Greisenalter nicht aus dem Sinn, das am Spätabend seines olympischen Daseins noch die Liebe zu einem blühenden, jugendfrischen Kinde verschönte? Hat Goethe ein Recht, anders zu fühlen, als ich? Bin ich nicht Mensch, wie er? Wer, der nicht wagt, gegen den Kroniden den Stein zu heben, wagt Kaspar Ehrenfried Waldenau zu verdammen?

Daß ich Wolfshagen kaufe, unterliegt keinem Bedenken mehr. Allein soviel gibt es zu ordnen, so verwickelt sind die Verhältnisse des Guts, daß wohl noch geraume Zeit verstreichen kann, ehe die Sache zustande kommt. Auch ohnedies hätte ich die Sache hingezögert, um ihr nahe sein zu dürfen. Mittlerweile habe ich dem Baron versprochen, die dringendsten Gläubiger zu befriedigen, selbst die Bücher des Gutsverwalters einzusehen, — das führt mich wieder und wieder nach Wolfshagen, unaufhaltsam meinem Schicksal entgegen. Es ist beschlossen. Zurück kann ich nicht. Der heutige Tag hat über mich entschieden.

Ob sie eine Ahnung hat von den Gefühlen, die meine Brust durchbeben, während die Konvenienz mich zu förmlicher, gleichgiltiger Unterhaltung zwingt? Ich fürchte es fast, denn hin und wieder sehe ich ihr dunkles Auge mit unverkennbarem Ausdruck der Besorgniß, ja, der Angst, auf mich gerichtet, ein Erbleichen fliegt durch ihr Antlitz, ein Beben durch ihre Glieder, vergesse ich mich durch Blick oder Wort, — und doch, wenn sie zu mir redet, tönt jedes Wort so schlicht, so warm, so herzlich, eine Fülle der Empfindung geht ein in meine Brust. Ich fühle mich so jung, so gut. —

Entschieden nicht ohne Absicht läßt uns der Baron wiederholt allein, — der reiche Schwiegersohn Waldenau wäre ihm schon recht. Wüßte er, wie dankbar ich ihm bin für jede Minute des Alleinseins mit Melanie, obgleich unsere Unterhaltung nie um eines Härchens Breite von einem Gespräch abweicht, das alle Welt zum Zeugen haben könnte. Sie hat offen ihre Freude über meine körperliche und geistige Frische ausgesprochen, aber als ich die Gelegenheit benutzen und von meinen Gefühlen reden wollte, lenkte sie auf ein anderes Thema, und wiederum sah ich jenen Ausdruck der Besorgniß ihre Stirn beschatten, — wenn sie eine Erklärung fürchten, eine andere Liebe ihr Herz füllen sollte — —

Ich mag nicht denken!

Sie sprach von meinem Sohne, seiner Gattin; ich schilderte unser Verhältniß, wie es ist, ungeheuchelt, ungeschminkt, — sie schien mit Theilnahme meinem Bericht zu folgen. Des Urtheils enthielt sie sich, aber nicht mir, dem warm, vielleicht zu warm Fühlenden schien sie die Schuld beizumessen, daß die Kette, die Vater und Sohn verbindet, loser geknüpft, als die Natur es mit sich bringen sollte.

Natur, Band der Natur, Stimme der Natur, — habe ich ein Recht, den geheiligten Namen, wenn er wirklich den Begriff der Wahrheit in sich schließt, zu profaniren, der wider ihn zu sündigen im Begriff, der mit Wollust einschlürft der Sünde süßes Gift? Ich thu's, ich thu's, — ist Natur Wahrheit, wird sie sich zu rächen wissen, — ich bin darauf gefaßt.

Acht Tage sind verstrichen, jeder führte mich nach Wolfshagen; mein treuer Bernhardt macht mir Vorwürfe, daß ich mich nicht um des Hauses geschäftliche Angelegenheiten kümmere. Infolge der durch Anschaffung der neuen Maschine billiger als andere Fabriken zu liefernden Ausführung laufen die Aufträge massenhaft ein. Bernhardt kann die obere Leitung kaum bewältigen. Er scheint traurig und etwas auf dem Herzen zu haben, — ich kann mir denken, was, — der Respekt verbietet ihm, sich zu äußern. Mein lieber, alter Freund, nur jetzt nichts vom Geschäft, nur jetzt nicht.

Er geht unbefriedigt, — ich kann ihm nicht helfen; ich möchte gern eine Welt beglücken, andern Freude bereiten, nur soll man mich mir selber überlassen, bis alles entschieden, es wird, es muß; — die Frucht ist überreif, sie muß gebrochen werden oder verdorren.

Ich denke eben daran, — seit lange habe ich nichts von Frankenthal gehört. Er soll eine Freude haben. Ich stelle seinem Sohne die Maschine zur genauen Kenntnißnahme zur Disposition. Neulich kam in Melanies Gegenwart die Rede auf Vater und Sohn. Ich glaubte, eine Bewegung bei ihr zu spüren; — auch sie erzählte von öfterer Begegnung, sie sprach so anerkennend, so warm. Mein Blut kochte, — es muß zu Ende kommen, — heute noch! —

Mein alter Jakob bringt mir Kunde von dem Resultat der Untersuchung, die gegen den Schrecken der Gegend, den schwarzen Wolf, eingeleitet. Man hat nichts Gravirendes entdecken können und ihn entlassen müssen. Nun hat der Bursche die Gegend verlassen und geschworen, er werde wiederkommen und eine That ausüben, die seinen Namen berühmt machen und den Richtern Kopfzerbrechen schaffen solle. Man wird ihm zu begegnen wissen.

Jakob bringt mir einen Brief meines Herbert. Er ist gewohnt, daß ich die Briefe meines Sohnes, den er auf seinen Armen gewiegt, in seiner Gegenwart öffne und für ihn Passendes aus seinem Inhalt mittheile. Auch heute machte er sich in meinem Zimmer zu schaffen.

Ich brach das Couvert; der Brief war lakonisch, wie immer, jeder Buchstabe hatte sein Recht, wie jedes Wort, jeder Punkt an Ort und Stelle, wohlerwogen jeder Gedanke. — Es war, als ob ein Eishauch mich durchrieselte. Der Schluß des Schreibens schien in etwas erregterer Stimmung geschrieben, — allein die Bewegung entsprang einer kaum ernsten Mißbilligung meines letzten Schreibens. Ob das Herz bei seiner Abfassung im Einfluß der neuen, überwältigenden Gefühle der Hand diktirt? — Herbert ahnte, — ob unberufene Einmischung ihm ins Ohr geblasen? Seine Zeilen enthielten so seltsame, ja verletzende Anspielungen, daß ich, ohne die Lektüre zu beenden, den Brief zur Seite warf.

„Das fehlte noch!“ Ich hörte deutlich diese Worte über Jakobs Lippen kommen.

Ich fuhr empor. „Was?“ fragte ich kurz.

„Daß die unselige Leidenschaft, von der Stadt und Land voll, noch vollends das Band zwischen Vater und Sohn zerreißt. Herr Ehrenfried, Herr Ehrenfried, was soll daraus werden?“

Ich fühlte, wie glühende Röthe mein Antlitz bedeckte. Soweit war es schon gekommen, daß mein Diener sich berechtigt glaubte, über meine Gefühle nach seiner besten Einsicht richten zu wollen. Erst der eigene Sohn, dann der Diener, — der ein Echo der Welt, — Stadt und Land sagt es, — Stadt und Land.

Er wollte mich ja selber noch als Ehemann sehen; freilich, wie ich's verstehe, kann's keinem passen; die gesetzte Wittwe, die Altjungfer, die meine Strümpfe strickt und mich mit ihren poetischen Ergüssen in den Schlaf liest, das hätte jeder vernünftig gefunden, das hätte die Welt gefreut, die liebe, theilnehmende Welt, alt zu alt, jung zu jung, Jahre zu Jahren; aber so — Stadt und Land spricht davon.

Wider die Natur, ich nehme ihn auf, den Kampf auf Tod und Leben, — noch heute werbe ich um Melanies Hand, — nicht bei dem Vater, das dünkte mir Entweihung der tiefinnersten Handlung meines Daseins, — sie selber soll entscheiden.

Jakob schien erstaunt, mich nicht in Hitze gerathen zu sehen, wie es sonst wohl meine Weise. Ich blickte ihn an und lächelte. Ein jüngerer Diener trat ein und überhob mich des weiteren. Er meldete den älteren Frankenthal. Sein Besuch ersparte mir den beabsichtigten Brief; ich empfing ihn.

Des Eintretenden Miene schien mir verdüstert und sorgenvoll, augenscheinlich drückte ihn etwas. Auf meinen Wink entfernte sich Jakob sofort, und freundlich ihn zum Sitzen nöthigend, bot ich ihm meinen Beistand an, falls er einer Hülfe bedürfe.

„Ich nehme Sie beim Wort,“ erwiderte Frankenthal, „ja, ich brauche Ihren Beistand; er wird Ihnen freilich ein Opfer kosten.“

„Disponiren Sie,“ rief ich, „einem alten Jugendfreunde Seelenruhe zu verschaffen, ist mir keines zu hoch.“

Frankenthal seufzte. „Wer weiß,“ sagte er. „Wollen Sie mir meinen Sohn wiedergeben, so gut, so vertrauend auf eigene Kraft, so ungebrochen, wie noch vor kurzer Zeit, da ich Ihnen Oswald vorstellte?“

„Was ist mit Ihrem Sohne geschehen?“ fragte ich. „Noch eben beschäftigte ich mich in Gedanken mit ihm und mit Ihnen. Die Maschine entspricht der Erwartung. Ich stelle das System zu seiner Disposition. Nachahmer werden nicht ausbleiben. Ihnen zuvorzukommen, sei Ihres Oswalds Aufgabe. Die Fabrik steht ihm offen, Bernhardt wird den Schlüssel zum Raum, der das gut verwahrte Kleinod birgt, zu seiner Disposition stellen.“

„Nicht um materiellen Vortheil handelt es sich,“ rief Frankenthal fast unwillig, „obwohl mich Ihr Vorschlag unter anderen Umständen heute beglücken würde, wie es bereits geschehen. Ein anderes führt mich hierher, zu Ihnen, dem alten Freunde. — Waldenau, seit einiger Zeit sind Sie ein ständiger Gast auf Wolfshagen, dem Besitz des verrufenen Freiherrn von der Hellen. Allgemein heißt es, der Kommerzrath Waldenau habe das Gut zu fabelhaftem Preise erstanden, die Schulden des Barons seien geordnet, — ja, man sagt mehr — —“

Ich blickte dem Stockenden fest ins Auge. „Sprechen Sie aus, Herr Frankenthal.“

Meine Kälte schien ihm Fassung zu geben. „Sie fragen, was mich es kümmert, wenn ein Mann Ihres Alters, selbst Vater, in unseliger Leidenschaft zu einem Mädchen erglüht, das dem Alter nach seine Tochter sein könnte? Ich verschmähte es von jeher, mich zum Echo der Menge zu machen, für seine Thaten trägt der Mensch den Richter in sich, sein Urtheil kommt, früher, später, aber unausbleiblich. Nicht auf Freundesrecht pochend, würde ich mir erlauben, zu Ihnen zu reden, wie es geschieht, ich will hoffen, zur guten Stunde. Nicht warnend, bittend komme ich zu Ihnen, bittend unter Thränen: entsagen Sie dem Taumel der Leidenschaft, der Sie umfängt, eines jungen, hoffnungsvollen Daseins halber, dessen reinste Blüthen, die zu segenbringendem, reinsten Lorbeer ersprießen könnten, durch Sie verdorren würden. Widerlegen Sie das Gerücht, Sie, der Fünfziger, werbe um die Hand Melanies von der Hellen.“

Die Gewißheit einer längstgehegten Ahnung schoß mir wie ein Geißelhieb der Eumeniden durch die Seele; ein Schauer durchrann mein Blut. Kaum bezwang ich mich.

„Ihr Sohn liebt die Baronesse von der Hellen?“ fragte ich. „Kommen Sie etwa in seinem Auftrag?“

Nicht ohne Würde antwortete Frankenthal: „Kein Auftrag, der Oswald, wie mich selber erniedrigen würde, führt mich zu Ihnen. Sie fragten mich neulich, als ich von einer Veränderung

im Wesen meines Sohnes sprach, ob ich nicht auch seines Herzens Vertrauter sei. Damals wußte ich nichts, er hatte kaum etwas zu vertrauen, Träume, Chimären der Jugend birgt Jugend gern in eigner Brust. Aber als ich ihn so ganz ein anderer werden sah, als bisher, so muthlos, so verzagt, so unstät, bald Pläne fassend, bald verwerfend, als ich, in der Meinung, ihm bange, rasch genug eine ehrenvolle, gesicherte Zukunft zu erringen, Ihren Namen nannte, von Ihrem Anerbieten zu reden begann, und ihn erbleichen sah, aufwallen in unwillkürlicher Leidenschaft, da war mir seiner Seele Zustand klar. Er liebt Melanie von der Hellen mit erster, unentweihter Gluth der Jugend. Sie war sein Stern, sie sein Ideal, das ihn begeisterte, für das er denken, ringen, schaffen wollte. Wie sie sich des Strebenden Erfolge gefreut, hoffte er um ihretwillen zum Meister zu werden in seinem Fach, im Fluge wollte er einen Namen erringen, eine Zukunft, beide dann zu ihren Füßen legen, gewiß, nicht zurückgestoßen zu werden. Lächeln Sie nicht so ungläubig, Mann. Zu Hohem schon hat edle Leidenschaft, der beste Sporn des Genies, begeistert.

„Sie sprechen in der ganzen Schwäche eines liebenden Vaters," erwiderte ich. „Hat denn" — die Stimme drohte mir zu versagen — „die Baronesse Melanie je diese phantastischen Hoffnungen ermuthigt oder sie getheilt?"

„Ich bin Ihnen Wahrheit schuldig. Gleiche Frage richtete ich an Oswald. Nein, Waldenau, von der Aussicht auf Vereinigung war nie die Rede zwischen ihnen. Und doch, Oswald fühlt es in seiner Seele Tiefen, doch waltet ein sympathisches Band zwischen ihm und Melanie von der Hellen. Er ist gewiß, daß seine Liebe getheilt wird und —"

„Er lügt!" Meine Leidenschaft, die unselige, übermannte mich.

„Herr Waldenau, es ist mein Sohn!"

„Und meine Ehre. Ich bin im Begriff, noch heute um Melanie von der Hellens Hand zu werben."

„Ehrenfried, — Freund, — bedenke, was du thust!"

„Ich verbitte mir Ihre Moral. Mein Weg ist beschlossen. Vielleicht triumphiren Sie, und der alte Freier trägt einen Korb heim, der bereits in trauter Schäferstunde für ihn von Melanie und Ihrem Sohn geflochten. Täuscht mich aber meine Hoffnung nicht, war jene Neigung, von der Sie reden, nichts als eine Tändelei der müssigen Stunde eines jungen Mädchens, — dann nehme ich es, der Fünfziger, mit allen Rivalen der Welt auf. Auch mit Ihrem Sohn. Liebt er Melanie, wie er vorgibt, muß er, entsagend, eigenes Glück in dem Glücke finden, das, meinem Reichthum dank, ihr Liebe zu bereiten vermag. Das sagen Sie ihm, und daß ich bereit bin, ihm alles zu gewähren, den kühnsten Träumen seines Talents entgegenzustreben."

„Nicht eines, noch das andere. Ich wiederhole, mein Weg zu Ihnen ist ihm ein Geheimniß, soll es bleiben. Ich scheide schweren Herzens — seinet-, Ihretwillen. Unglücklicher Mann, denken Sie dieser Stunde. Nimmer werden Sie Glück bereiten, nimmer selber glücklich sein. Noch keiner verging sich ungestraft wider die Natur. Kurz ist des Rausches schwindelhafter Traum, und das Erwachen Elend, Reue. Leben Sie wohl!"

Er wandte sich und verließ das Zimmer. Hinter ihm sprang ich auf; das nach dem Hofe führende Fenster öffnend, rief ich laut hinaus — meine Stimme mußte noch sein Ohr erreichen:

„Das Pferd gesattelt — augenblicklich! Fällt etwas vor, Bericht nach Wolfshagen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Verirrungen modernster Naturwissenschaft, eine Wiedergeburt der Monadenlehre Giordano Bruno's.

Von **H. W. Fabian.**

Bruno war Italiener, sein Leben fällt in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts (1548—1600), seine Philosophie büßte er am 17. Febr. 1600 mit dem Feuertode. Angesichts des Scheiterhaufens wies er mit finsterer Miene das Kruzifix zurück.

„Ihr dürftet mit größerer Furcht das Urtheil sprechen, als ich es empfange." Dies sollen die einzigen Worte gewesen sein, die er nach der Ceremonie der Urtheilsverlesung vor der Versammlung von Kardinälen, gelehrten Theologen, römischen Stadtmagistraten und dergleichen drohend aussprach, nachdem er sich zuvor aus der knieenden Stellung, zu der er gezwungen war, stolz aufgerichtet hatte. (Vergl Dürings Geschichte der Philosophie).

Bruno kennzeichnete die ganze Natur, nach Art der antiken Vorstellungsart, als ein großes gewissermaßen lebendes Wesen, so suchte er auch da, wo Demokrit seine Atome hatte spielen lassen, eine Art Lebendigkeit, er machte den Versuch, das, was wir in uns als Empfindung kennen, in einer Analogie auf das sonst als Unbelebtes Vorgestellte zu übertragen. So konnte jedes Kleinste in der Natur nach der Analogie des Ich aufgefaßt werden. Dieselbe Einheit, die Bruno unter dem Eindrucke der astronomisch erweiterten Weltvorstellung im Großen fand, diese selbe Einheit (monas) legte er auch dem Kleinsten zu Grunde.

Jedes Theilchen des Seienden erhielt hiernach eine Art Subjektivität zugetheilt, welche nach der Weise menschlichen Empfindens und Strebens vorgestellt werden sollte.

So hat Bruno versucht, die Brücke vom Kleinsten zum Größten zu schlagen, und das Universum, von dessen Vorstellung er ausgegangen war, durch ein zweites Universum, welches er sich als in der Weise eines Punktes existirend vorstellte, dem Verständnisse näher zu bringen. Der Gegensatz der kleinsten selbstständigen, atomistischen Existenz (Monade) und des gesammten Universums wird aufgelöst in die Vorstellung des Hervorgehens des Größten aus dem Kleinsten. Das eleatische Problem der Einheit und Vielheit, d. h. die Forderung einer zutreffenden Vorstellung des einheitlichen Bandes in der Mannichfaltigkeit und der mannichfaltigen Selbstständigkeiten in der Totalität, erfuhr bei Bruno eine neue Lösung.

Den Ausdruck Monas gebraucht der Philosoph in seinen Schriften vorherrschend für das große Ganze, die letzten Einheiten nennt er aber Minima. Das Minimum ist bei Bruno dem Universum in gewisser, sagen wir wesentlicher Beziehung ebenbürtig, von einer Schöpfung im theologischen Sinne kann daher füglich nicht die Rede sein. Er denkt sich alles Leben als eine Ausdehnung und allen Tod als eine Zusammenziehung. Expansion und Kontraktion der elementaren Lebensursachen ist das Einzige, was er anerkennt, der Tod berührt dieser Vorstellungsart entsprechend das eigentliche Wesen von Mensch und Thier nicht. Die Unvergänglichkeit des Gegenstandes der Seelenvorstellung folgert Bruno aus der Einfachheit, mithin Unzerstörlichkeit der Monade.

Ein Jahrhundert später wurde diese Bruno'sche Philosophie von Leibnitz (1646—1716) neu erfaßt. Dühring, dem diese Darstellung der Bruno'schen Lehre sich anschließt, nennt die Gestaltung der Bruno'schen Ideen von Seiten Leibnitz eine Verunstaltung, indem er mit seinen theologisirenden Beimischungen das, was er bei Bruno in rein philosophischer Haltung gefunden haben sollte, zu einem den Verstand foppenden Gebilde umwandelte. Schopenhauer machte ironisch darauf aufmerksam, daß es ihm nicht gelungen sei, die Leibnitz'schen Monaden, die zugleich dreierlei, nämlich mathematische Punkte, außerdem Körper und endlich sogar Seele sein sollten, zu begreifen.

Der Verfasser dieser Abhandlung kann den Bruno'schen Ideen nicht die Bedeutung beilegen, welche ihnen Dühring zuspricht und die Ergänzung seines Systemes von Seiten Leibnitz ist er nur im Stande als eine weitere Konsequenz der eigentlichen Grundanschauung zu erkennen. Die Geistesprodukte der Gegenwart, wie sie von Häckel, Zöllner, Caspari und anderen auf den literarischen Markt gebracht sind, können als direkte Wiedergeburt der Bruno'schen Monadenlehre betrachtet werden.

Zöllner vermag schon in seinem Kometenbuche das Phänomen der Empfindung nicht mit den Veränderungen der Körperwelt in ein Kausalverhältniß zu bringen, er sieht sich daher in die Alternative versetzt: entweder auf die Begreiflichkeit der gedachten Erscheinungen für immer zu verzichten oder die allgemeinen Eigenschaften der Materie hypothetisch um eine solche zu vermehren, welche die einfachsten und elementarsten Vorgänge der Natur unter einen gesetzmäßig damit verbundenen Empfindungsprozeß stellt.

Entgegengesetzt dem „Ignorabimus" Dubois Reymonds greift Prof. Zöllner zu der genannten Hypothese; dem Raume wird eine neue, eine dynamische Eigenschaft beigelegt und alle Arbeitsleistungen der Natur werden als mit Empfindungsprozessen verknüpft, angesehen.

Das biologische Atom, die Plastidulseele, die Atomseele, das sind die neuesten Entdeckungen der Naturphilosophen.

Nach Caspari*) kann hiernach das biologische Atom nicht nur von außen getrieben werden, sondern da es in sich selbst als voller Leben gedacht wird, so geht es innerhalb des Kausalnexus seinem eignen Triebe nach, sodaß es unter Umständen, wo es sich in mechanische Bewegungen verflochten findet, unter welchen nachweislich von vielen Seiten gleich stark auf dasselbe eingewirkt wird, es innerhalb dieses Gleichgewichtes der Anziehungen nur derjenigen folgt, zu der es relativ frei, d. h. sich seinem inneren Charakter lebendig getrieben fühlt. In diesem Sinne hat daher die Freiheit innerhalb jedes gesetzlichen Kausalnexus ihre begründete Annahme. Das wahre Gesetz lebt hiernach nur in einem gewissen Spielraum der Freiheit, und die wahre Freiheit nur unter dem Mantel eines sie zart umfassenden Gesetzes.

Auch Häckel kommt zu dem Schlusse, daß jedes Atom als beseelt, daher bereits als in sich voller Leben gedacht werden müsse. Die höher entwickelten Thiere unter Einschluß des Menschen sind hiernach nur als Potenzirungen verschiedenen Grades dieser Atomseelen zu betrachten, die Grenze des Organischen schließt nicht das Bereich der Empfindung ab, sondern auch dem Anorganischen ist ein Minimum von Wille und Vorstellung nicht abzusprechen**).

In seinem Werke „Natur der Kometen“ stellt Zöllner für die Naturwesen ein Gesetz auf, nach welchem alle Arbeitsleistungen derselben durch die Empfindungen der Lust und Unlust bestimmt werden, und



zwar so, daß die Bewegungen innerhalb eines eben abgeschlossenen Gebietes von Erscheinungen sich so verhalten, als ob sie den

*) Vergl. Urgeschichte der Menschheit. — **) Vergl. Häckels Vortrag auf der Naturforscherversammlung zu München 1877.

unbewußten Zweck verfolgten, die Summe der Unlustempfindungen auf ein Minimum zu reduziren.



In der „Höhle der Winde" unter den Fällen des Niagaraflusses. (Seite 347.)

So versucht man den Weltprozessen eine sittlich-ästhetische Grundidee zu geben, nach welcher schließlich die durch Aberration (Abirrung) entstandenen Disharmonien sich auflösen sollen in die reinste Harmonie, ohne daß Gesetz und Freiheit noch mit einander kollidiren.

Ja die Phantasie Caspari's versteigt sich selbst dahin, den gläubigen Träumern für die Zukunft ein Lichtleben, ähnlich dem der Sonne, zu versprechen, indem die planetarischen Verhältnisse sich dem Sonnenleben anpassen sollen.

Vergeblich ruft der exakte Dubois Reymond diesen Schwärmern ein Halt zu, schon haben sie den Faden, der sie zur Erde hält, verloren, gleich dem Aar steigen sie auf in das Luftmeer der Phantasie.

Es ist nicht die Absicht des Verfassers, hier die weiteren extremen Ausläufer dieser Richtung der Naturphilosophie aufzuzählen; vielmehr liegt ihm lediglich daran, zunächst den gekennzeichneten Anthropomorphismus unserer Zeit mit der Monadenlehre Bruno's in Verbindung und diese hierauf selbst zur Widerlegung zu bringen.

Die geistige Uebereinstimmung der Lehren Bruno's mit den Anschauungen Häckels und seiner Genossen ist evident, von dem späteren Spiritismus Zöllners hier zu schweigen. Die Jäger'sche Riechseelentheorie und die Entdeckung der Hahn'schen Urzelle sind weitere Ausflüsse des wiederum neu entstandenen Anthropomorphismus des Weltalls.

Es ist klar, daß der exakte Darwinismus mit der Quintessenz des Hervorgehens des Lebendigen aus der anorganischen Welt, nur solange einen Sinn hat, als eben den Begriffen Leben und Empfindung das Attribut der zeitlichen Endlichkeit beigelegt wird. Es ist daher ein Paradoxon und charakteristisch für die neue Lehre, daß die eifrigsten

Anhänger Darwins, so im mystischen Drange, sich ihr ursprünglich eigenstes Fundament, auf dem sie standen, untergruben. Mehr wie je haben daher die Gegner des strengen Kritizismus und des Darwin'schen Systems Anlaß zum Triumphe. Merkwürdig, oder vielmehr zutreffend ist es, daß sich auch auf kirchlich-politischem Gebiete zur Zeit die gleichen Reaktionstendenzen bemerkbar machen.

Es wäre vielleicht bequemer, dieser letzteren Art der Reaktion gegenüber, die Reaktion auf wissenschaftlichem Gebiete zu leugnen, oder doch wenigstens zu verheimlichen; allein dem wahrhaft konsequenten Sinne gelten keine opportunistischen Erwägungen; er kennt nur eine gerade Linie, auf welcher es keine Krümmungen und Ablenkungen gibt. Diese Linie ist die der Wahrheit; die Schwankung heißt Vernichtung, Verneinung des Ichs.

Ob klug oder unklug im taktischen Sinne, solches offen auszusprechen, — wahr ist es gewiß, daß mit der begrifflichen Anschauung des ganzen Kosmos, nach der Auffassung des mit Empfindung ausgestatteten Ichs, der exakte Darwinismus herabsinkt zur bloßen Chimäre; wahr ist es ferner, daß die Arbeiten Häckels und seiner Anhänger durch die Schlußansicht ihrer Urheber auf den Kopf gestellt sind.

Der deutsche spekulative Geist hatte mit Recht erkannt, daß die zunächst rein zoologisch-systematischen Arbeiten Darwins, beginnend mit der Eiweißzelle und abschließend mit dem höchstentwickelten Organismus, dem Menschen, nach unten hin erweitert werden konnten und mußten, um ein vollständiges und in sich abgeschlossenes Bild der Naturentwicklung zu liefern. So entstanden denn in neuer Verjüngung der Kant-Laplace'schen Weltbildungstheorien eine Reihe werthvoller kosmologischer Arbeiten, die, da mit der Bildung des Sonnensystems nach astronomisch-physikalischen Gesichtspunkten beginnend, erst nach und nach zur Abkühlung der Erde kommen aus ursprünglich feurigem Zustande, und nun erst den Zeitpunkt der Entstehung organischer und endlich animalischer Gebilde als herangekommen erblicken.

Von diesem Standpunkte der allgemeinen kosmologischen Entwicklung, von der die engere Deszendenzlehre ein kleines und zwar das jüngste Glied ist, ist es absolut unzulässig, die Theorie der Konstanz des Lebendigen, wie sie Bruno und nunmehr seine Wiederbeleber lehren, als zulässig zu betrachten; denn nach aller ursprünglichen Einsicht und aller empirischen Forschung kann weder das Lebendige im feurigen Zustande, noch der Begriff Leben als ein unveränderlicher gedacht werden. Alle diesbezüglichen Spekulationen sind leere Phantasien, ohne realen Grund und Boden.

Die Empirie lehrt mit Nothwendigkeit das Werden und Vergehen des lebenden Individuums, resp. des Lebens an sich. Als ewig kann nur das Leben im Gattungsbegriffe insofern zur Vorstellung kommen, als die Welt unendlich ist, unendliche Welten- und Himmelssysteme aber die absolute Nichtexistenz irgend eines Gattungsbegriffes ausschließen. Diese letztere Art der Formulirung hat aber nichts gemein mit der eigentlichen Wesenheit des Empfindungs- und Lebensbegriffes, von welchem die Endlichkeit ein Attribut ist. Es hieße hier noch eine kosmische Geschichte des Sonnensystems schreiben, den Standpunkt derselben weiter detaillirt zu verfolgen; das aber ist für unsern Zweck unnöthig, da die Grundzüge einer solchen zu sehr bekannt sind.

Die Empirie ist somit die Grundlage der mechanischen Auffassung, nach welcher das Empfindungsphänomen erst aus den rein mechanischen Prozessen der Natur hervorgegangen ist; die Empirie sowohl im Sinne der universalen kosmischen Entwicklung, wie das Experiment jeder Sinneswahrnehmung liefert den Beweis, daß die Mechanik das Erste und Einfachere, das Lebendige und Bewußte aber das Letztere und Komplizirtere ist.

Oder wer will da behaupten, daß ich erst das Ding denke, und daß es dann in empirische Realität tritt? Umgekehrt treffen wir das Richtige; erst existirt das äußere Ding und hierauf tritt es in den Gesichtskreis der sinnlichen Wahrnehmung.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Vorgänge eines Sinnesprozesses, um klare, geometrische Einsicht in dieselben allgemein zu erhalten. Nehmen wir einen Stab a—b, der sich mit dem Ende b auf der Erdoberfläche befindet. Wie kommt nun das wirkliche Gesehenwerden des Stabes zustande?

Nach den Lehren der Optik und mit Rücksicht auf den Bau des menschlichen Sehorganes wissen wir, daß das rein mechanische Bild auf der hohlkugelförmigen Netzhaut des menschlichen Auges nach Art des Bildes auf der empfindlichen Platte einer photographischen Camera vorgestellt werden muß, d. h. wir haben es mit einem sogenannten umgekehrten Bilde zu thun, welches das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst kehrt; so sehen wir denn auch auf der Retina des Augdurchschnittes, umgekehrt dem Verhältnisse des Stabes a—b, a zu unterst und b zu oberst gekehrt. Es ist nun eine bekannte Thatsache, daß beim wirklichen Sehen uns von solchen Umkehrungen nichts bewußt ist, vielmehr sehen wir den Stab a—b gleich seinen wirklichen räumlichen Verhältnissen entsprechend; es folgt daher, daß das Bewußtsein, resp. die Sinneswahrnehmung nur durch eine Rekonstruktion der mechanischen Einwirkung, eine Umkehrung des umgekehrten Bildes, erklärt werden kann; daraus aber, daß uns von diesem Prozesse der Rekonstruktion ursprünglich rein nichts bekannt ist, folgt, daß demselben nicht der Charakter eines Schlusses beigelegt werden kann, sondern daß er selber noch ein lediglich im Sinne der Mechanik gedachter, mit Nothwendigkeit sein muß. (Schluß folgt.)

Brennstoffe und Wohnungsheizung.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Schluß.)

Nachdem schon Goethe seinem Zorn über „die vermaledeite Rumpelkammer" der ehedem angenommenen plötzlichen Erdrevolutionen zum Verdruß und Spott der Mehrzahl damaliger Geologen Luft gemacht hatte, gibt man seit Lyell ziemlich allgemein zu, daß wirklich die früheren Veränderungen auf der Erde ganz so langsam und allmählich vorgegangen seien, als wir noch jetzt die Wanderung und Wandlung der mineralischen Stoffe beobachten können. Man kann also schließen, daß es auch mit der Steinkohlebildung nicht einen so hitzigen Anfang genommen habe. Aber auch hinsichtlich der Richtigkeit der Theorie, daß es gerade baumartige Pflanzen gewesen seien, deren Holz in unsere Steinkohlen metamorphosirt sei, müssen wir gewichtige Bedenken erheben. Diese finden eine starke Stütze in den Untersuchungen von E. Frémy, der seit dem Jahre 1850 die chemische Natur der Pflanzengewebe studirt und zahlreiche Versuche angestellt hat, um dieselben in den Steinkohlen gleiche Körper umzuwandeln und die Bedingungen dieses Prozesses festzustellen. So hoch interessant die Verfolgung des Verlaufs dieser mühsamen Arbeiten auch ist, so können doch hier nur deren wichtigste Resultate einen Platz finden. Die Schlüsse Frémy's sind:

„1. Die Steinkohle ist keine organisirte Substanz, Herr Renault hat noch neulich auf meinen Wunsch diese wichtige Thatsache konstatirt.

2. Die Pflanzenabdrücke, welche die Steinkohle zeigt, die so gründlich von Ad. Brongniart und seinen Nachfolgern studirt worden, entstanden in der Steinkohle, wie in den Schiefern und jeder andern Mineralsubstanz; die Steinkohle war eine bituminöse und plastische Masse, auf welcher die äußern Theile der Pflanzen sich leicht abformten.

3. Wenn ein Stückchen Steinkohle auf seiner Oberfläche Pflanzenabdrücke darbietet, so kann es demnach der Fall sein, daß die darunter liegenden Kohletheilchen nicht das Resultat der Umwandlung derjenigen Gewebe sind, welche bedeckt waren von der äußern Membra, deren Gestalt erhalten wurde.

4. Die Hauptstoffe, welche in den Zellen der Pflanzen enthalten sind, erzeugen unter dem doppelten Einflusse der Wärme und des Druckes Substanzen, welche eine große Aehnlichkeit mit der Steinkohle darbieten.

5. Dasselbe ist der Fall mit den Ulminen, welche im Torf vorkommen und mit denen, die man künstlich präparirt.

6. Die Farbstoffe, die Harze und Fette, die man aus den Blättern extrahiren kann, ändern sich durch die Wirkung der Wärme und des Druckes in Körper, welche sich den Erdharzen nähern.

7. Gestützt auf die in dieser (Frémy's) Abhandlung beschriebenen

Experimente, kann man also annehmen, daß die Steinkohle produzirenden Substanzen zunächst die Torfgährung erlitten haben, und daß durch eine sekundäre Wirkung, welche durch Wärme und Druck veranlaßt war, die Steinkohle sich auf Kosten des Torfes gebildet hat."

Es hat daher große Wahrscheinlichkeit, daß unsere verschiedenen Steinkohlenlager sehr verschiedenen Arten von Pflanzen ihre Herkunft verdanken. So wie wir jetzt die mannichfaltigen, oben angeführten Arten Torf kennen, so können Steinkohlen aus Moorpflanzen, aus Bäumen und auch aus Seetangen entstanden sein, obgleich vor noch nicht vielen Jahren der Professor Fr. Mohr wegen der letzten Behauptung mit vielem Lärm zurückgewiesen wurde. Und wenn unsere Brennstoffe verschwendende Zeit die bestehenden Torflager nicht nach und nach total erschöpft, so könnten sich in so langer Zeit nach uns, als vorher die Steinkohlenflora noch grünte, unter gleichen Bedingungen neue Steinkohlenlager gebildet haben.

Jedenfalls aber hat bei unseren heut fertigen Lagern der Druck der allmählich aufgelagerten Gesteinschichten eine erhebliche Rolle gespielt, unterstützt von der bei dem Zersetzungsprozeß auf Kosten eines Theils des Materials entstandenen Wärme. Wir enthalten uns hier, von der eignen, innern Erdwärme zu sprechen, da man zwar nach früheren Beobachtungen eine stetige Zunahme von 1° C. auf je 100 Fuß Tiefe glaubte festsetzen zu können, während man neuerdings in Bohrlöchern, welche auf mehr als die doppelte der früher erreichten Tiefen niedergebracht wurden, als höchste Erdwärme etwa 40° C. beobachtet hat, danach also sogar eine langsame Abnahme nach unten hin. Vor Thatsachen werden eben die schönsten Theorien zu schanden!

Der Zersetzungsprozeß der Steinkohlenbildung hat nun auf immer reinere Darstellung von Kohlenstoff hingearbeitet. Daher ist die älteste Kohle, der Anthracit, fast reiner Kohlenstoff, während die anderen Varietäten, je jünger, desto mehr bituminöse und flüchtige Substanzen enthalten. Der Wasserstoff und Sauerstoff entweicht mit einem Theil der Kohle als Kohlenwasserstoffgas (Grubengas), Steinöl und Kohlensäure. Der Anthracit in seiner reinsten Form ist dasjenige Produkt, in dem der Zersetzungsprozeß, welcher Braun- und Steinkohlen bildete, sein Ende erreicht hat.

An einer Zusammenstellung der Zusammensetzungen der ganzen Reihe von Brennstoffen läßt sich die allmähliche Umbildung der vom Sonnenstrahl geformten Cellulose in Steinkohlen am besten übersehen:

	Kohlenstoff.	Wasserstoff.	Sauerstoff.
Cellulose	44,5	6,2	49,3
Torf	60,4	6	33,6
Lignit	67	5,3	27,7
Erdige Braunkohle	74,2	5,9	19,9
Steinkohle (jüngere)	76,2	5,7	18,1
Steinkohle (ältere)	90,5	5,1	4,4
Anthracit	93	4	3

Diese Analysen beziehen sich alle auf reine Materialien ohne Berücksichtigung der gelegentlich oder beständig und unvermeidlich beigemengten fremden Körper. Auch in den Steinkohlen finden sich solche Beimengungen von beiderlei Art. Unter den accessorischen oder zufälligen tritt als häufigste und zugleich unliebsamste der Schwefelkies (Schwefeleisen, krystallinisch, in kleinen gelblichen, metallglänzenden Adern eingesprengt) auf, der nicht nur wegen seines Schwefelgehalts die Kohle zu einzelnen Feuerungszwecken unbrauchbar machen kann, sondern auch durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft (Umwandlung in Eisenvitriol) und dabei stattfindendes Erhitzen die Kohle auflockert und zersprengt und sogar Selbstentzündungen der Flötze und Lager veranlassen kann. Ferner kommen auch Bleiglanz, Kupferkies und Zinkblende in den Steinkohlen eingesprengt vor, sowie von erdigen Mineralien am häufigsten: Kalkspath, Braunspath, Gips, Baryt, Schieferthon und der thonige Sphärosiderit — die sich alle als lästige Bestandtheile bei Verwendung des Brennstoffs bemerkbar machen.

Davon zu unterscheiden sind die eigentlichen Aschenbestandtheile, die durchschnittlich 5 pCt. der Steinkohle ausmachen und sich vor deren Verbrennen mit dem Auge ebensowenig entdecken lassen, als die Asche im Holze. Diese bestehen wesentlich aus: Thonerde, kohlensaurem Kalk und Magnesia, Eisen- und Manganoxyd, Gips, sowie aus geringen Mengen Chlor und Spuren von Jod (welches sonst nur im Meerwasser und seinen Produkten vorkommt!). Der durchschnittliche Gehalt an hygroskopischem Wasser beträgt in Steinkohle 5 pCt.

In technischer Hinsicht bezeichnet man die Kohlen nach ihrem Verhalten im Feuer als: Backkohle, deren Pulver, in einem Tiegel erhitzt, schmilzt und zu einer festen Masse zusammenbackt; Sinterkohle, deren Pulver sich zu einer festen Masse vereinigt, ohne vorher zu schmelzen; Sandkohle, wenn das Pulver keinen Zusammenhang bekommt.

Ihrer Zusammensetzung nach unterscheiden sich diese Sorten folgendermaßen:

	Kohle.	Wasserstoff.	Chem. geb. und hygrosk. Wasser.	Asche.
Sandkohle	69	3	23	5
Sinterkohle	75	4	16	5
Backkohle	78	4	13	5

Das unter dem Namen Bogheadkohle vorkommende Mineral wird oft fälschlich der Steinkohle zugerechnet; es ist aber nur ein bituminöser Thon mit 60—65 pCt. Kohlenstoff und 18—24 pCt. Asche. Sie unterscheidet sich chemisch von der Steinkohle, indem sie bei der Destillation in der Retorte Paraffin, Solaröl und Photogen liefert, die Steinkohle dagegen Naphtalin und Benzol.

Die künstliche Stückkohle oder Peras ist aus Kohlenklein hergestellt, indem dasselbe nach Absonderung der Verunreinigungen zwischen Walzen noch feiner gepulvert, mit 7—8 pCt. dickem Theer gemischt und heiß in Formen gepreßt wird. Auch ohne Theerzusatz lassen sich aus Staub von starkbackenden Kohlen Ziegel oder Briquettes herstellen, indem deren Pulver bis 500 Grad zum Erweichen erhitzt und dann unter hydraulischen Pressen geformt wird.

Eine für viele Zwecke sehr vortheilhafte Vorbereitung für Benutzung der Kohle ist das Verkoken, dessen Produkt, die Koks, je nach der Art der verwandten Kohle verschiedenes Aussehen und Eigenschaften zeigen. Sie enthalten 85—92 pCt. Kohlenstoff, 3—5 pCt. Asche und nach Lagern 5—10 pCt. Feuchtigkeit. Da in den Koks der Kohlenstoffgehalt vergrößert, die während des Brennens von Kohlen, namentlich beim häuslichen Gebrauch lästigen, riechenden Bestandtheile entfernt sind, sowie auch die oft ebenso unangenehme Eigenschaft vieler Steinkohlen, teigig zu werden, zu backen, mit viel Rauch und ungleichmäßig zu brennen, beseitigt ist, so würden die Koks das geeignetste Material auch für Hausgebrauch liefern, wenn nicht leider, wie noch gezeigt werden soll, unsere Heizanlagen meist so primitiv und verständnißlos unpraktisch angelegt wären!

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Nach der Katastrophe, die unseren Helden jählings seiner Stellung beraubte und zum zweiten mal zur Flucht drängte, sehen wir ihn in einer der bedeutendsten süddeutschen Städte. Halb unbewußt, halb sehnsüchtig war er der Spur jenes Wesens gefolgt, das auf sein Gemüth einen entscheidenden Einfluß hervorgerufen hatte. Durch die Noth zwar augenblicklich niedergedrückt, bemächtigte sich seiner doch niemals die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, und so geschah es, daß, als er einmal die Mark, die weiten Sandflächen und die niedrigen Hügel hinter sich hatte und rings um sich eine entzückende Landschaft, stolze Berge, einen mächtig dahinbrausenden Strom und einen anderen fröhlichen Menschenschlag erblickte, er sich wieder allmählich aufrichtete, wie eine Blume, die nach langer Dürre endlich einen erquickenden Regen auf sich herabträufeln fühlt. — Seinen Eltern hatte er nur kurze Nachricht über seinen neuen Zustand zukommen lassen und indem er einfach schrieb: „Ich habe mich nach dem Süden aufgemacht, meiner inneren Natur folgend, die mir immer den rechten Weg zeigt, den Weg zur wahren Zufriedenheit," dokumentirte sich in diesen einfachen Worten die Selbstständigkeit des gereiften Mannes im Denken und Handeln. „Ihr

könnt mir doch nicht helfen," fügte er zum Schluß dem Briefe hinzu, „und ich möchte im Grunde auch niemand danken wie mir selbst. Ich suche darin meinen Stolz, meine Ehre — die, denen die Wege geschäftig geebnet werden, verachte ich; sie haben für mich nicht mehr Werth, als die Gläubigen, die in der Stunde der Gefahr auf die Stütze eines unsichtbaren Wesens hoffen und erst wieder aufathmen, wenn der Zufall, den sie als den göttlichen Helfer preisen, ihnen gnädig seinen Arm leiht." — — — Und so war er in M. — wo er einen lieben Schulkameraden wußte, wo auch vor allem Elisabeths Heimath war, mit der ersten besten Stelle zufrieden gewesen, die sich ihm darbot. Aus seinem Tagebuch wollen wir hier einen Passus, der seinen Charakter und seine Denkweise deutlich wiedergibt, abschreiben:

„Es ist eigentlich eine elende Stelle, die ich angenommen, eine Stelle, wie es deren so viele gibt. Man beansprucht für dieselbe eine Menge Fähigkeiten und hat, einmal verpflichtet, nichts weiter zu sein, als eine Schreibmaschine, der man gelegentlich diesen niederen Werth fühlen läßt! — — Aber man muß leben, und darum will ich nicht ungehalten sein. Ueberdies — — bin ich nicht mehr werth, als die Herde von Spielern, die zur Börse gehen und dort sich gegenseitig und anderen Leuten das Geld aus der Tasche fixen? Diese spielen zwar eine Rolle in der Welt, wie überhaupt die Mittelmäßigkeit und Gedankenlosigkeit immer eine Hauptrolle spielt, aber es ist eine traurige Rolle, und längst habe ich mir es abgewöhnt, neidisch zu sein, jenen Armseligen ihren Genuß zu mißgönnen, das Vergnügen, sich nach dem Modejournal zu kleiden, in feinen Restaurationen zu diniren und dem Aufwärter beträchtliche Douceurs hinzuwerfen, sich in Theatern zu langweilen, nach dem Theater über die Akteurs und Aktricen zu räsonniren und spät mit einem zum Denken unbrauchbaren Kopf heimzukehren. Ich fühle mich höher stehen, mich, der ich kärglich lebe und in bescheidener Tracht unbeachtet einhergehe! — — Licht, mehr Licht! — — Rastlos streben, sinnen und arbeiten! — Das ist die Krone des Lebens! Ich weiß mich noch gut zu erinnern, wie ich einst unseren ehrwürdigen Direktor thöricht schalt, weil er emsig bis in die Nacht hinein an seinem Studirtisch saß und arbeitete. — Jetzt — wo ich auch hier im gewissen Sinne manche Bilder Berlins sich widerspiegeln sehe, dieselbe Physiognomie, dieselben Schatten, die das Bild der Welt verdüstern, wahrnehme, — ergreift mich eine unbeschreibbare Sehnsucht nach der Wissenschaft und nach einer wahrhaft nützlichen Arbeit! — Ich fühle, daß ich bisher nirgends an meinem rechten Platze gestanden, daß ich widerwillig mich zu verhaßten Beschäftigungen bequemte. Es muß ein Mittel gefunden werden, dem inneren Drange freie Bahn zu schaffen. Um wieviel weiter wäre ich, wenn Fortuna an meiner Wiege gestanden und wenn man mir einen Augenblick, wo mein Bewußtsein bestimmt auftrat, die helfende Hand geliehen hätte! — Oh, es gibt Momente, wo ich aufgeregt die Promenaden durchrenne, gerade wie zur Zeit in Berlin!"

An solchen Betrachtungen sind die ferneren Tagebuchblätter reich. Wenn man die Mengen der kleinen Episoden nachliest, bemerkt man deutlich, wie unser Held sich darin gefällt, lediglich mit schwarzer Kreide zu malen, immer nur die Fehler hervorsuchend, mit einer wahren diabolischen Begierde selbst an den Exemplaren von Menschen, die ihm auf den ersten Anblick als erträglich, gutmüthig und idealistisch erschienen, den Beweis zu führen, daß das Gewinnende ihrer äußeren Erscheinung nur der Mantel für einen häßlichen Kern sei, den wir ungenießbar finden, wenn wir die Schale getheilt haben: „Die Menschen," schreibt er unter anderem, „flößen mir, soweit ich sie habe kennen lernen, einen tiefen Widerwillen ein. Das Wort ist wohl etwas hart, aber ich bin noch nicht so weit gekommen, mit philosophischer Langmuth darein zu schauen, und das Thierische in der Menschennatur mit schönen Phrasen abzuthun." — — An einer anderen Stelle schon hat er etwas von der „philosophischen Langmuth" in sich aufgenommen, wo er schreibt: „Aber so sind die Menschen nun einmal. Manche wären edler und manche dächten aufrichtiger, wenn der leidige Kampf ums Dasein sie nicht auf die Bahn des Egoismus dränge. Mit guten Absichten treten sie auf den Kampfplatz und da sie gleich nach dem ersten kleinen Scharmützel sehen, wie ihnen von allen Seiten hinterlistig Fallstricke gelegt werden, so müssen sie nothgedrungen von den Mitteln ihrer Gegner ebenfalls Gebrauch machen, und schließlich sind sie nicht besser, als die, welche sie anfangs selbst verurtheilten. Allen fehlt also die Moral, aber ich dächte, daß es nicht so schwer fiele, der Menschheit dieselbe einzuflößen, wenn es nur systematisch, zu rechter Zeit und an richtigem Ort geschähe!" — — — Wie viele Erfahrungen zwischen dem ersten Satze und diesem von ihm gemacht worden sind, das beweisen eine beträchtliche Zahl von Tagebuchblättern, Briefen und sonstigen Aufzeichnungen. — In jedes Menschen Leben können wir gewisse große und wichtige Abschnitte wahrnehmen. Gewisse Begebenheiten, die wuchtig auf das Gemüth und auf den Verstand eingewirkt haben, sind die Marksteine dieser Abschnitte; und dieser Marksteine wird es mehrere geben, je strebsamer, kampflustiger und widerstandsfähiger eine Natur ist.

Theuerste Seele! — — — — — — — und so wirst du mein beharrliches Schweigen entschuldbar finden. Eine keineswegs erquickliche und erfreuliche Stellung, die ich im Laufe des letzten Jahres wieder wechselte — das fortwährende Sorgen von einem Tage in den anderen, die geringe Zeit, welche zur Fortbildung des Geistes zur Verfügung steht und endlich das Bedürfniß, einmal ordentlich aufzuathmen und mich von den Aufregungen der früheren Zeit durch Rast zu befreien — das sind jedenfalls stichhaltige Momente. In einem beifolgenden kleinen Heftchen findest du meine letzten Leistungen in der Poesie, in einem anderen verschiedene Beschreibungen von größeren Ausflügen in die Umgebung und endlich in dem umfangreichsten Hefte eine Anzahl Aufsätze ernsten Inhaltes. Sie durchzustudiren und sie recht bald mit deinem Urtheil begleitet zurückzusenden, möchte ich dir zur Bedingung machen. Ich habe Lust, das eine oder das andere drucken zu lassen, habe auch schon Aussicht, meine Versuche unterzubringen. — Darüber später. — — — Ich wohne hier bei einem alten Herrn, dessen Haushälterin mir und einem anderen jungen Mann, der nebenan wohnt, wie eine Mutter ist. — Sie liest uns unsere Wünsche an den Mienen ab, und wenn wir ihr einen kleinen Dienst auftragen wollen, so ist dafür oft schon vorher gesorgt worden. Wir vergelten diese zahllosen kleinen Aufmerksamkeiten auf jegliche Art und bemühen uns, recht musterhafte junge Leute zu sein. — Mein Nachbar ist Chemiker in einem bedeutenden Etablissement, ein wohlgebildeter, strebsamer Mann und vor allem ein Talent, offner Kopf, voller Pläne, reformatorischer Ideen und philosophischer Spekulationen. — Von dem Augenblick an, wo er bemerkte, daß ich auch wissenschaftliche Studien betreibe, hat er sich mir freundschaftlich angeschlossen und es vergeht kein Abend, an welchem wir nicht eine Reihe gelehrter Disputationen führen. — So ruhig unser Heim für den Fremden sein mag, im Innern herrscht eine große Lebendigkeit, die selbst den alten Herrn angesteckt hat, welcher in seinen alten Tagen wieder, wie er sagt, jung wird. — An manchen Tagen haben wir auch großen Besuch. — Herr Freimann, mein neuer Freund, hat einen kleinen Bekanntenkreis, der öfters beisammen ist und aus dem man immer neue Anregung zum Wiederkommen mitnimmt. So findet sich ein Talent zum anderen, eine strebsame Kraft zur andern, und ich freue mich schon den ganzen Tag, wenn ich weiß, heut Abend ist Zusammenkunft. — — Du kannst dir hiernach mein häusliches Leben ausmalen. — Mit dem Geschäftlichen verschone ich dich. Die kaufmännischen Anstalten sind mir verhaßt, so unschuldig auch die Art des Handels scheinen mag, den sie als Aushängeschild benutzen. Man betrügt andere und wird selbst betrogen. Meine erste Stellung nahm ich in einem böhmischen Glaswarengeschäft. Schon nach acht Tagen wußte ich, daß die Besitzer des Geschäftes, welche hier im Orte eines ausgezeichneten Rufes sich erfreuen und ein großes Haus führen, in einem mir gar nicht gefallenden Verhältnisse zu den armen Glasschleifern in Böhmen stehen. Sie strecken diesen eine kleine Summe Geldes vor, welche die Armen am Verfalltage meist nicht zurückerstatten können. Nun belassen sie den Schuldern die Summe und haben sich neben dem Besitz des Eigenthums derselben, das sie sich haben verpfänden lassen, die Möglichkeit geschaffen, auf den Arbeitslohn zu drücken und so ihren Verdienst und die Waarenpreise im voraus und nach Belieben zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Der Oberbaurath war entzückt über diesen neuen Beweis von Wichtels Freundschaft und that, wie dieser ihm gerathen. Er wußte sehr gut, daß im Nothfalle die Italiener und die Wasserpolaken zu zehntausenden und um den niedrigsten Hungerlohn zu haben waren, und auf die jämmerlichsten Löhne richtete er nun sein Nachtragsmemorandum ein. Dabei erklärte er, solche Preise hätte er gleich von vornherein berechnen können, aber es sei ihm um den guten Ruf der Bahn im Volke und um die bisher stets beobachtete Praxis zu thun gewesen, wonach man sich möglichst an inländische Arbeiter gehalten habe. Da nun aber von Waldstein dieses Prinzip ohne allen Zweifel durchbrochen werde, sei er verpflichtet, nachzuweisen, daß man noch viel billiger arbeiten könne, als er, wenn man nichts weiter im Auge habe, als das Prinzip, die niedrigsten Preise zu erzielen.

Schneemanns Nachtragsmemorandum machte gewaltige Sensation bei allen Mitgliedern der Bahnverwaltung, und das lebhafte Interesse, welches es hier erregte, verbreitete sich auf ganz P. Lebhafte Debatten begannen über die Frage, was die Leitung der Eisenbahn nun thun werde und zu thun habe. Nicht wenig Stimmen erklärten, der alte, und wie man fast einstimmig sagen hörte, urbiedere Oberbaurath habe vollkommen recht gehabt, wenn er nicht mit fremden und übermäßig billigen Arbeitskräften rechnen wollte. Man solle auch jetzt bei der alten, reellen und humanen Praxis bleiben und Waldstein, dem es eben nur darum zu thun sei, so rasch als möglich Millionär zu werden, ruhig seine Italiener lassen, da man einmal den Fehler begangen habe, sich mit dem bekannten Geizhammel und Leuteschinder einzulassen.

Diese Anschauung fand jedoch die allerschärfste Anfechtung. Es sei total unbegreiflich, sagte man, daß es immer noch Leute gebe, welche sentimentale Philanthropenphrasen zum Fundamente geschäftlicher Operationen machen wollten. Die Sache liege doch sehr einfach: ein gemeinnützigeres Unternehmen, als so einen großen Eisenbahnbau gäbe es nicht, das sei also an sich ein Zweck, dem gegenüber alle anderen Rücksichten als nebensächlich schweigen müßten. Nur das Eine komme bei allen industriellen und Verkehrsinstitutionen in Frage: wie sei mit dem geringsten Kostenaufwande jenem Hauptzwecke zu genügen. Das sei der große, volkswirthschaftliche Gesichtspunkt, von dem allein aus man derartige Fragen auffassen müsse. Waldstein habe den richtigen Weg gewiesen. Folge die Bahnverwaltung diesem Beispiele nicht, so beweise sie, daß sie die Größe ihrer Aufgabe und die erhabenen Lehren der modernen Volkswirthschaft nicht erfaßt habe. Eine Arbeiterbevölkerung von ein paar tausend Menschen möge man immerhin momentan schädigen, darauf komme es garnicht an; der Nationalwohlstand würde desto mehr gefördert, mit je weniger Mitteln man ein großes Ziel erreiche. Zudem wäre es doch zweifellos eine Versündigung an der vaterländischen Produktion, wenn man ihr spottbillige Arbeitskräfte, welche außerhalb der Grenzen des eigenen Landes auf der Straße lägen, nicht gewinnen, sie nicht den konkurrirenden Landesnachbaren abspenstig machen wollte.

Im Verwaltungsrathe platzten diese gegentheiligen Meinungen hart aufeinander. Der Führer der Philanthropenpartei, wie die jene erstere Ansicht vertretende Fraktion von ihren Gegnern spottweise genannt wurde, war Herr Alster. Er hatte an den vorhergehenden Tagen lange Konferenzen mit dem Chefredakteur des „Tageskorrespondenten“ gehabt und war mit diesem zu der Ueberzeugung gekommen, daß für die Bahn und — hauptsächlich — für ihn und den „Tageskorrespondenten“ die Situation eine ungemein schwierige, verwickelte sei.

Am nächsten hätte es gelegen und seinen früheren Maximen am entsprechendsten wäre es gewesen, wenn Herr Alster sich sans phrase zu dem Grundsatz der Billigkeit um jeden Preis bekannt hätte. Aber der „Tageskorrespondent“ hatte sich in der bündigsten Weise dafür engagirt, daß zu den Bahnbauten Arbeiter aus den nothleidenden Distrikten des Gebirges, also der Gegend des Bahnbaues selbst, genommen würden. Hier waren die Leute zwar arm, sehr arm, aber so schauderhaft geringe Löhne, wie die der Italiener, bei so schwerer körperlicher Arbeit, waren trotz der Hungersnoth ganz unerhört. Nun hatte schon die sich rasch weithin verbreitende Nachricht, daß der Perleviadukt von italienischen Arbeitern gebaut werden sollte, im Gebirge große Aufregung und Bestürzung hervorgerufen. Nahm man nun gar auch noch zu den übrigen Arbeiten Fremde an, so konnte man auf einen Sturm von Entrüstung, ja auf die größten Schwierigkeiten bei den Bauten mit Sicherheit rechnen. Nun war aber nicht der „Tageskorrespondent“ allein und als Zeitung engagirt; zunächst hatte sein Chefredakteur Schweder bei seiner Weihnachtsreise im Gebirge allen Orts- und Bezirksbehörden, allen Männern von Einfluß im Volke gegenüber sich so gut wie dafür verbürgt, daß die erwarteten Eisenbahnbauten der nothbedrängten Gegend sofortige Hülfe bringen, daß die Eisenbahngesellschaft nicht nur den Nothleidenden Arbeit in Hülle und Fülle, sondern auch wirklich guten Arbeitsverdienst schaffen werde. Auf diese mit ächt schwederscher Entschiedenheit gemachten Versprechungen hin war im Gebirge selbst die mächtige Bewegung für Durchführung des gesammten Bahnbauprojekts entstanden; überall hatte sich Herr Schweder, der sich selbst noch keiner weitreichenden öffentlichen Bekanntschaft erfreute, auf Alster, den im ganzen Lande hochgeachteten Geldmann, bezogen. Alster hatte all' die zahlreichen Anfragen, welche in dieser Angelegenheit schriftlich wie mündlich an ihn gerichtet wurden, nach den Intentionen Schweders beantwortet, ihn hatte man schon allgemein als den Wohlthäter und Erretter der armen Leute im Gebirge betrachtet, gleichwie die Kinder da oben seine Tochter den Weihnachtsengel nannten und wie ein höheres Wesen verehrten, — es blieb Alster mithin absolut nichts anderes übrig, als sich dem Projekt, mit fremden Arbeitern die Bauten zu unternehmen, mit allen Kräften zu widersetzen.

Bei der glänzenden Rede, welche er im Verwaltungsrathe hielt, betonte er neben dem Standpunkt der Humanität vornehmlich den der Nationalität und des Patriotismus. Den deutschen Arbeitern die deutsche Arbeit, das war der mit großem Beifall aufgenommene Schluß seiner mächtigen oratorischen Anstrengung. Unmittelbar nach ihm erhob sich der Justizrath. Derselbe knüpfte an Alsters Schlußworte an und versicherte, wieder einmal zur großen Verwunderung fast aller Hörer, daß er mit seinem „verehrten Vorredner, dem vielerfahrenen und scharfsinnigen Führer einer einsichtigen Wirthschaftspartei in unsrer Stadt, durchaus, aber durchaus“ einverstanden sei: den deutschen Arbeitern die deutsche Arbeit — das sei die rechte Losung für die Diskussion der schwierigen Frage. Das sei kein engherziger Standpunkt, das sei nicht der Ausfluß jener in wirthschaftlichen Dingen besonders gefährlichen, ja selbstmörderischen Kirchthumpolitik, die nur soweit zu sehen vermöge, als die eigene Nase reiche. Das sei aber auch nicht die Parole eines nationalökonomischen Kosmopolitismus, der die ganze Welt als industrielles und handelspolitisches Ausbeutungsgebiet erobern wolle und dabei den Boden der nationalen Existenz, des materiellen Wohlergehens im eigenen Lande vor lauter Weitsichtigkeit aus dem Auge verliere. Wer seinem eignen Volk genug gethan, der hat gewirkt für alle Völker, so könnte man, ein bekanntes Dichterwort variirend, auf dem Gebiete der Wirthschafts- und Verkehrsanstalten mehr wie irgendwo sonst sagen. Nach dieser Einleitung machte der Justizrath eine Kunstpause und trank höchst bedächtig ein Glas Wasser. Diese Gelegenheit benutzten die Zuhörer, auch ihm reichlichen Beifall zu spenden; alles war aufs äußerste gespannt, wo er hinaus wolle, daher trat sofort wieder Kirchenstille ein, als er die Fortsetzung seiner Rede durch ein gelindes Räuspern ankündigte.

„Wo nun, meine verehrten Herren, sollen wir die deutschen Arbeiter suchen, welchen wir nach den so ausgezeichnet dargelegten humanitären Grundsätzen meines überaus hochgeachteten Herrn Vorredners unsere Arbeiten zu übertragen haben? Doch unzweifelhaft dort, wo wir die bedürftigsten finden können?!“ — Wieder pausirte der Redner einen Augenblick und wieder gab ihm mehrseitiges Bravorufen, auch von Alster selbst, die Zustimmung seiner Hörer zu erkennen. „Und jetzt wird sich Ihnen augenblicklich wieder jenes wunderbare volkswirthschaftliche — jenes Naturgesetz, möchte ich sagen, enthüllen, hochverehrte Freunde, jenes dem blöden Auge oft in tiefster Verborgenheit waltende, aber doch allgegenwärtige und allwirksame Naturgesetz von der Harmonie der Interessen, — wenn Sie mir zu beweisen erlauben, daß wir bei den bedürftigsten deutschen Arbeitern, denen, die zu

unterstützen jeder Kapitalist von Herz eine ernste Pflicht hat, auch die billigsten Arbeitslöhne finden, Arbeitslöhne, die an Wohlfeilheit mit denen der Italiener sehr wohl konkurriren können."

Höchst verwunderte: Ah, ah! Hört, hört! und begeisterte Bravo, bravissimo! unterbrachen den Redner, der diesmal eine Kunstpause garnicht mehr nöthig gehabt hatte. Herr Alster hatte sich zu keinem Ausrufe hinreißen lassen, aber auf seinem Antlitze hatten den Ausdruck der Verwunderung die deutlichen Zeichen steigenden Mißbehagens verdrängt.

Dafür leuchtete des Justizraths Antlitz in vollem Behagen:

„Ja, meine verehrten Herren. Ich habe im Vereine mit unserm über alles Lob und alle Erkennung hocherhabenen Freunde, dem Herrn Oberbaurath Schneemann, bereits die sorgfältigsten und umfassendsten Nachforschungen angestellt und kann konstatiren, daß erstens die Noth in unserm Oberlande nicht nur jetzt schon im Abnehmen ist, sondern daß sie ganz ohne unser Eingreifen im Sommer dieses Jahres als völlig gehoben zu betrachten sein wird. Ich kann ferner konstatiren, daß unsere Gebirgsleute zur Zeit der höchsten Noth im allgemeinen nicht in schlechteren Lebensverhältnissen sich befunden haben, als die große Mehrzahl der Landbewohner in den östlichen Provinzen unsres deutschen Vaterlandes sie unausgesetzt, jahraus jahrein zu ertragen hat. Daß augenblicklich die allgemeine Lebenshaltung in unserm Gebirge schon eine nicht unerheblich bessere ist, als die jener deutschen Arbeiter, bin ich in der Lage, jeden Augenblick zu beweisen. Da es immer, wie unser verehrter Kollege Alster in so schönen Worten betont hat, unsere heilige Pflicht ist, den Bedrängten beizustehen, wo wir es nur immer können, so müssen wir eben auch da unsre Hand anlegen, wo die Noth am größten ist, und grade mit Bezug auf diese Erkenntniß freut es mich, drittens und letztens konstatiren zu können, daß es unserm vortrefflichen Oberbaurath ohne allen Verzug möglich sein wird, in genügender Zahl oberschlesische, posnische und ostpreußische Arbeiter zu engagiren, welche genau zu demselben Lohne arbeiten, als die Italiener Waldsteins, welche uns ermöglichen werden, bei unseren Bauten insgesammt ein Anlagekapital von millionen Mark zu sparen."

Damit schloß der Justizrath. Der Beifall, welcher ihm gespendet wurde, übertraf den, welchen Herr Alster geerntet, noch um ein Bedeutendes an Lebhaftigkeit und Wärme. Die Kollegen des Verwaltungsraths drängten sich um ihn und schüttelten ihm die Hände, mehrere ältere und an Leibesumfang nicht minder, als mit finanziellem Besitz gesegnete Herren konnten sich sogar nicht enthalten, den „unübertrefflichen Rathgeber" in allen Verlegenheiten, wie sie ihn nannten, ihren „wahren Führer" begeistert an ihr Herz zu drücken.

Sehr zu seinem Nachtheil machte Alster noch einen verzweifelten Versuch, die Verwendung der Leute im Gebirge zu den Bahnarbeiten zu erzwingen. Aber alles, was er sagte, war in den Wind gesprochen. Die Harmonie der Interessen, welche der Justizrath zwischen den reichen Aktionären und Verwaltungsrathsmitgliedern und den armen ostdeutschen Arbeitern entdeckt hatte und welche sich so vortrefflich dokumentirte in den fabelhaft geringen Arbeitslöhnen, die diese Arbeiter zu nehmen gern bereit waren und jene großen Bauunternehmer noch viel lieber zahlen wollten — das war das Zauberwort gewesen, welches die Ohren der Herren Kollegen für die schönen Worte ihres allverehrten Freundes Alster für heute eisenfest verschlossen hatte.

Die Vorschläge Wichtels wurden von der Mehrheit der Verwaltungsrathsmitglieder zum Antrag erhoben und mit allen gegen zwei Stimmen, darunter die Alsters, angenommen. Der Oberbaurath übernahm den Auftrag, sofort mit dem Engagement von mehreren tausend ostdeutschen Arbeitern vorzugehen und die Bahnarbeiten im weitesten Umfange, sobald als es die Witterung nur irgend erlauben würde, beginnen zu lassen.

Was im Verwaltungsrathe vorgegangen und beschlossen worden war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch Stadt und Land. Billigung und Mißbilligung machten sich geltend; die einen bewunderten und priesen die hohe Weisheit der Eisenbahnchefs, während die andern einen bedenklichen Widerspruch in dem Handeln von heute finden wollten gegenüber den schönen Humanitätsreden und Wohlthätigkeitsaufrufen, welche dieselben Herren zur Zeit des schlimmsten Nothstandes zu Gunsten der armen Gebirgsbewohner losgelassen hatten.

Während in P. selbst die öffentliche Stimmung eine getheilte blieb und keine besondere Aufregung vorerst weder für noch gegen das nun kaum noch abzuwendende Vorhaben der Eisenbahnleitung zu bemerken war, schlug die Nachricht in der Baugegend im Gebirge ein wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Zuerst herrschte ein paar Tage eine unheimliche Stille, dann vernahm man überall und aus jedem Munde den Ruf: Nein, wir können es nicht glauben, es ist garnicht möglich. Uns hat man Arbeit versprochen, wir haben gehungert und haben die Noth an unsere Thüren klopfen sehen in jeder Gestalt, wir darben noch und werden wieder hungern und verhungern, wenn wir Arbeit — wenn wir diese Arbeit nicht bekommen. Uns will man tausende von fremden Arbeitern ins Land schleppen, damit wir zusehen können, wie sie arbeiten, wir werden bettelnd auf den Dorfstraßen umherlungern und unsere Kinder aus Nahrungsmangel daheim elend zugrunde gehen — — nein, nein, tausendmal nein — es ist und bleibt rein nicht menschenmöglich.

So tönten die Entrüstungs- und Angstrufe auf allen Wegen und Stegen, in allen Wirthshäusern und Wohnungen der Gebirgsdörfer wider, und diese Rufe pflanzten sich fort bis in die Zeitungen von P. und über P. hinaus in die des ganzen Landes und riefen überall Aufregung und Bewegung, Bitterkeit und Feindseligkeit gegen die Eisenbahnverwaltung hervor. (Fortsetzung folgt.)

Presse und Censur in Rußland. Die Existenz einer periodischen Literatur in Rußland datirt seit Peter dem Großen, der zuerst eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift ins Leben rief, welche sich nur mit Wissenschaften und schönen Künsten beschäftigte. Ihr folgte 1755, die Vorgängerin an Lebenskraft übertreffend, die „Moskauer Zeitung" („Moskovskija Wjedomosti"), welche jetzt ihren 125. Jahrgang erreicht hat. Diese ersten Zeitungen, denen 1802 in Petersburg der „Europäische Bote" („Wjestnik Evropy") und 1809 in Moskau der „Russische Bote" („Rußkij Wjestnik") folgte, waren ausschließlich der Literatur und Kunstkritik gewidmet. Gleichwohl bildeten sich auch hier bereits politische Gegensätze aus. Der „Europäische Bote" entwickelte sich als Vertreter und Förderer des modernen Liberalismus und der „Russische Bote" machte in Kunstkritiken, Novellen und wissenschaftlichen Aufsätzen für die Ideen Propaganda, deren Gesammtheit sich heute wohlausgewachsen unter dem Begriffe des „Panslavismus" präsentirt. Also entwickelte sich unter den Fittigen der von der Regierung freundlich geförderten „Belletristik" eine politische Zeitungsliteratur, die in den engsten Grenzen zu halten das Regime des Kaisers Nikolaus nachdrücklichst bestrebt war. Das natürliche Mittel hierzu bot sich in der Censur. Auch das übrige Europa kannte und kennt noch diese Institution, aber nirgends hat sie so reiche und so seltsame Blüthen getrieben als im „heiligen" Rußland. Daß es den Zeitungen untersagt war, irgend etwas an der Regierung oder ihren Funktionären zu tadeln, mag sich in Rußland von selbst verstehen, aber man ging weiter und verbot ausdrücklich jeden Verbesserungsvorschlag. Die Censur des Kaisers Nikolaus war eine doppelte. Den Einbruch fremder Geistesprodukte überwachte und hinderte an den Grenzen des Czarenreiches der Zollwächter mit den bekannten scharfen Augen und hohlen Händen. Im Innern war es ein völliges System von Fachcensoren, welches die gedruckt sein wollende Literatur behütete. Da trennte sich von der allgemeinen Censurbehörde, welche ursprünglich dem Unterrichtsministerium untergeordnet war, zuerst die geistliche Censur ab, die auch noch heute besteht. Dann bildete sich dieses System der Arbeitstheilung immer weiter aus. In das Kriegsministerium kamen die Manuskripte, welche militärische Dinge behandelten; in das Finanzministerium wanderte, was auf Volks- und Staatswirthschaft Bezug hatte, und so ging das fort bis zu den Gestütsdirektionen und bis zur Verwaltung der petersburger-moskauer Eisenbahnen, welche alle Schriften censirte, die den Betrieb ihrer Linien erörtern wollten. In gleicher Weise entwickelte sich dieses Protektions- und Censursystem an den Universitäten und Akademien, an welchen die angestellten Professoren den in ihr Fach einschlagenden Publikationen das Imprimatur (deutsch: es werde gedruckt) ertheilten. So geschah es denn, daß weit mehr „Geschicklichkeit und Wissen" nöthig waren, ein Buch zum Druck zu befördern, als dazu, ein gutes Buch zu schreiben und selbst die alten römischen und griechischen Schriftsteller wurden nur verstümmelt den Unterthanen des Czaren verabreicht. Mit dem Regierungsantritte Alexander II. wurden diese Spezialcensuren beseitigt, aber die allgemeine Censur blieb bestehen. Sie handhabte ihr Amt bald streng, bald nachsichtig, nach den wechselnden Strömungen und Stimmungen; sie erlaubte auswärtige Bücher heute und verbot den nächsten Tag andere; der index romanus, das Verzeichniß der seitens des Papstes verbotenen Bücher, fand im feindlichen Petersburg seinen Genossen, nur daß man im vorsichtigen Rom auf gefährliche Prinzipien fahndete, während den petersburger Censoren Prinzipien und Doktrinen recht harmlos vorkamen, wenn nur nicht unangenehme Thatsachen und praktische Erörterungen vorgebracht wurden. So lernte die jetzige russische Jugend die extravagantesten Theorien kennen und ihrer Phantasie blieb die Ausführung überlassen; so wurde

diese Phantasie durch die leichtfertigen und unsittlichen, aber erlaubten Ableger der westländischen Literatur vergiftet, so bildeten sich die ersten geheimen Gesellschaften zur Anschaffung und Lektüre von verbotenen Büchern, so wurden die Bande, welche den Genuß der „verbotenen Frucht" um die Genossen schlang, durch die Furcht vor der Strafe gestählt; so bildete sich der Verschwörungstrieb in der russischen Gesellschaft. Auch die offene Tagespresse fand Mittel, die Censur zu täuschen und zu umgehen. In keinem Staate ist die Kunst der Anspielungen, welche das Nichtgesagte errathen lassen, der Anwürfe, welche das Gegentheil dessen bedeuten, was sie vorbringen, die Kunst zu tadeln in den Formen der Lobeserhebung, dieselbe Kunst, mit der Provost-Paradol und Forcade das zweite Kaiserreich bekämpften, weiter gediehen als in Rußland. Die reichsten und schärfsten Waffen aber bezog die russische Presse von der Regierung. Der discretionären Gewalt eines Gouvernements preisgegeben, das selbst kein einheitliches ist und in welchem die verschiedenen Departements fortwährend mit einander in Konflikte gerathen, wurde für jedes Blatt ein einflußreicher Patron zur unentbehrlichen Existenzbedingung. Alle die Meinungsverschiedenheiten und Rivalitäten im Schoße der Verwaltung fanden ihre Organe in der Presse; das Publikum las, lachte und wußte, wie viel es vom Angreifer und Betroffenen zu halten hatte, und bei den „kompetenten" Lesern wurden diese Angriffe zu Denunziationen und übten vernichtende Wirkung der Censur zum Trotz. Vornehmere Schriftsteller suchten im Auslande ein Asyl für ihre patriotischen Strebungen. Hertzen insbesondere hat mit seiner „Glocke" („Kolokol") den Weg gezeigt und eröffnet, welchen heute die Verschwörer als Laufgräben zur Vernichtung des bestehenden Regimes benützen. Der „Kolokol" erschien in London und wurde in Rußland ebenso streng verboten, wie — allgemein gelesen. Der eifrigste Leser war Kaiser Alexander II. Eine Nummer enthielt einmal mit allen Beweisen heftige Angriffe gegen einige Personen des Hofes. In ihrer Verzweiflung ließen die Aermsten eine andere Nummer drucken, in der natürlich der unbequeme Artikel fehlte. Wenige Tage darauf fand der Kaiser das echte Exemplar auf seinem Schreibtische, und in der nächsten Nummer erzählte Hertzen seinem kaiserlichen Leser den Versuch und das Mißglücken jenes Hofstreiches. Das heißt, man ließ den Journalen die Wahl, sich wie bisher der Präventivcensur zu unterwerfen oder gegen eine Kaution von 2500 Rubel frei zu schreiben unter Gewärtigung der Verwarnung, Suspendirung, gerichtlichen Verfolgung, Entziehung des Postdebits und des Rechtes, Inserate aufzunehmen. Man sieht, daß die Freiheit wenig damit gewann, aber um so mehr die Bequemlichkeit. Die Aktualität der Nachrichten und Artikel war gewonnen; für die heilsame Tendenz sorgte jetzt der Eigennutz der um ihr rentables Unternehmen besorgten Herausgeber und auch wohl die Regierung selbst, welche durch Communiqués den Journalen eröffnet, welche Themata derzeit „unpassend" erscheinen. Rußland findet heute seine öffentliche Meinung durch eine respektable Anzahl großer Blätter wie „Golos", „Petersburger Zeitung", „Moskauer Zeitung", „Börsenzeitung" und „Neu-Zeit" repräsentirt. Adel und Bürgerschaft können diese Zeitungen und die ausländischen, soweit sie der Censor nicht „in Kaviar taucht", halten und lesen. — Das Volk hört auf den Popen (Priester), den Tschinownik (Beamte) oder den Verschwörer; lesen kann es nicht. In den Provinzialstädten herrscht noch die Censur, und man mag sich vorstellen, mit welcher Freundlichkeit der Censor das Erscheinen eines neuen Zeitungsblattes begrüßt, das seine Arbeitsstunden und seine Verdrießlichkeiten vermehrt. Ein Prozeß hat vor kurzem auf die Zustände der russischen Provinzpresse ein grelles Streiflicht geworfen. Es handelte sich um den „Obzor" in Tiflis. Der Redakteur dieses Blattes, ein Armenier namens Nikoladzé, war angeklagt, einen Artikel, trotz des Censurverbotes, gedruckt oder vielmehr die Erlaubniß des Censors zum Abdrucken erpreßt zu haben. Der Censor erzählt die Sache selbst folgendermaßen: Der fragliche Artikel war ein Feuilleton mit der Ueberschrift: „Sonntagsplaudereien." Ich erhielt den Artikel Samstag Abends, las ihn und sendete ihn mit dem Verbote des Abdruckes zurück. Darauf legte ich mich schlafen. Ungefähr zwei Uhr morgens, eine Stunde, nachdem ich meinen Boten an die Redaktion geschickt hatte, werde ich durch Läuten geweckt. Ich gehe auf den Balkon und höre unten den Angeklagten, der mich heftig zur Rede stellt, warum ich das Feuilleton verboten hätte. Er verlangte, von mir empfangen zu werden, und, da ich mich weigerte, fing er einen solchen Lärm an, daß in der Straße bald alles wach wurde. Da in der Nachbarschaft mehrere „Persönlichkeiten" (soll heißen: angesehene Personen) wohnen, so mußte ich dem Skandal ein Ende machen und wohl oder übel den ergrimmten Redakteur zu mir einlassen. Oben verlangte er ein Glas Branntwein, um sich zu beruhigen; dann lasen wir den Artikel zusammen, sprachen darüber, er war aber so heftig, so obstinat, daß ich endlich — die Erlaubniß zum Abdrucke mit einigen Aenderungen gab. Freilich hätte ich es für besser gehalten, den Artikel ganz zu verbieten, und ich wich nur der Gewalt. — Der Redakteur des „Obzor" wurde freigesprochen und — drei Wochen später hatte der „Obzor" zu erscheinen aufgehört. Nikoladzé hatte den Kampf mit dem freundlichen Censor aufgegeben. Y.

In der „Höhle der Winde" unter den Fällen des Niagaraflusses. (Bild Seite 340 u. 41). Von allen Sehenswürdigkeiten auf unserer Erde, behauptet der vielgereiste Engländer Trollope, gebührt der Preis dem Niagarafall. Der Niagarafluß ist die Verbindungsader zwischen den nordamerikanischen Seen Erie und Ontario, welch' letzterer die Grenze zwischen dem britischen Kanada und dem Staat Newyork bildet. Der Fluß durchläuft mit seinen Krümmungen eine Strecke von 7 Meilen. Etwa 1½ Meilen unterhalb Fort Erie theilt sich der Fluß in zwei Arme, welche die zu Newyork gehörige Insel Grand-Island umfließen und nach einem Laufe von 2 Meilen sich wieder vereinigen; vor dem Ausflusse des westlichen Armes liegt das britische Inselchen Nawy. Etwa 1 Meile weiter unterhalb, Détour genannt, bei dem zu Newyork gehörenden Dorfe Manchester bildet der Strom den weltberühmten Katarakt des Niagarafalls. Der Sturz der mächtigen Wassermassen, die man auf 15 millionen Kubikfuß in der Minute schätzt, aus einer Höhe von etwa 160 Fuß, bietet ein Schauspiel dar, welchem kein anderes zu vergleichen, und das durch keine Schilderung würdig darzustellen ist. Unveränderlich ist die Fluth in ihrer Größe, und das Auge kann keinen Unterschied in der Wucht, in dem Ton oder der Gewalt des Falls erkennen, man mag ihn in der Trockenheit des Herbstes, unter den Stürmen des Winters oder nach dem Aufthauen der oberen Eiswelten in den Tagen des Frühsommers besuchen. Einen eigenthümliche Charakter erhält der Fall dadurch, daß das Wasser im Sturz nicht gebrochen wird, sodaß sich unterhalb des Falls aus hinlänglicher Entfernung der wunderbare Anblick einer senkrechten Riesenwasserwand darbietet. Das 84 Fuß dicke, fast ganz horizontale Kalksteinlager, über welches die ungeheure Wassermasse herabstürzt, ruht auf einem noch mächtigeren Schieferlager, das durch den feinen Staubregen, den der Wind und das Aufschäumen der Wassermasse in die Höhe treibt, ohne Unterlaß zersetzt wird, so daß der seiner Unterlage beraubte Kalkstein in großen Massen nachstürzt, wie dies namentlich den 28. Dezbr. 1828 und im September 1853 geschah. Durch diese fortdauernde Zerstörung der Felsen seines Bettes geht der Niagarafall immer weiter nach dem Eriesee zurück, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Fall einst weiter unten bei der Stadt Queenstown war, wo sich plötzlich steile, hohe Bergrücken zu beiden Seiten des Flusses erheben. Quer im Niagarafluß, ehe dieser in den Abgrund stürzt, liegt, seine Fluten in zwei Arme und zwei Fälle, einen östlichen und einen westlichen, theilend, ein umfangreiches Eiland, Goats-Island, oder Ziegeninsel genannt, zu welchem eine breite Brücke hinüberführt. Von Goats-Island springt eine Klippe in den westlichen, wegen seiner einen konkaven Bogen bildenden Form Horseshoe (Hufeisen) genannten Fall hinaus, von welcher aus man bequem und sicher in das Chaos brandenden Wassers und zackigen Gesteins hinabsehen kann. Ein noch großartigeres Schauspiel genießt man, wenn man von Goats-Island aus in jenen Raum hinabsteigt, welcher sich zwischen der Felswand und den über sie in Bogen hinabstürzenden Fluten befindet. Das ist der Schauplatz unseres Bildes, die berühmte Cave of winds (Höhle der Winde), das Hochzeitsgemach des Wassers und der Sturmbraut, ein kleiner Theil nur der der Fälle, unter welchen sich der Mensch wagen kann. Wie aus unserem Bilde ersichtlich, sind es auch Mitglieder des „schönen" Geschlechts, die sich in die Werkstatt der aufgeregten Elemente gewagt haben. Der Sprühregen, welcher diesen ganzen Raum erfüllt, und den Eindringling in kurzer Zeit vollständig durchnäßt, macht es nothwendig, daß diejenigen, welche das Wagniß, unter den Wasserfall zu gehen, unternehmen wollen, mit einem wasserdichten Anzug sich umhüllen und Filzpantoffeln an die Füße binden, denn nur sie ermöglichen ein Voranschreiten auf dem schlüpfrigen Gestein. Aber das Unheimliche der Expedition liegt weniger in der Glätte und Zerklüftung des Pfades, auf welchem man sich zwischen der Wasser- und Felsenwand hindurchzwängen muß. Wirklich beängstigend, ja für Kleinmüthige überwältigend, wie die Damen unseres Bildes beweisen, wirkt der ungeheure Luftdruck, der athemraubende Zug, welcher schneidend und pfeifend dem Eindringling entgegenschlägt. Graue, nebelige Dämmerung umgibt ihn. Kaum das Nächste vermag er durch die Masse des hin- und hergepeitschten Sprühregens zu erkennen. Ueber seinem Haupte wölbt sich der Fall. Das Gestein unter seinen Füßen bebt. Betäubt und nach Luft ringend sehen wir die Frauen den Männern in die Arme fallen; die Männer selbst müssen sich mit aller Gewalt an die Felsenwand drücken, um nicht in den schaumgepeitschten Abgrund gerissen zu werden. Auch der stärkste Schrei, der jetzt der geängstigten Menschenbrust entstiege — er würde am Ohr des nächsten Nachbars ungehört verhallen. Aber es gibt kein Rückwärts! Voran muß, wer einmal soweit vorgedrungen. Längs der Felsenmauer auf und nieder, wo die Breite des Vorsprungs für den menschlichen Fuß zu schmal wird, führt ein schlüpfriger Weg. Endlich wird es heller — schon löst sich der unsägliche Druck von Gehör und Lunge, und der volle Tag begrüßt aufs neue die Tiefaufathmenden. Es war ein anstrengendes, echt amerikanisches Vergnügen, aber noch lange nicht so gefahrvoll, wie der vor mehreren Jahren unter großem Andrang der Zuschauer aus beiden Hemisphären von dem berühmten Seiltänzer Blondin ausgeführte Spaziergang auf einem über dem Wasserfall von der Staat Newyorkseite nach dem kanadischen Ufer gespannten Seile. Der berühmte Wagehals nennt den Uebergang selbst sein Meisterstück und berichtet darüber in seinen Memoiren, daß er sich zwischen den 230 bis 280 Fuß hohen Felsenwänden, über dem Abgrunde, aus welchem weiße Schaum- nnd Wolkenmassen emporsteigen, die meilenweit gesehen werden, wie ein geflügeltes Wesen vorkam. Da die Niagarafälle die direkte Wasserverbindung zwischen den Seen völlig unterbrechen, so hat man auf der kanadischen Seite den wichtigen Wellandkanal angelegt, der von Port Colbourer am Eriesee gegen Norden nach Port Dalhousie am Ontariosee führt. Am 4. Juli 1848 ward eine

Hängebrücke unterhalb der Fälle eröffnet. Dieselbe liegt 235 Fuß über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 750 Fuß und ist 38 Fuß breit. Ueber dieses kühne Werk führt jetzt sogar eine Eisenbahn. Die beste Totalansicht über die Brücke und die Niagarafälle zugleich hat man von Table Rock (Tafelfelsen), einem 140 Fuß hohen Felsenvorsprung auf der kanadischen Seite. Durch die Eröffnung der Querbahn des nordamerikanischen Kontinents (Newyork-San-Francisco) gehören die Niagarafälle zu jenen Sehenswürdigkeiten, die man auf einer Spazierfahrt um die Welt im Fluge mitnimmt. Y.

Poetische Aehrenlese.

Die Spinnerin.

Ich saß und spann vor meiner Thür;
Da kam ein junger Mann gegangen.
Sein braunes Auge lachte mir,
Und röther glühten seine Wangen.
Ich sah vom Rocken auf, und sann,
Und saß verschämt, und spann und spann.

Gar freundlich bot er guten Tag,
Und trat mit holder Scheu mir näher.
Mir ward so angst; der Faden brach:
Das Herz im Busen schlug mir höher.
Betroffen knüpft' ich wieder an,
Und saß verschämt, und spann und spann.

Liebkosend drückt' er mir die Hand
Und schwur, daß keine Hand ihr gleiche,
Die schönste nicht im ganzen Land,
An Schwanenweiß und Ründ und Weiche.
Wie sehr dies Lob mein Herz gewann;
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Auf meinen Stuhl lehnt' er den Arm,
Und rühmte sehr das feine Fädchen.
Sein naher Mund, so roth und warm,
Wie zärtlich haucht er: Süßes Mädchen!
Wie blickte mich sein Auge an!
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Indeß an meiner Wange her
Sein schönes Angesicht sich bückte,
Begegnet ihm von Ohngefähr
Mein Haupt, das sanft im Spinnen nickte.
Da küßte mich der schöne Mann.
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Mit großem Ernst verwies ich's ihm;
Doch ward er kühner stets und freier,
Umarmte mich mit Ungestüm,
Und küßte mich so roth wie Feuer.
O sagt mir, Schwestern, sagt mir an,
War's möglich, daß ich weiter spann?

Voß.

Alterthümer in Kinderstube und Speisekammer. Uralten Ursprungs ist vielerlei, was uns tagtäglich vor Augen kommt und viele von uns wie eine Reliquie aus verschollenen Jahrtausenden anmuthet. Die Klapper z. B., welche wir dem Kinde in die Hand geben, diente bei den Alten dazu, die bösen Geister zu vertreiben; die Puppe, welche das Kleine als Spielzeug erhält, sollte einst als guter Geist bei dem Kinde Wachtdienste verrichten. Die ägyptischen Truppen schon führten auf ihren Standarten das Zeichen des Adlers (Sonnengott Horus), und wenn heute noch die sparsame Hausfrau auf dem Lande über das Brot, bevor sie es anschneidet, mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes macht, so ist das nicht das christliche Symbol, sondern das uralte × (in der Mathematik das Zeichen der Vermehrung); der Brotlaib aber ist das wahrhafte Symbol des Leibes mit dem Nabel in der Mitte, wie überhaupt die meisten Bäckerwaaren noch heute dieselbe Form haben, in der sie (anstatt der früheren Menschenopfer) als Opfer den Göttern dargebracht wurden. -z-

Wasserheilkunde vor beinahe zwei Jahrtausenden. Heutzutage wird die sogenannte „Kurpfuscherei" — wie man es recht bezeichnend nennt, wenn ein Nichtprivilegirter einem Kranken mit Rath und That zur Seite steht — offiziell nicht nur nicht belohnt, sondern es hat vielmehr unser deutsches Reichsstrafgesetzbuch einen eigenen Paragraphen für denjenigen, der „ohne polizeiliche Erlaubniß" Arzneien rc. „an andere überläßt". Kaiser Augustus, der erste römische Kaiser, war anderer Ansicht. Er war einst (ob infolge oder trotz der Behandlung seiner Leibärzte, mag dahingestellt sein) lebensgefährlich erkrankt, als er hörte, daß einer seiner Sklaven auf Verlangen mit Wasser etwas „kurpfusche". Sofort ließ er diesen, Antonius Musa mit Namen, rufen, und siehe da, nach kurzer Zeit genaß der Kaiser durch Baden und Wassertrinken. Musa erhielt zum Danke nicht nur die Freilassung und das römische Bürgerrecht, sondern es wurde dem undoktorirten Kurpfuscher sogar eine Ehrensäule errichtet. -z-

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Freimaurer gibt es im ganzen etwa 500 000 (8000 sogenannte Logen). 35 000 Mitglieder (ca. 300 Logen) entfallen davon auf Deutschland, 2000 Logen auf Großbritannien und gegen 5000 Logen auf Amerika. -z-

Die Bevölkerung der Erde beläuft sich gegenwärtig auf rund 1350 Millionen, wovon auf Europa 285 Millionen kommen. Unter 1000 Personen befinden sich in Deutschland 502 weiblichen und 498 männlichen Geschlechts, 172 in einem Alter von 1 bis 6 Jahren, 148 von 7 bis 13 Jahren, 120 von 14 bis 19 Jahren, 368 von 20 bis 44 Jahren, 129 von 45 bis 59 Jahren, 63 von 60 bis 90 Jahren. Erst unter 3900 Personen befindet sich eine, welche das 90. Lebensjahr überschritten hat. -z-

Die Zahl der Sprachen wird auf 860 geschätzt (nach anderen sogar auf 3640). Es kommen hiervon auf Europa 53, Afrika 114, Australien 117, Asien 153 und Amerika 423. -z-

Personennamen bei den Römern. Wie man heutzutage den „Dienstmann Nummer 11" ruft oder der Gefangenaufseher den in der Zelle Nr. 46 eingesperrten Sträfling nicht anders als „Nummer 46" nennt, wie wir jetzt die Häuser numeriren, — so numerirten einst die alten Römer ihre Kinder. Sie thaten dies, weil sie nur einen sehr kleinen Vorrath an Vornamen besaßen. Das fünfte Kind bekam den Vornamen Quintus (Quintilius), das sechste Sextus (Sextius), das siebente Septimus; derjenige, dem achtfacher Kindersegen beschieden, wußte sich nicht anders zu helfen, als sein Söhnchen Octavius (Octavianus [Achter]), oder sein Töchterchen Octavia zu rufen. — Zur Zeit der Republik besaßen die römischen Bürger mindestens zwei, meist aber drei Namen und zwar: einen Vornamen (praenomen, z. B. Marcus), einen Namen (nomen, z. B. Tullius) und einen Zunamen (cognomen, z. B. Cicero). Die ca. 30 Vornamen (z. B. Lucius — wahrscheinlich von lux = Licht herrührend — Marcus, Martius — vom Kriegsgott Mars abgeleitet rc.) vertraten die Stelle unserer heutigen Taufnamen; der darauf folgende Name bezeichnete den Stamm, zu welchem ein Römer gehörte. Die Glieder eines Geschlechtes trugen einen und denselben Namen, der gewöhnlich — wie man annimmt — eine Eigenschaft, die der Gründer des Stammes besessen, bezeichnete. So soll der erste Porcius ein Schweinezüchter (porcus = das Schwein) gewesen sein. Der dritte Name (Zuname) zeigte an, zu welcher Familie — jedes Geschlecht bez. jeder Stamm zerfiel natürlich in einzelne Familien — der Betreffende gehörte. Solche Familiennamen sind z. B. Agricola (Bauer, Landmann), Brutus (d. h. dumm), Cäsar (Krause, von kraushaarig oder langhaarig?), Magnus (groß), Scipio (Stab). Publius Cornelius Scipio (aus der Familie der Scipionen, welche dem Stamme der Cornelier angehörte) erhielt ausnahmsweise noch, nachdem er in Afrika siegreich gekämpft, zur Auszeichnung den Titel „Africanus" als vierten Namen, sein Bruder, der Konsul Lucius Cornelius Scipio, der in Asien siegreich gewesen war, empfing den Beinamen „Asiaticus". — Die Sklaven mußten sich mit einem Namen begnügen, wudren sie indeß infolge besonderer Geschicklichkeit in der Arbeit oder aus sonst einem Grunde freigelassen, so bekamen sie Vor- und Geschlechtsnamen des letzten Besitzers und der eigne Name ward zum Familiennamen. So erhielt der als Erfinder der römischen Stenographie bekannte Freigelassene des berühmten Redners Cicero, dessen Vornamen und Namen und hieß demzufolge Marcus Tullius Tiro. Das von demselben erfundene Schnellschriftsystem wurde nach seinem Namen „tironische Noten" genannt. -z-

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 30. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorner Mann.

Von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Sie ist mein, — mir schwindelt bei dem Gedanken — mein, das köstlichste Kleinod der Erde; mein, alles was irdisches Glück umschließt: Gesundheit, Reichthum und sein Höchstes, ein Weib, blühend, in Jugendfrische.

Verdiene ich soviel der Seligkeit? Ja! Wer liebt, wer fühlt, wie ich, darf lieben. Ich preise das Geschick, das Herz und Sinn mir rein und frisch erhielt, um die ganze Größe seiner Gabe zu empfinden.

Als ich in fieberhaft erregter Stimmung in Wolfshagen anlangte, fand ich Melanie allein. Der Baron hatte einen Spaziergang unternommen, von dem er jeden Augenblick zurück sein mußte. Ich nutzte die Gelegenheit, ich öffnete ihr mein Herz in seiner ganzen Fülle, — ich sprach zu ihr lange, lange. — Unverwandt, ernst mir ins Auge blickend, hörte sie zu; selbst als ich des Namens Oswald Frankenthal erwähnte, der Unterredung, die ich soeben mit seinem Vater gehabt, veränderte sich kein Zug des milden, sinnigen Antlitzes.

Nun war ich zu Ende, nun hatte ich ihr meine Hand angetragen, — alles, alles, was ich mein nannte an Liebe und Besitz auf Erden. Stockenden Athems harrte ich ihrer Antwort.

„Die Stunde, die über mein Schicksal entscheidet," erwiderte sie ruhig, „ich habe sie vorausgesehen, vorauserwogen, wie ich zu Ihnen rede. — Vernehmen Sie meinen Entschluß. Ich stand am Sterbebette meiner Mutter, — am Boden, aufgelöst in Wehmuth, lag Baron der Hellen, — die Gatten hatten sich geliebt; trotz aller Schwächen, aller Fehler des Gemahls hatte Leonore an dem leichtlebigen, aber von Charakter gutmüthigen Manne gehangen, der erst nach ihrem Scheiden, verführt durch schlechte Gesellschaft, sich mehr und mehr seiner Würde entäußerte. Am Lager der Theuren gelobte ich, den letzten Wunsch zu erfüllen, die alten Tage meines Vaters sollte ich, soviel es an mir lag, sorgenfrei, glücklich gestalten, — der Sterbenden prophetischer Geist mochte die Zukunft ahnen. Ich versprach, alles wolle ich thun, was sich vereinen ließe mit Ehre und Würde, bereit, außer jenen Kleinoden, zu jedem Opfer. Sie wußte, meinen Schwur werde ich halten. Sie lächelte und starb."

Melanie hielt inne, — nun sah ich eine Thräne in dem großen, dunklen Auge perlen.

„Ich kam zu meiner Tante nach H.," fuhr sie nach einer Pause fort. „Oeftere Gelegenheit führte mich mit Oswald Frankenthal zusammen. Das bescheidene, brave Wesen des jungen Mannes, der kein Hehl aus seinen Verhältnissen machte, die Theilnahme, der er sich in allen Kreisen erfreute, gewann ihm auch mein Herz. Er ward mir werth, er ist es noch und wird es bleiben."

„Melanie!"

„Mir ahnt, daß er H. verließ und nach Rothenstein kam, weil er mich auf dem nahen Wolfshagen wußte. Wir sahen uns wieder, — zum erstenmal, schüchtern, erröthend, redete er von seines Herzens Gefühlen. Er beschwor mich, ihm meine Zukunft zu vertrauen, ihm Hoffnung auf meine Hand zu gewähren, — und ich antwortete ihm offen, ehrlich, wie es meine Art, wie ich zu Ihnen rede in dieser Stunde. Ich sagte ihm, daß er mir werth, daß ich mehr als bloße Theilnahme für ihn hege, aber nimmer die Seine werden könne, denn ich erwartete Ihren Antrag und war bereit, ihn anzunehmen."

Ein Ruf des Entzückens drang aus meiner überwallenden Brust.

„Melanie," rief ich, „Sie weisen meine Liebe nicht zurück? Sie wollen des alten Mannes Gattin werden? O Melanie, Melanie, wissen Sie, was es heißt, des alten Mannes, der da liebt mit aller Gluth, aller Leidenschaft der ersten Jugend?"

„Ich fürchtete das Resultat dieser Leidenschaft; mein Herz kämpfte schweren Kampf, — nun ist alles überwunden. Ja, Waldenau, ich nehme es auf, der Welt Gerede, nehme alles auf, was das Schicksal mir bestimmt. Zu meinen Füßen lag mein Vater und flehte mich an, Ihre Werbung nicht zurückzuweisen; an der Mutter Bitte erinnerte er mich, an mein Versprechen. Und ich? Ich ließ Ehre und Würde, jene Heiligthümer, die ich mir bewahrt, unumschränkt zu Gericht sitzen, und Ja sprachen beide. Nicht Liebe kann ich Ihnen bringen, aber hohe Achtung; nicht Leidenschaft kann ich Ihnen versprechen, aber Freundschaft. Eine schöne Mission harrt meiner, eines Einsamen Pfad zu erhellen, zu schmücken, und Ihr Pfad war einsam, trotz Ihres Reichthums freudeleer; eine theilnehmende Gefährtin will ich Ihnen sein, Waldenau, eine treue Gattin."

Ich vermag nicht mehr, zu schreiben, die Erinnerung überwältigt mich, Thränen der Seligkeit netzen das Papier, — sie ist mein, mein Melanie! — —

Ich bin mit meinem Sohne gespannt; Herberts Zeilen, die ich von ihm infolge meiner Verlobungsmittheilung empfing, sind abscheulich. Der Habsucht zeiht er sie — der Habsucht, und doch weiß er, daß ich meine Geschenke nur auf die einfachsten Gegenstände beschränken darf, weiß, daß eine Bedingung ihrer Ein-

willigung war, ihrem Vater nichts als eine Rente, keinen Heller Kapital zu sichern, und ihr selber für den Fall meines früheren Ablebens ein Jahreseinkommen, das ihr nicht mehr als eine bescheidene Existenz gewährt. Habgierig Melanie! Ich fühle nur die Steine, mit denen man ihre Reinheit zu bewerfen trachtet; die auf mich gerichteten Pfeile verfehlen ihr Ziel. Unter der lächelnden Maske der theilnehmenden Glückwünsche sehe ich ein hämisches Achselzucken hervorblicken; nur zu, nur zu, — in fünf Wochen ist Melanie von der Hellen meine Gattin.

Ich erhalte einen anonymen Brief. Man bietet mir den Kauf eines Romanmanuskripts an, dessen Veröffentlichung mich peinlich berühren dürfte. Elende Krämer, die ihr des Menschen Höchstes, den Geist, zum Gegenstand gemeinster Spekulation erniedrigt! Ich würdigte den Skribler keiner Antwort. Darauf erhalte ich einen Auszug des Werkes. Ein Alter heirathet eine Junge, die ihn in eines andern Armen betrügt. So elend die Erfindung, so elend die Sprache. Ich werfe lächelnd die schmutzigen Blätter zur Seite, — guter Autor, deine Hoffnung hat betrogen.

Soeben sind wir auf Wolfshagen getraut, — eine kurze, einfache Ceremonie. Nur die unerläßlichen Zeugen wohnten ihr bei. Melanie, im schlichten, weißen Kleide, im Haar den duftenden Myrthenkranz, sah bleich aus wie eine Todte, — und doch so schön, so schön.

Der Reisewagen hält vor der Thür. Ich mache mit Melanie einen Ausflug in die Schweiz. In vier Wochen denke ich zurück zu sein. Bis dahin hoffe ich, die Rosen ihrer Wangen neu erblüht zu sehen. Wenn sie bereute, wenn sie noch seiner gedächte, — seit jenem Tage habe ich nichts von Vater noch Sohn gehört. Sie nannte seinen Namen nicht wieder, und ich — bin glücklich. Sie kommt, sie lächelt, — ja, ich bin's!

Haineck, September 187*.

Seit wenigen Tagen sind wir zurück, herrliches Wetter verschönte unsere Reise, Sonnenschein begrüßte uns, da wir durch das blumengeschmückte Thor unseres Hauses einzogen, wider meinen Willen von den Arbeitern und Beamten der Fabrik und des Guts feierlich begrüßt. Im Geschäft ist alles unverändert, das Glück ist mir treu geblieben, die Maschine wird als ein Wunder angestaunt, hohe Summen sind mir für die Erlaubniß der Vervielfältigung des Systems geboten; ich bewahre das Geheimniß für Oswald Frankenthal. Ich hoffe, bald, bald soweit zu sein, durch Melanies Einfluß ihn geneigt zu machen, mir seine Zukunft zu verdanken.

Noch kann, noch vermag ich's nicht. Kurz ist des Rausches Traum, und das Erwachen Elend, Reue! —

Ich habe dem Vater die Worte verziehen, — ich kann sie nicht vergessen. Warum hallen sie in meinem Innern wieder und wieder, wenn ich Melanie als Mittelpunkt der Gesellschaft sehe, von Männern gehuldigt, die nicht den bloßen Vorzug der Jugend vor mir haben, denen auch Geist und edle Sitte nicht abzusprechen. Wie sich dann mein Herz zusammenkrampft, wie ich jedes ihr gespendete Kompliment, jeden allzuscharfen Blick als feindlichen Pfeil in der Brust fühle, — nur für mich allein möchte ich das Kleinod hegen, das mir das Glück verlieh, wie der Geizhals seinen Schatz.

Ob Melanie meiner Seele Zustand ahnt? Ihr Benehmen ist bewundernswerth. Ich weiß, sie liebt leidenschaftlich den Walzer, und doch vermag ich, der natürlich längst dem Tanz entsagt, sie nicht zu bereden, einer Aufforderung Folge zu leisten. Nichts weniger als der Liebe Empfindung, aber wahre Freundschaft, ein fast kindliches Vertrauen ist ihr Verhältniß zu mir, und ich bemühe mich, den Ton des väterlichen Freundes zu studiren; ich weiß, er ist ihr der liebste; ich bemühe mich, die Gluthen zu ersticken, die noch immer das Herz durchlohen, — willst du denn nimmer alt werden, du stürmisch pochendes?

„Ihr Herr Vater hat sich trefflich konservirt," hörte ich — zu Montreux war es — eine fremde Dame im Lauf der Unterhaltung zu Melanie sagen.

Glühende Röthe überflog der Theuren Antlitz, ihr Blick flog ängstlich fragend zu mir, — ich that, als ob ich nichts vernommen. Was sie antwortete, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß sie mir an jenem Abend zuerst die Stirn zum Kusse bot, so warm, so innig, wie nie, — ein gütiges Geschick segne sie.

Nichts erschien mir lächerlicher, nichts verächtlicher, als Eifersucht eines alten Mannes, — nun muß ich diese Qual selber tragen mit ihrer Pein der Verdammten; um so schwerer, so härter, da ich sie berge und verschließe im innersten Raum der Seele. — Ich habe der Natur getrotzt, noch gebe ich den Kampf nicht verloren, und keiner Blöße, keiner Schwäche soll meine furchtbare Gegnerin mich zeihen. Ich führe Melanie in Gesellschaften, in distinguirte Cirkel, junge, elegante Kavaliere umdrängen sie, Offiziere in goldstrotzenden Uniformen — mehr als einer könnte dem Bildhauer als Apoll Modell stehen. Ich beobachte sie verstohlen, sie verleugnet nicht einen Moment das ernst=freundliche Wesen, das ihr eigen, die milde Heiterkeit, Licht und Wärme spendend, wie die junge Frühlingssonne. Ob diese Ruhe ihres Innern wahrster Ausdruck? — Wer mir doch Bürgschaft gäbe, wer mich nur der Furcht entledigte, daß die Natur eines Tages an ihr rächen werde, was ich wider sie verbrach? —

Eine Welt möchte ich verschenken in meines Herzens Jubel. Was kümmert mich, ob Herbert, der kalte, gefühllose Egoist, mir zürnt, ob die Welt meiner spottet, ob selbst Jakob, der alte, bisher so treu ergebene, mir saure Mienen zeigt und fast widerwillig seinen Dienst verrichtet? So glücklich bin ich, daß ich in meines Herzens Freude befohlen habe, den gefürchteten schwarzen Wolf unbehelligt zu lassen, der erschöpft, gebrochen von seinen Streifzügen heimgekehrt und bei seiner Mutter Zuflucht gesucht.

So ruhig bin ich, so leicht, so wohl, der Hölle fürchterlichster Dämon, der seine Krallen in das zuckende Menschenherz schlägt, er wich von mir: der Zweifel. —

Das Kasino zu Rothenstein feierte gestern einen Festabend, ich durfte mit meiner Gattin nicht fehlen. Melanie, einfach wie immer, in meergrüne Seide gekleidet, eine weiße Kamelie im reichen, dunkelblonden Haar, sah entzückend aus, — eine Bewegung ging durch den Saal, da wir eintraten.

Die Herrenwelt drängte sich hinzu, der Tanz sollte beginnen. In der Voraussetzung, daß meine Gattin an dem Balle theilnehme, hatte man mich als vierten der Ehrengäste zum Whisttisch bestimmt. Meine Partner waren dem höchsten Adel angehörend, ein Prinz des königlichen Hauses unter ihnen. Ich konnte nicht abschlagen. Ein strauß'scher Walzer ertönte von der Gallerie, — ich sah Melanies Wangen sich färben, ich bestand darauf, sie tanzen zu sehen, — der Sohn meines Partners im Spiel, Prinz Heinrich, ein stattlicher Husarenoffizier, führte sie zum Reigen. In vertraulichem Gespräch nahm sein Vater meinen Arm, sich in das Spielzimmer zu begeben.

Auf dem Wege dorthin bemerkte ich einen jungen Mann, dessen Züge mir bekannt vorkamen. Er hörte einem älteren Herrn, der eifrig etwas auseinander zu setzen schien, zu, aber seine Miene trug den Ausdruck der Zerstreutheit, und seine Blicke schweiften unablässig in den Hauptsaal. Näherkommend erkannte ich das Antlitz, es schien mir sorgenvoll, abgespannt. Mein Herz krampfte sich zusammen. Es war Oswald Frankenthal.

Mühsam meine Erregung verbergend, setzte ich mich an den Spieltisch. Während des ersten, ziemlich lange dauernden Robbers gelang es mir; den zweiten zu beginnen, war mir unmöglich. Ich schützte heftiges Kopfweh vor, — der zufällig durch das Zimmer kommende Polizeipräsident von Thal nahm meinen Platz am Whisttisch ein, — der Prinz, der ungern verlor, war sichtlich froh, einen minder zerstreuten Aiden gefunden zu haben.

Der Schmerz, dessen ich mich als Vorwand bedient, trat, eine Folge der Aufregung, ein. Ich blickte in den Spiegel des eben völlig leeren Konversationszimmers, das ich durchschritt, — so alt, so abgespannt erschien ich mir, — in diesem Zustand mochte ich mich nicht im Saale zeigen.

Ein frischer Lufthauch berührte kühlend meine Stirn, — er that mir wohl.

Hinter einem Bosquet war das Fenster geöffnet, die Wärme der Zimmer zu mindern, doch schützten die zugezogenen schweren Vorhänge vor Zugwind. Ich schlug die Draperie zurück, sie bedeckte einen kleinen Balkon, und sie hinter mir zusammenfallen lassend, trat ich auf einen Augenblick ins Freie. Es war ein kühler Abend, die sanfte Kühle that mir wohl, ich fühlte mich ruhiger, der physische Schmerz ließ nach. Meine Hand hob sich, die Vorhänge zurückzuschlagen, da zog sie sich plötzlich zurück, — ich vernahm die Stimme meiner Gattin, sie nannte den Namen Frankenthal.

Alle meine Sinne gingen in einem auf, jeder Nerv in mir lauschte, jede Muskel war gespannt bis zum Springen. Ich lugte durch eine Ritze der Vorhänge. Melanie und Oswald standen vor dem Bosquet im menschenleeren Zimmer. Ich konnte deutlich das Gespräch vernehmen. Es war nicht lang, jedes Wort habe ich in meines Herzens Tafeln gegraben.

Zum erstenmal, seit Melanie mir das Jawort gab, standen sie sich gegenüber. Meine Gattin, mich im Spielzimmer glaubend, hatte mich aufsuchen wollen, Oswald war ihr gefolgt. Mit dem Ton unvergeßner Liebe sprach er, und doch streng in den Schranken des Anstands, — herzlich war Melanies Entgegnung, Theilnahme klang aus jedem ihrer Laute, Innigkeit, keine Spur von Leidenschaft. Oswald fragte, ob sie glücklich sei. Sie vermied, direkt zu bejahen, aber sie erzählte so schlicht, so einfach von den Gaben, mit denen ich sie überhäufe, von der Achtung, die sie für mich empfinde, von dem Segen, den sie, dank der unumschränkten Mittel, die ich ihr zur Verfügung gestellt, um sich zu verbreiten im stande, daß meine Augen sich näßten. Auch Frankenthal schien bewegt, nur war's, als ob er fürchte, durch jede Andeutung der Leidenschaft eine Entweihung an diesem Herzen zu begehen, — sein Ton ward ruhiger, wenn auch ein Ausdruck tiefen Seelenschmerzes hindurchklang. Indem er Melanie die Hand reichte, schien er Abschied von seiner Liebe zu nehmen.

„Leben Sie wohl, Oswald Frankenthal, streben Sie weiter, ein Mann zu werden, dessen Namen man mit Ehren nennt, streben Sie um meinetwillen, Ihrer Freundin halber, — zum Ziel, das einstens Ihre Ideale sich gebildet."

Mir war's, als zittere ihre Stimme ein wenig, — es mochte die letzte Regung sein des Gedankens an eigene Träume, eigene einstige Ideale.

Noch immer ruhte ihre Hand in der seinen. Er hob sie empor, wie zum Schwur. „Ich will's!" sagte er. Dann ließ er sie frei, und sich hastig von Melanie wendend, stürmte er davon. Mit einem Seufzer blickte sie ihm nach; dann trocknete sie ihr Auge und richtete ihre schlanke Gestalt empor. „Mein guter Waldenau," sagte sie halblaut, „es war eine Prüfung. Eine Elende wäre ich, hätte ich sie minder deiner würdig bestanden."

Sie verließ das Zimmer, und ich schlüpfte hinter meinem Versteck hervor, — Thränen des Glücks benetzten mein Antlitz. Ich wollte Oswald Frankenthal aufsuchen, ihm sagen, ich wußte selber nicht was, ich durfte ja mit keiner Andeutung verrathen, was ich gehört, empfunden. Zum Glück war er nicht zu finden; er mußte das Haus verlassen haben.

Die Rede kam auf eine arme Familie, die einst bessere Tage gesehen und ohne Schuld in Noth gerathen war. Ein Bogen zur Zeichnung milder Gaben ward ausgelegt. Ich zeichnete für mich hundert Thaler, zweitausend im Namen meiner Gattin. Man soll sie segnen, sie lieben, wie ich sie liebe, sie segne. — Melanie! — — —

Nun, du täppischer Alter mit der Jugend Prätensionen, — ist dein Stolz, deine Eitelkeit genug gedemüthigt, krümmst du dich im Staube, ein elender Wurm unter dem Fußtritt dämonischer Gerechtigkeit? Geh hin, alter Mann, dir die Krücke auszusuchen, die deinem Alter ziemt; geh hin, dir den Sarg zu bestellen, aber denke nicht daran, junge Weiber zu freien, zu lieben mit einem Herzen so warm, so voll — —

Elend, elend, Schande, Verrath, — du biederer Pasquillant, verzeih, verzeih, wenn ich dir unrecht gethan. Als Prophet mußte ich dich verehren, und doch, — nein — du schriebst ja nur nach menschlicher Einsicht, naturgemäß, und erfährt es die Welt, zuckt sie lächelnd mit den Achseln und sagt: es mußte so kommen. — —

Und, wenn es gekommen wäre, wenn des Weibes leidenschaftlich schwache Natur unterlegen wäre der Versuchung, bohrt sie den Pfeil, den tödtlichen, mir ins Herz, — warum ihn vorher in Gift tauchen?

Schändliche Heuchelei, unerhörter Frevel! Eine Komödie, so teuflisch-listig, daß die Hölle stolz sein könnte, sie erfunden zu haben, — aber bei ihren Qualen, — wie sie begann, soll sie enden. Bergab, bergab mit dir, Alter, von Stufe zu Stufe, von Leidenschaft zu Leidenschaft; in den Koth die Jahre der Ehre, in den Koth deine Grundsätze; — nach Rache lechzt meine Seele, wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser.

Es ist kein Zweifel mehr, sie haben mich an jenem Festabend bemerkt, da ich, auf den Balkon tretend, die erhitzte Stirn zu kühlen suchte, die Unterredung vor dem Bosquet, das mich verbarg, war abgekartetes Spiel, und ich ging in die Falle, ich — Nein, keine Thränen, Ehrenfried, beschwöre der letzten Stunde Erinnerung und dann — zum Gericht! —

Von meines Schlafzimmers Fenster aus sah ich Melanie durch den Garten schreiten, so hold, so duftig; sie winkte mir zu, dann verschwand sie hinter den Bäumen. Es war ein täglicher Spaziergang, den sie zu machen pflegte, ehe wir zum Frühstück zusammentrafen; ich ordnete unterdessen meine geschäftlichen Korrespondenzen. Zufällig war heute nichts von Belang zu erledigen; ich warf die Schreiberei zur Seite und eilte hinaus, um Melanie einzuholen. Sie mußte einen andern Weg eingeschlagen haben, als sonst ihre Gewohnheit war, vielleicht hatte sie sich über den Feldsteg ins Dorf begeben.

Es war ein schwüler Tag, bleischwere Regenwolken hingen am Horizont, die Atmosphäre lagerte drückend auf Körper und Geist. Ich mochte nicht weiter gehen, unter einer vieläftigen Buche ließ ich mich nieder; — so still war es ringsum, so einsam, kaum daß ein Vogel zirpte, — es war das Lieblingsplätzchen meiner Gattin.

Am Boden, vom Wind halb unter den Sitz geweht, lag ein zusammengefaltetes Blatt, frischen und weißen Ansehens. Ich hob es auf in halber Zerstreutheit, — es mochte vielleicht verloren und dem Eigenthümer von Bedeutung sein; gleichgiltig suchte ich aus der Ueberschrift denselben zu entziffern, — sie fehlte; zum Ende flog mein Auge, — meine Brust krampfte sich zusammen, ich las den Namen Frankenthal.

Mit wem meines Hauses konnte Frankenthal korrespondiren?

Ich zwang mich zur Ruhe, ich weiß, daß ich sogar lächelte in eitlem Selbstbetrug; einen Augenblick war's mir, als müßte ich die Zeilen, deren Schriftzüge mir verschwommen, wie in heftiger Erregung geschrieben, vorkamen, ungelesen vernichten, als erkaufe ich mit diesem Opfer das Glück meiner Zukunft. Ich hörte nicht meines Engels Warnungsstimme, — es war das letztemal, daß sie mir tönte, — ich las, er schüttelte die Schwingen, er floh. —

„Ich bin nun ruhig; es ist keine Sünde, kein Verbrechen. Und doch, der Gedanke, heimlich, wie ein Dieb der Nacht, in sein Eigenthum zu dringen, ist peinigend; wie anders wäre alles ohne diese unselige Ehe, ohne W's allzuspäte Leidenschaft, sie zieht andere mit sich in des Irrthums Kreis. Ja, ich komme, — sorgen Sie, daß jenes mir bezeichnete Pförtchen, das durch die Tannenallee auf dem nächsten Weg zum Ziel führt, geöffnet bleibt. Um elf Uhr bin ich am Eingang. Dort, Sie versprechen es, harren Sie meiner. Sie sollen es nicht vergebens, wie an jenem der Gelegenheit so günstigen Festabend zu Rothenstein. Ich komme bestimmt. Jedes Bedenken ist überwunden. Frankenthal."

„Jedes Bedenken ist überwunden." Ich weiß, daß ich ganz laut diese Worte zweimal wiederholte und dann mich erschreckt umblickte, ob mich auch jemand vernommen, jemand mich gesehen. Aber alles war still, — so still, wie in mir selber, so dumpf, so todt. — — Ich blickte empor zum Himmel, — tiefer und tiefer schienen sich die Wolken zu senken — ein bleierner, ungeheurer Sargdeckel. Ich legte den Brief genau so zusammen, wie ich ihn gefunden, und an dieselbe Stelle, von der meine Hand ihn emporgerafft. Dann schlich ich langsam davon, durch Gebüsch und Hecken einer von jener Stätte weit entfernten Allee zu, die zum Herrenhause führte, jeden Argwohn zu täuschen. — Ich war so ruhig, so ruhig, daß ich über mich selber erstaunte, ja, mich vor mir selber fürchtete. Ich sprach mit Bernhardt über Geschäfte, mit dem Gärtner über den Bau neuer Treibhäuser.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verirrungen modernster Naturwissenschaft, eine Wiedergeburt der Monadenlehre Giordano Bruno's.

Von **H. W. Fabian.**

(Schluß.)

Die Sinnesempfindung, hier das Sehen, weiß ursprünglich nichts von dem successiven Zustandekommen ihres Phänomens; sie kennt kein successiv fortschreitendes, sondern nur ein **vollständiges Bild**, keinen Prozeß, sondern nur das Resultat, und dieses Resultat ist der Anfang des Bewußten. Es ergibt sich aus dieser rein geometrischen Betrachtung mit Nothwendigkeit die empirische Scheidung der Begriffe „Mechanik" und „Empfindung" resp. „Bewußtsein", und zugleich als das zeitlich Erste: die Mechanik.

Zwar ist es sicher, daß für die Entwicklung des Intellekts und der Vorstellungen in Uebereinstimmung mit der geometrischen Theorie, die Sinnesempfindung das erste ist und die Mechanik als Wissenschaft die Rekonstruktion und daher das spätere der sinnlichen Wahrnehmungen; allein der Begriff der Rekonstruktion an sich spricht es schon aus, daß die Vorstellungen zurückgeführt werden müssen auf ein vorläufig unbekanntes Etwas, d. i. die Mechanik als Abstraktion auf Mechanik an sich. Immer also ist die Mechanik als solche früher da als die Mechanik als Wissenschaft.

Vollständig widersinnig ist es aber, die Mechanik an sich als mit Empfindungsphänomenen begleitet zu betrachten; wäre dieses der Fall, so müßte, wie geometrisch nachgewiesen, die Sinnesempfindung nicht sein ein fertiges und vollständiges Bild der Anschauungsobjekte, sondern umgekehrt, ein erst in der Entstehung begriffenes, mit schnell fortschreitender Darstellung aller Vorstadien eines solchen.

Wir können so mit vollster Sicherheit den Anfang des Bewußten konstatiren und genau die Grenze von Mechanik und Empfindung bestimmen; diese Grenze ist die Sinnesempfindung selbst, das Sehen, das Hören u. s. w.

Schon früher hat der Verfasser dieser Abhandlung diese Grenze genau fixirt*) und die Rekonstruktion des Bildes a—b auf den Stab a—b, als im Sinne der Mechanik sich vollziehend, gegenüber insbesondere zöllner'schen Ausführungen, welcher dieselbe betrachtet als besondere Schlußart, „unbewußte", wie er sie nennt, vertheidigt.

Es muß noch bemerkt werden, daß der erbrachte geometrische Beweis ein unwiderlegbarer ist und daß der Begriff eines unbewußten Schlusses an sich schon ein Widersinn ist; denn derselbe drückt mit anderen Worten aus: ein unbewußtes Bewußtsein. Nur in dem dargelegten Sinne hat der exakte Darwinismus eine reale Bedeutung; er lehrt, in welcher Weise und Reihenfolge die Mechanik an sich die Mechanik als Wissenschaft erzeugte, d. h. wie zunächst aus der anorganischen Welt durch Wechselwirkung das Sinnesorgan und wie hierauf die Sinnesempfindung und endlich die Welt als Vorstellung zur Entwicklung gelangte. Nicht das Wie, sondern nur die Nothwendigkeit einer solchen kann hier zur Behandlung kommen.

Die Nichtigkeit einer solchen Nothwendigkeit wäre gleichbedeutend mit dem Umsturze unserer ganzen empirischen Anschauungswelt. Die Empirie ist aber die Grundlage einer jeden Erkenntniß. Wohl besteht das Kausalitätsgesetz an sich, d. h. die Prozesse der Natur, unabhängig von unserer Vorstellung, erfolgen mit Nothwendigkeit nach dem Verhältniß von Ursache und Wirkung; allein die Vorstellung dieses Gesetzes ist erst die Folge seines induktiven Einflusses auf das sinnliche Organ; mit Wegfall der Induktion als Voraussetzung fiele zugleich die empirische Realität der deduktiven Erkenntniß.

Die empirischen Voraussetzungen der Sinnesempfindung, die da ist der erste Grundstein im Gebiete des Bewußten, sind äußere mechanische Einwirkungen auf das Sinnesorgan; das letztere aber ist es, welches nicht jedem Dinge (auf Grundlage der Empirie) beigelegt werden kann; seine empirischen Realitätsbedingungen sind gebunden an bestimmte Stoffverbindungen und bestimmte Temperaturverhältnisse, die schlechterdings nicht überall konstant sind und vorhanden. Wohl können wir im Sinne der kosmischen und organischen Entwicklungsgeschichte die Entstehung von Plastidulkörpern und endlich des ausgebildeteren Sinnesorganes begreifen und erklären, nicht aber die begriffliche Konstanz desjenigen, welches wir Leben nennen.

Im Sinne einer solchen universalen Entwicklungsgeschichte ist die Entstehung des Organischen aus dem Anorganischen ein nothwendiges Postulat des theoretischen Naturerkennens, denn die Verknüpfung des Anorganischen mit dem Attribute des Lebendigen, nach Art der bruno'schen Philosophie, würde den empirischen Begriff der Entwicklung selbst auf den Kopf stellen.

Das zugrunde liegende Gleichartige, welches nach der Antizipirung der mechanischen Theorie der Wärme beiden, der Mechanik und dem Bewußten, beigelegt werden muß, ist demnach das reine Bewegungsphänomen, mechanischer Zustand als solcher. Wenn Dühring u. a. diese Gleichartigkeit des Substanziellen nicht begreifen will, dann scheint es, als wenn sie nicht von der Bedeutung und Evidenz des mechanischen Aequivalents in richtiger Weise erfüllt sind. Dieses Aequivalent, welches in der Wechselwirkung zwischen Arbeit und Wärme bereits zahlenmäßig festgestellt ist, das aber in gleicher Weise auf die Phänomene der Elektrizität und des Magnetismus, des Lichtes und des Schalles, wie auf diejenigen der organischen und animalischen Lebenswelt ausgedehnt werden muß, bringt die Gleichartigkeit im Wesenheitsbegriffe unleugbar zum Nachweise. Diese Wesensgleichartigkeit ist aber nicht das Lebendige, sondern das rein Mechanische im Sinne der engeren Physik; es ergibt sich dieses auch schon aus rein logischer Erwägung, nach welcher das Einfachere stets zeitlich dem Komplizirteren voranzustellen ist. Kurz und bestimmt noch einmal das Verhältniß der bruno'schen Einheitsphilosophie zu derjenigen des mechanischen Systems gezeichnet, stimmen beide überein in der Gleichstellung der Wesenheitsbegriffe „Mechanik" und „Leben"; sie unterscheiden sich dagegen darin, daß das mechanistische System die Mechanik als das Ursprüngliche, die bruno'sche Lehre aber



Die dobschauer Eishöhle. (Seite 359.)

*) Vgl. Die mech.-monist. Weltanschauung. Scholtze, Leipzig 1877.

das Lebendige als solches setzt. Wie gezeigt, hat das mechanistische System für sich die ganze empirische Anschauungswelt, die gesammte exakte Wissenschaft, den exakten Darwinismus und die kosmische Geschichte der Weltensysteme; gegen sich hat es nur einige teleologisch-mystische Schwärmerei.

Der Anthropomorphismus, auch in der bruno-häckel'schen Gestalt hat für sich die leicht erregbare Phantasie und poetisirende Schwärmerei, gegen sich indessen alles das, was der Mechanismus für sich ins Feld führen dürfte. Hier Erkenntniß und Wahrheit, dort Mystik und Träumerei; hier ein Werden und Entwickeln nach Mechanik und Gesetz, dort Konstanz und freie Wahl nach innerem Ermessen; hier Mechanik an sich und Werden der Teleologie, Ethik und Aesthetik, dort Teleologie an sich und Verneinung der Mechanik; hier weder böse noch gut, weder schön noch häßlich an sich, dort aprioristisch gut und auch schön; hier ein bloßes Sein an sich, weder ein optimistisch noch ein pessimistisch bestimmtes, dort ein aprioristisch optimistisches Sein, ein ethisch-ästhetisches an sich.

Wohl wissen die Herren Caspari und Häckel, daß sie nicht der Mechanik zu entbehren vermögen; daher die Phraseologie Caspari's von der wahren Freiheit unter dem Mantel eines sie zart umfassenden Gesetzes, daher die Zerstörung des eigensten Fundamentes, das Aufgeben des Monismus und die Wiederbelebung der dualistischen Denkart; denn dualistisch ist es gedacht, neben der Nothwendigkeit an sich noch eine Freiheit an sich anzuerkennen.

Eines schließt mit Nothwendigkeit das andere aus; es sei denn, daß wir den Widersinn zum Ausgangspunkt aller Betrachtung nehmen wollten? Jeder absolute Widersinn ist aber an sich ein Widerspruch. Einen solchen zugegeben, hörte die Mechanik auf, Mechanik zu sein; Gesetz würde Phrase; Willkür Gesetz; Verstand und Logik Irrsinn. — Sollte Häckel es nicht wissen, daß er sich mit dem Begriffe der Atomseele im Sinne der bruno'schen Philosophie in Widerspruch stellt mit seinem ganzen früheren Forschen? — Fast hat es den Anschein.



1) **Stutzer aus dem 15. Jahrhundert.** (S. 359.)

Seine natürliche Schöpfungsgeschichte, die Häckel populär machte, bewegt sich lediglich innerhalb der Grenzen einer universalen kosmischen Entwicklungsgeschichte (vgl. S. 289, 4. Aufl.), seine Deszendenztheorie schließt sich an der kosmologischen Gastheorie. Wörtlich schreibt Häckel Seite 654 dortselbst: „Der Wille ist bei den höheren Thieren ebenso entschieden stark, wie bei charaktervollen Menschen entwickelt. Hier wie dort ist er eigentlich niemals frei, sondern stets durch eine Kette von ursächlichen Vorstellungen bedingt." Man sieht, wie Häckel hier völlig noch in mechanistischem Sinne denkt, erst mit der Aufnehmung der brunoschen Philosophie arbeitet Häckel gegen Häckel, indem bei der Auffassung der ganzen Welt nach der Vorstellung des lebenden Ichs, von einer Entwicklungsgeschichte der Organismen schlechterdings nicht mehr die Rede sein kann.



2) **Kopftrachten aus dem 15. Jahrhundert.** (Seite 359.)

Die häckel'sche Atomseele, das caspari'sche biologische Atom schließen auch ein die preyer'sche Hypothese von der Anfangslosigkeit der organischen Welt. Die hahn'sche Auffassung der Geologie als Organismen-Versteinerungslehre zeigt, wohin solche prinzipielle Verirrungen führen; es stellt sich das Paradoxon heraus, daß ursprüngliche Darwinisten sich in Harmonie bewegen mit den Ptolemäern unserer Zeit, die da von vornherein den Darwinismus und die kosmische Geschichte des Sonnensystems bekämpfen und verneinen. Diese letzteren Männer des wissenschaftlichen Konservativismus, so einseitig und verrannt ihr Beginnen, sie bleiben sich wenigstens konsequent; während hingegen die Aufnahme der Monadologie von Seiten der ursprünglich darwinistischen Naturphilosophen zu nichts weiterem führt, als zur völligen Verwirrung in philosophischen Dingen, zur vollendeten Mystik und zum Spiritismus.

Realen Beweis hierfür liefert Prof. Zöllner in Leipzig mit seiner ganzen mediumistischen Sippe im vierdimensionalen Raum. Fragen wir nach dem Grunde dieser Verwirrung in philosophischen Dingen, so kann derselbe nur erkannt werden in der Vernachlässigung wahrhaft logischer und philosophischer Forschung gegenüber der induktiven Methode der Naturforschung, wie sie in den letzten Jahrzehnten zu beobachten war.

Zwar hält der Stamm der induktiven Schule noch an dieser fest, und es sind bisher hauptsächlich nur die Genannten, welche der Spekulation zum Opfer fielen; allein das steht fest, daß die einfache Naturbetrachtung im engern Sinne dem Kausalbedürfniß des Menschen nicht genügt, und daß demzufolge früher oder später immer wieder eine höhere Art der Forschung, die philosophische, in den Vordergrund treten muß. Naturforscher aber, ohne sorgfältiges Studium unserer großen Philosophen, bei denen plötzlich allgemeinere, wie die mehr spezifisch fachmäßigen Bedürfnisse zutage treten, werden daher leicht ein Opfer dieser Bedürfnisse, indem sie nun in der neuen, jedoch nur oberflächlich gewonnenen, Einsicht ihr früheres eigenstes Fundament in blindem Eifer zugrunde richten.

Kommen wir noch zur Würdigung der bruno'schen Monadenlehre im philosophisch-kritischen Sinne, so ist es klar, daß diese Lehre keinen Begriff hat von wahrhaft kritisch tiefer Auffassung. In ursprünglicher Naivetät ist ihr die ganze Welt monistisch, begriffliche Unterschiede kennt sie nicht. Der berühmte Ausgangspunkt Descartes', der das Ding an sich und die Erscheinung zur begrifflichen Trennung bringt, ist ihr unbekannt; Bruno fand eben ohne weitere kritische Bedenken überall dieselbe gleiche Einheit (monas), nach der er auch das Ich konzipirte.

Die Unkenntniß des von Descartes begründeten kritischen Ausgangspunktes der Philosophie von Seiten Bruno's ist natürlich, denn die Lebzeit des Descartes (1596—1650) fällt kaum noch in die Bruno's, der 1548 geboren ist. Ganz anders stellt sich indessen dieses Verhältniß schon bei Leibnitz (1646—1716), und das, was Bruno nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, die Nichtbeachtung des philosophischen Kritizismus, muß desto mehr ein Vorwurf sein gegen Leibnitz und noch mehr gegen die derzeitigen Wiederbeleber der bruno'schen Philosophie, nachdem ein Kant und ein Schopenhauer den von Descartes begründeten Kritizismus weiter mit großer Schärfe zum Ausbau brachten.

Bruno war Charakterphilosoph, und im Gegensatz zur asketisch-mittelalterlichen Selbstbetrachtung muß immerhin seine dichterisch-anthropomorphistische Einheitsphilosophie als ein Fortschritt betrachtet werden. In philosophischer Beziehung war sie die Wiedergeburt der antiken Vorstellungsart.

Im großen und ganzen machen sich in der neuen Geschichte der Philosophie zwei Hauptrichtungen geltend, die eine ist die

monistische, die bald mehr eine anthropomorphistische im Sinne Bruno's, bald aber eine mehr materialistische oder idealistische ist; sie lehrt die Nothwendigkeit und das Bedürfniß einer Einheitsphilosophie. Die andere ist die des philosophischen Kritizismus, der da im Sinne eines Kant „den Dualismus von Welt als Erscheinung" und „Welt als Ding an sich" begründet. Beide haben etwas Richtiges an sich und beide etwas Falsches; für die Weltanschauung der Zukunft gilt es, den kritischen Dualismus auf eine höhere Einheitskategorie zurückzuführen, um so den ursprünglichsten und sensualen Monismus zum wissenschaftlich philosophischen zu gestalten.

Diesen hier als nothwendig nachgewiesenen kritisch-mechanistischen Monismus gedenkt der Verfasser dieser Abhandlung noch in einem speziellen Aufsatze weiter zu behandeln, sowie desgleichen das Verhältniß desselben zum sensualen Monismus und philosophischen Kritizismus.

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. **Eduard Reich.**

IV. Hautpflege.

Eine der fruchtbarsten Quellen der meisten und schwersten Krankheiten ist mangelhafte und vernachlässigte Pflege der Haut. Bäder und Waschungen, geeignete Kleidungsstücke, gutes Bett und gesundheitsgemäße Schlafräume, diese Momente sind ebenso gewichtig und bedeutungsvoll, wie die Wahl der Nahrung; ja, man kann aussprechen, daß gute Hautpflege manche Fehler im diätetischen Regiment auszugleichen vermöge.

Jede Waschung, jedes Bad, jede Begießung, Bespritzung der Haut, besonders mit kühlem oder kaltem Wasser erregt die Nerven, befördert den Umsatz der Gebilde, die Athmung, den Blutumlauf, vermehrt die Ausscheidung und erhöht die organische Wärme; jede dieser Arten von Hautpflege begünstigt auf dem Wege des Nervenreflexes die Muskelbewegung des Nahrungskanals, die Absonderung in den Drüsen des letzteren, und somit die Verdauung. Daher kommt es, daß alle Menschen, die regelmäßig kalter Waschungen und Bäder sich bedienen, besser verdauen, als solche, die, unter gleichen Umständen lebend, der Hautpflege entbehren, — und nicht allein besser verdauen, sondern wärmeren Leibes, thatkräftigerer Seele und mehr heiteren Gemüthes sind.

In allen Gegenden des Binnenlandes, woselbst man die Hautpflege vernachlässigt, haben die Menschen etwas Kränkliches und Verdrossenes, und zeichnen durch mehr oder minder unangenehmen Geruch sich aus, der durch Unterlassen der nöthigen Ventilation gesteigert wird.

Meistens fürchten diejenigen Leute, welche vor dem frischen Wasser Angst haben, auch die frische Luft. Diese ist ein wesentliches Unterstützungsmittel der durch das Wasser bewerkstelligten Hautpflege und vervollständigt die letztere in aller und jeder Beziehung; denn der Einfluß frischer und reiner Luft begünstigt die Ausscheidungen, die Athmung, den Blutumlauf, die Vorgänge der Bluterneuerung, die Verdauung 2c.

Häufiger Gebrauch kühler und kalter Bäder empfiehlt sich von Jugend auf. Man härte die Kinder vom Tage ihrer Geburt an in vernünftiger Weise ab; aber, man unterlasse es, dieselben in Eiswasser zu tauchen, sondern man mache ihnen eine Temperatur des Waschwassers bis zu fünf Grad und des Badewassers bis zu zehn, mindestens acht Grad Wärme herunter zur Gewohnheit. Alles, was diese Grenzen überschreitet, ist Exzeß und hat leicht mehr oder minder bedenkliche Affektionen zur Folge.

Je niedriger die Temperatur des Wassers, desto stärker werden die kleinen Blutgefäße der Haut zusammengezogen, desto mehr wird die Arbeit des Herzens erhöht und der Andrang des Blutes nach dem Gehirn und anderen inneren Organen gesteigert. Hieran gewöhnen sich kräftig beanlagte Menschen bald und leicht. Bei schwächlichen Individuen jedoch darf jene oben bezeichnete Grenze nicht überschritten werden, und darum ist es geboten, bei jedem Versuche der Abhärtung genau die leiblichen Kräfte und Anlagen des betreffenden Menschen zu beachten.

Man bade neugeborene Kinder in Wasser, welches nicht sehr weit unter der Temperatur des Körpers ist; aber, man vermindere den Wärmegrad der Badeflüssigkeit stetig, bis man nach wenigen Wochen bei zwanzig Grad Celsius angelangt ist. Nach Beendigung des ersten Zahndurchbruches kann das Badewasser bis auf fünfzehn Grad Celsius abgekühlt werden, wenn sonst die Verhältnisse des Wohlbefindens dergleichen erlauben.

Kalte Waschungen mögen mit dem ersten Tage des Lebens beginnen und bis in das höchste Alter fortgesetzt werden. Kinder, Greise und Kranke dürfen jedoch nicht Eiswasser hierzu gebrauchen, sondern es muß die Temperatur des Wassers nach dem Bedürfniß des Organismus bestimmt werden. In allen zweifelhaften Fällen ist der Arzt die entscheidende Instanz.

Das warme Bad ist als Reinigungsmittel ganz vorzüglich, möge aber niemals ohne kalte Abduschung und immer nur ausnahmsweise gebraucht werden. Die beste Form des warmen Bades ist das römisch-irische Bad; namentlich in den Wintermonaten sollte man sich desselben bedienen, während der Sommermonate ausschließlich kalte Bäder nehmen.

In Fällen von Krankheit ordnet der Arzt Wannenbäder mit allerlei Zusatz an, von verschiedener Temperatur und mit mancherlei Modifikationen. Es wird demnach für jede Familie der Besitz einer Badewanne aus Zink oder verzinktem Kupfer und einer Gießkanne mit Brause sich empfehlen.

Mit Begießungen und Bespritzungen sei man vorsichtig, da so manche Individuen davon leicht heftig affizirt werden. Die Regendusche mit kaltem Wasser ist für Personen von einigermaßen leidlicher Gesundheit ein ganz vortrefflicher Abschluß jeden Bades. Schwächliche und Kränkliche mögen allmählich daran sich gewöhnen, vorausgesetzt, daß ärztliche Bedenken nicht obwalten.

Der Gebrauch örtlicher Bäder, z. B. der Fußbäder, ist nicht blos für Kranke, sondern auch für Gesunde sehr empfehlenswerth. Doch werden die letzteren wohl daran thun, mehr an kühle und kalte, als an warme Fußbäder sich zu gewöhnen.

Hand- und Sitzbäder u. dgl. m. nehme man nur auf ärztliche Anordnung hin und nach genauer Anweisung des Arztes.

Nicht jeder Private ist im Stande, in seiner Behausung zu baden; bei den Armen ist dies schon gar nicht oder nur höchst ausnahmsweise der Fall. Daher muß es öffentliche Badeanstalten geben und diese müssen in aller und jeder Beziehung dem Rathe der Gesundheit angeordnet, nach den Regeln der Gesundheitslehre erbaut sein und dem ganzen Publikum zu freier Benutzung offen stehen. Dasselbe soll, bezüglich Einrichtung und Erhaltung, auch von den Badehäusern der privaten Unternehmer gelten.

Man kann diejenigen Menschen, welche im Sommer Aufenthalt an Badeorten nehmen, in zwei große Klassen unterscheiden, in solche, die ganz gesund sind und entweder aus Langerweile, oder um die Gesundheit zu pflegen, oder um sich zu verheirathen: oder um kriminelle Praxis zu betreiben, in das Bad zu gehen, und in solche, die in das Bad eilen, um die durch physisches oder moralisches Elend verlorene Wohlfahrt wieder zu gewinnen.

Zu Zwecken der Gesundheitspflege sind die Badeorte und Sommeraufenthalte an der Seeküste und in hohen Gebirgen die besten. Wessen Verhältnisse es erlauben, besuche in einem Sommer das Seebad und gehe im anderen nach dem Hochgebirge. An beiden Orten wird die Luft den heilsamsten Einfluß auf alle leiblichen Vorgänge ausüben und an der See wird diese gute Wirkung durch das Seebad unterstützt werden.

Auf Hochgebirgen und am Meere beschleunigt die reine, sauerstoffreiche Luft den Umsatz der Materien im Organismus, den Stoffwechsel, gleichwie die Ausscheidungen. Dies bedeutet größeren Verbrauch von Nahrungselementen, intensivere Athmung und Blutbewegung, stärkere Aktion der Nerven. Die Pforte des Leibes, welche hierbei zunächst und in Betrachtung kommt, ist der Respirationsapparat.

Bei gleichzeitigem Gebrauche von Bädern, insbesondere von Seebädern, wird eine zweite große Pforte des Organismus in Wirksamkeit gezogen: die Haut. Es ist demnach der Einfluß der Seeluft bei gleichzeitigem Gebrauche des Seebades das kräftigste Mittel zu neuer Impulsirung des ganzen Ernährungslebens, zu Auffrischung der ganzen Organisation, zu Erhaltung der ganzen Gesundheit.

Jeder, der an Seebäder nicht gewöhnt ist, sei bei Gebrauch derselben um so vorsichtiger, je größer die Wellenbewegung des Wassers und dessen Salzgehalt, und je niedriger die Temperatur des Wassers ist. Für den Anfang bleibt es immer das beste, einige warme Seebäder mit kalter Abduschung zu nehmen, sodann erst zu dem kalten Bade überzugehen. Man verweile im Wasser nur einige Minuten, promenire sodann, nachdem man abgetrocknet und angekleidet, am Strande, und nehme schließlich eine gute Mahlzeit ein. Auch solche, die an das Seebaden gewöhnt sind, mögen keineswegs lange, niemals länger als zehn bis fünfzehn Minuten im Wasser sich aufhalten, besonders bei niedriger Temperatur des letzeren und stärkerer Luftbewegung.

Der große Nutzen des Seebades für die Gesundheit kann durch Ausschreitungen, die der Badende sich erlaubt, bedeutend geschmälert, ja ganz in Frage gestellt werden. Manche Menschen gehen in das Seebad, um kannibalisch zu essen und sonst gegen die Gesundheitslehre zu leben. Durchfälle und gastrische Leiden überhaupt kommen besonders häufig bei den Badegästen vor, welche an der Tafel der großen Wirthshäuser des guten zu viel thun, seltener bei denen, die in Bauern- oder Fischerhütten wohnen und einfach sich nähren.

In einem Ostseebade erkrankten in dem ersten Gasthofe des Ortes fast alle Badegäste mit einem male an cholerineartigem Durchfall. Der junge Arzt aus dem benachbarten Städtchen erklärte mit hochweiser Miene, dies rühre von mangelhaft gereinigten Aborten her und befahl Desinfektion der letzteren. Der etwas ältere Arzt aus der benachbarten Grafschaft war anderer, und zwar der richtigen Meinung: die geehrten Badegäste hatten mit Kind und Kegel Tags zuvor an der Wirthstafel so unmenschlich viel Fleisch und schließlich Eis verzehrt, und eine so große Menge von Bier und Wein vertilgt, daß es eine Schande war, außerdem das durch Spülwasser geradezu verpestete Wasser des Hausbrunnens genossen. Nachdem der junge Arzt aus dem Städtchen jedem Patienten für ein jedes Rezept zu verschreiben — und er verschrieb immer viele Rezepte — sechs Mark abgenommen, ernüchterten sich die Gäste des ersten Wirthshauses, wurden rasch besser und gelobten sich, künftig mäßiger und vorsichtiger zu sein.

Die Frage, ob man die Haut zuweilen mit Oel einreiben soll, muß bezüglich gesunder Menschen entschieden verneint werden; denn es hätte gar keinen Zweck, die Ausgänge der Hautdrüsen zu verstopfen. Zwar riethen die Diätetiker des römischen Alterthums: „intus mulso, foris oles" (Getreidebrei zu essen und die Haut einzuölen); allein Waschungen und Bäder sind bei weitem vorzüglicher, und Bestreichen der Haut mit Oel möge nur in Krankheitsfällen auf ärztliche Anordnung hin vorgenommen werden.

In Krankheiten sind früher zuweilen Oelbäder gebraucht worden. Dergleichen ist jedoch ziemlich unnütz, kostspielig, umständlich, und durch bessere Heilmittel ersetzt worden.

Alle Menschen, die aus irgend welchem Grunde nicht im Stand sind, Bäder zu gebrauchen, müssen durch Waschungen, oder, wo auch diese nicht vorgenommen werden können, durch trockene Abreibungen mit Flanell die Thätigkeit der Haut als ausscheidenden und athmenden Organs zu fördern suchen, insbesondere wenn die Leibesbewegung in freier Luft nicht genügend ist.

Kann der Muselmann nicht Wasser zu seinen täglich mehrmals durch den Koran gebotenen Waschungen finden, so ist er gehalten, des Sandes sich zu bedienen, des warmen Sandes der Wüste, der, gleich der Wüstenluft, alle Feuchtigkeit rasch aufsaugt.

In mehreren bedeutend civilisirten Ländern Europas versteht es die große Zahl der Menschen nicht, angemessen sich zu waschen, das heißt: Gesicht, Hals und Hände zu waschen. Dieselben füllen ein flaches Gefäß mit Wasser, nehmen Seife und Handtuch, und nun geht das Geseife, Gewäsche, Gepuste los, und alles wird mit einem und demselben Wasser gewaschen; an Abspülen denkt dieser gebildete Europäer nicht.

In den Gasthöfen der angedeuteten Länder bekommt der Reisende, trotzdem er für alles Preise zahlen muß, daß ihm die Augen übergehen, einen Becher Wasser und zwei Handtücher zum Waschen; Seife verkauft ihm der Kellner mit drei- bis fünfhundert Prozent Aufschlag. Anders in Frankreich und den südlichen Gegenden; da wird dem Reisenden eine große Gießkanne voll Wasser nebst mehreren Handtüchern, Seife, Waschgefäßen und Spüleimer gebracht, ein Quantum Wassers, welches zu vollkommener Reinigung, Abspülung der Seifentheile und Erfrischung genügend ist.

Man wasche zuvörderst seine Hände sorgfältig, begieße dieselben mit reinem Wasser, wasche sodann Mund und Zähne, gebe in das mit frischem Wasser gespülte Waschbecken reines Wasser, benutze nochmals Seife, um Gesicht, Hals und Brust zu reinigen, und spüle diese Theile schließlich so lange, bis das ablaufende Wasser vollkommen klar und die Erfrischung komplet ist. Nunmehr trockne man mit durchaus trockenen, rauhen Handtüchern sorgfältig und so lange sich ab, bis die letzte Spur von Feuchtigkeit entfernt ist.

Als ich in der großen Bibliothek zu Gotha die Kirchenväter und Reformatoren studirte und jene Stellen in den griechischen und römischen Autoren suchte, welche auf das eheliche Leben Bezug haben, damit ich die Geschichte des letzteren schreiben konnte, behauptete einmal an der Mittagstafel im Gasthofe „Zu den drei Spitzen" ein Geck aus Leipzig, das Scheeren des Bartes sei eine Wohlthat und dem chinesischen Kaiser, der das Scheermesser erfunden, gebühre Lob. Die Tischgesellschaft war getheilter Meinung; die Gecken und Bedientenseelen standen dem Gecken bei, die Einsichtigeren und Natürlicheren wandten mir sich zu, der ich aussprach: es sei das beste, der Natur freien Lauf zu lassen und die dem Geschlechte eigene Zierde zu erhalten, anstatt zu entfernen.

Nicht lange danach machte ein Engländer Versuche, und fand, daß Personen, welche ihren Bart voll behalten hatten, bei weitem wohler sich befanden, als andere, welche denselben regelmäßig scheeren ließen.

Das Gesicht des Mannes, der seiner Zierde und seines natürlichen Schutzmittels sich beraubt, wird zum Affengesicht und jede Bartmode (ausgenommen die, welche den vollen Bart pflegt) ist eine richtige Affenmode.

Wer täglich seinen Kopf wäscht, bedarf keiner Pomade, und wer nach den Regeln der Gesundheitspflege sein ganzes Dasein einrichtet, bedarf keiner Perücke.

Man halte auf reine, nicht allzu kurz beschnittene Finger- und Fußnägel.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Augenblicklich bin ich in einem Annoncenbureau thätig. Wir exportiren von hier aus all' die marktschreierischen Anpreisungen von Heilmitteln, die jeder von uns als Schwindel kennt — aber man hilft mit — um zu leben. — — Es ist traurig, das schreiben zu müssen — sehr traurig. — Aber es ist doch auch wieder gut, daß ich hier hineingerathen bin. Ich lerne so wieder ein Stück Welt kennen; das wird mir von Nutzen sein, wenn ich nächstens in ein Zeitungsunternehmen eintrete. — Das Volk muß aufgeklärt werden. — Die Presse ist das wichtigste Mittel, durch das die Masse gelenkt und unterrichtet werden kann und jetzt erst weiß ich, wo mein Platz ist. — — Aber bis dahin gilt es noch rastlos zu arbeiten und mit unverdrossenem Muth verschiedene Gräben und Mauern zu überspringen. Dem Muthigen gehört die Welt! — — — — — Aber wollte ich dir soviel des Unerquicklichen schreiben? — Wollte ich dir nicht von Elisabeth schreiben, — meinem guten Geist, meinem besseren Ich? — — Die Frauen, theuerste Seele, bändigen den ungefügigsten Nacken und zwingen den trotzigsten Sinn zum Gehorsam. In der Nähe eines edlen Weibes entweicht das Rohe im Manne, an Stelle des Ungestüms tritt eine bedachtsame Ruhe, die das Wort abwägen, die Gedanken verschönen läßt. — Mir wird es immer wohl ums Herz, wenn ein milder Frauenblick auf mir ruht, und in solchen Momenten fühle ich meinen Werth, meine Kraft, mein Selbstbewußtsein steigen und ich begreife recht, wie beneidens-

werth ein Mensch ist, der die Schönheit um sich hat, wenn er für sich, für die Seinen, für das Wohl des Volkes seine Hände und seine Sinne regt. — Schon als ich Elisabeth zum erstenmale sah, erkannte ich sie als ein schönes, ein geistreiches, gemüthvolles Mädchen! Aber eine Frau ist nichts außerhalb des Hauses. Man muß sie zwischen ihren eignen Wänden belauschen, sorgen, arbeiten sehen, — sprechen hören. In ihrem Heim, da ist die Frau erst Frau. Du müßtest Elisabeth in ihren bescheidenen Räumlichkeiten sehen und du würdest ganz meine Verehrung für sie begreifen. — Ganz im Stillen aber! Beileibe nicht prahlerisch, auffällig, dreist. Ich verehre mit Blicken. Diese stumme Sprache ist die geeignetste, die einzig erschöpfende. Das Wort ist plump. Nur der Blick entbehrt des grob Sinnlichen, und der Blick allein ist rein, wenn der Mensch nur rein denkt. — Ich habe mich an Elisabeth so gewöhnt, wie an eine Schwester; ich verheimliche ihr nichts, sie nichts mir. Wie das gekommen? — — — — Ich ging eines Tages auf der Straße, darüber sinnend, wie ich am besten und ohne Ostentation Elisabeth sehen und mit ihr sprechen könne, als ich plötzlich meinen Namen nennen hörte. — Als ich erschreckt aufsah, stand sie vor mir. — — — „Schon seit Monaten hier und Sie haben uns noch nicht besucht!" rief sie fast vorwurfsvoll. „Neulich rannten Sie an mir vorüber und ich war nahe daran, zu denken, Sie hätten mich absichtlich nicht gesehen!" — — Ich entschuldigte mich. Ich sagte ihr offenherzig, meine bescheidene Stellung hätte mir den Zwang des Nichtbesuchens auferlegt. Mein Stolz duldete es nicht, mich ihrer Familie als eine unbedutende Schreiberseele vorzustellen u. s. w. — — — „Unsinn, Unsinn!" rief sie, „Unsinn!" — Und dabei lachte sie und versicherte mich, daß ihre Eltern schon von meiner Anwesenheit wüßten und durchaus keine engherzigen, kleinlichen Menschen seien. — — Ich begleitete sie bis zu ihrem Hause und seitdem bin ich bei Liebers ein gern gesehener Gast. Ich beaufsichtige dann und wann den kleinen Sohn, helfe ihm bei seinen Schularbeiten nach, bereichere durch Belehrung und Erzählungen seine geistige Welt, muntere ihn zu rastlosem Streben auf und habe so in Frau Lieber eine mütterliche Freundin gewonnen! — Herr Lieber ist ein herrlicher Mann, bescheiden, ruhig, bedachtsam; ehemaliger höherer-Postbeamte, lebt er jetzt von einem kleinen Vermögen und seiner Pension, sich nebenher mit allerlei Liebhabereien aus seiner Jugendzeit beschäftigend. Er treibt vor allem Geschichte, ist mit allen Vorkommnissen der Politik bekannt und bringt den öffentlichen Angelegenheiten das regste Interesse entgegen. — Ich profitire viel von seiner Unterhaltung. „Wer von der Politik sich ängstlich fern hält," so ist sein Ausspruch, „der kommt dem Menschen gleich, der von der Kritik der Religion sich abschließt. Beide sind Philister und gehören nicht in unser Jahrhundert!" — — — Ganz meine Ansicht. — — — — Sonntags machen wir oft zusammen einen größeren Spaziergang. Gewöhnlich vor das Thor, wo Liebers auf einer Anhöhe einen Garten besitzen. Dort habe ich am besten Gelegenheit, mehr und mehr die trefflichen Eigenschaften Elisabeths kennen zu lernen. — — — Mein neuer Freund — der Chemiker — tadelt zwar diese häufige Zerstreuung, und hat im Grunde auch wohl recht, aber ist es nicht natürlich, daß ein Mensch, der endlich einen behaglichen Ort gefunden, nach des Tages Last und der Anstrengung der Studien, wo seine Seele sich erholen und erheben kann, von dieser Annehmlichkeit begierig Gebrauch macht? — —

„Aber, Teufel! Ich bin tief in die Plauderei gerathen, der du immer so abhold gewesen, und ich habe nun fast keinen Raum mehr, dir besseres zu schreiben. Seit kurzem habe ich mein Augenmerk auch auf die politischen Parteien geworfen und unter diesen hat die, welche man die rebellische nennt, am meisten Reiz auf mich ausgeübt. — In den Kreisen, in welchen ich bisher verkehrte, erfreut sich dieselbe zwar keines großen Respekts, aber dies scheint mir ein neuer Beweis für den Indifferentismus der wohlsituirten Klassen gegen den Zeitgeist und die Bedürfnisse der Zeit. So habe ich angefangen, die Programme der politischen Parteien zu studiren, worin mir der alte Herr Lieber mehr oder weniger behilflich ist." — — —

Aus dem Tagebuch.

Freimann wird mir von Tag zu Tag lieber. Wir saßen heut so in der Abenddämmerung beisammen. Nach einer kleinen Unterhaltung über unsere Studien war Stillschweigen eingetreten. — „Sie müssen sich aus dieser Sphäre, aus diesem Scheinleben emporraffen," hatte er gesagt, „Sie müssen eine Ihrer würdige Position einnehmen." — — — Als Antwort erzählte ich ihm meine Lebensgeschichte, wies ihn auf die Schwierigkeiten, die sich Menschen wie mir entgegenstellen, die nichts weiter besitzen, als Kopf und Hand. Am Schluß fügte ich hinzu: Ich habe schon öfters Versuche gemacht, mich empor zu bringen, aber da hörte ich dann jedesmal die Frage: Wo ist der Beweis Ihrer Befähigung? — Welches Staatsinstitut hat Ihnen Ihre Befähigung attestirt? — — Sehen Sie, das ist das Zeichen unserer Zeit. — Sie will Dressur, konzessionirte, approbirte Dressur. Nach jedem solchen Mißerfolg vergeht mir die Lust, von neuem die Erfahrung zu machen und so mache ich die Reise an das gesteckte Ziel, langsam, gleichsam per pedes, statt mit Benutzung eines schnellbefördernden Vehikels. — Und dann die Moral? — — — Man kann doch nicht glänzende Stellen würdig nennen, wenn sie gegen die Freiheit der Seele verstoßen? Solche glänzende Stellen könnte ich bekleiden, aber dazu bin ich zu wenig Lump und zu sehr skrupulös." — Freimann antwortete nicht sogleich. Nach einer Weile erst sagte er: „Sie hatten die Idee, sich auf die Journalistik zu werfen. Thun Sie dies? Senden Sie in Zeitungen vernünftige Artikel ein. Und haben Sie sich solcher Art einen Standpunkt und ein Fundament erobert, so ist Ihnen der Weg offen. Warten Sie erst, bis Sie alle philosophischen Systeme und alle Literaturgeschichten durchgeackert haben, so möchten Sie darüber das geistige Fluidum verlieren, welches Ihnen jetzt so förderlich sein kann. Sie fühlen das Rechte und das Unrechte. Geben Sie diesem Gefühle auf den verschiedensten Gebieten Ausdruck und da unserer Zeit mehr als je die Uebergangsstufen zwischen Recht und Unrecht unkenntlich sind, werden Sie dem Volke nutzbar sein. — Zum Gelehrten fehlt Ihnen Zeit und Geld; auf Erwerb angewiesen, balanciren Sie immer zwischen Brotstudium oder Handwerk und es könnte leicht sein, daß Sie eines guten Tages doch die Freiheit des Handelns und des Willens zum Opfer bringen müßten. Der Weg, den ich Ihnen zeige und den Sie selbst zu gehen beabsichtigen, ist hart und dornenvoll; Enttäuschungen schwerer Art drohen Ihnen und bedrängen Sie überall; aber es muß Ihnen doch ein behagliches Gefühl sein, auf ihrem richtigen, eigenen Felde zu sein, als auf fremdem, wo sie gezwungen sind zur Frohnarbeit und zur Heuchelei!" — — — Was mir solange schon auf der Seele lag, Freimann hatte es mit diesen Worten getroffen. Von ihm wollte ich schon längst Rath erholen und nun hatte er selbst ihn mir gegeben. Ich drückte ihm die Hand und sagte: „Sie sind mein wahrer Freund und mein Herz schlägt Ihnen dankbar entgegen." Da lachte er laut und rief: „Auf nach Valencia!" — Dann machten wir einen Feldzugsplan, besprachen die geeignetste Zeitung und nun werde ich mich sogleich hinsetzen, das Drama in Szene zu setzen. Erster Auftritt unter 100 Grad C. Hitze! — Das wird gut werden.

„Wir haben Ihren Aufsatz," schrieb mir heute die „Freie Presse", „mit Vergnügen gelesen und werden denselben mit einigen wenigen Strichen, die der Sache nur nützen und im Interesse unseres Leserkreises geboten erscheinen, zum Abdruck bringen!" — — So ist der Anfang glücklich gemacht, die Aussichten sind günstig und ein sanfter Wind treibt mein Lebensschiff auf das offene Meer! — Wie mich die Nachricht erfreute! — Ich bin heute lustig wie ein kleines Kind. — — —

Vier Wochen später.

„Wie können Sie nur etwas in der „Freien Presse" drucken lassen?" rief mir diesen Morgen ein Bekannter entgegen. „Das Blatt zahlt Ihnen ja nichts, Sie schreiben umsonst und überdem sollten Sie wegen Ihres Fortkommens behutsamer und praktischer sein. Für wen schreiben Sie?" frug er verächtlich, aber ich unterbrach ihn plötzlich in seiner Rede und rief: „Für mich, für mich und für das Volk!" — — — „Dabei verhungern Sie," entgegnete der Mann. — „Doch nicht," gab ich zurück, „dafür habe ich zwei Hände, Muth und freudige Lust. Der Mensch, der nichts zu opfern im Stande ist, entbehrt bei mir des Nimbus von Edelmuth und Größe. Ich will mir selbst in der Tiefe der Seele genügen und da frage ich nach einigen Lumpenpfennigen nicht!" — — — „Würden Sie Ihre Feder aber einer anderen Zeitung leihen," er nannte mir einen Namen, „so würden Sie zu größerem und besserem Schaffen befähigt sein; jetzt — — bah, gehen Sie, der Mensch muß praktisch sein!" — — — Was der Bekannte mir sagte, hatte ich schon öfters seit dem Tage, wo mein erster Artikel erschien, hören müssen. Die meisten bedauerten, daß ich mich mit einer Zeitung mit ausgesprochen und wahrhaft freisinniger Tendenz liirt habe und einer, der es gut

mit mir meinte, hatte mich an einen Herausgeber empfohlen, der den Wunsch geäußert hatte, mich kennen zu lernen. Ich fragte den alten Lieber um Rath. Auch er meinte, daß wir über kurz oder lang, wenn die freisinnigen Zeitungen fortführen, der Zeit ihren Spiegel vorzuhalten, eine gefährliche Reaktion erhalten würden, für deren Herannahen schon alle Vorzeichen vorhanden seien, daß ich vorsichtig sein sollte, und daß es wohl gut wäre, erst für ein Fundament der Existenz besorgt zu sein, als mit vollen Segeln auf gut Glück in den Sturm zu fahren — Freimann war aber gegentheiliger Ansicht! — „Hören Sie nicht auf die Stimmen des Kleinmuths und der Engherzigkeit! — Fest und sicher in die Zukunft geblickt, unentwegt ob der kleinen Hindernisse! Große Ziele nur machen den Menschen groß und es darf keinen Augenblick bei dieser Fahrt die Frage auftauchen: wie wird wohl das Ende sein? — Welche Vortheile entspringen für den Egoismus?“ — — Nun schreibe ich munter fort und sehe nicht mehr nach links und rechts. Meine Ohren sind taub gegen Ermahnungen der ängstlichen Menge! — — Man hat mir ein bedeutendes Gehalt zugesagt, wenn ich in die Redaktion der „Alten Welt“ eintreten wolle. Diese Zeitung vertritt einen gemäßigten Standpunkt und wird viel gelesen. Ich bat mir Bedenkzeit aus. — Die „Freie Presse“, mit der ich hiervon sprach, rieth mir zuerst ab, meinte aber hernach, es dürfte für mich von fachlichem Vortheil sein, wenn ich das Anerbieten solange acceptirte, wie es mit meiner Ueberzeugung harmonirte. — Die Erfahrungen in der „Alten Welt“, setzte sie hinzu, würden mir einen Einblick in das Getriebe der großen Zeitungsmache eröffnen, und da ich doch wohl niemals ein Renegat an der Sache der Wahrheit würde, wäre mir im voraus Absolution für den Rekognoszirungsritt gewährt. „Dann ist jeder Skrupel beseitigt,“ rief ich. Und nun trete ich morgen meine neue Stellung an. — Auch Freund Freimann hat weiter keine Bedenken und er freut sich mit mir auf die Erfahrungen, die mir bevorstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

An einem warmen, frühlingsschönen Märznachmittage hatte Wanda Alster Besuch. Ihre Freundin Hildegard Schneemann, ein semmelblondes Mädchen mit leidlich hübschem Gesicht und einer schon ziemlich deutlich ausgesprochenen Neigung zur Korpulenz, welche ihr wohl als väterliches Erbtheil mit auf den Lebensweg gegeben worden, war gekommen und hatte, wie immer, ein schier unerschöpfliches Füllhorn von Anfragen, Erkundigungen und Neuigkeiten mitgebracht.

Mit der Frage: „Sage mir um alles in der Welt, einzig geliebte Wanda, ist es denn wahr, ist es möglich, daß dein Papa mit meinem Papa böse ist? Nein, es kann ja garnicht sein; und wenn es wäre, dann müßten wir die beiden Brummbäre — ach, mein Gott, geliebte Wanda, es hört uns doch niemand und du nimmst es mir doch auch nicht übel — ich redete eigentlich nur von meinem Papa, und das ist ein Brummbär, wie er im Buche steht — so müßten wir, — ja, was wollt' ich doch gleich sagen, — ja richtig! so müßten wir Mädchen also die Genien sein, welche die beiden alten Herren wieder mit einander aussöhnen. Nicht wahr, das wollen wir?“

Und mit dieser vielversprechenden Einleitung der Konversation fiel die gute Hildegard Wanda um den Hals und benetzte mit einer Thräne der Rührung der Freundin Stirn. Wanda wußte kein Sterbenswörtchen von einer Uneinigkeit der beiderseitigen Väter. Auf ihre Gegenfrage, von wem denn Hildegard so etwas gehört habe, ward ihr keine direkte Antwort. Dafür bekam sie weitere Neuigkeiten zu hören.

„Ja, denke dir, einzig geliebte Wanda, wegen der Leute im Gebirge, du weißt schon die, die in diesem Winter so furchtbar gehungert haben und denen wir, du und ich hauptsächlich, Hülfe verschafft haben, — ach, das war zu schön, und ich werde mich noch auf meinem Sterbebette darüber ärgern, daß ich nicht, wie du, da oben große Weihnachtsfeierlichkeiten arrangiren durfte; meine Mama sagte aber, da oben könne man sich nur einen fürchterlichen Schnupfen holen, und das seien die armen Leute garnicht werth, — ja, denke dir, meine Mama ist immer so komisch in ihren Urtheilen, aber wenn es auch manchmal ein bischen schroff klingt, was sie sagt, schließlich hat sie doch immer recht, meine Mama, — das sagt der Papa auch immer, wenn er sich auch schmählich darüber ärgert, — und diesmal — nein, Wanda, das hättest du gewiß nicht gedacht, meine kleine, süße Wanda, diesmal hat sie wieder recht gehabt.“

Wanda schaute die überschwenglich wortreiche Sprecherin verwundert an. „Daß die armen Leute im Gebirge nicht einmal einen Schnupfen werth wären, darin hätte deine Mama recht?“

„Ach du mein lieber Himmel, Wanda, ja eben darin. Es ist schrecklich, aber die Gerechtigkeit zwingt mich, ihr recht zu geben, wenn ich auch ein ganz furchtbares Mitleid mit den Leuten gehabt hatte. Du wirst doch gewiß auch schon davon gehört haben, daß jetzt die Gebirgsleute, nachdem wir sie aus ihrer Noth errettet haben und ihnen alles Mögliche geschenkt haben, manchmal wirklich Dinge, die wir selbst noch sehr gut hätten brauchen können, wie ich z. B. meinen schönen, neuen Regenschirm, der mir blos deswegen nicht gefiel, weil er kein blauseidenes Futter hatte, wie dein himmlischer Schirm, meine herzallerliebste Wanda, — nun thut's mir aber beinahe leid um den schönen Schirm, denn das ist doch unerhört, daß diese Leute nun gar noch verlangen, wir sollten ihnen auch noch Arbeit geben, für den ganzen Sommer und Herbst womöglich, — es ist zu stark, wirklich zu stark.“

„O, davon habe ich auch gehört,“ erwiderte Wanda. „Und ich finde es garnicht zu stark, was die armen, unglücklichen Leute da oben verlangen. Was nützt ihnen das Wenige, was wir ihnen geschenkt haben? Ich habe den Rechenschaftsbericht des Hülfscomités gesehen, Hildegard, — weißt du, was ich da gefunden habe? 180 000 Mark sind zusammen gekommen —“

„Nun, das ist doch gewiß kolossal viel,“ unterbrach sie Hildegard.

„180 000 Mark und über 40 000 Nothleidende wenigstens. Weißt du, was das macht an Unterstützung für jeden einzelnen? Die doch gewiß beschämend geringe Summe von 4½ Mark, oder auf jeden Monat des Nothstandes gerechnet, wenig mehr als eine Mark.“

Hildegard Schneemann machte ein verdutztes Gesicht.

„Aber an Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln und den andern vielen Geschenken zu Weihnachten ist doch auch so kolossal viel geopfert worden,“ warf sie ein wenig kleinlaut ein.

„Was außer Geld an geldwerthen Gegenständen, wie der Rechenschaftsbericht angab, zusammengesteuert worden ist, hatte im ganzen noch nicht 100 000 Mark Werth,“ erwiderte Wanda. „Aber wenn es auch viel, viel mehr wäre, so bliebe es doch sehr erklärlich und sehr gerechtfertigt, denke ich, daß diese armen Leute nun Arbeit verlangen, damit sie nicht wieder in Noth kommen und der öffentlichen Mildthätigkeit preisgegeben sind. Und Arbeit wird im Gebirge während der nächsten zwei Jahre sehr viel zu vergeben sein, — warum will man die nun andern geben? Das sollten die Herren doch gewiß nicht thun.“

Hildegard Schneemann hatte sich inzwischen wieder gefaßt. Sie sah ordentlich gelehrt aus, als sie erwiderte:

„Nimm's mir nicht übel, beste Wanda, aber so etwas versteht ein junges Mädchen nicht, wenn es nicht etwa, wie ich z. B., stets von den Geschäftsangelegenheiten erzählen hört. Der junge Architekt, weißt du, der mit dem herrlichen schwarzen Schnurrbart und dem neuen blauen Zwicker, der ihm so ungeheuer pikant läßt, — du kennst ihn ja, Wanda — er arbeitet in Papa's Bureau und ist so gewissermaßen Papa's rechte Hand, — der erzählt mir alles, was bei unsrer Bahn vorgeht. Ich habe mich ja auch, du weißt's am besten, für die Leute interessirt, aber es ist wirklich zu anspruchsvolles Volk. Denke dir nur, für den Lohn, für welchen die Italiener, die Oberschlesier und viele andere herzlich gern Tag und Nacht arbeiten, mag kein Mensch im Gebirge auch nur einen Tag lang etwas thun. Ist das nicht unerhört! Aber das ist noch lange nicht genug. Jetzt, da sie gehört haben im Gebirge, daß fremde Arbeiter angenommen

werden, haben sie gedroht, sie würden die Fremden mit Gewalt vertreiben, — mit Gewalt — denke dir, mit Gewalt. Nun sage selbst, Wanda, darf so etwas gelitten werden? Dürfen sich die Herren, welche die Arbeit zu vergeben haben, von solchem Volke für alle Wohlthaten noch tyrannisiren lassen? Nein, Wanda, das wirst du einsehen, das geht nun und nimmermehr."

Wanda erregte die Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, auf das tiefste. Sie nahm in fast leidenschaftlicher Weise die Partei der Leute im Gebirge. Daß sie ernstlich mit gewaltsamer Vertreibung der Fremden gedroht hätten, wollte sie durchaus nicht glauben. Sie hätte die Armen kennen gelernt und wisse, daß sie friedfertig seien und gut. Und wenn einer oder der andere, vielleicht ein armer Familienvater mit acht oder zehn Kindern, wie es da oben viele gäbe, aus Angst, daß er wieder der kaum überstandenen schrecklichen Noth anheimfalle im nächsten Winter, wenn es ihm nicht gelingen sollte, gute Arbeit zu bekommen, bei der er sich einen Nothpfennig zurücklegen könnte, auch wirklich von Vertreibung der Eindringlinge und von Gewalt gesprochen haben sollte, so dürfe man das nicht ernst nehmen und solch' ein Wort der Verzweiflung nicht zum Verbrechen stempeln. Hunger thut weh, und weher noch thut es jedem nicht ganz rohen Menschen, wenn er nicht hindern kann, daß Weib und Kind hungern und vor den Augen dessen, der die Pflicht ihrer Ernährung hat, hinwelken und verkommen, so schloß Wanda ihre ziemlich lange und heftig hervorgestoßene Rede, bei der ihr Antlitz glühend roth geworden und Thränen in ihre Augen getreten waren.

Hildegard Schneemann gefiel sich in der Rolle überlegener Weisheit. Sie zuckte die vollen Schultern und sagte: „Ich begreife nicht, warum du dich so echauffirst, liebstes Kind. Bei solchen Sachen kommen doch hauptsächlich noch höhere Interessen ins Spiel, die dir allerdings fern liegen. Wir wollen uns über so etwas auch nicht entzweien. Aber sage mir, was meinst du zu diesem Schweder, der doch eigentlich, wie mein Papa sagt, die ganze Suppe eingebrockt hat. Du mußt nämlich wissen, mein Papa ist garnicht mehr so entzückt von diesem Schweder, wie früher; ich glaube, der lustige alte Herr, du weißt, der Justizrath Wichtel, der immer so spaßhafte Geschichten erzählt und überhaupt noch so lebenslustig ist, wie ein junger Herr — denke dir, neulich hat er mir gesagt, ich wäre das schönste Mädchen unter der Sonne und ich müßte ihm durchaus einen Kuß geben, — du glaubst natürlich nicht, daß ich's gethan habe, blos die Stirn habe ich ihm gereicht, wie meinem Papa, wenn er zärtlich ist, was nur alle Jubeljahre einmal vorkommt; — also dieser liebenswürdige, furchtbar komische Justizrath — was wollt' ich dir doch gleich erzählen? — ganz recht — der hat meinem Papa über den Herrn Schweder reinen Wein eingeschenkt; und ich versichere dich, das ist ein ganz abscheulicher Mensch, dieser Herr Schweder."

Wanda war des Geschwätzes herzlich müde. Hildegard kam ihr heute beinahe albern und unausstehlich vor und hätte schwerlich noch andere, als ausweichende Anstandsantworten erhalten, wenn sie nicht jetzt gar einen Mann aus dem Bekanntenkreise ihres Vaters, welchen hochzuschätzen sie auch alle Ursache zu haben glaubte, angegriffen hätte.

„Herr Schweder ist heut noch ein Freund meines Papas, Hildegard," sagte sie daher nachdrücklich und mit einem Anfluge von Entrüstung.

„Ja, er kommt in euer Haus und in neuester Zeit sehr oft, das weiß ich eben und deswegen halte ich es für meine Pflicht als Freundin, dich vor ihm zu warnen. Bei deinem Papa hat er sich gradeso einzuschmeicheln verstanden, als bei meinem."

Wanda machte eine Bewegung der Ungeduld:

„Nun, du magst denken, was du willst," fuhr die redselige Freundin fort; „das eine kann ich dir als vollkommen verbürgt mittheilen — dieser Schweder steht in einem Verhältniß — in einem Liebesverhältniß zu einer verheiratheten Schauspielerin — sage mir, gibt es etwas Unanständigeres auf der ganzen Welt?"

Wanda war ans Fenster getreten und drückte das vor Erregung und Indignation glühende Gesicht gegen die Scheiben. Sie wollte gegen die Fortsetzung der Mittheilungen Hildegards protestiren, aber diese ließ sie garnicht zu Worte kommen.

„Mit einer verheiratheten Schauspielerin, sage ich dir. Und wenn das noch ein Geheimniß wäre, da könnte man schließlich wenig dagegen einwenden; es kommt bei allem in der Welt, wie unser Architekt, der Herr von Sommer, sagt, er ist nämlich auch adlig und Reservelieutenant, — die Uniform steht ihm reizend —, es kommt hauptsächlich darauf an, daß man die Dehors bewahrt. Aber diese abscheuliche Geschichte zwischen dem Herrn Schweder und der Frau Bergmann-Stein kommt zum öffentlichen Skandal; denn die Frau will sich von ihrem Manne scheiden lassen, um den Schweder zu heirathen. Aber diese skandalöse Geschichte ist nicht die einzige, die jetzt in der Gesellschaft die Runde zu machen beginnt, ich erfahre so etwas natürlich immer viel eher, als die meisten anderen Leute, weißt du, weil ich so furchtbar viele Verbindungen habe; und da habe ich auch gehört, daß dieser abscheuliche Mensch in dem dringenden Verdachte steht, mit noch einer andern verheiratheten Frau gleichzeitig eine Liaison gehabt zu haben oder gar noch zu haben, und dann soll er außerdem noch eine ganze Masse armer, unschuldiger Mädchen unglücklich gemacht haben — dieser verbrecherische Mensch, und wenn du willst, Wanda, könnte ich dir Dinge erzählen — Dinge, sage ich dir — —"

Wanda machte eine heftige, abwehrende Bewegung, und die liebenswürdige Freundin würde eine Antwort gehört haben, wie sie ihr gewiß nicht lieb gewesen wäre, wenn sich nicht plötzlich die Thür geöffnet hätte und die Frau Doktor Winter in Begleitung eines Herrn auf der Schwelle erschienen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit wie Peru wurde Venezuela entdeckt, nach welchem im Auftrage der reichen augsburger Patrizierfamilie Welser im Jahre 1528 Ambrosius Alfinger und Georg Ehinger aus Ulm drei Schiffe ausrüsteten. Dieselben wußten zwar nach mancherlei Widerwärtigkeiten im Lande festen Fuß zu fassen, und einer der Welser'schen Hauptleute, Nikolaus Federmann, drang tiefer in das Innere vor, während Alfinger Neu-Granada entdeckte und hier Maracaibo gründete; sechs Stunden vom heutigen Santa Fé de Bogota trafen jedoch die Deutschen mit den mißgünstigen Spaniern zusammen, welche sich auf Quesada's Befehl von letztgenanntem Orte und auf das Geheiß Pizarro's von Quito aus auf neue Entdeckungszüge begeben hatten. Es entstand von da ab zwischen den Welser'schen Leuten und den spanischen Abenteurern ein immer erbitterter werdender Streit, infolge dessen die nach Federmanns Heimkehr und Alfingers Tode von Johann Alemann, Georg Hohermuth aus Speier und Philipp von Hutten errungenen Ländergebiete den deutschen Unternehmern bald wieder verloren gingen. Die Spanier gelangten dagegen in den Besitz fast des ganzen amerikanischen Südens, denn schon vor der im Jahre 1535 erfolgten Ermordung Pizarro's war Almagro nach Chile aufgebrochen und durchstreifte es bis zu seinen unwirthlichen südlichen Regionen. Dazu die bereits vorher, sowie in der Folge noch eroberten Landestheile gerechnet, befand sich Spanien im Besitz des größten Theils von Amerika überhaupt, und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts besaß es dort ein Gebiet von etwa 250 000 Quadratmeilen mit ungefähr 17 mill. Einwohnern.

Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts hatten das Beispiel der englischen Kolonien in Nordamerika, der Umsturz des alten Thrones im Mutterlande Spanien, die infolge der französischen Revolution und ihrer Nachwirkungen herbeigeführte Ungewißheit der spanischen und europäischen Zustände überhaupt, vor allem aber die schlechte und sich immer mehr verschlechternde Regierung einzelne Erhebungen und Aufstände hervorgerufen, die sich während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts immer energievoller fortsetzten und schließlich eine vollständige Umgestaltung der südamerikanischen Staatenverhältnisse zur Folge hatten.

Der Mann, welchem der größte Theil Südamerika's seine Befreiung zu danken hat, ist Simon Bolivar, dem man den Ehrentitel „el Libertador", das heißt „der Befreier", beilegte und dessen Name als der eines Washington des romanischen Amerika (letztere Bezeichnung im Gegensatz zu dem germanischen Norden) heute nicht blos in dem Namen des Freistaats Bolivia, sondern auch in dem der Hauptstadt der Provinz Chimborazo in der Republik Ecuador und in dem eines aus den Provinzen Cartagena, Mampar und Sabanella bestehenden Staates der Republik Neu-Granada fortlebt; jene Stadt (auch Riobamba genannt) sowohl wie dieser Staat sind Bolivar geheißen.

Dieser südamerikanische Befreier ward zu Caracas in Venezuela am 25. Juli des Jahres 1783 geboren. Er studirte in Madrid die Rechte, besuchte die Normalschule und die polytechnische zu Paris und erweiterte seine Bildung durch mancherlei Reisen, die er in Frankreich, Italien, der Schweiz und in Deutschland unternahm. Nach seiner Verheirathung mit der Tochter des Marquis von Ustariz (1803) in Madrid nach seiner Heimath zurückgekehrt, verlor er seine Gattin sehr bald als

ein Opfer des gelben Fiebers, worauf er wieder nach der französischen Hauptstadt ging (1804) und sich dort bis 1809 aufhielt. In dem zuletzt genannten Jahre begab er sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und kehrte dann mit der Absicht, sein Vaterland vom spanischen Joche zu befreien, abermals nach Venezuela zurück. Hier schloß er sich den Patrioten an, holte nach Ausbruch des Aufstandes in Caracas (19. April 1810) Waffen aus London und kämpfte seit dem September 1811 als Oberstlieutenant unter Miranda, bis er infolge der Unterwerfung Venezuela's durch die Spanier sich zur Flucht nach der Insel Curaçao gezwungen sah. Aber bereits im September 1812 betheiligte er sich als Genosse der Insurgenten von Neu-Granada von neuem an dem Kampfe gegen die Spanier und ward der Hauptführer in demselben. Hatte man ihm schon nach der am 4. August 1813 unter seinem Befehle erfolgten Einnahme von Caracas jenen Ehrentitel „der Befreier" beigelegt, so wurde er durch eine von ihm einberufene Generalversammlung am 2. Januar 1814 mit der gesammten Civil- und Militärgewalt betraut. Eine durch den Feind am 11. Juni des genannten Jahres bei La Puerta erlittene Niederlage gab ihm Veranlassung, sich nach Cumana zu wenden, wo ihm der Kongreß Neu-Granada's den Oberbefehl übertrug. Darauf ergriff er von Bogota Besitz und befreite die Provinz Cundinamarca, mußte sich aber, nachdem im März von 1815 der spanische General Morillo mit 10 000 Mann Kerntruppen aus dem Mutterlande eingetroffen war, am 10. Mai nach Jamaica einschiffen. Hier befand er sich durch einen gegen ihn gedungenen Meuchelmörder in Gefahr, der indeß statt seiner einen anderen erdolchte. Nachdem er sich dann nach Haiti begeben, bildete er aus dortigen Patrioten, welche den Henkern Morillo's entgangen waren, wieder eine kleine Streitmacht und landete wit dieser im Dezember von 1816 auf der Insel Margarita, deren sich der tapfere Guerillaführer Arismendi durch einen Handstreich vorher bemächtigt hatte. Von hier aus verkündete er die Abschaffung der Sklaverei, indem er gleichzeitig mit der Freilassung seiner eigenen Sklaven den Anfang machte. Im Jahre 1816 hatte sich auch Buenos-Ayres unabhängig erklärt, welchem 1818 Chile mit der Erkämpfung und Proklamation seiner Selbstständigkeit folgte. (Fortsetzung folgt.)

Die Dobschauer Eishöhle. (Bild Seite 352.) Es gibt kein zweites Land in Europa, das den Kulturcentren des 19. Jahrhunderts so nahe liegt wie Ungarn und wo so viel Schönheit, ungekannt und ungenannt, an entlegenen Orten ein unberühmtes Dasein fristet. Wir besitzen ausführliche Beschreibungen des Altaigebirges in Asien von dem Geologen Cotta, bis ins einzelne gehende Schilderungen der Cordilleren Amerikas von A. v. Humboldt, Generalstabskarten des Balkan und eine Anzahl guter und schlechter Werke über die Pyrenäen, Alpen und Apenninen; unsere passionirten Jäger und Fischer fröhnen ihrer Leidenschaft in Schottland und Norwegen, aber in die Karpathen, welche Galizien von Ungarn trennen, verlauft sich selten ein Tourist. Unser Bild gibt nun die Veranlassung, von einem neuentdeckten Naturwunder zu erzählen. Ein solches Phänomen ist die Eishöhle bei Dobschau, einer kleinen Gebirgsstadt im Gömörer Komitat (nördliches Ungarn), die sich hauptsächlich von dem reichen Ertrag ihrer Kobalt- und Nickelgruben ernährt. Höchst romantisch im gesegneten Gömörthal gelegen, bietet Dobschau einen passenden Ausgangspunkt zu den herrlichsten Bergpartien. Auch der Weg nach der Eishöhle im obern Göllnitzthal ist reich an prächtigen Naturszenerien. Die Höhle selbst wurde am 18. Juli 1870 entdeckt. Seit langer Zeit war den Holzknechten und Jägern eine 965 Meter über dem Meeresspiegel liegende, unter herabhängenden Fichtenzweigen halb versteckte Stelle bekannt, wo, unabhängig von Hitze und Kälte, große Eisstücke zu Tage lagen, obgleich ringsum nirgends eine Spur gleicher Bildung zu entdecken war. Inmitten der Eisstücke befand sich ein Loch, das zur Tiefe führte. Ein Ingenieur Ruffinyi, der mit zwei Gefährten zufällig an dieser Stelle rastete, feuerte sein Gewehr in die Oeffnung ab; es antwortete ein langverhallendes Echo, woraus zu schließen war, daß der Spalt tief in die Erde hineindringen mußte. Wenige Tage darauf ließ sich Ruffinyi unter Beihülfe mehrerer Bergleute in die Höhle hinab, nahm Beleuchtungsmaterial mit hinunter und entdeckte so die wunderbarste Eishöhle, die es wohl auf der Erde gibt. Am Eingang starrt uns ein schwarzer Schlund entgegen, ziemlich steil führt uns ein schmaler Pfad hinab, kalte Luft weht uns an, die Seitenwände glitzern wie kandirt, der Sand unter unsern Füßen knistert, ein Beweis, daß er gefroren ist. Der schmale Gang ist durch eine Lampe matt erleuchtet, wir schreiten unsicher und nach allen Seiten tastend weiter, jetzt fühlen wir, daß wir auf einer Bretterunterlage gehen, noch ist es düster, noch sehen wir nichts — da, wir bleiben staunend, keines Wortes fähig, stehen — ein ungeahntes Bild entfaltet sich vor unseren Blicken, ein lichtes Zaubermärchen steht vor uns, ein Saal von milliarden phantastisch funkelnder Eiskrystalle in noch nie gesehener Bildung nimmt uns auf. Der Boden spiegelblankes Eis, die hochgewölbte Decke ein Meer von eisgeformten Zacken, die Wände wie blankpolirter Stahl, die Säulen, die das Ganze zu tragen scheinen, hellfunkelnd wie aus durchscheinendem Demantstein geformt. Das Fackellicht im tausendfachen Widerschein erhöht den wunderherrlichen Anblick. Ein Wasserfall stürzt dort herab, starr, stumm steht er da; sein Schweigen kündet uns, daß er gefroren ist. Ein Vorhang hängt hier hernieder, zart, fein gewebt wie aus brabanter Spitzen, jetzt rosenfarbig angehaucht von der bengalischen Flamme, die unser Führer hinter uns eben entzündet. Edelgeformte Säulen streben hoch empor, und Laubgewinde mit Blumen, mit Früchten untermischt, umschlingen sie so leicht, so voll Grazie, als hätten zarte Mädchenhände sie umkränzt. Jetzt wollen wir den Wolkenwagen der Frau Phantasie verlassen und zur Wirklichkeit zurückkehren, die uns mit trockenen, nackten Zahlen traktirt. Der Saal ist etwa 10 Meter hoch, 120 Meter lang, 36 Meter breit und besitzt einen Flächenraum von 4644 Quadratmetern. Wie ist die Wunderhöhle entstanden? Betrachten wir zunächst die Temperaturverhältnisse. Die Lufttemperatur ist in den einzelnen Theilen der Höhle verschieden, in den Korridoren durchschnittlich — 3 Grad Celsius, im Saal 0 Grad Celsius. Die Höhlenluft steht mit der Außenluft in genauer Beziehung, die äußere Jahresmitteltemperatur ist + 3,58 Celsius, die der Höhle — 0,58 Celsius; im Sommer ist es drinnen meist wärmer als im Winter, die höchste Temperatur im Jahre 1875 bei 23 Grad Celsius äußerer Luft im Höhlensaal + 5 Grad Celsius. Die Eisbildung in der Höhle wechselt: im Winter nimmt sie zu, im Sommer ab, jedoch nur wenig, weil die Höhlentemperatur immer sehr gering ist, sodaß das Eis, welches sich in der kalten Jahreszeit bildet, in der warmen Jahreszeit bleibt oder nur wenig abnimmt. Diese ganze Erscheinung ist durch die Lage und die eigenthümlichen Verhältnisse der Höhle zu erklären; dieselbe liegt, wie schon eingangs erwähnt, 965 Meter über dem Meeresspiegel, der nach Norden gekehrte Eingang ist überdies durch überhängende Zweige und Felswände stets beschattet; Sonne und warme Luft können also nur wenig einwirken. Der Eingang ist klein, die Höhle senkt sich nach Süden, wo der durch Eis, Steine und Moos fast ganz geschlossene spaltenartige Ausgang sich befindet, der im Winter zufriert. Die kalte, schwere Luft, welche im Winter eintritt, kühlt die Wände ab, kann südlich, also nach dem Ausgang der Höhle, nur schwer entweichen; ebenso wenig vermag sie als schwererer Körper nach oben auszuströmen; sie bleibt also, kühlt die Wände ab und bewirkt immer neue Eisbildungen. Im Sommer 1879 zählte, vom Jahre 1871 an gerechnet, das Fremdenbuch der Höhle etwa 7000 Besucher, darunter nur wenig Deutsche und sonderbarerweise keinen einzigen Engländer, ein Beweis, daß die „Times" das vereiste Zauberschloß noch nicht unter ihre Protektionsfittige genommen hat. Mögen diese Zeilen den einen oder den andern veranlassen, seine Schritte nach der Wunderhöhle zu lenken. Der herrliche Tannenwald, durch Menschenhand in einen prächtigen Park umgewandelt und ein guter Gasthof bilden ein freundliches Gegenstück zu dem schauerlich schönen Abgrund mit seinen bläulich und grünlich schillernden Eisgebilden. Die Kaschau-Oderberger Eisenbahn vermittelt den Verkehr durch das Gömörer Komitat und dürfte dazu berufen sein, die Naturfreunde mit dem Aschenbrödel unter den europäischen Schönheiten bekannt zu machen. Y.

Modethorheiten vergangener Jahrhunderte. III. (Siehe die Illustrationen auf S. 353.) Eine vorwiegend deutsche Mode war die Schellentracht. Ihre Geschichte soll bis zu den jüdischen Hohenpriestern zurückreichen, welche Schellen an den Säumen ihrer Amtsgewänder trugen. In derselben Weise trugen sie auch die Anführer der ungarischen Reiterschaaren, welche im 10. Jahrhundert in der Schlacht bei Augsburg gefangen wurden. In England und Frankreich tauchte diese Mode im 14. Jahrhundert auf, fand aber wenig Anklang. In Deutschland erzählen die Schriftsteller schon in früher Zeit von vereinzelten Fällen, wo sich Stutzer ihre Gewänder mit diesem Geklingel verzieren; 1343 verordnet die nürnberger Behörde: „Kein Mann noch Frau soll keinerlei Glocken, Schellen, noch keinerlei von Silber gemacht hangend Ding an einer Kette noch an Gürteln tragen." Zu Ende dieses Jahrhunderts wird jedoch diese Tracht bei den Grafen, Fürsten, kurz beim Adel nebst Zubehör allgemein Mode, bis sie zu Anfang des 15. Jahrh. auch in weitere Kreise dringt. Nach der Göttinger Chronik gab 1370 und 1376 der Herzog Otto zu Göttingen große Feste, wobei die Ritter, Frauen und Jungfrauen mit großer Pracht in Purpurkleidern und „mit klingenden, silbernen und güldenen Gürteln, mit langen Röcken und Kleidern, die gingen alle schurr, schurr und kling, kling", erschienen. Nach einer alten Chronik war „Anno 1400 bis man schrieb 1430 so ein großer Ueberfluß an prächtigem Gewand und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vordem niemals ist gehört worden; da trug man Ketten von 4 oder 6 Mark, sammt köstlichen Halsbändern, großen silbernen Gürteln und mancherlei Spangen, auch silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von 10, 12, 15 und bisweilen von 20 Mark." Das Gefolge des Herzogs Friedrich von Sachsen: Knappen, Ritter und Barone, ging 1417 bei seinem feierlichen Einzuge in Konstanz mit glockenbehängten Gürteln einher. — Die Form der Schellen war verschieden, bald ei- oder birnenförmig, bald schneckenhausartig gewunden; vielfach verwandte man man auch größere oder kleinere offene Glocken. Getragen wurden sie am Gürtel, um den Hals oder an einem langen, schärpenähnlichen Gurt, welcher über die rechte oder die linke Schulter den Körper bis zu den Knieen umzog. Wie oben bereits angeführt, wurden auch die Kleider damit umsäumt, manche trieben ihre Liebhaberei sogar so weit, sie an den Spitzen der langen Schnabelschuhe zu befestigen und sich sonst in nichts weniger als maßvoller Weise damit zu behängen. Wie man über diese drollige Tracht früher dachte, sagt recht deutlich eine Stelle aus der Chronik der Gesellschaft Limburg: „Anno 1466 kaufte

Job Rhorbach von Engefroschin ein Hornfessel pro 145 fl. — ist ein Borten, ein Handbreit von Sammet oder Guldenstück gemacht, auf einer Achsel hinten und vornen unter dem andern Arm zugeschleift worden. Dieses ist mit schönen Perlen oder blümichten Fliedern und voller Silber, auch vergulter Schellelein voll gehenkt gewesen, wobei man von weitem ihre Zukunft hat hören können. Es hat solche Zierd herrlich und ansehnlich gestanden, wie auch ein Sprüchwort davon entstanden: Wo die Herren sein, da klingeln die Schellen. Und sind die Schellen vor alter Zeit eine besondere Zierd vornehmlicher, stattlicher Leut und Personen gewesen, wie aus dem Hohenpriester des jüdischen Volks Rock zu erkennen, aber als solche Pracht und Tracht in ein Mißbrauch gerathen, also daß solche Herren ihre Schellen den kurzweiligen und Schalksnarren allein gelassen und zur stummen Zierde gegriffen." Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts verschwindet die Schelle allmählich und wird wenigstens nur bei bestimmten Festlichkeiten angelegt oder spielt im Kinderleben als Zeichen fröhlicher Lustbarkeit eine Rolle, bis sie sich schließlich nur auf die Narren und Schlittenpferde beschränkt, die, wie allgemein bekannt, sich dieses Schmuckes auch heute noch bedienen. Die Pferde hatte man übrigens, noch bevor sie die menschliche Kleidung zierte, damit geschmückt. Recht sinnreich ist eine Bemerkung J. Falke's in seiner „Trachten- und Modenwelt": „Es ist höchst bemerkenswerth, daß die Schelle als Narrenzeichen fast gerade so früh vorkommt, wie als Auszeichnung der höchsten Stände. Es ist als ob den Leuten die eigne Thorheit ins Bewußtsein gekommen wäre." So hatte der Graf Adolf zu Cleve schon 1381, wo diese Tracht noch nicht in Blüthe stand, bereits die Geckengesellschaft gegründet. Bei den feierlichen Zusammenkünften mußte jedes Mitglied mit einer Gugel (Kopfbedeckung) von gelber und rother Farbe erscheinen, an welcher, wie auch am Aermel, viele Schellen hingen, und mußte außerdem auf dem Ordenskleide einen von Silber gestickten Narren mit Schellen tragen. Schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist die Schelle bei den Narrenfesten ein nothwendiges Stück. Um das Bild der damaligen Zeit zu vervollständigen, sei nur noch angeführt, daß die Mitglieder der Gesellschaft Narrenmutter zu Dijon Mützen von grüner, rother und gelber Farbe trugen, die zwei Spitzen oder Eselsohren hatten, an deren jeder eine Schelle hing. Uns däucht, das sei verständlich! — Daß sich Narrheiten nicht durch polizeiliche Maßregeln verhüten und ausrotten lassen, zeigt eine andere, der Schellentracht an Abgeschmacktheit nichts nachgebende Modegattung: die Schnabelschuhe. Sie erregten in England schon im 11. und 12. Jahrhundert Aufsehen und müssen in Frankreich um dieselbe Zeit soviel Aergerniß gegeben haben, daß sich die Geistlichkeit bemüßigt sah, gegen sie als eine Ketzerei zu eifern. Wie es scheint, waren aber die frommen Herren persönlich dieser „Ketzerei" nicht sonderlich gram. Denn sowohl auf dem Konzil zu Paris (1212) als auch auf dem zu Angers (1365) wurde sie den Geistlichen verboten, was wohl nicht ohne Grund geschehen sein dürfte. Allgemein wurde diese Tracht in Frankreich aber doch erst zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts Mode. Der Unterschied in der Länge der Schnäbel diente dazu, um die Rangverschiedenheit der Stände auszudrücken. Während sich die gewöhnlichen Leute mit einer Spitze von der Länge eines halben Fußes begnügen mußten, trugen sie die Reichen einen ganzen und die Damen und Adligen sogar zwei Fuß lang. Sie waren ausgestopft oder mit Sohlen unterlegt, sodaß sie gleich zwei Hörnern krumm gebogen nach oben standen. Gegen das Tragen der Hörner ließe sich wohl am Ende auch heute noch bei manchem Menschengebild nichts einwenden, nur fordert eine Zeit wie die damalige mit Recht unser Mitleid heraus, wenn sie diese Dekoration an der ganz unrechten Stelle anbringt. — Hatte man in Frankreich gegen diese Mode vergebens angekämpft — Karl IV. verbot 1412 den Schuhmachern das Verfertigen der Schnabelschuhe und den Krämern das Verkaufen derselben — so in Deutschland erst recht. Hier konnte nicht einmal die Strafe des Himmels etwas dagegen ausrichten, wie die Böhmische Chronik erzählt. Ueber dem Städtchen Trebnitz und dem Schlosse Koschtialow lag nämlich 1372 ein Gewitter, der Blitz schlug in das Schloß ein und dem Burggrafen Albrecht von Slawietin und seinem Weibe die Spitzen von den Schuhen hinweg, ohne den Füßen zu schaden. „Solches war desselben Tages an anderen Orten mehr geschehen, nichtsdestoweniger ward aber die verdrießliche Hoffart nicht abgelegt, sondern ein jeglicher trug sein Haupt empor und thät in seinem kurzen Röcklein und langspitzigen Schuhen als wie ein Storch einhertreten." Nachdem die Verordnungen der Behörden gegen diese Liebhaberei in den höheren Ständen vergeblich angekämpft, verbieten sie dieselbe schließlich nur den niederen Klassen, mit einzelnen Ausnahmen, wie die regensburger Behörde, welche 1485 den zureisenden Handwerksburschen gestattet, ein Paar mitgebrachter Schnabelschuhe erst aufzutragen, aber auch zugleich verbietet, sich neue zu machen. Umsomehr machten aber die Adligen und die Fürsten davon Gebrauch, selbst die große Unbequemlichkeit des Gehens hinderte nichts daran. Bei übermäßiger Länge trug man sie auch an kleinen Kettchen, die am Knie oder am Gürtel befestigt waren. In Nothfällen, z. B. in der Schlacht beim Kämpfen zu Fuß hieben die Ritter sie ab. So soll man mit den vor der Schlacht von Sempach (1386) von den österreichischen Rittern abgehauenen Schnäbeln haben einen Wagen füllen können. Als in demselben Jahre die Belagerer von Cassel abzogen, fuhren die Hessen „etliche Wagen voll der spitzigen Schnäbel, so die Kriegsleute des Sturmes halber abgeschnitten hatten" in die Stadt. — Theils um dieser drolligen Fußbekleidung einen sichern Halt zu geben, theils auch der Witterung und des Bodens wegen — denn die Schuhe waren nicht immer von Leder — trug man aus Holz gefertigte Unterschuhe, welche mit Riemen an den Füßen befestigt wurden. Zur Erhöhung der Bequemlichkeit trugen, wie leicht erklärlich, auch diese nichts bei. Später verwandte man an Stelle des Holzes auch doppeltes und dreifaches Leder. Beide, Ober- und Unterschuhe, waren, je nachdem man materiell dazu befähigt war, Gegenstand künstlerischer Verzierungen. Sie wurden mit Perlen besetzt oder gestickt, die Unterschuhe mit Messing beschlagen oder mit Silber und Gold in getriebener Arbeit u. dgl. — Daß dieses geschmacklose Kleidungsstück nicht nur von Gecken und Stutzern, sondern von den höchsten Herrschaften selbst bei ernsten, feierlichen Gelegenheiten getragen wurde, erfahren wir aus einer Abbildung, welche den Moment darstellt, in dem der Burggraf Friedrich zu Nürnberg auf dem Konzil zu Konstanz 1417 vom Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt wird. Sonst reich gekleidet, trägt der Hohenzoller so lange Schnäbel an den Schuhen, daß sie die Länge des Fußes um das Doppelte übertreffen. Die Unterschuhe sind aus Holz, unten mit Klötzchen und außerdem mit langen, goldnen Rittersporen versehen. Zu verwundern ist es daher nicht, daß die Künstler der damaligen Zeit ihren Göttern und Heiligen auch die Füße mit langen Schnäbeln versahen, wie man ihnen andererseits ja auch die Schellen anhing. Die Bekleidung des eignen Körpers ist nun einmal die erste und ursprünglichste Kunstäußerung, und es ist deshalb auch nur zu erklärlich, wenn der Mensch die an sich verübten Narrheiten auch in seinen sonstigen Kunstäußerungen wiederholt. — Das Mißgebilde, Schnabelschuh genannt, verschwindet gegen Ende des 15. Jahrhunderts allmählich und macht seinem Extrem: den „Kuhmäulern" und „Entenschnäbeln" Platz, die, was sie an Länge gegenüber dem ersteren nachgeben, nun in der Breite gewissenhaft einbringen. Wir werden sie gelegentlich noch antreffen. Auch die verschiedenen interessanten Kleidungsstücke, welche unsere Illustrationen 1 und 2 vorführen, werden demnächst besprochen werden.

urt.

Das erste stehende Heer. Der ins Unermeßliche hinauswachsende Militarismus ist keineswegs so neuen Datums, als vielfach angenommen wird. Bereits vor mehr als 2000 Jahren, nach den persischen Kriegen, besaß Athen ein großes stets schlagfertiges Heer und eine der Zahl der Schiffe nach dreimal so starke Flotte, als es die deutsche Marine ist. Um aber die große Flotte in ununterbrochener Schlagfertigkeit zu erhalten — die ca. 400 Schiffe hatten eine Bemannung von ca. 60000 Köpfe — waren große Geldmittel nöthig und was wir jetzt erleben, daß in allen Militärstaaten die Ausgaben für das stehende Heer beständig steigen, das war auch schon zu jener Zeit der Fall. Der Militäretat wurde jedes Jahr größer. Um das Jahr 450 v. Chr. betrug er 460 Talente (= ca. 2 Millonen Mark), 430 dagegen 640 Talente (= 3000000 Mark). — Athen ging schließlich durch den Militarismus zu Grunde.

-z-

Eine Lutherbibel ganz eigener Art befindet sich in der vatikanischen Bibliothek zu Rom. Der große Reformator hat nämlich auf das Titelblatt des Buches aller Bücher mit eigener Hand folgenden merkwürdigen Vers niedergeschrieben:

„O Gott durch deine Güte
Bescheer uns Kleider und Hüte,
Auch Mäntel und Röcke,
Fette Kälber und Böcke,
Viel Weiber, wenig Kinder:
Denn kein lieber Ding auf Erden,
Als Frauenlieb, wem sie mag werden."

Luther hat die Bibel, deren Echtheit außer Zweifel steht, katholischen Schriftstellern zufolge dem Magister Agricola (eigentlich Schnitter, Freund Luthers) geschenkt; später kam sie an den Bischof von Augsburg und dieser sandte sie in die päpstliche Bibliothek. Der einzige protestantische Geschichtsschreiber, der von dieser Lutherbibel Notiz nimmt, ist Christian Juncker.

-z-

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 31. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorner Mann.

Von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Melanie war noch nicht heimgekehrt, erst am Frühstückstisch trafen wir zusammen. Sie schien mir etwas bleich und klagte über Kopfweh. — Ich sprach die Hoffnung baldiger Besserung aus, indem ich beabsichtige, mit ihr am Abend nach Rothenstein zu fahren, um einer Opernvorstellung beizuwohnen, die eine durchreisende Gesellschaft von Bedeutung dort veranstaltet. Sie gab mir Hoffnung, aber, sonst eine leidenschaftliche Freundin der Musik, vermied sie eine bestimmte Zusage. Ich ging bald in meine Zimmer zurück, ich fürchtete, mich zu verrathen. — —

Was beginnen? Melanie inquiriren, ihr eine moralische Vorlesung über eheliche Pflichten halten, eine Szene herbeiführen, die sie mir rauben könnte? Niemals; schuldig oder nicht, ich kann sie nicht missen, selbst der furchtbare Verrath, der schändlichste, der je ersonnen, kühlt nicht meiner Liebe Gluth. Und dann die Welt, ihr den Triumph gönnen mit ihrem: „Wir haben's gewußt," — nein, ich lasse sie nicht von mir, obgleich ich mich selber verachte ob meiner elenden Schwäche.

Verachten? Nein, — umher schweift mein irrer Blick, er fällt auf meine Handbibliothek, in Reih' und Glied auf dem Gestell mir gegenüber geordnet, durch der Wolken bleiernes Grau dringt eben ein fahler Sonnenstrahl, er fällt auf den Titel, den eines Buches Rücken trägt: „Der Arzt seiner Ehre."

Der Arzt seiner Ehre! — Kaspar Ehrenfried Waldenau, du zählst bald sechzig, kein Makel, keine strafbare That befleckt deinen Namen. —

Mein Name, — auch sie trägt ihn, er ist befleckt; — der Arzt seiner Ehre. — —

Warum kann ich diesen Titel nicht aus dem Gedächtniß bringen, warum reiht sich ihm jenes unseligen Briefes Schlußwort an: „Jedes Bedenken ist überwunden"? —

Und so kalt, so geschäftsmäßig, — das ist es eben, was mir jeden Zweifel nimmt, daß eine elende Mystifikation vorliegt. In diesem Fall hätte glühende Leidenschaft die Feder geführt. Aber er, dessen Namen ich nicht aussprechen will, kennt ihren Charakter, und sie hat Kopfweh, — sie weicht meiner Einladung aus, — sie wird nicht nach Rothenstein in die Oper fahren. — Der Arzt seiner Ehre! Jedes Bedenken ist überwunden! — — —

So recht, so gut, — eine würdige Vorbereitung zu dem Drama, das in dieser Nacht sich abspielen soll. Nun bin ich in der Stimmung, die mir fehlte, die ich zwingen und die nicht kommen wollte. Nun herbei, ihr höllischen Dämonen, umjauchzt mich triumphirend, alles verläßt mich, woran ich glaubte, — Undank, Verrath überall; in eure Arme werfe ich mich, — führt mich zum Ende! —

Mein alter Jakob verläßt morgen mein Haus, — es ist mir recht so, — seit einiger Zeit erscheint mir sein Antlitz wie ein lebendiger Vorwurf. — Habe ich ihn gehen heißen, forderte er seinen Abschied in einer Weise, die meine Würde —

Meine Würde? — —

Er berichtete von neuen Missethaten, die man der Rückkehr des schwarzen Wolf zuschreibt; sie waren kaum von Bedeutung, aber erschreckten die friedgewohnte Gegend. Jakob machte sich zum Echo der öffentlichen Meinung. Man tadelte mich, daß ich dem Vagabunden Asyl gewährt, man glaubt ein Recht zu haben, mich für seine Streiche verantwortlich zu machen. — Sei es, ich wehre ihnen nicht, wer weiß, wie ihm die Menschen mitgespielt. Soll ich ihn hindern, Abrechnung zu halten, ich, der ich selber —

Meine Weigerung, den Wolf aus meiner Herrschaft zu weisen, regte Jakob auf, er erlaubte sich, in einem Tone zu reden, der die stets nur dünne Schranke zwischen Herrn und Diener vollends durchbrach; — er berührte meine Ehe, meine Verwandlung, seit mich mein Unstern nach Wolfshagen geführt. Thränen standen in seinen Augen, — sie empörten mich. Morgen geht er — morgen; — ich möchte am liebsten, Bernhardt ginge auch; — von meinem Sohne höre ich nichts, — desto besser. Gut und Fabrik verkaufe ich, Wolfshagen auch, und gehe mit Melanie nach Paris, — das soll ein lustiges Dasein werden, eine lustige Ehe, die im Paradies begann und in der Hölle endet. — —

Näher und näher rückt die Stunde. Zum Handeln bin ich fest entschlossen, nur über das Wie noch nicht einig.

Melanie hat entschieden den Besuch der Oper abgelehnt, ihr Unwohlsein hat sich nicht vermindert, sie will auf ihrem Zimmer bleiben, ganz ruhig, für keinen sichtbar; bis morgen hofft sie besser zu sein. Bis morgen! — Wie mich ihre Milde, ihre Liebenswürdigkeit täuschen könnte, wüßte ich nicht, daß ich nichts als das lächerliche Opfer elender Komödie bin. Und doch, weh' des Alters Schwäche, — doch ist mir's, als müsse ich unter Thränen sie an meine Brust ziehen und ihr zuschreien meinen Jammer. — Nein, ich war nicht so feige. Wir trennten uns, sie bot mir die Hand, so lieblich, so warm, — sie bat mich, ohne sie nach Rothenstein zu fahren; — ich weigerte mich, unter dem Vorwand, Geschäfte von Wichtigkeit in meinem Zimmer zu erledigen, und selber etwas erschöpft, früh die Ruhe zu suchen. „Gute Nacht denn, mein Freund," sprach sie und ging. —

„Melanie!“ wollte ich ihr nachschreien, aber ich that's nicht, und auflachend sagte ich: „Gute Nacht, dein Freund!“ — —

Nein, ich bin nicht alt; prüfet euer Blut, ihr Jünglinge der Gegenwart, ob es heißer wallt, als das meine, nur der Bedächtigkeit Vorzug verleiht mir der Jahre Reife. Nicht lebend soll der Frevler an meines Hauses Ehre den Ort verlassen, wo er die Frucht verbotener Freuden zu ernten gedachte, — ich aber will sie pflücken; — habe ich meine Seele verkauft, will ich den Preis nicht verlieren, — keiner als Melanie soll wissen, was geschehen, auf ihr Haupt wälze ich die Schuld, und Blut soll das Band sein, mit dem ich sie an mich ketten will, wie an ihren Dämon die verdammte Seele.

Alles ist bereit. Ich habe mich eingeschlossen, mein Revolver ist geladen. — Am Ausgang der Tannenallee, die er passiren will, befindet sich eine Baumgruppe, hinter ihr berge ich mich trefflich. — Ich hoffe ungesehen das Haus zu verlassen, ungesehen es wieder zu betreten. Das Wetter ist günstig. Kein Stern am Himmel, ein kalter, herbstlicher Wind pfeift durch das Laub, — wer dächte daran, den Garten zu betreten, wer, den nicht die Liebe führt oder die Rache? — —

Noch eine Stunde Zeit, — ich muß mich zerstreuen, ich suche Briefe hervor aus alten Zeiten — Erinnerungen.

Ein Miniaturporträt meiner ersten Gattin fällt mir in die Hand. Wie bittend schaut das liebe Antlitz mir entgegen! Du Gute, Edle, wärest du mit mir alt geworden, — Frieden athmet deine Nähe, mir ist, als weilest du bei mir im Geist; — ich will keinen Frieden, — die Hand, die deine milden Züge hält, ist befleckt durch unheilige Gedanken, — dein Gedächtniß wird entwürdigt, — hinweg mit dir, bleibe in deines Paradieses Reinheit, finsteren Mächten gehöre ich. — Die Bücher meines Hauses, ehrenvoller Vergangenheit Zeugen, Annalen meines Strebens, meiner Kraft, — das Konto, das ich heute anlege, wird in euch nicht verzeichnet; in ein größeres Schuldbuch schreibt es in blutigen Lettern die allwachende Nemesis, in das Schuldbuch der Ewigkeit, es wird den Gläubiger zu mahnen wissen zu rechter Zeit. — Diplome dieses Kästchens Inhalt — Ehrenbeweise aller möglichen Vereine, — ja, das Geld, das Geld, — — nein, allmächtig ist es nicht; ein Weib kann's kaufen, nicht aber ihre Treue. Weg mit euch, ihr Pergamente, — nie gab ich auf Menschenlob, auf Menschenehren; — genügte ich mir selber, war es mir genug; nicht meinetwillen, nein, zur Ehre meines Hauses, nahm ich den Titel von meinem Landesherrn, — ich glaube, ihn dem Staate bezahlt zu haben. Das königliche Schreiben fällt in meine Hand: „Dem Manne der ehrenhaften Gesinnung, dem Manne der That!“ Gut so, mein Fürst, dein Königswort sanktionirt diese Stunde, wie eines andern Königs, eines Königs des Geistes, sie geweiht. Sei gesegnet Calderon für den „Arzt seiner Ehre“!

Stürmisch rollt mein Blut, — die That begehe ich mit voller Ueberlegung, so ruhig, so bewußt, wie sie es waren, die jenes Festabends elende Komödie ausgesonnen. Man wird zischeln, munkeln, — wer wird es wagen, den Stein zu heben wider mich? Ich möchte wissen, ob der Pitawall sich des Falls bemächtigt? —

Der Wind nimmt zu, — willkommener Gehülfe, er wird den Knall des Schusses dämpfen. Bald ist es Zeit, bald; — ich blicke in den Spiegel, — nein, ich bin nicht bleich, — der Arzt seiner Ehre, — aber Kaspar Ehrenfried Waldenau ist doch ein gar prosaischer Name, — Kaspar Ehrenfried, — Kommerzrath Kaspar Ehrenfried, — was treibst du für närrisches Zeug, — was soll der Mantel auf dem Sessel, was der Revolver darunter? Ein Traum quält dich, nichts weiter, und bald ist's Morgen, und die Fabrikglocke läutet, und dein alter Jakob kommt mit der Zeitung und dem Kaffee, auch Briefe bringt er, aber die darfst du nicht eher lesen, bis du den Morgentrunk geschlürft, — sie könnten etwas Unangenehmes enthalten und deine Kaffeestimmung verderben, die rosigste des Tages. — Ja, ich träume, träume schwer, ich trinke Burgunder gern, aber er bekommt mir schlecht und — wer sagte es doch — des Rausches Traum ist kurz und das Erwachen Elend und Reue. —

Wer es sagte? Sein Vater! Frankenthal!

Ich träume nicht, — meine Sehnen spannen sich zur That. Der Arzt seiner Ehre! 'S ist Zeit. Nein, Vater, ich kann dir nicht helfen, — nicht dein mildes Antlitz will ich klagend sehen mit meiner Seele Augen. Du verlierst nur einen Sohn, ich eine Seligkeit.

* * *

„Mord!“ — Es war ein Aufschrei, — dann brach sie zusammen, die in den Mantel gehüllte Gestalt; regungslos lag sie am Boden, der Wind heulte das Todtenlied. Ich habe sicher gezielt, die Kugel muß durch die Brust gedrungen sein.

„Mord!“ — Warum war das sein letztes Wort, — warum nicht „Melanie!“? — —

Keiner sah mich gehen, keiner wiederkehren. Wie ein Dieb im eignen Eigenthum schlich ich durch Korridore und Seitenpförtchen, — ich blickte zu ihren Fenstern empor, ihr Schlafzimmer war matt erhellt. Lösche dein Licht, Hero, dein Leander kommt nicht! —

Mord! — Es ist ein häßliches Wort, — ich wollte, er hätte es nicht gerufen.

Wie ruhig, wie traulich ist es um mich her. Ich sitze auf weichem Teppich im Fauteuil am Schreibtisch, die Silberlampe wirft ihren milden Schein auf diese Blätter. Wie behaglich wäre es hier, läge nicht draußen einer mit der Kugel in der Brust; sein Blut sickert auf den feuchten Boden, — sein Blut —

Still, Geräusch, — wenn man den Knall gehört, ihn gefunden hätte; — mag man. Jede Spur ist entfernt, ich bin ruhig, nur etwas bleich, — ich habe scharf gearbeitet diesen Abend.

Nein, noch ist alles still, der Wind ist's, der an die Laden pocht; ein unheimlicher Geselle, — grade, als ob einer ächzte und stöhnte. Wenn er nicht todt wäre, wenn er sich wände und krümmte in unsäglichem Schmerz!? — Allmächtiger Gott, was habe ich gethan?

Feigling, hast du nicht den Muth deiner That? Den Himmel hast du verloren und die Hölle erröthet vor dir!

Jetzt, — es ist keine Täuschung, — Stimmen werden laut. Ich luge in den Hof, — sie reden durcheinander; Lichter tauchen auf. Still, — was sagen sie? — Mord! — O, schon wieder, — ich kann's nicht hören. Die Stiegen kommt's empor, — den Korridor entlang, leise, ängstlich, wie des Unglücks Kunde; — es pocht. — Her mit dir, Calderon — „der Arzt seiner Ehre“.

In der Kajüte der „Medusa“, September 187*.

Strecke aus die Krallen nach deinem Schuldner, rächende Vergeltung, triumphire du, der ich geglaubt zu trotzen, allewige Natur mit deinen Rechten, wie über ein Atom, über Staub schreitet in unverrückbarem Kreislauf dein Fuß hinweg über den Menschenwurm, der ihn zu verrücken sich erkühnte. Verloren habe ich das furchtbare Spiel, — noch keinem blieb Kaspar Ehrenfried schuldig, — nur wenig Stunden noch, und der Einsatz ist bezahlt.

An das Fenster meiner Kajüte pochen mit leisem Finger, wie mahnend, des blauen Mittelmeeres Wogen. Geduld, Geduld, — ich komme; gönnt Zeit mir nur, die Blätter zu vollenden, die des Schlusses harren; ich bin Kaufmann, — abschließen laßt mich mein Konto, wie es Ordnung und Sitte; es soll nicht lange währen, — ehe die nächste Wache wechselt, muß alles vorüber sein, alles hinter mir. Das Siegel, das ich auf diese Blätter drücke, setze ich zugleich auf mein Dasein. Zu Ende, zu Ende. —

Ich öffnete die Thür meines Zimmer, halb erschreckt, halb unwillig, der nächtlichen Störung halber. Einer der jüngeren Diener stand auf der Schwelle, — während er zu mir sprach, kamen andere nach, — der Lärm im Hofe ward größer.

„Herr Kommerzrath,“ — der Bursche war leichenblaß und stammelte vor Erregung, — „ein furchtbares Unglück ist geschehen! Haben der Herr Kommerzrath vorhin einen Schuß gehört?“

„Keinen Laut.“ Die Spannung zu heucheln, gelang mir trefflich. „Was war's?“

„Uns kam es im Hause vor wie ein Knall, — aber wir forschten nicht weiter, denn er wiederholte sich nicht, und bei dem Wetter mochte keiner das Haus verlassen. Die meisten der Leute waren im Begriff, zu Bette zu gehen. Aber es war keine Einbildung, es ist ein Schuß gefallen, in unserem Garten sogar, und — erschrecken der Herr Kommerzrath nicht, — es ist jemand getroffen — tödtlich, der Herr Frankenthal aus Rothenstein liegt als Leiche mit einer Kugelwunde in der Tannenallee.“

„Frankenthal? Das ist entsetzlich!“ rief ich. „Aber um Gotteswillen, was hat der Mann denn zu so später Stunde in meinem Garten zu thun? Wer fand ihn dort?“

„Jakob, Herr Kommerzrath; er klagte über Kopfweh und wollte trotz des Unwetters ins Freie. Er kam mit der furchtbaren Nachricht heim, — er ist bereits wieder zurück an den Ort des Schreckens mit einigen Knechten, den armen Mann herzubringen.“

Ich athmete auf. Als Gutsherr hatte ich die Pflichten der Justiz auf meinem Besitz zu vollziehen. Ich hätte mich sofort an Ort und Stelle begeben müssen, Protokoll über die blutige That aufzunehmen. Jakobs Voreiligkeit erleichterte mir die Aufgabe; bis ich dort sein konnte, war die Leiche entfernt.

„Ich komme sogleich," sagte ich hastig; „geh jetzt, Anton, — ein Bote soll sofort zum Polizeipräsidenten nach Rothenstein sprengen, ein anderer zum Arzt, — geschwind, geschwind. Und noch eins: daß der gnädigen Frau der Unglücksfall solange als möglich verborgen bleibe, — ich selbst —"

„Da ist die gnädige Frau," sagte der Diener, mit den übrigen Zuhörern ehrfurchtsvoll zurücktretend.

Sie war's, um derentwillen Blutschuld meine Seele belastete, sie, die mich verrathen und zum Gegenstand einer verächtlichen Komödie gemacht. Siedendheiß rann es, ein Feuerstrom, durch meine Adern, eine Lust, eine Wallung der Hölle tobte in mir; nie war sie mir so schön erschienen, nie so begehrenswerth, als in diesem furchtbaren Augenblick. —

Ein weißes Negligée, in sichtlicher Eile übergeworfen, darüber ein kurzer, pelzgefütterter weißer Kragen, das reiche Haar von einem schwarzen Spitzentuch bedeckt, bleich und furchtbar erregt, — ich sehe sie noch, noch jetzt, wo mein ganzes Denken, mein ganzes Hoffen der Erde entrückt sein sollte, — wie ich mich sehne nach den kühlenden Wogen, zu bergen Gluth und Reue und Erinnerung.

Sie warf sich, ungeachtet der Gegenwart der Domestiken, ganz ihrer sonstigen ruhigen Weise entgegen, an meine Brust, als suche sie in höchstem Schrecken eine Stütze.

„Waldenau, was ist geschehen, in unserm Hause geschehen?"

So angstvoll, im Ausdruck des innigsten Mitgefühls Melanies Stimme klang, ich hatte sie anders erwartet. — War das die Bewegung eines Weibes, das des Freundes zu nächtlicher Stunde harrte und seines Mordes Kunde vernimmt? — Weib, Weib, ist denn nichts an dir wahr, als deine Larve, hast du denn auch für ihn kein Herz gehabt, war er dir nichts, als eben nur einer Laune Spielwerk? Kein Leander war er, das weiß ich, aber du bist keine Hero.

„Erhole dich, Melanie, Liebe," sagte ich, ihre zitternde Hand erfassend und sie in mein Zimmer führend. „Bleib hier, bis ich wiederkehre, die Pflicht ruft mich an den Ort der That. — Ihr," wandte ich mich an die Leute des Hauses, „sehet zu, ob ihr bei dem Transport, bei dem Empfang des Verunglückten Beistand leisten könnt, — gleich bin ich draußen."

Mit diesen Worten trat ich mit meiner Gattin ein, — hinter mir schloß ich die Thür. Glühend, leidenschaftlich zog ich Melanie an meine Brust:

„Mein, ganz mein, ich habe dich der Hölle abgekauft, — durch dich ward ich zum Verdammten, — ich will meinen Lohn."

Los rang sich Melanie, mit Augen des Entsetzens starrte sie mich an. „Waldenau, bist du wahnsinnig geworden, — hat dich der Schrecken verwirrt? In dieser furchtbaren Stunde denkst du an anderes, als deine Pflichten zu erfüllen, die dir als Gutsherr obliegen, deine ganze Theilnahme als Mensch jenem Unglückseligen zuzuwenden, dessen Blut nach Rache schreit."

„Meine Theilnahme?" Wild lachte ich auf. „Meine Theilnahme, damit die Komödie vollkommen sei? Ja, Melanie, wir wollen sie spielen, die Fortsetzung des lustigen Stücks, das seinen ersten Akt begann im Kasinosaal zu Rothenstein und endete im Garten auf Haineck. Ich will mit einem Trauerflor den Schänder meiner Ehre zu Grabe geleiten, und meine tugendsame Gattin, die ihm die Myrthe nicht mehr opfern kann, soll dem todten Freund Cypressen streuen. O, es soll lustig werden, wenn wir unter heuchlerischen Thränen uns heimlich ins Antlitz lachen."

(Schluß folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Ein leichtes Roth flog über Wanda's Wangen. Diesen Besuch hatte sie am wenigsten erwartet.

Hildegard Schneemann war in überschwänglicher Freude auf die Frau Doktor zugestürzt und begrüßte sie stürmisch. Die Dame streichelte zärtlich die Pausbacken des jungen Mädchens und stellte ihr den Herrn, welchen sie mitgebracht hatte, vor:

„Herr **Redakteur** Lauter," sagte sie, mit besonders nachdrücklicher Betonung des Redakteur. „Fräulein Hildegard Schneemann — das Töchterchen unsers besten Freundes, des Herrn königlich preußischen Baumeister und Oberbaurath Schneemann."

Die junge Dame machte eine jener knixenden Verneigungen, wie sie in den Tanzstunden der „guten" Gesellschaft den Mädchen sorgfältigst eingepaukt werden; nur brauchte sie nicht den dritten Theil der vorschriftsmäßigen Zeit dazu. Dabei ließ sie einen raschen prüfenden Blick über den gleichfalls ziemlich ceremoniell sich verbeugenden jungen Herrn streifen. Was sie sah, mußte ihren Beifall haben, denn ein schmachtendes Lächeln legte sich um ihre rothen Lippen.

Wanda hatte in ihrer ersten Ueberraschung wieder dasselbe Vergehen gegen den guten Ton begangen, dessen sie sich Fritz Lauter gegenüber schon so oft schuldig gemacht hatte. „Fritz," hatte sie gerufen — nicht laut genug, um Hildegard aufmerksam zu machen, die, seit sie die Portièren rauschen gehört, nur Aug' und Ohr für die Kommenden gehabt hatte, aber auch nicht so leise, daß das Wort nicht an das für alle Anstandsvergehen merkwürdig scharfe Ohr der Frau Doktor und auch an das ausnahmslos für alles Hörbare gleich sehr empfängliche Ohr Fritz Lauters gedrungen wäre. Beide antworteten mit einem Blick; aber während der aus den Augen der alten Dame sich vorwurfsvoll und verweisend auf den reizenden Zögling richtete, schien der andre freudig, wenn nicht gar begeistert danken zu wollen.

„Der Herr Redakteur Lauter kommt, um sich zu verabschieden, liebes Kind, er macht eine Reise, eine längere Reise, nicht wahr?"

„Wie lange ich abwesend sein werde, kann ich noch nicht absehen," erwiderte Lauter. „Ein paar Wochen können's aber werden. Ich gehe nämlich als Berichterstatter unserer Zeitung ins Gebirge, ebendahin, wo wir uns Weihnachten getroffen haben, Fräulein Wan—, Fräulein Alster," verbesserte er sich rasch, als er die kleinen Augen der Frau Doktor würdevollen Ernstes möglichst weit aufgerissen auf sich gerichtet sah.

„Worüber sollen Sie denn da Bericht erstatten?" fragte Wanda.

„Ueber die Aufnahme und die Ausdehnung der riesigen Bahnarbeiten, welche jetzt da oben an allen Ecken und Enden beginnen werden, und über die Stimmung der Bevölkerung, welche sehr aufgebracht darüber ist, daß die Arbeiten, dem ausdrücklichen Versprechen zum Trotz, das man den Leuten gegeben hat, fremden Arbeitern übertragen worden sind."

„Also ist es wahr, und es ist schon ganz fest abgemacht, daß die Leute im Gebirge die Arbeit nicht bekommen?"

„Nun, vorläufig sind im ganzen gegen zweitausend Italiener und ungefähr dreitausend sogenannte Wasserpollaken auf ein halbes Jahr engagirt, von den letzteren hat heute schon der erste Trupp, ein paar hundert Mann stark, P. passirt, um morgen früh an der Arbeitsstelle anzutreten, da der ausnahmsweise günstige Frühling dem sofortigen Beginn der Arbeiten alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hat. Wenn die Leute im Gebirge für denselben Lohn arbeiten wollen, wie die Fremden, so können neben den bis jetzt engagirten **noch** einige tausend Mann Arbeit finden. . . ."

Hildegard Schneemann klatschte triumphirend in die Hände:

„Siehst du, meine kleine Wanda, wie ich recht hatte und wie du unrecht hattest mit deinem ungeheuren Mitleid für die Gebirgsleute, sie bekommen also Arbeit, trotzdem sie schon von vornherein undankbar genug waren, um zu räsonniren."

„Sie **bekommen** Arbeit, aber sie können diese Arbeit nicht brauchen," erwiderte Fritz Lauter mit beinahe streng klingender Entschiedenheit.

Hildegard sah den Sprecher mit geöffneten Lippen ganz erschrocken an:

„Aber, mein Gott, was soll das heißen, nicht brauchen, — ich dächte doch —"

„Das soll dasselbe heißen, Hildegard," nahm Wanda das Wort, „was ich dir soeben gesagt habe. Die armen Leute sollen für die Herren von der Eisenbahn um einen so geringen Lohn arbeiten, daß sie dabei nicht bestehen können — —"

Fritz Lauter schaute Wanda erstaunt in das geröthete Antlitz: „Gewiß, so ist's und noch mehr. Im Frühjahr und Sommer haben die Bewohner des Gebirgs ohnehin schlechtbezahlte Arbeit genug. Da haben die Bauhandwerker zu thun und auf dem Felde gibt's zu schaffen, soviel sie nur brauchen. Aber selbst die schlecht bezahlte Feldarbeit wird bei uns immer noch besser bezahlt, als jetzt die Eisenbahnarbeit bezahlt werden soll — da ist's wohl erklärlich, daß die Fremden an den Hiesigen keine Konkurrenten finden."

„Man nimmt eben die Arbeiter so billig, als man sie findet, hat der Herr von Sommer gesagt;" erwiderte Hildegard in schnippischem Tone; „und ich gebe ihm darin vollkommen recht. Du kaufst deine Handschuh, Wanda, auch da, wo du sie billiger bekommst, wenn du weißt, daß sie dort ebenso gut sind, als in einem Geschäft, in dem du eine Mark mehr bezahlen mußt für's Paar."

„Handschuhe sind auch keine Menschen, mein Fräulein," warf Fritz ein. Auch Wanda wollte scharf entgegnen. Aber die Frau Doktor Winter, welche bisher stumm zugehört hatte, intervenirte:

„Streitet euch doch nicht um so — wie soll ich sagen? — ignoble Fragen, lieben Kinder. Was geht es uns an, ob die Eisenbahn von Italienern oder Deutschen gebaut wird, wenn wir nur im Sommer nächsten Jahres in drei oder vier Stunden bis in den höchsten Theil unsres Gebirges kommen können, wo es ganz himmlisch sein muß."

Fritz Lauter biß sich auf die Lippen, aber er schwieg. Wanda sah zu ihm auf; sie begriff, daß es ihm nicht leicht sein könne, auf die Bemerkung der Frau Doktor eine gepfefferte Antwort schuldig bleiben zu müssen.

„Glauben Sie auch, daß es da oben zu Unruhen kommen kann?" fragte sie schnell.

„Die Nachrichten, die der ‚Tageskorrespondent' bekommen hat, lauten in Uebereinstimmung mit denen, welche mir meine Verwandten im Gebirge gegeben haben, keineswegs beruhigend. Die Aufregung soll eine sehr große sein, und besonders in der Gegend, wo die hochberger Kohlengruben liegen, aus denen seit einem Jahre wegen ungenügenden Erträgnisses nicht mehr gefördert wird, sollen die Leute fest entschlossen sein, die Fremden an dem Beginn der Bahnarbeiten zu hindern."

„Aber sagen Sie Fritz, ich bitte Sie, was soll daraus werden?"

Die Frau Doktor erhob sich geräuschvoll — wieder diese Anrede — Wanda war doch noch das reine Kind. „Wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen, liebstes Kind? Die Sonne scheint noch so warm und du scheinst mir so ungewöhnlich erregt, — die gute Hildegard und der Herr Redakteur begleiten uns wohl?" —

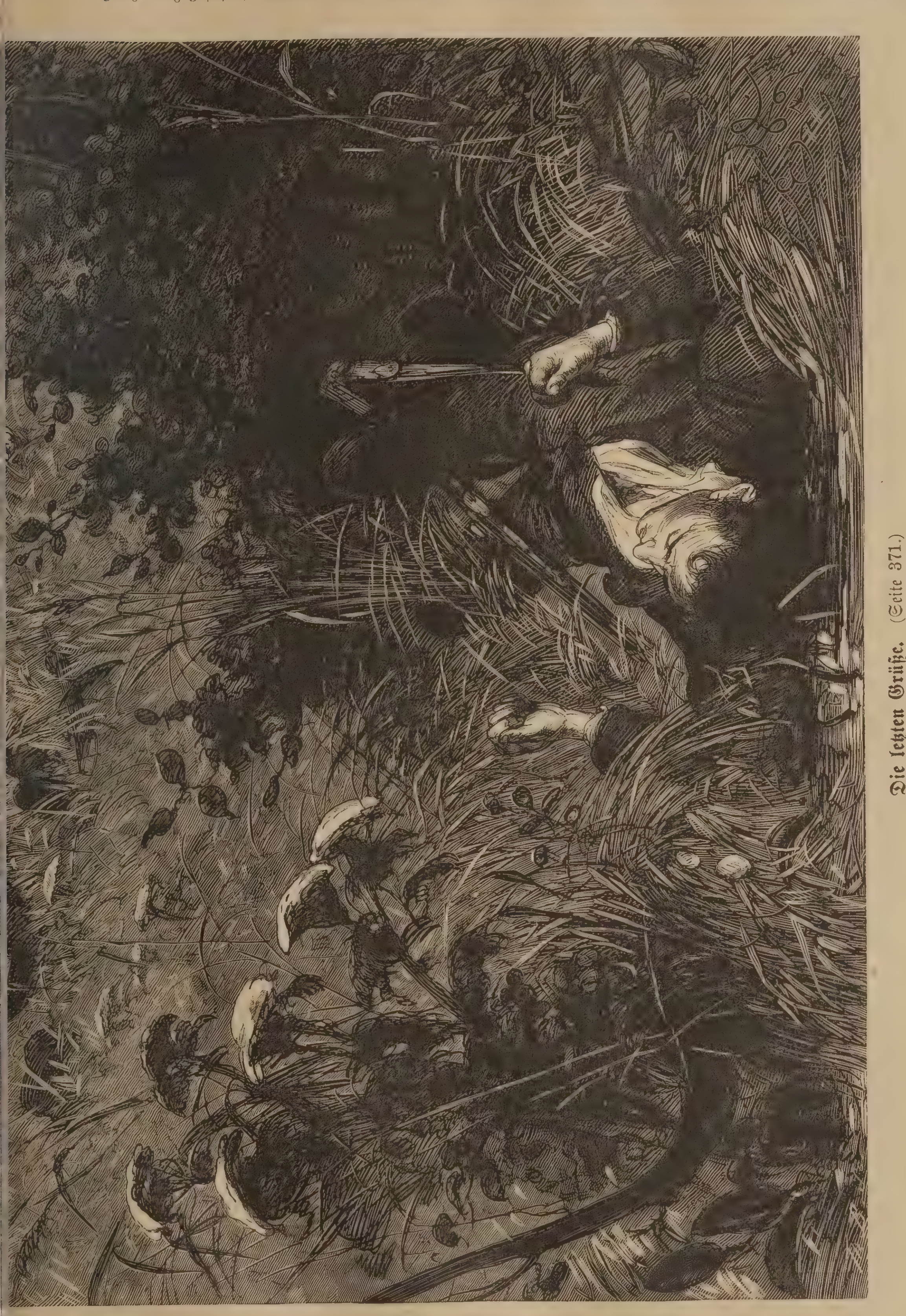


Fritz bat um Entschuldigung. Er habe sich heute noch auf seine für morgen in aller Frühe beabsichtigte Abreise vorzubereiten und von seinem Chef Instruktionen zu empfangen. Wenn die Frau Doktor und Wanda ihm Aufträge zu geben hätten, etwas zu übermitteln oder auszurichten an die Bekannten, welche sie

im Gebirge gewonnen, so stelle er sich ganz ihnen zur Verfügung.

Die Frau Doktor trug ihm Grüße an einige Dutzend Pastorenfrauen und andere Damen auf; Wanda bat ihn um besondere, ganz kurz gefaßte, aber nur das Wesentliche enthaltende Berichte, da sie meinte, daß der „Tageskorrespondent“ doch nicht immer so zeitig, als es ihr Herz begehrte, die Nachrichten bringen, und daß er, wenn die Dinge schlimm ständen, vielleicht auch mit der vollen Wahrheit hinter dem Berge halten würde.

Fritz Lauter beeilte sich, in einer Weise, die der Frau Doktor Winter garnicht gefiel, zu versichern, daß er nicht nur seiner Zeitung, sondern — und mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit, Wanda's Korrespondent sein wolle, — er könne aber nur sagen: mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit, weil er gewiß dafür sorgen wolle, daß die volle Wahrheit — sei sie, wie sie möge — im „Tageskorrespondenten“ zur Veröffentlichung gelange.



Die letzten Grüße. (Seite 371.)

Die Unterhaltung der beiden jungen Leute, deren Vertraulichkeit und Herzlichkeit allgemach das verwunderte Aufmerken Hildegard Schneemanns erweckt hatte, wäre gewiß noch nicht sobald zu Ende gewesen, trotzdem Lauter so nothwendige Amtsgeschäfte erwarteten, wenn die Frau Doktor nicht das Promeniren im Garten gar so eilig gehabt und Hildegard den schnippischen Vorschlag gemacht hätte, sie wolle mit der alten Dame indessen nach dem Garten vorangehen, damit „unsre liebe Wanda“ bei der Ertheilung ihrer Aufträge an ihren Spezialkorrespondenten sich nicht allzusehr beeilen müsse.

Bei dem Abschied Fritz Lauters passirte von neuem ein Anstandsvergehen. Er und Wanda drückten sich zu ersichtlichster Entrüstung der Frau Doktor die Hände. Zur Strafe dafür neigte die Dame ihrerseits kaum das gewichtige Haupt und verabschiedete den „Herrn Redakteur“ nur wie eine Königin mit einer nachlässigen Handbewegung.

* * *

Wenige Tage nach der zur vorausbestimmten Zeit erfolgten Abreise Fritz Lauters ins Gebirge ging der Chefredakteur Schweder unmuthig und grübelnd in seinem Arbeitszimmer hin und her.

„Die Wichtels sind an der Arbeit und energischer als je, da ist kein Zweifel. Der Alte hat meinen braven Bundesgenossen im Verwaltungsrathe bereits unter und die Heranziehung der fremden Arbeiter ist, so schlau er sich auch hinter andere versteckt hat, ganz allein sein Werk. Den täppischen Bären, den Schneemann, hat er auch gewonnen, sodaß es mich viel Arbeit kosten wird, die beiden wieder auseinander zu bringen. In der That, ich habe alle Hände voll zu thun, wenn ich — wie ich's war — Herr der Situation bleiben will. Dazu noch diese vertrackte Ueberhäufung mit wichtigen Redaktionsarbeiten — fatal, höchst fatal, daß ich das anstellige Kerlchen, den Lauter, grade jetzt fortschicken mußte. Aber es ging nicht anders, — dort oben ist diesmal ein zuverlässiger, bei dem niederen Volke Sympathien erweckender Korrespondent unbedingt nothwendig, und dann mußte er auch hier das Feld räumen um — nur um ihm den ersten Schmerz zu ersparen, den er empfinden müßte, wenn er mit zusehen sollte, wie ich ihm das Herz

seiner Angebeteten abwendig mache." Er nahm einen langen Zug aus seiner duftenden Havannacigarre und stieß den Rauch in einer Reihe von Ringen langsam wieder aus. Während dieses halb nur gedachten, halb leise vor sich hin geflüsterten Selbstgesprächs schien viel von dem Mißmuthe, der ihn beseelt hatte, gewichen zu sein. Er ließ sich langsam und fast behaglich auf einem bequemen Armsessel nieder, während er fortfuhr:

„Ich bin eigentlich garnicht dazu aufgelegt — schon lange nicht mehr und jetzt weniger als je, galante Abenteuer zu bestehen und Liebesnetze auszuwerfen. Aber es ist auch eine geschäftliche, gewissermaßen politische Nothwendigkeit für mich in diesem Augenblick, — eine Nothwendigkeit, die auf die Nägel brennt. Alster muß an mich gefesselt werden mit Ketten, die weder er noch andere zerreißen können. Es möchten ihm sonst die andern helfen, dahinterzukommen, wie ich mit ihm gespielt habe, wie ich ihm mehr als ein X für ein U gemacht, — pah! Es gilt eben rasches Handeln — sehr rasches freilich — —"

Herr Schweder unterbrach sich plötzlich — man klopfte ziemlich stark an die Thür.

„Herein."

Herr Prell trat mit unangenehm süßlichem Lächeln auf dem früh verwitterten Gesicht ein:

„Bitte um Entschuldigung. Störe wohl in schwieriger Arbeit? Hatte schon einigemale leiser geklopft."

„Was bringen Sie?" fragte Schweder kurz.

„Wollte mir nur die Frage erlauben, ob ich den Leitartikel in den Satz geben könnte, — der Metteur erklärte, er könne nicht länger warten, wenn das Blatt rechtzeitig in die Maschine sollte."

Der Chefredakteur murmelte etwas wie „Unverschämtheit!" und sagte dann laut:

„In einer halben Stunde ist der Artikel fertig, — die Leute in der Druckerei müssen sich heute einmal die Arbeit anders eintheilen!" Ohne sich weiter um den Kollegen Prell zu kümmern, ergriff er die Feder und begann an dem schon halb fertigen Artikel weiterzuschreiben.

Prell zog sich grinsend zurück. Herr Schweder sollte aber heute noch öfter gestört werden. Nach fünf Minuten klopfte es wieder, und ohne das übliche Herein! abzuwarten, öffnete wieder Herr Prell, um die schadenfroh klingende Mittheilung zu machen, daß eine Dame da sei, welche in dringender Angelegenheit den Herrn Chefredakteur zu sprechen wünsche. Ehe noch Schweder, abweisend, wie er es beabsichtigt hatte, antworten konnte, hatte sich der liebenswürdige Kollege schon wieder zurückgezogen und der Angemeldeten die offene Thür in die Hand gegeben.

Zu Schweders höchster Ueberraschung erschien die schöne Frau Senkbeil auf der Schwelle.

„Ich komme, um dem Herrn Schweder, meinem Freunde und dem Freunde meines Gatten diesen an mich gerichteten und vor einer Stunde in meine Hände gelangten Brief zu zeigen und ihn um Auskunft, um Aufklärung, um Genugthuung, um — o, ich weiß nicht, um was sonst noch zu ersuchen — —"

Die schöne Frau stand hoch aufgerichtet, mit blitzenden Augen und wogendem Busen vor Schweder, der sich erhoben hatte und mit gespanntester Aufmerksamkeit in den die tiefste Aufregung verrathenden Gesichtszügen seines Gegenübers zu lesen suchte. Er griff nach dem Briefe, den sie ihm hinreichte, — dann ging er, um die Thür zu schließen, welche sie, sehr zur Befriedigung des im andern Zimmer, wie es schien, schon wieder eifrig beschäftigten Herrn Prell, achtlos weit offen gelassen hatte.

So erstaunt Herr Schweder war und so sehr ihm auch einleuchtete, daß ein Gewitter über sein Haupt hereinzubrechen im Begriff sei, so wenig hatte er doch seine Kaltblütigkeit verloren. Er schaute vielmehr wieder in seiner ganzen weltüberlegenen Ruhe dem Kommenden entgegen, als er der Dame in kavalierer Liebenswürdigkeit einen Sessel präsentirte, während er gleichzeitig durch ein sehr verständliches Mienenspiel andeutete, daß es sich erst darum handelte, einen unberufenen Hörer zu beseitigen.

Frau Senkbeil nahm den Sessel nicht an. Sie trat ans Fenster und kehrte Schweder den Rücken. Dieser nahm die Blätter, auf welchen der fertige Theil seines Leitartikels stand, und ging mit ihnen nach einem ruhig-höflichen „Bitte nur auf einen Augenblick um Verzeihung, gnädige Frau," in das andre Zimmer, um den Kollegen Prell mit dem Leitartikelfragmente nach der Druckerei zu schicken.

„Sie begeben Sich dann wohl unverzüglich zu Herrn Klose — Sie wissen seine Wohnung — von der Druckerei etwa zehn Minuten — und bitten ihn in meinem Namen auf das dringendste, uns heut sowie morgen redaktionelle Aushülfe leisten zu wollen."

Herrn Prell schien diese Mission grade in diesem interessanten Augenblicke garnicht angenehm zu sein, aber er wußte, daß sein Chef, wenn er mit solch' freundlicher Entschiedenheit sprach, keinen Widerspruch vertrug. Er nahm daher die beschriebenen Blätter, verbarg durch eine leichte Verbeugung ein höhnisches Lächeln und verschwand.

Nachdem die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war und Herr Schweder die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihn in der nächsten halben Stunde niemand stören könne, dem er nicht selber die Thür öffnen würde, kehrte er zu der auf ihn, wie es schien, mit Ungeduld harrenden Dame zurück.

Als sie ihn kommen hörte, wendete sie sich nach ihm um, — sie hatte die Arme über dem Busen gekreuzt, als wollte sie sein stürmisches Auf- und Niederwogen mit Gewalt unterdrücken, aber die rebellische Brust ließ sich nicht zwingen, die Augen sprühten Flammen wie vorher und die schneeweißen Zähne klemmten die Unterlippe zwischen ihren Perlenreihen, daß sie blutete.

„Also hier — der Brief."

Schweder ging ohne ein Wort zu verlieren an die Lektüre. Als er die Handschrift sah, glitt gedankenschnell ein Schatten des Erschreckens über sein Gesicht. Dann aber las er halblaut und nicht das geringste Zeichen einer Gemüthsbewegung verrathend die folgenden Worte:

„Frau Senkbeil, Hochwohlgeboren, hier.

Gnädige Frau.

Sie und die Unterzeichnete sind Leidensgefährtinnen. Wir sind von ein und demselben Manne schmählich, elend betrogen worden. Ich bin verheirathet wie Sie, werde von meinem Manne angebetet, wie Sie wahrscheinlich nicht minder, liebte mit unaussprechlicher, nicht zu bändigender, verzehrender Leidenschaft einen andern, wie Sie, verrieth meinen Mann, wie Sie, und wurde von dem Manne, den ich so wahnsinnig liebte, wieder verrathen, wie Sie. Sie werden zugeben, daß ich recht habe, — wenn ich Ihnen den Namen des lieb- und ehrlosen Verräthers nenne — er heißt Schweder — Edmund Schweder. Ich aber bin vielleicht deswegen die Unglücklichere, die Meistbetrogene von uns beiden, weil ich, vor kurzem erst, meinem Gatten mein Vergehen an ihm und meine Liebe zu jenem gestanden, weil ich mit meinem Gatten dem andern zuliebe gebrochen habe, um mich von ihm auf ewig trennen zu lassen und jenem auch vor der Welt, vor den Menschen als sein rechtmäßiges Weib, als achtbare, ehrliche Frau anzugehören. Es war eine so unendlich süße, es war meine einzige Hoffnung — sie liegt zerschmettert — zerstäubt zu meinen Füßen. Ich bin vernichtet, gnädige Frau — Sie auch — —?

Christine Stein."

Schweder hatte bis zu Ende gelesen — so kaltblütig, als ginge ihn die Sache garnichts an. Nur kälter und härter war seine Stimme bei jeder Zeile, die er las, geworden.

Jetzt legte er den Brief auf sein Pult und schaute der in wilder Erregung bebenden Frau ins heißgeröthete Antlitz.

„Ich verstehe nicht, gnädige Frau — —" sagte er.

„Ah — Sie verstehen nicht — —"

Schweder ließ sie nicht fortfahren.

„Nein, ich begreife wirklich nicht, wie Sie, gnädige Frau, diese Zeilen aus der Feder einer Wahnsinnigen — dies und nichts anderes ist diese Christine Stein — in so offenbare Aufregung versetzen können."

Die Dame lachte hell auf.

„Vortrefflich, — diese Christine Stein ist wahnsinnig, und was sie da schreibt, ist alles nicht wahr, ist Hirngespinnst einer Verrückten, welche den unschuldigsten Menschen von der Welt die abscheulichsten Dinge nachsagt — Dinge, von denen auch nicht ein Buchstabe wahr — sondern alles — alles — nicht wahr, Herr Schweder? — pure, nichtige Erfindung ist, alles, mein Herr Schweder!?"

Die dunklen Augen der Frau funkelten und flammten, als ob sie den Mann versengen und mit ihrem Feuer vernichten wollten, auf den sie gerichtet waren.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. **Eduard Reich.**

V. Bekleidung und Betten.

Alle Bekleidung bezweckt, die Haut mit einer warmen Luftschicht zu umgeben und größere Ausstrahlung von Wärme zu verhüten. Je nach Jahreszeit und Witterung ist das Bedürfniß, den Wärmeverlust zu beschränken, verschieden, und die Gewohnheit des Individuums hat großen Einfluß auf dieses Bedürfniß. Je mehr und je vernünftiger ein Mensch abgehärtet ist, desto gesünder ist er und in desto geringerem Grade verlangt er nach Hüllen, welche die Ausstrahlung der organischen Wärme beschränken; denn es erzeugen seine Lebensvorgänge in diesem Falle eine bedeutende Menge Wärme, so bedeutend, daß immerhin viel davon frei ausstrahlen kann, ohne den Organismus zu benachtheiligen.

Der tägliche Gebrauch kalter Bäder und Waschungen, häufige Bewegung an freier Luft, passende Nahrungspflege und ein entsprechendes diätetisches Regiment des Geistes, dies alles vermindert in seiner Zusammenwirkung das Bedürfniß allzu warm haltender Kleidungsstücke.

Der weibliche Organismus kennzeichnet sich durch geringere Stärke der Athmungs-, Kreislaufs- und Muskelbewegungen, durch minder energischen Umsatz der Stoffe im thierischen Haushalte, daher auch durch Produktion kleinerer Wärmemengen. Dabei aber ist die Ausstrahlung von Wärme wegen dünnerer Haut und der Prozesse des Gattungslebens verhältnißmäßig bedeutender. Es folgt hieraus, daß das schöne Geschlecht nothwendig wärmerhaltender Kleidungsstücke bedürfe, als das männliche, und es kann täglich beobachtet werden, daß schon der natürliche Instinkt des Weibes dergleichen fordert.

Mangelhafte Bekleidung muß, wie aus dem Bisherigen klar wird, mancherlei und bedeutende Störungen der Gesundheit hervorbringen. Ist die Kleidung ungenügend, so schadet dies; ist sie zerrissen, so gefährdet dies Gesundheit, Sitte, Leben. Die nachtheiligen Wirkungen mangelhafter Bekleidung kommen um so mehr in Betrachtung, je rauher das Klima und je wechselvoller die Witterung ist, je ungenügender die Ernährung stattfindet und je deprimirter der Zustand der Seele sich zeigt. Daher pflegen arme, heruntergekommene Menschen, die in zerrissenen Kleidern einhergehen, Hunger leiden und die Pflege der Haut vernachlässigen, am meisten zu erkranken und in größter Zahl von Epidemien dahingerafft zu werden.

Bekleidung, welche allzu warm hält, erzeugt mancherlei augenblickliche Beschwerden und kann die Veranlassung von Krankheiten werden. Zunächst erwirkt sie größere Empfindlichkeit der Haut gegen Wechsel der Temperatur, Erhöhung der Hautausdünstung, der Schweißbildung, und gibt, wegen des Rapportes zwischen Hautthätigkeit auf der einen und Lungen- und Herzthätigkeit auf der anderen Seite, leicht zu Affektionen der Lunge und Störungen des Blutumlaufs Anlaß. Auch bedingen allzu warm haltende Kleider bei dauerndem Mißbrauch Erregung der sinnlichen Lust und fördern, natürlich immer nur in Verbindung mit verschiedenen anderen Momenten, Ausschweifung in Wein und Liebe.

An allen Orten, woselbst die Wechsel der Temperatur heftig und plötzlich eintreten, möge man die Haut mit Stoffen bedecken, welche Feuchtigkeit rasch aufsaugen und dabei doch in der Eigenschaft schlechter Wärmeleiter verharren. Zu derartigen Stoffen gehören Seide und Wolle; diese sind für Seefahrer und überhaupt alle Menschen, welche Klima- und Witterungswechseln ausgesetzt sind, die besten Materialien zu Unterhemden, Unterhosen, Strümpfen und Halstüchern. Alle anderen Leute, ausgenommen die empfindlichsten, benutzen am besten rauhe Leinwand zu Hemden und Unterhosen, weil dieselbe porös ist, die Hautausdünstung nicht hindert und die Hautathmung leicht ermöglicht.

Der beste Beweis, daß die Kleidung den körperlichen Bedürfnissen entspricht, ist, wenn man durch die Schwere derselben nicht belästigt wird, normal athmet, normal transspirirt, nicht schwitzt, nicht Kälte leidet, und sich wohl befindet.

Es macht ganz besonders sich nöthig, die Leibwäsche häufig zu wechseln; denn jeder Stoff, der unmittelbar auf der Haut liegt, nimmt die Produkte der letzteren auf, die in dem Gewebe des Kleidungsstückes sich umsetzen und, bei längerem Verweilen desselben auf der Haut, gesundheitsnachtheilig wirken. Ferner ist es unerläßlich, bei Tage ein anderes Hemd, als während der Nacht, zu tragen, und bei Tage das Nachthemd und während der Nacht des Tagehemd zu lüften. Bezüglich der Strümpfe möge beachtet werden, daß es durchaus nöthig sei, selbe möglichst oft zu wechseln und immer ganz und trocken zu erhalten.

Hände und Füße dürfen nicht erkältet, aber auch nicht allzu warm gehalten werden. Zu dichte Fußbekleidung hilft gerne Fußschweiße erzeugen, insbesondere, wenn die Möglichkeit nicht gegeben ist, während der Arbeit und des Aufenthalts im Hause die Stiefel mit bequemen Hausschuhen zu vertauschen. Weil die morgenländischen Völker ihre Füße nicht einzwängen, sondern immer bequemes Schuhwerk tragen, sind ihre Füße normal, verkrüppeln, schwitzen und stinken nicht. Die Mode der engen und harten Stiefel und die Vernachlässigung der Fußpflege kennzeichnet die Sklaven des Arbeitswahnsinns und des „Kampfes um das Dasein“, und ist demgemäß überall zu Hause, woselbst die Nationalökonomie mit ihrer falschen Vorstellung des Durchschnittsmenschen die Köpfe beherrscht und den rothen Faden alles Lebens ausmacht.

Diese Nationalökonomie hat als Wissenschaft ebenso, wie als Praxis, die abergläubische Voraussetzung eines gesunden, unverwüstlichen, in allem seinem Leben und Streben von glücklichem Erfolg begleiteten Durchschnittsmenschen, einer Arbeitsmaschine, eines Packesels, dem alles aufgepackt werden kann, der alles mit Freude und Wollust trägt, der immer erwirbt, immer spart, sein ganzes Können und Vollbringen nach der Uhr einrichtet, sein geistiges Leben nach den Gesetzen der Hand- und Erwerbsarbeit gestaltet und Gemüth absolut nicht kennt oder doch in aller und jeder Beziehung dem Mammon unterordnet. — Diese nämliche Nationalökonomie preßt den Fuß in den engen harten Stiefel, um ihn zu schädigen, krank zu machen, zu verunstalten.

Ich betrachte Fußbekleidung aus Thierhäuten, mögen selbe so oder anders präparirt sein, als etwas Gesundheitswidriges. Das beste Material zu Schuhen und Stiefeln dürfte das Holz sein, aber nicht in großen Stücken, sondern in feinen Fasern, die durch bestimmte Imprägnirung relativ wasserdicht zu machen wären und durch angemessene Zusammenfügung leichte Beweglichkeit des Fußes ermöglichten.

Kautschuk eignet sich zu Fußwerk nicht, weil es nicht porös ist, sondern den Fuß isolirt und die Produkte der Ausdünstung zu entweichen hindert, den Fuß in höherer Temperatur erhält und so gegen jeden Wechsel empfindlich macht.

Lederne Handschuhe entsprechen gleichfalls nicht den Grundsätzen der Gesundheitspflege; Handschuhe von Zwirn, Seide, Wolle sind entschieden besser.

Kravatten dürfen den Hals weder drücken, noch in seinen Bewegungen hindern, noch erhitzen. Man fertige dieselben aus Leinwand und Seide, oder Leinwand und leichten Wollenstoffen an, und lege sie locker um den Hals. Wer eines Halstuches sich bedient, wähle ein leichtes, nicht drückendes, nicht erhitzendes.

Dunkle Kleidungsstücke nehmen mehr Gase und Riechstoffe auf, als helle, absorbiren mehr Wärme, als helle. Ganz dasselbe gilt von rauhen Wollenstoffen, Sammet, Pelzen 2c., im Gegensatze zu glatten Stoffen, Leinwand u. s. w. — Daraus ergibt sich die hygieinische Regel, daß Farbe, Dichtheit und sonstige Beschaffenheit der Kleidung je nach Jahreszeit, Witterung, Wohnungsverhältnissen u. s. w., auszuwählen sei. Herrschen epidemische Krankheiten, so vermeide man den Gebrauch dunkler, rauher Kleidungsstücke so viel als möglich, und desinfizire derartige Kleider, wenn man dieselben zu tragen genöthigt ist, auf das sorgfältigste.

Es ist gut, bei der Kleidungsfrage die der Beschäftigung wohl in das Auge zu fassen; denn die Bekleidung muß ganz genau nach der Arbeit sich richten und bei jeder Arbeit sämmtlichen Anforderungen der Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Gesundheit entsprechen. Niemand nehme sein Arbeitskleid aus der Werkstätte in die Familie, sondern lasse dasselbe im Arbeitsraume zurück, wasche und lüfte es häufig.

Je nach Alter, Geschlecht und anderen individuellen Beziehungen muß die Kleidung verschieden sein und erwählt werden. Kinder und Frauen bedürfen, ihrer Organisation gemäß, weicher und auch wärmer haltender Kleidungsstücke. Es ist höchst un-

sinnig, wenn man Kinder zur rauhen Jahreszeit mit theilweise nackten Armen und Beinen umherlaufen läßt, und wenn junge Mädchen im Winter halb entblößt einhergehen. Es ist auf der anderen Seite höchst widerlich, wenn Jünglinge wie Greise verpackt umherschleichen und vor jedem Windhauche zittern.

Frauen, welche die ihrem Geschlechte eigenthümlichen kritischen Zustände durchmachen, Kinder säugen u. s. w., müssen während dieser Zeit etwas wärmer sich bekleiden. Auf diese Art erhalten sie das zu normalem Bestehen nothwendige Gleichgewicht der Wärme und bewahren sich so vor krankhaften Affektionen.

Möge jemand leichter oder wärmer gekleidet gehen, er unterlasse niemals, die nöthige abhärtende Hautpflege zu praktiziren; denn ohne dieselbe nimmt die Empfindlichkeit für alle Wechsel der Temperatur enorm zu, und zuletzt reicht auch die wärmste Bekleidung nicht mehr aus, den Zweihänder vor Kälteleiden und Erkältung zu schützen.

Nachtkleidung und Bett sind Gegenstände von entscheidender Wichtigkeit. Von Kranken und Genesenden, deren Kleidung und Bett der Arzt zu bestimmen hat, abgesehen, kann im allgemeinen ausgesprochen werden, daß gesunde Menschen im Bette, wenn dieses wohl beschaffen ist, nur eines Nachthemdes bedürfen. Man gewöhne die Kinder niemals an Nachtjacken, Schlafmützen, Halstücher, Unterhosen, Unterröcke, Strümpfe u. s. w. im Bette, noch weniger an dichtere Nachtkleider von Leder, Pelzwerk u. dergl. Alle diese Stoffe hindern die freie Hautthätigkeit und erzeugen mancherlei Störungen der Respiration und des Blutumlaufs, schwere Träume und Schweißbildung.

Des Nachts nimmt man mehr Sauerstoff durch die Lunge auf, als bei Tage, gibt mehr Wärme ab und erzeugt weniger Wärme, als bei Tage. Aus diesen Gründen ist es nöthig, während des Schlafs die Thätigkeit der Lunge und der Haut nicht zu beschränken, und andererseits der allzu bedeutenden Ausstrahlung von Wärme zu begegnen. Jenes geschieht durch leichte Nachtbekleidung, am besten ein Hemd aus rauher Leinwand, und durch Schlafen in einem durch guten Ventilator stets mit guter Luft versehenen Zimmer; dieses durch angemessen warm haltendes, gutes Bett.

Gewiß wäre es das beste, alle Federbetten der Welt in einem wohl ziehenden Eisenschmelzofen zu verbrennen und durch Betten aus Wollendecken, Seegras- und Waldwollenmatratzen u. s. w. zu ersetzen. Federbetten lassen nicht so gründlich sich reinigen, als die anderen der genannten Stoffe, nehmen mehr Ansteckungsstoffe und Miasmen auf, und geben, besonders wenn sie zu schwer sind, zu allerhand Störungen der Gesundheit Anlaß.

Das Bett gehört, seiner Wesenheit und Bestimmung nach, zu dem Kapitel der Bekleidung, ist ein Schutzmittel gegen die Folgen von Temperaturwechseln, und soll die für Leben, Gesundheit und Schicksal des Menschen so bedeutungsvollen Stunden des Schlafes sichern und von bester Wirkung machen helfen.

Reine Bettwäsche ist ein großes Erforderniß der Gesundheit; man soll in jeder Woche Wechsel der Laaken und Ueberzüge vornehmen.

Eiserne Bettstellen verdienen, bei guter Konstruktion, den Vorzug vor anderen, Stahlfedermatratzen mit Polsterung von Seegras, Waldwolle oder gutem Heu, sind besser, als Matratzen von Pferde- oder Kuhhaaren. Strohsäcke halte ich für verwerflich, weil sie zu leicht Contagien und Miasmen aufnehmen und nicht so gut zu reinigen und lüften sind, wie andere Unterlagen.

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später.

Große Soirée bei dem Chef der „Alten Welt", Herrn Doktor Wolkenbauer! — Bin eingeladen, daran theilzunehmen. — — —

Nachts. Nun bin ich glücklich wieder daheim. Leckerbissen, gute Getränke in großen Quantitäten, nichtssagendes Geplauder, fade Schmeicheleien und Selbstbelobungen. — — Vor allen diesen Dingen habe ich zur Genüge bekommen. — Das eifrige Bemühen des Dr. Wolkenbauer, mich mit der Gesellschaft näher bekannt zu machen, wies ich energisch zurück mit den Worten: „Ich fühle mich als Zuschauer behaglicher als der Akteur!" Ich wurde vorgestellt und bei der Vorstellung blieb es. Für mich war es von größerem Interesse zu sehen und zu hören, als gesehen und gehört zu werden. So nahm man wenig Notiz von meiner Anwesenheit und nur zwei junge Damen ließen es sich angelegen sein, mich zu einem literarischen Gespräch zu bringen. — „Ich habe Ihren Aufsatz über L. gelesen," sagte die eine mit Stolz. „Sie sind ein gefährlicher Mensch. Sie lassen dem geistreichen Schriftsteller kein gutes Haar auf dem Kopfe. Und doch ist er ein so angesehener nnd beliebter Mensch!" — „Das heißt," setzt ich hinzu, „daß ich nicht das Recht habe, so henkerrichterlich zu verfahren?" — — — „O doch," nahm die andere Dame das Wort. „Was Sie sagten, war recht. Es gefällt nur den Freunden des Schriftstellers nicht, so scharf die Wahrheit zu hören!" — Mit diesem Ausspruch gab sie sich das Aussehen eines selbstgefälligen Wesens und fuhr dann fort, ihre ganzen literarischen Kenntnisse auszukramen wie ein schachernder Jude, der ungefragt seinen ganzen Vorrath von Verkaufsgegenständen anpreist. „Sie waren in Ihrem Institut recht fleißig," sagte ich endlich, „Sie demonstriren wie aus einem Buche. Ich muß gestehen, mich lassen die Details, die Daten, die kleinen Anekdoten unberührt; für mich hat nur das Ganze Werth, der Geist, der aus einem Werke spricht, nur die Auffassung des Schriftstellers von seiner Zeit, von den brennenden Fragen und der künstlerischen Behandlung und Weiterentwickelung derselben. Wer seine Zeit nicht versteht, sich von dem Pulsschlage derselben fernhält, sich in Spielereien verliert, oder wer es unternimmt, dem Zeitgeiste entgegenzuarbeiten, der muß darauf gewappnet sein, vernichtet zu werden. So ist es in allen Verhältnissen des Menschenlebens. In der Literatur, in der Politik, in der Wissenschaft und Kunst. Die fortschreitende Zeit zermalmt die kleinen Geister!" „Die Plaisirmichel!" lachte die erstere Dame, eine schöne schmachtende Blondine. „Ich wette, Sie denken über uns eben nicht besser!" „Ich denke", antwortete ich, „über keinen Menschen als Person schlecht, aber ich denke, daß in unseren modernen Instituten allzusehr das Aeußere, die Schale kultivirt werde, mehr als der Kern, und daß unserer Zeit völlig das Verständniß für die ersten Begriffe fehle, die nöthig sind, um einen Kunstzweig oder einen Wissenszweig einigermaßen zu verstehen." — „Danke schön," rief ziemlich laut die zweite Dame, „Sie sind göttlich grob und aufrichtig, ein Urgermane mit wallendem Haupthaar, das Schwert oder die Keule in der Rechten." Ich schwieg und ertheilte meinen Gedanken über die alles Mögliche in den Kreis ihrer oberflächlichen, unverständigen Betrachtung ziehende Unterhaltung unumschränkte Audienz. — Was waren mir die Anwesenden alle anders, als denkschwache und denkträge Tröpfe? —

Es war ein schöner Abend. Der Mond schien hell und freundlich auf uns herab, als wir von Liebers Garten hinausschritten. Elisabeth hatte einen Korb mit Früchten in der Hand. Ich ging neben ihr, erst gedankenvoll, dann gesprächig, wohlgelaunt, und schließlich eroberte ich mir den Korb, den sie mir zu tragen verweigert hatte. Bei jedem Punkte, der uns eine schöne Aussicht auf die Umgebung erlaubte, blieben wir stehen, um unsere Freude an dem Schauspiel auszutauschen. Elisabeth wies hin auf die Konturen der in der Ferne liegenden Berge, auf die Farben, die den Höhenzug umgaben, auf den Himmel, hoch über uns, auf den Mond, kurz, auf all' die Dinge, die einen prächtigen Sommerabend so anziehend und bezaubernd machen. Ich blickte auf sie und nickte nur mit dem Kopfe, denn ich dachte nur ihrer als dem Mittelpunkt dieses Bildes. Unwillkürlich reimten sich meine Gedanken, und ehe wir vor dem Stadtthor angekommen waren, stand ein Lied tadellos in meinem Kopf. Ich habe es in meinem Album aufgeschrieben. — Elisabeth mochte wohl von meiner Dichterei gemerkt haben, denn sie sagte schließlich, als ich wieder mit ganzer Seele ihr zuhörte: „Und nun müssen Sie mir einen Vortrag über die Naturgeschichte des Himmels halten. O, ich bin recht unwissend in diesem Zweige, und ich weiß nur, gleich allen meinen Freundinnen, daß da oben der Mond einhergeht, daß da Sterne stehen und zuweilen ein Komet sichtbar wird, und oft von dort Sternschnuppen oder Meteore auf die Erde fallen. Man hat uns zwar gelehrt, dort oben sei der Himmel; aber

wenn die Erde sich dreht, so ist doch überall oben und unten, diesseits und jenseits der gepriesene Ort!" — Ich setzte meinen Korb auf die Erde und fing an, ihr die neuesten Forschungen am Himmelsgebäude in einfachen Worten mitzutheilen. — Wie lange ich zu diesem Vortrag gebraucht habe, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß Elisabeth mit weitgeöffneten Augen die neuen Mittheilungen in sich aufnahm und jedesmal, wenn ihr etwas einfach und gegen die althergebrachten Ansichten gar einleuchtend erschienen war, mit lauten Beifallsworten ihren Gefühlen Ausdruck gab. — Als ich meinen Korb wieder von der Erde aufnahm, durch die Begeisterung, in die mich meine eigenen Worte versetzt hatten, aufgeregt, drückte sie meine Hand und sagte leise, den Mond nun mit andern Augen anschauend: „Ich danke, o, ich danke Ihnen." — Ich hielt ihre Hand in der meinen und ihre Hand zitterte ein wenig, als ich erwiderte: „O, ich wollte, daß ich fortfahren könnte, alles, was ich in durchwachten Nächten und Abenden mir Wissenswerthes angeeignet, Ihnen zu erzählen. Wo ist eine Seele, die mir aufmerksamer zulauschte, die mich besser und williger verstünde, als Sie, Elisabeth?" — Sie lächelte sanft und schaute mich so kindlich-freudig an, daß ich es jetzt war, der ihre Hand ergriff, um sie mit sonderbaren Gefühlen an meine Lippen zu drücken. — „Kommen Sie," mahnte sie darauf, „es ist spät und die Eltern werden uns schelten." — Wir gingen stumm heimwärts. —

Man kann es als Zeitungsschreiber keinem Menschen recht machen. Es vergeht fast kein Tag, an welchem die Post nicht Stöße von Beschwerdeschriften, Wunschzetteln und Ergänzungsartikeln uns zuträgt. Wollte man alles beantworten, was Laune, Unverstand und Egoismus diktirt hat, so würde man nie zu Ende und an sein Geschäft kommen. Der Papierkorb also muß das Meiste in seinen geräumigen Schoß aufnehmen. Zuweilen überfallen uns auch besonders muthige Personen persönlich mit ihren Wünschen und Forderungen, und wenn ich in der ersten Zeit mit Vergnügen diese Auseinandersetzungen übernahm, so geschah es, um die Methode der Bittsteller zu studiren. — Der Theaterrezensent ist besonders schlimm gestellt. Man klagt, daß er diesen nicht genug herausgestrichen, daß er gegen den zu hart gewesen, daß er jene Dame zu sehr gelobt, daß er die Primadonna kaum berührt habe. — Dabei bewundere ich die Elastizität des Rezensenten, der nie um Worte in Verlegenheit ist, ein und dieselbe Kritik in verschiedene Phrasen zu hüllen versteht, und dieses langweiligste Geschäft von der Welt unverdrossen jahrelang fortsetzen kann. Sowenig erfreut ich von der Seichtigkeit der Kritiken bin, so muß ich doch das Talent des Fabulirens anerkennen. Ich hatte auf einige Tage neulich die Kritik übernommen, und keiner war froher als ich, meine kritischen Utensilien schon nach dem dritten Tage wieder niederlegen zu können. Der Personenkultus ist mir verhaßt, und dieser ist bei allen Kritiken über Theater die Hauptsache. Auf unserer Redaktion erscheinen die Künstler in einem ganz andern Lichte. Jeder kehrt mit mehr oder weniger Ostentation seinen Egoismus heraus, und alle sind enchantirt, wenn man ihnen den „kleinen Gefallen" erweisen will. Ich begreife nicht den Zauber, mit dem für die meisten Leute vorzugsweise die Frauen vom Theater umgeben sind, abgesehen von den Männern, von denen die meisten am Größenwahnsinn leiden. Allerdings ist es begreiflich, daß der Gefühlsmensch eine Idealperson, wie sie auf der Bühne dargestellt wird, mit der Person, wie sie im Leben ist, gern identifizirt; aber immerhin zeigt der Enthusiasmus für Theaterpersonen auf einen geringen Bildungsstand unserer Jugend, welche die wahrhaften Größen, die einflußreich auf die Entwickelung des Menschengeschlechts eingewirkt haben, kaum dem Namen nach kennt, es sei denn, es müßte eine oder die andere mit dem Theater im Zusammenhang stehen! Als ich ein Kind noch war, pflegte ich mit Entzücken den Vorstellungen von Puppentheatern beizuwohnen. Mein Enthusiasmus übertrug sich damals auch auf die Besitzer der Theater, und heute, wo ich mich dessen entsinne, möchte ich behaupten, daß der Kultus der Theaterpersonen in gewissem Sinne die Bethätigung eines kindlichen Zeitalters sei, über das verständige Leute nur lächeln können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Obgleich in den folgenden Jahren das Kriegsglück auf beiden Seiten wechselte, blieben jedoch im ganzen die Spanier im Nachtheil. Am 15. Februar 1819 wurde zu Angostura ein Generalkongreß von Venezuela eröffnet, welcher Bolivar zum Oberdirektor dieses Staates mit diktatorischer Gewalt ernannte. Noch im Sommer desselben Jahres vertrieb der Freiheitsheld die Spanier aus Neu-Granada und vereinigte diesen Freistaat und Venezuela zu einer Republik unter dem Namen Columbia (9. September). Nach einem am 25. November 1820 zu Truxillo zwischen Bolivar und Morillo abgeschlossenen Waffenstillstand trat nicht der Friede ein, sondern der Krieg zwischen den Spaniern unter General La Torre und den Republikanern unter Bolivar und Paez begann vielmehr im Mai des folgenden Jahres von neuem. Nachdem die Republikaner am 24. Juni bei Carabolo einen entscheidenden Sieg davongetragen hatten, wurde Bolivar trotz seiner Weigerung wenige Tage darauf von dem Kongreß Columbia's abermals zum Präsidenten gewählt; er leistete dabei aber auf jedes Gehalt und Nationalgeschenk ausdrücklich Verzicht.

Die Peruaner hatten zwar inzwischen ebenfalls ihre Unabhängigkeit erkämpft; dieselbe war jedoch infolge des im Schoße der jungen Republik ausgebrochenen Parteizwistes wieder in Gefahr, großen Schaden zu erleiden, aus welchem Grunde Bolivar zunächst den General Sucre zu Hülfe schickte, dann aber selbst dem an ihn ergangenen Rufe folgte und am 1. September 1823 mit einem Heere in Lima einzog. Obgleich es ihm nicht gelang, die inneren Zwistigkeiten unter seiner Diktatur beizulegen, da der Verrath sein abscheuliches Handwerk trieb, so befreite er doch nach der unter Sucre am 9. Dezember 1824 bei Ayacucho geschlagenen Entscheidungsschlacht das Land gänzlich von der Herrschaft der Spanier. Peru spaltete sich bald darauf in zwei Staaten, von denen sich der eine, Oberperu, nach der am 6. August 1825 erfolgten Vereinigung der vier Provinzen Charcas (Potosi), La Paz, Cochabamba und Santa Cruz als selbstständiger Freistaat dem „Libertador" zu Ehren den Namen **Bolivia** gab. Für diese Republik entwarf dann Bolivar im Jahre 1826 eine Verfassung, indem er gleichzeitig den General Sucre zu ihrem Präsidenten bestellte. Bolivar selbst begab sich hierauf wieder nach Lima, um in den Sitzungen des Kongresses das Präsidium zu übernehmen. Die rücksichtslose Energie seines Auftretens, die durchaus geboten war, vermehrte die ihm feindlich gegenüberstehenden Parteien und hatte sogar die Anzettelung einer Verschwörung wider ihn zur Folge, die zum Glück rechtzeitig genug entdeckt wurde und für ihn, gleichwie einst die Pichegru-George'sche Verschwörung für Bonaparte, die gute Wirkung hatte, daß man ihn am 19. August des Jahres 1826 zum lebenslänglichen Präsidenten von Peru ernannte.

Die letzten Lebensjahre Bolivars brachten leider für ihn mehr Aergernisse und Gefahren mit sich, als man ihm seiner vorhergegangenen glänzenden Thätigkeit zufolge hätte wünschen mögen; indessen scheint er an manchem Ungemach, das ihn in diesen Jahren traf, selbst einige Schuld zu tragen. Wir berichten der Vollständigkeit halber darüber das Folgende.

Gleich zuerst und sehr bald wurde die „Lebenslänglichkeit" seiner Präsidentschaft in Peru arg in Frage gestellt; denn kaum war er zu Anfang des Jahres 1827 nach Caracas zurückgekehrt, als die von ihm in Lima zurückgelassene Regierung zu Fall gebracht und ein neuer Präsident auf seinen Posten berufen ward. Nicht nur gelang es Bolivar nicht, sich wieder Ansehen zu verschaffen, sondern das Beispiel Peru's fand vielmehr Nachahmung, da der erst vergötterte Held in Columbia die Preßfreiheit unterdrückte und sich auch durch andere Maßregeln in den Verdacht monarchischer Gelüste setzte. Man bezeichnete ihn jetzt selbst als den „Bonaparte Amerika's", so sehr er in Reden und Trinksprüchen gegen den „Usurpator Europa's" auftrat und Washington fortgesetzt als sein Vorbild erklärte. In dieser Lage sandte er, entweder gereizt durch die gegen ihn ins Werk gesetzten, vor allem von dem Vizepräsidenten Santander ausgehenden Umtriebe, oder vielleicht auch mit kluger Berechnung, am 8. Februar 1827 von Caracas aus dem Kongreß in Bogota die Erklärung zu, „daß er aus Abscheu gegen alle Usurpation seinem Posten entsage." Jedenfalls hatte diese entschiedene Erklärung zur Folge, daß Bolivars Partei wieder oben auf kam und der Kongreß die Verzichtleistung auf die Präsidentschaft nicht annahm, sondern ihn vielmehr bat, nach Bogota auf seinen Posten zurückzukehren. Bolivar schenkte dieser Bitte Gehör und wurde durch eine vom 27. August 1828 datirte neue Konstitution mit denselben Machtbefugnissen ausgestattet, wie Napoleon Bonaparte als erster Konsul. Das erregte neues Mißtrauen, und Santander leitete abermals eine Verschwörung ein, der Bolivar in der Nacht vom 25. zum 26. September des genannten Jahres beinahe zum Opfer gefallen wäre. Mehrere Theilnehmer an der Verschwörung wurden hingerichtet, während Santander und siebzig andere die Strafe der Verbannung traf. Kaum war das vorüber, so erhob sich neuer Widerstand gegen die Herrschaft des so hoch verdienten Mannes; insbesondere sagte ihm die Provinz Venezuela den Gehorsam auf und sprach Ende November 1829

ihre Trennung von der Columbischen Republik aus. Da Bolivar vor allem daran lag, die Zwietracht unter den einzelnen Staaten nicht weiter wuchern zu lassen, so erklärte er gleich bei der Eröffnung des Kongresses zu Bogota am 20. Januar 1830, daß es nun sein aufrichtiger Wunsch sei, seine Gewalt an einen anderen Präsidenten abzugeben: „die Republik sei verloren, wenn man darauf bestehe, ihn wieder zu wählen.“ Seine Anhänger erhoben lebhafte Einwendungen und der Kongreß sandte Abgeordnete nach Venezuela, um einen Vergleich anzustreben. Die betreffenden Vorschläge wurden aber von Venezuela zurückgewiesen, weshalb Bolivar am 27. April 1830 seine frühere Erklärung wiederholte und Anstalten traf, sich nach Europa einzuschiffen, um dadurch aufzuhören, der Mittelpunkt der streitenden Parteien zu sein. So selbstlos und nur im Interesse des Ganzen verstand er zu handeln. Seine Partei bemühte sich, ihn von seiner Absicht abzubringen. Die Entscheidung traf ein Mächtigerer als er, — am 10 Dezbr. 1830 schon ereilte ihn auf seinem Landsitze zu San Pedro der Tod. Die letzten Worte, die er sprach, waren: „Eintracht! Eintracht! sonst wird uns die Hyder der Zwietracht verderben!“ Bekanntlich ist diese Mahnung ungehört verhallt, wie die fortwährenden Streitigkeiten und politischen Umwälzungen in fast allen südamerikanischen Staaten, welche die Geschichte des laufenden Jahrhunderts erzählt, beweisen. Bolivars Andenken ist aber in Ehren geblieben. Schon gleich nach seiner Amtsniederlegung hatte ihm der Kongreß von Bogota im Namen der Columbischen Nation deren Dank feierlich dargebracht und ihm ein Jahrgeld von 30 000 Piastern (1 Piaster = 4,33 M.) ausgesetzt; im Jahre 1842 ward auf Beschluß des Kongresses von Neu-Granada die Asche des edlen Befreiers unter großen Feierlichkeiten nach seiner Vaterstadt übergeführt und zu seinem Gedächtniß ein Triumphbogen daselbst errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schimpfen und Fluchen.

Schimpfen und Fluchen sind Ausdrücke menschlicher Gemüthsbewegung, welche heutzutage aus der gesitteten Welt verbannt sind. Aber eine Geschichte des Schimpfens und Fluchens umschließt ein großes Stück der Kulturgeschichte. Die Zeit, in welcher am meisten und am abscheulichsten geflucht wurde, war das fromme Mittelalter. In den darauf folgenden Jahrhunderten hallte es kräftig nach und verhallt ist es noch lange nicht. Im Mittelalter fluchte alles, Mann, Weib und Kind, Hoch und Nieder, Geistlich wie Weltlich. Freilich das Mittelalter konnte sich auf die Bibel berufen, welche ihm manches Vorbild schrecklicher Verfluchungen gegeben. Aus einer Blumenlese führen wir Psalm 137, 9 mit den schrecklichen Wünschen an: „Tochter Babel, wohl dem, der deine jungen Knaben nimmt und zerschmettert sie an einem Stein!“ Auch Jeremias fleht zu Gott wider seine Mitbürger, die ihn wegen seines Dringens auf Unterwerfung unter Babel für einen Landesverräther hielten, Kap. 18: „So strafe nun ihre Kinder mit Hunger, und laß sie in das Schwert fallen, daß ihre Weiber ohne Kinder und Wittwen seien und ihre Männer zu Tode geschlagen und ihre Mannschaft im Streit durch das Schwert erwürgt werde.“ Man darf jedoch nicht glauben, daß die Priester der Juden allein im Alterthume fluchten. Ueberall, wo Priesterkasten bestanden, deren Hauptziel die Erhaltung ihres Einflusses, ihrer Vorrechte war, wurde der Fluch als Waffe gebraucht, um das Volk in Ergebenheit und Gehorsam zu erhalten. Die Verfluchungen der christlichen Kirche sind in der Form eine Nachahmung der jüdischen. Letzteres läßt sich allerdings nicht von einem merkwürdigen historischen Fluche sagen, der von der höchsten Person der christlichen Kirche ausging. Der alte Pauli berichtet ihn in seiner Schrift: „Schimpf und Ernst“ schon vor 300 Jahren. Als im Jahre 1512 die Franzosen bei Ravenna über die sogenannte heilige Liga gesiegt hatten, deren Urheber Papst Julius II. war, rief letzterer unwillig aus, als er die Nachricht erhielt: „Ei nun, Herrgott, so sei französisch in aller Teufel Namen!“ Andererseits aber erklärte die Kirche sich auch gegen das Fluchen, Schwören und Lästern, und dasselbe that die weltliche Macht, aber ohne Erfolg. Mehrere Könige und Prälaten gaben strenge Gesetze dagegen. Philipp August von Frankreich verfügte, daß der angeklagte Flucher den Armen zwanzig Schillinge bezahle oder ins Wasser geworfen werde. Ludwig IX., der Heilige, erweiterte nicht nur diese Bestimmungen, sondern befahl auch, daß sie in allen Städten und in allen Landschaften der Vasallen zur Anwendung kommen sollten. Nach einer Vorschrift des römisch-deutschen Kaisers Richard (13. Jahrh.) mußte jeder, der sich durch Zorn zum Fluchen hinreißen ließ, einen Schilling Strafe bezahlen; im Wiederholungsfalle wurde er strenger, ja selbst körperlich gezüchtigt. Noch ernstlicher verfuhr man gegen die, welche Gott, Christum oder die heilige Jungfrau lästerten. In Pavia wurden solche in einen Weidenkorb gesteckt, der an einer langen Stange hing und in die Höhe gehoben und niedergelassen werden konnte wie ein Fischnetz. Der Uebelthäter im Korbe wurde, je nach Maßgabe eines größeren oder geringeren Vergehens, mehr oder weniger oft von der Brücke in den Fluß getaucht. Wir wissen nicht, welchem wir unter den fluchenden Völkern Europa's die Palme geben sollen, neigen uns indessen dazu, den Magyaren diese zweifelhafte Ehre anzuthun. Ganz gewiß besitzen diese die fürchterlichsten oder besser die abscheulichsten Flüche. Unter den nicht wenig fluchenden romanischen Nationen, den Italienern, Franzosen und Spaniern, stehen letztere wohl in erster Reihe, und ihr Fluchen ist nur durch den Umfang ihrer anatomischen, geographischen, astronomischen und religiösen Kenntnisse beschränkt. „Per vida del demonio, mas sabe Usia que nosostros.“ „Beim Leben des Teufels, Ihre Gnaden weiß mehr als wir,“ ist eine alltägliche Form eines Komplimentes. Der große Fluch von Spanien kann nicht leicht geschrieben noch ausgesprochen werden. In Wirklichkeit bildet er den Grundstoff der Sprache der niederen Klasse. Die spanischen Flüche sind sowohl orientalischen, als christlichen Ursprungs, dabei meist höchst sinnlich und wollüstig. Flüche germanischen Ursprungs finden sich in der im vorigen Jahrhundert veröffentlichten Schrift des Franzosen Brantôme „Serment espagnol“ nicht vor. Zu den größten Fluchern der germanischen Völkerfamilie gehören wohl die Holländer. Karl Heinzen hat in seiner „Reise nach Batavia“ eine Sammlung holländischer Matrosenflüche gegeben, die in Kraft und Mannichfaltigkeit die höchste Virtuosität erreichen. „Der Holländer“ — sagt Heinzen — „kann die Stiefel nicht an- und ausziehen, nicht frühstücken, ehe ihn Gott schon unzählige male verdammt hat. Gott muß ihn verdammen, wenn er seine Frau küßt, sowie wenn er sie prügelt.“ Der Engländer ist, wie sein holländischer Vetter, ein guter Flucher, und Teufel, Hölle und Verdammniß spielen in seinen Flüchen die Hauptrolle. Im Fluchen aber hat die höhere Schichte der englichen Gesellschaft eine merkwürdige Umwandlung erfahren. Es ist noch nicht lange her, daß der englische Gentleman einer der größten Flucher der Welt war. Er hieß in Frankreich und Deutschland nur ein „Goddam“. Erschien er auf der Bühne eines kontinentalen Theaters, so hatte er in der Regel fast nichts als „Goddam“ (damn) zu sagen. Wie durch Strafen suchte man auch auf andere Weise dem Fluchen entgegenzuwirken. Im Jahre 1700 bildeten Personen von Rang eine Gesellschaft zur Verbesserung der Sitten in England. Vorlesungen und Predigten wurden zu diesem Zweck veranstaltet. „Dies“ — sagt John Evelyn — „fing bald an zu wirken, was das allgemeine Fluchen und Schwören im Munde des Volkes jeden Ranges betrifft.“ Jedenfalls war aber die Wirkung von kurzer Dauer. Im 18. Jahrhundert wurde noch viel geflucht, wie der Historiker Archenholz zeigt, welcher ein sehr interessantes und wahrheitsgetreues Werk über England geschrieben hat. Der deutsche Reisende Moritz, der 1782 England besuchte und eine Beschreibung der Reise herausgab, befand sich in Oxford in einer Kneipe, genannt The Mitre, in Gesellschaft stark bechernder geistlicher Professoren. Als der Tag herannahte, rief einer von ihnen: „Gott verdamm mich! Ich muß diesen Morgen in der Allerheiligenkirche die Gebete lesen.“ Dieser Ausruf, meint der liebenswürdige Moritz, sei in England sehr unschuldig und heiße eigentlich nicht mehr als: o Jemine! Im Grunde hatte der gute Mann recht, da sich der Fluchende beim ersten Ausrufe so wenig dachte als beim letzten. Verschwunden ist das Fluchen noch lange nicht, selbst in den besseren Klassen; aber es hat in hohem Grade abgenommen, und in wirklich gebildeter Gesellschaft ist nur noch selten ein Fluchausdruck zu hören. Wenn man bedenkt, wie früher die Höchsten im Staate fluchten, wie selbst die gestrenge Königin Elisabeth von England fluchte und ihre Lieblingsflüche hatte, unter andern „'s death!“ (d. h. „God 's death“, Gottes Tod), wie bei Shakespeare schrecklich geflucht wird, so ist diese Umwandlung jedenfalls erstaunlich. Die meisten der älteren, jetzt veralteten und der modernen Flüche der Engländer sind christlich-religiösen Ursprungs und waren ehedem religiöse Betheuerungen, die im Verlaufe der Zeit entstellt und zu profanen Flüchen wurden. In England waren die Strafen gegen das Fluchen sehr verschiedener Art. Die Strafen des Mittelalters waren oft streng, selbst grausam, doch auch sinnreich, ja komisch, besonders die gegen das Lästern, worauf Schandsteintragen gesetzt war. Eine sehr allgemein übliche Bestrafung war das Anbinden der Flucher an den Hintertheil eines Karrens und durchpeitschen durch den Büttel. Im vorigen Jahrhundert wurden nur Geldstrafen verhängt. Und diese Strafen für das Fluchen bestehen in England gesetzlich heute noch. Aber trotzdem dieselben fast in Vergessenheit gerathen sind, werden sie bisweilen aufgefrischt. Ein Richter kann sich nicht weigern, eine Person zu strafen, wenn ein Kläger beweist, daß sie der Strafe verfallen ist. Die Geldstrafe beträgt fünf Schilling für einen Gentleman und zwei Schilling für einen Mann von niederer Stellung. Der Deutsche steht seinen germanischen Vettern durchaus nicht nach. Allerdings hat auch er sich verfeinert, und wenn man die Zahl und Abscheulichkeit alter Flüche betrachtet, die vor zweihundert Jahren noch gebräuchlich waren, so hat er außerordentlich große Fortschritte in diesem Punkte gemacht. Viele der mittelalterlichen Flüche, die wir bei allen Autoren finden und von denen Geiler von Kaisersberg in seiner Schrift „Sünden des Mundes“ Beispiele anführt, lassen sich nicht einmal mehr anführen. Agricola und Johannes Weier führen arge Klage gegen die Fluchsucht ihrer Landsleute. Die alten Deutschen, gerade wie andere Völker, schrieben den Flüchen und Verwünschungen eine besondere Kraft zu. Die mittelhochdeutschen Dichter sagten: „tiefe fluochen“, „swinde fluochen“, „zornfluoch“. „Ich brach des fluoches herten Kiesel“, deutet die Gewalt des Fluches an. Der nüchtern vernommene Fluch wirkte am heftigsten. Die Wildheit und Stärke des Fluchens wird durch verschiedene derbe Wendungen ausgedrückt. „Er fluchte, daß es grausam war.“ „Er hub ein Gefluch und Schelten an, daß kein Wunder, das Schloß wäre versunken.“ „Fluchen, daß es Steine gegen Himmel sprengt.“ „Er schwur, daß sich der Himmel möchte bücken.“ „Fluchen, daß es donnern möchte, fluchen, daß die Balken krachen.“ „Schwören, daß die Kröten hüpfen.“ „Es regnet und schneit alles von Sakramenten und Flüchen.“ „Er flucht dem Teufel ein Bein weg und das linke

Horn vom Kopf." „Er flucht ihm die Nase aus dem Gesicht." Das sind die kräftigsten Aussprüche mittelalterlicher Derbheit, welche wir Schaible's Schrift „Deutsche Stich- und Hiebworte" entlehnt haben. Wie schon oben angedeutet, war der Fluch eine vielgebrauchte Waffe in der Rüstkammer der Kirche. Die Verwünschungen, die Gott als fluchenden, verderbenden anrufen, sind die feierlichsten und wurden durch die Werke des Wolfram von Eschinbach, Walther von der Vogelweide u. a. der Nachwelt vermittelt. Wie der Leser aus der Blumenlese der Verwünschungen, die der ersten Blüthezeit der deutschen Literatur angehören, ersieht, geben sie in der Grausamkeit den alttestamentarischen nichts nach. Unter anderen heißt es dort: Daz ez got verwàze (verfluche)! Sô si ich verwâsen vor gotes ougen! Daz in got von himele immer gehoene! Daz dich gotes kraft schende! Got sende an minen leiden (verhaßten) man den tôt, daz ich von den ülven (Tölpel) werde entbunden (erlöst)! Swer des schuldig si, den velle got und nem im al sin êre! — Nach Gott kommt der Teufel in zahlreichen Flüchen, die uns in alten Gerichtsakten aufbewahrt worden sind, vor. Man schwört bei Teufels Namen und Ehre, man wünscht einen in des Teufels Hand, Geleite, man wünscht den Teufel in Mund, Rachen u. s. w. Auch Thierflüche sind häufig. Der wilde Bär soll einen kratzen, die Wölfe sollen ihn fressen oder nagen, die Geier, Raben und anderes Gevögel soll ihm die Augen aushacken. Man wünscht einem den Butz auf den Leib, man verflucht in finstere Wälder, Bäche, tiefe Seen und Meere. — Diese Betrachtung über die Geschichte des Fluchens und Schimpfens gibt uns kein besonders lichtes Bild jener so oft gepriesenen guten, alten Zeiten. Aber unverkennbar zeigt sich auch in solchen Schattenseiten menschlichen Gemüthslebens die elastische Federkraft des Menschengeistes, seine, fast möchte man sagen, geniale Fertigkeit, das Alte in ewig wechselnde neue Formen und Gewänder umzukleiden. Y.

Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Leipzig. I. Am 19. März wurde hier die genannte Ausstellung mit dem üblichen Festaktus eröffnet. Sie zerfällt in 7 Gruppen, von denen nach dem Katalog die erste fertige Drechsler- und Bildschnitzerarbeiten in den verschiedensten Materialen mit 228 Nummern, die zweite Bestandtheile zur Verwendung für fertige Arbeiten mit 10 Nummern, die dritte Maschinen, Werkzeuge und Schauwerkstätten mit 23 Nummern, die vierte Rohprodukte mit 13 Nummern, die fünfte Rohprodukte und Hülfsmaterialien mit 12 Nummern, die sechste Unterrichtsgegenstände mit 17 Nummern und die siebente alte Facharbeiten, d. h. solche aus früheren Jahrhunderten, mit 19 Nummern enthält. Sieht man von der letzten Gruppe ab, so bleiben 303 Nummern resp. Aussteller, gewiß eine geringe Zahl, wenn man das umfangreiche Ausstellungsgebiet in Betracht zieht. Die ungünstigen Geschäftsverhältnisse einerseits und die vielen Provinzialgewerbeausstellungen andererseits kann man wohl als Hauptgrund für diese schwache Betheiligung annehmen. Immerhin ist aber doch die Thatsache, daß man neuerdings trotz der mannichfachen Hindernisse weder Mühe noch Opfer scheut, um den Sinn für die Veredelung des Gewerbes zu fördern, sehr anerkennenswerth. Gelegenheit zum Lernen bietet den Fachgenossen im besondern wie dem Publikum im allgemeinen auch die Ausstellung, welche weniger umfangreich ist und von der hier in Frage kommenden kann man dies mit aller Bestimmtheit behaupten. Dies ist auch für mich die Veranlassung, den Lesern dieser Blätter in möglichster Kürze ein Bild von dem zu geben, was menschliche Geschicklichkeit bei der Herstellung der Produkte geleistet, die in der vor nunmehr einem Jahre zur Aufnahme der allgemeinen Kunstgewerbeausstellung für Sachsen und Thüringen bestimmten Ausstellungshalle auf dem Königsplatze von „Klein-Paris" täglich der allgemeinen Ansicht und Beurtheilung harren. Um eine spezielle Aufführung aller sich vorfindenden Gegenstände kann es sich dabei schon aus Rücksicht auf den Charakter der „Neuen Welt" nicht handeln — diese Aufgabe erfüllt die Tagespresse zur Genüge — vielleicht dürfte eine Besprechung der besten Arbeiten nebst einer Kritik der sich auch hier vorfindenden vielen Stil- und Geschmacklosigkeiten vollständig genügen. Leider benützt oder umgibt sich der weitaus größte Theil der Menschen in unserer „aufgeklärten Zeit" nur allzu oft mit Erzeugnissen des Kunstgewerbes, die man wohl für schön hält, obgleich sie im Grunde nichts weniger als schön sind und oft sogar für weiter nichts als eine gedanken- und sinnlose Spielerei gelten können. Die Förderung des guten Geschmacks sollte man deshalb bei keiner Gelegenheit versäumen. In erster Linie muß aber der Sinn für das Schöne im Produzenten geweckt und verfeinert werden. Unstreitig ist es daher erfreulich, auch auf dieser Ausstellung wahrzunehmen, wie man immermehr zu begreifen anfängt, daß die Erziehung tüchtiger Arbeitskräfte mit die erste Bedingung für die Hebung der Gewerbe ist. Nicht der Stock oder sonstige zünftlerische Zuchtmittel schaffen den tüchtigen Arbeiter, sondern die Gelegenheit, sich in seinem Fache auszubilden, also gute Lehrmittel, befähigte Lehrer, mit einem Wort: der heutigen Kultur entsprechende gewerbliche Bildungsanstalten. Die wiener Drechslergenossenschaft, 1508 Mitglieder (selbständige Meister) mit 6000 Gehülfen und 3500 Lehrlingen zählend, hat dies längst begriffen, wie die Ausstellung ihrer Fachschule zeigt. In dem Bericht über die Entstehung dieses Instituts wird mit vollem Recht angeführt, wie die durch bedeutendere Leistungen des Auslandes gewachsene Konkurrenz und die gesteigerte Theilung der Arbeit eine vielseitige Ausbildung der Berufsgenossen auf dem alten Wege unmöglich machten und wie den daraus entstehenden nachtheiligen Folgen in erster Linie durch eine gute Erziehung der heranwachsenden Glieder des Berufs in der Fachschule entgegengearbeitet werden könne. Aus den Mitteln der Genossenschaft gegründet, durch Schenkungen einzelner Mitglieder und Subventionen des Staates unterstützt, trat die Schule am 4. Oktober 1874 ins Leben und die von ihr ausgestellten Schülerarbeiten zeigen nur zu deutlich, was man durch gemeinschaftliches Schaffen zu erreichen im Stande ist. Bedeutend übertroffen wird diese Anstalt aber von einem Schwesterinstitut: der Großherzoglich badischen Schnitzschule zu Furtwangen. Diese bringt eine große Kollektion von Modellen in Gyps und Wachs, Schnitzereien von Ornamenten und kunstgewerblichen Gegenständen, wie Uhrgehäusen, Uhrschilder, Schmuckkästchen, Albumdeckel u. dgl. und eine große Anzahl Freihandzeichnungen nebst einem Heft Formenlehre. Alle genannten Sachen sind mehr oder minder vortrefflich ausgeführt und an der feinen Empfindung, mit welcher beispielsweise die Ornamentik behandelt ist, ersieht man die vortreffliche Leitung der Anstalt. Dabei sind die ausgestellten Arbeiten nach der Versicherung der Aussteller von Schülern angefertigt, welche vor dem Besuch der Anstalt sich gar nicht mit der Schnitzerei beschäftigten. Gegründet wurde die Schule 1877 und am 1. Mai desselben Jahres eröffnet. Sie zählt jetzt 12 Schüler und hatte im ganzen bis jetzt 19 Theilnehmer. Der Aelteste war bei seinem Eintritt 22, der Jüngste 10 Jahr alt. Leider läßt sich aus dem gegebenen Bericht nicht genau ersehen, von welcher Dauer der längste Kursus war, erst daraus ließe sich noch bestimmter auf die Leistungsfähigkeit der Schule schließen. Die Schüler zahlen ein vom badischen Handelsministerium zu bestimmendes Schulgeld pro Semester — der Betrag ist leider nicht angegeben —, im Unvermögensfalle wird aber auch der Unterricht unentgeltlich ertheilt und dem Schüler auch sonst noch Unterstützung zu Theil. Die Kreise Freiburg i. B. und Villingen leisten Beiträge, während die Gemeinde Furtwangen die Lokalitäten stellt und für die Heizung derselben aufzukommen hat. Schüler, welche die Gewerbeschule noch nicht mit gutem Erfolge besucht haben, sind verpflichtet, an dem Unterricht derselben mit Ausschluß des Zeichnens theilzunehmen. Wir können nur wiederholen, daß die Leistungen der Schule vortrefflich sind und allen ähnlichen Anstalten zur Nacheiferung dienen können. Fr. Nauert.

Die letzten Grüße.

(Hierzu die Illustration Seite 364—65.)

Horch, Bill, er schießt — wie es lustig knallt,
Wenn dein Herr das Wild erlegt im Wald!
Dich ließ er, du Treuer, zum Schutze mir, —
Wohl loht auch das Feuer der Jagd in dir,
Doch weißt du, was Pflicht ist, und harrst bei mir aus,
Gefährte des Jägers und Wächter im Haus.

Nun schießt er aufs neue, — der Büchse Knall,
Erkennen wir beide in jeglichem Fall.
Doch jetzt — knallt's entgegen, — wie Antwort darauf,
Das kam allerwegen aus wildfremdem Lauf!
Was ist's, daß ich bebe!? — Hilf Himmel, ist's wahr?
Dir zittern die Glieder, dir sträubt sich das Haar!

Dann war es ein Unglück — Bill, treuester Hund —
Jetzt such', wo dein Herr ist, und thu' es mir kund.
Wir müssen es wissen, was eben geschehn —
Wir müssen, wir müssen den Theuersten sehn — —
So jagten die beiden durch Feld und durch Wald,
Und den, den sie suchten, den fanden sie bald.

Er hatte gar fröhlich gejagt in dem Wald,
Jetzt lag er im Riedgras, die Hände geballt;
Aus klaffender Wunde strömt purpurn das Blut,
O schaurige Stunde, wie traf er ihn gut!
Dort drunten der Wildschütz, der droht' ihm den Tod,
Drum schoß er ihn nieder — er that's in der Noth!

Doch ehe den fällte der Todesschmerz,
Jagt er noch dem Feinde die Kugel ins Herz.
So knallten die Schüsse Schlag auf Schlag,
Die letzten Grüße am letzten Tag. — —
Des Jägers Hund und des Jägers Weib,
Sie brachen zusammen vor seinem Leib.

Maximilian Dittrich.

Die Knotenschrift. Das merkwürdigste Schriftsystem, das je gebraucht worden ist, ist wohl die Knotenschrift, die am verbreitetsten in der jetzigen südamerikanischen Republik Peru gewesen ist zu den Zeiten, als die Inkas dort herrschten (bis zum 16. Jahrh.). Noch heute aber ist der Gebrauch der geknüpften Schnüre (Quipu) bei den

Hirten der Puna — der kalten Hochebenen in Peru — zu Hause. Die Knoten heißen Quipu — gleichbedeutend mit „knüpfen“. Der berühmte Reisende Tschudi hat in Peru viele solcher Schnüre ausgegraben und sich die Bedeutung der noch jetzt in Gebrauch befindlichen Quipu von den Hirten erklären lassen. Er beschreibt dieselben in folgender Weise: Die Quipu bestehen aus einem Hauptstrang, an den verschiedene Zweige geknüpft sind. Auf den ersten Zweig setzen sie gewöhnlich die Stiere (soll heißen: die Knoten, welche die Zahl der Stiere angeben), auf den zweiten die Kühe, diese theilen sie wieder in solche, die Milch geben, und in Kühe, die nicht gemelkt werden, die folgenden Zweige enthalten die Kälber nach Art und Geschlecht, dann kommen die Schafe in mehreren Unterabtheilungen, die Zahl der getödteten Füchse, die Menge des verbrauchten Salzes und zuletzt das gefallene Vieh. Auf anderen Quipu steht der Ertrag der Heerden an Milch, Käse, Wolle u. s. f. Jede Rubrik wird durch eine eigene Farbe oder durch eine in besonderer Weise gedrehte Schnur angezeigt. Auf die nämliche Weise wurden in früheren Zeiten die Kriegsheere gezählt; auf eine Schnur wurden die Soldaten mit Steinschleudern, auf eine andere die mit Speeren, auf eine dritte die Keulenträger mit ihren Ober- und Unteroffizieren gesetzt; ebenso wurden die Schlachtenberichte abgefaßt. Von den Farben galten: roth für Soldaten, gelb für Gold, weiß für Silber, Grün für Getreide. Jeder einfache Knoten bezeichnete zehn, jeder doppelt verschlungene hundert, jeder dreifache tausend; zwei einfache Knoten nebeneinander bedeutete zwanzig. Die Entfernung der Knoten vom Stamme war von größter Wichtigkeit, ebenso die Aufeinanderfolge der einzelnen Zweige, denn die Hauptgegenstände wurden an die ersten Zweige und in die Nähe der Querschnur gesetzt, und so in absteigender Folge. In jeder Stadt waren einige eigens bestimmte Männer, um die Quipu zu zu knüpfen und zu erklären, sie hießen Knotenbeamte. So ungenügend diese Schrift war, so hatten doch während der Blüthe des Inkareiches die bestellten Schriftsteller eine sehr große Fertigkeit im Enträthseln der Knoten, aber es gelang ihnen nur selten, einen Quipu ohne mündlichen Kommentar zu lesen, es mußte immer, wenn er aus einer fernen Provinz kam, beigefügt werden, ob er sich auf Volkszählungen, Tribute, Kriege u. s. w. beziehe. — Als eng verwandt mit diesen Quipu führt Faulmann in seiner „illustrirten Geschichte der Schrift“ die Muschelgürtel der nordamerikanischen Indianer an. Dieselben bestehen aus verschiedenfarbigen und ebenso verschiedendeutigen Muschelschalen (Wampum), die in kleine oval geschliffene Stücke gespalten sind, und die an dünne Lederriemen, Draht oder an Faden angereiht wurden. Die Stämme sendeten einander solche Wampumgürtel zu und gaben mittels derselben öffentliche Erklärungen ab, resp. beglaubigten damit die Worte eines Abgesandten. Wie Wuttke in der „Geschichte der Schrift und des Schriftthums“ berichtet, wurden derartig geschliffene und zum Zwecke des Aneinanderreihens durchbohrte Muschelschalen auch in dem urweltlichen Boden Frankreichs aufgefunden, ein Beweis, daß solche Muschelschnüre einst auch in Europa heimisch waren. Nicht unwahrscheinlich, daß der Knoten, den noch heutzutage hier zu Lande der Bauer in sein Taschentuch knüpft, wenn er an irgend einen Gegenstand sich erinnern will, mit den uralten geknüpften Schnüren in irgend einer Verbindung steht. Aehnlich verhält es sich vielleicht noch mit der Entstehung des Wortes „Richtschnur“. -z-

Sprechsaal für jedermann.

Auch ein „Bauern-Philosoph“. Man möchte vermuthen, daß eine Erscheinung wie Conrad Deubler, dessen wohlgelungene Skizzirung die Nrn. 9—12 dieser Zeitschrift brachten, als alleinstehende und einzige in ihrer Art, als Ausnahme zu betrachten ist. Dem ist aber nicht so. Dem Einsender ist in einem Dorfe des Harzes ein Landmann bekannt, welcher mit Deubler in geistiger Beziehung sehr nahe verwandt ist. Derselbe hat durchaus keine Schulbildung genossen, sich aber, von seinem Wissensdrang getrieben, durch Selbstunterricht fast philosophisch durchgebildet. Er ist, wie Deubler, Anhänger der monistischen Weltanschauung, die er aus verschiedenen Werken moderner Naturforscher und Philosophen (Häckel, Darwin, Wislicenus) kennen und schätzen gelernt hat. Den Grundsatz Madame de Staëls: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen“, hat er, wie jener, auch zu dem seinigen gemacht; er besitzt einen festen Charakter, fürchtet nichts, erklärt sich die täglichen Erscheinungen aus dem Nothwendigkeitsprinzip, dem „Kampf ums Dasein“, „Zuchtwahl“, kurz, er sucht und findet für alles natürliche Gründe und Ursachen. Es wird zwar von den Bewohnern seines Dorfes mancherlei über ihn und seine Religion gefaselt, weil er die Kirche nicht besucht; aber er wird von ihnen, wie kein zweiter, wegen seiner liebreichen Tugenden, geachtet und geehrt. In seinen landwirthschaftlichen Einrichtungen schließt er sich stets, was heute erst wenige Landbewohner thun, den neuesten Forschungen der bezüglichen Wissenschaften an: die Physik und (Agricultur-)Chemie betreibt er praktisch in Feld und Haus und steht sich wohl dabei. Dies beweist wiederum, daß „Bauer“ und „Philosophie“ keine so unreimbaren Begriffe sind. Gerade durch die Vermählung der Theorie mit der Praxis im Leben und Treiben aller Menschen kann sich die Menschheit erst zu wahrhaft segensreichem Wirken emporarbeiten. Siego Heil.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Augenschädigung in Kindergärten und Schulen durch enge Halskragen. In einem Vortrage in der medicin.-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Zürich tadelte ein Arzt den massenhaften Gebrauch von fein bemalten und gezeichneten Spielwaaren in der Kinderstube, gleichwie das viel zu anhaltende Arbeiten in Elementarschulen und Kindergärten, weil dadurch die Augen der Kinder übermäßig angestrengt und zu dem schädlichen Nahesehen veranlaßt würden. Zeichnen und Stickerei sollte bei kleinen Kindern am liebsten ganz untersagt werden. — Eine andere Gefahr für die Augen bilden nach den vielfältigen Erfahrungen des hochangesehenen breslauer Augenarztes Prof. Förster die engen Halskragen, welche durch ihre störende Wirkung auf den Blutkreislauf dauernden Druck in den Augen und gefährliche Entzündungen derselben veranlassen können. xz.

Eine Hauptursache der Lungenschwindsucht bildet die fortgesetzte Einathmung von Staub. Nach den statistischen Aufzeichnungen des Prof. Hirth litten von 1000 erkrankten Arbeitern 553 an Lungenschwindsucht und von diesen waren 260 dauernd der Einathmung von organischem Staub, 170 der von unorganischem, nur 13 der von Kohlenstaub ausgesetzt gewesen, während 110 von Berufswegen gar nicht Staub zu athmen hatten. Danach zeigt sich die Staubeinathmung im allgemeinen als sehr schädlich, nur die des Kohlenstaubes dürfte der Lunge nicht schädlich sein, wenn nicht gar diejenigen recht haben, welche Kohlenstaubinhalationen als nützlich für die Lungenkranken und schädlich für die Schwindsucht halten. xz.

Warmes Wasser umsonst zu haben. Zwei kostenfreie Wärmequellen, welche bis in neueste Zeit gar nicht und auch heute noch nicht zum hundertsten Theile so ausgebeutet werden, wie sie ausgebeutet werden können, sind die Exkremente von Menschen und Thieren und der Rauch des Küchenfeuers. Die Exkremente entwickeln bei der Gährung eine so bedeutende Wärme, daß man sie z. B. zum Erhitzen von Wasser zu Bad- und Waschzwecken ausgezeichnet zu benutzen vermag. Während des Winters von 78 auf 79 hat man in französischen Kavalleriekasernen mehrfache derartige Versuche gemacht. Man umgab eine Anzahl Glasballons, etwa wie sie zum Transport von Schwefelsäure benutzt werden, auf allen Seiten mit Dünger und ließ nur den Ballonhals frei. Vorher hatte man die Ballons, welche 100 Liter fassen, ganz mit Wasser gefüllt und mittels eines Stöpsels verschlossen, durch den ein mit einem Hahn verschließbares Kautschukrohr hindurchgeführt war. 24 Stunden nach der Verhüllung der Ballons mit dem Dünger war die Temperatur des Wassers auf + 28—30 Grad Celsius gestiegen, 4 Stunden später betrug sie 40—45 Grad, nach 3 Tagen 49—50 Grad, nach 4 Tagen 56 Grad, nach 6 Tagen 65—70 Grad Celsius. 12 bis 15 Tage lang lieferte ein und dasselbe Düngerquantum genügende Wärme, dann mußte es durch ein frisches abgelöst werden. Bei dem 31. französischen Dragonerregiment gewann man auf diese Weise täglich 500 Liter Wasser von 40 Grad Celsius. Die Versuche werden in Kavalleriekasernen ausgeführt, weil dort nicht nur viel mehr Dünger produzirt wird, sondern auch deswegen, weil die den Haupttheil des Kavalleriekasernendüngers bildenden Pferdeexkremente bei der Gährung mehr Wärme entwickeln, als andrer Dünger. — Nicht minder unbenutzt als die Düngerwärme ist bislang gemeinhin die Rauchwärme geblieben. Man bringt unmittelbar in der Esse einen Wasserbehälter an, dessen Inhalt bei Bereitung einer jeden Mahlzeit von der sonst völlig verlorengehenden Rauchwärme derart erhitzt wird, daß er z. B. zu warmen Bädern sehr gut zu gebrauchen ist. Mit Hülfe geeigneter Rohre kann man zu gleicher Zeit auch die Zimmerluft zu angenehmer Wohn- und Badetemperatur erwärmen. Versuche ergaben beim Verbrauch von 20 Kilogr. Kohle ein Bad von 42 Grad Celsius. Man empfiehlt bei Neubauten solche Zimmer, welche sich zu Bade- und Kinderstuben eignen sollen, an der Ofenwand der Küche anzulegen und in diese Wand ein Bassin zur Wassererwärmung einzulassen, welches dann täglich ein- oder mehreremale kostenfrei größere Quantitäten warmen Wassers liefern würde. xz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 32. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorner Mann.

Von **Hermann Hirschfeld.**

(Schluß.)

Entsetzt wich Melanie von mir zurück. — „Großer Gott, Waldenau, Freund, — was du sprichst, ist entsetzlich. Du bist in einem Zustand, der an Raserei grenzt. Um alles, was dir theuer und heilig ist, beruhige dich. Ich verstehe keine Silbe. Nichts weiß, nichts begreife ich, als daß ein Mord auf unserm Eigenthum geschehen, ein Mord, der nach Gerechtigkeit schreit."

„Vielleicht in den Augen der Welt, nicht in den meinen. Bei mir schrie die Gerechtigkeit nach dem Morde."

„Waldenau," — krampfhaft faßte Melanie meine Schulter, — „Waldenau, man nannte den Namen des schwarzen Wolf, man schrieb die Frevelthat einem Streich des Verworfenen zu —"

„Wolf ist unschuldig. Der Mörder Frankenthals bin ich, — Kaspar Ehrenfried Waldenau."

Ich sah die furchtbare Anstrengung, mit der Melanie den Aufschrei unterdrückte, der sich ihrer Brust zu entwinden drohte.

„Du!" sagte sie dann ganz leise, — nach in die Ewigkeit wird dieser Laut mir tönen. „Du hast Frankenthal gemordet? Waldenau, Waldenau, komme zu dir!"

Sie legte beide Arme um meinen Nacken, dann ihre Hand auf meine Stirn; das Entsetzen über die That schien die Angst für mich zu überwiegen, — Melanie hielt mich für geistesgestört.

„Waldenau, Waldenau! Todte können wir nicht ins Leben zurückrufen, aber Lebende uns erhalten; die Nacht, die ihren klaren Geist bedroht, zu verscheuchen, gelingt oft der sorgenden Freundschaft. Waldenau, mein Freund, mein Gatte, komm' zu dir!" —

Ich riß mich los. „Du hältst mich für wahnsinnig, — ich bin es nicht, noch nicht. Mit vollem Bewußtsein sprach, mit vollem Bewußtsein handelte ich."

„Nein, Fieberwahn verwirrt deinen klaren Sinn, das Furchtbare, Unerwartete überwältigt dein edles Herz. — Du nennst Frankenthal, den harmlosen Mann, besinne dich, einen Schänder deiner Ehre, — dich, den Friedlichen, dessen Wandel ein Begriff der Ehre, einen Mörder! Laß uns zusammen unsere Fassung bewahren, zusammen überlegen und in erster Reihe forschen: welcher Grund führte den Mann zu nächtlicher Stunde in unser Eigenthum?"

„Melanie!" schrie ich auf. Wie ein Nebel legte es sich vor meinen Augen, ich taumelte wie ein Trunkener. „Das fragst du, was Frankenthal hier zu suchen hatte?"

„Das frage ich, — wie sollte ich eine Ahnung haben?"

„Nicht diese Ruhe, Melanie. Entweder ein Engel des Himmels bist du an Reinheit oder ein Dämon, vor dem selbst die Teufel der Hölle bebend zurückweichen. Aber nein, nicht eines, nicht das andere, — ich vergesse die Komödiantin, aber der täppische Alte des Kasinoabends sah ins Textbuch und begnügte sich nicht mit der ihm zugetheilten Rolle. Melanie, ich habe den Brief gelesen, den er an dich gerichtet, der draußen in seinem Blute liegt, ein stiller, todter Mann."

„Der Todte hätte mir geschrieben? — Heilige des Himmels, ich ahne Entsetzliches, — ich soll — — Waldenau, wen glaubst du das Opfer des frevelhaftesten der Morde? Sieh nicht so bleich, Mann, plötzlich; — zittere nicht so, — ins Auge sieh mir und antworte."

Meine Zähne klapperten, meine Zunge stammelte: „Frankenthal, — Oswald Frankenthal."

„Unseliger, — es ist sein Vater!"

Kein Wort sprach ich, aber in meinen Zügen mochte sie's lesen; — weit floh sie von mir hinweg. Wie ein Hauch kam es flüsternd von ihren Lippen, und doch hallte schrill jeder Laut in meiner Brust wieder.

„Es beginnt zu tagen. Eifersucht verblendete dich; irgendeine schändliche Mittheilung benachrichtigte dich, daß ein Frankenthal zu später Stunde nach Haineck komme, — Waldenau, bejammernswerther Mann, mit einem Mord belastest du dein graues Haupt, dein Alter?"

„Melanie, um dich, um dich; weil ich dich liebe, liebe, mit jeder Faser meines Herzens dir angekettet. Ich glaubte mich einer elenden Intrigue Opfer; — Melanie, verwirf, verwirf mich nicht, — nicht diesen entsetzlichen Blick der Verachtung, — Weib, ich will nicht umsonst gemordet haben, nicht der Verworfenste unter Verworfenen sein."

„Du bist es, alter Mann, denn du bist feige. Du hattest nicht den Muth, einzustehen für deine That. Wie ein Bandit schlichst du dich hinweg und wuschest im geheimen deine blutige Hand. Zittern sollte ich vor dir, ein Heros wolltest du vor mir erscheinen, und bist nichts als ein elender Krämer, der seinen Konkurrenten zum Bankerott treibt, sich seiner Waare, nach der er lüstern, zu bemächtigen um jeden Preis."

„Melanie, willst du, daß ich bekennen soll, willst du mich in Banden sehen, auf dem Schaffot?"

„Möge höheres Gericht dich richten, — was du gethan, keinen

Rath habe ich, kein Wort; ein Grab sei meine Brust, mit Thränen will ich es benetzen, mit Thränen um dich, den ich verehrt trotz seines Alters, dem ich treu war in That und Gedanken bis zu dieser Stunde, und wenn ich lüge, komme über mein Haupt des Erschlagenen Blut!“ — —

„Herr Kommerzrath, ich bitte, öffnen Sie!“ Des alten Jakob Stimme tönte vom Korridor her.

„Fassung, — deines Namens, deines Sohnes halber,“ sagte Melanie leise, „was man vielleicht vor einer Stunde erhaben genannt, würde jetzt böses Gewissen bedeuten.“

Sie selber öffnete, bleich aber gefaßt, — abgewandt von dem Eintretenden war ich in einen Fauteuil gesunken, — so stumpf, so alt, so müde. — —

„Die Leiche ist ins Haus gebracht,“ nahm Jakob das Wort, „und der Amtmann erwartet den Herrn Kommerzrath, Protokoll aufzunehmen, ehe der Herr Polizeipräsident aus Rothenstein eintrifft. Es ist kein Zweifel, daß die verruchte That ein Werk des schwarzen Wolf, aber“ — und der Alte brach in Schluchzen aus, — „ich bin nicht, Gott verzeihe mir die Sünde, ohne Schuld; ich war es, der den alten Frankenthal beredete, heimliche Wege zu wandeln, und er that's seines Sohnes halber, den er so lieb gehabt, — daß an meinem grauen Haupte noch Blutschuld kleben soll, ehe ich's aufs Ruhekissen des Sarges lege!“

Wild sprang ich auf. „Du ludest Frankenthal ein zu kommen, du hieltest ihm das Pförtchen offen, — an dich war jener Brief gerichtet, — jener Brief — —“

Ich faßte meine Stirn, mit beiden Händen preßte ich sie, sie drohte zu springen.

„Heiliger Gott, was weiß der Herr Ehrenfried von des alten Frankenthals Schreiben, das ich heute in der Frühe erhielt und bei einem Gang im Park verloren haben muß. Ich will alles bekennen, — mich jammerte der alte, biedere Mann, der sich seines Sohnes willen härmte. Von Ihnen war er in Unfrieden geschieden, nie und nimmer hätte ich ihn bewegen können, von Ihnen direkt noch einmal die Gunst zu erbitten, die Sie ihm bereits bewilligt. Er erzählte mir, daß seinem Oskar bedeutende Summen für Herstellung ähnlicher Maschinen, als die unsere, geboten seien. Ich schlug ihm vor, zu nächtlicher Stunde ihm das System der unseren genau zu zeigen, um dem an dem unschuldigen Betruge unschuldigen Sohne, als ob aus eigner Kraft, gelegentlich Winke geben zu können. Es kostete viele Mühe, ihn zu bereden, und nur da ich ihm andeutete, daß Sie der Bitte nicht ganz fremd, da ich versprach, alles auf meine Schulter zu nehmen, und Euch morgen in der Frühe Bericht zu erstatten, vermochte ich ihn zu bewegen.“

Ich winkte mit der Hand, ich konnte es nicht mehr ertragen; wie ein Nebel lag es vor meinen Augen, auf meiner Seele.

Ich weiß deutlich, daß ich etwas sagen wollte, aber meine Stimme erstickte, — ich neigte das Haupt, — ich muß sehr ernst ausgesehen haben, sehr bedächtig, — der gerechte Gutspatron.

„Wo?“ — —

Jakob bebte am ganzen Körper. „Im grauen Zimmer haben wir ihn hingelegt. — Herr Ehrenfried, Herr Ehrenfried, wenn Sie auch hart waren und ungerecht gegen mich, — aber ich habe solange treu dem Hause gedient, — schützen Sie mich, daß ich nicht vor's Kriminal muß. All' mein Lebtag hab' ich nicht vor Gericht gebraucht. Mir ist, als habe ich die Mordthat selber begangen.“

„Guter Jakob,“ — Melanie nahm statt meiner das Wort, — „du bist kein Mörder. Herr Ehrenfried wird dir ersparen in dieser peinlichen Angelegenheit, soviel er vermag.“

Ich nickte mein Ja, — dann erhob ich mich. Die Pflicht rief, Protokoll aufzunehmen über einen gemeinen, heimtückischen Mord. Mir war, als ob unter mir der Boden schwankte; ich sah mein Bild im Wandspiegel eines Zimmers, das wir durchschritten, — mir graute vor mir selber.

Wer sagt, daß des Opfers Blut zu fließen beginne beim Nahen seines Mörders? Dichtermärchen — nichts weiter. Ich hob das Tuch, das die milden, ehrwürdigen Züge meines alten, ehemaligen Freundes bedeckte, — sie waren dieselben geblieben. Friede, Friede lag auf ihnen, — und ich? —

Eine Sehnsucht befiel mich, eine so mächtige, unwiderstehliche Sehnsucht, zu liegen, wie er, — so überhoben aller irdischen Leidenschaft, — Frieden zu finden, Frieden droben — dem Mörder?

Frieden hienieden? Mein Blick konnte des Todten Antlitz nicht ertragen; — ab wandte sich das Auge, es fiel auf Melanies lebensgroßes Bild als Braut gemalt, das dunkle Auge ruhte auf mir, so ernst, so verachtend, — so hatte sie mich angeschaut, so hatte ihr Auge zu mir geredet: Mörder, Mörder!

Ein bleicher Jüngling stürzte ins Zimmer, von der Stirn troff ihm der Schweiß vom rasenden, nächtlichen Ritt, wild hing das Haar um die Schläfen, — nichts sah, nichts wußte er, als eines, eines! — Ueber des Todten Lager warf er sich, über des Todten Lager brach er zusammen in wilder Verzweiflung.

Eben trat Melanie ein — wie eine Erscheinung des Himmels in ihrem weißen Gewande. Langsam schritt sie zu Oswald, — nicht ich, nicht einer der Anwesenden war für sie vorhanden. Leise legte sie die Hand auf sein Haupt, — empor blickte er, — ihre Augen begegneten sich, nichts Irdisches lag in ihren Blicken, der Tod hatte ihre Herzen geweiht! — Ich verstand, — noch ein Aufbäumen des zuckenden Herzens, — dann war's entschieden.

Der Polizeipräsident langte an, mit ihm der Kreisarzt von Rothenstein. Dieser fand nichts zu thun, als den Ausspruch des Dorfkollegen zu bestätigen, jener konferirte mit dem Amtmann, — ich schützte Aufregung vor.

Der schwarze Wolf sollte verhaftet werden. Man hatte ihn selber zwar in der Wohnung seiner Mutter getroffen, und seine Abwesenheit von der Stätte der That um jene Stunde, da sie vollzogen, ließ sich leicht beweisen, — indessen lastete schwer auf ihm der Verdacht, ihr durch Mitwissenschaft nicht fremd zu sein.

Melanie sah mich an, als ich einwilligte, ihn in den Thurm des Dorfes sperren zu lassen; — ich fügte rasch hinzu: „unter glimpflichster Behandlung.“

Oswald schien gefaßter, er hatte sich erhoben und trat mir entgegen.

„Mir ahnt, weshalb mein Vater kam,“ sagte er; „Andeutungen, deren ich mich entsinne, die mir nun klar werden, enthüllen mir alles. Aus Liebe — nennen Sie es Schwäche meinetwegen — zu mir mußte er sterben. Wollte der Himmel, die mörderische Kugel hätte meine Brust durchbohrt. Nun bin ich so allein, so ganz, ganz allein auf der großen, weiten Erde.

„Doch nein,“ fuhr er lebhafter fort, „nicht unmännliche Klagen zu dieser Stunde. Ich lese in Ihrer aller Blicken, Sie theilen des Sohnes gerechten Schmerz um den erschlagenen Vater, Trost und Linderung gibt mir dies Bewußtsein. — Und Sie, Herr Kommerzrath,“ redete er, die Stimme dämpfend und zu mir tretend, der ich abseits stand, so dumpf, so starr, wie ein Bild aus Stein, als sei ich der ganzen Sache fremd, und ein Schauspiel zöge an mir vorüber, das mir wenig Behagen gewähre, — „Sie waren des Todten Freund, ich weiß, er war Ihnen lieb, wie Sie ihm, obgleich die Ereignisse der letzten Zeit eine Wolke zwischen Ihnen und ihm gesenkt. Mit Achtung nannte er Ihren Namen, mit Achtung, wie die Welt. Auch ich“ — seine Stimme bebte, — „auch ich habe nun gelernt, gewisse Gefühle zu überwinden. Wer weiß, ob ich im stande gewesen, Melanie das stille Glück, der Freude Segen um sich zu verbreiten, zu schaffen, das sie an Ihrer Seite gefunden. Ich kann nicht anders, als mich anschließen dem Urtheil der Welt, dem Urtheil meines geliebten Vaters. Und Ihnen den Beweis zu geben, bitte ich Sie, den Gemahl Melanies, helfen Sie den Mörder meines Vaters suchen, helfen Sie rächen den schnöden, bübischen Mord des biedersten Mannes unter Gottes Sonne.“

„Ja!“ — So laut klang meine Stimme, daß aller Blicke sich auf uns wandten. — „Ja, Oswald Frankenthal, — dies Blut, das zum Himmel schreit nach Rache, — nicht ungesühnt soll es bleiben; nicht seiner Strafe soll der bübische Mörder entgehen. — An Melanies Gatten wandtest du dich, junger Mann, an keinen Besseren konntest du dich wenden. Ein gewichtiges Wort sprachst du im Wunsch, daß deine Brust der mörderischen Kugel Ziel gewesen sein möge. Suchst du die Hand, die sie gelenkt?“

Zwischen uns trat Melanie, — jeder Tropfen Blutes schien aus ihren Zügen entschwunden.

„Waldenau!“ —

Ich griff an meine Stirn, sie brannte. Mit großen, starren Augen sah ich das Antlitz des Sohnes meines Opfers auf mich gerichtet, — was hatte ich thun wollen? — —

Eine Bewegung entstand unter den Anwesenden. Der Polizeipräsident von Thal trat auf mich zu, ein versiegeltes Papier in der Hand.

„Dies Telegramm ist soeben angelangt,“ sagte er. „Ich möchte Sie um sofortige Oeffnung ersuchen, wer weiß, ob es uns nicht zu einem Lichtstrahl in dieses blutigen Mysteriums Nacht verhilft.“

Ganz mechanisch nahm ich die Depesche, — blutig-roth schwirrten die Buchstaben vor meinen Augen. Ich fürchtete einen Schlag. Dem Manne der Gerechtigkeit reichte ich das offene Blatt: „Lesen Sie, — ich vermag's nicht!"

Der Präsident überflog den Inhalt. „Nicht Bezug auf das furchtbare Ereigniß dieser Nacht haben diese Zeilen, — ein Zeugniß des allewigen Waltens und Wirkens der Natur sind sie, das Geburt dem Tod, das Licht dem Schatten zugesellt. — An des Todes Bette habe ich neues Leben zu verkünden. Das Telegramm aus Rapallo, an des Mittelmeeres Küste, datirt, — ich hörte, daß Ihr Sohn dort, der zarten Gesundheit seiner Gattin halber, Aufenthalt genommen, — verkündet Ihnen die Geburt eines Enkels. — Möge der junge Zweig zum kräftigen Reis des alten, ehrenfesten Stammes erblühen, seinem Großvater gleich, zu Ehren bringend seinen Namen durch Gesinnung und durch That." —

Großvater! Nie würde ich Melanies Blick vergessen, und wäre ich elend genug, noch hundert Jahre zu leben. So brav, Natur, du Rächerin der Beleidigung, die ich dir angethan, — der Fußtritt fehlte noch, den verächtlichen Wurm sich im Staube krümmen zu lassen. Großvater! Alter Mann, Großvater in jenem Moment, da du in elender Eifersucht einen Unschuldigen gemordet! Mit Blut hast du des Kindes Haupt getauft, nach Blut würde es riechen, erkühntest du dich, je auf ihn die Hand zu legen. Weg mit dir, das Maß ist voll. — Aber nicht so, nicht so, wie ein Moment des Wahnsinns dich verleiten wollte. Der Name, den du preisgeben wolltest der öffentlichen Schande, dem Fluche, — es ist der Name, den du dem Neugeborenen überlässest, — seinetwillen nicht, nicht um Melanies willen; und doch soll alles gut werden — alles. Sei ruhig, guter Präsident, die Nacht des Mysteriums soll sich lichten, — bald, bald! —

Nun war ich ruhig, gefaßt, so glücklich erregt, soweit es der Anstand im Hause der Trauer gestattete. — Ich fragte insgeheim den Präsidenten, ob es mir vergönnt sei, mit dem Grauen des nächsten Morgens nach Rapallo abzureisen, meines Sohnes Kind zu küssen. Nachdem ich ein langes Protokoll — sein Inhalt ging spurlos an meinem Ohr vorüber — gezeichnet und erklärt hatte, im Fall meine persönliche Zeugenschaft erforderlich, sofort von Italien heimzukehren, gab er seine Einwilligung. Sie dürfte es wohl, guter Mann des Gerichts, mehr als dir ahnen mag, aber von jenen Gestaden, zu denen ich walle, gibt es keine Wiederkehr. —

Melanie hatte meine Unterredung mit dem Polizeipräsidenten abgewartet; als ich mit ihm das Seitenzimmer verließ, kam sie mir entgegen. Ein Zug des Leidens, des tiefsten, furchtbarsten Seelenleidens lagerte um ihren Mund, sie war erregt, ohne jede Spur von Bitterkeit.

„Ich bin erschöpft zum Umsinken," sagte sie, „ich muß auf mein Zimmer, — ruhen, vielleicht schlummern; ich fühle, daß ich des Geistes Klarheit der ruhigen Ueberlegung, meines einzigen Vorzuges, mehr bedarf als je. Denn ich erwarte dich um zehn Uhr. Wir haben vieles zu bereden."

Um zehn Uhr, — mit Tagesanbruch hatte ich mein Haus hinter mir, — hinter mir auf ewig sie, — sie; — ich antwortete in gleicher Ruhe, ich wollte zu bezeichneter Stunde in ihrem Zimmer sein.

Sie ward bleich. „Nein, nein, im Frühstückssaal, — es ist besser so."

Ihr schauderte, — ich verstand, des Mörders Gegenwart sollte nicht die geheiligte Stätte entweihen. Ueber ihrem Bette hängt ihrer Mutter Porträt. —

„Ja, es ist besser so, — gute Ruhe, Melanie."

Es war mein letztes Wort zu ihr, ich fühlte es in jeder Fiber meines Seins. Und sie antwortete: „Gute Ruhe, Waldenau."

„Ja, gute Ruhe! — Töne fort, du letzter Klang geliebter Lippe, über des Meeres weite Fläche. Die Wellen, die stürmisch aufbrausenden, durchdringe bis zum Grunde, und fächle ins Herz dem alten, bleichen, stillen Mann tief auf dem Grunde, und sei ihm des Labsals kühlender Tropfen im Flammenmeer der Hölle, sei ihm Grablied, Gebet, Vaterunser. —

Gute Ruhe! —

Melanie, ich sah dich noch einmal; — vergib, vergib! Noch einmal, — mit neidischen Nebeln rang der junge Tag, da stahl ich mich in dein Zimmer. Ich sah dich ruhen auf deinem schneeigen Lager, — du schliefst, — ruhig ging dein Athem, — die Natur forderte ihr Recht; — lange mußte der Schlummer dich geflohen haben, das Licht war niedergebrannt und erloschen.

Ja, Melanie, es wird Tag, auf geht die Sonne mit mildem Strahl, wärmend, verklärend. Weg mit erkünstelter Helle, — zu den Todten, verschrumpftes, mißförmiges Licht, — gewesen bist du, — die Sonne geht auf! — Melanie, ich habe an deinem Bette gekniet, ich habe leise, so ganz leise im Kusse deine weiße Stirn berührt; du zucktest nicht zusammen, wie im Schauer, du lächeltest, — o, sei gesegnet für dies Lächeln, gesegnet für alle die Blumen, die deine Hand meines Daseins letzten Tagen gewunden. Ich selber war's, der sich die Dornen darein band, an deren Stich ich nun verbluten soll.

Du regtest dich, — ich floh wie ein ertappter Verbrecher, — nun war ich frei, — frei zu gehen, wohin ich wollte, — mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung sogar.

Ich gehe in den Tod. —

Mein letzter Wille, den mein Sohn auch ohne Gerichtsformalitäten respektiren wird, ist in meine Schatulle auf dem Gute niedergelegt. Der Brief für den Polizeipräsidenten von Thal, dem diese Blätter bestimmt, lege ich ihnen bei, er wird nicht lang sein. — Nun das Siegel der Hülle aufgedrückt, die sie umschließen soll. Ich erbat mir Lack, — man gab mir rothes — blutrothes —, es tröpfelt zur Erde, da ich es am Licht erwärme, — ein Flecken bleibt am Boden der Kajüte haften, — ein blutigrother Fleck, vergossenem Blute gleich, das zum Himmel schreit. — Zu Ende mit dem Drama im Alter, — der Vorhang fällt. Vergebung hier und droben, ich wage sie nicht zu hoffen, nur Gerechtigkeit heische ich um menschlicher Schwäche willen, menschlichen Wahnsinns. — Jetzt das letzte Wort an den Mann des Gesetzes, an den Präsidenten von Thal, und dann — dann —

Gute Ruhe, Waldenau!

Zum neunten Mai.

Ein Gedenkblatt von **Bruno Geiser.**

(Hierzu das Porträt Schillers.)

Der wundervolle Monat Mai — wie manche Hoffnung hat er schon betrogen, wie manche Blüthe durch die rauhe Luft seiner Nächte getödtet, statt sie zu der erhofften Vollentfaltung zu kräftigen!

Kein Tag im „Wonnemonat" gibt gerechteren Anlaß zu so melancholischer Betrachtung, als der neunte — jener Tag, an dem nun vor genau dreivierteln eines Jahrhunderts der Tod seine vernichtende Hand legte auf ein Menschenhaupt, aus dem mehr als ein unsterbliches, in seiner Größe von keiner andern Menschenschöpfung gleicher Art erreichtes Werk geboren worden ist, und aus dem zweifellos nicht minder Großes noch in reichem Maße hervorgegangen wäre! Aber ein Leben überreich an geistaufreibendster Arbeit und arm an jenen klingenden, materiellen Erfolgen, wie sie ein gedankenstumpfes, ideenleeres Glücksritterthum allezeit am besten einzuheimsen verstand, hatte die Kraft des Körpers allgemach zermürbt und zermalmt, den einer der größten und edelsten Geister belebte.

Des Abends gegen sechs Uhr am 9. Mai des Jahres 1805 starb Friedrich Schiller.

Die Leser der „Neuen Welt" kennen den Dichter, welcher dem Herzen des deutschen Volkes am nächsten steht, so gut, daß es eine Thorheit wäre, wenn ich an dieser Stelle seine Biographie geben oder über seine Werke berichten wollte. Aber grade weil Schiller der erste der Lieblingsdichter seines Volkes ist, haben auch die kleineren, unscheinbareren Begebenheiten, welche ihn angingen, auch heute noch hohe Bedeutung und lebhaftes Interesse für jedermann, und alle Seiten seines vielgestaltigen Schaffens, auch die von der Literaturgeschichte minder beachteten und darum



Friedrich Schiller

von sehr vielen selbst unter seinen eifrigsten Verehrern ganz übersehenen, dürfen den Anspruch erheben, nicht vergessen zu werden.

Das Porträt, welches die „Neue Welt" heute ihren Lesern bietet, zeigt uns den jugendlichen Schiller, dem auf die hohe Stirn und in die großen, gluthvollen Augen der Titanensinn geschrieben steht, welcher aus den „Räubern" schier unheimlich wild hervorlodert. — Wenn wir ihn so sehen, verstehen wir, was der geniale Gefangene vom Hohen-Asperg, der Dichter Schubart, von ihm hoffend sang:

Gott gab ihm Sonnenblick
Und Cherubs Donnerflug
Und starken Arm, zu schnellen
Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen.

So wie er da auf dem Bilde dreinschaut, mag er Schubart erschienen sein, als diesen der junge Regimentschirurgus eines Tages in der Kerkerzelle auf der Bergveste besuchte.

Freilich gibt solch' ein Porträt immer nur ein mangelhaftes Bild des Menschen, den es darstellt, von der röthlich-goldenen Farbe des Hauptharres, das über den stolzen Nacken hernieder-

wallt, von der zarten und grade wegen ihrer Zartheit mit Sommersprossen übersäten Haut des wundersam blickenden Antlitzes zeigt es nichts. Daß das röthliche Haar und die Sommerflecken jedoch den Eindruck keineswegs abzuschwächen im stande waren, den die Züge



Reise vor zweihundert Jahren. (Seite 383.)

und der Ausdruck des Gesichts machten, das bezeugt Schubarts Begeisterung, der weinend an das Herz des um zwanzig Jahre jüngeren Dichters stürzte, als ihm der Festungskommandant verrieth, daß der Doktor Fischer, der seine — Schubarts — Rezension

von Schillers „Räubern“ hören wollte, niemand anders sei, als der hochberühmte Poet der „Räuber“ selbst.

Hatte Schubart zu Schiller bewundernd hinaufgeschaut, ehe er ihn kannte, so besaß dieser sein ganzes Herz von dem Augenblicke an, wo er ihn zum erstenmal erblickt. Kurze Zeit nach dem Besuche im Kerker schreibt er seiner Frau: „Schiller ist ein großer Kerl, ich lieb' ihn heiß, grüß' ihn.“ — Und so, wie ihn Schubart liebte, so liebten ihn alle, die sein innerstes Sein und Wesen, sein Dichten und Denken in aller Wahrheit und Tiefe erfaßt hatten. Man braucht nur auf seine Freundschaft mit Körner und Wieland, mit Fichte, Wilhelm von Humboldt und vor allen andern auf die mit Goethe hinzudeuten, dieses klassische einzige Freundschaftsbündniß, dem unsere Literatur unberechenbare Förderung verdankt, um des Beweises dafür überhoben zu werden.

Daß zu solch' einer edlen, herzenbezwingenden Natur auch die Frauenwelt sich hinneigte und mehr als ein Weiberherz in heißer Leidenschaft entbrannt war, wird — dem röthlichen Haar zum Trotz — niemand bezweifeln wollen. Und nicht minder erklärlich ist, daß es, vielleicht nur mit Ausnahme von Neigungen, welche ungebändigte Jugendleidenschaft gezeitigt hatte, ausschließlich Frauen von hoher geistiger Begabung waren, die ihm und denen er sich in Liebe zuwandte.

Wie sinnlich warm Schiller empfand und welch' edlen Ausdruck er seiner Leidenschaft zu geben vermochte, lehrt u. a. das Gedicht „Die Erwartung“, dessen Schluß hier Raum finden möge:

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht, wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunklen Taxuswand.

O, sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O führe mir die Lebende daher,
Lass' ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum!
Und in das Leben tritt der holde Traum.
Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht ungesehen
Und weckte mit Küssen den Freund.

Also liebessehnsüchtig, und nicht minder jugendmuthig und titanenhaft geistesstark, als auf unserm Bilde, wenn auch wohl fröhlicher, glücklicher, denn hier, mag er dreingeschaut haben, als er in der zehnten Morgenstunde des 22. Februar 1790 in das jenenser Gasthaus „Zum Weimarischen Hof“ trat, um seine Braut zur kirchlichen Einsegnung ihres Lebensbundes abzuholen.

Am Tage vorher, am Sonntag Invocavit, hatte der Archidiakonus der Hauptkirche von St. Michaelis zu Jena von der Kanzel herab eine Neuigkeit verkündigt, welche nicht nur die frommen Kirchgänger mächtig interessirt, sondern sogar einen Sturm der Bewegung und Erregung hervorgerufen hatte bei der nicht andächtigen Versammlung vor der Kirche, welche gebildet wurde von den sporenklirrenden, schleppsäbelrasselnden Studenten in ihren Sammetpekeschen und Uniformröcken, und mit dem stattlichen, federbuschgeschmückten Dreimaster auf dem kecken Haupte.

„Der Professor Schiller heirathet!“ und: „Er kann nicht rasch genug ins Ehejoch kommen — nicht dreimal, wie es Brauch, sondern ein- für allemal ist er heute aufgeboten worden,“ so erzählte einer dem andern.

Und so war es auch.

„Aufgeboten werden —“ hatte der Archidiakonus gesprochen, „und zwar nach eingeholtem Konsistorialkonsens ein- für allemal, Herr Johann Friedrich Schiller, Fürstlich Sachsen-Meiningenscher Hofrath, Fürstlich Sachsen-Weimarischer Rath und außerordentlicher Lehrer der Weltweisheit allhier, Herrn Johann Friedrich Schillers, Hauptmanns in Herzoglich Würtembergischen Diensten eheleiblich einziger Sohn, und Fräulein Louise Charlotte Antoinette v. Lengefeld aus Rudolstadt, weiland Herrn Joël Christoph von Lengefeld, Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Jägermeisters und Kammerraths zu Rudolstadt, eheleibliche zweite Tochter.“

Die Studenten hatten den ganzen Sonntag und in allen Kneipen von wenig anderm gesprochen, als von der überraschenden Heirat des Mannes, in dem sie den Dichter wie ihren Lehrer gleich sehr verehrten und bewunderten. Sie waren entschlossen, ihm durch jubelnde Ovationen ihre Theilnahme zu beweisen, aber alle Kundschafter, die sie ausschickten, um zu erfahren, wo er zu finden wäre, kehrten mit der Nachricht zurück, das erste Stockwerk in dem allbekannten Eckhaus am Markt, wo der Professor Schiller hauste, sei für heute vereinsamt und keine Spur, wo er weile, zu finden.

In später Nachtstunde endlich, nur von wenigen bemerkt, hatte eine alte gelbe, riesengroße Postkalesche vor dem „Weimarischen Hof“ gehalten, aus der der vielgesuchte Schiller auf die jammervoll gepflasterte Straße gesprungen war, um zwei in Pelzen eingemummten Frauengestalten aus der schwankenden Arche Noah der Turn- und Taxis'schen Postbeförderung auf festen Grund und Boden zu helfen.

Geschlafen hatte er nicht viel, als er sie um zehn Uhr früh wieder abholte. Es galt, der Mutter der beiden Schwestern, die er gestern nach Jena geführt, entgegenzufahren.

Ueber die Saale hinüber, am Ufer entlang, ging der Weg, da, wo dieselben alten Weiden und hohen Erlen standen, welche in Goethe die Idee seines Erlkönigs erweckt haben sollen, als er des Abends einem auf müdem Gaule mit seinem kranken Kinde im Arm heimreitenden Bauersmann begegnet war. Der Abend dämmerte auch bereits herein, als die alte Postkutsche vor dem winzigen Kirchlein von Wenigenjena anhielt. Hier, in einsamster Stille, und nicht in Jena, wo eine Menge Menschen auf die Brautschau gekommen wären, wie alle jenenser Kirchen zusammen sie nicht hätten fassen können, sollte die Trauung stattfinden.

Auf der Landstraße vor dem Kirchhof empfing die Ankommenden der Pfarrer Schmid und geleitete sie zum Altare. Dann schloß er die Kirchthür, um nach dem Wunsche des Brautpaars jegliche Neugier fernzuhalten. Die Ceremonie der Trauung hatte der Adjunkt des Pastors, sein Sohn, der gleichzeitig, oder vielmehr hauptsächlich Magister und Dozent der Philosophie in Jena war, Karl Christian Erhard Schmid, übernommen.

Der Kantianer im geistlichen Talare hielt eine Predigt, wie sie nicht oft von den Wänden einer Kirche widergeklungen sein mag. Er begann mit der wie zum Abschrecken eingerichteten Trauungsformel, welche Luther dem alten Testamente entnommen hat:

„Also sprach Gott der Herr zum Weibe: Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein. Und zu Adam sprach er: Dieweil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes — verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang. Dornen und Disteln soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.“

Das klang gewiß furchtbar und erpreßte den weiblichen Mitgliedern der kleinen Hochzeitsgesellschaft, insbesondere der würdigen Brautmutter, heiße Thränen. Dem glücklichen Bräutigam, welcher sich extra diese alte Trauungsformel, der Frau Schwiegermutter zu Gefallen, bei seinem Freunde Schmid bestellt hatte, ging sie garnicht zu Herzen. Er war einmal seelenfroh gestimmt an dem Tage und fand den „Auftritt“ der Trauung „kurzweilig“, trotz der düsteren Drohungen des menschenfeindlichen Jehovah, die sich an ihm freilich dennoch erfüllen sollten.

Nachdem sich der Jünger Kants mit der Bibel, wie es seines Amtes war, abgefunden hatte, kam er auf die Kritik der praktischen Vernunft. An den Gedanken, daß die Eheschließung der kategorische Imperativ der Pflicht für die Leidenschaft sei, knüpfte er seine philosophische Betrachtung. Dann erklang zweimal das laute und feierliche „Ja!“ und Schiller war mit seiner Lotte verbunden. In den Augen der Frauen standen noch immer die Thränen. Lotte weinte vor Glück, Karoline, die Schwester, vor Leid — sie liebten beide den herrlichen Mann, dessen leidenschaftliches Herz vor nicht allzulanger Zeit noch in unentschiedener Neigung zwischen ihnen beiden hin- und hergeschwankt — und die ältere opferte das eigene Glück starken Muthes für das der Schwester und das des geliebten Mannes.

(Schluß folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. D.

IV.

Strafprozeßordnung.

(Fortsetzung.)

Aus dem Stadium der staatsanwaltschaftlichen Vorerörterungen tritt der Strafprozeß, wenn die angestellten Ermittlungen genügenden Anlaß zur Erhebung der öffentlichen Anklage bieten, in das Stadium der Voruntersuchung.

Nach der Strafprozeßordnung ist dieselbe unbedingt geboten in denjenigen Strafsachen, welche zur Zuständigkeit des Reichsgerichts oder der Schwurgerichte gehören, dagegen ausgeschlossen in den schöffengerichtlichen und zulässig in den landgerichtlichen Strafsachen. In letzterer Beziehung liegt die Entscheidung, ob eine Voruntersuchung stattfinden soll, zunächst in der Hand der Staatsanwaltschaft. Beantragt sie dieselbe, so hat die Voruntersuchung stattzufinden. Dann aber kann auch das Gericht die Eröffnung der Voruntersuchung beschließen, sobald sie dieselbe zur besseren Aufklärung der Sache für nothwendig erachtet. Endlich aber steht auch dem Angeschuldigten das Recht zu, dieselbe zu beantragen. Dieses Recht hat die Strafprozeßordnung dem Angeschuldigten als Ersatz dafür gegeben, daß die Berufung in Wegfall gekommen ist. Es gibt dem Angeklagten in anderer Weise, als die Berufung, die Garantie für die thunlichst erschöpfende Erörterung der Sache. Das Gericht hat jeden Angeschuldigten auf dieses Recht hinzuweisen.

Der Vorsitzende des Gerichts hat nämlich die Anklageschrift dem Angeschuldigten mitzutheilen und ihn zugleich aufzufordern, sich innerhalb einer zu bestimmenden Frist zu erklären, ob er eine Voruntersuchung oder Vornehmung einzelner Beweiserhebungen wünsche. Stellt infolge dessen der Angeschuldigte den Antrag auf Voruntersuchung, und befindet das Gericht, daß die vom Angeschuldigten für seinen Antrag geltend gemachten Gründe erheblich sind, so ist die Voruntersuchung einzuleiten.

Das Verfahren der Voruntersuchung ist ein schriftliches. Die Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen. Die Leitung derselben steht dem für die Dauer des Geschäftsjahrs bestellten Untersuchungsrichter zu, welcher bei allen Vernehmungen von Zeugen, Sachverständigen und des Angeschuldigten, sowie bei Einnahme eines Augenscheins einen Gerichtsschreiber zuzuziehen hat. Gegen die Verfügung des Untersuchungsrichters, daß auf Antrag des Staatsanwalts die Voruntersuchung einzuleiten sei, kann der Angeschuldigte Einwand erheben, wenn das Gericht unzuständig oder die in der Anklage bezeichnete That unter kein Strafgesetz fällt. Ueber den Einwand entscheidet das Gericht. Das Recht dieses Einwandes fällt weg, wenn die Voruntersuchung infolge des Beschlusses des Gerichts eröffnet und der Angeklagte vorher gehört worden ist. Der Beschluß des Gerichts, daß der vom Angeschuldigten erhobene Einwand gegen die Zulässigkeit der Voruntersuchung zu verwerfen, ist unanfechtbar; nur wenn der Einwand der Unzuständigkeit verworfen wird, steht nochmals sofortige Beschwerde zu.

Die in der Voruntersuchung vorkommenden Beweisakte sind die Vernehmung des Angeschuldigten, der Zeugen und Sachverständigen, die Einnahme von Augenschein, die Beschlagnahme und die Durchsuchung und Verhaftung des Angeschuldigten.

Es ist wohl hier am Platz, die Hauptgrundsätze der Strafprozeßordnung über die Beweismittel überhaupt zusammenzustellen.

Die Vernehmung des Angeschuldigten soll nicht sowohl einen streng inquisitorischen Charakter tragen, als vielmehr dem Angeklagten Gelegenheit geben, vom Inhalt der Anklage Kenntniß zu nehmen und die für seine Vertheidigung erforderlich erscheinenden Momente geltend zu machen. Der Angeschuldigte hat deshalb auch das Recht, jede Antwort auf die Anschuldigung zu verweigern. Der Angeschuldigte darf nur dann in Untersuchungshaft genommen werden, wenn dringende Verdachtsgründe gegen ihn vorhanden sind und entweder er der Flucht verdächtig ist oder Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That verwischen oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage, oder Zeugen dazu verleiten werde, sich der Zeugnißpflicht zu entziehen (sogenannter Kollusionsverdacht). Der Fluchtverdacht bedarf keiner weiteren Begründung, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet oder wenn der Angeschuldigte ein Heimatloser oder Landstreicher oder nicht im stande ist, sich über seine Person auszuweisen, oder endlich, wenn der Angeschuldigte ein Ausländer ist und gegründeter Zweifel besteht, daß er sich auf Ladung vor Gericht stellen und dem Urtheile Folge leisten werde. Im übrigen sind die Verdachtsgründe aktenkundig zu machen. Die Verhaftung kann nur erfolgen auf Grund eines richterlichen Haftbefehls, welcher dem Angeschuldigten bei der Verhaftung oder spätestens am Tage darnach, unter Belehrung über das ihm gegen den Haftbefehl zustehende Recht der Beschwerde bekanntzugeben ist. Der Verhaftete muß spätestens am Tage nach seiner Einlieferung in das Gefängniß über den Gegenstand der Beschuldigung gehört werden. § 116 der Strafprozeßordnung stellt eine Reihe von Normativbestimmungen über die Behandlung der Untersuchungsgefangenen auf, auf welche hier nur verwiesen werden kann. Eine Entlassung aus der Untersuchungshaft gegen Sicherleistung ist nur dann gestattet, wenn die Haft lediglich wegen Fluchtverdachts angelegt ist. Der Haftbefehl ist aufzuheben, wenn der in demselben angegebene Grund der Verhaftung weggefallen ist oder wenn der Angeschuldigte freigesprochen oder außer Verfolgung gesetzt ist.

Die Beschlagnahme ist grundsätzlich eine Befugniß des Richters; nur wenn Gefahr im Verzug und die Untersuchung nicht blos eine Uebertretung betrifft, ist der Staatsanwalt und die Polizei zu ihr befugt. Letzterer muß jedoch den beschlagnahmten Gegenstand sofort, und zwar Briefe und Postsendungen uneröffnet, dem Richter vorlegen und binnen drei Tagen richterliche Bestätigung einholen, dafern nicht der Betroffene oder ein erwachsener Angehöriger desselben bei der Beschlagnahme anwesend und mit ihr einverstanden war. Auch die Durchsuchung ist ebenfalls der Regel nach ein richterlicher Akt. Gefahr im Verzug berechtigt jedoch dazu auch die Staatsanwaltschaft und die Polizei. Nimmt die Polizei eine Durchsuchung ohne Beisein des Richters oder des Staatsanwalts vor, so sind von ihr, wenn möglich, ein Gemeindebeamter oder zwei Gemeindemitglieder zuzuziehen.

Der von der Durchsuchung Betroffene darf derselben beiwohnen. Auf Verlangen ist dem Betroffenen nach Beendigung der Durchsuchung eine schriftliche Mittheilung zu machen, welche den Grund der Durchsuchung anzugeben hat. Auch ist demselben auf Verlangen ein Verzeichniß der beschlagnahmten Gegenstände einzuhändigen. Werden bei Gelegenheit einer Durchsuchung Gegenstände gefunden, welche zwar in keiner Beziehung zu der Untersuchung stehen, aber auf die erfolgte Verübung einer anderen strafbaren That hindeuten, so sind dieselben einstweilen in Beschlag zu nehmen und der Staatsanwaltschaft Kenntniß davon zu geben. Eine Durchsicht der Papiere des von der Durchsuchung Betroffenen steht nur dem Richter zu. Andere Beamte sind zur Durchsicht der aufgefundenen Papiere nur mit Einwilligung des Inhabers befugt. Wird diese nicht ertheilt, so sind die Papiere, deren Durchsicht für geboten erachtet wird, in einem Umschlag, welcher in Gegenwart des Inhabers mit dem Amtssiegel zu verschließen ist, an den Richter abzuliefern. Der Inhaber der Papiere oder dessen Vertreter ist berechtigt, sein Siegel beizudrücken. Nach Beendigung der Untersuchung sind die beschlagnahmten Gegenstände zurückzugeben. In alle Wege bleibt aber dem Betheiligten die Geltendmachung seiner Ansprüche vorbehalten.

Die Zeugnißpflicht ist eine allgemeine. Zur Verweigerung des Zeugnisses sind allein berechtigt der Verlobte und der Ehegatte des Beschuldigten, diejenigen, welche mit dem Beschuldigten in grader Linie verwandt, verschwägert oder durch Adoption verbunden sind oder in der Seitenlinie bis zum dritten Grad verwandt oder bis zum zweiten Grad verschwägert sind. Ferner sind zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt Geistliche, Vertheidiger des Beschuldigten, Rechtsanwälte und Aerzte in Ansehung desjenigen, was ihnen in Ausübung ihres Berufs anvertraut ist. Ueberdies darf jeder Zeuge die Auskunft auf solche Fragen verweigern, deren Beantwortung ihm selbst oder einem Verwandten die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehen würde. Der Grund der Verweigerung des Zeugnisses ist glaubhaft zu machen.

Der Zeugnißpflicht entspricht die Eidespflicht. Die Vereidigung des Zeugen hat in der Hauptverhandlung und zwar vor seiner Vernehmung zu erfolgen. Wird das Zeugniß oder die Eidesleistung ohne Grund verweigert, so ist der Zeuge in die durch die Weigerung verursachten Kosten, sowie zu einer Geldstrafe bis

zu dreihundert Mark, und für den Fall der Uneinbringlichkeit derselben, zur Strafe der Haft bis zu sechs Wochen zu verurtheilen. Ueberdies kann zur Erzwingung des Zeugnisses die Haft angeordnet werden, jedoch nicht über die Zeit der Beendigung des Verfahrens in der Instanz, auch nicht über die Zeit von sechs Monaten, und bei Uebertretungen nicht über die Zeit von sechs Wochen hinaus. Die Befugniß zu dieser Maßregel steht dem Untersuchungsrichter, dem Amtsrichter sowie dem beauftragten und ersuchten Richter zu. Sind die Maßregeln erschöpft, so können sie in demselben Verfahren oder in einem andern Verfahren, welches dieselbe That zum Gegenstande hat, nicht wiederholt werden.

Nach dem Schluß der Voruntersuchung übersendet der Untersuchungsrichter die Akten an die Staatsanwaltschaft. Diese legt die Akten dem Gericht vor mit dem Antrag auf Eröffnung des Hauptverfahrens. Dies geschieht durch Einreichung einer Anklageschrift, welche die dem Angeschuldigten zur Last gelegte That unter Hervorhebung ihrer gesetzlichen Merkmale und des anzuwendenden Strafgesetzes zu bezeichnen, sowie die Beweismittel und das Gericht, vor welchem die Hauptverhandlung stattfinden soll, anzugeben hat. Der Vorsitzende theilt diese Anklageschrift dem Angeschuldigten mit, mit der Aufforderung, binnen einer bestimmten Frist sich darauf zu erklären und seine Vertheidigungsanträge zu stellen.

Das Gericht beschließt ohne Zuziehung des Staatsanwalts und des Vertheidigers die Eröffnung des Hauptverfahrens, wenn der Angeschuldigte nach den Ergebnissen des Vorverfahrens einer strafbaren Handlung hinreichend verdächtig erscheint. Ist dieser Verdacht nicht vorhanden, so ist der Angeschuldigte außer Verfolgung zu setzen. In dem Beschlusse, durch welchen das Hauptverfahren eröffnet wird, ist die dem Angeklagten zur Last gelegte That unter Hervorhebung ihrer gesetzlichen Merkmale und des anzuwendenden Strafgesetzes, sowie das Gericht, vor welchem die Hauptverhandlung stattfinden soll, zu bezeichnen. Dieser Beschluß ist unanfechtbar. Gegen den Beschluß, durch welchen die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt wird, steht dem Staatsanwalt die sofortige Beschwerde zu.

(Schluß folgt.)

Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennmaterialien*).

Von Rothberg-Lindener.

Wenn man gegenwärtig einen Blick wirft nur auf die im eignen Lande veröffentlichten Patentlisten, so kann man als ersten Eindruck einen gewaltigen Respekt bekommen vor der Fruchtbarkeit eines jeden Tages an neuen Erfindungen, falls man deren Zahl mehr, als den Werth als maßgebend gelten lassen will. Bekannt ist, daß einerseits so manche neuen, werthvollen Gedankenkombinationen auf technischem und chemischem Gebiet aus hier nicht zu erörternden Gründen ohne Anspruch auf Patentirtwerden zum allgemeinen Nutzen praktisch verwerthet werden, andererseits aber auch sowohl patentirte als unpatentirte Erfindungen massenhaft dem Geschick der menschlichen Kindersterblichkeit verfallen. Die Bearbeitung des kulturhistorisch interessanten Materials, und besonders die Aufsuchung der Ursachen des Entstehens und raschen Dahinsiechens der überwiegenden Zahl dieser Sprößlinge des menschlichen Verstandes dürfte recht lohnend sein und zu ebenso bemerkenswerthen Aufschlüssen führen, als die jetzt mit so großem Eifer bearbeitete Kindersterblichkeit.

Die Betrachtung der vermeintlichen Erfindungen auf dem von uns hier behandelten Gebiet der Brennstoffe zeigt die beachtenswerthe Thatsache, daß mit Hartnäckigkeit immer wieder Neuerer auftreten, die mit Mischungen irgend einer unverbrennlichen Substanz und eines Brennmaterials experimentiren. So wollte vor einigen Jahren ein Herr R. aus Hasselt in Belgien entdeckt haben, daß gewöhnliche Erde mit ein Sechstel Steinkohlen und einer Kleinigkeit Soda oder Kochsalz versetzt, nicht nur eben so gut, sondern sogar besser brenne, als reine Kohle. Die „Erfindung“ machte in engeren Kreisen Furore; Landleute fuhren vor die Stadt zu Herrn R. und holten sich Erde karrenweis zum Brennen. Auch als Zusatz zu Petroleum sollte ein gewisses Quantum Soda eine erstaunliche Ersparniß an Material herbeiführen. Noch sei eines englischen „Erfinders“ gedacht, der öffentlich die Behauptung vertrat, daß 75 pCt. der jetzt verbrannten Kohlen dadurch gespart werden könnten, daß man sie mit dem entsprechenden Quantum Kreide mische. In Betreff der belgischen Erfindung stellte sich nachträglich heraus, daß es sich um eine Erde handelte, die sehr reich an organischen Ueberresten war. Wenn es also gelang, jene Mischung zum Theil zu verbrennen, so war das außer dem Antheil Steinkohlen, der torfigen Substanz zu verdanken, nicht der eigentlichen Erde. Abgesehen von einem Theil lächerlicher Unkenntniß liegt diesen Thatsachen aber das weit verbreitete populäre Bewußtsein zu Grunde, daß wohl eine große Verschwendung von Brennmaterial, aber sehr ungenügende Ausnutzung stattfinden möge; nur daß es leider zu häufig zu der unklarsten Annahme verleitet, daß zu große Reinheit und Flüchtigkeit desselben die Ursache davon sei. Das beliebte Ueberschwemmen der Steinkohlen mit Wasser vor ihrem Verbrauch ist auch ein Zeugniß für diesen Glauben.

Eine Erläuterung des Wesens der Verbrennung kohlenstoffhaltiger Verbindungen dürfte daher vor der vergleichenden Betrachtung der Werthe unserer Brennstoffe von Nutzen sein.

Nach der im ersten Theil gegebenen Darstellung des Herkommens unserer Brennstoffe aus Zerlegung von Kohlensäure, unter Bindung von Sonnenwärme mittels der Pflanzenvegetation, ist leicht einzusehen, daß die künstliche Verbrennung nur in dem umgekehrten Vorgang, nämlich in der Bildung von Kohlensäure aus einem Kohle enthaltenden Körper, unter Eintritt von Sauerstoff und Freiwerden eines genau gleichen Quantums Wärme, bestehen könne. Ebenso wie aber der erstere Vorgang nicht ohne eine ganze Reihe von Zwischenstufen bis zur Bildung nahezu reiner Kohle geschieht, haben wir es auch bei der Verbrennung fast niemals mit einer einfachen Oxydation von Kohle zu Kohlensäure zu thun, sondern mit mehr und weniger komplizirten Zwischenvorgängen, deren Endresultat nur im günstigsten Falle reine Kohlensäure als Produkt und das mögliche, ganze Quantum Wärme als freiwerdend ergibt. Wohl aber müssen wir die Erreichung dieses Zieles in der einfachsten und zweckmäßigsten Weise als erstrebenswerthe Aufgabe bei unseren Heizungsvorrichtungen im Auge behalten.

Bei der theoretischen Erörterung der Verbrennung haben wir es zunächst mit den Modifikationen zu thun, die sie je nach der Natur des zu unserer Verfügung stehenden Brennstoffes, nach der quantitativen Zusammensetzung desselben aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Aschenbestandtheilen, sowie nach der physikalischen Beschaffenheit in Hinsicht der Dichte und Form (Größe der Stücke, Porosität) der Brennstoffe aufweist.

Zur Einleitung der Verbrennung erfordern die Brennstoffe zuvörderst die Mittheilung einer je nach ihrer Zusammensetzung weniger oder mehr erhöhten Temperatur; sie müssen also erhitzt werden, was gewöhnlich durch Berührung mit einem brennenden oder glühenden Körper geschieht. Bei einem brennenden Körper erhitzen die brennenden Theile die zunächstliegenden, und so setzt sich die Verbrennung fort, dagegen verlischt ein brennender Körper, wenn man ihm die nöthige Wärme entzieht, so z. B. ein Stück glühende Kohle, das man auf ein Metall, also einen guten Wärmeleiter legt. Auch glühende Gase werden durch gute Wärmeleiter so stark abgekühlt, daß die Verbrennung an der Berührungsstelle aufhört. Deshalb schlägt eine Flamme nicht durch ein feines Drahtnetz, welche Eigenschaft in der bekannten Davy'schen Sicherheitslampe nutzbar gemacht ist, welche bewirkt, daß ein explosives Gemisch von Sumpf-(Gruben-)Gas und Luft, wie es in Steinkohlengruben sich bildet, nur innerhalb der Lampe verbrennt.

Am häufigsten bewirkt man die Abkühlung zum Erlöschen brennender Körper durch Uebergießen mit kaltem Wasser. Denselben Zweck erreicht man aber auch durch Abhalten eines weiteren Zutritts von Sauerstoff (Bedecken mit Erde oder Asche),

*) Fortsetzung des Artikels „Brennstoffe und Wohnungsheizung“.

oder durch Zuführung einer Gasart, welche zum Verbrennen ungeeignet ist, wie Stickgas, Kohlensäure oder schweflige Säure.

Manche Körper verbrennen mit Flamme — und zwar sind die an Wasserstoff reichsten die flammbarsten Brennstoffe —, andere ohne Flamme. Diese ist nichts, als glühendes Gas. Ist also der Brennstoff schon gasförmig, wie Leuchtgas (ein Gemenge, dessen wesentliche brennbare Bestandtheile Kohlenwasserstoffe, Kohlenoxyd und Wasserstoff sind), oder verwandelt er sich bei der Verbrennungstemperatur in Gas (Dampf), oder ist das Verbrennungsprodukt gasförmig, so entsteht eine Flamme. Die flüssigen und festen Kohlenwasserstoffe (Paraffin, Petroleum, Photogen, Solaröl u. a.) verwandeln sich beim Erhitzen direkt in Gas oder Dampf, welcher durch Zutritt von Sauerstoff zu Kohlensäure und Wasser verbrennt. Aber die festen, sauerstoffhaltigen, unsere eigentlichen Brennstoffe, welche an sich nicht flüchtig sind, werden zunächst in der Hitze zersetzt, entwickeln brennbare Gase, und diese Zersetzungsprodukte verbrennen dann erst mit Flamme. Hier nimmt also der in dem Körper selbstenthaltene Sauerstoff an der Verbrennung theil. Es brennen aber nicht Holz, Torf, Steinkohle als solche, sondern die durch Hitze gebildeten brennbaren Zersetzungsprodukte.

Die Vorstellung des Verbrennens mit Flamme schließt gewöhnlich die des Leuchtens ein, welches aber keine nothwendige Folge des ersteren ist, wie sich das an der nichtleuchtenden Flamme von Alkohol, Sumpfgas und Wasserstoff zeigt. In der leuchtenden Flamme kahlenstoffhaltiger Gase ist es allemal aufs feinste vertheilte, im hellglühenden Zustand befindliche Kohle, welche das Leuchten bewirkt. Man ersieht das daraus, daß, wenn man einen kalten Körper in eine solche leuchtende Flamme bringt, sich an demselben Kohle (Ruß) absetzt. Es kann aber auch durch andere feste, zum Glühen erhitzte Körper eine nicht leuchtende Famme leuchtend gemacht werden, so z. B. eine Wasserstoffflamme durch Kalk oder Platin, das darin in Weißgluth gerathen ist. Es ist nun beim flammenden Verbrennen kohlehaltiger Gase sehr zu beachten, daß die Flamme an sich noch durchaus kein Anzeichen einer vollkommenen, den höchsten Hitzegrad und vollkommene Ausnutzung des Materials ergebenden Verbrennung ist. Denn es ist leicht einzusehen, — da die Leuchtkraft der gewöhnlichen Flamme von Kohle herrührt, die in ihr glühend aufsteigt und an ihren Rändern und vorzüglich an der Spitze verbrennt (wo daher stets die Temperatur am höchsten ist) — daß bei großem Gehalt an Kohlenstoff, oder bei ungenügendem Luftzutritt die ausgeschiedene Kohle nicht zum Weißglühen gelangt; die Flammen sind dann gelb oder roth und führen viel unverbrannte Kohle als Rauch und Ruß an die Luft. Jede Flamme, die nicht hell weiß oder gar nicht leuchtet, ist also nur Vermittlerin zur Verflüchtigung eines Theils des Brennmaterials, ohne daß er Nutzen geleistet, Wärme abgegeben hätte; denn der gelb- oder rothglühende Zustand, in dem sich die entweichende Kohle eine zeitlang befunden hat, bedeutet nicht eigene Wärmeentwickelung dieses Antheils, sondern Wärmeaufnahme von den anderen, wirklich verbrannten Theilen.

Die an Kohlenstoff reichsten Brennstoffe — Holzkohle, Koks, Anthrazit — verbrennen bei richtiger Anwendung fast ohne Flamme, es zeigt sich höchstens die kurze, bläuliche des Kohlenoxyds; es ist dann allein die noch feste, unverflüchtigt glühende Kohle, welche leuchtet; und da man doch die große, bei vollkommener Verbrennung des Stoffs zu Kohlensäure gelieferte Hitze wahrnimmt, so sagt man wohl auch, in Verkennung des eigentlichen Wesens der Flamme, wie es oben auseinandergesetzt wurde, daß die vollkommenste Verbrennung mit schwarzer Flamme stattfinde.

Die Brennbarkeit eines Körpers, wenn unter dieser Eigenschaft hier zunächst, dem allgemeinen Sprachgebrauch zufolge, nur die Fähigkeit mit dem Sauerstoff der Luft Wärme entwickelnde Verbindungen einzugehen, verstanden werden soll, hängt aber nicht nur von der Zusammensetzung der brennbaren Substanz selbst, sondern theilweise auch von ihren nicht brennbaren Beimengungen, der Asche, ab. Wenn dieselbe in größerer Menge vorhanden ist, so kann sie den Brennstoff von Anfang an, und noch mehr, wenn einiger Abbrand erfolgt ist, förmlich einhüllen, dadurch den Zutritt der Luft schwächen, verlangsamen und die Verbrennung unvollkommen, mit Wärmeverlust verknüpft gestalten.

Wenn man als höheren Grad von Brennbarkeit die je nach der Art des Brennstoffs zunehmende Raschheit ansieht, mit welcher er unter gleichen Bedingungen (bei gleich großen Stücken und gleichem Luftzuge) durch den Sauerstoff der Luft verzehrt wird und Wärme entwickelt, so ist darüber das Folgende zu bemerken: Brennbarkeit in diesem Sinne entspricht im ganzen der Entzündlichkeit, da der rascher brennende Stoff auch der entzündlichere zu sein pflegt, nämlich schneller und unter einfacheren Bedingungen in den Zustand des Brennens gebracht werden kann. Die wasserstoffreichsten Brennstoffe sind, wie die flammbarsten, so auch die entzündlichsten. Der gasreichere beginnt durch die Entzündungswärme schon bei niedrigerer Temperatur zersetzt zu werden, verliert auch in gleichen Zeiten mehr an seinem Gewicht und wird also rascher verzehrt, als der gasarme. Der glühende Rückstand brennt aber weiterhin nicht nur an seiner Oberfläche, sondern auch in seinem Innern, und zwar im allgemeinen um so mehr, je mehr Gase entwickelt wurden, durch deren Entweichen er um so poröser und durchdringlicher für die Luft geworden ist. Aus dieser doppelten Veranlassung, welche den Grad der Brennbarkeit erhöht, brennt jeder Brennstoff nicht nur an der Oberfläche, sondern auch im Innern und in der aus ihm hervorgegangenen Gasflamme entfernt von den Stücken. Bei den künstlich vorbereiteten reineren Kohlen, dem Koks oder der Holzkohle, fällt das letztere nahezu weg; bei Anthrazit findet fast nur oberflächliches Brennen statt, da er äußerst wenig Gas entwickelt und also während des Brandes nur wenig an Porosität zunimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Schweders Stirn verdüsterte sich, um seine Mundwinkel zuckte ein spöttisches Lächeln, als er die flammenden Augen der schönen Frau so drohend auf sich gerichtet sah.

„Nun denn —," sagte er, „wir stehen vor einem fait accompli*). Ich bin nicht der Mann, mich vor den Thatsachen zu verstecken. Ich ersuche daher, alles, was ich jetzt sage, als meine rückhaltlose Auffassung, als buchstäblich wahr zu respektiren. Jene Christine Stein ist wahnsinnig — wahnsinnig vor Leidenschaft, sonst würde sie den verzweifelten Brief nicht geschrieben haben. Der Gegenstand ihrer Leidenschaft bin i c h — seit einer Reihe von Jahren. Vor fünf Jahren" — Schweder betonte die „fünf" mit großem Nachdruck — „ließ ich mich auf kurze Zeit zu einer Tändelei herbei, wie sie ein Mann von Welt zu Dutzenden aufnimmt und fortwirft. Christine Stein ist Schauspielerin, sie hat ein bewegtes — sehr bewegtes Leben hinter sich, — es ist lächerlich — es ist wahnsinnig von ihr, Treue zu verlangen, wie es wahnsinnig ist von ihr, von der Anbetung ihres Mannes, des Komödianten und Theaterhanswurstes Bergmann, zu sprechen, der die Flasche anbetet und sonst weiter nichts. Ich habe sie mehr als einmal bereits abgeschüttelt, immer aber hat sie wieder versucht, sich mir aufzudrängen — —"

Schweder stockte nur einen Moment, aber doch lange genug, um der Dame, die ihm mit finstrem Lächeln zuhörte, Zeit zur Unterbrechung zu gewähren.

„Und Sie haben natürlich auch bis in die neueste Zeit geduldet, daß sie sich Ihnen aufgedrängt hat, — sie haben gespielt mit ihr, wie die Katze mit der Maus, und wie Sie gespielt hatten auch und gleichzeitig mit anderen; Sie haben geduldet, daß dieser Frau ‚wahnsinnige' Leidenschaft nicht vernichtet, sondern daß sie gefestigt wurde — und dem ins Angesicht können Sie natürlich mit dem besten Recht von der Welt behaupten, daß Sie ein Mann von Herz, daß Sie ein Mann von Ehre sind, Herr Schweder!"

Er wollte antworten, zornig, erbittert, aber die leidenschaftliche Frau ließ ihn nicht zu Worte kommen.

*) Vollendete Thatsache.

„Ich danke Ihnen für alle weiteren Auskünfte, ich weiß genug, übrig genug, — ich hoffe, Sie nicht wiederzusehen, Herr Schweder. Ich werde zum Theil dem Beispiel jener andern folgen, — mein Gatte soll wissen, was er von seinem Weibe und was er von seinem ‚einzigen‘ Freunde, dem unvergleichlichen Herrn Schweder zu halten hat — —“ Sie schritt hastig zur Thür.

Schweder stellte sich ihr hochaufgerichtet in den Weg. Es war, als ob es ihm einen Augenblick lang Mühe kostete, seine Erregung zu meistern, und seine Stimme erklang lauter und wärmer als vorher, als er sagte:

„So dürfen wir nicht von einander scheiden. Es ist nicht wahr — ich bin nicht herzlos, und ich dulde nicht — nie und nimmer dulde ich, daß das Band, welches uns verknüpft, in wilder Verblendung schonungslos und für immer zerrissen werde. — —“

Bei den letzten Worten war es, als ob seine Stimme bebte, er erhob seine Arme, als wollte er die Frau, die vor ihm stand, umfangen; sie aber wich vor seiner Berührung zurück, als ob sie ihn verabscheue:

„Wenn Sie mir nicht sofort freie Bahn lassen,“ schrie sie mehr, als sie es rief, „dort ist das Fenster — ich schlage es ein und rufe um Hülfe, — ich zerreiße die Fesseln, und wenn ich dabei zugrunde gehen sollte, — mein Stolz ist ohnehin vernichtet, und ich habe lange genug gefühlt, was ich heute weiß, daß ich nur ein Spielball, ein Nichts, oder gar schlimmer, als ein Nichts, — nur Mittel, erbärmliches Mittel zum Zweck in den Händen eines Geschäftsspekulanten —“

Aus Schweders Gesicht begann die Farbe zu weichen, jetzt funkelten und flammten auch seine Augen. Blitzschnell, mit einem Satz, so wild und gewandt, wie ein Tiger springt, stand er vor dem Fenster und hatte mit der einen Hand den vollen Oberarm der Frau gefaßt, während er die andre erhob wie zu einem Gewaltstreich, als ob er sie zu schweigen zwingen, ihr gewaltsam den Mund schließen wollte. — —

Die aufs höchste empörte, energische Frau schrie wild auf, mit einer äußersten Kraftanstrengung gelang es ihr, sich seinem eisernen Griffe zu entwinden, — sie stürzte zur Thür, die nun frei war; aber ehe sie sie noch erreicht hatte, wurde sie aufgestoßen und auf der Schwelle stand eine andere Frau, gleichfalls mit wilden, aber triumphirenden Blicken die Szene betrachtend.

„Also wirklich,“ es klang wie ein Jubelschrei aus dem Munde der Neuangekommenen; „wirklich finde ich die Herrschaften bei einander und, wie der Augenschein lehrt, in einer Erregung, die mir nicht nur beweist, daß ich recht gehabt, als ich Sie, gnädige Frau, als meine Schicksalsgenossin anredete, sondern auch, daß ich das richtige Mittel wählte, um mich auch an ihm zu rächen — an Ihnen, mein Freund Schweder.“

Ueber Schweders Gesicht hatte sich eine Bläße gelegt, die noch um einen Schatten tiefer wurde, als er im Nebenzimmer Männertritte hörte. Aber er war noch lange nicht besiegt, — an seiner stolzen Haltung war keine Spur geändert, auf seinem Antlitz lag die alte überlegene Energie. Auf die Worte Christine Steins antwortete er nicht; er schritt an den beiden Frauen, die einander mit unbeschreiblichem, halb theilnahmsvollem, halb feindlichem und verächtlichem Gesichtsausdruck ins Auge schauten, vorüber zur Thür.

„Ah, Sie Herr Prell, haben dieser Dame geöffnet; sehr freundlich. Und Herr Klose — Ihnen meinen besten Dank für Ihr freundliches Erscheinen. Sie werden die Güte haben, mir und einer ebenso schönen als hochzuverehrenden Dame einen Kavalierdienst zu leisten, und dann wieder hierher zurückzukehren, wenn ich bitten darf. Die Gattin meines besten Freundes war in Geschäftsangelegenheiten auf der Redaktion und wurde unwohl. Sie geleiten die Dame nachhause — an der nächsten Ecke stehen Wagen. Ich würde mir die Ehre selbst geben, wenn mich eine andre — eine traurige Pflicht — nicht jetzt zurückhielte.“

„Besten Freund — Geschäftsangelegenheiten — unwohl — hören Sie es, gnädige Frau?“ lachte die Schauspielerin hell auf.

Schweder kehrte sich nicht daran. Er trat dicht vor Prell und sagte leise, sodaß nur der Angeredete und der ganz verdutzt neben diesem stehende alte Herr Klose die Worte verstehen konnte:

„Sie — holen sofort meinen Arzt, den Professor Werneck, hierher, er muß kommen — unter allen Umständen — auf der Stelle.“

Prell, der ein Grinsen, das noch viel höhnischer aussah, als sonst, kaum verbergen konnte, verbeugte sich. Schweder stand bereits wieder an der Thür seines Bureaus:

„Gnädige Frau — ich bitte. Mein verehrter Freund — der würdige Herr Doktor Klose, wird die Güte haben, Sie nachhause zu geleiten. Ich hoffe, daß Sie die frische Frühlingsluft wieder völlig hergestellt haben wird, bevor Sie Ihre Wohnung erreicht haben.“

Wieder lachte die Schauspielerin — so laut, fast unheimlich, auf, daß der alte Herr Klose, welcher absolut keine Ahnung hatte, was der seltsame Auftritt, dessen unfreiwilliger Zeuge er geworden, zu bedeuten habe, ganz entsetzt nach der Thür schaute.

„Glauben Sie das auch, gnädige Frau?“ hatte Christine Stein gefragt.

Frau Senkbeil gewann es nicht über sich, ihr zu antworten, sie auch nur noch einmal anzusehen, als sie bei ihr vorüberschritt. Schweder hatte recht, — die Szene mußte enden, — der Eklat war groß genug, furchtbar groß, und der letzte, erschütterndste Akt in dem Drama war es ohnehin nicht.

Aber sie sah auch Schweder nicht an, als sie aus seinem Zimmer in das andre trat. Sie schaute nur auf Klose:

„Wenn Sie mich begleiten wollen, mein Herr Doktor,“ sagte sie mit müder, aus einem wunden Herzen matt heraufklingender Stimme.

Der alte Herr starrte sie an, so überrascht, so erregt, wie damals, als er sie zum erstenmale sah, im Restaurant Weinhold, an jenem Abend, welcher ihm Fritz Lauter näher geführt hatte. Seine Stimme versagte fast den Dienst, als er mit tiefer Verbeugung antwortete:

„Wenn mir die gnädige Frau das Vergnügen — die Ehre —“

Die Dame neigte ihr schönes Haupt gegen ihn, und gegen ihn allein, und schritt rasch, ohne ein Wort, ohne einen Blick sonst ihm voran zur Thür. Der alte Herr Klose folgte ihr, wie im Traume.

Schweder warf einen fragenden, befehlenden Blick auf Prell, der immer noch, neugierig umherspionirend und grinsend auf dem alten Flecke stand. Prell kannte seinen Chef und fürchtete solche Blicke, — er verschwand eiligst, aber nicht, ohne noch einmal nach der schönen Schauspielerin hingeschaut zu haben, welche sich, wie von irgendeiner großen Anstrengung erschöpft, auf einem der Fauteuils niedergelassen hatte und das Gesicht hinter ihren Fächer verbarg.

Schweder zögerte einen Augenblick, bevor er in sein Zimmer zurückkehrte. Sein Gesicht zeigte wieder jene Kälte, welche anzudeuten pflegte, daß er zum äußersten entschlossen war, drohend und düster leuchteten seine Augen und um seinen Mund hatte sich ein Zug von Grausamkeit gelegt, der die vollen Lippen fest zusammenzog.

„Ja — ich finde — es gibt keinen andern Weg — es muß sein — sie hat's gewollt; ich habe sie tausendmal gewarnt, sie solle niemals sich unterstehen, feindlich meinen Weg zu kreuzen. Aber die andere — nun, wenn sie die Thorheiten noch weitertreibt, dann auch sie — in der einen oder der andern Weise; vielleicht sie und er, mein Freund — pah, wenn er mich zur Rechenschaft ziehen will, so ist auch er seines Schicksals Schmied, — ich weiche nicht, ich will und muß das Spiel gewinnen. Was ich dabei gewinnen kann bei dem verdammt hohen Einsatz, den ich auf ein paar wichtel'sche, erbärmliche Karten setze — ja, was —“

Ueber seine Züge wetterleuchtete es wie Selbstverhöhnung.

Er zuckte die Achseln und trat in sein Zimmer.

* * *

Fritz Lauter war seit mehr als acht Tagen im Gebirge. Er hatte sich im Einverständniß mit seinem Chef für die ersten Tage bei seinen Verwandten in Oberbartenstein einquartiert. Dann hatte er seinen Aufenthaltsort in dem entgegengesetzten Theile des Oberlandes gewählt, um gleich in den ersten Tagen aus eigner Anschauung ein möglichst vollständiges und möglichst wenig einseitiges Bild von der Lage der Dinge da oben zu erhalten.

Was er bis jetzt gesehen und gehört, erschien ihm trostlos; noch viel schlimmer und verhängnißvoller, als er es sich vorher hatte träumen lassen. Die Hoffnung, daß die Erbitterung der Gebirgsbewohner wegen des Engagements der Italiener und Wasserpolaken sehr bald verrauchen würde, wie sie vielfach ausgesprochen worden war, schien ihm jetzt völlig trügerisch. Im Gegentheil: es war ihm, als ob jeder Tag diese Erbitterung steigerte. Das war auch die Auffassung, wie sie bei den an der brennenden Frage nicht unmittelbar betheiligten Bewohnern der Gebirgsstädte und Dörfer vorherrschte. Es werde und müsse zu blutigen Konflikten kommen, wenn die Eisenbahnverwaltung nicht endlich noch ein Einsehen habe, meinte man. (Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Selbst eine nur flüchtige Skizzirung der Geschichte des amerikanischen Südens kann die Befreiung des letzteren von der spanischen Herrschaft nicht erzählen, ohne dabei der Stellung zu gedenken, welche die seit der Entdeckung des Landes in Amerika das Machtwort sprechende „alte Welt“ zu der Veränderung in den staatlichen Verhältnissen des Westens eingenommen hat. Die nach den sogen. „Freiheitskriegen“ in Europa hereinbrechende Reaktion ließ es in der That nicht an Bemühungen fehlen, auch diesmal ihren Einfluß jenseits des Ozeans zu ihren Gunsten geltend zu machen. Sie faßte die freiheitliche Bewegung in Südamerika, so sehr war das kranke Europa von seiner sehr zweifelhaft gewordenen Würde eingenommen, wie eine Art von persönlicher Beleidigung auf, und die drei Allianzmächte zeigten Lust, die Angelegenheit zum Gegenstand der Berathungen eines Kongresses zu machen, um ihren — natürlich! — „berechtigten Wünschen“ Erfolg zu verschaffen. Diese Wünsche liefen aber, ganz den griesgrämlichen Alltagsneigungen der alten, furchtsamen Dame entsprechend, auf nichts anderes als auf die unbedingte Wiederherstellung der spanischen Herrschaft oder wenigstens die Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips durch Einsetzung bourbonischer Prinzen in jenen Staaten hinaus. Eigenwillig, wie kranke Alte sind, würde man sich weder durch „die handgreifliche Lächerlichkeit, die darin lag, daß Preußen oder Oesterreich sich um die Regierungsform eines Landes bekümmerte, von dem sie durch die Breite zweier Weltmeere und zweier Kontinente geschieden waren“, noch durch „die warnende Stimme des damaligen Präsidenten der nordamerikanischen Union, James Monroe (1817—1825), daß das Zeitalter europäischer Staatengründungen auf amerikanischem Boden geschlossen sei“, von dem thörichten Beginnen haben abbringen lassen, hätte nicht „die Stimme des gesunden Menschenverstandes diesmal einen Verbündeten an den merkantilen Interessen Englands und an der ruhigen Energie seines leitenden Staatsmannes gehabt.“ Es war der reichbegabte, humane englische Minister Lord George **Canning**, der bestimmend ins Mittel griff, — derselbe, der auf einem Festmahl zu Harwich den seitdem als wahres Zeit- und Schlagwort in millionen Herzen widerklingenden Wahlspruch ertönen ließ: „Bürgerliche und religiöse Freiheit über die weite Welt (all over the world)!“ ...

Der englische Handel nämlich hatte bei dem ungehemmten Verkehr, den die freigewordenen Staaten suchen mußten, mehr Vortheil, als bei dem engherzigen und beschränkten Geiste der früheren spanischen Handelspolitik, welche den englischen Erzeugnissen den Eingang verwehrte, und schon hatten sich zahlreiche Verbindungen Englands mit den südamerikanischen Republiken angeknüpft, deren Interessen den absoluten Widerstand gegen jede Neigung, die früheren Verhältnisse daselbst wieder herzustellen gebieterisch erheischten. So erklärte denn Canning dem französischen Gesandten am britischen Hofe, von Polignac, der sich zum Organ jener Interventionsideen der „heiligen Allianz“ machte, rund heraus, „daß die Regierungsform, unter welcher ein Volk leben wollte, niemanden etwas angehe, als dieses Volk selbst“, und betonte auf das bestimmteste, daß er fest entschlossen sei, jene europäische Einmischung in dem besagten Sinne niemals zuzulassen. Zur höchsten Entrüstung der kontinentalen Mächte ernannte er im Jahre 1823 britische Konsuln für die neuen Staaten, um die Interessen des britischen Handels daselbst wirksam zu vertreten, und erkannte nach dieser mittelbaren Anerkennung am 1. Januar 1825 Mexiko, Columbia und Buenos-Ayres in ihrer neuen staatlichen Gestaltung förmlich an. „Ich rief die neue Welt ins Dasein“, — so sagte er mit gerechtem Stolze in einer diesen Meisterzug seiner Politik entwickelnden Rede im Parlament, welche von der liberalen Seite des letzteren mit lautestem Beifall begrüßt wurde — „um das Gleichgewicht der alten herzustellen.“ Er hat Recht gehabt; jeder weitere Versuch, der im Verlaufe der folgenden Jahrzehnte unternommen wurde, in dieser oder jener Weise bestimmend auf die südamerikanischen und amerikanischen Verhältnisse im weiteren **Sinne** einzuwirken, hat ein unglückliches Ende genommen.

Was die weitere Geschichte der südamerikanischen Republiken, deren es gegenwärtig neun — Peru, Bolivia, Paraguay, Ecuador, Argentina, Chile, Uruguay, Vereinigte Staaten von Venezuela, Vereinigte Staaten von Columbia — gibt, in unserem Jahrhundert angeht, so ist schon darauf hingewiesen worden, daß dieselbe aus einer fortlaufenden Kette von Aufständen, Revolutionen und gegenseitigen Bekriegungen besteht, wovon der Grund jedenfalls in dem Charakter der dünngesäeten, wenig arbeitslustigen und aufregungsbedürftigen Bevölkerung, der die überschwänglich reiche Natur nie ermüdend ihre zum größten Theile ungenützt wieder in ihren Schoß zurückgehenden Schätze darbietet, zu suchen ist. Ein von einer Anzahl der südamerikanischen Staaten beschickter Kongreß, der im Jahre 1860 zu Lima stattfand, und von dem energischen, feurigen General Ramon Castilla, Präsidenten von Peru, zusammengebracht worden war, erfüllte die durch ihn genährten Hoffnungen auf eine größere gegenseitige Annäherung nicht. Eine Ausnahme von dem allgemeinen Zustand in diesen Republiken hat eigentlich nur eine der kleinsten, der dünnbevölkerte, halbindianische Binnenstaat Paraguay aufzuweisen, welcher aber bekanntlich wieder durch den fünfjährigen Kampf gegen die „Triplealliance“ (1865—70) und die im letzten Jahre daselbst ausgebrochene Revolution in neuerer Zeit schwer heimgesucht wurde. Wir haben hier nur auf die Verhältnisse **Peru's, Bolivias** und **Chile's** näher einzugehen, insofern diese Darstellung im Hinblick auf den gegenwärtig zwischen jenen beiden Republiken als Alliirten und dem letzteren stattfindenden Krieg veranlaßt worden ist. Mit Peru beginnen wir dabei deshalb, weil dieser Staat unter den anderen Republiken Südamerika's in mehr als einer Hinsicht den ersten Rang einnimmt.

Die geographische Größe **Peru's** wird, wie die fast aller südamerikanischen Staaten, verschieden angegeben; wir glauben das Richtige zu treffen, wenn wir sie auf 24 000 Quadratmeilen mit gegen 3 mill. Einwohnern bemessen. Eines der reichsten und schönsten Länder Südamerika's, steht ihm jedenfalls eine große Zukunft bevor. Es ist von der Natur selbst in drei Theile getheilt: Die 10—20 Meilen breite Küstengegend — die Valles — deren größerer Theil sandig ist, zum kleinen Theil aber auch aus sehr fruchtbaren Thälern, welche von den in den Gebirgen entspringenden Flüssen bewässert werden, besteht, — zweitens die Sierra, hohes Gebirgsland zwischen den beiden Andesketten — drittens die aus feuchtem Wiesen- und Sumpfland und aus fruchtbaren Pampas bestehenden warmen Thäler am östlichen Abhange der Bergketten. Während die Sierra sehr wenig für den Ackerbau benutzt wird, liefert sie dagegen durch ihren großen Metallreichthum für den Bergbau die vortheilhafteste Ausbeute. Die ebene Küstenstrecke hat besonders durch das hier sich dem Auge darbietende großartige Schauspiel des stillen Ozeans mit seinen Wogen und die grünen Oasen, die man hier und dort zwischen den Sandflächen erblickt, einen hohen Reiz; von größerer Schönheit noch sind aber die Gebirgsgegenden, wo himmelanstrebende Berge mit furchtbaren Abgründen und Schluchten abwechseln und senkrechte, auf einander gehäufte Felsen ebenso viele Stufen zu sein scheinen, um die Cordilleras zu erklettern, auf deren Gipfeln der ewige Schnee leuchtet und prangt und die südliche Sonne (Peru ist ganz in der südlichen Zone gelegen) das Auge durch die wunderbarsten Farbenspiele entzückt. Die Thäler an den Abhängen im Osten haben mehr einen freundlichen Charakter und zeichnen sich durch eine großartige Vegetation aus (Weizen, Reis, Kaffee, Zuckerrohr, Kacaobohnen, Baumwolle, von der man im Jahre drei Ernten erzielt, Flachs und Hanf, Tabak, Muskatnüsse, Ingwer, Pfeffer, in den unermeßlichen Urwäldern kostbare Holzarten, die ebenso gut zur Verwendung zum Schiffbau wie zur Kunsttischlerei dienen, wie z. B. Cedern, Acazien, Ebenholz, Eichenholz, zehn bis zwölf Palmenarten, mehrere Arten Chinabäume, Aloë, Farbehölzer, Gummibäume, ferner offizinelle Kräuter, Coca u. a. m.). Bekannt ist der Mineralienreichthum Peru's, der geradezu unerschöpflich zu sein scheint und bereits eine ungeheure Ausbeute geliefert hat. Gold und Silber wird nicht allein in den hohen Bergketten, sondern auch in den Sandgegenden und selbst in den Flüssen gefunden. Ferner gewinnt man Quecksilber in Ueberfluß, Salpeter, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Nickel, Schwefel, Asphalt, Salz. Schließlich und vor allem ist noch der unermeßlichen Guanolager zu gedenken, die sich hauptsächlich auf den drei Chinchasinseln, aber daneben auch noch auf anderen Eilanden finden. Der Guano bildet neben dem in neuerer Zeit gleichfalls in großen Mengen zur Versendung gelangenden salpetersauren Natron den ergiebigsten und bedeutendsten peruanischen Ausfuhrartikel und die Erträgnisse seines Verkaufs haben der Staatskasse schon mehrere hundert millionen Dollars eingebracht. Und dabei scheinen die Lager noch lange nicht erschöpft zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Reise vor zweihundert Jahren. (Bild Seite 377.) Wir sehen uns in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückversetzt, in dessen erster ein blutiger Krieg die deutschen Lande verwüstete. Noch tragen die wenigen Straßen die Spuren rastlos hin und wieder ziehender Heere mit schwerem Geschütz und endlosem Troß. Zudem schießt seit Tagen unendlicher Regen herab und verwandelt die Fahrbahn in ein Meer von Schmutz, in den die Räder zur Hälfte einsinken. Widerwillig keuchen die Rosse unter den Peitschenhieben, und mißmutig bergen sich die Reisenden hinter den Schutzledern der schwerfälligen Kutsche, die eher einem auf Räder gestellten Sarg, als einem Verkehrsmittel für Lebende gleicht. Noch machen brotlos gewordene Soldaten aus aller Herren Länder die Straße unsicher und bieten sich im günstigsten Falle den wenigen Reisenden, die die eiserne Nothwendigkeit auf die Straße treibt, zum bewaffneten Geleite an. Holpert so ein Aufzug durch eines der halb niedergebrannten Dörfer des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, so schaut kaum ein halbes Dutzend zerlumpter Kinder aus den Fenstern, die Alten schließen ängstlich die Thüre zu, denn die vorüberziehende Rotte könnte nach Gutdünken eine Brandschatzung vornehmen und selbe noch obendrein mit dem rothen Hahn auf dem Dache quittiren. Auch in den Städten liegt Handel und Wandel darnieder und die Bevölkerung ist durch Pest und Hunger dezimirt. Das sind die Segnungen der guten alten Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Und doch paßt unsere düstere, aber wahrheitsgetreue Schilderung nur auf die reichen Reisenden des 17. Jahrhunderts. Die armen griffen zu tausenden zum Bettelstab und gingen ohne festes Ziel in die weite Welt hinaus, nur um dem Elend zu entfliehen, das sie daheim umgab und tausende jagte die Reue über begangene Missethaten in die Fremde. Die Wunden dieses dreißigjährigen Siechthums

sind in den freien Reichsstädten Augsburg, Ulm und Nürnberg noch heute nicht vernarbt, denn die welthandelbeherrschende Stellung dieser Städte ist unwiderbringlich dahin. Die Post befand sich nach dem Westphälischen Frieden in demselben erbärmlichen Zustande wie die Straßen, obzwar sie schon unter der Regierung des Kaisers Maximilian I. eingeführt worden war. Ihre Leitung wurde als eine Art Privilegium dem kaiserlichen Oberjägermeister Roger von Tassis übergeben, welcher im Lande Tirol die erste deutsche Post ins Leben gerufen hatte. Die Zweckmäßigkeit der neuen Einrichtung bewährte sich sehr bald, der Kaiser ließ sich nun auch eine Reitpost zwischen Wien und Brüssel organisiren und ernannte Roger von Tassis zum niederländischen Generalpostmeister. Man entlehnte die Bezeichnung „Post“ aus dem Lateinischen von dem Worte positus, zu deutsch „aufgestellt“, weil die Verbindung auf einer Aufstellung von Pferden beruhte. Bernhard, der Sohn des Vorgenannten, veränderte seinen Namen in Turn und Taxis. Er war es, der die Niederlande, Deutschland und Tirol mit Italien postalisch verband und zwar von Brüssel über Lüttich, Trier, Speier und Augsburg nach Mailand. Die Post hatte „kaiserliche Vollmacht“, d. h. alle Fuhrwerke mußten dem Reichspostreiter ausweichen, die Reiter gaben Raum für ihn und wo noch vereinzelte Raubritter in den Schluchten verborgen hausten, da zogen sie sich sofort zurück, wenn das Posthorn sich hören ließ. Achtzig Jahre nach ihrer Einführung war die Post durch den Trotz der deutschen Fürsten arg in Verfall gerathen, bis ihr der dreißigjährige Krieg vollends den Garaus machte. Erst nach dem Friedensschluß von Münster und Osnabrück (24. Okt. 1648) dachte man an die Wiederherstellung dieser öffentlichen Verkehrsanstalt und verbesserte sie wesentlich durch Einrichtung von Personenposten. Von einem kleinem Orte im Lande Hannover, von dem jetzt gänzlich unbekannten Pütter, zwischen Hildesheim und Bremen, war der erste Personenpostcours ausgegangen. So gering wie sein Ursprung, war auch seine Einrichtung. Schwere, plumpe Leiterwagen beförderten die anspruchslosen Passagiere, kein Dach schützte sie vor Regen und Sonnenschein, Schnee und Hagel konnten ungehindert die Köpfe mit Silberstaub pudern. Und eine Reihe von Jahren hindurch ließ sich die damalige Menschheit derartige Marterkasten geduldig gefallen; dann erst konstruirte man Leinwanddecken über Tannenreisen und noch viel später entstanden die dauernden ledernen Wagendächer, deren gelber Anstrich dem Postwagen den Namen der gelben Kutsche verlieh. Daß neben der Reichspost verschiedene Landesposten entstanden, ist bei der politischen Vielköpfigkeit Deutschlands selbstverständlich. Doch gerade diese Rivalität trug zur Vertheuerung des Porto bei. Noch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts, kurz vor der 1804 erfolgten Auflösung des alten deutschen Reiches kostete ein Brief von Hamburg nach Nürnberg auf der Taxis'schen Post 12 Kreuzer, auf der Taxis'schen und brandenburgischen Post von Nürnberg nach Berlin, 14 Meilen Entfernung weniger, zahlte man über 27 Kreuzer, und, wenn auf dem Wege über Leipzig die sächsische Post hinzukam, waren gar 35 Kreuzer zu erlegen für den einfachen Brief. Beim Zusammenbruch des heiligen römischen Reiches deutscher Nation (1804) gab es 31 verschiedene Postanstalten. Seit dem Jahre 1871 haben wir „so weit die deutsche Zunge klingt“, wie Vater Jahn sagen würde, deren nur 4, und zwar die deutsche, die österreichische, die bayerische und die würtembergische; jedenfalls sind drei zu viel. Y.

Die Beeren der Tollkirsche als Vogelfutter. Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß gewisse Pflanzen nur für gewisse Thiere „giftig“ sind, während dieselben Pflanzen für andere Thiere sich unschädlich erweisen und sogar dritten Thieren als beliebte Nahrung dienen. Der Ausdruck „Giftpflanze“ ist somit kein allgemein gültiger, sondern nur ein relativer. Dies erweist sich am frappantesten in der Thatsache, daß die Beeren der Tollkirsche von den Drosseln ohne allen Nachtheil verzehrt werden, während ja einige wenige jener berückendschwarzglänzenden Beeren hinreichen, einen Menschen vom Leben zum Tod zu befördern. Andererseits ist für uns Menschen die Kermesbeere (Phytolacca decandra) unschädlich (sie wird ja in südlichen Gegenden auch reichlich zum Färben des Weines verwendet), während sie für die Drosseln eine „Giftpflanze“ ist, von anderen Vögeln zugleich aber ohne Schaden genossen wird. Von all' den glänzenden saftigen Früchten der verschiedensten Gewächse, die seit Adams Zeiten als „giftig“ verschrieen sind, muß angenommen werden, daß sie für gewisse Thiere durchaus schadlos sind und diesen letzteren sogar als beliebte Nahrung dienen; denn anders läßt sich die verlockende Ausstattung jener Früchte nicht erklären. Sie sind die Produkte einer natürlichen Zuchtwahl, bei welcher diejenigen Thiere, welche jene Früchte genießen, als Züchter fungirten. Die in den Beeren und anderen fleischigen Früchten eingeschlossenen hartschaligen Samen gelangen häufig nur dann zum Keimen, wenn sie den Darmkanal eines Thieres passirt haben. Es leuchtet also ein, daß die Samen jener Pflanzen am meisten Aussicht hatten, unter günstigen Verhältnissen zu keimen, wenn sie in Begleit der verlockendsten Anziehungsmittel für früchteverzehrende Thiere zur Reife gelangten. Bekanntlich keimen die von saftigem Fruchtfleisch umgebenen Samen des Weißdornes am besten, wenn sie erst von einem Vogel genossen wurden und mit den Auswurfsstoffen desselben ausgesäet werden. In England benutzen die Gärtner diesen Umstand, indem sie die Weißdornfrüchte den Truthühnern als Nahrung vorlegen und hernach die Exkremente dieser Vögel mit den darin enthaltenen unversehrt gebliebenen, nun aber aufgeweichten Samen zur Aussaat bringen. Die glänzenden Beerenfrüchte bilden ihre Farben und ihr saftiges Fleisch nicht ohne Nutzen. Das durch diese Momente angelockte Thier dient unbewußt als Säemann für die betreffende Pflanzenart. Die für den Menschen so „giftige“ Einbeere (Paris quadrifolia), welche in unseren Gegenden so häufig ist, findet bei ihrer Reifezeit, da sie in wunderbarem Lackschwarz erglänzt, ganz entschieden Liebhaber unter den Thieren des Waldes, die sie schadlos genießen; denn die schwarze Beere fault nicht auf dem Stock, noch weniger vertrocknet sie unbenutzt, — kurze Zeit nach ihrer Reife findet man die Pflanze ihrer Beere beraubt. — Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß auch die „Philosophie der Giftpflanzen“, die seinerzeit im Sinne der teleologischen Weltanschauung so viel Irrthum verbreitete, seit dem Platzgreifen des Darwinismus eine andere geworden ist. Dr. D-P.

Der Blasentang als Arzneipflanze. Bekanntlich liefern die Meertangen in ihrer Asche beträchtliche Mengen von Jod und Brom, welche beiden Stoffe in der heutigen Arzneimittellehre eine wichtige Rolle spielen. Das „Carraghen“ des Handels, unpassend auch „irländisches Moos“ genannt, dient seit alten Zeiten als Mittel gegen Abzehrungskrankheiten und ist nichts anderes als ein mariner Rothtang (Chondrus crispus). Nun ist neuerdings auch der fast in allen europäischen Meeren vorkommende Blasentang, Fucus vesiculosus, plötzlich wieder als Arzneipflanze zur Berühmtheit gelangt, nachdem er lange Zeit fast ganz außer Kurs gesetzt war. Ein englischer Arzt wandte das Extrakt des Blasentanges als Mittel gegen Fettleibigkeit an sich selbst an und verlor innerhalb 3 Wochen 8 Pfund an Gewicht, in den folgenden 3 Wochen neuerdings $1\frac{1}{2}$ Pfund und bis zum Ende der 12. Woche zusammen 13 Pfund. Es muß aber erwähnt werden, daß er genaue Diät einhielt und Butter, Zucker, Bier 2c. vermied. Letzteres hatte er auch schon früher gethan, aber ohne eine Gewichtsabnahme zu verspüren. In einem andern Falle verlor ein Mann in 6 Wochen 8 Pfund, ohne eine Aenderung in seiner Lebensweise einzuführen. Eine Dame verlor in 9 Wochen über 20 Pfund, ebenfalls ohne besondere Diät einzuhalten. Alle diese Personen nahmen das flüssige Extrakt von Fucus vesiculosus und verspürten in ihrem Allgemeinbefinden keine nachtheiligen Wirkungen. Da der Blasentang an den felsigen Küsten der europäischen Meere in solcher Masse vorkommt, daß auf kleinem Raume ganze Wagenladungen gewonnen werden können, so dürfte er ein sehr billiges und in keinem Falle schädliches Hausmittelchen abgeben, das unseren dickleibigen Tanten und Onkeln etliche Jahre weiterer Lebenszeit einbringen wird.

Dr. D-P.

Als Gewichtsstücke können in der Noth unsere Reichs-Kupfer- und Nickelmünzen benützt werden. Nach dem im Reichsgesetze vom 5. Februar 1874 angegebenen Normalgewichte wiegt nämlich 1 Pfennig (neu) genau 2 Gramm, ein 2-Pfennigstück $3\frac{1}{3}$ Gramm, ein 5-Pfennigstück $2\frac{1}{2}$ Gramm, ein 10-Pfennigstück 4 Gramm. Es läßt sich hiernach folgende Tabelle aufstellen:

1 Gramm	gleich	zwei 5-Pfgstück weniger ein 10-Pfgstück,
2 „	„	ein 1-Pfgstück,
3 „	„	zwei 5-Pfgstück weniger ein 1-Pfgstück,
4 „	„	ein 10-Pfgstück,
5 „	„	zwei 5-Pfgstück,
6 „	„	drei 1-Pfgstück,
7 „	„	zwei 5-Pfgstück und ein 1-Pfgstück,
8 „	„	zwei 10-Pfgstück,
9 „	„	zwei 5-Pfgstück und ein 10-Pfgstück,
10 „	„	vier 5-Pfgstück.

Wer etwa vorziehen sollte, mit Gold- statt mit Nickelmünzen zu wiegen, der kann auch statt eines 10-Pfennigstücks ein 10-Markstück auf die Wagschale legen — das Gewicht ist gleich. -z-

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 33. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

Ein Novemberspätabend, wie er im Buche steht. Der Sturm fährt heulend und pfeifend durch die engen und winkligen Gassen und Gäßchen einer mitteldeutschen Handels- und Universitätsstadt, die sich bereits zur werdenden Großstadt ausgewachsen hat und zeitweilig ein Mittelpunkt deutschen Geisteslebens war. Wo diesem wilden Herbststurm auf seiner Siegesbahn ein lockrer Ziegel oder ein angebrochener Dachschiefer aufstößt, da hebt er ihn aus und führt ihn spielend davon, und die Essenköpfe prüft er eingehend auf ihre Widerstandsfähigkeit. Dazu schneit und regnet es wirr durcheinander, und wer sich im Freien befindet, hat seine liebe Noth, die Augen offen zu behalten.

Desto behaglicher ist es hoch oben im letzten Stock eines sehr hohen und sehr schmalen, mit plumpen Erkern wenig vortheilhaft herausgeputzten alten Hauses, das seine Front den Promenadenanlagen, seine Rückseite einem, in launischen Schlangenwindungen angelegten, düstern und herzlich unfreundlichen Gäßchen zuwendet. Da das Haus in der Front seinen Fuß in die Mitte einer sanft nach der Promenade abfallenden Böschung setzt, welche zur andern Hälfte von einem kleinen Garten eingenommen wird, so erscheint das Parterre, welches seinen Eingang von dem Gäßchen aus hat und dort ebenerdig ist, zu welchem aber vom Garten aus eine Treppe emporführt, von der Promenade aus als ein erstes Stockwerk, und die bösen Zungen, welche behaupten, die „Bude" des Rechtskandidaten Franz Wendt befinde sich im fünften Stock eines thurmhohen Gebäudes von nur drei Fenstern Front, können sich für diese fast lieblose Verleumdung wenigstens auf den oberflächlichen Anschein berufen.

Doch wie dem auch sei, es war recht behaglich da oben. Ein grüner Schirm dämpfte das Licht der Lampe, auf dem weißgedeckten Tisch vor dem alterthümlichen und darum bequemen Sopha stand eine frischangebrochene Kiste Cigarren und der eiserne Ofen strahlte eine so ausgiebige Wärme aus, daß die Energie, mit welcher ein zweifellos sauberes und beinahe schmuckes Dienstmädchen Schaufel um Schaufel voll Kohlen nachschob, ziemlich unmotivirt erschien.

Eine andere Auffassung der Sachlage schien der voll- und rothwangige junge Mann zu haben, der es sich in einem augenscheinlich für die bizarren Körperverhältnisse eines arg Verwachsenen gebauten, für jeden Normalkörper unbrauchbaren Lehnstuhl bequem zu machen suchte, ohne damit zurechtkommen zu können. Die Cigarette aus dem Munde nehmend, sagte er nämlich mit vielem Wohlwollen und in fast verbindlich-chevalereskem Tone:

„So ist's recht, Fräulein, kacheln Sie nur tüchtig ein, denn einer von den Herren, die ich heute das erstemal hier bewirthe, friert auch im wärmsten Zimmer wie ein Windspiel und würde selbst in der Sahara höchstens eine Maikühle konstatiren. Vier haben Sie also besorgt und um elf bringen Sie den Thee, — er muß aber stark sein, sonst fallen sie alle über mich her."

„Es ist alles in Ordnung, — aber sollten die Herren nicht um acht kommen? Es ist jetzt grade einviertel neun."

„Das nennt man das ‚akademische Viertel', aber es ist allerdings in der letzten Zeit eine bedenkliche Bummelei eingerissen. Doch halt, — hören Sie nicht jemanden die Treppe heraufkommen?"

Die Gefragte konnte sich die Antwort sparen, denn in der That ließ sich ein schwerer, stapfender, etwas unsicherer Schritt vernehmen und gleich darauf trat ein junger Mann ins Zimmer, schüttelte die nassen Flocken von seinem Hute, warf den Ueberzieher ohne Umstände auf einen Stuhl und trat, nachdem er seinem Wirth die Hand gedrückt, an den Ofen, um sich die erstarrten Hände zu wärmen.

„Ist das ein Hundewetter!" meinte er dann, mit einer Verbeugung gegen das hinausgehende Mädchen, welches er jetzt erst zu bemerken schien. „Aber an unserm Abend kommt aufs Wetter nichts an, und ich bin sogar wieder der Erste, wie ich sehe."

„Sie sind exemplarisch pünktlich, lieber Born, aber von Ihnen freut mich das garnicht. Es wäre mir viel lieber, Sie gewöhnten Sich eine geniale Unpünktlichkeit an und brächten es fertig, Sich um eine Stunde zu versehen."

„Da hört aber doch alles auf; den anderen werfen Sie bei jeder Gelegenheit die Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit vor, und ich soll nicht einmal pünktlich sein dürfen; wann werde ich es denn endlich einmal recht machen?"

„Lieber Born, Sie verkennen ganz, daß Sie ein Dichter sind, was von den andern nicht gesagt werden kann; Sie vergessen ganz, daß Sie nicht blos das übliche Trauerspiel verbrochen haben, sondern das Lamm gewesen sind, welches der Welt Sünde trägt, daß Sie unsere Verbindlichkeiten der tragischen Muse gegenüber mit übernommen und statt des Pflicht-Trauerspiels deren fünf von Stapel gelassen haben, auf diese Weise unsere sträfliche Pflichtvergessenheit sühnend. Sie haben die Schatten Barbarossas, Heinrichs des Löwen, Heinrichs des Vierten, Karls des Fünften und Rudolfs von Habsburg nochmals heraufbeschworen, und die Welt erwartet von Ihnen, daß Sie auch die übrigen deutschen Kaiser dramatisiren und Raupach überraupachen werden."

Wendt hielt inne und Born fragte, gute Miene zum bösen Spiele machend:

„Also Ihr altes Thema! Aber Sie können Sich die Aufzählung der von mir Verherrlichten, sowie der von mir Gemordeten und noch zu Mordenden sparen; sagen Sie mir lieber, was meine wirkliche oder angebliche Dichteritis, um Arvenbergs jüngsten Kalauer zu adoptiren, mit meiner Pünktlichkeit zu schaffen hat. Irgend eine Bosheit lauert da wieder im Hintergrunde."

„Bosheit! Aber, lieber Born, wessen halten Sie mich fähig? Habe ich Sie nicht immer in Schutz genommen, wenn die andern schonungslos auf Sie einhackten? Habe ich es nicht durchgesetzt, daß Ihr ‚Heinrich der Löwe' in meinem Lesekränzchen mit vertheilten Rollen gelesen —"

„Gelesen werden sollte — allerdings!" war die lakonische Erwiderung.

„Daß dies Vorhaben sich nicht realisiren ließ, hat an unberechenbaren, unglücklichen Zufälligkeiten gelegen, wie Sie wissen. Aber jetzt einmal ganz im Ernst. Wenn ich Ihren Dichterberuf bedenke, so stört mich Ihre Pünktlichkeit. Sie sind überhaupt viel zu sehr der solide, junge Mann, den die Väter liederlicher Söhne als Muster aufstellen, dem die Mütter heiratsfähiger Töchter mit ermuthigendem Wohlwollen zunicken. Sie haben keine Schulden, Sie haben keine Liebschaften, Sie trinken nie ein Glas über den Durst, Ihre Wäsche ist stets so sauber, Ihre Kleidung so adrett und modern, — es ist so garnichts Zerrissenes, Unstätes, leidenschaftlich Bewegtes an Ihnen und —

„Nun hab' ich's aber satt! Also ein Dichter muß nach Ihrer Meinung in einem defekten Phantasiekostüm herumlaufen, seine Wäsche muß quantitativ und qualitativ der der ‚edlen Polen aus der Polakei' in Heine's Gedicht erfolgreich Konkurrenz machen, er muß bis über die Ohren in Schulden stecken und wenigstens einmal wöchentlich schwer bezecht aus einer Gosse gefischt werden, und ein oder lieber gleich einige Verhältnisse zu verheirateten Frauen haben, die womöglich zu Duellen —"

„Sie karrikiren, aber so leichten Kaufs werden Sie mich nicht los. Ich kenne Sie doch nun schon lange, aber von Sturm und Drang habe ich an Ihnen nie etwas bemerkt. Die Phantasie und das Gefühl spielen Ihnen nie einen Streich, sie gehen nie mit Ihnen durch, und wenn Sie in dieser langen Zeit ein einziges mal verliebt gewesen sind, so lasse ich mich hängen. Gestehen Sie, das Theaterbillet, welches Sie der kleinen Büffetmamsell im Café Berlin schenkten, ist Ihre einzige erotische Anstrengung gewesen, und da die Liebe auch für das Drama und die Tragödie unerläßlich ist und man doch nur das zu schildern vermag, was man an sich selber erlebt und mit dem eignen Herzen und den höchsteigenen geehrten Nerven empfunden hat, so ist's ganz erklärlich, daß uns die Frauenzimmer in Ihren Tragödien als der größte Stein des Anstoßes erschienen sind."

„Sie haben gut reden; wie kann ich bei meiner ungewissen Zukunft ans Heiraten denken? Ich muß froh sein, wenn ich mich mit Ach und Krach durchschlage und es vielleicht soweit bringe, daß ich mir einmal einen Vorleser halten kann. Mit meinen Augen wird es ja nie wieder besser und mehr als acht Seiten täglich kann ich nicht lesen, und auch die nicht ohne Tubus."

„Aber, lieber Freund, beachten Sie einen Moment den furchtbaren Saltomortale, den Sie da eben gemacht haben! Ich spreche vom Verlieben für Ihre dichterischen Zwecke — Sie sprechen vom Heiraten! Mit Ihnen ist eben rein nichts anzufangen. Sie sind unverbesserlich solid und moralisch, und das ist sehr gut für Ihren Ruf, aber sehr schlimm für Ihre Dramen."

Born wollte eben erwidern, als ein dritter ins Zimmer trat. Er schnaufte beträchtlich, wennschon ersichtlich nur zum Scheine, warf sich, wie zum Tode erschöpft, ins Sopha und sagte dann:

„Die Hühnersteigen — sechs doch mindestens? — wären überstanden! Aber was war denn das für ein Disput? Hat sich Born verlobt und hat ers unter sechzigtausend Thalern gethan?"

Wendt brach in ein schallendes Gelächter aus, fuhr sich mit allen Zeichen des Vergnügens durch das ziemlich dichte und buschige Haar, streichelte wohlgefällig seinen Henriquatre und sah Born erwartungsvoll an. Dieser verließ seinen Platz am Ofen, nahm sich eine Cigarre und tastete suchend auf dem Tische herum, bis er endlich das Schächtelchen mit den „Schweden" gefunden hatte.

„Es scheint mir heute wieder trübselig gehen zu sollen. Eben hat mir Wendt eine kolossale Pauke gehalten und nun fangen Sie an, Arvenberg! Nun bin ich blos neugierig, was die andern für Laune mitbringen, — es wäre am Ende das Beste, ich salvirte mich durch die Flucht."

„Sie brauchen nicht zu denken, daß ich Born zu nahe getreten bin," betheuerte Wendt. „Ich habe ihm nur gesagt, daß er in seinem ganzen Privatleben alles dichterische Fluidum vermissen läßt, daß es demselben an aller malerischen und interessanten Unordnung fehlt —"

„Als wenn das zu bezweifeln wäre! Lieber Born, Ihr ganzes Unglück ist, Sie haben zuviel Geld, es geht Ihnen viel zu gut — und dabei haben Sie nicht einmal Bedürfnisse," gab Arvenberg zurück.

Das wurde mit einem Tone gesagt, in dem sich, bei anscheinendem Ernst der Ueberzeugung, Gutmüthigkeit, Humor und Satire eigenthümlich mischten, und von Satire wetterleuchtete es denn auch in dem feinen, klugen Gesicht, das nur durch die gebogene Nase an den semitischen Typus erinnerte.

Born mußte selber lachen. „In dem Wahnsinn ist allerdings Methode. Ich und zuviel Geld! Tausend Mark jährlich — mehr kann ich nicht aufgehen lassen, und wäre ich nicht arm wie eine Kirchenmaus, ich würde die verwöhnte Nase Arvenbergs gewiß nicht durch meine väterlichen Freimaurercigarren beleidigen."

„Es hilft aber alles nichts, es geht Ihnen dennoch zu gut, soviel Selbsterkenntniß Sie auch bezüglich der Qualität Ihrer Infamia an den Tag legen. Würden Sie sonst nicht die herrliche Gelegenheit benutzen, die Sie als Lehrer der englischen und französischen Literatur an einer Fortbildungsschule für höhere Töchter haben?"

„Welche Gelegenheit? Und wozu benutzen?" fragte Born mißtrauisch, während Wendt, die Fortsetzung des Spottgefechts mit vielem Vergnügen an den neuen Ankömmling abtretend, sich eine neue Cigarrette drehte.

„Aber, Lamm Gottes, das fragen Sie noch? Sie stehen vor einem halben Hundert junger Mädchen, vom Backfisch bis zur gereiften Jungfrau, von denen jede einzelne das Prädikat ‚Goldfisch' verdient, Sie sind ihr Literaturlehrer, man ist selbstverständlich bis über die rosigen, kleinen Ohren in Sie verliebt, und Sie lassen ein geschlagenes Jahr vergehen, ohne Sich die hübscheste, liebenswürdigste und interessanteste von Ihren andächtigen Schülerinnen gekapert zu haben! Wissen Sie, daß das unverzeihlich und unverantwortlich ist, daß man Sie insgeheim beschuldigen wird, Fisch-, beziehentlich Froschblut in den Adern zu haben? Und dabei kommt ihm noch zugute, daß er zwar ein wenig hager und steif ist, aber sonst ein ganz passabler Junge, namentlich seitdem er meinen Rath befolgt, seinen zu langen Hals durch Stehkragen zu maskiren, daß er einen hübschen, blonden Schnurrbart hat, daß er im Rufe eines firmen Klavierspielers steht, daß ihn der Nimbus des Dichters umfließt, sobald er sich entschließen kann, ganz im Vorbeigehen eine Bemerkung über seine noch der Aufführung harrenden unsterblichen Dramen einfließen zu lassen! Nein, Born, ich verzweifle an Ihnen, — Sie kommen nie auf einen grünen Zweig!"

Der also Apostrophirte machte ein Gesicht, wie zusammengefahrene Milch, und erwiderte unwirsch:

„Nun kommen Sie mir auch noch mit meinen weiblichen ‚Hörern', nun soll ich gar noch eine von den Geheimraths-, Gerichtsraths- und Banquiers-Gänschen heiraten, die mir mit ihrem albernen Gezischel und Gekicher und Gewisper und Gepisper das Leben so sauer machen, daß ich die Sache gründlich satt habe! Wissen Sie, daß ich drauf und dran bin, diese Stellung aufzugeben?"

„Wundert mich garnicht, — aber warum irritirt Sie der Backfisch-Uebermuth?"

„Ach was, ich gebe mir die erdenklichste Mühe, ich bereite mich sorgfältig vor, ich quäle mich damit ab, die Frauenzimmer in das Verständniß Shakespeare's einzuführen, und finde nicht die geringste Empfänglichkeit und darum auch keine Aufmerksamkeit. Und doch sind das lauter ‚höhere' Töchter!"

„Ja, sehen Sie, Born, da liegt der Fehler. Sie sind wieder viel zu gründlich, viel zu gewissenhaft, viel zu wissenschaftlich, und bringen Sich dadurch um alle Wirkung. Glauben Sie denn, die jungen Damen werden von dem Bestreben, sich zu bilden und etwas zu lernen, in die Lehrstunden geführt? Die Sache ist Mode, es ist Chic, eine solche Anstalt zu besuchen, also kann man sich nicht ausschließen, ohne beredet zu werden. Und statt nun die so Gepreßten zu unterhalten und zu amüsiren, statt ihnen von allem nur den leichten, süßen Schaum zu geben, doziren Sie, als hätten Sie Studenten vor sich, und werden — langweilig,

begehen also ein Majestätsverbrechen. Sie sollten den Humor, der in der Situation liegt, begreifen, Sie sollten in souveräner Ironie über den Menschen und Dingen stehen und sie nehmen, wie sie sind, um sich dann heimlich oder in unserm Kreise über den ‚Zauber‘ zu mokiren, — aber das können Sie nicht und das — ist schade.“

„Ein schönes Kompliment,“ murrte Born, der ziemlich nachdenklich zugehört hatte, nun aber in Eifer gerathen zu wollen schien. Da wurde er durch das Erscheinen zweier neuen Ankömmlinge unterbrochen, denen das Dienstmädchen mit gefüllten Biergläsern auf dem Fuße folgte.

„Ich habe Reinisch auf der Treppe eingeholt, — ihr hättet ihn nur fluchen hören sollen, im reinsten heimatlichen Allemannisch! Uebrigens bin ich entschuldigt, — da!“ sagte der Jüngere von beiden, indem er einen in eine Nummer der „Kölnischen Zeitung“ gepackten Gegenstand auf den Tisch legte. „Ich schlage vor, wir dedizieren diese meine kostbare Jagdbeute von heute Abend unserm braven Wendt, in Anerkennung der gastlichen Bewirthung, die er uns bereitet.“

„Ach was, Wendt verdient eher eine Strafe, als eine Belohnung,“ warf der andere dazwischen, ein kleiner, schmächtiger, beweglicher Mann mit forschenden Augen und schon merklich ergrauendem Kopf- und Barthaar. „Wie kann denn ein vernünftiger Mensch in einen solchen Photographirsalon ziehen, in einen solchen verwünschten Glaskasten, wie dieses Zimmer, das mit zwei Fenstern nach der Promenade und mit zwei weiteren nach der Gasse sieht, auf der dritten Seite die Thür nach der Treppe hat und nur auf der vierten eine ordentliche Wand?“

Arvenberg schien nur auf diese Anregung gewartet zu haben, denn er bemerkte sofort bedenklich:

„Ich fürchte allerdings, daß es in kurzer Zeit höllisch kalt in diesem Gewächshause sein wird, — wollen Sie nicht einmal nach dem Feuer sehen, Wendt?“

Dieser erwiderte lachend:

„Da hat Sie also Reinisch, der ewige Krittler, glücklich in Alarm gesetzt! Sie werden aber nicht frieren, dafür verbürge ich mich, denn ich habe ein ganzes Kohlenbergwerk zu versenden. Ueberdies habe ich alles mögliche gethan, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Da Sie kein Biertrinker sind, habe ich eine Flasche Weißwein für Sie besorgt — und zwar keine naumburger Schattenseite — Sie bekommen zum Thee englische Cakes und wenn Sie zum Wein etwas haben wollen, so stehen Ihnen Knackmandeln und Traubenrosinen zur Verfügung, — Sie lieben ja dergleichen, das ist so ziemlich stadtkundig.“

„Ich mißgönne Arvenberg seine süßen Genüsse keinen Moment,“ warf Reinisch dazwischen, „aber wie in aller Welt kommen Sie auf den Einfall, solche kostspielige und gewohnheitswidrige Veranstaltungen zu treffen?“

„Ueber die Kostspieligkeit können Sie Sich beruhigen. Sie wissen doch, es ist meine Force, mich zu Diners und Soupers einladen zu lassen und bei einem hochfeinen Diner — das Menu steht Ihnen zu Diensten — äußerte ich kürzlich scherzend gegen die Frau vom Hause, indem ich für Südfrüchte verbindlich dankte, daß ich bedauerte, einen meiner liebsten Freunde nicht zur Stelle zu haben, da er all diesen Herrlichkeiten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Eine Viertelstunde später flüsterte sie mir zu, daß sie einen großen Papiersack voll der süßen Waare in meinen Paletot habe stecken lassen — für meinen F r e u n d, fügte sie hinzu, indem sie drohend den Finger hob und andeuten zu wollen schien, daß sie zarteren Besuch argwöhne.“

„Geschieht Ihnen schon recht, Wendt!“ fiel Born ein. „Mich solls gar nicht wundern, wenn man auch in diesen Kreisen, in denen Sie bisher nur als handfester Poulardenvertilger bekannt waren, Wind davon bekommt, wie vielen jungen Mädchen Sie schon die Ansichten Goethes über die Sittlichkeit der Sinnlichkeit erläutert haben.“

„Aha, vendetta per Mentana!“ lachte der Angegriffene, aber er mußte sich sofort gegen einen neuen Angreifer wenden, denn der jüngere von den letzten Ankömmlingen sagte:

„Wendts Schwäche für das schöne Geschlecht ist mindestens ebenso stadtbekannt, als Arvenbergs Kuchen- und Konfektpassion; eben deshalb wollte ich mir erlauben, ihm den Iltis zu überreichen, den ich vor einer Stunde im Garten meiner Wirthsleute in einer Fuchsfalle gefangen und durch einen Schuß in den Kopf kunstgerecht vom Leben zum Tode gebracht habe. Das Fell gibt einen reizenden kleinen Muff; Wendt kann denselben der jetzigen Inhaberin seines Herzens verehren und kommt somit auf billigem Wege zu einem ganz respektabeln Weihnachtsgeschenk für seine Donna.“

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Ich kann diesen impertinenten Menschen nicht vergessen. Nachdem er in einem Briefe, der von Grobheiten strotzte, die Handelspolitik der „Alten Welt“ auf das heftigste angegriffen, kam er selbst zu mir ins Bureau. „Ich habe mein Geld in Aktien gesteckt,“ schrie er und begleitete seine Aussage mit einem lebendigen Mienenspiel, „und das Geld habe ich, weil ich Ihren Berichten Glauben geschenkt hatte, verloren!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch und besänftigte sich erst, als ich ihm meine Unschuld an diesem Verlust betheuerte. — „Wie können Aktien so schnell fallen, wenn da nicht ein Schwindel dahinter steckt? — He? — Waren sie vor acht Tagen noch al pari, warum nicht heute? — He? — Sind wir in Rumänien?“ — Ich ließ mir die Sache erzählen. Der Herr hatte von einem Banquier Aktien, die von bedeutenden Häusern der Stadt ausgegeben und in der „Alten Welt“ dem Publikum empfohlen waren, gekauft in der Voraussetzung, daß sein Geld darin gut angelegt sei. Kaum waren die Aktien an der Börse exportirt, so sanken die Preisnotirungen mehr und mehr, bis endlich die Aktien wohlfeil waren wie „alte Semmeln“. — Ich mußte mir selbst zugestehen, daß hier irgendetwas nicht in Ordnung sei, und indem ich mich so äußerte, erbot ich mich, unter der Hand nach der Ursache dieser Börsenspekulation zu forschen. „Mir selbst ist es nicht angenehm, mit Menschen zusammen zu arbeiten, denen jemand harte Vorwürfe, den Vorwurf des Einverständnisses mit Unredlichkeit machen kann, und ich werde alles aufbieten, zu erfahren, ob der Redakteur des Handelstheils einen solchen Vorwurf verdient.“ — „Sie werden mir Nachrichten geben,“ versetzte der Mann lachend, „welche, weiß ich im voraus. O, man darf in der Welt nur nichts Gutes von den Menschen denken, das wäre Narrheit!“ — Da sprang ich von meinem Sitze auf, heftig, drohend, und indem ich auf die Thür zeigte, rief ich: „Sie werden die Wahrheit hören!“ — Der Mann schritt langsam hinaus, und ich hörte deutlich, wie er vor sich hinsprach: „Alles Spitzbuben, alles Spitzbuben!“

In der heutigen Nummer der „Provinzzeitung“ stand ein längerer Artikel, ebenfalls gegen die Handelspolitik unsrer Zeitung gerichtet. Man deutete darin an, daß die Redaktion mit den Börsenspekulanten in Verbindung stände und einen Theil des Gewinnes als Lohn erhielt. Man drohte zum Schluß mit Beweisen und erzählte sodann die Geschichte der Aktien jenes Herrn, dessen ich in diesen Blättern schon Erwähnung that. Wolkenbauer kam, außer sich vor Aufregung, in die Redaktion. Er fragte nach Doktor Müller, dem Handelsredakteur, und als dieser gleich darauf, lächelnd und die Nummer der Provinzzeitung in der Hand haltend, das Zimmer betrat, fuhr er diesem entgegen mit den Worten: „Sie haben's schon gelesen, Doktor?“ — „Gewiß! Lächerlich! Eine Infamie! Ein Zeitungskniff; der Provinzzeitung fehlt es an Abonnenten!“ versetzte dieser. „Und was denken Sie, Herr Doktor?“ — „Ich?“ fragte Wolkenbauer. „Ich denke, man muß sofort eine Entgegnung bringen.“ — „Objektiv, ruhig,“ versetzte Müller, dann zog er ein Papier aus der Tasche und sagte: „Ich habe eine Berichtigung aufgesetzt. Hören Sie: ‚Die heutige Nummer der Provinzzeitung bringt einen Artikel, der in unzweideutigster Weise unser Institut und besonders unsre Handelspolitik angreift. Wir überlassen es unseren Lesern, zu beurtheilen, ob wir jemals etwas anderes geschrieben und mitgetheilt, als die Wahrheit, und das Ergebniß, wie es allemal der Moment mit sich brachte. Wir setzen den Verleumdungen den Erfolg und den guten Ruf unseres langjährig bestehenden

Unternehmens entgegen und sind sicher, daß der von der Bosheit abgeschnellte Pfeil auf die Brust des Urhebers zurückschnellen wird!'" — „Superb," rief Wolkenbauer, „ganz ausgezeichnet! Schnell hinauf an den Setzkasten damit. Je heftiger der Gegner, je ruhiger wir. Das hat Erfolg!'" — Damit zogen sich die beiden Herren in ein Kabinet zurück und die aufregende Neuigkeit war vorläufig abgethan. Was hinter den Kulissen vorging oder vorgeht? Geduld. — — — Mir wird es mit jedem Tage unheimlicher auf meinem Sessel! — Ich habe zwar mit dieser vermaledeiten Handelsaffäre als Redakteur des Feuilleton nichts zu schaffen, aber die Sache geht mich zu guterletzt doch auch etwas an. — Mein Versprechen, dem Herrn recht bald Aufklärung über die werthlos gewordenen Aktien zu geben, habe ich noch nicht erfüllen können. Doktor Müller meinte, ich hätte mit dem Menschen nicht soviel Umstände machen sollen, denn man könne als Redakteur doch nicht für jede Korrespondenz und jedes Wort, das man in Eile und Aufregung schriebe, verantwortlich gemacht werden; das wäre nun einmal so der Lauf der Welt, zu gewinnen und zu verlieren, heut arm und morgen reich zu sein, und diesem natürlichen Gesetz müsse man sich fügen, wolle man nicht den Schein der Unbesonnenheit und Thorheit auf sich nehmen. „An der Börse heißt es immer va banque," sprach Doktor Müller lachend, „grade wie auf einem Schlachtfelde; wer die meiste List anwendet,

Fang von Schwarzfischen an der Küste von Nantucket in Massachusetts. (Seite 395.)

der ist der Sieger!" — Diese sophistischen Phrasen konnten mir selbstverständlich nicht behagen, und ich scheute mich nicht, dem guten Herrn ins Gesicht zu sagen, daß mir in allem, was er da gesprochen habe, kein rechter Sinn, und besonders kein rechtlicher Sinn, zu liegen scheine. — „Was verstehen Sie von dem Handel und von der Börse?" rief Müller heftig. — „Soviel," gab ich zurück, „daß ich zu beurtheilen verstehe, ob das Geschäft ein ehrliches oder ein unehrliches ist. Das Gefühl des Rechts werden Sie mir wohl nicht absprechen." — Müller lachte laut auf: „Was heißt Recht? — Was wollen Sie an der Börse mit Recht? — Fällt es heute einem Minister ein, eine unfreundliche Depesche an eine fremde Macht zu senden, so ist sogleich Ebbe an der Börse und die Papiere der fremden Macht erleiden Verluste. Ist das Recht? — Steht der Chef eines bedeutenden Handelshauses mit einflußreichen Kreisen der Regierung in Verbindung und weiß er so ungefähr den Lauf der diplomatischen Ereignisse voraus, dann richtet er seine Ein- und Verkäufe darnach ein, fingirt offizielle Mittheilungen, lockt seine Geschäftsfreunde in den Sumpf und bereichert sich auf Kosten der Ueberlisteten. Ist das Recht? Und wo ist in der kaufmännischen Welt Recht? Zeigen Sie mir ein Geschäftshaus, das auf dem Fundamente Ihres simplen Rechts stände!? — Ueberlistung, Vernichtung des Gegners, das sind die leitenden Grundsätze und sind es immer gewesen! — Der Herr, dessen Geschick Sie so bemitleiden, hat sich bereichern wollen, wollte über Nacht sein Vermögen verdoppeln. Nun, da er bestraft ist für seine Gier, schreit er wie ein Kind, das mit Feuer gespielt und sich verbrannt hat." — „Er hätte nicht sein Vermögen verloren, hätten wir vor den Aktien rechtzeitig gewarnt." — „Faktum ist, daß er an der Börse hat spielen wollen. Wer mit etwas spielt, das er nicht kennt, darf nicht murren, wenn es ihm ein Leid zufügt," entgegnete Müller, nahm seinen Hut und verabschiedete sich in der Voraussetzung, daß er mit dem letzten Satz eine feine Pointe gegen mich ausgespielt habe. — Nach dieser Unterredung versank ich in ein tiefes Brüten; mir war es im Kopf ganz sonderbar, und alle Augenblicke hörte ich noch Müller sprechen: Was ist Recht? — Vor meiner Seele ließ ich alle hervorragenden Zweige der menschlichen Thätigkeit vorbeistreichen, je mehr, je länger ich bei allen das Recht als Grundprinzip suchte, je dumpfer ward es in meinem Hirn. —



Oberstein.

Ich war wohl acht Tage nicht bei Liebers gewesen. Freimann und ich, wir hatten in letzter Zeit eifrig studirt. Als ich die Familie gestern Abend besuchte, fand ich nur den alten Herrn vor. Mutter und Tochter waren verreist. „Meine Leute kommen morgen zurück," sagte der alte Herr, seine Pfeife mit Wohlbehagen rauchend. Ich setzte mich zu ihm. — Wir sprachen von mancherlei. Der alte Herr brachte auch gelegentlich die Konversation auf die Enthüllungsgeschichte in der Provinzzeitung. „Eine böse Geschichte das," sagte er nach einer Weile. „Nun, da der Katzenjammer über unser Land hereingebrochen, das viele Geld in Stückwerke hineingeplempert ist, da fängt es an zu grauen; ein jeder wischt sich den Schlaf aus den Augen und es wird ihm klar, daß er einen berauschenden Schwank erlebt hat. Mancher wird, da es in seiner Börse elendiglich trübe aussieht, seinen Nachbar des Raubes anklagen, des Betruges bezichtigen, kurz, verantwortlich machen für das, was er selbst mit vielem Vergnügen mit unternommen hat. In Frankreich, lieber Freund," fuhr der Alte fort, „warf sich damals jeder in die Brust und rief: Gloire de la patrie! Wir Deutschen lachten über diese kindliche Eitelkeit, und nun — leiden wir selbst an dieser Gloire de la patrie. Man wirthschaftete nach Wohlgefallen, wie ein Mensch, dem plötzlich das große Loos in den

Schooß gefallen ist und nicht weiß, was er mit seinem Geld und Glück gleich anfangen soll. Vor lauter Vergnügen arrangirte man einen Fastnachtsball. In aller Eile und wie im Nu entstanden an allen Enden prächtige Bauwerke; schlecht gezimmert, leicht gegründet. Das mußte eines guten Tages zusammenfallen. — Wo zwei unternehmende Köpfe waren, da etablirte sich eine Aktiengesellschaft. Wie die Pilze nach lästigem Regenwetter, so sproßten aus dem Boden unseres Vaterlandes diese auf den Bankerott eingerichteten industriellen Unternehmungen empor. Es waren Eintagsfliegen. Am Morgen trank man Champagner, am Mittag kam der Leichenwagen und am Abend war das Ganze eine Ruine. Jeder beeilte sich, theil an dem großen Fischzug zu nehmen. Die Zeitungsschreiber steckten zumeist mit diesen Aktienmachern unter einer Decke. Sie lobten das Unternehmen, halfen so die Aktien an den Markt bringen und steckten für ein paar unbedeutende Druckzeilen ein Pack Aktien als Douceur ein. Sie wurden auf diese Art unwillkürlich Aktionäre und Börsenspekulanten. Die große, die goldne Zeit hatte jeden Skrupel geheiligt, hinweggescheucht. Und auf diesen Freuden- und Siegestaumel ist nun die Entnüchterung gefolgt. Es wird eine schreckliche in Bezug auf die Nachwirkung sein. Die Magazine sind mit Waaren überhäuft, der Preis der Lebensmittel ist um ein Bedeutendes gestiegen, der Lohn, die Einnahmen sind gefallen, die Bedürfnisse geblieben. Die Haushalter haben nicht weise gewirthschaftet, sie haben auf einmal ihre Schränke und Speisekammern geöffnet, und nun gähnt überall Oede und Leere. — Ihr Doktor Müller wird auch nicht skrupulös gewesen sein, und war er klug, so könnt ihr ihm nichts beweisen. Nur vor dem Tribunal der moralischen Ueberzeugung kann man ihn richten, — doch welche Wirkung wird dieses Richterthum auf ihn ausüben? — Aber nun habe ich Ihnen genug vorgeschwatzt," sagte Lieber. „Stecken Sie endlich Ihre Cigarre an, vergessen Sie auf ein Stündchen die leidige äußere Welt, und indem wir die Gläser in die Hand nehmen, wollen wir auf irgendetwas, was uns gemeinsam lieb und werth ist, anstoßen!" — „Bravo!" rief ich. „Ihre Damen sollen leben!" (Fortsetzung folgt.)

Zum neunten Mai.

Ein Gedenkblatt von **Bruno Geiser.**

(Fortsetzung statt Schluß.)

Das Titanische, das überwältigend Bedeutende in Schillers Wesen, wie es aus den Zügen unseres Porträts uns entgegenblitzt, macht sich nirgend entschiedener und unleugbarer geltend, als da, wo er als Anwalt der höchsten Ideen der Menschheit und als Richter der Gedanken und Bestrebungen seiner Zeit auftritt.

Wer Schillers dichterische und prosaische Arbeiten studirt — denn studiren muß sie auch der Scharfsinnigste, der Literaturkundigste, der mit den besten Geisteswaffen Ausgerüstete, nicht blos lesen und wieder lesen, wenn er ihn ganz verstehen, den erstaunlichen Reichthum seiner Gedanken nach Gebühr ermessen will, — bei dem wird sich neben der Bewunderung für die außerordentliche poetische Kraft, welche sich ihm überall offenbart, auch das Gefühl geltend machen, daß er sich in dem Banne eines gewaltigen, politischen Genius befindet, eines Genius, vor dessen Augen nicht nur die politischen und sozialen Gestaltungen seiner Gegenwart mit allen ihren Schwächen und Fehlern unverhüllt offenlagen, sondern der auch in die Zukunft schaute, wie in ein aufgeschlagen Buch, und kommenden Geschlechtern wie seinen Zeitgenossen die Wege gewiesen hat, die sie zum Ziele der Völkerfreiheit und des Völkerglückes zu wandeln haben.

Poeta — propheta — der wahre Dichter ist Prophet — das hat sich an keinem so glänzend bewährt, als an unserem Schiller!

Und seines Volkes Prophet und Führer zu sein, bei dessen Wanderung durch die Wüste der geistigen Unreife und sittlichen Niedrigkeit in das gelobte Land der wahren inneren Freiheit, deren äußere, garnicht erst besonders zu erstrebende, ganz von selbst dem geistigen Kerne sich organisch angestaltende Form die sozialen und politischen Einrichtungen sind, — diese höchste Aufgabe des Dichters und des Menschen überhaupt, „den umwölkten Blick zu öffnen und die tausend Quellen dem Durstenden in der Wüste zu zeigen," — wie er selbst sagt, — hat Schiller stets unwandelbar vor der Seele gestanden und hat er gelöst in unvergleichlicher Weise.

Versuchen wir, die Hauptmomente seines Wirkens mit einem Blicke zu umspannen, um Grund oder Ungrund dieser Behauptung zu erkennen.

Mit den „Räubern" wagte der kaum zwanzigjährige Dichter den ersten großen Wurf. Es war ein Schuß ins Schwarze der furchtbar zerrütteten Zustände jener Zeit, zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Er leuchtete mit grellem Fackelschein in die finstere Nacht des „tintenklecksenden Säkulums", dieses „schlappen Kastratenjahrhunderts" hinein und zeigte, daß seine Zustände das Verbrechen zum Siege und die Tugend zur Vernichtung führen müßten. Gegen so furchtbare Verrottung ließ er sich den Räuber, den losgebundensten aller Empörer, als Vertreter der kettenbelasteten Menschheit, erheben; der Mann, der sich ganz auf sich selbst gestellt, der kein anderes Gesetz gelten lassen will, als seinen eigenen Willen und die Laune eines Augenblicks, er spricht und handelt im Namen der Gerechtigkeit, deren oberstes Gesetz das der persönlichen Freiheit ist, weil diese keinen anderen Fürsprecher mehr findet. Und der Räuber erweist sich zum Schlusse bis zur Selbstvernichtung unterthan dem Gesetze, in dem er die Gerechtigkeit der Wiedervergeltung anerkennt.

Was er in den „Räubern" begonnen, setzte er im „Fiesco" fort. Spielt in jenen der Guerillakrieg entfesselter, nur auf Vernichtung des Bestehenden gerichteter Leidenschaften seine zerstörende Rolle, so gilt es hier dem zweckbewußten Kampf für eine bestimmte politische Idee.

Einzelherrschaft und Republik stehen sich im „Fiesco" gegenüber. Die Zügel der Herrschaft führt ein Mann, Andreas Doria, der dem Gemeinwesen, das er sich unterworfen, die dankenswerthesten Dienste geleistet. Aber das Recht, über die vielen zu herrschen, hat sich auch damit der Eine nicht erwerben können; noch weniger aber das Recht, seine Herrschaft so zu stabiliren, daß sie sein unwürdiger Erbe mit den todten Schätzen, die jener hinterließ, übernehmen dürfte. Gegen die Usurpation erhoben sich die Vielen, nicht als Räuber, sondern als politische Verschwörer, deren Führer, Fiesco, Graf von Lavagna, dem Maler zuruft: „Du stürzest Tyrannen auf Leinwand, bist selbst ein elender Sklave! Geh', deine Arbeit ist Gaukelwerk — der Schein weiche der That." Aber es sind mißvergnügte Nobili, der dem Tyrannen zunächststehende Adel — der die Doria stürzt, und der Graf von Lavagna vermag der Versuchung nicht zu widerstehen, welcher der im Momente des Aufruhrs als Diktator geduldete Erste der Verschwörer ausgesetzt ist: an die Stelle des Tyrannen von gestern tritt der Sieger von heute, und diesen stürzt in der Stunde des höchsten Triumphs der Repräsentant des starren Republikanerthums, der alte Verrina, der selbst, wie die Leute alle, die nichts weiter sind, als Revolutionäre, nur Tyrannen verjagen oder morden und nicht freie Staaten auferbauen kann. „Ich gehe zum Andreas" — zu dem von den Verschworenen vertriebenen „Tyrannen" Andreas Doria, — damit endet die Tragödie, wie Cliquen- und Klassenverschwörungen allezeit geendet haben und allezeit endigen müssen.

In dem ein Jahr nach „Fiesco" vollendeten Drama „Kabale und Liebe" wandte sich Schiller mit der Anklage auf unerträgliche Erbärmlichkeit so unzweideutig und so schonungslos gegen die damaligen Zustände Deutschlands, wie es bis dahin ganz unerhört gewesen. Selbst Lessing hatte den Schauplatz seiner „Emilia Galotti" noch nach Italien verlegt, um seiner Tragödie in Deutschland die Existenz zu ermöglichen; Schiller brandmarkte offen vor allem Volke den deutschen Duodezdespoten, der seine Unterthanen wie Viehheerden an den Meistbietenden zum Abschlachten zu verkaufen und in jämmerlicher Mätressenwirthschaft Hab und Gut seines Volkes zu vergeuden pflegte, sammt der feilen Adelssippe, die bei ihm höfisch scherwenzte, und dem verworfenen Handlangervolk seiner Beamten. Diesem in Grund und Boden hinein verdorbenen Theile der Gesellschaft jener Zeit gegenüber ergriff Schiller Partei für den sittenreineren Bürger-

stand, an dem nichts mehr auszusetzen war, als daß er die moralische und intellektuelle Kraft nicht besaß, der Korruption von obenher zu steuern.

Wie in „Fiesco" sich der Adel unwürdig und unfähig zugleich erwies zur Schöpfung menschenwürdiger Verhältnisse, so zeigte sich in „Kabale und Liebe" der Bürgerstand allzu ideenleer und charakterschwach, um als Träger politischer Zukunftshoffnungen erkiest zu werden.

Damit waren diejenigen Volksgruppen erschöpft, welche zu Ständen äußerlich geordnet in jener Zeit vorhanden waren. Anderswo, als bei ihnen, mußte der Hebel der Gedankenrevolution mit Aussicht auf Erfolg anzusetzen sein. Andere Ziele, als sie im Gesichtskreise des Adels und Bürgerthums lagen, mußten abgesteckt werden, um eine Bewegung schaffen zu helfen, welche das Volk in ihre Kreise zog.

In den nächsten Jahren arbeitete Schiller am „Don Carlos".

Dieser verhält sich zu den vorhergegangenen Trauerspielen nicht „wie das Ziel zum Weg", wie Schillers Biograph Hoffmeister meint, in ihm versucht der Dichter vielmehr einen neuen Weg zu einem neuen, höheren Ziele zu gehen.

Sein Freiheitsideal erscheint hier nicht mehr als ein trügerischer Schemen, wie in den „Räubern", die befreiende That ist nicht mehr geheftet an die Fersen eines bestimmten Standes, wie im „Fiesco", eines Standes, der selbst nichts Besseres vermag, als die junge Freiheitssaat sofort wieder zu zertreten, aus dieser Tragödie gähnt uns auch nicht der ganze Jammer hoffnungslos verderblicher Zustände entgegen, wie in „Kabale und Liebe", in dem der Musikus Miller, der mit seinem abwechselnden Zähneknirschen vor Wuth und Zähneklappern vor Angst so kostbar das niedere Bürgerthum von damals repräsentirt, während die von zarteren Gefühlen regierte Jugend nichts Besseres zu thun weiß, als sich zu vergiften; hier im „Don Carlos" tritt entschleiert das vornehmste Strebeziel wahren Menschenthums auf die Bühne. König Philipp der Zweite hat es erfaßt und spricht es aus, nachdem er die furchtbare Szene an der Leiche des Marquis Posa mit seinem Sohne Carlos durchlebt:

> .... Für einen Knaben stirbt
> Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
> Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
> Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
> Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.

Und Posa war es selber, der es dem Könige gesagt, was er vorher keinem Menschen noch vertraut:

> Marquis. — Ich kann nicht Fürstendiener sein.
> (Der König sieht ihn mit Erstaunen an.)
> Ich will
> Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
> Mich anzustellen würdigen, so wollen
> Sie nur die vorgewogne That. Sie wollen
> Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
> Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
> Der Beifall, den sie finden an dem Thron,
> Soll meiner Thaten Endzweck sein. Mir aber,
> Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
> Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
> Erschüf' ich selbst, und Freude wäre mir
> Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht sein sollte.
> Und ist das Ihre Meinung? Können Sie —
> In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
> Ich aber soll zum Meißel mich erniedern,
> Wo ich der Künstler könnte sein? — Ich liebe
> Die Menschheit, und in Monarchien darf
> Ich niemand lieben, als mich selbst.

Das Glück aber, das Posa für die Menschheit reklamirt, das ist nicht jenes Glück, welches Monarchen ihren Völkern zu gönnen pflegen:

> Doch, was der Krone frommen kann — ist das
> Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
> Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
> Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
> Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
> Die Sie uns prägen, auszustreun. Ich muß
> Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —
> Ich kann nicht Fürstendiener sein.

Freilich verlohnte es sich der Mühe, zu versuchen, ob nicht auch in eines Königs Herz der Funke edler Menschlichkeit zum wärmenden Feuer, zur leuchtenden Flamme zu entfachen wäre:

> Weihen Sie
> Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
> — — — — — stellen Sie der Menschheit
> Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
> Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
> Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
> Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte*).

Ein gewaltiges, hohes Ziel, das Posa dem Könige stellt! Wie aber sollte derselbe König, der die Menschen zu verachten gelernt hat, weil sie seine Sklaven waren, die Begeisterung finden, ihm zuzustreben?

> Marquis. Ich höre, Sire, wie klein,
> Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,
> Selbst in des freien Mannes Sprache nur
> Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und
> Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
> Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
> Freiwillig ihres Adels sich begeben,
> Freiwillig sich auf diese niedre Stufe
> Herabgestellt. Erschrocken fliehen sie
> Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
> Gefallen sich in ihrer Armuth, schmücken
> Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
> Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
> So überkamen Sie die Welt. So ward
> Sie Ihrem großen Vater überliefert.
> Wie könnten Sie in dieser traurigen
> Verstümmlung — Menschen ehren?

Darum ist sie nur ein Zugeständniß an die Gunst des Augenblicks, diese Probe mit dem auf dem Throne grau gewordenen Könige. Des Königs Sohne, dessen Herz für das Edle noch weit und freudig geöffnet ist, Don Carlos, gilt die Ideenpropaganda des Menschheitsschwärmers Posa, — vielleicht möchte er zur That machen können, was sein Vater kaum zu begreifen vermocht. Aber auch er nur vielleicht — der Schwärmer Posa kennt seine Zeit:

> Die lächerliche Wuth
> Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
> Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
> Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
> Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
> Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Die Wahrheit seiner Einsicht besiegelt Posa mit seinem Tode; und daß seine freilich nicht gar zuversichtliche Hoffnung, sein Schüler Carlos werde der königliche Herold des Evangeliums freier Menschlichkeit werden, eitel war, lehrt erschütternd genug der Ausgang der Trägödie. Nicht das über dem geknechteten Volke in traditioneller Erdengöttlichkeit thronende despotische Königthum triumphirt, sondern unüberwindlich und unerbittlich, wie das Fatum, die Anangke, die über den Göttern thronende Schicksalsmacht der Alten, greift die Kirche in der Gestalt des 90jährigen Kardinal-Großinquisitors in die letzten Szenen, um den König Philipp zu strafen für den Hauch freier Regungen, von welchen er seine von der Kirche gesalbte Stirn hat leise berühren lassen, und Carlos, in dessen Brust die Saat Posa's Wurzel gefaßt, erbarmungslos zu vernichten.

Wer erkennt nicht in dieser Jugendtragödie unseres größten Dramatikers, von dem verzweifelten Räuberkriege gegen alles Bestehende bis zur Proklamirung der Menschenrechte im „Don Carlos" das Wetterleuchten der kaum drei Jahre nach Vollendung dieses letzten Dramas gewitterhaft unerwartet und gewaltig hereinbrechenden französischen Revolution?

Nach der Schöpfung des „Don Carlos" trat eine lange Pause

---

*) Die folgenden dreizehn Verse stehen nur in der ersten Auflage!

> Der Landmann rühme sich des Pflugs und gönne
> Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
> In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
> Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
> Des Denkers hemme ferner keine Schranke,
> Als die Bedingung endlicher Naturen.
> Nicht in der Vatersorge stillem Kreis
> Erscheine der gekrönte Fremdling. Nie
> Erlaub' er sich, der Liebe heilige
> Mysterien unedel zu beschleichen.
> Die Menschheit zweifle, ob er ist. Belohnt
> Durch eignen Beifall, berge sich der Künstler
> Der angenehm betrogenen Maschine.

ein in Schillers dramatischem Schaffen; er sammelte Material und Kräfte zu einem mächtigeren Wurfe noch, als die früheren gewesen waren. Er studirte mit aufreibender Ausdauer Geschichte und vertiefte sich in die schwierigsten Probleme der gerade in jener Zeit durch Kant zu voller Blüthe gebrachten Philosophie. Er ließ seine politischen wie seine kunstwissenschaftlichen Ansichten an der Sonne des Gedankens ausreifen, um endlich den rechten Weg zu finden, der die Menschheit zur Freiheit und zum Glücke führen müsse und um der Mittel Herr und Meister zu werden, welche seinen Ueberzeugungen die Herzen allen Volkes erschließen sollte.

Die französische Revolution fesselte dabei auf das lebhafteste sein Interesse; mit sicherem Blicke erkannte er das gewichtige Moment, welches der politischen Umwälzung in Frankreich die allerhöchste Bedeutung verliehen hat für alles, was ein Recht hat, sich Mensch zu nennen: die Erhebung des Willens der Massen, der Gesammtheit des Volkes zum höchsten Staatsgesetze.

1794 schrieb er an einen Freund in Paris:

„Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und die Details in die Augen fallen. Wer Sinn und Lust hat für die große Welt, der muß sich in diesem weiten Elemente gefallen. — Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden. — Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen und das schöne, große Ganze wird für ihn verloren sein.“ — —

Aber Schiller war nicht der blöde Tagespolitiker, welcher den Schlag auf Schlag sich abspielenden Ereignissen einer bewegten Zeit gegenüber nur das Nachsehen hat, er war eben in der Politik der kraft seiner Genialität weithinausschauende Poet und Prophet, der grade in jenen Tagen, als die junge französische Republik den Gipfel ihrer Macht erstiegen, als es ihr gelungen war, gegen die hunderttausende, welche die koalirten Monarchen Europas gegen sie ins Feld schickte, mehr als eine million freiheitstrunkener Streiter ins Feld zu senden, ihren baldigen Untergang voraussah und sagte. An Vernichtung jenes Volksstaats durch die monarchischen Söldnerschaaren aber fiel es ihm nicht ein zu denken, obgleich dies das Naheliegende, für den gewöhnlichen Verstand weitaus Wahrscheinlichste gewesen wäre — nein, er schaute die Zertrümmerung durch einen Cäsar voraus, obgleich der, der da kommen sollte, der weltunterjochende Korse, kaum zum Brigadegeneral aufgerückt und, soeben aus der französischen Armee entlassen, in Paris der Guillotine näher als dem Kaiserthrone ein unbeachtete, vielfach bedrängte Existenz führte.

Schiller, der in seinen 1795 erschienenen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen der revolutionären Bewegung der Franzosen das ideale Motiv zuerkennt, „das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbrüderung zu machen“, konnte sich über die nothwendigerweise zurückgebliebene Charakterentwickelung der so plötzlich zur Herrschaft gelangten Massen nicht täuschen, er wußte, daß „der freigebige Augenblick ein unempfängliches Geschlecht“ fand und vermochte zu schreiben:

„Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, — er mag kommen woher er will — der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch zu einem Theile von Europa machen wird.“ — (Schluß folgt.)

Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennmaterialien.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Einen weiteren Einfluß auf den Grad der Brennbarkeit übt das spezifische Gewicht aus, und zwar im allgemeinen im gleichen Sinne, wie der Gasreichthum, da, mit Ausnahme von Torf, das spezifische Gewicht um so kleiner ist, je mehr Gase entwickelt werden, oder bei der Verkokung entwickelt wurden. Die durchziehende Luft nimmt von dem spezifisch leichteren Stoff in gleichen Zeiten einen größeren Theil weg, als von den schwereren.

Der Vorgang des Entzündens von Brennstoffen zeigt gleichfalls, je nach der Art derselben, sehr wechselnde Erscheinungen, die für deren praktische Benutzung beachtenswerth sind. Der größte Unterschied ist bei den natürlich vorkommenden vorhanden, und es steht Holz, das 80 pCt. gasförmige Produkte entwickelt, auf der ersten, Anthrazit dagegen von sämmtlichen Brennstoffen auf der letzten Stufe der Entzündlichkeit. Es kommt aber hier außer den schon erwähnten physikalischen Eigenschaften der Dichte und Porosität noch das Wärmeleitungsvermögen in Betracht, das theilweis mit der Porosität zusammenhängt, indem der porösere Stoff gewöhnlich schlechter leitet. Die bessere Wärmeleitung führt zu einer raschen Abkühlung des brennenden Theiles dieser Körper, der infolge davon leichter unter die zur Entzündung, also auch zum Weiterbrennen erforderliche Temperatur sinken kann. Man kann das schon beobachten an verschiedenen Arten von Holzkohle. Die Meilerkohle, die bei beschränktem Luftzutritt bereitet wird, weniger Gase abgegeben hat, dichter ist und besser die Wärme leitet, als die leichtere Bäckerkohle, entzündet sich schwerer und erlischt in der Regel, wenn sie nur an einem Ende angezündet wird, während die letztere die Entzündung über die ganze Masse fortsetzt und ohne weitere Zuführung von Wärme vollständig verbrennt. Ebenso verhalten sich hierin die Koks unter einander sehr verschieden; die aus gasreicheren Kohlen hergestellten sind brennbarer und entzündlicher. Aber dieselbe Art Kohle liefert, wenn zur Gasbereitung verkokt, einen leichteren, entzündlicheren Koks, als wenn sie in Koksöfen auf Hüttenkoks verarbeitet wird, da im ersteren Fall die Erhitzung rascher vor sich ging und die so entwickelten Gase den Koks blasiger, poröser machten. Je dichter die Substanz ist, ein um so besserer Leiter für Wärme wird dieselbe, um so rascher wird die an einer Stelle erzeugte Wärme weiter in die übrige Masse fortgeführt; je dichter ferner die Substanz, um so weniger Angriffspunkte bietet sie dem Sauerstoff der Luft dar, um so weniger Wärme kann somit an einer bestimmten Stelle in der Zeiteinheit neu hervorgebracht werden. Wird zur Entzündung Wärme an eine kleine Stelle eines großen Stückes dichter, harter Kohle geführt, so wird nur eine verhältnißmäßig starke Wärmequelle die Kohle ins Glühen versetzen können; ein Fortbrennen findet jedoch nach Entfernung der Wärmequelle nicht statt, da die Wärme rasch weiter geleitet und wieder an die Luft oder an benachbarte Substanz abgegeben wird, und da die durch die Verbindung von Sauerstoff mit dem kleinen Theil der noch glühenden Kohle neu gelieferte Wärme zu gering ist, um die Entzündungstemperatur aufrecht zu erhalten. Ein an einer kleinen Stelle glühendes Stück Kohle wird deshalb fast schwarz, wenn es außer Verbindung mit anderen brennenden Körpern kommt; ebenso erlischt ein aus dem Ofen genommenes, durch die ganze Masse glühendes Stück Kohle sehr rasch an der Luft, da die von der ganzen Oberfläche durch Strahlung und Leitung an die vorbeiziehende Luft abgegebene Wärme, welcher Vorgang zugleich schnell von dem Innern nach der Oberfläche fortschreitet, größer ist als die in derselben Zeit durch Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft neu produzirte. Die an den Wänden der Gasretorten durch Zersetzung von Kohlenwasserstoffen abgesetzte Kohle besitzt den höchsten Grad von Dichtigkeit und Leitungsfähigkeit für Wärme und ist deshalb fast unverbrennlich.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß man, um die schwer entzündlichen Brennstoffe, wie dichte Koks, ältere Steinkohle und besonders Anthrazit zu verbrennen, nicht, wie die allerdings allgemein verbreitete, aber irrige Ansicht zu thun verleitet, dieselben bei Verwendung im Hausgebrauch in den Oefen einem äußerst starken Zug aussetzen, d. h. möglichst viel davon in kurzer Zeit verbrennen muß, sondern daß es nur darauf ankommt, sie im Glühen zu erhalten, um den größten Nutzen an Wärme daraus zu erzielen. Man erreicht das dadurch, daß man die mangelnde Porosität durch mechanische Zerkleinerung der Stücke bis zu Bohnen- oder Nußgröße ausgleicht, den Brennstoff in höherer Schicht auf einem schachtförmigen Feuerherd vereinigt und letzteren noch in gleicher Höhe mit einem schlechten Wärmeleiter (Chamottthon) auskleidet. Man kann dann mit einem kleinen

Quantum Brennmaterial eine andauernde Wärmeerzeugung zuwege bringen; während andererweise, bei Verbrennung eines größeren Quantums größerer Stücke und bei stärkstem Zug, in derselben Zeit eine übergroße Hitze erzeugt wird, die größtentheils ungenützt entweicht, oder welche die Oefen überheizt, das so schädliche Verbrennen der Staubtheilchen in unserer Zimmerluft hervorbringt, sowie das so lästige Trockenwerden derselben.

Man pflegt auch für den häuslichen Bedarf, falls man die Auswahl hat zwischen verschiedenartigen Brennmaterialen, meist der Bequemlichkeit wegen den leichter entzündlichen und brennbaren den Vorzug zu geben. Vortheilhaft ist das jedoch zumeist nicht. Denn die brennbarere von verschiedenen reineren Kohlen vermag in der Zeiteinheit eine große Menge Wärme zu entwickeln und eine höhere Temperatur zu erzeugen, falls die Verbrennung richtig gehandhabt wird und vollkommen geschieht. Ein solcher Brennstoff verschwindet aber auch um so rascher und wirkt um so weniger nachhaltig; und es handelt sich bei unseren Heizungsbedürfnissen gerade mehr um viel Wärme überhaupt, als um hohe Temperatur, die kurz andauert, ohne nachhaltig zu wirken. Zu gewerblichen Zwecken werden dagegen häufig die entgegengesetzten Anforderungen gestellt, wonach die Verwendung derartiger Brennstoffe, z. B. für Hochöfen, Porzellanöfen, die allein vortheilhafte sein kann. Wenn dennoch die Verwendung von solchen, zu höchstem Temperatureffekt geeigneten Brennstoffen in Heizöfen ohne thatsächlich stattfindendes Ueberhitzen derselben stattfindet, so ist der Grund zumeist der, daß die Verbrennung sehr unvollkommen geschieht, unter großem Kohleverlust durch Rauch, und Wärmeverlust durch entweder übermäßigen Luftzutritt, oder indem nicht die Endprodukte der Verbrennung, nämlich Kohlensäure, Wasserdampf und Ammoniak entweichen, sondern Zersetzungsprodukte, die noch weiterer Verbrennung fähig sind und einen großen, ja den überwiegenden Theil der Wärme in sich gebunden an die Luft entführen.

Das wichtigste und häufigste dieser durch unvollkommene Verbrennung entstehenden Zwischenprodukte ist das, durch seine mörderische Wirkung auf den Menschen beim Einathmen bekannte Kohlenoxydgas. Wie groß nun aber der Unterschied an frei- und unter günstigen Umständen nutzbar werdender Wärme ist, wenn man ein Gewichtstheil Kohlenstoff entweder zu Kohlenoxyd oder zu Kohlensäure verbrennt, ergibt sich aus der Thatsache, daß im ersteren Falle nur 2450 Wärmeeinheiten geliefert werden, im letzteren aber 8080, also 5630 Wärmeeinheiten mehr; d. h. vollkommene Verbrennung von Kohle zu Kohlensäure ergibt mehr als den dreifachen Wärmeeffekt als die unvollkommene, nur Kohlenoxyd liefernde. In Wirklichkeit ist aber im letzten Falle der Verlust noch viel größer, als Zweidrittel der möglichen Wärmemenge, wenn man noch die als Rauch, sowie als unzersetzte Kohlenwasserstoffe fortfliegende Quantität des verbrauchten Brennstoffes in Betracht zieht. In welchem Grade unsere gegenwärtig vorhandenen Heizungsvorrichtungen dem eigentlichen Zweck, einer vollkommenen Verbrennung und Ausnutzung des Materials, zu entsprechen vermögen und daher ökonomisch, oder aber des Gegentheils wegen verwerflich sind, soll im letzten Theil dieser Abhandlungen eingehender betrachtet werden.

Um einen vergleichenden Ueberblick über den Brennwerth der gebräuchlichen Brennmaterialien zu gewinnen, muß man natürlich eine vollständige Verbrennung den dahin zielenden Versuchen und Berechnungen zu Grunde legen und die unter dieser Bedingung entwickelte Wärme messen. Das kann in zweierlei Hinsicht geschehen: 1. auf die gesammte Menge der Wärme; 2. in Bezug auf den Temperaturgrad (die Intensität der Wärme). Mißt man die Wärme nur ihrer Quantität nach, so bezeichnet man den gefundenen Werth als **Brennkraft** (welche noch als spezifischer und absoluter Wärmeeffekt unterschieden wird); bestimmt man aber den Grad der Verbrennungstemperatur, so bezeichnet man diese Zahl als **Heizkraft** (den pyrometrischen Wärmeeffekt) des beurtheilten Materials. Brenn- und Heizkraft zusammengenommen ergeben den Brennwerth. Man kann den letzteren auch auf den Preis des Materials beziehen, doch ist dieser in Geld ausgedrückte Brennwerth dann nur für einen bestimmten Konsumtionsort und für einen gewissen Zeitpunkt maßgebend.

Zur Ermittelung der Brennkraft, oder der Wärmemenge, welche ein Brennstoff zu liefern vermag, muß man sich, da kein absolutes Maß für Wärme vorhanden ist, damit begnügen, die Wärmemengen zu vergleichen, nämlich anzugeben, um wie viel die aus einem Brennstoff entwickelte Wärmemenge die aus einem andern übertrifft. Nach allgemeinem Uebereinkommen verbrennt man also gleiche Gewichtsmengen derselben und bestimmt, wie viel Wasser dabei durch einen Gewichtstheil um 1 Grad C. erwärmt wird: man drückt also die Brennkraft in Wärmeeinheiten aus. Die auf eine Gewichtseinheit bezogene Brennkraft wird noch speziell als **absoluter Wärmeeffekt** bezeichnet, während man die auf gleiche Raumtheile (Volumina) bezügliche als **spezifischen Wärmeeffekt** davon unterscheidet. Man erhält die letztere Vergleichsgröße, indem man den absoluten Wärmeeffekt mit dem spezifischen Gewicht desjenigen Materials multiplizirt, das man bestimmen will.

(Schluß folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Nachdem Fritz Lauter eine zeitlang im Gebirge umhergezogen, war er endlich auch auf ein paar Tage Gast des Rittergutsbesitzers Willisch geworden, den er im Auftrage seines Chefs bereits aufgesucht hatte, als er gleich nach seiner Ankunft bei seinen Verwandten Quartier genommen. Willisch hatte ihm so entgegenkommend sein Haus zur Verfügung gestellt, daß sich Fritz dadurch beinahe genirt fühlte. Aber erst jetzt erlaubten dem fleißigen Berichterstatter des „Tageskorrespondenten" seine Instruktionen, denen er mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nachkam, der wiederholten Einladung zu folgen.

Der Tag oder vielmehr der Abend seines Einzuges in das Schloß von Klein-Feldau war von dem „Schloßherrn" wie ein Fest gefeiert worden. Bier und Wein und zum guten oder vielmehr schlechten Ende noch Grog hatte Willisch kunterbunt untereinander getrunken und den Gast mit seinem Beispiele, nicht ganz ohne Erfolg, zur Nacheiferung anzureizen versucht. Zwar war das, was Fritz gezecht hatte, eine Kleinigkeit im Vergleich zu den enormen Quantitäten, die Willisch zu vertilgen für heilige Gastgeberpflicht gehalten, aber es hatte grade genügt, um den geistiger Getränke ungewöhnten Lauter nach der in todtenähnlichem Schlaf verbrachten Nacht mit einem so katzenjämmerlichen Morgen zu strafen, wie er ihn seit den Tagen seiner Wanderschaft nicht ein einzigesmal mehr erlebt hatte.

Seit diesem unliebsamen Erlebnisse war Fritz vorsichtig geworden. Er nippte nur, wenn Willisch kneipte, und wies mit allem Ernste auf seine Pflichten als ehrlicher Journalist und Berichterstatter hin, der keinen Tag, ja von rechtswegen keine Stunde ungenützt vorübergehen lassen dürfe, wenn er das viele Geld, welches solche Berichterstattung koste, seinen Auftraggebern nicht aus der Tasche stehlen wolle.

Uebrigens fühlte er sich recht behaglich in dem Schlosse von Klein-Feldau, dessen keineswegs reiche, vielmehr etwas altfränkische und stark abgenutzte Ausstattung der neue Besitzer mit dem Gute zugleich übernommen hatte. Die alten, unter der frischen Politur wie geschminkte Koketten dreinschauenden Möbel hatten für Fritz den Reiz des Ungewohnten und pikant Alterthümlichen; die verblaßten Teppiche in den Zimmern und die dicken Strohmatten auf den Hausgängen kamen ihm vor wie gute, besorgte Freunde, weil sie den Schall der kräftigen Tritte auffingen, wenn die drallen Mägde in ihrer nicht grade übermäßigen Geschäftigkeit im Hause hin- und herstampften. Am allerbesten aber gefielen ihm die mächtigen Pappeln vor den Fenstern, an die er seinen Arbeitstisch gerückt hatte; vom Winde bewegt nickten sie ihm traulich zu und begleiteten seine über die langen Papierstreifen in rastloser Arbeitslust hineilende Feder wie mit unaufhörlichem Beifallsgemurmel.

Ueberhaupt blieb er den Tag über völlig ungestört, nachdem es Willisch einmal mißlungen war, ihn zum Frühschoppen und

zu dem, wie der Herr Rittergutsbesitzer mit Stolz behauptete, von ihm erst erfundenen Nachmittagsschlummerschoppen zu verführen. Willisch selber beschäftigte sich des Tages über meist in seinem Garten, wo er pflanzte und jätete, grub und Lattenzäune flickte, wie ein Gärtner und Handarbeiter. Begab sich aber Fritz Lauter auf seinen Berichterstatterfahrten nach den im Bau begriffenen Eisenbahnstrecken, so war Willisch stets mit Vergnügen zu seiner Begleitung bereit. Dann wurde der kleine Wagen angespannt, der Willisch vor einigen Monaten auch nach Waltersdorf zur Weihnachtsbescheerung gebracht hatte, und lustig ging es über Stock und Stein, wenn es sein mußte, von morgens bis abends viele Meilen weit nach allen Richtungen ins Gebirge hinein.

An einem ungemüthlichen Freitagsnachmittag hatten die beiden wieder solch' eine weite Partie unternommen.

Sie waren bis zu jenem, mehrere Meilen entfernten Thaleinschnitte gefahren, den der Baumeister Waldstein mit mächtigem Viadukte zu überbrücken unternommen hatte. Dort hatten sie die unter den Händen von beinahe zweitausend Arbeitern rasch fortschreitenden Vorarbeiten in Augenschein genommen. Willisch hatte alles vortrefflich gefunden und eine so forcirte Lustigkeit zur Schau getragen, wie sie ihn, besonders in letzter Zeit, oft beseelte. Fritz Lauter kehrte von dem geräuschvollen Arbeitsplatze sehr nachdenklich, beinahe niedergedrückt, zurück. Daß ihm hier fast ausschließlich die Laute einer fremden Sprache ans Ohr schlugen, daß die Arbeit, welche hier in so überreichem Maße vorhanden war, nur wildfremden, durch ihre äußere Erscheinung Fritz Lauters Sympathie keineswegs erregenden Menschen zugute kam, während daneben tausende von seinen Landsleuten sich auf einen neuen Hungerwinter vorzubereiten hatten, weil ihnen eben diese Arbeit entging — das war ihm noch nirgend so schwer aufs Herz gefallen, als jetzt, wo er die Schaaren der Italiener am Werke fand.

Hier in der Nähe auch bemerkte man die tiefen Spuren der Erbitterung, welche unter dem eingeborenen Landvolke herrschte. Männer und Greise, ja selbst Weiber und Kinder sah man mit so finsterm Antlitz einherschreiten, als ob sie alle auf wilde grausame Rache brüteten. Wie verwandelt waren die Leute in ihrem ganzen Wesen und Benehmen. Sonst, auch wenn es ihnen nur so leidlich erging, waren sie meist frohen Muthes und vor allen Dingen freundlich und gefällig Fremden gegenüber gewesen. Jetzt wichen sie den Fremden aus und schauten sie höchstens mißtrauisch und mißmuthig von der Seite an, gingen, ohne zu grüßen oder gar eine Verwünschung murmelnd, an ihnen vorüber.

Auf der Rückkehr von dem Viaduktbau unterhielten sich Fritz Lauter und Willisch über die Beobachtungen, welche der erstere auf dem heutigen Ausfluge gemacht hatte. Willisch nahm alles auf die leichte Achsel oder that wenigstens so.

„Die Leute sind wüthend, natürlich, und so ganz unrecht haben sie auch nicht. Aber man kann's nun einmal nicht ändern, und da muß man sich den Teufel um so was kümmern. Uns beiden kann's ja ganz egal sein, ob uns die dummen Bauern freundlich oder unfreundlich anglotzen."

„Nun," erwiderte Fritz, unangenehm berührt durch den leichtfertigen Ton, welchen Willisch heute hartnäckiger noch festhielt, als sonst meist; „um uns beide ist es mir auch dabei garnicht zu thun; uns unfreundlich anzusehen, haben die Leute ja keine Ursache, und uns gelten ihre bösen Blicke auch nicht."

Willisch, der auf dem Wege hin und her schon sehr fleißig einer großen, vorsorglich mitgenommenen Cognacflasche zugesprochen hatte, unterbrach ihn mit einem lauten Lachen:

„So? meinen Sie, uns beide ginge das garnichts an. Na, da sind Sie in Ihrer Unschuld doch höllisch schief gewickelt. Sind Sie denn nicht der ‚junge Laffe' von dem großen Protzenblatte in P., und ich nicht der Strohmann von Gutsbesitzer, der blos für die Herren vom großen Geldkasten die goldnen Kastanien aus dem Feuer holt, — was meinen Sie?"

Fritz Lauter schaute seinem Gastgeber, der ihm noch nie so sonderbar vorgekommen war, als in diesem Augenblick, sehr verwundert und entrüstet ins Auge.

„Ich verstehe nicht," sagte er, während sich sein Gesicht auffällig verfinsterte, „ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen."

„Na, lieber, junger Freund," lachte Willisch, „sehen Sie mich nur nicht so wüthend an. Ich mein's mit Ihnen nicht böse, und wenn ich von jungen Laffen rede, so sag' ich Ihnen blos, was so die Bauern und Häusler hier reden. Daß die Ihr Blatt nicht leiden können und Ihnen, als dem Berichterstatter des ‚Tageskorrespondenten', auch nicht sehr grün sind, hätten Sie lange merken müssen, wenn Sie vor lauter Amtseifer und der argen Arbeitsquälerei sich hier unter dem Landvolke mehr umgesehen hätten."

Fritz Lauter empfand das wie einen Vorwurf.

„Ich habe mich umgesehen unter den Landleuten, Herr Willisch, und ich halte es für meine Pflicht, mich über die Stimmung doch oben immer unterrichtet zu halten. Ich weiß auch, daß man in vielen Gegenden vom ‚Tageskorrespondenten', der anfangs hier sehr gut gelitten war, nicht viel mehr wissen will, aber ich denke, grade meine Berichte haben so sehr zu Gunsten der Ansprüche unsrer Bevölkerung gelautet, daß man wenigstens auf keinen Fall mich, den man als den Verfasser kennt, mit Beleidigungen zu verfolgen Ursache finden sollte."

Willisch zuckte die Achseln.

„Sehr schön gesagt, das. Aber, sehen Sie, wenn der Bauer sich einmal betrogen glaubt, dann sieht er überall Hinterlist und Niedertracht. Und so geht's auch Ihnen, Ihre Berichte halten die Leute für die reine Heuchelei. Schöne Worte führten die großmäuligen Dingeriche aus der Stadt immer im Munde, und der Herr Schweder, der ‚Herr' vom ‚Tageskorrespondenten', wär's ja just gewesen, der durch seine glatten Worte und scheinheiligen Versprechungen hier die Ortsvorstände und Schulmeister übertölpelt hätte, daß Sie ein großes Geschrei machen mußten, als ob die ganze Welt zugrunde ginge, wenn die Eisenbahn nicht auf der Stelle gebaut würde. Nun hätten sie's soweit gebracht, daß die Eisenbahn gebaut würde, und nun steckten sie das riesige Geld ein, was dabei abfiele, und die armen Leute, die dazu hätten helfen müssen, könnten sich nu's Maul wischen."

„Und wenn das wirklich so wäre mit den Herren von der Eisenbahndirektion, wenn es auch selbst so wäre mit dem Chefredakteur des ‚Tageskorrespondenten', was doch entschieden nicht wahr ist, wie Sie ja ebenso gut wissen, Herr Willisch, als ich, — wie sollten die Leute aber dazu kommen, mich gewissermaßen als Mitschuldigen zu betrachten?"

Willisch lachte schon wieder.

„Ihnen kommt der Chefredakteur vom ‚Tageskorrespondenten', der feine, ganz verflucht feine Herr Schweder, wohl wie ein unschuldiges Lämmchen vor?"

„Ich halte ihn wenigstens für einen sehr klugen und sehr achtungswerthen, noblen Mann, Herr Willisch, und ich hoffe, daß das bei Ihnen auch der Fall ist."

Willisch nahm einen tüchtigen Schluck aus der Cognacflasche und brummte:

„Meinetwegen. Aber fragten Sie nicht vorhin, wie es wohl möglich wäre, daß man Sie als so eine Art Mitschuldigen der Herren ansieht, von denen sich das Volk hier betrogen glaubt?"

„Gewiß, fragte ich das."

„Nun sehen Sie, unsere Bauern halten den Herrn Schweder nicht für einen so über allen Zweifel erhabenen Herrn, wie Sie oder wie wir beide, wenn Ihnen das lieber ist. Sie glauben vielmehr, daß von den Milliönchen, die beim Eisenbahnbau von denen verdient werden, die nach der dummen Bauern Meinung dabei eigentlich keinen Pfennig wirklich verdienen, daß von diesen Milliönchen, sage ich, ein ganz hübscher Theil in Herrn Schweders Händen kleben bleibt."

Fritz wollte unterbrechen.

„Lassen Sie mich nur 'mal ausreden," fuhr Willisch fort. „Die Sache ist nämlich so: Sie und mich hält man für Handlanger, Sie für den vom Herrn Schweder und mich für den von Gott weiß wem."

„Aber das ist ja abscheulich. Und das lassen Sie Sich so ruhig gefallen? Nun, ich werde so eine schmähliche Beschuldigung weder auf meinem Chef, noch auf mir sitzen lassen."

Willisch blinzelte ihn schlau lächelnd an.

„Ja, ja, ich weiß, Sie sind wirklich ein grundehrlicher, braver junger Kerl, und deswegen hat's mir von vorn an beinah weh gethan, möchte ich sagen, daß Sie in eine — so gute, so ganz verteufelt gute Lehre gekommen sind. Wissen Sie, wollen Sie einmal hören . . ." Es war, als ob ihm ein unsichtbares Etwas plötzlich den Mund schlösse. „Nein, hol' mich der Teufel — Sie brauchen nichts zu hören. Sie haben auch in allem recht, was geht's mich an; ich hab' trotz all' meinem infamen Aerger, den ich hier hab', doch keine Lust, wieder die bewußte Bluse spazieren zu führen."

Fritz Lauter schüttelte den Kopf.

„Der Cognac, Herr Willisch, wird Ihnen doch zuviel. Lassen

wir also diese Unterhaltung, wir sprechen vielleicht ein andermal mehr darüber. Sagen Sie mir lieber, was das für eine merkwürdig große, altmodische Kutsche ist, die uns da entgegenkommt?"

Willisch schien es angenehm zu sein, daß das Gespräch auf ein anderes Thema überging.

Er schaute nach dem von Fritz Lauter erwähnten Fuhrwerk.

„Alle Wetter," sagte er. „Die hab' ich selber erst einmal gesehen. Das ist ja die Staatskutsche vom Kloster Althaus."

„Kloster Althaus, die große Irrenanstalt meinen Sie?"

„Natürlich, die Irrenanstalt. Da bringen Sie wieder so einen armen Teufel, der vor lauter Freude über die schöne Welt sein bischen Verstand verloren hat."

Der Wagen fuhr an den beiden vorüber.

„Drei Frauen saßen darin," sagte Fritz Lauter, als die große, festgeschlossene Kutsche des Irrenhauses, an deren Wagenfenstern die Vorhänge aber nicht herabgelassen waren, vorbei war.

„Drei Frauen und ein Mann," bestätigte Willisch. „Und der Teufel soll mich holen, wenn ich von den drei Frauen nicht wenigstens zwei kenne."

(Fortsetzung folgt.)

Fang von Schwarzfischen an der Küste von Nantucket in Massachusetts. Unser Bild (Seite 388) führt uns an die transatlantische Westküste, und zwar an den flachen, sandigen Küstensaum der Insel Nantucket im nordamerikanischen Staate Massachusetts. Wie alles in den Vereinigten Staaten hat sich auch das seit 1620 kolonisirte und seit 1776 der Union angehörende Massachusetts überraschend schnell entwickelt, wozu nicht nur die günstige Lage zwischen der Bergreihe der Alleghanies, den Flüssen Connecticut und Merrimac und dem Atlantischen Ozean, sondern auch die die Landwirthschaft, Industrie, Handel und Schifffahrt fördernden Landesinstitutionen und die enorme Einwanderung aus Europa beigetragen hat. (Die Anzahl der Einwanderer im ersten Quartal des laufenden Jahres beziffert die new-yorker Hafenbehörde auf 35 825 Köpfe.) Gleichen Schritt mit der Entwicklung des Staates Massachusetts hat die in seinen Verband gehörende Insel Nantucket mit ihrem gleichnamigen Hauptort gehalten. Die elenden Hütten haben zierlichen Villen Platz gemacht, seitdem das Fischerdorf Nantucket zu einem berühmten Seebad geworden ist, das neben Long-Branch, Atlantic City und Newport genannt wird. Aus allen Theilen der Union kommen Gesunde und Kranke auf die schöne Insel Nantucket, um sich in der herrlichen Seeluft neue Lebenskraft zu holen und sich auf längere oder kürzere Zeit mit dem Fischfang zu vergnügen, der hier wie in allen Seebädern Nordamerikas die Lieblingsbeschäftigung der Badegäste ausmacht. Um dem Schwarzfisch nachzustellen, wird von mehreren Badegästen ein erfahrener Bootführer engagirt, der die Lagerplätze dieser kühnen und gefräßigen Seeräuber kennt, die sich immer heerdenweise im Meer und an den Mündungen größerer Flüsse herumzutreiben pflegen. Lohnender wird die Jagd, wenn sich eine größere Anzahl von Booten zur Umringung der Lagerplätze der Schwarzfische aufmacht und sie dem Ufer zutreibt, wie es unser Bild darstellt. Zu Zeiten der Stürme kommt es vor, daß Schwarzfische massenweise an das Ufer verschlagen werden, wo sie ein sicherer Tod erwartet, denn die Bewohner wissen sehr gut ihren Speck zu schätzen, der einen gesuchten Thran gibt; viele finden auch das Fleisch recht schmackhaft. Der Schwarzfisch gehört zu der Spezies der delphinartigen Wale (Denticete). Wie der gemeine Delphin schießt er pfeilschnell vorwärts, umkreist die Schiffe, hebt neugierig den ungeschlachten Kopf empor und taucht schnell wieder unter. Er ist ein Seesäugethier mit sehr großem, nicht vom Rumpf abgesetztem Kopf, nackter Haut, borstenlosen Lippen und auf der Stirn stehenden Nasenöffnungen. Die Oberhaut ist verhältnißmäßig dünn, die Lederhaut aber schließt eine dicke Specklage ein. Die Sinnesorgane scheinen im Wasser sehr viel, außerhalb desselben sehr wenig zu leisten. Deshalb ist das Thier, wie es unser Bild zeigt, auf den Strand getrieben, mit Ausnahme der Schweifflossen, wehrlos. Das Weibchen wirft nach zehn Monaten ein bis zwei Junge. Die Mutter nimmt sich der Jungen mit großer Liebe an und vertheidigt sie rücksichtslos. Der Schwarzfisch würde wahrscheinlich ein sehr hohes Alter erreichen, wenn ihn die unersättliche Jagdlust des Menschen nicht daran hinderte. Trotzdem der Schwarzfisch vom 64. bis zum 75. Grad nördlicher Breite und wahrscheinlich wohl auch südlicher Breite vorkommt, wird er, gleich den Bewohnern der europäischen Hochgebirge, den Gemsen und Steinböcken, bald zu den Seltenheiten gehören, um in nicht zu ferner Zeit als Opfer seines thranreichen Wanstes völlig ausgerottet zu werden. Die Jagd auf die Wale war den alten Völkern, wegen ihres Schauplatzes in den nordischen Meeren, nicht bekannt. Die erste Kunde davon datirt aus dem 9. Jahrhundert. Schon um diese Zeit wurde sie von den Norwegern betrieben, wie uns skandinavische Tradition meldet. Zu ähnlichem Zweck drangen die Basken im Jahre 1372 bis zum 50. Grad nördlicher Breite in die St. Lorenzbay an die Gestade der Insel New-Foundland und später, wohl wegen Abnahme der Jagdbeute, bis ins Eismeer vor. 1614 beutete die „Nordische Gesellschaft", von holländischen Rhedern gegründet, die Jagdgründe des Atlantischen Ozeans aus, wie es vor ihnen schon 1598 eine englische Gesellschaft gethan hatte. Im Jahre 1615 forderte Dänemark, in der Voraussetzung, Spitzbergen sei ein Theil von Grönland, von den Engländern Tribut oder Antheil an den Erträgen des Walfischfangs. Die „Thranfrage" hätte beinahe zwei seefahrende Nationen in Krieg verwickelt, zum Glück wurde sie dadurch aus der Welt geschafft, daß jede Nation ein besonderes Jagdrevier erhielt. Das massenhafte Erscheinen oder das gänzliche Fernbleiben der Wale hängt, wie das der Häringe, von Naturgesetzen ab, die uns vorderhand vollständig unbekannt sind, aber jedenfalls mit den klimatischen Verhältnissen der Polarzone zusammenhängen. Die Moskowitische Kompagnie büßte ihr gesammtes Gründungskapital ein, weil die Wale ein paar Jahre um New-Foundland recht rar geworden waren, und man im 17. Jahrhundert ihre Tummelplätze in den arktischen Gewässern noch nicht kannte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besuchte der Walfisch die nordamerikanischen Küsten in so großer Zahl, daß die Jagd mit Booten betrieben werden konnte. Später entwickelte sich dieselbe mit größeren Schiffen zu hoher Blüthe, und 1858 betrug der Gehalt ihrer Schiffe 198 000 Tonnen und der Ertrag belief sich auf mehr als 30 mill. Mark. Der englische Walfischfang war im J. 1866 mit nur 35 Schiffen vertreten und lieferte ein Erträgniß von beiläufig 2 millionen Mark. Bei der sinnlosen Massenvertilgung der sich nur langsam fortpflanzenden Wale ist ihr gänzliches Verschwinden nur eine Frage der Zeit. Unsere Nachkommen werden sich ihren Thranbedarf in den antarktischen Gewässern (Polarmeer der südlichen Halbkugel) holen müssen. Y.

Oberstein. (Bild Seite 389.) Wohl nirgends ist ein Thal zu finden, wo in gleicher Fülle auf so engem Raum die seltensten landschaftlichen Reize mit historisch hochbedeutsamen Erinnerungen und den lieblichen Gebilden der Sage sich so zusammendrängen, wie dort, wo zwischen ruinengekrönten Felsen die rebenumgürtete Nahe dem Vater Rhein zueilt. Romantisch ist es überall, doch nicht allerorten hat die Natur ihre Gaben in so verschwenderischer Weise ausgegossen, wie um die Mündung der Nahe. Unser Bild führt uns in die rauhe, unwirthliche Gegend der oberen Nahe, nach Oberstein, dessen Umgebung zahllose Schlupfwinkel mittelalterlicher Schnapphähne aufweisen kann. Bis auf unsere Tage hat sich das Buschklepperthum erhalten, denn in der nicht weit von Oberstein entfernten Ruine Montfort hauste der berüchtigte Schinderhannes, dessen Schandthaten noch in der Erinnerung älterer Leute fortleben. Zur Ehrenrettung der Nahethalbewohner wollen wir aber noch hinzufügen, daß sich in ihrem Heimatfluß auch die klassischen Reste der Ebernburg spiegeln. Dieser Stammsitz des ritterlichen Kämpen Franz von Sickingen war der Zufluchtsort der kühnen Freidenker Ulrich von Hutten, ~~Melanchthon,~~ Aquila, Bucer und Oecolampadius. Das Städtlein Oberstein ist jetzt durch seine Achatindustrie in der ganzen Welt bekannt. Hoch oben auf steilem Melaphyrfelsen sieht man die Trümmer zweier Burgen hängen, der Alten und der Neuen Burg und darunter die vorzüglichste Sehenswürdigkeit des Ortes, eine Kirche, mühsam aus der harten, senkrechten Steinwand herausgemeißelt. 150 Felsenstiegen führen zu ihr hinauf. Im Schiff der im romanischen Styl aufgeführten Kirche sprudelt ein heller Quell. Wir lassen uns von dem Küster die Entstehungsgeschichte des Kirchleins erzählen. Der Schlüsselbewahrer deutet mit wichtiger Miene auf das in schwindelnder Höhe über uns hängende Gemäuer der Alten Burg und beginnt im näselnden Tone: „Vor alten Zeiten hausten da droben zwei Brüder, Wyrich und Emich genannt, von denen der ältere die Katzen nicht leiden konnte. Einmal hat Emich scherzeshalber seinem Bruder einen Kater in den Stiefel gesteckt, welcher grausam gekreischt und gefaucht, als Graf Wyrich mit dem Bein hineinfuhr. In grimmigem Jähzorn hat der Gefoppte den Bruder vom Felsen hinabgeschleudert. Nach vollbrachter That von Gewissensbissen gefoltert, wallfahrtete er nach Jerusalem, wo er mit dem Bedeuten Vergebung für seine schwere Schuld erhielt, er solle mit eigenen Händen an der Stätte eine Kirche erbauen, wo er des Bruders Blut vergossen." Ein schweres Stück Arbeit für ein paar Menschenhände, wenn man die Härte der Melaphyrfelsen in Betracht zieht. Wahrscheinlich haben dem jähzornigen Wyrich einige hundert Hörige geholfen. Doch kehren wir von der Legende zur Wirklichkeit zurück. Die stolze Veste der Grafen von Oberstein hat der Zahn der Zeit zernagt und aus den ärmlichen Hütten ihrer Leibeigenen sind stattliche Häuser geworden. Das ist der Segen der Arbeit — der Achatschleiferei. Dieselbe beschäftigt etwa 6000 Personen in Oberstein und dem benachbarten Idar. Der Werth der jährlich umgesetzten Waaren, bestehend aus Reibschalen, Glättsteinen, Kameen, Ringsteinen, Agraffen, Armbändern, Rosenkränzen, Stocknöpfen, Messerstielen und vielen andern Kleinigkeiten, dürfte eine million Thaler betragen. Es ist ein saures Stück Arbeit, welches die obersteiner Achatschleifer im Schweiße ihres Angesichtes verrichten. Da der Arbeiter alle Kraft anwenden muß, um das zu schleifende Achatstück an den Schleifstein in den Achatmühlen anzudrücken, so liegt er mit Brust und Leib auf einem niederen Schemel mit ausgestreckten und an starken Querleisten angestemmten Beinen. Das Vertiefen von Schalen, Mörsern, Tassen u. dgl.

geschieht auf kleinen Steinen von entsprechendem Durchmesser, das Poliren meist auf Walzen von hartem Holze, die mit feinem feuchten Tripel oder Bolus bestrichen werden. Zum Bohren des Achats bedient man sich rasch gedrehter Stahlstifte mit Diamantstaub oder Diamantstückchen. Zum Glück haben die Achatschleifer wenig Konkurrenz zu befürchten, weil ihr Material nur noch in Uruguay in Amerika und in Schlottwitz in Sachsen vorkommt. Der Achat ist eine gestreifte Kieselablagerung, deren einzelne Streifen verschiedene Farbe und Dichtigkeit zeigen. Er besteht vorzüglich aus verschiedenen Varietäten von Chalcedon, d. i. mikrokrystallinische Kieselsäure, und die einzelnen Lagen zeigen bald gröbere, bald feinere Struktur und sind oft äußerst dünn, so daß ein paar hundert auf einen Millimeter kommen. Die Farbe rührt gewöhnlich von Eisen- und Manganverbindungen her, doch sind die Onyxe (schwarz und weiße Lagen) meist künstlich gefärbt. Diese Kunst war schon den Griechen und Römern bekannt, blieb aber bis in dieses Jahrhundert Geheimniß römischer Steinschneider, vielleicht durch Tradition, und wird erst seit etwa 1830 in Oberstein betrieben. Die Möglichkeit, den Achat zu färben, beruht auf der verschiedenen Natur seiner Lagen, von denen die einen porös genug sind, um Flüssigkeiten aufzusaugen, die anderen nicht. So werden gegenwärtig Onyxe künstlich bereitet. Das Färben wird meist erst an den geschliffenen Steinen vorgenommen, obwohl die Farbe tief in die Steinmasse eindringt und auch auf dem Bruch mehr oder weniger hervortritt. Namentlich werden aber die künstlichen Mockasteine (Moos-Achat mit verschieden gefärbten Blasen) erst nach dem Schleifen dargestellt, indem auf die mit Kochsalzlösung gebeizten Steine die moosartigen Dendritenformen mit salpetersaurem Silber aufgezeichnet werden. Das entstehende Chlorsilber schwärzt sich allmählich an dem Licht, wodurch die Zeichnung sichtbar hervortritt. Das Schleifen des Achats geschieht in den oben erwähnten Mühlen auf großen Schleifsteinen von Vogesensandstein, welche am äußeren Umfang theils ebene Bahnen, theils Hohl- und Rundkehlen haben, die von den Schleifern geschickt benutzt werden, um den Gegenständen verschiedene Formen zu geben. Die Achatschleifer sind trotz schwerer Arbeit und kargem Lohn, wie fast alle Anwohner des Rheins und seiner Nebenflüsse, ein kräftiger Menschenschlag, stets aufgelegt, beim vollen Becher des Lebens Ungemach zu vergessen.

Y.

Ueber den Einfluß von Fabrik- und Straßengeräuschen auf Menschen und Gebäude hat Prof. Reclam in Leipzig eine interessante Abhandlung geschrieben in Form eines hygieinischen Gutachtens über die ihm von dem leipziger Hausbesitzer W. zur wissenschaftlichen Entscheidung vorgelegte Frage

„ob der Dampfhammer, welchen die Besitzer der Fabrik, G. A. Jauck, in ihrem Fabriklokale, Sternwartenstraße Nr. 31 (ohne vorher erlangte Konzession) errichtet haben, Geräusche und Erschütterungen hervorruft, welche in dem Sternwartenstraße Nr. 33 gelegenen Hause wahrgenommen werden können oder müssen?

und ob diese Geräusche und Erschütterungen, dafern sie vorhanden, so stark sind, daß sie Nachtheile für die Gesundheit herbeizuführen im Stande wären?"

Prof. Reclam beschreibt die Eindrücke, welche er bei der Untersuchung der Sachlage gewonnen hat, wie in möglichst gedrängtem Auszuge folgt:

Als ich die Wohnung des Geheimrath L. betrat, war der Dampfhammer nicht in Thätigkeit. Sehr bald mußte ich bemerken, daß trotz des lebhaften Gespräches sich Hämmern und Klirren, wie von einer Schmiede bemerkbar machte, während zugleich ein lang anhaltender schnarrender Ton, wie von einem Göpelwerke, dazwischen hörbar wurde. Nach kurzem Warten erscholl lebhaftes heftiges Hämmern, von welchem ich gleichzeitig den Schall und die Erschütterung des Hauses wahrnahm. Ich bemerke hierbei, daß diese Erschütterungen fühlbar wurden, obwohl ich auf einem gepolsterten Stuhle saß, mithin der Uebertragung durch die weiche Polsterschicht größere Hindernisse entgegengebracht wurden, als wenn ich auf einem mit Rohrgeflecht oder Brett versehenen Stuhle mich befunden hätte. — Wir verfügten uns über den Korridor der Wohnung hinweg in das gegenüber gelegene Schlafzimmer und die daran stoßende Kammer. Hier waren Geräusch und Erschütterungen so stark, daß ich den Versicherungen vollständig Glauben beimesse: man vermöge es nicht im Bette auszuhalten, wenn der Dampfhammer in Thätigkeit gesetzt wird. Man fühlte mit der Hand deutlich die Erschütterungen der Wand. Auch in dem anstoßenden, durch fünf Räume von der dem Dampfhammer zunächst liegenden Wand getrennten Zimmer waren Geräusch und Erschütterung noch deutlich wahrnehmbar und so stark, daß man sich dieser Wahrnehmung nicht hätte entziehen können, auch wenn man seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand lenkte. Ich erhielt die Ueberzeugung aus eigener Wahrnehmung, daß es unmöglich sei, in diesem Gemach geistige Arbeiten vorzunehmen, anhaltend nachzudenken, so lange der Dampfhammer in Bewegung wäre.

Es ergab sich, daß während meiner Anwesenheit der Dampfhammer im Mittel 150 Schläge in der Minute ausführte, — was die Erschütterung des Hauses mehr als genügend erklärt.

Prof. Reclam hält jedoch solche Geräusche nicht nur für arbeitsstörend, sondern auch der Gesundheit der unfreiwilligen Hörer nachtheilig. Er sagt: Bei dem gegenwärtig üblichen Bau der Städte, bei welchem die einzelnen Häuser dicht aneinander in eine Reihe gesetzt werden, und kein Zwischenraum zwischen jenen besteht, ist es unvermeidlich, daß der Bewohner eines Hauses durch Erschütterungen und Geräusche heimgesucht werde, welche im Nachbargrundstück ihren Ursprung haben. Wenn dort ein schwerer Gegenstand zu Boden fällt, oder geworfen wird, so theilt sich die Erschütterung dem Nachbarhause mit. Jede sinnliche Wahrnehmung kommt nun dadurch zu Stande, daß bei der Thätigkeit des betreffenden Sinnesorgans ein Theil des Stoffes, welcher zu seiner Ernährung dient, zersetzt und unbrauchbar gemacht wird; dieser unbrauchbar gemachte Stoff muß aus dem Blute mit Hülfe des Stoffwechsels ersetzt und erneuert werden. Es findet also in dem betreffenden Sinnesorgane eine erhebliche Steigerung des Stoffumsatzes statt. Erfahrungsgemäß hat eine derartige Erhöhung des Stoffumsatzes in der Perzeptionsfähigkeit des betreffenden Sinnesorganes eine Umänderung zur Folge, welche man als „erhöhte Empfindlichkeit", „gesteigerte Reizbarkeit" des Organs in der Medizin zu bezeichnen pflegt, und welche sich nachweisbar dadurch kund gibt, daß die Empfindungswahrnehmungen zuerst übermäßig deutlich, — später etwas undeutlicher, dann lästig, hierauf von Schmerzen begleitet auf das Organ einwirken. Es ist dies eine aus den Gewerbekrankheiten längst bekannte Thatsache, für deren Nachweis ich nur das eine Beispiel anführe, daß Klavierstimmer, welche anhaltend das Tönen des Instrumentes wahrnehmen und Schallwellen der angeschlagenen Tasten verfolgen, nach einiger Zeit eine Abnahme in der Schärfe ihres Gehörs verspüren, darauf aber zuerst von unangenehmen Empfindungen und schließlich von den heftigsten Schmerzen im Gehörorgan gepeinigt werden. Jeder einer selbständigen Thätigkeit fähige Theil unseres Körpers wird durch das Uebermaß der Thätigkeit, namentlich durch deren lang anhaltende Dauer in ähnlicher Weise beeinflußt, — wie ja auch der Schreibkrampf lehrt, welcher durch zu anhaltendes Schreiben hervorgerufen wird. Bezüglich der unwillkürlich von außen auf uns einwirkenden Sinneswahrnehmungen ist noch zu erwägen, daß für uns ein unangenehmes Gefühl dadurch hervorgerufen wird, wenn dieselben sich unserer Wahrnehmung und unserer Aufmerksamkeit gleichsam aufdrängen. Man sucht durch Ablenken der Aufmerksamkeit diesen Sinneswahrnehmungen zu entgehen, und gelangt dadurch in eine geistige Erregung, welche im hohen Grade unangenehm und peinigend ist. Am meisten ist dies der Fall, wenn die sinnliche Wahrnehmung nicht unausgesetzt auf uns einwirkt, sondern in größeren oder kürzeren Zwischenräumen. So kann man sich an ein feststehendes, unausgesetzt strahlendes Licht in gewissem Maße gewöhnen, und befindet sich in gleichem Falle einem unausgesetzt wahrgenommenem Tone gegenüber. Man gelangt schließlich dahin, daß man das Licht nicht mehr sieht, den Ton nicht mehr hört. Selbst bei klappernden Geräuschen, z. B. dem Klappern beim Gange einer Mühle, ist dies der Fall. Wird dagegen die Sinneserregung nur von Zeit zu Zeit auf uns einwirken, so daß zwischen den Wahrnehmungen eine Ruhepause sich befindet, so drängt sich uns die Einwirkung in solcher Weise auf, daß wir uns dem Aufmerken nicht entziehen können. Dies ist z. B. der Fall, wenn ein Licht zeitweilig in den Sehkreis unseres Auges gelangt und wieder verschwindet; — das unangenehme Gefühl der Blendung, welches durch einen von der Sonne beschienenen Flügel eines Doppelfensters an einem gegenüberliegenden Hause hervorgerufen wird, sobald der Wind das Fenster hin und her bewegt, findet darin seinen Grund. Weil derartige Sinnesempfindungen deutlicher wahrgenommen werden, hat man bei den Leuchtthürmen während der letzten fünfzehn Jahre das unterbrochene Licht eingeführt, dessen von Zeit zu Zeit sich wiederholendes Aufblitzen vom Seefahrer unwillkürlich mit größerer Sicherheit wahrgenommen wird, als ein stetig strahlendes Licht. Diese Eigenschaft der Aufdringlichkeit hat nun der Dampfhammer in hohem Grade, da er bald angelassen, bald wieder unterbrochen wird. Die Zwischenzeit der „Ruhe" befähigt das Gehörorgan zu schärferem Wahrnehmen, und bedingt die Unmöglichkeit, das Geräusch des Dampfhammers zu überhören oder sich an dasselbe zu gewöhnen. Letzteres würde aber schon um deswillen unmöglich sein, weil das Geräusch zu stark, und weil es von einer Erschütterung begleitet ist.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 34. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Lindner hatte wirklich seltnes Waidmannsglück gehabt; der in seiner Sünden Maienblüthe vom rächenden Verhängniß ereilte Räuber war ein stattliches Thier, und Wendt nahm ihn mit lebhaftem Danke in Empfang und streichelte liebkosend das weiche Fellchen.

„Wer ist denn eigentlich jetzt die Glückliche, die den juristischen Staub von Ihrer idealangelegten Seele blasen darf? Ist es noch immer die Kleine mit der blonden Mähne, mit der ich Sie vor drei Wochen gehen sah?"

„Ab — weggeschnappt, lieber Lindner; übrigens kann ich mich trösten, denn ich habe mich bei dem Tausch verbessert und Reinisch würde auf ein solches Modell Tag und Nacht Jagd machen."

Der Maler, der in der Zwischenzeit die auf dem Tisch liegenden Bücher und Zeitungen gemustert hatte, erwiderte spöttisch: „Lieber Wendt, das Modellsuchen muß ich wohl selber besorgen — Sie dürften schwerlich das erforderliche Urtheil haben. Da verließe ich mich weit eher auf Lindner, oder auf unsern Schopenhauerianer Arvenberg."

Und zu diesem sich wendend, fügte er hinzu:

„Ihre letzte Kritik war übrigens wieder brillant; verteufelt scharf, wie immer, aber das wesentliche, den Kern herausschälend, wie sichs gehört. Ich glaube, um unsere Theaterkritik stünde es besser, wenn sie lediglich in den Händen von verständigen, unparteiischen und — unzugänglichen Laien wäre, die auf niemanden Rücksichten zu nehmen haben und vor allem zu keiner Coterie gehören. Wo nehmen Sie aber nur die Zeit her? Den Tag über im Komptoir, bis 9 und 10 im Theater und dann noch Philosophie, Nationalökonomie und Geschichte?"

Arvenberg strich sich das Schnurbärtchen aus den Lippen. „Das ist mein Geheimniß. Ich geize mit der Zeit, ich nutze jede Viertelstunde Muße aus und — ich gehe in keine Kneipe und in kein Café, außer von 1 bis 2, um die Zeitungen zu lesen. Lindner versteht auch was von dieser Kunst, die freilich für euch Künstler unerlernbar ist — der arme Kerl muß sich in der Apotheke abrackern und treibt in seiner freien Zeit noch Chemie, als bekäme er's bezahlt. Von seinen Schmetterlingen und Käfern, von seiner Raupenzucht im Sommer und seinen nächtlichen Exkursionen in die Wälder will ich dabei ganz absehen." Lindner biß auf den Köder an:

„Ja, Kinder, nach meinen Schmetterlingen müßt Ihr einmal wieder sehen. Vorige Woche habe ich von einem Freund, der im Sommer in der Schweiz war, eine Menge reizender Doubletten eingetauscht, theilweise große Seltenheiten, und dann hab' ich auch einen wundervollen rothen Farbstoff entdeckt, dessen Herstellung freilich zu theuer für die praktische Verwendung ist."

„Ja so, wie war denn das?" fiel ihm Arvenberg ins Wort. „Sie wollten doch hinter eine künstliche Herstellung des Indigo kommen und das Geheimniß an die meistbietende Regierung verkaufen — haben wir Aussichten?"

Lindner ließ sich durch die Neckerei nicht verstimmen. „Es geht unverdrossen weiter. Einer muß doch einmal dahinter kommen und warum soll ich der Glückliche nicht sein? Uebrigens — glückt die Geschichte, so ist uns allen mit einem Schlage geholfen, denn eine million Thaler wirft die Entdeckung ab und dann sagen wir jedem Börsenbaron ins Gesicht: „Mein Herr, mit uns verglichen, sind Sie nur eine traurige Motte."

„Man thut also wohl gut, sich gleich einiges für den Fall des Gelingens vorzunehmen, um später nicht kopflos und rathlos all dem Mammon gegenüberzustehen. Ich schlage vor, wir verwenden einen Theil desselben auf die Erbauung eines Nationaltheaters, im Teutoburger Walde etwa, welches lediglich dazu da ist, Born'sche Tragödien zur Aufführung zu bringen — selbstverständlich gratis. Ferner erhält Born ein Jahrgehalt, wogegen er sich verpflichtet, jährlich vier neue Tragödien zu liefern, von denen keine mit weniger als zehn Ermordungen verknüpft sein darf. Uebrigens kann er auch recht gut selber mitspielen; wenn er ins Zimmer tritt, denkt man ja unwillkürlich an Banquos Geist oder an Wallenstein, der den Partisanen der Verschwörer die entblößte Brust darbietet."

„Und den Rest," erwiderte Born, „verwenden wir zum Ankauf des Felseneilandes Monte Christo, das die italienische Regierung uns um ein billiges abtreten wird. Wir taufen seine vorspringendste Klippe Kap Schopenhauer und erbauen uns gemeinschaftlich ein behagliches Haus. Arvenberg schreibt Kommentare zu seinem Lieblingsphilosophen, Lindner schießt Seevögel, Wendt steht der Küche vor und Reinisch malt Schiffbrüche und dem Schaum des Meeres entsteigende Aphroditen oder melancholische Seejungfern."

„Bis wir vor Langeweile sterben," ergänzte der Maler trocken; „ich wenigstens habe keine Anlage zum Mönch. Soll denn übrigens der ganze Abend mit diesem Geplänkel vergeudet werden? Ich dächte, es würde Zeit, daß wir uns einmal unserer

Lektüre zuwendeten. Es ist ja allerlei neues da und wir müssen wählen." Damit nahm er den Büchervorrath zur Hand und las vor: Spitzers „Verliebte Wagnerianer", „Hypnotische Versuche", „Uebersetzersünden", Zolas „Nana", Turgenjew „Erzählungen eines Jägers", in Summa fünf Broschüren für und sechs gegen die Juden, und hier hat Arvenberg richtig den kompleten Grillparzer zur Verfügung gestellt. Da ist die Wahl allerdings recht schwierig."

Auf das Resultat derselben übte Arvenberg einen entscheidenden Einfluß, indem er lachend erzählte, daß einer seiner Mitkritiker, ein großer Aesthetiker vor dem Herrn und selber Poet, nach einer Aufführung von „Des Meeres und der Liebe Wellen" Grillparzer als ein sekundäres Talent bezeichnet habe, das man getrost der cis- und transleithanischen Begeisterung überlassen könne. Man wurde neugierig und Born und Wendt plaidirten so eifrig dafür, daß gerade dieses Stück gelesen werde, daß die übrigen schweigend zustimmten und Arvenberg, der für alles Schöngeistige ein für allemal zum Vorleser Ernannte, das Buch zur Hand nahm. Sofort trat tiefe Stille ein, die guten und schlechten Witze und die harmlosen persönlichen Häkeleien waren mit einem Schlage verstummt und alle gaben sich mit dem ganzen Enthusiasmus der idealistisch gestimmten Jugend dem Genuß der schönen Dichtung hin; selbst Reinisch, der in den Vierzigern nicht allzu viel mehr zu suchen hatte und dessen ausgemeißeltes, durchfurchtes Gesicht mit den feinen, ewig vibrirenden Fältchen unter den grauen Falkenaugen von einer unruhigen und wohl auch leidenschaftlich bewegten Vergangenheit erzählte, hörte in tiefem Sinnen zu und ließ sogar — ein seltener Fall bei dem leidenschaftlichen Raucher — die Cigarre ausgehen. Eine durch das gespannte Achten auf die Technik des Stücks noch verschärfte Aufmerksamkeit zeigte Born; ganz ins Zuhören versunken, betupfte der über die Maßen Kurzsichtige das schöne weiße Tafeltuch so lange mit der glimmenden Cigarre, bis ein häßlicher Brandfleck entstanden war. Am meisten entzückt war jedoch Wendt. Sonst ein eingefleischter Materialist, dem die Behaglichkeit des Lebens und die Freuden der Tafel sehr hoch standen, hatte er Empfänglichkeit für dichterische Schönheiten, besonders aber den Ehrgeiz, ästhetisch geschult zu sein; lyrischen Zartheiten gegenüber gerieth er in eine Verzückung, die mit einem komischen Reiz ausgestattet war, denn zu der derben vierschrötigen Gestalt, den rothen Wangen und den Pausbacken des großen Essers wollte die Schwärmerei für das Elegische und Melancholische und für die subtilsten Feinheiten des Empfindens schlecht passen. Es war denn auch sein sehnlichster Wunsch, an Leibesfülle zu verlieren und viel hätte er darum gegeben, seinem Gesicht, das einem Fleischhauer keine Unehre gemacht haben würde, eine interessante Blässe ankränkeln zu können.

Die kleine Vereinigung von Gleichgesinnten oder vielleicht besser Gleichgestimmten nahm es überhaupt ernst mit ihren wöchentlichen Zusammenkünften; die an die Lektüre neuer Erscheinungen auf dem Büchermarkt sich knüpfenden lebhaften Diskussionen fanden häufig genug einen Niederschlag in einer Kritik, die Arvenberg verfaßte und die Hörner und Zähne zu haben pflegte, wenn es sich um prätentiös auftretende oder von einer Clique gelobhudelte werthlose Machwerke handelte. So ernst wurde die Sache genommen, daß das schmucke Stubenmädchen, welches den jungen Leuten einst in Arvenbergs Wohnung Thee und kalten Aufschnitt präsentirte, seiner Herrin ganz verblüfft erzählte: „Ich bin schon in vielen feinen Häusern gewesen, in denen Abends Herren zusammenkamen, aber dann wurde Bier und Wein getrunken und gespielt; die Herren drüben aber sitzen im Kreise um den Tisch und einer liest vor und dann sind sie eine Weile still und rauchen furchtbar und überlegen, was sie damit machen sollen — ich glaube aber, das ist noch feiner."

Das Stück wurde zu Ende gelesen und es währte ein paar Augenblicke, bis Lindner das Schweigen brach und in aufrichtigem Stolze sagte:

„Arvenberg, Sie haben meisterlich gelesen und in welchem Verein bekommt man dergleichen so zu hören? Und wir sind ja nicht einmal ein richtiger Verein, wir haben auf Namen und Statuten verzichtet —"

„Ohne uns darum weniger wohl zu befinden," meinte Born, „als Vereine, die nach guter deutscher Sitte monatelang die schönen Abende mit unerquicklichen Statutenberathungen vergeudet, Kommissionen niedergesetzt und die scharfsinnigsten Debatten über Zweck und Aufgabe des Vereins gepflogen haben."

„Nun, wenn wir fünf einen Vorsitzenden, einen Kassirer, einen Schriftführer und einen Bibliothekar wählen wollten, bliebe auch nur ein einziges Mitglied übrig und das wäre doch gar zu lächerlich," wendete Arvenberg ein.

„Als wenn Sie nicht wüßten," erwiderte Wendt eifrig, „daß wir nur zu wollen brauchten, um zahlreichen Zuwachs zu erhalten. Jeder von uns hat doch einige Bekannte, für die unsere langwierigen Sitzungen den Reiz des Geheimnißvollen haben und die ein ernstliches Angliederungsbedürfniß empfinden."

„Nichts da," rief Lindner dazwischen; „schon der sechste Mann, wenn er nicht ganz und gar zu uns paßte, würde störend wirken, und Sie wissen am besten, welche Mühe Sie gehabt haben, aufgenommen zu werden. Das Zünglein der Wage schwankte lange hin und her und Born hatte einen Scheffelsack voll Bedenken, bis endlich Reinisch trocken sagte:

„Na, da laßt das schnurrige Huhn nur hereinfliegen; wenn es sich nicht eingewöhnen kann, wird es schon ganz von selber wieder davonschwirren."

Die Miene des Malers hatte während dieses Geplauders eine ziemliche Dosis Mißbilligung und Ungeduld zum Ausdruck gebracht; endlich klopfte er mit dem Rücken eines Buches auf die Tischplatte und fragte mit einer gewissen Schärfe:

„Darf man nun auch fragen, wie ihr über das Stück denkt und ob es den Eindruck der Lebenswahrheit auf euch macht?"

Wendt war rasch mit der Antwort bei der Hand.

„Großartig ist es — reizend schön! Es ist mir dabei wieder so zu Muthe gewesen, wie in meinen grünen Jahren, als ich schwärmerisch in zwei Schwestern, noch dazu Superintendententöchter, verliebt war; es war eine große Eselei und lange nicht so tragisch, wie die Bürger'sche Doppelliebe, aber es war himmlisch, und heutzutage habe ich nur im Traume solche Empfindungen, wie z. B. neulich, wo ich von einem mit dem kleinen reizenden Fräulein Walther — Born kennt das wunderliebe Geschöpfchen — verstohlen getauschten Händedruck träumte. Ach, es ist doch zu traurig, wenn man so bis über die Ohren in der Juristerei steckt; sie tödtet die Phantasie allmählich ab, und zuletzt glaubt man nicht mehr recht an die Liebe, von der die Dichter solche Wunderdinge zu erzählen wissen."

Born meinte trocken:

„Nun ja, Sie lieben anders, das weiß man schon, ich muß aber auch bekennen, daß ich zwar jede Schönheit des Stücks empfinde und mir nichts besseres wünsche, als eine solche Hero zu finden, daß ich indessen fürchte, dergleichen kommt nicht mehr vor. Wir reflektiren zu viel über uns selber und gelangen schließlich dazu, als eine romantische Velleität anzusehen, was recht gut noch Wirklichkeit sein könnte. Früher vielleicht, als ich die „Parerga und Paralipomena" und „die Welt als Wille und Vorstellung" noch nicht kannte — Arvenberg, Arvenberg, Sie haben mir keinen Gefallen gethan, als Sie mich mit Schopenhauer bekannt machten!"

„Hat Ihnen durchaus nichts geschadet," erwiderte der so hart Angegriffene. „Nach meiner Ansicht sind Leander und Hero keine Griechen, sondern Deutsche, und für die deutsche Liebesschwärmerei geht uns Juden allerdings das volle Verständniß ab, weshalb ich auch keineswegs glaube, daß ich sehr gut gelesen habe. Ihr wißt ja, wie es bei uns zugeht — wir werden verheiratet, wobei man die Mädchen kaum fragt, und meinen Eltern laufen die „Schadchen", unsere gewerbsmäßigen Heiratsvermittler, fast das Haus ein und schlagen ihnen geeignete Partien für mich vor. Merkwürdig, daß diese völlig illusionslos geschlossenen Ehen sich selten als unglückliche erweisen; liegt es daran, daß, wo keine Illusion vorhanden war, auch keine Enttäuschungen eintreten können, keine Ernüchterungen?"

Lindner hatte bisher zurückgehalten, nun meinte er:

„Vor fünf Jahren dachte ich noch, es müßte eine Hero oder eine Julia sein, jetzt weiß ich nicht mehr so recht, ob man auf eine solche Traumgestalt warten soll. Jemehr Frauen man kennen lernt und je objektiver man sich die jungen Mädchen ansieht, desto kühler weht einen der Hauch der Skepsis an, desto bedenklicher wird man in Bezug auf die „großen Leidenschaften", desto weniger ist man geneigt, an die Aufopferungsfähigkeit zu glauben, die sie in weichen und doch starken Gemüthern erzeugen sollen. Ein gutes Mädchen, das ja noch lange nicht dumm zu sein braucht und das man ehrlich lieb hat, thut es ja wohl auch —"

„Aha, der Wirthin Töchterlein; eine oratio pro domo", spottete Arvenberg, der Maler aber, der schweigend zugehört und sich in undurchdringliche Rauchwolken gehüllt hatte, legte die Cigarre weg und brach mit allen Zeichen der Ungeduld los:

„Nun thut mir aber den einzigen Gefallen, Kinder, und hört auf! Für eure Jahre sollte die Leidenschaft, und zwar die konsequente, unvernünftige, rücksichtslose Leidenschaft, auch bei der Frau, doch noch ein Dogma sein, und da redet einer wie der andere so nüchtern, so verständig, so stockphilosophisch, als habe er ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken! Es war freilich auch eine närrische Zeitkrankheit, das blinde Schwärmen für Heine, und die guten Gymnasiasten, welche die Welt nur aus Büchern kannten und sich die sentimental-spöttische Zerrissenheit des „ungezogenen Lieblings der Grazien“ anempfanden und anaffektirten, die sich nebenher die „Emanzipation des Fleisches“ in ihrer Weise zurechtlegten, sind mir ganz und gar nicht sympathisch gewesen, selbst wenn sie auf den unglücklichen Versuch, Verse im Stile ihres Lieblingspoeten zu machen, klugerweise verzichteten. Sie spielten für den, der Welt und Menschen aus eigner Erfahrung kannte, eine hochkomische Rolle, aber lieber waren sie mir doch, als die Gymnasiasten von heute, auf deren Lippen die Weisheit des „Philosophen von Frankfurt“ zu einem suffisanten Lächeln gefroren ist und die über alle Liebesselbsttäuschungen geringschätzig die Achseln zucken. Ihr seid ja anders, sonst hätte ich greiser Jüngling zu eurer jungen Greisenhaftigkeit auch nimmermehr gepaßt, aber angekränkelt seid ihr doch auch, und es ist eine Schande, daß ich, der ich doch kein Idealist bin, euch beweisen muß, wie viele Dinge auf dieser wunderlichen Erde und zwischen zwei heißen Herzen sich abspielen, die der kalten Weisheit eures Philosophen einen energischen Nasenstüber versetzen und sich im System, soweit es die Frauen betrifft, schlechterdings nicht unterbringen lassen. Es ist freilich wahr, häufig sind die echten Leidenschaften nicht — es müssen die richtigen Menschen einander vom Zufall in den Weg geführt werden und die Verhältnisse müssen sich verschwören, auseinanderzuhalten, was mit schmerzlicher Gewalt nach Vereinigung strebt, und in der einen oder der anderen Hinsicht pflegt es meist zu hapern — sind aber alle Bedingungen vorhanden, dann gibt es ein Schauspiel, das viel von der wilden Pracht eines Gewitters hat, und wir andern, denen der tolle Tropfen im Blut fehlt, wir stehen dabei, mit stockendem Herzschlag und verhaltenem Athem, und kommen uns unsäglich albern und philisterhaft vor und es überfällt uns wie ein Schwindel, wie eine brennende Sehnsucht nach der gleichen süßen, seligen, heiligen Verrücktheit, nach einem gleich jähen, poetischen Ende. Ich hab's durchgemacht, Kinder, während meiner prager Zeit, mit zwei Menschen, von denen mir der eine, ein prächtiger Bursche, völlig ans thörichte Herz gewachsen war, während das Mädchen mir imponirt hat durch ihre „inferiore“ Seele und zugleich so klassisch schön war, daß es mir fast lächerlich vorkam, eine kurze Zeit gewähnt zu haben, ich mit meiner leidigen Nußknackerfigur könne ihrer je werth sein. Wenn ihr wollt, gebe ich euch den „schönen Fall“ das nächste mal zum besten — ich muß mich aber vorbereiten und Bilder und Briefe heraussuchen. Das aber bedinge ich mir aus — ich will heute über acht Tage keine Witze hören, sonst macht ihr mich wild und ich gehe euch mitten in der Erzählung auf und davon.“

Wie eifrig der Vorschlag aufgegriffen, wie willig die Bedingung angenommen wurde — muß das besonders gesagt werden?

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Freimann trat mir lachend entgegen. „Ich bin hinter deine Geheimnisse gekommen, das heißt, du hast mich dahinterkommen lassen“, und mit diesen Worten zeigte er mir eine Anzahl Bogen, auf denen ich Gedichte entworfen hatte. „Das ist ja vulkanische Glut, theurer Freund,“ rief er. „Woher in Himmels Namen hast du die Anregung zu diesem Schiller'schen Pathos? — — Aber im Ernst! deine poetische Ader ist echt und du hast in mir das Bedürfniß angefacht, das weibliche Wesen, von dem du so Treffliches singst, von Angesicht zu Angesicht zu sehen — — nur, Theurer, um zu bestimmen, ob die Wirkung, welche du bei mir hervorgerufen, auf Kosten deiner Muse oder des lebenden Gegenstandes zu stellen ist.“ — — — — „O, ich bin nicht eifersüchtig, mein guter Bruno,“ versetzte ich ruhig. „Der Dame hättest du schon lange vorgestellt werden können, wenn du nicht beständig geschrieen hättest: ‚die Frauen halten uns von unserer Arbeit ab, laß mir die Frauen vom Halse!‘ — — Morgen kommt Elisabeth zurück und wenn du so thöricht bist, ihr Bild in deiner Phantasie vorher mit himmlischen Farben auszumalen, wenn du dir nicht vornimmst, in Elisabeth ein einfaches, liebes Mädchen zu sehen, so — weiß ich im Voraus, daß du mich wieder einmal derb wegen meines Geschmackes auslachen wirst!“ — — — —

Die Drohung der Provinzzeitung war keine fingirte. Als ich in unsere Redaktion eintrat, gab mir das Geschäftsfaktotum trübseligen Gesichtes die neueste Nummer der „Provinz“. „Ach, du mein Gott,“ lamentirte der Alte, „wenn das alles wahr ist, was in dem infamen Klatschblatt steht, wenn das alles wahr ist.“ — — Er sprach nicht aus, der alte Gesell, er lüftete seine Mütze und kratzte sich hinter den Ohren. — — Ich nahm das Blatt und durchlas den Artikel, der die Mittheilung enthielt, daß fast sämmtliche Platzzeitungen sich an großen faulen Gründungen betheiligt, daß deren Redakteure bedeutende Summen für Reklamen jeglicher Art eingesteckt hätten, daß die Korruption also bedenklich auch in das allerheiligste, in die Presse, die Vertreterin des Volkes, eingedrungen sei. Am Schlusse waren dann eine ganze Reihe von Rechnungen abgedruckt, die klar und deutlich die vorstehenden Beschuldigungen bekräftigten. — Die Aufregung im Publikum war selbstverständlich eine große. Die Abendblätter standen voller Kritiken des Artikels der „Provinz“. — — Jede Zeitung suchte sich rein zu waschen. Der, welcher die Enthüllungen zur Veröffentlichung gebracht hatte, soll ein Beamter in einem großen Bankhause sein. — Wolkenbauer kam nur einmal in die Redaktion, er fertigte den politischen Theil schnell ab und entschuldigte seine Eile damit, daß er sagte: „Sie werden das Nähere morgen erfahren. O, ich bin wie zerschlagen. Wenn Doktor Müller dabei betheiligt ist, so bin ich unschuldig, so bin ich hintergangen.“ — — Müller ließ sich nicht sehen. Als er gegen Mittag noch nicht gekommen, fragte ich bei Wolkenbauer an, was mit den eingelaufenen Briefen für den Handelstheil geschehen solle. Er benachrichtigte mich darauf: „Müller hat sich entschuldigt; er mußte verreisen, öffnen Sie die Briefe und benutzen sie den beifolgenden Schlüssel zu seinem Pult. Ich hoffe, daß Sie Sich zurecht finden und alles zur Zeit fertig bringen.“ — — Ich entledigte mich nach Kräften dieses Auftrages! Da ich vermuthen durfte, Müller kehre wohl nicht zurück, so öffnete ich dessen Pult, um von dem Inhalte Kenntnisse zu nehmen. Unter den wenigen Papieren fand ich ein kleines Paquet Rechnungen. Beim Durchblättern entdeckte ich zu meiner Ueberraschung, daß sie auf das evidenteste Müllers Antheil an Börsenspekulationen erwiesen und steckte sie zu mir, um sie pflichtgemäß Doktor Wolkenbauer einzuhändigen. — — — —

Die gewöhnliche Art, daß Angeklagte den öffentlichen Ankläger in den Augen der Welt eifrigst zu verdächtigen trachten, um die Aufmerksamkeit von einem mißlichen Punkte abzulenken, bethätigt sich auch in dieser Enthüllungsaffäre. Der Beamte, welcher aus Liebe zur Wahrheit die Beweise für die Bestechlichkeit der Presse brachte, wird auf das schändlichste von seinen Vorgesetzten terrorisirt. Man hat ihm mit dem Staatsanwalt, mit Anklage wegen Treubruch u. s. w. gedroht, und heute weiß niemand, wo der Mann geblieben. Die abgedruckten Rechnungen, wortgetreue Kopien aus den Büchern der Bank, werden heute als Fälschungen verschrieen und die denunzirten Blätter athmen wieder auf. Ihre altgewohnte Suada fließt wie ein Bergstrom. Alle fallen über die „Provinz“ her. Die „Alte Welt“ folgt selbstverständlich dem Corso. Ich bin neugierig, wie die Sache verläuft. — „In den Sand,“ versetzte der alte Lieber, und er wird wohl recht haben. — An Stelle Müllers sitzt ein Journalist von auswärts.

Grad' als ich im Begriffe war, Wolkenbauer von meinem Fund in Müllers Pult Kenntniß zu geben, brachte der Korrektor den ersten Abzug eines größeren Leitartikels, überschrieben mit: „**Was die Radikalen sind und wollen.**“ Ich bat mir die Blätter aus, da mich die wenigen Worte in einige Erregung versetzt hatten. Wolkenbauer traf mich bei der Lektüre. Er lächelte und

sagte: „Rache gegen Rache. Die ‚Provinz‘ soll den Zahn des Löwen fühlen.“ — „Was bezwecken Sie damit?“ fragte ich. „Wem wollen Sie mit diesen Phrasen imponiren?“ — „Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke,“ fuhr Wolkenbauer auf; „hoffentlich können Sie lesen!“ — „Ich denke,“ rief ich, „und was ich lese, muß die ‚Alte Welt‘ in den Augen jedes denkenden Menschen lächerlich machen. Da ist ja keine Spur von Thatsache, von positiven Begriffen, da ist ja alles Unwahrheit und Entstellung! — „Schweigen Sie,“ donnerte Wolkenbauer. „Nicht Sie, sondern ich bin für den Artikel verantwortlich. Es handelt sich um das Wohl der Zeitung! Da verstummen die pedantischen Bedenken, es handelt sich um die Partei, und da ist es gleich, ob man den Gegner grob angreift oder nicht!“ — „Ich hatte von der ‚Alten Welt‘ eine bessere Ansicht,“ erwiderte ich ziemlich erregt. „Ich täuschte mich; die ‚Alte Welt‘ ist nicht besser, als alle die Winkel- und Provinzialblätter, die nichts weiter vermögen, als gedankenlos in den offiziellen Zeitungen mit Scheere und Rothstift herumzuarbeiten, und sich mit dem Bewußtsein des Pharisäers aufblähen: Wir sind doch bessre Menschen!“ — „Genug,“ schrie Wolkenbauer.— „Nein,“ gab ich zurück, „ich werde weiterreden. Ich lege mein Amt nieder und bedaure lebhaft, die Schwelle des Bureaus der ‚Alten Welt‘ überschritten zu haben.“ — Ich nahm meinen Hut und verließ das Lokal. — —



Das Oberammergauer

In der Nachmittagsnummer der „Alten Welt“ prangt unter der Ueberschrift: „Was die Radikalen sind und wollen“ einer der schändlichsten Schmähartikel, die ich je gelesen. Ich habe mir die Nummer als Andenken gekauft. Zugleich steht darunter in gesperrtem Druck die Nachricht veröffentlicht: „Unser bisheriger Redakteur des Feuilletons, Herr Heinrich Morgenroth, ist mit heutigem Tage aus unsrer Redaktion ausgetreten. Die in letzterer Zeit öfters laut gewordenen Beschwerden über bedenkliche Ueberspanntheiten sind hiermit beseitigt, und wir glauben, durch das Engagement des beliebten Schriftstellers Herrn Hauser allseitigen Wünschen Rechnung getragen zu haben.“ — Diese neue Infamie entlockte mir nur ein Lächeln. Freund Freimann sagte, als ich ihm diese Nachricht zeigte: „Das war ein schnelles Ende und ein gutes Ende. Du kannst auf deine Erfahrungen mit Zufriedenheit zurückblicken.“

Am nächsten Mittwoch ist im Kasino große Volksversamm-

lung. Ein demokratischer Wortführer wird über die Korruption der Presse sprechen. Ich werde auch dort sein, denn ich verspreche mir eine lebendige Debatte. Funken und Blitze werden sprühen. — Eben sendet mir Wolkenbauer die Abrechnung meines Salärs und meine Sachen. So sind wir denn völlig quitt und haben tabula rasa gemacht. Liebers senden mir zu gleicher Zeit ein Einladungsbillet. Freimann wird mich begleiten. Ich werde die schwarzen Wolken der letzten Tage durch den Zauber zweier schönen Augen hinweglachen lassen.

Theuerste Seele! So hat die Redaktionsherrlichkeit plötzlich ihr Ende erreicht. Du hättest Dir also Deine Gratulation sparen können. Aus den beifolgenden Zeitungsblättern wirst Du die zwingenden Beweggründe ersehen. Konnte ich anders handeln? Durfte ich anders? — Bleiben hieße soviel wie Hehler sein, und da ich nichts auf der Welt mehr liebe, als die Wahrheit, so bin ich — davongelaufen. Mir kommt es so vor, als ob es für den ehrlichen Menschen auf der Welt kein trockenes Plätzchen gäbe! — Doch was hilft alles Lamentiren? Vorwärts! heißt die Parole. Meine anfänglich gute Meinung über die Zeitungsschreiberei, meine freudige Lust, das Volk von dem Zeitungstisch aus aufzuklären, zu bessern, zu veredeln — alles ist dahin. Ich habe einsehen lernen, daß nur ein ganz kleiner Bruchtheil der Presse einen anständigen Namen verdient. — Der Zeitungsschreiber muß Rücksicht auf das Parteiprogramm und auf die Leser nehmen. Geht er mit letzteren nicht sanft und zart um, so wenden sie ihm den Rücken; dann darf er keine andere Ansicht entwickeln, als die vorgeschriebene; er wird demnach zum Sklaven, und mit der Freiheit ist es ebenfalls schlimm bestellt. Auf diese Art entbehrt der Zeitungsschreiber der Unabhängigkeit, die er eigentlich beanspruchen muß; das Unternehmen steht auf der Basis des Egoismus und die Handlungen der Beamten werden von der Selbstsucht diktirt. — Zu gleicher Zeit hat sich auch noch ein widerliches Geschwür an dem an sich schon nicht gesunden Organ herausgebildet: Es ist das Gewerbe der wechselseitigen Lobhudelei und der Reklame. „Wer gut schmeert, der gut fährt," heißt das Sprüchwort. Die „Alte Welt" war im allgemeinen kein servile s Blatt, aber ich habe doch Dinge erlebt, die meine höchste Verwunderung wachgerufen haben. (Fortsetzung folgt.)

assionsspiel. (Seite 408.)

Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennmaterialien.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Schluß.)

Die aus der chemischen Natur verschiedener Stoffe allein hervorgehenden Unterschiede der Brennkraft zeigen sich bei Vergleich einiger bekannten chemisch reinen Verbindungen; es ergeben nämlich bei vollkommener Verbrennung:

1 Gewichtstheil	Wasserstoff	34 462	Wärmeeinheiten.
1 „	Kohlenstoff	8 080	„
1 „	Kohlenoxyd	5 630	„
1 „	Aether	9 027	„
1 „	Alkohol	7 183	„
1 „	Terpentinöl	10 852	„
1 „	Wachs	10 496	„

Zur praktischen Ermittelung der Brennkraft, als absoluten Wärmeeffekts, bedient man sich gewöhnlich der Methode von Karmarsch. Es wird darnach diejenige Wassermenge bestimmt, die durch ein Kilo verschiedener Brennstoffe in Dampf übergeführt wird. Da nach Regnaults Versuchen 652 Wärmeeinheiten erforderlich sind, um 1 Kilo Wasser von 0 Grad in Dampf von 150 Grad zu verwandeln, so braucht man die gefundenen Kilo Dampf nur mit dieser Zahl zu multipliziren, um die gesuchte Brennkraft in Wärmeeinheiten ausgedrückt zu erhalten. Gewöhnlich spart man sich das letztere Exempel, und man findet daher die Vergleichszahlen für die Brennkraft häufig in Kilo Dampf angegeben und dann als Verdampfungskraft bezeichnet. (Es mag passend sein, hier zu bemerken, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn auch auf diesem Gebiete etwas sparsamer mit der gebräuchlichen Bezeichnung „Kraft“ in vielerlei Zusammensetzung zur Bezeichnung ähnlicher und unähnlicher Eigenschaften von Körpern umgegangen würde. Es wird auf dem jetzigen Wege nur viel Unsicherheit und Verwirrung erzeugt!)

Statt der obigen Zahlen kann man also auch den absoluten Wärmeeffekt von Kohlenstoff gleich 12,4 Kilo, den von Wasserstoff gleich 52,9 Kilo Wasserdampf von 150 Grad C. setzen.

Die Heizkraft oder der pyrometrische Wärmeeffekt eines Brennmaterials wird durch die Temperatur ausgedrückt, welche bei vollständiger Verbrennung desselben herrscht. Die hierbei erhaltenen hohen Temperaturen werden in Graden ausgedrückt, welche in letzter Reihe auf unsere bekannten Quecksilberthermometer bezogen werden. Es ist dabei aber zu bemerken, daß die Zuverlässigkeit dieser Zahlen an sich eine sehr schwankende ist; denn bei 360 Grad siedet das Quecksilber bereits, so daß Messungen höherer Temperaturen mit ihm gar nicht mehr ausführbar sind, während die von diesem Instrument gewährte Sicherheit sogar schon bei viel tieferen Graden aufhört, da die Ausdehnung des Quecksilbers schon viel früher aufhört regelmäßig zu sein. Nun hat man zwar sogenannte Pyrometer oder Hitzemesser konstruirt, deren Mehrzahl durch Beobachtung der Ausdehnung schwer schmelzbarer Metalle, oder anderer Körper von gleicher Eigenschaft, einen Schluß auf die Temperatur gewähren sollen. Es ist jedoch einmal die Handhabung solcher Instrumente in hohen Hitzegraden mit großer Schwierigkeit verknüpft und gibt zu großen Ungenauigkeiten Anlaß, andererseits liegt ihnen die Voraussetzung zu Grunde, daß die bei niederer Temperatur festgestellte Ausdehnung, welche durch Quecksilberthermometer beobachtbar ist, auch bei höheren Graden ebenso regelmäßig stattfinde, was nicht zu beweisen ist, da dann aber das ursprüngliche Maß zu exakten Beobachtungen nicht mehr geeignet und auch festgestellt ist, daß je näher den Schmelzpunkten, die Ausdehnung der Metalle um so mehr von ihrer sonstigen Gleichmäßigkeit abweicht. Man muß sich daher vorläufig mit der annähernden Ermittelung des pyrometrischen Wärmeeffekts durch Rechnung begnügen, welche den in Wärmeeinheiten bestimmten absoluten Wärmeeffekt zum Ausgang nimmt.

Auf diese Weise hat man gefunden, daß der pyrometrische Wärmeeffekt des reinen Kohlenstoffs größer, der des Wasserstoffs kleiner ist, als der jedes anderen brennbaren Körpers. Da nun die Flammbarkeit der Brennstoffe hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung von ihrem Gehalt an Wasserstoff abhängt, so geht daraus hervor, daß der pyrometrische Wärmeeffekt um so geringer sein muß, je größer der Antheil flammbarer Bestandtheile in einem Brennstoff ist, also der von Holz geringer, als der von Steinkohle, der von jüngeren Steinkohlen geringer, als der von geologisch älteren, sowie daß durch Verkohlen oder Verkoken dieser Materialien ihr pyrometrischer Effekt erhöht werden muß; während bezüglich des absoluten Wärmeeffekts das Gegentheil stattfindet. Der Grund davon liegt darin, daß der durch Verbrennen von Wasserstoff entstehende Wasserdampf fast viermal so viel Wärme bedarf, um zu derselben Temperatur erhitzt zu werden, als die aus der Kohle entstandene Kohlensäure.

Der pyrometrische Wärmeeffekt der Brennstoffe ist einer ganz ungemeinen Steigerung dadurch fähig, daß man dieselben statt mit Luft, durch Zuführung von reinem Sauerstoff verbrennt. So ergibt Kohlenstoff, an der Luft verbrannt, eine Temperatur von 2700 Grad, mit Sauerstoff dagegen eine von 10082 Grad. Es wird von diesem Umstand z. B. beim Schmelzen von Platin Gebrauch gemacht.

Der Gehalt der Brennstoffe an hygroskopischem, das ist durch Erwärmen bis wenig über Siedhitze austreibbarem Wasser kommt allemal bei Bestimmung des Brennwerths in Betracht, und zwar als ein schädlicher Bestandtheil, welcher den Werth vermindert. Das ist ebenso der Fall, wenn die Feuchtigkeit schon von Natur, von Anbeginn an sich in dem Material befindet, wie etwa in frisch gefälltem Holz, oder wenn beim Lagern durch Regen, oder gar — wie so viele Leute es für vortheilhaft halten — den Steinkohlen kurz vor dem Verbrennen reichlich Wasser zugesetzt wird. Denn jeder Gewichtstheil Kohlenstoff kann nur einmal sein Aequivalent an Wärme ergeben, und wenn dasselbe im Heizloch zum Verdampfen von Wasser verbraucht und als Wasserdampf in den Schornstein gejagt wird, so kann das gleiche Quantum Wärme weder der Zimmerluft zugute kommen, noch auch zum Sieden von Wasser im Topf oder im Dampfkessel zum zweiten mal dienstbar gemacht werden. Um dennoch den benöthigten Effekt hervorzubringen, muß also ein Mehraufwand an Brennstoff stattfinden.

Am brennbarsten sind aus schon angeführtem Grunde von unseren gebräuchlichen Brennstoffen die Holzarten; und zwar nehmen in dieser Beziehung die weichen Hölzer, weil am porösesten, die erste Stelle ein, und es lassen sich unter ihnen die Nadelhölzer am leichtesten entzünden und brennen am besten fort. Diesen steht das Birkenholz am nächsten. Die harzreichen Nadelhölzer sind zugleich die flammbarsten.

Auf das Volumen bezogen, hat man die Heizkraft verschiedener Arten von Holz durch folgende Verhältnißzahlen ausdrückbar gefunden, wobei das beste, Eichenholz, als Einheit gesetzt ist:

Eiche	gleich	1	Weide	gleich	0,64
Ulme	„	0,94	Pappel	„	0,63
Ahorn	„	0,90	Föhre	„	0,62
Birke	„	0,88	Fichte	„	0,59
Buche	„	0,84	Linde	„	0,55
Tanne	„	0,66			

Der Unterschied in dieser nach abnehmenden Werthen geordneten Reihe ist ein so bemerkenswerther, daß z. B. mit 1 Kubikmeter Tannenholz nur $^2/_3$, mit demselben Quantum Lindenholz wenig über die Hälfte des Heizeffekts erzielt wird, als mit einem Kubikmeter Eichenholz. Es ist hier zunächst die Heizkraft auf das Raummaß bezogen, da Holz wohl fast überall nach dem Raum, nicht nach Gewicht verkauft wird.

Dagegen ist nach Scheerer der absolute, auf Gewicht bezogene Wärmeeffekt der verschiedenen, gleichförmig getrockneten Hölzer als gleich groß anzunehmen. Der pyrometrische Wärmeeffekt kann nach demselben bei halbgedarrtem Holz (mit 10 pCt. Wasser) gleich 1850 Grad, der des ganz gedarrten auf 1950 Grad gesetzt werden. Nach Péclet entwickelt sich eine Temperatur von 1683 Grad beim Verbrennen von reinem und trockenem Holz unter der Voraussetzung, daß aller Sauerstoff der Verbrennungsluft verbraucht wird, dagegen nur eine Temperatur von 960 Grad, wenn nur die Hälfte davon konsumirt wird, was in den gebräuchlichen Feuerräumen gewöhnlich der Fall ist.

Die Verdampfungskraft der verschiedenen Holzarten im ungetrockneten Zustand wechselt von 3,4 bis 4,2 Kilo Dampf; falls sie getrocknet sind, steigt sie bei denselben Arten auf 4,3 bis 5,1 Kilo Dampf (d. h. es werden die angegebene Zahl Kilo Wasser

von 0 Grad in ebenso viel Dampf von 150 Grad verwandelt durch je ein Kilo Holz).

Sind diese Hölzer aber durch sorgfältiges Verkohlen vorbereitet, also in Schwarzkohle verwandelt, so erkennen wir die ganz erhebliche Zunahme ihres Brennwerths aus folgenden Zahlen. Wenn der Wärmeeffekt von reinem Kohlenstoff als Einheit gesetzt wird, so ist derselbe von

	absoluter	pyrometrischer	Verdampfkraft
Schwarzkohle, lufttrocken	0,84	2350⁰	6,75 Kilo
„ völlig trocken	0,97	2450⁰	7,75 „

Die Wirkung kommt also bei der letzteren Art der des reinen Kohlenstoffs sehr nahe.

Die Brennbarkeit des Torfes ist wegen des in der Regel großen Aschen- und Wassergehalts geringer, als die des Holzes, ebenso seine Flammbarkeit. Der Brennwerth der besseren Sorten dagegen zeigt, entsprechend der früher erörterten Zunahme des Kohlenstoffgehalts, eine Steigerung. Dem absoluten Wärmeeffekt nach sind:

100 Kilo gelber Torf gleich 94,6 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 33,2 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz,
100 Kilo brauner Torf gleich 107,6 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 89,7 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz,
100 Kilo Erdtorf gleich 104,0 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 144,6 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz,
100 Kilo Pechtorf gleich 110,7 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 184,3 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz.

Die Verdampfungskraft ist bei 10 bis 12 pCt. Wassergehalt gleich 5,5 bis 6 Kilo Dampf, übertrifft also diejenige des getrockneten Holzes.

Die Brennbarkeit der Braunkohle ist gleichfalls geringer, als die des Holzes, doch übertrifft sie diejenige der Steinkohlen. Die Braunkohlen ergeben folgenden Wärmeeffekt, wenn bei allen Sorten gleichmäßig 20 pCt. hygroskopisches Wasser und 10 pCt. Aschenbestandtheile angenommen werden, und der reine Kohlenstoff wiederum als Einheit dient:

	absoluter	spezifischer	pyrometrischer
Lufttrockne fasrige Braunkohle	0,43	0,55	1800⁰
„ erdige „	0,55	0,79	1975⁰
„ muschlige „	0,62	0,83	2050
Gedarrte fasrige „	0,55	—	2025
„ erdige „	0,69	—	2125
„ muschlige „	0,76	—	2200

Es geht aus dieser Tabelle hervor, daß schon lufttrockne, mehr aber noch gedarrte Braunkohle das gedarrte Holz an absolutem und pyrometrischen Wärmeeffekt erheblich übertrifft. Die Verdampfungskraft besserer Sorten beträgt bei dem angegebenen Wasser- und Aschegehalt 6 bis 6,2 Kilo Dampf.

Die Brennbarkeit der Steinkohlen ist eine sehr verschiedene. Die geringste besitzt der Anthrazit, dabei auch so gut wie gar keine Flammbarkeit. Man hielt denselben lange Zeit für kaum brauchbar als Brennmaterial, trotzdem er den höchsten Kohlenstoffgehalt aufweist. Jetzt findet er wohl bei Anwendung kräftiger Gebläse vortheilhafte Benutzung in Hochöfen und auch zu anderen technischen Zwecken, dagegen wird er zum Hausgebrauch immer noch selten verwendet. Dagegen sind die Backkohlen (Fettkohlen) unter dieser Gattung von Brennstoffen durch ihre leichte Entzündlichkeit und größte Flammbarkeit charakterisirt. Ihre Verwendbarkeit für sich allein wird nur in gewissem Grade dadurch verringert, daß sie infolge ihres starken Aufblähens und Schmelzens den Rost leicht verstopfen und dadurch den Luftzug hindern; werden sie in kleinen, viel Staub enthaltenden Stücken angewendet, so können wegen ihres Zusammenbackens an der Oberfläche, falls nicht genügend geschürt wird, stoßweise Gasentwicklungen erfolgen, die leicht zu Explosionen führen können. Sie geben eine schnelle, aber nicht anhaltende Hitze.

Die Sinterkohle ist zwar schwerer entzündlich, aber leichter zu behandeln, und gibt eine schnelle, zugleich aber auch anhaltende Hitze und ist deshalb die für den häuslichen Gebrauch verwendbarste. Die Sandkohle besitzt den mindesten Brennwerth.

Den Wärmeeffekt von Steinkohlen mittlerer Zusammensetzung und bei Annahme von gleichmäßig 5 pCt. Wassergehalt und 5 pCt. Asche zeigt folgende Tabelle:

	absoluter	oder in Wärmeeinheiten	pyrometrischer
Anthrazit	0,96	6050—7470	2350⁰
Backkohle	0,93	5280—7200	2300
Sinterkohle	0,89	4400—6160	2250
Sandkohle	0,79	5000—7100	2200.

Man nimmt in der Praxis an, daß das Heizvermögen einer guten Steinkohle der der Holzkohle nahekomme und das des trockenen Holzes um das Doppelte übertreffe, und daß bei Siedeprozessen: 100 Raumtheile Steinkohle gleich 400 Raumtheilen Holz, gleich 400 Raumtheilen Torf; 100 Gewichtstheile Steinkohle gleich 160 Gewichtstheilen Holz, gleich 250 Gewichtstheilen Torf; zu setzen seien. Für technische Zwecke bildet die Verdampfungskraft der Steinkohlen den allerwichtigsten Gesichtspunkt; es ist diejenige der verbrennlichen Substanz bei den meisten Steinkohlen gleich 8 bis 8,4 Kilo Dampf. Die wirkliche Nutzleistung steigt allerdings auch bei guten technischen Feuerungsanlagen nur bis zu Zweidrittel der berechneten.

Durch Verkokung kann bei den besten Sorten der absolute Wärmeeffekt bis 0,92, der pyrometrische bis 2400 Grad gesteigert werden: er erreicht also den der besten Holzkohlen immer noch nicht ganz.

Aus einem Vergleich der an den bezüglichen Orten gemachten Angaben geht hervor, daß im allgemeinen der Wärmeeffekt der verschiedenen Brennstoffe durch Verminderung des ihnen anhaftenden hygroskopischen Wassers, also schon durch Lagern an geschützten Orten, durch Lufttrockenwerden, erhöht werden könne. Das ist bei Steinkohlen unter denselben Umständen nicht der Fall, da sie einmal an hygroskopischem Wasser weniger reich sind und dann auch einen kleinen Antheil, etwa 5 pCt. dauernd festhalten. Es ist aber eine durch vielfache Beobachtungen festgestellte Thatsache, wenn auch deren physikalische und chemische Ursachen noch nicht genügend aufgeklärt sind, daß Steinkohlen durch längeres Lagern an der Luft zwar wenig an Gewicht, desto mehr aber an Heizwerth verlieren, und zwar in einem Jahre bis 6 pCt. Es ist also die schlechteste Empfehlung, welche Kohlenverkäufer, die vielleicht zu Spekulationszwecken massenhafte Vorräthe aufgehäuft hatten, dem Konsumenten geben, daß ihre Waare „abgelagert“ sei! Den Konsumenten großer Kohlenquanten zu gewerblicher Verwendung ist dieser Umstand meist wohlbekannt, und sie verlangen ihren Bedarf „grubenfrisch“ garantirt; wogegen hier, wie in so vielen anderen Fällen, die auf den kleinen Ankauf Angewiesenen den Schaden im Minderwerth der Waare zu tragen haben.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Die Ihnen bekannten Frauen da im Wagen — sind wohl Wärterinnen aus dem Irrenhause?“ fragte Fritz.

„Im Gegentheil. Wie Pfleglinge aber sehen sie aus — wenigstens die eine, die hinter dem schwarzen Schleier, der doch nicht dicht genug war, um mir die merkwürdig funkelnden Augen, die ich oft genug gesehen habe, zu verbergen. Sie war's ganz gewiß und leichenblaß sah sie aus, und die andere sah sie mitleidig und zärtlich an; wahrhaftig, ich hätte garnicht gedacht, daß das leichtsinnige Weibervolk vom Theater auch Gefühl hätte.“

„Vom Theater? Wer waren denn die Damen, reden Sie doch so, daß man Sie verstehen kann, Herr Willisch.“

„Die Schauspielerin Bergmann-Stein war die Blasse — die Verrückte — denn verrückt muß sie sein, sonst käme sie nicht in den Wagen und zu der Begleitung. Der Mann nämlich, welcher mit drin war, war der Oberwärter, und die, welche neben ihm auf dem Rücksitze saß, jedenfalls die Oberwärterin, — die hab' ich aber vorher noch nie gesehen.“

„Die Frau Bergmann-Stein? Ist das möglich? Ich habe sie mehreremal auf der Bühne gesehen, seit ich mit Hülfe unsrer Rezensentenbillete ein ziemlich eifriger Theaterbesucher geworden bin. Es war eine unsrer besten und beliebtesten Schauspielerinnen. Sollten Sie Sich da nicht irren?“

„Nein, ich irre mich gewiß nicht. Wenn ich die andre Schauspielerin nicht gesehen hätte, würd' ich einen Irrthum noch für möglich halten. So aber hatte die keinen Schleier und ich weiß, daß die die intimste Freundin von der Bergmann-Stein ist, — also, 's hilft nichts — verrückt ist sie und zwar sehr verrückt; die ganz ungefährlichen kommen nämlich nicht hierher, und wenn jemand von dem alten Ungethüm von Irrenhauskarrete extra abgeholt wird, so muß er zu den allerschlimmsten gehören."

Sie waren in der Nähe eines Wirthshauses angelangt, das mitten auf der Landstraße, von allen menschlichen Wohnungen sonst weit entfernt, lag. Alle Bewohner desselben und die wenigen Gäste, welche es um diese Zeit aufzuweisen hatte, standen vor der Thür auf der Straße und schauten, lebhaft sprechend und gestikulirend, die Chaussee entlang.

„Gott, ach Gott, die arme Frau," jammerte eine dicke Magd, über deren feistes Gesicht helle Thränen rannen. „So jung und so schön noch und doch in die Hölle da oben. Ach, du mein lieber Heiland, das ist doch gar zu schrecklich."

„Aha," sagte Willisch, „hier werden sie einen Augenblick gehalten haben. Es ist das einzige, so abgelegene Wirthshaus in der ganzen Gegend. Nun, ihr Leute," rief er, sein Pferd anhaltend, zum Wagen hinaus, „was gibt's denn so Erschreckliches?"

Die drei oder vier Gäste — Bauern aus den umliegenden Dörfern — wandten sich ab, ohne zu antworten und zu grüßen. Das Wirthshauspersonal aber, der Wirth, welcher seine Magd an Fettleibigkeit noch bei weitem übertraf, voran, zeigte sich um so entgegenkommender zu dem Herrn Rittergutsbesitzer Willisch, denn er war einer ihrer allerbesten Kunden, ein weißer Rabe unter den Rittergutsbesitzern des Gebirges, indem er allein sich soweit „herabließ", in solchen Wirthshäusern zu verkehren, und indem er sich damit nicht einmal genügen ließ, sondern in Vertilgung von Getränken auch den wohlhabendsten Bauern und den übermüthigsten Fuhrleuten noch bei weitem „über" war, ja sogar fast regelmäßig sich bereit finden ließ, seine große Menschenfreundlichkeit mit klingenden Trinkgeldern und reichlichen Schnaps-, Bier- und Cigarrenspenden zu beweisen.

Die dralle Magd schien am beredtesten zu sein, denn sie hatte bereits eine längere Rede begonnen, während die anderen auskunftseilig den großen Mund möglichst weit aufsperrten, und noch ehe aus dem Munde des Wirthes, des Hausknechts und des Kegeljungen auch nur ein verständliches Wort entflohen war.

„Ja, erschrecklich ist es wirklich, das können Sie glauben, gnädiger Herr von Willisch, furchtbar erschrecklich. So eine schöne, vornehme Dame und übergeschnappt, es ist wirklich zum Sterben schrecklich. Sie müssen der alten Kutsche ja begegnet sein, gnädiger Herr von Willisch, — wie ein großer, viereckiger Sarg sieht sie aus und 's ist auch so'n Sarg — lebendig kommt da doch keiner 'raus, aus dem Verrücktenhause wenigstens gewiß, wo sie in dem Kasten hingeschafft werden."

„Wenn sie weiter nichts weiß von den Leuten in der Kutsche, Anne, da kann Sie die Puste zum Suppeblasen sparen," brummte Willisch. „Soviel wissen wir auch."

„Na, daß die schöne, arme Dame aber hier so geschrieen und geweint hat und durchaus nicht mitgewollt hat, das wissen Sie doch nicht, gnädiger Herr von Willisch," erwiderte die Magd triumphirend. „O, ich hätt' am liebsten dem verdammten Kerle, der die armen Menschen immer in das Verrücktenhaus schleppt, eins ausgewischt, wie er sich immer vor sie hinstellte und sie nicht eine Minute aus den Augen ließ. . . ."

„So, geschrieen hat sie — sie wollte also nicht mit?" unterbrach Willisch die in ihrer thränen- und wortreichen Theilnahme Unerschöpfliche.

„Ach, mitgewollt wird sie schon haben," mischte sich nun der Wirth ins Gespräch. „Halt dein Maul, dumme Anne; nur e bissel Angst hat sie augenscheinlich gekriegt, wie sie von hier aus die Thürme vom Kloster sah. Aber die andere und der Herr aus dem Irrenhause haben ihr ja gesagt, daß sie's sehr gut haben wird, so schön, wie in 'nem vornehmen Bade, und daß sie bald wieder rauskommt, wenn sie nur e bissel ihr gestörtes Gemüth beruhigt haben wird."

„Ja, ja," schrie die Magd, immer noch in allergrößter Aufregung. „So sagen sie allemal, wenn sie einen zwischen den dicken Mauern da lebendig begraben. Aber mir ist's mein Gedenken nicht vorgekommen, und Euch auch nicht, Wirth, und keinem Menschen hier, daß da jemand wieder rausgekommen wäre. Nee, nee, die unglückliche, schöne Dame hat's auch nicht geglaubt; immerfort hat sie gesagt, der Schwede würd' sie doch im Leben nicht wieder in die Freiheit lassen, — er hätt' ihren Untergang beschlossen und sie wär' nun einmal rettungslos in seine Hand gegeben. Ach, ich möchte nur um alles in der Welt wissen, was das für ein Schwede sein mag, — wenn ich den kennte, na, der könnte sich gratuliren."

„Red' nicht solchen gottverlassenen Unsinn, Anne," schalt der Wirth. „Geredt hast du nu überhaupt viel zu viel schon. Marsch fort, in den Stall, da hast alleweile mehr zu thun."

Die Magd kümmerte sich garnicht um ihres Herrn Geheiß. Auch die anderen hörten nicht auf ihn. Willisch war durch die letzten Worte der Anne zu neuer Frage angeregt worden:

„Was sagte Sie da eben, Anne?" fragte er. „Ein Schwede wird die verrückten Damen nicht wieder in die Freiheit lassen? — wie kommt Sie auf den Schweden?"

„Nu, so hat sie eben immer gesagt — — sie hat immer gesagt . . ."

Wieder mischte sich der Wirth ein.

„Reden Sie doch nicht mit der dummen Gans, Herr Willisch. Ich weiß ja alles viel besser, als die; ich hab' ja auch mit dem Kutscher über die Geschichte gesprochen."

„Nun," fragte Willisch, der sehr aufmerksam geworden zu sein schien. „Was ist also mit dem Schweden los?"

„Na, es war natürlich von einem richtigen Schweden, nämlich von einem, der aus Schweden her wäre, gar keine Rede. En Name war's, den die Frau en paarmal gerufen hat, der so klang, wie Schwede oder Schweder oder so etwas. Der wär' schuld dran, hat sie gesagt, daß sie ins Irrenhaus müßte —"

„Ja, und verrückt wär' sie garnicht, hat sie auch gesagt," unterbrach die Magd wieder ihren Gebieter. „Und das glaub' ich auch, so wahr ich selig werden will, übergeschnappt sah die, Gott steh' mir bei, auch nicht en bissel aus, die war so gescheit, wie ich, darauf will ich en leiblichen Eid schwören."

Der Wirth zuckte überlegen die Achseln und schob seine kolossalen Fäuste noch ein paar Zoll tiefer in die geräumigen Hosentaschen.

„Ob so 'ne Gans en Eid schwört oder der Hahn kräht, das ist alles egal. Das war natürlich grade ihre Verrücktheit; ene fixirte Idee nennt man so was, daß sie immer sagte, der Herr Schwede wollt' sie partout zeitlebens einsperren, daß sie nicht von ihm reden könnt'. Ihr Dokter wird's wahrscheinlich sein, der Herr Schwede — das meinte auch der Kutscher, und so 'n Doktor steckt die Leute nicht zum Spaße in so 'n Haus, der weiß schon, was er thut."

„Hat sie noch was gesagt, die Dame, als daß ein Herr Schweder sie hierher geschickt hätte?" forschte Willisch.

Jetzt ergriff auch Fritz Lauter das Wort, der bis jetzt den schweigsamen Zuhörer gemacht hatte, obgleich auch er mit lebhaftem Interesse der breitspurigen Unterhaltung gefolgt war.

„Schweder?" sagte er. „Halten Sie etwa für möglich, daß unsere mysteriöse Begegnung mit meinem Chef irgend etwas zu schaffen habe, Herr Willisch?"

„Wer weiß," gab Willisch mit nachdenklichen Mienen zurück. „Schweders gibt's nicht viel in der Gegend. Und daß die Frau nicht mehr als einen gekannt hat, den einen aber sehr genau, ganz verdammt genau, sag' ich Ihnen, darauf kann ich mit gutem Gewissen wetten. Und nun antworten Sie 'mal, Bartelmeyer," wandte er sich wieder an den Wirth, „hat die Frau sonst wirklich nichts weiter verlauten lassen von dem Herrn Schweder?"

„Nee," sagte der Wirth; „sonst hat sie weiter nichts gesagt, wenigstens garnichts vernünftiges, das können Sie glauben."

„Und ob sie noch vernünftiges gesagt hat," mußte die Magd noch einmal dazwischenfahren. „Freilich, so geschrien hat sie nicht immerfort, daß es alle Leute, die doch blos einen Stein zwischen den Rippen statt einem Herzen haben, hören mußten. Aber wissen Sie, Herr von Willisch, und Sie, junger Herr," damit wandte sie sich an Fritz, „Sie sehen wahrhaftig so aus, als ob Sie ein gutes Herz hätten, — wie ich ihr en Glas Wasser brachte — weiter wollte sie partout nichts nehmen, da hat sie in einemweg gesprochen zu der andern schönen Dame, die aber lange nicht so schön war, als die, und was sie da gesagt hat von dem Schweden und alles andre auch hab' ich mir ganz genau behalten."

Der Wirth wollte ihr den Mund verbieten.

„Nein, nein," sagte Willisch. „Lassen Sie sie reden. Aber kurz muß Sie sein, Anne, und vernünftig muß Sie reden. Also los!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum neunten Mai.

Ein Gedenkblatt von **Bruno Geiser.**

(Schluß.)

Wenn sich in Schillers Worten und Werken nur vereinzelte Andeutungen fänden, denen man prophetische Bedeutung beilegen dürfte, so hätten die Zweifler leichtes Spiel, — denn in welchem größeren Schriftwerke, vor allen aber in welchen großen poetischen und ganz insbesondere dramatischen Schöpfungen ließen sich nicht Stellen aufweisen, die wohl oder übel mit zukünftigen Ereignissen in Ideenzusammenhang zu bringen wären?

Bei Schiller aber sind es nicht seltene Einzelheiten, die also zu gebrauchen oder zu mißbrauchen wären, es wiederholen sich die Gedankenblitze seines prophetischen Genius so oft, ja alles beinahe, was er geschaffen hat, weist so entschieden und in so erstaunlich treffender Weise auf die Geschichtsgestaltungen der Zukunft hin, daß auch der hartnäckigste Anhänger der ideenwüsten Lehre vom Weltregimente des blinden Zufalls die zweischneidige Waffe des Zweifels strecken muß.

Und für den, der in den Geschicken der Individuen sowohl als der Völker nothwendige, aus natürlichen Ursachen organisch hervorwachsende Gestaltungen sieht, ist es, wenn auch überraschend, so doch nicht wunderbar oder gar unmöglich, daß es geistbegnadete Menschen gibt, die mit hoher Sicherheit aus dem Vergangenen auf das Künftige schließen, während um sie her alles in Dunkelheit tappt, alles sich an den prophetischen Gedanken verständnißlos herumstößt und an den unvorhergesehenen Ereignissen die Schädel einrennt.

Schiller war ein Dichter von weltüberragender Begabung; er war zugleich ein Denker, der in die Tiefen der Geschichtsforschung hinabstieg, soweit es seiner Zeit überhaupt möglich war, gleichwie er die gewaltige Welt- und Lebensanschauung der kantischen Philosophie in aller Schärfe und in ihrem ganzen Umfange in sich aufnahm.

Aus der Geschichte holte er sich fortan ausschließlich seine dramatischen Stoffe. 1791 schrieb er:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit rationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph obenan. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also blos auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre."

Aber er wählte doch nicht zum Gegenstande poetischer Behandlung Gustav Adolph, sondern dessen größten Gegner unter den Heerführern des deutschen Kaisers, Albrecht von Waldstein, den eisernen Herzog von Friedland.

Einer der Hauptgründe zu dieser Wahl bildete unzweifelhaft wieder die Rücksicht auf seine eigene, auf Schillers Zeit.

Was er im Anfang des letzten Dezenniums vom vorigen Jahrhundert vorausgesehen und -gesagt, begann sich zu vollziehen. Der „geistvolle, kräftige Mann" war im Begriff, sich zum „Herrn von Frankreich" zu machen. Napoleon Bonaparte hatte im Auftrage des französischen Direktoriums und im Verein mit Barras 1795 den royalistischen Aufstand niederkartätscht, darauf 1797 Oesterreich in Italien zu Boden geworfen, zwei italische Republiken gegründet, war in der zweiten Hälfte des Jahres 98 und in der ersten von 99 als Sieger durch Aegypten gezogen und eilte zur selben Zeit, als Schiller den Prolog schrieb zu seinem „Wallenstein", nach Frankreich zurück, um aus dem wogenden Meere der von Schiller lange vorher prophezeiten französischen Anarchie für sich das Konsulat und die Kaiserkrone an den Tag zu heben.

Daß Bonaparte nach der Herrschaft über Frankreich streben werde, konnten jetzt auch mittelmäßige Köpfe voraussetzen, daß er sie aber erringen, daß er Europa zu unterjochen streben werde, daß so ungeheure Umwälzungen bevorständen, wie sie in den ersten 15 Jahren des 19. Jahrhunderts wirklich hereinbrechen sollten, dies schon bei des glänzenden Meteors blutigem Aufglühen am politischen Horizonte nicht nur zu ahnen, sondern klar und verständlich auszusprechen, war wieder nur Schiller vorbehalten.

Sein „Wallenstein" war ganz und gar für die Geschichtsepoche gemacht, in die sein Erscheinen fiel.

Schiller selbst setzte ihm im Prologe die Aufgabe, das deutsche Volk

— — aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen.
Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Und dann zeichnet er in dem Bilde, welches er von den schreckenreichen Zuständen während des dreißigjährigen Krieges entwirft, das Unheil, welches das mörderische Genie Bonapartes über das in sozialer und politischer Auflösung befindliche Deutschland und den größten Theil von Europa heraufführen sollte, und im Wallenstein den Soldatenkaiser selber, dessen Stern erst in Rußlands Schneegefilden unterzugehen bestimmt war.

In jenes Krieges Mitte stellt euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüstung,
Des Raubs, des Elends sind dahingeflohn,
In trüben Massen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
Verödet sind die Städte, — — —
— — — Gewerb und Kunstfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
— — — — — — — — — — —
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Zwei Jahre später, in den Anfangsworten der „Jungfrau von Orleans", weist er wieder auf das hin, was da kommen muß. Der Vater der Jungfrau warnt seine Mitbürger vor dem englischen Eroberer:

Ja, liebe Nachbarn! Heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten,
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läßt der Engelländer
Sein sieghaft Banner fliegen, seine Rosse
Zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms.

Im Jahre 1804, zwei Jahre vor der Unterjochung Deutschlands durch den kaisergekrönten Todtengräber der französischen Revolution, erschien Schillers letztes großes Drama, „Tell".

Es bildet den Abschluß jener Kriegstragödien, die in „Wallenstein" und der „Jungfrau von Orleans" auf die Bühne getreten waren. Es verherrlicht die That der Befreiung des Volkes von fremdem Joche durch seine eigene Kraft in hinreißendem Schwunge und Feuer. Unberechenbar viel hat es zur Erhebung

Deutschlands in den Befreiungsjahren von 1813 und 15 beigetragen. Alles Volk jubelte dem „Tell“ entgegen, und hat sich an der Mannhaftigkeit und dem unüberwindlichen Widerstandsmuthe, der in ihm lebt und webt, gestärkt und zur Nacheiferung begeistert. Beinahe unbegreiflich ist, wie dem Scharfblicke des Korsen die befreiende Gewalt des schiller'schen Dramas so unverständlich bleiben konnte, daß er es nicht nur unverfolgt ließ, sondern sich auch noch wundern konnte, wie dem „Tell“ die Deutschen so zuzujubeln vermochten, da er doch die Losreißung eines Theils von Deutschland feiere.

Mit Stauffacher in der Rütliversammlung fragte sich das deutsche Volk:

— — — Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?
— Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!
Alle (an ihre Schwerter schlagend).
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Und mit dem sterbenden Attinghausen, als ihm gemeldet wird, daß der Landmann, das niedere Volk allein, einen Bund gestiftet zur Befreiung von Tyrannenmacht, spricht der längst schon den Todeskeim in der Brust tragende Schiller zu seinem Volke:

Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Aus eignem Mittel, ohne Hülf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unsrer nicht mehr:
Getröstet können wir zu Grabe steigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.
(Er legt seine Hand auf das Haupt von Tells Knaben, von dem der Vater auf des Landvogts Befehl den Apfel geschossen.)
Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue, bessre Freiheit grünen;
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.
Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig —

— — — — — — — — — —

Jeder, der Schiller kennt, so kennt, wie er in seinen Werken lebt und leben wird, solange es edel fühlende und groß denkende Menschen gibt, wird jenen tief empfundenen, herrlichen Worten freudig zustimmen, die Goethe dem todten Freunde geweiht:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstadt Lima (ca. 100 000 Einwohner) liegt in schöner, wohl angebauter Umgebung und hat im Gegensatz zu vielen mit ihr in gleichen Breitengraden liegenden Orten, wo eine fast unerträgliche Hitze herrscht, ein gemäßigtes, angenehmes Klima. Die Häuser sind, der häufigen Wiederkehr von Erdbeben wegen meist einstöckig, aber ebenso bequem wie elegant eingerichtet und fast alle mit einem Garten umgeben. Eine Eigenthümlichkeit der sämmtlich von Wasser durchflossenen und nachts durch Gas erleuchteten Straßen ist, daß sie alle rechtwinklig sind. Durch eine Eisenbahn wird Lima mit Callao, dem wichtigsten Kriegshafen des Landes, verbunden. Die Bai von Callao, welche die Spanier bekanntlich am 2. Mai 1866 zu bombardiren versuchten, aber dabei keinen Erfolg hatten, ist von allen Seiten geschützt und gewährt selbst den größten Massen von Handels- und Kriegsschiffen einen ausreichenden, trefflichen Ankerplatz. Der Reisende, der dort landet, wird besonders durch die Berge von Waaren auf dem Quai überrascht, welche man nur in höchst seltenen Fällen bedeckt, weil es an diesem Orte fast nie regnet. Für den Bau von Eisenbahnen und die Schifffahrt, sowie für die Anlage von Telegraphenlinien wird in neuerer Zeit sehr viel gethan; Peru geht in dieser Beziehung allen übrigen Staaten Südamerikas mit rühmenswerthem Eifer voran. Das Land hat schon seit 1851 Eisenbahnen, deren Bau oft mit den außerordentlichsten Terrainschwierigkeiten zu kämpfen hatte. An verschiedenen Hafenplätzen gehen die Schienenwege von den Erz- und Salpetergruben bis in die Städte. Hingegen befindet sich der Volks- und Elementarunterricht noch auf einer sehr untergeordneten Stufe. In Lima gab es 1873 erst eine Normalschule zur Bildung von Volksschullehrern, die indessen nur geringe Erfolge erzielte. Eine Art Gymnasium, das Kollegium von Guadeloupe, ist gleichfalls Staatsanstalt, wie die Universität San-Marcos, die 25 nominelle Professoren besitzt, — nominelle, denn sie halten keine Vorlesungen, sondern bilden eigentlich nur ein Kollegium zu dem Zwecke, den Beflissenen der Theologie, Jurisprudenz und Medizin ihre Würden zu ertheilen. Es existirt ein medizinisches Kollegium von San-Fernando und ein theologisches von Sto.-Toribio. Nicht mehr Bedeutung, als diese Anstalten hat die Militär- und Marineschule zu Lima. Die andern Schulen sind sämmtlich Privatinstitute, deren Leitung ganz der Spekulation anheimgegeben ist. Unter allen Republiken des südlichen und mittleren Amerika erlangte allein Peru von den Spaniern nicht die Anerkennung seiner Unabhängigkeit, was die Bewohner des Freistaats nie zur Beruhigung kommen ließ. Seitdem die Spanier nach der oben erwähnten Niederlage bei Ayacucho ihre letzte Position, Callao, aufgegeben und das Land geräumt hatten, war Peru zwanzig Jahre lang der Schauplatz der blutigsten Bürgerkriege und Umwälzungen, welche die Entwicklung des Landes aufhielten, den Wohlstand untergruben und im Grunde nicht ein einziges segensreiches Resultat herbeiführten. Die ehrgeizigen und selbstsüchtigen Parteihäupter, die um die Herrschaft stritten, handelten, ohne höheren Zielen nachzustreben, nur aus persönlichen, eigennützigen Motiven. Erst in der Mitte der vierziger Jahre gelang es dem Präsidenten Ramon Castilla ein mehr geordnetes Regiment einzuführen. Als seine Amtszeit vorüber war, erlangte, seit dem Bestehen der Republik zum erstenmal, der gesetzlich gewählte Nachfolger auch wirklich die Staatsgewalt. Doch schon unter diesem Nachfolger, Don José Rufino Echénique (1851), entstanden nicht blos kriegerische Verwicklungen nach außen, sondern auch ein neuer Aufstand im Innern, welcher zur Folge hatte, daß Ramon Castilla aufs neue auf den Präsidentenstuhl gelangte (1855) und ein revidirtes Staatsgrundgesetz einführte. Eine bald nachher entstehende Militärrevolte stellte die Präsidentschaft Castilla's wieder in Frage, vermochte jedoch nicht, diesen zu stürzen. Nichtsdestoweniger erlag Castilla bei der im nächsten Jahre (1861) unter den heftigsten Parteistürmen stattfindenden Präsidentenwahl; indeß gelang es seinen Anhängern, befreundete Männer aus seiner Verwandtschaft ans Ruder zu bringen und ihm in dieser Weise auch für die Zukunft einen be-

deutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu sichern. Und in der That schien in dieser Zeit das energische Auftreten eines klugen, thatkräftigen Mannes nöthig. Die dominikanische Republik hatte sich freiwillig wieder unter die spanische Herrschaft gestellt, General Moreno von Ecuador stand im Verdacht, seine Republik unter das Protektorat Frankreichs bringen zu wollen; am 31. Oktober des Jahres 1861 war von drei europäischen Staaten, England, Spanien und Frankreich, zu London eine Konvention behufs gemeinsamer Intervention in Mexiko unterzeichnet worden, und schon am 8. Dezember des genannten Jahres traf ein spanisches Geschwader vor der mexikanischen Stadt Veracruz ein und forderte dieselbe nicht blos zur Uebergabe auf, sondern gelangte auch in ihren Besitz, — es schien, daß man sich in Europa die Verwirrung der ehemals spanischen Kolonien zunutze machen und die alte Herrschaft wieder aufrichten wollte. Solchen Bestrebungen wendete Castilla seine ganze Aufmerksamkeit und Gegenthätigkeit zu. Von ihm wurde in Lima eine „Gesellschaft der Vertheidiger der Unabhängigkeit" gegründet, und alle seine Bemühungen liefen darauf hinaus, sämmtliche amerikanische Republiken zu einem Bunde mit dem Zweck zu vereinigen, die Doktrin Monroe's (s. oben): „Amerika für die Amerikaner" (in diesem Wahlspruch hatte das sich mehr und mehr steigernde Selbstgefühl der Bevölkerung der Meinung jenes fünften Präsidenten der nordamerikanischen Union, daß Amerika keinerlei Einmischung Europas in seine Angelegenheiten mehr dulden dürfe, Ausdruck verliehen) in ihrer vollen Tragweite auch für Südamerika zur Geltung zu bringen. Bald entstand ein offener, direkter Konflikt zwischen Peru und Spanien, der seine Ursache darin hatte, daß eine aus baskischen Auswanderern bestehende Kolonie in Talambo gewaltsam angegriffen und mißhandelt worden war, ohne daß die peruanische Regierung gegen die Schuldigen eingeschritten wäre. Es erschien deshalb im März 1864 als „außerordentlicher Spezialkommissar der Königin" Salazar y Mazerrado in Lima und forderte Genugthuung. Die peruanische Regierung argwohnte aber unter diesem veralteten Titel eine Erneuerung erloschener Ansprüche und weigerte sich, den Gesandten in dieser Eigenschaft anzuerkennen, wollte ihn vielmehr nur als „konfidentiellen Agenten" (Vertrauensperson) empfangen. Die Folge davon war, daß der spanische Bevollmächtigte den Admiral des inzwischen in den chilenischen Gewässern kreuzenden spanischen Geschwaders, Pinzon, veranlaßte, die guanoreichen peruanischen Chincha-Inseln als Unterpfand für die Entschädigungsforderungen in Besitz zu nehmen. Selbstverständlich bemächtigte sich der Peruaner größter Schrecken, und trotz der Widerrede der sich für einen Seekrieg mit den Spaniern nicht tüchtig genug fühlenden Regierung wurde auf dem Kongreß, nachdem die Minister wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt den Gerichten überwiesen worden waren, der Beschluß gefaßt, „daß alle Mittel angewandt werden sollten, um die Chinchainseln den Spaniern zu entreißen, und daß, so lange sie daselbst stehen würden, in keine Unterhandlung mit ihnen eingegangen werden dürfe."

Die Seele dieser Opposition war Ramon Castilla. Der Präsident, Pezet, hielt sich jedoch reservirt und gewährte den Spaniern, nachdem ein Ausgleichungsversuch, den er unternommen hatte, ohne Erfolg gewesen, volle Entschädigung (1865). Den Gesandten hatte er als „Spezialkommissarius" empfangen. Obgleich aber Castilla, der einen Volksaufstand erregt hatte, überwunden und verbannt wurde, ließ sich doch die Ruhe im Lande nicht herstellen. Die Erbitterung gegen den Präsidenten Prezet war eine außerordentliche, und er wurde schließlich durch die immer mehr um sich greifende Insurrektion, der sich auch die in der Nähe der Hauptstadt gelagerten Truppen anschlossen, im Oktober als „Landesverräther" zur Flucht auf ein englisches Schiff genöthigt. Auch der Widerstand seiner Anhänger wurde gebrochen und in einer Volksversammlung der Leiter des Aufstandes, Oberst Prado, zum Diktator ernannt.

Darauf schloß die Republik Peru mit Chile ein Schutz- und Trutzbündniß und erklärte Spanien den Krieg. Auch die Republiken Ecuador und Bolivia traten bald dem Bunde bei, wodurch der Krieg größere Dimensionen annahm. Admiral Nunez griff mit der spanischen Flotille das chilenisch-peruanische Geschwader in der Ancudbai an und fügte dann (März 1866) der wehrlosen Handelsstadt Valparaiso durch ein mehrtägiges Bombardement großen Schaden bei, hatte aber, wie oben bemerkt, mit der Beschießung der Hafenstadt Callao am 2. Mai keinen Erfolg. Selbst verwundet, trat er mit seinen stark beschädigten Schiffen den Rückzug an, und damit hatte die Blockade der peruanisch-chilenischen Küste thatsächlich ihr Ende gefunden. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß von Fabrik- und Straßengeräuschen auf Menschen und Gebäude. (Schluß.) Jeder, der mit den Gesetzen der Physik einigermaßen vertraut ist, muß zugeben, daß Erschütterungen durch ihre naturgemäße Steigerung in den oberen Stockwerken auch das Gebäude beschädigen müssen, indem sie den Mörtel lockern, gegen die im Gebäude befindliche Spannung ankämpfen und demgemäß Sprünge hervorrufen.

Die beständigen Einwirkungen auf die Sinnesorgane, welche durch „Geräusche" und „Erschütterungen" in großen Städten ausgeübt werden, sind jetzt in höherem Grade in England gewürdigt worden als in Deutschland. Englische Aerzte haben — und gewiß mit vollem Rechte! — in diesen Einwirkungen den Hauptgrund der größeren „Nervosität" des Städters gegenüber dem Landbewohner erkennen zu müssen geglaubt; es unterliegt für jeden Denkenden keinem Zweifel, daß die Arbeit des Dampfhammers ganz in der gleichen Richtung die Gesundheit benachtheiligt; nur noch in viel höherem Grade, als Straßengeräusche: weil das dabei erzeugte Geräusch stärker als diese ist, — weil es zeitweilig durch Ruhepausen unterbrochen wird, — weil es aus einzelnen Schlägen besteht, die sich sehr schnell, nämlich 150 und mehr mal in der Minute auf einander folgen, — weil es endlich von heftigen Erschütterungen begleitet ist, denen man sich nicht zu entziehen vermag.

Man vergegenwärtige sich nun den Einfluß eines Dampfhammers auf Kranke. Der Kranke besitzt weniger Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einwirkungen als der Gesunde. Alle Aerzte und die Aerzte aller Zeiten stimmen darin überein, daß möglichste Ruhe den Verlauf jeder Krankheit begünstigt, die Genesung befördert, — während Unruhe, Störungen irgend einer Art den entgegengesetzten Einfluß haben, also die Krankheit verlängern, die Genesung verzögern oder in Frage stellen. Es ist daher in der Krankenpflege an allen Orten und zu allen Zeiten vorgeschrieben worden, daß man in der Nähe des Kranken nicht laut sprechen dürfe, daß in der Krankenstube keine starken Gerüche vorkommen sollen, das man lautes Auftreten, Zuwerfen der Thüren, Hämmern u. s. w. in der Wohnung des Kranken zu vermeiden habe; — vor dem Hause bedeckt man oft mit Stroh das Straßenpflaster, — ja, selbst die Klingel pflegt bei jeder ernsteren Krankheit unterbunden zu werden, damit nicht ihr Schall den Kranken erschrecke und beunruhige. Was nutzen aber derartige Vorsichtsmaßregeln in einer Wohnung, welche dem tosenden Hämmern und den beständigen Erschütterungen eines im Gange befindlichen Dampfhammers ausgesetzt ist? Vergeblich sucht der Kranke nach schlafloser Nachtruhe. Im Augenblick, wo er einschlafen will, schreckt ihn das aufdringliche Geräusch des Dampfhammers. Kranke, welche an sogenannten nervösen Krankheiten darniederliegen, sind dieser Schädlichkeit in höherem Grade ausgesetzt. Wie werden die Fieberphantasien eines Typhuskranken durch den Dampfhammer angeregt werden! Kinder, welche schreckhafter sind, als Erwachsene, und deren Nervensystem einer sorgfältigeren Behütung bedarf, unterliegen diesen Nachtheilen am meisten; — Wöchnerinnen werden von demselben gepeinigt, und um den ihnen so nothwendigen Schlaf gebracht.

Die Ausführungen Prof. Reclams gipfeln in dem Schlußsatze:

Diese Geräusche und Erschütterungen sind so stark, daß sie nicht nur Nachbargebäude beschädigen, sondern auch Nachtheile für die Gesundheit der Bewohner, neben der Belästigung herbeizuführen geeignet sind und dadurch den Miethwerth der Gebäude herabsetzen.

Auf Grund dieses Reclam'schen Gutachtens wurde die Konzession zum Weiterbetriebe des Dampfhammers seitens der Behörde verweigert, und der Fabrikbesitzer sah sich genöthigt, sein ganzes Etablissement auf das Terrain eines benachbarten Dorfes zu verlegen. Die Bedeutung dieser Kundgebung des rühmlichst bekannten Gelehrten reicht über den Spektakel, welchen die Bewegung bot, weit hinaus. Reclam selbst wünscht eine Reform der Baugesetzgebung, welche auf die Bestimmung hinauszulaufen hätte, daß ein Dampfhammer durch mindestens 12—15 Meter Gartenland von jedem bewohnten Grundstücke getrennt bleiben müsse. Aber das genügt nicht im entferntesten, auch abgesehen von dem Umstande, daß die 12—15 Meter weite Entfernung das starke Geräusch, welches ein Dampfhammer verursacht, nicht verhindern wird, den Nachbarn auf das höchste lästig zu fallen. Neben dem Dampfhammerspektakel schreien noch hundert andere Geräusche aus den Fabriken ohrzerreißend und nervenzerrüttend gen Himmel, und wenn gewisse Fabrikanlagen die Ohren und Nerven mit peinigenden Geräuschen verschonen, so malträtiren sie desto eifriger Nasen und Lungen mit üblen Gerüchen, gesundheitsschädlichen Gasausströmungen und lungenfressendem Staube. Mit letzteren Attaken auf Gesundheit und Leben hatte nun freilich Prof. Reclam in vorliegendem Falle nichts zu schaffen; auf die abscheulichen Straßengeräusche, welche die bestgelaunten Menschen zeitweilig zum Griesgram, arbeitsame, denkfleißige Leute stunden- und tagelang arbeitsunlustig und denkschwerfällig machen, auf diese ist er selber eingegangen. Sie hatten ihm den Wunsch in die Feder diktirt, die städtischen Behörden Leipzigs möchten allgemach für besseres Pflaster sorgen. Dieser Wunsch ist sehr bescheiden. Schreiber dieser Zeilen ist es weniger: er verlangt, daß mit dem System der landesüblichen Steinpflasterung überhaupt gebrochen und — auch allmählich, weil es nicht anders geht — ein weniger spektakelfrohes Pflaster, Asphaltirung und Macadamisirung, wie in Paris und anderwärts, bevorzugt werde. Die Nervosität unserer städtischen Bevölkerung ist heutzutage schon ein entschieden krankhafte, sie hat schon manches Familienglück zerstört, manche schlechte Kindererziehung auf dem Gewissen; sie hilft die Konflikte mit dem Strafgesetzbuch vermehren und die Gefängnisse übervölkern; sie raubt dem einzelnen ein gut Theil seiner Arbeitskraft und seines Frohsinns und belästigt die Gesellschaft, wie ein Knüppel am Beine, bei ihrem Fortschreiten zu Wohlergehen und Gesittung. Ich meine, wir brauchen nicht erst des eingehenderen über jene in ihren Wirkungen unberechenbare, in ihren Aeußerungen peinlichste Nervosität sprechen, welche in den höheren Regionen der Gesellschaft wie gewitterschwangere Elektrizität nicht nur wetterleuchtet und donnert, sondern oft genug eingeschlagen und Völkerbrände gestiftet hat. Gewißlich ist die Ursache solcher Nervenkrankheit nicht blos das Steinpflaster unserer

Straßen, wie ihre Ursache auch nicht blos das Edelgestein und Edelmetall ist, mit welchem die Wege in den fraglichen Sphären gepflastert zu sein pflegen, aber das ordinäre Pflastergepolter ist eine der gewichtigeren Ursachen davon, und es gibt uns allen Grund, Tag und Nacht auf Abhülfe zu sinnen und energische Maßregeln dazu zu ergreifen. Also mit den Fabriken möglichst ganz fort aus der Nachbarschaft menschlicher Wohnungen und mit dem ohren- wie schuhsohlen-, nerven- wie wagenräderstrapazirenden Steinpflaster fort aus den Städten. Die Leser werden zu fragen geneigt sein, ob hier nicht auch ein Wort einzulegen am Platze wäre für Ohren und Nerven der Fabrikarbeiter, die dem Höllenspektakel ihrer Werkstattumgebung ja viel näher, als die nichtfabrikarbeitenden Nachbarn sind und ihm noch viel weniger zu entrinnen vermögen. Sie haben nicht ganz unrecht, aber für die Sinnesorgane der Fabrikarbeiter dürfte die von Reklam erwähnte Thatsache der Gewöhnung an unausgesetzt hörbare Geräusche in Kraft treten. Bei der Arbeit selbst nehmen die außerhalb wenig oder garnicht wahrnehmbaren schwächeren Geräusche die Gehörwerkzeuge gefangen und stumpfen ihre Empfindlichkeit wohl auch gegen die zeitweilig stärkeren in hohem Grade ab; die Fabrikarbeiter haben nicht nöthig, ihre Gedanken auf Ideenkreise zu konzentriren, die mit der Ursprungsstätte des Spektakels und der Fabrik garnichts zu schaffen haben, — das sind Vortheile, welche sie vor den Bewohnern der Nachbargebäude offenbar voraus haben, welche aber noch keineswegs die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Untersuchung ausschließen, inwieweit auch des Fabrikarbeiters Nervensystem und seine Gesundheit im allgemeinen unter dem Fabrikspektakel leidet und auf welche Weise ihm etwa Abhülfe und Schutz gebracht werden könnte. xz.

Die Mysterienspiele des Mittelalters und das Oberammergauer Passionsspiel. (Bild Seite 400—401.) Im Sommer des Jahres 1880 wird das „Leiden Christi" in Oberammergau (Bayern) gefeiert. Friedliche Landleute haben in ihren Bergen, ungehindert von der allzerstörenden Kultur, das Passionsspiel des Mittelalters bewahrt und vervollkommnet. Es ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes, den Gang der Entwickelung dieser dramatischen Darstellungen aus der römischen Welt in die der anderen Kulturvölker, namentlich der Germanen, zu verfolgen und jene traurige Epoche der Schauspielkunst zu schildern, in welcher sie sich noch nicht des Vortheils der Befreiung von dem Gewissensdruck der Pfaffen erfreute. Der römische Luxus und das Schaugepränge seiner kirchlichen und theatralischen Aufzüge ging nach der Zerstörung des Reiches durch innere Fäulniß und äußeren Anprall der Völkerwanderung nicht völlig zu Grunde, sondern wurde vielmehr von den germanischen Erben Roms, sowohl in der Metropole wie in den Provinzen nachgeäfft. Die blutigen Fechterspiele wurden in Arles und Nimes von den Galliern und in Trier von den Franken Jahrhunderte lang nach dem Falle Roms gepflegt. Das Antike sollte aber auch in anderer Weise konservirt werden. Der Menschengeist muß nämlich beständig eine Lösung des Welträthsels suchen, und jede Lösung des Welträthsels muß beständig scheitern, sodaß er gleich dem Eichhörnchen im Rade nicht weiter kommt. Nachdem sich die Verherrlichung der gesteigerten Genußfähigkeit, in welcher sich die antiken Dichter und Philosophen so wohlgefielen, überlebt hatte, versuchten es die neuen christlichen Volksbeglücker mit der Entsagungstheorie. Sie gossen aber neuen Saft in alte Schläuche, denn trotz der Feindschaft des „entsagenden" Christenthums gegen das „genießende" Heidenthum ward das — Theater der Alten als Propaganda für das Christenthum benutzt. Der Kirchenvater Gregor von Nazianz verfertigte 400 Jahre nach Christi Geburt mit Zuhülfenahme der griechischen Dichter Euripides und Aeschylos sein Mysterienstück „Das Leiden Christi". Mysterien wurden derartige Stücke genannt, weil ihre Sprache, die lateinische, den Laien, dem Volk, unverständlich war. Sie wurden in der Kirche gespielt und bildeten Theile des Gottesdienstes, der durch den Heiligenkultus auch allmählich wieder heidnisch wurde. Der Hochaltar mit seinen Seitenthüren und die Krypta (Gruft) gaben ein dem griechischen ähnliches Theater. Wechselgespräche und Wechselgesänge, Responsorien und Antiphonarien, heute noch des Hauptbestandtheil der katholischen Liturgie, bildeten ihre Form. Sie begannen um Mitternacht; das mystische Dunkel stellte gleichsam die Heidenzeit und die Zeit vor Christo dar, die Morgenzeit fiel mit der Geburt Christi zusammen, die Mittagszeit des andern Tages konnte die Abendmahlzeit darstellen. Daraus erhellt, daß unsere frommen Vorfahren starke Nerven haben mußten, um eine „heilige" Tetralogie à la Richard Wagner über sich ergehen zu lassen. Ob in den Zwischenakten Würste und Bier verabreicht wurden, wie heute in Oberammergau, haben uns die Chronisten jener längst entschwundenen Tage zu melden verabsäumt. Die vollständige zwölfstündige Litanei ward in die Stücke aufgenommen, gewissermaßen eine Nachbildung des Chores der Griechen. Diese langstieligen dramatischen Genüsse wurden nur an Sonn- und Festtagen aufgetischt, damit das steuerpflichtige Volk nicht von der Arbeit abgehalten wurde. Am Osterfeste ward die Auferstehung Christi von Priestern in der Kirche dargestellt, am Pfingstfeste die Offenbarung des heiligen Geistes, an einem andern der bethlehemitische Kindermord, Weihnachten brachte die Hirten und Engel, Epiphanias das Dreikönigspiel, noch heute in vielen katholischen Gegenden von Kindern vorgeführt. Bald ließ das Bedürfniß des besseren Verständnisses die lateinische in die deutsche Sprache verwandeln, doch so, daß das Gesungene lateinisch, das Gesprochene deutsch ausgedrückt ward. Von dem „mysteriösen" Brimborium konnte man sich aber doch nicht ganz emanzipiren, der Titel des Stückes und die technischen Bezeichnungen blieben lateinisch; es haben sich solche bis auf die neueste Zeit auf der Bühne aller Kulturvölker erhalten. Beweis davon die internationalen Ausdrücke Aktus und Szene. Die Nachahmung der griechischen Bühne in der christlichen Kirche nahm mit der Zeit immer größere Verhältnisse an, der dreithürige Hochaltar wird gleich der Szenenwand, Stufen rechts und links führen zur Kirche wie in die hellenische Orchestra; der Chor befindet sich oben gleich dem Theologeion der Griechen. Die Osterspiele bildeten sich auf breiterer, doch immer mehr profaner (weltlicher) Basis aus. Die ritualen Textstellen wurden zwar noch immer lateinisch gesungen, wurden aber immer mehr von dem deutsch gesprochenen Wort verdrängt. Der eigenthümliche Geist des deutschen Volkes, „der keine Sonderung der Gattung zuließ", und immer mehr die römischen Fesseln abstreifte, brachte aber bald die ihm charakteristische würzige Laune in das Schauspiel. Es erscheinen Boten, Wächter in verzerrter Weise. Vor allem der Teufel mit Pferdefuß und Schwanz, eine Erinnerung an die Dionysosfeste, später die Personifikation des Volkswitzes, Hanswurst genannt. Alles zu seiner Zeit! Respekt vor dem später so verpönten Hanswurst. Seine derben Späße haben die lateinischen Heiligen von der deutschen Bühne vertrieben. In dieser Fassung konnte der Klerus das Schauspiel in der Kirche nicht mehr dulden und so ward es nun auf einer öffentlichen Schaubühne mit einem Loche im Hintergrunde als Hölle und einem Holze, Zinne genannt, als Himmel, über dem Theater dargestellt. Man konnte auf sie das Goethe'sche Wort anwenden: Vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Frankreich, welches seit jeher ein besonderes Geschick zum Theaterspielen hatte, ging allen anderen Ländern Europas mit dem Beispiel voran, den rituellen Inhalt der Mysterien auf dramatischer Grundlage zu verbreitern und die eingeschobenen Volksfiguren immer weltlicher agiren zu lassen. Bei den schmalen Straßen und beschränkten Plätzen der Städte des Mittelalters mußte man bei Errichtung des Bühnenbaues die geräumigen Kirchhöfe oder Klosterhöfe ins Auge fassen, weil wegen der Unsicherheit ein Bauplatz außerhalb der Stadtmauer gar nicht in Betracht kam. Den Franzosen, welche die Dreitheilung der Bühne am entwickeltesten durchführten, dienten die alten römischen Theater zum Vorbilde. Das heutige südliche Frankreich, damals die souveräne Provence, ist die Heimat der Passionsspiele, welche von hier aus ihren Weg nach der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel, nach Deutschland und England, ja selbst nach Skandinavien nahmen. In jedem Lande modelte sich der Zuschnitt der Mysterien nach dem Volkscharakter. Während z. B. „Das Leiden Christi" in Spanien unverfälscht blieb und Ausschreitungen des Fanatismus herbeiführte, die nicht selten Ketzern und Ungläubigen das Leben kosteten, wurde in Frankreich der biblische Stoff immer mehr mit zeitgemäßen Verzierungen umrankt, welche schließlich dem leichtlebigen Völkchen zur Hauptsache wurden. Die Veranstalter der „heiligen Komödien", unter welchem Titel diese sonderbaren Dramen im fünfzehnten Jahrhundert bekannt waren, sind seit den frühesten Zeiten die Dominikanermönche gewesen. Diese fahrenden Prediger, Ablaßkrämer und Schauspieler zogen mit ihrem Troß von Land zu Land, von Ort zu Ort, und schlugen ihre dreitheilige Bühne in Deutschland zuerst in Eisenach auf. Das Jahr dieser Theatervorstellung hat uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt. Im Jahr 1492 folgten diesem Beispiel die Schüler des St. Bartholomäusstiftes auf dem Liebfrauenberg in Frankfurt am Main. Der gewissenhafte Chronist der ehrsamen Stadt Frankfurt hat uns den Namen des „rührenden" Mysteriums aufbewahrt; es hieß die „Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen" und war von Frankreich importirt. Freie und Hörige, Pfaffen und Laien strömten herbei, um die klugen und thörichten Jungfrauen agiren zu sehen. Seit Hussens Verbrennung in Konstanz (1415) hat man nicht so ein lustiges Treiben gesehen, behauptet die naive Stadtchronik. Zugleich erzählt sie, daß die Fürbitte der Maria für die thörichten Jungfrauen auf den Landgrafen von Thüringen einen solchen Eindruck machte, daß er an den Folgen starb. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Verlag von W. Fink in Leipzig. — Druck der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 35. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Man war inzwischen zum Thee übergegangen, Arvenberg hatte die verheißenen Süßigkeiten bekommen und der das ganze Zimmer erfüllende Tabaksqualm war von jener Intensität, die mit dem Säbel durchhauen sein will. Nach Mitternacht beschloß man denn auch, die Sitzung aufzuheben und noch nach einem benachbarten Café zu gehen, da Wendt doch mindestens eine Stunde lang lüften müsse, und möglichst geräuschlos setzte sich die kleine Karawane unter Vortritt des Wirths, der sich mit einer brennenden Kerze bewaffnet hatte, treppab in Bewegung; selbst der Maler machte seinem Ingrimm über die ausgetretenen Stufen nur flüsternd Luft und erst auf der Straße sagte er laut:

„Das nächste mal kommt ihr aber zu mir — ich muß sagen, daß ich wenig Lust habe, diesen Thurm je wieder zu besteigen. Daß Wendt toll genug war, sich in diese Wohnung in der Nähe der Wolken zu verlieben, wundert mich nicht — es wäre mir aber von Interesse, seine Gesinnungs- und Geschmacksgenossen kennen zu lernen."

„Lauter Junggesellen — und zwar alte!" erwiderte Wendt; „das Haus gehört einer alten Frau, die im ersten Stock mit ihrem Dienstmädchen wohnt und nur an Garçons vermiethet. Ich war ihr eigentlich noch zu jung, noch nicht gesetzt genug, doch habe ich ihr eine so ausschweifende Schilderung von der Solidität meines Charakters und der Tadellosigkeit meiner Sitten entworfen, daß sie endlich, wenn auch mit halbem Widerstreben, einwilligte; ich wohne eigentlich nur auf Probe und wenn ich ihr Wohlwollen verscherze, muß ich meine doch gewiß originelle Bude sofort wieder räumen."

Im Café hätte man als zufälliger Beobachter die Bemerkung machen können, daß jeder von seinem Zucker ein oder zwei Stückchen stillschweigend und wie gewohnheitsmäßig Lindner zuschob, der diesen süßen Tribut ebenso stillschweigend und gewohnheitsmäßig in seine Westentaschen versenkte. Die befremdliche Manipulation erhielt aber bald ihre vollständige Aufklärung durch Wendt, der lachend fragte:

„Nun haben Ihre Zeisige, Finken u. s. w. wohl wieder für acht Tage Vorrath?"

„Gewiß," replizirte Lindner, „aber es wird mir immer ganz Angst, wenn Sie meine Vögel aufzählen — lassen Sie das, ich bitte; Sie können ja kaum einen Sperling von einer Lerche unterscheiden."

„So wenig, wie Sie Hammelbraten von Truthahn," gab Wendt den Stich zurück und ein solcher Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen wog in seinen Augen unendlich schwerer. Es ging in der That die dunkle Sage, der Herr Apotheker und Chemiker habe sich bei einem Diner Hammelbraten für Truthahn aufreden lassen, eine Anekdote, welche Wendt für die beste und klassischste erklärte, die er in seinem ganzen Leben gehört.

Der Sturm hatte nachgelassen, aber die Straßen waren dennoch still und todt, als die kleine Gesellschaft sich vor der Thür des Café's trennte und nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstob, denn es ging bereits auf zwei und die Polizeistunde war vor der Thür. Es ging regelmäßig so, eine Thatsache, die ein etwas bedenkliches Licht auf die Gewohnheiten der jungen Leute wirft, indessen mußten dieselben ja schon als eine Art „Bohème" geschildert werden, und es kann ihnen in den Augen des Lesers keinen großen Schaden mehr thun, daß sie den Schlaf vor Mitternacht keineswegs für nothwendig oder auch nur heilsam hielten. Der Maler, der allerdings gegründete Ursache hatte, sich für eine solche Philosophie zu entscheiden, wies gern und mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Beredtsamkeit nach, daß die Menschen in zwei Klassen zerfielen, in Tag- und Nachtmenschen; für die letzteren beginne mit der Dämmerung eigentlich erst die Lebensthätigkeit, und er gehöre in diese Kategorie und könne sich auch nur für Menschen erwärmen, die erleichtert aufathmen, wenn die Schleier der Dämmerung niedersinken auf die verstummende Welt.

* * *

Die nächste Versammlung fand also in der Wohnung des Malers statt, die allerdings in einem auffallenden Gegensatz zu der des noch studentischen Gewohnheiten fröhnenden jungen Juristen stand. Ein altes, palastähnliches Haus mit breiten Fluchten hallender steinerner Treppen und jener behaglichen Raumverschwendung, welche noch die Bauten des achtzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Das Zimmer war sehr groß und wenn man in die tiefen Fensternischen trat, hatte man einen freien Ueberblick über den Markt, dessen typenreiches, buntes Getriebe dem Maler außerordentlich sympathisch war. Das hervorragendste Möbel war ein mächtiges Himmelbett mit grünen Vorhängen und Wendt hatte schon wiederholt die Befürchtung ausgedrückt,

daß in dieser Riesengruft, die zur Noth den ganzen Freundeskreis aufzunehmen vermöge, die kleine, schmächtige Gestalt des Malers eines Tages spurlos verloren gehen werde. Auch die übrige Einrichtung zeigte das Bestreben, einen gewissen malerischen Pomp herzustellen, dagegen war in der ganzen Wohnung nur ein größeres Bild zu entdecken — eine Maria mit dem Kinde, die aber niemandem imponiren wollte; die Glorie der himmlischen Verklärung umfloß weder die Madonna, noch ihre fleischigen Bambinos. Reinisch war angeblich Historienmaler, wer ihn aber in seinem Künstlerheim aufsuchte, der fand ihn regelmäßig beim Entwerfen von Bildern zu „Tausend und eine Nacht“ oder zu Casanovas „Memoiren“, von denen er freilich mit Achselzucken und mit großer Geringschätzung sprach, die ihm aber doch, wie es schien, allein die Existenz sicherten; vor einer Leinwand hatte ihn noch niemand gesehen.

Man war diesmal pünktlicher und alles war gespannt auf des Malers Liebesgeschichte, er aber schien sein Versprechen gänzlich vergessen zu haben, und als er von Born, der nicht länger an sich halten konnte, da er unablässig auf der Stoffjagd war und hier halb und halb einen Stoff für ein modernes Drama witterte, eifrig an dasselbe erinnert ward, machte er ein ziemlich mißmuthiges Gesicht und sagte endlich zögernd:

„Kinder, erlaßt mir das lieber und entbindet mich meines Versprechens; ich habe es in der Uebereilung gegeben und bin eben wieder einmal unbesonnen gewesen; der schwarze Gentleman hole diese Uebereilungen, die ich alter Knabe mir doch wahrhaftig abgewöhnt haben könnte!“

Energischer Protest von allen Seiten; Born bekam vor Eifer einen ganz rothen Kopf.

Aber Reinisch ließ sich nicht beirren und plaidirte weiter:

„Ich habe da mancherlei verblichene Erinnerungen wieder aufgefrischt, was ich so ziemlich verschmerzt hatte, geht mir fast wieder so nahe wie einst, kurz, ich würde einen schlechten Erzähler abgeben — laßt die ganze Geschichte lieber begraben sein.“

Da erhob sich Arvenberg und erklärte:

„Lieber Reinisch, das ist nur eine Kriegslist, ein Manöver, das unsere berechtigte Neugierde zur Ungeduld steigern soll — wir bestehen auf unserm Schein; machen Sie also die Sache kurz und sperren Sie Sich nicht länger!“

Diese Auffassung wurde so allseitig getheilt, daß der Maler mit einem mehr geknurrten, als geflüsterten: „So sei's denn — die Folgen auf euer Haupt!“ seinen aussichtslosen Widerstand aufgab und nach einigem Kramen in einer Kommode, in der eine wahrhaft geniale Unordnung herrschte, eine Mappe zum Vorschein brachte, aus der er eine ganze Reihe von Skizzenblättern nahm. Dieselben wie ein Spiel Karten nachdenklich und eigenthümlich bewegt in der Hand ordnend, sagte er:

„Da habt ihr ihn also, meinen jungen Charakterkopf, den apartesten, der je auf einem geschmeidigen und doch trotzigen Nacken saß. Seht ihn euch nur ordentlich an — ihr werdet dann begreifen, daß ihr alle miteinander, so respektable Eigenschaften ihr auch besitzt, mir diesen einen Menschen nicht ersetzen könnt.“

Man sah die Bilder, die sämmtlich denselben jugendlichen Kopf, dasselbe regelmäßige, edle, wenn auch nicht auffallend hübsche Gesicht wiedergaben, durch und der Jurist meinte schließlich kühl:

„Ohne Zweifel ein hübscher Junge, aber — ein Schauspieler, wie ich glaube, denn ein anderer Mensch bringt es doch nicht fertig, seine Gesichtsmuskeln zu jedem beliebigen Ausdruck zu zwingen und jetzt von Glück und Uebermuth zu strahlen und dann wieder tief melancholisch dreinzuschauen, als gebe es für ihn keine Freude mehr auf Erden.“

Das war freilich eine harte Anschuldigung und die Trockenheit, mit der sie hingeworfen ward, reizte den Maler noch mehr und er erwiderte mit einem Anflug von Bitterkeit und Schärfe:

„Ich hätte mir's ja denken können, und das war auch ein Grund, weshalb ich meine Bilder und Briefe und meine ganze Geschichte für mich behalten wollte. Die Sache ist nur die, daß Curt von Blenkheim das gerade Gegentheil eines Schauspielers war, daß er nicht die mindeste Herrschaft über seine Züge besaß und daß sein Gesicht der Spiegel war, aus dem man jeden Affekt seiner Seele deutlich ablesen konnte. Und da er eine reizbare, empfindliche, stolze und ungeduldige Seele besaß, da ein Nichts, ein hingeworfenes Wort, eine auftauchende Erinnerung, ein in ihm aufsteigender Gedanke hinreichten, seine Stimmung aus der heitersten und friedlichsten in die düsterste und gespannteste zu verwandeln, so könntet ihr euch, wenn ihr Maler wäret, wohl vorstellen, wie, ihm selber unbewußt, der Ausdruck seines Gesichts im Lauf einer Stunde die überraschendsten, jähsten und vollständigsten Wandlungen durchmachte, ihr begrifft aber auch, daß dieses ausdrucksvolle Gesicht, dieser klare Spiegel eines ewig bewegten, von den süßesten und bittersten Empfindungen beherrschten Innern, für mich ein köstlicher Fund und mein geheimes Entzücken war. Es war vielleicht eine Sünde, aber ich hoffe, die Kunst wird mir Absolution für dieselbe auswirken — ich habe so manches mal dem Gelüst nicht widerstehen können, diese gehorsamen Gesichtsmuskeln förmlich exerziren zu lassen. Während einer Rast nach langer Wanderung das von reiner Freude an der Natur, für die er den angeborenen Künstlerblick hatte (wie ihm denn gar vieles angeflogen war, was wir andern erst mühsam lernen müssen), förmlich verklärte Gesicht durch eine von den Bemerkungen, aus denen er auf meine sittliche Abgestumpftheit, wo nicht Verwilderung schloß, — und ich nahm ihm nie etwas übel, auch solche Offenherzigkeiten nicht — zu einem ganz andern zu machen, dieser Versuchung konnte ich selten widerstehen. Es war dann immer, als lege sich ein Schatten über das liebe, offne Gesicht, die feinen Nasenflügel blähten sich, die langen Lider sanken über die großen, dunkeln Augen, die inneren Brauenhärchen sträubten sich unmuthig und die Lippen des feingeschnittenen Mundes, der mich immer an den eines Kindes erinnerte und den Gedanken, er könne je einen Kuß von unreinen Lippen dulden oder gar erwidern, zu einem seltsam unbehaglichen, ja peinlichen machte, schlossen sich herb und fest aufeinander. Selbst die Stimme unterlag dann einer Wandlung ganz eigner Art. Wenn er über Dinge, die ihn interessirten und ihm sympathisch waren, sorglos mit mir plauderte, hatte sie einen ganz eigenthümlichen Wohllaut, der ihm alle Kinder zu Freunden machte — reizte ihn irgend etwas zum Widerspruch, so nahm sie kurze, scharfe, ich möchte sagen: stählerne, Accente an oder sie wurde eigenthümlich tonlos und fast dumpf. Natürlich schreibt ihr das wieder auf Rechnung meiner an Manie grenzenden Vorliebe für meinen Helden, ich kann euch aber zuschwören, daß ich diese Stimme aus hunderten herausgehört hätte und daß ich ihm alles Ernstes den Rath gab, sich bei etwaigen geheimnißvollen Liebesintriguen weder auf die nächtliche Dunkelheit noch auf die sorgfältigste Verkleidung zu verlassen, sondern vor allem seine Stimme zum Flüsterlaut zu dämpfen; wer dieselbe einmal gehört, erkenne ihn sofort wieder, selbst auf eine ganz anständige Entfernung; diese Stimme war nämlich so, daß er beim Vorlesen den Ton nicht im geringsten zu heben brauchte, um mit jeder Silbe im entferntesten Winkel eines schon recht geräumigen Saals verstanden zu werden. Und wollt ihr mir nicht glauben, so berufe ich mich auf das Zeugniß einer böhmischen Gräfin, einer gefeierten Schönheit, die Männer jeden Schlags zu ihren kleinen Füßen gesehen hatte und schon als sachverständig gelten durfte. Als einmal in ihrem Beisein von der eigenthümlichen Kälte des jungen Hannoveraners die Rede war, kräuselte ein so vielsagendes und so unsäglich spöttisches Lächeln die rothen, vollen Lippen, sie zuckte mit so ausdrucksvollem Schweigen die weißen vollen Schultern, daß ich sie mit einem Lächeln des Einverständnisses ansah, und dann flüsterte sie mir hinter ihrem spitzen- und federbesetzten Fächer zu: „Möchte man nicht denken, sie seien sammt und sonders taub? Wer ihn nur einmal freundlich hat reden hören — nicht blos höflich — der sollte doch wissen, daß er hinreißend lieb sein muß, wenn er sich aufs Schmeicheln und Bitten legt, und wenn er das noch nicht versteht, so wird er's eines Tages lernen, und ich habe fast Lust, die zu beneiden, die in der Stille ihres Boudoirs solche Laute von ihm vernimmt. Ich bin ja völlig objektiv, das aber weiß ich, daß er im Grunde seines Herzens ein Schwärmer ist, der, wenn er liebt, an die Ewigkeit und Unveränderlichkeit seiner Liebe glaubt, kurz, einer von den wunderlichen, gefährlichen Menschen, denen zu Liebe eine Frau die ärgsten und nicht wieder gut zu machenden Thorheiten begeht, die verhängnißvollsten Unbesonnenheiten, die sie bei einem Backfisch belächeln würde.“ — Ich erwiderte ihr lächelnd, ob sie, die Siegverwöhnte, nicht den Versuch machen wolle, jene erste zu sein, die ihm das Bitten lehre, sie aber sah mich überlegen, fast spöttisch an, als wollte sie fragen, ob sie die Frau sei, sich einen solchen Rath erst geben zu lassen, und sagte dann, ihren geheimen Gedanken laut weiterspinnend: „Mein Herr, Sie träumen — Männer, wie dieser junge Hannoveraner, verlieben sich nicht in eine Frau von Welt und das ist ihnen nicht einmal zu verdenken — sie erhalten zu wenig für das, was sie zu bieten haben.“ Uebrigens war es auch diese weiche, biegsame, einschmeichelnde Stimme, die ich freilich noch lieber hatte, wenn sie in verhaltener

Erregung leise, kaum merklich vibrirte, die mich zuerst auf dieses im besten Sinne vornehme Menschenkind aufmerksam machte. Ich schlenderte einmal spät nach Mitternacht um die Promenade; es war ganz dunkel und die Linden dufteten förmlich berauschend, da hörte ich nicht weit vor mir zwei Herren sich ziemlich laut und angelegentlich unterhalten und die eine Stimme und ihre frische Herzlichkeit fesselte sofort meine Aufmerksamkeit. Ich mußte unwillkürlich denken: „Dir möchte man stundenlang zuhören, rein der Freude am Wohlklang deiner Stimme wegen.“ Es ärgerte mich fast, als ich bemerkte, daß der, dem diese Stimme gehörte, Uniform trug — welche, konnte ich nicht sagen, da es von jeher zu meinen Wunderlichkeiten gehörte, nicht den geringsten Blick und nicht das geringste Gedächtniß für Uniformunterschiede und Rangabzeichen zu haben, ich bin eben dem zweierlei Tuch nie sonderlich grün gewesen und das Kriegshandwerk war mir immer ausbündig verhaßt. Nun, es blieb bei dem flüchtigen Eindruck, — die Herren bogen in eine Straße ein und ich vergaß die Stimme wieder, d. h. ich dachte nicht wieder an ihren Besitzer, denn als ich Monate nachher eine Gemäldeausstellung aus dem Privatbesitz der böhmischen Großen besuchte — es war eine Galerie czechischer Schönheiten darunter, die euch nicht wieder losgelassen hätte — fuhr ich fast herum, als ich plötzlich hinter mir dieselbe Stimme vernahm. Sie gehörte also wirklich einem Offizier, der einem Kameraden einzelne Bilder erläuterte und ihre Schönheiten und Mängel nachwies, und er entwickelte dabei, ohne sich gerade auf die Anwendung unserer technischen Ausdrücke zu steifen, so viel feines Gefühl und ein so zutreffendes und richtiges Urtheil, daß ich ehrlich neugierig wurde, diesen absonderlichen Kriegsknecht kennen zu lernen. Der Zufall that mir den Gefallen, diesem Wunsche entgegenzukommen; ich konnte, als zwischen beiden Herren eine Meinungsverschiedenheit über die Nationalität eines Malers entstand, positive Auskunft ertheilen, ein Wort gab das andere und bald waren wir im lebhaftesten Geplauder, das später in einem benachbarten Café fortgesetzt ward und zum Kartentausch führte; „Oberleutnant im k. k. Geniekorps“ las ich, und das war mir merkwürdig lieb — diese gelehrte Waffe, die es nicht mit Säbel, sondern mit Zirkel und Reißschiene zu thun hat, vertrug sich ja am ehesten mit meiner keimenden Sympathie für den jungen Offizier.

Wir hatten uns getrennt, ohne einer erneuten Begegnung irgendwie Erwähnung zu thun — ich hatte aus einer Art von ehrgeizigem Trotz nichts sagen mögen und die Annäherung lustiger Weise von dem viel jüngeren Manne erwartet; hinterher sah ich mein Unrecht ein, aber es verdroß mich doch, daß ich mich immer wieder dabei ertappte, unwillkürlich den Weg nach dem Café einzuschlagen, das ich sonst nie besucht und das eine merkwürdige Anziehungskraft für mich gewonnen hatte, seit ich, wie ich mir ja gestehen mußte, im stillen hoffte, meinen Offizier hier wieder zu finden, wie oft auch diese stille Hoffnung enttäuscht ward. Welche Malicen ich mir selber sagte, so oft ich mir diesen geheimen Beweggrund eingestanden hatte und welche massiven Invektiven ich dem weitgewanderten alten Kerl an den Kopf warf, der auf dem besten Wege schien, sich in ein liebesieches Pensionatsbackfischchen zu verwandeln, mögt ihr euch selber ausmalen. Ich schwelgte zuweilen förmlich in spöttischen Anzüglichkeiten gegen mich selber und doch widerstand ich nur schwer der Versuchung, den jungen Mann unter einem beliebigen Vorwand in seiner ja leicht zu ermittelnden Wohnung aufzusuchen, und ich konnte eine Regung lebhafter Freude nicht unterdrücken, als ich seiner eines Tags ganz unerwartet auf der Promenade ansichtig ward. Er trabte, ohne der Vorübergehenden zu achten, rasch vorüber, auf einem prächtigen Rapphengst, dessen Schweif fast den Boden fegte, und ich hatte meine Freude an dem schlanken Ebenmaß der jugendlichen Gestalt, die nichts Robustes hatte und doch wie ein Centaur zu Pferde saß, und an der leichten Röthe, welche das halb sanfte, halb kühne Gesicht färbte. Dieses Gesicht war eigentlich auffallend blaß, aber es war das eine energische Blässe, die durchaus nicht den Eindruck der Krankhaftigkeit machte und die wohl auch viel weniger in die Augen gesprungen wäre, wäre sie nicht durch das fast schwarze leicht gelockte Haar, die großen dunkelbraunen Augen unter den schwarzen Brauen und den dichten, seidenweichen, kohlschwarzen Schnurbart, der keck, fast ein wenig kokett, auf der Oberlippe saß, in effektvoller Weise hervorgehoben worden.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

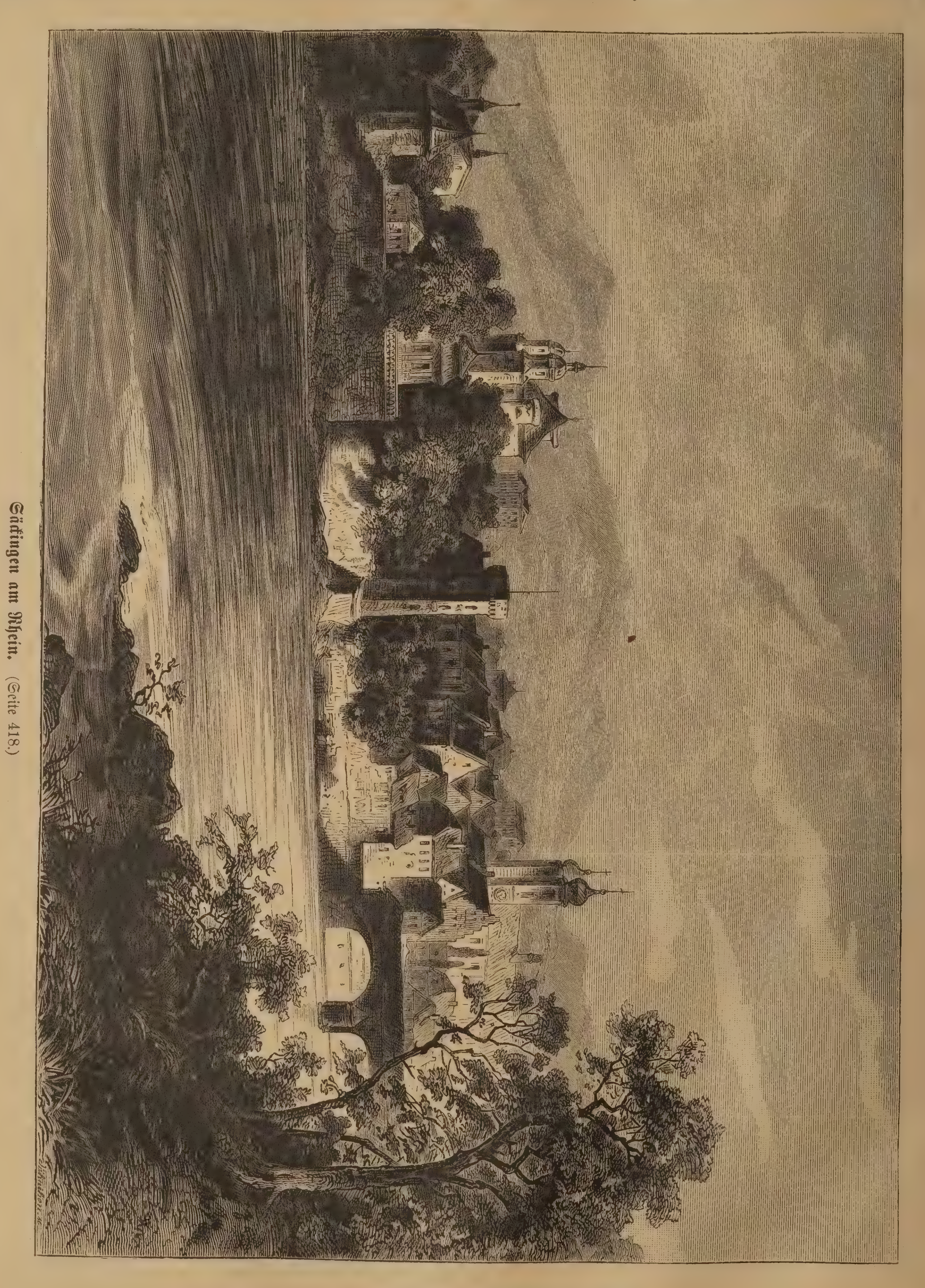
(Fortsetzung.)

Von den Revolver-Journalisten wirst Du schon gehört haben. Auch diese sind mir nicht unbekannt geblieben. Sie wandern herum, wie die Hochstapler; man sieht ihnen ihr Gewerbe nicht auf den ersten Blick an, — langsam nur strecken sie und zur rechten Zeit mit einem verführerischen Lächeln ihre Krallen aus. Und gibt man nicht, was sie wünschen, so kratzen sie nicht gleich, sondern ziehen sich, wie gekommen, wieder langsam zurück, wieder lächelnd, aber dabei bemerkend: „Sie werden es bedauern, meine einfachen und billigen Propositionen nicht angenommen zu haben.“ In kleinen versteckten Notizen, die durch die Hände des Reporters, der mit sechs Pfennigen die Druckzeile bezahlt erhält, an den Setzkasten wandern, fast nichtssagend, nie beleidigend, aber immer verdächtigend, wissen sie sich zu rächen; fein ist das Gift, aber es wirkt. Nach jedem Atom des verspritzten Giftes sondiren sie von neuem den Zustand ihres Opfers, und mit kunstvollem Raffinement wissen sie zu steigern oder zu schwächen. Derartige Manöver findet das Publikum amüsant und geistreich, aber der allgemeine Kredit, das gegenseitige Vertrauen geht dabei verloren, und schließlich bildet sich auch unter der Menge der Journalisten die Sentenz aus: Es gibt Journalisten, die gefährlicher als Seeungeheuer sind! — Mit mitleidigem Lächeln denke ich noch an die Zeit meiner Jugend, wo ich mit Ehrfurcht ein Zeitungsblatt in die Hand nahm; wo ich den Inhalt einer Zeitung, besonders unsres offiziellen Wurstblättchens, als den Ausfluß einer höheren Offenbarung betrachtete! — Ich schicke Dir unter Kreuzband ein schätzbares Werk über „die deutschen Zeitschriften“ von H. Wuttke, da ich nicht Lust und Beruf besitze, Dir eine eingehende, auf Thatsachen beruhende Schilderung der Verwilderung der Presse zu geben. Es wird sich gewiß noch im Laufe der Zeit Gelegenheit genug finden, auf dieses unerquickliche Sujet zurückzugreifen!

Es gibt eine Menge Leute, und darunter mehrere liebe Bekannte hier, die meine Handlungsweise als unpraktisch verurtheilen. „Sie werden so nie auf einen grünen Zweig gelangen, wenn Sie Sich nicht zwingen können, manche Pillen mit gelassener Miene hinunterzuschlucken,“ hörte ich unter anderem. — „Wollte jeder so bedenklich wie Sie sein und bei jeder kleinen Differenz davongehen —“ so, versetzte ich, den Satz vollendend, hätten wir, was ich will, daß das Recht an seine ursprüngliche Stelle wieder eingesetzt oder dorthin gestellt würde, wo es vielleicht noch nie gewesen. — Der alte Lieber schüttelte auch bedenklich den Kopf. „Ich will Sie nicht tadeln,“ sagte er; „ich will Sie aber auch nicht loben. Ich weiß nicht, wie zielstrebend ihre idealistische Natur ist. Sie müssen Sich vor allem mit Sich und Ihrem Innern zuerst abfinden.“ — „Gewiß, Herr Lieber,“ sagte ich, „es gibt Menschen, die kleine Interessen höheren Fragen unterordnen, die lieber zugrunde gehen, ehe sie von diesen Kardinalpunkten einen Schritt abweichen. — Und Sie, Elisabeth, wie verurtheilen Sie mein Verhalten?“ — Die Gefragte sah mich lächelnd wie immer an und sagte: „Wie kann ich Sie verurtheilen? Sie können ja niemals anders handeln, als treu, und Sie werden auch diesmal treu gehandelt haben; das sagt mir mein Gefühl.“ — Siehst Du, theuerste Seele! Das war ein gutes Wort zu rechter Zeit; ein Wort, das meine ganze Seele labte, und wäre nicht die Umgebung hinderlich gewesen, ich hätte Elisabeth umarmt. O, ich bin nicht so arm, so verlassen und so pessimistisch, wie mich die Leute machen. Ich habe ja Dich, als meinen treuesten, altbewährten ehrlichsten Freund, ich habe Freimann und ich habe — Elisabeth. Und sollte es außer drei Menschen nicht noch tausend und mehr solcher guten Menschen geben? — Ich habe sie leider noch nicht gefunden, aber ich werde sie finden, ich werde sie finden und ihrer noch mehr! Und in Reih und Glied mit diesen tausenden mache ich meinen Feldzug gegen die Lüge und das Unrecht! — Lebewohl! — —

„Nun?“ fragte ich Freimann, als wir von Liebers fortgegangen

waren. — „Nun?“ gab Freimann zurück. „Das Mädchen ist nett, liebenswürdig, — aber schön? — Ich mache deiner Muse ein Kompliment. Deine Phantasie hat nicht mechanisch abgeschrieben. Du hast das Zeug zu einem tüchtigen Poeten.“ — Wir kamen



Säckingen am Rhein. (Seite 418.)

in Konflikt, denn Elisabeth war in meinen Augen schön. Ich suchte ihm ihre Schönheit zu beweisen. „Hast du ihr in die Augen gesehen? — Hast du sie zu einer lebhaften Unterhaltung herangezogen? — Du saßest da wie ein Philosoph, schweigsam,

mit dem Haupte nickend, jedes Wort erwägend, ob es auch deiner würdig." — „Ich konnte doch kein oberflächliches, albernes Geschwätz vom Zaune brechen?" — „Du mußt dich bemühen, auf die Ideen anderer einzugehen, zu rechter Zeit deinen Hebel einsetzen, und das hast du nicht gethan, du Fisch! Dein Mund ist beredt in deinem eignen Zimmer, nicht dort, wo es hingehört." — „Du hast recht," erwiderte Bruno. „Ich werde mich bessern. Elisabeth machte auf mich einen vortrefflichen Eindruck. In ihre Augen werde ich das nächste mal sehen, da nach dir dort die Schönheit zu finden sein soll, und da du es wünschest." Und hierauf fing der Weiberfeind Bruno an, mit vielem Zartgefühl und großer Innigkeit die Tugenden und die Eigenschaften eines edlen Weibes hervorzuheben. Er schloß seine Rede mit dem Gedanken, daß das Glück eines Menschen unendlich durch die Verknüpfung mit einem geliebten Weibe gefördert werde, höchst verständnißvoll, und als ich ihn auf seine Widersprüche aufmerksam machte, fuhr er mich an mit den Worten: „Und doch ist Heirathen eine Narrheit. Das Gefühl hat den Verstand betrogen, wenn man eine Ehe eingeht. Ich denke wie Hamlet." — Komischer Kauz, dieser Freimann.

Ein Redakteur der „Provinz" war bei mir. „Wir haben immer bedauert," sagte er, „daß Sie Ihre Kräfte einem Unternehmen gewidmet hatten, das trotz verlockender Aushängeschilder nicht besser in freiheitlicher Beziehung beschlagen ist, als jedes andere zweideutige Blatt unsres Landes. Die Publikation in der ‚Alten Welt' hat unsre Vermuthung bewahrheitet, daß das beste Zeugniß für Ihre Gesinnung eine Entlassung sei!" — Ich klärte den Herrn auf. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „Denken Sie nicht schlecht von uns, wenn wir diese Thatsache in der ‚Provinz' beleuchten werden. Es ist nur eine Nothwehr dessen, der mit allen Mitteln der Gehässigkeit zu Boden gedrückt werden soll." — „Thun Sie, was die Wahrheit vorschreibt," versetzte ich, „und betrachten Sie mich als einen der Ihrigen. Ich bereue im Grunde nicht, bei der ‚Alten Welt' thätig gewesen zu sein. Lassen Sie erst die große Versammlung am Mittwoch vorüber sein, so werden auch Sie und alle Männer des Rechts es mit mir nicht bereuen." Der Redakteur wünschte nähere Erklärung. Ich hielt zurück, denn während der kurzen Unterredung war mir plötzlich eine Idee durch den Kopf gezuckt, die mein ganzes Innere mächtig erregte. „Sie werden von mir hören," fügte ich hinzu, „bis dahin lassen Sie mich meine Wege gehen." — Der Herr ging. — Sind nicht die Rechnungen des Doktor Müller in meinem Besitz? — Auf Mittwoch denn! — —

Seit dem Tage, an welchem ich die „Alte Welt" verlassen hatte, scheint die Prophezeiung Liebers: „Die Sache verläuft in den Sand," sich wirklich zu erfüllen. Die Zeitungen waren, nach eigener Angabe, das Opfer einer infamen Intrigue, darauf gerichtet, die Presse in den Augen des Volkes zu entwürdigen, sind also unschuldige, weißgewaschene Sünder. — Und wenn Lieber behauptete: „Die Herren Zeitungsmänner berufen sich in letzter Linie auf die individuelle Freiheit, sich privatim ebenso gut wie andere, und infolge ihrer Geschäftskenntnisse und ihres Scharfsinns mit größerem Vortheil, an industriellen Unternehmungen betheiligen zu können, eine Betheiligung, die auf ihre Zeitung gar keine Beeinflussung ausübt," so war das ein Argument, das wohl die leichtgläubige Menge bethören, aber nie einen Menschen mit moralischen Prinzipien überzeugen konnte, daß sie nicht ein verbrecherisches Spiel getrieben hätten. — —

Wohin ich Wandersmann nach dieser dramatischen Episode nun wieder einmal meine Schritte wenden werde? — — Mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke, daß ich aufs neue gezwungen sein sollte, mich als Sklave zu verdingen. Zudem rückt auch die Zeit immer näher heran, zu welcher es sich endlich entscheiden wird, ob ich tauglich bin für des Königs Rock! — Soldat?! — Wie seltsam das Wort auf mich einwirkt! — Und bin ich nicht selbst in meiner Vaterstadt einst mit Knabenfeuer neben der Front von weitem hermarschirt mit dem einzigen Wunsch in dem kindlichen Gemüth: Solch' ein Soldat mußt du werden, mit dem Federbusche auf dem Helm und dem Säbel an der Seite! Und habe ich nicht vor Jahren mit Begierde alle Heldengeschichten der Kaiser und Könige, von Alexander bis zum alten Fritz, förmlich in mich gesogen? — Wo war nun auf einmal jene Kampfbegierde geblieben? War sie wirklich entschwunden und an ihre Stelle die Apathie, die Entmuthigung getreten? — O nein, es wechseln nur die Formen, nicht der Inhalt! — Mitten ins Leben frühzeitig hineingestoßen, hatte ich einen gefährlicheren Kampf zu bestehen, als vielleicht mancher auf dem Schlachtfelde ausfechten muß; hier hat man nur ein Bein, einen Fuß, oder wenn es schlimm kommt, das Leben zu verlieren, dort aber, was mehr ist, als das Leben, die Moral, die sittliche Ueberzeugung! — „Taucht unter, ihr Gedanken in die Nacht!" — Als ich Elisabeth die Vermuthung aussprach, ich werde über kurz oder lang wohl die mir so lieb gewordene Stadt verlassen müssen, da lachte sie und meinte, das wäre nur eine blinde Drohung von mir, ich wollte nur sehen und hören, wie lieb ich ihnen allen wäre. — „Und wenn ich fortgehen müßte und doch wieder hier bleiben könnte, und wenn ich zu Ihnen spräche: Bestimmen Sie, Elisabeth, meine zukünftige Bahn, — was würden Sie sagen?" — Elisabeth sah mich groß und fragend an. Der Sinn meiner Rede schien ihr nicht klar, und ich mußte daher zusetzen: „Ich spreche hier von meinem innern Wunsch, nicht von den Bedürfnissen, der Gewohnheit, der Konvenienz!" — „Ach, gehen Sie," rief das liebe Mädchen, „beantworten Sie Sich selbst diese Frage!" — — Freimann war heute auch bei Liebers. Er hat sich die blauen Augen angesehen, wenigstens habe ich ihm die Gelegenheit verschafft, sich von ihren Wirkungen zu überzeugen. Auf meine Frage, ob er nun von seinem Vorurtheil zurückgekommen sei, entgegnete er in seiner abweisenden Art, daß er überhaupt kein Vorurtheil besäße und daß die Augen Augen seien, wie bei allen hübschen Mädchen. —

Der Kasinosaal war schon fast bis zum letzten Platze besetzt. Mit Mühe fand ich in einem Winkel einen Sitz. Während einer Rundschau bemerkte ich auch Doktor Wolkenbauer. Er machte eine höchst zuversichtliche Miene. Als man die Sitzung eröffnete, war der Saal von Männern aller Schichten gedrängt voll.

(Fortsetzung folgt.)

Verkämpfte Hirsche, im Reinhardswalde verendet gefunden. (Seite 419.)

Wohnungsheizung und Ventilation.

Von **Rothberg-Lindener.**

Nachdem wir in den vorhergehenden Abhandlungen unsere Brennstoffe ihrer Natur, sowie ihren vergleichsweisen Werthen nach etwas genauer kennen gelernt, auch mit dem theoretischen Vorgang der Verbrennung uns vertraut gemacht haben, bleibt uns noch übrig, die Nutzanwendung davon für den häuslichen Gebrauch zu machen. Nun könnte vielleicht mancher verehrliche Leser das Vorhandensein einer Heizungsfrage verneinen und meinen, wenn nur jeder Wohnraum mit einem Ofen versehen sei, und dem Inhaber genug Feuerungsmaterial zur Verfügung stünde, so solle ihm und den Seinen gewiß das Frieren nicht ankommen! Wessen tägliches Ausgabebudget aber ein beschränktes und noch dazu recht kleines ist, dem sind wohl die Ansprüche seines Brennstoff verzehrenden und Wärme spenden sollenden Stubengenossen doch oft etwas ungeheuerlich vorgekommen, wenn sie zur Winterszeit bis auf 10, ja 20 Prozent seiner Tageseinnahme steigen. Dann frägt es sich eben, woher genug Fütterung für solchen Vielverschlinger zu nehmen sei, und ob er nicht mit weniger Nahrung auch genügende Leistungen darbieten könne? Aber auch für jedermann ohne Unterschied ist nicht nur die ökonomische Verwendung seiner Konsumtion von Bedeutung, sondern auch in diesem Falle die hygienische Wirkung der Heizanlage auf die sowohl als Träger der Wärme, wie auch zur Athmung dienende Zimmerluft, die Art und Weise der Wärmeabgabe und Vertheilung im Wohnraum, sowie die im Zusammenhang damit stehende Abführung der untauglich gewordenen und die Zuführung frischer, guter Luft. Die allerwenigsten Menschen, selbst wenn sie, — was leider nicht der Fall ist — die Bedingungen genau kennten, unter denen jene Ansprüche am besten befriedigt werden, sind in der Lage, sich selbst den Wohnraum und die dazu gehörigen Heizanlagen zweckentsprechend herstellen zu lassen. Denn gerade die kultivirtesten Europäer sind bekanntlich auf zeitweises Nomadisiren angewiesen, wobei sie die Zelte, vulgo Miethskasernen, schon fertig aufgestellt hinnehmen und trotz mehr oder minder geringem Gefallen daran zufrieden sein müssen, auf im voraus gewöhnlich nicht zu bestimmende Zeit, darin Unterschlupf zu finden. In noch beschränkterem Maß, als von freier Wahl des Ortes und der Art der zeitweisen Heimstätte, ist dabei die Rede von einer solchen der Heizungsanlagen; vielmehr erwartet dieser ökonomische Theilfaktor den Einziehenden festgewurzelten Fußes, um ihm seine Bedeutung in ganzer Größe ohne Diskussion einfach fühlbar zu machen, sei es durch Druck auf den Geldbeutel, oder auf die Gesundheit der ganzen Familie.

Jedoch liegt hier sicherlich nur ein gewohnheitsmäßig zwängender, aber kein (gegen Verbesserungspläne so häufig ins Feld geführter) Naturfaktor vor, nur ein solcher, der sich bei gehöriger Einsicht auf das gebührende Maß von Ansprüchen reduziren läßt, und dem man die üblen, nachtheiligen Seiten abgewöhnen kann, sobald man sie erst erkannt hat. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, daß, wenn man mit dem Willen der Abhülfe bei der oft als Nothstand auftretenden Heizungsfrage auf den hier recht eigentlich so zu nennenden Herd, den Ofen und was zugehört, selbst zurückgehen möchte, der Weg der Wohlthätigkeit, dieses Kuriren an Symptomen, sich erübrigen würde. Ein Beispiel zeigt das. Verfasser gewahrt alle Jahre zu Beginn des Winters auf einem bestimmten Platz der Stadt einige hundert Leute, mit kleinen Karren oder Säcken versehen, einen halben Tag lang harren, um als Wohlthätigkeitsspende ein bis zwei Scheffel Kohle und einige Scheite Holz in Empfang zu nehmen. Sie werden durch dies Material in Stand gesetzt, eine halbe bis ganze Woche ihre Wohnung zu erwärmen. Jeder Sachverständige aber, der den gewöhnlichen Zustand der Stubenöfen dieser Leute kennt, weiß, daß durch eine zweckmäßigere Einrichtung jener, selbst schon durch eine gründliche Instandsetzung nur derer, die ihnen nun gerade zur Verfügung stehen, sie während der langen zwanzig Winterwochen mit der Hälfte des jetzt nöthigen Materials ihrem Bedürfniß Genüge thun könnten. So aber kam man zweifelhaft sein, ob auf dem herkömmlichen Wege nicht dem Kohlenhändler statt des Konsumenten die größere Wohlthat erwiesen werde!

Als wesentliche Normalanforderungen, die wir heutigentags an eine gute Heizung zu stellen berechtigt sind, lassen sich folgende aufstellen: 1. Rasche Erzielung einer genügenden, gleichmäßigen Temperatur, ohne Verunreinigung der Luft durch den Ofen und bei geringster Belästigung durch strahlende Wärme. 2. Möglichkeit einer genügenden Erneuerung der durch menschliche Athmung und Ausdünstung verdorbenen Luft — Ventilation. 3. Einfache, nicht häufige und reinliche Bedienung. 4. Billigkeit des Betriebes, nach welcher die der Anlage erst in zweiter Linie in Betracht kommt.

Was nun spezieller die erste Anforderung angeht, so ist durch Erfahrung festgestellt, daß eine mittlere Zimmertemperatur von 15 Grad R. dem Körper am zuträglichsten ist; fällt dieselbe unter 13 Grad, so frieren wir, wogegen mehr als 17 Grad sich belästigend erweisen. Eine vollständig gleichmäßige, künstliche Durchwärmung eines Zimmers wird leider niemals zu erreichen sein, weil die erwärmte Luft, leichter als die kältere, immer nach der Decke zu aufsteigt, und man daher in einem stark geheizten Raum an den Füßen frieren kann, während es für den Kopf fast schon zu heiß ist; aber es läßt sich dieser nicht ganz vermeidliche Uebelstand doch auf ein leidliches Maß reduziren, wie wir noch sehen werden. Zuträglicher würde allerdings das umgekehrte Verhältniß sein, da man nach wohlerprobter Regel den Kopf kühl, die Füße aber warm halten soll.

Außer der Beschaffenheit des Ofens ist noch auf den Temperaturunterschied in verschiedener Höhe des Zimmers von Einfluß die äußere Lufttemperatur und die Lage desselben gegen seine Umgebungen. Es ist allgemein bekannt, daß Zimmer, die über ungeheizten Räumen, besonders über Durchfahrten liegen, durch welche beständig kalte Luft strömt, sehr schwer heizbar sind; ähnlich wirken nebenliegende kalte Räume herabdrückend auf die Temperatur eines Zimmers, während die Lage über abgeschlossenen Kellern von gleichmäßiger Temperatur, oder mehr noch über regelmäßig geheizten Zimmern, sich durch die Annehmlichkeit eines warmen Fußbodens auszeichnet. Man kann daher mit Recht behaupten, daß ein geheizter Ofen dem in nächst höherer Etage liegenden Wohnraum eben so viel nützt, als demjenigen, in welchem er sich befindet.

Aber auch mit dem Sinken der äußeren Temperatur ändert sich das Wärmeverhältniß der Luftschichten in verschiedener Zimmerhöhe, so daß, wenn 15 Grad in der Mitte und 12 Grad am Fußboden bei 0 Grad Luftwärme im Freien erzielt werden, man bei derselben Einrichtung nur etwa 8 Grad am Fußboden bekommt, wenn außen 10 Grad Kälte herrschen. Um warme Füße zu behalten, muß man alsdann die Mitteltemperatur um einige Grade steigern und übersteigt leicht die Grenze der Zuträglichkeit.

Es ist ferner leicht einzusehen, daß das Material, aus dem die Wände eines Wohnhauses bestehen, und zugleich die Stärke derselben, einen wesentlichen Einfluß auf leichtere oder schwerere Erwärmung durch Heizung ausüben. Nach Angaben von Prof. Meidinger, von welchem die zahlreichsten und zuverlässigsten neueren Untersuchungen bezüglich Heizung und Pyrotechnik angestellt worden sind, beträgt für denselben Raum, wenn er bei 5 Grad Kälte im Freien, innen auf 15 Grad Wärme durch Feuerung mit Holz gebracht werden soll, und wenn 1 Pfund Holz 2700 Wärmeeinheiten liefert, der Verlust bei einer Wanddicke von:

0,5 Fuß	gleich	0,16 Meter	12,4	Pfd. Holz.
1,0 „	„	0,31 „	7,8	„ „
1,5 „	„	0,47 „	5,7	„ „
2,0 „	„	0,63 „	4,5	„ „
2,5 „	„	0,78 „	3,7	„ „

woraus zu sehen ist, daß der Unterschied zwischen der letzten und ersten Position das 3½fache beträgt, oder, da unsere fünfstöckigen Wohnhäuser in ihrer Wanddicke in dem angegebenen Maß nach oben abnehmen, daß die Bewohner der Mansardenetage gegen die der beiden untersten Stockwerke in eben diesem Verhältniß bezüglich ihres Heizungsverlustes ungünstiger situirt sind.

Dieser Verlust an Brennmaterial durch Wärmeleitung nach außen ist nicht zu identifiziren mit einem gewissen Aufwand an solchem, der auf Rechnung der Ventilation oder unumgänglich nothwendigen Lufterneuerung zu setzen ist. Es wird jetzt von der wissenschaftlichen Gesundheitslehre allgemein hervorgehoben, daß ebenso unerläßlich, wie für Erhaltung einer normalen Wärme, auch für regelmäßige Beschaffung eines genügenden Quantums

frischer Luft gesorgt werden müsse; und da das eben zu der Jahreszeit, da man der künstlichen Erwärmung bedarf, nicht durch beständiges Offenhalten der Fenster geschehen kann, sondern man sich im Gegentheil um einen möglichst guten Verschluß derselben bemüht, so kann auch die Ventilation in genügendem Maße nur durch künstliche Einrichtungen geschehen, die sich vortheilhaft gerade mit den Heizanlagen verbinden lassen. Alsdann erst lassen sich auch kleine, von vielen Menschen bewohnte Räume, auf welche die große Mehrheit heutigentags angewiesen ist, ohne Nachtheil für die Gesundheit benutzen.

Man bedenke zur Beurtheilung des Ventilationsbedürfnisses, daß ein erwachsener Mensch in der Stunde 300 Liter frischer Luft verbraucht, der er 34 Gramme Sauerstoff entnimmt und dafür etwa 20 Liter Kohlensäure und 60 bis 80 Liter Wasserdampf durch Ausathmung zuführt. Rein oder frisch ist die Luft so lange zu nennen, als sie nicht mehr als 4 Theile Kohlensäure auf 1000 Theile enthält. Nach Morin und Pettenkofer ist das Maximum von Kohlensäure in der Luft, in welcher der Mensch sich ohne Benachtheiligung der Gesundheit noch aufhalten kann, 8 Theile auf 1000 Theile. Er wird also in einem Raum von 20 Kubikmetern ohne jede Ventilation schon nach einer Stunde dieses Maximum von Kohlensäure erzeugt haben. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes, und wegen der gleichfalls nöthigen Entfernung des Wasserdampfes, sowie anderer in geringerer Menge auftretenden lästigen Produkte der menschlichen Ausdünstung, kann man in runden Zahlen annehmen, daß in einer Stunde an frischer Luft zu- und an verdorbener abgeführt werden müssen, bei einem Raum von:

20 Kubikmetern pro Kopf der Einwohner	80	Kubikmeter
30 „	— 70	„
40 „	— 60	„
50 „	— 50	„
60 „	— 40	„

Diese Zahlen sind leicht zu behalten, da ihre Summe immer gleich hundert ist. Sie werden leider nur in verschwindend wenigen Privatwohnungen erreicht. Dagegen legt man sie der Einrichtung neuerer öffentlicher Bauten zu Grunde, z. B. den Militärkasernen; in den englischen geht man sogar noch etwas weiter, es werden dort pro Mann 17 Kubikmeter Raum und 85 Kubikmeter frische Luft pro Stunde gerechnet. In Schulen, die nur während vier oder zwei Stunden am Tage von einer größeren Zahl jüngerer Personen benutzt werden, für welche pro Kopf 20 Kubikmeter Raum zu rechnen sind, genügt eine Ventilation, die stündlich 40 Kubikmeter Luft für die Person zuführt; aber es leisten bis jetzt nur wenige der neuesten Schulen diesem Bedürfniß annähernd im angegebenen Maße Befriedigung. Zimmer, in denen sich Kranke befinden, sollten mindestens mit 60 Kubikmetern frischer Luft für Kopf und Stunde, in Hospitälern aber mit 100 Kubikmetern, und bei Epidemien mit 150 Kubikmetern solcher versehen werden. (Fortsetzung folgt.)

Ueber deutsche Familiennamen.

Von **M. Wittich.**

Eine eigenthümliche Thatsache ist es, daß ein Mensch zwei oder mehrere Namen hat; man sollte meinen, eine abgeschlossene persönliche Einheit dürfe auch nur einen Namen führen. Aber das praktische Bedürfniß, welches vorlag, eine Menge von Leuten gleichen Namens zu individualisiren, jeden einzelnen genau zu bezeichnen, bestimmte die Leute, einem Manne zwei, drei, vier, ja noch mehr Namen beizulegen. Zunächst konnte zu dem ersten einzelnen Namen eines Mannes der des Vaters im Genitiv treten, um ihn durch die Abstammung genau zu bezeichnen, oder man bildete Wortableitungen, welche die Herkunft von N. N. (dem Vater) aussagten. So entstand etwas, was in die späteren Familiennamen überging.

Die Familiennamen sind bei weitem jüngeren Datums, als man gewöhnlich meint. Wenn man frühe schon abstammungsbezeichnende Worte auf ung und ing findet, wie Merowinger, Agilulfinger, Nibelungen, Karolinger oder Karlinger, so bezeichnete man mit ihnen doch nur die ganze Sippe, nie aber hieß ein einzelner so. Aufgekommen sind die wirklichen Familiennamen im 13. Jahrhundert, wo sie noch nicht recht fest geworden und nur einzeln zu finden sind, allgemein wurden sie erst im 16. Jahrhundert, der Zeit der Reformation.

In den höchsten Höhen und in den tiefsten Tiefen der Gesellschaft, bei Hofe und bei den Bauern, hält sich das Alte am festesten, daher die Bauern denn der Hort des Konservatismus sind, aber wohl auch nicht ewig bleiben werden. So haben die russischen Bauern oft heute noch ebensowenig einen Familiennamen wie die deutschen Fürsten, die ersteren setzen zu ihrem einen Namen den des Vaters und die zweiten nennen sich nach ihren Stammburgen oder Stammländern.

In den Familiennamen beginnt noch einmal eine neue, triebkräftige Thätigkeit des Beobachtens und Benennens. Alle jene Gesichtspunkte, welche wir früher bei den Taufnamen als leitende und bestimmende bei der Namenverleihung erkannten, kommen hier wieder in Betracht. Besondere Eigenschaften, Fehler sowie Tugenden, bedeutende Thaten und Unthaten und dergleichen leiten die Wahl der Bezeichnung. Nur kommen hier noch eine Menge neue Elemente hinzu. Die Bildung der Familiennamen ergibt etwa vier große Gruppen.

Die erste der Familiennamenbildung geht so vor sich, daß ein ursprünglich alter Eigenname Familienname wird oder daß eine Weiterbildung von einem solchen alten Namen stattfindet. Einige Beispiele mögen die Sache illustriren. Chuonrat, Konrad, bildet, wie früher erwähnt, die Verkleinerungsform Kunz, davon denn alle heutigen Kunze oder Kuntze sich herschreiben; auch Künzel ist nichts anderes, als eine neue Verkleinerung des alten Konrad, deshalb möglich, weil inzwischen in dem Kunz die Verkleinerung nicht mehr gefühlt und verstanden wurde.

Diese Gruppe, deren Vertreter die längste Geschichte haben und an denen der „Zahn der Zeit“ am meisten genagt hat, sind für den deutschen Sprachforscher bei weitem die interessantesten. Freilich sind sie auch in ihren heutigen Formen oft recht räthselhaft und schwer zu entziffern, eben weil die Entwicklung und stete Veränderung unserer Sprache auch sie mit erfaßte und umsomehr umgestaltete, als man die alte Bedeutung aus dem Bewußtsein verlor. Dazu kommt noch, daß diese Umbildungen oft nicht von dem einfachen alten Vor- oder Taufnamen herzuleiten sind, sondern zum Theil von schon vorgenommenen Umbildungen und Zusammensetzungen herrühren.

Welches Leben gewinnt aber ein noch heut üblicher Familienname durch Zurückführung auf seine echte alte Form. So ist der vielverbreitete Seifert und seine Brüder Seifart, Seyfert, Seiffert oder wie sie sich sonst schreiben, nichts andres als Seifrit oder Sigfrit, der sagenberühmte Drachentödter, der Sohn König Sigmunds zu Xanten am Rhein, der im Nibelungenlied auftritt und der schließlich auf einen alten Sonnengott zurückgeht; der Untergang der Sonne, ihre Bewältigung durch finstere Mächte ist in der späteren Sage die hinterlistige Ermordung Sigfrieds durch den tückischen Hagen geworden.

Unkenntlich sind viele Familiennamen, die sich von Verkleinerungsformen, Koseformen, Schmeichelformen alter Taufnamen herschreiben. Aus dem alten Marpoto, Marbod ward eine solche Koseform Maro gebildet, daraus ward in jüngerer Zeit der Familienname Marr. Rein braucht nicht das bekannte Eigenschaftswort zu sein, sondern geht wohl eher auf Regin, Regino von Reginhard zurück, Haugk, Hauch, Hock auf Hugo oder Hucco von Hugibert, Härtel auf Hartilo von Hartmann. Reiß und Reiz sind Umbildungen von Rigo, der Koseform des Namens Richard oder eines anderen mit Rich als erstem Bestandtheil zusammengesetzten. Pertz geht auf Berzo zurück, das von Bernhard, Sinzel auf Sinzilo, Sinzo, das von Sintram kommt.

Nicht selten mögen einst Zusammensetzungen zweier Koseformen gewesen sein, welche Annahme oft bei seltsam klingenden Namenformen treffliche Dienste leistet und Aufklärungen gibt in dunkle Bildungen, die sonst aller Deutungsversuche spotteten. Von bairischen Namen der Art gibt Steub, ein bedeutender Namenforscher, unter anderen: Bohmwetsch gleich Wezzo (Koseform von Werner), der Sohn des Bomo (Koseform für Botmar); Gottswinter gleich Windheri (d. i. Wendenheld, der sich im Kampf gegen die Wenden

ausgezeichnet hat), der Sohn des Gozo, Koseform für Gotfried, womit auch Götz und Göthe zusammenzubringen sind; Hopfenstock gleich Tocco (Koseform für Thiudger), der Sohn des Hoffo (Koseform für Hugfried). Wir liefen Gefahr, zu weitläufig zu werden, wollten wir nur die nächstliegenden Bildungen der Art anführen, nennen wollen wir nur noch um seines berühmten Trägers willen den Namen **Freiligrath**, den Steub aus Rato (einer schmeichelnden Abkürzung von Ratolf) und Frilico oder Fridilico, was von Frido kommt, das seinerseits wieder eine Schmeichelform zu Friedrich ist, herleitet.

Man sieht, das Geschäft der richtigen Namendeutung ist nicht so einfach, und eben recht leichtverständlich klingende Namenformen sind oft die schwierigsten, wenn es gilt, sie recht zu erklären. Vielfach suchte man auch unverständlich gewordene Namen neu mit Inhalt zu erfüllen, indem man sie verständlichen Worten annäherte, daher denn viele naheliegende Mißverständnisse. **Kummer** bedeutet nicht eine im Namen vollzogene Verewigung von Leiden des Gründers der Familie, sondern ist ebenfalls aus einem altgermanischen Eigennamen, aus Kunimar, der von berühmtem Geschlecht Abstammende, genommen; **Hummer** bedeutet nicht den bekannten Seekrebs, sondern wohl vielmehr ist es eine Umbildung von Hugmar, das ist der Gedankenmächtige, durch Klugheit Berühmte. **Hunger** kann sehr wohl bedeuten einen, dessen Ahnherr auf den katalaunischen Feldern sich Ruhm geholt und den Hunnen gezeigt hat, was eine Harke ist, er hieß wohl ursprünglich Huniger.

An sofort verständliche und als Vornamen kenntliche Familiennamen, wie Heinrich, Ludwig, Werner, Walther, Leuthold, Rudolf, Arnhold u. s. w. sei nur erinnert; für sie Beispiele aufhäufen, hieße Eulen nach Athen tragen oder Wasser in die Elbe gießen.

Die **zweite Klasse** von Familiennamen bezeichnet einen Mann (denn mit Mannsnamen haben wir es hauptsächlich zu thun, da der Gatte für die Frau, der Vater oder ältere Bruder für eine Haustochter rechtlich einstand) als Träger einer besondern Eigenschaft des **Körpers** oder **Geistes**. Wenn eine Anzahl unbekannter Touristen sich zur Labung niederläßt, so bezeichnen die bairischen Schenkinnen sie nach Weise der Väter, indem sie auf die schwarze Tafel kunstlos notiren: der Roth, der Lang, der Glatzet (der mit der Glatze), die Nase u. s. w. Daher unsre **Alt, Jung, Weiß, Roth, Braun, Schwarz, Groß, Klein, Lang, Kurz, Kraus** und **Straub***), beide vom krausen, sich sträubenden Haar abzuleiten; zu letzteren beiden finden auch die Gegensätze **Schlichthörle** und **Schönhärl**. **Keck, Stolz, Stoltze, Rasch** oder **Resch, Streng, Treu** geben die bezüglichen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes als in besonders hohem Grade an ihren Trägern vorhanden, kund. Auch leibliche und geistige Gebrechen werden zu Personenbenennung verwendet: **Blind, Schilcher** (gleich Schieler), **Stammler, Schadenfroh, Unflad** (vlât gleich reinlich). Bei dieser Gelegenheit werden wir auch passend hinweisen auf die Thatsache, daß die Familiennamen nicht nur von ihren Trägern selbst gewählt wurden, denn solche, die ein körperliches oder sonstiges Gebrechen bezeichnen, dürfte sich kaum jemand selbst beigelegt haben, sondern daß diese ihnen von andern beigelegt wurden und dann so an der Person festhafteten, daß sie als Erbstück sogar für Kinder und Kindeskinder in der Familie verblieben, diesen oft nicht eben zur Freude!

Die **dritte Klasse** von Familiennamen beruht auf Gewerbe, Amt, Stand und Würde. Als den wichtigsten Stand stellen wir den edlen Nährstand an die Spitze, der am häufigsten dargestellt wird durch die Namensform **Maier** und seine verschieden geschriebenen Spielarten, wie Meier, Meyer, Mayer, Meyr und wie sie alle lauten. München wies im Adreßbuch von 1870 bei 170 000 Einwohnern 350 einfache Maier, Hannover aber bei 80 000 Einwohnern deren sogar 400 auf, sodaß die Münchener, nach dem Hannoveranermaßstab gemessen, eigentlich 450 Maier zu wenig hätten. Da sind aber noch garnicht die unzähligen Zusammensetzungen mit inbegriffen. Mittermayer, der Gutspachter in der Mitte eines Ortes, Ober- und Niedermaier, Ostermeier, Westermeier sind auch verschiedene, nach Lage ihres Baulandes benannte Arten von Maiern. Maier ist übrigens lateinischen Ursprungs und bedeutet den Major oder Obersten eines Hofes. **Sadelmaier** ist der Zeit-, Leib- oder Erbpächter eines Sadelhofes. Wer zählt die **Müller** und **Schmid** in ihren verschiedensten Schreibungen? Ebensowenig wie diese bedürfen die **Fischer, Wagner, Kramer, Kaufmann, Probst, Richter, Bürger, Bauer** einer Erklärung; **Schulze**, das alte Schultahis, noch lebendig und verständlich im Dorfschulzen, ist wohl auch allgemein klar. **Ferg** ist der Ferge, der Fährmann, **Hofmann** ist ein Höriger, eigener Mann eines ländlichen Herrenhofes, **Plattner** ist der Waffenschmied und **Pleitner** nicht einer, der Pleite machte, sondern Wurfmaschinen, Vorläufer der Kanonen, herstellte, die man ehedem Bleiden nannte. **Schmeller**, eigentlich Schmelcher, kommt von Schmelche, einer dünnen, langhalmigen Grasart, die man zu Flechtwerk verwendete, ein solcher Kunstflechter hieß dann Schmelcher oder Schmeller. **Schröder, Schroder**, niederdeutsch **Schrader**, ist von schroten, schneiden abzuleiten und dasselbe wie der Name **Schneider**. Neben **Schuster**, welches aus dem älteren Schuhhuter zusammengezogen ist, gab es ehedem den Ausdruck Schuchworcht, der der Stammvater der **Schubart, Schubert, Schuffert, Schaufert** geworden ist. **Schwegler** heißt der Virtuos auf der Schwegelpfeife oder Schwegel, welcher Name schon in Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung (9. Jahrhundert) vorkommt. **Stüber, Stöber** heißt der Inhaber einer Badestube. Eine offne Frage bleibt noch, wie die Bezeichnungen für höchste Würdenträger, wie **Kaiser, König, Pabst, Herzog, Fürst, Vitzthum** (Vicedominus gleich des Herrschers Stellvertreter) in die bürgerlichen Kreise kamen; etwa von Hausschildern, die man sonst als Firmen oder Hausnummern brauchte?

Die **vierte Klasse** der Familiennamen bewahrt das Gedächtniß an eine frühere Heimat ihrer Träger, an Hof, Dorf, Stadt oder Stammesland. **Böhme, Böhm, Preuß, Schwab, Frank, Thüring** und **Dühring, Heß, Fries, Sachs, Unger** erklären sich selbst, der **Wind, Windisch, Windischmann, Wendt** oder **Wend** ist der Wende; **Wahl, Walch** oder **Wälsch** ist der Wälschländer, d. i. der Romane überhaupt, sei er nun Italiener, Spanier oder Franzos. **Lambert, Lampart** ist der Lombarde oder Longobarde. **Schotten** zogen im Mittelalter zahlreich als Krämer und Hausirer in unsern deutschen Gauen umher. In **Sers** und **Serz** hat sich der mittelalterliche Name der Sarazenen erhalten, dem **Heid** und **Mohr** sich gleichbedeutend an die Seite stellen. In **Hunn, Hün** und **Haun** geht gespenstergleich der ehemalige Schrecken Deutschlands, der Hunne um. Die **Auer, Hofer, Berger, Bergheimer** lehnen sich an die Au, den Hof, den Berg so verständlich an, daß eine Deutung überflüssig.

Ferner gehören hierher die väterstädteangebenden Namen, welche bei den Handwerksgehülfen noch heute im Schwange gehen auf den Werkstätten und Herbergen: der **Wiener**, der **Berliner**, der **Leipziger**, der **Ulmer** und wo sie alle hergewandert sein mögen zur Arbeit oder in die Herberge, wo die offene Lade steht, zu fröhlichem Trunk und Rundgesang.

Zudem nannte man jeden fremdwärts Einwandernden, da er von außen kam, **Aeußner**, woraus denn später die **Eißner, Eisner** oder wie sie sich sonst schreiben mögen, ihren Namen abzuleiten hätten.

Oeder oder **Eder** sind die Leute, welche in der Oede, Einöde wohnen; viele Ortsnamen bilden sich durch Zusammensetzung mit Oede und so auch viele Eigennamen für Leute, die aus diesen Orten aus- und wo anders anwanderten.

Enthofer, Entleutner, Entstraßer sind Leute, die enet, d. h. jenseit des Hofes, der Leite, der Straße wohnen. **Obwexer** kommt her von dem in Tirol nicht seltenen Ortsnamen Ob-Wegs, d. i. ob des Weges, überm Weg drüben. Die zahlreichen **Reiter** und **Reuter** dürften wohl kaum alle Reiter zu Pferd sein, sondern sie sind vom Reut, dem gereuteten oder gerodeten Land benannt, was sich auch Gereut oder Greut schreiben kann, was bairisch Greutel und schweizerisch Grütli klingt. Die **Ueberreiter** sind aber berittene Leute und entsprechen unseren reitenden Gensdarmen. Der Name **Schwendner** besagt, daß sein Träger in alter Zeit Urwald abgeschwendet, d. i. abgetrieben hat, und die **Gschwender** sind die, die später darauf saßen und ihren Kohl bauten. **Werther**, der unglückliche Liebhaber Lottens, leitet sich von Wert oder Wörth, d. i. Eiland oder Insel, wovon der Ortsname Donauwörth u. a.

In einem solchen Namen haben die betreffenden Träger gleich ein Stück Familiengeschichte und besitzen fast gleich Urkunden zuverlässige Ausweise über die Herkunft und Heimat ihrer Ahnen, während die leichten Verkehrsmittel unsrer Tage solche Benennung unpraktisch und nicht paßlich erscheinen lassen dürften.

(Schluß folgt.)

*) **Strobel**: Strubelpeter, bekannt als der Titel des verbreiteten „moralischen" Bilderbuchs.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Herr Bartelmeyer fühlte sich beleidigt; es ist doch wirklich stark, dachte er, daß es die vornehmen Herren und auch die, fügte er zu seiner innersten Genugthuung hinzu, welche blos so vornehm thun, immer mit dem Weibsvolk halten.

„Na, mir kann's recht sein," brummte er und rückte nur ein ganz klein wenig an seiner dickwattirten Kappe, die er Winter wie Sommer von früh bis abend auf seinem kahlen Haupte trug. Dann ging er den andern nach in die Gaststube und überließ die Neuangekommenen der Anne.

Die aber nickte ihm triumphirend nach:

„Geh' er nur. Solange er dabei war, der Bartelmeyer, Herr von Willisch, hätt' ich doch nichts erzählt, wenigstens nicht 's richtige. Denn von Gutmüthigkeit gibt's bei dem keine Spur. Wenn der könnte, brächt' er die ganze Welt ins Verrücktenhaus oder ins Zuchthaus. Na, mir kommt er aber nicht, ich sag' ihm manchmal meine Meinung, daß ihm Hören und Sehen vergeht."

Willisch lachte. „Ja, Ihr Mundwerk ist berühmt, Anne, zehn Meilen im Umkreise. Aber uns wär's lieber, wenn uns bei ihren Reden nicht Hören und Sehen verginge; im Gegentheil, wir wollen was Vernünftiges hören. Wir kennen die unglückliche Dame, die sie da ins Irrenhaus schaffen; wir können ihr vielleicht auch was nützen, wenn sie, Anne, uns was Gescheites von ihr erzählen kann."

„Ich? Na ob! Nu hören Sie blos!" Sie schaute sich noch einmal um, als wär's ein wichtiges Geheimniß, was sie den beiden Männern jetzt anvertrauen wollte, hielt die eine ihrer fleischigen Hände vor den Mund, damit der Schall ihrer Worte ja nicht zur Wirthshausthür hinüberkönne, und begann möglichst gedämpften Tons:

„Sehn Sie, 's war also so: ich bracht' ihr's Wasser, und sie redte grade mit der andern Dame, der in einemweg die Thränen in die Augen traten, wenn sie auch partout nicht weinen wollte. O, sagt' sie und sah ganz verzweifelt zum Himmel, wenn ich nur einen Ausweg wüßte, wie ich ihm ent—, na, wie sagte sie gleich? — entwischen, nee, entrinnen, richtig, entrinnen kann. Ich weiß ja — er hat mir's im Spaße — nee, im Scherze, sagte sie, ich hab' mir alles Wort für Wort gemerkt, — er hat mir's im Scherze oft gesagt, daß er mich ganz in der Hand hat, daß er mich — na, wie war's doch? — ver—"

„Vernichten, sagte er vielleicht," kam ihr Willisch zu Hülfe.

„Ja, wahrhaftig, was so 'n vornehmer Herr, wie Sie, Herr von Willisch, doch gescheit ist, — vernichten hat sie gesagt; und daß er mich auch vernichten wird, wenn ich nicht übergeschnappt, nee, wahnsinnig hat sie wohl gesagt, wahnsinnig sein wollte. Nu ja, ich will wahnsinnig sein, der Gedanke an das furchtbare Schicksal hätt' sie, — hätt' ihr —, nehmens nur nicht übel die Herren, aber sie sprach so grausam vornehm, die schöne Dame —"

„Na, nur weiter," trieb Willisch, während Fritz Lauter mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte und ebensowohl die Magd als seinen Begleiter scharf beobachtete.

„Also hätt' sie — hätt' ihr der Gedanke an das furchtbare Schicksal," nahm Willisch den abgerissenen Faden von Anne's Erzählung wieder auf.

„Er hätt' ihr was gebrochen, sagte sie, aber was, das weiß ich wahrhaftig nicht."

„Das Herz gebrochen."

„Richtig, 's Herz, ach du mein Gott, wie schrecklich muß das sein, wenn einem 's Herz im Leibe zerbricht und, 's ist zu schrecklich, daß da eins noch leben muß. Ja, und wissen Sie, Herr von Willisch und Sie, junger Herr, nicht blos 's Herz, alles wär' gebrochen bei ihr, sagte sie, der Muth und der Stolz, und — und, na kurz, 's muß rein garnischt mehr ganz bei ihr sein, — nee, so 'n furchtbares, gräßliches Unglück," die Anne mußte sich mit der Schürze die hellen Thränen abwischen, die ihr über die dicken Backen flossen.

„Na, weiter weiß sie wohl nichts, Anne?" fragte Willisch.

„Ich, nu, warten Sie 'mal en kleinen Augenblick, Herr von Willisch, es fällt mir schon noch 'was ein. Vor mir haben sie sich garnicht schenirt, die Damen; sie müssen mir gleich angesehen haben, daß ich kein so'n Plappermaul bin und so'n schlechtes Herz hab', wie andre Frauenzimmer, nicht wahr, — Herr von Willisch?"

„Ja, ja, angesehen werden sie ihr schon was haben, Anne, das glaub' ich auch. Nun wollen wir aber endlich zum Ende kommen, — also weiß sie noch was oder nicht?"

„Ja, von ihrem Manne sprach sie. . . ."

„Das ist vielleicht der Schwede?" forschte Willisch.

„Nee, ihr Mann, ihr richtiger Mann war das nicht, aber ihr Dokter, wie der Bartelmeyer sagt, ist der auch nicht; ihr Mann ist in Amerika, sagt' sie. . . ."

„In Amerika? Unsinn, Anne, der ihr Mann ist in P. und nicht in Amerika."

„Nee, Herr von Willisch," beharrte die Anne eifrig und bestimmt auf ihrer Mittheilung; „da wissen Sie doch nicht Bescheid, denn das hab' ich ganz genau gehört. Ueberhaupt mußt's ene Wittwe sein, ene junge Wittwe freilich, ist's noch, — in die dreißiger kann sie noch garnicht sein, aber sie sagte, sechs Jahre wär's her, daß sie ihr Mann in Amerika zum letztenmal gesehn und in England, richtig, nu fällt mir noch was ein, in England, wie sie direkt von Amerika gekommen wär', hätt' sie den Schweden zum erstenmal gesehn. Das wär' ihr Unglück gewesen, denn da hätt' sie sich entschlossen, nicht wieder nach Amerika zurückzugehen. . . ."

„Himmelkreuzschockschwerenoth," fluchte da auf einmal von der Wirthshausthür die Stimme des Wirths dazwischen, „im Stall da wird's ganze Vieh rabiat, weil die nichtsnutzige Dirne nicht da ist, und hier steht sie und hält die Herren immer noch mit ihrem verrückten Geschwätz auf, — nanu reißt mir die Geduld, und wenn du nu nicht machst, daß du zum Vieh kommst, wo du hingehörst, — ich sag' dir — —"

„Ich bin eben nicht so, wie andere Leute, die blos mit dem Vieh umgehen können, wie sich's gehört," gab die Anne patzig zurück. „Die Herren werden schon wissen, mit wem sie reden sollen, und, na, ich denke, ich hab' Ihn' auch alles erzählt, Herr von Willisch, und dumm war's gewiß nicht und wahr ist's auch bis aufs Tüpfel überm i, das können's ganz für bestimmt glauben, — da kann ich zur Abwechslung auch wieder 'mal nach mei'm Vieh sehn. Das hätt' ich aber auch so gethan, da braucht der Wirth mich garnicht erst so anzuschnautzen."

Sie machte eine Art Knix vor Willisch und suchte einen ganz besonders zierlichen vor Fritz Lauter herauszudrechseln, dann ging sie, beide Arme in die Seite gestemmt, ohne ihren Schritt sonderlich zu beschleunigen, nach dem Stalle

Willisch und Lauter gingen beim Wirth vorüber, der jetzt wieder sehr höflich zu scheinen sich bemühte, in die Gaststube. Willisch bestellte eine Flasche vom besten Landwein, die er an den entlegensten Tisch des langen, schmalen Gemaches bringen hieß.

„Nun, was meinen Sie zu dem, was wir jetzt erlebt und gehört haben, Herr Lauter?"

Fritz Lauter antwortete nicht sogleich. Endlich sagte er:

„Die unglückliche, gewiß sehr unglückliche Frau ist wahnsinnig, das erklärt auch die unsinnigen Reden, die sie geführt haben mag, soweit die Phantasie der Magd nicht doch hier und da dem, was sie gehört, nachgeholfen hat. Halten Sie denn aber für sicher, daß mein Chef der Mann ist, von dem die Wahnsinnige gesprochen hat?"

Willisch holte eine große Brieftasche hervor, nahm ein mehrfach zusammengefaltetes Papier heraus und sagte:

„Hören Sie einmal ein paar Zeilen von dem, was mir meine Cousine schreibt, die Packerten, wissen Sie, ich sagte Ihnen wohl schon, daß Ihr Packert, das alte Druckereiungeheuer, mein angeheiratheter Cousin ist?"

Fritz Lauter nickte. „Na ja, und die Pauline war doch so'n Stück Liebste von mir; eh' sie verheirathet war, versteht sich, denn jetzt zerbräch' mir der Vetter Packert alle Knochen im Leibe, wenn ich noch en Auge auf seine Frau hätt'. Hübsch war sie, verdammt hübsch, sag' ich Ihnen, tausendmal zu hübsch für ihren Eisbären von Mann. Von der also bekomm' ich gestern einen Brief — sie hat Oberhemden für mich gemacht, das versteht sie aus dem Ff, sag' ich Ihnen, und wenn ich sie im feinsten Laden kaufe und vierzig Thaler für's Dutzend bezahle, bekomm' ich sie nicht so fein und so riesig billig; also die Pauline schickt mir die

Oberhemden und schreibt mir einen langmächtigen Brief dazu, von allem Tod und Teufel. Natürlich jammert sie über den Flegel von Mann, der zwar ein ganz guter Kerl ist, seine Güte aber immer durch das fürchterlichste Schimpfen und Fluchen so gut versteckt, daß man auch nicht eine Spur davon merkt. Und dann kommt sie auf den Klatsch in der Stadt zu sprechen, und da ist sie beschlagen, wie wenig andere Weiber. Sie ist nämlich nicht auf den Kopf gefallen und überall 'rum kommt sie auch, weil sie für kolossal viel noble Herrschaften die feine Wäsche hat; auch für die Schauspielerinnen, für die, die was Ordentliches in die Suppe zu brocken haben natürlich, von wegen hoher Gage oder hübschen Gesichts, wissen Sie, — und da hat sie nu die Geschichte gehört, die ich Ihnen jetzt vorlesen will: ‚Nu aber muß ich Dir noch eine Geschichte schreiben,' — schreibt sie, — ‚die hier noch kein Mensch kennt, die aber ganz bestimmt wahr ist und mit der's einen furchtbaren Spektakel geben wird, — Du weißt, Willisch, ich kenn' so was. Eine von den beim Theater hat ihrem Mann ausreißen wollen — wer's is, krieg' ich auch schon noch 'raus — mit einem vornehmen Herrn von 'ner Zeitung, — wie's nu soweit kommt, kriegt sie raus, daß der garnicht mit ihr ausreißen will, sondern mit 'ner andern verheiratheten Frau, mit der der schlechte Kerl auch so'n Verhältniß gehabt hat, darüber soll die vom Theater, weil sie in den Menschen ganz verrückt gewesen ist, nu wirklich übergeschnappt sein, und der andre Mann soll's auch erfahren haben und soll fürchterlich wüthend sein und soll den andern todtschlagen oder todtschießen wollen. Nu kannst Du Dir denken, Willisch, was das für einen schauderhaften Skandal geben wird. Wenn Du mir nur blos schreiben könntest, wie der schlechte Kerl von der Zeitung heißen mag. Du kennst'n gewiß.'" Willisch brach ab und steckte den Brief wieder ein.

Fritz Lauter, dessen Gesicht glühend roth vor Entrüstung geworden war, fuhr auf und sagte mit scharfer, aber vor Erregung beinahe zitternder Stimme: „Und Sie, Herr Willisch, glauben das, was Ihnen die Frau da schreibt, und Sie glauben auch den Schurken zu kennen, um den es sich handelt?"

Willisch machte ein sehr überlegenes Gesicht:

„Regen Sie Sich nur nicht gleich so fürchterlich auf, junger Herr. Sie kennen eben die Welt so wenig, wie en geborner Einsiedler. Schurke — wenn einer en Verhältniß mit 'ner hübschen Frau hat! Da laufen verdammt viel Schurken in der Weltgeschichte 'rum."

„Antworten Sie mir kurz und klar, Herr Willisch, wenn Sie Sich etwas aus unsrer Freundschaft machen. Wie ich über derartige Verhältnisse denke und über die Leute, welche sie einzugehen im stande sind, ist jetzt ganz Nebensache. Ist die Mittheilung Ihrer Cousine wahr und kennen Sie den betreffenden — Herrn?"

„Na meinetwegen, kurz und klar. Die Geschichte ist wahr — den Beweis haben wir eben erst ins Irrenhaus schaffen sehen. Und was den Herrn von der Zeitung anbetrifft, so können Sie Sich die Antwort ja selbst geben, stellen Sie blos das, was wir eben gesehen und gehört haben — daß sich die Anne die Geschichte nicht aus den Fingerspitzen gesogen haben kann, wissen Sie so gut wie ich, — 'mal zusammen mit dem Briefe von der Packerten, dann werden Sie schon wissen, wer der Schwede eigentlich ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Im Juni erfolgte die Ausweisung sämmtlicher Spanier aus Peru und Bolivia, und Prado wurde im Dezember zum Dank für die glorreiche Vertheidigung mit großer Majorität zum Präsidenten der Republik gewählt. Das Land aber hatte durch den Krieg sehr gelitten, die Finanzen befanden sich in einem kläglichen Zustande, der Staatsschatz war erschöpft, und niemand hatte den Muth, seine Kapitalien anzulegen oder gar der Regierung Geld zu leihen. Um diese traurigen Verhältnisse zu bessern, wurde eine neue, mit dem 31. August 1867 in Kraft getretene konstitutionelle Verfassung angenommen, der zufolge die Präsidentschaftsperiode auf fünf Jahre festgesetzt war. Aber schon im Januar 1868 brach eine neue Revolution aus, infolge deren Prado als Präsident gestürzt und der Großmarschall La Fuente zum Chef der Exekutivgewalt ernannt wurde, welcher nun seinerseits die Allianz mit Chile, Bolivia und Ecuador für gelöst und alle durch Prado eingegangenen Verbindlichkeiten für aufgehoben erklärte, dagegen den von Pazet am 21. Januar 1865 mit Spanien abgeschlossenen Vertrag bestätigte. Am 1. August 1868 trat der zum Präsidenten gewählte Oberst J. F. Balta sein Amt an. Schon wenige Tage später, am 13. August, wurde das Land durch ein starkes Erdbeben und eine Fluthwelle, welche die blühendsten Hafenplätze zerstörte, schwer heimgesucht, und um das Unglück voll zu machen, gesellte sich zu mehreren kleineren Erdbeben, die weitere Verluste an Menschenleben und Kapital herbeiführten, 1869 noch der unheimliche Gast des gelben Fiebers. Der Präsident Balta endete am 22. Juli 1872 bei einem durch den Oberst Gutierrez hervorgerufenen Aufstande in Lima durch Mord; Gutierrez selbst, der sich zum Diktator proklamirt und den Kongreß aufgelöst hatte, wurde schon am 26. Juli im Wege der Lynchjustiz erhängt. Der Vicepräsident Oberst Cevallos übernahm die Regierungsgewalt, berief am 27. Juli den Kongreß und stellte die Ruhe wieder her. Am 2. August wurde dann M. Prado zum Präsidenten gewählt. Wir haben uns bei der Skizzirung der historischen Vorgänge in Peru während der neueren Zeit etwas länger, als es im Hinblick auf den uns knapp zugemessenen Raum hätte geschehen sollen, aufgehalten, um dem Leser ein wenn auch nur leichthin gezeichnetes Bild von den ununterbrochenen Meinungs- und Verfassungskämpfen, welche der Geschichte der südamerikanischen Republiken überhaupt ihren charakteristischen Stempel aufdrücken, vor die Augen zu führen, und werden uns nun hinsichtlich der Zustände und Ereignisse in der hier vorzugsweise inbetracht kommenden anderen beiden Freistaaten Bolivia und Chile, um so kürzer fassen müssen. — Bolivia umfaßt nach der 1859 erschienenen Karte des bolivianischen Oberstlieutenants F. Ondarza und neueren Verbesserungen derselben 39,638 Quadratmeilen, nach Behms Berechnung indessen blos 25,000 Quadratmeilen mit 2 millionen Einwohnern, einschließlich der auf 245 000 Köpfe geschätzten noch wilden Indianer. Es ist das höchste und gebirgigste Land Amerikas und zeigt in klimatischer Hinsicht gleich Peru die größte Mannichfaltigkeit in der Temperatur. Die Luft ist außerordentlich trocken und dünn, aber gesund. Die Nordostseiten der Gebirge haben am meisten Regen, die Westseite am Meere ist regenlos und daher wüst. Die Vegetationsverhältnisse sind gleich denen in Peru, mit dem es auch den unbegrenzten Reichthum an edlen und unedlen Metallen theilt. Am berühmtesten sind in letzterer Hinsicht die Gold- und Silbergruben des auch in historischer Beziehung sehr bekannt gewordenen Plateaus von Potosi. Selbst an Edelsteinen (Topase, Smaragde, Opale, Jaspis, Lapis-lazuli, Hyazinthe, Amethysten) ist Bolivia reich. Ackerbau, Industrie und Handel stehen dagegen noch auf einer sehr niedrigen Stufe; bei dem Mangel an Straßen wird alles durch Lamas transportirt, zum Bau von Eisenbahnen ist erst in neuerer Zeit geschritten worden. Die Hauptbeschäftigung bilden der Bergbau und die Viehzucht. Die bedeutendste Stadt des Landes ist La Paz mit 76 372 Einwohnern, welche 13 000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt; Chuquisaca mit 23 979 Einwohnern, im Innern des Landes reizend gelegen, hat eine Universität und ist gegenwärtig Sitz der Regierung und eines Erzbischofs.

Die Geschichte Bolivias seit der Errichtung der Republik beginnt mit eben solchen Parteikämpfen und Bluthaten wie die peruanische. Schon der erste Präsident nach General Sucro's Abzug, General Blanco, wurde in der Neujahrsnacht auf 1829 ermordet. Die Präsidentschaft seines Nachfolgers, Großmarschalls Santa Cruz, war zwar insofern heilsam, als durch ein neues Gesetzbuch eine Ausgleichung der Parteigrundsätze erfolgte und das Land einige Jahre größerer Ruhe genoß; indeß entstanden auch unter dieser im Jahre 1836 Revolten im Innern und kriegerische Verwickelungen mit den von den Chilenen unterstützten Peruanern unter General Gamarra, welcher letztere Santacruz in der Schlacht bei Yungay am 20. Jan. 1839 eine Niederlage beibrachte. Santacruz mußte schließlich, vom General Velasco verdrängt, die Flucht ergreifen. Dem letzteren folgte 1841 Ballivian, unter welchem im Juni 1842 abermals eine indessen diesmal für Bolivia siegreiche Schlacht gegen Gamarra stattfand. Dann folgten neue Aufstände, während welcher Santacruz zurückkehrte, jedoch ohne Erfolg um die Wiederherstellung seiner Herrschaft kämpfte. 1847 gelangte Velasco, indem er Ballivian verdrängte, abermals auf den Präsidentenstuhl, wurde indeß schon im folgenden Jahre während eines Militäraufstandes durch den Kriegsminister Belzu gestürzt, unter dessen Regiment Parteikämpfe auf Parteikämpfe, Verschwörungen auf Verschwörungen folgten und eine vollständige Anarchie im Lande herrschte. Nichtsdestoweniger behauptete sich Belzu und wirkte mit Umsicht und Verstand für Herstellung eines geordneten Staatswesens und für Förderung des Handels, des Ackerbaues und der Industrie, bis er durch eine Soldatenerhebung gestürzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Säckingen am Rhein. (Bild Seite 412.) Nachdem der Rhein den Bodensee verlassen hat, verfolgt er seinen westlichen Lauf in endlosen Krümmungen, um zu den waldreichen Ausläufern des Schwarzwaldes zu gelangen. Noch einmal gilt es bei Schaffhausen einen wilden Sprung des kühnen Alpensohnes über die hemmende Felsenbarre, um fortan mit ruhigem Bedacht die Last des Weltverkehrs auf seinem Rücken zum Meere zu tragen. Auf der Wanderung zwischen

Waldshut und Basel netzt er die Ufer eines saftgrünen Eilands, welches von seiner sackförmigen Gestalt Sacconium, zu deutsch Säckingen genannt wurde. Die Gründung des gleichnamigen Städtchens, welches unser Bild getreulich wiedergibt, hat die Sage mit dem Andenken eines irischen Glaubensboten, Fridolin genannt, verwoben. So viel steht fest, daß das von Fridolin gegründete Kloster der Kernpunkt des jetzigen gewerbreichen Städtchens gewesen ist und daß Fridolins Nachfolger in den Klostermauern der Kunst und Wissenschaft, oder was man in jenen barbarischen Zeiten Wissenschaft nannte, eine Zufluchts- und Pflanzstätte bereiteten. Daß sie in Säckingen ihren Säckel nicht vergaßen, liegt auf der Hand. An Besitz von Kostbarkeiten, seltenen Handschriften und Büchern sowie von ausgedehnten Ländereien wurden die säckinger Mönche nur von den Klöstern in Fulda und St. Gallen übertroffen. Um den Lesern einen Begriff von der weitreichenden Gerichtsbarkeit der „frommen" Väter beizubringen, bemerken wir, daß der Krummstab ihrer Aebte seinerzeit über den jetzigen ganzen schweizerischen Kanton Glarus waltete. Im 13. Jahrhundert, der Blüthezeit des Pfaffenthums, wurden die Aebte sogar in den Reichsfürstenstand erhoben. Doch Königreiche sinken in den Staub und nur ihr Name bleibt der Nachwelt, die Heiligthümer der Vorfahren werden zum Spott für die Nachkommen, der Wechsel ist das Schicksal alles Menschlichen. Großes und Kleines, Bedeutendes und Unbedeutendes schwindet mit dem Verrauschen der Jahrhunderte, wenn es nicht die Elastizität besitzt, sich jeder Zeit anzupassen. Daß die Klosterwirthschaft von Säckingen diese Elastizität nicht besaß, beweist ihr spurloses Verschwinden nach ihrer Säkularisirung im Anfang dieses Jahrhunderts. Der letzte Rest der prunkvollen Priesterherrschaft ist der reichverzierte Reliquienschrein in der doppelthürmigen Stiftskapelle, jetzt Pfarrkirche, mit den Knochen ihres Stifters Fridolin. Das von Napoleons Gnaden badisch gewordene Säckingen hat heute beiläufig 3700 Einwohner und gehört zu den angesehensten Fabrikstädten des Landes; mehrere tausend Arbeiter aus den umliegenden Dörfern sind in bedeutenden Seidenfabriken, Seidenfärbereien, Baumwollwebereien und anderen gewerblichen Anstalten beschäftigt. Die Säckinger sind weit und breit als schneidig und geistig frisch bekannt. Ein Soolbad mit einer warmen Quelle ladet ein, die leibliche Gesundheit zu stärken. Die weitläufigen Gebäuchlichkeiten der gefürsteten Abtei, die man nach der Aufhebung des Ordens mit wenig Erfolg einem adeligen Frauenstifte zur Verfügung stellte, bilden die vornehmste Sehenswürdigkeit des Städtchens. Die Welt würde indeß wenig Notiz von ihm nehmen, wenn es nicht der Humor der Muse Viktor Scheffels für alle Zeit mit dichterischem Glanze verklärt hätte. Beim Anblick des idyllischen Ortes beleben sich die anheimelnden Gestalten, die Scheffel in seinem „Trompeter von Säckingen" geschaffen, Gestalten, wie Jung Werner, der „durch Liebe und Trompetenblasen sich ein adelig Weib errungen und der glückseligste Mann im römischen Reich geworden", der alte Freiherr „mit dem schlimmen Gaste, der sich in dem linken Fuße unberufen eingenistet", ihm zu Füßen „der biedere Kater Hiddigeigei mit dem schwarzen Sammtfell, mit dem mächt'gen Schweif", des Freiherrn „holde Tochter Margaretha", die im unbewachten Augenblick mit Werners Trompete „ungefügige Greueltöne, schneidend falsche Dissonanzen in die Morgenstille bläst", nicht zu vergessen den „großen Frescomaler Fludribus", wie er „nach der Technik Buffalmacos malte, der mit Rothwein Gluth der kalten Frescofarbe eingehaucht, doch den Rothwein selber trank". Und wer würde die Stadt Säckingen wohl verlassen wollen, ohne, schon aus Pietät gegen den scheffel'schen Humor im „Schwarzen Walfisch zu Askalon" eingesprochen zu haben. Freilich darf ihm das Geld nicht schon im „Löwen" oder „Knopf" all dahingegangen sein, denn:

„Im Schwarzen Walfisch zu Askalon
Wird kein Prophet geehrt,
Und wer vergnügt dort leben will,
Zahlt baar, was er verzehrt."

Dr. M. T.

Verkämpfte Hirsche im Reinhardswalde verendet gefunden (Bild Seite 413). Eine der stattlichsten und edelsten Gestalten unseres Waldes ist der Edelhirsch (Cervus Elaphus). Ungeachtet seiner Schlankheit ist er kräftig und schön gebaut und seine Haltung ist eine so edle und stolze, daß er seinen Namen mit vollstem Rechte führt. Seine Leibeslänge beträgt etwa 2,3 Meter, die des Schwanzes 15 Centimeter, die Höhe am Widerrist 1,5 Meter, und die am Kreuz einige Centimeter weniger. Er hat einen gestreckten, in den Weichen eingezogenen Leib mit breiter Brust und stark hervortretenden Schultern, geraden und flachen Rücken, welcher am Widerrist etwas erhaben und am Kreuze vorstehend gerundet ist, langen, schlanken, seitlich zusammengedrückten Hals, und langen, am Hinterhaupte hohen und breiten, nach vorn zu stark verschmälerten Kopf, mit flacher, zwischen den Augen ausgehöhlter Stirne und geradem Nasenrücken. Die Augen sind mittelgroß und lebhaft, ihre Sterne länglichrund. Die Thränengruben stehen schräg abwärts gegen den Mundwinkel zu, sind ziemlich groß und bilden eine schmale, längliche Einbuchtung, an deren inneren Wänden eine fettige, breiartige Masse abgesondert wird, welche das Thier durch Reiben an den Bäumen auspreßt. Das Geweih des Hirsches (bekanntlich eine Zier und unter Umständen gefährliche Waffe des Männchens) sitzt auf einem kurzen Rosenstocke auf und ist einfach verästelt, vielsprossig und aufrechtstehend. Von der Wurzel an tragen sich die Stangen in einem ziemlich starken Bogen, der Stirne gleichgerichtet, nach rückwärts und auswärts, oben krümmen sie sich wieder in sanften Bogen nach einwärts und kehren dann ihre Spitzen etwas gegeneinander. Unmittelbar über der Nase entspringt auf der Vorderseite der Stange der Augensproß, welcher sich nach vor- und aufwärts richtet; dicht über derselben tritt der kaum minder lange und dicke Eissproß hervor; in der Mitte der Stange wächst der Mittelsproß heraus und am äußeren Ende bildet sich die Krone, welche ihre Zacken ebenfalls nach vorn ausdehnt, aber je nach dem Alter und der Eigenthümlichkeit des Hirsches mannichfaltig abändert. Die Stange ist überall rund und mit zahlreichen, theils geraden, theils geschlängelten Längsfurchen durchzogen, zwischen denen sich in der Nähe der Wurzel längliche und rundliche, unregelmäßige Knoten oder Perlen bilden. Die Spitzen der Enden sind glatt. — Aus dieser Beschreibung des Hirschgeweihs ersieht man, daß dasselbe dem Träger desselben verhängnißvoll werden kann, wie es unsere Abbildung bestätigt. Der Hirsch, der im Winter die Thäler, und im Frühjahr die waldigen Vorberge bewohnt, steigt mit zunehmender Hitze bis zu den höchsten Spitzen der Mittelgebirge empor, um im Herbst ebenso allmählich wieder thalab zu gehen. Der sonst scheue Schnellläufer, den nur die Kugel seines grimmigsten Feindes, des Menschen, zu erreichen vermag, wird in der Brunstzeit (von Anfang September bis Mitte Oktober) ein herausfordernder, streitlustiger Kämpe. Wenn am Abend der Herbstnebel über die Wiesen zieht, huschen die Thiere (in der Jägersprache die weiblichen Hirsche) aus dem Walde hervor und setzen auf leichten Füßen über die knisternden Baumblätter auf dem Boden, über die Gräben am Rande der Wiesen und über die Wege. Und hinter ihnen drein, mit hochgehobenem Kopfe und nickendem Geweihe, schreitet der Edelhirsch, der sonst weiberverachtende Mann, und besieht sich das tänzelnde Spiel der Frauen und rückt immer näher und näher. Aber da taucht drüben am Waldrande noch so ein stolzes Männerhaupt auf, und dort noch eins und noch eins, und dann ertönt ein dröhnendes, drohendes Rufen, wie vor beginnender, erbitterter Schlacht. Die Thiere stehen indessen abseits unter den Bäumen und spähen mit langgestreckten Hälsen und weitgeöffneten Augen auf die Wiese hinaus. Der Mond kommt langsam hinter dem Hügel herauf und läßt sein funkelndes Licht an den nebelfeuchten Blättern der Buchen und Eichen niederfließen, die mit ihren breiten, knorrigen Aesten, wie vielhundertjährige Riesen, zwischen der dunklen Erde und dem nächtlichen, sternenhellen Himmel stehen, um dem Kampfe der brünstigen Nebenbuhler zuzusehen. Die beiden Stärksten unter ihnen haben sich zum Kampfe gestellt, ohne zu beachten, daß die Wahlstatt sich nicht weit vom Rande eines Abgrundes befindet. Schon fallen zuckend die Schlagschatten der beiden Ringenden über das Moos und Geröll. Da sie an Kräften gleich sind, scheint der Kampf unentschieden. Plötzlich bekommt der Vierzehner bei einer Erhöhung des Terrains Uebergewicht über seinen Gegner und mit gewaltiger Kraftanstrengung drängt er ihn zurück, dem steilen Abfall zu. Die Stangen sind fest ineinander verkeilt und ein auf dem weichen Moosboden fast unhörbares Schieben und Drängen findet nur noch statt. Da, seine ganze Kraft zusammennehmend, macht der Vierzehner eine letzte gewaltige Anstrengung, der Zehner gleitet mit den Hinterläufen am Rande der Schlucht aus, mit eingeknickten Läufen drängt der erbitterte Gegner nach, nicht ahnend, daß sein verkämpftes Geweih ihn an seinen Rivalen kettet — und eine unheimliche Stille tritt ein. — Dann tief unten ein Schlag, krachend, schmetternd! — Steine rollen und hüpfen. Tief unten prallen sie nochmals auf und weiter und weiter springend verhallt das Geräusch. Und wenn die Sonne durch die duftigen Frühnebel bricht und die Spitzen der Gebirgskette vergoldet, dann kreisen zwei Steinadler über den zerschmetterten Leichen der beiden Gegner, deren Geweihe im Tode noch so fest ineinander verschlungen sind, daß sie niemand ohne Verletzung der Enden zu trennen vermag.

Y.

Die Mysterienspiele des Mittelalters und das Oberammergauer Passionsspiel. (Schluß.) Die damaligen Kritiker der Dominikanerbühne, die Benediktiner, warfen dem Stück Häresie, das heißt dogmatische Unrichtigkeiten vor und bläuten sich mit den Schauspielern weidlich herum, da sie sich wegen der Tonsur nicht in die Haare fahren konnten. Trotz dieses unerquicklichen Zwischenfalles dauerte die „Passion" vierzig Tage und die szenischen Vorrichtungen erstreckten sich über den ganzen Römerberg. Ein Abt zu Einsiedeln in der Schweiz bewahrt uns in seinem Tagebuche Notizen über ein derartiges Leiden-Christi-Spiel zu Frankfurt. „Sechs Kronen haben wir an das Stück gewandt, hätten wir wohl ersparen können." Der Zweifler in der Mönchskutte belehrt uns des weiteren über die Garderoben, z. B. Gott Vaters, der im Apostelgewande erscheint. Auch dem Abt, wie wohl der Mehrzahl des Publikums, gefielen die komischen Zuthaten mehr, wie der biblische Kern der Handlung. Auch damals gab es schon vierfüßige Schauspieler. Es wäre vorgeschrieben, meint unser Gewährsmann, den ersten Tag einen Esel, den zweiten Tag zwei Esel erscheinen zu lassen. Jedes Jahrhundert hat irgend eine Losung; im achtzehnten hieß sie Philosophie, im neunzehnten Politik. Als das Kriegsgeschrei der Kreuzzüge verhallte und die Liebeslieder der Minnesänger nicht mehr verfangen wollten, war die Zeit der religiösen Schaustellungen im theatralischen Gewande gekommen. (Goethe hat diese Signatur des fünfzehnten Jahrhunderts in seinem Vorspiel zum „Faust"

geschildert). Da uns Aufzeichnungen aus anderen Städten nicht zu Gebote stehen, müssen wir uns an die Detailberichte aus Frankfurt a. M. halten. Im Jahre 1494 verzeichnet die Stadtchronik den ersten Schauspieldirektor, Johann Kohlmesser, der nicht Pfaffe war. Selbiger Komödiantenprinzipal führte das Passionsspiel mit 266 Personen auf. Die Bühne umfaßte einen ganzen Stadttheil. Der Mitteltrakt der Bühne stand auf dem Samstagsberge, der Osthälfte des Römerberges, bis zum Röhrbrunnen, damit der Senat von dem Römersaale aus bequem zusehen konnte. Die Häuser der Ostseite des Platzes bildeten die Szenenwand, wo der Himmel erbaut war. Der Keller des Gasthauses zum Engel (!) stellte die Hölle vor und aus der anliegenden Apotheke wurden die Salben von Maria und ihren Jungfrauen geholt, wobei es einmal zu einem drolligen Streit zwischen dem Salbenhändler und seiner Frau kam, weil sich der erstere mehr mit den Jungfrauen, wie mit den Salben beschäftigte. Vom Dom her über den Markt kam die Prozession mit den Pharisäern, dem Hohenpriester Kaiphas und dem Landpfleger Pilatus. Nicht selten hat man die Prozedur der Kreuzigung so naturwahr aufgefaßt, daß der Christusdarsteller der Peinigung erlegen ist. Der „Samstagsberg“ diente, wie schon oben angedeutet, als Bühne in seiner ganzen Ausdehnung; hier standen auch die Tribünen für das zahlende Publikum nach den drei freien Seiten des Römerbergs. An der Nord- und Südseite waren die sogenannten Stände, wo die Gruppen des Schauspiels wie die Stationen der Handlung, wahrscheinlich lebende Bilder, postirt waren. Von einer zur andern gingen die Akteurs und unterhielten sich in den Zwischenakten mit dem Publikum. Die Stadtchronik meldet uns eine Wiederholung dieses seltsamen Schauspiels im Jahre 1498 in Sachsenhausen, einem Vorort von Frankfurt und 1506 wieder auf dem Römerberge. Eine auf dem frankfurter Rathhause aufbewahrte Pergamentrolle belehrt uns über das Szenarium des Rektors und die Ausführung seiner Regisseure. Daraus und aus dem Vergleich mit ähnlichen Aufzeichnungen, die in den Rathhausbibliotheken von Zug und Basel (Schweiz) zu finden sind, kann man sich sogar die nach unseren Begriffen geradezu unflätige Auffassung und Wiedergabe der religiösen und profanen Rollen vorstellen. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schlugen die Passionsspiele im Gemüth des Volkes eine bisher ungekannte Saite an. Unverkennbar wachsend hatte sich in Frankfurt in die Darstellungsweise ein polemischer Zug gegen die Israeliten der damaligen Zeit gemischt, der mit der Uebertragung der großen Synagoge von Nürnberg nach Frankfurt in Zusammenhang stand, gegen welche eben die Dominikaner, welche die Direktion der Passionsspiele wieder an sich gerissen haben, sehr heftig geeifert hatten. Ungehört verhallte der Einwand der Chronisten, daß viele Juden, z. B. die von Worms, lange vor Christi Kreuzigung das Rheinland besiedelt hatten. An Stelle der würdevollen Ruhe war überall, in der Kirche, sowie bei den Mysterien, die eifernde Gereiztheit getreten, welche den Juden verderblich zu werden drohte. Da stellte sich unerwartet Hülfe ein, die Reformation, welche die Schauspieler in der Mönchskutte, die Ablaßkrämer und Hetzer lahmlegte. Die Reformationsidee war durchaus nicht neu, mehr denn tausend Jahre spukte sie in den Köpfen der Denker, aber diesmal drängte alles zur Freimachung des Selbstbewußtseins im Volke. Die Heerde löste sich auf und das Individuum kam zur Geltung. Dieser Umstand sollte auch dem Drama volksthümliches Leben geben, und zwar in einem Lande, in welchem man es am allerwenigsten vermuthet hätte, in England. Hier ward das Kirchenspiel von Spanien eingebürgert. König Heinich VIII. überwarf sich mit der katholischen Kirche und führte statt ihrer aus Groll gegen den Papst, der seine Ehe mit seiner ersten Gemahlin nicht scheiden wollte, die anglikanische Kirche ein. Dadurch ward für die Schauspielkunst der Vortheil der Befreiung von dem Gewissensdruck der Pfaffen erzielt; zugleich aber wurde der katholische Ritus beibehalten, und dadurch das sinnliche Element, der Kunst unentbehrlich, gewahrt. Mit Ausnahme des bigotten Spanien, das seine Frömmigkeit mit dem Wohlstand bezahlte, wehte plötzlich ein anderer, ein freier Geist in Europa. Auch in England hörte das Kirchenspiel auf, das Volksschauspiel begann und das Fach der Berufsschauspieler entwickelte sich auf breitester Basis. Hof und Barone, Städte und Klöster hielten sich gutbesoldete Schauspielertruppen — leider nur in England. In Deutschland z. B. wurde das fahrende Volk zu den unehrlichen Leuten gezählt und „Pfeifer und Schnurranten“ durften nicht in der Stadt übernachten, ein Gesetz, das noch heutigentags in Breslau nicht aufgehoben ist, wenn man auch von seiner Anwendung selbstredend Abstand genommen hat. Dies wohl der Grund, daß zu einer Zeit, wo in Deutschland Genie und Lump die gleiche Bedeutung hatte, und das nachmalige Volk der Dichter und Denker sich mit Puppenspielen, den Erben der Kirchenspiele, begnügen mußte, England eine geachtete Schauspielerzunft besaß, die sich durch Freiheit in der Auffassung und idealen Schwung hervorthat. Nur in diesem günstigen Boden konnte sich der Keim entfalten, den die Kulturgeschichte William Shakespeare nennt. Seine Geburt am 23. April 1564 fällt mit der Thronbesteigung der Königin Elisabeth zusammen. Unter der Leitung dieses für alle Zeiten mustergültigen Dramatikers, in dessen unsterblichen Werken sich Ernst und Humor wunderbar vermählen, suchten die Zunftschauspieler nicht Tagesspäße, noch grelle Effekte, wie ihre Berufsgenossen von heute, sondern „die Bescheidenheit der Natur“ wie er ihnen im „Hamlet“ anräth, „dem Jahrhundert seinen Spiegel vorzuhalten.“ Während in Spanien Calderon und Moreto, und in Frankreich Molière eine Nationalbühne zu gründen bestrebt waren, fand in Deutschland die dramatische Muse ein Asyl in der Jahrmarktsbude. Den im protestantischen Deutschland von Stadt zu Stadt ziehenden Puppentheatern verdanken wir die mit Hanswurstspäßen untermischten Dramen „Genovefa“, „Undine“, „Melusine“ und — „Doktor Faust“. Im katholischen Deutschland spielten die Jesuiten mit ihren Schülern die schlüpfrigen Lustspiele der römischen Dichter Plautus und Terenz. Die Tradition der mittelalterlichen Passionsspiele wurde nur, wie schon eingangs bemerkt, von oberbayrischen Bauern in Oberammergau gepflegt und bis auf unsere Tage erhalten. Bekanntlich ist Oberammergau ein im bayrischen Hochgebirge, in der Nähe von Partenkirchen liegendes, meist von Holzschnitzern bewohntes ansehnliches Dorf, welches sich neben dieser Kunstfertigkeit, in welcher es mit Berchtesgaden glücklich wetteifert, auch durch das ungewöhnliche theatralische Geschick seiner Bewohner auszeichnet. In jedem zehnten Jahre wird nämlich daselbst die sogenannte „Passion“, das ist eine dramatisch-musikalische Darstellung des Lebens, Leidens und Todes Jesu auf einer großen, eigens dazu erbauten, öffentlichen Bühne aufgeführt, und zwar nicht aus künstlerischem Antriebe oder um des Gewinnes willen, sondern zur Erfüllung eines Gelübdes, welches vor Jahrhunderten in Zeiten schwerer Pestgefahr von der gesammten Gemeinde abgelegt worden war. Das Passionsspiel ist daher im eigentlichsten Sinne eine Gemeindeangelegenheit, an welcher nur eingeborene Oberammergauer theilnehmen dürfen, diese es aber bis zu den kleinsten Kindern herab so vollzählig thun, daß bei der Aufführung 6—700 Köpfe betheiligt sind. Der Bau des Theaters, dessen szenische Einrichtung wohl das interessanteste an dem ganzen Spiele ist, wird im wesentlichen derselbe sein, wie er 1870 war, sowohl in Betreff der Bühne, wie des Zuschauerraums, die von den Oberammergauern als „Spieltheater“ und „Sitztheater“ treffend unterschieden werden. Die bedeutendste Verbesserung ist im Interesse der Gemeinde selbst vorgenommen, indem man hinter dem Bühnenraum noch einen Neubau hinzugefügt hat, welcher die ganze für mehr als 700 Mitwirkende dienende Garderobe aufnehmen soll. Hierbei war sowohl auf die größere Bequemlichkeit Rücksicht genommen, als auch auf größere Schonung der zum Theil sehr reichen Kostüme, welche alle 10 Jahre zum größten Theil neu angeschafft werden müssen. Interessant ist, daß durch die münchener Vermittelung auch das Wagnertheater in Beyreuth seine Wirkung auf das Gebirgsdorf geltend gemacht hat, indem man sich entschloß, das Orchester, das bei dem Spiel eine bedeutende Aufgabe zu lösen hat, etwas tiefer zu legen. In der Besetzung der Hauptrollen ist manches geblieben, wie es vor 10 Jahren war. So wird Christus wieder durch Joseph Mayr vertreten sein. Auch der stattliche und treffliche Chorführer von ehemals, sowie der damals noch sehr jugendliche Johannes sind dieselben geblieben. Die Frauenrollen sind neu besetzt, auch werden im übrigen natürlich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der Besetzung der Rollen Veränderungen vorgenommen, so daß auch der jüngere Nachwuchs in der Gemeinde in Thätigkeit kommt. Die erste Aufführung ist, wie schon eingangs bemerkt, auf den Pfingstmontag angesetzt und sollen 23 Wiederholungen stattfinden. Ist der Andrang der Besucher zu groß, so daß der Zuschauerraum die ganze Masse nicht aufnehmen kann, dann werden außerordentliche Vorstellungen eingeschaltet. Dem Stücke liegt ein uraltes Drama zu Grunde, das wahrscheinlich einen Mönch des nahen Stiftes Ettal zum Verfasser hatte, nun aber von dem Pfarrer Daisenberger nach einem Manuskript vom Jahre 1632 umgearbeitet ist. Auch die Musik ist das Werk eines früheren ammergauer Schullehrers namens Rochus Dedler. Der Text ist mit Bemerkungen von der Gemeinde durch den Druck veröffentlicht, welche sich das ausschließliche Eigenthum daran vorbehalten hat. Das Theater selbst ist unbedeckt, während der Zuschauerraum, wenigstens theilweise, vor der Witterung geschützt ist. Die Bühne ist ein Ueberbleibsel des mittelalterlichen und theilweise auch des altgriechischen Theaters und bietet durch die Dreitheilung des Schauplatzes die Möglichkeit zur Entfaltung szenischer Vorgänge, wie keine andere übliche Bühnenform sie zu bieten vermag. Ueber die reiche Ausstattung und die ungesuchte Einfachheit der Darstellung haben sich Ed. Devrient, Hermann Schmid und andere Berufene in seltener Uebereinstimmung lobend ausgesprochen.

Y.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Verlag von W. Fink in Leipzig. — Druck der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 36. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später komme ich von meinem gewöhnlichen Abendspaziergang heim und bin fast verblüfft, als mir meine Wirthin eilfertig und eifrig mittheilt, ich hätte Besuch; der Herr Oberleutnant sei gewiß schon eine halbe Stunde da, habe aber nicht wieder weggehen, sondern meine Rückkehr abwarten wollen, obgleich sie ihm gesagt habe, daß es bei mir auf eine halbe Stunde ab und zu keineswegs ankäme und daß ich nicht sehr pünktlich sei.

In meinem Zimmer herrschte, als ich eintrat, schon vollständiges Zwielicht und eine durch die Dunkelheit glimmende Cigarre war zunächst das einzige, was sich erkennen ließ. Ueberrascht und erfreut — ich kannte ja nur einen Oberleutnant — beeilte ich mich, Licht zu machen und in die Konfusion hinein, die ich dabei unvermeidlicherweise anrichtete, klang es herzlich und übermüthig:

„Da der Berg nicht zum Propheten kommen will — aber es hat wahrlich Mühe genug gekostet. Sie haben sich ja als Genie nicht einmal bei einer wohllöblichen k. k. Polizei angemeldet, und es ist reiner Zufall, daß ich endlich glücklich ermittelt habe, wo Sie hausen. Nun sagen Sie mir aber, daß Ihnen mein Besuch eine kleine Freude macht, daß Sie für heute Abend nichts besseres vor haben und daß Sie dazu aufgelegt sind, mit einem Laien über Bilder und Statuen zu plaudern."

Es war mir inzwischen doch geglückt, Licht zu bekommen, und ich drückte die Hand, die sich mir entgegenstreckte, mit all dem Ungestüm und all dem Nachdruck, deren ein freudig Ueberraschter nur fähig ist. Da hatte ich ihn also auf einmal und er war von freien Stücken zu mir gekommen und ich konnte ihn, während er sorglos weiter plauderte, nach Herzenslust studiren. Ich wußte thatsächlich nicht, was ich anfangen, wie ich meiner Freude Ausdruck geben sollte, und hätte ich Elfer im Keller gehabt, er hätte hervor ans Kerzenlicht gemußt, zur Feier dieses Glückstags. Aber mein junger Kriegsmann, den bei seiner „erworbenen" Gelassenheit und Besonnenheit meine Unruhe und Aufregung fast etwas komisch anzumuthen schien, lehnte alles ab und acceptirte nur ein Glas Bier, und so haben wir denn bis in den Morgen hinein Pilsner getrunken, wie die Stadtsoldaten gequalmt und das Blaue vom Himmel heruntergeredet. Erst als er sich lächelnd und mit vertraulichem Händedruck verabschiedet hatte, als ich ihm vom Fenster aus nachsah und mit einem fast melancholischen Gefühl der Vereinsamung seinen Säbel das Trottoir entlang klappern hörte, kam mir zum Bewußtsein, daß er nach der ersten Stunde immer schweigsamer und schweigsamer geworden war, das Gespräch nur durch knappe Bemerkungen, lässige Einwürfe und Fragen im Gang erhalten und im übrigen meisterlich die ebenso liebenswürdige, als seltene Kunst geübt hatte — zuzuhören. Ueber seine Verhältnisse und Schicksale, seine Studien und Neigungen wußte ich so gut wie nichts und ich hatte doch, in einem wahren Fieber von Mittheilsamkeit, so ziemlich alle meine Wanderungen und Wandlungen wenigstens berührt und fast zu viel von meinen Sympathien und Antipathien laut werden lassen. Das verdroß mich hinterher nicht wenig; das gute, offene Lächeln, mit dem er zugehört und mich immer weitergelockt hatte, war mir ja gleich auch fein und humoristisch vorgekommen — jetzt aber fragte ich mich, ob es nicht vielleicht eine leichte Färbung von ironischer Ueberlegenheit gehabt habe, und ob er sich nicht am Ende, vor dem Einschlafen monologisirend, ein wenig über den enthusiastischen Künstler mokire, der gleich alle seine Hühner und Gänse vor ihm defiliren ließ.

So schloß der Abend doch mit einem leichten Mißton; der junge Soldat, der halb ein harmloses Kind, halb ein in sich gefesteter, selbstbewußter Mann zu sein schien, den man weder überrumpeln noch überlisten konnte, war mir denn doch in vieler Beziehung ein Räthsel, und wenn ich auch zuversichtlich hoffte, dieses Räthsel früher oder später zu lösen, so dachte ich doch beim Einschlafen unwillkürlich: „Armes Frauenherz, das du dich an diesen „gefährlichen" Menschen verlierst! Er hat für dich den verhängnißvollen Reiz des Geheimnisses und der Versuch der Lösung kann dich ein Lebensglück kosten!" Aber dann sagte ich mir wieder, daß er eine viel zu stolze, vornehme und ehrliche Natur sei, um den Frauen nachzustellen und ihnen aus Laune, Langerweile und Eitelkeit Fallen zu legen — ich mußte über den eignen Gedanken lächeln und schämte mich desselben auch ein wenig, und als ich mir am nächsten Morgen den Schlaf aus den Augen rieb, besann ich mich zwar dunkel darauf, mit vieler Lebhaftigkeit von meinem jungen Freunde geträumt zu haben, aber ich hatte nur noch das eine Gefühl, einen der seltenen Menschen kennen gelernt zu haben, die man von der ersten Stunde an lieb haben und denen man ein unverständiges, kaum zu rechtfertigendes Vertrauen entgegenbringen muß, und der Gedanke, daß ich ihn am Abend in seiner Wohnung aufsuchen sollte, vergoldete den trüben, regnerischen Morgen; ich glaube, ich bin nicht

viel vergnügter und stillseliger an dem Morgen gewesen, an dem ich auf himmelblauem, mit Engelsköpfchen verzierten Papier die Einladung zu meinem ersten Rendezvous erhalten hatte — und das war doch schon sehr lange her und ich war seitdem um manchen Grad kühler geworden. Als ich (eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit, wie ich bekennen muß) bei ihm klingelte, öffnete mir ein Diener, der noch nicht einmal den Mund geöffnet hatte, als ich bereits wußte, daß er keiner von all den Nationalitäten und Nationalitätchen des polyglotten Kaiserreichs angehörte; seine nordalbingische Stammesangehörigkeit war ihm in Fraktur ins ehrliche Gesicht geschrieben, und er sprach denn auch das reinste und knorrigste Platt, das man sich nur wünschen konnte. Während der Occupation Holsteins durch die Oesterreicher hatte er, wie ich später erfuhr, den kaiserlichen Rock angezogen, wie so mancher von seinen Landsleuten, und nun war er bereits so mit seinem Herrn verwachsen, der blauäugige, flachsköpfige, phlegmatische Holsteiner, daß er sich um keinen Preis wieder von ihm getrennt hätte.

Es war nicht eigentlich eine hochelegante Wohnung, in die ich geführt ward, aber sie war äußerst geschmackvoll und behaglich eingerichtet und legte den Schluß nahe, daß der Inhaber gern und viel zu Hause sei und — die Mittel besitze, seinem Schönheitssinn vollauf Genüge zu thun, ohne ängstlich rechnen zu müssen. Es ging kein weichlicher Zug durch diese Einrichtung, durch nichts stand sie in Widerspruch mit dem Soldatenthum des Bewohners und doch mußte ich mir sagen, daß es wohl keiner von seinen Kameraden verstehen würde, sich gerade so einzurichten. Als ich ihm nach prüfender Umschau in den Haupträumen, während deren er meinen Blick mit einer gewissen Spannung verfolgte, ein Kompliment über sein reizendes Junggesellenheim machte, sagte er: „Nun ja, wenn ich's hübsch und behaglich haben kann, ist mir's schon recht — Bedürfniß ist mir's freilich nicht und ich schlafe ganz ebenso fest und süß zwischen leinenen Zeltwänden oder unter freiem Himmel, den Mantel als Decke.“ Er hätte hinzufügen können, daß er Anspruch darauf habe, „fine lame“ genannt zu werden, daß er über sehr subtile Küchenfragen mitreden könne und daß ihm dennoch bei einem Stück Kommisbrod und Speck ganz ebenso wohl sei, sodaß er, ohne im geringsten dadurch genirt zu werden, zu dem frugalsten Soldatenregime übergehen könne; ich sollte es bald weghaben, daß er allen Komfort des Lebens nur als einen Schmuck ansah, als einen reizenden, aber immerhin recht entbehrlichen Schmuck.

An diesem Abend bekam ich denn auch einiges über seine persönlichen Verhältnisse zu hören, aber nur so beiläufig, als könne mich dergleichen keine Minute interessiren. Er war also ein geborener Hannoveraner, was man ihm durchaus nicht anhören konnte; sein Hochdeutsch war frei von jedem Dialektanklang. Einer armen adeligen Familie entstammend, hatte er in früher Jugend den Vater verloren und war dadurch mit Mutter und Geschwistern von der Güte eines reichen unverheirateten Onkels abhängig geworden, der es in der österreichischen Armee bis zum General gebracht hatte und auch jetzt noch, obwohl er längst in den wohlverdienten Ruhestand versetzt war und sich nach dem Eldorado aller österreichischen Pensionäre, nach Graz zurückgezogen hatte, mit Leib und Seele Soldat war. Seinem Wunsche gemäß war Curt ebenfalls in die österreichische Armee eingetreten, ohne Vorliebe, aber auch ohne lebhafte Abneigung; nur das hatte er sich ausbedungen, zur Artillerie oder zum Genie gehen zu können, und der alte Herr, der freilich lieber einen „schneidigen“ Husaren oder Ulanen aus ihm gemacht hätte, hatte sich am Ende gefügt, wenn schon nicht ohne einiges Brummen über die überflüssige Gelehrsamkeit, die vor dem Feinde auch nicht viel helfe. Mir selber ist alles „höhere“ Rechnen zeitlebens ein böhmisches Dorf gewesen und das Wurzelziehen und der Gebrauch der vega'schen Tabellen hat meinem Künstlerkopf nie eingetrichtert werden können, ich konnte es mithin schwer fassen, daß ein Mensch, in dessen Augen man alles lesen konnte, nur nicht eine Vorliebe für algebraische Gleichungen und für Stereometrie, mit diesen mir in so hohem Grade imponirenden Wissenschaften fertig geworden war und sprach meine Verwunderung über diese Neigung für die Mathematik aus. Er lachte und meinte:

„Vorliebe? Wo denken Sie hin? Bis zum Verlassen der Realschule war mir noch alles, was nur im entferntesten an die Mathematik erinnerte, ein Greuel, so sehr überwucherte bei mir die Phantasie; ich hatte einen tiefen Widerwillen gegen alles Abstrakte, und in den Sprachen war ich allen Kameraden überlegen, eine Regel aber behielt ich nie, so wenig wie in der Geschichte eine Jahreszahl. Als ich aber Soldat werden sollte und mir sagte, daß ich zum Rekrutendrillen doch ein für allemal verdorben sei, also eine der gelehrten Waffen wählen müßte, warf ich mich eben auf die so schnöde vernachlässigte Mathematik und Sie werden doch gewiß nicht behaupten wollen, daß ein Mensch, der gerade kein Idiot ist und ernstlich will, ihrer Schwierigkeiten nicht Herr zu werden vermöchte. Ebenso gut und ebenso leicht hätte der Herr Onkel General aber auch den Kassirer und Buchhalter eines großen Bankgeschäfts oder einen Gymnasiallehrer oder einen Professor der modernen Sprachen aus mir machen können und wahrscheinlich wäre das letztere sogar leichter gewesen, da hier meine Neigung ins Spiel kam.“

Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich dann, daß mein junger Freund „zur Erholung“, aber mit vollstem wissenschaftlichen Ernst, Literatur trieb, daß er jedes Jahr eine neue Sprache erlernte, das Jahr vorher des Italienischen Herr geworden war, jetzt Spanisch trieb und sich auch für Architektur lebhaft interessirte. Sollte über diesen „Allotria“ der Dienst und die Kriegsgeschichte nicht Noth leiden, so war herzlich wenig Zeit für gesellige Freuden übrig und ich räumte ihm willig ein, daß er die Stunden zu Rathe ziehen und sich auf den Umgang mit einigen gleich strebsamen Kameraden von der Artillerie und vom Genie beschränken müsse, zu denen ich nun als willkommene Ergänzung käme. Jede Einladung von Seiten der Familien, bei denen er eingeführt sei, empfinde er als eine Störung seines fleißigen Stillebens, und in der That fand ich ihn später, wenn er zu einem Souper oder zu einem Ball gehen mußte, regelmäßig in einer sehr komisch wirkenden, aber sehr ernst gemeinten Verzweiflung. Seine Laune war dann jedesmal die denkbar schlechteste, d. h. selbst der treue Jehan bekam zuweilen ein ungeduldiges Wort zu hören, ohne sich darüber wundern zu dürfen, denn seinen Herrn ärgerte in solchen Stunden die Fliege an der Wand. Wenn ich ihm lächelnd vorhielt, daß er doch viel zu jung sei, um den menschenscheuen Anachoreten zu spielen und daß die jungen Damen und vielleicht auch die in gewissen ungewissen Jahren sicherlich ihr bestes thäten, ihn zu fesseln, warf er wohl unwirsch die Mütze auf den Tisch und sagte nicht ohne sarkastische Schärfe: „Freilich, sie lächeln mir in allen Süßigkeitsgraden zu, aber das ist eben das Unausstehliche. Man hält mich für einen épouseur, weil man sehr genau weiß, daß ich protegirt werde und also auch meine Karrière mache, daß ich einen alten sehr reichen Onkel zu beerben habe und daß er mir, wenn ich ihm heute meine Verlobung meldete, schon jetzt nachdrücklich unter die Arme greifen würde. Mir ist also jedes Entgegenkommen verdächtig, ja selbst die Kälte, weil sie affektirt sein kann und von der Schlauheit als Lockmittel verwendet wird, wenn die Süßigkeit nicht anschlagen will. Und dann — was soll ich mit den Dämchen anfangen? Entweder bringen sie mich zum Gähnen durch ihre imitirte Naivetät, die man halb und halb verpflichtet ist, hinreißend zu finden, oder sie halten es für angezeigt, mir gegenüber, der ich nun einmal im Rufe stupender Gelehrsamkeit stehe, ihr unverdautes Pensionswissen auszukramen und über die schwierigsten Materien mit der Tollkühnheit der Halb- und Viertelswisserei apodiktische Urtheile abzugeben, von deren Lächerlichkeit sie auch nicht die blasseste Ahnung haben. Und mir ist meine Zeit zu kostbar zu solchem Geschwätz, seit dasselbe aufgehört hat, den zweifelhaften Reiz der Neuheit für mich zu haben; früher ging ich wohl zuweilen in Gesellschaft, um Studien zu machen, aber an die Stelle des Interesses ist längst die ödeste Langeweile getreten und ich habe mich schon still aus einem Ballsaal verloren, um mir meinen „Trelawney“ noch satteln zu lassen und stundenlang durch die Nacht zu jagen und staub- und schmutzbedeckt mit einem stummen, ironischen Gruß unter dem Saal vorbeizutraben, wenn droben nach dem letzten Galopp die zierlichen meißner Moccaschälchen die Runde machten. Es ist auch schon vorgekommen, daß ich eine verhaßte Einladung zwar annahm, mich aber in letzter Stunde noch unter einem Vorwand entschuldigen ließ und dann, um nicht so leicht gesehen zu werden, in Sturm und Wetter einen nächtlichen Gewaltmarsch vornahm; kam ich dann im Morgengrauen heim und fand beim Ausziehen der Stiefel, daß mir der Strumpf an dem wunden, blutenden Fuß festklebte, so konnte ich recht vergnügt und schadenfroh vor mich hinlachen — hatte ich sie doch wieder einmal um das Vergnügen geprellt, mich eine Rolle in ihrer faden Komödie spielen zu sehen und mir ein Vergnügen gemacht, indem ich allen Uebermuth und Ueberschwang der Jugend in meiner Weise austobte.“

Er hätte hinzufügen können: „alle gährende Leidenschaft meines Naturells", aber so wenig er seine Züge in der Gewalt hatte, so schwer passirte es ihm, ein Wort mehr zu sagen, als er wollte, und über seine Eigenart und den tiefsten Kern seines Wesens breitete er geflissentlich einen dichten, trügerischen Schleier, selbst seinen besten Freunden, oder sagen wir lieber „nächsten Bekannten", gegenüber. Für mich, der ich ja nach und nach hinter das Geheimniß seines Innern kam, hatte es einen eigenthümlichen Reiz, das kaum merkliche, feine Lächeln zu beobachten, mit dem er gelegentliche Vorwürfe seiner Kameraden über seine „Temperamentlosigkeit", über seine „Kälte", über seine „unnatürliche, philosophische Ruhe" hinnahm, ohne sie abzuwehren. Oft lag soviel Ironie, soviel Ueberlegenheit, soviel geheimes Behagen in dem Blick, der dabei auf den Sprechenden sich heftete, daß die Betreffenden zuweilen mitten in ihrem unmuthigen Eifer innehielten, ganz verdutzt durch den räthselhaft-listigen Ausdruck seines Gesichts, aber dieses Lächeln hatte zugleich etwas so Grundgutmüthiges und Wohlwollendes, daß der also Verblüffte, wenn Curt freundlich sagte: „Ach, laßt mir doch meine Art, — wie ich eigentlich bin, das wißt ihr ja doch nicht und dahinter werdet ihr auch nicht kommen!" den Gegenstand kopfschüttelnd, aber lachend fallen ließ.

Da ich zu jener Zeit in der guten Gesellschaft der alten Moldaustadt ziemlich en vogue war und vielfach eingeladen wurde, hatte ich von dem Moment an, in welchem meine Intimität mit dem interessanten jungen Offizier ruchbar ward und man uns öfters Arm in Arm flaniren sah, häufig neugierige Fragen nach dem „kalten Norddeutschen" zu beantworten. Die Männer, namentlich die in gereifterem Alter, deren Unterhaltung er gern suchte, nannten ihn einen soliden, strebsamen jungen Mann, der bei einigem Glück seinen Weg machen werde, und hatten sämmtlich eine ausgesprochene Vorliebe für ihn, der wohl, ihnen unbewußt, hauptsächlich die Thatsache zugrunde lag, daß er sich, wie ich euch schon vorhin sagte, meisterlich auf die unscheinbarste aller geselligen Künste verstand, auf die Kunst, zuzuhören und durch scharfsinnige Fragen den Grad seiner Antheilnahme an den Tag zu legen. Die gewöhnlichen jungen Mädchen nannten ihn stolz, eitel, dünkelhaft, über alle Begriffe verwöhnt, die gescheiteren fürchteten sein gutmüthig-ironisches Lächeln und seinen forschenden Blick wie Feuer und witterten hinter jedem Wort eine kleine Bosheit. Die Frauen nannten ihn theils blasirt, phlegmatisch oder kalt, theils einen von Ehrgeiz verzehrten Sonderling; hin und wieder begegnete man wohl einer feineren Vermuthung, z. B. der, daß hier wahrscheinlich eine geheimnißvolle Liaison mit einer sehr vornehmen Dame im Spiele sei, die ihn ausschließlich beschäftige, wenn nicht vielleicht die Dame es aus Eifersucht zur Bedingung gemacht habe, daß er sich jeder andern zarten Intrigue enthalte, und ihn in Gesellschaft überwachen lasse, sodaß ihm die Flügel gestutzt seien.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber deutsche Familiennamen.

Von **M. Wittich.**

(Schluß.)

Wir führen nun noch ein paar in unsere vier Klassen nicht einzureihende Namensippen auf.

Im ausklingenden Mittelalter regte sich besonders kräftig der deutsche Humor, Till Eulenspiegel ist sein lieber Sohn, an dem er Wohlgefallen hatte. Das Foppen und Necken florirte, die fahrenden Ritter der vorhergehenden Periode wurden parodirt und ins Lustige umgesetzt durch fahrende Narren, die mit Fuchsschwanz und Schellenkappe durchs Land zogen und den Weisen sagten, daß sie ihresgleichen und auch nur Narren seien. Die Gelehrten disputirten an den Hochschulen über possenhafte Themata, ja, der Humor saß sogar dem Prediger im Nacken, der die Kanzel bestieg. Konnte es ausbleiben, daß auch die Namen in diese Strömung mit hereingezogen wurden? Uebernamen, Spitz- und Spottnamen schossen von jeher auf deutschem Boden wie die Pilze zahlreich empor, und manch' einer blieb an der so benannten Person haften und wurde als erblicher Familienname verewigt, daß wir noch heutigen Tages unzählige Vertreter dieser Sippe vorfinden. Beispiele sind: Kattentit (Katzenzitze), Meerkatz, Mäusezahl (Zahl gleich Zapel, Schwanz), Lochhase, Pagenstecher (Frosch gleich Popp!), Forndran, Schnapphahn, Schmachthahn, Suchenwirth (Such den Wirth gleich Saufaus), Wippsterz, Bierlumpel, Susewind, Sauerbrei, Süßemilch, Haberlaus, Kratzfuß, Hasenfratz, Gänseschnabel, Duvenkropp (Taubenkropf), Rindsmaul, Ziegenspeck, Ziegenbalg, Loisebein, Käseberg, Käsebier, Schluderbier, Sauerhering, Brathering, Luderhaas, Grasewurm, Hauto oder Hotho (gleich Hau zu), Griepenkerl (Greif den Kerl!) und wie sie alle heißen; eher würde einem der Athem ausgehen, als der Vorrath von humoristischen und komischen Familiennamen sich erschöpfen!

Zum Theil humoristisch gemeint, zum Theil aber vielleicht aus einer ganz bestimmten Lage, bei einem absonderlichen Ereigniß erfunden, ist die Gesammtheit der sogenannten imperativischen Namen, — Namen, in denen Zeitwörter in Befehlsform und ihr erweiternder Zusatz zusammengewachsen und erstarrt sind. Beispiele hierfür sind: Thudichum, Schlichtegroll, Bleibimhaus, Bleibnichtlang, Thugut, Schlagintweit (gleich Schlag entzwei), Hassenpflug (gleich Haß den Pflug, vielleicht ein Raubrittername), Wagenpfeil (gleich Wag' den [oder einen] Pfeil), Zuckschwert (gleich Zücke das Schwert), Kliebenschädel, d. i. kliebe, gleich Zerspalte den Schädel, Springenzaun, Jagendeubel (gleich Jag' den Teufel), Hebenstreit (gleich Erhebe den Streit); zu dem oben angeführten Lerebecher können wir noch einen Stürzenbecher fügen und schließlich daran erinnern, daß der größte englische Dichter einen so gebildeten englischen Namen trägt: Shakespeare heißt gleich Schwinge den Speer.

Die zwangsweise den Juden zudiktirten Namen Podex oder Blauhut (Spitzname des Teufels), Ochs u. s. w. zeugen auch von dem übermüthigen Humor der Zeit in der Namengebung.

Aber schon im 13. Jahrhundert finden wir komische Namenbildungen, mit denen man vorzüglich schlimme Dinge zu mildern oder seinem Zorn über dieselben eine wohlthätige Ableitung durch den Humor zu geben suchte. Dahin gehören die Namen der Raubrittergenossen des Bauernsohnes Helmbrecht, die da heißen Lemberslind, d. i. einer, der ganze Lämmer verschlingt, die er dem Bauern natürlich erst gestohlen hat, ferner Slikenwider, d. i. Verschlucke den Widder. Doch hören wir den Text des Gedichtes selbst:

> Die zwenne sind
> Von den ich han (habe) die Lehre.
> Noch nenne ich die mehre
> Hellesack und Rüttelschrein*)
> Das sind die Schulmeister mein
> Kuhefraß und Muschenkelch**) . . . .
> Mein Geselle Wolfesgaum (wolfesgoume),
> Wie lieb ihm sei seine Muhme,
> Sein Base, sein Oheim und sein Vetter
> Und wäre es Hornunges Wetter: (kalte Winterszeit im [Februar)
> Er läßt nicht an ihrem Leibe
> Dem Manne noch dem Weibe
> Einen Faden für ihre Scham,
> Den Fremden und Verwandten sam (d. i. gleichermaßen).

Und mit ähnlichen Zusätzen werden aufgeführt die Raubrittergenossen Wolvesdrüssel (Wolfsschlund, Drüssel gleich Gurgel) und Wolfesdarm. Das sind Gesellschafts-, Bruderschafts- oder Ordensnamen der feinen Burschen. Helmbrecht selbst bekam den Namen Slintesgeu, d. i. der alles verschlingt, was im ganzen Gau zu finden ist.

Solche Räubernamen blieben aber nun haften, und noch heut floriren Familiennamen, wie Vegesack, d. i. Fege den Sack (Reisetasche) leer, Fikelscheerer, d. i. der die Geldbeutel den Kaufleuten abschneidet und dergleichen mehr.

---

*) Höllensack und Rüttle den Schrein, d. i. erbrich den Schrank.

**) Das ist: der Kühe frißt, und Muschenkelch mag wohl einen bedeuten, der Kelche stiehlt oder „mauset". „Gemuschte Kelche" nennt das bairische Landrecht unter den verbotenen Pfändern.

Ueber diese Schimpf- und Uebernamen sollte doch auch einmal eine Einzelabhandlung geschrieben werden, wobei gewiß mancherlei kulturgeschichtlich interessantes zutage kommen würde; für uns kann es hier nur einen Punkt der Betrachtung abgeben, von dessen Behandlung wir nur hoffen, daß sie unseren Lesern nicht zu lang ausgesponnen erscheinen möge, war sie doch im Zusammenhange und an dieser Stelle nothwendig und nicht zu entbehren!

Uebrigens ist bis dato nur von kerndeutschen Namen die Rede gewesen. Aber in den Familiennamen haben wir ebenso wie bei den Taufnamen mit der Mode zu rechnen, die sich so gar häufig mit dem Einheimischen nicht genügen ließ, sondern in die Fremde ging, um auch den Namen ein fremdländisch Gewand zu entlehnen, sei es nun à la Grec, à la Romain oder à la Française!

Die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum führte eine ganze Sintfluth von antikzugestutzten, ursprünglich deutschen Namen ins Leben ein: das Fremde sollte vornehmer sein, denken ließ sich bei einem so umgewandelten oder kühn erfundenen Fremdnamen auch nicht mehr, oft aber weniger, als bei dem als zu gewöhnlich beiseite geschobenen deutschen. Wie betroffen würde mancher dareingeschaut haben, wenn ihm die eigentliche Bedeutung eines so stolz und erhaben klingenden Fremdnamens klar gewesen wäre; wenn er etwa, jenes stolzen und kriegskundigen Römers eingedenk, sich Cäsar nannte, wie groß wäre wohl sein Schreck gewesen, wenn ein Sprachkundiger ihm gesagt hätte: „Auf gut deutsch bist du nun eigentlich auch weiter nichts als ein gewöhnlicher Krause.“ Cäsar sowie Krause bezeichnet ursprünglich einen Menschen mit krausem, lockigen Haupthaar. Da hätte er ja wieder das alltäglich Gewöhnliche, was er vermeiden wollte bei der Namensverleihung, freilich hätte er die Nichtkenner des Lateinischen glücklich getäuscht, nicht aber die Wissenden.



Georg Gottfried Gervinus. Seite 431.)

Die Vergriechung und Verlateinerung der Namen war in der Reformationszeit gut im Zug. Fast alle Löffler, die Latein konnten, nannten sich Cochlearius, alle Oehler, Oehlschlägel, Oehlmann u. s. w. Olearius, und Luthers gelehrter Freund Melanchthon ist nur unter diesem Namen bekannt und nicht jedermann weiß, daß dies eine Vergriechung des alten Namens Schwarzert sein soll. Die Uebersetzung ist außerdem noch falsch, mit schwarzer Erde hat der ursprünglich deutsche Name des Gelehrten Melanchthon garnichts zu thun. Die Habermann nannten sich nun Avenarius, die Holzmann Xylander, die Neumann Neander, die Bäcker, Becker oder Beck Pistor, Pistorius, woraus man denn wieder verdeutschend das süddeutsche Pfister und Pfistermeister machte. Der Schneider ward ein Sartorius, der Wagner ein Plaustrarius. Ein gewisser Mosmann zu Gmünden an der Wohra, dem etzliche schlechte lateinische Verse aus der Feder geflossen waren, schämte sich nun vor lauter aufgeblähtem Gelehrtendünkel des Namens seines Vaters, der ein biederer Schmied war. Diesen Gewerbsnamen seines Vaters übersetzte er lateinisch: Faber*), dazu setzte er Aonius, was an die Musen, die Göttinnen der Dichtkunst, erinnern soll; so hieß er nun Fabronius, Musenschmied, was man, ohne ihm sonderlich unrecht zu thun, auch mit Reimschmied übersetzen könnte. Vilmar, der ein verdienstliches Namenbüchlein geschrieben hat, bemerkt bei Gelegenheit dieser übersetzten Namen, er habe einen Holzhacker gekannt, welcher zwar Xylander hieß, aber sein Holz stets auf gut deutsch sägte und spaltete, und der marburger Postmeister mit dem langen griechischen Namen Mesomylius (d. i. Mittelmüller, der Ahnherr war Müller in der Mittelmühle bei Wetter!) merkte nicht, daß er das Gesangbuch in der Kirche verkehrt hielt, denn er hatte weder auf griechisch noch auf deutsch lesen gelernt!

Auch diese Fremdlerei forderte den Zorn der Satiriker heraus. So schrieb Moscherosch in seinen an anderer Stelle in diesen Blättern angezogenen „Gesichten Philanders von Sittewald“ auch erbittert gegen diese Mode seiner Zeit. Sein Held Philander von Sittewald wird von den alten deutschen Recken Siegfried, Ariovist und andern arg gescholten auch ob seines Namens:

„Warumb dann, so du ein geborner Teutscher bist, hastu nicht auch einen deutschen Namen? Was soll dir ein griechisch und hebräischer Name im Teutschland? Was ist Philander für ein Gefräß? Bistu von Sittewaldt, warumb hastu einen wälschen Namen? — Was? Hm? Was meinstu? Hä?“ — „Schämt ihr euch denn ewrer selbst und ewrer redlichen Vorfahren? Schäme dich für den Teuffel, wenn du eine ehrlich deutsche Ader in deinem Leibe hast, daß du einen andern Namen, einen Außländischen Namen, vnd den du vielleicht selbst weder verstehest, noch weissest, solst einem verständigen, bekannten Teutschen Namen vorziehen oder mit Wälschen Farben anstreichen, mit De und Di füttern wollen.

„Wer seinen ansererbten Namen
Flickt mit wälschem Netz zusammen
Und wär' gern ein Junkerlein,
Der hat Mangel an eim sparren
Und gehört ins Buch der Narren,
Solt er sonst ein Doktor sein!“

Und doch verlateinerte und vergriechte alle Welt ihren deutschen Namen; wer nicht sprachmächtig genug war, ihn ganz zu übersetzen, der hängte ihm doch wenigstens das Schwänzchen us oder ius als Endung an, um sich über den „Pöfel“ zu erheben!

---

*) Die Vorfahren des berühmten Bleistiftfabrikanten Faber waren auch Leute, die den einfachen Namen Schmied trugen.

Eine falsche Bildungsprahlerei ist es auch und nur auf Unkenntniß des Sachverhalts zurückzuführen, wenn wir in guten deutschen Namen den Buchstaben V gleich W sprechen, also Wilmar statt Vilmar, das der Vielberühmte bedeutet, und wenn



Sauya-el-Istad in der Oase Kufra. (Seite 432.)

wir Vernaleken (der Ton liegt auf dem a) etwa sprechen Wernaleken, mit Betonung der vorletzten Silbe, letzteres bedeutet: Frau Aleken Sohn, d. i. Sohn der Frau Adelheid. Allgemein spricht man den berühmten Schauspielernamen Devrient französisch

aus, während er niederdeutsch ist, de vrient gleich der Freund! Freilich schwimmt sich's hier sehr schlecht gegen den Strom! Auch ist die Sache ja nicht so wichtig, daß das Leben daran hinge, es macht uns aber eben Freude, dem Bildungsdünkel eins am Zeuge zu flicken und ihm zuweilen eben das, worauf er sich etwas zugute thut, als im Grunde genommen ungebildet und mangelhaft begründet nachzuweisen!*)

Wenn Wiarda und andere Namenforscher behaupten, die Namen der Deutschen hätten nie etwas Schlimmes bedeutet, so darf das wenigstens ganz bestimmt auf die Familiennamen, wie wir sahen, nicht ausgedehnt werden. Bei solchen, die von lieben Eltern dem Kinde gegeben wurden, ist dies selbstverständlich, nicht so bei Familiennamen, die zum Theil einem als Zunamen oft von anderen erst in späteren Jahren beigegeben wurden und oft in nicht freundlicher Gesinnung erfunden und gebildet wurden, wie oben schon erwähnt. Diese wurden und werden denn oft auch gern geändert von ihren Trägern. Ebenso änderte man solche, welche durch allmähliche Umgestaltung an Worte von ekelhafter oder sonst unangenehmer Bedeutung anklingen. Verfasser kannte eine Familie, die Brühschwein hieß; deren damaliges Haupt taufte sich um in Brühwein, das Publikum war aber boshaft genug, ihn nun Brechwein zu nennen, was zu etwelchen Klagen auf Verbalinjurien Anlaß gab! Zu solcher Aenderung bedarf man aus Rechtsgründen heute der obrigkeitlichen Bewilligung.

Das Namenändern auch aus anderen Gründen spielte eine größere Rolle seinerzeit, als sich heut übersehen läßt. So hieß der berühmte Maler Lukas Cranach ursprünglich Lukas Sünder, und den später üblichen und fast allein bekannten Namen legte er sich nach seinem Geburtsort bei; ebenso wandelten ihre Namen die beiden Gelehrten Doktor Andreas Bodenstein und Johann Mayer nach ihren Geburtsorten Karlstadt im Würzburgischen und Eck in Schwaben: beide sind bekannt durch ihre gelehrten Kämpfe mit Luther. Der berüchtigte Abenteurer Casanova wurde einst polizeilich zur Rede gesetzt, auf Grund welches Rechts er sich des Namens eines Herrn von Seingalt bediene; darauf antwortete er: „Auf Grund des Rechtes des Alphabets!"

Die Pseudonymität, das Annehmen falscher Namen bei Schriftstellern ist bekannt, ebenso bei Künstlern, die durch einen fremdklingenden Namen sich mit dem Nimbus des Fremden umgeben wollen, sintemalen das Sprüchwort sagt: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!

In Bayern hat der Kurfürst Ferdinand Maria im J. 1677 seinen Unterthanen nachdrücklich verboten, sich ohne landesherrliche Bewilligung heute so und morgen anders zu nennen. Und schwankend ist noch heute für manch' braven Landmann die Schreibung seines eigenen Namens, wie Steub in seinem oberdeutschen Namenbuch beweist. Diese Landleute brauchen sich aber deshalb nicht zu schämen, noch der große Winckelmann schrieb sich bald mit einfachem k, bald mit ck! Und der Dichter Fleming, der bedeutendste unter den Sängern des dreißigjährigen Krieges, schrieb sich bald Flemming, bald Fleming, auch Fläming und Flämming.

Interessant ist der Umstand, daß auch bei uns Anleihen in der Namenbildung von den Romanen zahlreich gemacht worden sind. Die reinlateinischen Namen Altroms würden wohl eine sehr magere Heerschau ergeben, die Quintus, Sextus, die Calvus, Niger, Rufus, nach der Zahl, vom kahlen Scheitel, vom schwarzen oder rothen Haar so genannt, und die Curier, Furier und Spurier würden auch nicht viel buntes Leben hineinbringen in die italienische Namenwelt. Da treten uns aber in strahlendem, bedeutungsvollen Glanz entgegen die longobardischen Namen Bertaldi (Berthold), Grimaldi (Grimwald), Rambaldi (Reinbold), Rinaldi (Reinold), Sismondi (Sigismund), der große Dichter Dante trug einen deutschen Familiennamen, nämlich Alighieri, d. i. Adelger, und der Alte von Caprera, Garibaldi, ist ein deutscher Speeramteswalter, ein Speerschwinger, und der jetzige König Umberto hat seinen Namen dem deutschen Humbert entlehnt, was wohl soviel bedeutet, wie einen, der sich Ruhm im Kampf gegen die Hunnen erwarb. Bei den Franzosen sprechen wir die Namen Bernard, Eynard, Evrard, Gerard, Gautier, Thierry und viele andere als ursprünglich deutsche an, sie sind gleich Bernhard, Eginhart, Eberhard, Gerhard, Walther, Dietrich. Ebensolche Entlehnungen ließen sich auf der spanisch-portugiesischen Halbinsel nachweisen und noch vielfach anderwärts.

*) Der Verfasser schickt hier seine Angriffe auf den Bildungsdünkel an die falsche Adresse; denn man spricht das V in Vilmar wie W und den Namen Devrient französisch, also ungefähr Devrieng, nicht aus Bildungsdünkel, sondern einfach, weil er allgemein so gesprochen wird und weil sich die Träger der Namen selbst so gesprochen haben. Unser Mitarbeiter und Freund W. wird gewiß auch das winzige Stückchen Freiheit respektiren, welches darin besteht, daß jeder bei der Bestimmung der Aussprache seines Namens ein gewichtiges Wörtlein mitzureden hat. D. Red.

Wohnungsheizung und Ventilation.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Bei Vorführung dieser Ansprüche an Ventilation unserer Wohnungen und angesichts der Thatsache, daß bisher nur in verschwindend wenigen Fällen durch besondere Einrichtungen denselben wirklich genüge gethan ist, wird uns ohne Zweifel auch hier der unter wechselnden Einkleidungen dem Inhalt nach darauf hinauslaufende Einwand gemacht werden, daß die Nothwendigkeit der Ventilation doch wohl keine so zwingende sein könne, da auch ohne sie die Menschheit bisher existirt habe und die Leute groß, stark und alt geworden seien, wobei man allemal vergißt, daß diejenigen, welche den Nachtheilen schlechter Einrichtungen erlegen sind, und zwar zum größern Theil schon im Kindesalter, eben nicht mehr existiren, um als warnende Beispiele menschlicher Unkenntniß vorgestellt werden zu können; daß wir die Wirkungen dieser Schädlichkeiten auf den menschlichen Körper mit hunderterlei Krankheitsnamen symptomatisch bezeichnen, und die ursprünglichen Siechthums- und Todesursachen in den bezüglichen Listen fast nie zu finden sind. Mangelhafte Ernährung und Hunger, Ueberanstrengung oder einseitige Thätigkeit, sowie verpestete Athmungsluft sind als Grundursachen immer nur unter anderen Rubriken zu finden.

Dazu kommt noch, daß, zum Theil wenigstens, die Lufterneuerung aller Wohnräume durch die sogenannte spontane Ventilation bewirkt wird. Diese ist der Undichtheit der Wände, Thüren und Fenster zu verdanken; der Luftwechsel kann bei großer Mangelhaftigkeit dieser Theile bis zu 50 Prozent des Rauminhalts pro Stunde steigen, je nach der Zahl der Außenwände und dem Temperaturunterschied zwischen der inneren und äußeren Luft. Wäre das nicht der Fall, so würden wir allerdings wohl häufig einer, vielleicht „spontane Erstickung" benannten Todesursache begegnen, wie ja in der That das Ereigniß bei Einpferchung einer großen Zahl von Menschen in einem engen Raume, wie z. B. innerhalb dick ummauerter, fensterloser Gefängnißräume oder auf Schiffen schon hin und wieder eingetreten ist. So auf dem Dampfer „Londonderry", wo der Kapitän bei stürmischem Wetter, nach dichtem Verschließen der Luken, zweihundert Menschen in die große Kajüte kommandirte und deren Thür versperren ließ. Die Luftvergiftung geschah unter diesen Umständen so rasch, daß nach einigen Stunden schon zweiundsiebzig Menschen den Erstickungstod gefunden hatten.

Die spontane Ventilation ist nur in den seltensten Fällen genügend, um andre Fürsorge entbehrlich zu machen; am ehesten in großen, gutgeheizten, wenig bewohnten Räumen, während enge, viele Menschen bergende, mangelhaft geheizte Wohnungen, obgleich wegen dünner Wände, schadhafter Thüren und Fenster der Luftzug ein verhältnißmäßig lebhafter sein kann, doch durchweg mit Ventilationsvorrichtung versehen sein müßten.

Soviel nun auch über den hygienischen Werth oder Unwerth der Wohnungen in dieser Beziehung noch zu sagen ist, so können wir diese Frage hier doch nur insoweit behandeln, als sie mit der Heizung zusammenhängt. Sie lautet demnach also: in welcher Weise kann man verlangen, daß nach dem heutigen Standpunkt des Wissens und technischen Könnens zur Zeit des Heizens

ventilirt werde? wenn ein Mensch im Durchschnitt 40 Kubikmeter als Stubenraum zur Verfügung hat, also 60 Kubikmeter Luft stündlich zuströmen soll, und davon höchstens 20 Kubikmeter durch spontane Ventilation beschafft werden! Von Seiten der praktischen Technik ist es nicht schwierig, in der Periode der Heizung in Verbindung und durch Vermittelung derselben, frische Luft in die Wohnung einzuführen und zwar durch die Heizanlage schon mäßig, ohne Ueberhitzung erwärmte Luft. Die Wegführung der unbrauchbaren Luft kann gleichzeitig und je nach den Umständen durch Verbrauch (als Verbrennungsluft im Ofen), durch Hinausdrängen durch Thüren und Fenster, oder durch besondere Abführungsöffnungen in den höheren Theilen der Stube geschehen. Die Zuführung frischer, erwärmter Luft, die nahe am Fußboden ausströmt, bewirkt dann sowohl eine möglichst gleichmäßige Durchwärmung des Zimmers, als auch vermeidet sie das oft so belästigende und schädliche, einseitige und scharfe Hereinströmen kalter Luft durch die unteren Theile der Thür- und Fensterfugen, wie es unvermeidlich ist, wenn gar keine künstliche Zuführung vorgesehen ist und die Fortschaffung der schlechten Luft außer etwa durch den Ofen selbst, nur durch die Wände und den höher liegenden Theil der Thür- und Fensterfugen geschieht.

Es sind gute Ventilationseinrichtungen in der That nicht nur in großen öffentlichen, oder in luxuriösen Privatgebäuden möglich, wo dieselben allerdings jetzt nicht mehr weggelassen werden, und wo man deren mancherlei erprobt und brauchbar gefunden hat, sondern auch in der ungeheuren Mehrzahl der sogenannten kleinen Wohnungen, die wir hier vor allen bei unseren Auseinandersetzungen im Auge haben.

Obschon man die Luft oft als das einzige Bedürfniß preisen hört, das umsonst zu haben sei, ist das doch weder bei der durch spontane, noch bei der durch künstliche Ventilation gewechselten der Fall, insofern dafür ein Aufwand an Brennmaterial nöthig ist. Dieser ist bei all unseren vorhergehenden Angaben schon mit berücksichtigt, als ein nicht verschwendeter, sondern nothwendiger. Der hierfür anzusetzende Theil des Brennmaterialverbrauchs stellt sich als ein um so größerer Prozenttheil dar, je kleiner die Wohnung ist, je mehr Menschen darin wohnen und je häufiger also die Lufterneuerung geschehen muß. Man kann annehmen, — bei der Schwierigkeit solcher Untersuchungen sind es nur runde Zahlen! — daß vom Heizmaterial für Ventilation in Anspruch genommen werden, bei

1maliger	Lufterneuerung	20 pC.
2 „	„	30 „
3 „	„	42 „
4 „	„	50 „

Um einen Wohnraum von 100 Kubikmetern auf 26 Grad Temperaturdifferenz zu erhalten (also bei 12 Grad Kälte im Freien auf 14 Grad Stubenwärme) braucht man im Durchschnitt, ohne das Anheizen zu rechnen, 1¼ Kilo Kohlen, falls die Luft stündlich einmal erneuert wird, während man allerdings mit 1 Kilo auskommen würde, wenn man den Raum hermetisch abschließen könnte.

Noch ist von der Ventilation zu verlangen, daß die Luft nicht mit zu großer Geschwindigkeit in das Zimmer einströmt, was durch genügende Weite des Luftzuführungskanals erreicht werden kann, sowie ferner, daß sie weder beim Ausströmen überhitzt sei, noch auch vorher beim Durchgang durch die Heizkammer des Ofens es gewesen sei, da sie durch Ueberhitzen den mitgeführten Ozongehalt, den man als so wichtig für das Gedeihen alles Lebens gefunden hat, einbüßt.

Als eine Anforderung an gute Heizung wird ferner die gestellt, daß möglichst geringe Beläſtigung durch strahlende Wärme stattfinde. Das Wesen derselben besteht darin, daß sie durch die Luft fortgeleitet wird, ohne ihr jedoch einen Zuwachs durch das Thermometer, oder für unsere Nerven fühlbare Wärme mitzutheilen. Erst wenn diese Art Wärme auf feste, undurchsichtige Körper trifft, erwärmt sie dieselben. Die Wirkung der vom Ofen nach allen Richtungen ausgesandten strahlenden Wärme nimmt mit dem Quadrat der Entfernung von ihm ab, das heißt, sie zeigt in der doppelten oder dreifachen Entfernung nur den vierten oder neunten Theil derjenigen Größe, die sie an Wirkung auf gleich große Oberfläche in der ersten Entfernung besitzt. Das Schädliche einer erheblichen Abgabe von strahlender Wärme durch den Ofen liegt darin, daß hierbei keine Luftzirkulation bewirkt wird, wie durch geleitete Wärme. Die durch Leitung erwärmte Luft umspült uns vollständig und läßt uns wenigstens in gleicher Höhe von allen Seiten gleiche Temperatur empfinden. Die strahlende Wärme aber setzt sich nur auf derjenigen Seite unseres Körpers in fühlbare um, die dem strahlenden Ofen zugekehrt ist, während die andere Seite vor Frost zittern kann; welche Erfahrung wohl jeder schon in einem kalten Zimmer gemacht hat, in dem sich ein zu recht rascher Durchwärmung glühend geheizter eiserner Ofen befindet.

Nachdem wir uns nun mit allen wesentlichen Grundlagen und Gesichtspunkten vertraut gemacht haben, welche eine sichere und sachliche Beurtheilung ermöglichen, können wir schließlich darangehen, dieselben zu einer Schätzung der Brauchbarkeit und des Werthes der in unseren Wohnungen bestehenden Heizanlagen anzuwenden und daraus zu entnehmen, nach welcher Richtung hin das hier, wie auf allen anderen Gebieten förderungswerthe Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung zu leiten sei.

Was wir gegenwärtig bei einem Umblick durch das ganze Land an Einrichtungen zur unmittelbaren Erzeugung unseres Bedarfs an künstlicher Wärme vorfinden, läßt sich in drei Kategorien theilen, die gewissermaßen historische sind, und die man in ähnlicher Weise auch in vielen anderen Fällen erkennen wird.

Die erste ist die, welche die Vergangenheit repräsentirt. Es sind also hier Heizanlagen gemeint, die von der entwickelten Einsicht in deren Wesen und Nutzbarkeit längst überholt sind, und deren Unbrauchbarkeit, ja Verwerflichkeit eigentlich niemand mehr ernsthaft zu bestreiten wagt, deren man sich sogar schämt, die aber trotzdem noch konservirt werden aus nur historisch verständlichen Gründen, aus einem prinzipiellen Beharrungsbestreben gegen Neuerung. Wir gedenken dabei nicht der alttestamentarischen offenen Kohlenpfanne, obwohl sie in südlicheren europäischen Ländern noch im Gebrauch ist, wo ihre giftigen Dünste nur deshalb das Leben der Bewohner nicht ihrer Gefährlichkeit entsprechend verkürzen, weil die Witterung sie seltener verlangt und offene Thüren und Fenster, oder doch möglichste Undichtheit dieser und der Wände ihre Wirkung abschwächt. Der urgermanische, offene Feuerherd mitten im Wohnraum, dessen Rauch und Dunst unmittelbar durch Dach und Thür sich Ausweg suchen muß, ist zwar auch noch nicht verschwunden, aber doch äußerst selten geworden. Sind doch schon im vierzehnten Jahrhundert die Oefen erfunden worden und zwar, da man von Steinkohlen noch nichts wußte, zunächst zur ausschließlichen Verwendung von Holz als Brennstoff! Ihre Form war ursprünglich ein hohler, thönerner, viereckiger Kasten, mit einer Thür zum Einheizen und einer Röhre zur Ableitung des Rauchs unmittelbar in den daneben liegenden Schornstein, der ziemlich so weit war, daß man zu Wagen hinausfahren konnte. Das war damals gewiß ein Fortschritt, und das Heizmaterial war ja unendlich billig, wenn auch nur ein sehr kleiner Theil davon in solchen Oefen nutzbar gemacht wurde. Daß nun aber Anlagen nicht selten, sondern häufig jetzt noch existiren, die in ihrer Ursprünglichkeit nicht viel über jenen primitiven Zustand hinausgehen, und zwar vornehmlich auf dem Lande, darüber sei uns gestattet, die Autorität damit genau bekannter Kreise hier anzuführen. Wir entnehmen einem der jüngeren Jahrgänge einer weitverbreiteten landwirthschaftlichen Zeitung des Großgrundbesitzes folgendes Citat:

„In vielen Wirthschaften finden wir prächtige gewölbte Stallungen, hell und weiß gestrichen, und so sauber, daß man mit Lackstiefeln in ihnen herumwandeln könnte und ohne Geruch, denn das flüchtige Ammoniak fesselt der eingestreute Gips und der kupferne Dampfapparat bereitet leckere Suppe dem Rindvieh. Doch wenn wir nach dem Gesindehause fragen, so wird uns ein unscheinliches Haus gezeigt, dessen Dimensionen schon beweisen, daß hier nicht viel Leute wohnen können. Wir bitten um die Erlaubniß der Besichtigung, die uns vom Gutsherrn oder Beamten mit einem fragenden verlegenen ‚o! bitte‘ gewährt wird. Wir treten in eine seit Jahren nicht geweißte Gesindestube, so schwarz wie Dante's Hölle, mit kleinen Fenstern, deren Scheiben theilweis mit Papier ersetzt sind, Unordnung und Schmutz an allen Ecken, ein antediluvianischer Kochofen — der reine Feuerungsmaterialverschwender — mit zerborstener Platte, verbreitet Rauch aus allen Fugen, erbärmliche Tische, vielleicht eine Wiege, bilden das Ameublement, und schmierige Kinder wälzen sich auf den unsauberen Dielen oder lehmigem Pflaster; das ganze macht einen unangenehmen Eindruck, und steht in großem Kontrast zu dem mit Komfort eingerichteten Schlosse und dem Stalle!“

Wenn nun solche „antediluvianische“ Oefen in den Gesindehäusern des Großbesitzes häufig anzutreffen sind, so läßt sich daraus ein Begriff abnehmen, wie dieselben in den Hütten der

ländlichen Tagelöhner beschaffen seien, die selbst für Herstellung und Unterhaltung sorgen müssen!

Da steht auch in den ungünstigeren Fällen das Miethskasernenthum der Stadt auf einer höheren Entwickelungsstufe, da einmal schon die Eigenthümer dieser Häuser die Oefen nicht ganz dürfen in Verfall gerathen lassen, um Miether zu bekommen, diese andererseits bei allzu offenbarer Unbrauchbarkeit zu Ansprüchen auf Wiederherstellung berechtigt sind. Wo aber, wie in Theilen Westdeutschlands, der Ofen nicht zum festen Inventar der Wohnungen gehört, lassen sich antediluvianische Heizkästen schon darum nicht konserviren, da sie die Fährlichkeiten des Zusammenklappens und Wiederaufstellens bei etwaigen Umzügen nicht überstehen könnten.

Stellen nun auch die städtischen Heizanlagen, und zwar das System der Einzelheizung der Wohnräume durch Oefen, im großen Durchschnitt die der Gegenwart entsprechende Entwickelungsstufe dar, so sind doch auch sie noch weit davon entfernt, eine Vollkommenheit erreicht zu haben und darum des Konservirens werth zu sein. Vielmehr thut eine eingehendere Betrachtung gerade hier noth, damit wir erkennen, wie viel ihrer Einrichtung fehlt, um den oben aufgestellten Normalbedingungen zu entsprechen, und welche Aenderungen während ihrer vorläufigen Beibehalung erforderlich sind, damit wir uns bis zur Erreichung des besseren auf möglichst vortheilhafte Weise mit ihnen durchschlagen können.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Binnen wenigen Minuten waren die Vorsitzenden gewählt und gleich darauf bestieg der Redner der Radikalen die Tribüne. Seine Anhänger begrüßten ihn mit Beifallszurufen. — Ruhig, gemessen, schlicht und wohlgeordnet sprach er. Er wies vor allem die Unzahl der Verdächtigungen zurück, die besonders in letzterer Zeit gegen seine Gesinnungsfreunde in gehässiger Weise geschleudert worden seien, und zeichnete mit scharfen Strichen ein Bild der krassen Unwissenheit, welche sich in Bezug auf die brennenden Fragen der Zeit breit mache. „Ich habe hierbei die letzten Artikel der ‚Alten Welt'“, fuhr Redner fort, „mir als Vorwurf genommen. Ich glaube, ein Recht zu besitzen, diese Pamphlete als unreife Schülerarbeiten zurückzuweisen.“ Darauf verbreitete sich der Sprecher über das aufgestellte Thema und bemühte sich, in klaren Worten die Situation zu zeichnen. Von der Darlegung der Bedeutung der Presse für das Volkswohl ging er auf die herrschende Verderbniß ein. „Ich schweige“, sagte er unter anderm, von dem Insertionswesen, das den Zeitungen im Durchschnitt die Unterhaltungskosten liefert und ohne Unterschied Gutes und Schlechtes, Anständiges und Schamloses bringt. Ich will von der großen Seuche sprechen, die vor kurzem hier bei uns ausgebrochen ist.“ Er erzählte den Verlauf der Enthüllung. — „Wir haben keine anderen Beweise für das Verbrechen, als die Kopien aus dem r... schen Bankhause, aber wir sind der Ueberzeugung, daß sie mit den Originaleintragungen übereinstimmen werden. Es wird die Frage sein, ob das Bankhaus gezwungen werden kann, ihre Bücher als Beweise vorzulegen. Wir haben eine Volksversammlung zusammengerufen, damit diejenigen, welche vor unserer moralischen Ueberzeugung erniedrigt dastehen (aus Wolkenbauers Munde ertönte bei diesen Worten ein höhnisches Oho!), die Gelegenheit haben, sich zu rechtfertigen.“ Nach dieser beifällig aufgenommenen Rede trat eine kleine Pause ein. Die Anwesenden unterhielten sich lebhaft. Endlich erscholl am Präsidententisch die Glocke: „Herr Doktor Fritz Wolkenbauer hat das Wort.“ Gravitätisch bewegte sich mein früherer Chef der Rednerbühne zu, nach allen Seiten warf er theils frohlockende, theils verächtliche Blicke. Das Interesse ward durch dieses Benehmen auf das äußerste gesteigert.

Mit leiser Stimme begann er zu sprechen, flüssig, leicht; er suchte mit gewandter Dialektik darzuthun, daß die verdächtigten Zeitungen das Opfer eines schändlichen Betruges seien, daß sein eigenes Unternehmen bei der ganzen Sache nicht nur nicht betheiligt sei, sondern stets sich habe angelegen sein lassen, das Publikum rechtzeitig vor Verlusten und zweideutigen Unternehmungen zu warnen. Hätten sich aber wirklich Journalisten an den Gewinnen der Börsenspekulation betheiligt, so seien sie mit seinem Unternehmen nicht zu identifiziren. „Völlig rein ist die ‚Alte Welt'. Wer ihre Integrität antastet, ist ein Schurke.“ — Es erhob sich von verschiedenen Seiten Lärm. Wolkenbauer aber ließ sich nicht stören. Er wiederholte seinen Ausspruch und rief zum Schluß: „Im Bewußtsein voller Unschuld verlasse ich die Tribüne. Die Strafe wird denen aufs Haupt fallen, die uns frevelnd zwangen, uns zu rechtfertigen in einer Sache, die Erfindung notorischer Verleumder ist!“ — Es dauerte lange Zeit, ehe sich die entstandene Unruhe gelegt hatte. — Kühn gemacht durch Wolkenbauers zuversichtliche Worte sprachen noch einige andere Gründlinge in gleichem Tone. Zusehends neigte sich die Zustimmung auf Seite der sich Vertheidigenden. Ich hörte rechts und links mißliebige Ausdrücke über die Ankläger. Es war Zeit, daß der Wind sich drehte. „Wir wollen Beweise, authentische Beweise!“ rief der letzte Redner in die Menge. „Wir wollen keine gefälschten und fingirten Kopien! Beweise!“ — Das Herz schlug mir zwar gewaltig, als ich mich von meinem Sitze erhob, und ich mag wohl etwas stark gebebt haben, als ich auf diese Worte versetzte: „Ich bitte ums Wort!“ — Alles blickte auf mich. Ich schritt auf den Vorstandstisch zu, und als man mir das Recht zum Sprechen ertheilte, stand ich zum erstenmale als Redner vor einer unzählbaren Volksmenge, aber mit dem Bewußtsein von der Wichtigkeit meines Vorhabens stieg auch mir der Muth, von Sekunde zu Sekunde wallte das Blut langsamer in meinen Adern, und als das Geräusch im Saal verstummt war, erhob ich meine Stimme. Je länger ich sprach, desto unruhiger ward die Menge, die mir auf verschiedene Weise Beifall gab. Als ich das Motiv der Veröffentlichung der Schmähartikel in der „Alten Welt“ enthüllte, lief ein Gemurmel durch den Saal und nur eine Stimme rief dazwischen: „Wo sind die Beweise?“ — „Hier,“ versetzte ich laut, „ich habe sie hier vor mir liegen!“ Ich konnte nicht weiter sprechen. Der Tumult, der nach diesen Worten entstand, läßt sich nicht beschreiben. Zwischendurch hörte ich rufen: „Wolkenbauer hierbleiben, — die Herren hierbleiben!“ — Der Präsident erzwang sich schließlich mit der Glocke Ruhe. Um die Rednerbühne hatten sich inzwischen Neugierige gelagert. Der Redakteur der „Provinz-Zeitung“ grüßte zu mir hinauf, ich lächelte und erklärte, wie ich zu den Papieren gekommen: „Ich stelle es in die Macht der Versammlung, der öffentlichen Meinung, zu bestimmen, ob ich etwas unrechtes begangen. — — Ich habe nur die Beweise für die Schuld des Redakteurs Müller bei der „Alten Welt“, aber wenn diese authentischen Belege mit den veröffentlichten Noten in der „Provinz“ übereinstimmen, so liegt kein Grund vor, die übrigen Zeitungen von der behaupteten Schuld zu dispensiren!“ — — Aus hunderten von Kehlen tönte Bravo und Hoch; man drängte sich von allen Seiten heran, um mich zu sehen, zu loben, mir die Hände zu schütteln. — — Unwillkürlich ließ ich mich von den Redakteuren der „Provinz“ in eine Restauration entführen, wo man mir dankte und sich Glück wünschte über den glücklichen Ausgang dieser heiklen Affaire. „Haben Sie Wolkenbauer gesehen?“ — Er saß zwischen zwei robusten Arbeitern wie in einem Schraubstock. Er konnte nicht loskommen, wie er es wünschen mochte. Dicke Schweißtropfen rollten von seinen Schläfen herab und das Haupt in die Hände gestützt, schien er mehr das Aussehen eines Ohnmächtigen als das eines Lebemannes zu besitzen, als welcher er vor einer Stunde zur Rednertribüne hinaufgestiegen war. „Er wankte zum Saal hinaus, wie ein Trunkener,“ fügte ein anderer hinzu! — — — — Den Redakteuren der „Provinz“ behändigte ich die Rechnungen, indem ich die Anwesenden als Zeugen hinzuzog. — Erst nach Mitternacht suchte ich meine Wohnung auf. Freimann erwartete mich. Er hatte den Tisch fein säuberlich gedeckt. Oben drauf stand eine Flasche Wein. — — „Das hattest du gut gemacht, Heinz,“ lachte er mich an; „ich war zufällig Zeuge deines Triumphes. O, du verschlossener Mensch! Das hättest du mir auch können vorhersagen; dann hätte ich wenigstens nicht drei Stunden schwitzen brauchen!“ — — — Wir tranken mit vielem

Humor die Flasche Wein leer und als ich endlich zu Bett ging, schlug es vom Kirchthurm 2 Uhr. — — —

Wolkenbauers Faktotum war in aller Frühe bei mir. Ich solle zum Doktor kommen. Er ließe mich dringlich darum bitten. — — Ich schickte den Alten mit energischem Protest zurück. — —

Wolkenbauer hat wieder geschickt. — Diesmal stellte er mir durch einen Zwischenmann viel Geld zur Verfügung, wenn ich die Papiere aushändigen wollte. Er machte mir weitgehende Versprechungen und betheuerte auf das schmeichelhafteste seinen Respekt. — — — Ich dachte bei einer nochmaligen Belästigung die Polizei zu Hülfe nehmen zu wollen und komplimentirte den Vermittler zur Thür hinaus.

Die Zeitungen sind voll von Berichten über die gestrige Versammlung. — Alle bemühen sich, die Sache zu verdrehen und zu verhüllen. Man bemängelt meine Rede und fährt fort, seine Unschuld zu betheuern! — — — — Als ich heute Mittag durch die Stadt ging, wurde ich überall gegrüßt. Es waren besonders Kleinbürger, Handwerker und Arbeiter, die mir auf diese Weise ihr Beifallsvotum gaben. — —

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Fritz Lauter sprang auf von seinem Stuhle und schritt hastig ans Fenster, das er öffnete, wie um frische Luft zu schöpfen. Willisch machte eine Wendung, aber ohne sich zu erheben, und sagte:

„'S kommt Ihnen wohl vor, als wenn die Geschichte zum Davonlaufen wär'? Ist's auch beinah' — die und manche andre. Wenn ich Ihnen z. B. meine Geschichte erzählte — die Geschichte, wie man Rittergutsbesitzer wird —, ich denke, die würd' Ihnen auch interessant sein, denn Sie sind, wie gesagt, eine ehrliche Haut, aber Sie wollen so was wahrscheinlich nicht hören — —"

Fritz schaute unverwandt ins Freie; nach einer Pause antwortete er jedoch:

„Nein, erzählen Sie, — nur beantworten Sie mir vorher eine Frage! Was Sie mir erzählen wollen, wirft auch ein ungünstiges Licht auf meinen Chef, Herrn Schweder?"

„Wie man's nimmt!" Willisch zuckte mit den Achseln. „In den Augen einer Unschuld, wie Sie sind — ja! Vom Standpunkte so eines Menschen aber, wie ihn die Welt heutzutage braucht und, wissen Sie, verdient, eines so recht mit allen Hunden gehetzten Menschen, wie man sagt, der das Leben nimmt, wie's ist, und immer nur sieht, wo er bleibt, für so einen müßt' ich mit nein antworten, im Gegentheil sogar."

„Nun, so erzählen Sie nur."

„Schön, aber Sie müssen Sich wieder hersetzen zu mir. Denn die Bauern da unten in der andern Ecke machen ihre langen Ohren noch länger und möchten gar zu gern hören, was wir reden. Und von dem, was ich Ihnen jetzt sagen werde, dürfen die Kerle nichts hören, — das gäb' einen schönen Spektakel!"

Lauter nahm seinen alten Platz wieder ein und Willisch begann:

„Ich bin also Rittergutsbesitzer und habe mich auf diesen schönen Posten vorbereitet als, na, es will mir garnicht mehr recht über die rittergutsbesitzerliche Zunge, mit Respekt zu melden — als Dienstmann. Und zwar bin ich durch mein Verdienst als Dienstmann so avancirt. Ja, sehen Sie mich nur so zweifelnd an, junger Herr von der Feder, hätt' ich meine Sache nicht so ausgezeichnet gemacht, als ich in der blauen Bluse steckte und für zwei Thaler den Tag und diverse Extraspesen des vornehmen Herrn Schweder sein'n Spion machte —"

„Spion?" Um Fritz Lauters Mund legte sich ein verächtlicher Zug. „Spion?" fragte er noch einmal, als Willisch, der einen gewaltigen Schluck aus dem großen Schoppenglase genommen hatte, nicht sogleich antwortete.

„Wenn man als Dienstmann was verdienen will, junger Herr, da darf man sich die Kommissionen, die man kriegt, nicht erst hinten und vorne besehen, ehe man sie ausführt. Ich kannte den Herrn Schweder als den noblen Herrn, bei dem's auf ein paar Thaler nie angekommen ist, und da griff ich natürlich mit beiden Händen zu, wenn der mir was zu thun gab. Außerdem kam mir's riesig spaßig vor, daß ich den reichen Alster und die superklugen Rechtsverdreher, die Wichtels, ausspioniren sollte. Was war da Böses dabei, wenn ich alle Morgen dem Herrn Schweder, wie ein vortragender Rath seinem Minister, meinen Bericht abstattete, wo der Herr Justizrath am Abend vorher seinen Wein getrunken hatte, was für eine Schauspielerin der Herr Alster oder der junge Herr Wichtel zum Souper bestellt hatte, und was dergleichen schöne Beschäftigungen, wie sie die reichen Herren vorhaben, mehr sind?"

„Was für ein Interesse konnte das alles aber für Herrn Schweder haben?"

„Was für ein Interesse? Na, sehr einfach, oder vielmehr garnicht einfach, sondern ein doppelt und dreifaches Interesse, — zu Anfang dacht' ich, die Geschichte wäre sehr einfach, der Herr Schweder wollte blos wissen, wie bei Alsters der Hase läuft, um das famose Mädel, die Tochter vom alten Alster, bequemer wegschnappen zu können — —"

„Was reden Sie da für Thorheit, Herr Willisch," fuhr Fritz Lauter dazwischen. „An Wanda Alster hat Herr Schweder gewiß niemals gedacht in dem Sinne, wie Sie es meinen, und — und wenn er an sie gedacht hätte? — nun, es ist Thorheit, von so etwas nur zu reden — —"

„Seh einmal ein Mensch an, wie Sie wieder warm werden, wenn man auf die schöne Wanda zu sprechen kommt."

„Herr Willisch, ich bitte — —"

„Schon gut. Ich sage nicht ein Wort, d. h. ich fahr' ruhig fort in meiner Erzählung. Sehen Sie, vorläufig war ich also auf den Holzweg gerathen; nicht die Tochter wollte der Herr Schweder erobern, sondern für's erste den Alten, und den auch nicht für sich, sondern für seinen Freund Senkbeil. Ich sag' Ihnen, das war feine Arbeit — wie der den alten Alster und die Wichtels an der Nase herumgeführt hat, bis sie endlich auf die Kompagnieschaft mit dem Senkbeil hineinfielen, der — hol' mich der Teufel! — so elend bankerott gemacht hätte, wie nur einer, wenn die gescheiten Herren, die die Eisenbahn in der Tasche hatten und die viele Arbeit von der Eisenbahn mitbrachten in die unvernünftig groß angelegte Fabrik, wenn die nicht ins Garn gegangen wären."

„Ich kann den Zusammenhang nicht finden in dem, was Sie erzählen, Herr Willisch. Durch die Kenntniß der Thatsachen, wo der Justizrath seinen Wein trank und mit was für Schauspielerinnen sein Sohn und Herr Alster, von dem ich solche Dinge übrigens nicht so ohne weiteres glaube, zusammenkamen, gewinnt doch niemand bestimmenden Einfluß auf Männer von soviel Verstand und in unabhängiger Stellung!"

„Und doch hat er's, der feine Herr Schweder. Er hat den andern ihre Schwächen abgelauscht, er hat dann mit ihnen gekneipt, hat sie mit schönen Damen zusammengebracht, und wenn sie windelweich waren vor Vergnügen und Gemüthlichkeit, hat er sie beschwatzt; und das versteht er, so in schwachen Augenblicken auch die gescheitesten Leute tanzen zu lassen, wie er pfeift, soweit müssen Sie ihn doch kennen, denk' ich. Aber lassen Sie mich nur weiter erzählen. Wie er die nun in der Kompagnie mit Senkbeil drin hatte, mußten sie auch Geld 'rausrücken zu der großen Zeitung — anfangs hat wohl der Justizrath 's meiste gegeben gehabt, dann aber mußte der Alster ordentlich dran glauben. Nun spielt er in politischen Sachen die erste Geige, die großen Bankgeschäfte und Aktiengesellschaften müssen ihm um den Bart gehen, bei unseren Eisenbahnbauten macht er einen Riesenschnitt — —"

„Halt!" rief Fritz Lauter. „Das ist nicht wahr, das ist zum mindesten ein großer Irrthum. Ich weiß ganz gewiß, daß Herr Schweder keine Bahnaktien hat und überhaupt mit der Bahn in keiner Geschäftsverbindung steht."

Willisch lachte. „Sehr schön," sagte er. „Das hat aber auch niemand behauptet. Daß ich ein Rittergutsbesitzer bin, das wissen Sie doch auch ganz gewiß, Herr Lauter, wie?"

„Was hat das damit zu thun?" fragte Fritz zurück.

„Nun, Sie wissen ja, ich bin Rittergutsbesitzer von Herrn Schweders Gnaden. Mich kostet mein Gut ein paar Federstriche, die Anzahlung hat Herr Schweder geleistet, und zum Dank für diese ungeheure Großmuth hab' ich einen Kontrakt mit ihm gemacht. Wenn ich das Gut ganz oder theilweise verkaufe, so gehört der Profit zu neun Zehnteln dem Herrn Schweder. Nanu sehen Sie, die Eisenbahngesellschaft hat schon ihre Linien quer durch meine Grundstücke abgemessen, — für 40000 Thaler kauft sie mir Grund und Boden ab, der vorher sich nicht auf 5000 verzinste, macht ein Profitchen von 35000, von denen ich kontraktlich 3500 Thaler mir behalten kann, das übrige schnappt mein hochwohlgeborner Gönner, der Herr Schweder."

Wieder legte sich jener leise Zug von Verachtung um Fritz Lauters Lippen.

„Und daß Sie bei diesem — Geschäfte nur den zehnten Theil bekommen, das ärgert Sie natürlich, Herr Willisch?"

Willisch hatte den Kopf in die Hände gestützt; jetzt fuhr er auf:

„Sie halten mich für so eine Art mißgünstigen Lumpen — nun, warum auch nicht? Vielleicht täuschen Sie Sich aber doch ein wenig. Ich will Ihnen die 3500 Thaler geben und auch nicht einen rothen Heller für mich selbst behalten, das Geld kann mir gestohlen werden. Nein, was mich ärgert und was mich allmählich noch zu einem ganz ordentlichen Säufer machen wird, ist, daß ich thun muß, was ein anderer will, und daß ich, ob ich will oder nicht will, Helfershelfer bin zu — na, 's ist mal nicht anders — zu Geschäften, die, genau besehen, doch verdammt unsauber sind. Zurück könnt' ich freilich, wenn ich wieder ordinärer Dienstmann werden wollte, aber sehen Sie, das ist meine Schwäche, jämmerlich mag's sein, aber ich kann mich nicht überwinden, — wenn ich nicht muß, ziehe ich die Bluse nicht wieder an. Wenn man einmal so 'n Herrenleben kennen gelernt hat — dann soll der Teufel wieder Dienstmann werden."

Der verächtliche Zug um Fritz Lauters Lippen hatte sich verloren, aber sehr nachdenklich und finster schaute er drein, als er antwortete:

„Ja, es ist schwer, das fühl' ich selber, von einer Stufe auf der Lebensleiter, zu der man emporgestiegen ist, wieder herabzusteigen; vorwärts und höher hinauf will jeder, freiwillig hinunter, keiner. Können Sie mir den Kontrakt zeigen, Herr Willisch?"

„Gewiß kann ich's. Ich hab' sogar 's Original — von Herrn Schweders eigener Hand geschrieben — und er hat 'ne Abschrift von meiner Hand. Aber 's bleibt unter uns. Verrathen will ich ihn nicht, den Herrn Schweder; aber Sie sollten wissen, in was für Händen Sie sind, damit 's Ihnen nicht ähnlich geht, wie mir. An mir ist nicht viel verloren, — aus Ihnen kann aber was werden, denk' ich, darum hab' ich geredet — —"

Willisch schaute sich um. Die Wirthsstube war inzwischen voller geworden. Aber in ihrer nächsten Nähe waren die Tische noch nicht besetzt, und das war um so auffälliger, als die vorhin schon von Willisch erwähnte Neugier der anwesenden Landleute, was die beiden wohl thun und sprechen möchten, auf deren Gesichtern deutlich ausgeprägt war. Auch hatte keiner von den Eintretenden zu ihnen herübergegrüßt, dafür aber war mehr als ein finsterer, feindseliger Blick über sie hingestreift.

Fritz Lauter hatte das alles nicht bemerkt; er saß mit dem Gesicht gegen das Fenster und war viel zu sehr von dem, was er hörte, in Anspruch genommen. Willisch aber hatte wohl aufgemerkt.

„Ich denke, wir gehen," sagte er, nachdem er sein Glas mit einem letzten, mächtigen Zuge geleert hatte. „Hier sieht uns kein anderer gern, als der Wirth, und der schließlich auch blos dann, wenn möglichst wenig andere Gäste da sind."

Lauter erhob sich sofort. Er hatte sein Glas fast garnicht berührt und nahm auch, — trotz Willischs Aufforderung, doch auszutrinken, der Stoff sei werth, getrunken zu werden, — keinen Tropfen mehr. Als sie das Zimmer verließen, grüßte Fritz zu den Bauern hin, die aber thaten, als ob sie nicht sähen und hörten, und der laute Abschiedsgruß des Wirthes machte die peinliche Stille ringsumher nur noch bemerklicher.

„Nun, da haben Sie wieder eine Probe von der Gesinnung unseres Landvolkes," sagte Willisch, als sie ihren Wagen bestiegen hatten und in mäßigem Trabe davonfuhren.

Fritz Lauter wollte antworten, aber eben kam dem Wagen ein ganzer Trupp Landleute entgegen, Männer und Weiber, denen man die größte Armuth an Kleidung und Haltung auf den ersten Blick ansah. Sie sprachen sehr lebhaft mit einander, und als sie erkannten, wessen Gefährt es war, das ihnen entgegenkam, deuteten sie darauf hin, und ein langer, hagerer, wildaussehender Mensch rief:

„Da kommen ja auch solche Kerle — Rittergutsbesitzer und Zeitungsschreiber — ha, ha! Für die Arbeit wird bezahlt, und verflucht nobel bezahlt, da werden keine Pollaken genommen, die's Bummeln und Faullenzen doch ebenso gut könnten, als das Pack. Na, wir werden mit euch schon abrechnen, — ehe wir verhungert sind, seid ihr todtgeschlagen."

Einige aus dem Haufen suchten den Sprecher zum Schweigen zu bringen, jedoch ein junges, starkknochiges, aber äußerst mageres Weib rief den zur Ruhe mahnenden Männern zu:

„Laßt ihn nur! Recht hat er ja, und warum sollen wir ewig und immer 's Maul halten, wir werden's so vor Hunger bald nicht mehr rühren können. Und warum sollen die herrlich und in Freuden leben, und wir mit unseren Kindern verfaulte Kartoffeln und Wurzeln fressen, wie's im letzten Winter hunderte gethan haben, — wenn's schon 'mal gestorben sein muß, stirbt sich's besser in Gesellschaft, denk' ich!"

„Hurrah!" schrie der Lange wieder. „Die Suse hat recht! Die muß euch Hasenfüßen erst mit gutem Beispiel vorangehen, eh' ihr euch traut, auch 'mal euer Maul aufzumachen. Nieder mit der Package von der Eisenbahn und den hergelaufenen Rittergutsbesitzern und Zeitungsschreibern, die ellenlange Berichte in die gedruckten Wische in der Stadt schreiben, wenn hier 's Volk hungert und friert, damit die in der Stadt ihre helle Freude haben über die schöne Einrichtung, daß sie satt zu essen haben und warm sitzen. Nieder mit der feinen Bande!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Abermals trat Anarchie ein; dann suchte Dr. Linares, der von 1857 bis 1861 die Präsidentengewalt als Diktator repräsentirte, durch energische Strenge, aber ohne Erfolg, eine feste Autorität zu begründen; General Cordova, sein Nachfolger (1861), sah sich, noch ehe das erste Jahr seiner Regierung vorüber war, durch Jose Maria de Acha verdrängt, der nun durch Härte und Strenge die Herrschaft seiner Partei zu befestigen suchte. Auf die Kunde, daß eine neue Verschwörung zu Gunsten Cordova's oder Belzu's im Werke sei, ließ der Befehlshaber von La Paz, Oberst Placido Yanez, in einer Nacht (Oktober 1861) hundertundsechs verdächtig erscheinende Personen erschießen, darunter Cordova selbst, einen Bruder des früheren Präsidenten Belzu und mehrere angesehene Militär- und Civilbeamte. Durch diese Grausamkeit indessen nicht abgeschreckt, verbanden sich die Gegner der Regierung aufs neue, und erst nach Verlauf eines Jahres war die Präsidentschaft Acha's einigermaßen gesichert, so daß wieder an die Hebung des Landes gedacht werden konnte. In dem Kriege zwischen Spanien und Peru stand Acha auf der Seite des Nachbarstaats, obwohl er vor allen Demonstrationen gegen das Mutterland warnte. Im folgenden Jahre (1864) aber schon lehnte sich gegen ihn Maria Melgarejo auf, der auch nach einer von ihm siegreich gegen die letzten Truppen Acha's bei Ocaza in der Nähe von Potosi (Februar 1865) geschlagenen Schlacht als Präsident anerkannt wurde und sich trotz neuer, durch Belzu (der am 27. März 1865 bei dem Angriffe Melgarejo's auf La Paz seinen Tod durch eine Kugel fand) und bald darauf durch Castra Arguedas (25. Mai 1865 bis 24. Jan. 1866) hervorgerufenen Aufstände zu behaupten wußte. Melgarejo ertheilte eine allgemeine politische Amnestie. Einen Aufstandsversuch der Demokraten, 17. Oktober 1866, unterdrückte er rasch und ließ die Rädelsführer umbringen. Seit dem Februar 1869, wo die erst ein Jahr vorher vereinbarte Konstitution von Melgarejo wieder aufgehoben wurde, regierte derselbe faktisch als Diktator. Ein neuer Aufstand brach im Februar 1870 unter den Indianern in den östlichen Landestheilen aus, zu dessen Niederwerfung es längerer Zeit bedurfte. 1871 wurde der Oberst Morales, 1874 Dr. Frias Präsident.

Chile hat einen Flächeninhalt von 6238 Quadratmeilen und gegen 2 millionen Einwohner. Das 20—35 Meilen breite und über 300 Meilen lange Küstenland soll seinen altindianischen Namen (spr. Dschile) von dem Laute einer dort häufigen Drossel erhalten haben. Die Küste ist ihrer Hauptrichtung nach zwar einförmig, bietet aber in ihren Einzelbildungen durch zahlreiche Flußmündungen und die sich zwischen den-

selben erhebenden Felsvorsprünge viel Abwechselung. Im nördlichen Theile rauh und kahl, der Abfall einer über 800 Meter hohen Hochebene, gestaltet sie sich weiter südwärts durch die sie überkleidende reiche Vegetation freundlicher und einladender. Das Land bildet bekanntlich den Westabhang der nach Süden allmählich an Höhe abnehmenden Anden mit einem aus Hügelland und Hochebenen, nebst einzelnen niedrigeren, an der Küste von Norden nach Süden streichenden Bergketten, bestehenden Vorlande. Ueber die granitischen und metamorphischen Gesteine ragen zahlreiche vulkanische Kegel empor; die durchschnittliche Kammhöhe beträgt 4500, weiterhin gegen Süden 4000 und südlich von Chiloe 1500 Meter. Einzelne Gipfel haben eine Höhe von 6—7000 Meter. Das starre, vegetationsarme Hochgebirge ist unwirthlich und öde, nirgends von freundlich grünen Thälern, wie in unseren Alpen, durchbrochen.

An **Vulkanen** besitzen die chilenischen Anden nach Leopold von Buch 24, nach Pöppig 16; nach anderen befinden sich in der ganzen chilenisch-patagonischen Kette 23 Vulkane, davon noch 9 in Thätigkeit. Zum Glück finden verheerende Ausbrüche fast gar nicht statt; als der thätigste erscheint der Vulkan von Chillan. Dagegen sind Erdbeben, gleichwie in Peru, sehr häufig; besonders stark waren diejenigen von 1570, 1647, 1657, 1730, 1751, 1822, 1824, 1835, 1871. Der Reichthum der Bewässerung in Chile ist außerordentlich. Auf den hohen Gebirgen entspringen tausende von Quellen und Bächen, die in jähem Lauf hinab in das tiefere Land eilen, sich zu nicht weniger als 53 größeren Flüssen vereinigen, in engen Felsschluchten die Küstenthäler durchschneiden und sich, wasserreich, aber wenig für die Schiffahrt geeignet, in den Großen Ozean ergießen. Wie in Peru und Bolivia ist das Klima ein sehr verschiedenes. Das nördliche Gebiet erhält fast gar keine Westwinde, die Ostwinde sind scharf und trocken; innerhalb fünfzig Jahren gab es hier nur einmal Regen. Unter diesem Einfluß erscheint das Vorhandensein der Wüste Atacama, 23—29° südl. Br., zwischen Meer und Anden, auf deren große sandige Landstrecken wir noch zurückzukommen haben werden, erklärlich. Mehr südwärts wird Chile von den rückkehrenden Passat- oder Zugwinden getroffen, infolge deren vom April bis August in der Regel Regen stattfindet. Valdivia hat vom Juni bis September Regen und ein milderes Klima; der Landstrich von Valparaiso bis Valdivia wird „der Garten der Neuen Welt“ genannt und gehört zu den gesegnetsten Ländern der Erde, wie denn das Innere des Landes überhaupt weite Strecken lang die üppigste Vegetation und den verschiedenartigsten Pflanzenwuchs aufweist. An Mineralien finden sich in Chile ebenfalls große Mengen von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Salpeter, Steinsalz u. s. w. Bedeutend ist auch die Ausbeute an Braunkohlen und auf der an der Südspitze gelegenen Insel Chiloe, wie den umliegenden kleineren Inseln, von vielen millionen Seevögeln bewohnt, sind große Guanolager vorhanden.

Die Bevölkerung Chile's ist in rascher Zunahme begriffen und zeichnet sich durch eine ungewöhnlich hohe Lebensdauer aus. So gibt der Census von 1854 2312 Personen im Alter von 80—90, 2741 im Alter von 90—100, und 588 im Alter von mehr als 100 Jahren, welche letzteren namentlich aufgeführt werden, an; der älteste Mann hatte ein Alter von 132 Jahren erreicht. Die Bewohner, unter denen sich, wie in Peru, viele Deutsche befinden, sind arbeitsam und beuten die Schätze des Landes nach Kräften aus, sodaß Ackerbau, Viehzucht und Bergwerksbetrieb in großer Blüthe stehen. Der letztere ist namentlich im Norden vorherrschend, wo sich die Bevölkerung um die Gruben und Hütten zusammendrängt. Durch Bau von Straßen und Eisenbahnen, Anlegung einer Ackerbauschule, Begründung eines eigenen Ministeriums für den Ackerbau und öffentliche Bauten, Errichtung einer Landeskreditkasse, Aufhebung der beschränkenden Majorate hat der Staat für die Hebung des Ackerbaues gesorgt. Dagegen ist die Industrie, abgesehen von den zahlreichen Mahlmühlen, den Schiffsbrotbäckereien, den mit Dampfmaschinen betriebenen Branntweinbrennereien, der Seifensiederei und der sich auf Anfertigung der wollenen Ponchos beschränkenden Handweberei, wenig entwickelt, während wieder der Handel eine große Ausdehnung gewonnen hat. Das Postwesen ist wohlgeordnet, der Verkehr zur See wird durch eine eigene Handelsflotte, sowie durch britische und französische Dampfer, welche bestimmte Fahrkurse mit zahlreichen Landungsplätzen haben, besorgt.

Auch mit dem Schulwesen ist es in Chile besser, als in Peru und Bolivia bestellt. Es gibt sowohl eine große Anzahl von Primärschulen wie auch Unterrichtsanstalten für das vorgerücktere Alter. Außerdem gibt es ein Seminar für Lehrer und ein solches für Lehrerinnen, zu denen in neuerer Zeit jedenfalls noch andere solcher Anstalten gekommen sind, Mittelschulen oder Kollegien, das Instituto Nacional in Santiago, verbunden mit der Universidad de Chile, jenes 1813, diese 1783 von den Spaniern gegründet, 1842 erneuert. Eine Bibliothek, eine Sternwarte und ein Nationalmuseum existiren gleichfalls mit diesem Institut. Besonderen Zwecken dienen die Bergakademie in Copiapo, die Handelsakademie in Quillota, die Militärakademie in Santiago, die Marineakademie in Valparaiso, die Steuermannsschule in Ancud, die Akademie der schönen Künste in Santiago. Die Mönche und Nonnen widmen sich meist der Jugenderziehung und Krankenpflege.

Die Hauptstadt des Landes, Sitz des Präsidenten und eines Erzbischofs, ist das durch Eisenbahn mit der Hafenstadt Valparaiso verbundene **Santiago** (116 000 Einwohner).

(Schluß folgt.)

Georg Gottfried Gervinus (Porträt Seite 424). Am 20. Mai sind es 75 Jahre, seit einer der vorzüglichsten deutschen Geschichtsschreiber, Georg Gottfried Gervinus, in Darmstadt das Licht der Welt erblickte. „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen“, — wohl selten fand dieser schiller'sche Ausspruch eine treffendere Anwendung wie bei dem politischen und literarischen Wirken des Mannes, dessen naturgetreues Bildniß die vorliegende Nummer bringt. Während seine „Geschichte der deutschen Dichtung“ in mehr als einem Sinne Grund- und Eckstein unserer deutschen Literaturgeschichte geworden ist, an welchem sich hunderte und aber hunderte von kleineren Werken genährt haben und für alle Zeit einen Gradmesser für die Bedeutsamkeit und mächtige Anziehungskraft des entschiedenen Oppositionsmannes abgibt, hat man seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen“ ziemlich kühl, und sein letztes Werk „Händel und Shakespeare, zur Aesthetik der Tonkunst“ geradezu ungünstig aufgenommen. Daß der herbe aber gerechte Schriftsteller in der „Geschichte der deutschen Dichtung“ ganze Entwickelungen und Talentreihen dazu verurtheilt, lediglich als Kulturdünger für nachkommende Gestaltungsformen zu gelten und uns dadurch vor Ueber- oder Unterschätzung der deutschen Dichtung bewahrt, machte die Vergötterer vieler Dichterberühmtheiten stutzig, konnte aber den Beifall der urtheilsfähigen Leute nicht herabmindern. Daß aber der Geschichtsschreiber in der „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen“, mit der Entwickelung der preußischen und deutschen Politik zerfallen, die Gestaltung Deutschlands nach dem Kriege 1866 mißbilligte und auch die nationale Begeisterung des Jahres 1871 nicht theilen mochte, das konnten ihm die „Gesinnungstüchtigen“, die Praktiker, welche nach jeder Schwenkung ihre Devise verändern, nicht verzeihen. Gervinus war ein Charakter, der an seiner Ueberzeugung unwandelbar festhielt. Im Jahre 1835 erhielt er die Professur für Geschichte und Literatur an der Universität Göttingen, wurde aber als einer der berühmten „Göttinger Sieben“, der sieben Professoren Dahlmann, die beiden Grimm, Ewald, Gervinus, Albrecht, Wilhelm Weber, die gegen den Verfassungsbruch protestirten, seines Amtes entsetzt und gerade er, Gervinus, weil er den Protest unters Volk gebracht hatte, sofort des Landes verwiesen. Als die „Göttinger Sieben“ in die Fremde zogen, da wandte sich Gervinus nach Süddeutschland und später von dort nach Italien. Sein Aufenthalt in München galt vor allem der Kunst; mit regem Eifer besuchte er die Sammlungen der Stadt und die Ateliers ihrer Maler. Die Eindrücke, die er hierbei gewann, legte er in einer längeren Reihe von Aufsätzen nieder. Sie waren ganz von jener Vornehmheit getragen, die für die geistige Erscheinung des edlen Gervinus so charakteristisch ist; am höchsten aber unter all den Künstlern, denen er begegnet, stellte er schon damals den jugendlichen Kaulbach, den er den Gedankenmaler und den Verkörperer seiner Träume nannte. Auch in Rom, wo Kaulbach im Jahre 1838 weilte, trat er mit Gervinus in mannichfache Berührung und empfing von ihm die Anregung zu seinen späteren Schöpfungen. Dem wißbegierigen Kaulbach, der nur eine kärgliche Schulbildung genossen hatte, war der Meister der Wissenschaft ein stets willkommener Gast. Die Freundschaft, die im Süden geschlossen ward, blieb auch nach der Rückkehr in die deutsche Heimat bestehen und währte beinahe zwei Jahrzehnte lang; fast regelmäßig, wenn Kaulbach eine größere Arbeit vollendet hatte, die vervielfältigt ward, sandte er einen Abdruck derselben nach Heidelberg, wo Gervinus seit 1844 Honorarprofessor war; geistvolle Freunde vermittelten so manchen Gruß und Gedanken, und wenn Gervinus durch München kam, dann versäumte er nie, den Maler aufzusuchen, dessen Bedeutung er so früh erkannt. Auch im Sommer 1856 war dies der Fall; um den Gast zu ehren, wollte Kaulbach einen „Shakespeare-Abend“ veranstalten, wie er es scherzhaft nannte, und sorgsam suchte er alle Blätter hervor, alle Skizzen und Entwürfe, die er zu den Dramen des großen Briten komponirt; Gervinus sollte prüfen und rathen, er sollte, wie schon oft vorher, einen Blick in die innerste Werkstatt künstlerischen Schaffens thun. Indeß es kam anders, als man dachte. Zu den zahlreichen Fragen, in welchen Gervinus von der Schablone abweichende Meinungen hatte, gehörte auch die Auffassung shakespeare'scher Gestalten. In solchen Fällen blieb er dann jeder anderen Anschauung, ja selbst jeder Debatte unzugänglich. Die Blätter, welche Kaulbach entfaltete, entsprachen der künstlerischen Vorstellung des berühmten Forschers nicht, man bat ihn, sein Urtheil oder seine Rathschläge offen auszusprechen — Gervinus schwieg. So durfte man doch glauben, daß er wenigstens seine Meinungsverschiedenheit begründen oder seinem Tadel Luft machen werde, aber auch hier war alle Ermunterung vergeblich — Gervinus schwieg. Das Gefühl der Gegensätze, das andere beredt macht, hatte ihn stumm gemacht, er hatte von da ab den inneren Zusammenhang mit Kaulbach verloren. Schließlich wollen wir noch der politischen Thätigkeit des Gelehrten erwähnen. Gervinus wurde in dem sturmbewegten Jahre 1848 als Vertrauensmann der Hansestädte in den frankfurter Bundestag berufen, trat als Abgeordneter eines preußischen Wahlbezirks in die Nationalversammlung und hielt sich hier zur gagern'schen Partei. Bedeutenden Einfluß auf die große Menge übte seine 1847 in Heidelberg begründete „Deutsche Zeitung“. Ueber den Gang der Dinge im August 1848 verstimmt, trat er aus der Nationalversammlung aus und lebte, grollend wie der olympische Donnerer, nur seinen Studien. Die Frucht dieser Studien, sein Hauptwerk, die schon oben angeführte „Geschichte der deutschen Dichtung“, ist ein Nationalwerk ersten Ranges, durch welches die wissenschaftliche Literaturgeschichtsschreibung begründet

wurde. Auf dem so gewonnenen Boden gab er im Jahre 1849 seine Arbeit über Shakespeare, die den großen Briten fast zu einem eingeborenen Geiste machte und welcher die englische Literatur nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen vermag, heraus. Seit wir uns unter Gervinus' Leitung im Geiste anderer Völker umgesehen, kehrten wir urtheilsreifer nach dem eigenen Musentempel heim und lernten an fremdem Maße den eigenen Besitz abschätzen. Dafür wird der Dank der Wissenschaft dem am 18. März 1872 heimgegangenen Gervinus in der Geschichte der Kultur für alle Zeiten ein ehrendes Andenken sichern.

Dr. M. T.

Sauya-el-Istad in der Oase Kufra. (Bild Seite 425.) Wir haben in Nr. 17 des laufenden Jahrgangs der „Neuen Welt" erzählt, daß im nördlichen Afrika eine islamitische Jesuitengesellschaft, Snussi genannt, besteht und bringen heute die Abbildung der Residenz des Jesuitengenerals Sidi-el-Mahdi, das stattliche einer Bergfestung gleichende Sauya-el-Istad. Es ist ziemlich gleichgültig, ob dem Gründer der christlichen Jesuiten, Ignatius Loyala, diese mohamedanischen Fanatiker als Vorbild gedient haben, oder ob es umgekehrt der Fall war. Der Afrikareisende Schweinfurth berichtet merkwürdige Dinge über die auffallende Uebereinstimmung der Klostereinrichtung und der Ordensregeln der Snussi und Jesuiten. Jedenfalls sind beide Sorten geriebene Ränkeschmiede. Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs, der bekanntlich in der Nähe von Sauya-el-Istad in der Oase Kufra ausgeplündert worden ist, hält die Snussi für die Anstifter dieser Schandthat. Wie sie den Verdacht von sich abzuwälzen bemüht waren, schildert Rohlfs folgendermaßen: „Während im Anfang unseres Aufenthalts in der Oase Kufra die Bewohner von Sauya-el-Istad sich so feindselig gegen uns verhielten, daß sogar unseren arabischen Begleitern der Zutritt zu diesem Ort untersagt wurde, brachte nach unserer Ausplünderung das Erscheinen Sidi-el-Husseins, der rechten Hand des Sidi-el-Mahdi, einen vollkommenen Umschwung hervor. Während vorher und auch noch zwei Tage nach unserer Beraubung schon die bloße Annäherung an Sauya-el-Istad für eine Freventhat angesehen wurde, kam jetzt der fromme Mann selbst, um sein Bedauern wegen des Ueberfalls auszusprechen und bemühte sich, so viel wie möglich die Mitschuld an jener Schandthat ganz von den Schultern eines seiner Brüder, des Sidi Aghil, abzuwälzen durch die einfache Erklärung, er gehöre gar nicht zu den Chuan (Genosse) der Snussi. Er brachte drei Ziegen, Datteln, Zwiebeln als Gastgeschenk, wodurch die Snussi ihre aufrichtigen Gesinnungen bethätigen wollten. Nach einigen Tagen kam der gute Mann wieder und sagte in echt jesuitischer Manier, er habe gehört, ich hätte mich gewundert, daß die Snussi keine Früchte aus ihrem Garten mitgeschickt hätten. Auf meine Entgegnung, daß eine solche Aeußerung meinerseits nicht gefallen sei, erwiderte er: „Wie dem auch sei, sende einen der deinigen mit einem Lastesel; er soll unsern Garten besuchen, und was er an Früchten findet, mag er mitnehmen, du selbst aber und Stecker Effendi werdet besser thun, nicht zu kommen." Rohlfs betraute mit dieser interessanten Mission, den Garten der Chuan der Snussi zu besuchen, seinen Reisegefährten Franz Eckart aus Apolda, dem wir auch unsere Abbildung von Sauya-el-Istad verdanken. In Begleitung eines Arabers brach Eckart am nächsten Morgen auf. Vor sich her trieben die beiden einen mit Hängekörben versehenen Esel, der den Gartensegen tragen sollte. Der Garten lag etwa fünf Kilometer von dem Lager der rohlf'schen Karawane. An der Eingangsthür wurde Eckart von einigen Chuan empfangen, welche ihn sodann in dem wohlgepflegten und schönen Garten umherführten. Wo nur irgend eine vorzügliche Frucht bemerkt wurde, brachen sie selbe, und sie wanderte in den Korb. Orangen, Citronen, Melonen, Granatäpfel und herrliche Datteln waren das Resultat dieser Inspektion. Daß aber auch Wein und Oliven dort gedeihen, bewies eine Rebenpflanzung, die sich als langer Gang in Kreuzform durch den ganzen Garten zog, und schön belaubte Olivenbäume, welche den am Boden gezüchteten Gemüsen, Eierfrüchten, Tomaten und Pfeffer Schatten gaben. Natürlich predigen auch die Snussi dem Volke Wasser und trinken Wein. Von hier aus gewann Eckart denn auch auf das nahegelegene Sauya-el-Istad einen Blick. Das beigegebene Bild ist von Südwesten aus gezeichnet und gibt mit großer Treue diesen merkwürdigen Ort wieder. Links liegt der große Garten, während man Sauya-el-Istad auf steinigem, unfruchtbarem Boden erbaut hat. Der Ort ist von einer hohen Steinmauer umgeben, hat im Innern eine große Moschee, ein Hauptgebäude für den Ordensvorsteher, eine Schule und andere Wohnungen für die Chuan, für einige Kaufleute und die vielen Sklaven der Chuan. Freie Bewohner umfassen die Ringmauern von Sauya-el-Istad etwa 250. In der Nähe des befestigten Ortes stehen auch noch einige baufällige Gebäude. Das Klostergebäude der Snussi ist von geschickten Maurern aus Kairo aufgeführt worden, so daß es sich in Bezug auf Festigkeit und Regelmäßigkeit vortheilhaft von den anderen es umgebenden Stein- und Erdklumpenwohnungen unterscheidet. Bei seiner Rückkehr wurde Franz Eckart und der vollbeladene Esel mit großem Jubel begrüßt. Von den Früchten wurde gleich eine große Partie an die eingeborenen Begleiter der rohlf'schen Expedition vertheilt und mit besonderer Ehrfurcht von ihnen in Empfang genommen; kamen sie doch aus dem heiligen Garten, und hatten die Bewohner der Oase Kufra doch noch nie Gelegenheit gehabt, aus dem Garten ihrer Geistlichkeit Früchte zu bekommen. Die Chuan der Snussi sind gewohnt, Geschenke zu empfangen, jedoch nie von ihrem Ueberfluß zu geben; aber dafür ertheilen sie ihren Segen. Um diesen Ueberfluß in der Wüste glaubwürdig zu machen, sind wir den Lesern eine Berichtigung in Betreff der Bodenverhältnisse der Sahara schuldig. Die „Wüste" zwischen den Gestaden des Atlantischen Oceans bis zu den Gebirgen Nubiens und Aegyptens ist keineswegs so ganz das trostlose sandige und steinige Tiefland, wie man früher glaubte, sondern ihre Plateaus sind voll Einsenkungen, die selbst feste Ansiedelung des Menschen gestatten und den Wanderstämmen Weidegrund bieten. Zumal ist dies in dem Wüstentheil, wo Sauya-el-Istad gelegen ist, und in der lybischen Wüste der Fall, wo die Einsenkung südlich von Kyrenaika sich über 10 Breitengrade erstreckt und bei Bir Ressam 104 Meter unter der Meeresoberfläche erreicht. Das Kettengebirge des Atlas, welches die Sahara von Agadir im Westen bis Tunis im Osten durchzieht, gestattet nur die Bildung kleiner Küstenflüsse, wie Schelif, Tafna, Isly u. a. m. sowie zahlreicher Binnenflüsse, welche in den geschlossenen Längenthälern von Salzseen aufgenommen werden und sich in Sümpfen verlieren. Bedeutendere Gewässer sind also selten, dagegen ist hier das Gebiet der Regenbäche, die bei einem Gewitterregen plötzlich zu verheerender Größe anschwellen, um ebenso rasch wieder zu versiechen. Ganz anders, wo der tropische Regen mit seiner Wasserfülle regelmäßig eintritt; da weicht die Wüste der Steppe und fruchtbaren Landschaft des Sudân. Ueber die Beschaffenheit des noch wenig bekannten Sudân werden wir nicht lange mehr im Unklaren schweben, d. h. vorausgesetzt — wenn der Tod unsere Pioniere der Wissenschaft nicht hinrafft. Der Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft" in Berlin hat nach der Rückkehr des Dr. Rohlfs nach Deutschland dessen bisherigen Begleiter Dr. Stecker ermächtigt, von Kufra nach Borum zu reisen und von dort gegen den Congo vorzudringen; als der günstigste Weg bietet sich der durch Adamaua dar, während der von Aegypten aus gemachte Vorschlag, über dieses Land nach Madai zu gehen, der Fortsetzung der Reise von da aus nach dem Süden größere Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Von Dr. Buchner sind günstige Nachrichten eingetroffen; wahrscheinlich ist derselbe schon längst in der Residenz des mächtigen Muato Jamno eingetroffen. Dr. Lenz hat sich bestimmen lassen, statt im Hohen Atlas Forschungen anzustellen, nach Timbuktu zu reisen. Wie aus Marocco berichtet wird, hat er den Atlas bereits überschritten und ungeachtet der Schwierigkeiten, die der Fanatismus der Bewohner ihm gemacht, die Residenz Irler erreicht, von wo er seinen Eintritt in die Sahara und seine weitere Reise nach Timbuktu unternehmen wird. Wenn wir nun noch die Berichte des Dr. Hildebrandt über Land und Leute von Madagaskar, die bei der berliner Geographischen Gesellschaft eingetroffen sind, anführen, so haben wir alles berichtet, was seit dem Abschluß unseres Artikels „Afrika und seine Erforschung" von deutscher Seite geleistet worden ist. Der größte Binnensee Afrikas, der Tanganyika, fordert schon den Wettstreit der drei europäischen Kulturvölker heraus. Veranlaßt durch die Errichtung einer deutschen Station am Tanganyikasee, ist nun auch eine französische Expedition ausgerüstet, um in Usagara, zwischen Zansibar und dem Tanganyikasee, gleichfalls eine Station zu errichten. Der Engländer Tompson hat mit dem Missionär Stuart das Südende des Tanganyikasees erreicht und hier erkannt, daß das Steigen des Sees nur periodisch und daß der Pugafluß ein Ausfluß des Sees ist — beide Ergebnisse stehen der Ansicht Stanleys entgegen. Eine Transportgesellschaft zwischen der Küste des Indischen Ozeans und dem See wird eingerichtet werden, auch hat ein englischer Philantrop — Ashinton in Leeds — eine namhafte Summe für Etablirung des Dampferverkehrs auf dem See hergegeben. Zum Schluß noch einige Nachrichten von dem erfolgreichsten aller Afrikaerforscher, dem Amerikaner Henry Morton Stanley. Die letzten Berichte seiner Afrikaexpedition sind vom 31. Januar und zwar aus dem Lager bei Wiwi, gegenüber der zweiten Stromschnelle, oberhalb Nöki's, der letzten europäischen Handelsstation am rechten Ufer des Congostromes. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn der Amerikaner Stanley, wie einst mit Livingstone, mit dem Oesterreicher Stecker im Hochland Centralafrikas zusammenträfe. Glück auf!

Y.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Verlag von W. Fink in Leipzig. — Druck der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 37. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Meine Vorliebe für meinen jungen Freund, die mit jedem Tage, mit jeder Stunde des Beisammenseins wuchs, war viel zu groß, als daß es mir nicht ein Vergnügen hätte machen sollen, alle Welt im Dunkeln tappen zu sehen, und ich begnügte mich mit halben Andeutungen, die das Räthsel nur immer komplizirter machten. Denen, die ihn für einen Phlegmatiker hielten, hätte ich freilich sagen mögen: „So gebt doch nur acht auf seinen fast unmilitärisch raschen, leichten, elastischen Gang und darauf, wie selten jemand mit ihm Schritt halten kann!“ Und denen, die ihn herzenskalt oder blasirt nennen wollten: „Seht ihn nur einmal mit dem Söhnchen seiner Wirthsleute spielen und hört zu, wenn er dem kleinen, wißbegierigen Wildfang geduldig seine Fragen beantwortet!“ Aber dann dachte ich immer wieder: „Wozu auch — ihr habt ja selber Augen und Ohren!“ Nur ein einziges mal hörte ich ein fast ganz zutreffendes Urtheil, und zwar aus dem Munde eines falkenäugigen, eisgrauen Artillerieobersten, dessen Schweigsamkeit berühmt war. Als verschiedene Väter von der kostspieligen Leichtlebigkeit und den noblen Passionen ihrer Söhne sprachen und jemand mit einem leichten Seufzer des exemplarischen Wandels des „rasselosen“ Oberleutnants v. Blenkheim gedachte, meinte der Alte:

„Ach was, alles, was Ihnen an Ihren jungen Herren nicht paßt, steckt auch in dem, vielleicht in stärkerem Grade. Glauben Sie nur ja nicht, daß der keine Rasse hat. Aber er hat sich selber in der Gewalt, wie ein edles, feuriges Pferd, das dem leichtesten Schenkeldruck, dem leisesten Anziehen des Zügels gehorcht und das ein Laut aus der zierlichsten, gemessensten Gangart in gestreckten Galopp versetzt. Laßt ihn einmal dahin kommen, daß er sich selber die Zügel schießen läßt, und ihr sollt etwas erleben!“

Ich bekam allen Respekt vor dem Scharfblick des alten Herrn, aber ganz erschöpfend war seine Charakteristik doch nicht. Soll ich euch ein Resumé aller meiner Beobachtungen geben, so läuft es darauf hinaus, daß dieser junge Mann eine tief-leidenschaftliche, eine stock-erzentrische Natur war. Aber neben dem tiefen, weichen, reizbaren Gefühl, das in seiner Stimme vibrirte, wenn er etwas Rührendes las (er that das deshalb auch nur ungern, und die schöne Scham, mit der er sich verstohlen die feucht gewordenen Augen trocknete oder die überwältigende Erregung hinter einem Scherz zu verstecken suchte, hatte fast etwas Weibliches), besaß er einen kritischen Verstand, eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe und infolge dessen, unterstützt von einem merkwürdigen Feingefühl, eine tüchtige Dosis Menschenkenntniß, die ihn vor vielen Jugendthorheiten behütete. Der ganze Mensch war überhaupt ein großes Kompromiß — im besten Sinne. Die widerstreitenden Kräfte seiner Seele waren so sorgfältig gegeneinander abgewogen und ins Gleichgewicht gebracht, er hatte beschnitten, was zu wild und üppig wuchern wollte, er hatte nach Kräften begünstigt, was in der Entwicklung zurückgeblieben war, er kannte sich so gut und war so aufmerksam auf sich selbst und so wachsam seinen Lieblingsneigungen gegenüber, es lebte ein so starkes Pflichtgefühl in ihm, daß ihm in keiner Hinsicht ein Vorwurf gemacht werden konnte und sein ganzes Wesen in seiner schönen Harmonie ein stürmeloses Leben zu verheißen schien. Diese Harmonie prägte sich auch in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus, in jener undefinirbaren Weise, welche die Frauen so rasch fühlen und nur wir Künstler sogleich sehen. Nur wenig über mittelgroß, war er weit eher von zartem, als kräftigem Bau, die kleinen, weißen Hände wußten aber nicht blos ein feuriges Pferd zu regieren, sondern auch das Ruder energisch zu führen, so muskulös waren die Arme; so hatten auch alle seine Bewegungen nichts Hastiges oder Steifes, sondern die Rundung und Weichheit, die sich so gut mit vollendeter Sicherheit verträgt, und das regelmäßige Oval des Kopfes saß auf einem schlanken, aber vollen und kräftigen Nacken so stolz und sicher, wie das sonst nur die Gewohnheit, zu befehlen, erzeugt. Körperliche Uebungen aller Art und eine nie das vernünftige Maß überschreitende Abhärtung hatten aus dem vielleicht eher zur Verzärtelung neigenden Körper alles gemacht, was sich nur aus ihm machen ließ, und nur eine charakteristische Schwäche hatte er nie ganz zu besiegen vermocht — eine Neigung zum Schwindel. Er konnte nicht lange von Thurmeshöhe herabblicken, ohne von dem dämonischen Verlangen beschlichen zu werden, sich übers Geländer hinabzustürzen, und als wir einst längere Zeit von einer Brücke in das Schäumen und Kochen eines Wehrs hinabgeblickt hatten, meinte er plötzlich: „Lassen Sie uns gehen, — wenn ich noch zehn Minuten da hinuntersehe, muß ich wohl oder übel hinabspringen. Jede Tiefe lockt mich und alle Willenskraft vermag nichts über diese verhängnißvolle Anziehungskraft — ist das nicht wunderlich?“ Diese Eigenheit frappirte mich, weil ich mir sagen konnte: „Sieh da, also hat nicht blos dein seelisches, sondern auch dein physisches Wesen seinen wunden Punkt! Es

ist in der That eine Regelmäßigkeit und Symmetrie, eine Kongruenz der einzelnen Theile in dem ganzen Aufbau, über die man staunen darf." Den wunden Punkt in seiner Seele kannte ich ja — auch dieser Siegfried hatte seine lindenblattgroße, ungepanzerte, verletzliche Stelle. Das Gefühl dominirte eben doch in ihm, und je fester er es niederhielt, desto geduldiger harrte es auf seine Stunde, auf die Stunde, in der es frei und seines Herrn Herr werden würde; es war eine verzehrende Sehnsucht nach einem leidenschaftlichen Emporlodern, nach einem fiebernden Ergriffensein des ganzen Menschen in ihm, eine grandiose Einseitigkeit, die danach dürstete, sich voll und ganz auszuleben und eine erschreckende Gleichgiltigkeit gegen die Folgen. Er wußte das sehr genau, und als wir eines Abends im Baumgarten von Bubenc spazieren gingen und ich ihn mit seiner Unempfindlichkeit gegen die Frauen neckte und dieselbe unnatürlich nannte, zog er seinen Arm aus dem meinen, blieb stehen und sagte beinahe trotzig (darauf war es eigentlich blos abgesehen gewesen, denn der Trotz stand dem blassen, energischen Gesicht noch besser, als die Melancholie): „Was reden Sie da wieder? Die Fabel sollten Sie doch denen überlassen, von denen zwölf aufs Dutzend gehen, wenn man nicht vielleicht gar noch einen halben zugeben muß. Daß ich heißes Jugendblut in den Adern habe, wissen Sie, daß meine Phantasie Schwingen und Flügel hat und ebenso leicht und frei aufsteigt zur Höhe, wie sie niederschießt in die Tiefe, könnten Sie Sich denken, daß ich Schönheitsgefühl und Künstleraugen habe, weiß ich erst durch Sie, — wo soll da die Unempfindlichkeit herkommen? Umgekehrt liegen die Dinge, — ich bin zu empfänglich für den Reiz weiblicher Schönheit und habe nur eine Waffe gegen diese Schwäche, meinen unbändigen Stolz. Dieser Stolz räumt mir alle die Gefahren aus dem Wege, mit denen uns gewisse Damen bedrohen, er feit mich auch gegen jede gewöhnliche amour. Ich bin mir viel zu gut für solche Tändeleien, bei denen man sein Kapital an Gefühlsinnigkeit, an Illusionsfähigkeit und Begeisterung rein um nichts verzettelt und verplempert; ich will mich wohl verlieben, ich werde sogar der Liebe, statt mich gegen sie zu wehren, Thüren und Thore sperrangelweit öffnen, ich werde sie jauchzend willkommen heißen, aber — es muß dann auch der Mühe werth sein, es muß um eine Leidenschaft im großen Stile, um eine Liebe auf Tod und Leben, um eine Liebe, in der Himmel und Hölle beisammen wohnen, sich handeln, nicht um eins eurer zahmen, wohlanständigen Verlöbnisse, in denen man sich gegenseitig allerlei mühsam aus der Seele heraufgepumpte romantische Empfindungen vorspiegelt, weil das während des Brautstands so Brauch und Sitte ist — Empfindungen und „feine Gefühle", die man nach der Verheiratung recht froh ist, wegwerfen zu können, weil sie verzweifelt unbequem sind, unbequem wie der Frack, die Lackstiefeln und die um eine halbe Nummer über die Möglichkeit engen Glacés. Für eine solche Liebe hebe ich mich auf — in eine solche Liebe würde ich mich aber auch kopfüber stürzen, rückhaltlos, rücksichtslos, gleichgültig gegen die Konsequenzen. Finde ich sie nicht — aber ich werde sie finden und sollte ich die halbe Welt nach ihr aussuchen — so lassen wir das Verlieben lieber ganz bleiben und verzehren uns still in der eignen Glut, allerdings ohne Phönixhoffnungen. Ich hasse die Halbheiten, in allen praktischen Verhältnissen will ich sie aber über mich ergehen und mich von ihrer Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit überzeugen lassen und ihnen sogar eine genießbare Seite abgewinnen — nur in der Liebe soll die Halbheit ein für allemal ausgeschlossen sein. Alles oder nichts, das ist mein einziges Dogma, und weil ich weiß, daß ich als ein Edelwild angesehen werde, dem manche schöne Jägerin aus Eitelkeit nachstellt, weil ich weiß, daß ich mir von ein paar schönen Augen nur zu leicht allerlei süße Mährchen erzählen lasse, gehe ich euren kleinen Plänkeleien sorgfältig aus dem Wege. Die andern mögen das besorgen — sie laufen keine Gefahr dabei, aber — ‚le baril de poudre a peur de l'étincelle'*), und ich bin ein Pulverfaß, mit dem sich eine ganz gehörige und ganz und gar nicht übliche Explosion zutragen kann — jeden Tag. Waren Sie schon einmal in Olmütz? Nun, dann wissen Sie, daß in der Nähe der Pulverthürme nicht geraucht werden darf. Und nun ich Ihnen sehr wider meine Gewohnheit eine so lange Rede gehalten habe, wollen wir das Thema fallen lassen und von vernünftigen Dingen plaudern — hoffentlich werden Sie wenigstens mich nun mit der Albernheit in Frieden lassen, daß ich ein Amphibium sei — von den andern amüsirt michs, wenn sie so reden, von Ihnen kann ich's nicht ertragen."

*) „Das Pulverfaß fürchtet sich vor dem Funken." (V. Hugo.)

Er war, wie ich schon sagte, eigentlich wenig mittheilsam über alles, was mit seinem Gefühlsleben zusammenhing, als fürchte er, durch offnes Aussichherausgehen den Ruf zu gefährden, in dem er stand und in den des Schwärmers zu gerathen. Diese Vorsicht war ja auch eine begründete, und selbst ich, dem ja alles an ihm recht war und fesselnd erschien, konnte nur bedenklich die Achseln zucken, wenn er z. B. auf die Frage, ob er denn ein ungefähres Bild von der Frau habe, in die er sich verlieben könne, ungeduldig erwiderte:

„Natürlich — wer hätte auch kein solches Bild? Schlank und hoch, große dunkle Augen, feiner, aber voller Mund — Gestalt, Augen und Mund sind mir alles. Besonders aber muß sie eine Feuerseele haben und im Stande sein, nach der ersten Begegnung zu sich selbst zu sagen, was Lady Caroline Lamb, als sie Byron, den sie noch nicht kannte, ins Zimmer treten sah, zu einer Freundin sagte:

„Dieses bleiche Gesicht wird mein Schicksal sein."

Wenn sie das nicht kann, wenn sie nicht ein Stück Julia in sich hat, mag sie meinetwegen ins Kloster gehen, trotz eures Philosophen des Unbewußten, der uns bewiesen hat, Romeo und Julia sei nicht die Liebestragödie par excellence, denn — ein gebildetes, wohlerzogenes deutsches Mädchen würde doch nimmermehr der Handlungsweise dieser Julia fähig sein. Freilich ist sie es nicht, mir aber ist ein Mädchen um so lieber, je mehr sie sich in ihrer Art zu fühlen der Julia nähert — die andern schenk ich euch. Das ist ja unser ganzes Unglück, daß es so blutwenig Menschen passirt, to fall in love*), daß sie sich sehr vorsätzlich, sehr bedächtig und allmählich hineinbegeben, daß die Liebe eurer Frauen kein rother süßer Feuerwein, sondern ein schwacher, lauer, widerlich süßer, mit Milch versetzter Thee ist."

Nur bei solchen Anlässen kam es übrigens vor, daß er den Dichterlord erwähnte, den er leidenschaftlich liebte, und der ihm der Erste und Größte war unter den „madmen, who have made men mad"**) — natürlich verstand auch er dies mad als den schönen, heiligen Wahnsinn einer ideal-trunkenen Feuerseele. Als ich mir einmal einen Band seiner Originalausgabe ausbat, schlug er mir die Bitte mit einer gewissen herben Kürze, die aber nur eine Art von Verlegenheit maskiren sollte, ab — es sei ihm leid, er könne sich von dem Buche auch nicht einen Tag trennen, so sehr sei er an dasselbe gewöhnt; seine ganze übrige Bibliothek stehe mir unbedingt zu Diensten, nur den Byron müßte ich ihm lassen. Ganz im Einklang damit stand es, daß er sich nie auf ein Gespräch über diesen Dichter einließ; als einmal in einer befreundeten Familie ein mit uns geladener jüdischer Journalist ein Langes und Breites über Byron und Heine zum besten gab und mehr oder minder geistreiche Parallelen zwischen beiden zog, saß Curt mit einem Gesicht dabei, das mir ein Gewitter weissagte und zerbiß sich die Schnurrbartspitzen; als der ziemlich redselige und selbstgefällige Mann von der Feder, betreten über seine Schweigsamkeit, ihn am Ende gar fragte, ob er Byron, den er gewiß auch kenne, ebenfalls liebe, sah er ihn groß an und erwiderte trocken:

„Allerdings kenne ich ihn — vielleicht genauer als irgend jemand in Prag; allerdings liebe ich ihn — so sehr, daß ich mit niemanden über ihn sprechen mag."

Als wir heimgingen, brummte er auf der Treppe: „Verpfuschter Abend!" und als ich gegen diese Behauptung protestirte, lachte er ironisch und fragte:

„Wenn Sie nun eine Geliebte hätten, ein bildschönes Mädchen, zu der außer Ihnen niemand käme, wenn Sie Ihres heimlichen Glücks und Ihres köstlichen Besitzes von Herzensgrund froh wären und plötzlich im Café von einem der Marmortische her, um den ein halbes dutzend Pflastertreter und Zierbengel mit veilchenblauen und papageigrünen Handschuhen sitzen, den Namen Ihres Juwels hörten, wenn jeder um ihr Dasein wüßte und jeder einen andern Reiz des „famosen" Geschöpfs namhaft machte, und wenn sie das in demselben Ton und vielleicht in demselben Jargon thäten, in dem sie einander die Vorzüge ihrer Pferde, ihrer Hunde und ihrer Ballerinen anpreisen, würden Sie etwa ruhig dabei bleiben, würden Sie es gelassen und freundlich-lächelnd anhören oder — würden Sie unwillkürlich mit der Faust auf den Tisch schlagen und den Stuhl zurückstoßen und das

*) sich zu verlieben, eigentlich: in Liebe zu verfallen.
**) „Tollen, welche die Menschen toll gemacht haben."

Lokal verlassen, und würde Ihnen Ihre Geliebte nicht plötzlich merkwürdig entwerthet vorkommen? Meine heimliche Geliebte ist der Dichterlord, weil er der einzige Poet ist, den ich in jeder Zeile verstehe — soll mich's nicht wurmen, wenn mich ein solcher Hansnarr um die geliebte Illusion bringt, als sei er mein ausschließliches Eigenthum, als wüßte nur ich von der Existenz seiner Werke? Es ist ja ein kindisches Gefühl — Sie brauchen mir das nicht zu sagen — aber ich habe es nun einmal und dann — wenn die Leute über Byron sprechen, dann fallen die schiefen, bornirten, scheinheiligen, philisterhaften Urtheile gewöhnlich hageldicht, und man muß den ganzen Schauer niederprasseln lassen und kann nur geringschätzig die Achseln zucken. Meinen Sie, ich besäße auch die dazu erforderliche philosophische Schulung?"

Soweit gekommen, machte der Maler eine Pause, musterte mit einem gewissen Mißtrauen die Mienen seiner Zuhörer und sagte dann freundlich:

„Ich muß euch für die Geduld danken, mit der ihr mich angehört habt — ich bin mir bewußt, diese Geduld auf eine harte Probe gestellt zu haben. In den Romanen und Novellen ist ja die sorgfältige Charakterschilderung fast ganz aus der Mode gekommen; man stellt euch sofort mitten in die Handlung und läßt euch möglichst viel erleben — es ist das ja auch ganz praktisch, denn auf diese Weise spart man sich die Mühe, seine Figuren einem bestimmten Charakter gemäß handeln zu lassen und entzieht sich jeder Kontrolle seitens des Lesers. Die Helden sehen sich freilich infolge dessen meist verzweifelt ähnlich und werden nur immer anders angezogen und aufgeputzt, aber das schadet ja nichts, wie die Erfahrung lehrt. Ich bin kein Novellist — mir müßt ihr die Breitspurigkeit, das Detail und die Kleinmalerei schon zugute halten. Und nun kommen wir auch rasch in anderes Fahrwasser — die Heldin erscheint auf der Bildfläche!"

Damit nahm er eine künstlerisch aquarellirte große Photographie aus der Mappe — das Bild einer seltsam ernsten und nachdenklichen, wie von einem Hauch von Wehmuth verschleierten, ein wenig fremdartigen und gewiß originellen Schönheit. Dem enthusiastischen Juristen entfuhr ein: „Ah!" der ungekünstelten Bewunderung, sodaß die übrigen sich ebenfalls neugierig über das Bild beugten und so in der unsichern Kerzenbeleuchtung unabsichtlich eine malerische Gruppe bildeten.

„Ein hochinteressanter Kopf!" unterbrach Arvenberg zuerst das Schweigen, indem er seinen Platz wieder einnahm. „Ein süßer, lockender und doch keuscher Mund, aschblondes Haar und schwarze Augen, eine Stirn, wie man sie bei Frauen fast nie findet, und in dem Ausdruck des Gesichts etwas Unausgesprochenes, Geheimnißvolles und Unergründliches. Da lohnte sichs wohl der Mühe, zu werben, aber Gefahr war dabei im Spiele, denn hinter dieser weißen Stirn lauern zwar wohl keine Teufeleien, aber Unberechenbarkeiten und energische Entschlüsse. Und da die Frauen nicht nach Grundsätzen, sondern nach Launen und Aufwallungen zu handeln pflegen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß diese Frau Ihren jungen Freund nicht hat zu Athem kommen lassen."

Der Maler nickte. „Ich habe nie besonderes Gefallen an Ihrer Schopenhauerei gefunden, aber Ihr Urtheil ist regelmäßig scharf und treffend. So ungefähr war's, und wie sich's entspann, ist bald erzählt."

(Fortsetzung folgt.)

Wohnungsheizung und Ventilation.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Als Material für Heizöfen kommt wesentlich Thon und Eisen in Betracht. Bezüglich der aus Thon hergestellten Oefen ist zu konstatiren, daß in den letzten Decennien deren Herstellung hinsichtlich der Fabrikation der Kacheln und der äußeren Form erhebliche Fortschritte gemacht hat, dieselben aber gering sind, was die innere Konstruktion in Hinsicht auf Ausnutzung und Ersparniß des Brennstoffs anlangt. Nachdem infolge bekannter Vorgänge dem Feldgeschrei: „Hebung des Kunstgewerbes" allgemeine Anerkennung verschafft worden, warf sich auch die Fabrikation des thönernen Ofenmaterials mit Eifer auf Herstellung ornamentalen Schmucks und eines stilgerechten Ganzen. Wer auf den kalten Eindruck der in allen Ausstellungen paradirenden schönen Oefen sein Urtheil bauen wollte, der müßte sicherlich sagen, daß wir es auch hier gar herrlich weit gebracht! Aber diese kunstgewerblichen Produkte sollten in ihrer Aktivität als Wärmespender beobachtet werden, nicht als bloße Dekoration. In der allgemein beliebten symptomatischen Kurirwuth hat man an dem industriellen Charakteristikum „billig und schlecht" vor allen den Anschein des schlechten zu vertilgen gestrebt, da der unheilbar schwindsüchtige Zustand des Geldbeutels der Massenkonsumenten von der Anforderung an Billigkeit nicht lassen kann. So mußte unwidersprüchlich aus diesem industriellen Bemühen nur eine hinfällige äußere Blüthe getrieben werden, deren Frucht taub bleibt, ganz so naturgemäß, als wenn man einen von der Erde und Wurzel getrennten Pflanzentrieb in einem Glas mit Kampherwasser zum Blühen ängstigt und zwingt.

Das erweist sich in Anwendung auf unsern Gegenstand darin, daß jetzt die Bauspekulanten, um dem Geschmack des nicht zahlungsfähigeren Wohnungsmiethers und seinem eignen Profitbedürfniß gleichzeitig Rechnung zu tragen, die auf äußere Ornamentik des Ofens mehr verwendeten Markstücke abspart an der Solidität der Aufstellung, sowie am innern Thon- und Eisenmaterial. Wem fiele hier nicht als analog das Spottverslein des Volkes auf die weißgesottenen, schlechten Münzen des „alten Fritzen" ein? — Da es in anderen Zweigen der Industrie ähnlich zugeht, so dürfte also: „billig, stilvoller und noch schlechter" wohl den fortgeschnittenen Standpunkt in den durchschnittlichen, den Massen-Konsumartikeln, die für die Höhe der nationalen Kultur doch allein maßgebend sind, für die Gegenwart richtig bezeichnen!

Was den Thon als Material für Heizöfen besonders werthvoll macht, ist seine Eigenschaft, von der aus dem Brennstoff entwickelten Hitze langsam ein großes Quantum aufzunehmen und durch Leitung abzugeben; er leitet zwar die Wärme $2^1/_2$ mal langsamer als Eisen, geräth aber darum auch nicht so leicht ins Glühen, gibt weniger Hitze strahlend ab und dient als Reservoir, das die Wärme nach und nach wieder von sich gibt und so eine anhaltendere, gleichmäßigere Heizung des Wohnraums ermöglicht.

Andererseits ist der zu den Kacheln verwendete Thon nichts weniger, als feuerbeständig; die geforderte glatte, sogenannte Porzellanglasur versteht man bis jetzt auf feuerfestem Thon durchaus nicht herzustellen. Die Kacheln werden daher schon rissig, wenn sie über 40 Grad R. erwärmt werden. Zu ihrem Schutze werden sie bekanntlich innen ausgefüttert, aber mit Lehm und Dachsteinen, einem ebenso wenig feuerfesten und leicht rissig werdenden Material. Um also den Oefen überhaupt Dauerhaftigkeit zu verleihen und zu verhüten, daß sie in Fugen und Kacheln bis nach innen durchziehende Risse erhalten, welche längeres Warmbleiben des Ofens unmöglich machen, ist außer einer guten Verankerung nöthig, daß der Brennherd vollständig mit feuerfesten Chamotsteinen ausgefüttert und überdeckt werde und dieses Material überhaupt in der untern Hälfte des Ofens allein zur Verwendung komme. Beides ist auch an manchen Orten baupolizeiliche Vorschrift, die nur leider Sparens wegen von den Bauunternehmern meist nicht befolgt wird, so daß man nach kurzem Gebrauch das Feuer durch die Fugen des Ofens hindurchflammen sieht. Der Nutzen der für die Warmhaltung sonst sehr werthvollen, luftdicht schließenden Heizthüren wird unter solchen Umständen illusorisch; wenn noch dazu dieselben vor dem völligen Ausbrennen des Materials geschlossen werden, so ist sogar Gefahr, daß durch die in die Stube Ausgang findenden Gase der unvollständigen Verbrennung die Gesundheit der Bewohner arg geschädigt werde. Es sei hier gleich noch darauf hingewiesen, daß die weitverbreitete Meinung, es werde durch Verschließen der luftdichten Thür, während das Material erst aufgeschüttet ist, oder noch lebhaft flammt, ein Vortheil erreicht, irrthümlich ist, da alsdann die Verbrennung nur im Gange bleibt, weil der Verschluß eben doch kein luftdichter ist; sie geschieht unter diesen Umständen aber ganz unvollständig, es wird zum größten Theil nur Kohlenoxyd, viel Rauch und kondensirbare Produkte der

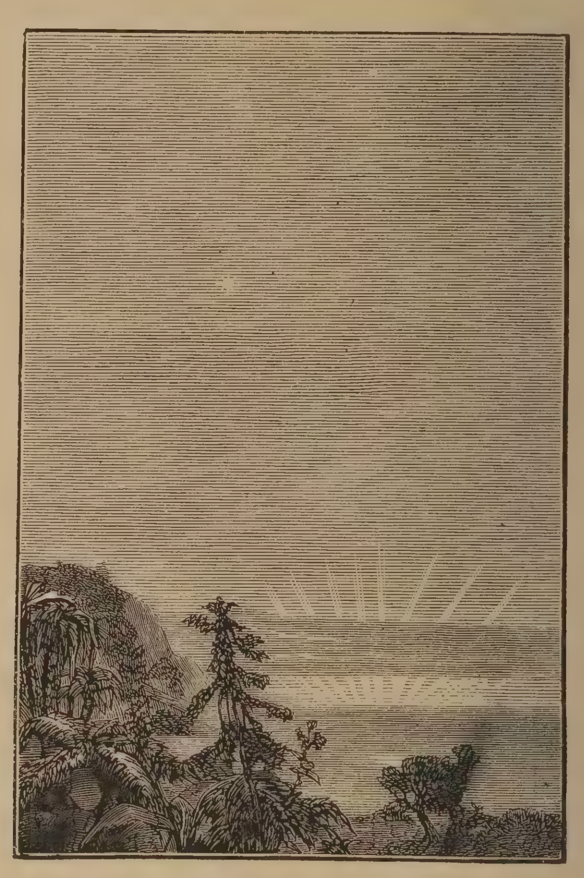
trockenen Destillation des Brennstoffs gebildet, welche das Material verschwenden und die Züge des Ofens verunreinigen. Am empfehlenswerthesten ist es, außer der luftdichten Heizthür noch eine Klappe in dem Rauchrohr anzubringen, das in den Schornstein führt; man kann dann die Thür beim letzten Glimmen der Kohlen, die Klappe etwa eine halbe Stunde später, jedenfalls aber erst nach Verlöschen der letzten Kohlenreste schließen, um ein langdauerndes Warmbleiben des Ofens zu erzielen. Dieser doppelte Verschluß ist um so nöthiger, je älter der Ofen und je mangelhafter die Dichtung der Fugen und der Verschluß der Heizthür ist.

Noch ist zu beachten, daß der Feuerherd des Ofens möglichst tief liegen muß, wenn eine gleichmäßige Durchwärmung erzielt werden soll; denn der darunter liegende Theil des Ofens bleibt völlig kalt und kann also auch nicht durch Strahlung den Fußboden erwärmen, während doch die durch Leitung erwärmte Luft naturgemäß nach oben steigt und dadurch eben die Temperaturdifferenz der höheren und niederen Luftschichten im Zimmer hervorbringt.

Der Zusammenhang von Heizung und Ventilation findet auch bei Anlage neuer Miethshäuser so gut wie gar keine Beachtung, von den alten, wo nachträgliche Einrichtung eher Schwierigkeiten begegnen könnte, gar nicht zu reden. Wir sind noch allemal allein auf das Funktioniren der spontanen Ventilation angewiesen, das allerdings durch die, entweder vom Alter klappernd gewordenen, oder in neuen Häusern, weil aus feuchtem Holz gefertigten und in der Wärme rasch zusammengeschrumpften, verkrümmten, klaffende Spalten bietenden Thüren und Fenster befördert wird, aber dann auch die schon angeführten Uebelstände im Gefolge hat. Am schlechtesten ist in dieser Beziehung die noch in manchen Gegenden Ostdeutschlands gebräuchliche Anbringung der Einfeuerung außerhalb der Stuben, vom Korridor aus; hier findet auch während des Brennens nicht einmal die lebhafte Einsaugung der Zimmerluft in den Ofen hinein statt, dieselbe wird durch die



Die Erde vom Monde aus gesehen. (Seite 443.)



Die Erde vom Planeten Mars aus gesehen. (Seite 443.)

Erwärmung nur ausgedehnt und entweicht zu geringem Theile durch die Thür- und Fensterfugen nach außen. Eine Erneuerung aber findet nur im allergeringsten Maßstabe statt.

Die Anlegung der nöthigen Luftkanäle zur Ventilation müßte bei Errichtung neuer Wohnhäuser zur Vorschrift gemacht werden. Sie lassen sich ohne Schwierigkeit anbringen, und an geeigneten Ofenkonstruktionen, welche die frische Luft erwärmt durch den Stubenofen zuführen, fehlt es auch nicht. Verhindert wird die Anwendung derselben nur durch den gewohnheitsmäßigen Schlendrian, der Obdachbedürftigen Zufriedenheit oder Unkenntniß über das, was zu ihrem Bestbefinden gehört und was sie füglich verlangen könnten, sowie das spekulationsmäßige Häuserbauen das nur auf den Profit sieht, ohne sich viel um das Wohl — öfter noch Wehe — der künftigen Bewohner zu kümmern.

Diese Tendenz steht besonders auch der Anforderung an Billigkeit des Betriebes der Heizöfen entgegen. Hierfür käme die Konstruktion des Innern der Heizanlagen wesentlich in Betracht. Ganz allgemeine, nämlich für alle Gegenden und alle Arten von Oefen gleichmäßige Bedingungen lassen sich in dieser Hinsicht nicht aufstellen. Denn es müssen zu rationeller Anlegung der eigentlichen Feuerung in Berücksichtigung gezogen werden: die Art des Brennstoffs, welcher an jedem gegebenen Ort der billigste und verbreitetste ist; darnach haben sich dann zu richten — unter Mitbeachtung der Größe des zu beheizenden Raumes — die Form und Größe des Feuerungsrostes, die Weite des Brennherdes und der Ofenkanäle, sowie die Weite und Höhe des Schornsteins. Besonders ist das richtige Verhältniß der Größe und der freien Fläche des Rostes (das ist die Summe der zwischen den Stäben freibleibenden Schlitze oder Oeffnungen), zu der Weite und Höhe des Schornsteins von der größten Wichtigkeit, da hierdurch die Menge Luft, welche dem Brennstoff zuströmen soll oder der (gewöhnlich sogenannte) Zug sich bestimmt, der sehr verschieden erfordert wird für verschiedenes Brennmaterial und für den wechselnden Heizeffekt, der zu leisten ist. Bei Wohnhäusern ist die obere Höhe des Schornsteins über dem Erdboden eine bestimmt gegebene und es muß daher meist die Zugstärke je nach der Lage des Stockwerks durch das richtige Verhältniß von freier Rostfläche und Schornsteinweite regulirt werden.

Dem Bauspekulanten machen diese Fragen jedoch gar kein Kopfzerbrechen; die Zuziehung erfahrener Pyrotechniker würde die Kosten vermehren, da derselbe, wenn gewissenhaft, mit allerhand Anforderungen auftreten würde, zu denen keine Zwangsverpflichtung vorliegt, und so sehen wir denn nach wie vor die Schornsteinröhren in gleicher Weite für die unterste Etage, die



Die Olympischen Spiele. (Seite 444.)

mehr als 20 Meter Schornstein über sich hat, wie für die oberste mit weniger als 5 Meter solcher Höhe, durchgeführt. Die Röste werden für alle Oefen gleich groß, besser gesagt, möglichst klein und leicht an Gewicht im Ramsch eingekauft, und sämmtliche Oefen nach der Schablone von dem Mindestfordernden und Schnellstarbeitenden im Akkord zusammengeklebt, wobei für diesen nur der Grundsatz gilt, wenig und billiges Material aufzuwenden, aber eine dem Auge gefällige Kulisse herzustellen.

Es frägt sich nun, da wir doch einmal diese Verhältnisse als für jetzt gegebene vorfinden, ob die Miether und nothgedrungenen Benützer derartiger, mangelhaft konstruirter Heizanlagen nicht doch noch Mittel und Verfahren in der Hand haben, um einigermaßen einen Ausgleich herbeizuführen? und wie sie mit dem mindesten Nachtheil den Betrieb führen können? Das kann bis zu gewissem Grade geschehen durch Ausprobiren, welche Art Brennstoff, ob gasreicher oder gasarmer, falls Auswahl zwischen solchen vorhanden ist, einen größeren Nutzeffekt gibt, ferner durch Anwendung der geeigneteren Stückengröße des Brennstoffs, sowie endlich durch Aufgeben dieses Materials in einer gewissen höheren oder niedrigeren Schicht auf den Rost, und durch aufmerksame Bedienung der Heizung im allgemeinen.

Es lassen sich dafür einige allgemeine Anhaltspunkte geben, nämlich: ein größeres Verhältniß von Rostfläche zur Schornsteinweite macht den Ofen für gasarmen, ein kleineres für gasreichen Brennstoff geeigneter. Es entspricht ferner der größeren Zugstärke für beste Verbrennung eine dem Brennstoff auf dem Roste zu gebende höhere Schicht. Für jede Art Brennmaterial gibt es eine gewisse, von der gegebenen Zugstärke abhängige Schichthöhe, bei welcher die meiste Wärme und der höchste Nutzeffekt erzielt wird. Gasarme Brennstoffe erfordern höhere Schicht, bei demselben Rost und Schornstein, als gasreiche; sie geben höheren Nutzeffekt der Heizanlage, da weniger überschüssige Luft in den Schornstein geht, als bei gasreichen. Die Anwendung jeden Brennstoffs in kleinen Stücken (von Nuß- bis Bohnengröße herunter) gewährt Vortheile vor der von größeren. Kleinere Stücke desselben Materials gestatten niedrigere Schicht; sie geben eine Verbrennung mit weniger Sauerstoffüberschuß, da die Luft mehr vertheilt zwischen ihnen durchzieht, und es erhöht sich dadurch die Wärmeentwickelung und der Nutzeffekt; auch vermag man mit ihnen ein schwächeres Feuer, also eine langsamere und länger dauernde Wärmeentwickelung zu unterhalten, als mit demselben Quantum größerer Stücke. Die Höhe der als geeignetste erprobten Schicht des Brennstoffs muß natürlich möglichst dauernd gleichmäßig erhalten werden, sowie es auch zur Erzielung einer vollkommenen Verbrennung und höchsten Nutzeffekts einer Heizungsanlage angezeigt erscheint, die Zugstärke während einer Schürperiode derartig zu reguliren, daß sie im Anfang am größten, am Ende am schwächsten ist, namentlich bei gasreichen Brennstoffen. Das kann durch mehr, oder weniger Oeffnen der sogenannten Aschenthür geschehen, ähnlich wie der Heizer eines Dampfkessels seinen Registerschieber im Rauchkanal handhabt.

Alle diese Anforderungen an die Bedienung unserer Ofenheizung zusammengenommen, führen zu dem Schluß, daß dieselbe weder einfach, noch nicht zeitraubend, noch reinlich sich gestaltet, wenn der Brennstoffverschwendung begegnet werden soll. In der Ueberzahl der ärmeren Haushaltungen, wo die erwachsenen Bewohner von der Erwerbs- oder der häuslichen Thätigkeit vollauf in Anspruch genommen sind, ist eine solche Aufmerksamkeit und derartiger Zeitaufwand für die Bedienung der Heizung wohl kaum durchführbar. Immerhin aber bleibt es durchaus verwerflich, wenn eine große Masse Brennstoff, soviel eben der Ofen faßt, auf einmal aufgegeben und diese dann nach Belieben herunter brennen gelassen wird. — Also irgend eine Verschwendung ist von diesen Heizanlagen untrennbar, sei es an Material oder an Arbeitszeit, am häufigsten aber wohl an beiden! da auch bei aufmerksamer Bedienung die Fehler der Anlage und des Materials nicht ausgeglichen werden können.

Der eiserne Ofen bildet in einigen Stücken den Gegensatz zu dem Thonofen. Er ermöglicht es, mit zunächst geringerem Aufwand an Material das Zimmer rasch zu erwärmen, nimmt weniger Raum ein und ist — was in den Fällen, wo der Miether selbst den Apparat besorgen muß, den Ausschlag gibt —, am billigsten und transportabel. Er ist außerdem bei den armen Leuten noch darum beliebt, weil sie mittels seiner das geringe Quantum Brennstoff, über das sie zu verfügen haben, auch zum Kochen nutzbar machen können. In seiner gewöhnlichen Form, der des Kanonenofens, ist er aber mit Recht der „böse Freund“ der armen Leute zu nennen. Gewöhnlich ist der eiserne Ofen zu klein; von einem richtigen Verhältniß seines Rostes zur Höhe und Weite des Schornsteins ist gar keine Rede. Die Verbrennung ist in ihm sehr unvollkommen, massenhafter Rauch oder unvollständig verbrannte Gase ziehen mit hoher Temperatur in Eile zum Schornstein hinaus. Das veranlaßt, daß die Heizung forcirt wird, der Ofen ins Erglühen kommt und durch Strahlung und sengende Hitze aufs höchste belästigt und die Luft verdirbt, welcher Uebelstand noch vermehrt wird, wenn, was infolge der fortgesetzten Ueberhitzung rasch eintritt, Risse und Sprünge entstehen, das Rauchableitungsrohr durchgebrannt ist und Rauch und giftige Verbrennungsgase aus ihm entweichen können.

Jedoch sind grade in der Konstruktion des eisernen Ofens in der letzten Zeit sehr erhebliche Fortschritte zum besseren gemacht worden. Der von Professor Meidinger konstruirte Füllofen thut in einigen Beziehungen sogar den normalen Anforderungen vollständig genüge. Er bewirkt wegen der raschen Wärmeabgabe seines Eisenmaterials eine rasche Erwärmung des Raumes und vermeidet dabei die Strahlung durch einen angebrachten doppelten Mantel von Eisenblech. Eine säulenartige Aufschichtung des von selbst nachsinkenden Brennmaterials und sehr genaue Regulirbarkeit des Zuges lassen die Verbrennung ziemlich vollkommen werden, sie geschieht mit dunkler Flamme; der Nutzeffekt ist ein sehr großer und der Betrieb billig. Nach dem anfänglichen guten Durchwärmen des Zimmers läßt sich die Verbrennung, bei dauernd guter Ausnutzung des Brennstoffs, so verlangsamen, daß bei einem Minimalverbrauch die Temperatur andauernd gleichmäßig erhalten werden kann. Die Bedienung ist sehr einfach, indem täglich nur ein- bis zweimal Brennstoff von oben nachgefüllt und einmal die Asche gezogen wird. Einmal angezündet, kann der Ofen wochen-, ja monatelang im Brande bleiben.

Dagegen eignet sich der Füllofen nicht für jedes Brennmaterial, am besten für gasarmes, wie Koks, der aber in kleinen Stücken anzuwenden ist. Wenn auch nicht die Strahlung, so belästigt doch die beim Vorbeistreichen an dem innern heißen, bei starker Feuerung glühenden Eisenschacht überhitzt wordne und trockne Luft, sowie auch der Ventilation nicht genüge geschieht. Die von Wolpert verbesserte Konstruktion soll auch diesem letztgenannten Uebelstand abhelfen, und eine weitere Vervollkommnung dieses Prinzips in dem sogenannten Mantelofen dargeboten werden, bei dem anstatt des Eisenblechs ein Mantel von Kacheln den innern, eigentlichen Brennofen umgibt, sodaß die Vortheile der Thon- und eisernen Oefen in ihm vereinigt erscheinen.

(Schluß folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von **P. D.**

IV.

Strafprozeßordnung.

(Schluß.)

Die Vorbereitung der Hauptverhandlung liegt der Staatsanwaltschaft ob. Ihre Aufgabe ist es, die zur Hauptverhandlung erforderlichen Ladungen und die Herbeischaffung der Beweismittel zu bewirken. Dem Angeklagten ist der Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens spätestens mit der Ladung zur Hauptverhandlung zuzustellen. Zwischen der Zustellung der Ladung und dem Tage der Hauptverhandlung muß eine Frist von mindestens einer Woche inneliegen, widrigenfalls der Angeklagte Vertagung der Hauptverhandlung vor Verlesung des Verweisungsbeschlusses verlangen kann. Der bestellte Vertheidiger ist stets zur Hauptverhandlung zu laden, der gewählte, wenn seine Wahl dem Gericht angezeigt ist. Eine Ergänzung der Beweismittelliste kann sowohl auf Antrag des Angeklagten, als

durch den Vorsitzenden von Amtswegen geschehen. Ueberdies steht dem Angeklagten das Recht zu, Personen, insbesondere dann, wenn sein Antrag auf Vorladung derselben als Zeugen abgelehnt ist, selbst unmittelbar laden zu lassen. Solche unmittelbar geladene Personen sind zum Erscheinen verpflichtet, wenn ihnen bei der Ladung die gesetzliche Entschädigung für Reisekosten und Versäumniß baar dargeboten oder deren Hinterlegung bei dem Gerichtsschreiber nachgewiesen ist.

Die Verurtheilung eines in der Hauptverhandlung nicht anwesenden Angeklagten ist in der Regel unzulässig. Die deutsche Strafprozeßordnung kennt nur drei Fälle eines sogenannten Kontumazialverfahrens, und zwar

1) wenn der Angeklagte während der Hauptverhandlung sich entfernt und seine Vernehmung über die Anklage bereits erfolgt ist;
2) wenn die den Gegenstand der Untersuchung bildende Strafthat nur mit Geldstrafe oder Haft oder Einziehung bedroht ist und der ausgebliebene Angeklagte in der Ladung darauf hingewiesen worden ist, daß auch bei seinem Ausbleiben zur Hauptverhandlung verschritten werde, und endlich
3) wenn der Angeklagte selbst auf seinen Antrag vom Erscheinen in der Hauptverhandlung entbunden worden ist, was dann zulässig ist, wenn nach dem Ermessen des Gerichts keine höhere Strafe als Freiheitsstrafe bis zu sechs Wochen oder Geldstrafe oder Einziehung allein oder in Verbindung mit einander zulässig ist.

In diesen Fällen kann sich der Angeklagte durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertheidiger vertreten lassen. In allen anderen Fällen ist das Erscheinen des Angeklagten nothwendig, und wird dasselbe nöthigenfalls durch Vorführung und Verhaftung erzwungen.

Die Leitung der Hauptverhandlung steht dem Vorsitzenden zu. Er vernimmt den Angeklagten und führt die Beweisaufnahme. Wird eine auf die Sachleitung bezügliche Anordnung des Vorsitzenden von einer bei der Verhandlung betheiligten Seite beanstandet, so entscheidet das Gericht. Doch kennt die Strafprozeßordnung unter gewissen Beschränkungen auch das sogenannte Kreuzverhör. Die Vernehmung der von der Staatsanwaltschaft und dem Vertheidiger geladenen Zeugen ist nämlich dem Staatsanwalt und dem Vertheidiger zu überlassen, wenn beide übereinstimmend dies beantragen. Auch steht den beisitzenden Richtern, den Geschworenen und Schöffen, dem Staatsanwalt, dem Vertheidiger und dem Angeklagten das Recht zu, direkte Fragen an die Zeugen zu richten. Auch noch in der Hauptverhandlung können neue Beweisanträge gestellt werden, und diese dürfen nicht deshalb abgelehnt werden, weil sie zu spät vorgebracht worden seien.

Die Hauptverhandlung beginnt mit dem Aufruf der Zeugen und Sachverständigen. Hieran schließt sich die Vernehmung des Angeklagten über seine persönlichen Verhältnisse, auf welche die Verlesung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens folgt. Darauf wird der Angeklagte zur Sache vernommen. Er kann alle und jegliche Antwort ablehnen und ist ausdrücklich zu b e f r a g e n, ob er antworten wolle. Daran schließt sich die Beweisaufnahme, die Abhörung der Zeugen, das Verlesen der Urkunden und der als Beweismittel dienenden Schriftstücke. Nach Schluß der Beweisaufnahme folgen die Plaidoyers. Dem Angeklagten gebührt das letzte Wort. Die Hauptverhandlung wird geschlossen und das Urtheil gesprochen. Dasselbe kann nur lauten auf Verurtheilung oder Freisprechung oder Einstellung des Verfahrens. Letzteres hat zu geschehen, wenn bei einem Antragsdelikt der erforderliche Antrag nicht gestellt oder zurückgenommen ist. Die Entscheidung der Schuldfrage erfordert, wenn sie bejahend ausfallen soll, Z w e i d r i t t e l - M a j o r i t ä t. Die Straffrage wird mit einfacher Majorität entschieden.

Das ist der Verlauf der Hauptverhandlung in schöffengerichtlichen und landgerichtlichen Sachen. Bei Schwurgerichtssachen bringt die Bank der Geschworenen manche Abweichungen mit sich, welche einer besondern Abhandlung vorbehalten werden müssen. Wir wollen zum Schluß des heutigen Artikels nur noch eine kurze Darstellung der Rechtsmittel der Strafprozeßordnung angeben.

Da tritt uns zunächst die Beschwerde entgegen. Dieselbe ist gegeben gegen alle von den Gerichten erster Instanz oder in der Berufungsinstanz erlassenen Beschlüsse und gegen die Verfügungen des Vorsitzenden, des Untersuchungsrichters und eines beauftragten oder ersuchten Richters, soweit das Gesetz diese Verfügungen und Beschlüsse nicht ausdrücklich einer Anfechtung entzieht. Gegen Beschlüsse und Verfügungen der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichts findet eine Beschwerde nicht statt. Ebenso unterliegen Entscheidungen des erkennenden Gerichts, welche der Urtheilsfällung vorausgehen, der Beschwerde nicht. Die Beschwerde wird bei dem Gericht eingelegt, von welchem oder von dessen Vorsitzenden die angefochtene Entscheidung erlassen ist, entweder zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich. Gibt das Gericht der Beschwerde nicht ohne weiteres statt, so hat sie dieselbe binnen drei Tagen dem Beschwerdegericht vorzulegen. Die Beschwerde ist ohne Suspensivkraft, sie hemmt den Vollzug einer Verfügung nicht. Es gibt in der Regel nur eine einmalige Beschwerde. Zweimal ist sie gegeben, wenn es sich um Verhaftung eines Beschuldigten handelt. Die Beschwerde ist an keine Frist gebunden. Nur die sogenannte sofortige Beschwerde, welche in ganz bestimmten Fällen gegeben ist, ist an eine Frist von einer Woche, welche mit der Bekanntmachung der Entscheidung beginnt, gebunden. Die Entscheidung über die Beschwerde erfolgt ohne vorgängige mündliche Verhandlung, in geeigneten Fällen nach Gehör der Staatsanwaltschaft.

Als zweites Rechtsmittel tritt uns die Berufung entgegen. Sie findet allein statt gegen die Urtheile der Schöffengerichte. Sie muß binnen einer Woche nach Verkündigung des Urtheils eingelegt werden. Hat die Verkündigung in Abwesenheit des Angeklagten stattgefunden, so beginnt für diesen die Frist mit der Zustellung des Urtheils. Die Einlegung der Berufung hemmt die Rechtskraft des Urtheils. Sie kann zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder in einer Beschwerdeschrift eingelegt werden. Sie kann auf bestimmte Beschwerdepunkte beschränkt werden. Ist das nicht geschehen, so gilt der ganze Inhalt des Urtheils für angefochten. Die Verhandlung über eine rechtzeitig eingelegte Berufung erfolgt vor dem Obergericht, das ist vor dem Landgericht, in öffentlicher Sitzung. In der Hauptverhandlung vor dem Berufungsgericht muß der Regel nach der Angeklagte persönlich erscheinen.

Der Gang der Hauptverhandlung ist im wesentlichen derselbe, wie in erster Instanz. Nach Aufruf der Zeugen und Sachverständigen und nach der Vernehmung des Angeklagten über seine Personalien, hält ein Berichterstatter in Abwesenheit der Zeugen einen Vortrag über die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens. Das Urtheil erster Instanz wird verlesen. Sodann folgt die Vernehmung des Angeklagten und die Beweisaufnahme. Protokolle über Aussage der in der Hauptverhandlung erster Instanz vernommenen Zeugen und Sachverständigen dürfen nur verlesen werden, wenn die Zeugen und Sachverständigen nicht wieder geladen sind und ihre Vorladung auch nicht vom Angeklagten beantragt war. Nach Schluß der Beweisaufnahme folgen die Plaidoyers, und zwar wird der Beschwerdeführer zuerst gehört. Der Angeklagte hat das letzte Wort. Hierauf erkennt das Gericht, dessen Prüfung das Urtheil nur soweit unterliegt, als es angefochten wird.

Endlich ist als letztes ordentliches Rechtsmittel die Revision zu erwähnen. Die Terminologie früherer Strafprozeßordnungen nennt dieses Rechtsmittel wohl auch Nichtigkeits- und Kassationsbeschwerde. Sie findet statt gegen die Urtheile der Landgerichte und der Schwurgerichte und ist das einzige Rechtsmittel gegen diese Urtheile. Sie kann nur darauf gestützt werden, daß das Urtheil auf einer Verletzung des Gesetzes beruhe. Das Gesetz ist aber verletzt, wenn eine Rechtsnorm nicht oder nicht richtig angewendet worden ist. Die Revision bezweckt also nur eine nochmalige Prüfung der R e c h t s frage, nicht aber der T h a t frage. Das Schuldig oder Nichtschuldig, was die Landgerichte oder Schwurgerichte gesprochen, ist unanfechtbar; die thatsächlichen Feststellungen dieser Gerichte binden das Revisionsgericht. Die Revision ist wiederum an eine Frist von einer Woche gebunden, welche von der Verkündung, beziehungsweise von der Zustellung des Urtheils abläuft. Sie muß bei dem Gericht, dessen Urtheil angefochten wird, zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich eingelegt werden. Der Beschwerdeführer hat zu erklären, inwieweit er das Urtheil anfechte und dessen Aufhebung beantrage, und die Anträge zu begründen. Die Revisionsanträge und deren Begründung müssen spätestens binnen einer weiteren Woche nach Ablauf der Frist zur Einlegung des Rechtsmittels angebracht werden, und zwar seitens des Angeklagten in einer von einem Rechtsanwalt oder dem Vertheidiger unterzeichneten Schrift oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers. Sind diese Formalien nicht gewahrt, so wird die Revision ohne weiteres als unzulässig verworfen. Auf eine zulässige Revision werden die Akten durch die

Staatsanwaltschaft an das Revisionsgericht eingesendet. Vom Tage der Revisionsverhandlung wird der Angeklagte benachrichtigt. Es steht ihm frei, zu erscheinen. Er kann sich auch durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertheidiger vertreten lassen. In der Hauptverhandlung erfolgt zunächst ein Referat aus den Akten, sodann folgen die Plaidoyers und dann die Entscheidung. Hebt das Revisionsgericht das frühere Urtheil auf, so hat es die Sache zur anderweiten Entscheidung an die Unterinstanz zurückzugeben. Diese ist an die Rechtsanschauung des Revisionsgerichts gebunden. Das letztere kann jedoch auch in der Sache selbst entscheiden, wenn die Aufhebung des Urtheils nur wegen Gesetzesverletzung bei Anwendung des Gesetzes auf die dem Urtheile zu grunde liegenden Feststellungen stattfindet, sofern ohne weitere thatsächliche Erörterungen nur auf Freisprechung oder auf Einstellung oder auf eine absolut bestimmte Strafe zu erkennen ist, oder das Revisionsgericht, in Uebereinstimmung mit dem Antrage der Staatsanwaltschaft, die gesetzlich niedrigste Strafe für angemessen erachtet.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Willisch zog den Zügel an; die Schimpfreden des langen Menschen erbitterten ihn so, daß er den Rittergutsbesitzer, welchen er eigentlich zu repräsentiren hatte, ganz vergaß und in seine allezeit streitlustige Dienstmannsstimmung verfiel.

„Halt's ungewaschne Maul, langer Esel!“ rief er dem Angreifer entgegen. „Und du, unverschämte Dirne,“ wandte er sich zu dem Frauenzimmer, „kannst dich auch vorsehen, daß dich zur Belohnung für deine nichtswürdigen Hetzereien die Gensdarmen nicht auf 'ne Weile ins Loch sperren. Sehn Sie, Lauter, so ist das Volk — wenn's einer gut mit ihnen gemeint hat, so bin ich's gewesen, und“ — es war einen Augenblick, als käme ihm das Husten an, — „wie meinesgleichen hab' ich sie alle miteinander behandelt und zu verdienen hab' ich ihnen gegeben, wo ich nur immer konnte. Ist's etwa nicht wahr, alter Müller?“ rief er einen der Männer, die hinter dem Langen standen, und in dem er erst jetzt einen Bekannten entdeckte, an, „hab' ich Euch nicht arbeiten lassen und Euch nobel bezahlt, wie sich's für 'nen Rittergutsbesitzer paßt? Und ist das der Dank, daß Ihr mich und den Herrn, der bei mir zu Gast ist, auf der Chaussée überfallt, wie die Straßenräuber, und uns schimpft oder uns von dem Strolch da wenigstens schimpfen laßt, als wären wir die gemeine Package und nicht der da und die da — —“

Der alte Müller — ein ehrlich aussehender, arbeits- und nothgebeugter Fünfziger, den man eher für siebzig Jahre alt halten konnte, war etwas beschämt hinter dem Langen vorgetreten und hatte seine Mütze demüthig grüßend in die Hand genommen. Er wollte eine Entschuldigung vorbringen, aber der Lange war viel zungengewandter, und auch von den andern Leuten schien niemand so zum Kleinbeigeben aufgelegt, als er.

Mit hocherhobener, geballter Faust trat der Sprecher von vorhin auf den Wagen zu:

„Hört nur, hört,“ schrie er; „da thut der vornehme Herr — der Teufel weiß, woher die vornehme Sippe alle kommt —, als ob er wer weiß was gethan hätte, daß er ein paar armen Teufeln von uns mal Arbeit gegeben hat. Als ob der etwa Lust gehabt, seine Arbeit selbst zu machen, wenn unsere Leute nicht gewesen wären, und als ob's 'ne Gnade wär', daß er den bezahlt, der bei ihm arbeit'. Ja, wer arbeit', das ist nur Package bei solchen Herrn, und anständige Menschen sind nur, die den Sack voller Thaler haben. Wenn man nur wenigstens wüßt', ob die auf 'ne anständige Art in den großen Beutel hineingekommen wär'n, oder ob's auch so zusammengestohlen sind, wie's die Börsenjuden zusammenstibitzen und die übrigen Schacherer und Faullenzer. Na wartet, 's kommt schon 'mal die Zeit, wo wir euch in die Tasche greifen und euch zu Fuß laufen lassen, — wie wär's, Suse, wenn wir gleich 'mal 'ne Probe machten; ich schmeiß die beiden feinen Kerle aus dem Wagen und wir setzen uns allesammt in die Karrete und lassen uns von der vornehmen Schindmähre, die sie vorgespannt haben, bis nach Hochberg schleppen — —“

Bei dem letzten Satze war er ganz nahe an den Wagen herangetreten, als wollte er seinen Worten die That auf dem Fuße folgen lassen. Die Suse kreischte beistimmend laut auf; die Männer murmelten drohend, und nur der alte Müller gab sich einige Mühe, den Langen von thätlichen Exzessen zurückzuhalten.

Willisch hatte, puterroth vor Zorn, den wüthenden Menschen reden lassen und nur die Peitsche umgekehrt, um nöthigenfalls das schwere Griffende auf Kopf und Hände des Angreifers niederhageln zu lassen. Er war nichts weniger als feig, der Dienstmann außer Diensten, ja, im Grunde wäre ihm eine tüchtige Prüfung, ob ihn das bequeme Rittergutsbesitzerleben nicht um ein schönes Theil seiner oft bewährten Körperkräfte gebracht habe, nur angenehm gewesen.

Fritz Lauter kämpfte die Aufregung, welche die fatale Szene in ihm hatte hervorrufen müssen, gewaltsam nieder; er sah ein, daß für ihn und für Willisch — die gemeinschaftliche Situation verständig betrachtet — alles daran gelegen sei, den Skandal nicht größer werden zu lassen, sondern vielmehr so rasch, als es nur angehen wollte, zu beendigen. Er legte daher seine Hand auf den rechten Arm seines Gastfreundes, um diesen allfällig im gewaltthätigen Gebrauche der Peitsche hindern zu können und suchte beruhigend dazwischenzureden:

„Seien Sie gelassen, Herr Willisch, die Leute sind aufgeregt und erbittert und man kann ihnen kaum verdenken, daß sie es sind. Wir wollen thun, als ob wir nicht hörten, was sie sagen, und ruhig unseres Weges ziehen. Sie werden uns schon in Frieden lassen, wenn sie sehen, daß wir nicht feindselig gegen sie sind. . . .“

Aber er konnte nicht ausreden. Die Suse fiel ihm ins Wort:

„Ha, ha,“ lachte sie, „was der Grasaffe von dem Zeitungswisch gutmüthig ist, wenn er sieht, daß es Leute gibt, die ihm 'mal auf das dicke Fell steigen wollen.“

Und der Lange schrie:

„O, den Leuten Brei um's Maul schmieren, das versteht der Grünschnabel, sag' ich euch. Von dem sind ja auch die zuckersüßen Artikel, die jetzt immer im ‚Korrespondenten‘ stehn, und der ist auch zu Weihnachten hier oben rumgeschnüffelt und hat mitgehetzt, daß hier alles für die famose Eisenbahn Feuer und Flamme wurde. Der Kerl kommt mir grade recht! Komm doch 'mal runter, Bürschchen, und laß dich bei Lichte besehen, ob du schon trocken hinter den Ohren bist — —“

Und damit machte der Lange ganz ungenirt Anstalten, auf den Wagentritt hinaufzusteigen.

„Nu hab' ich's aber satt,“ schrie Willisch, aufs äußerste erbittert. „Wenn du mir auf den Tritt hinaufkommst, langer Hallunke, oder auch nur den Wagen anrührst . . . .“

Er brauchte nicht fortzufahren; was er mit energischer Abwehr bedrohen wollte, war schon geschehn, — — der lange Kerl war mit unerwarteter Geschwindigkeit auf den Tritt gesprungen und streckte seine große, knochige Faust nach Fritz Lauter aus. In demselben Momente erhob sich der Peitschenstiel in Willischs Hand, die Fritz Lauter eben erst losgelassen hatte, um sich selbst gegen seinen Angreifer zu vertheidigen, und sauste auf das Gesicht des Langen in gewaltigem Schlage hernieder. Dabei riß Willisch' linke Hand an dem Zügel, er rief seinem Pferde, einem tüchtigen Traber, ein zischendes „Fort!“ zu, und während der lange Mensch, von dem kräftigen Hiebe momentan betäubt, in die Arme seiner Gefährten taumelte, setzte sich der Wagen in rasche und immer raschere Bewegung und jagte davon.

Ein Wuthgeheul verfolgte sie. Die Suse hatte im Augenblicke, als sie den Schlag sah, sich zur Erde gebückt, einen großen Stein ergriffen und schleuderte diesen jetzt in weitem Wurf dem Wagen nach. Der Stein traf die Plane und riß ein Stück davon herunter, ohne aber einen der im Wagen Sitzenden zu berühren. Dem Beispiel der Suse folgten ein paar von den Männern, und der Lange, dessen Auge im Nu dick angeschwollen und ganz mit Blut unterlaufen war, schimpfte das Blaue vom

Himmel herunter und suchte seine Gefährten zur Verfolgung des Wagens aufzustacheln. Die aber sahen ein, daß das vergebliche Mühe bleiben mußte, und vertrösteten ihren übel angelaufenen Sprecher auf eine demnächstige Gelegenheit zur Rache.

„Ja, rächen will ich mich an dem Schuft von Gutsbesitzer," grunzte der Geschlagene wüthend. „Wär' nicht übel, wenn der 'mal den rothen Hahn auf dem Dache spürte und ein paar Zoll Eisen zwischen den Rippen. Na, die Hochberger werden mir schon zur Rache helfen, das weiß ich gewiß. Wenn's Knochenbrechen mit den Italienern losgeht und mit dem Wasserpolakengesindel, da soll der rothnasige Rittergutsbesitzerhallunke seine Suppe noch auszufressen kriegen."

„Und ein jämmerlicher Kerl wärst du, wenn's nicht wahr wäre, und die da so davonkämen," hetzte die Suse. „Dem jungen Laffen muß ein ordentliches ausgewischt werden, daß das Zeitungsvolk 'mal 'ne Lehre erhält."

„Werden schon aufräumen, die hochberger Bergknappen, sag' ich dir, Suse. Das sind meine Leute, die kenn' ich und die halten was auf mich. Wär' von denen nur 'n einziger lumpiger Kerl dagewesen, da wären die beiden heute schon nicht so davongekommen. Na, ihr versteht blos 's Betteln und nicht 's Dreinschlagen — das ist eben 's Unglück. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben — ihr sollt's von den Hochbergern schon lernen."

Die Leute setzten sich wieder in Bewegung auf das Wirthshaus zu, das Willisch und Lauter soeben verlassen hatten, um dort ihr Erlebniß, natürlich in einer Darstellung, die für die beiden so ungünstig als möglich war, zum besten zu geben, und sich dafür mit Schnaps und Bier von den anwesenden, etwas weniger ärmlichen Bauern traktiren zu lassen.

Der Rittergutsbesitzer Willisch und sein Gast kamen nun ohne weiteren Zwischenfall nachhause. Willisch hatte auf dem ganzen Wege mordsmäßig räsonnirt; es ärgerte ihn, wie er sagte, daß er die verdammten Kerle nicht alle hätte durchhauen können; besonders hätte dem Frauenzimmer ihre Unverschämtheit nicht geschenkt sein dürfen. Aber die Kerle hätten, von dem schnapsdusligen Langen und der rabiaten Dirne angestachelt, jedenfalls ihre Hacken an seinem Wagen und höchst wahrscheinlich auch an seinem und Fritz Lauters Kopfe probirt, und vorzüglich das letztere hätte er selbstredend unter keinen Umständen riskiren wollen und dürfen.

Fritz hatte mit finsterem Gesicht und untergeschlagenen Armen in seiner Wagenecke gelehnt und nur halb zugehört. Ihm machten die Erlebnisse des heutigen Tages gewaltig Kopfzerbrechen, und er wollte vor allem darüber mit sich einig werden, was er dem Gesehenen und Gehörten gegenüber zu thun habe. Zunächst mußte er, koste es, was es wolle, dahinter kommen, wie es mit Schweder stand, — denn war dieser sein bisheriger Chef ein Mensch, der zur Anwendung solch' unsauberer Mittel und noch dazu zu niedrig eigennützigen Zwecken, wie es den Anschein hatte, fähig war; ein Mann, der in der gewissenlosesten Weise mit weiblicher Leidenschaftlichkeit und weiblichem Leichtsinn zu spielen vermochte, — — dann, ja, was eigentlich dann? Sollte Fritz erklären, daß er in Diensten eines Mannes, wie er sei, nicht länger stehen könne, — sollte er an den Setzkasten zurückkehren und den schönen Traum vom fröhlichen geistigen und gesellschaftlichen Vorwärtskommen selbst und vielleicht für immer zerstören? — O, wenn doch Willisch sich getäuscht, wenn er gelogen und verleumdet hätte!!

„Ich glaube gar, Sie werden sentimental und seufzen!" apostrophirte plötzlich Willisch seinen Nebenmann, dessen Unaufmerksamkeit seinen sehr lebendigen Auslassungen gegenüber ihm schon verschiedene male ärgerlich störend aufgefallen war.

„Ich habe wenig Anlage zur Sentimentalität, glaube ich; aber wenn ich Anlage zum Misanthropen, zum Menschenhasser hätte, so wäre dieser heute ausgezeichnete Gelegenheit zur Entwicklung gegeben worden."

„Na, wenn Sie immer noch meinten, daß unser Landvolk aus einer Herde gutmüthiger Lämmer besteht, die doch wenigstens Ihren guten Willen und Ihre Volksfreundlichkeit anerkennen und in Ihnen, respektive in Ihrer Zeitung, so eine Art Leithammel respektiren werden, so haben Sie Sich allerdings gründlich getäuscht. Sie werden aber noch mehr Täuschungen hier erleben — sage ich Ihnen, und vielleicht sehr bald. Wissen Sie, was ich dem Gesindel, das wir uns eben erst mit aller Mühe abgeschüttelt haben, zutraue? Ich will's Ihnen sagen: in der nächsten Zeit erleben wir was — wir — ich und Sie auf meinem Gute, — so einen kleinen Einbruch oder ein Feuerchen oder so etwas Gutes. Uebrigens, sagte der Kerl nicht, sie wollten nach Hochberg? Dann liefen sie grade nach der richtigen Schmiede — in Hochberg sitzen die Mißvergnügten knüppeldick, wie sonst nirgends, und alles Kerle, die keinen Pfifferling zu verlieren haben, — Bergleute werden da oben in diesem Frühjahr grade soviel hundert beschäftigt, wie früher tausende; heuer, dachten sie, würd' das Fördern wieder losgehen, und da blieben sie alle in ihren vier Pfählen hocken und verkauften und versetzten all' ihr bissel Hab und Gut bis auf den letzten Strohsack. Und als die Hoffnung ins Wasser gefallen war, da dachten sie, nu käm' die Eisenbahn und da würden sie sich wieder 'mal etwas rausrappeln können; aber prosit Mahlzeit — grade den Hochbergern setzte man die Italiener auf die Nase, und nu müssen sie die ohnehin schon lumpigen Preise bei der Feldarbeit verderben, wenn sie überhaupt nur im Sommer sich durchhungern wollen, und für den Winter gibt's nichts — rein garnichts. Daß die wüthend sind und nicht blos die Italiener todtschlagen möchten, können Sie Sich denken. Und nun stellen Sie Sich vor, wenn der Lange mit dem dicken Kopfe, den er meiner Peitsche zu verdanken hat, jetzt unter die Hochberger kommen wird, und das Frauenzimmer mit dem bösen Maule dazu, und wenn die erzählen werden — so hübsch in ihrer Weise versteht sich —, was sie mit uns beiden erlebt haben, mit dem vornehmen — hol' der Teufel meine Vornehmheit! — Gutsbesitzer von Klein-Feldau und dem Zeitungsschreiberlaffen — ja, was meinen Sie, was uns da alles eines schönen Tages passiren kann, und ob es nicht besser wäre, wenn Sie zur Abwechslung 'mal auf ein paar Wochen nach P... zurückkehrten und Sich die Geschichte hier oben von weitem ansähen?"

Fritz Lauter sah Willisch an, als ob er vermuthete, der Mann wolle ihn bitter verhöhnen. Es mußte ihm aber vorkommen, als wenn Willisch es ernst und gut meine, denn er erwiderte:

„Ich bleibe hier, Herr Willisch. Meine Pflicht fesselt mich an diesen Posten und mein Wunsch und Wille jetzt erst recht. Sollte ich Ihnen aber unbequem sein — —"

Willisch lachte. „Gott bewahre, im Gegentheil. Ich wollt' Sie nur warnen und weiter nichts. Wenn Sie Sich nicht fürchten, so bleiben Sie nur da, und interessante Geschichten in Ihre Zeitung zu schreiben, werden Sie schon haben — darauf können Sie Sich verlassen, wenn Ihnen die Kerle nicht etwa das Schreiben verleiden. Na, Sie sollen nur kommen!" Und damit schwang er seine Peitsche und ließ sie auf den Rücken seines Gaules niederklatschen, daß der hoch in die Höh' sprang und in großen Sätzen davoneilte.

Als sie im Herrenhause von Klein-Feldau angekommen waren, trennte sich Fritz Lauter sofort von Willisch. Er habe heut noch viel zu arbeiten, sagte er. Und er arbeitete auch noch mehrere Stunden auf's eifrigste. Als er fertig war, hatte er ein ganzes Päckchen von Briefen dem Boten einzuhändigen, welchen Willisch seinetwegen am späten Abende noch nach der nächsten Poststation sendete, um den Abgang der Schreiben in derselben Nacht noch zu ermöglichen. Ein Brief war gerichtet an die Redaktion des „Tageskorrespondenten"; derselbe enthielt einen ausführlichen Bericht über den Stand der Bahnarbeiten und eine Schilderung der furchtbar gereizten und augenscheinlich immer erbitterter und feindseliger werdenden Stimmung der Gebirgsbewohner. Er schloß mit einem sehr energischen Appell an die Einsicht der Eisenbahnverwaltung und an die Humanität des gesammten städtischen Publikums, und verlangte unbedingt Gehör für die im wesentlichen durchaus erklärlichen, wenn nicht vollauf berechtigten Wünsche der Leute im Gebirge.

Ein zweiter Brief war an den alten Herrn Klose adressirt. Diesem theilte er in kurzen, präzisen Zügen mit, was er heut erlebt und gehört, und bat auf das dringendste um rückhaltlose Auskunft. Herr Klose kenne ihn und seine Ansichten von Moral und Ehre, er sei es ja, der diese in ihm genährt und befestigt habe; er werde jetzt, wenn er es vermöchte, auf seine durch plötzlich heraufgezogene dunkle Wolken verdüsterte Lebenslage das nothwendige Licht werfen, u. s. w.

Der dritte Brief trug die Adresse Wanda Alsters. Auch er brachte eine Schilderung der gespannten Verhältnisse in den Bergen und der traurigen Aussichten der unzulänglich beschäftigten Bewohner derselben; er legte Wanda in wärmsten Worten ans Herz, sie möge all' ihren Einfluß bei ihrem Vater aufbieten, damit dieser für eine Aenderung der die Arbeiteranstellung bei den Eisenbahnbauten beherrschenden Praxis zu Gunsten der Gebirgsleute sorge. Auf welche Weise sonst Konflikte bedenklichster Art, blutige Zusammenstöße zwischen den einheimischen und den fremden

Arbeitern zu verhindern seien, wisse er nicht. Auch sei Gefahr im Verzuge — jeder Tag könne Schlägereien bringen, die sofort zu einem kleinen Kriege anwachsen könnten, und wenn sich dann, was ja nicht anders zu erwarten sei, Militär einmischte, so wäre absolut nicht abzusehen, was hier oben werden solle, zumal die Leute wähnten, die Regierung sei mit dem von ihnen für ungerecht und gewissermaßen betrügerisch erachteten Verfahren der Eisenbahnverwaltung einverstanden.

Daß er persönlich sich bedroht glaube, schrieb Fritz Lauter in keinem der Briefe, wie er auch von der zu so peinlichem Abschlusse gelangten Belästigung gänzlich geschwiegen hatte, die Willisch und ihm heut Nachmittag widerfahren war. Er legte wirklich, nachdem er sich von dem ersten, allerdings sehr niederdrückenden Eindrucke durch ruhiges Nachdenken befreit hatte, wenig Gewicht darauf; die vor seinen Augen enthüllten Verwicklungen erschienen ihm für die Allgemeinheit, die er als Abgesandter der Presse zu vertreten sich berufen fühlte, von so weittragender Bedeutung, daß er gar kein Recht zu haben glaubte, sich daneben sonderlich um sein eigenes Wohl und Wehe zu kümmern.

Als Fritz dem Boten seine Briefe übergeben — außer den soeben aufgezählten war noch einer an seine Mutter dabei, der unter anderm die Mittheilung enthielt, daß er sich folgenden Tages zu seinem Ohm, dem Kantor von Oberbartenstein, auf Besuch begeben werde — traf er im Hofe wieder mit Willisch zusammen. Dieser sah arg bestaubt und beschmutzt aus und schleppte ein ganzes Arsenal von Waffen daher.

„Sie können doch auch schießen, Freund Lauter?“ rief er seinem Gast entgegen.

„Ich habe in meinem ganzen Leben etwa zwei- oder dreimal nach der Scheibe geschossen, weiter nichts,“ lautete die Antwort. „Aber was wollen Sie mit den Gewehren und Säbeln?“

„Mobilmachen!“ lachte Willisch, der jetzt wieder bei allerbester Laune zu sein schien.

„Wenn Sie mir sagen wollen, was das heißen soll —“

„Mit Vergnügen. Schon deshalb, weil ich Sie zur Uebernahme eines Abtheilungskommandos ausersehen habe. Sie bekommen zum Zeichen dieser Würde den Sechsläufer da.“ Er wies einen äußerlich etwas verrosteten, aber wohl noch sehr brauchbaren Revolver vor.

„Ich verstehe noch lange nicht . . .“

„Werden's sofort! Da sehen Sie: dieser famose doppelläufige Lefaucheux“ — er schlug an eine elegant aussehende Büchse — „ist für mich. Ich habe beim Militär garnicht übel schießen gelernt — drei Schießauszeichnungen, wissen Sie, wollen schon was sagen. Den einen Revolver kriegen Sie, den andern mein Oekonom, der früher eigentlich blos Großknecht war, von mir aber zu meinem Verwalter erhoben wurde, weil der Kerl mehr gelernt hat, als die meisten von seiner Couleur, und beim Militär so 'ne Art Schliff gekriegt hat und die Landwirthschaft famos versteht. Wenn wir nun so gelegentlich von irgend einer Rotte Korah überfallen werden, was so ziemlich wahrscheinlich ist, so werden wir uns doch unsrer Haut wehren, — nicht wahr? Dazu können wir nun die niedlichen Sächelchen hier vorzüglich brauchen — — Michel,“ unterbrach sich Willisch plötzlich, als er seinen Pferdejungen an der Stallthür auftauchen sah, „um zehn werden die Hunde losgelassen, verstanden?“ (Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Die staatlichen Zustände Chile's bieten, wie man schon aus dem Vorhergehenden schließen wird, das erfreuliche Bild größerer und andauerndrer politischer Ordnung, als die übrigen Republiken Südamerikas, was dem Umstande zu danken ist, daß in der ursprünglich aus Indianern vom Stamme der Araukaner bestehenden und im Mittelalter in den nördlichen Landestheilen (gleich Bolivia) unter der Herrschaft des Inkareiches befindlichen Bevölkerung seit der Unterwerfung durch die Spanier (von 1540 an) die Einheimischen neben der sich in der Folge bildenden Mischlingsrasse der Mestizen immermehr den wegen des günstigeren Klimas zahlreich einwandernden Weißen Platz machten, und somit das Land namentlich auch von größeren Rassenkämpfen freiblieb.

Der Abfall Chile's, wie aller südamerikanischen Republiken, von Spanien hatte seinen nächsten Grund darin, daß man den durch Napoleon eingesetzten König Joseph, gleichwie im Mutterlande, nicht anerkennen wollte, den josephinischen Statthalter verjagte und eine Junta (Reichsrath, Volksausschuß) zu dem Zwecke bildete (1810), das Land dem rechtmäßigen, von Napoleon entthronten König Ferdinand VII. zu erhalten, wobei indeß die in diesem Sinne Wirkenden in ihrer Mehrheit von vornherein die gänzliche Unabhängigkeit des Landes herbeizuführen suchten. Der General San Martin überstieg im Jahre 1817 mit ausgewanderten Chilenen und Hülfstruppen über La Plata von Mendoza aus die Andenpässe von Uspallata und besiegte die durch diesen kühnen Marsch überraschten Spanier am 5. April des folgenden Jahres in einer heißen Schlacht bei Chacabuco am Mayoflusse. Die Einnahme von Valdivia im Jahre 1820 vernichtete dann vollends den letzten Rest der spanischen Macht auf dem Festlande, und im J. 1826 wurde von General Freyre auch der letzte Haltepunkt der spanischen Besatzungen, die Insel Chiloa, erobert. Die jetzige Staatsverfassung ist 1830 entworfen und hat dann im Jahre 1833 eine Umgestaltung erfahren, derzufolge das Land eine untheilbare Republik bildet und die öffentliche Gewalt zwischen der aus Präsident (welcher auf fünf Jahre gewählt wird), Ministerium und Staatsrath gebildeten Regierung und dem aus Senat (20 Senatoren) und Abgeordnetenhause (80—90 Deputirte) bestehenden Kongreß vertheilt ist. Auch trat zu Santiago ein oberster Gerichtshof mit unabsetzbaren Räthen ins Leben. Für die innere Verwaltung ist das Land in 18 Provinzen getheilt, zu denen noch die Kolonie Magallanes kommt. Die beiden Parteien, die jeweilig nach der Führerschaft im Staatswesen strebten, handelten nicht aus ehrgeizigen Motiven, sondern wurden stets von höheren vaterländischen Gesichtspunkten geleitet. Daher konnten schon im Anfang der dreißiger Jahre unter dem Präsidenten Prieto mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen werden. Die Bemühungen des bolivianischen Präsidenten Santa-Cruz, Chile, nachdem er bereits in Peru die höchste Staatsgewalt in seine Hände gebracht (s. oben), mit den Waffen zum Eintritt in die peruanisch-bolivische Konföderation zu zwingen (1837), versetzten das Land zwar in eine sehr gefahrvolle Lage, führten aber dann die gute Wirkung herbei, daß nach zweijährigem erfolgreichen Krieg gegen Santa-Cruz und der Verbannung des letzteren (1839) das Nationalgefühl einen erhöhten Aufschwung nahm und die Stellung der Republik sich zu einer immer mehr geachteten gestaltete. Spanien erkannte Chile als unabhängigen Freistaat an (1844) und schloß einen Handelsvertrag mit ihm ab, auch Frankreich und Belgien knüpften Verhandlungen mit ihm an, und der Handelsverkehr entwickelte sich in stets erfreulicher Weise. Vor allem heilsam für das Land wirkten die Präsidenten Bulnos (1841—51) und Manuel Montt (1851—61), welche beide, in einem südamerikanischen Staat eine Seltenheit ersten Ranges, nach Ablauf der fünfjährigen Präsidentschaftsperiode zum zweitenmal gewählt wurden. Es wurden (Anfang der fünfziger Jahre) Eisenbahnen gebaut, ein neues Civilgesetzbuch ausgearbeitet, eine Disconto- und Depositenbank in Valparaiso errichtet, Handelsgerichte und vertrauenerweckende Gemeindeordnungen eingeführt, fördernde Anstalten für den Unterricht ins Leben gerufen, neue Handels- und Schifffahrtsverträge (1856 mit Großbritannien) geschlossen 2c. Einmal sah sich Montt während seiner zehnjährigen Präsidentschaft genöthigt, die Waffen gegen einen Aufstand (unter General Vidaurri Leal) zu ergreifen, um den letzteren siegreich niederzuwerfen. Da nach der Verfassung die höchste Amtsgewalt nur zweimal nacheinander in dieselben Hände gelegt werden darf, so trat dann José Joaquin Perez an die Stelle Montts. Unter dessen Präsidentschaft traten kriegerische Verwickelungen mit Bolivia ein, weil Chile den guanoreichen Küstenstrich Mejillonos am Stillen Ozean, den indessen der bolivianische Präsident (1863) Acha bei Bolivia zu erhalten wußte, für sich in Anspruch nahm; ferner war in dieser Zeit (1861) ein Aufstand der noch im Süden hausenden Araukaner, theils seßhafte Bauern, theils schweifende Jäger, zu überwinden, was auch nach der Gefangennahme jenes französischen Abenteurers, de Touens aus Perigueux, der sich zum König dieser altindianischen Stämme aufgeworfen hatte, gelang. Ein schreckliches Unglück traf das Land durch den furchtbaren Brand, der am 8. Dezember 1863 bei einem Feste in der kerzenerleuchteten Kirche in der Hauptstadt Santiago ausbrach und zweitausend Personen, meist Frauen, zum Opfer forderte. Von großer Wichtigkeit für die Einwanderung war das Toleranzgesetz vom Juli 1865, welches die Ausübung auch einer anderen als der katholischen Religion und die Einrichtung von Schulen für Nichtkatholiken gestattet.

In den oben erwähnten spanisch-peruanischen Händeln (1864) hatte sich Chile nach Ansicht der spanischen Regierung ein völkerrechtswidriges Benehmen zuschulden kommen lassen, weshalb nach Abbruch des diplomatischen Verkehrs am 17. September 1865 ein spanisches Geschwader unter Admiral Pareja vor Valparaiso erschien und den Krieg erklärte. Das spanische Avisoschiff „Canadonaa“ wurde darauf am 26. Novbr. von der chilenischen Korvette „Esmeralda“ angegriffen und weggenommen, bei welcher Gelegenheit 114 Soldaten und 7 Offiziere in Kriegsgefangenschaft geriethen. Der Admiral Pareja entleibte sich infolge dieser schmählichen Niederlage, die in Chile helle Freude hervorrief. Wie schon erzählt, betheiligten sich dann neben Peru noch Ecuador und Bolivia an dem Kriege und unternahm Pareja's Nachfolger Nunez, aus Aerger über das für die Spanier unglückliche Gefecht, in den Aneudischen Gewässern gegen Chile die barbarische Rachethat, daß er die wehrlose Stadt Valparaiso bombardirte, womit das für die Spanier schimpfliche Ende herbeigeführt war. Die Araukaner wiederholten ihre Aufstände zuerst unter ihrem Häuptling Quilapan und dann (anfangs 1870)

unter jenem plötzlich aufs neue auftauchenden französischen Abenteurer („König Orélio Antonio I.") und behaupteten ihr konstitutionelles Königthum mehrere Jahre hindurch, bis sie sich in neuester Zeit der Oberhoheit Chile's unterwerfen mußten.

Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. II. Eine auf dem Gebiet des Fachschulwesens gleichfalls vortreffliche Leistung ist der von dem Bildhauer Franz Oppelt ausgestellte Holzschnitzereilehrgang. Der Aussteller ist Lehrer für Modelliren und Holzschnitzen und Leiter der gewerblichen Fachschule für Glas- und Holzindustrie zu Haide in Böhmen. Sein ausgestellter Apparat besteht aus 36 trefflich in Birnbaumholz geschnitzten Modellen, welche vom einfachen Karnisblatt, Band und Perlenschnur bis zum komplizirten Ornament aufsteigen. Sämmtliche Ornamente sind im Stil der italienischen und deutschen Renaissance ausgeführt und nur ein Modell zeigt die prismatische griechische Behandlung des Akanthusblattes; als Motiv ist vorwiegend die heimische Flora: Weinlaub und Eichblatt benutzt. Die Modelle werden in den Fachschulen des österreichischen Handelsministeriums als Lehrmittel verwendet. Bei der Anfertigung dieses Lehrganges hatte der Autor den Zweck im Auge, einmal den Fachschulen ein gleichmäßiges Unterrichtsmaterial zu bieten und ferner zu verhüten, daß sich der Schüler nicht nach Gipsmodellen, welche durch fortwährendes Kopiren ruinirt werden, heranzubilden braucht. Ein weiterer Vortheil für den Lernenden liegt noch in der Methode, daß dem Schüler zugleich die Behandlung des Stoffes immer vor Augen bleibt, was, wenn er nach Gipsmodellen arbeitet, nicht der Fall sein kann, da diese zumeist Abgüsse von Marmorskulpturen sind, die von Haus aus eine, dem Verhältniß ihres vom Holz verschiedenen materiellen Charakters entsprechend verschiedene Behandlungsweise erfuhren. Da die Eigenschaften des Stoffes und die Bestimmung des zu schaffenden Produkts die beiden ausschlaggebenden Momente für ein stilgerechtes Arbeiten sind, so liegt das vortreffliche dieses Unternehmens auf der Hand. Daß die Modelle in dem Grade wie sie fein empfunden auch exakt ausgeführt sind, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, und man kann daher einer Schule nur Glück wünschen zu einer so vorzüglichen Lehrkraft. Den Beweis für die Berechtigung dieser Anschauung würden schon einige weitere von demselben Künstler ausgestellte Arbeiten erbringen, die unstreitig zu den schönsten der ganzen Ausstellung gehören. Sie sind zwar der Gruppe I. einverleibt, mögen aber gleich hier erwähnt werden. Es sind dies zwei in Birnholz geschnitzte Füllungen, ein geschnitzter Albumdeckel aus Nuß-, Eben- und Cedernholz, eine in Birnholz geschnitzte Konsole und ein aus demselben Stoff geschnitzter kleiner Ständer. Die ornamentale Behandlung ist an allen diesen Gegenständen meisterhaft, die Farbenzusammenstellung an dem Albumdeckel vorzüglich. — Recht dürftig nimmt sich dagegen aus die von dem hiesigen Kunstgewerbemuseum arrangirte Ausstellung von 27 kleinen, nach alten Vorlagen im Stil der deutschen Renaissance in Eichenholz geschnitzten Füllungen. Man fand diese Arbeiten bereits vor einem Jahre in der Ausstellung der Schülerarbeiten der hiesigen Kunstgewerbeschule. Mag nun das Arbeiten nach alten guten Mustern auch noch so lobenswerth sein, von einer Anstalt wie die hier in Betracht kommende — zum näheren Verständniß sei bemerkt, daß die hiesige Kunstgewerbeschule mit der kgl. Akademie der bildenden Künste organisch verbunden ist und daß der Leiter des Kunstgewerbemuseums einer der ersten und öfters genannten Professoren ersterer Anstalten ist — von einer solchen Anstalt kann man doch erwarten, daß sie etwas mehr leiste, zumal die Berühmtheit und die Bedeutung der sie leitenden Künstler hier öffentliches Geheimniß sind. Ein vom Staat und der Gemeinde subventionirtes Lehrinstitut mit seinen pomphaft angekündigten Lehrwerkstätten u. dgl. sollte doch gelegentlich einer solchen Ausstellung dem fremden Besucher zeigen, daß man hier nicht allein mit den Erzeugnissen fremden Kunstfleißes zu handeln und zu schachern versteht, sondern auch in der Förderung des Geschmacks und der Geschicklichkeit anderen Orten nichts nachgibt. Jetzt hat es freilich den Anschein, als arbeite man in den namenlosen kleinen Gebirgsorten Böhmens, des Schwarzwaldes u. s. w. ernsthafter an der Hebung des Gewerbes, als an den materiell gutsituirten Kunstgewerbeschulen der Handelsstadt Leipzig. — Eine recht ansehnliche Ausstellung zeigt dagegen die Distriktsschnitzschule Garmisch zu Partenkirchen im bayerischen Hochgebirge. Sie ist Eigenthum des Distrikts Garmisch und wird theils aus dem eignen Betriebe, theils aus Distrikts-, Kreis- und Centralfonds erhalten. Hauptzweck ist Hebung der Hausindustrie und Schaffung eines besseren Erwerbszweiges. Als Vorbereitung ist Modellir- und Zeichenunterricht und als Hülfswerkstätte eine Schreinerei mit der Schule verbunden. Da sie dazu auch Privatbestellungen ausführt, so ist sie eine Lehrwerkstatt im wahren Sinne des Wortes und insofern eine besonders beachtenswerthe Erscheinung. Sie stellt eine größere Anzahl geschnitzter Möbel, Möbeltheile, Rahmen und sonstiger zum häuslichen Gebrauch bestimmter Dinge nebst verschiedenen figürlichen und ornamentalen Studien in Holz und Zeichnungen der Schüler aus. Die Arbeiten verrathen allgemein großen Fleiß, einzelne feines Stilgefühl, aber im allgemeinen werden die Leistungen des furtwangener Schwesterinstituts nicht erreicht. — Die Kunstgewerbliche Zeichen- und Modellirschule zu Ruhla ist mit einer kleinen Kollektion echter Meerschaumarbeiten vertreten, die stilistisch das meiste in dieser Branche in der Ausstellung befindliche übertreffen und mit dem besten sicher konkurriren können. Entworfen sind sie von dem Lehrer der Schule, dem Hofbildhauer Georg Kugel und ausgeführt von den Schülern C. Beier, M. Schloßmann und J. Mader. Sie werden bei der ausführlichen Besprechung der Meerschaumarbeiten noch Erwähnung finden. — Von den betheiligten Fachschulen sind noch zu nennen die zu Berchtesgaden, die des Vereins Berliner Bildhauer, die des k. k. Handelsministerium zu Wien, ferner die gewerbliche Fortbildungsschule zu Sonneberg in Thüringen alle mit mehr oder weniger Arbeiten in Holz und Gips, die Sonntagszeichenschule der Polytechnischen Gesellschaft zu Leipzig mit einer beträchtlichen Zahl Freihandzeichnungen. Bemerkenswerth ist bei der letzteren Schule, daß von 1861—1879 die Schülerzahl von 807 auf 274 gesunken ist. — Kann man auch von den Leistungen der vorgeführten Schulen noch nicht mit Bestimmtheit schließen, ob sie künftig ihre Aufgabe voll und ganz erfüllen werden, so ist doch sehr erfreulich, einmal ihre verhältnißmäßig zahlreiche Betheiligung, das andere mal die wirklich anerkennenswerthen Leistungen, welche einige darzubringen im Stande sind. Ein solches Bestreben muß belohnt werden, wenn nur die Gewerbetreibenden erst begreifen lernen, daß, um mit der neuen Zeit fertig zu werden, man diese erst erkennen und dann endgültig mit der alten brechen muß. Daß der Zunftformelkram aber durchaus nicht im Stande ist, das zu schaffen, was die hier vorgeführten Lehranstalten unter meist ungünstigen Umständen hervorgebracht haben, wird jeder vernünftige Mensch zugestehen müssen, ebenso daß wir, um mit dem Auslande zu konkurriren, qualitativ besseres leisten müssen wie bisher. Also nochmals, bessere Erziehung der Arbeitskräfte ist das erste und wichtigste Mittel zur Hebung der Gewerbe!

Fr. Nauert.

Die Erde vom Monde und vom Planeten Mars aus gesehen. (Bilder Seite 436.) Unser Blick erhebt sich von der Erde empor zu den Himmelskörpern, die den Menschen von altersher zu den Fragen veranlaßten, wie seid ihr beschaffen, was geht auf euch vor, leben auf euch auch Wesen, die empfinden und denken und wie wir Menschen uns nähren und den Zusammenhang der Dinge zu erforschen trachten? Aus den übereinstimmenden Schöpfungssagen aller Völker ersehen wir, daß es neben der Sonne der Mond wegen seiner Größe und seiner Gestaltverwandlungen gewesen ist, der in frühester Zeit beobachtet wurde. Seit Erfindung der Vergrößerungsgläser hat der bleiche Nachtgeselle, dem das Mittelalter alle möglichen Beziehungen zur Erde und ihren Bewohnern andichtete, an Bedeutung verloren. Auf der kahlen, trockenen und von vulkanischen Eruptionen zerrissenen Mondoberfläche wird es wohl kein organisches Leben, folglich auch keine Mondbewohner, die gleich uns geartet wären, geben. Gäbe es aber solche, so müßte ihnen unsere Erde einen großartigen Anblick bieten (s. Bild: Erde vom Monde aus gesehen). Dieselbe präsentirt sich hier als leuchtende Scheibe von etwa viermal so großem Durchmesser als der des Vollmonds, übertrifft also sowohl Sonne als Planeten weit an scheinbarer Größe, sie zeigt Phasen, gerade wie wir dieselben am Mond beobachten, die in der schönsten Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen des Mondtags (der gleich 15 Erdtagen ist) stehen. Sie ist nämlich voll um Mitternacht, im letzten Viertel bei Sonnenaufgang, neu zu Mittag und im ersten Viertel am Abend, sodaß ihr Licht stets das der Sonne ergänzt. Bei „voller" Erde könnte der Mondbewohner Meere und Kontinente unterscheiden, er würde den weißen Schimmer des Eises und Schnees an den Polen, das Schwimmen der Wolkenschichten in der Luft sehen können. Die Atmosphäre, welche das Licht der millionen Sterne bricht, umgibt die Erdscheibe wie ein bleicher Hof. Von dem Planeten Mars aus, der 32 millionen Meilen von der Sonne absteht, gestaltet sich das Bild der Erde wesentlich anders. Da nämlich die Erde innerhalb der Marsbahn steht, so ist sie demselben am nächsten, wenn sie gerade zwischen ihm und der Sonne steht. Allein dann kehrt sie ihm ihre beschattete Seite zu und ist deshalb unsichtbar. Entfernt sie sich aus dieser Stellung, so wird ein Theil ihrer Oberfläche sichtbar, und zwar ein um so größerer, je näher sie der entgegengesetzten Stellung kommt. Da aber hierbei gleichzeitig ihr scheinbarer Durchmesser sich beträchtlich verringert, so wird der Punkt der größten Helligkeit ungefähr mit einem „Viertel" zusammenfallen. Dann erscheint die Erde den unbewaffneten Augen der Marsbewohner als ein heller Stern, durch das Teleskop aber als großer Halbmond, genau so, wie sich der Planet Venus für uns darstellt. In der That ist, wie Venus für die Erde, so die Erde für den Mars Morgen- und Abendstern. Den Marsbewohnern erscheint die Erde (der größere Stern in der Mitte des Bildes) größer als uns Jupiter, und ihr Glanz ist so hell, daß sie selbst bei Tage sichtbar sein muß. Gibt es denn Marsbewohner? Die Astrophysik hat uns mit Hülfe der Spektralanalyse über die physikalische Beschaffenheit der Planeten in der neuesten Zeit überraschende Aufschlüsse ertheilt. Die exakte Forschung erfordert dringend die Annahme, daß auf Weltkörpern, welche eine der Erde ähnliche Beschaffenheit besitzen, auch Wesen leben, welche den Erdbewohnern ähnlich sind und nach Darwins Abstammungslehre ist zu erwarten, daß auf den Planeten, welche, älter als die Erde, ihr bereits in der kosmischen Entwickelung vorauseilten, Wesen existiren, welche dem Menschen an Intelligenz und Erkenntniß überlegen sind. Der Mars ist ein solcher Planet. Seine Atmosphäre gleicht nach den neuesten teleskopischen Betrachtungen der unseren, Wind, Wolken, Regen, Schnee und Eis, der Wechsel der Jahreszeiten, verschiedene Klimate sind ihm ebenso eigen, wie der Erde, und da der Mars nach Schiaparelli's Unter-

suchungen, als der ältere Bruder der Erde gilt, darf angenommen werden, daß seine Bewohner geistig vollkommener sind, als die Erdbewohner. In jüngster Zeit versuchte ein warschauer Astronom in einer Broschüre den Beweis zu führen, daß es nicht unmöglich ist, mittels interplanetarer Telegraphie, und zwar durch elektrisches Licht bewerkstelligt, mit den Marsbewohnern eine Verbindung und infolge dessen einen Gedankenaustausch anzuknüpfen. Der phantasievolle Gelehrte erläutert seinen Plan folgendermaßen: „Lichtzeichen von verschiedener Dauer, unterbrochen von kürzeren und längeren Intervallen der Dunkelheit, bilden die Verständnißzeichen, wie Striche und Punkte die Buchstaben in der Telegraphie. Zunahme und Abnahme der Lichtzeichen in der Stärke erweitern diese einfachen Hülfsmittel. Dieses System, auf arithmetischer Grundlage beruhend, macht es möglich, nicht nur jede Zahl, sondern gegen hundert Begriffe durch elektrische Lichtzeichen von der Erde nach dem Mars zu übermitteln, Begriffe, die ohne Sprachkenntnisse verstanden werden können und Veranlassung zum gegenseitigen Verständniß des Marsbewohners und des Erdbewohners geben. Aus dem Verständniß der Begriffe entwickelt sich dann die Sprache.“ Die Ausführung des Projektes, welche nach der Aussage des Erfinders viel Geld erfordert, werden wir in der schweren Zeit des „bewaffneten“ Friedens schwerlich erleben, wollen sie aber unseren Nachkommen ans Herz legen. Seitdem Nikolaus Kopernikus die Bedeutungslosigkeit unserer Erde im Weltraum uns klar zu Gemüthe geführt und Newton die Gravitation, die unsichtbare Gewalt, welche die Gestirne in ewiger Pendelbewegung schwingt, entdeckt hat, ist die Wissenschaft auf jenem Standpunkt angelangt, von welchem sie nicht nur, wie bisher, das Zifferblatt der Weltuhr bewundert, sondern auch in deren Gehäuse zu dringen sucht. Diese Wissenschaft, welche mittels Spektralanalyse die Beschaffenheit der Fixsterne prüft, deren nächster 225000 mal weiter wie unsere Sonne von uns entfernt ist, wird uns auch die Mittel und Wege angeben, welche uns mit den Bewohnern anderer Himmelskörper, wenn es deren gibt, in Verbindung setzen werden. Von allen Seiten werden Steine zu jenem Wunderbau herbeigetragen, dessen Pforte einst die stolze Inschrift zieren soll: „Wissenschaft ist Macht!“ Mag Altmeister Goethe, der für jede Stimmung den besten Ausdruck zu finden wußte, und der nicht nur mit Dichtermacht in die Seelen griff, sondern auch den Triumph der Wissenschaft prophezeite, hier das letzte Wort behalten:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbegreifliche,
Hier ist's gethan.“

Dr. M. T.

Die Olympischen Spiele sind es, die uns das Bild auf S. 437 vergegenwärtigt, eines von jenen illustrativen Meisterwerken, wie sie in reicher Zahl das bei Spemann in Stuttgart erscheinende Prachtwerk „Hellas und Rom“ darbietet, und zu deren Herstellung sich geist- und kenntnißvolle Alterthumskunde mit den Künsten des Zeichnens und Holzschneidens auf das innigste vereinigt hat. Mehr als zwei einhalb Jahrtausende sind verflossen, seit die in das tiefste Dunkel der griechischen Sage zurückreichenden Spiele zu Olympia von dem elischen Fürsten Iphitus im Verein mit dem berühmten Gesetzgeber Spartas, Lykurg, dauerverbürgend geordnet wurden. Wettspiele, in denen körperliche Kraft, Geschicklichkeit und Schönheit der bestentwickelten Jünglinge um den Siegespreis und die freudige Anerkennung der Mitbürger rang, wurden in Griechenland überall, in jeder einzelnen Stadt, abgehalten und gepflegt. Vier Orte jedoch hatten es vor den anderen zu hoher Berühmtheit und nationaler Bedeutung ihrer Spiele gebracht: Nemea in der peloponnesischen (d. h. auf der heutigen Halbinsel Morea gelegenen) Landschaft Arkadien, der Isthmos von Korinth, d. i. die Landenge, welche den Peloponnes mit dem griechischen Festlande verbindet, Delphi in der mittelgriechischen Landschaft Phocis, und als letzter und vornehmster Festort das reizende, von hohen Bergen, lieblichen Hügelreihen und schönufrigen Flüssen umgrenzte Thal Olympia in Pisatis, dem mittleren Theile der peloponnesischen Provinz Elis. Hier versammelte sich alle vier Jahre — ein Zeitraum, der darum in ganz Griechenland eine Olympiade genannt wurde — die Blüte der griechischen Jugend, um sich fünf Tage hintereinander in heißem Wettkampfe zu messen. Unzählbare Schaaren von Zuschauern aus allen griechischen Staaten waren herzugeströmt, jeder Staat hatte besondere Gesandschaften geschickt und aus den Eleern waren kundige Männer zu Festordnern und Kampfrichtern — Hellanodiken — ernannt. Diese schrieben einen allgemeinen Festfrieden aus und erklärten die nach Olympia führenden Straßen für geheiligt. Fast über Nacht entstand in dem sonst weihevoll stillen und menschenleeren Thale eine Stadt von Zelten, Hütten und Häusern, welche den Kämpfern und den Zuschauern, den Handelsleuten und Schenkwirthen aller Art, die da herbeigeströmt waren, Unterkunft gewährten. Der von der Altis — dem heiligen Haine — umschlossene Festplatz vereinigte in einer Länge von nahezu 4000 und einer Breite von gegen 2000 Fuß die verschiedenen Kampfplätze, deren wichtigster, die Wettlaufbahn, das 600 Fuß lange Stadion, der spezielle Gegenstand unsrer Abbildung ist. Von den zahllosen Kunstdenkmälern, deren sich die Altis rühmen konnte, erschauen wir zur rechten Seite das herrlichste über allen, den hochberühmten Tempel des Götterkönigs, des olympischen Zeus. Aus weißem Marmor in dem einfach-erhabenen dorischen Stile erbaut, barg das Olympieion die von dem größten Bildhauer aller Zeiten, von Phidias, aus Elfenbein und Gold gearbeitete Kolossalstatue des Göttervaters. Dicht an den Palmen und Oelbäumen der Altis hin sehen wir auf den amphitheatralisch sich erhebenden Sitzplätzen die dichtgedrängten Schaaren des Publikums; in der Mitte des Bildes stürmen die Wettläufer daher, jeder belästigenden Hülle blos, nur mit dem leichten Armschilde beschwert. Kurz vor dem Ende des Stadion ist einer der Läufer der Ueberanspannung seiner Kräfte erlegen — er hat den Schild von sich geworfen und preßt, auf den Boden hingestreckt, die linke Hand auf das stürmisch pochende Herz. Wer von den drei anderen den Sieg davonträgt, ist nicht mehr zweifelhaft; zwar macht der zweite in der Reihe noch eine letzte, verzweifelte Anstrengung, aber sie muß fruchtlos bleiben, denn der erste, mit ungeheuerster Anspannung aller Muskeln seines Körpers vorwärts *fliegend* mehr als rennend, greift schon mit der Hand nach dem nur wenig mehr als einen einzigen Sprung noch fernen Ziele, und die hier versammelten Hellanodiken jubeln ihm entgegen und werden ihm sogleich den aus den Zweigen des wilden Oelbaums geflochtenen und mit mächtigem Palmblatt gezierten Siegerkranz auf die schweißbeperlte Stirn drücken. Dann wird sein Name von Munde zu Munde fliegen, und auch der Name des Vaters, der solch' wettkampftüchtigen Sohn gezeugt und erzogen, wird von den Hellanodiken hinausgerufen unter das Volk, ebenso wie der Name seiner Vaterstadt. Wer dreimal gesiegt, dem war es vergönnt, sich im heiligen Haine eine Statue zu bleibendem Angedenken setzen zu lassen. Während der Nacht nach dem Tage des Kampfes wurden die Sieger bei festlichen Gelagen bewirthet, die anwesenden Dichter feierten sie in Hymnen, und manch' einer ward unsterblich durch die ruhmgekrönte Anstrengung bei den olympischen Spielen. Die siegbekränzten Heimkehrenden wurden auch in ihrem Vaterlande im Triumphe empfangen und auf alle mögliche Weise geehrt. Man errichtete ihnen Statuen, befreite sie von allen Staatslasten und gewährte ihnen Privilegien aller Art. In Athen wurden sie im Prytaneion, dem Rathhause, gespeist, und die olympischen Sieger des kriegerischen Sparta durften fortan in der Nähe des Königs kämpfen. Die Spiele zu Olympia überdauerten die griechische Größe und Freiheit. Erst nach 1200jährigem geschichtlichen Bestande am Schlusse des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt machte das christliche oströmische Kaiserthum, unter andern Beweggründen auch aus prüder heuchlerischer Scham vor heidnischer Nacktheit, diesem hochinteressanten Kulturdenkmal klassischen Volkslebens ein Ende. Zu verschiedenen Zeiten haben die griechischen Wettspiele eine, fast möchte ich sagen, gespenstige Auferstehung gefeiert, so auch in den allgemeinen Turnfesten der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts. Aber man braucht wohl nur den leisesten Versuch machen, sich in das Wesen jener ehrwürdigen griechischen Nationalfeste zu vertiefen, um wahrzunehmen, daß das deutsche Volk der Gegenwart in seiner tonangebenden Menge noch außerordentlich weit hin hat zu jenem heiligen Eifer in nationalen und Menschheitsangelegenheiten, welcher das an Zahl so kleine Griechenvolk zu dem an geistigen Schöpfungen wie kriegshistorischem Ruhme größten Volke der Kulturgeschichte gemacht hat.

Maximilian Dittrich.

Sprechsaal für jedermann.

Von dem Bauernphilosophen des Harzdorfes (Nr. 31 d. „N. W.“) muß ich ein hübsches Stückchen erzählen. Ich war im J. 1878 Redakteur einer hier täglich erscheinenden fortschrittlichen Zeitung. Zu meiner Freude sandte eines Tages der hiesige sehr gelehrte Professor Dr. M., welcher eine eigene Sternwarte besitzt, einen Artikel über die zu erwartenden Himmelserscheinungen. Gleich darauf lief ein Brief des besagten Bauernphilosophen ein, worin derselbe sehr bescheiden auf einen kolossalen Irrthum in dem erschienenen Artikel hinwies. Der Verleger begab sich mit dem Briefe zu Prof. Dr. M., welcher auch sofort sehr kleinlaut seinen Irrthum zugestand.

Aug. Heine, Halberstadt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 38. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Ich wohnte in einem hufeisenförmigen, sehr großen Hause auf dem äußersten linken Flügel im obersten Stock und hatte ein vis-à-vis, über das sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Hätte es mir in meiner Behausung nicht gar zu sehr gefallen, ich wäre ausgezogen — rein aus künstlerischem Ingrimm über die beiden Prachtexemplare von Evatöchtern, die ich täglich und stündlich vor Augen hatte, zwei alte Jungfern in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die eine war brand- und prasseldürr, so dürr, daß man ihre Schulterknochen unbedenklich zum Aufhängen von Paletots hätte benutzen können; die Schwester hatte sich des Kontrastes halber eine Fleischlichkeit zugelegt, die jeder ihrer Bewegungen etwas Wogendes gab — kurz, sie waren „wüst“ bis zur Polizeiwidrigkeit. Aber schmutzig und liederlich waren sie und von einer Frömmigkeit, die den Verdacht erweckt haben würde, daß ihre Jugend keineswegs normal verlaufen sei, wären sie nicht so abgrundhäßlich gewesen und hätte sie die Mutter Natur nicht gleich in der ersten Anlage rettungslos verpfuscht. Sie schienen Stammgäste in jeder Kirche der kirchengesegneten Moldaustadt zu sein, so oft sah ich sie mit Gebetbuch und Rosenkranz ausrücken, ein Bild der sieben magern und sieben fetten Jahre, wie es die ausschweifendste Phantasie drastischer nie hätte ersinnen können.

Ihr könnt euch die angenehme Ueberraschung denken, mit der ich eines Tages von meiner Wirthin vernahm, daß die beiden „Bigottischen“ drüben das Feld räumen würden. Sie waren nämlich merkwürdig gut beschlagen unter der Nase, die beiden, ihre Nagelverhältnisse waren die denkbar günstigsten, und all ihre Kirchgänge hatten nicht vermocht, die angeborene Säure und Galligkeit ihres Naturells zu christlicher Milde und Geduld zu läutern; infolge dessen waren sie mit dem Hausmeister, einem alten Windischgrätz-Dragoner, in Händel gekommen, bei denen es zuletzt sehr heiß hergegangen sein muß, denn der alte Schnauzbart hatte zwar schließlich siegreich das Feld behauptet, er soll jedoch unverbürgten Berichten zufolge in seiner Stammkneipe gestanden haben, daß ihm während des ungarischen Aufstandes, als ihm die Lassos der verfolgenden wilden Csikosreiter auf öder Puszta bedenklich um die Ohren schwirrten und ihn jeden Moment vom Pferde zu reißen drohten, auch nicht schwüler zu Muthe gewesen sei, als während dieser Affäre. Die nächste Folge dieses Treffens war natürlich, daß den streitbaren Jungfrauen schleunigst das Quartier gekündigt ward. Das war nicht lange nach der Zeit, in der ich Curt v. Blenkheim näher kennen lernte; dann stand die Wohnung eine zeitlang leer und nur die Köpfe von Maurern und Tapezierern ließen sich zeitweilig an den Fenstern blicken, bis eines Tags blüthenweiße Gardinen an den Fenstern erschienen und vor denselben eine ganze Flora von blühenden Topfgewächsen den Wechsel des Regimes auf das nachdrücklichste illustrirte. Ich dachte an eine stille, peinlich akkurate alte Lehrer- oder Beamtenwittwe, war also nicht wenig erstaunt, am nächsten Morgen ein direkt schönes, schlankes, hochgewachsenes Mädchen die Blumen begießen zu sehen. Mich frappirte zunächst die prächtige Figur; wir Knirpse schwärmen ja immer für die großen Figuren, obgleich wir uns neben ihnen so urkomisch ausnehmen; zudem ist es ja für unsereinen Beruf, zu Wasser und zu Lande, bei Tag und bei Nacht hinter der Schönheit her zu sein, es kann mir also nicht verübelt werden, daß ich das Opernglas hervorsuchte und meine schöne Nachbarin bei ihrer Arbeit beobachtete, wenn auch nicht, wie ein beliebiger Laffe, in auffälliger Weise, sondern bescheidentlich vom Hintergrund meines Zimmers aus. Ob sie es bemerkt hat — Frauenaugen sehen bekanntlich alles — weiß ich nicht; jedenfalls nahm sie keinerlei Notiz von mir und schien nicht die geringste Ahnung von der Existenz eines kleinen, schon mit bedenklich hoher Stirn ausgerüsteten, unansehnlichen Leinwandverderbers zu haben, der auf dem besten Wege war, sich trotz seiner gesetzten Jahre Knall und Fall in sie zu verlieben. Als die Blumen gelabt waren, kamen die Vögel an die Reihe, die eine allerliebste, architektonisch allerdings etwas bizarr gedachte Volière bevölkerten — ein Schweizerhäuschen mit Seitenflügeln und einem Glockenthürmchen. Der übliche Kanarienvogel schien keine Anziehungskraft für meine Nachbarin gehabt zu haben; alle ihre Vögel waren Exoten — Astrils, Sepiafinken und ähnliche kleine Vögelchen mit kirschrothen und lichtblauen Schnäbelchen; ich konnte deutlich erkennen, wie die grauen Astrils mit dem rosigen Anflug am Unterleib das Schwänzchen wagerecht wippen ließen, ähnlich wie unsere Bachstelzen dies senkrecht thun, und wie sie es dann fächerförmig ausspreizten. Aber viel wichtiger war mir die Hand des Mädchens, eine Hand von so tadelloser Schönheit, daß sie recht gut als Pendant zu dem berühmten Fuß der rauch'schen Viktoria, der in einem guten Abguß dort unter der Glasglocke steht, gelten konnte. Wenn ihr wüßtet, wie selten eine wirklich schöne Hand ist, wie häufig die Hand selbst für die größten Maler einen Stein des Anstoßes gebildet hat,

über den sie nicht weggekommen sind, würdet ihr begreifen, daß mich diese Hand vollends in Flammen setzte. Hätte das Mädchen eine unschöne oder gar häßliche, knochige Hand mit kurzen breiten Nägeln gehabt — ich hätte mich nicht weiter um sie gekümmert; ich war einst in Prag der Tischnachbar einer sehr hübschen czechischen Komtesse, die mich durch ihr geistvoll-degagirtes Wesen anfänglich völlig gefangen nahm, als aber mein Blick auf ihre Hände fiel, war ich wie mit kaltem Wasser übergossen und immer wieder mußte ich mit Bedauern auf die schwarzen, seidenen Halbhandschuhe blicken, die sich bemühten, den unglücklichen Fehler etwas weniger auffällig zu machen.

Nun, ich will euch nicht mit all den dummen Gedanken langweilen, die mir an diesem Tage und während eines Theils der nächsten Nacht durch den Kopf gingen; genug, ich ließ mir am Abend den Bart, der ziemlich verwildert war, stutzen, ich kaufte mir zwei neue Schlipse auf einmal und trieb die Verschwendung so weit, mir Glacéhandschuhe zuzulegen — alles das in dem dunklen Gefühl, daß mein dürftiger Leichnam sich wenigstens äußerlich etwas respektabler präsentiren müsse, um irgend welchen Eindruck auf die glückliche Besitzerin der schönsten Hand in Prag zu machen. Mich bei meiner Wirthin nach dem Mädchen zu erkundigen, war mein fester Entschluß; als sie aber am andern Morgen ins Zimmer trat, ward mir diese Erkundigung, das naheliegendste Ding von der Welt, zu meiner eigenen Ueberraschung blutsauer; ich arbeitete schweigend weiter und that, als erführe ich etwas Funkelnagelneues, als die gute Frau mit einem schlauen Augenzwinkern fragte:

„Nun, ist sie nicht gleich zum Malen, wie sie da drüben sitzt und stickt? Ich wette, das gibt ein Bild.“

Ich trieb die Heuchelei so weit, sie überrascht anzusehen und zu fragen, wen sie meine, hatte aber damit wenig Glück. Alles, was Schürzen trägt, hat für Herzensgeheimnisse einen raschen und scharfen Blick, und ich glaube, die Alte bekam sofort Wind davon, daß ich auf dem besten Wege war, mich regelrecht zu verschießen. Sie erwiderte lachend:

„Nun sehe mir einmal einer die liebe Unschuld! Das thut, als hätte es die Schönheit drüben kaum eines Blicks gewürdigt, und hat doch sicherlich schon jeden Zug in dem lieben Gesicht studirt — man müßte die Männerleut' nicht kennen, und besonders die Herren Maler, das sind die richtigen!“

So gings fort und ich brauchte nicht viel zu fragen, um eine ziemlich vollständige Biographie meines Gegenüber zu erhalten; sie war allerdings auch herzlich einfach, diese Biographie! Das Mädchen war guter Leute Kind, der Vater, ein Deutscher aus Siebenbürgen, war Förster in Diensten eines Erzherzogs gewesen, hatte aber infolge einer Verwundung durch einen Sonntagsjägerschuß bei einer Treibjagd in den rüstigsten Jahren pensionirt werden müssen. Die Mutter, eine Polin aus Galizien, war gestorben, als ihr einzig Kind kaum die ersten Schuhchen trug, und der Vater war nun auch seit fünf Jahren todt. Er hatte sich nicht wieder verheirathet und sein Töchterchen selber groß gezogen, so gut es eben hatte gehen wollen; sonst war er ein stiller, etwas wunderlicher Mann gewesen, der mit niemandem Umgang pflog und ganz in seinem Kinde aufging, das sein Glück und sein Stolz war. Er hatte seinem Liebling nicht so viel hinterlassen können, daß sie davon leben konnte, aber sie hatte merkwürdig hurtige und geschickte Fingerchen und einen ganz eignen Sinn und Schick, sodaß sie jahraus jahrein für Kirchen und Klöster gestickte Altarbekleidungen, Chorhemden, Stolen und dergleichen zu liefern hatte. Im Herbst schickten ihr die Heger des Reviers, in dem ihr Vater einst geschaltet und gewaltet, ganze Kisten voll von Eicheln, Nüssen, Bucheckern, Wachholderbeeren, Schlehenkernen, Hagebutten, kurz von allem, was im Walde wächst, und mit diesem Material bekleidete sie Wandkörbchen, Cigarrenattrapen, Eckbreter und dergleichen so geschickt und geschmackvoll, daß dieser originelle Zimmerschmuck namentlich von Försterfamilien und Jagdliebhabern angelegentlich gesucht wurde, und daß sie immer Aufträge hatte und ganz anständig auskam.

Ich gestehe, daß mich der erste Theil dieser Mittheilung etwas verstimmte und ich bemerkte ziemlich gedehnt:

„Das ist nicht zu verwundern; die Herren von der Geistlichkeit werden gewiß honett bezahlen und aus christlicher Nächstenliebe gern geneigt sein, ein übriges für das hübsche Kind zu thun, das so gar verlassen und mutterseelenallein auf der Welt steht.“

Der Accent mochte etwas schwer auf dem „hübschen Kinde“ gelegen haben, denn meine Wirthin verstand mich sofort und ereiferte sich nun ganz gehörig. Ich erfuhr, daß ich mich durch diesen Verdacht an dem Mädchen versündigte und daß ich ihr denselben gewiß noch abbitten würde. Ihr Ruf sei fleckenlos; sie verkehre auch mit der Geistlichkeit nur brieflich und lebe so einsam und zurückgezogen, daß es eigentlich zum Weinen sei um all die frische Jugend und Schönheit. Die gute Frau wußte das alles von einer Schwägerin, die in demselben Hause wohnte, aus welchem das Mädchen in unser Hufeisenpalais gezogen war, weil die alte Frau, bei der sie bisher gewohnt, die Aufwärterin ihres Vaters, das Zeitliche gesegnet hatte. Die Schwägerin hatte die Waise ihrem Schutze empfohlen und die gute Frau bewies mir, daß sie entschlossen war, diesen Schutz auch auszuüben.

Ich hatte mich geduldig abkanzeln lassen; es hätte mir ja wehe gethan, wäre die Tugend des schönen Geschöpfs wurmstichig gewesen, und es that mir ordentlich gut, daß gar nichts an ihr auszusetzen war.

Das Mädchen hat dann noch eine gute Weile in meinem Kopfe fortrumort; ich beobachtete sie täglich und wurde dadurch unmerklich solid, ich hatte merkwürdig philisterhafte Gedanken über Heiraten und Familienglück, ich ertappte mich einmal bei der Aufstellung eines regelrechten Budgets — für mich eine Kraftanstrengung ersten Ranges — ja, ich verstieg mich bis zur anonymen Uebersendung eines Theaterbillets und eines Bouquets, deren Annahme aber rundweg verweigert ward. Der Dienstmann, der mir achselzuckend über das negative Resultat seiner delikaten Mission Rapport erstattete, meinte, das gnädige Fräulein sei so kühl und gleichgültig gewesen, als käme ihr dergleichen jeden Tag wenigstens ein paarmal vor, und sie hätte so ernsthaft und befehlend erklärt, daß sie anonyme Zusendungen nicht annehme, daß er nicht die Kourage gehabt hätte, noch etwas zu sagen. Da hatte ich's also; ich mußte nun selber ins Theater gehen, und daß ich mich an dem Abend wie ein Mops gelangweilt und wie ein Truthahn geärgert habe, brauche ich euch wohl nicht zu sagen. Am andern Morgen aber wurden die Blumen begossen und die Vögel gefüttert, wie jeden Tag, und dann setzte sich die Unzugängliche so ruhig mit dem Stickrahmen ans Fenster, als hätte der Gedanke, ihr vis-à-vis könne einen so gymnasiastenhaften Schwabenstreich begangen haben, ihren stolzen Kopf auch nicht sekundenlang gekreuzt. Und dabei bot sie mir ihr schönes, edles Profil so voll, daß ich unwillkürlich nach dem Stift griff, um diese weichen Linien zu fixiren und darüber alles vergaß — Groll und Beschämung und Verlegenheit. Ob sie etwas davon bemerkt hat, das wissen die Götter; jedenfalls geruhte man nicht mehr Notiz von meiner Wenigkeit zu nehmen, als wenn ich der Mann im Monde gewesen wäre, und dieses unbemerkte Schmachten kam mir allmählich so lächerlich vor, daß mir alle weiteren Gedanken an Briefe und an Annäherungsversuche vermittels meiner Wirthin vergingen. Ich war ihr wohl einige male im Hofe begegnet und hatte sie gegrüßt, aber diese Höflichkeit wurde nur mit einer so stolzen, zerstreuten und gleichgültigen Neigung des Kopfes beantwortet, daß mir heiß wurde bei dem Gedanken an die Abfertigung, die man sich durch eine Ansprache zugezogen haben würde. Das Mädchen hatte etwas so seltsam Sicheres und Ablehnendes in ihrem Wesen, Haltung und Gang waren so unbewußt vornehm, daß ich den hätte sehen wollen, der ihr auf dem Trottoir nicht unwillkürlich ausgewichen wäre. Zu meiner komischen Verzweiflung machte ich bei dieser Gelegenheit auch noch die Entdeckung, daß der Fuß meiner verwunschenen Prinzessin ganz ihrer Hand entsprach und klein und schmal war, wie diese; ich dachte an die Elbkähne, welche die Natur mir in ihrer boshaften Laune als Piedestal gegeben hat und sagte mir zum zwanzigsten male: „Sei kein Narr — das Mädchen müßte eine komplete Närrin sein, heiratete sie dich; für sie muß irgend ein Prachtexemplar des Männergeschlechts heran, das wenigstens künstlerisch gedacht ihrer würdig ist.“ Mit der „verwunschenen Prinzessin“ aber hatte es folgende Bewandniß. In meinem Flügel, aber ein paar Stiegen tiefer, wohnte ein Student, ein lustiges, keckes Blut, dem der Himmel noch voller Geigen hing und der sich das Studiren gewissenhaft und fürsorglich für die beiden Semester vor dem Examen aufhob. Dem war's wieder einmal passirt, etwas zu tief in den Maßkrug mit goldigem Pilsner geblickt zu haben, und als er schräg über den Hof seiner Treppe zusteuerte, kam ihm die schöne Stickerin in den Wurf und er ermannte sich zu einem mehr oder weniger zärtlichen Kompliment. Er hat es aber nicht vollständig herausgebracht — ein nicht unbedeutender Rest blieb ihm in der Kehle stecken. Der Blick, durch

den seine Keckheit bestraft wurde, verhalf ihm zu einer jähen und vollständigen Erkenntniß der Dummheit, die er begangen; es lag so viel Befremden und mitleidiger Spott in demselben und er drückte mit so grausamer Deutlichkeit den Gedanken aus: „Guter Junge, wenn du wüßtest, wie du dich blamirst! Schlaf den Rausch, der dich entschuldigen mag, aus — dann wirst du dich ja wohl auch darauf besinnen, daß du recht albern vor mir gestanden hast", daß er instinktiv an die Mütze griff, eine Entschuldigung stotterte und nach einer nicht unbedingt korrekten Verbeugung abschob.

Da er im Grunde seines Herzens ein guter Junge war, fiel ihm seine Ungezogenheit am nächsten Morgen mitten in den grausamsten Stadien des Katzenjammers doppelt schwer aufs Herz und er beauftragte meine Wirthin, die irdische Schutzpatronin der beleidigten Schönheit, ihn bei der letzteren mit seinem nicht ganz zurechnungsfähigem Zustand zu entschuldigen. Die junge Dame habe wie eine echte Prinzessin dagestanden und ihn so stolz angeblitzt mit den dunklen Augen, daß er sich einen solchen Blick gewiß nie wieder zuziehen würde. Die „Prinzessin" aber nahm den ganzen Vorfall sehr leicht; als ihr die de- und wehmüthige Abbitte des Musenjünglings übermittelt ward, war es, als müsse sie sich das kleine Rencontre erst wieder ins Gedächtniß zurückrufen; dann erwiderte sie, der junge Mann möge sich nur ja keine Skrupel machen — sie sei dergleichen Vorkommnissen gewachsen und es sei ihr schon Schlimmeres passirt, von Leuten, die nicht angetrunken und die auch längst keine Studenten mehr gewesen seien.

Ich alter Knabe sollte eigentlich Bedenken tragen, mir vor euch jungem Volk Blößen zu geben, zumal es mit eurem Respekt vor mir ohnehin ziemlich wacklig aussieht, indessen muß ich, um bei der Wahrheit zu bleiben, wohl gestehen, daß ich meinem militärischen Freund die neue interessante Nachbarschaft hartnäckig verheimlichte, ihm, vor dem ich sonst niemals Geheimnisse hatte, obgleich er mir gegenüber verhältnißmäßig reservirt war. Ich fand es mit einem male hübscher, zu ihm zu gehen, als ihn bei mir zu sehen, und wenn er mich besuchen wollte, stimmte ich regelmäßig für die Abendstunden und hatte immer neue Vorwände in petto; ich schämte mich dieser Unehrlichkeit, aber der Gedanke, Curt könne, wenn er einmal bei Tage käme, meiner schönen Nachbarin ansichtig werden und sich für sie interessiren, war mir unerträglich peinlich. Hinterher könnte ich ja daraus eine geheimnißvolle Ahnung all des Unheils machen, das im Anzuge war, aber ich gehöre nicht zu den Menschen, die andere und sich selber auf solche Weise über ihre eigentlichen Motive zu täuschen pflegen, und ich weiß sehr genau, daß es eine keimende, halb unbewußte Eifersucht war, die mein Handeln bestimmte, die Ueberzeugung, daß Curt, wenn er sich dem Mädchen ernstlich zu nähern suchte, dabei mehr Glück haben würde, als ich — ein Gedanke, der mir ein unerträgliches Prickeln in allen Nerven verursachte, so lächerlich und kleinlich er mir auch gleichzeitig erschien.

So gingen die Wochen hin und ich war mehr als einmal drauf und dran gewesen, einen heroischen Anlauf zu nehmen und Curt selber auf das Mädchen aufmerksam zu machen, ohne doch damit zustande kommen zu können, als der Zufall seine verhängnißvolle Rolle spielte und mich jeder Verantwortung überhob.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick in die italienische Schweiz.

Zwanglose Skizze von **Carl Stichler.**

Es sind eigenthümliche Gegenden, voll wildromantischer Naturschönheiten und fesselnder Reize aller Art, von den schroff zerklüfteten Schluchten des St. Gotthard bis hinab zu den oberitalienischen Seen.

Mancher, der die Schweiz gründlich zu kennen glaubte, verstummte oder behalf sich mit Phrasen, sobald die Gegenden südwärts des gewaltigen Gebirgsstockes, St. Gotthard benannt, erwähnt wurden. Bald wird es in dieser Beziehung anders sein, die bisher undurchdringlich erschienene Wand des Urgebirges, dieses Centrum der europäischen Hochalpen, ist durchbohrt, und auf dem unterirdischen Eisenpfade wird man im bequemen Eisenbahnwaggon, mit Retour- oder Rundreisebillet versehen, dem sonnigen Süden entgegeneilen. Dann werden im unentbehrlichen Reisehandbuche die Meereshöhen, die historischen Notizen und die Nachrichten über lokale Kunst- und Naturschätze nachgeblättert und flüchtigen Sinnes gelesen werden, um die Reise nach der Mode unsrer Zeit elegant und schnell zurückzulegen.

Das Eigenthümliche der italienischen Schweiz, die sich stolz „Repubblica e cantone del Ticino" benennt, besteht nicht blos in der Abgeschlossenheit von den anderen Theilen der Eidgenossenschaft, sondern noch vielmehr in den großen und bedeutenden Unterschieden, die einzelne Theile des Kantons aufzuweisen haben. Den großen klimatischen Unterschieden und Abstufungen treten naturgemäß die landschaftlichen Charaktere zur Seite, und hier, wo dem modernen Verkehrsmittel, der Eisenbahn, bis jetzt wenig Spielraum zur Entwicklung der demoralisirenden Fremdindustrie und ferner zur kosmopolitischen Nivellirung des Volkscharakters gegeben wurde, entspricht auch der Charakter des Volkes der Beschaffenheit des Landes.

Zähe und ausdauernd, freiheitsliebend bis zur Eifersucht sind, gleich anderen Gebirgsvölkern, die Bewohner der hochgelegenen Alpenthäler im Norden des Kantons Tessin, während im Süden, unterhalb des Monte Cenere, im Luganesischen und weiter in der Gegend von Mendrisio, wohl auch noch Freiheitsliebe vorhanden ist, aber auch andererseits die Vorzüge und Fehler des italienischen Volkscharakters mehr und mehr vorherrschen; Unterschiede, die sich im Temperamente und im Gemüthsleben, in der Denk- und Lebensweise ganzer Volksschichten leicht nachweisen lassen.

In den Schluchten und Waldungen der oberen, öden Hochgebirgsgegenden haust noch der gefürchtete Luchs, seltener und noch mehr vereinzelt erscheint der Bär und der Wolf. Gemsen müssen selbst an den Abhängen des St. Gotthard und Lukmanier zu den Seltenheiten gerechnet werden. Die gigantisch aufgeschichteten Felstrümmer der Bergstürze, die mit Felsblöcken und gewaltigen Steinmassen übersäeten Abhänge der Gebirge, die massenhaften und großartigen Wasserfälle, die im gewaltigen, donnernden und rauschenden Sturz sich zum Thale senken, alles trägt in den oberen Thälern den ernsten, oft düsteren Charakter der wildromantischen Hochgebirgswelt. Der Süden dagegen mit seinem üppigen und reichen Pflanzenwuchse bietet seine Romantik mit weniger Schroffheit dar und scheint nur zum Genuß, nicht zu aufregenden Anstrengungen einzuladen.

Die alten biderben Eidgenossen, die ehemals handeltreibend auf der von den Longobarden im sechsten Jahrhundert erbauten „stäubenden Brücke" die drohende, unheimliche Reußschlucht überschritten und auf dem zur Zeit Karls des Großen hergerichteten Saumpfade über den St. Gotthard zogen, erkannten schon frühzeitig die Wichtigkeit dieser Gegenden. Das „Maienland" — Mailand, Lombardei — zog sie mächtig an; die reichen, glänzenden Städte, die schon im Mittelalter prunkvollen Landsitze der Kirchenfürsten und Adeligen, die üppigen und fruchtbaren Gegenden im Süden, alles mochte sich vereinigen, die Aufmerksamkeit der Urkantone anzuregen und die Kämpfer, die ehemals gegen die österreichischen, schwäbischen, burgundischen und französischen Ritter manch' ruhmvollen Sieg errungen hatten, zu Eroberungszügen aufzufordern.

1331 waren Leute von Uri von den Bewohnern des Livinenthales geschädigt worden, und die bewaffneten Schaaren der Urner ließen nicht lange auf sich warten. Mit ihren langen Spießen und Hellebarden, mit ihren Morgensternen und Armbrüsten bewaffnet, stiegen die Männer von Uri in das tessiner Thal nieder, bemächtigten sich der alten, befestigten Longobardenthürme, die sich an der Straße in der Nähe der Ortschaften zum Theil heute noch befinden, und behaupteten die Gegend, sodaß der Friede von Como 1331 nur noch den Besitz der Gegend zu bestätigen brauchte. Das Livinenthal, das der Tessin durchströmt und das von Airolo bis Biasca schon eine Länge von circa 44 Kilometer hat, blieb in den Händen der Urner.

Als 72 Jahre später auf dem Viehmarkt zu Varese ein Streit unter den Viehhändlern ausbrach und Eidgenossen beeinträchtigt wurden, waren die Bewohner des Livinenthals treue Verbündete der Schweizer geworden, und Varese im Mailändischen, sowie

ausgedehnte Gebietstheile westlich vom Lago maggiore konnten von den kampfbereiten Schaaren der Eidgenossen besetzt werden.

Von 1426 bis 1436 finden wir eine wenig ruhmvolle Epoche, denn die Eidgenossen, die Fürstengunst und blankes Gold stets mehr als die feindlichen Armeen zu fürchten hatten, hatten an den Herzog Philipp Visconti von Mailand für 31 000 Gulden und Gewährung einiger Handelsvortheile das Eschenthal, Bellinzona und das ergebene Livinenthal verkauft, bis endlich die Mannen von Uri wieder als Eroberer kamen.

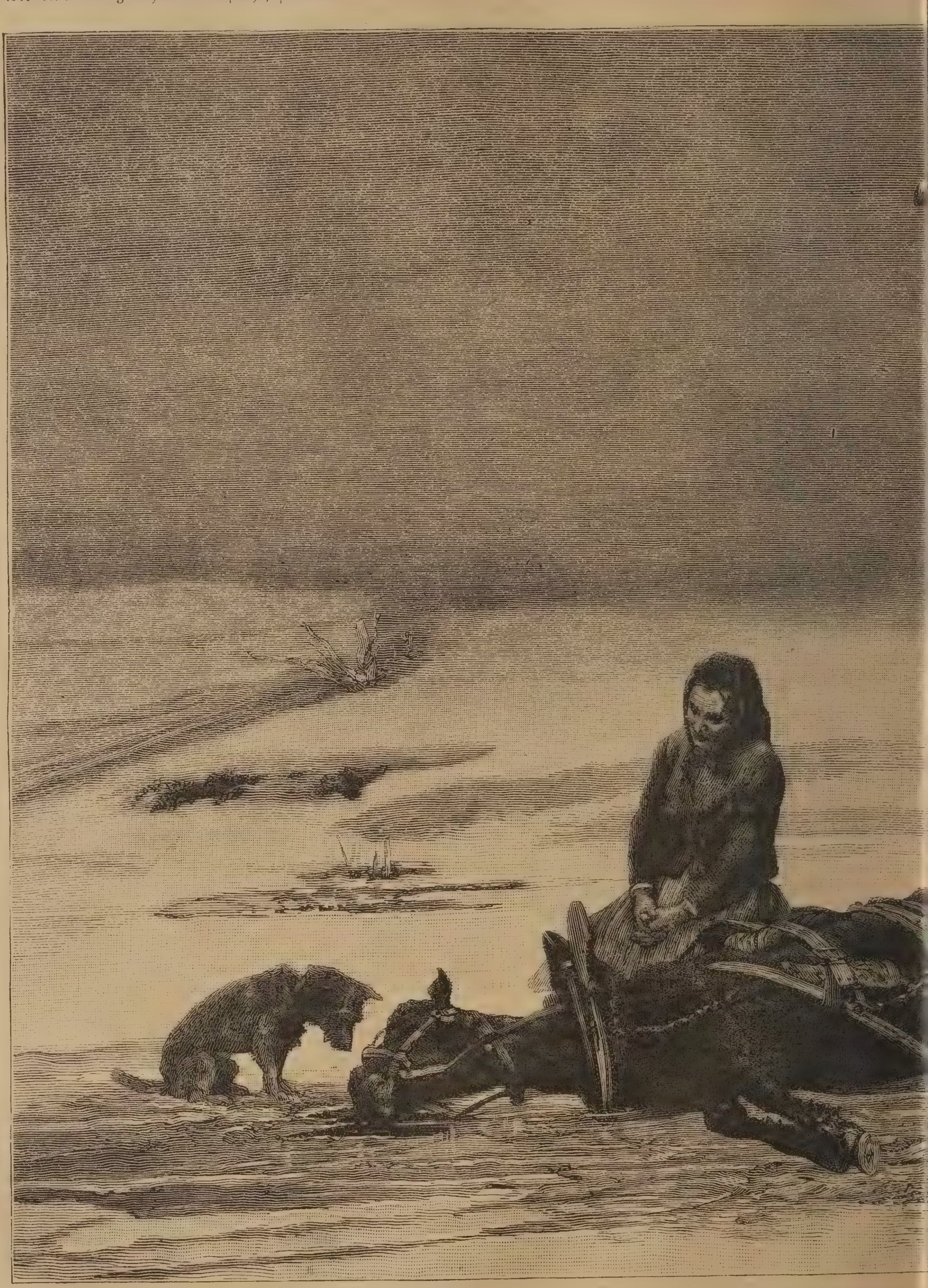
Bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts war dann das Livinenthal und der größte Theil des heutigen Kantons Tessin als „Unterthanenland" unter dem durchaus nicht sanften Joch der von den Kantonen Uri, Unterwalden und Schwyz eingesetzten Landvögte. Die hochgelegenen, umfangreichen und festen Burgen dieser Landvögte beherrschen noch heute mit ihren zinnengekrönten Mauern den eidgenössischen Waffenplatz Bellinzona, und die Folgen jener Landvogtregierung treten mitunter selbst jetzt noch zutage.

So wie die Natur die höhergelegenen Theile des Kantons Tessin mit romantischen Reizen schmückte, so haben nicht minder die historischen Ereignisse dazu beigetragen, die oft an sich unbedeutenden Ortschaften und ihre Umgebungen zu geschichtlich interessanten Punkten zu machen. Die gewaltigen Kämpfe mit den Heerschaaren der Herzöge von Mailand, die im Livinenthal stattfanden, stellen sich den glänzendsten Waffenthaten der alten Schweizer würdig zur Seite.

Die rauhen Töne des Stiers von Uri (großes Horn) und des Landhorns von Unterwalden, die dem Heere Karls des Kühnen von Burgund in der Schlacht von Granson (am 2. März 1476) großen Schrecken einflößten, mögen häufig genug den Mailändern unheimliches Grauen verursacht haben, wenn sie urplötzlich das Erscheinen eidgenössischer Heerhaufen anzeigten, wenn sie, zum Angriff oder zur Verfolgung auffordernd, weithin durch die Thäler erschallten.

So in dem Gemetzel während der Schlacht bei Arbedo (30. Juni 1422), als 3000 Schweizer dem 24 000 Mann starken Heere der Mailänder widerstanden und sogar das Hauptbanner des heiligen Ambrosius, dieses wichtige Feldzeichen der Mailänder, eroberten.

Bei der Chiesa rossa (rothen Kirche) erblickt man noch heute die drei umfangreichen Grabhügel, die die Gebeine der Gefallenen decken.



King Lili's Glück u

1478 zogen im Monat Dezember 10 000 Eidgenossen über den St. Gotthard, um Bellinzona zu belagern. Noch im selben Monat zogen, angeblich wegen starken Schneefalls, die schweizerischen Feldherren Waldmann und Bubenberg mit dem Belagerungs-

heere heim und ließen, weil in Bellinzona 20000 Mailänder sich ansammelten, 600, geschrieben sechshundert Mann Besatzung, zur Sicherung des oberen Livinenthals im Dorfe Giornico zurück.



Ende. (Seite 454.)

Graf Torello, der mailändische Befehlshaber, glaubte, mit diesen 600 Schweizern leicht fertig werden zu können, und musterte 15000 Mann seiner besten Truppen zu dieser Unternehmung aus.

Der in Giornico ansässige Hauptmann der Liviner verband mit schweizerischer Tapferkeit italienische List, und verhalf den Eidgenossen zum Siege. Richter Stanga, dies war der Hauptmann, rieth den Eidgenossen, die abschüssigen Wiesen in der Nähe des Dorfes mit dem Wasser des Tessins zu überschwemmen und dann mit Eisstacheln, resp. Fußeisen versehen, den Feind auf der Höhe zu erwarten.

Am 28. Dezember (1478) rückten die 15000 Mailänder an und konnten auf dem mit Glatteis überzogenen Terrain, der Abhänge wegen, nicht in geordneten Reihen vorwärts kommen. Nachdem das Bergvolk an dem Stürzen und Purzeln der Angreifer sich hinreichend ergötzt hatte, stürzte es mit Ungestüm auf den an Zahl überlegenen Feind; ein furchtbares Gemetzel begann und in wilder Flucht eilten die Mailänder, mehr denn 1500 Gefallene zurücklassend, nach dem befestigten Bellinzona zurück.

Noch jetzt, nach vier Jahrhunderten, erzählt man im Volke vom Hauptmann der Luzerner, dem Tuchhändler Frischhans Theiling, dessen Tapferkeit den Mailändern schier übernatürlich erschien.

Und noch zu Ende des 18. Jahrhunderts erlebte dieser Theil der Südschweiz das höchst eigenthümliche und schreckliche Schauspiel, daß das Morden und Metzeln bis in die stillen Hochgebirgsthäler fortgesetzt wurde, daß ein russisches Heer unter Suwarow von der Lombardei her heraufzog und mit den Franzosen harte Kämpfe an den beiden Abhängen des St. Gotthard, in den Schluchten des Tessin und in den Felsenklüften des Val Tremola (Thal des Zitterns) bestand. Noch erinnert in diesem, von häufigen Lawinenstürzen heimgesuchten Thale die Inschrift: „Suwarow victor" (Suwarow Sieger) an den grauenvollen Feldzug. Selbst das Hospiz auf dem St. Gotthard, zum heutigen Kanton Tessin gehörend, entging nicht der Zerstörungswuth der Menschen. Als Seume, vom Spaziergang nach Syracus zurückkehrend, über den St. Gotthard wanderte, fand er die Umfassungsmauern des Hospiz ohne Dächer, im Innern große Schneemassen beherbergend.

Noch mehr aber als die Menschen richteten verheerende Naturereignisse, hier vielleicht mehr, als in einem andern Theile der Schweiz, Zerstörung und Vernichtung an.

In der Nähe von Biasca, der Station der Gotthardbahn,

erhebt sich ein umfangreicher, gewaltiger Schuttkegel seit dem Jahre 1512. Am 28. Februar des Jahres 1512 war es, als um Mitternacht der Berg sich herabsenkte und mehr denn dreihundert Häuser des alten Biasca für immer mit allem Fastnachtsjubel, der darin grade herrschte, begrub.

Die Schuttmasse sperrte das Thal und die Gewässer verwandelten es durch die erfolgende Stauung in einen See, der zwei Jahre später sich Bahn brechend, die Gegend unterhalb des Ortes plötzlich mehrere Klafter hoch überfluthete und, dem Lago maggiore zueilend, ungeheure Verheerungen anrichtete.

Jährlich, wenn im Winter nach starken Schneefällen ein heftiger Südwind daherstürmt und Thauwetter bringt, oder die Frühlingssonne die hochgelegenen Schnee- und Eisfelder erwärmend, gewaltige Lawinen zu vernichtendem Sturze entfesselt, werden Viehherden, größere und kleinere Wohnplätze, sowie zahlreiche Menschenleben vernichtet. Und doch wird wieder in unmittelbarer Nähe dieser Unglücksstätten zur Anlage neuer Wohnplätze geschritten und unterhalb der mit Sturz und Steinschlägen drohenden Felswände gewohnt, geliebt und geheirathet, als ob von Gefahr keine Rede wäre.

In der Schreckensnacht vom 9. zum 10. Januar 1863 wurde das Dorf Bedretto von einer Lawine derartig zugedeckt, daß an Rettung nicht gedacht werden konnte. In derselben Nacht wurde Airolo ebenfalls von einer Lawine bedroht. Eine kolossale Schneemasse senkte sich in der Richtung auf das Dorf; zum Glück theilte sie sich oberhalb des Dorfes, doch war ein Theil dieser Lawine stark genug, den oberhalb Airolo stehenden Wald sammt dem Erdreich fortzureißen und die Trümmer bis in die Schlucht des Tessin hinabzuwälzen. Airolo liegt an einem Platze, der, gradezu gesagt, ein Niedergehen von Lawinen förmlich herausfordert, und noch im Monat April 79 zerstörte eine Lawine ein Haus von Airolo, wobei natürlich die vier Bewohner desselben ihren Tod fanden.

Von mehreren Ortschaften, wie z. B. von Bodio (Poststation), das am Fuße steiler, schwarzer Felswände gelegen ist, berichten uns Volkssagen, daß sie schon einmal gänzlich von Felsstürzen verschüttet wurden, und mehr als ein Dorf an der vom Gotthard zum Lago maggiore führenden Landstraße hat die Bezeichnung: „im Frühjahr den Lawinen in hohem Grade ausgesetzt," in den Reisebüchern erhalten.

Wie schon vorher angedeutet, hat der Kanton Tessin die größten Gegensätze auf seinem nur 2818,4 Quadratkilometer umfassenden Gebiete aufzuweisen. Von der üppigen tropischen Vegetation, die südlich die Ufergegenden der großen Seen schmückt bis zu den öden, dürftigen Stein- und Eisfeldern, in der Region des ewigen Schnees den Charakter der vegetationslosen Polargegend annehmend finden wir alle Abstufungen und Uebergänge, oft durch lokale Verhältnisse scharf markirt, in interessanter, oft mehr romantischer als anmuthiger Szenerie.

Wenn wir von Norden kommend aus dem Val tremola (Thal des Zitterns) an einem hellen Morgen herausschreiten, erblicken wir im Halbkreise von Südost bis Nordwest ein wahres Meer von Felskuppen und Bergzipfeln, das, in die blaue Luft emporragend, die mannichfachsten Formen aufweist.

Unter uns in der Tiefe liegt Airolo, und wenn wir zu dieser Ortschaft hinabsteigen und unsere Wanderung ins Land hinein beginnen wollen, müssen wir vorläufig die Aussicht auf Schnee- und Eisfelder aufgeben, denn die Straße, der einzige Weg, geht in der Tiefe, durch die Schluchten und Bergeinschnitte, die schon die Wasser der Vorzeit gewühlt und gerissen haben.

Unterhalb Airolo, das dicht am Südabhange des St. Gotthard liegt, geht es durch großartige Felsengallerien auf eine niedriger gelegene Gebirgsterrasse hinaus, die früher jedenfalls der Boden eines Sees war und jetzt ein Plateau bildet, auf dem mehrere Ortschaften sich erheben. Unsere Straße gegen Süden weiter verfolgend, gelangen wir bei Dazio grande (großer Zoll) aus dem hellen Tageslicht in ein unheimliches Dunkel; wir gelangen in eine grausige Schlucht, deren eigenthümliche Reize für starke Nervensysteme berechnet sind. Zwischen Granitwänden stürzt mit Brausen und Rauschen der Tessin in die unheimliche Tiefe, häufig genug gigantische Felsblöcke mit Donnergepolter im jähen Sturze mit hinabreißend.

(Schluß folgt.)

Wohnungsheizung und Ventilation.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Schluß.)

Neben diesen, den wirthschaftlichen Vorbedingungen und Anforderungen der Gegenwart in verschiedenem Maße Befriedigung gewährenden Einrichtungen zur künstlichen Erwärmung unserer Behausungen finden sich bereits vereinzelt die Ansätze zu solchen, welche im Laufe der naturgemäßen Weiterentwicklung aller Verhältnisse in Zukunft in allgemeineren Gebrauch kommen zu sollen scheinen. Wir haben dabei einige Arten von Centralheizung im Sinne, welche gegenwärtig in Anlage und Wirkung ihre Erprobung erfahren theils in öffentlichen Gebäuden, theils in großen und opulenten Privathäusern. Ueber die Vorzüglichkeit der einen oder anderen der jetzt ausgeführten Centralheizungen führen die Konstrukteure und Interessenten an denselben noch Streit. Bis zu der Zeit, da die Frage ihrer Anwendung die breiten Schichten des Volkes unmittelbar zur Theilnahme und Beurtheilung auffordert, mögen sich noch mancherlei Verbesserungen herauskrystallisiren. Es sei hier aber gestattet, noch die Vortheile zu skizziren, welche zwei der uns am werthvollsten scheinenden Arten der Centralheizung für die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes in Zukunft zu bieten im stande sind und dadurch dem bewußten Streben nach Verbesserung eine Richtung vorzuschlagen.

Wir betrachten zu dem Zweck die Warmwasserheizung und die Dampfheizung. Die erstere scheint uns am geeignetsten, um den Uebergang zu einer nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Häuserviertel und Stadttheile umfassenden Centralheizung zu vermitteln. Das warme Wasser, welches von einem Heizofen — etwa im Keller — aus in eisernen Röhren durch alle Wohnräume eines Hauses geleitet wird und eine Temperatur von 80 bis 100 Grad R. hat, gibt eine angenehme, wenig strahlende, gleichmäßige Erwärmung, einzelne Räume lassen sich leicht ein- und ausschalten, die Bedienung ist leicht und die Reinlichkeit durchaus gewahrt. Die Ventilation muß durch besondere Einrichtung hergestellt werden, die aber bei nachträglicher Anwendung dieser Heizmethode selbst in alten Häusern nicht schwierig ist, da zahlreiche Schornsteine zu diesem Behufe frei werden.

Die Nachtheile dieser Heizeinrichtung bestehen darin, daß die Wirksamkeit in horizontaler Richtung vom Feuerungsherd aus nicht erheblich weit, nicht über 10 Meter, in Anspruch genommen werden kann, und daß die Röhren bei unaufmerksamer Zuführung äußerer Ventilationsluft, oder wenn ein Theil der Räume längere Zeit unbenutzt steht, im Winter einfrieren können; auch ist die Anlage nicht billig. Außerdem müssen zum Kochen doch noch für jede Wohnung besondere Oefen vorhanden sein.

Diese Nachtheile einer Heizungsanlage mit erhitztem Wasser scheinen jedoch auch noch durch eine neuere Konstruktion, die eines „kombinirten Warmwasser-Heiz- und Kochapparats" im wesentlichen behoben. Dieser Apparat benutzt den meidinger'schen Füllofen als Verbrennungsherd und umgibt den Ofenschacht mit einem mit Wasser gefüllten Mantel, das durch die glühenden Koks erhitzt wird. Das heiße Wasser wird durch Röhren in die Wohnräume geleitet und heizt dieselben, während der Apparat selbst in der Küche steht. Die abgehenden Gase einer sehr ökonomischen und vollkommenen Verbrennung werden allein zum Kochen benutzt, ehe sie in den Schornstein in mäßiger Temperatur abgeleitet werden.

Diese Vorrichtung wird auch für kleinere Wohnungen in großen, kasernenartigen Miethshäusern nutzbar zu machen sein, da diese Centralheizung etagenweis angelegt werden kann. Ein Apparat ist hinreichend, um darauf für 30 Personen die Mahlzeit zu kochen und 10 Zimmer in vortheilhaftester, angenehmer und gesunder Weise zu heizen. Für kleinere Wohnungen kommt noch in Betracht, daß bei solcher Heizmethode jede Feuersgefahr oder sonst mögliche Beschädigung ausgeschlossen wird, welche zeitweis ohne Aufsicht älterer Personen gelassene Kinder häufig herbei-

führen, da die Heizröhren natürlich hinter irgend einer Verkleidung anzubringen sind.

Daß es auch möglich ist, ganze Häuserviertel und Stadttheile von einem Centralpunkt aus zu heizen, dafür haben die Amerikaner uns den Beweis zu liefern begonnen durch die zuerst in Lockport, New-York, ferner in Auburn und Buffalo angelegte Centraldampfheizung. Der Dampf kann durch gut isolirte Röhren von geringem Querschnitt auch in horizontaler Richtung sehr weit geleitet werden. Wegen der latenten Wärme des Dampfes bei der Kondensation wirkt die Heizung rasch und kräftig; einzelne Räume lassen sich leicht aus- und einschalten, dabei ist dieses Heizsystem auch für Kochanlagen anwendbar, und schließlich ist bei der disponiblen Dampfkraft eine gute Ventilation leicht damit zu verbinden.

Nachtheile sind kaum zu nennen, außer, daß eben für einzelne, kleinere Gebäude die Centraldampfheizung in der Anlage ebenso zu theuer sein würde, als sie sich für einen größeren Komplex von Häusern billig und rationell stellt. In Lockport genügen für 210 Häuser zwei Dampfkessel. Nun bedenke man, daß zu deren Bedienung zwei Leute vollkommen genügen, daß diese die Feuerung in sachverständigster Weise besorgen und daher bei zweckmäßiger Anlage der Kesselfeuerung das Material so vollständig, als nur möglich, ausgenutzt wird, um den für die Zukunft hierin liegenden Vortheil zu würdigen.

Die Einführung dieser genannten wesentlichen Verbesserungeu in der Wohnungsheizung stellt aber vor allem an jeden einzelnen aus dem Volke eine große Anforderung als Vorbedingung, das ist, daß er das Bewußtsein der Solidarität aller zu gemeinsamem Vortheil der Organisation in sich entwickle und zum Erstarken bringe. Wenn schon jetzt eine große Anzahl kommunaler Verbände für die Allgemeinheit die öffentliche Beleuchtung und auf Wunsch die private, sowie das nöthige Wasser für den häuslichen Gebrauch besorgen, ohne daß für jeden einzelnen Angehörigen der Konsum genau festzustellen oder ihm zu berechnen möglich wäre, so sollte man meinen, daß auch, wenn schrittweise vorgegangen werden soll, sich zunächst die etagenweis gemeinsame, rationelle Heizung einführen ließe! Man muß nur den durch viele Verhältnisse noch genährten Gedanken eines mißverstandenen Egoismus aufgeben, daß mindestens jede Familie der nächsten feindlich sein und zu deren Schaden den eignen Vortheil fördern müsse. Und wenn man das Wasser so sehr als allgemeines Lebensbedürfniß ansieht, daß man sich verpflichtet hält, es auf allgemeine Kosten einem jeden wenigstens in die Nähe der Wohnung zu führen, so ist doch gewiß in unserm Klima während fünf Monaten als ein nicht minder dringendes Bedürfniß zu erachten die künstliche Erwärmung der Wohnung. Ein satter Mensch friert weniger leicht, aber auch umgekehrt braucht ein Mensch in angenehm durchwärmter Stube weniger Nahrung; er hat auch weniger Antrieb, seinen körperlichen Wärmebildungsprozeß durch Schnapsgenuß zu vorübergehendem Aufflammen zu bringen und die fuseldunstige, aber geheizte Kneipe aufzusuchen, auch wenn ihn nicht das Verkehrsbedürfniß dahin treibt.

Eine gewisse Solidarität des Lebens und Leidens herrscht auch unfreiwillig zwischen den Bewohnern eines Hauses. Der stark Heizende der einen Etage wärmt seinem Ueberwohnenden den Fußboden; ist aber seine Wohnung nicht ventilirt und mit verpesteter Luft angefüllt, so bekommt der oben Wohnende sein reichlich Theil davon, denn leichter noch als durch Wand und Fenster dringt die erwärmte Luft durch die durchaus nicht dichte Zimmerdecke nach oben. — Und schließlich würden bei durchgeführter Central(dampf)heizung die so zahlreichen Vortheile nicht einmal durch Mehrkosten, weder für einzelne, noch für die Allgemeinheit des Volkes, erkauft werden, da wir uns eben jetzt in dem Stadium der Verschwendung von Material, Zeit und Gesundheit befinden.

Dann, wenn dieser zu erstrebende Standpunkt erreicht ist, wird auch der ächte Menschenfreund, welcher jetzt, wenn er's kann, in wohlmeinender Absicht seine doch nur mangelhaft den Zweck erreichende Gabe zur Erwärmung des Bedürftigen gibt, sich noch stolzer fühlen können in dem Bewußtsein, daß die vereinte gesellschaftliche Macht das erfolgsunsichere Wollen des einzelnen erübrigt habe!

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Der Michel brummte etwas vor sich hin und trollte sich hübsch langsam zum Hofthor hinaus.

„Ist es Ihnen mit diesen Vorbereitungen wie auf eine Belagerung ernst, Herr Willisch?" fragte Fritz Lauter.

„Und wie!" entgegnete jener. „Glauben Sie, ich hätte Lust, mir so mir nichts, dir nichts die Bude über dem Kopfe abbrennen oder demoliren zu lassen, und wenn's gut geht, in eigner Person mit einer Tracht Prügel stillvergnügt vorlieb zu nehmen? Na, da kennen Sie den Willisch doch verflucht schlecht, sag' ich Ihnen."

„Mags aber kommen, wie es will — Sie können doch unmöglich von Schießwaffen ernsten Gebrauch machen wollen?"

„Das wollen wir abwarten, junger Freund. Wenn wir sehen, daß ein paar Dutzend Kerle uns oder unserm Eigenthum ernstlich an den Kragen wollen, warum sollen wir dann nicht von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch machen? Da, nebenan, Sie wissen ja, wohnt unser biederer Ortsvorsteher und der Gemeindediener; wenn's große Pelzwaschen losgeht, ziehen sie den beiden das Fell zuerst über die Ohren, denn die sind alle beide auf zehn Meilen in die Runde so verhaßt, daß kein Hund ein Stück Brot von ihnen mag. Die retiriren sofort, wenn's was gibt, hinter mich, und ich handle dann blos im Auftrage der hohen Obrigkeit, verstehn Sie, wenn ich einem Brand- oder Unruhstifter eine Ladung Schrot in die Beine jage. Na, übrigens," setzte er begütigend hinzu, als er den tiefen Unwillen bemerkte, der sich auf Lauters Gesicht abspiegelte, „damit's aber nicht soweit kommt, müssen wir eben bis an die Zähne bewaffnet sein. Die Kerle müssen wissen, daß sie sich bei uns nichts weiter holen können, als blutige Köpfe, da werden sie die Dummheiten wohl schließlich bleiben lassen."

Die tiefen Falten auf Fritz Lauters Stirn glätteten sich ein wenig.

„Nun zu diesem Zwecke," sagte er, „will ich meinetwegen auch so ein Ding in die Hand nehmen. Aber nur, um Unglück zu verhüten; im Nothfall ist mir eine Tracht Prügel, wie Sie sagen, auf dem eignen Buckel denn doch noch lieber, als eine Ladung Schrot in den Beinen eines andern."

Willisch lachte etwas spöttisch. „Sie sind — na, wie nennt man das gleich? — ein Philanthrop, nicht wahr? Auch 'ne schöne Menschensorte. Vielleicht gibt's aber mehr als Prügel, Herr Philanthrop! Vorläufig kann's Ihnen jedenfalls nicht schaden, wenn Sie Sich täglich mit mir 'ne Stunde im Schießen üben."

Damit packte er seine Waffen wieder zusammen und ging ins Haus zurück. Fritz Lauter folgte ihm. Es war spät geworden und hohe Zeit, den ereignißvollen Tag durch ein kurzes Nachtmahl friedlich zu beschließen.

* * *

In dem uns von früherher bekannten Separatzimmer im ersten Stock des Restaurant Weinhold saß am Abend eines regnerischen Apriltages der Chefredakteur des „Tageskorrespondenten" ganz allein hinter einer dickbemoosten Flasche feinem Bordeaux und entschädigte sich für die Anstrengungen seines Berufs mit gewohnter Gemüthsruhe durch den Genuß einer mächtigen Portion Hecht, der in Moselwein gekocht und mit Austernsauce servirt, auf dem silbernen Staatsgeschirr des alten Patrizierhauses Weinhold aufgetragen vor ihm stand.

Noch lagen ein paar Bissen auf dem Teller, als Herr Schweder sein Souper beendete, den Teller zurückschob und, auf den Knopf einer hellklingenden Glocke drückend, dem im Korridor seine Geschäftspromenade machenden Oberkellner das Zeichen gab, daß er abgeräumt zu sehen wünsche.

Der Oberkellner, eine stattliche Figur von sehr straffer Haltung, ungefähr wie ein Gardeoffizier in elegantestem Civilanzug, neben

dem nur die taschentuchgroße, blüthenweiße Serviette, die er in der linken Hand hielt, und der goldene Bleistifthalter hinter dem rechten Ohre den Beruf seines Trägers zart andeuteten, erschien fast ehe noch der Glockenton ganz verhallt war, auf der Schwelle und machte sich mit geräuschloser Geschicklichkeit an die Arbeit. Nachdem er Teller und Schüsseln auf ein hellglänzendes Tablette von Britanniametall gestellt, entzündete er den Docht eines winzigen Lämpchens von außerordentlich zierlicher Form, um Herrn Schweder Feuer zur Cigarre zu geben. Dann fragte er in respektvoll vorgebeugter Haltung, wie ein Hofkavalier zu seinem fürstlichen Herrn zu sprechen hat: „Herr Schweder sind heut für niemand zu sprechen?“

„Für niemand, mit Ausnahme des Herrn Alster, der mir hier ein Rendezvous gegeben. Wenn sonst jemand fragen sollte, bin ich überhaupt nicht hier.“

„Zu Befehl!“ Der Oberkellner war im Begriff, mit seinem Tablette geräuschlos, wie er gekommen war, zu verschwinden.

„Ist meine Rechnung für den vorigen Monat nun endlich ausgeschrieben?“ hatte Herr Schweder noch zu fragen.

Der Oberkellner antwortete noch einmal: „Zu Befehl!“

„Da ich grad' Zeit habe, will ich sie sehen!“

„Bitte ergebenst — einen Augenblick!“

Und in der That — beinah nach einem Augenblick nur war der seinen Beruf augenscheinlich gewaltig ernst nehmende dienstbare Geist wieder zurück und überreichte mit tiefer Verbeugung dem verehrten Stammgaste die gewaltig lange Rechnung.

Nachdem sich die Thür zum zweitenmale hinter dem Oberkellner geschlossen, warf Schweder einen Blick auf die stattlichen Zahlenreihen.

„Tafel,“ brummte er vor sich hin, „740 Mark. Das Couvert bei meinen Dinstagsoupers ist 15 Mark gerechnet — das ist billig. Aber Wein 1965 Mark — ein wenig viel! Hm — den Leisten notirt er die Flasche 30 Mark — vor einem Jahre gab er ihn noch zu 21, die Kerle nehmen unverschämte Monopolpreise. Aber was will man machen — der Wein ist unübertrefflich schön, und ich wette tausend gegen eins, selbst der König von Bayern hat keinen bessern im Keller. Also muß man eben zahlen, was verlangt wird. Will die Sache gleich abmachen.“ Er schrieb auf die Rückseite einer Visitenkarte eine Anweisung auf 2725 Mark, ließ die Glocke anschlagen und überreichte die Karte über die Achsel hinüber dem Oberkellner.

„Wie gewöhnlich, bei meinem Bankier,“ sagte er.

Der Oberkellner warf nur einen ganz flüchtigen Blick auf die Summe, welche auf der Karte verzeichnet war. Er mußte zufrieden sein mit dem kleinen Extrahonorar von 20 Mark, was ihm der splendide Herr Chefredakteur ausgeworfen hatte, denn er machte eine noch tiefere Verbeugung, als gewöhnlich, und achtete dabei nicht einmal darauf, daß ihm der noble Gast den Rücken zukehrte und nur in einem Wandspiegel den Beweis der Hochachtung des „ersten Hotelbeamten“, wie sich der Oberkellner am liebsten nannte, bemerken konnte.

Die überaus respektvolle Verbeugung war noch nicht ganz zu Ende, als sich die Thür öffnete und Herr Alster seinen wohlbeleibten Korpus, mit auffallend elegantem Frühlingsanzuge angethan, ins Zimmer trug.

Der Oberkellner sprang zur Seite und Schweder erhob sich und trat seinem Freunde und Bundesgenossen einen Schritt entgegen.

„Wie immer der erste auf dem Platze, bester Schweder. Ausgezeichnet von ihnen, ganz ausgezeichnet,“ betheuerte Herr Alster, indem er Hut und Ueberrock dem Oberkellner überließ und sich es in dem Lehnstuhl bequem machte, der an der Breitseite der kleinen Tafel stand, im rechten Winkel zu Schweders Sitzplatz gewendet.

„Wenn es nicht so eine Art Erbtheil wäre, das mir in die Wiege gelegt worden ist, das rechtzeitig am Platze sein,“ entgegnete Schweder, selbstbewußt wie immer, „so hätte ich ja in Ihnen, verehrter Freund, ein vorzügliches Beispiel im großen, wie im kleinen; — Sie gaben mir um neun Uhr hier das Rendezvous, und es fehlen jetzt, da Sie erscheinen, nicht mehr und nicht weniger als zwei Minuten zu neun!“

Herr Alster seufzte. „Ja, rechtzeitig am Platze sein, das ist heutzutag auch sehr, ganz unumgänglich sogar, nöthig, und man weiß dann noch nicht einmal, ob man immer seinen Platz behauptet — das Leben hat eben seine Kämpfe — seine ungeheuren Schwierigkeiten — —“

„Von den Schwierigkeiten und Kämpfen des Lebens unmittelbar auf unsere Geschäfte überzugehen, dürfte wohl nicht sonderlich gewagt sein,“ lächelte der Chefredakteur.

„Nicht im mindesten gewagt — im Gegentheil, da ist ein verzweifelt naheliegender Uebergang vorhanden.“

„Sie sind nicht in bester Laune, wie es scheint. Ist etwas Unerwartetes geschehen?“

„Etwas Erwartetes ist nicht geschehen, bester Freund, das ist, was mich auf das fatalste verstimmt. Der — der — dieser Dickkopf, der Schneemann, ist mit einer erstaunlichen Hartnäckigkeit allen Unterhandlungen ausgewichen. Ich that alles, was ich nur konnte, — habe dem Menschen geschmeichelt, wie niemals jemanden in meinem ganzen Leben; ich habe ihm angedeutet, daß wir, Senkbeil und ich, bereit wären, seine Tantième an den Bestellungen der Eisenbahnen bei unserer Fabrik zu erhöhen — zu verdoppeln sogar — er blieb kalt, kalt bis ans Herz hinan, sag' ich Ihnen, Verehrtester. Was soll man da thun? Er ist unlösbar in den Banden des Justizraths, der läßt ihn nicht wieder los. Wenn ich nur wüßte, wie der das angefangen hat, mit baarem, blanken Gelde kann er ihn nicht gefischt haben, und das ist doch nach meiner Erfahrung der einzige Angelhaken, auf den der gute Oberbaurath beißt.“

Schweder lächelte überlegen vor sich hin. „Wie er es angefangen hat, der Herr Justizrath Wichtel, kann ich mir lebhaft denken. Der Oberbaurath ist einer von den Schneemännern, welche eine unwiderstehliche Vorliebe für die Sonne des Glücks haben und den Winter des Mißgeschicks am liebsten andre allein genießen lassen.“

„Das heißt? Sie meinen doch nicht?“

„Ich meine, daß der Justizrath seinem und unserm würdigen Freunde sehr eindringlich klar gemacht, wahrscheinlich sogar auf Heller und Pfennig vorgerechnet hat — daß sich die alsterwichtel-senkbeil'sche Fabrik für Eisenbahnbedarf trotz aller Anstrengungen nicht halten kann, daß sie sehr bald zusammenbrechen muß, und daß es hohe Zeit ist für die Ratten, das sinkende Schiff zu verlassen.“

„Aber er hat ja öffentlich alles gethan, um unsern Kredit zu erhöhen, und ausdrücklich überall betont, daß der Grund seines Ausscheidens aus der Assoziation nur durch den Umstand veranlaßt sei, daß zwischen ihm und mir eine auf außergeschäftliche Vorkommnisse zurückzuführende Erkältung unserer Freundschaftsbeziehungen eingetreten sei, und das hat ihm jeder gern geglaubt, denn es war allmählich stadtkundig geworden, daß das allgemein bekannte Projekt einer ehelichen Verbindung des jüngeren Wichtel mit meiner Wanda gescheitert sei.“

„Was jedoch alles den alten Fuchs, den Herrn Justizrath, nicht gehindert haben wird, dem Oberbaurath plausibel zu machen, daß er nur die günstige Gelegenheit benutzt habe, um den Kopf mit Ehren aus der Schlinge zu ziehen.“

Alster dachte eine Weile nach. Dann seufzte er wieder und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ja, ja — Sie mögen recht haben, bester Schweder. Aber er soll unrecht behalten, mein ehemaliger bester Freund und jetzt schlimmster Feind. Nimmt die Fabrik in diesem Sommer keinen Aufschwung und genügen auch die vermehrten Bestellungen der Eisenbahn nicht, sie rentabel zu machen, nun, so wickeln wir im Winter unsere Geschäfte ab und liquidiren, freilich mit einem Verlust von ein paarmal hundecttausend Mark, der aber doch noch nicht mehr für uns ist, als eine Schlappe, die man ertragen kann.“

„Mein ehemaliger Freund Senkbeil allerdings wird das nicht sagen können. Aber Sie haben ganz recht, verehrter Freund, Sie haben in der aufopferungsvollsten Weise gethan, was gethan werden konnte; indeß die Konjunkturen sind mächtiger, als die Menschen, und daß der Eisenbahnbau und -Betrieb nach dem kolossalen Aufschwung im Anfang dieses Jahrzehnts so bald die Flügel hängen lassen würde — konnte und hat kein Mensch vorausgesehen.“

„Nein, wahrhaftig nicht. Was den Senkbeil anbetrifft, so kann ich ihm nicht helfen, wenn ich ihn auch halte, solange die geringste Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Ich fürchte, offen gestanden nur, er wird sich selbst aufgeben, ehe ich ihn aufgebe. Er ist immer noch verzweifelt ...“

„Ueber?“

„Sie fragen?“ Herr Alster lachte etwas gezwungen. „Die Spatzen pfeifen es ja von den Dächern und lachen den leichtgläubigen Gatten der schönen Frau aus, während sie dem unwiderstehlichen Herrn Schweder im stillen ihr Kompliment machen.“

Schweder zuckte die Achseln. „Ich bin weit entfernt davon, zu leugnen. Daß die Affäre zum Eklat gekommen ist, verdanke ich auch den Wichtels, und ich bin eben damit beschäftigt, ihnen diesen Freundschaftsdienst zu vergelten. Aber Sie sagen, Senkbeil sei verzweifelt, — was kann das schaden?"

„Nun, zunächst hat er sich nur mit äußerster Mühe davon abhalten lassen, von Ihnen mit der Waffe in der Hand Satisfaktion zu verlangen — —"

„Ein Pistolenduell — pah!"

„Wenn es eins gäbe, bester Schweder, dann ein sehr ernsthaftes — —"

„Ja, er müßte Selbstmordgedanken haben. Indessen, meine Freundschaft würde sich darin bewähren, daß ich ihn schonte, wenn sie auch nicht stark genug war, die verzehrende Leidenschaft seiner von ihm ganz und garnicht verstandenen Frau ungenützt zu lassen."

Herr Alster fuhr sich wieder mit der Hand über die Augen.

„In der That, eine sehr gefährliche Frau — —"

„So gefährlich, daß die Wichtels sogar auszusprengen gewagt, Sie, verehrtester Freund, wären aus demselben Grunde Senkbeils Kompagnon geworden, wie ich sein Freund — —"

Alster rückte höchst ärgerlich auf seinem Sessel hin und her.

„Glauben Sie wirklich, daß dieses Gerücht, von dem mir auch schon Andeutungen zu Ohren gekommen sind, auch von den Wichtels ausgeht?"

„Ich wette darauf, und ich bin gewöhnt, meine Wetten zu gewinnen. Ich wette tausend gegen eins. Es ist System in der Sache, — nicht nur, daß wir, Sie und ich, in der öffentlichen Meinung geschädigt werden sollen, nein, die Wichtels legen es offenbar auch darauf an, zwischen uns einen Bruch herbeizuführen — —"

„Indem sie solche — wahrhaft alberne Gerüchte in die Welt setzen?"

Schweder nickte. Aeußerst kaltblütig sagte er: „Gewiß! Das Gerücht lautet nämlich so: Ich hätte die schöne Senkbeil als Köder benutzt, um Sie, verehrter Freund, dessen Galanterie in den Kreisen der Eingeweihten zur genüge bekannt wäre, in das Netz der senkbeil'schen Kompagnie hineinzulocken, da ich damals der stille Theilhaber oder so eine Art Agent oder Patron, oder Gott weiß sonstwas, des Senkbeil gewesen sei. Ihnen könnte man nun nicht zutrauen, daß Sie Sich ganz und gar von einer schönen Frau und deren Hausfreunde würden am Narrenseile herumführen lassen, — — wir müßten Sie also in irgend einer Weise haben reüssiren lassen und Ihnen dabei eingebildet haben, Sie wären der Alleinbeglückte — —"

Herrn Alster war ganz heiß geworden bei diesen Worten Schweders; glühendroth war er, als er ausrief:

„Infam, ganz infam — mich für so dumm zu halten —"

„Das ist eben die Schlauheit," lächelte Schweder freundlich. „Der schlaue Justizrath will die Leute glauben machen, daß er gewissermaßen der gute Geist oder, verzeihen Sie, Ihr Kopf war, und daß Sie da, wo Sie ohne ihn gehandelt haben, natürlich allerlei gethan haben, was mit seiner überlegenen Einsicht nicht zu vereinbaren gewesen wäre."

„Das ist aber doch nicht nur nichtswürdig, sondern auch lächerlich. Er ist ja selbst mit von der Kompagnie gewesen."

„Natürlich, aber nur aus hingebender Freundschaft für Sie, der Sie schon längst ein Opfer des von Grund aus verfehlten Bündnisses mit Senkbeil gewesen wären, wenn er bisher nicht seine Hand über Sie gehalten hätte — —"

Alster sprang auf von seinem Stuhle. „Es ist abscheulich, in Grund und Boden hinein falsch und verlogen — umgekehrt, direkt umgekehrt war das Verhältniß, zehnmal wäre der Justizrath sammt seinem sauberen Sohne bankerott, wenn ich ihn nicht gehalten hätte — —"

„Ich weiß, verehrter Freund. Ich weiß auch, daß eben die Erbitterung der Wichtels, welche sie zu einem Verzweiflungskampfe gegen Sie getrieben hat, nur veranlaßt ist durch die Zertrümmerung ihres besten Hoffnungsankers — jenes Heiratsprojekts, welches die heillos zerrütteten Finanzen der beiden Herren gründlich und für die Dauer ordnen sollte."

„Gewiß, gewiß, bester Schweder. So steht die Sache — es ist ein Verzweiflungskampf wider mich — sie wollen mich isoliren, mich finanziell schädigen, mein Ansehen untergraben und sich rächen — —"

„Respektive auf den Trümmern Ihrer mit gutem Rechte so hochangesehenen und bevorzugten Stellung sich selbst etabliren."

„Freilich — o, ich habe den alten Wichtel längst durchschaut. Aber er soll in mir seinen Mann finden — ich will — wirklich ich bin so aufgeregt über diesen Verrath dessen, der sich für meinen aufrichtigsten Freund ausgegeben — jahrelang mir selbst dafür gegolten hat, daß ich mit mir noch garnicht einig werden konnte, wie ich die gegen mich fallenden Streiche am wirksamsten pariren soll."

„Wenn Sie erlauben, verehrter Freund, trage ich Ihnen meine Ansichten über die Sachlage vor."

„Sehr liebenswürdig, sehr liebenswürdig. Ich kann Ihnen gestehen, daß ich auf Ihren Rath gerechnet habe!"

„Zunächst biete ich mich offen und ehrlich," — Herrn Schweders Antlitz strahlte ordentlich in vornehmer Gradheit und freundschaftlicher Aufrichtigkeit, „ohne jeden Rückhalt, wie es in meinem Charakter liegt, zum Bundesgenossen à tout prix, oder zu deutsch und deutlich: auf Leben und Tod an!"

Herr Alster war sichtlich hoch erfreut, ja fast gerührt. Er streckte dem offenen und ehrlichen Bundesgenossen beide Hände entgegen, in die dieser feierlich einschlug, um mit kräftigem Drucke das schöne Bündniß zu besiegeln.

„Es thut mir wohl," sagte Herr Alster, „wieder einmal ein Wort zu hören, das so recht aus dem Herzen quillt. Herzlich gern acceptire ich Ihren Vorschlag, — daß ich Ihr Freund bin und zu bleiben gedenke, bester Schweder, dafür habe ich ja wohl schon einige Beweise geliefert."

„Ich weiß sehr wohl, daß es mir nicht möglich gewesen wäre, den ‚Tageskorrespondenten' zu gründen und auf die Höhe des Erfolges zu heben, auf der er jetzt steht, wenn Sie mir Ihre freundliche Unterstützung nicht geliehen hätten, auch damals, als der Justizrath mich, mich zuerst in Acht und Bann that —"

„O bitte, davon reden wir nicht," wehrte Herr Alster bescheiden ab.

Schweder neigte respektvoll sein Haupt.

„Nun, so lassen Sie mich denn meine Vorschläge machen. Sie erweisen mir einen besonderen Gefallen, wenn Sie mir den Kampf gegen die Wichtels zunächst allein überlassen und mir nur gegen Senkbeil den Rücken decken. Der Eklat ist in der That groß genug, er darf durch die Lächerlichkeit eines Duells zwischen zwei ehemaligen Freunden, um der Frau des einen willen, nicht noch ins Ungeheuerliche vermehrt werden. Ich kann auf ein Duell offen Verzicht leisten, — ich habe vor mehr als einer Pistolenmündung gestanden; aber diesen armen Teufel will ich nicht opfern und all' mein Können will ich konzentriren zur Abrechnung mit dem Herrn Justizrath."

„Ganz vortrefflich — für Senkbeil glaube ich einstehen zu können, nachdem er die erste Zeit nach der fatalen Entdeckung überstanden hat. Seine Frau ist noch immer bei Verwandten und wird dort bleiben."

Schweder nickte. „Mit Senkbeil, der Sie schließlich jetzt doch nur hindert, wäre alles am besten geordnet, wenn Sie ihn gelegentlich mit einem Theile seines Vermögens aus dem Geschäft herauslassen könnten."

„Das ist freilich richtig, — aber ein derartiges Arrangement bürdete ein neues schweres Risiko auf m e i n e Schultern."

Schweders Stimme klang etwas kühler, als er nach einigem Nachdenken erwiderte:

„Wenn Sie finanziell behindert sind, freilich, und die Last des ganzen Geschäfts ist groß, sehr groß, vielleicht zu groß für die Schultern e i n e s Mannes."

Er hatte den Punkt getroffen, wo Herrn Alsters Stolz am leichtesten zu verwunden war.

„Wenn Sie es für unbedingt nöthig halten und wenn Sie der Ueberzeugung sind, liebster Freund, daß Sie mit den Wichtels bestimmt fertig werden, so würde ich Senkbeil, der Ihnen allerdings sehr unbequem sein muß, beseitigen."

„Eh bien! Des Erfolges gegen die Wichtels bin ich sicher. Bei dem Eisenbahnbau haben die Herren ihr alles auf e i n e Karte gestellt. Diese Karte muß gegen sie schlagen. Der Bau wird und muß zunächst von einem großen Mißerfolg unterbrochen werden, der die Kurse rapid fallen macht, damit die Wichtels, welche mit tollster Keckheit auf die Hausse spekuliren, an den Rand des Bankerotts bringt und gleichzeitig Waldstein auf das schwerste benachtheiligt."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heirat mit Hindernissen.

Beitrag zur Kulturgeschichte der jüngsten Vergangenheit.

Ich bin der Sohn eines armen Holzarbeiters aus dem badischen Schwarzwalde. Vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren — ob heute noch, weiß ich nicht — herrschte in jener Gegend das Vorurtheil, ein jeder junge Mann, der sich dem Studium widme, müsse selbstverständlich Geistlicher werden. Wurde er das nicht, so galt er für einen schlechten Kerl, der eben nur darum diesen heiligen Stand nicht gewählt, weil er dazu nicht zu gebrauchen gewesen. Nun wurde ich von Anfang an zu den Begabtesten unserer Volksschule gezählt. Ich war der Liebling der Lehrer sowie der jungen Hülfsgeistlichen. Dazu kam, daß ich und zwar gegen den Wunsch, doch nicht gerade gegen den ausgesprochenen Willen meines Vaters, Ministrant oder Altardiener wurde, mit den Geistlichen also jeden Morgen in der Kirche zusammenkam. Was war nun natürlicher, als daß in den Köpfen dieser Herren und auch noch anderer Leute der Gedanke aufstieg, ich sollte „ein geistlicher Herr“ werden. Wenn auch in mir selbst manchmal Wünsche auftauchten, so verstiegen sie sich doch nicht so hoch; Schullehrer werden zu können, wäre für mich schon alles Mögliche gewesen, höher hinauf wagte ich nicht zu denken. So vergingen mehrere Jahre, endlich hielt man es für selbstverständlich, daß ich mit Latein anfing, ich erhielt Privatunterricht, wurde später in eine Erziehungsanstalt gebracht, kam noch später zur Theologie, blieb aber nicht dabei, weil mein Glauben Risse bekam, und, je mehr ich nachdachte und prüfte, desto mehr Stück um Stück für mich verloren ging. Ich sagte also der Theologie Valet und schlug einen anderen Lebensweg ein. Das war schon unverzeihlich in aller Gläubigen Augen. Allein ich that noch einen weiteren Schritt, der bisher in jener Gegend noch nie dagewesen, unerhört war, — ich trat aus der Kirche aus und wurde Dissident. Jetzt war ich in den Augen jener sonst guten und braven Heimatgenossen erst recht ein verlorner Mensch. So entstand eine Kluft zwischen mir und all' dem, was sonst in meiner Jugend noch mein gewesen war, meinen Geschwistern, meiner Heimath, meinen Jugendgefährten u. s. w. Ich habe weder jene so schöne Gegend noch jene Menschen einmal wieder gesehen.

Es war im Frühjahr 1869, ich hatte in der Stadt Braunschweig eine bescheidene Anstellung, dazu noch ungefähr ebensoviel Nebeneinkommen als festen Gehalt. Ich hatte aber noch ein Etwas, nicht dort, sondern in einer Provinzialstadt Preußens, und das war eine Braut. Wer wollte es nun nicht natürlich finden, daß in mir der kühne Gedanke aufstieg, mein Bräutchen auch zu meinem Weibe zu machen. Aber — ich wußte von vornherein, daß dieses nicht so leicht zu bewerkstelligen sein werde. Einmal war ich Badener, sie Preußin, ich also war von jenseits, sie von diesseits der Mainlinie, dann war ich Dissident und sie Dissidentin, schließlich, und das war jedenfalls das erste drohende Hinderniß, aber auch das schlimmste: um als Badener zu heirathen, mußte ich die Genehmigung des Bürgermeisteramtes meines Geburtsortes haben. Diese Genehmigung sollte, wie ich später erfuhr, in der Ausstellung einer „Bürgerantrittsurkunde“ bestehen. Der Bürgermeister sammt seinem Rath hatte nun das Recht, einen, der sich um diese Bürgerantrittsurkunde bewarb, abzuweisen, ob aus stichhaltigen oder nicht stichhaltigen Gründen, das mußte sich später ergeben. Ich schrieb nun in besagtem Frühjahr 1869 „an das wohllöbliche Bürgermeisteramt zu ....“ und frug an, welche Bedingungen ich zu erfüllen bezw. welchen Verpflichtungen ich nachzukommen hätte, wenn ich mich verheirathen wollte. — Ich wartete ziemlich lange, es kam einfach — keine Antwort. Nach einem halben Jahre etwa frug ich nochmals an, mit demselben Erfolg. Jetzt wandte ich mich beschwerdeführend an das zuständige Amtsgericht zu W... Von dort erhielt ich alsbald die Weisung, daß ich mich formell um die Aushändigung der Bürgerantrittsurkunde bewerben solle. Das geschah, aber — ich erhielt abermals keine Antwort. Darauf ging ich wieder an das Amtsgericht. Von diesem aufgefordert, sich über die Nichtbeantwortung meines Gesuches zu erklären, antwortete man, daß der Gemeinderath beschlossen habe, mich mit meinem Gesuche abzuweisen und zwar, weil ich keinen „Nahrungszweig“ nachzuweisen hätte. Dem Uebel, sagte ich mir, kann abgeholfen werden, obgleich ich wußte, daß der gesetzlich geforderte Nachweis eines Nahrungszweiges für gewöhnlich der Punkt war, wo man gern den Hebel ansetzte, um den Antrag zum Bürgerantritt abzulehnen. Hatte man doch früher schon einen Bruder meiner Mutter, der im Staatsdienste war, abgewiesen, weil er „keinen genügenden Nahrungszweig“ hätte. Ich ließ mir nun durch Privaturkunde den Nachweis geben, daß ich in einer Privatanstellung wäre mit so und so viel Einkommen, bemerkte dazu, daß dieses Einkommen ungefähr so viel Thaler betrüge, als in Baden ein Schullehrer an Gehalt Gulden erhielte, ein solcher Lehrer aber doch heirathen dürfe, wie die Thatsachen bewiesen. Darauf erhielt ich die Antwort, daß ich mit meinem Gesuche dennoch abgewiesen werde, einmal weil meine Anstellung und Besoldung nicht auf so solider Basis ruhe wie bei einem badischen Schullehrer, sodann auch, weil der Nachweis nicht erbracht sei, daß die Braut als Auswärtige die gesetzlich erforderlichen 150 fl. Vermögen besitze. Schon vorher ward mir aber der Rath ertheilt worden, „norddeutscher Bürger zu werden“, mit dem Versprechen, mir ein günstiges Zeugniß auszustellen. Ich erbrachte nun den Nachweis, daß ein Vermögen der Braut in der geforderten Höhe vorhanden sei und fügte hinzu, daß meine Anstellung auf meinen eigenen Fähigkeiten sowie auf meiner Führung beruhe, wie dies auch bei einem Staatsbeamten der Fall sei. Die Antwort darauf war abermals eine verneinende. Es blieb mir also wieder nichts anderes übrig, als beschwerdeführend an das „Großherzogliche Bezirksamt“ zu gehen. Das geschah und wurde nun von letzterem eine „Tagfahrt“ (Termin) angesetzt. Nach der mir gleich nachher zugegangenen Abschrift des Protokolls erklärte der anwesende Bürgermeister, daß er neue Gründe nicht beizubringen habe, im Namen des Gemeinderaths aber beantrage, mich mit meinem Gesuche aus den bereits angeführten Gründen abzuweisen. — Das großherzogl. Bezirksamt erkannte zu meinen Gunsten und wies den Bürgermeister mit seinem Antrage ab unter Verurtheilung in die Kosten. Die Abschrift dieses Erkenntnisses erhielt ich von dem betreffenden Gericht sofort, wie ich überhaupt von dieser Behörde stets umgehend Antwort bekam, während das wohllöbliche Bürgermeisteramt jedesmal genau seine Amtszeit abwartete.

Daß ich diesen Sieg meinem harrenden Bräutchen telegraphirte, ist wohl selbstverständlich.

So weit war ich also. Jeden Tag erwartete ich nun die langersehnte und kostbare Bürgerantrittsurkunde, aber — sie blieb aus. Ich schrieb wieder an das Bezirksamt, man antwortete mir von dort in freundlicher Weise, daß dem verurtheilten Gemeinderathe binnen einer gewissen Frist gegen das ergangene Erkenntniß die Berufung an die nächst höhere Behörde zustehe; man glaube zwar nicht, daß der betr. Gemeinderath von diesem Rechte Gebrauch machen werde, ich solle mich noch einmal mit einem Gesuch an denselben wenden, mir nun die Urkunde auszustellen. Ich befolgte diesen Rath. Wieder verstrich die gesetzlich gestattete Amtszeit. Da kam ein Schreiben, daß ich, bevor mir die Urkunde ausgestellt werden könne, erst 3 fl. „Bürgerantrittsgeld“ in die Gemeindekasse und 3 fl. in die Gemeindearmenkasse einzuzahlen hätte. Ich schickte sofort 7 fl. ab (weil das gerade 4 Thaler ausmachte) mit dem Bemerken, den 7. Gulden auch noch in die Armenkasse zu legen. Und abermals verging die gesetzliche Amtsfrist, da endlich kam die Bürgerantrittsurkunde an. Damit hatte ich in meinem Geburtsorte das mir zustehende Bürgerrecht angetreten, war meine Braut zugleich bürgerlich anerkannt und wir beide hatten nun die gesetzliche Berechtigung, uns zu heirathen. (Schluß folgt.)

King Lili's Glück und Ende. (Bild Seite 248—49.) Zu einer jener wenigen Sitten, die aus dem Alterthum in unveränderter Form auf uns übergegangen sind, gehört wohl unstreitig auch diejenige, gewisse Lieblingsthiere in der Nähe der eigenen Person zu halten. Daß diese Sitte bereits im Alterthum bestand, erhellt wohl zur genüge aus dem Umstande, daß man bereits den Göttern Thier-Attribute beigab, wie beispielsweise dem Jupiter den Adler, der Venus die Tauben und Sperlinge, der Juno den Pfau, und daß auch die christliche Legende den Evangelisten Thiere beigesellte, ohne welche dieselben niemals abgebildet erscheinen. Wir finden, daß zu verschiedenen Zeiten die verschiedenartigsten Thiere, ja selbst solche, welche unsere Sympathie nur in sehr geringem Maße besitzen, als Lieblingsthiere der Menschen galten, und oft sogar das zweifelhafte Glück genossen, göttlich verehrt zu werden. In letztere Kategorie gehörten in Indien das Rind, die Katze, das Ichneumon und das Krokodil.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß man von dem Zustand der Hausthiere auf den Stand ihrer Besitzer schließen könne, und nirgends ist diese Behauptung stichhaltiger und zutreffender als bei dem Hund und dem Pferd. Das Schoßhündchen der alten Jungfer, der ewig kläffende, mit Athemnoth behaftete Mops, paßt eben so gut zu seiner hysterischen Besitzerin, wie die feiste Hatzrüde zum wohlgenährten Metzger und das zierliche Windspiel zum hungrigen Lieutenant. Dieselbe Parallele kann man zwischen dem Streitroß, dem Rennpferd, dem Droschkengaul, und ihren Lenkern, dem Cavaleristen, dem Jockey und dem Droschkenkutscher ziehen. Noch mehr wachsen — um uns eines landläufigen Ausdruckes zu bedienen — der Jäger, der Schäfer und der Kunstreiter mit ihren vierbeinigen Gehilfen zusammen, weil ihre Beschäftigung ohne Zuhilfenahme der Thiere undenkbar ist. Schäfer- und Jagdhunde nehmen mit der Zeit sogar etwas vom Temperament ihrer Gebieter an, und wer die Kunststücke eines „in Freiheit“ dressirten Cirkuspferdes aufmerksam beobachtet, der wird gewahr werden, daß nicht die Peitsche allein dirigirt, sondern daß auch zwischen den Augen von Mensch und Thier ein Rapport besteht. Hund und Pferd sind aber nicht nur findige, sondern auch treue, und, man könnte fast sagen, uneigennützige Begleiter des Menschen in allen Lebenslagen und unter allen Himmelsstrichen. Während die Katze und die Taube wohl an das Haus, doch nicht an die Hausbewohner Anhänglichkeit zeigen, das Rind und Schaf, der Esel und die Ziege, das Schwein und das Hausgeflügel nur der Hunger und des Wetters Unbill an die Behausung des Menschen fesselt, das Kameel und das Rennthier sich nur widerwillig dem Befehl des Menschen fügen, folgt der Hund aus freiem Antrieb des Menschen Spur und das Pferd seinem Zügel. Während das Hundegeschlecht unzählige Spiel- und Abarten aufzuweisen hat, bilden alle jetzt lebenden Einhufer (Pferde) eine streng abgegrenzte Gruppe unter den Hufthieren und ähneln sich auch unter einander so, daß man sie nur in einer einzigen Familie vereinigen kann. In Europa scheinen die wilden Pferde vor noch nicht allzulanger Zeit ausgestorben zu sein; in Asien und Afrika schweifen sie

noch heutigen Tages heerdenweise durch hochgelegene Steppen und Gebirge. Mindestens zwei, wahrscheinlich drei Arten sind von dem Menschen unterjocht worden. Keine Geschichte, keine Sage erzählt uns von der Zeit, in welcher sie zuerst zu Hausthieren gewonnen wurden; nicht einmal über den Erdtheil, in welchem man die ersten Pferde zähmte, ist man im reinen. Die ersten Abbildungen von Pferden auf altaegyptischen Denkmälern begegnen uns im achtzehnten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung; daß sich aber der Mensch des Pferdes als Last- und Reitthier schon viele Jahrtausende vorher bediente, beweisen die in den Pfahlbauten der Schweiz aus der Steinzeit gefundenen Pferdegerippe.

Eine Schilderung oder auch nur Aufzählung der fast zahllosen Rassen oder Stämme des Pferdes gehört nicht in den Rahmen unseres Bildes, doch um den sterbenden Helden dieses Bildes schildern zu können, müssen wir auf seinen Stammbaum zurückgreifen. Seine Mutter war eine arabische Stute und der Vater ein englischer Hengst. Aus dieser edlen Abstammung ersiehst Du, lieber Leser, daß es ihm „in der Wiege“ nicht gesungen war, auf der Landstraße im Geschirr eines Seiltänzers zu verenden. Sehen wir uns die Eigenschaften seiner arabischen Vorfahren an, die theilweise auf den „halbblütigen“ Sprößling übergegangen waren. Nach arabischen Anforderungen muß das edle Pferd in sich vereinigen: ebenmäßigen Bau, kurze und bewegliche Ohren, schwere, aber doch zierliche Knochen, ein fleischloses Gesicht, Nüstern, „so weit wie der Rachen des Löwen“, schöne, dunkle, vorspringende Augen, „an Ausdruck dem eines liebenden Weibes gleich“, einen gekrümmten und langen Hals, breite Brust und breites Kreuz, schmalen Rücken, runde Hinterschenkel, sehr lange wahre und sehr kurze falsche Rippen, einen zusammengeschnürten Leib, lange Oberschenkel, „wie die des Straußes es sind“, mit Muskeln, „wie das Kameel sie hat“, einen schwarzen einfarbigen Huf, eine feine und spärliche Mähne und einen reichbehaarten Schwanz, dick an der Wurzel und dünn gegen die Spitze hin. Es muß zeigen viererlei breit: die Stirn, die Brust, die Hüften und die Glieder, viererlei lang: den Hals, die Oberglieder, den Bauch und die Weichen, und viererlei kurz: das Kreuz, die Ohren, den Strahl und den Schwanz. Diese Eigenschaften beweisen, daß das Pferd von guter Rasse und schnell ist; denn es ähnelt dann in seinem Baue „dem Windhund, der Taube und dem Kameele zugleich.“ Die Stute muß besitzen: „Den Muth und die Kopfbreite des Wildschweins, die Anmuth, das Auge und das Maul der Gazelle, die Fröhlichkeit und Klugheit der Antilope, den gedrungenen Bau und die Schnelligkeit des Straußes und die Schwanzkürze der Viper.“ Diese Sammlung der schönen Eigenschaften aller lebenden Wesen besaß auch Lili und verband sie mit der Kraft und Ausdauer seines Vaters, des englischen Hengstes Hektor, wenigstens glaubte es Herr von und zu Sattelburg, ein mecklenburgischer Edelmann, der sich besser auf die Veredlung der Pferde als auf die seiner Unterthanen verstand, und in dessen Ställen Lili das Licht dieser schnöden Welt erblickt hatte. Als sich das edle Fohlen von der Milch seiner Mutter, der isabellfarbigen und weißgefleckten Marpha, entwöhnt hatte, begann mit achtzehn Monaten seine Erziehung. Zuerst versuchte sich Herr von und zu Sattelburg junior auf Lilis edelgeschwungenem Rücken. Der Knabe ward ein Reiter und das Fohlen ein Reitthier; man überwachte jede Bewegung des Thieres, um ihm den edlen Anstand des Turfes beizubringen. Als sein zweites Lebensjahr überschritten war, legte man ihm den ersten Sattel auf und das vollendete Rennpferd war das Ergebniß eines beharrlich fortgesetzten siebenjährigen Strebens. King Lili, wie es jetzt genannt wurde, durchlief beim Wettrennen 850 Meter in der Minute und war infolge dessen seine 100,000 Mark werth.

Lieber Leser! Hast Du einmal beim Wettrennen die ätherischen Damen der Tribünen und die patschoulibuftenden Herren des Jockey-Clubs beobachtet, wie erstere in der Aufregung des Wettens zu Megären werden und letztere den Stallknecht an Derbheit der Verwünschungen übertreffen, wenn ihr Rennpferd stürzt oder überholt wurde; daß sich der Jockey so nebenbei den Hals gebrochen hat, bemerkt man kaum. Diese salonfähige Wildheit läßt sich höchstens damit entschuldigen, daß ungeheure Summen auf dem Spiele stehen oder vielmehr von den Hufen der Renner abhängen. So hat z. B. ein Rivale unseres King Lili, das Vollblutpferd König Herodes, der wiederholt als Sieger des Rennens hervorging, seinem Besitzer die erkleckliche Summe von 201,508 Pf. Sterling, d. i. über 4 Millonen Mark, eingebracht. Die Lorbeeren des Rivalen ließen unsern King Lili nicht schlafen, bei nächster Gelegenheit überbot er seine Kräfte, unterlag im Wettkampf und holte sich den „Dampf“. Mit der virtuosen Laufbahn war es für immer vorbei und King Lili sank von Stufe zu Stufe, bis ihn sein tragisches Geschick ereilte, wie es unser Bild veranschaulicht. Nachdem er einige Jahre die mehr oder minder verunglückten Reiterkunststückchen eines Infanterieoffiziers allenfalls durch sein Wollen und nicht durch sein Vollbringen unterstützt hatte, gelangte er auf der schiefen Ebene in den Stall eines Pferdeverleihers, um sich an seinem Lebensabend von den Launen der Sonntagsreiter malträtiren zu lassen. Leider vertrieb ihn die zunehmende Altersschwäche selbst von dieser dornenvollen Laufbahn. Noch einmal schien ihm die Sonne des Glückes leuchten zu wollen, denn der Invalide kam in den Besitz des italienischen Seiltänzers Friedrich Wilhelm Schultzini von Nieritz an der Knatter, in dessen Dienste er mit der seinem Alter angemessenen Würde dem Müssigang fröhnte; denn hier hatte er nur alle acht oder vierzehn Tage den Künstlerwagen mit dem Komödiengerümpel und der Familie des Signor Schultzini von einem Dorf zum andern zu schleppen. Die guten Leute theilten alles mit dem einst gefeierten König des Turfs, sogar ihren Hunger, und an dem zottigen Spitz Wutzl, dem Liebling der Familie, fand er einen Freund, der trotz des oft knurrenden Magens stets bei guter Laune war. Heute, wie immer, umsprang der munter bellende Wutzl die sorglose Seiltänzerkarawane und ließ sich mitleidig zu Lilis Häupter nieder, als dieser auf der verschneiten Landstraße kraftlos zusammenbrach, um sich nie wieder zu erheben. Auch die Prinzipalin kauert mit gefalteten Händen an der Seite des Röchelnden. Nur Monsieur Schultzini, Direktor und Künstlergesellschaft in einer Person, behielt die Fassung, die Wahlstatt gleich einem geschlagenen Feldherrn zu mustern und den gefallenen Helden ruhmlos zu bestatten.

Y.

Sprechsaal für jedermann.

Zu Nutz und Frommen aller Auswanderungslustigen will der Schreiber dieser Zeilen seine noch ganz frischen Erfahrungen auf amerikanischem Boden berichten. Da drüben in der neuen Welt ist es gutsein, denken auch heute noch viele. Und ganz Unrecht haben sie in der Regel nicht. Einmal hier im Trocknen, wünscht sich, so viel ich aus eigener Anschauung erfahren und das Urtheil solcher, welche 20 bis 30 Jahre hier leben, als Norm annehmen darf, keiner wieder in sein altes Heimathsland zurück. Jedoch — und hier beginnen meine Bedenken — sollte jeder, bevor er sich zur Auswanderung entschließt — und das gilt vor allem den Familienvätern — mit sich, seiner Energie und seinem Geldbeutel zu Rathe gehen. Uebers Wasser ist man ziemlich schnell und noch dazu sehr billig befördert; auf dem Schiffe ist für das dafür entrichtete Passagegeld der Tisch tagtäglich gedeckt und — es geht alles glatt und ohne Sorgen; betritt man den freien amerikanischen Boden, so hat man noch schöne deutsche Thaler in der Tasche — aber — und nochmals aber — sobald diese unsichtbar geworden — und das geschieht in der Regel viel schneller als man gedacht und berechnet hat — so beginnt der Kampf ums Dasein in einer Weise, wie ihn ein deutscher Handwerker daheim wohl nimmer kennen gelernt hat. Das ist anwendbar auf alle, welche ohne alle Aussicht auf Erwerb oder Unterkommen, in der festen Meinung, am Hafen stehen die Herren Amerikaner und warten auf die heransegelnden „Hände“, ihr Bündel geschnürt und — der größte Leichtsinn, der je begangen werden kann, womöglich unter Zurücklassung ihrer gewöhnlich zahlreichen Familie ins Blaue hinein nach Amerika auswanderten. Zum Beweise will ich meine eignen Erlebnisse erzählen. Genau wie mir und wie ich hier beschreiben werde, gings fast allen, die ohne bestimmte Unterkunft und ohne die nöthigen Mittel zum Abwarten hierherkamen. Jeder, fast ohne Ausnahme, denkt zurück an die Zeit seiner amerikanischen Lehre, wenn er sich überhaupt durchzuwinden verstanden hat, — viele verkommen oder gehen zu Grunde in dieser Periode. „— — Ha, wie willst du da drüben Geld verdienen, wie willst du arbeiten, damit deine Familie bald nachkommen kann; es braucht ja nicht gerade der von dir erlernte Beruf zu sein, der dir dieses Ziel verwirklichen soll; in Amerika, das ist ja der größte Segen dieses Landes, kann man heute Stiefelwichser, morgen Rentier, den andern Tag wieder Steinträger spielen, man bleibt immer derselbe, Arbeit schändet nicht, und die Hauptsache ist: „recht viel Dollars!“ Das ungefähr waren meine Gedanken, welche ich am Bord des Schiffes „City of Montreal“, einem der größten Liverpooler Ozeandampfer, im geheimen schmiedete. Der 12. Tag unserer Wasserpartie brachte das gewünschte Land. Sonnabend Abend Landung in Hoboken. Sonntag Morgen ärztliche Revision der Passagiere und Mannschaft, kurz darauf Weitertransport unseres Schiffes vermittels Schlepper nach dem der Liverpooler Gesellschaft gehörigen Landungsplatz. Alsdann Ausschiffung sämmtlicher Passagiere, Ueberführung derer vom Zwischendeck nach dem Castle-Garden.

Dieser Castle-Garden ist eine der vorzüglichsten Anstalten von New-York zur Wahrung und zum Schutze der Interessen der Einwanderer. Hier wird jeder um Namen, Beruf, ob er weiterreist oder in Newyork verbleibt, ob er Beschäftigung hat, oder nicht, gefragt. Ferner werden Billets an Weiterreisende nach allen Gegenden per Bahn und per Schiff zu ermäßigten Preisen abgegeben; ein Telegraphenamt, ein Geldwechselbureau und — was die Hauptsache — ein Arbeitsnachweisungsbureau befindet sich hier. Nachdem alle diese Geschäfte abgewickelt, der eine seine Markstücke gewechselt, dieser eine Depesche abgesandt, jener einen bereitliegenden Brief in Empfang genommen, der andere Arbeit erhalten hatte, wurden die bis dahin zurückgehaltenen Hotel- und Gasthausagenten zugelassen und die Jagd nach „Grünen“ begann: unter den glänzendsten Versprechungen, sowie der Versicherung übermäßiger Billigkeit werden Gäste für die von ihnen vertretenen Gasthäuser aufgegabelt, deren jeder einen Viertel Dollar für die Agenten einbringt. Wer Geld hat, d. h. zur genüge, der kann es in solchem Gasthause schon mit ansehen, wer aber so viel, oder richtiger, so wenig besitzt, wie dies bei mir der Fall war, soll sich hiervon fern halten, sonst kann es passiren, daß Geld und Gepäck, welches von diesen Hotelwirthen gleich bei Ankunft sorgfältig verwahrt wird, zum Teufel gehen. Am gerathensten ist, mit einem Freunde zusammen, oder, wenn dies nicht thunlich, allein ein möblirtes Zimmer zu miethen,

deren täglich massenhaft in den deutschen Blättern angezeigt werden. Der Preis ist 1—2 Dollar per Woche. — Brot, Wurst, Fleisch alles billig, und man kann auf solche Weise mit einigen Thalern sein Leben wochenlang fristen, in einem oben bezeichneten Gasthaus nur so viel Tage. Vier Dollars! = 16 Mark 80 Pf. Dies war der Totalbestand meiner inneren und äußeren Finanzen, als ich, in der Voraussetzung, diese bald an Schwindsucht leidende Papier- und Silbermünze durch den Ertrag meines Fleißes wieder zu kuriren, frohen Muthes in Gemeinschaft eines biederen kurhessischen Reisegefährten einem der oben bezeichneten Hotelagenten semitischer Abkunft in das gastlich winkende Häuschen vis-à-vis dem Castle-Garden folgte. Binnen 3 Tagen war meine Baarschaft dem Verderben verfallen. Jetzt begann ich eine entsetzliche Jagd nach irgend welcher Beschäftigung, welche natürlich, so wenig wie Freunde oder Bekannte, die mit gutem Rath oder klingender Münze hätten beispringen können, zu finden war. Mir wurde ganz warm. 'S war ohnedies schon gerade warm genug. 10 Cents. Keine Arbeit. Keine Bekanntschaft. Alles jagt, alles rennt; niemand kümmert sich um den, der sich so gern sein beladenes Herz und Gemüth aus-, seinen leeren Magen vollschütten möchte. So dumm war mir mein Lebtag nicht zu Muthe. Die Kunsttempel meines Gewerbes hatte ich ehrlich abgeklopft — keine Idee von Arbeit. „Was ihr euch nur vorstellt, — hier sind ja die Verhältnisse schlechter als bei euch drüben" — das waren Trostworte — noch nie ärgerte ich mich über die Kollegen so, wie in Newyork — einem so die Wahrheit zu sagen, wo man doch gern belogen sein möchte. — — Am Morgen des folgenden Tages 7 Cents Kassenbestand. In den, ich weiß nicht weshalb, zitternden Händen eine Staatszeitung (à 3 Cents) haltend, stand ich am Hauptpostgebäude, eifrig die verschiedenen „Verlangts" studirend und sofort beginnt mein alltäglicher Dauerlauf. Ein geheimes Wehe, ein bitteres Grauen macht sich in der Gegend des Magens bemerkbar. Aha! Jetzt fällt mir's ein; gestern früh hatte ich mein letztes Diner (5 Cents Brot) gehalten; trotz alledem segle ich mit Riesenschritten nach der 22. Straße, einem Engagement als Messerputzer in einem Gasthause mit freudigen Hoffnungen entgegensehend, zu. — Ja, zum Henker, als ich da ankomme, ich traue kaum meinen Augen, eine Volksversammlung unter freiem Himmel? — Völlig außer Athem, ist mein erstes, so unter der Hand nach dem Zweck des Hierseins der sehr ehrenwerthen und zahlreichen jungen und alten Herren zu forschen. „'S ist ein Platz vakant!" — „10 Dollar per Monat!" — „Keine harte Arbeit!" u. s. w. ging's Gemunkel durch die Reihen der ungefähr 100 versammelten Pflastertreter. Wer sich nach solcher Botschaft, einem begossenen Pudel gleich, in den Hintergrund konzentrirte, das war ich. So ging's mir nicht einmal, sondern mehrere mal. Die in den Tagesblättern ausgeschriebenen Stellen sind gewöhnlich solche, in denen keiner lange aushält; der hungernde Grüne, sowie solche, welche den Sommer über im Lande auf Farmerarbeit beschäftigt waren und sich zum Herbst nach den großen Städten ziehen, um sich vor dem hier ziemlich strengen Winter zu flüchten, sind zu tausenden die Kandidaten auch für die miserabelsten Stellen. Kein Wunder, daß der hiesige Arbeiter den Grünen mit scheelen Blicken betrachtet, da infolge seiner gewöhnlich äußerst mißlichen Lage dieser sein gefährlichster Konkurrent ist. Vier böse Tage hatte ich nun arbeitsuchend und nimmer findend, vergeudet. Wie beneidenswerth erschien mir jener junge Kaufmann, der, weil es ihm 14 Tage früher gerade so ergangen, wie mir, sich in dem von mir in besseren Zeiten bewohnten Hotel als „Junger Mann für alles" mit 10 Dollar per Monat und Kost hatte engagiren lassen, morgens 7 Uhr die Straße reinigte und Fenster putzte. Besagtes Hotel hatte ich selbstverständlich schon am dritten Tage meines Hierseins mitsammt Gepäck verlassen und mein Hauptquartier im Castle-Garden aufgeschlagen. Mit Dankesgefühlen denke ich heute noch an dieses segensreiche Institut, welches, von der Deutschen Gesellschaft und anderen bemittelten Deutschen Newyorks unterhalten, einem jeden Einwanderer seine gastlichen Hallen öffnet, ihm unentgeltliche Herberge, Beschäftigung und andere derartige nicht hoch genug anzuschlagende Wohlthaten darbietet. Hier war es nun, wo ich 3 Tage und 3 Nächte, ohne mit meinen Finanzen in Konflikt zu gerathen, Unterkunft und des Nachts eine Lattenbank zur erquickenden Nachtruhe fand. Von hier aus begann ich jeden Morgen meine fruchtlosen Streifzüge nach Arbeit, die mich oft in die bitterste Stimmung versetzten. Man denke sich in meine Lage: mit einem zum Entsetzen leeren Magen sowie Geldbeutel, bei größter Hitze nach Arbeit rennend, der Landessprache nicht mächtig; neunmal fragt man in der lieben Muttersprache nach dieser oder jener Straße, und neunmal wird man nicht verstanden. Jetzt, welche Freude, Nr. 10 hat Gefühl und Sinn für die Dichter- und Denkersprache und gibt die gewünschte Auskunft, demzufolge man einen Marsch von ungefähr 1½ Stunden in Aussicht hat. Besitzt man die nöthige Münze, hat das nicht viel zu sagen, man besteigt die in schwindelnder Höhe die Straßen Newyorks durchsausende Hochbahn, welche, auf einfachen schwachen Eisensäulen ruhend, jeden Augenblick zusammenzubrechen droht, oder aber, man setzt sich, ohne eine Sekunde darauf warten zu müssen, auf den Pferdebahnwagen und erreicht sein Ziel schnell und billig; billig sage ich, denn diese Riesenstrecken, die man hier mit der Hochbahn (per Dampf natürlich), sowie mit der Pferdebahn, — eins oder das andere nur 5 Cents = 20 Pf. — zurücklegt, wird man in Deutschland mindestens doppelt so hoch bezahlen müssen. Außerdem ist der Fahrverkehr dieser beiden Beförderungswege ein wirklich großartiger. Man meint geradezu den Verstand zu verlieren, wenn man sich in einer Straße befindet, welche sowohl von Hoch- als Pferdebahn befahren wird, jeden Augenblick fahren unter fürchterlichem Getöse 2 Stock überm Kopf auf dem doppelt liegenden Geleise ein oder zwei Züge, oder auf ebener Erde, ebenfalls doppelgleisig, einige Pferdebahnwagen vorüber. Dazu das unendliche Gewühl von Menschen, das Schreien der Wagentreiber, das unaufhörliche Ausrufen der Zeitungsjungen — man muß das mit ansehen und hören, daheim kennt man solches nicht. Wien, Berlin oder Hamburg — kein Vergleich dagegen. Kurz und gut, ich konnte nicht fahren, maßen ich nichts vom schnöden Mammon besaß. Mit schnellen Schritten und langem Magen wurde das verdienstlose Geschäft der Arbeitsucher weiter betrieben, jedoch ohne Erfolg. Essen gehörte am 4. und 5. Tage meiner newyorker Wanderung nicht zu meiner Beschäftigung, der Hunger war daher mein steter Begleiter. Jetzt mußte etwas geschehen. (Schluß folgt.)

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Falsches Haar. Die Sitte — oder Unsitte, falsches Haar zu tragen, ist sehr alt. Schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verwendeten die Christinnen falsche Haare zu ihrem Kopfputz, was Clemens von Alexandrien Anlaß zu scharfem Tadel gab. Er verbot das Tragen fremder Haare schlechtweg, da es gottlos sei, und ruft u. a. aus: „Wem legt der Priester segnend die Hände auf? Nicht dem schönen, geschmückten Weibe, sondern den fremden Haaren und durch sie einem anderen Haupte" .... Im dritten Jahrhundert n. Chr. eiferte Tertullian in seinem Buche von den Gewohnheiten der Frauen besonders gegen die Perrücken, durch welche die Frauen wider die Gottesworte verstießen, „daß niemand seiner Länge etwas zusetzen könne." Cyprian droht den Frauen, Gott werde sie am jüngsten Tage nicht erkennen wollen, weil sie ihm nicht als sein Werk und Ebenbild erscheinen würden. Auf einer im Jahre 692 zu Konstantinopel abgehaltenen Synode wurden sogar besondere Verordnungen gegen diese Art von Kopfputz festgesetzt. Ob all' dieser Widerspruch und Gegeneifer viel gefruchtet? — Unsere Schönen mögen's sagen. M. B.

Böse Männer wieder gut zu machen, besitzen die Chinesinnen ein recht eigenthümliches Mittel, wie aus einem kürzlich erschienenen Werke der Frau Grey, Gattin des Predigers der englischen Kolonie zu Kanton (chinesisch: Kuangtscheufu) zu ersehen ist. Die Frauen, welche böse Männer haben, schneiden einen Papiermann aus, der ihren Gatten vorstellt und begeben sich dann nach einem bestimmten Tempel. Es gibt deren für die verschiedensten Zwecke. Im Tempel wird das Papiermännchen unter inbrünstigen Gebeten vor dem Altar aufgehängt. Mitunter werden die aus Papier geschnittenen Männer mit den Beinen nach oben, mit dem Kopf nach unten gehängt. Damit will die arme Frau ihrem barmherzigen Gott andeuten, das Herz ihres Mannes befinde sich nicht auf dem rechten Fleck und die Hand des Gottes möge doch eine Schiebung vornehmen. Ob das Mittel wohl probat ist? -z-

---

Literarische Umschau.

Universalbibliothek der Gabelsberger'schen Stenographie. Das soeben im Verlage von Gustav Körner in Leipzig erschienene zweite Bändchen der Universalbibliothek enthält den Schluß von Lessing's „Nathan der Weise" in stenographische Schrift übertragen von Professor Dr. Zeibig. Wir sind in der angenehmen Lage, das Lob, welches wir dem Werke bereits bei Erscheinen des ersten Bändchens gezollt (s. Nr. 26 d. Bl.) in vollem Maße aufrecht zu erhalten: die Schreibweisen sind durchaus korrekt, die Lithographie vorzüglich, der Druck (mit Ausnahme des ersten Bogens) sehr sauber ausgeführt. Es kann die Universalbibliothek (Preis pro Bändchen von 4—12 Bogen 1 Mark) also jedem Jünger Gabelsbergers auf's beste empfohlen werden. -z-

---

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 39. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Es war ein Spätabend im September, wo es schon merklich früh zu dunkeln beginnt. Ich hatte mir vom Hradschin aus einen glorreichen Sonnenuntergang angesehen, war dann langsam durch die Straßen geschlendert und fand, als ich heim kam, zu meiner Ueberraschung Licht in meinem Zimmer. Curt war verreist gewesen und hatte erst am nächsten Tage zurückkommen wollen, als ich jedoch die Thür öffnete, fand ich ihn am Tische sitzend und ein Blatt aus meiner Skizzenmappe betrachtend, die ich beim Weggehen auf dem Tische hatte liegen lassen. Er war dermaßen in Gedanken versunken und für die Außenwelt abgestorben, daß er mein Eintreten völlig überhörte, und wie ein Blitz schoß es mir durch den Kopf: „Ob er das Bild der schönen Leontine nicht gefunden hat!" Ein paar Augenblicke stand ich unschlüssig zaudernd an der Thür — dann trat ich auf ihn zu und mein Gruß riß ihn aus seiner Versunkenheit empor. Er legte das Bild ohne Uebereilung wieder in die Mappe, schob diese bei Seite und kam mir mit der alten unbefangenen Herzlichkeit entgegen, die auch für eine volle Stunde sein Erzählen charakterisirte; ich hatte das Gefühl, er werde nach dem Original der Skizze fragen, und ich beobachtete ihn infolge dessen genau, sodaß ich es bemerkt haben würde, wenn sein Geplauder einen geheimen Gedanken maskirt hätte; er machte jedoch keinen Moment den Eindruck auf mich, als denke er mehr an die Frage, die er noch an mich zu richten hatte, als an das, was er sagte, und ich wollte schon aufathmen und annehmen, daß das Bild nur irgendwie den ersten Anstoß zu der wachen Träumerei gegeben habe, in der ich ihn fand, ohne Gegenstand derselben zu sein, als er, eine frische Virginia-Cigarre nach echter Raucherart in die Kerzenflamme haltend, bis sie auf Zolleslänge verkohlt war, nachlässig fragte:

„Ja so, wo in aller Welt haben Sie denn das Original des Frauenkopfs aufgegabelt, der in Ihrer Mappe obenauf lag, als ich sie öffnete, um mir die Zeit des Wartens zu kürzen? Das ist ja ein höchst merkwürdiges Profil — das Gesicht scheint ein ganz offenes zu sein und doch Räthsel aufzugeben."

Ich fragte zurück, warum denn gerade ein Original da sein müsse und ob das Portrait nicht reine Phantasie sein könne, aber Curt lachte nur und sagte in überzeugtem Tone:

„Das reden Sie ein, wem Sie wollen — mir nicht; der individuelle, leidenschaftlich subjektive Zug in dieser Physiognomie kann kaum erfunden, der kann nur wiedergegeben sein."

In diesem Augenblick sah ich, wie drüben die Fenster hell wurden und die schlanke Gestalt Leontinens sich undeutlich von dem lichten Grunde abhob, und mit einer Art von desperater Energie nahm ich Curt, der mich überrascht ansah, bei der Hand, führte ihn an das Fenster, zeigte hinüber und sagte lakonisch resignirt:

„Da drüben wohnt man, wenn Sie Sich näher orientiren wollen."

Eine kurze Zeit sah er, das Pincenez vor den Augen, hinüber, dann ließ er dasselbe lässig fallen und trat wieder an den Tisch, und kein Zug in seinem Gesicht verrieth ein näheres Interesse. Mit gutmüthigem Spott sagte er dann, beide Arme auf der hohen Lehne eines alterthümlichen Stuhls, und das Kinn auf die höchste Verzierung stützend:

„Also eine ganz kleine Liaison — und so im Hause — recht bequem! Allerlei telegraphische Signale herüber und hinüber verabredet, also die Kommunikation im vollen Gange — nicht? Und davon erfahre ich kein Sterbenswörtchen, obgleich Sie doch meinen aparten Geschmack in Bezug auf Frauengesichter kennen und sich sagen mußten, daß ich Sie sogar um eine Kopie dieser Skizze bitten würde? Und das wissen Sie doch auch, daß ich der letzte bin, der Ihnen ins Gehege kommt — wozu also diese unerhörte Geheimthuerei?"

Ich war in Verlegenheit, wie er mich so treuherzig und offen ansah und ganz gewiß ohne jeden Hintergedanken, und ich war wenigstens halb offenherzig und räumte ein, daß ich ein sonderbares Interesse für das Mädchen gefaßt und seinen Spott über mich und meine verspätete Schwärmerei gefürchtet hätte, da die sozialen Verhältnisse —

Weiter ließ mich Curt nicht kommen. Er lachte und meinte:

„Nun ja, man macht eben Putz oder man schneidert, aber was verschlägt denn das? Daß Sie ans Heiraten gedacht haben sollten, ist, wie man zur genüge weiß, die wildeste von allen Hypothesen, warum also nicht? Ich dächte, ihr fragtet sonst sehr wenig nach der sozialen Rangstufe, auf der eure Geliebten stehen, und Sie nun gar — ich muß gestehen, je länger ich mir die Sache überlege, desto räthselhafter und unbegreiflicher wird mir Ihr ganzes Verhalten."

Dagegen ließ sich kaum etwas einwenden, aber Curt war zu edelmüthig, sich lange an meiner komischen Verlegenheit zu weiden; er sagte lachend:

„Nun, lassen wir's gut sein; ich gönne Ihnen das Mädchen von Herzen und werde Ihre Pfade gewiß nicht kreuzen, Ihnen nicht einmal durch Fragen beschwerlich fallen, seitdem ich gesehen habe, daß Ihnen das unbequem ist. Ueberlege ich mir's recht, so ginge es mir wahrscheinlich ebenso."

Ich schlug in die Hand, die er mir entgegenstreckte, nicht ein, sondern setzte ihm nun ganz ruhig und ernsthaft auseinander, daß und warum von einer Liaison zwischen mir und dem schönen Mädchen keine Rede sein könne, am wenigsten von einer leichten Kalibers. Er hörte mir aufmerksam zu; zuweilen trat während dieser Beichte das liebenswürdige Lächeln, das ich so gern an ihm hatte, auf seine Lippen, aber im allgemeinen wurde er immer ernsthafter, und als ich geendet, sagte er rasch:

„Das ändert freilich alles und ich bitte Ihnen den leichten Ton und die wohlfeilen Spötteleien ab, die Sie ja um des Mädchens willen verletzen mußten. Nun ist es auch viel schöner, und die kleine Idylle hat etwas so rührendes, daß ich fast wünschen möchte, es bliebe alles so, wie es ist — die persönliche Bekanntschaft würde Ihnen doch die Illusion, die Sie jetzt haben, zerstören und den feinen Schmetterlingsstaub von Ihrer Empfindung wischen. Sehen Sie, der eine Zug z. B., der für mich den Reiz dieses Gesichts ausmacht, ist vielleicht doch nur eine zufällige und unbeabsichtigte Schöpfung ihres Stifts, der in allem sonst treu war, und ich würde möglicherweise, wenn Sie mir das Mädchen vorstellen wollten, sagen: ‚Lassen wir's lieber; ich fürchte, ich fände den bewußten Zug nicht, und das würde mir alle Laune rauben und mich geradezu ärgern; darauf möchte ich's nicht gern ankommen lassen.'"

Damit sprang er auf etwas anderes über, und ich war merkwürdig zufrieden damit, daß das leidige Thema fallen gelassen wurde. Es gingen auch acht Tage ins Land, ohne daß er wieder zu mir gekommen wäre, und bei unseren sonstigen Begegnungen wurde des Mädchens mit keiner Silbe gedacht — nicht einmal der gewünschten Kopie meiner Skizze. Curt war in dieser Zeit ungewohnt aufgeräumt und erzählte mir eines Abends, mit sicherlich ungekünstelter Heiterkeit, daß sein alter Onkel General auf den verwegenen Gedanken gekommen sei, ihn zu — verheiraten oder doch zu verloben. Er war entschieden übermüthig, als er ein Bild der beiden alten Kriegsmänner entwarf, die in Graz ihre Pension verzehren und vor purer Langerweile, da die gemeinschaftlich vollbrachten Waffenthaten denn doch kein unerschöpfliches Thema sind, auf den Einfall kommen, aus dem Neffen des einen und der Nichte des andern ein Paar zu machen. Er fand es namenlos drollig, daß die alten Haudegen somit einer Kategorie von Damen ins Handwerk pfuschten, die sich weniger durch Anmuth, als durch Leibesfülle auszuzeichnen pflegt und das Heiratsvermitteln mit einem Eifer betreibt, der wohl erst in einer Zeit berechtigt' wäre, in der die Gefahr einer totalen Entvölkerung Europas vor der Thür stünde. Er sah mich groß an, als ich den Gedanken so gar ausschweifend nicht zu finden vermochte, und brauchte einige Minuten, um sich zu überzeugen, daß ich ihn keineswegs mystifiziren wollte, sondern im vollen Ernste sprach. Das Verheiraten — ach, das lag für ihn in weiter, weiter Ferne, wenn überhaupt jemals etwas daraus wurde, und bis dahin hatte er noch viele dicke Breter zu bohren und ganze Berge umzureißen; er scherzte, vorher müsse er noch wenigstens ein halbes Dutzend Sprachen lernen, um sich bei allen Nationen der Erde nach der schönsten ihrer heiratsfähigen Töchter umsehen und den stilgerechten Kniefall durch eine wohlformulirte Liebeserklärung im heimischen Idiom der Holden erläutern zu können. Das ganze hatte für ihn nur die Bedeutung eines Scherzes und als ich nähere Umstände von ihm erfragen wollte, wurde er ungeduldig und sagte:

„Ach, es lohnt ja nicht der Mühe — was weiß ich — eine kleine kärnthnische Komtesse, die wahrscheinlich frisch aus einer Erziehungsanstalt für adelige Fräulein kommt und dort sehr viel Frömmigkeit und Klavier, aber wenig Orthographie, Geographie und Geschichte gelernt hat, und die mich acceptirt, weil der Herr Onkel es so wünscht, und weil es so hübsch ist, einen Verlobungsring und unzählige Bouquets von Wagenradgröße zu bekommen, und weil Alma und Dora und Stefanie und Valeska und wie die geliebten Busenfreundinnen sonst heißen, schwarz vor Neid werden, wenn sie die erste ist, die sich verlobt! Nein, mein Herr Onkel, seine Geliebte — die Frau ist nur eine Konsequenz — sucht sich der Trotzkopf selber und Sie haben weit mehr Chance, in Ihrem wohlverdienten Ruhstand ein Geschütz zu erfinden, das sich selber bedient und richtet, als für mich ein Mädchen ausfindig zu machen, das mir recht ist." Er drehte dabei die Schnurrbartspitzen in die Höhe, und in seinen Augen, die wie in nebelweite Ferne schauten, leuchtete ein solcher Uebermuth, daß mir die Aktien dieser Verbindung durch oheimliche Fürsorge verzweifelt niedrig zu stehen schienen.

Ihr könnt euch ungefähr mein Staunen denken, als er ein paar Tage später mit rascherem, aber auch schwererem Schritt als sonst bei mir eintrat, den Säbel mehr abriß als abschnallte, ihn auf einen Stuhl warf, sich auf die Walzenlehne meines Sophas setzte, die Arme auf der Brust verschränkte und ganz abrupt und mit sichtlich erzwungenem und fast etwas wildem Humor begann:

„Lieber Reinisch, mir ist etwas sehr Wunderliches, sehr Dummes und sehr Verdrießliches passirt — ich fürchte, ich bin auf dem Wege, in aller Form und in allem Ernst Ihr Nebenbuhler zu werden! Das Försterkind da drüben hat nämlich den Zug, von dem ich annahm, er sei zufällig in deine Skizze gekommen; gib einmal das Ding her und — laß mir's am liebsten ganz. Ich hab' sie heute von meinem Platz im Kaffeehaus aus gesehen — ganz unerwartet, und es hat mir einen Stich gegeben, als ich diesen Zug um den Mund so plötzlich vor Augen hatte, noch schärfer, noch entschiedener, als auf deinem Blatt. Ich werde also Kopf und Kragen dran setzen, die Bekanntschaft der Unnahbaren zu machen; schließlich wohnt sie doch nicht hinter einer dreifachen Mauer von Marmor, Eisen und Stahl, und ich habe nicht eher Ruhe, bis ich dieser Frauenseele ihr Geheimniß abgefragt —"

„Und sie unglücklich gemacht und ruinirt habe," ergänzte ich kalt und trocken, denn ich hatte allerdings, als ich ihn so vor mir sah in seiner Ruhe bei aller Leidenschaft, das unabweisliche Gefühl, daß er sein Ziel erreichen, daß er seinen Willen durchsetzen werde — aber was konnte dabei für das arme, schöne Geschöpf gutes herauskommen? Ein kurzer Traum von Glück, ein wonniger Rausch — und dann Elend, Herzeleid und Reue. Selbst eine leichte Bitterkeit lag im Ton meiner Worte — mich verletzte dieser siegesgewisse Uebermuth, und mir war, als müßte ich den bunten Falter verscheuchen, nach welchem ein wilder Knabe begehrlich die Hand ausstreckte; soll er ihn fangen, sich eine Weile seiner schimmernden Schwingen freuen und ihn dann, wenn der Staub von den Flügeln gewischt ist, verächtlich in den Straßenstaub werfen?

Und doch that ich Curt sehr unrecht. Ich werde nie vergessen, welchen halb herben, halb traurigen Ausdruck sein Gesicht annahm, als er diesen Einwand hörte, auf den er wohl am wenigsten gefaßt gewesen war; es lag ein schmerzliches und vorwurfsvolles Staunen, aber auch die Bitterkeit eines auf den dürftigsten Schein hin Verdächtigten in dem Sichverschleiern seiner Augen, in dem Sichkräuseln seiner Oberlippe, und in fast melancholischem Ton erwiderte er:

„Das ist nun die gepriesene Freundschaft — nicht einmal vor einer kleinen Eifersüchtelei hält sie Stand! Und Sie sind eifersüchtig, sonst würden Sie Sich sagen, daß ich in dem Mädchen entweder die Verwirklichung meines Ideals finde — in jeder Hinsicht — und dann kommen die ‚ehrlichen Absichten' von selber, oder daß sie mich enttäuscht — was das Wahrscheinlichere ist — und dann bin ich mir viel zu gut für eine frivole Tändelei mit ihr, ganz abgesehen davon, daß es mir auch um das Mädchen leid wäre. Wie kommen Sie dazu, mich unter die berufsmäßigen ‚Lilienknicker' zu werfen, deren Künste mir so unsäglich verächtlich sind, und deren Sinnen und Trachten etwas so Feiges und Hinterlistiges hat, daß mich's instinktiv anwidert?"

Ich war entwaffnet und schämte mich meines Verdachts, und ich gestand beides ein — rückhaltlos, wie es meine Art ist. Aber ich konnte doch nicht umhin, ehrlich zu wünschen, daß Curt sich enttäuscht fühlen möchte; diese Enttäuschung wäre nicht einmal eine schmerzliche, und das Gegentheil müsse bei der Verschiedenheit der sozialen Stellung, bei den Vorurtheilen des Offizierstandes und den Plänen seines Onkels die heftigsten Kämpfe und vielleicht gar eine Katastrophe herbeiführen.

Er hörte mich gelassen und geduldig an und sagte dann ruhig und fast mitleidig-ironisch:

„Und das alles hat sich der Brausekopf natürlich nicht überlegt, er tappt natürlich blind und sorglos in das Abenteuer hinein und wird natürlich ganz betreten und verwirrt sein, wenn nicht alles so glatt gehen will, wie er möchte! Freilich — ich habe mich stets als kopflos und jeder Voraussicht entbehrend gezeigt und bin daher neuer Streiche verdächtig! Gehen Sie

mir doch mit Ihren Hindernissen — die verlache ich! Das ist genau dasselbe, als wollten Sie mir die Hände mit Binsen binden, die zu zerreißen ein energischer Ruck genügt. Ohne Noth und ohne hinlänglichen Grund würde ich ja nicht alles, was ich bisher errungen, auf's Spiel setzen, nicht meine Zukunft kompromittiren, aber wenn ich mich einmal mit Herz und Kopf verliebe — denken Sie gelegentlich einmal über den Ausdruck nach! — so wiegen all jene Rücksichten federleicht, es gibt überhaupt keine unübersteiglichen Hindernisse für zwei Menschen, die nicht blos ineinander verliebt sind, sondern die eingesehen haben, daß sie einander ergänzen, daß sie einander unentbehrlich sind, und daß sie durch feige Nachgiebigkeit eine Glücksmöglichkeit verscherzen, die sich ihnen schwerlich ein zweitesmal bieten wird. Es ist eine tiefernste Sache um eine Liebesneigung, wie ich sie verstehe, und wenn ich mir die Frage, ob ich nothfalls für dieses Mädchen jedes Opfer leichten Herzens bringen würde, nicht in aller Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit bejahen kann, so trete ich sicherlich zurück und wahre mir lieber meine Glücksmöglichkeit für später, als daß ich mich in einer Halbheit abmatte und meiner Seele beste Kräfte um nichts vergeude. Ich kann mir nicht anders vorstellen, als daß eine Leidenschaft, die in einem Bruch endet, weil man beiderseitig zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß man doch nicht für einander taugt, eine furchtbare Erschöpfung zurücklassen muß, die sich nie wieder ausgleicht; es gibt Empfindungen, die man nur einmal hat, Worte, die man nur einmal spricht; will man sich wieder von der Empfindung gefangen nehmen lassen, so malt der Zweifel sein häßliches Fragezeichen neben den innigsten Erguß, will das Wort sich wieder über die Lippe drängen, das man schon einmal sprach, so mokirt man sich unwillkürlich über sich selber und so ist alles nur halb und der Blüthe der Neigung sind die Kelchblätter ausgebrochen. Das klingt Ihnen vielleicht heillos excentrisch für einen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, der aller Romantik abgesagt haben sollte, aber ich bin vielleicht hundert Jahre zu spät zur Welt gekommen — kurz, ich habe diese Ueberzeugung, sie hört nicht auf, mich zu warnen und sie macht mich besonnen, vorsichtig, mißtrauisch, alles, was Sie wollen — auch ihrem geheimnißvollen Waldkinde gegenüber, das gar nicht in besseren Händen sein kann, als in den meinen — sogar die Ihrigen nicht ausgenommen, so hübsch Sie Sich ihr gegenüber benommen haben."

Das waren so unzweifelhaft keine wohlfeilen Tiraden, es war so sichtlich der Ausdruck tiefinnerster Ueberzeugung, und es stimmte so gut zu allem, was er bisher in Scherz und Ernst über seine innere Stellung zu Herzensangelegenheiten geäußert hatte, daß ich halb hingerissen und doch mit einem leichten Seufzer allen weiteren Einspruch aufgab und ihm nur versicherte, daß wir keine Rivalen sein würden. Bei mir war ja doch alles nur ein Spiel der Phantasie mit meinen Hagestolzskrupeln gewesen und jede ernstliche Bewerbung um das eigenthümliche Mädchen war mir als so aussichtslos erschienen, daß der Verzicht wahrhaftig keine Selbstüberwindung erforderte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick in die italienische Schweiz.

Zwanglose Skizze von **Carl Stichler.**

(Schluß.)

Bei Polmengo und mehr noch bei Faido haben wir wieder festen Boden unter und den Himmel mit seinem Tageslichte über uns. Hier erscheinen die Vorposten der südlichen Vegetation in Gestalt echter Kastanienbäume, und herrliche Matten umgeben die nahen Wasserfälle.

Doch hinter Lavorgo verengt sich das Thal schon wieder zur engen Schlucht und die Straße zwängt sich neben dem in der Tiefe rauschenden Tessin bald rechts, bald links an den Felsen gelehnt, durch die von steilen Felswänden beengte Gegend. Urplötzlich weht uns beim Verlassen der Schlucht die milde Luft des Südens entgegen und in der Tiefe sehen wir in üppiger Vegetation den Thalkessel von Giornico, mit seinem berühmten Schlachtfelde, seinen abgerundeten Hügeln und den achthundertjährigen Kastanienbäumen, den Zeugen des Heldenkampfes, der hier vor vier Jahrhunderten ausgefochten wurde. Ringsum Rebgelände und grüne Matten und, je mehr sich das Thal erweitert, auch Maisfelder, in deren Umgebung Pfirsich- und Kirschbäume, sowie hohe Wallnuß-, Ulmen- und Lindenbäume sich erheben.

Bald erblickt man an den Bergwänden zu hunderten die „Kuh des Armen", d. h. die Ziege. Diese verursacht den Behörden mannichfachen und schweren Verdruß. Dort, wo durch frühere Raubwirthschaft die Bergwälder vernichtet oder stark gelichtet wurden, stellten sich Lawinen, Steinschläge 2c. 2c. ein, deren Entstehung und verheerende Wirkung durch Waldungen verhindert oder doch eingeschränkt werden kann. Waren nun die Mittel zur Verbauung der gefährdeten Stellen bewilligt und sollte zugleich mit der Aufforstung eines Abhanges begonnen werden, so waren die Ziegen das große Hinderniß, indem sie die aufkeimenden Schößlinge benagten, die Rinden der jungen Bäume schälten und ähnliches Unwesen mehr, mitunter an Stellen verübten, wo niemand sich hinbegeben konnte, um die genäschigen und verwegenen, langbärtigen und gehörnten Meckerer zu vertreiben. Gesetze gegen das Halten und Grasenlassen der Ziegen konnte und durfte man nicht in Kraft treten lassen und somit muß, geringfügiger Ursache wegen, die folgenschwere Wirkung weiter ertragen werden.

Bei der Brücke von Biasca finden drei Thäler ihren Vereinigungspunkt, wir schreiten südwärts unsere Straße fort und gelangen in das zwar immerhin anmuthige, nach den bisherigen Partien der Reise aber langweilige und einförmige Thal der Riviera, das die Fortsetzung des Livinenthals bildet.

Blicken wir auf die Strecke von Airolo bis Polleggio zurück, die die erwähnten Schluchten und Terrassen in sich schließt, so finden wir die fast regelmäßige Richtung von Nord nach Süd. Das ganze Thal auf dieser Strecke ist circa 8 Stunden lang und wechselt in einer Breite von 5 Minuten bis zu einer Viertelstunde. Zieht man nun die geringe Breite des Thales und die hohen, oft überragenden, d. h. über das Thal sich neigenden Felswände in Betracht, so ergibt sich als selbstverständlich, daß die Sonne hier im Winter schon kurz nach Mittag verschwindet und die Gegend schon deswegen einen romantisch-düstren Charakter haben muß.

Eine armselige, bescheidene Hütte bei Bodio ist es, der wir hier noch gedenken wollen, es ist das Geburtshaus des unvergeßlichen Stefano Franscini. Als Kind seine Laufbahn als Ziegenhirt beginnend, war er später Dorfschulmeister, dann Reformator des tessinischen Volksschulwesens und ein tüchtiger Bearbeiter der Lehr- und Unterrichtsmittel. Die Repräsentativdemokratie des Kantons Tessin ermöglichte ihm den Eintritt in den Staatsrath und später die Wahl zum Nationalrath. Im Jahre 1848 wurde Stefano Franscini zum schweizerischen Bundesrath gewählt, und hatte bald das höchste Ehrenamt, das einem Schweizer zu erringen möglich, erreicht.

Das Andenken dieses gerechtigkeitliebenden, für das Wohl des Volkes thätigen, uneigennützigen Staatsmannes wird vom Volke gesegnet, und wenn vom Norden der Alpen, von den Eidgenossen an die streitenden Parteien im Kanton Tessin ein versöhnender Mahnruf ergeht, vergißt man nie an Stefano Franscini zu erinnern. Das Wort „Volksbildung ist Volksbefreiung" brachte er dadurch zu Ehren, daß er ein Vorkämpfer reiner und echter Volksbildung wurde. Den Ehrennamen „tessinischer Pestalozzi" nahm er mit ins Grab, als er, ein armer Mann, an Ehren aber reich, bestattet wurde.

Die Riviera als breite und unterste Fortsetzung des Livinenthales hat große, mit Steinblöcken übersäte Sandflächen aufzuweisen. Wilde Gebirgswände ziehen sich an den Seiten des breiten Thales bis zum Lago maggiore und noch weiter an den Ufern desselben hin. Fieberschwangere Dünste liegen in der heißen Jahreszeit über den Theilen der Thalebene, die den Ueberschwemmungen des Tessin ausgesetzt sind, während im Winter kalte erstarrende Nordwinde von den Gletschern, vom Hochgebirge in das Thal sich hinabsenken und bei der gleichen Richtung des Thales weder einem Hinderniß noch einer Ablenkung begegnen.

Ehe wir noch zum langen See, zum Lago maggiore kommen,

der im Süden das Thal begrenzt, sperrt Bellinzona mit seinen Felsen, seinen zinnengekrönten Mauern und mittelalterlichen Kastellen das Thal. Drohend erheben sich über der Thalebene die Kastelle von Uri, Schwyz und Unterwalden, einst die Zwingburgen der gestrengen Landvögte, die von ihren Kantonen hier eingesetzt, ein eisernes Regiment führten. Das niedrigstgelegene, doch immer noch die Stadt überragende Castello grande dient jetzt als Zuchthaus und gleichzeitig als Zeughaus des Kantons, während es ehemals die befestigte Residenz des Landvogtes von Uri war.

Moderne Fortifikationen stehen mit den höher gelegenen Kastellen in Verbindung und geben der wegen ihrer Lage für die Eidgenossenschaft sehr wichtigen Stadt die Eigenschaft einer Festung.

Bellinzona ist die zukünftige, beständige Hauptstadt des Kantons Tessin. Dieser Kanton hatte nämlich nach der Verfassung von 1814 drei Hauptstädte; so, daß alle sechs Jahre die Regierung des Kantons mit ihren Archiven, Materialien, Inventarien u. s. w. einen flotten Umzug hielt. Lugano, Locarno und Bellinzona waren die glücklichen Städte, die je sechs Jahre lang die Regierung in ihren Mauern beherbergten. In Lugano wurde z. B. für die Zeit der Abwesenheit der Regierung der Regierungspalast als Hotel (Hotel Washington) vermiethet.

In Zukunft wird Bellinzona die stabile Residenz der Kantonsregierung sein und das Wandern und Umherziehen wird ein Ende erreicht haben. Wenn man als Fremder eine jener Städte betritt, kann man als goldene Regel die möglichste Neutralität beobachten, so lange man unbehindert und ungekränkt dort verweilen will. Diese Neutralität besteht in dem Fernhalten von den lokalen, gewöhnlich sehr einseitig gefaßten Tagesfragen, die von der liberalen und ultramontanen, von der radikalen und konservativen Partei des Kantons gewöhnlich mit größter Erbitterung und verzweifelter Energie und häufig leider mit den kleinlichsten Mitteln ausgefochten werden.

Den Bundesbehörden haben die Vorgänge im Kanton Tessin häufig sorgenvolle Stunden gebracht, und in mancher Sitzung im Bundespalais zu Bern beriethen die eidgenössischen Räthe mit Sorgen die Angelegenheiten des tessiner Volkes, die mitunter von unbedeutenden Vorgängen sich herleitend, nach Jahren plötzlich zu bedrohlichen Konflikten heranreiften und bei dem heißblütigen Charakter der Tessiner die ernstesten Besorgnisse wachriefen.

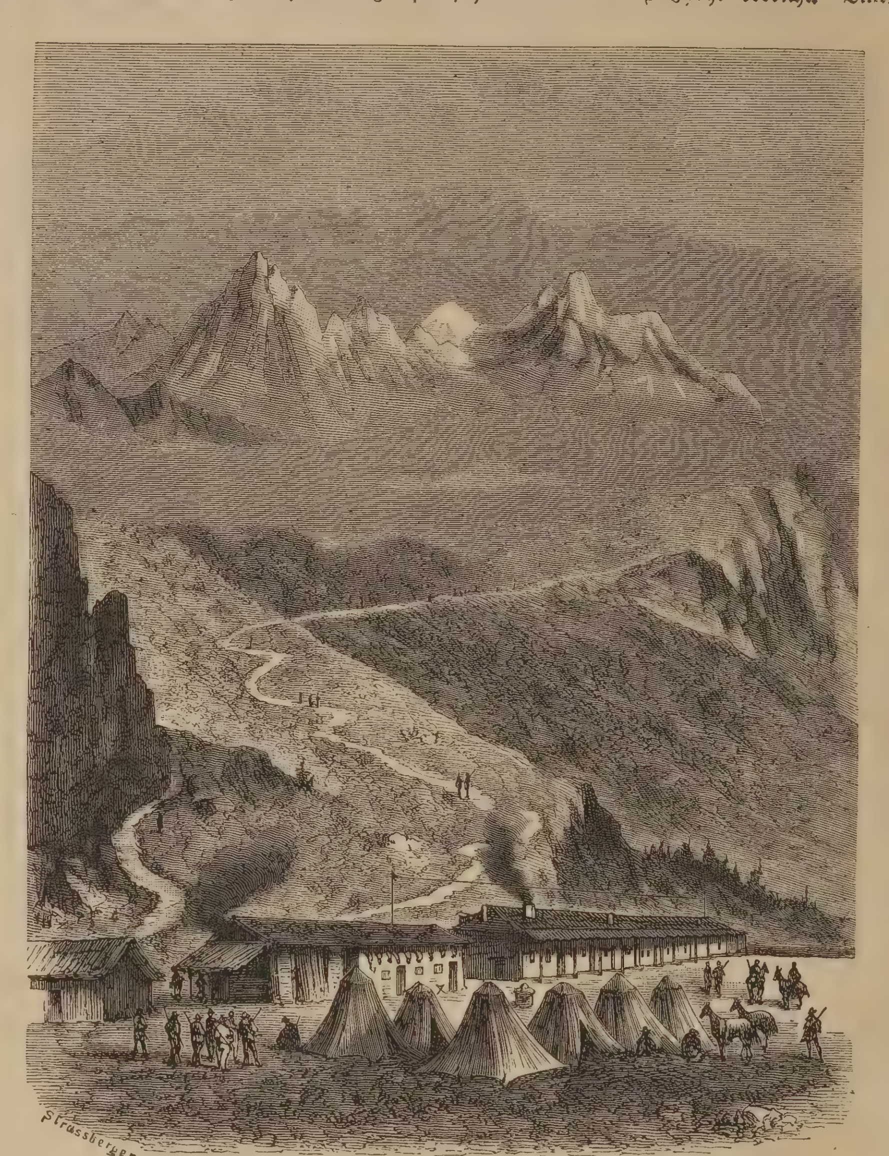
Von Bellinzona führt uns die Landstraße circa $1^3/_4$ Stunden weit in der Thalebene bis zu dem Fuße des Monte Cenere, und in Zickzacklinien und Schlangenwindungen zieht sich nun die Landstraße an der Bergwand empor. Rechts unten die Thalebene mit dem fertigen Theile der Gotthardbahn, die auf mäßig hohem Erddamme die Fläche durchzieht, während auf beiden Seiten des Thales von den tausende von Fuß hohen Bergwänden, aus dem üppigen Grün, die weißen Mauern der Kapellen, der Bergdörfer, Kastelle und massiven Sennhütten hervorleuchten.

Weiter im Südwesten erblicken wir den oberen Theil des Lago maggiore mit seiner gewaltigen Wasserfläche die Ebene des Thales ergänzend. Rothe Felswände begrenzen am Abhange des Berges die Straße und zwischen und auf ihnen wuchert die üppige Vegetation des Südens. Nach einer Stunde haben wir die Paßhöhe erreicht. Links und rechts erheben sich felsige Bergkuppen, deren höchste links (Monte Camoghè) die Höhe von 6853 Fuß erreicht.

Ortschaften mit romantisch gelegenen Kapellen und Klöstern erblicken wir zwischen den dichten Laubwaldungen von anmuthigen Matten umgeben. Es ist ein fruchtbares, anmuthiges und herrliches Thal, durch das die Straße sich hinzieht. Seitenthäler mit herrlichen Fernsichten, Wald- und Gebirgsszenerien erhabenster Art wechseln ab, bis plötzlich bei der Ortschaft Masagno eine Aussicht auf das in der Tiefe liegende Lugano sich bietet, die zu den seltensten und schönsten gerechnet werden muß.

Lugano mit seinem See und den jenseits aus dem See schroff und unmittelbar aufsteigenden steilen Gebirgen bietet einen Anblick, der nicht geschildert werden kann.

Die größte und betriebsamste Stadt des Kantons Tessin ist Lugano, und seine höchst eigenthümliche Lage, die Reize seiner Umgebung üben auf jeden einen magischen Einfluß, einen Eindruck aus, dem selbst das blasirteste Gemüth nicht widerstehen kann.



Das Jagdlager Orvielle bei Valsavaranche. (Seite 466.)

Keine verzweifelt langweiligen, linearen Straßenfronten, keine berechnete, kokette Regelmäßigkeit nehmen wir in diesem Städtebilde wahr; auf der einen Seite sich an eine Hügelkette lehnend und zwischen dieser und dem See sich entlangstreckend, breitet sich die Stadt andrerseits, sich bis zur Thalebene hinunter terrassenförmig abstufend, bis zum Ufer des Cassaratebachs aus. Nicht blos die Sprache, sondern mehr noch die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner und der Einfluß, den das nahegelegene Como und Mailand ausübt, machen Lugano zu einer italienischen Stadt. In bunter Abwechslung findet man an den Ufern des Luganersees italienisches und schweizerisches Gebiet, und jenseits des Sees, in einer Distanz von circa drei Kilometer, sogar eine von schweizer Gebiet umgebene italienische Ortschaft, Campione.

Lugano ist für den Tessiner mit seinen Hotels, seinem herrlichen Quai, Stadttheater und den mit manchem werthvollen

Kunstwerk geschmückten Kirchen, seinen öffentlichen Gebäuden, herrlichen Villen und prachtvollen Aussichtspunkten ein Gegenstand des Stolzes. Von Mailand bis hierher besteht Eisenbahnverbindung, die in der Zukunft einen Theil der Hauptlinie der



Muharram, das Neujahrsfest der Muhamedaner. (Seite 467.)

Gotthardbahn bilden wird, vorläufig aber noch bei Lugano endet. — Soviel über das herrliche Land und seine Bewohner, deren geistiges Leben ich den Lesern der „Neuen Welt“ ein nächstes mal schildern will.

An der Wiege des Christenthums.

Kulturhistorische Skizze von **C. Lübeck.**

In eine ferne Vergangenheit wollen wir den Leser versetzen, in die bewegten Zeiten Herodes des Großen, des vom Auslande angestaunten, von seinem Volke tief gehaßten und leidenschaftlich bekämpften Judenkönigs.

Das Gestirn der Makkabäer, das so glänzend am Himmel des jüdischen Volkes aufging, ist im Versinken begriffen; von der Macht der Pharisäer getragen, konnte das Königthum nur auf seiner Höhe sich erhalten, wenn es den allmächtigen Freunden, den Pharisäern, sich unterordnete und ihr Werkzeug wurde. Das Ideal der Pharisäer war ein Gottesreich mit einem Hohenpriester an der Spitze und einem Sanhedrin, einem hohen Rathe, in dem sie selber saßen und die Geschicke des Landes bestimmten. Die Makkabäer aber waren von dem natürlichen Streben beseelt, von der pharisäischen Umklammerung sich frei zu machen und das Hohepriesterthum und den Sanhedrin ihrem Regentschaftsapparate einzuverleiben. Ein heißer Kampf, mit wechselndem Erfolge geführt, tobt zwischen den beiden um die Oberhand ringenden Gewalten. Unversöhnliche Interessen sind aufeinander geprallt und hoch gehen im Volke, das hinter den geistlichen Führern steht, die politischen Wogen.

Bei der großen Macht der Pharisäer, ihrem gewaltigen Einfluß auf das Volk und bei dem Zusammenfließen der religiösen und Volksinteressen kann der Ausgang des heftigen Ringkampfs um so weniger zweifelhaft sein, als die Makkabäer keine Gelegenheit vorübergehen lassen, beim Volke sich verhaßt zu machen. Sie verfallen in Irreligiosität, verletzen die vom Volke heilig gehaltenen pharisäischen Satzungen und zeigen entsetzliche Rohheit in der Bekämpfung ihrer Feinde sowohl als auch derjenigen, die ihren herrschsüchtigen Plänen zufällig im Wege stehen. Die Geschichte der vermeintlich von Gott erweckten Könige und Streiter für die Freiheit des jüdischen Volkes bildet eine schauerliche Kette von Grausamkeiten, Thronstreitigkeiten, Bürger- und Bruderkriegen. In leidenschaftlicher Weise nimmt das Volk an diesen Kämpfen und Wirren theil und stets steht es auf der Seite der Pharisäer, die es als seine Freunde und Führer zu betrachten gewöhnt ist. Achthundert Pharisäer wurden unter Hyrkan gekreuzigt, achttausend wanderten in die Verbannung und zahllose Anhänger theilten ihr Schicksal, aber unbesiegbar blieb die pharisäische Opposition.

Gegen den Schluß dieser Kämpfe der Pharisäer gegen das Königthum, die unmittelbar der christlichen Zeitrechnung voraufgehen und in dieselbe hineinragen, taucht in der politischen Arena ein Fremdling auf, der kühne und verschlagene Idumäer Herodes der Große, wie ihn die Geschichte nennt, die nur nach den Erfolgen sieht und nicht nach dem Charakter und den Mitteln und Wegen, durch welche sie erreicht werden. Roh von Charakter, schlau und verschlagen, rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, weiß er die viel und heiß umstrittene Königswürde, den Zankapfel im Schoße der makkabäischen Familie, an sich zu reißen. Ueber Blut und Leichen führte sein Weg zum Throne, unerhörte Grausamkeiten gegen die Makkabäer und die pharisäischen Gegner, welche sein Erscheinen von neuem auf den Kampfplatz ruft, bahnen ihm den Weg. Eine undurchbrechliche, unbesiegbare Phalanx, werfen die Pharisäer sich ihm entgegen, verweigern ihm den Huldigungseid und leisten ihm, dem Günstlinge Roms, vom Volke begeistert unterstützt, die zäheste und energischste Gegenwehr. Er hätte das ganze Volk abschlachten müssen, wollte er dessen Gehorsam sich erzwingen. Das sieht er ein, verzichtet auf den Massenmord der Pharisäer, der ihm nahe liegt und betritt einen Umweg, sein Ziel zu erreichen. Auf seinen Befehl erstehen herrliche Theater. Kampfspiele werden eingeführt, und das mächtige Rom, das in den entfernten und unsicheren Gebieten einen den abendländischen Sitten und Gebräuchen zugethanenen Mann gebraucht, spendet ihm Beifall. Sein Volk aber wendet sich voller Haß und Mißtrauen von den fremden Einrichtungen ab, die in seinem Boden, so gelobt es sich, niemals Wurzeln schlagen sollen. Es erblickt darin nur den Versuch, es seinen alten heiligen Sitten und Lebensgewohnheiten zu entfremden, Land und Volk vollends der römischen Herrschaft zu überliefern.

Nach langen Kämpfen entmuthigt, auf dem Wege der Gewalt etwas zu erreichen, läßt der Tyrann in verschwenderischer Pracht den Tempel in Jerusalem neu erstehen, und hofft dadurch das Volk für sich zu gewinnen. Wohl jauchzt es einen Augenblick Beifall; dieser aber gilt nicht ihm, sondern dem Werke, der Gottheit, die auch durch die Hand des Gottlosen und Ungerechten gutes vollführen läßt. Der Tempelbau gilt nur als eine Ermuthigung, im Kampfe nicht zu ermüden, sondern treu zum ererbten Gesetze zu halten.

Die Kreaturen des Königs saugen das Land aus, kein Leben, kein Eigenthum ist vor den Parasiten sicher. Alle Klassen verletzt er, die Armen bringt er zur Verzweiflung, indem er sie für Vergehen, die früher durch Arbeit gesühnt wurden, als Sklaven ins Ausland verkaufen läßt. So greift er zu dem furchtbarsten Mittel, aber alle seine Anstrengungen, das Volk einzuschüchtern, es unter sein Joch zu beugen, erweisen sich als fruchtlos. Weder durch Gewalt noch durch Bestechung vermag er das Volk seiner Sache und seinen alten bewährten Führern abtrünnig zu machen, und wahrhaft großartig ist die opferfreudige Hingabe der Nation für die Lebensprinzipien, um welche der leidenschaftliche Kampf geführt wird.

Eine Stelle aber im Lande gibt es, wo keine der entfesselten Wogen brandet, wo der politische Lärm verstummt und wo man kaum weiß, was im Lande vorgeht.

Es sind die Niederlassungen der Essäer am todten Meere, mit denen wir die Leser jetzt bekannt machen müssen, jener Sekte, aus der das Christenthum eigentlich hervorgegangen sein soll und mit der es manchen charakteristischen Zug gemein hat.

Der jüdische Historiker Josephus erzählt von den Essäern, daß sie die Lust als Sünde verabscheuen und es für Tugend halten, sich zu beherrschen und den Leidenschaften nicht zu unterliegen; daß sie die Ehe verachten, aber die Kinder anderer aufnehmen und ihnen ihre Grundsätze einprägen. — Josephus datirt sie, wahrscheinlich ihren eigenen Angaben folgend, irrthümlich in eine graue Vorzeit zurück, in Wirklichkeit fällt aber ihre Entstehung in das zweite Jahrhundert v. Chr. — Vom Tempeldienst in Jerusalem hielten sie sich fern, doch schickten sie Geschenke hin, nur nicht Opferthiere, da sie blutige Opfer verwarfen. Die auf Reinigung gehenden Gesetze wurden von ihnen noch ängstlicher als von den Pharisäern beachtet. Weiter erzählt Josephus von ihnen: Auf eine angemessene Weise verehren sie die Gottheit. Bevor sich nämlich die Sonne erhebt, reden sie nichts, was das gewöhnliche Leben berührt, vielmehr richten sie einige von den Vätern ererbte Gebete an sie, gleichsam als flehten sie dieselbe an, daß sie sich erheben möge. Hierauf werden sie von ihren Vorstehern zu den künstlichen Beschäftigungen entlassen, die ein jeder von ihnen versteht und hier arbeiten sie fort bis zur fünften Stunde. Dann kommen sie wieder an einem Ort zusammen, umgürten sich mit reinen leinenen Gewändern und waschen sich mit kaltem Wasser den Leib. Nach dieser heiligen Reinigung kommen sie wieder (zu einer erbaulichen, gottesdienstlichen Versammlung) in einem besonderen Gebäude zusammen, zu welchem keinem Andersdenkenden der Zutritt verstattet ist. — Wer in den Bund treten wollte, mußte eine lange und harte Prüfung bestehen und den Beweis liefern, daß er sich frei gemacht von allen Schlacken, mit denen die Angehörigen der großen Welt behaftet sind. Erst nach Jahren des Wohlverhaltens trat er dem Geheimnisse des Bundes näher und nach weiteren Probejahren wurde er zum gemeinsamen Mahle zugelassen. Vorher mußte der Jünger geloben: „Gott von Herzen zu dienen, Gerechtigkeit zu üben, niemanden zu schaden, die Ungerechten zu scheuen, die Gerechten zu schützen, jedem das Wort treulich zu halten, die Obrigkeit zu ehren, niemand mit Uebermuth zu begegnen, die Wahrheit zu lieben und gegen ihre Verletzer zu vertheidigen, seine Hände von unerlaubtem Gewinn rein zu halten, vor den Mitgliedern des Bundes keine Geheimnisse zu haben, keinem Ungeweihten selbst bei Lebensgefahr die Geheimnisse der Gesellschaft zu verrathen, die Bücher, die im Gebrauche waren und die Namen der Engel heilig zu halten."

Mit großer Härte begegnen die Essäer demjenigen, der zu Aergerniß Anlaß gibt und auf der betretenen Bahn strauchelt. Ihn trifft die furchtbare Strafe des Ausschlusses. Ein Gericht von hundert Genossen entscheidet über seinen Fall, und wenn die höchste Strafe, die über ihn verhängt werden kann, die der Ausstoßung aus dem Verbande, auf den ersten Blick auch wenig hart

erscheint, so ist sie unter Umständen doch in ihren Wirkungen furchtbar. Ein Fluch hat den Uebelthäter getroffen, kein Essäer gewährt ihm Aufnahme, niemand reicht ihm Trank oder Speise und doch ist er durch sein Gelübde, von dem man ihn nicht entbunden hat, an die Lebensweise, an die Nahrung des Verbandes gebunden und muß des Hungertodes sterben, wenn er seinem Eide treu bleiben will. Die Fälle, in denen die Ausstoßung sich in ein Todesurtheil verwandelt, sind nicht selten und häufig kommt es vor, daß die Essäer dem Sünder, der trotz der Qualen des Hungers seinem Gelübde treu bleibt, in der Todesstunde Verzeihung gewähren und ihn wieder in den Bund aufnehmen.

Die Essäer bekämpfen den Gewinn auf Kosten des Nächsten; sie verabscheuen den Reichthum, den Mord und Krieg, sie sind wahr und aufrichtig in ihren Reden und Handlungen und wirken gutes, wo sich ihnen Gelegenheit dazu bietet. Sie erkennen die Gleichberechtigung der Menschen an und leben in genossenschaftlicher, kommunistischer und nur nach der Erkenntnißstufe der Genossen gegliederter Verbindung. Alle Mahlzeiten, alle Bäder, überhaupt alle Verrichtungen sind gemeinsam, jeder empfängt, was er bedarf und gibt, was zur Erhaltung der Genossen nöthig ist.

Eine Quelle von Glück und Leben, von Freude und Behaglichkeit müsse, so konnte man folgern, dieser Moral und diesen Einrichtungen entspringen, und hier müsse eigentlich der Hauptsitz der gegen den Despotismus gerichteten Volksopposition zu suchen sein, weil es keinen größeren Gegensatz als den zwischen der essäischen Moral und Organisation und den Bestrebungen des autokratischen Regiments gibt.

Doch vergeblich sucht man in den essäischen Dörfern nach Freude und Behaglichkeit, nach einem hochentwickelten Kulturleben. Hier sprudelt kein Quell des Lebens, hier regt sich nirgends ein erfrischender, die Gesellschaft begeisternder und vorwärts treibender Hauch, und nichts weiß man hier von Menschenwürde und wahrem Menschenthum.

Nur ein schillerndes, bestechendes Gewand ist diese Moral, hinter dem ein trostloses Dasein, Tod und Vernichtung sich birgt.

Kein Schmuck ziert die Häuser, kein kunstvolles Acker- oder Arbeitsgeräth fesselt die Blicke. Hier gibt es keine Gartenanlagen, keine Baumpflanzungen an den Wegen, nichts, was irgendwie zur Verschönerung und Veredlung des Lebens dienen könnte, wie es hier auch kein Aufwallen der männlichen, der nationalen Ehre, keinen Zorn, keine Regung der Menschenwürde bei den Gewaltthaten der Despoten gibt.

Vergeblich sucht man in den essäischen Dörfern nach Soldaten und Spionen des Königs, die sonst überall auf der Hetze nach Verschwörern und Rebellen zu finden sind. Und würde man nach den Dingen fragen, die das Volk so tief, so mächtig und leidenschaftlich bewegen, man würde schwerlich eine ausreichende Antwort erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Herr Alster erschrak sichtlich.

„Aber, bester Freund, was reden Sie da von einem großen Mißerfolg und vom Sinken der Aktienkurse! Das wäre ja eine schöne Geschichte! Damit würden doch nicht allein die Wichtels geschädigt!"

„Allerdings nicht," entgegnete Schweder kaltblütig, indem er sich höchst behaglich eine neue Cigarre ansteckte. „Es gibt einen allgemeinen und ziemlich derben Choc auf den Geldbeutel oder richtiger, auf den Muth der Aktionäre."

„Nur auf den Muth? Sie meinen, die Krise würde bald vorüber sein?"

„Gewiß. Es würde sich nur darum handeln, den Kopf nicht zu verlieren und die Aktien in festen Händen zu behalten. Ueber ein kleines, das heißt, wenn der wahrscheinlich auf ein oder zwei Wochen gestörte Bau mit neuer Energie wieder aufgenommen wird, müssen ja die Kurse wieder steigen, und wer dann gescheit genug war, sich der Panique nicht anzuschließen, muß nothgedrungen wieder obenauf kommen."

„Da ließe sich eventuell ja noch ein gutes Geschäft machen, wenn man genau wüßte, daß Ihre Kombination die richtige ist, verehrter Freund Schweder. Man kauft im Augenblick des tiefsten Gedrücktseins statt zu verkaufen; dadurch würde man auch noch einen möglicherweise sehr wirksamen Gegendruck ausüben können auf das Mißtrauen gegen die fallenden Papiere."

Schweder neigte zustimmend das Haupt.

„Sicherlich, das könnte man und das müßte man — wollte man sich der Situation gewachsen zeigen."

„Aber ich sehe den inneren Zusammenhang immer noch nicht deutlich!"

„Sie haben von der Erbitterung gehört, welche unter der Gebirgsbevölkerung herrscht wider die fremden Arbeiter?"

„Wie sollte ich nicht? Ich habe sogar gewissermaßen direkte Nachricht. Es soll sehr schlimm stehen, schreibt der Fritz Lauter!"

„Ah, Sie lassen Sich auch von Lauter Korrespondenzen senden?"

Es war, als wenn Herr Alster ein wenig verlegen würde. Wenigstens wußte er augenscheinlich nicht gleich, was er antworten sollte.

„Das nicht — das nicht. An mich hat er auch eigentlich nicht geschrieben — —"

Ueber Schweders kluges Gesicht zuckte ein heller Blitz des Verständnisses und des Unmuths.

„Ah, verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn meine Frage eine — freilich ganz unabsichtliche — Indiskretion enthielt. Fritz Lauter ist ein braver, hoffnungsvoller Mensch, dem ich von Herzen wünsche, daß er sich immer Ihres und Ihrer Familie Wohlwollen erfreuen möge."

Schweder hatte das anscheinend sehr harmlos gesagt. Nur vor dem Worte Wohlwollen hatte er eine kleine Kunstpause gemacht und es dann mit einigem Nachdruck ausgesprochen. Dabei wandte er von Herrn Alsters Antlitz kein Auge, aber er lächelte ebenso verbindlich, als anscheinend unbefangen. Seinem verehrten Freunde mußte er jedoch mit seinen Worten keine Freude gemacht haben; im Gegentheil — dieser war, wie es sonderbarerweise schien, vor Aerger dunkelroth geworden und auf seiner kahlen Stirn zeigten sich tiefe Falten.

„Ganz recht," sagte er endlich. „Lauter mag ein braver und auch hoffnungsvoller Bursche sein; ich habe aber mit ihm nichts weiter zu thun gehabt, als daß ich ihn gekannt habe, wie er noch ein Kind war, und heute bestehen zwischen mir sowie meiner Familie," er betonte die Familie geflissentlichst und fügte hinzu: „soweit ich von Familie überhaupt sprechen kann, — und ihm nur höchst oberflächliche Beziehungen, — wie sollte es auch anders sein? Der junge Mann scheint aber von der Aufregung, die bei dem niederen Volke in den Bergen herrscht, angesteckt worden zu sein, denn er hat es für passend gehalten, an meine Tochter zu schreiben — wenn auch nur in der ausgesprochenen Absicht, meine Tochter möge mich dazu bewegen, etwas für die Leute im Gebirge zu thun. Ich verzeihe ihm diese Taktlosigkeit, da ich weiß, daß er sich nur deshalb an meine Tochter gewendet hat, weil er es nicht wagte, ohne jede Vermittlung an mich heranzutreten und weil er meine Tochter schon von Kindheit auf kennt."

Herr Alster schenkte sein Glas von neuem voll und übersah bei dieser angenehmen Arbeit das leichte, spöttische Lächeln, welches für einen Moment die Mundwinkel Schweders umspielte.

„Das dachte ich mir auch," bestätigte dieser dann ganz ernsthaft. „Denn daß es mit dem thörichten Gerüchte nichts auf sich hat, welches unter den Setzern unserer Druckerei kursirt, war mir völlig selbstverständlich."

„Ein Gerücht?"

„O, es ist nicht der Rede werth."

„Ich interessire mich immerhin für Fritz Lauter genug, um auch von einem unter seinen Kollegen über ihn kursirenden Gerücht — im Grunde ist er doch auch heute noch nichts weiter, als ein Schriftsetzer! — gelegentlich Notiz zu nehmen — —"

„Nun, also — man hält den kleinen Lauter für einen fürchterlichen Glückspilz, der es gewissermaßen im Schlafe zum beliebtesten

Setzer bei Gandersberg gebracht hat und im Schlafe Zeitungsredakteur geworden ist und noch zu allen möglichen anderen Glücksbegünstigungen prädestinirt ist. In dieser Ueberzeugung haben die Propheten hinter dem Setzkasten lächerlicherweise Sie, mein verehrter Freund, zum Schwiegervater dessen designirt, den sie für den verhätschelten Sprößling der Glücksgöttin selber halten."

„Ei, das ist ja aber doch unerhört," platzte Herr Alster heraus. „Das ist bei Gott eine Unverschämtheit von den Menschen, aber ich kann mir unmöglich denken, daß auch nur ein einziger von den Leuten so etwas ernsthaft selbst glaubt, jedenfalls sind es nur schlechte Scherze —"

„Das nicht. Die Leute haben ja gar keinen Maßstab für und keinen rechten Begriff von sozialen Unterschieden und Rangstufen, sie sind, wie heutzutage die misera plebs überhaupt, allesammt von einer Art Gleichberechtigungs- und Größenwahn besessen, über den man einfach die Achseln zuckt, um diese Schwäche der Massen politisch gebührend auszubeuten. Wenn man so eine Handvoll Proletarier gelegentlich einmal, wenn man sie braucht, behandelt, als ob sie das ganze, natürlich souveräne Volk selber wären, so hat man sie in der Tasche —"

„Sie haben recht, bester Schweder, das Volk bleibt ewig unmündig, ein Kind, über dessen Thorheiten sich ein gebildeter Mensch nicht ärgern darf. Ein Schriftsetzer — mein Schwiegersohn, das fehlte mir grade, und wenn er, verzeihen Sie, tausendmal in ein Redaktionszimmer avancirt ist, schließlich ist und bleibt er doch blos Ihr Trabant, der sofort alle Bedeutung verlieren würde, wenn Ihr eminentes Wissen und Können ihm nicht zur glänzenden Folie diente."

Schweder nahm das Kompliment ruhig hin.

„Sie sind also darüber unterrichtet, daß im Gebirge die Sehne auf dem Bogen der stumpfen Massenindifferenz gespannt ist bis zum Reißen. Und wenn er nun risse?"

„Wie meinen Sie das?"

„Wenn es da oben ein paar kleine Revolten gäbe?"

„Es wäre fatal, — zwar würde sofort Militär einschreiten und die Unruhen gewaltsam im Keime erstickt werden, aber was das sonst für Folgen haben könnte — —"

„Die Folgen lassen sich machen. Sie wissen, daß der ‚Tageskorrespondent' bislang die einzige Zeitung war, welche ganz konsequent, wenn auch natürlich in äußerst objektiver Weise, die Ansprüche der Bergbewohner als nicht unberechtigt vertreten hat, während die übrigen Blätter, infolge der klingenden Gründe, welche man bei ihnen in Anwendung gebracht hat, in neuester Zeit offen und nachdrücklich gegen das Volk Partei ergriffen haben. Nun berichtet mir Lauter, und seine Berichte werden mir von anderer Seite als durchaus zuverlässig bestätigt, daß das Wohlwollen des ‚Tageskorrespondenten' auf das entschiedenste Mißtrauen der Bevölkerung stieße. Darauf gedenke ich mit einem kalten Wasserstrahl zu antworten. Lauter hat sich offenbar gründlich einschüchtern lassen, und er möchte nun mit einem durch und durch demagogischen Artikel, der in schärfster Weise gegen die Eisenbahnverwaltung Partei nimmt, sich und den ‚Tageskorrespondenten' bei dem Gebirgsvolke wieder einschmeicheln. Meine Taktik wird nun grade die entgegengesetzte sein: ich habe den lauter'schen Bericht von Prell umarbeiten lassen, dergestalt, daß er nun eine Art Kriegserklärung an die Bewohner der Bergdistrikte enthält für den Fall, daß sie ihrem Unwillen, der ein gutes Stück Unverschämtheit enthält, nicht Zügel anlegen und ganz bescheiden, wie es sich für solche Hungerleider geziemt, bei der Regierung und bei der Bahnverwaltung um Arbeit petitioniren. Arbeit zu verlangen, so schließt der verbesserte lauter'sche Bericht, haben solche Leute kein Recht, auf ihre Bitten werden die Behörden sowohl als die gebildeten Klassen, ihrer höheren Einsicht und ihrem gewiß hochentwickelten Humanitätsgefühl entsprechend, Rücksicht nehmen."

Herr Alster konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

„Vortrefflich," sagte er. „Das heißt, ich finde, daß Sie im Grunde vollkommen recht haben, verehrter Freund, und halte es auch für einen Beweis von Muth, wie ich ihn bei Ihnen allerdings garnicht anders erwarten durfte, den Leuten grade im gegenwärtigen Momente so die Wahrheit zu sagen. Aber ich denke doch — damit wird nur Oel ins Feuer gegossen, — die Leute werden nun erst recht glauben, man behandle sie ungerecht — die Erbitterung wird steigen —"

„Die Geduld wird den guten Leuten reißen," ergänzte Herr Schweder kühl lächelnd.

„Ja gewiß, Sie wird ihnen schließlich reißen, es kann in der That zu förmlichen Schlachten zwischen ihnen und den Italienern, resp. Polen kommen."

Schweder hatte sein Weinglas eben an den Mund geführt; statt zu antworten, nickte er behaglich, während er trank.

„Das gäbe aber doch einen Weltskandal und unsere Arbeiten könnten allerdings sehr empfindlich gestört werden!"

„Nach meiner Rechnung sollen sie ja eben gestört werden."

„Also auf diese Weise wollen Sie den Druck auf die Aktien ausüben lassen?"

„Warum nicht?"

„Aber bedenken Sie — was solche Revolten für Unglück mit sich führen! Verwundungen, Verhaftungen, strafgerichtliche Verurtheilungen — —"

Der Chefredakteur des „Tageskorrespondenten" lächelte überlegen und spöttisch zugleich.

„Was geht das in letzter Instanz uns an, hochverehrter Freund? Wie von Zeit zu Zeit eine Tracht Schläge für Kinder von unberechenbarem Vortheile ist, so auch ein wenig Aderlaß für gewisse turbulente Theile des ungebildeten Volkes; also auch vom allgemeinen, vom staatsmännischen Standpunkte, kann ich wohl sagen, ist dagegen nichts einzuwenden, wenn wir diese Eventualität ins Auge fassen und ihr, statt eine wahrscheinlich doch vergebliche Abwehr zu versuchen, die für uns günstigste Seite abzugewinnen suchen."

„Das läuft nun freilich den Plänen total zuwider, für die mich, — was soll ich Ihnen das nicht gestehen, bester Freund, meine Tochter gewinnen wollte. Meine Wanda bat mich, hauptsächlich durch den lauter'schen Brief dazu bestimmt, auf das allereindringlichste, meinen ganzen Einfluß aufzubieten, daß ein gütlicher Ausgleich zwischen den Gebirgsleuten und der Eisenbahnverwaltung zustande käme. Und ich hatte es eigentlich so halb und halb schon versprochen, ich hoffte sogar, Sie würden mir dabei helfen — —"

Alster hielt inne, und auch Schweder schwieg einen Augenblick.

„Sehr liebenswürdig!" sagte er dann. „Ich bin auch gern bereit, den Wünschen Ihres Fräulein Tochter nach Kräften gerecht zu werden."

„Leider kreuzen nur diesmal die Wünsche meiner Tochter, welche alle Dinge natürlich immer nur mit den Augen des Herzens sieht, die Wege, welche Sie aus höheren, aus Geschäfts- und politischen Rücksichten zu gehen für gut halten."

„Es kreuzen sich viele Wege, die sich schließlich doch zusammenfinden." Herrn Schweders Stimme nahm einen merkwürdig warmen Ausdruck an. „Wollen Sie mir wirklich in dieser heiklen Angelegenheit freie Hand lassen, verehrter Freund, so dürfen Sie mir auch vertrauen, wenn ich Sie versichere, daß ich in der angedeuteten Weise — in den Hauptzügen mindestens — handle und dennoch mir auch den Beifall und die Zustimmung Ihres Fräulein Tochter erringen werde."

Herr Alster seufzte tief. „So sei's denn, obgleich ich das letztere kaum für möglich halte. Aber wenn es selbst nicht gelingt, so ist das doch auch nicht so sehr wichtig, wie die Auseinandersetzung, — die — die — —"

„Die Vernichtung der Wichtels, wollen Sie doch wohl sagen, Hochverehrter, — nicht wahr?"

„Nun denn ja — stoßen wir darauf an. Komme es, wie es mag. Ich will mich dann gern von meinen Geschäften und den öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen; ich habe lang' genug im Schnellfeuer des öffentlichen Lebens gestanden; ich bin, ich kann Sie versichern — ich bin müde; ich habe jahrelang jeder zuverlässigen Stütze entbehrt — man wird auch alt mit der Zeit. Die Freundschaft, die treue Freundschaft soll leben!"

Sie stießen wiederholt mit einander an und drückten sich dann die Hände.

„Ich werde glücklich sein," sagte Schweder mit leiser Stimme und beinahe innigem Tone, „wenn Sie dereinst erkannt haben werden, daß ich eine Ihrer und Ihrer ehren- und arbeitsvollen Vergangenheit würdige Stütze bin. Ich habe den besten Willen dazu und — — wohl auch die Kraft."

Ueber Alsters heut wirklich recht alt und müde ausschauendes Gesicht legte sich zum erstenmale etwas, wie ein Hauch warmer Befriedigung.

„An dem Willen, das zu erkennen, daran fehlt es gewiß nicht und, da ich an Ihrem Willen und Vermögen, mir dieses Erkennen möglich zu machen, auch nicht zweifle, so kann ich mit

Genugthuung erklären, daß ich von diesem Augenblick ab wieder mit größerer Zuversicht, mit dem Gefühle der Sicherheit und der Voraussicht des Sieges in die Zukunft schaue nach all' den herben Anfechtungen, welche mir die letzte Zeit gebracht hat." —

Was noch an dem Abend zwischen den beiden geschah, ist nicht weiter des Wiedergebens werth, wenn wir versichern, daß es war, als ob eben jetzt sich zwei schöne Seelen zum erstenmale bis auf den Grund in ihrem ganzen Werthe erkannt und zu ewigem Bunde vereinigt hätten.

* * *

In den nächsten Tagen nach jenen auf die Zeit von wenigen Stunden zusammengedrängten Erlebnissen und Erfahrungen hatte Fritz Lauter eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet. Am frühen Morgen des ersten Tages war er nach Oberbartenstein gegangen zu seinem Oheim, dem Kantor. Diesem, zu dessen Redlichkeit und Bereitwilligkeit, überall das Gute zu fördern und Schlimmes zu verhindern, er volles Vertrauen haben konnte, hatte er erzählt, was ihm begegnet war. Die Beobachtung, daß die Stimmung des Landvolkes beständig gereizter werde, konnte der land- und leutekundige alte Mann nur bestätigen, aber daß sie jetzt schon zu Exzessen reif sei, wie Fritz gestern selber einen erlebt, das ging über seine Befürchtungen hinaus. Auf die Frage, was da zu thun sei, um Unheil zu verhüten, wußte er keinen Rath. Er war gewöhnt, die Dinge, welche jenseits des Bereiches seines Haushaltes und seiner nächsten Umgebung lagen, gehen zu lassen, wie sie eben gingen, weil er von seiner eigenen Kraft und seinem Einfluß viel zu gering dachte, um von seinen Bemühungen für das Wohl weiterer Kreise irgendwelchen Erfolg zu erwarten. Wie Gott will, war sein sehr ernst gemeinter, von aufrichtiger Frömmigkeit getragener Wahlspruch. Fritz Lauter aber ließ sich mit der Hoffnung auf den Himmel nicht genügen; manches große Unglück, das man hätte verhindern oder wenigstens mildern können, wenn man nicht die Hände müssig in den Schoß gelegt, sei durch das blinde, thatenlose Vertrauen auf die rechtzeitige Hülfe der Vorsehung verschuldet worden, sagte er. Wenn es einen Gott gäbe, wie ihn sich die Leute so dächten, fügte er hinzu, so hätte offenbar grade er in der Schule des Leidens, in welcher er die Menschheit seit jahrtausenden erzogen, sie zu der Erkenntniß zu bringen gesucht, daß Selbstdenken und Selbsthandeln sie allein aus Noth und Elend heraus zum Heile führen könne. Der alte Kantor hatte seinen Neffen groß angeschaut, aber nicht ein Wörtchen auf diese seine Auslassung erwidert. Und als dann Fritz erklärt, er beabsichtige von Dorf zu Dorf zu gehen, überall mit den Lehrern, Geistlichen, Ortsvorstehern und sonstigen einflußreichen und verständigen Männern zu sprechen, sie um ihre Meinung und um Rath zu fragen, was geschehen solle, und ihnen die Spalten des „Tageskorrespondenten" zur Auseinandersetzung über alle Wünsche und Beschwerden der Bevölkerung zur freien Verfügung zu stellen, da hatte der Alte schweigend nach Hut und Stock gegriffen und gesagt: „Komm', Fritz — ich will dich begleiten. Heut hab' ich grad' den ganzen Tag Zeit, Schule ist nicht, weil endlich einmal die Decke der Schulstube ausgebessert wird, von der uns der Kalk immer auf den Kopf fiel, bis keiner mehr oben war; und schaden kann's nicht, wenn du deinen Umgang hältst."

So waren sie denn bis spät in die Nacht hinein von Dorf zu Dorf gezogen und hatten mit Dutzenden von Leuten gesprochen, mit den Amtsgenossen des Kantors und deren geistlichen Vorgesetzten, mit Gemeindebeamten und mit Bauern, wie sie sie auf ihrem Wege trafen. Wo der Kantor persönlich bekannt war und bei allen seinen Mitschulmeistern überhaupt, wurden sie freundlich aufgenommen; bei den andern aber begegneten sie großer Zurückhaltung, und da, wo sich Fritz Lauter als Berichterstatter des „Tageskorrespondenten" zu erkennen gab, ausnahmslos offenkundigem Mißtrauen. Aber dann, wenn er, warm und lebendig, wie er seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen pflegte, seine Meinung aussprach über das Unrecht, welches den Leuten im Gebirge geschehen sei, wenn er erklärte, es müsse mit aller Macht gestrebt werden, die öffentliche Meinung von diesem Unrecht zu überzeugen, und mit heiligem Feuer versicherte, er würde nicht eine Zeile mehr für den „Tageskorrespondenten" schreiben, ja er würde sich in die Seele hinein schämen, daß er jemals in seinen Diensten gestanden, wenn dieser nicht auf das allerentschiedenste der Eisenbahnverwaltung klar mache, daß sie der armen Gebirgsbevölkerung Arbeit und lohnenden Verdienst schuldig sei, — dann thauten die Leute auf und faßten Vertrauen zu ihm und gaben ihm das Versprechen, nach Möglichkeit das erbitterte Volk zu beruhigen. Mehrere Gemeindevorstände erklärten sich bereit, Versammlungen einzuberufen und da zur Ruhe und Besonnenheit zu mahnen. Fritz Lauter schlug ihnen vor, sie möchten allerorten eine gleichlautende Resolution zur Berathung und Abstimmung bringen lassen, welche in entschiedener, aber von jeder Anmaßung und allen Vorwürfen freien Sprache die Lage der Landleute, ihre Aussichten für den nächsten Winter schildere und die Berechtigung ihres Drängens um Arbeit motivire. Er wolle dann diese Resolutionen mit eingehendster Begründung zu einer Art Denkschrift zusammenfassen und diese zur Veröffentlichung in allen Theilen des Landes bringen.

Damit waren denn die meisten Männer, mit denen der Kantor und Fritz Lauter an diesem ersten Tage zusammentrafen, von Herzen einverstanden. Als am folgenden Tage Fritz allein die Wanderung fortsetzte, fand er außer bei den Lehrern, welchen der Gruß des oberbartensteiner Kantors als Empfehlung Fritz Lauters genügte, verschlossene Herzen und vielfach sogar verschlossene Thüren. All' sein Eifer blieb vergebens, — alles, was er sagte, war in den Wind gesprochen. So lenkte er denn, zwar nicht entmuthigt, aber doch arg enttäuscht, am Nachmittag seine Schritte wieder nach dem oberbartensteiner Kantorhaus. Der Onkel möge ihn auch heute und in den nächsten Tagen begleiten, bat er, damit seine Bemühungen nicht gänzlich fruchtlos bleiben möchten. Der Kantor mußte an der gestrigen Wanderfahrt Gefallen gefunden haben, denn er war sofort bereit; er that sogar mehr, als Fritz verlangte und erwartet hatte. Er begab sich nämlich in Fritzens Begleitung zu seinem Pastor und berichtete diesem von dem Mißerfolg, welchen der Neffe geerntet, als er die gemeinschaftlich begonnene Wanderung allein fortgesetzt, und bat, der Amtsvorgesetzte möge erlauben, daß ihn am nächsten Tag, der ein Sonnabend war, und wenn es sich nöthig zeigen sollte, auch noch am Montag, seine Frau in der Schule vertrete, damit er Fritz Lauter immer und überall hin auf seinen Rundgängen begleiten könne. Der Pastor willigte sofort ein, und so zogen sie denn ohne Säumen, nachdem sie sich durch eine improvisirte Mahlzeit noch tüchtig gestärkt hatten, nach einer andern Richtung als gestern in die Berge hinaus.

Es war stockfinster, als sie ihre Schritte heimwärts lenkten. Sie waren mit ihren Erfolgen zufrieden, wie am ersten Tage; nirgends waren sie ganz abweisend behandelt worden und an den meisten Stellen war es Fritz Lauter, unter dem Beistande des sich immer mehr für die Sache erwärmenden Kantors, nicht sonderlich schwer geworden, sich die Zustimmung der Leute und das Versprechen ihrer thätigen Beihülfe zu erwirken. Auf den Vorschlag des Neffen begab sich der Kantor mit in das Herrenhaus von Klein-Feldau zur Nachtruhe, nachdem er schon vor ein paar Stunden durch einen Boten die Seinen benachrichtigt hatte, daß er über Nacht ausbleiben werde, um gleich in aller Frühe des nächsten Morgens mit Fritz die Wanderung von frischem aufnehmen zu können.

Sie waren grade am Eingange des Dorfes Klein-Feldau angelangt, als der Kantor auf dem schmalen, schwankenden Brettersteg, der da über den mitten durch den kleinen Ort hindurchfließenden Perlefluß hinwegführte, stehen blieb. Er schaute nachdenklich auf das raschströmende Bergwasser, — die Wolken, welche den Himmel mit einem undurchdringlichen, tiefdunklen Schleier verhüllt hatten, waren just an einer Stelle gerissen und der Mond warf sein bleiches Licht zum erstenmal heut Nacht über die Landschaft.

„Siehst du den Schaum auf dem Wasser, Fritz?" fragte der Alte, indem er mit dem Stock auf eine ganze Menge weißer Flecke wies, welche auf den blinkenden Wellen des krystallklaren Wassers dahintanzten.

„Gewiß seh' ich sie. Es hat hoch oben in den Bergen heut tüchtig geregnet, darauf machtest du selbst ja mich aufmerksam. Wir werden morgen, wenn wir da hinaufkommen, noch deutlichere Spuren davon zu sehen bekommen, denk' ich."

„Noch deutlichere, ja; viel schlimmere nicht," erwiderte der Kantor mit sehr ernstem Tone. „Wenn es um die jetzige Zeit oben in den Bergen so regnet, wie es gestern Nacht schon und heut Nachmittag wieder geregnet hat, dann deutet das auf Hochwasser. Weißt du, was ein Hochwasser hier für die Dörfer zu bedeuten hat, Fritz?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heirat mit Hindernissen.

Beitrag zur Kulturgeschichte der jüngsten Vergangenheit.

(Schluß.)

Soweit waren wir nun. Aber — da erhob sich nun eine ganz andere Frage, deren Lösung allem Anschein nach eben so viele Schwierigkeiten bereiten konnte. Diese Frage lautete: wo nun getraut werden? Ich wiederhole hier, daß wir beide Dissidenten waren, also nur von einem Richter oder Standesbeamten getraut werden konnten. Das Nächstliegende wäre mir nun gewesen, eben nach meinem Geburtsort zu reisen und mich dort von jenem Bürgermeister trauen zu lassen. Daß ich dazu keine Lust empfand, ist wohl sehr begreiflich; überdies wäre eine solche Reise mit bedeutenden Kosten verknüpft gewesen. Was nun thun? Im Herzogthum Braunschweig, in welchem ich damals meinen Wohnsitz hatte, gab es noch kein Civilstandsamt, noch nicht einmal Dissidenten und eine fakultative Civilehe. Da war also nicht daran zu denken. Ich dachte nun an Preußen und wandte mich an die zuständige Behörde meiner Braut. Da wurde mir nun kurz und einfach der Bescheid, das könne nur geschehen, wenn ich erst preußischer Staatsangehöriger werde, ich sollte mich also vorher „naturalisiren" lassen. Das wäre erstens wieder ein großer Umweg gewesen, dann aber — hatte ich einfach keine Lust. Sollte ich meinen badischen Bürgerantritt so sauer erworben haben, um ihn gleich darauf wieder in den Wind zu schlagen? Ueberdies, wenn es darauf ankam, zu wählen, so war mir — offen gestanden — die Angehörigkeit zum badischen Staat wohl lieber, als die zum preußischen. Mit Preußen war es also auch nichts. Ich wandte mich auf Anrathen einiger Bekannten nach Hannover. Zwar gehörte dieses ehemalige Königreich bereits zu Preußen, aber es war für die Gebietstheile des ehemaligen Königreichs Hannover im September 1867 eine besondere Verordnung über bürgerliche Trauung und verwandte Punkte erschienen, welche im Vergleich zu den gesetzlichen Bestimmungen der alten Provinzen Preußens etwas weitherziger abgefaßt erschienen. Als ich daher in der Stadt Hannover selbst mit dem betreffenden Richter Rücksprache nahm, da antwortete er mir: „Ich kann und will Sie trauen, da Ihre Braut Preußin ist, wenn Sie mir von der Gemeindebehörde irgend eines Ortes innerhalb des „Norddeutschen Bundes" die Bescheinigung bringen, daß Sie daselbst wohnberechtigt sind, heimatberechtigt ist nicht nöthig, nur wohnberechtigt." Meine Braut gehörte dem „Norddeutschen Bunde" an, ich nicht; ich war ja von jenseits der Mainlinie. Das Natürlichste war, daß ich ein Gesuch an den hochlöblichen Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig einreichte, mir doch die Bescheinigung der Wohnungsberechtigung zu ertheilen. Die Antwort war eine ablehnende, weil — wie es hieß — ich noch nicht volle zwei Jahre in der Stadt ansässig sei, aber erst nach zweijährigem Wohnsitze diese Berechtigung einträte. Sonst wußte ich aber keinen Ort innerhalb des „Norddeutschen Bundes", von dessen Behörde ich eine solche Bescheinigung zu erhoffen gehabt hätte. Jener Amtsrichter sagte mir zwar, „und wenn Sie mir vom Schulzen des kleinsten Dorfes, das zu diesem Staatsverband gehört, eine solche Bescheinigung bringen, so genügt es und ich werde Sie trauen; aber — ich wußte auch kein solches Dorf und keinen solchen Schulzen. Es war also auch mit Hannover nichts. — Meine Bürger-Antritts-Urkunde hatte ich und damit nach dem Gesetze meiner Heimat das Recht zu heiraten, aber wir waren Dissidenten und wollten mit der kirchlichen Trauung nichts zu thun haben und eine bürgerliche wollte sich in keinem Lande für uns finden. Deutsche waren wir auch, aber, wie gesagt, von diesseits und jenseits der Mainlinie. Da wurde mir Gotha genannt als ein Staat mit freisinniger Gesetzgebung. Ich kannte dort einen höheren Verwaltungsbeamten dem Namen nach. Ich schrieb an ihn und erzählte ihm den ganzen Hergang. Nach Verlauf von etwa acht Tagen erhielt ich von ihm die Antwort, daß es dort möglich sei, er habe bereits mit dem betreffenden Beamten gesprochen, ich solle nur die Papiere einschicken. Das geschah natürlich sofort. Jeden Tag hoffte ich nun auf die Nachricht, daß ich mit der Braut an einem bestimmten Tage eintreffen solle. Allein statt dieser Nachricht kam nach nicht gar langer Zeit eine ganz andere: es hätte sich herausgestellt, daß durch einen Erlaß des herzoglichen Staatsministeriums nur Gothaer auf diese Weise dort getraut werden dürften. Ich müßte also, um in einem Orte des Herzogthums Gotha eine Civilehe zu schließen, erst Staatsangehöriger werden. — Das war also genau dasselbe wie mit Preußen. Ich war mit meiner Bürger-Antritts-Urkunde genau so weit wie im Anfange. Nun war, wie man zu sagen pflegt, guter Rath theuer. Nach Baden zu gelangen, war mir schon darum nicht möglich, weil mir zu einer solchen Reise für zwei Personen die Mittel fehlten. Ueberdies konnten mir wegen des Aufgebots neue Schwierigkeiten bereitet werden und wenn es nur ein theurer Aufenthalt war. In Braunschweig, wo ich wohnte, gab es keine bürgerliche Ehe, in Preußen, wo meine Braut wohnte, fehlte mir die Staatsangehörigkeit, in Gotha war es dasselbe; in der Provinz Hannover aber ging es nicht, weil ich als Süddeutscher innerhalb des „Norddeutschen Bundes" kein Wohnrecht hatte. Was nun? Ich sann also weiter, bis mir endlich einfiel, daß ich vor einiger Zeit bei einer Festlichkeit in einer fremden Stadt einen Herrn flüchtig kennen gelernt hatte, der mir als Civilstandsbeamter eines andern kleinen Staates Deutschlands vorgestellt worden war. Sogleich schrieb ich an diesen, den ganzen Sachverhalt darlegend und fragte, ob es denn nicht in seinem Staate möglich sei. Ich erhielt bald Antwort und zwar, daß es wohl möglich sei, es wären zwar einige Bedingungen zu erfüllen, welche jedoch voraussichtlich keine besonderen Schwierigkeiten verursachen würden. Da konnte ich doch wahrlich nichts besseres thun, als selbst hinzureisen, um mich genau zu erkundigen. Das geschah denn auch. Die erste Bedingung lautete: Die Braut muß erst sechs Wochen im Orte selbst gewohnt haben. Dies ließ sich machen. Ich fuhr zurück und theilte ihr diese Bedingung mit. Sie sowohl wie ihre Eltern waren damit einverstanden. Wir bestimmten einen Tag, an welchem ich sie abzuholen und nach der Stadt N. zu bringen versprach, und alles ließ sich so gut an. In N. angekommen, wurde für sie bei einer mir empfohlenen Familie Wohnung gemiethet. Als die erforderlichen sechs Wochen vorüber waren, reiste ich nach N., meinen Bekannten in Braunschweig erklärend, den und den Tag komme ich wieder und bringe ein Weibchen mit. Ich glaubte mich meinem Ziele nahe. Doch, ich war einmal ein Pechvogel, meine Rechnung war abermals ohne den Wirth gemacht. Und wer war dieses Mal der Wirth? — Niemand anders als jener preußische Richter in Fr. Der Beamte in N. erklärte mir, daß von Seiten seines Staates kein Hinderniß mehr im Wege stehe, um von ihm getraut werden zu können, daß aber der preußische Richter in der Heimat der Braut das Aufgebot verweigere und zwar einfach aus dem Grunde, weil ich nicht Preuße sei. Ohne dieses Aufgebot aber, fuhr der Beamte fort, dürfe er nicht trauen. — Nun schrieb ich sofort an meinen künftigen Schwiegervater, ihn bittend, doch persönlich zu dem betreffenden Richter hinzugehen. Er that es, wurde jedoch einfach abgewiesen. Hierauf begab sich der Bruder meiner Braut hin, der, als der Richter ihn ebenso behandelte, ein derbes Wort sagte und dafür fortgeschickt wurde. In Folge dessen schrieb ich an jenen Richter und erhielt als Antwort eine lange juristische Abhandlung, die ich bis heute noch nicht bis zu Ende zu lesen im Stande war; der langen Rede kurzer Sinn aber hieß: es geht nicht. Darauf reiste ich persönlich hin, um mit dem Herrn über die Angelenheit ein ernstes Wort zu sprechen. Seine erste Frage an mich war, warum ich denn damals nicht Preuße geworden sei? Dann wäre die Angelegenheit längst in Ordnung. — Sodann erklärte er mir, daß er das verlangte Aufgebot bei Vermeidung einer Disziplinarstrafe von 50 Thalern nicht ausfertigen dürfe, eben weil ich nicht Preuße sei. Damit war ich auch hier fertig.

Ich kehrte trostlos nach N. zurück und berichtete dem dortigen obersten Civilstandsbeamten die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen. Er erklärte, jetzt das Recht zu haben, mich ebenfalls ganz abzuweisen. Auf meine Bitte hin äußerte er: „als Mensch würde ich Ihnen sofort helfen, aber ich bin Beamter und muß als solcher mich an meine Bestimmungen halten. Das Peinliche ist nur, daß wir von den preußischen Beamten immer zu verstehen bekommen, wir seien nicht königlich, unser Staat sei im Vergleich zu Preußen so klein und unbedeutend. — Ich will sehen, ob sich noch ein Ausweg finden läßt."

Und er hat ihn auch gefunden, den Ausweg, der treffliche Mann. Der Mensch siegte über den Beamten. Er that nichts Unerlaubtes, aber er that doch etwas, wozu er gar keine Verpflichtung hatte, was ganz außer der Sphäre seiner Wirksamkeit lag. Ich mußte ihm Wort und Handschlag geben, niemanden zu sagen, wie es möglich geworden. Nun währte es nur noch kurze Zeit und wir beide, meine Braut und ich, waren gesetzlich Mann und Frau.

Das war doch gewiß eine Heirath mit Hindernissen. Wir haben uns aber nachher auch das Hochzeitsmahl um so besser schmecken lassen. Dieses Frühjahr sind's nun gerade zehn Jahre.

Das Jagdlager Orvielle bei Valsavaranche. (Bild Seite 460.) Der vor zwei Jahren verstorbene König von Italien, Viktor Emanuel, war ein zweiter Nimrod, von dem die Bibel sagt, er war ein großer Jäger vor dem Herrn. Als Knaben sah man ihn schon in den Bergen auf ungangbaren Pfaden umherirren, auf den höchsten Felsspitzen das Wild aufjagend und erlegend. Auch später, als er zur Regierung kam, verlor er seine Leidenschaft für das Hochland nicht; kaum gönnt ihm der eben geschlossene Friede einen Moment Ruhe und wirft ihm eine oder gar einige Provinzen in den Schoß, so ist er auch wieder in den Bergen, um seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd auf Steinböcke, nachzugehen. Bevor der Telegraph von Turin über Irea nach Aosta gelegt war, der eigentlich nur zum Verkehr des Königs mit seinem Kabinet diente, hatten die Minister ihre liebe Noth, den König aufzufinden, wenn seine Unterschrift nothwendig war. Tagelang sah man ihn zu Pferd auf den unwegsamen Höhen, die selbst Fußgänger ungern beschreiten, oft in den Sennhütten übernachtend, nur auf die Kost der Bergbewohner angewiesen. Nicht selten trafen ihn Reisende 2400 Meter hoch in dem Felsenland von Dondenna auf einem Steinblock sitzen und, seine kurze Pfeife rauchend, in stiller Betrachtung des großartigen, sich vor ihm entfaltenden Naturgemäldes versunken. Wie einst Kaiser Nero während des Brandes von Rom Stellen aus Homers Ilias rezitirte, so pflegte der gewaltige Jäger aus dem Sabaudischen Stamme, Re galantuomo (König Ehrenmann), der nicht nur die Söhne, sondern noch mehr die Töchter des geeinigten Italiens liebte, nach den Mühen und Lasten des Waidwerks Verse aus Schillers „Wilhelm Tell" zu deklamieren. Die zunehmende Korpulenz und Bequemlichkeit trugen dazu bei, das Jagdgefolge des Königs zahlreicher und umständlicher zu machen. Man ging nun daran, Gebirgswege anzulegen und bestehende aus-

zubessern und zu erweitern, um der königlichen Karawane die Betretung der höchsten Jagdreviere zu ermöglichen. Ein Panorama, das nicht leicht seinesgleichen findet, spannt sich in dem Dreieck zwischen dem Mont Cenis, Mont Blanc und Monte Rosa aus, es ist das großartigste Moränenbild der südlichen Abdachung der Alpen, ein Bild der Verwüstung, eine Gletscherlandschaft der Grajischen Alpen. Das unfruchtbare Gestein, welches einst während der großen Eiszeit von den fernen Alpenriesen des Mont Blanc und Monte Rosa verheerend über Berg und Thal geschleudert wurde, dient jetzt zum friedlichen Boden, auf welchem sich im Thale wogende Saatfelder und herrliche Obst- und Weingärten erheben. Mitten durch dieses großartige Bild rollen majestätisch die kalten Wellen der Dora, die wie ein Silberfaden weithin die piemontesische Ebene durchzieht, von welcher sich am fernsten Horizonte die niedere Apenninen-Kette abhebt. Um zu dem königlichen Jagdlager Orvielle bei Valsaveranche, dem Vorwurfe unseres Bildes zu gelangen, dringen wir in das Aostathal. Der Weg, der stets die Dora Baltea verfolgt, ist eine antike Römerschöpfung, die via consularis (Konsular-Straße), welcher unter Ueberwindung der gewaltigsten Hindernisse über Berge, Schluchten und an steilen Felsenwänden entlang bis zum fernen Aosta und Courmayeur, am Fuße des Mont Blanc durchgeführt wurde, um den großen St. Bernhard nach der Schweiz und dem Rhein zu überschreiten, während er über den kleinen St. Bernhard nach Gallien (Frankreich) führte. Großartige Bauwerke aller Art, Brücken, Wasserleitungen und Kastelle, theils erhalten, theils in Ruinen, zeugen von dem Unternehmungsgeist und der Leistungsfähigkeit der römischen Baumeister. Auf den Trümmern der glanzvollen Römerzeit wuchern wie Parasiten die windschiefen Reste der Raubschlösser des finsteren Mittelalters. Alterthum und Mittelalter wetteiferten mit der Neuzeit, sich blutig in die Geschichte des Aosta-Thales einzuzeichnen. Die Geschichte der stolzen und wilden Salassen, der Ureinwohner dieses Landes, taucht mit dem Durchzug des karthaginiensischen Feldherrn Hannibal aus dem Sagendunkel auf. Zur selben Zeit als Varus, ein Feldherr des römischen Kaisers Augustus mit seinem Heere durch Hermann im Teutoburger-Walde vernichtet wurde, drang hier ein Steuereintreiber desselben Augustus, Namens Terentius Varo Murena vor. Als die armen Bergbewohner den Tribut nicht erschwingen konnten, wurden in einer Nacht 36,000 Männer und Weiber gebunden nach Ivrea gebracht, um in alle Welt als Sklaven verkauft zu werden. Die Horden der Völkerwanderung, die von Gallien und Germanien über den großen und kleinen Bernhard in die Poebene herniederstiegen, haben den Menschenschacher den Römern blutig heimgezahlt. Nach dem Verfall des Römerreiches spielten die Burgunder die Herren im Lande, zu dessen völligem Ruin die Feudalbarone mit ihren endlosen Fehden beigetragen haben. Der letzte Feldherr, der vom großen St. Bernhard in das Aostathal herniederstieg, war Napoleon Bonaparte. Von dem alten Salassentrotz ist bei den mageren und unansehnlichen Aostanern wenig zu verspüren. Die schwere Arbeit in den Bergen und Minen, die besonders auch den Frauen aufgebürdet wird, verbunden mit kümmerlicher Lebensweise, hat der schönen Gegend ein häßliches Mal aufgebrannt. Allerorts in den Straßen und auf den Wegen lagern zahlreiche Kretins (geistig und körperlich mißrathene Blödsinnige), und nach hunderten zählt man Frauen und Männer, die ein ungeheuerlicher Kropf entstellt. Wir wissen nach den neuesten Wahrnehmungen der Physiologen, daß der Kropf durch frühzeitiges Einschreiten zu unterdrücken ist, folglich ist sein auffallend zahlreiches Auftreten eine Vernachlässigung der Bevölkerung. Einen Volksstamm soviel wie möglich edel und rein zu erhalten und aufzuziehen, ist auch eine Seite der Regierungswirthschaft, die im Alterthum mehr beachtet wurde, als heutzutage, während sie gerade unserer verkümmerten Generation so noth thäte. In der letzten Zeit ist es etwas besser geworden, weil die Noth, die Mutter der Schwäche und der Krankheit gelindert worden ist. Die Hilfe kam von einer Seite, von welcher man sie sonst nicht zu erwarten pflegt, von der Jagdliebhaberei des Königs. Auf der gewaltigen Kette des Gran Paradis, dem Hintergrunde unseres Bildes, auf den Abhängen der Grivola, der Tersiva, im jenseitigen Thale von Savaranche, im Vordergrund des Bildes, nahm das Steinwild seinen letzten Zufluchtsort, nachdem das mörderische Blei der schweizer und savoyardischen Jäger von den Kämmen des Mont Blanc und der walliser Alpen erbarmungslos das edle Königsgeschlecht der ewigen Schnee- und Eisregionen vertilgt hatte. Den Steinbock in seinem letzten Zufluchtsort aufzuspüren, brachte den König Viktor Emanuel — und mit dem König Geld und Verkehr in diesen abgelegenen Erdenwinkel. Sehen wir uns auf der Höhe von Orvielle, dem Lieblingsaufenthalte Viktor Emanuels, etwas näher um. Lenken wir auf unserer Wanderung durch das Aostathal von Leviona an einem tobenden Bergbache entlang, ab, so gewährt uns eine scharfe Wegbiegung plötzlich einen herrlichen Blick gen Valsavaranche. Zischend und rauschend stürzt der angeschwollene Bach, den wir linker Hand auf unserem Bilde so friedlich dahingleiten sehen, in schäumender Kaskade senkrecht in's tiefe, tiefe Thal und verliert sich unter Tannenbäumen in einem Silberstreifen, den wir wiederum mit der großen Savara vereinigt finden. Diesseits und jenseits des Thales an steilen Abhängen hinauf und herab alles mit dichtem Nadelwald bedeckt, tief unten lang hingestreckt, von niederen Nebelwölkchen leicht durchzogen, die grünen Wiesen von Valsavaranche. An den westlichen Abhängen von Valsavaranche windet sich eine Straße hinauf, die uns nach einstündigem Marsche zur Höhe von Orvielle bringt. Die am Fuße hoher Felswände aufgeführten, langgestreckten Jagdhütten sind mit einer unabsehbaren Reihe von Jagdtrophäen geschmückt. Die Hörner eines jeden im Revier erlegten Steinbockes wurden hier über den Thüren und Fenstern befestigt und eine beträchtliche Anzahl ist es, die den einzigen, aber würdigen Zierrat des einfachen Gebäudes bildet. Das Panorama im Hintergrunde sind die exakt wiedergegebenen Bergkonturen des Gran Paradis. Die mittlere Partie zeigt eine große Geröllhalde, welche vom Wege durchschnitten wird. Dieser Zickzackstreifen ist eine jener Routes-royales (königliche Strecken), die quer über die Felsen bis zum äußersten Ende derselben laufen, um mit einem Standwerk abzuschließen, von welchem Viktor Emanuel die ihm zugetriebenen Steinböcke schoß. Die mit großen Kosten angelegten Jagdwege sind heute schon wieder in Verfall, weil den dabei interessirten Gemeinden die Mittel zur Ausbesserung derselben fehlen und der Nachfolger Viktor Emanuels, sein Sohn Humbert, keinen Sinn für die theuren Vergnügungen hat. Die Jagdhütten, ihrer Thüren und Fenster beraubt, lassen Wind und Wetter freies Spiel und werden bald bloße Steinhaufen sein. Die einsam dastehenden Telegraphenpfosten ohne Draht sind Zeugen der Vergänglichkeit alles Irdischen, auch königlicher Passionen. Dr. M. T.

Muharram, das Neujahrsfest der Muhamedaner, wie man es in Bombay (spr. Bombeh), der wichtigsten Handelsstadt der englischen Besitzungen in Indien — auf Grund der Parlamentsakte vom 27. April 1876 zum Kaiserreich erhoben — feiert, wird heute in wohlgelungenem Bilde (S. 461) den Lesern der „Neuen Welt" zur Anschauung gebracht. Bombay, eine portugiesische Gründung, schon frühe das Eingangsthor zum Osten Asiens genannt, ist jetzt seit der am 17. November 1869 erfolgten Eröffnung des Suezkanals, der den direkten Schiffverkehr zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meer vermittelt und beiläufig den Weg von Triest nach Bombay um nicht weniger als 37 Tage abkürzt, in der That für die Europäer das Eingangsthor zu dem zwischen den heiligen Strömen Indus und Ganges gelegenen alten Kulturlande Indien geworden. Die mit der dazugehörigen Präsidentschaft des britisch-ostindischen Reiches gleichnamige Stadt, auf einem Eiland erbaut, zählt der Pracht ihrer Umgebung wegen zu den schönstgelegenen Städten der Erde. Die Vortrefflichkeit des großen Hafens — nicht weniger als ca. 32 000 Personen beträgt die tägliche Schiffsbevölkerung im Hafen — erkannten zuerst die Dänen. 1661 nahm ein englischer Admiral Besitz von der Insel — das für Europäer außerordentlich ungesunde Klima raffte aber bald die ganze Besatzung hinweg, sodaß die Krone England schon wenige Jahre darauf das Eiland an die ostindische Handelskompagnie abtrat. Was die Bevölkerung anlangt, so befinden sich unter den 800 000 Einwohnern Bombays neben 4% Christen (Europäern) und 6% Parsis — d. i. eine kleine Kolonie von Persern, die sich nach und nach zu Königen des Handels emporgeschwungen haben — etwa 150 000 Muhamedaner; die Mehrheit der Bevölkerung besteht aus Hindus. Die Religion der letzteren ist bekanntlich seit mehr als 2000 Jahren der Buddhismus — so genannt von Buddha (= der Erleuchtete), dem Stifter desselben. Wie nicht anders zu erwarten, vertragen sich die verschiedenen Konfessionen nicht gut — die Bekenner der einen wollen vor den Anhängern der andern immer etwas voraus haben, und daß die Verehrer Muhameds, die Anhänger der jüngsten derjenigen religiösen Kulten, die man Weltreligionen nennt, am wenigsten Muster der Duldsamkeit genannt zu werden verdienen, ist bekannt. Die muhamedanische Religion mit dem Schwerte zu verbreiten, ein Gebot des Korans, war Jahrhunderte lang in Uebung. So kommt es denn bei den verschiedenartigen Religionsübungen häufig zu Reibereien und namentlich das Muharramfest, ein mit unserm Karneval zu vergleichendes Freudenfest für die Muhamedaner aller Sekten — deren es nicht weniger als 72 gibt — gehört zu den Feierlichkeiten, welche die ganze Polizeimacht Bombays auf die Beine bringen, zumal dann, wenn das Fest mit Feiertagen der anderen Religionen zusammenfällt. Die Muhamedaner rechnen noch nach dem alten Mondjahr (355 Tage, 8 Stunden 48 Minuten), weshalb Muharram oder Moharrem, der erste Monat des Jahres, unserm Sonnenjahr gegenüber jährlich um 11 Tage früher beginnt. Das Neujahrsfest der Bekenner Islams (Islam = Hingabe an Gott) macht daher innerhalb 33 Jahren die Runde: in unserm Jahre 1880 nach Christi Geburt nimmt die zehn Tage lang dauernde Feier am 4. Dezember ihren Anfang. Die zwei letzten Tage sind die Haupttage des Festes: Prozessionen ziehen, einen Heidenlärm vollführend, mit Musik durch die Straßen der Stadt und die Ortschaften der Umgebung, und ähnlich dem Kreuz der Christen werden auf Stäben, wie unser Bild zeigt, „Tazia" umhergetragen. Tazia sind Nachbildungen der Gräber von Hassan und Hassain, der Söhne von Ali. Dieser, einer der Schwiegersöhne des Propheten Muhamed besaß und besitzt eine starke Anhängerzahl, die der Meinung ist, Muhamed werde dereinst wieder auferstehen. Man nennt sie Schiiten, d. h. eigentlich Ungläubige, Abgefallene, im Gegensatz zu den Sunniten — von Sunna, dem Buche, in welchem die Traditionen der muhamedanischen Kirche aufbewahrt werden, herrührend; — die Sunniten halten nämlich Ali nicht für den allein wahren Nachfolger des Propheten. — Die mit geöltem Papier überzogenen Holzrahmen — Transparents — sind an den Seiten bunt bemalt, mit Glimmer und farbigem Glas belegt und mit Blumen bekränzt. Durch brennende Lichter werden die Seitenwände erleuchtet. Vornehme Moslims lassen sich solche Tazia von bedeutender Größe

und künstlerischer Ausstattung herstellen — den Rahmen von kostbarem Sandelholz, statt Glimmer Silberblätter. Und während die gewöhnlichen Tazia mit Beendigung der Feier ins Wasser — wie unser Bild zeigt, hier ins Meer — getragen werden oder auch auf Leichenhöfe, werden die werthvolleren Tazia aufbewahrt, um aufs neue im nächsten Jahre ihre Dienste zu thun. -z-

---

Der Zauber körperlicher Schönheit und vor allem weiblicher Anmuth hat zuweilen schon außerordentliche Wirkungen geübt. Weniger bekannt dürfte heutzutage folgendes sein. Französische Memoiren aus dem fünfzehnten Jahrhundert erzählen von einer gewissen Pauline von Vignière, einer „vollkommenen und tugendhaften Jungfrau“, welche den Enthusiasmus ihren Zeitgenossen durch ihre entzückende Schönheit in so hohem Grade hervorrief, daß die Bürger ihrer Vaterstadt Toulouse einen Befehl der bürgerlichen Obrigkeit erwirkten, welcher sie zwang, wöchentlich wenigstens zweimal auf dem Balkon ihres Hauses sich sehen zu lassen, und so oft das geschah, war das Gedränge lebensgefährlich. Gleich bewundert wurde im letztvergangenen Jahrhundert die Schönheit der beiden Gunnings, deren eine, Elisabeth, den Herzog von Hamilton und die andere, Maria, den Grafen von Coventry heirathete. „An jenem Freitage,“ — schreibt der englische Schriftsteller Walpole (1716—1797) — „als die Herzogin von Hamilton bei Hofe vorgestellt wurde, war der Zusammenlauf so groß, daß selbst die Adeligen in den Vorzimmern auf Stühle und Tische stiegen, um sie zu sehen. Haufen versammeln sich vor ihrer Thür, wenn sie zur Kirche gehen will, und die Leute reißen sich frühzeitig um die Plätze, wenn es bekannt wird, daß sie ins Theater geht.“ . . . „Solche Massen“ — sagt er anderswo — „drängen sich, die Herzogin von Hamilton zu sehen, daß in und bei einem Wirthshause in Yorkshire siebenhundert Leute die ganze Nacht aufblieben, nur um sie den nächsten Morgen in den Postwagen steigen zu sehen“ . . . . . Und wer gedenkt dabei nicht einer Frau von Fontenay, einer Madame Recamier — einer Königin Luise von Preußen, einer Agnes Bernauerin und einer Philippine Welserin, um dieses wunderwirkenden Zaubers inne zu werden? M. B.

Die Pflege der Gesundheit durch Körperübung sollte jeder als seine erste Pflicht betrachten. Die Muhamedaner sagen, Allah rechne die Tage, die man auf der Jagd verbringe, nicht vom Leben ab, sondern gebe dieselben, als im Interesse der Gesundheit verwendet, drein. Plato meinte, Körperübung könne beinahe ein schuldiges Gewissen heilen. Sydney Smith sagte: „du wirst nie in einer Rede stecken bleiben an einem Tage, wo du vier Stunden gegangen bist!“ M. B.

Sprechsaal für jedermann.

Zu Nutz und Frommen aller Auswanderungslustigen (Schluß). Schnell entschlossen, verfüge ich mich in das Arbeitsbureau des Castle-Garden, nehme einen Platz auf einer der dort stehenden Bänke ein und helfe die ohnehin schon zahlreich vertretenen arbeitsuchenden Hungerleider noch vermehren, die nur dem Selbsterhaltungstriebe folgend, ihre Arbeitskraft auf diesem weißen Sklavenmarkte feilbieten. — Hier muß gesagt werden, daß es mir nicht im entferntesten beikommt, dieses Institut zu schmähen. Der Gedanke, Einwanderern und überhaupt solchen, welche ohne Beschäftigung sind, diese hier zuzuweisen, ist edel und hat schon manchen vom Verderben gerettet; daß aber — und vor allem gerade die deutschen Arbeitgeber hierbei auf die Unerfahrenheit der Neulinge im Lande und auf das Elend armer Teufel spekuliren, habe ich zur genüge kennen gelernt. Fünf Dollars und Kost per Monat für unter Umständen harte Arbeit ist kein seltenes Angebot von Seiten solcher Herren. Dadurch wird dies Institut das, als was ich es bezeichnet. Wer nicht unbedingt nöthig hat, dieses Bureau in Anspruch zu nehmen, sollte es lieber nicht thun. — Die Gründer und Erhalter desselben trifft kein Vorwurf. — Meine Geduld sowohl als mein leerer Magen hatten eine harte Probe zu bestehen. Schuster, Schneider, Tischler u. s. w. wurden verlangt. Als Pferdeknecht, als Mann zum Melken der Kühe 2c., zu welchen Geschäften ich mich in Anbetracht meines geradezu fürchterlich werdenden Appetits zum öftern angeboten hatte, wollte mich niemand haben. Der eine meinte, ich sei zu klein und zu schwach, der andere verlangte mehrjährige Praxis in Pferdedressur. Was hätt' ich hier nicht alles für ein Butterbrot geleistet. Hunger ist entschieden etwas sehr Fatales! Endlich schlug die Stunde der Erlösung. — „Leute für leichte Arbeit auf einer Farm!“ Noch nie klang mir etwas so lieblich, wie diese paar Worte. — Ich hätte den Mann umarmen mögen. Schnell sprang ich mit vor, voller Angst, daß man mich abermals zurückweisen könnte. 15 Mann, darunter auch meine Wenigkeit, wurden engagirt. Lohn 8 Dollars und Kost per Monat. Um Zwei sollte das Fährboot nach Staaten-Island, einer 20 Meilen von Newyork gelegenen Insel, mit uns abgehen, um in unserem neuen Wirkungskreise als Arbeiter in einer Farmfactory bei Zubereitung von Tannattons beschäftigt zu werden. Niemand war glücklicher als ich. Jetzt gab's hoffentlich bald was zu essen und, was auch nicht zu verachten, es kam wieder Geld in meine Tasche. Punkt 2 Uhr segelten wir ab. Der eine meiner neuen Kollegen hatte, wahrscheinlich in Anbetracht meines noch ziemlich respektabel aussehenden Ueberknöpfers, eine innige Zuneigung zu mir gefaßt und unterhielt mich während der kurzen Wasserfahrt durch einen ernsten, in salbungsvollem Tone gehaltenen Vortrag über seinen bis jetzt in Amerika erfolglos geführten Kampf ums Dasein. Der Mann war nicht ohne Bildung, er hatte seine Erziehung in einer Pfaffenanstalt zu Innsbruck erhalten und in den drei Jahren, die er in Amerika verlebt, schon elendes Pech gehabt. Die paar Tage meines Herumlungerns in Newyork hatten mich mit so viel fraglichen Existenzen zusammengeführt, ich hatte schon so viel Jammererzählungen mit angehört, daß mir das Wehklagen meines fromm erzogenen Freundes nichts neues mehr war und daß es mir durchaus nicht wunderlich vorkam, einen derart gebildeten Menschen als zukünftigen Handarbeiterkollegen begrüßen zu dürfen. — Unser Fährboot war nach halbstündiger Wasserfahrt am Platze; wir 15 Arbeitslustigen wurden in den auf die Passagiere des Bootes schon harrenden Eisenbahnzug gepackt und unverzüglich 10 Meilen weiter nach unserer Farm befördert. — Hier hatte ich Gelegenheit, die so äußerst komfortabel und praktisch eingerichteten amerikanischen Eisenbahnwagen kennen zu lernen. In diesen feinen Salonwagen sitzt Arm und Reich nebeneinander, der ganze Zug wird von einem einzigen Kondukteur bedient, der denselben auf einem mitten durchgehenden Wege vom ersten bis zum letzten Wagen begehen kann. Praktisch, äußerst praktisch ist der Amerikaner, das muß man ihm lassen. Nach hierauf folgender kurzen Fußtour die Eisenbahnschienen entlang, betraten wir sehr bald den Schauplatz unserer neuen Thätigkeit, welcher, nebenbei bemerkt, mit allem, was drum und dran hing, einen niederdrückenden Eindruck auf mich hervorbrachte. Etwas Wilderes und Lüderlicheres war mir noch nimmer vorgekommen. Der mit dem Aufwasch des für die 150 deutschen Arbeiter bestimmten Eßgeschirrs beschäftigte Koch und Kellner — ein einstmaliger ungarischer Husarenlieutenant — setzte uns trocken Brot und eine große Flasche voller Syrup vor, mit der Bemerkung, daß dies der Ueberrest des Diners sei. Nachdem jeder von uns seinen wolfsähnlichen Appetit gestillt, wurden wir mit unseren zukünftigen Schlafsälen bekannt gemacht. — Das war nun freilich die Quintessenz des Elendesten, was es nur gab. Längs der Dielen war Stroh ausgebreitet und je zwei Mann benutzten eine sehr, sehr verdächtig aussehende wollene Decke zum Schutz gegen die kalte Nachtluft, die in diesen Bretterbuden ziemlich empfindlich wehte. — In diesem Jammerthale habe ich 14 schwere Tage verlebt. Hätte ich das nöthige Geld gehabt, so wäre meines Bleibens hier nicht einen ganzen Tag gewesen. Charakterstudien konnte man in ausgiebigster Weise machen, die Hefe des deutschen Vagabundenthums hatte hier sowohl als im tiefsten Elend steckende, mit großen Hoffnungen herübergekommene und stets bitter enttäuschte deutsche Handwerker Vertretung gefunden. Deutschen Freunden, welche weit entfernt, eine bessere Stellung einnahmen und mit denen ich mich von hier aus brieflich in Verbindung setzte, haben meine Erlösung aus diesem miserablen Dasein bewirkt. Ihnen verdanke ich, daß mein Leben und Wirken jetzt wieder zu einem freudigen gestaltet ist. Ohne dieselben wäre ich vielleicht gerade so versumpft, wie es die Mehrzahl der auf jener Factorei beschäftigten Deutschen war. Meine Landsleute, die es im Vaterlande durchaus nicht mehr aushalten zu können glauben, mögen sich durch Vorstehendes nicht abhalten lassen, hierher zu kommen. Aber eine Warnung vor Unvorsichtigkeiten und Uebereilung will ich hiermit gegeben haben. Intelligente tüchtige Leute haben sich hier massenhaft unter Verhältnissen herumgetrieben, von denen sie sich in ihrem Heimatlande nicht träumen ließen, und später doch noch Glück gehabt. Energie und Ausdauer und das — Beste, deutsche mit den hiesigen Verhältnissen vertraute Freunde, sind Grundbedingungen, um in Amerika festen Fuß fassen und alsdann ein meist bei weitem besseres Dasein als in der alten Heimat zu führen. Auf das Mitleid Fremder und die Wohlthätigkeit der amerikanischen, sowie der länger hier ansässigen deutschen Bevölkerung rechnen, hieße sich stark irren. „Help your self!“ ist amerikanischer Grundsatz. Ueber hiesige Verhältnisse, Politik, Arbeiterbewegung und wirthschaftliche Verhältnisse werde ich zum Nutzen deutscher Auswanderungslustiger bald mehr berichten.

Philadelphia, Frühjahr 1880. A. Sch.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 40. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Das schien Curt sehr lieb zu sein; er lächelte, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen und sagte fast aufgeräumt:

„Das ist ja prächtig — nun können Sie mir vielleicht gar den ersten Schritt erleichtern, der vielleicht zugleich der letzte ist. Würden Sie Ihrer Wirthin, die ja das Mädchen kennt, vorstellen, daß ein achtbarer junger Mann aus guter Familie sich ernstlich für das einsame Kind interessire, sie kennen zu lernen wünsche und doch nicht mit der Thür ins Haus fallen möge, auch in unverfänglicher Weise sich darüber orientiren möchte, ob sie mehr als blos schön sei und ihr deshalb ein Theaterbillet in die Hände zu spielen beabsichtige, um den Platz neben ihr sich sichern und während der Zwischenakte ein Gespräch mit ihr anknüpfen zu können? Anonyme Zusendung würde voraussichtlich nichts nützen und bei dem ganzen kleinen Plan sei doch gewiß nichts unehrenhaftes und nichts, was sie nicht vor Gott und Menschen verantworten könne; doch — das wissen Sie alles besser als ich, und ihre Wirthin für den harmlosen Plan zu gewinnen, wird Ihnen ein leichtes sein. Ich komme natürlich nicht in Uniform, sondern in Civil, um das Mädchen nicht von vornherein stutzig zu machen; daß sie mich kennt, d. h. schon gesehen hat, ist wohl nicht anzunehmen; ich bin ja immer erst in der Dämmerstunde gekommen, und sie sieht wahrhaftig nicht danach aus, ob sie nach zweierlei Tuch ausluge und für eine Offiziersschwärmerei empfänglich sei."

Die Zumuthung war eine etwas starke, aber Curts humoristisch gefärbte Spannung auf meine Antwort reizte mich, zudem lag mir daran, ihm zu beweisen, daß ich mir das Mädchen völlig aus dem Kopfe geschlagen hätte, und ich willigte ein. Der arme Junge, ich habe ihm einen schlimmen Dienst damit erwiesen!

Ohne weitere Worte drückte er mir dankbar die Hand — mein Eingehen auf seine Idee schien ihn geradezu zu rühren und er rechnete es mir hoch an; er hatte eine hohe Meinung von Männerfreundschaften und jede Handlung, die diese Meinung unterstützte und rechtfertigte, war ihm eine reine Freude.

„Und nun nichts mehr von diesem Argonautenzug nach dem goldnen Vließ," sagte er dann; „wer weiß, ob wir wieder darüber reden."

Und er brachte das Gespräch auf neue doré'sche Illustrationen, die er den Tag zuvor gesehen hatte, und als er mich verließ, mußte ich mich gewaltsam an die einzelnen Phasen unseres Gesprächs über meine Nachbarin erinnern, so geflissentlich war er bemüht gewesen, den Eindruck desselben abzuschwächen und mich auf andere Gedanken zu bringen.

Er schien es auch gar nicht eilig mit der Ausführung seines Plans zu haben, denn mehrere Tage ließ er nichts von demselben verlauten, und es war, als existire das Mädchen gar nicht für ihn. Ich kaprizirte mich andererseits darauf, ihn nicht zu fragen, bis er eines Abends, als wir um die Promenade schlenderten, um nach einem ungewöhnlich heißen Herbsttag die erquickende Nachtkühle zu genießen, von freien Stücken begann:

„Sie wundern sich jedenfalls, daß ich mit dem Eröffnen der Approchen und Parallelen zögere, aber ich wollte erst das Ergebniß der Erkundigungen abwarten, die Linsingen (der lebenslustigste von seinen Kameraden) in den Kreisen unserer „flotten" Offiziere einziehen wollte. Er selber ist noch nicht lange genug in Prag, um alle Geheimnisse der Kasinos zu kennen, aber er hat überall herumgehorcht und nur günstiges erfahren. Unsere berufsmäßigen Roués kennen sie natürlich und haben in ihrer Weise Jagd auf sie gemacht, aber sie hören nicht gern von ihr reden und werden verdrießlich bei Nennung ihres Namens; der eine hat sie „überspannt tugendhaft" genannt, der andere als einen „wahrhaften Tugenddragoner" bezeichnet, keiner aber hat sich gerühmt, auch nur das geringste bei ihr erreicht zu haben. Und Sie wissen doch, daß in Bezug auf die Tugend unserer Frauen und Mädchen aller Stände die Offizierskasinos die zuverlässigsten Auskunftsbureaus sind und daß man sich da nicht als durch Diskretion gebunden erachtet."

Ein paar Tage später brachte er mir das Billet; man gab im deutschen Theater „Donna Diana" in sehr guter Besetzung. Unser Plan glückte, wie sich das hatte voraussehen lassen. Meine brave Wirthin hatte ein viel zu lebhaftes Interesse für das schöne Geschöpf und eine viel zu hohe Meinung von der Glückseligkeit des unter die Haube Kommens, um nicht bereitwillig die Hand zu bieten nnd unbedingte Verschwiegenheit zu geloben; sie hätte freilich zur Salvirung ihres Gewissens gern gewußt, wer der vermögende junge Mann mit den reellen Absichten sei und einiges über seine Familienverhältnisse erkundschaftet, aber sie ließ sich auf die voraussichtlich rasche Entwickelung des kleinen Romans vertrösten und konnte ja hoffen, schon nach der Vorstellung zu erfahren, wer der Nachbar des Mädchens gewesen war. Diese aber hatte keinen Grund, das Billet abzulehnen, das meine Wirthin angeblich

infolge eines häuslichen Vorfalls nicht selber benutzen konnte, und so war denn Curt für einen langen Abend im Hintergrund einer Loge der Nachbar des originellen Waldkindes und hatte vollauf Gelegenheit, sie zu sondiren.

Es war mir während dieses Theaterabends recht unbehaglich-widerspruchsvoll zu Muthe. Was sollte ich wünschen — daß das Mädchen einen geradezu hinreißenden oder einen unbedingt abstoßenden Eindruck auf Curt machte? Wir hatten verabredet, uns nach der Vorstellung im Café zu treffen, er wollte dem Mädchen, um sie nicht etwa in Allarm zu setzen und mißtrauisch zu machen, seine Begleitung nach Hause nicht anbieten und thun, als setze er als selbstverständlich voraus, daß sie abgeholt werde, und bei dieser vorsichtigen Taktik hatte er es denn auch bewenden lassen.

Er kam eigenthümlich angeregt, mit leuchtenden Augen und leicht gerötheten Wangen ins Café, und hatte bereits schweigend ein Glas Tschai geschlürft und seine Virginia lange nachdenklich betrachtet, als ihn mein erwartungsvolles: „Nun, wie gefällt sie Ihnen? — so erzählen Sie doch!" zum Rapport zwang. Dieser Rapport fiel so lakonisch als möglich aus.

„Sehr, sehr gut — sie hat ein fühlendes Herz und einen logischen Kopf und die beiden zusammen geben erst die rechte Harmonie. Ich gehe jedenfalls weiter."

Damit sollte ich abgespeist werden, aber das genügte mir begreiflicherweise nicht, und ich bat mir Details aus, die er denn, zögernd und widerstrebend wie ein Geizhals, gewährte.

„Ich war vor ihr im Theater gewesen, und indem sie neben mir Platz nahm, ignorirte sie mich vollkommen und ging ganz und gar im Stück auf; daß sie mich nie gesehen oder mich wenigstens in der Civilkleidung nicht erkannte, war sofort außer Zweifel und dieser Umstand gab mir alle Sicherheit, deren ich bisher ermangelt hatte. Noch vor Ende des ersten Akts erlaubte ich mir, bemerkend, daß sie ohne Opernglas war, ihr das meinige zur Verfügung zu stellen, da mir das Pincenez genüge, und diese ohne Ziererei und ohne übertriebene Dankbarkeit mit dem bescheidenen Selbstgefühl der geborenen Dame angenommene Artigkeit bildete den Ausgangspunkt eines Zwischenaktsgesprächs über das Stück, das dem selbstthätigen Verstand des Mädchens alle Ehre machte. Sie zeigte sich nicht eigentlich gesprächig, aber die Urtheile, welche sie mit der vollen Sicherheit der Ueberzeugung abgab, waren so hübsch formulirt und verriethen so viel Scharfsinn, daß ich mich unwillkürlich fragte, woher sie diese Kenntniß des Menschenherzens habe und ob dieselbe etwa nur eine intuitive sei; über allem, was sie sagte, lag es aber zugleich wie ein feiner Hauch von Mädchenhaftigkeit, der mich entzückte. Daß ich ihr auch nicht das geringfügigste Kompliment gemacht habe, ist wohl eine überflüssige Versicherung; Sie wissen sehr genau, daß ich eine geringe Meinung von den Frauen habe, denen ein Kompliment schmeichelt und daß ich mich für die Pein, die es mir verursachte, mit den gewöhnlichen Hofmachern zu konkurriren, dadurch räche, daß ich ein geringschätziges Urtheil über den Geschmack und über den Verstand der Betreffenden fälle. Das Mädchen war so unbefangen mir gegenüber, daß ich in Zweifel bin, ob ich darin eine indirekte und unabsichtliche Schmeichelei, d. h. einen Beweis von unwillkürlichem Vertrauen, oder eine ebenso indirekte und unabsichtliche Lektion für meine Eitelkeit, d. h. einen Beweis von Gleichgültigkeit zu sehen habe. Von all den kleinen Künsten ihres Geschlechts, deren man mit der Zeit müde wird, weil man sie ja doch mühelos durchschaut, keine Spur; dabei ein Organ von einer Tiefe und Fülle, von einem Wohllaut und einer Biegsamkeit, die selten sind — in der Klangfärbung etwas zugleich Wildes und Süßes, das freilich herausgefühlt sein will, so diskret ist es angedeutet."

Das alles kam freilich nicht zusammenhängend, sondern in abgerissenen Sätzen heraus, die Curt halb träumerisch, mehr vor sich hin, als zu mir sprach, als rekapitulire er diese ersten Stunden an der Seite des ungewöhnlichen Mädchens, und als suche er sich Rechenschaft abzulegen über den Zauber, den sie auf ihn ausgeübt. Seine Augen aber verloren ihr Leuchten nicht und um den Mund spielte ein ganz leises, aber so glückliches Lächeln, daß mir kein Zweifel blieb — das Mädchen hatte es ihm angethan und wenn er überhaupt wieder von ihr loskam, so geschah es nicht leichten Kaufs. Daran, daß er dem Mädchen vielleicht nicht halb so gut gefallen könne, als sie ihm, dachte ich wahrlich nicht; die Parteilichkeit der Freundschaft tödtete jede derartige Hypothese im Keime, und dann konnte man sich die beiden Menschen in der That gar nicht anders als zusammengehörig denken. Dennoch glaubte ich, Curt daran erinnern zu müssen, daß es doch nicht blos darauf ankomme, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht habe, und er nahm mir das keineswegs übel.

„Das ist ja sehr leicht möglich," gab er mir zurück; „ich bin durchaus kein Adonis, und wenn ich's wäre, so haperte es immer noch; es gibt Frauen genug, die von den ‚schönen' Männern nichts wissen mögen und es noch eher mit einer charaktervollen Häßlichkeit halten. Ich halte mich auch durchaus nicht für unwiderstehlich, aber wenn es mir nicht gelingt, in dem Mädchen dieselbe heftige Neigung zu entzünden, deren ich mich für sie fähig fühle, so werde ich mich deswegen wahrhaftig nicht ins Grab legen. Damit ist eben nur bewiesen, daß ich mich geirrt habe, denn ‚unglückliche' Liebe ist ein Unsinn, ein Unding, eine Unwürdigkeit, wenn man darunter etwas anderes versteht, als eine Liebe, die an äußeren Verhältnissen Schiffbruch leidet. Sie kann tragisch sein; einseitige, unerwiderte Liebe aber — geht mir mit der, die ist einfach verächtlich! Was liegt an dem Besitz, den ich erkaufen oder erzwingen, erschmeicheln oder erbetteln muß, der mir nicht freiwillig und doch gezwungen, aber gezwungen nur von einem süßen und unwiderstehlichen Verwandtschaftszug, geschenkt wird? Nach einer Frau zu schmachten, der ich gleichgültig bin — glauben Sie, daß ich mich jemals so weit erniedrigen würde? Der zwingende Verwandtschaftszug, der in den Zusammengehörigen, allen Verhältnissen zum Trotz, waltet, ist für mich das Primäre — der Besitz etwas Sekundäres; man muß sich zur Noth ohne ihn behelfen können, aber niemals darf man sich mit ihm zufrieden geben, und wer das thut, der wird mich, den werde ich nie verstehen."

Ich konnte auch dieses Stück Philosophie nicht widerlegen, erlaubte mir aber die nüchterne, praktische Frage:

„Was nun? d. h. wie nun weiter?"

„Das will überlegt sein, doch macht mir das wenig Sorge — möglich, daß ich einen sehr großen Umweg mache, möglich auch, daß ich in vollster Ehrlichkeit geradeaus gehe und mich auf die natürliche Beredtsamkeit einer echten Neigung verlasse. Uebrigens müssen Sie mir nun einen Gefallen thun: fragen Sie mich fortan nicht mehr. Sobald ich festen Fuß gefaßt habe und übersehen kann, wie sich das weitere entwickeln wird, komme ich ganz von selber; es wird mir dann sogar Bedürfniß sein, mich Ihnen gegenüber auszusprechen. Uebergehe ich diese Seite meines Lebens mit Stillschweigen, so können Sie immer annehmen, daß es mir eine Pein wäre, Auskunft geben zu sollen."

Dabei hielt er mir mit einem fast bittenden Blick die Hand hin und ich schlug ein — um für eine ganze Reihe von Wochen im Dunkeln gelassen zu werden und mich vergebens in Muthmaßungen zu erschöpfen.

Ich kann nicht gerade sagen, daß er mich in dieser Zeit weniger oft aufgesucht hätte; wäre das geschehen, so hätte sich ja auf häufige Rendenzvous schließen lassen. Aber es kam mir vor, als suche er unser Beisammensein abzukürzen — geschah das nur, weil er sich nach ungestörtem Alleinsein sehnte? Möglich war das schon, denn er war fast immer zerstreut und in Gedanken, und seine Gesprächigkeit hatte etwas Erzwungenes, seine Heiterkeit, die im allgemeinen seltner wurde, aber zuweilen höher und heller aufflackerte, als je zuvor, schien mir überreizt zu sein. Den einen Abend sah ich ihn weich und wie von einer unsäglich süßen Träumerei gefangen genommen, den nächsten Abend war er schmerzlich gespannt, fast düster, und seine Augen bekamen öfter und öfter einen Ausdruck von Müdigkeit, der mich ernstlich beunruhigte. Die Gleichmäßigkeit der Grundstimmung machte Schwankungen Platz, die zwischen nervöser Unruhe und melancholischer Apathie hin und her irrten; er fing an, vieles zu toleriren und zu übersehen, was ihn früher unfehlbar in Harnisch brachte, und Dinge, die er sonst mit einem humoristischen Lächeln abfertigte, bekamen allmälich die Macht, ihn unwirsch und gereizt zu machen, sodaß ich ihn oft überrascht und besorgt betrachtete und im stillen den Kopf schüttelte. Er nahm es mit seinen dienstlichen Obliegenheiten strenger als je und trieb seine privaten Studien mit einem leidenschaftlichen Eifer; die einsamen nächtlichen Streifereien in der Umgebung und die nächtlichen Parforceritte schienen jetzt einen integrirenden Bestandtheil seiner Lebensweise zu bilden und von einem Verkehr mit den Kameraden und vollends von gesellschaftlichen Beziehungen war kaum mehr die Rede.

Ich sah das alles Tag für Tag mit an und oft schwebte mir eine theilnehmende Frage auf der Lippe. Ich wußte, wie

wenig der Rath des Erfahrenen und durch eigenen Schaden Gewitzigten der raschen Jugend gilt und wie wenig er ihr nützt, aber vielleicht hatte sich Curt in eine von den Sackgassen verrannt, in denen es für den Kenner des Weltlaufs und der Menschenherzen immer noch ein Pförtchen gibt, durch das ein wohlbehaltenes Entschlüpfen ermöglicht wird — war es nicht die Pflicht des älteren Freundes, ihm den Mund zu öffnen? Aber dann besann ich mich auf mein Versprechen und wartete wieder, überzeugt, daß er schließlich von selber das Schweigen brechen werde; bei der Erregtheit, in welcher er sich befand, lief ich Gefahr, kühl und schroff an unsere Absprache erinnert zu werden.

Eines Abends war er wieder so aufgeräumt und innerlich froh gewesen, wie lange nicht; denkt euch also mein Erstaunen, als ich ihn am andern Abend, ungemeldet bei ihm eintretend (Jehan hatte längst die Weisung, mir gegenüber alle Ceremonien wegfallen zu lassen) im dämmerigen Zimmer in einer Gemüthsverfassung fand, die mich heftig erschrecken mußte. Er hatte den einen Arm auf die Lehne des Divans gelegt und sein Gesicht lag auf diesem Arm; die schlaff niederhängende andere Hand hielt einen Brief und seine Zähne schlugen wie im wildesten Fieber hörbar aufeinander. Unschlüssig blieb ich in der Mitte des Zimmers stehen; Curt gehörte zu den Menschen, die mehr ein Gegenstand der Ehrfurcht, als des Mitleids sind, wenn jeder Nerv in ihnen in leidenschaftlichem Schmerz zittert und zuckt, und ich kannte ihn genug, um mir zu sagen, daß es ihm furchtbar peinlich gewesen wäre, zu wissen, daß ich Zeuge war, wie er unter der Wucht eines Wehs erlag, an dem — eine Frau die alleinige Schuld trug. Ich wollte eben geräuschlos meinen Rückzug bewerkstelligen, als Jehan den Armleuchter mit brennenden Kerzen ins Zimmer brachte; sein schwerer, knarrender Tritt riß Curt aus seiner Versunkenheit empor und wie taumelnd und geblendet starrte er einen Moment in die Helle. Es war ein Moment, aber er währte lange genug, um mich erkennen zu lassen, daß seine Augen und seine Wangen feucht waren von Thränen; im nächsten Augenblick hatte er in Scham und Trotz mit einer raschen Bewegung, deren Geschicklichkeit seiner Geistesgegenwart die höchste Ehre machte, das Gesicht getrocknet und den Brief unter die Bücher und Zeitungen auf dem Tisch geschoben und versuchte nun, mich glauben zu machen, daß er nur eine Viertelstunde habe ruhen wollen und darüber bei der zunehmenden Dämmerung eingenickt sei. Das klang alles so natürlich, so aufrichtig und einfach, daß er vielleicht unter anderen Umständen selbst mich getäuscht hätte; so aber hatte ich genug gesehen und wußte auch, daß ich ihm einen Freundschaftsdienst erwies, wenn ich mit keiner Miene verrieth, daß ich einen so tiefen Blick in sein von bitterstem Leid zerwühltes Innere gethan, daß ich Zeuge seiner Schwäche gewesen war, und — wenn ich mich möglichst bald unter irgend einem Vorwand wieder entfernte.

Er machte keinen Versuch, mich zu halten, aber gleich am nächsten Morgen (ich lag noch zu Bett) erhielt ich durch die Stadtpost ein Billetchen, vermittels dessen er mich in Worten, die einen Grad herzlicher waren, als seine sonstigen gelegentlichen Zuschriften, aufforderte, am Nachmittag mit ihm eine Fußwanderung moldauabwärts — nach Königssaal zu — zu unternehmen — „damit wir uns einmal nach allen Richtungen hin aussprechen könnten.“

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Aus dem Tagebuche.

15. März 18..

Es kann nur im Gesetz natürlicher Trägheit begründet sein, wenn jemand an althergebrachten Formen festhält, während seine innere Ueberzeugung dieselben längst zerbrochen und als unnütz oder gar für schädlich erklärt hat. Die Zahl derjenigen, welche ihr Thun mit ihren Gesinnungen in Einklang zu bringen suchen, ist sehr klein, ja so verschwindend klein, daß wir sie dreist als eine besondere, hervorragende Spezies der menschlichen Gesellschaft bezeichnen dürfen. Ihre Merkmale sind: Muth, Unerschrockenheit, Willensstärke und Freiheitsdrang, Eigenschaften, welche, obgleich viel genannt, doch gar selten vereint anzutreffen sind. — Dieser nicht hinwegzuleugnende Vorwurf trifft selbst Männer, welche die Menge bewundert, denen sie zujubelt, und wenn man sich die Mühe gäbe, statistische Aufzeichnungen über diesen Punkt vorzunehmen, so würde man recht schnell finden, daß ein gutes theil der besten Köpfe mit dem Widerspruche zwischen Gesinnung und That behaftet ist. Wenn wir jemand für diese allgemeine Schwäche verantwortlich machen wollen, so hat die Erziehung der Jugend in der Schule jedenfalls ein gut Theil an der Schuld, denn dort werden eben Anschauungen gelehrt, und als Vorschrift betrachtet, die heut und mit der Praxis des späteren Lebens in Widerspruch stehen und den alten Satz: „non scholae, sed vitae discimus“ (nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir) nicht zu kennen scheinen. Die Schule sieht in mancher Beziehung aus wie ein Nachbild der Vergangenheit, sie will sich den Anschein eines Vorbildes für die Zukunft geben, statt ein Abbild der Gegenwart zu sein, als ihres obersten Lehrmeisters.

18. März 18..

Ich habe heute meinen Austritt aus der christlichen Kirche angezeigt. Soll ich aufschreiben: Warum und wozu? —

Elisabeth, Freimann und ich, wir machen seit kurzem und meist Sonntags miteinander weitere Ausflüge in die Umgebung. Der alte Lieber hat sich durch den Entschluß, seine Tochter unserem Schutze zu überlassen, ein schönes Zeugniß edler Gesinnungsart ausgestellt. Das junge Mädchen blüht in dem warmen Verkehr mit zwei Menschen wie wir, förmlich auf; sie hat sich eine geistige und sittliche Reife angeeignet, die selbst dem etwas trockenen Freimann wunderbar gefällt. — „So habe ich mir immer meine Frau vorgemalt,“ raunte er mir zu, als Elisabeth einst, müde, auf die nicht erscheinende Bedienung in einem liederlichen Wirthshause zu harren, über die wir beide mit gutem Humor zu schelten begannen, selbst sich aufmachte, um für unsere Bedürfnisse zu sorgen. — „Und nur so, Heinz, es muß die Gediegenheit des Stoffes sich mit der Anmuth der Formen, die Solidität des Charakters sich mit einer göttlichen Grazie vermischen; innerhalb des Hauses darf ein Weib nicht hausbacken, außerhalb desselben nicht schulmeisterlich, pedantisch, eitel, nicht amazonenhaft erscheinen: an dem richtigen Maßhalten erkennt man ein edles Wesen. — — Auf einem solchen Ausfluge überraschte uns der Regen. Bei einem Glase Wein trösteten wir uns über das Unangenehme der Witterung. Elisabeth war bei bester Laune, aber auch Freimann war wider Gewohnheit gesprächig und anregend. „Ich fühle mich innerlich bedrückt,“ sagte er plötzlich nach einer Pause, „und so gemüthlich wir hier beisammen sitzen, und so vertraut wir auch miteinander sprechen, so fehlt doch der Schlußstein, der das Werk krönt; ich meine den, der unsere Freundschaft besiegelt. Mit Menschen, die meinem Herzen näher stehen, pflege ich anders zu reden und aus diesem Grunde mache ich einen Vorschlag zur Geschäftsordnung!“ — — „Angenommen,“ rief Elisabeth, „von vornherein angenommen!“ — — „Nehme Sie beim Wort, Mademoiselle Elisabeth,“ versetzte lachend Bruno, „und so erkläre ich feierlichst, daß wir künftig ‚du‘ zu Ihnen oder zu dir sagen und daß von dir das gleiche mit uns geschehe.“ — — — Elisabeth ward roth und blickte aus Verlegenheit zur Erde, dann aber, sich besinnend, schaute sie mich fragend einen Augenblick an, und als ich sagte: „Zur Behaglichkeit, Fräulein, fehlte allerdings dieses kleine Wörtchen,“ da sagte sie leise und etwas stockend: „So sei es denn!“ — Darauf stießen wir lustig mit den Gläsern an, wünschten uns gegenseitig Glück und fanden uns recht gut in unsere neue Rolle! — —

3. April.

Heute ist Montag und um 10 Uhr werde ich mich mit meinen Militärpapieren zur Untersuchung in die Kaserne begeben. — Es ist der letzte Termin, der mir bleibt.

In der Kaserne fand ich noch zwei Leidensgefährten vor. Nachdem unsere Papiere revidirt waren, wurden wir mit Begleitschein nach dem Lazareth kommandirt. Unter einigen humoristischen Bemerkungen trollten wir uns. — Die Lazarethschildwache sah uns mit einem so sonderbaren Blick an, als wir Einlaß begehrten. Man führte uns in ein großes Zimmer; Fußboden, Wände, Decken und die wenigen schäbigen Möbel waren grau



Am Krankenlager des Lieblings. (Seite 480.)

in grau ausgestattet. „Das ist das Zimmer des Oberstabsarztes," bemerkte der eine von uns. — So saßen wir denn da, jeder auf einem Holzstuhle, wie drei Verbrecher, welche den hohen Gerichtshof erwarteten. Meine beiden Kollegen verbrachten die Zeit damit, daß sie mit ihren Hüten spielten; mir selbst war es höchst sonderbar zu Muthe. Ich dachte nach über die Begriffe Vaterland, Soldat, Krieg und an die vaterländische Devise: Mit Gott für König und Vaterland. Allerlei Ideale schwirrten dabei durch mein Gehirn, und ich hätte vielleicht noch lange so nachdenklich da sitzen können, wenn nicht mein Nachbar mir zugeflüstert haben würde: „Stehen Sie auf!" — „Was wollen Sie?" fragte der eine der eingetretenen Militärs. — Schweigend ward ihm das Schreiben gereicht. — „Ziehen Sie Sich aus," gab er zur Antwort. — Während dieser Operation unterhielten sich die drei Militärs. Der eine von ihnen, ein Mensch mit eckigen Gesichtszügen und großem Schnauzbart, erfreute sich wegen seines brüsken Tones meiner besonderen Bewunderung. Dann und wann musterte er meine beiden Genossen, die bereits mit ihrer Entkleidung zustande waren. Sie waren schwach gebaut, aber sonst wohl gegliedert und proportionirt. Der Mann mit dem Schnauzbarte lachte. „Aber hören Sie," schrie er dem Oberstabsarzt zu. „Sie haben ja in Ihrem Revier nichts als Schund und Ausschuß, lauter Vogelscheuchen! Parbleu! Da hätten Sie gestern in Nahren sein sollen. Alle Teufel, das waren Kerle wie die Riesen, ein Vergnügen für jeden Soldaten und ein Vergnügen für die Weiber!" Er lachte selbstgefällig, und die anderen Herren lachten mit, und der Schluß war, daß meine Genossen für untauglich erklärt wurden. „Warum noch nicht ausgezogen?" herrschte mich der Arzt an. — Ich fixirte ihn scharf, blickte dann auf seinen Freund und erwiderte: „Es ist in dem Zimmer sehr kühl. Ich werde mich jetzt entkleiden." — „Wie heißen Sie?" fragte er mich, als er mich untersucht. — Ich nannte meinen Namen. — „Morgenroth?" wiederholte er meine Antwort. „Morgenroth? Sie sind wohl derselbe, der im Kasino gesprochen; derselbe, der für die ‚Freie Presse' und für die ‚Provinzzeitung' schreibt?" — Die Art, wie der Mann mich inquirirte, das Lächeln, welches dabei um seine Mundwinkel zuckte, vermochten nur die Worte mir abzuzwingen: „Ich heiße Morgenroth!" — Die Gesellschaft lachte und der eine mit dem Schnauzbart rief: „Tauglich für alle Waffengattungen. Werden ihn schon zur Raison bringen!" — „Tauglich!" wiederholte auch der untersuchende Arzt, und während er seine Bemerkung auf meine Papiere einzeichnete, kleidete ich mich hastig wieder an. — Vor dem Lazareth fand ich noch meine beiden glücklichen Vorgänger. Sie waren höchlich erfreut über den guten Verlauf der Untersuchung. Sie bedauerten mich zwar, die Glücklichen, aber wie man zu Zeiten wohl geneigt ist, durch einen Scherz die Erinnerung an etwas recht Unangenehmes vergessen zu machen, so lachte ich mit den Gesellen und freute mich mit ihnen, so gut ich es eben vermochte.

20. April.

Nun ist es für eine Zeit aus mit meinen Studien, mit meinen Arbeiten. Eben bin ich von der letzten Untersuchung wieder zurückgekehrt. Man hat das erste Urtheil bestätigt. — Diesmal war ich mit einem Haufen junger Leute zur Revision geladen. Einen Vorgeschmack von Seligkeit empfingen wir schon jetzt dadurch, daß ein alter Wachtmeister über uns gesetzt wurde, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Er benutzte dieses Amt, indem er, nach Herzenslust scheltend wie ein wüthiges Schulmeisterlein, die Reihen auf und ab sprang. Einer von den Militärpflichtigen, welcher seine Grobheit nicht glaubte hinnehmen zu brauchen, ward notirt und mit der Bemerkung abgefertigt, man werde seiner in der Kompagnie gedenken. — Als die Besichtigung vorüber war, durften wir nach einer väterlichen Ermahnung uns entfernen. Dieselbe lautete ziemlich wortgetreu: „Ihr könnt nun gehen! Besauft euch nicht und macht keinen Skandal, ihr Schweinigels, oder ihr könnt euch auf drei Tage Arrest gefaßt machen. Ihr seid nun nicht mehr Civil und müßt euch jetzt anständiger aufführen. Verstanden? Das freie Leben, die Bummelei hat aufgehört. Verstanden? Abtreten!" — Woher dem biedern Wachtmeister die Kenntniß von unserer Sauferei u. s. w. gekommen, konnte ich leider von den meisten der Rekruten nicht erfahren. Man zuckte einfach die Achseln und tröstete sich mit den Worten: Das müsse man sich nun als Rekrut wohl gefallen lassen. — Draußen auf der Straße fing ein kleiner Trupp von Rekruten, die in einem benachbarten Dorfe zuhause waren, zu singen an, indem sie auf einem Leiterwagen davonfuhren. Es war ein bekanntes, lustiges Volkslied, und es fragte mich einer, der ebenfalls wie ich, den Abfahrenden und den mit Bändern und Schleifen Geschmückten nachsah, weshalb wohl diese Burschen so laut und fröhlich wären und ein solch' Geräusch machten. „Ich denke," antwortete ich, „daß sie, die sich aus dem Joch der mechanischen Feldarbeit fortsehnen, der Fähigkeit ermangeln, über die neue Situation im voraus sich klare Begriffe zu machen. Sie betrachten das Soldatenleben nach dem, was sie in der Schule gehört und gelesen haben, als ein leichtes, fröhliches Geschäft, das wenigstens jeden ohne Mühen um den täglichen Unterhalt erhält." — —



Der Alpensteinbock. (Seite 479.)

21. April.

Freund Freimann war überrascht, daß ich ausgehoben, und auch Elisabeth und die übrigen bedauerten mich in gewissem Sinne. „Es haben schon tausende vor mir die Strapazen erduldet und ausgehalten, so werde auch ich nicht verzagen," sagte ich dem alten Lieber, welcher mich dringend bat, bei dem Militär keine Opposition zu machen, da das mir mehr schade als nütze, ja einzig nur schade. — „Es gibt eine Grenze der Elastizität," erwiderte ich, „an welcher die Sehne eines Bogens jählings zerspringt; werde ich bis dahin getrieben, so ist es auch mit meiner Nachgiebigkeit aus. Ich bin gewillt, niemals Unrecht lammherzig zu ertragen." — Der alte Lieber gerieth über diese Sinnesart in Aufregung, und es bedurfte der Beschwichtigung der guten, besorgten Elisabeth, daß er mir nicht herbe Worte sagte.

29. April.

Und so stecke ich denn in dem bunten Rock. Um nicht dem Kompagniebarbier unter die Scheere zu gerathen, hatte ich mir

vorher die Haare vorschriftsmäßig von meinem Friseur zurichten lassen. „Es wird alles geebnet und geglättet, außen und später innen," sagte lachend der Mann.

Das erste, was uns ein Unteroffizier einzubläuen suchte, war der Begriff „Subordination und Gehorsam". — Was der Vorgesetzte befiehlt, das müßt ihr ausführen, willig, fraglos, prompt und exakt. Ihr antwortet nur, wann ihr gefragt werdet und wer sich Widerreden herausnimmt, der kriegt spanische Fliegen hinter die Ohren gesetzt. Verstanden?" — So die Erklärung von Subordination und Gehorsam, und das fragende Wörtchen: Verstanden? das diesen inhaltsreichen Satz unter knarrendem Geräusch, wie von einer rostigen Hofthür, beendete, schien unerläßlich für den Eindruck der Rede zu sein. Verstanden oder nicht verstanden! Die Phrase ist eigentlich zum Lachen. — — Morgen sollen die ersten Marschirübungen gemacht werden. — Heute haben wir noch Urlaub! — — — „Um einhalb neun habt ihr euch in der Kaserne einzufinden und Sie, Einjähriger Morgenroth, haben Befehl, ihr Quartier ebenfalls in der Kaserne aufzuschlagen — bis auf weiteres! Verstanden?" — Damit war die Instruktion beendet. Diejenigen Rekruten, welche gut bei Gelde waren, luden den Herrn Unteroffizier und seine Kollegen zu einem Schoppen ein. „Werde euch den Gefallen thun," sagte er herablassend und auf meine Frage: „Wem ich wohl die Gnade, in der Kaserne kampiren zu müssen, verdanke," antwortete er ziemlich derb: „Dem Hauptmann!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

An der Wiege des Christenthums.

Kulturhistorische Skizze von **C. Lübeck.**

(Fortsetzung.)

Trotz ihrer Moral sind die Essäer doch keine Rebellen, im Gegentheil erfreuen sie sich des Ruhms, vom Könige mit Auszeichnung behandelt, seiner besonderen Achtung gewürdigt und wohl gar als leuchtendes Exempel für alle Unterthanen aufgestellt worden zu sein. Und wahrlich! fügsamere und für den Absolutismus reifere Unterthanen kann kein König sich wünschen.

Woran aber lag das? Was ist die Ursache, daß wir die Essäer vereinsamt, losgerissen von der Gesammtheit des Volkes sehen, daß kein Puls des öffentlichen Lebens hier zu fühlen, daß die Physiognomie dieser Menschen und Niederlassungen eine so düstere und Schwermuth statt Freude hier zu finden war?

Die Essäer wollten keine Freude, keine Behaglichkeit, sie suchten kein Lebensglück, waren blind und taub gegen ihre Umgebung und hatten kein anderes Sehnen, als den Austritt aus dem Leben, den Tod. Aehnlich wie bei den Pythagoräern, Brahmanen, Buddhisten und einzelnen griechischen Philosophen erschien ihnen der Körper nur als ein Kerker der Seele. Alles ist eitel, alles vergänglich auf Erden, ewig allein sei der Geist. Auf der Erde, auf allen Gestirnen, in der großen unbegrenzten Welt walte eine räthselhafte, unbegreifliche, unfaßbare Gottheit, zu der die menschliche Seele in innigster Beziehung stünde, mit der vereinigt zu werden, das denkbar höchste Glück sei.

Die menschliche Existenz fällt bei ihnen nur insoweit in Betracht, als sie von göttlichem Geiste beseelt wird. Man unterscheidet zwischen dem Reinmenschlichen und dem Geistigen. Das erstere, das Sinnliche und Böse, sucht auf Erden Genuß, das letztere aber, das Göttliche, kennt kein anderes Ziel, als die Vereinigung mit der Gottheit.

Das war die Grundidee der in der Erkenntniß fortgeschrittensten Essäer und sie besagt alles. Wo der Tod ersehnt wird, da besitzt das Leben kein Interesse, da ist wahrer Lebensgenuß, und was damit zusammenhängt, ein Uebel, ein Hinderniß auf dem Wege zum Zielpunkte des geistigen Ringens.

Aber die werkthätige Nächstenliebe! Sie ist zum theil eine Klugheitsmaßregel, zum theil eine Uebung in der Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit und Entsagung. Sie verheißt den Neulingen göttlichen Lohn, ist also verdienstvoll, sie befreundet die Menschen mit den Anschauungen der Essäer und stempelt sie wohl auch zu Humanisten, die sie im Grunde doch nicht waren.

Werfen wir des besseren Verständnisses wegen einen Blick auf die Entstehungsgeschichte dieser Essäer.

In dem großen Schmelztiegel griechischer und orientalischer Wissenschaft, in Alexandrien, ist diese — der nationaljüdischen direkt entgegenstehende Auffassung von der Weltgottheit entstanden. — Bei den Paläkstinensern herrschten im allgemeinen ziemlich anthropomorphische Ansichten von der Gottheit, so daß in den heiligen Büchern von der Größe und Gestalt Gottes die Rede war, während ihm zugleich — mit der Größenbestimmung im Widerspruch — der Charakter der denkbar höchsten Vollkommenheit beigemessen wurde. Mit Staunen fanden die Alexandriner nun in den öffentlichen Vorträgen im alexandrinischen Museum bei den griechischen Philosophen die Gottesideen in einer Reinheit und Vollkommenheit entwickelt, daß der Jehova der heiligen Ueberlieferung weit überholt und verdunkelt erschien. Mit dieser Erkenntniß war ein Konflikt gegeben. Die Anerkennung der griechischen Gottesideen bedeutete die Trennung von der Religion des Mutterlandes. Man mußte einen Ausweg suchen und man fand ihn, indem man die Erklärungsweise aus dem Buchstaben der heiligen Bücher verließ, sie durch eine geistige allegorische ersetzte und so gewaltsam in die heiligen Bücher alles das hineintrug, was man bei den Griechen an entwickelteren Gottesideen fand. Das unerhörte Experiment, die griechischen Philosophen auf Moses zurückzuführen, alle Erkenntniß der griechischen Denker in den Aussprüchen des alten Gesetzgebers zu finden und so gewissermaßen die Griechen zu Schülern von Moses zu machen, — das gelang wunderbarer Weise über Erwarten gut.

Mit dem alten Jehova besaß die Gottheit, die man sich in Alexandrien gebildet, allerdings keine Aehnlichkeit mehr. Der Gott der Essäer der höchsten Stufe war das „reine Sein", ein Ding, daß nur in seinen Wirkungen erkennbar, im übrigen aber über alles Erkennen erhaben, durchaus unbegreiflich und unfaßbar ist. Diese Gottheit war namenlos, da jeder Name, jedes Attribut eine Beschränkung ausdrückt — der übliche Name Gott ist den Essäern in Wirklichkeit nur eine Verhältnißbezeichnung, die die Güte der Gottheit zu den erschaffenen Wesen darstellt.

Auf dem Wege zu dieser Gottheit waren allerdings mancherlei Klippen zu überwinden gewesen. Wie war es z. B. möglich, das Unfaßbare mit dem nationalen Gotte in Verbindung zu bringen, der bei den verschiedensten Anlässen persönlich und direkt mit dem Volke und seinen Vertretern verhandelt hatte? Wie konnte sie, die Weltgottheit, zu gleicher Zeit eine speziell jüdische sein? Man kam indeß über alle Schwierigkeiten hinweg, indem man einmal Vermittler zwischen der Gottheit und der Menschheit schuf, die je nach dem Bildungsgrade und dem Grade des Erkenntnißvermögens der Menschen aus Engeln, Lichtstrahlen, Geistern und anderen mehr oder weniger vollkommenen, der Gottheit untergeordneten Phantasiegebilden bestanden, und, was hier gleich bemerkt sei, auch in den christlichen Religionsbüchern, den Evangelien, eine große Rolle spielen. In diesen tritt Gott nicht mehr persönlich auf, während er im alten Testamente fast immer direkt die Gestaltung der Verhältnisse beeinflußt. Auf diesem Wege wurde auch zwischen der Weltgottheit und der nationalen eine Brücke geschlagen und die in den heiligen Büchern vorgefundenen Aussprüche über göttliche Gerechtigkeit u. s. w. an der Hand der griechischen Philosophie erweitert.

Wo die heiligen Bücher nun vom Auftreten Gottes berichteten, ersetzte man es auf dem Wege der Allegorie durch Engel oder irgend ein anderes Mittel göttlicher Erleuchtung, und wo man die Weltgottheit pries, unterließ man es nie, zu gleicher Zeit die besondere Gnade zu betonen, mit der sie vor allen anderen dem jüdischen Volke sich offenbarte und es auf den Weg zur Erlösung, zum Himmelreich geleitet.

Dieser unfaßbaren Weltgottheit gegenüber mußte natürlich die menschliche Existenz in den Staub zurücksinken, im Zusammenhange mit dem Glauben an die Sündhaftigkeit des Fleisches ein düsterer Pessimismus Platz greifen, der sich nur in der Abwendung von der Welt und der Entsagung aller Lebensgenüsse äußern konnte. Wie nahe streiften die Essäer das Leben!

In Alexandrien hatte die jüdische Kolonie auch mit der grie-

chischen Gesellschaftswissenschaft Bekanntschaft gemacht, die in Plato ihren idealsten Vertreter gefunden hatte. Er wurde ihnen in äußeren Formen das Vorbild ihrer gesellschaftlichen Organisation. Doch nur in gewissen äußeren Formen, während das Wesen ihrer Organisation der Gegensatz und fast eine Karrikatur der platonischen war. Von Plato war zum ersten male die Bedeutung des Individuums nicht nach Geburt und Reichthum, sondern nach seinen Fähigkeiten, nach seinem Nutzen für die Gesellschaft, nach seinem tugendhaften Wandel bestimmt worden. Alle Gesellschaftsschranken waren bei ihm gefallen, es gab weder Herren noch Knechte noch Sklaven, noch bei der gesellschaftlichen Werthmessung und gesellschaftlichen Verwendung des Individuums einen Unterschied nach Geschlechtern, sonden nur Menschen, die von Natur aus völlig gleichberechtigt waren und nur durch Kraft und Befähigung von einander sich unterschieden. Soweit sie der Gesellschaft sich nützlich erwiesen und zum gemeinsamen Glücke derselben beitrugen, hatten alle auf gleichen Lebengenuß Anspruch. Als Quelle der Gesellschaftskrankheit hatte Plato die Entartung des in der Natur allgemein herrschenden Selbsterhaltungstriebes zur ausschließenden Selbstgenußsucht erkannt und die konsequente Durchführung der menschlichen Gleichberechtigung, die Rückkehr zur Natur als Grundbedingungen einer gesunden Gesellschaft bezeichnet. In der redlichen Pflichterfüllung, in dem Bewußtsein, am Glück und Wohlergehen aller Gesellschaftsgenossen nach besten Kräften beigetragen zu haben, sollte ein jeder seine Befriedigung, sein eigenes Lebensglück finden.

Seine Gesellschaft hatte auch nach dem Göttlichen zu streben, das Göttliche aber, dem jeder Bürger nahe kommen sollte, das war das Prinzip der Sittlichkeit, das in seiner Gesellschaft und in ihrer Moral seine Verkörperung fand. Was es Schönes und Herrliches in der Welt gab, das sollte zur Volkserziehung herbeigeholt werden und in der Gesellschaft seine Stätte und Pflege finden. Auf Erden leben, edel, glücklich leben sollten seine Bürger; heiter und lebensvoll ist denn auch der Geist, der die platonische Staatsschöpfung durchweht.

Wie anders alles bei den Essäern. Sie haßten das heitere, den höchsten Kulturzielen zustrebende Leben, zu dessen Förderung der griechische Philosoph seine ideale Staatszeichnung entworfen, und sie füllten die Form, die er gab, mit einer düsteren pessimistischen Philosophie, die von allem Leben sich abwandte und für das Schöne und Herrliche desselben kein Verständniß besaß, auch nicht besitzen konnte.

Das jüdische Volk hatte ursprünglich, wie alle Völker des Erdballs, in wirthschaftlicher Gesellschaft gelebt. Es zeigten auch die sogenannten mosaischen Schriften mancherlei Verordnungen, welche den ursprünglichen Gesellschaftszustand festhalten sollten. Da hätte es den Essäern nicht an Uebergängen zu lebensvolleren Schöpfungen gefehlt, wenn sie eben ernstlich danach gesucht hätten. Doch das lag ihnen fern, und wenn sie auch gemeinschaftlich den Acker bebauten oder Handwerk trieben, so geschah dies doch nur, um das Leben einigermaßen zu fristen. Aller Grund und Boden gehörte Gott, und seine Benutzung erfolgte am besten in göttlichem Interesse zur Erhaltung des einfachsten Daseins, das dem sündhaften Fleische keinerlei Reize und Verlockungen bot und nur die Möglichkeit gewährte, sich ausschließlich dem Studium des Göttlichen, des Wesens der Weltgottheit hinzugeben.

Was bedeutet eine solche Auffassung für das praktische Leben? Doch nur Verzicht auf jeden, selbst auf den von der Natur geforderten und gebotenen Genuß. Lösung aller Freundschafts- und Familienbande, Verzicht auf die Ehe, auf alle Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens, den Stillstand, die Umkehr der menschlichen Natur, den Rückschritt, das Versiegen aller Kultur, — die Selbstvernichtung!

Thatsächlich sehen wir denn auch die Essäer ehelos leben. Die Ehe ist allerdings nicht absolut verboten. Schon damals ließ sich das Cölibat, das auf die Essäer zurückzuführen ist, in der Praxis nicht aufrecht erhalten. Aber die Ehe wurde, so gut es eben ging, ihres sinnlichen Charakters entkleidet. Man gestattete sie ja nur, um die Welt nicht aussterben zu lassen. Vom essäischen Standpunkte aus ist sie eigentlich auch eine Inkonsequenz, denn wenn man als die Hauptaufgabe des Menschen die Ertödtung des Fleisches hinstellt, darf man die Erzeugung neuer Geisteskerker nicht zugeben und umsoweniger, als darin eine große Konzession an die sinnliche Welt liegt. Als Inkonsequenz faßten die Essäer der höheren Stufen denn auch die Ehebewilligung auf, sie wurde in der Praxis daher auch nur höchst selten gewährt.

In diesem Punkte begegnen wir deshalb wieder einem bemerkenswerthen Unterschiede zwischen dem griechischen Philosophen und den Essäern. Bei ihm wird im Interesse der Erzeugung eines kräftigen Geschlechts dem geschlechtlichen Verkehre die höchste Aufmerksamkeit geschenkt. Hier ist dieses Moment die gleichgültigste Nebensache.

Das jüdische Volk glaubte im allgemeinen an das Walten einer Vorsehung. Die Pharisäer machten jedoch aus Nützlichkeitsgründen Konzessionen an die Willensfreiheit, indem sie das Thun oder Unterlassen des Guten größtentheils in den menschlichen Willen legten und der Gottheit in gewissen Fällen nur eine Mitwirkung zugestanden. Den Alexandrinern ging diese Auffassung nicht weit genug, sie unterschieden scharf das Göttliche vom Materiellen, fanden für alles Böse auf Erden die Erklärung im Fleisch und führten alles Gute im Menschen auf göttliche Erleuchtung zurück — ganz so wie es im gläubigen Christenthum heute noch geschieht.

Was wir bisher von den Essäern erfahren haben, das läßt sie uns als eine kulturfeindliche Verbindung erscheinen. Wir haben die Ursache in der religiösen Auffassung gefunden, in der ascetischen Richtung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie.

Noch deutlicher springt der kulturfeindliche Charakter dieser Religionsphilosophie bei den ägyptischen Therapeuten in die Augen, den eigentlichen Vorgängern des christlichen Mönchthums. Während die Essäer, welche mit ihnen die gleiche Grundanschauung theilten, die Berührung mit der Außenwelt nicht vermeiden konnten und, wie wir gesehen haben, aus Nützlichkeitsgründen zu verschiedenen Konzessionen an dieselbe gezwungen waren, konnten die Therapeuten, Dank den fruchtbaren Gegenden, in denen sie lebten, von keiner Seite beeinflußt, sich ungestört entwickeln. Die Essäer lebten unter einem Himmel, der sie zur Arbeit zwang, die Therapeuten fanden ohne Mühe das, was sie zum nothwendigsten Lebensunterhalte bedurften, sie konnten sich ohne jede Sorge um die Erhaltung des Lebens ihrem Endziele zuwenden und zeigen uns gewissermaßen eine idealere Entwicklung des kommunistischen Verbandes der Essäer. Ihr Name bedeutet „Seelenheilende", während in dem der Essäer der einfache Begriff des Heilens liegt, dem sich einzelne von ihnen als Naturkundige widmeten.

(Schluß folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Fritz Lauter ward von dem mehr als bedenklichen Tone, den der Oheim anschlug bei der Frage, ob er wisse, was ein Hochwasser für die Dörfer hier oben zu bedeuten habe, betroffen. Er schaute noch einmal nach dem Flusse und dann da hinauf, wo die höchsten Berge ihre Gipfel in undurchdringliche Wolkentücher hüllten, und sagte: „Hältst du etwa eine gefährliche Ueberschwemmung für möglich? Mir ist, als ob ich auch schon so etwas hätte munkeln hören von der Furcht der Leute vor dem heurigem Frühlingswasser, aber ich habe nicht weiter darauf geachtet; ich habe in meinem Leben noch nicht viel von Ueberschwemmungen gesehen."

Der Kantor hatte sich auch rings umgesehen und war dann wieder vorangeschritten. „Nun," sagte er, „dann wirst du vielleicht schon in wenigen Tagen mehr davon wissen, als dir lieb sein wird. Sieh, Fritz, es kommt nicht eben oft vor, daß die Bäche und Flüsse hier oben gar weit aus ihren Ufern treten, und deshalb auch hat man — leider freilich — gar keine ernsten Vorkehrungen gegen Wassersgefahr getroffen. Und wenn es

einmal kam, dann geschah es fast immer um ein paar Wochen früher, und da war's immer noch nicht so sehr gefährlich, da flüchteten die Leute aus dem Thale mit ihrem Vieh auf die Berge, und an den Feldern und Gärten war, wenn's nicht gar zu schlimm wurde, noch nicht viel zu verderben. Heuer ist das aber anders. Die Felder sind alle schon bestellt, und da Schnee und Eis im Hochgebirge solange liegen geblieben ist, treffen jetzt die Schmelzwässer von da oben mit dem Regen der Frühjahrsgewitter — du hast doch gehört, wie's vorhin dort hinten dumpf gegrollt hat? — zusammen. Da könnten wir was erleben, sag' ich dir, und da kann's Schaden geben — furchtbaren, unersetzlichen Schaden!"

„Wahrhaftig, du hast recht, Onkel," erwiderte Fritz. „Da donnert's schon wieder, und wie mir's scheinen will, schon viel näher, als vorhin. Das kann ein tüchtiges Gewitter geben. Und gegen die Ueberschwemmung können sich die Menschen hier garnicht schützen? Können sie nicht etwa Nothdämme errichten? Man sollte doch denken, wenn ein paar hundert Menschen in jedem der gefährdeten Dörfer — Männer, Weiber und Kinder, alles was Hände hat — Tag und Nacht mit äußerster Kraftanstrengung arbeiten wollten, müßte schon etwas Tüchtiges hergestellt werden können."

Der Kantor mußte lachen — trotzdem ihm nicht im mindesten lustig zu Muthe war.

„Nothdämme — na, du hast einen schönen Begriff von so einem reissenden Bergbache, der auf einmal Wassermengen zu Thale wälzt, um die ihn der größte Strom beneiden könnte. Da gibt's keine Dämme, die stark und hoch genug sind — das wär' verlorene Arbeit."

Fritz schien etwas kleinlaut geworden zu sein, als er die zweite Frage wagte:

„Und kann man denn nicht wenigstens die Wasser zum Theil auf Terrains ableiten, wo sie weniger Schaden anrichten können?"

Der Kantor schüttelte den greisen Kopf.

„Nein, nein, mein Junge — da ist nichts, absolut garnichts zu machen, als sich und die Seinen in Gottes Hand befehlen. Ableiten — wohin? Es wird ja alles ein Wasser, in allen Thälern in die Runde — wenn's schlimm wird, heißt das. Und da" — der Kantor streckte prüfend die Hand aus, „jetzt kommen sie schon, die großen, dicken Tropfen, die Vorboten eines argen Gewitterregens. Gott gebe, daß es nur ein Gewitter ist, das sich jetzt entladet, und daß es nicht gar zu arg zum Gießen kommt. Aber nun vorwärts, daß wir ins Trockne und endlich zur Ruhe kommen."

Der Alte beschleunigte seine Schritte so sehr er nur konnte. Fritz schritt rasch neben ihm her.

„Ins Trockne kommen — ist mir schon recht. Aber zur Ruhe gehe ich heut noch nicht. Erst muß noch ein Bericht für den ‚Tageskorrespondenten' fertig werden, da will ich von der drohenden Ueberschwemmungsgefahr auch ein paar Worte mit einflechten. Das macht hoffentlich das Mitleid für die armen, vielgeplagten, in all' ihrer Noth immer nur der Gnade eines oft so unbarmherzigen Geschickes überlassenen Menschen im Gebirge noch reger, als es bis jetzt schon sein mag."

Noch wenige Schritte und sie standen vor dem Thore des sogenannten Schlosses von Klein-Feldau. Der Schloßherr Willisch stand auf der Schwelle, neben ihm saß halbaufgerichtet ein gewaltiger Hund, halb Dogge, halb Fleischerhund, der die Ankommenden mit einem drohenden Knurren begrüßte, welches an Stärke und Tiefe fernem Donnerrollen nichts nachgab.

„Still, Hassan, kusch dich, 's sind Freunde!" herrschte Willisch dem Hunde zu. „Sie bringen mir einen Gast mit, Lauter," fuhr er fort; „das ist vernünftig von Ihnen. Ah, der Herr Kantor von Oberbartenstein, — nun, das freut mich wirklich, — immer nur herein, — wir trinken noch ein Glas Rothspohn mit einander zum Willkomm'."

Der Kantor und Willisch schüttelten sich die Hand. Inzwischen stand der Hund auf von seinem Platze, auf den er sich auf die abwehrenden Worte seines Herrn hin niedergeduckt hatte, ging hinter Willisch herum nach der Thür, in die Fritz Lauter eben hatte eintreten wollen, und legte sich breit vor dieselbe, sodaß niemand an ihm vorbeigekonnt hätte.

„Da haben Sie ja gar noch einen neuen Hund, Herr Willisch," rief Fritz überrascht. „Ich dachte, Sie hätten an den zwei andern bissigen Kerlen grade genug gehabt. Der aber scheint womöglich noch ungemüthlicher zu sein. Er sieht mich an, als würde er mich sofort verschlingen, wenn ich mich unterstehen wollte, in die Hausflur einzudringen."

Willisch nickte wohlgefällig. „Das ist mein Leibgardist, den ich mir extra zur Uebernahme dieses ehrenvollen Postens habe erziehen lassen. Uebrigens gehört er mir schon seit beinahe einem Jahre. Ich hab' ihn gekauft, wie er noch ganz jung war — der Köter ist nämlich noch nicht zwei Jahre alt, aber von famoser Rasse, wahrer Riesenrasse. Sie haben ihn nur noch nicht gesehen, weil ich ihn bei dem Förster Walter in Pension gegeben hatte, damit der ihn mir auf den Mann dressirte. Heut gegen Abend hab' ich ihn mir von der hohen Schule wieder geholt, und dafür ist mir der Hassan riesig dankbar, — das Studiren scheint ihm nicht eben besonders gefallen zu haben, obgleich er wirklich seine Sache famos gelernt hat. Weg, Hassan, hinter mich; 's sind Freunde, hab' ich dir gesagt."

Der Hund gehorchte. Langsam erhob er sich, langsam schritt er an Fritz und dem Kantor vorüber, indem er beide im Vorbeigehen eifrigst beschnoberte; dann stellte er sich hinter seinen Herrn.

„Was Sie alles für merkwürdige Geschichten machen," sagte Fritz Lauter kopfschüttelnd. „Einen Hund auf den Mann dressiren lassen, — als wären wir Wilde und gingen zuweilen auf die Menschenjagd."

„Präparir' mich blos auf Jagden, bei denen ich selbst das Wild sein könnte, lieber Lauter, das wissen Sie ja," gab Willisch, wie es schien, in trefflichem Humor zurück. „Nun aber treten Sie endlich alle beide ein. Der Hund thut keinem Menschen was, wenn ich's nicht haben will. Der Rothe wartet schon lange, drüben in der großen Parterrestube, — einen tüchtigen Schluck müssen Sie schon mit ins Bett nehmen."

Der Kantor sowohl als Fritz fand sich damit einverstanden. Der alte Herr war sogar trotz aller Müdigkeit so aufgeregt, daß er noch ein ganzes Stündchen mit Willisch verplauderte, der auch schon von der drohenden Ueberschwemmung wußte, aber sie, da er ihre Gefahren aus eigener Erfahrung nicht kannte, nichts weniger als gefürchtet hatte. Fritz hatte die beiden allein gelassen. Er war, nachdem er sich noch rasch mit einem Glase Rothweins gestärkt, auf sein Zimmer gegangen, um seinen Bericht zu schreiben.

* * *

Es war schon sieben Uhr, als Fritz am folgenden Morgen sein Zimmer verließ. Er hatte es verschlafen; seit langer Zeit war ihm das heut zum erstenmal passirt. Er hatte bis Schlag zwei Uhr an seiner Korrespondenz gearbeitet, die kurz, aber inhaltreich ausgefallen war. Mit längstens vier Stunden Schlaf hatte er geglaubt heut übrig genug zu haben; aber statt um sechs, war er schon vor fünf Uhr aufgewacht, und noch todmüde, wie er war, hatte er sich gefreut, noch eine Stunde schlummern zu können. Als er dann von neuem wach wurde, zeigte seine Uhr fünf Minuten vor sieben. Beinahe hätte er ihr nicht geglaubt — so dunkel war es noch; aber ein Blick zum Fenster hinaus belehrte ihn, was die beinahe nächtige Dunkelheit veranlaßt hatte. Es regnete Bindfaden, wie man zu sagen pflegt. Vom Gewitter freilich war keine Spur mehr zu entdecken; aber das Gewitter hatte sich zu einem jener trostlosen Landregen ausgebildet, die mit ihrer ausharrenden Geduld selbst starknervige Leute zur Verzweiflung bringen können.

Fritz Lauter öffnete seine Fenster soweit er konnte, und lugte nach allen Seiten hin aus, ob nicht ein helles Fleckchen am Horizonte zu erspähen wäre. Vergebens — der ganze Himmel wie eine graue Schwester — nichts, garnichts, als das fahlste, fatalste Grau.

„Schöne Gegend, wie?" schrie Willisch lachend herauf, der mit seinem Hassan mitten im Hofe stand und sich, wie es schien, mit ungeheurem Behagen beregnen ließ. „Machen Sie nur, daß Sie herunterkommen; ich hab' Ihnen verdammt hübsche Geschichtchen zu erzählen."

Fritz Lauter schaute verwundert auf Willisch hinab. Er verstand ihn wieder einmal nicht.

„Sie wissen doch, Herr Willisch, daß uns dieser Regen eine Ueberschwemmung bringt?"

„Eben drum freut er mich so!"

Willischs scharfe Augen mußten entdeckt haben, daß sich der Schatten eines tiefen Verdrusses über Lauters Gesicht legte, denn er rief hinauf:

„Nicht wahr, der Willisch ist ein schauderhafter Kerl — der freut sich sogar, wenn der liebe Himmel wahre Wolkenbrüche

von Thränen weint. Na, kommen Sie nur 'runter, — ich denke, Sie werden Sich gleich mit mir darüber freuen, daß der Himmel ein Einsehen gehabt hat."

Fritz beeilte sich, so sehr er konnte; freilich nicht, um zu Willisch zu kommen, sondern um so früh als möglich mit dem Onkel wieder auf die Wanderschaft zu gehen. Er hatte noch mehr als die Hälfte des Bergbezirks nicht berührt und hoffte, daß es ihm, noch ehe die jetzt wohl mit voller Sicherheit zu erwartende Ueberschwemmung die Wege verdarb, gelingen würde, in den wichtigsten Theil der noch übrigen Dorfschaften seine Tour zu machen.

Der Onkel stand an der Hausthür, bekümmerten Blicks in das trostlose Wetter hineinschauend, während Willisch sich im Hofe allerlei zu thun machte und sich dabei seine oberbayrische Lodenjoppe, sein Lieblingskostüm, so recht nach Herzenslust vom Regen einweichen ließ.

„Na, endlich," rief er Fritz entgegen. „Nun wollen wir aber gleich miteinander ein vernünftiges Frühstück zu uns nehmen, und dabei erzähl' ich Ihnen was — aber erschrecken dürfen Sie nicht — die Geschichte wird nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick scheint."

„Erschrecken, etwas Schlimmes haben Sie mitzutheilen, Herr Willisch?" fragte der Kantor besorgt. Am frühen Morgen schon eine schlimme Nachricht eingelaufen?"

„Na, ich wußt' es schon gestern Abend. Aber ich wollt' Ihnen das bischen Nachtruhe nicht verderben. Ich konnte mir schon denken, daß Ihnen, und von unserm guten Lauter wußt' ich das gewiß, so etwas immer viel gefährlicher vorkommt, als es schließlich ist."

„Sie brauchen uns nicht noch begieriger auf Ihre Schreckensnachricht zu machen, als wir es ohnehin schon sind, Herr Willisch," sagte Fritz. „Also erzählen Sie nur."

„Wenn Sie mir versprechen, daß Sie Sich's Frühstück dadurch nicht verderben lassen und an das gute, alte Sprüchwort denken: 'S wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird!"

Als sie am Frühstückstische Platz genommen hatten und der Kantor sowohl als sein Neffe mit allen Zeichen angespanntester Wißbegier nur so mechanisch nach dem Kaffee und den butterbestrichenen Weißbrötchen gegriffen hatten, welche das erste Frühstück bei Willisch einzuleiten pflegten, begann dieser:

„Sie werden wohl wissen, was man von den hochberger Bergleuten zu halten hat, Herr Kantor?"

„Nun, sie genießen in merkwürdigem Gegensatze zu unseren übrigen Gebirgsleuten des Rufes, jähzornige, Zank und Streit liebende Menschen zu sein, die Hochberger; das hochberger Revier hat auch jahraus jahrein die meisten räuberischen Anfälle, Todschläge, sogar Mordthaten aufzuweisen gehabt."

„Die Leute sind eben dort am allerärmsten und geistig und sittlich gänzlich verwahrlost," unterbrach Fritz den Oheim.

Dieser nickte: „Leider, leider!"

Willisch fuhr fort:

„Die sind gestern Nachmittag also an die Italiener gerathen."

Fritz Lauter erschrak doch trotz der langen Vorbereitung, welche sein Wirth dieser Nachricht vorausgeschickt hatte.

„Was sagen Sie? Die Hochberger sind an die Italiener gerathen? Es ist doch hoffentlich nicht etwa jetzt schon zu Thätlichkeiten gekommen?"

„Na, was denn sonst?" erwiderte Willisch äußerst kaltblütig. „Ein paar Dutzend blutige Köpfe hat's gegeben und statt des einen todten Kosaken, von dem die Russen in ihren Kriegen immer melden, kann ich Ihnen vollkommen der Wahrheit gemäß von einem einzigen todten Italiener berichten."

Fritz Lauter griff sich an den Kopf, — er war glühend heiß geworden. Fritz konnte sich nicht wieder niedersetzen — er mußte im Zimmer auf und ab gehen, um sich einigermaßen wieder zu fassen. Die furchtbaren Folgen, welche ein feindseliges Zusammenstoßen der Bergleute mit den fremden Bahnarbeitern haben konnte, waren plötzlich in riesengroßen Phantasiebildern vor seinem geistigen Auge aufgetaucht.

Auch der Kantor war ganz entsetzt. Er war blaß geworden bei Willisch's letzten Worten, und mit ein wenig zitternder Stimme sagte er bittend:

„Erzählen Sie ausführlich, Herr Willisch, recht ausführlich, was da geschehen."

„Dacht' ich mir's doch," entgegnete Willisch, „daß die beiden ganz aus dem Häuschen sein würden über die Geschichte. Na, 's ist eben nicht so gefährlich, als es auf den ersten Blick scheint, der da," — er wies nach dem Fenster, „der Regen nämlich wird ein Wörtchen mitsprechen und die erhitzten Schädel gründlich abkühlen, deswegen bin ich vergnügt über das Hundewetter und lasse mir auch ein bischen Ueberschwemmung recht gern gefallen. Aber nun will ich endlich ordentlich zu erzählen anfangen, was mir gestern Abend brühwarm berichtet worden ist. Am letzten Sonntag hat's auf einem Tanzboden da oben Reibereien gegeben, die aber weiter nicht schlimm wurden, blos daß einer von den Italienern sich in ein hochberger Mädel verguckte und daß die den gelben Kerl mit den kohlschwarzen Augen gleich auch gern leiden mochte und seit dem Tage mit ihm alle Abende heimlich zusammenkam. Dem Mädel lauft nun auch einer von den hochberger Burschen nach und der trifft vorgestern die beiden zusammen. Natürlich gab's sofort zwischen den beiden verliebten Kerlen eine gründliche Keilerei, vorläufig aber blos unter vier, respektive unter sechs Augen, denn das Mädel war nicht etwa ausgerissen, sondern im Gegentheil dageblieben und hatte ihrem Italianissimo geholfen, den andern durchwalken. Dafür kriegte sie nun in der Nacht, als sie nachhause gekommen war, von ihren eigenen Leuten ihr Theil weg. Das klatscht sie gestern in aller Frühe ihrem dunkelbraunen Herzliebsten, und der lauert während der Mittagsstunde dem Hochberger auf. Nun gab's erst eine Keilerei zwischen einem halben Dutzend Italienern und ebensoviel Hochbergern, bei der aber den Italienern von den rabiaten Kerlen aus unserm Hochgebirge gründlich das Leder versohlt wurde. Die wollen nun natürlich die deutschen Hiebe sich nicht schenken lassen, holen Hülfstruppen und fallen über die Hochberger, die ganz vergnügt bei der Feldarbeit sind, her. Die Hochberger müssen vor der Uebermacht ausreißen, die Italiener heidi nach, und zwar in ihrer Verfolgung weiter bis ganz in die Nähe von Hohenschale, einem kleinen Dorfe im hochberger Bezirk. Hier gab's nun für die auf der Flucht begriffenen Hochberger so an die hundert derbe Fäuste zur Unterstützung, die sich sofort mit Knütteln, Latten, Wagendeichseln u. s. w. bewaffneten und nun den Italienern auf die Sprünge halfen. Die Italiener waren aber schlau gewesen; sie hatten gleich, wie die Sache schief zu gehen anfing, Boten nach der Arbeitsstelle beim Perleviadukt geschickt und von ihren Leuten noch mehr Zuzug verlangt. Und da das Katzbalgen für die Kerle ein wahres Gaudium ist, sind sie gekommen, in großen Schwärmen wie die Heuschrecken, und sind über die von Hohenschale hergefallen, grade, als die mit der Geschichte glücklich fertig zu sein glaubten. Nun waren die Italiener wieder in vier- bis fünffacher Uebermacht, und 's Gescheiteste für die Hochberger war ausreißen. Das sahen sie auch ein, aber natürlich ging auch das nicht ohne furchtbare Balgerei ab, so daß es ein wahres Wunder ist, daß wahr und wahrhaftig nicht mehr Leute todt geblieben sind, als der eine Italiener, dem ein baumstarker Hohenschaler mit der Wagendeichsel die Hirnschale eingeschlagen haben soll."

„Und Verwundungen hat es natürlich viele, sehr viele gegeben?" Fritz Lauters Stimme klang rauh und hart bei dieser Frage, er war furchtbar erregt und mußte die Stimme aus der trockenen Kehle beinahe herauszwingen; indeß der Kantor, keines Wortes mächtig, mit gefalteten Händen am Tische saß und starren Auges jeder Lippenbewegung des Erzählers gefolgt war.

„Verwundungen, na ob, und zwar auch schwere Verwundungen die helle Menge," entgegnete Willisch. „Natürlich war gestern noch nicht festgestellt worden, wieviel hüben und drüben."

„Und Sie meinen, daß der furchtbare Regen weitere schlimme Folgen verhüten wird?"

„Der Regen allein wohl nicht, aber die Furcht vor der Ueberschwemmung wird hoffentlich heute die Ausführung der Rachegedanken etwas auf die lange Bank schieben. Und deswegen, sehn Sie, stand ich im Hofe vorhin und sah mir's Wetter so recht gründlich von allen Seiten an; es soll, es muß ein bischen Ueberschwemmung geben und wenigstens acht Tage und darüber muß aller Welt hier oben das Wasser zu schaffen machen — sonst wird's schlimm."

„Ich denke, schlimm genug ist's schon —." Fritz Lauter war an dem einen Fenster stehen geblieben und hatte hinausgesehen in den Hof. Jetzt unterbrach er sich. „Was hat denn Ihr Michel, Herr Willisch? Der läuft ja wie besessen im Hofe herum und schwingt dabei eine Axt über seinem Kopfe, als wollte er damit irgend einen unsichtbaren Feind erschlagen."

„Der Michel ist ein Hochberger und, wenn mir recht ist, sogar von Hohenschale, dessentwegen hab' ich gestern absichtlich von der Nachricht, die ich durch den Gensdarm erhielt, vor meinen

Leuten nichts merken lassen. Nu wird er aber wahrscheinlich doch etwas weggekriegt haben. Will doch 'mal hören!"

Er stand auf, öffnete einen Fensterflügel und rief hinaus:

„He, Michel, bist wohl übergeschnappt, daß du herumspringst und wie 'n Indianer auf dem Kriegspfade mit der Axt herumhantirst?"

„Mein' Bruder hab'n sie erschlagen — die verfluchten gelben Halunken, und dafür schlag' ich sie todt, wie die Hunde, allesammt! Lassen Sie mich fort jetzt, gnädiger Herr, oder nicht — mir ist jetzt alles eins, — ich lauf' davon und schlag' von der Halunkenbande alles todt, was mir in die Quer' kommt."

„Johann, Johann," schrie Willisch mit kräftiger Stimme in den Hof hinaus.

„Hier, was gibt's?" antwortete aus einem der gegenüberliegenden Wirthschaftshäuser die Stimme eines der älteren Knechte.

„Ist's wahr, daß dem Michel sein Bruder erschlagen ist?"

„Ja, Herr," erwiderte Johann. „'S ist wahr. Sein Bruder ist heut Nacht gestorben von einem Stich in die Seite, den ihm eine von den tückischen italienischen Kanaillen versetzt hat. Eben war die Mine da, seine Schwester."

„Hat die sonst weiter nichts erzählt, als die Geschichte von gestern?"

„Die Geschichte von heute hat sie noch erzählt," sagte der Johann kaltblütig.

„Von heute? Der Teufel wird doch nicht etwa schon wieder losgegangen sein?"

„Und wie ist er losgegangen, er mußte ja — da kennen Sie die Hochberger schlecht, Herr, wenn Sie denken, die werden die Schande von gestern auf sich sitzen lassen. Die denken ja garnicht dran. Heut früh, gleich nach Sonnenaufgang, waren sie da — ein paar tausend Mann am Perleviadukt. Und von allen Seiten zugleich sind sie über die Italiener hergefallen, wie die noch bis über die Ohren im Stroh lagen, und haben sie gedroschen, daß die nicht sobald wieder an die Arbeit denken, sag' ich Ihnen. Die Mine hat's grade noch mit angesehen, wie sie nach allen Seiten heulend davongelaufen sind und 'ne hübsche Portion mit zerschlagenen Knochen liegen bleiben und Pardon schreien mußte. Sie würden sich wohl die Pollaken zu Hülfe holen, meinte die Mine, aber darauf wären ihre Leute schon eingericht', und gründlich wollten sie aufräumen, da 's nun 'mal losgegangen wär', mit dem ganzen fremden Pack — das haben sie geschworen."

„Himmelkreuzdonnerwetter!" fluchte Willisch, den sein Gleichmuth jetzt auch ganz und gar verlassen zu haben schien. „Da ist der verdammte Regen doch vierundzwanzig Stunden zu spät gekommen. Und nu ist alles verdorben, und wir selbst können froh sein, wenn wir nun mit heilen Knochen davonkommen."

Fritz Lauter war bei den ersten Worten des Johann neben Willisch getreten. Sein Gesicht hatte sich seltsam verändert, die gewaltige Erregung schien daraus gebannt zu sein, nur sehr finster, aber nicht minder entschlossen, schaute er auf seine Umgebung.

„Mag verdorben sein, was will, — jetzt muß gehandelt werden, sofort, um von dem furchtbaren Unheil zu verhindern, was zu verhindern ist. Lassen Sie sofort anspannen, Herr Willisch, ich muß nach der nächsten Telegraphenstation und —"

„Und?" fragte Willisch mit einem Anklang von Spott.

„Und nach dem Perleviadukt."

„Sind Sie auch toll geworden? Sie — allein — nach dem Perleviadukt, damit die Hochberger noch einen mehr todtzuschlagen haben?"

„Allein nicht. Ich denke, Sie und der Onkel und eine ganze große Menge der vernünftigsten und einflußreichsten Männer aus allen Ortschaften ringsum werden ebenso thun. Ich bitte aber dringend, daß Sie sofort anspannen lassen, Herr Willisch, sonst gehe ich zu Fuß, und — wenn Sie mich heut im Stiche ließen, käme ich nie wieder, Herr Willisch."

„Nun denn, Johann, anspannen, auf der Stelle. Damit sollen Sie Ihren Willen haben, und nach der Telegraphenstation wollen wir mit, aber das andere hoff' ich Ihnen noch auszureden — das ist zu verrückt!"

(Fortsetzung folgt.)

Strahlende Materie. Durch die Tagesblätter ging vor einiger Zeit eine Notiz, die im wesentlichen die interessante Mittheilung enthielt, der englische Physiker Crookes, welcher neben mancher anderen hochwichtigen und interessanten Erfindung und Entdeckung auch das Radiometer erfunden hat, jenes durch das Licht in drehende Bewegung zu setzende Mühlchen, habe die „strahlende Materie" zur Erscheinung gebracht und einer großen und gelehrten Zuschauerschaft produzirt. Crookes hatte sich nach Paris begeben, wo ihm der Admiral Mouchez 400 Personen zusammengeladen hatte, unter denen sich die hervorragendsten Gelehrten Frankreichs befanden. Der Physiker nahm eine Glasglocke und pumpte aus dieser mit dem vollkommensten Luftpumpapparat, der je hergestellt worden ist, alle Luft heraus und stellte somit einen nahezu luftleeren Raum her. Was zurückblieb, schätzte Crookes auf etwa ein Millionstel der atmosphärischen Luft. Dieser Rest von Luft, dessen Crookes mit der denkbar besten Pumpe nicht habhaft werden konnte, erlangte nun in der Glasglocke ganz neue Eigenschaften. Durch die Luftentziehung waren nämlich Gasmoleküle in ungeheurer Zahl frei geworden, welche nunmehr, da ihnen mehr Raum geschaffen wurde, in eine energische Bewegung geriethen. Um die Moleküle in eine bestimmte Richtung zu treiben und die rapideste Bewegung zu erzielen, läßt Crookes einen elektrischen Strom durch die Glasglocke gehen und es wird dadurch die von Faraday zuerst sogenannte „strahlende Materie" sichtbar. Es entsteht vor den Augen der Beschauer gleichsam ein Bombardement von Molekülen und wo diese die Glaswandungen treffen, blitzt es wie beim Meerleuchten. Kommen Diamanten oder Rubinen in den Strom, so fangen diese in wunderbarem Glanze zu leuchten an und erhalten intensivere Farben. Ein Diamant leuchtete im Strom wie eine brennende Kerze, aber sein Licht war tiefgrün. Der rothleuchtende Rubin, den Crookes im leeren Raum zeigte, soll einen wahrhaft magischen Glanz besessen haben und die Zuschauer meinten, nie zuvor ein so prächtiges Roth gesehen zu haben. Dabei soll das Bombardement der Moleküle nicht nur eine phosphoreszirende, sondern auch eine krafterzeugende Wirkung hervorbringen; denn stellt man ein Papiermühlchen in die Glasglocke und läßt den Strahl der strahlenden Materie auf die Flügel wirken, so gerathen diese in Bewegung.

Betreffs dieser Zeitungsnotiz schreibt uns einer unser Mitarbeiter und Freunde, Rothberg-Lindener, Folgendes:

Die Zeitungsnachrichten über die „Entdeckung der strahlenden Materie durch Crookes" lassen schließen, daß die Berichterstatter keinen genügend festen Boden physikalischer Kenntnisse besitzen, um die erwähnten Erscheinungen richtig auffassen und das Wesentliche derselben deutlich kennzeichnen zu konnen. Da diese Experimente einestheils eine schwerwiegende Bestätigung einer neuen Theorie enthalten, welche das bisher so dunkle Gebiet der allgemeinen Schwere aufzuhellen bestimmt ist, und auch andererseits zum Ausgang für wichtige neue Forschungen innerhalb andrer Spezialgebiete der Physik zu dienen versprechen, so will ich hier einige berichtigende und verdeutlichende Anmerkungen geben. Dieselben stützen sich auf die Kenntniß der unter dem Titel „die strahlende Materie" von Crookes selbst veröffentlichten Abhandlung, sowie auf eigene Experimente mit nach Crookes Angaben hergestellten Apparaten. Der Name der schon 1874 von Crookes erfundenen, Radiometer genannten, Apparate ist deutsch allerdings gewöhnlich als „Lichtmühlchen" übersetzt worden; er müßte aber richtiger „Strahlmühlchen" heißen. Denn die an den Enden zweier sich rechtwinklig kreuzenden Axen von Aluminiumblech befestigten, einseitig geschwärzten Plättchen von Glimmer oder Aluminium, welche auf einer Nadelspitze balanciren und in eine stark entluftete Glashohlkugel eingeschlossen sind, werden nicht nur durch die von einer Seite her darauf stoßenden Lichtstrahlen in Rotation gesetzt, sondern ebenso auch durch die dunklen Wärmestrahlen, also überhaupt durch eine sich als Strahl fortpflanzende Molekularbewegung. Es ist jedoch als wesentlich festzuhalten, daß dieser Apparat nicht völlig luftleer (ein vollkommenes Vakuum) hergestellt ist; vielmehr nimmt die Geschwindigkeit der Rotation wieder ab, wenn ein gewisses Minimum der Entluftung überschritten ist. Dieses Minimum ist jedoch ein erheblich kleineres, als man es früher herstellen konnte, ehe man sich der Geißler'schen Quecksilberluftpumpe bediente, und wurde daher ehemals als vollkommenes Vakuum angesehen.

Die Apparate, in denen Crookes neuerdings die strahlende Materie zeigte, wurden von ihm noch stärker entluftet, als die zuerst hergestellten Radiometer. Aber auch hier mußte noch ein Residuum (ein Rest von Materie) bleiben, dessen Spannung Crookes (wie schon erwähnt) auf etwa ein Millionstel der gewöhnlichen Atmosphäre schätzt. Um diese Materie, für deren einzelne Massentheilchen so eine größere freie Weglänge geschaffen war, in Strahlung zu versetzen, benutzte er den elektrischen Strom; er stellte aber auch durch Versuch fest, daß, wenn er die Entluftung so vollkommen machte, als mit der Quecksilberluftpumpe in äußerster Grenze möglich ist, die Wirkung des elektrischen Stromes gänzlich aufhört. Es werden aber auch nicht, wie es in dem bemängelten Bericht heißt, „Gasmoleküle in ungeheurer Anzahl frei": im Gegentheil würden dann die Erscheinungen ebensowenig zustande kommen, als in einem Raum, der Luft von Atmosphärespannung — oder auch irgendwie anderes Gas von derselben Dichte, was ganz dasselbe ist — enthält. Die hier auftretenden, überraschenden Erscheinungen sind auf rein mechanische Prinzipien zurückzuführen. Was geschieht, ist, daß die Moleküle des Residuums infolge der sich ungemein rasch folgenden Anstöße, welche sie von den Polen eines elektrischen Induktionsstromes er-

fahren, mit rapider Geschwindigkeit fortgetrieben werden, oder besser gesagt, Schwingungen ausführen, deren Hauptrichtung in der Axe des Pols liegt, von dem die Bewegung auszugehen scheint; das ist derjenige, welcher blaues Licht ausstrahlt. (Der zweite sendet blos rothes Licht aus. Die Pole bestehen aus Platin- oder Aluminiumdrähten, welche in die Gefäßwände eingeschmolzen sind; übrigens läßt sich ganz nach Belieben des Experimentirenden bald der eine, bald der andere zum blauen oder rothen Pol machen.) Die Farbe, in denen die Glaswandungen phosphoresziren, hängt von der Zusammensetzung des Glases ab; z. B. phosphoreszirt das englische Glas gewöhnlich bläulich, das deutsche blaßgrün. Der Ausdruck „Bombardement der Moleküle" ist von Crookes sehr glücklich gewählt, um die durch ihren Stoß ausgeübte Wirkung als mechanische anschaulich zu bezeichnen. Wenn schon niemand angesichts der durch abgeschossene Kugeln ausgeübten Zertrümmerungen sich der Wendung bedienen würde: diese Kugeln bringen „eine krafterzeugende Wirkung hervor", so ist eine solche erst recht und mit Bedacht durchaus zu vermeiden, wenn es sich bei einem physikalischen Experiment um kurze Erläuterung der zu Grunde liegenden Prinzipien handelt! Mit dem Ausdruck „Kraft" für die Ursache einer Wirkung, die man sich nicht zu erklären vermochte, ist nur allzulange schon Mißbrauch getrieben, und mit jenem Wort über die mangelnden Begriffe hinweggetäuscht worden. Wir können uns gegen alle für neu ausgegebnen Kräfte und nun gar gegen ganz unbestimmt „krafterzeugende Wirkung" nur durchaus ablehnend verhalten. Eine solche ist auch hier gar nicht vonnöthen. Die geradaus bewegten Moleküle übertragen ihre Bewegungsgröße (oder Energie, wie andre Physiker sagen), die von ihrer Masse und Geschwindigkeit abhängt, einfach durch Anstoß auf andre, die ihnen in den Weg kommen, seien das gleichartige Gasmoleküle, oder die eines um eine Axe drehbaren Mühlchens. Crookes drückt das ganz kurz und scharf so aus: „strahlende Materie übt eine kräftige mechanische Wirkung aus." Hier ist also von einer unbestimmten Wirkung, die erst eine geheimnißvolle Kraft erzeugen soll, zu dem einzigen Zweck, das Mühlrädchen zu drehen, keine Rede.

Crookes trieb durch diese Molekülstöße, mechanisch, ein auf zwei glatten Glasschirmchen mit seiner Axe bewegliches Rädchen von einem Ende eines zylindrischen Glasgefäßes zum andern. Ich brachte ein Rädchen, aus 4 Armen von Aluminiumblech mit quadratischen Glimmerplättchen an deren Enden, die aber hier nicht geschwärzt sind, bestehend, auf senkrechter Axe in Rotation. Aber von Papier dürfen die Plättchen, welche an den Metallarmen sitzen, beileibe nicht sein, denn die strahlende Materie übt auch eine chemische Wirkung aus. Crookes schmolz in ihrem konzentrirten Strahl ein Platiniridiumblech (also auch unsre schwerstschmelzbaren Metalle!); ebenso schmolz er auch die Gefäßwände durch, indem er den Strahl aus der geraden Richtung von einem Pol zum andern durch einen Elektromagneten gegen die Wandung ablenkte. Also ein Papiermühlchen würde zwar nicht zum Verbrennen gebracht werden, da ja nicht genügend Sauerstoff vorhanden ist, aber verkohlt und zerstört. Jedenfalls werden die Erscheinungen der Radiometer sowohl — obgleich eine große Zahl von Physikern während sechs Jahren mit wenig Erfolg, weil von Voreingenommenheiten ausgehend, an ihnen herumexperimentirte —, als auch die damit verwandten der strahlenden Materie fortan steigende Beachtung in der Physik erlangen, und darum wohl auch gelegentlich wieder in der „Neuen Welt" weitere Besprechung erfahren.

Der Alpensteinbock. (Bild Seite 472.) Anknüpfend an die in der vorigen Nummer geschilderten Grajischen Alpen, das Revier des Königs Viktor Emanuel und den letzten Zufluchtsort des Alpensteinbocks, bringen wir als Ergänzung die Beschreibung dieses Einsiedlers der Alpenhochgefilde, den unsere Nachkommen nur in den Museen zu bewundern Gelegenheit haben werden. Bereits vor Jahrhunderten waren die Steinböcke sehr zusammengeschmolzen, und wenn im vorigen Jahrhundert nicht besondere Anstalten getroffen worden wären, sie zu hegen, gäbe es vielleicht keinen einzigen mehr. Ihr Gehörn und Blut, „Herzknochen und Bocksteine", galten im Mittelalter als kräftige Heilmittel und wurden von den Apothekern theuer bezahlt, deshalb die wahnsinnige Verfolgung des Steinwildes. Nach den Berichten römischer Schriftsteller, bewohnten die Steinböcke in früheren Zeiten alle Hochalpen der Schweiz, und zwar diejenige Region, in welcher alle andern Säugethiere verkümmern würden; in vorgeschichtlichen Zeiten haben sie sich auch auf den Voralpen aufgehalten, wie ihre fossilen Reste darthun. Das prunkliebende Volk der Römer hat zuerst zu ihrer Vertilgung beigetragen. In der Kaiserzeit führte man nicht selten ein- bis zweihundert lebendig gefangene Steinböcke zu den Kampfspielen nach Rom. Im Kanton Glarus wurde 1550 das letzte Stück geschossen, in Graubünden konnte der Vogt von Kastel dem Erzherzog von Oesterreich im Jahre 1574 nur mit Mühe noch Böcke schaffen. In den Bergen des Oberengadin verbot man im Jahre 1612 ihre Jagd bei fünfzig Kronen Geldbuße. Ende des vorigen Jahrhunderts traf man sie noch in den Gebirgen, welche das Bagnethal umgeben, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in Wallis; seitdem hat man sie auf dem Gebiete der Schweiz ausgerottet. Daß Viktor Emanuel unter den letzten ihres Stammes in den Grajischen Alpen arge Verwüstungen angerichtet, haben wir bereits in der vorigen Nummer gemeldet. Auch das Prachtexemplar, welches photographirt und auf Holz übertragen wurde (siehe Bild S. 472), ist in der Paradis-Kette von Viktor Emanuel erlegt und der Sektion Florenz des Italienischen Alpenklubs geschenkt worden. Die Abbildung weicht wesentlich von denen ab, welche Tschudi im „Thierleben der Alpenwelt" und Brehm im „Thierleben" geliefert, hat aber jedenfalls die Berechtigung der Aechtheit, weil sie nach der Natur aufgenommen wurde. Wilczek, dessen Angaben wir bei der Beschreibung des Steinwildes folgen, glaubt die Anzahl der gegenwärtig vorhandenen Steinböcke im Bereich der Grajischen Alpen auf drei- bis fünfhundert Stück annehmen zu können. Der Steinbock ist ein stattliches Geschöpf von 1,5 bis 1,6 Meter Leibeslänge, 80 bis 85 Centimeter Höhe und 75 bis 100 Kilogramm Gewicht. Das Thier macht den Eindruck der Kraft und Ausdauer. Der Leib ist gedrungen, der Hals mittellang, der Kopf verhältnißmäßig klein, aber stark an der Stirn gewölbt; die Beine sind kräftig und mittelhoch; das Gehörn, welches beide Geschlechter tragen, erlangt bei dem alten Bocke sehr bedeutende Größe und Stärke und krümmt sich einfach bogenoder halbmondförmig schief nach rückwärts. An der Wurzel, wo die Hörner am dicksten sind, stehen sie einander sehr nahe; von hier entfernen sie sich, allmälich bis zur Spitze sich verdünnend. Ihr Durchschnitt bildet ein längliches, hinten nur wenig eingezogenes Viereck, welches gegen die Spitze hin flacher wird. Die Wachsthumsringe treten besonders auf der Vorderfläche in starken, erhabenen, wulstartigen Knoten oder Höckern hervor, verlaufen auch auf den Seitenflächen des Hornes, erheben sich hier, jedoch nicht soweit als vorn. Gegen die Wurzel und die Spitze zu nehmen sie allmälich an Höhe ab; in der Mitte des Hornes sind sie am stärksten, und hier stehen sie auch am engsten zusammen. Die Hörner können eine Länge von 80 Centimeter bis 1 Meter und ein Gewicht von 10 bis 15 Kilogramm erreichen. Das Gehörn des Weibchens ähnelt mehr dem einer weiblichen Hausziege als dem des männlichen Steinbocks. Die Behaarung ist bei beiden Geschlechtern rauh und dicht, verschieden nach der Jahreszeit, im Winter länger, gröber, krauser und matter, im Sommer kürzer, feiner, glänzender, während der rauhen Jahreszeit durchmengt mit einer dichten Grundwolle, welche mit zunehmender Wärme ausfällt, und auf der Oberseite des Leibes pelziger d. h. kürzer und dichter als unten. Außer am Hinterhalse und Nacken, wo die Haare mähnenartig sich erheben, verlängern sie sich bei dem alten Männchen auch am Hinterkopfe, indem sie hier zugleich sich kräuseln und einen Wirbel herstellen, und ebenso am Unterkiefer, bilden hier jedoch höchstens ein kurzes Stutzbärtchen von nicht mehr als 5 Centimeter Länge, welches jüngeren Böcken, wie den Steinziegen gänzlich fehlt. Die Färbung ist nach Alter und Jahreszeit etwas verschieden. Im Sommer herrscht die röthlich-graue, im Winter die gelblich-graue oder fahle Färbung vor. Der Rücken ist weit dunkler als die Unterseite; ein schwach abgesetzter hellbrauner Streifen verläuft längs seiner Mitte. Stirn, Scheitel, Nase, Rücken und Kehle sind dunkelbraun; am Kinn, vor den Augen, unter den Ohren und hinter den Nasenlöchern zeigt sich mehr rostfahle Färbung; das Ohr ist außen fahlbraun, inwendig weißlich. Ein dunkel- bis schwarzbrauner Längsseitenstreifen scheidet Ober- und Unterseite; außerdem sind Brust, Vorderhals und die Weichen dunkler als die übrigen Stellen und an den Beinen geht die allgemeine Färbung in Schwarzbraun über. Die Mitte des Unterkörpers und die Umgebung des Afters sind weiß; der Schwanz ist oben braun, an der Spitze schwarzbraun. Auf der Rückseite der Hinterläufer zeigt sich ein heller, weißlich-fahler Längsstreifen. Mit zunehmendem Alter wird die Färbung gleichmäßiger. Zweier besonderen Vorzüge des Steinbocks wollen wir noch schließlich erwähnen: des Auges, welches von wunderbarer Schönheit und Schärfe, und des Fußes, der von unermüdlicher Ausdauer ist. Kein anderer Wiederkäuer ist in so hohem Grade befähigt, die schroffsten Gebirge zu besteigen, wie der Steinbock in Folge dieser beiden Eigenschaften. Jede Bewegung des Steinwilds ist rasch, kräftig und dabei doch leicht. Der Steinbock läuft schnell und anhaltend, klettert mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und zieht mit unglaublicher, geradezu unverständlicher Sicherheit und Schnelligkeit an Felswänden hin, wo nur er Fuß fassen kann. Eine Unebenheit der Wand, welche das menschliche Auge selbst in der Nähe kaum wahrnimmt, genügt ihm, sicher auf ihr zu fußen; eine Felsspalte, ein kleines Loch, werden ihm zu Stufen einer gangbaren Treppe. Seine Hufe setzt er so fest und sicher auf, daß er auf dem kleinsten Raum sich erhalten kann. Wilczek bestätigt diese Angaben mit folgenden Daten: „Der starke Steinbock ist das schönste Jagdthier, welches ich je gesehen. Er hat die würdevolle Kopfbewegung des Hirsches; das fast unverhältnißmäßig große Gehörn beschreibt bei der kleinsten Bewegung einen weiten Bogen. Seine Sprungkraft ist fabelhaft. Ich sah eine Gemse und einen Steinbock denselben Wechsel annehmen. Die Gemse mußte im Zickzack springen, wie ein Vogel, welcher hin- und herflattert; der Steinbock kam in gerader Linie herab, wie ein Stein, welcher fällt, alle Hindernisse spielend überwindend. An fast senkrechten Felsenwänden muß die Gemse flüchtig durchspringen; der Steinbock dagegen hat so gelenkige Hufe, daß er, langsam weiterziehend viele Klaftern weit an solchen Stellen hinschreiten kann, ich sah ihn beim Haften an Felswänden seine Schalen so weit spreizen, daß der Fuß eine um das dreifache verbreitete Fläche bildete." Gefangene Steinböcke setzten nicht minder in Erstaunen wie die freilebenden. In Bern, berichtet Scheinz, sah man einen jungen Steinbock mit allen vier Füßen auf der Spitze eines Pfahles, einen andern auf der scharfen Kante eines Thürflügels stehen und eine senkrechte Mauer hinaufsteigen, ohne andere Stützpunkte als die Vorsprünge der Mauersteine, welche durch den abgefallenen Mörtel sichtbar waren, zu benutzen. Wir können den Naturfreunden, welche das Aussterben dieses unübertrefflichen Alpenkletterers beklagen, die tröstliche Versicherung geben, daß

Varietäten seiner Stammart nicht blos auf den Alpen, den Pyrenäen und dem Gebirgsstocke der Sierra Nevada, sondern auch auf dem Kaukasus, den Hochgebirgen Asiens, sowie in den Gebirgen Arabiens und Abessiniens zu finden sind. Vor einigen Jahren wurden die Jagdliebhaber durch die Nachricht eines Sennen in Aufregung gebracht, der einen Steinbock auf dem Grimming (Steiermark) gesehen haben wollte. Ganze Schaaren von Bergfexen bestiegen im Schweiße ihres Angesichtes den abgestutzten Bergkegel, Grimming genannt, aber der König der Gletscher zog es vor, sein Inkognito zu wahren. Oder war der Steinbock vielleicht gar — eine Ente? Y.

Am Krankenlager des Lieblings (Illustr. Seite 473) hat die ängstlich besorgte Mutter schon manche bange Stunde zugebracht, manche Nacht kaum ein Auge zugethan und noch immer will's nicht besser werden. „Ach, wenn wir das arme Kind nur durchbringen," seufzt, klagt sie, die Hände gefaltet. „Wenn das Mittel nur anschlägt, was der Doktor gegeben hat! — O, wenn wir unsern Max verlieren sollten!" jammert und wehklagt die liebende Mutter thränenden Auges. Und der Vater, eben von der ihm heute recht sauer gewordenen Arbeit zurückgekehrt, sucht die trostlose Gattin zu ermuthigen: „Das Fieber ist nicht mehr so stark, als gestern Abend," sagte er, den Puls des Söhnchens befühlend und erzählt dann, daß der neue Doktor im ganzen Dorfe gelobt werde; er habe Großbauers Nanni auch geholfen und Schmieds Seppel, der die böse Bräune gehabt, sei schon vorgestern wieder im Garten umhergelaufen. Das gequälte Mutterherz wird ruhiger, es hofft von neuem und — welche Freude, das kranke Kind schläft die folgende Nacht besser, die Arznei, die nassen Umschläge haben merkliche Linderung bewirkt; dem Buben schmeckt's Essen und unter der liebevollen Pflege der Mutter, die den Jungen wie ihren Augapfel hütet, wird der kleine Patient zusehends wohler — bald springt er wieder munter herum, zur Lust und Wonne des Elternpaares, dessen ganzer Reichthum das einzige Söhnchen ist. — Das von Ernst Hildebrandt gemalte Original des trefflichen, naturwahren Bildes zierte im J. 1878 die deutsche Abtheilung der pariser Weltausstellung. -z-

Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Leipzig. III. Sehr zahlreich waren vertreten, namentlich aus Berlin, die sogenannten Holzgalanteriewaaren als: Zeitungs- und Schreibmappen, Garderoben- und Handtuchhalter, Stockständer, Blumen- und Rauchtische u. dgl. Leider sind diese Sachen aber mit wenigen Ausnahmen so geschmacklos ausgeführt, daß sie allein hinreichen, um die Nothwendigkeit einer Reform auf kunstgewerblichem Gebiet zu beweisen. Die Schnitzereien sind meist schwülstig und gemein in der Form, oft mit totaler Verkennung des Zweckes des betreffenden Gegenstandes hergestellt. So findet man an kleinen Tischplatten grobgeschnittenes und durchbrochenes Laubwerk den Rand bildend, ganz dazu geeignet, um den Tisch bei der leisesten Berührung umzuwerfen, wozu noch wesentlich beiträgt, daß die Gestelle schon an sich keine feste Stellung garantiren. Man sollte aber doch, ganz abgesehen von diesem, nie vergessen, daß eine Tischplatte nicht ihren eigenen Charakter, d. h. den der Fläche verläugnen darf. Derselben Rücksichtslosigkeit macht sich auch Möllenhof (Berlin) schuldig an seiner der Kollektivausstellung des Vereins Berliner Bildhauer einverleibten geschnitzten Tischplatte. Sie ist nicht übel ausgeführt, aber ihre erhaben geschnitzte Dekoration, auf dem Rand sogar $1^1/_4$ Zoll hohe Engelsköpfchen, ist durchaus nicht zulässig. Es ist unbegreiflich, wie ihr Verfertiger außer Augen lassen konnte, daß dieses erhabene Ornament mit Leichtigkeit der Vernichtung anheimfallen muß, wenn die Platte ihre Bestimmung erfüllte, d. h. wenn man etwas darauf stellt. Zudem sind viele dieser Tischchen noch mit Kettchen aus Holz oder Messingdraht „geschmückt", was keineswegs von einem feinen Geschmack der Fabrikanten, von „feinen Holzgalanteriewaaren" zeugt. Um von dem vielen Unsinn, der sich da breit machte, nur noch ein Beispiel anzuführen, sei ein von Elkan Bab aus Berlin ausgestellter Kleiderhalter erwähnt: ein Waldhorn, an welchem zwei an einem drehbaren Zapfen mit der Mündung nach oben gerichtete Pistolen befestigt sind. Und daran soll ein vernünftiger Mensch ein Kleidungsstück hängen? — Zu bemerken ist, daß die von Schwarz jr. (Berlin), Sentner (Dresden) und Deyhsen (Döbeln) in dieser Branche ausgestellten Sachen einen solidern und geschmackvollern Eindruck machten. Den Eindruck, als hätten die übrigen verehrten Kollegen die Ausstellung für einen ganz gewöhnlichen Jahrmarkt gehalten, wie ihn der denkende Beschauer unbedingt empfängt, gänzlich zu verwischen, sind sie jedoch nicht im Stande. Wohlthuend wirkt dagegen die kleine Kollektion der wiener Bildhauer-Assoziation, in der eine aus Birnholz geschnitzte, schwarz gebeizte Standuhr unstreitig als eines der schönsten Stücke der ganzen Ausstellung hervorragt. Ihre Architektur ist mit ungemein feinem Gefühl ausgeführt, desgleichen die in braunem Holze geschnitzte, über dem Zifferblatt stehende weibliche Figur, die Architektur darstellend; zwei rechts und links vom Zifferblatt auf Voluten lagernde Genien zeugen nicht minder für die Meisterschaft der Künstler. Man kann die ganze Ausstellung durchgehen und wird schwerlich ein Stück finden, welches bei aller Zartheit diese Kraft aufweist und wo der Künstler mit einer Empfindung, wie hier beispielsweise am Gewand, den Stoff zu beherrschen verstand. Ebenfalls von großem Geschick und Stilgefühl zeugt der von derselben Firma ausgestellte Rahmen in italienischer Renaissance durchbrochen geschnitzt. Eine orginelle Idee zeigt ein Konsol, unter dessen Platte ein Schwalbennest nebst Schwalbenfamilie als tragendes Glied angebracht ist. So schön das Ganze ausgeführt ist, so stilistisch unzulässig ist der Gedanke, daß ein Gegenstand, der getragen wird, als tragendes und stützendes Glied — welchen Charakter das in Frage kommende doch haben soll — fungiren kann. Interessiren wird die Leser der „Neuen Welt", daß die Assoziation anfangs der siebziger Jahre gelegentlich eines Streites zwischen den wiener Bildhauern — Prinzipalen und Gehilfen — von den letzteren begründet wurde, unter der Krachperiode mit unsäglichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, daß aber eine beispiellose Opferwilligkeit und die hochgradige Intelligenz und vielseitige technische Geschicklichkeit ihrer Glieder das Unternehmen aus allen Gefahren siegreich hervorgehen halfen. — Die berliner Bildhauer haben ihre Produkte in zwei Kollektivausstellungen vereinigt, es läßt sich jedoch nicht behaupten, daß die Leistungen derselben den Anforderungen entsprächen, die man an diese Künstlergattung der Reichsauptstadt zu stellen berechtigt ist. Namentlich lassen die am zahlreichsten vertretenen Füße, Konsolen, Galerien und Füllungen zu Pianino's in Hinsicht auf Form sehr viel zu wünschen übrig. Ein von Albert Heinecke geschnitzter Ofenschirm, nebst einigen von andern Ausstellern herrührenden Zeitungsmappen und Füllungen verdient jedoch als besonders gut ausgeführt erwähnt zu werden. Ausgezeichnet ist auch die von Schulz und Comp. für das Züricher Kunstgewerbe-Museum ausgeführte Thür. Sie ist aus Eichenholz geschnitzt und die Füllungen mit Intarsia aus Ahornholz geschmückt. Geradezu prächtig wirkt hier die Kraft der deutschen Rennaissance, verbunden mit der Feinheit und Anmuth der italienischen. Dasselbe ist der Fall an einem von derselben Firma ausgestellten Lehnstuhl. (Schluß folgt.)

Wissenschaftlicher Rathgeber.

Eydtkuhnen. G. Der Anämie (Blutleere), an welcher Sie leiden, wirken Sie durch Ihre bisherige Ernährungsweise nicht entgegen; Sie fördern das Uebel vielmehr. Des Morgens trinken Sie, wie Sie schreiben, Thee und Kaffee zugleich — — beides ist für Sie unzuträglich. Enthalten Sie Sich dieser Reizmittel gänzlich und genießen Sie dafür früh gute, frische Milch. Die Eier essen Sie nur weich gekocht, das Fleisch — am besten Ochsenfleisch, Wildpret, Hammelfleisch — gebraten und statt des Schwarzbrots gutes Weißbrot. Der Heringe können Sie Sich gleichfalls enthalten und an Stelle des mäßig genossenen Schnapses trinken Sie, da es Ihnen Ihre Mittel zu erlauben scheinen, zum zweiten Frühstück ein Glas guten Rothweins, und um sechs Uhr des Abends statt der zweiten Portion Thee ein Glas guten starken Biers. Ihre Bäder nehmen Sie fortan nicht warm, sondern kalt, und beginnen Sie Ihr Tagewerk allmorgendlich mit einer kalten Waschung des ganzen Körpers. Ihren Arbeiten können Sie ungehindert obliegen, zumal dieselben Sie an tüchtiger Bewegung im Freien nicht hindern.

Darmstadt. W. W. Ihr Arzt ist allerdings im Unrecht, indem er meint, daß Sie Ihrem zweijährigen Knaben, der mit einem, wahrscheinlich angeborenen, rechtsseitigen Leistenbruche behaftet ist, eine Bruchbandage noch nicht anlegen, sondern erst bis zur Vollendung des dritten Lebensjahres warten sollen. Es ist das eines jener veralteten Vorurtheile, wie sie in ärztlichen Kreisen leider noch vielfach anzutreffen sind. Aber so wenig Sie selbst einem Manne zustimmen würden, der sich, seiner Kurzsichtigkeit abzuhelfen, die erste beste Brille auf die Nase setzte, ebensowenig können wir für zweckentsprechend halten, daß Sie auf eigene Faust ein Bruchband, ohne ärztliche Begutachtung desselben, dem Kinde anlegten. Sie werden in Darmstadt jedenfalls einen andern Arzt finden, der Ihnen bezüglich der Wahl der für Ihren Fall passendsten Bandage mit seinem sachverständigen Rath zur Seite steht. Dazu geben wir Ihnen folgende, von dem um die Lehre von den Unterleibsbrüchen verdienten berliner Arzte Dr. Ravoth aufgestellten Regeln für die Bruchbänder kleiner Kinder mit auf den Weg. 1) Das Band bedarf nur einer schwachen Feder und einer ganz kleinen, ovalen Pelotte (d. i. die vordere Platte, welche die Bruchpforte zu decken und den Bruch zurückzuhalten hat). 2) Es muß weich gepolstert sein. Die mit Gummiüberzug sind härter und reizender, haben freilich das Gute, daß sie nicht durchnäßt werden. Um letzteren Umstand unschädlich zu machen, sind zwei Bänder erforderlich, damit gewechselt werden kann. Außerdem ist eine Umhüllung mit weicher Leinwand sehr vortheilhaft. 3) Man muß das Band genau und nicht zu fest anlegen. Der Schenkelriemen ist höchst unzweckmäßig und unnütz. 4) Man legt das Band anfänglich beim Schlafen und beim ruhigen Verhalten des Kindes ab, bis es sich daran gewöhnt hat. 5) Die vordere Stelle, wo die Pelotte liegt, aber auch jede andere, die sich röthet, muß täglich zwei- bis dreimal mit Alaunlösung ($^1/_2$ Loth auf eine große Tasse Wasser), oder mit Salbeiabkochung, mit Rothwein und Wasser zu gleichen Theilen abgetupft werden. Daneben muß in Bezug auf Waschung nach jedem Wechsel Sorgfalt und Reinlichkeit geübt werden. 6) Hat man das Kind so innerhalb 8 bis 14 Tagen an das Band gewöhnt, so läßt man dasselbe immer länger liegen, bis man es zuletzt nur noch während des Bades abnimmt und dann, wenn das Kind schreit, die Bruchpforte durch einen Fingerdruck schließen läßt. — Wir haben diese Regeln in der Hauptsache unverkürzt wiedergegeben, weil wir gleichzeitig auch anderen Eltern in ähnlicher Lage die betreffenden Fingerzeige zukommen lassen wollen. Was für Ihr Kind nicht paßt, das ja nicht mehr so klein ist, um z. B. die Bandage der Gefahr häufiger Durchnässung auszusetzen, wird Ihnen bei einigem Nachdenken sofort ersichtlich sein.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 41. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant**.

(Fortsetzung.)

Es war im Januar und bitter kalt; alle Wege und Stege weit und breit verschneit und das Vorwärtskommen theilweise recht schwierig. Ich habe nie eine besondere Vorliebe für das Marschiren um seiner selbst willen gehabt und mich viel mehr auf das bequeme ziellose Bummeln gelegt, das sich ja auch mit dem Suchen nach malerischen Motiven weit besser verträgt, diesmal aber hielt ich tapfer Schritt mit meinem jungen Freund, der die kalte klare Luft begierig einsog, als bedürfe er der Kühlung und der den Begriff Ermüdung gar nicht zu kennen schien. Der scharfe Ost hatte eine Röthe auf seine Wangen gezaubert, die ihm um so besser stand, als Haar und Schnurrbart wie gepudert aussahen, und als er sogar den Mantel aufknöpfte, da sah er wahrhaftig nicht aus, wie ein liebesiecher Schwärmer, den die schönen Augen irgend einer Grausamen um Schlummer und Appetit bringen.

Die zeitig einbrechende Dunkelheit setzte unserer Winterwanderung ein Ziel, und Curt, der bisher von allem nur Ersinnlichen geplaudert hatte, wurde stumm, als wir in der niedrigen, verräucherten Schenke eines weitab von der Straße gelegenen Dörfchens eingekehrt waren. Es herrschte ein eigenthümliches Helldunkel in diesem Zimmer, in den Ecken brütete die tiefste Finsterniß, die Lichter brannten wie durch einen Nebel und die paar Bauern, die um einen Tisch am andern Ende des Zimmers saßen und sich in geflüstertem Czechisch scheu aber eifrig unterhielten, wurden, je länger man nach ihnen hinsah, zu einer immer verworreneren und phantastischeren Gruppe.

Wir hatten unsere Gläser längst mit rothem Melniker gefüllt, als Curt, der bis dahin den Kopf in die Hand gestützt und sich nachdenklich und zaudernd die Unterlippe zernagt hatte, plötzlich mit unverkennbarer Selbstüberwindung begann:

„Sie haben mich gestern in einer schwachen Stunde überrumpelt und sind so zartfühlend und rücksichtsvoll gewesen, Sich zu stellen, als hätten Sie nichts gesehen. Sie sollen mich aber auch nicht im stillen für einen thränenseligen Siegwart halten — es gibt wenig Dinge, die mir gleich fatal wären, wie der Gedanke, in einem *solchen* Verdacht zu stehen. Wüßten Sie allerdings, wie ich seit dem Ihnen bekannten Theaterabend die ganze Skala der Empfindungen auf- und abgejagt, wie ich ohne jeden Uebergang aus der heißen Zone des Gemüthslebens in die kalte gehetzt worden bin und umgekehrt, wie das innigste und stolzeste Glücksgefühl, die zuversichtlichste, sonnigste Hoffnung, der lähmende Zweifel, die ohnmächtige Verzweiflung und die unbändige Sehnsucht sich Tag für Tag und Stunde für Stunde mein Herz streitig gemacht und mich hin- und hergezerrt haben, Sie begriffen es, daß man zuletzt einmal nervös und matt wird und sich in seiner Hülflosigkeit Thränen abpressen läßt — nicht den linden Thau, der über rosige Mädchenwangen rieselt und den fließen zu lassen, mehr Genuß als Schmerz ist, sondern die salzigen Tropfen, die brennend über ein wettergebräuntes Gesicht laufen und von denen man denken möchte, daß sie unauslöschliche Furchen graben."

Er sah düster in die trübe brennende Flamme der Kerze vor ihm und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Es thut wenig zur Sache, wie alles gekommen ist und es würde auch eine zu lange Geschichte sein, ich will also nur skizziren. Die erste Annäherung an das Mädchen machte sich rasch und leicht, so rasch und so leicht, daß ich mir wohl sagen mußte, eine Kokette würde anders verfahren sein und sich mehr gesperrt und geziert haben. Es hat nur eines Briefs bedurft, allerdings nicht eines alltäglichen Briefs. Ich verstehe etwas von der Kunst, Briefe zu schreiben, und ich habe es mir angelegen sein lassen, nichts zu übersehen und nichts zu übereilen. Sie hätte eine Pessimistin vom reinsten Wasser sein müssen, um von dem einfachen, ehrlichen und achtungsvollen Ton meiner Worte nicht überzeugt zu werden; ich denke doch, es gibt noch eine Sprache, die wohl nachgeahmt, aber nie nachgemacht werden kann, eine Sprache, deren Echtheit oder Falschheit ein Frauenherz instinktiv herausfühlt, und in dieser Sprache habe ich zu ihr geredet. Ich habe den Brief ohne Zaudern und ohne Schwanken geschrieben und als ich ihn absandte, war es merkwürdig ruhig in mir — ich war so sicher, als hielt ich die zusagende Antwort bereits in der Hand. Ich wußte, ich hatte in der vollen Aufrichtigkeit meines Herzens, ohne Falsch und ohne Hintergedanken geschrieben — war sie im Stande, dieser Sprache zu mißtrauen, so hätte ich sie bemitleiden müssen, zugleich aber die Ueberzeugung erlangt, daß sie zu den von Natur illusionslosen, nüchternen Frauen gehörte, oder zu denen, welche die Gesellschaft korrumpirt hat und denen keine Macht der Welt die Blüte und den Duft der Seele zurückgeben kann; sie hätte dann keinen Reiz mehr für mich besessen und wäre am allerwenigsten mehr eine *Gefahr* für mich gewesen.

Sie *hat* mich verstanden — sie antwortete, daß sie lieber

ein Opfer ihres Glaubens an die Güte und den Adel der menschlichen Natur werden, als solchen Worten mißtrauen wolle; sie würde es vor Ekel in einer Welt nicht mehr aushalten, die ihr den Glauben genommen, daß das größte Genie an der Aufgabe scheitere, alle Grenzen zwischen Natur und Kunst zu verwischen. Sie sehe in meiner Frage, ob wir uns nicht von Zeit zu Zeit bei Aufführungen klassischer Stücke — an allen andern habe sie keine rechte Freude — im Theater treffen könnten, nichts, was sie beunruhigen könne und sie gestehe gern, daß unsere Zwischenaktsplauderei ihr den Abend noch genußreicher mache. Das war alles, aber Sie fühlen leicht heraus, warum mich gerade diese ernste, schlichte und ehrliche Antwort weit mehr erfreute, als eine phrasenreiche und sentimentale, und warum es mir im innersten Herzen wohl that, daß sie bei unserer nächsten Begegnung in der Loge mich so unbefangen begrüßte, als seien zwischen uns eine Menge Ceremonien überflüssig, die unter dem gewöhnlichen Menschenpack vielleicht unerläßlich sind.

Die Idealisten werden, so lange die Welt steht, immer wieder versuchen, das alte rührende Traumbild von einer unintereſſirten, unbefangenen Freundschaft zwischen Mann und Weib zur Wahrheit zu machen, sie werden immer wieder ihr Herzblut an die Lösung der Aufgabe setzen, mit einem ihnen wahlverwandten Wesen des andern Geschlechts eine jener Freundschaften zu schließen, die alles von der Liebe haben, nur — die Schwingen nicht, auf denen die treulose gerade dann entflieht, wenn man ihrer am sichersten zu sein glaubt. Bei den Frauen ist dieser Traum freilich selten und muß es aus tausend Gründen physischer und moralischer Art sein — um so mehr beglückte es mich, daß Leontine in unzweifelhafter heiliger Aufrichtigkeit nach nichts strebte, als danach, diesen Freundschaftstraum zu verwirklichen, und die Schönheit dieser Illusion wirkte so mächtig auf mich ein und rührte mich so tief, daß ich, obgleich längst im klaren darüber, daß ich das Mädchen liebte, tagelang glaubte, ich würde auch mit der Freundschaft dieses seltenen Geschöpfs zufrieden sein. Sie bewies mir ein so bedingungsloses Vertrauen, daß ich ein Schuft hätte sein müssen, um dasselbe zu mißbrauchen, und nicht einmal meine Stellung im Leben mochte ich länger vor ihr verbergen; es hätte schließlich doch wie eine Unredlichkeit, wie ein berechnetes Operiren mit Hintergedanken aussehen können und diesen Augen gegenüber schämte man sich unwillkürlich jeder Falschheit.

Das Herz klopfte mir doch, als ich das erste mal in Uniform in die Loge trat, in der sie bereits ihren gewohnten Platz eingenommen hatte; sie war auch überrascht und sah mich groß und fragend an, aber sie lächelte gleich darauf, fast, als geschehe ihr ein Gefallen damit, daß ich Soldat war, und als ich sie fragte, ob sie nicht verwundert sei, erwiderte sie ruhig und einfach, aber mit einer Betonung, die mir unwillkürlich das Gefühl gab, als seien die Worte nur die Schlußfolgerung aus einem langen Vordersatz: ‚Warum? Für mich ist es doch völlig gleichgültig, welche Stellung Sie im Leben einnehmen — wir treffen uns doch nur auf dem neutralen Boden dieser Loge. Im übrigen‘ — und das klang allerdings fast ein wenig resignirt — ‚laufen unsere Wege ja weit auseinander.‘

Das Aufgehen des Vorhangs schnitt mir die Antwort ab; ich mußte den ganzen ersten Akt hindurch über den Sinn und die Tragweite dieser Worte grübeln, als ich jedoch in der Pause auf dieselben zurückgreifen wollte, bat sie, die schöne Zeit nicht mit solchen Debatten zu vergeuden, die wahrlich keinen Werth hätten, und sie sah dabei so traurig aus, so von Ahnungen bedrückt, daß ich mich beeilte, ihren Wunsch zu erfüllen.

Es war der erste Schatten, der auf mein junges Glück fiel; so oft ich mir auch einzureden suchte, daß diese leichten Nebel vor der Sonne meiner Liebe spurlos zerfließen und verwehen würden — immer wieder mußte ich mir sagen, daß in dem Gesicht, in der Stimme und in dem ganzen Wesen des Mädchens etwas sei, welches solchen Worten eine Bedeutung gebe, wie man sie sonst nicht einmal Frauenschwüren beilegt.

Fürs erste wurden ja diese Anwandlungen von Bangigkeit verscheucht von dem Herzklopfen, mit dem ich gewahrte, wie unsere rein menschliche Intimität sich immer inniger und inniger gestaltete und wie ahnungslos oder — willenlos Leontine sich dem süßen Zug ihrer Neigung überließ. Ich konnte mir nicht denken, daß sie so naiv sei, nicht zu bemerken, daß ihr mein Herz sehnsüchtig entgegenstrebte; trügten nicht alle Zeichen, so war sie sich wohl bewußt, was in ihr vorging und hielt es einerseits nicht der Mühe werth, gegen ihr Verhängniß anzukämpfen, und andererseits unter ihrer Würde, sich mir gegenüber zu verstellen, da sie sah, daß ich ihr Empfinden stürmisch erwiderte. Es war in dieser Offenheit, in diesem Verschmähen der kleinen Verstellungskünste, zu denen die andern Frauen gewohnheitsmäßig oder instinktiv greifen, ein Zug von Größe und Adel, der mich berauschte, aber — es war auch etwas eigenthümlich Melancholisches in diesem Allesgehenlassen, und sie gab mir oft Antworten, die in ihrer dunklen Weichheit tagelang in mir forthallten und aus denen ich entnehmen zu müssen glaubte, daß sie viel weiter sah als ich und daß, was sie sah, traurig war, traurig zum Sterben.

So lagerte es auch über der Zeit vor dem ersten Kuß wie eine beklemmende Schwüle, wie jene kospensprengende Aprilschwüle, die uns bei Veilchenduft und Finkenschlag oft trauriger macht, als, trotz Laubfall und Marienfädenziehen, ein Oktobertag. Es verstand sich bald von selbst, daß ich sie vom Theater heimbegleitete, und wenn sie mich in der Nähe ihrer Wohnung verabschiedete, so wußte ich aus ihrem eignen Munde, daß es ‚nur der Leute wegen‘ geschah; sie hatte die Entschuldigung mit einem so verächtlichen Achselzucken begleitet, daß ich sie auf offener Straße hätte küssen mögen. Sie bewilligte mir auch andere Begegnungen und ließ mich nie warten, und sie bewilligte alles ohne Befangenheit, ohne Zaudern und ohne Ziererei, selbst ohne das übliche ‚purpurne‘ Erröthen — es war, als hätte sie die Frage auf der Zunge: ‚Warum hast du das nicht schon längst vorgeschlagen? Wir haben keine Zeit zu verlieren, wir müssen eilen, wenn wir eine kurze Zeit glücklich sein wollen, sonst kommt der Tod oder sonst ein dunkles Verhängniß und reißt uns auseinander.“ So kamen wir zum „du“. Es entschlüpfte mir ohne jede Absicht — als ich das betheuern wollte, sagte sie ernst: „Warum vertheidigst du dich? Laß uns immerhin „du“ sagen, wir beide werden dieses du gewiß nicht entweihen und haben ein größeres Recht auf dasselbe, als tausend andere.‘ So kamen wir zum ersten Kuß. Es war eine kalte, windige Nacht und der Sturm hatte ihren Schleier an einer Seite losgerissen; ich fing ihn ein, und als ich ihn sorgfältig wieder drapiren wollte, sah ich, daß eine schwere Thräne in ihren Augen stand. Wir hatten von ihrem Vater gesprochen, an dem sie mit einer an religiöse Verehrung grenzenden Pietät hing, und ich hatte gefragt, ob er sich nicht freuen würde, wenn er uns zusammensähe. ‚Tief genug war er dazu — er sagte oft, daß die menschlichen Dinge sich nicht nach einer Schablone beurtheilen ließen, und daß man nothwendig lieblos, ja grausam werde, wenn man an alle Menschen und an alle Verhältnisse denselben Maßstab lege; für den einen sei er zu klein, für den andern zu groß.‘ Dabei sah ich die großen, dunklen Augen, die sich im Theater bei einer ergreifenden Szene freilich leicht feuchteten, zum ersten male in hellen Thränen, und als ich ihr überrascht und mit scheuer Lippe die glänzenden Tropfen unwillkürlich aus den Lidern küßte, lächelte sie nachdenklich und weich und — bot mir den schönen Mund selbst zum Kuß.

Ich wollte den Erzähler unterbrechen, aber er wehrte mit der Hand bittend ab und sagte hastig:

„Ich weiß, was Sie sagen wollen — Sie können nichts sagen, was ich mir nicht selber schon in schlaflosen Nächten fiebernd vorgestellt, was ich nicht nach allen Seiten erwogen hätte. Wir beiden haben uns nichts mehr zu sagen; sie hat das Geständniß meiner unauslöschlichen Neigung durch einen Ausbruch von Leidenschaftlichkeit erwidert, dessen Ungestüm nur seiner Zartheit, dessen Rückhaltlosigkeit nur seiner gedankenvollen Weichheit gleichkam. Sie nannte sich das glücklichste Geschöpf auf der weiten Erde, sie küßte meine Hände und badete sie in Thränen, sie war so froh, wie ich sie nie gesehen, und es war ein Leuchten in ihren Augen, als seien alle Schwere der Körperlichkeit von ihr gewichen, aber als ich sie meine Frau nannte, als ich ein Bild wahren, reinen Gattenglücks ihr aufrollen wollte, da legte sie wie in tiefem Erschrecken die Hand auf meinen Mund und bat fast flehentlich: ‚Sprich davon nicht, es ängstigt mich.‘ Und dabei ist es geblieben, und alle meine Bitten und Vorstellungen und Beschwörungen haben nichts gefruchtet. So oft ich in Stunden überströmender Zärtlichkeit auf eine Verbindung zwischen uns anspielte, so oft ich Zukunftspläne entwarf, so oft ich sie fragte, wann sie ganz mein werden wolle, stets wich sie aus, stets suchte sie mich durch einen Scherz oder eine garziöse Zärtlichkeit auf andere Gedanken zu bringen, und wenn alles nicht fruchten wollte, dann bildete sich ein unsäglich schmerzlicher Zug um ihren Mund, es war, als verschleierten sich ihre Augen und sie bat ernst und

traurig: ‚Quäle mich nicht! wer wird daran denken? Nur die gegenwärtige Stunde gehört uns — warum soll sie getrübt werden? Du wirst es bereuen — wer weiß, wie bald!‘

Ich kann Ihnen nicht erklären, wie es kommt, daß ich mich so lange durch diese Ausflüchte hinhalten ließ, daß sie niemals einen Verdacht in mir erweckten, daß ich die Frage, ob ein Geheimniß zwischen uns stehe, nicht an sie zu richten wagte. Und als ich endlich so weit war, als ich den Muth zu dieser verzeihlichen Frage gefaßt hatte, da kam sie mir, als wisse sie alles, als lese sie mir jede Regung der Seele vom Gesicht ab, zuvor, indem sie mir die kleine Locke aus der Stirne strich und scherzend fragte: ‚Was denkt und grübelt man da wieder? Glaubt man einem Geheimniß auf der Spur zu sein, das man ergründen will? Ach, mein Freund, wenn du wüßtest, wie wenig das Wort Geheimniß Sinn hat, wenn es mit mir in Verbindung gebracht wird, und wie es mich nur geheimnißvoll erscheinen läßt, daß ich so gar kein Geheimniß habe, und vor dir vollends nie eins haben könnte und haben werde!‘

Mündlich und schriftlich habe ich sie um eine Zusage bestürmt, mündlich wie schriftlich hat sie mich gebeten, kein Versprechen zu verlangen, und es war so viel schmerzliche, leidenschaftliche, nervöse Innigkeit in der Bitte, mir an ihrer Liebe, an ihrer ganzen, vollen, rückhaltlosen Liebe genügen zu lassen, daß ich mich immer wieder entwaffnen ließ und mich immer wieder fügte, bis die Ungewißheit dieses ‚in den Tag hinein‘ Lebens mir eine neue Frage, eine neue Bitte abzwang. Was weiter werden soll, wie lange ich dieses Hangen und Bangen (oder Langen und Bangen nach der Lesart der Goethekenner — die Herren scheinen nicht zu ahnen, wie gleichwerthig für einen Verliebten beide Lesarten sind!) ertrage — ich weiß es nicht!“

Und er stützte den Kopf wieder in die Hand und starrte düster in die trübe Flamme des tropfenden Unschlittlichts. Ich gestehe, mir war dabei nicht wohl; ein so scharfer und richtiger Menschenbeobachter Curt auch sonst war, der Geliebten gegenüber, die seine Phantasie gefangen genommen, war er es gewiß nicht. Um sie lieben zu können, mußte er sie vorher zu einem fleckenlosen Geschöpf von idealer Reinheit und Güte machen, und gelingt es einer Frau, diesen Glauben im Herzen eines Idealisten zu erwecken, woran sie sehr unschuldig sein kann, so kann sie darauf hin lange ungestraft sündigen: der Träumer wird viel lieber und leichter den dunklen Abmahnungen und Warnungen seines eignen Gefühls mißtrauen, als der Geliebten, und er wird sich mit dem Scharfsinn von zehn Juristen bemühen, alle ihre früheren und gegenwärtigen Handlungen, wie fatal sie auch seine reizbare Empfindlichkeit berühren, wie unangenehm auch der Beigeschmack sei, den sie für ihn haben, zu beschönigen, zu erklären, zu rechtfertigen, und sie so lange zu drehen und zu wenden, zu glätten und zu poliren, bis sie sich endlich doch mit seiner abgöttischen Verehrung vertragen. Und unsereiner steht dabei, findet gar mancherlei bedenklich, stößt überall auf ein Defizit an Innigkeit, an Ehrgefühl und an Respekt vor der Wahrheit und kann nicht recht begreifen, was der so Hellsehende und Spottlustige an diesem bei mancher guten Eigenschaft mit argen Fehlern Behafteten und jedenfalls nicht über das Durchschnittsniveau emporragenden Geschöpf gefunden hat, um das wir uns nicht halb so viel Mühe geben würden wie er und das uns sogar nach mancher Richtung hin eine entschiedene Abneigung einflößt.

Wird freilich dem Idealisten der unwiderlegliche Beweis geliefert, daß die Frau, die er vergötterte, ein sehr sterbliches und gebrechliches Menschenkind ist, das vielleicht sogar über eine nicht alltägliche Dosis Falschheit und Hinterlist verfügte, so ist der Umschlag um so gewaltsamer und vollständiger. Dann ist an der ihres Nimbus Entkleideten nichts mehr, weswegen man sie lieben oder nur achten könnte; die bunten Steine, die zu einer kunstvollen, in den Farben sorgfältig abgetönten Mosaik zusammengefügt waren, haben, aus diesem Zusammenhange gerissen, keinen Werth mehr, und derselbe Träumer, der erst nichts Lieblicheres, Heiligeres und Verehrungswürdigeres kannte, als das Frauenbild, vor dem er die stolzen Knie beugte, wendet der in ihrer wahren Gestalt Erkannten mit dem Achselzucken der Verachtung, mit dem bittern Lächeln der Enttäuschung den Rücken und nur das Ehrgefühl des Gentleman hält ihn ab, sie zu einem Gegenstande des Spottes zu machen. Es wäre ganz vergebens, ihn zur Gerechtigkeit gegen die guten Seiten der von ihrem Piedestal Gestürzten aufzufordern, er würde geringschätzig erwidern, einige gute Seiten habe jeder Mensch, mit denen sei er aber nicht zufrieden.

In beiden Stadien ist diesen excentrischen Naturen nicht zu helfen; sie sind im einen Falle blind und taub für die Gebrechen, im andern für die Vorzüge ihres Idols. Dennoch brachte ich es nicht über's Herz, alle Bedenken zu unterdrücken, die während dieser Erzählung in mir aufgetaucht waren und mit wachsender Hartnäckigkeit sich bei mir einzunisten suchten. Ich erlaubte mir anzudeuten, es sei bei aller Liebenswürdigkeit und Achtbarkeit des Mädchens doch nicht schlechthin unmöglich, es sei wenigstens nicht total undenkbar, daß ihre Vergangenheit — gewiß ohne ihr Verschulden — ohne irgend einen Leichtsinn ihrerseits, höchstens infolge unklugen kindlichen Vertrauens zu gewissenlosen Menschen, irgend einen dunklen Punkt aufzuweisen habe, dessen Wichtigkeit ihr reizbares Ehrgefühl und ihre Liebe sich übertrieben, und daß sie Curt zu sehr liebe, um den Verlust seiner Liebe nicht zu fürchten und dieses gefürchtete Ereigniß nicht so lange als möglich hinauszuschieben.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

30. April.

Ich mache diese Notizen in mein Taschenbuch. Auf unserem Zimmer liegen 14 Mann und ein Unteroffizier. Unter den Leuten sind einige ganz intelligente Menschen. Die Mehrzahl sind aus der Landbevölkerung, darunter einige rüde Individuen, denen ich sogleich meine Meinung gesagt habe. — „In meiner Gegenwart verbitte ich' mir jede Gemeinheit,“ sagte ich kurz und eindringlich. „Wir wollen den Viehstall nicht mitten in die menschliche Gesellschaft hineinsetzen!“ — Das verdroß sie, und sie versuchten, mich mit versteckten Bemerkungen aufzuziehen, als sie aber merkten, daß einige auf meiner Seite waren, verstummten sie bald. Eben wird das Signal zum Kaffeetrinken gegeben. Eine Nacht ist dahin. Ich schlief unruhig. Wilde Träume trieben ihr Spiel in meinem Kopfe und dazwischen tauchte abwechselnd Elisabeths Bild empor, mir zulächelnd und Trost spendend. Mir ist es ziemlich prosaisch zu Muthe. Die Umgebung absorbirt jede höhere Regung.

Zwei Stunden marschirt. Bin todtmüde. Der Bleistift zittert in meiner Hand und ich habe keine Lust, die mannichfaltigen Gedanken, die mich erregten, niederzuschreiben. Viele meiner Stubenkollegen befinden sich in dem gleichen Stadium der Erschlaffung. Die munteren Gesellen von gestern sind schon um vieles entnüchtert, und einer von denen, welchen ich so unsanft begegnet, entschuldigte sich bei mir. „Wir hatten in Gesellschaft des Unteroffiziers einige Schoppen zu viel getrunken,“ sagte er.

Auf meiner Stube liegt auch ein Landsmann von mir; ein finsterer und verschlossener Mensch. Nach der Uebung kam er zu mir und raunte mir zu: „Verlassen Sie Sich auf mich. Ich stehe zu Ihnen. Wir haben beide die Ehre, regelmäßig nachzuexerziren, obwohl wir wissen, daß wir unsre Sache wenigstens so gut machen, wie die andern. Je unselbständiger hier der Mensch ist, desto brauchbarer und geachteter ist er.“ — Heute waren wir auch zur Leistung des Fahneneides befohlen. Die Kriegsartikel wurden vorgelesen, und nachdem es mir über all' die angedrohten Strafen beinahe schwindlich im Kopf geworden, rief der Hauptmann: „Morgenroth! Die Hand vorschriftsmäßig erhoben!“ — Ich that es und die Ceremonie war vorüber. — Nach dem Appell hatte ich den Befehl, mich bei dem Hauptmann zu melden. „Sie scheinen obstinat zu sein, Morgenroth,“ sagte der Hauptmann. „Hüten Sie Sich! Sie wissen, daß man hier die Leute zwingen kann.“ — „Ich verstehe, Herr Hauptmann,“ entgegnete ich, „aber ich bin mir keines Vergehens bewußt. Ich thue meine Pflicht gleich den andern.“ — „Sie hatten nicht Lust, den Eid abzulegen.“ — „Man würde mich gezwungen haben, hätte ich wirklich nicht Lust dazu gehabt.“ — „Sie sind von der

Wichtigkeit des Eides und den Folgen eines Bruches doch überzeugt?“ — „Die Kriegsartikel würden mich über die Folgen eines Bruches des Fahneneids belehrt haben, wenn ich sie mir auch vorher nicht hätte denken können.“ — „Treten Sie ab!“ herrschte mir der Hauptmann zu.

3. Mai.

Der Unteroffizier machte ein böses Gesicht. „Das verdanken wir Ihnen, daß wir hier in der Kaserne wie in einem Glasschrank sitzen,“ rief er wüthend. „Aber ich werde Ihnen die Wurst aufs Brot legen, — warten Sie.“ — Er fragte die Stubengenossen, ob ich schon aufrührerische Reden gehalten und ob sie etwas Verdächtiges bei mir gesehen hätten. — Die Menge verneinte mit Recht und der Unteroffizier fluchte. Ich habe es nun doppelt schlimm. Mein Landsmann hat sich enger an mich geschlossen, auch einige andere, deren Denkvermögen nicht ganz brach liegt, sind mir wohl gesinnt. Sie thun aber so, als ob ich ihnen gleichgiltig wäre.

17. Mai.

Morgen ist Kirchengang. „Das geht nicht, Morgenroth,“ sagte der Offizier, „daß Sie zu gar keiner Religion gehören. Sie müssen doch an etwas glauben. Und eine der Kirchen müssen Sie unbedingt besuchen.“ — „Ich denke, Herr Lieutenant, ich kann zum Kirchenbesuch nicht gezwungen werden, nachdem ich in aller Form aus der Landeskirche ausgetreten bin.“ — „Das werden wir sehen,“ versetzte er; „ich werde das melden.“ — Dabei blieb es. Der Hauptmann suchte zwar später noch meine religiösen Ansichten auszuforschen, aber da ich ihm absichtlich mit einigen philosophischen Deduktionen begegnete, so sah er wohl ein, daß er mit mir nicht, wie mit jedem andern, verfahren konnte. Er musterte mich, ich blickte ihn fest an und er sagte: „Ich verstehe Ihren Blick wohl. Sie müssen aber trotzdem — gehorchen!“ —

8. Juni.

Unsere Lektüre wird von Zeit zu Zeit immer genau revidirt. Bücher mit mißliebigem Inhalt und Werke über kritisirende Politik sind strengstens verboten. Das Einschleppen solcher Bücher in die Kaserne involvirt den § 24 und 25 der Kriegsartikel wegen Erregung von Mißvergnügen und zur Rebellion, ein Vergehen, das fünf Jahre Festung und selbst Todesstrafe nach sich ziehen kann. „Der Soldat soll seine Finger von der Wissenschaft ablassen, die er doch nicht versteht oder stets falsch versteht; er soll sein Ohr nicht der Stimme der Verführung leihen, der Stimme, welche ihm die Lust an dem Militärleben und an

dem heiligen Beruf, dem Beruf der Vertheidigung des Vaterlandes und Königs, verleidet; er soll sich während seiner Dienstzeit um nichts kümmern, was nicht zu seinem Beruf gehört, alle seine Gedanken sollen sich nur auf die Erfüllung seiner Pflichten konzentriren, — er soll ganz aufgehen in den Gedanken der Treue zum König und Reiche, und nur so ist er ein ergebener treuer Sohn des Vaterlandes. — Verstanden, Morgenroth?" — Der Herr Instruktor wendete seine ganze Freundlichkeit auf mich. — „Ich habe sehr wohl davon verstanden, Herr Lieutenant, daß wir ohne Nachdenken und Murren gehorchen sollen." — „Das habe ich nicht gesagt, Morgenroth! Ich habe gesagt, daß der Soldat seine Liebe zu seinem Soldatenberuf nicht beeinträchtigen lassen soll durch aufrührerische Gedanken und unzufriedenes Gesindel." — Um gegen alle Anfechtungen gewappnet zu sein, befleißigte ich mich besonders der Kenntniß der mir nöthigen Militärwissenschaft. Ich will mich nicht selbst loben, aber der Herr Instruktor hatte aufzupassen, damit er nicht purzelte. Heute hat er mich „Allesbesserwisser" endlich dispensirt.



Kreidefelsen bei Stubbenkammer auf Rügen. (Seite 491.)

12. Juni.

Es gibt in unserer Kompagnie mehrere Einjährige, Söhne reicher Eltern, die mit dem Geld nur so herumwerfen, sich die verschiedensten Vergünstigungen schaffen und auf diese Weise die Schwere des Dienstes, im Gegensatz zu den anderen Kameraden, nur halb empfinden. An Bildung stehen die meisten selbst einigen der dreijährigen nach, ein Beweis, daß eingelerntes Wissen nicht immer die Bildung ausmacht. — Mit einem von diesen Bevorzugten hatte mein Landsmann Ehrenberg heute einen lebhaften Diskurs. Der erstere hatte Ehrenberg einen Auftrag gegeben, und dieser weigerte sich, einem unhöflichen Menschen einen Gefallen zu erweisen. Darüber gerieth der andere in einigen Zorn und brüstete sich mit seinem Privilegium des einjährigen Dienstes, als Beweis seiner größeren Tüchtigkeit und seines größeren Werthes, wobei er dem braven Ehrenberg einige unehrerbietige Worte an den Kopf warf. — „Wenn Sie mich einen Bauern schelten," entgegnete Ehrenberg ruhig, „so brauche ich mich nicht zu revanchiren, denn dieser Ausdruck kann mich keineswegs beleidigen. Nur möchte ich Ihnen doch sagen, daß Sie die militärischen Uebungen mitsammt Ihren Kollegen um keinen Grad besser ausführen und leichter sich aneignen, als es die ‚Bauern' thun. Im Gegentheil! Die

‚Bauern' sind wegen ihres engeren geistigen Horizontes befähigter zur Erlernung des militärischen Handwerks. Ihre ganze Gedankenwelt richtet sich auf dies Handwerk, während der wirklich denkende Mensch geneigt ist, stets Kritik zu üben, und so schnell erlahmt. Also, keine Illusion, mein verehrter Herr! Keine Einbildung! Und was Ihr Vorrecht mir gegenüber anbetrifft, einjährig dienen zu können, so wird Ihr Kamerad Morgenroth gewiß so freundlich sein, Ihnen diesen Punkt zu beleuchten." — Der solcherart Abgefertigte zuckte seine Achseln, lächelte verächtlich und fragte mich: „Sie werden Sich doch nicht wohl gar zum Vertheidiger eines dummen und arroganten Schlingels hergeben wollen?" — „Nein," sagte ich ebenso lächelnd, „dazu bin ich zu sehr von meiner Klugheit überzeugt; aber Sie irren, wenn Sie glauben, Ehrenberg wäre etwa dumm und arrogant. Ich denke, Sie könnten bei einem Rollenwechsel des Tausches wohl zufrieden sein. Aber das Privilegium! Da irren Sie nun noch mehr, lieber Kamerad! Wir wollen vom philanthropischen Standpunkte ganz absehen — ein überwundener Standpunkt für unsre moderne Welt —, wir wollen nur das Nächste nehmen! Sie berufen Sich auf Ihre Bildung und auf das Vorrecht, diesen erworbenen Kenntnissen beim Eintritt in den Militärdienst als Einjähriger Geltung zu verschaffen. Sie bedenken nicht, daß höhere Bildung und Reichthum Vortheile sind, wofür Sie eigentlich gehalten werden müßten, größere Pflichten zu übernehmen, als diejenigen, denen keines von beiden gegönnt ist. Und wer hat Ihnen den Vortheil höherer Bildung gewährt? Sie selbst? Ihre Eltern? O nein, der Staat, die Gesellschaft, die Gemeinde, in der Sie wohnen! Diese sind's, welche die Schulen erhalten, in denen Sie die höhere Bildung genossen, denen Sie diesen Vorzug verdanken, während die große Anzahl der vom Schicksal weniger Begünstigten fürlieb nehmen muß mit einer einfachen Elementarschule, die sie nur mit dem unentbehrlichsten Bildungsmaterial ausstattet." — — „Antreten!" erscholl bei diesen Worten der Befehl, und er kam zu guter Stunde. Die müssige Auseinandersetzung hätte leicht noch eine tüchtige Reiberei geben können.

(Fortsetzung folgt.)

An der Wiege des Christenthums.

Kulturhistorische Skizze von **C. Lübeck.**

(Fortsetzung statt Schluß.)

Philo erzählt von den Therapeuten:

Sie achten sich aus Liebe zu dem unsterblichen und seligen Leben noch lebend am Ziele des irdischen Daseins, überlassen ihr Eigenthum Söhnen, Töchtern und sonstigen Anverwandten und fliehen von den ihrigen in die Einsamkeit, um nicht zurückzukehren. Ihr Hauptsitz ist eine luftige, gesunde Anhöhe über dem See Maria (Mareotis, nicht Möris) bei Alexandrien, wo ihre einfachen Wohnungen, nur zum Schutz gegen Sonnenhitze und Kälte berechnet, in großen Zwischenräumen voneinander stehen, um sich nicht gegenseitig zu stören. Speise und Trank berührt keiner vor Sonnenuntergang, weil sie meinen, daß nur die Philosophie würdig sei, ans Licht gestellt zu werden, die körperlichen Bedürfnisse aber Finsterniß bergen solle; daher widmen sie jener die Tageszeit, letzterer einen kleinen Theil der Nacht. Einige fasten drei, andere sechs Tage lang, da die innerlich ihnen zufließende Weisheit sie sättigt. Ueberhaupt aber essen sie nur, um nicht zu hungern und trinken, um nicht zu dursten; aber den Ueberfluß vermeiden sie als den hinterlistigsten Feind der Seele wie des Leibes. Ihre Speise ist Brot und Salz, ihr Trank Quellwasser. Ihre Kleidung besteht im Winter aus Thierfellen, im Sommer aus einem Gewande ohne Aermel von Leinwand. Alle Männer und Frauen leben ehelos, sobald sie sich der Gesellschaft gewidmet haben; viele waren vorher nicht verheiratet (wie denn auch viele ältere Jungfrauen von Philo genannt werden), aus Verachtung körperlicher Freuden und wegen eifrigen Strebens nach Weisheit. An jedem Hause ist ein heiliger Ort, an diesem üben sie vollkommen abgeschieden die Mysterien ihres heiligen Lebens. Zu ihnen bringt man weder Speise noch Trank, wohl aber die Gesetze und heilige Orakel und Lieder und was immer Weisheit und Frömmigkeit fördert oder zur Vollendung bringt. Niemals lassen sie Gott aus ihrem Gedächtnisse, so daß ihnen selbst im Traume keine andern Bilder vorschweben, als die Herrlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten und Kräfte. Viele sprechen auch im Schlafe die erhabenen Lehren der heiligen Philosophie aus. Zweimal an jedem Tage pflegen sie zu beten, in der Morgendämmerung und gegen Abend. Der ganze Zwischenraum vom Morgen bis zum Abend ist der Ascese gewidmet. Sie lesen in den heiligen Schriften, denken über die väterliche Weisheit, und zwar unter Anwendung der allegorischen Erklärungsweise, nach, weil sie die wörtliche Rede für dunkle Zeichen halten, die sich in einem tieferen Sinne enthüllen. Auch besitzen sie Schriften alter Weisen, welche die Urheber der Vereinigung gewesen waren und viele Denkmale allegorischer Erklärungen hinterlassen haben. Dieser bedienen sie sich gleichsam als Musterbilder und ahmen denn auch die Weise jener Früheren nach, so daß sie nicht nur anschauen, sondern auch Lieder und Hymnen auf Gott verfertigen und zwar in allerlei Silbenmaßen und Melodien. Sechs Tage leben sie allein, jeder für sich, in ihren sogenannten Monasterien und denken dem Heiligen nach, kommen nicht über ihre Schwellen, ja sehen nicht aus ihren Thüren heraus. An dem siebenten Tag kommen sie zusammen, setzen sich nach dem Alter mit Anstand nieder, die Hände nach innen gekehrt, die Rechte zwischen Brust und Kinn, die Linke an den Hüften herunterlassend. Dann tritt der älteste auf, der in den Lehrsätzen am meisten erfahren ist, und spricht mit ruhigem Auge Worte, reife und verständige. Ruhig hören die übrigen alle zu und geben ihren Beifall blos mit einem Winke der Augen oder des Kopfes zu verstehen. Das gemeinsame Heiligthum, an welchem sie am siebenten Tage zusammenkommen, hat zwei Abtheilungen, die eine für die Männer, die andere für die Weiber. Denn auch die Weiber hören, der Sitte gemäß, zu und beweisen denselben Eifer für diese Grundsätze. Außer dieser wöchentlichen Sabbathfeier ist aber noch die Feier je des fünfzigsten Tages merkwürdig. Je nach sieben Wochen oder siebenmal sieben Tagen versammeln sie sich zu einem heiligen Mahle in weißen Gewändern im heiteren Geiste und größter Feierlichkeit. Stehend erheben sie Augen und Hände gen Himmel, jene, weil sie gelehrt sind, dasjenige zu betrachten, was des Anblicks werth ist, diese, weil sie rein von Uebervortheilungen — und beten dann zu Gott, es möge ihm dieses Mahl wohlgefällig und nach dem Herzen sein. Nach dem Gebete legen sich die älteren nieder in einer Reihenfolge, bei welcher sie die Zeit des Eintritts in die Genossenschaft berücksichtigen; denn für alt achten sie nicht die Bejahrten und Greise; diese achten sie vielmehr als kleine Kinder, wenn sie die Verbindung erst später lieb gewonnen haben, sondern die, welche von zarten Jahren an kräftig und männlich geworden sind und reif an Erkenntniß des Geistigen, der Vollkommenheit des göttlichen Wesens. — Der Speiseplatz ist getheilt, rechts liegen die Männer besonders, links die Frauen. Das Lager besteht aus Schilfrohr. Bedient werden sie nicht von Sklaven; denn sie glauben überhaupt, daß der Erwerb von Sklaven oder Dienern wider die Natur sei. Vielmehr verrichten Freie den Dienst, und dies nicht, weil sie müßten oder auf Befehl, sondern sie erfüllen aus freiem Entschluß mit Eifer und gutem Willen schnell, was ihnen zugerufen wird. Denn es werden nicht die ersten besten Freien zu diesen Dienstleistungen genommen, sondern die jüngeren der Gesellschaft, nachdem mit aller Sorgfalt eine Wahl getroffen worden ist, wie es sich für diejenigen geziemt, die edel und fein gebildet sind und auf den Gipfel der Tugend hinan zu klimmen sich bemühen. Wein wird auch an diesen Tagen nicht aufgetragen, sondern klares Wasser, für die meisten kalt, für die Schwächeren unter den Alten lau. Ihr Tisch ist rein und von Blut unbefleckt. Brot ist ihre Speise, ihr Zugemüse Salz. — Wenn sich nun die Theilnehmer an dem Mahle niedergelegt haben und die Diener bereit stehen zur Aufwartung, herrscht noch größere Stille als zuvor. Dann fragt einer etwas über die heiligen Schriften, oder gibt Aufschluß, wenn ihm etwas zur Beantwortung vorgelegt wird. Die übrigen richten sich nach dem Redner hin, ohne daß sie ihre Stellung verändern. Ihren Beifall geben sie durch Heiterkeit und eine kleine Wendung des

Gesichts zu erkennen, die Zweifel durch ruhiges Schütteln des Hauptes. Ebenso verhalten sich auch die Jünglinge, die neben denen stehen, welche sich gelagert haben. Die Erklärungen der heiligen Schriften bezwecken die Erforschung des tieferen Sinnes vermöge der Allegorie; denn die ganze Gesetzgebung dünkt diesen Männern einem Thiere vergleichbar: die wirkliche Auffassung stellen sie mit dem Leibe zusammen, mit der Seele aber den unter den Worten liegenden verborgenen Sinn, bei welchem die vernünftige Seele anfängt, in den Worten wie in einem Spiegel zu schauen, was diesem eigentlich innewohnt.

Wenn nun der Wortführer genug gesprochen zu haben glaubt, so erheben alle in gemeinschaftlicher Freude ein Geräusch; dann tritt einer auf, singt einen auf Gott gedichteten Hymnus, mag er ihn selber oder einer der alten Dichter gefertigt haben. Nach diesem kommen dann auch die übrigen nach der Reihe, während allemal die andern in tiefer Stille zuhören, außer wenn sie die letzten Zeilen der Chöre zu singen haben. Wenn nun aber jeder seinen Hymnus beendigt hat, so bringen die Jünglinge einen Tisch herbei, auf welchem die heiligsten Speisen liegen, geräuchertes und gesalzenes Brot, dem etwas Ysop beigemischt ist, aus Achtung für den Tisch in der heiligen Halle des Tempels. Nach dem Mahle feiern sie die heilige Nachtfeier, augenscheinlich den wichtigsten Theil ihrer Verehrung, durch Chorgesänge und Tänze, bei welchen Männer und Frauen abwechseln und zuletzt sich in einen großen Chor vereinigen u. s. w. Dieses Hauptfest feiert angeblich den Ausgang aus Aegypten, d. h. die Befreiung des geistigen aus dem sinnlichen Leben und die Chöre und Tänze symbolisiren das Entzücken des reinen Geistes, der in den reinen Regionen des Göttlichen angelangt ist.

Vom Standpunkte ihrer Gotteserkenntniß aus haben diese Alexandriner eine wahrhaft ideale Höhe erreicht. Sie leben, wie uns Philo erzählt, bereits im Himmel auf Erden.

Doch treten wir diesem therapeutischen Himmelreiche auf Erden etwas näher, entwerfen wir uns nach den Schilderungen Philo's von der Glückseligkeit, die es bietet, ein Bild.

(Schluß folgt.)

Die Entstehung des Tanzes einst und jetzt.

Kulturgeschichtliche Skizze von **Friedrich Volkmar.**

Im gesellschaftlichen Leben hat der Tanz von jeher eine zu bedeutende Stelle eingenommen, als daß er nicht schon früh der Gegenstand ernsthaften Nachdenkens und gründlicher wissenschaftlicher Erforschung geworden wäre. Schon das klassische Alterthum wendete ihm in diesem Sinne seine Aufmerksamkeit zu, und der größte und tiefste philosophische Denker der alten Zeit, Aristoteles, verschmähte es nicht, dem Tanze zu verschiedenen malen, in seiner „Politik“ und „Poetik“, eine eingehende Betrachtung zutheil werden zu lassen. Der Mensch, äußert Aristoteles unter anderm einmal, solle nicht nur seine Kräfte in einer zweckmäßigen Thätigkeit nützlich verwerthen, er solle sich auch in seinen Mußestunden in einer schönen Weise beschäftigen, und außer der Musik und dem Genuß des Weines und der daraus entspringenden erhöhten Stimmung des Geistes, sei auch der Tanz vortrefflich dazu geeignet, die Muße, deren jeder bedürfe, mit einem schönen Inhalte zu erfüllen, und sie aus einem bloßen Bedürfniß in eine Quelle sittlichen und geistigen Gewinnes zu verwandeln. Und Aristoteles hat recht, denn alles Schöne und Gute, alle Wissenschaft und Kunst dient nur dem einen erhabenen Zwecke, den Menschen mehr und mehr geistig und sittlich zu veredeln, und so glauben wir auch im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir sie mit dem Wesen und der Geschichte einer Kunst näher bekannt machen, deren kulturgeschichtliche und ästhetische Bedeutung von den meisten noch viel zu wenig gewürdigt wird.

Wir nehmen das Wort Tanz hier im ursprünglichen und weitesten Sinne und nicht in jenem beschränkten und verworrenen, in welchem wir es, durch unsere heutige Art zu tanzen, anzuwenden geneigt sind.

Die Zeit, in welcher der Tanz entstanden ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht mehr nachweisen. Entsprungen ist er aus dem jedem Menschen angebornen Triebe, alles, was in ihm vorgeht, auch äußerlich zu lebendiger Erscheinung zu bringen. Die freudig erregte Seele suchte nach einem entsprechenden Ausdrucke der sie erfüllenden frohen Empfindung, da ihr die Sprache desto weniger genügte, je unentwickelter sie war; und dieser Ausdruck fand sich in ungezwungenster Weise in der leichten und freien Bewegung des Körpers. Im Gegensatz nämlich zu der beliebten Anschauung von der Mangelhaftigkeit dieser Welt und der Werthlosigkeit des menschlichen Lebens fühlt sich der Sohn der Natur, der natürliche Mensch noch eins mit der ihn umgebenden Außenwelt. Er freut sich vielmehr der Welt und seines Daseins darin mit der vollen, noch von keinem philosophischen Nachdenken angekränkelten und durch keinerlei schädliche Kultureinflüsse zerrütteten Gesundheit an Leib und Seele, die ihm eigen ist, und da er ebensowenig die „verfeinerten“ Ausdrucksweisen kennt, wie ihren Weltschmerz, so macht er seiner Freude in den lebhaften Bewegungen seiner Glieder in Sprung und fröhlichem Tanz Luft. Und dies geschieht, ohne daß er es recht beabsichtigt; er tanzt, weil er sich innerlich dazu getrieben fühlt, nicht um sich zu freuen, sondern weil er sich freut, und reißt den Genossen zu gleicher Lustigkeit mit sich fort. Zu dem ersten Tänzer gesellte sich bald, angelockt durch das Vergnügen, das jener augenscheinlich empfand, ein zweiter, ein dritter, u. s. f.; sie schlossen sich zum Kreise zusammen; die allen gemeinsame Empfindung gab ihren Bewegungen übereinstimmenden, rhythmischen Takt; die schlummernde Lust zum Gesange wurde geweckt, erst leise, dann in immer volleren und mächtigeren Wellen strömte er aus der Brust der Betheiligten hervor, und der gesellige Tanz, der Reigen in seiner ächten und ursprünglichen Gestalt war zum erstenmale getanzt worden.

So etwa muß man sich den geselligen Tanz entstanden denken, wenn es auch der Phantasie des Lesers überlassen bleibt, die flüchtige Skizze zu einem vollständigen Bilde zu erweitern. Es ist mithin die Freude, welche Schiller in seinem berühmten Liede grade deshalb so hoch preist, weil sie die Menschen gesellig zusammenführt und die Getrennten brüderlich wieder vereint, auch die Schöpferin des Tanzes geworden. Die überwiegende Mehrzahl der Tänze athmet denn auch ein freudiges, zuweilen in wilder Ausgelassenheit überströmendes Leben. Zwar gibt es auch ernste und feierliche Tänze, doch müssen diese wohl als spätere Abarten einer Zeit betrachtet werden, in welcher der Tanz seinem eigentlichen Ursprunge schon ferner stand und in den Dienst moderner Kulturmächte, wie z. B. der Religion, getreten war (vergl. Angerstein, „Volkstänze des deutschen Mittelalters“).

Man kann die Wahrheit des hier aufgestellten Satzes, daß die Freude, und nicht etwa der Schmerz, Trauer oder irgend eine andere Seelenstimmung die Menschen zuerst tanzen gelehrt habe, leicht an sich selbst und an denjenigen unter uns erproben, welche in dem Ausdrucke ihrer Empfindungen noch ebenso natürlich, wie die muthmaßlich ersten Tänzer, und deshalb jenen noch heute am ähnlichsten sind, nämlich an den Kindern. Schon im zarten Alter „tanzt“ das Kind auf dem Arme der Mutter nach dem Takte des Liedchens, das diese ihm vorsingt, und später, wenn es größer geworden und laufen gelernt hat, übt es die kleinen Füße im fröhlichen Sprunge und reiht sich den Spielen seiner älteren Geschwister zu, Spielen, die, je freudiger wiederum und lustiger es dabei zugeht, um so lieber die Form und den Charakter des Tanzes tragen. Wir greifen aus dem unendlichen Reichthum an solchen Spielen, wie sie uns die Sammlungen von Simrock, Rocholz u. s. w. bieten, nur ein einziges Beispiel heraus, welches uns für unsere Zwecke besonders geeignet erscheint, auf die Gefahr hin, daß es vielen unserer Leser aus ihrer Kindheit her nicht unbekannt sein möchte. Durch Anfassen mit den Händen ist ein Kreis gebildet worden (eine beliebte Spielform), sodaß die Kinder gleichsam die lebendige Umzäunung des inwendigen kleinen Raumes, den Gartenplatz, wie es im Lied heißt, bilden. Ein einzelnes Kind geht mit der Miene tiefer Traurigkeit langsamen Schrittes außerhalb des Kreises herum und singt dazu folgendes Liedchen:

Jammer, Jammer über Jammer,
Hab' verloren meinen Schatz!
Ich will gehen, ich will sehen,
Ich will suchen meinen Schatz.
Macht mir auf den Gartenplatz,
Daß ich suche meinen Schatz!

Der Kreis öffnet sich darauf, das Kind tritt in die Mitte desselben, wählt sich aus der Zahl der anderen eins als das verlorene Liebchen, und während es vorher ernst und traurig ausgesehen und demgemäß langsam und gedrückt einhergeschritten ist, tanzt es jetzt mit dem glücklich gefundenen Schatz in der Mitte des Kreises fröhlich jubelnd herum:

Freude, Freude über Freude,
Hab' gefunden meinen Schatz!

Auch hier im kindlichen Spiele ist also der Tanz wiederum nur der natürliche Ausdruck herzlichster Freude und innigsten Glückes im Gegensatze zu den langsamen und gemessenen Bewegungen, welche der ernsten Stimmung, der Trauer oder dem Schmerze entsprechen. Trauer und Schmerz haben mithin den Tanz nicht geschaffen, wenn es auch Völker und Zeiten gegeben hat, welche auch diese und andere Stimmungen der Seele, z. B. die Frömmigkeit in ihren Tänzen zum Ausdruck brachten. Die Bedeutung unseres Beispiels ist jedoch hiermit keineswegs erschöpft. Es wurde oben schon angedeutet, daß der gesellige Tanz, der Reigen, nicht nur getanzt, sondern auch gesungen worden sei. Denn selten entbehrt der frohe und glückliche Mensch des Gesanges. Sein Glück, seine Freude mitzutheilen, sie ausströmen zu lassen in der Kraft seiner Stimme zu melodischem Wohllaut, d. h. im Gesange, ist ihm Bedürfniß und höchste Freude zugleich. So ist es noch heute, und sicherlich war es zu allen Zeiten so. Jene ersten Tänzer waren aber glückliche und frohe Menschen. Was war also natürlicher, als daß sie sangen, während sie tanzten, da beides nur der Ausfluß ein und derselben frohen Empfindung war? und daß sie um so lieber zu ihren Tänzen sangen, als sie noch von keinem Orchester dazu ermuntert wurden und überhaupt wohl noch keine andere Musik kannten, als die ihrer eigenen Brust entströmende. Und auch hierfür liefert unser Beispiel aus dem Kinderleben einen glücklichen Beweis, das nicht nur ein Tanzspiel, sondern in ebenso hohem Grade ein Tanzliedchen genannt werden muß, und nicht sowohl getanzt als gesungen wird.

Allein noch nach einer dritten Seite hin läßt sich das Wesen des alten Reigentanzes an unserm Beispiel erkennen und nachweisen. Es ist die dramatische Seite desselben, daß nicht nur getanzt und gesungen, sondern mit Vorliebe irgend eine kleine dramatische Handlung damit verflochten wurde, welche sich unter den Tanzenden abspielte. Das unmittelbare Leben mußte dazu die Stoffe hergeben, um irgend ein kleines Drama, welches die Phantasie und das Gemüth in unschuldiger Weise beschäftigten, in Szene zu setzen. In unserm Kinderliedchen ist es z. B. das Liebesleben der Erwachsenen, welches mit seiner Lust und seinem Leide, seinem Sehnen und Suchen, seinem Trennungsschmerz und endlicher seliger Wiedervereinigung in kindlicher Weise hier nachgeahmt und gleichsam verkindlicht worden ist. Der Gartenplatz, von dem dabei die Rede ist (althochdeutsch Gard, Garde, unser heutiges Garten), bedeutet in der alten Sprache einen abgegrenzten, umfriedigten und durch die Sitte besonders geheiligten Raum — eine Bedeutung, welche selbst unserm heutigen Garten noch bis zu einem gewissen Grade geblieben ist. Aller Streit und alle Fehde mußte hier aufhören, und mithin auch der innere Kampf, der Streit in uns, der Schmerz um das verlorene Glück. Das suchende und trauernde Kind findet innerhalb dieses geheiligten Kreises seinen verlorenen „Schatz“ wieder, und jubelnd und glücklich tanzt es mit dem Wiedergefundenen herum, jubelnd umtanzt von den anderen. In diesem Lichte gesehen, erhält die kleine, kindische Handlung sogar symbolische Bedeutung, und so bestätigt auch dieses einfache Beispiel wieder in herrlichster Weise die Wahrheit des schönen schiller'schen Wortes: „Es liegt oft hoher Sinn im kindischen Spiel.“

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Am Perleviadukt hatte denn auch richtig des Morgens gegen vier Uhr schon die große Schlacht zwischen den hochberger Bergleuten und den Italienern stattgefunden — eine Schlacht wenigstens nach der Zahl der auf beiden Seiten aktiv oder passiv am Kampfe Betheiligten. Gut und gern waren es zweitausend Hochberger gewesen, die meistens mit Knütteln und Messern bewaffnet, den von Seiten der Angegriffenen ganz unverhofften Ueberfall ausgeführt hatten, und da auch ungefähr zweitausend Italiener am Perleviadukt in hölzernen Schuppen und Strohhütten ihr Nachtlager aufgeschlagen, hatte in der That die gewaltige Zahl von viertausend Menschen an dem Zusammenstoß theil. Die blutigen Folgen standen indeß glücklicherweise zu der Zahl der Kämpfer nur in sehr bescheidenem Verhältnisse, nur zwanzig oder dreißig Italiener waren auf dem Platze liegen geblieben, und von diesen zeigte sich zwar mancher nicht grade leicht, doch aber keiner zu Tode verwundet. Dieser überraschend günstige Ausgang des zu so bedrohlichen Dimensionen angewachsenen Konfliktes war dem Schrecken zu danken, der die noch in den Banden des Morgenschlummers befangenen Italiener erfaßt hatte, als die Hochberger mit wildem Spektakel knüttelschwingend über sie hergefallen waren. Von allen Seiten sahen die fremden Arbeiter, die sich des Hasses, den die armen Leute rings im Lande wider sie im Herzen trugen, wohl bewußt waren und, nachdem die erste Wuth verraucht war, ohnehin den Racheversuchen der am Tage vorher Gemißhandelten nicht grade fröhlichen Muthes entgegenschauten, ihre Feinde von den Bergabhängen auf die kreuz und quer verstreuten Hütten und Verschläge kampfbereit zustürmen. In ihrem Schrecken erschien den Angegriffenen die Zahl der Widersacher drei-, viermal größer noch, als sie wirklich war; daher kamen sie zunächst zu keinem andern Gedanken, als sich so rasch und mit so heiler Haut als möglich zu salviren. Wie die aufgescheuchten Spatzen waren sie drum nach allen Richtungen der Windrose davongestoben und hatten fast ohne Gegenwehr die Hiebe entgegengenommen, welche ihnen beim Durchbrechen der nichts weniger als festgeschlossenen Reihen der Hochberger freilich reichlich genug zugemessen worden waren. So kam es, daß diese letzteren garnicht dazu gekommen waren, von ihren Messern Gebrauch zu machen, und schon etwa nach zwanzig Minuten unangefochtene Herren des Platzes waren. Mit der Vertreibung der italienischen Arbeiter glaubten jedoch die hochberger Bergleute ihre Arbeit noch lange nicht gethan; fast noch mehr als die Italiener haßten sie ja die Eisenbahngesellschaft, daher galt es nun, dieser zu Leibe zu gehen. Zu vielseitigem Bedauern waren die „Herren“ von der Eisenbahn persönlich nicht zu erwischen, deshalb blieb diesen die Tracht Prügel, welche ihnen die Bergleute so gern hätten zukommen lassen, erspart, dafür konnten sich aber die riesigen Holzgerüste, welche man zur Herstellung der Viaduktpfeiler bereits erbaut hatte, und die stundenlangen Schwellenlagen, auf denen provisorisch kleine Eisenbahnen zum Transport des Baumaterials hergerichtet waren, auch nicht aus dem Staube machen, wie die Italiener, und so ging es denn ihnen an den Kragen, nachdem diese in die Flucht getrieben waren.

Fast am eifrigsten beschäftigt mit dem Zerstörungswerk, das nun begonnen, finden wir eine Gruppe Menschen, von denen uns die meisten wohlbekannt sind. Der eine darunter, ein baumlanger Mensch mit einem großen Pflaster auf dem Gesicht, flucht eben wie ein Landsknecht über die saure Mühe, die ihm seine Arbeit mache.

„Da soll doch wirklich der Teufel dreinschlagen,“ schrie er. „Grade heute muß der da oben große Wäsche halten und uns das Wasser stromweise auf die Schädel gießen. Ha, wie würde das lustig flackern, wenn's trocknes Wetter wär'. Verdammt noch 'mal, daß man sich so plagen muß und schließlich die ganze Geschichte nicht 'mal ordentlich klein kriegt.“

„Na, wenn Ihr das Holz auch nicht verbrennen oder zu Scheiten zerhacken könnt, so wär' doch vielleicht was andres damit zu machen,“ sagte ein älterer Mann, der trotz seines bäuerlichen Anzuges doch eigentlich nicht in die Gesellschaft zu passen schien, in welcher er sich augenblicklich befand.

„Hört, ihr Leute,“ schrie der Lange wieder, „der amerikanische Schulmeister hat einen Vorschlag zu machen. Wollen 'mal sehen, was der uns auftischt, — also nur 'raus damit.“

Der amerikanische Schulmeister Hampel — unsere Leser kennen ihn noch, und zwar aus der Redaktion des „Tageskorrespondenten", in welcher er vergebens versucht hatte, seine glorreichen transatlantischen Erfahrungen auf journalistischem Gebiete zu verwerthen — nickte würdevoll und sagte:

„Ja, Kinder, einen guten Rath will ich euch geben, und ich kann's natürlich, denn ich habe drüben, wo's natürlich ganz anders hergeht, als in dem verflucht zahmen Deutschland, tausendmal solche und viel schlimmere Geschichten mitgemacht. Also ich sag' euch — plagt euch nicht erst mit dem Zerhacken der Hölzer, das dauert zu lange und hat lange nicht soviel Zweck, als wenn ihr sie blos bis in die Perle schafft. Die ist heut schon so voll Wasser, daß sie die stärksten Balken fortschleppt, und dann werden sie sich da unten in der Thalenge aufstauen und die Wasser werden hier in ein paar Stunden den ganzen Kessel überschwemmen."

„Hui — das ist ein Gedanke," brüllte der Lange, der während der Rede des verdorbenen Schulmeisters eine mächtige Schnapsflasche aus der Tasche seiner längst bis auf die Haut durchnäßten Hose gezogen und einige höchst respektable Schlucke seine allezeit durstige Kehle hinunter gegossen hatte. „Das woll'n wir machen, Kerle. Die Ueberschwemmung kommt zwar so wie so, aber hier würd' sie zuletzt gefährlich, wenn wir's aber fertig bringen, daß das Loch dort hübsch ordentlich mit Balken und Latten verrammelt wird, — Gesträuch und allen möglichen Plunder sonst können wir ja haufenweise dazwischen thun — dann brauchen wir uns mit dem Demoliren hier nicht weiter zu quälen, das Wasser wird's schon allein besorgen."

Ein paar von den Leuten in der Nähe stimmten dem von dem langen Joseph vertretenen hampel'schen Vorschlage bei; einige andere verriethen Bedenken.

„Wenn's Wasser hier sich staut, kriegen auch wir's Hochwasser oben in unsere Dörfer viel eher als sonst, und dann macht's bei uns auch Schaden."

„Ach was, Unsinn," schrie aber der Lange dagegen. „Alloh, angefaßt, der stramme Kerl von Balken hier muß zu allererst in die Perle. Eh's bis zu euch hinaufkommt — 's Hochwasser, da hat's gute Wege. Euch oben machen die Sturzwässer Schaden, sonst weiter nichts. Und die Sturzwässer habt ihr ohnehin."

Der Lange behielt recht, zumal der Schulmeister Hampel noch darauf aufmerksam machte, daß dadurch auch jede etwaige Verfolgung durch das Militär beseitigt würde. Durch das Perlethal müßten die Soldaten hinauf, andere Stege seien bei dem Unwetter nicht gangbar, wär' das Perlethal überschwemmt, so müßte die wohllöbliche Obrigkeit die Hochberger ein paar Tage völlig ungeschoren lassen und könnte im Leben nicht beweisen, wer den Schaden angericht' hätte an den Bahnarbeiten.

Das schien den Männern, welche die Worte des Schulmeisters und des Langen gehört hatten, richtig. Sie gingen nun mit riesigem Eifer nach dem neuen Rezepte an die Arbeit. Und bald schlossen sich ihnen die anderen fast sämmtlich an. Binnen zwei Stunden, während deren der Regen nicht eine Minute nachgelassen hatte, war das Werk der Zerstörung in der Hauptsache vollbracht und viel mehr geschehen, als der wohlmeinende Herr Hampel vorgeschlagen hatte. Man hatte nicht nur Holzwerk in großen Mengen in die Perle geworfen, sondern auch große Quadersteine, die in der Thalverengung und in der Nähe des Flusses aufgestapelt und den Unterbau der Brückenpfeiler zu bilden bestimmt waren, ins Flußbett gewälzt, und auf diese Weise im Handumdrehen ein Wehr zustande gebracht, an dem sich die immer mächtiger daherwälzenden Wogen brausend brachen, um wie nach anfänglich mißlungenem Sprunge zu neuem Satze ausholend zurückzugehen und im zweiten oder dritten gewaltigeren Ansturm über das hartnäckige Hinderniß hinwegzuschäumen.

Von dem Holzwerk wurden alle kleineren Stücke durch die Thalenge hindurchgewirbelt und weiter ins Land hinabgerissen, aber von den größeren Stämmen blieben die meisten doch zwischen den vielen natürlichen und künstlichen Steinhemmnissen stecken und bildeten mit den durch die Sturzbäche von den Bergen herab dahergeschwemmten Sträuchern und Bäumen und der ungeheuren Masse erdiger Bestandtheile des Fluthstroms einen festen Damm, der den Absichten und der Voraussicht des amerikanischen Schulmeisters alle Ehre machte.

Grade hier im Perlethale war das Flußbett tiefer ausgewaschen, als sonst im größten Theile des Perlelaufs. Dennoch war der Thaleingang schon um sechs Uhr morgens von mächtigen Wassermengen gesperrt, und mit erschreckender Schnelligkeit wuchs der zischende, schäumende See, welcher sich im Thale zu bilden begann. Die Hochberger jauchzten; sie waren jetzt wirklich gegen jede Nachstellung geschützt.

Die große Mehrzahl der Bergleute zog sich nun wieder in die Heimatsdörfer zurück. Dort gab's auch für jeden genug zu thun, wenn schon keiner von ihnen viel zu verlieren hatte und sich viel daraus machte, falls die Ueberschwemmung seine elende Hütte zertrümmert davongeführt hätte. In der Kirche oder in den auf wassersicheren Anhöhen errichteten Grubenhäusern war jeder mit seinen Angehörigen und dem bischen Hausrath, das zu retten der Mühe lohnte, vor persönlicher Gefahr sicher, und was sonst geschah, war den meisten ganz gleichgiltig.

Nur der Lange und etwa hundert der Rabiatesten fühlten ihren Thatendurst noch nicht gestillt; es waren auch meistens Leute, welchen das Geschick gar kein Zuhause beschieden oder gelassen hatte, und diese wurden verstärkt durch die allerdings nicht große Zahl derjenigen, welche sich verpflichtet fühlten, irgend einen in den vorangegangenen blutigen Schlägereien geschädigten Bruder oder Vater so recht empfindlich zu rächen. Unter denen, die in einem der noch nicht demolirten Holzschuppen zur Berathung, was nun etwa noch zu thun sei, zusammentraten, befand sich auch der amerikanische Schulmeister, Herr Hampel. Für seine Ausdauer belohnte ihn die Bewunderung verschiedener von den Zurückgebliebenen, welche im stillen doch wohl selber ein Sehnen fühlen mochten, bei diesem Hundewetter bald irgendwo unter Dach und Fach und zur Ruhe zu kommen.

„Was doch das Amerika für ein wunderbares Land sein muß," sagte ein langaufgeschossener, noch sehr junger Bursche. „Sogar die Schulmeister werden da so rebellisch, daß sie hier noch bei jedem Spektakel dabei sein müssen. Und was die Leute da alles auszuhalten haben müssen, daß es einem dann so wie Zuckerlecken ist, einen geschlagenen halben Tag in so einem verfluchten Regen drinzustecken, und überall, wo gerauft wird, daß die Fetzen fliegen, an der Spitze zu sein!"

„Ho, ho," lachte der lange Joseph. „So schlimm ist's nu nicht mit unserm amerikanischen Schulmeister. An der Spitze schon — wenn die Spitze hinten wär' — heißt das. Und beim Raufen hat er auch blos zugesehen — gelt, Schulmeister, das ist weit bequemer."

Herr Hampel konnte von einem Menschen, wie der lange Strolch einer war, natürlich nicht beleidigt werden. Er warf sich gewaltig in die Brust und sah den Langen von unten herauf sehr verächtlich an.

„Ich habe meinen Muth bei andern Gelegenheiten — in der Prairie und in den Felsengebirgen, Büffeln, Löwen, den grauen Bären und Kondorn gegenüber bewiesen — ich habe wahrhaftig nicht nöthig, mich bei einer so erbärmlichen Kleinigkeit, wie die Keilerei heute war, ins Zeug zu legen. Fäuste habt ihr Kerle selber, aber Hirn könnt ihr brauchen — Verstand. Und ohne meinen Rath, dächt' ich, würdet ihr noch lange nicht fertig sein hier."

Der Lange nickte und die anderen murmelten beifällig. Der amerikanische Schulmeister hatte bei ihnen allen einen Stein im Brett. Sie hatten sich alle unbändig geschmeichelt gefühlt, als vor einer Woche ungefähr der Herr Hampel plötzlich nach Obersteine hereinschneite.

Obersteine war das Dorf, in welchem Herr Hampel, lange bevor er nach Amerika gegangen war, als sogenannter Präparand, infolge des empfindlichen Lehrermangels, an welchem das Land immer zu leiden hatte, eine Zeitlang selbständig die Schullehrerstelle eingenommen hatte. Viele von den nicht mehr ganz jungen Bergleuten, welche sich an dem Ueberfall der Italiener betheiligt hatten, waren seine Schüler, und auch der lange Joseph war ihm ein Halbjahr lang als einer der unbändigsten und nichtsnutzigsten unter den Jungen durch die Schule gelaufen. In Obersteine hatte der Schulmeister auch heut noch Verwandte. Eine Schwester von ihm war an einen Obersteiger verheiratet gewesen, als dessen Wittwe sie mehrere Jahre lang eine kleine Pension bezogen hatte, welche sie und ihr einziges Kind vor dem äußersten Mangel schützte. Als der Betrieb der Bergwerke aber gänzlich eingestellt wurde, fiel auch die Pension fort, die nur als ein Gnadengeld seitens der Grubenbesitzer bewilligt worden war. Die Wittwe war dadurch in die bitterste Noth gerathen und hatte sich nur durch die schon anfänglich sehr spärlich fließende und zuletzt fast ganz versiegende Unterstützung aus der Kasse wohlhabenderer Verwandten zu erhalten vermocht. Da erhielt sie plötzlich einen Brief ihres verschollen gewesenen Bruders. Derselbe erzählte,

daß er wieder zurückgekehrt sei und sich in einer glänzenden und ehrenvollen Stellung in P. befinde. Auf die Bitte der dem Verkommen nahen Schwester um Hülfe, hatte der vom Schicksal angeblich so günstig gestellte Bruder erst eine längere Zeit ein peinliches Stillschweigen beobachtet, um schließlich eine für seine „glänzenden“ Verhältnisse sehr geringe Unterstützungssumme zu schicken und dann wieder monatelang keine Silbe von sich hören zu lassen. Jetzt war er eben vor einer Woche, ohne ein Wort der Anmeldung, persönlich in Obersteine aufgetaucht. Er habe es nicht länger aushalten können, sondern endlich einmal seine einzige Schwester wiedersehen müssen. Der Schwester kam er wie ein Rettungsengel — sie war in so trauriger Lage gewesen, wie nur je zuvor. Und diesmal trat der Herr Hampel auch wirklich auf, wie ein Mann in glänzenden Verhältnissen. Er gab der Schwester Geld, soviel sie zur Befriedigung ihrer allerdings sehr bescheidenen Bedürfnisse brauchte; er vertheilte auch für die finanziellen Begriffe der obersteiner Bergleute ziemlich beträchtliche Geldsummen an andere Bedürftige und spielte aus purer Menschenfreundlichkeit so eine Art Vorsehung für die Aermsten unter den Armen ringsumher. Man kann sich denken, daß im Dorfe Jung und Alt für den Goldonkel aus Amerika begeistert war. Und der Herr Hampel ließ es sich auch noch in anderer Weise angelegen sein, sich die Sympathie seiner alten Bekannten zu erwerben. Trotz seiner glänzenden Verhältnisse war er nicht im mindesten stolz — der amerikanische Schulmeister. Das wär' so in Amerika, sagte er, da gäb's eben keine Spur von einem Unterschiede zwischen Arm und Reich — alle wär'n mit einander wie Brüder, ob der eine Millionen in der Tasche und der andere einen Pfennig oder den nicht einmal und nur Lumpen auf dem Leibe, das wär' alles egal.

Um nun diesen seinen amerikanischen Erfahrungen nicht untreu zu werden, that nun der Herr Hampel in Wirklichkeit, als wenn er mit allen Männern des Dorfes und — der Wahrheit die Ehre! — auch mit den Frauen des Dorfes, wenigstens den hübscheren, gut Bruder wäre von jeher. Es gab keine Schenke in allen Dörfern des hochberger Reviers, wo er nicht schon in der ersten Woche Stammgast geworden wäre, und durch sein höchst bereitwilliges Poniren ungezählter Schnäpse für jede beliebige branntweindurstige Kehle, sowie durch die ungeheuerlichen Mordsgeschichten aus seiner transatlantischen Vergangenheit sich ein dankbares Publikum geschaffen hätte.

Als nun die Feindschaft der Hochberger wider die Italiener in Schlägereien übergegangen war, stellte sich der amerikanische Schulmeister mit einem wahren Fanatismus auf Seiten seiner Landsleute. Von Anfang an war er, der Weitgereiste, der sich als so eine Art von Kosmopolit von Profession aufspielte, auf die ausländischen Arbeitsmaschinen, die europäischen Kulis, wie er die Italiener und Oberschlesier am liebsten nannte, nicht gut zu sprechen gewesen, ja, im Grunde genommen hatte er die Hochberger ganz wacker gehetzt, der Herr Hampel, wider ihre Arbeitsnebenbuhler, und jetzt erklärte er jedem, der es hören wollte, die Ehre des hochberger Volkes wäre auf das allerschwerste verletzt und schriee nach Rache. Der größte Theil seiner neuen und alten Bekannten im Gebirge war ihm für diese mit der vollen Autorität des welterfahrenen Mannes abgegebene Erklärung erkenntlich und fühlte sich zu energischem Handeln und zu eifriger Anstachlung der Rachgier bei allen guten Freunden und getreuen Nachbaren angefeuert; und die wenigen besonnenen Alten, welche über die Hetzereien des Schulmeisters den Kopf schüttelten und ihm sagten, er hätte gut reden, — wenn sie losgehen würde, die große blutige Abrechnung mit dem fremden Volke werde er sicherlich seine Haut nicht mit zu Markte tragen, — diese liefen übel an bei dem amerikanischen Schulmeister, dem Helden eines Dutzends von Schlachten im Sezessionskriege und gradezu unzählbarer Scharmützel mit allen nur denkbaren Indianerstämmen. So etwas mache ihm Spaß, der Kampf sei sein eigentliches Lebenselement, in dieser Beziehung sei er ein ächter Sohn seiner germanischen Altvordern, er werde selbstverständlich dabei sein, immer mitten im ärgsten Kampfgewühle und seine unerschütterliche Kaltblütigkeit u. a. dadurch beweisen, daß er noch am Orte des Kampfes die Eindrücke zu Papier bringen würde, welche die Ereignisse auf ihn machten.

Wie wir gesehen haben, war es auch ungefähr so geschehen, wie der tapfere Schulmeister vorausgesagt. Er war wirklich mit von der riesigen Prügelpartie gewesen, und wenn er auch nach des langen Joseph Behauptung nicht mitten im Kampfgewühl zu betreffen gewesen war, so durfte man das eben nur dem Umstande zur Last legen, daß der Biedermann grade im entscheidenden Moment eingesehen hatte, wie er seinen Freunden mit seinem prügelverschonten Haupte viel besser nützen könne, als mit seinen prügelaustheilenden Fäusten.

Und er bewies sofort wieder, daß er groß im Rath war, der Herr Hampel.

Von dem ganzen Haufen der hundert zu allem Unfug aufgelegten Hochberger wußte jeder, daß noch irgend etwas geschehen mußte, keiner aber, was eigentlich gethan werden könnte. Der amerikanische Schulmeister wußte es.

„Hört, ihr Leute, bewaffnet euch zuerst 'mal alle mit den Aexten und den Eisenstangen, die hier noch massenhaft herumliegen. Und wißt ihr, was wir dann machen? Na, wir ziehen die ganze Bahnstrecke entlang und lassen von dem, was sie bis jetzt gebaut haben, auch nicht einen Stein und nicht einen Balken auf dem andern.“

„Hurrah,“ schrieen die Leute. „Das machen wir — nicht einen Stein und nicht einen Balken lassen wir auf dem andern.“

Aber der Lange hatte ein gewichtiges Bedenken vorzubringen.

„Der Schnaps ist nur leider alle, und ehe ich nicht wieder Schnaps habe, kann ich bei dem niederträchtigen Hundewetter die schwere Arbeit, die wir den Herren von der Eisenbahn zuliebe thun, wahrhaftig nicht von frischem anfangen.“

„Der Joseph hat recht — Schnaps müssen wir haben,“ stimmten die meisten bei. „Und was futtern möcht' ich auch,“ fügte der hochaufgeschossene Bursche, der vorhin sich als lebhafter Bewunderer des Schulmeisters zu erkennen gegeben hatte und Traugott Weber hieß, hinzu.

„Na, natürlich,“ bestätigte Herr Hampel. „Eine neue Auflage Schnaps müßt ihr haben und Brot und Wurst oder Käse auch. Zu welchem Dorfe kommen wir denn zunächst, wenn wir uns an der Bahnstrecke 'runterschlängeln wollen?“

„Nach Langenwiese,“ erwiderte der Traugott Weber. „Da gäb's schon zu essen und zu trinken genug, aber ich fürchte, Geld haben wir alle zusammen nicht viel.“

„Nee, Geld haben wir nicht, nicht en rothen Heller,“ konnte der lange Joseph der Wahrheit gemäß beipflichten.

„Na, verlaßt euch auf mich, Kinder,“ ermuthigte Herr Hampel in väterlichem Tone. „'S reicht heut grade noch für euch, was ich in der Tasche habe. Ihr sollt euch satt trinken und satt essen, dafür steh' ich gut.“

„Na, wenn's so ist,“ schrie der Lange, „so gehen wir durch die Hölle mit euch, amerikanischer Schulmeister. Nur los. Wir werden freilich einen ganz verflucht schlechten Marsch haben nach Langenwiese über die Berge weg, aber mir soll's nicht darauf ankommen — wenn ich mir nur die Kehle ordentlich mit Schnaps immer anfrischen kann.“

„Wenn uns aber die Italiener und die Wasserpolaken erwischen, geht's uns schlecht,“ meinte ein anderer. „Uns paar Menschen hauen die Kerle zu Muß, die feigsten sind's auch nicht, wenn's ans Holzen geht.“

„Ja, wenn die gelben Halunken in der Ueberzahl sind, dann haben sie Muth,“ bekräftigte wieder ein anderer. „Wieviel sind wir denn eigentlich noch?“

Es wurde in aller Eile eine Art Zählung oder vielmehr eine Abschätzung vorgenommen.

„So en Stücker hundertzwanzig,“ brachte der Lange heraus. „Na, das macht sich schon, und bewaffnet sind wir jetzt auch bis an die Zähne. Es hat doch jeder von euch en Messer, en Beil oder ne eiserne Schiebestange und sein' Knüppel, wie?“

„Freilich,“ riefen die übrigen. „Die Knüppel werfen wir weg, was soll'n wir uns mit dem Zeuge noch beschleppen, wenn wir Beile und Eisenstangen haben.“

„Nein, nein, behaltet euch nur alles, was ihr habt, Kinder,“ ermahnte Herr Hampel. „Doppelt und dreifach hält besser. Aber sagt einmal, hat denn einer von euch 'ne Ahnung, wo die gelben Kerle jetzt stecken mögen, direkt denen in die Finger zu laufen, brauchen wir nu grade auch nicht.“

„Werden wir auch nicht, Schulmeister,“ versicherte der Lange. „Die sind zu ihren Kumpanen, den wasserpolakischen Spitzbuben, durchgebrannt, dafür werden schon die Bauaufseher gesorgt haben, die wir ja auch mit aus dem Schlafe geklopft haben, und die nächste große Arbeitsstelle ist zwei Meilen von hier entfernt. Wenn die wiederkommen, versuchen sie zu allererst, an der Strecke entlang zu kommen, und ohne Soldaten trauen sie sich da auch nicht. Also, um die brauchen wir uns den Teufel zu kümmern.“

„Vorsicht kann aber nichts schaden," meinte einer der Sprecher von vorhin, der beim Militär gewesen war und es bis zum Unteroffizier gebracht hatte. „Ich schlage deshalb vor, daß wir mit allen Vorsichtsmaßregeln marschiren."

„Der Jobst hat recht," entschied Herr Hampel. „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Aber wie macht man das, mit Vorsichtsmaßregeln marschiren?"

„Na, Schulmeister, daß Sie das nicht wissen, — in Amerika lauft man doch auch nicht so hinter den Rothhäuten her, wie die Hunde hinter den Hasen!" sagte der Lange etwas spöttisch.

„Was weiß ich, was ihr unter Vorsicht beim Marschiren versteht in eurem ungeschickten Deutschland. In Amerika ist das natürlich ganz anders, da hat man seine Spürhunde und noch 'ne ganze Masse andrer Geschichten, von denen ihr natürlich kein Jota versteht, und so kriegt man 'raus, wo die Feinde stecken, — versteht ihr?"

„Nee, verstehen thun wir's nicht," erklärte Jobst, der Unteroffizier. „Bis zu Spürhunden hat's die deutsche Armee noch nicht gebracht, und was für 'ne ganze Masse andrer Geschichten Ihr meint, Herr Schulmeister, davon versteh' ich keine Bohne. 'S würd' uns hier oben wohl auch garnichts nützen, wenn wir's auch verständen. Ich denk' drum, wir machen's auf deutsch und bilden 'ne Spitze aus drei Mann und 'nem Verbindungsmann, die marschiren voraus, und auf jeden Seitenweg schicken wir 'ne Seitenpatrouille von zwei Mann und en paar hundert Schritt hinterm Gros marschiren auch zwei oder drei, damit sie uns, wenn wir weiterkommen, auch nicht etwa in den Rücken fallen können, — verstanden, ihr Leute?"

Das hatten die Hochberger alle sofort begriffen, eine große Zahl war selbst unter den Soldaten gewesen und militärischem Wesen nicht abgeneigt. Es geschah daher sofort, wie Jobst gerathen, und der Zug setzte sich in Bewegung in die Berge hinauf, auf Langenwiese zu.

„Aber wo ihr eure Eisenbahnarbeiten eigentlich wieder anfangen wollt, darüber habt ihr doch noch immer keinen klaren Plan," sagte Herr Hampel, nachdem sich der Zug bereits in Bewegung gesetzt hatte.

„Na, das ist doch sehr einfach, Schulmeister. Von Langenwiese schicken wir Kundschafter aus, die müssen aussagen, wo die Luft rein ist an der Bahnstrecke. Und mag's nu sein, wo's will, überall machen wir uns an die Arbeit und hacken an den Wegübergängen, den vielen großen und kleinen Brücken u. s. w. alles, was nur zerhackt werden kann, in Kraut und Rüben zusammen. Da braucht's, dächt' ich, keinen Plan weiter nicht."

„Kommen wir da etwa auch in die Gegend von Klein-Feldau?" fragte der Schulmeister, dem Langen auffällig zublinzelnd.

„Na ob, das kann schon sein," nickte der. „Aber warum fragt Ihr mich danach? Ach richtig, ich hab' euch ja erzählt, daß ich mit den verfluchten Kerlen, dem hochnasigen Halunken von Gutsbesitzer und dem Zeitungsjungen aus der Stadt noch 'ne Rechnung abzumachen hab'. Ihr wollt' mir wohl dabei helfen, Schulmeister?"

Herr Hampel machte ein sehr verschmitztes Gesicht.

„Ich hoffe," sagte er in salbungsvollem Tone, „ich hoffe, langer Joseph, daß Ihr keine Dummheiten machen werdet; Euer Zorn ist freilich gerecht, Ihr seid scheußlich gemißhandelt worden, und dann sind die Kerls feig ausgerissen, nachdem sie Euch den Schädel fast eingeschlagen haben. Pfui Teufel, das war gemein von den Menschen. Und wenn Ihr den Kerls 'mal ein bischen das Leder gerbt, so kann man's Euch von Gottes- und Rechtswegen nicht verdenken, das steht fest. Aber der junge Mensch von der Zeitung hat Euch doch eigentlich nichts gethan, denk' ich, daß Ihr auf den so wüthend seid." Herr Hampel hatte die letzten Worte mit ganz besonders malitiöser Betonung gesprochen.

„Na, und grade hab' ich's auf den verdammten Laffen gemünzt. Die verfluchten Kerle, die Zeitungsschreiber haben überhaupt das ganze Unglück in der Welt angericht'. Und der hat den Gutsbesitzer blos aufgehetzt gegen uns, wenn der nicht dagewesen wär', hätt' ich mein Lebtag nicht einen so mordsmäßigen Hieb gekriegt, daß ich gedacht hab', ich müßt' gleich auf der Stelle zugrund gehen. Na, warte Kanaille."

„Langer, ich sagt's Euch schon — nur nicht zu hitzig. Jedenfalls müßt' Ihr die Geschichte so einrichten, daß Euch's Gericht nicht auf den Hals kann."

(Fortsetzung folgt.)

Kreidefelsen bei Stubbenkammer auf Rügen. (Bild Seite 484—85.) Rügen, wohin uns das Bild der vorliegenden Nummer führt, ist die Perle der Ostsee, ein wunderbar schönes Eiland, dem sich nur einige Inseln des Mittelländischen Meeres zur Seite stellen lassen. Welcher Gegensatz zwischen den Inseln der Nordsee und diesem herrlichen Stück Erde! Dort meist öde Sandflächen, über welche die West- und Nordweststürme hintoben (siehe unsere Beschreibung von Wangeroog und Sylt) und keinen Baum, kaum einen niedrigen Strauch aufkommen lassen, hier fruchtbare Aecker und Buchenwaldungen, wie sie der deutsche Boden nicht schöner aufzuweisen hat. Rügen ist aber auch ein Punkt, welchen nicht nur die Natur, sondern auch die Sage und Geschichte auf das reichlichste ausgestattet hat. Seine Berge und seine Höwte bieten entzückende Fernsichten, in wunderbaren Gestalten und imposanten Formen ragen seine weißen Kreidefelsen aus dem Schaum der an ihnen brandenden Meereswogen empor, dunkle, dichte Wälder, die üppigsten Getreidefelder und weißschimmernde Städte und Dörfer bedecken seine Fluren, und die mächtigen Hünengräber, wie die gewaltigen Wälle untergegangener Vesten und Schlösser erzählen von den Thaten längst verschwundener Jahrhunderte, gleich den Pyramiden und räthselhaften Sphinxen Aegyptens. In seinen Felsschluchten am Meere hausen die Geister kühner Seeräuber und ihrer gemordeten Opfer und bewachen die Schätze von Perlen und Edelsteinen, welche in ihren Gründen begraben liegen; aus den dunkeln Seen steigen in mondhellen Nächten wunderbar schöne Frauenbilder, das Haupt geschmückt mit der Eichenkrone der nordischen Priesterin, in der Hand die goldene Sichel, und schweben lautlos durch den flüsternden Hain zu den alten Opferaltären. Wenn der Himmel heiter ist und die Geister der Winde schlafen, sieht man unter dem durchsichtigen Spiegel der Seen die Mauern und Thürme der versunkenen Städte, und hört aus ihren Tiefen die Glocken tönen, wie zum Todtengeläut verschollener Herrlichkeit. Wenigstens erzählen es die Dichter, diese Sonntagskinder mit den feinen Sinneswerkzeugen, aber die hohen Wälle der Burgen und der Vesten erzählen auch gewöhnlichen Menschenkindern von den blutigen Schlachten der Wenden, der Ureinwohner dieser Insel, als sie gegen die dänischen Unterdrücker für ihre Freiheit und Unabhängigkeit kämpften. Die Unterdrücker siegten, der Volksstamm der Wenden verschwand von der Insel, ihre Helden liegen unter den hohen Hünengräbern begraben, ihre Tempel wurden verbrannt und ihre Burgen zerstört. Skandinavische und germanische Stämme, Sprachen und Sitten schritten über das Wendenthum schon in unvordenklicher Zeit hinweg, denn der römische Geschichtsschreiber Tacitus, der im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte und im 40. Kapitel seines Werkes „Germania" die Menschenopfer des Herthakultus auf Rügen beschreibt, erwähnt der Wenden nicht mehr. Zahllos sind die Kämpfe zu Wasser und zu Lande, welche hier der Familienzwist der dänischen Könige und die Katzbalgereien der neuen Religion mit der alleinseligmachenden Kirche verursachten. Nicht minder blutig war das Ringen der Inselritter um ihre Lehensrechte mit den deutschen Kaisern. Die Weltgeschichte ist im allgemeinen ein wüster Garten von geilem Unkraut überwuchert, sagt Hamlet. Aus diesem Unkraut ragen die Gestalten des Schwedenkönigs Gustav Adolph und seines Gegners Wallenstein. Die Schaaren des mustergültigen Gamaschenknopfes, den die Geschichte König Karl den Zwölften nennt, haben ebenso wie die Soldaten des Preußenkönigs Friedrich II. schmerzliche Spuren ihrer Anwesenheit auf Rügen hinterlassen. Auch der Wiederhersteller des römischen Weltreiches, der Säbelkaiser Napoleon, ließ eine zeitlang die Tricolore Frankreichs von Rügens Kreidefelsen flattern. Selten befriedigt der Mensch unsere Erwartungen, während die göttliche Natur die reichste Phantasie übertrifft, drum wollen wir uns auch auf Rügen an sie halten. Das schöne Bild von Rügen mit seinen Fernsichten, mit seinen Seen, Bergen, Felsen und Wäldern, durchhaust von der Poesie der Sage, durchklungen von prächtigen Märchen, mit einer imposanten Vergangenheit, umgibt überall ein mächtiger, glänzender Rahmen, in dem sich die weißen Felsenhäupter und die schwankenden Baumkronen spiegeln, ein Rahmen, der funkelt und blitzt und in der Sonne schimmert, als wäre er von Edelstein und Gold: der mächtige Spiegel des Meeres. Und nun zur Erklärung des schönsten Punktes in diesem Rahmen, dem Kreidefelsen Stubbenkammer, den unser Bild veranschaulicht. Der Name Stubbenkammer, aus dem Wendischen stopien, Stufe, und kamien, Fels, entstanden, ist ein Beweis, daß die Sprachen ein zähes Leben haben. Trotz der Ausrottung der Slaven vor tausend Jahren macht sich ihr Spracheneinfluß hier sowie auf dem Festlande in den beiden Mecklenburg und in Pommern bei den Städte-, Fluß- und Bergnamen noch heute geltend. Auch die Bewohner weisen unverkennbare Merkmale der slavisch-deutschen Kreuzung auf. Daß die 125 Meter hohe, unmittelbar aus dem Meer aufsteigende vielfach zerklüftete Kreidewand, welche unser Bild darstellt, und Stubbenkammer genannt wird, nicht vereinzelt unter den landschaftlichen Reizen der Insel dasteht, wird wohl der Leser bereits aus dem Obengesagten entnommen haben, aber jedenfalls gehört diese nordöstliche Spitze der Halbinsel Jasmund zu den schönsten Vorgebirgen der Welt. Der höchste, vorspringende und umzäunte Gipfel derselben heißt der Königstuhl, weil dort der Sage nach von den Insulanern einst dem selbstgewählten König gehuldigt wurde. Eine andere Lesart behauptet, Karl der Zwölfte,

König von Schweden, habe hier gesessen und einem Seegefecht zwischen den Dänen und Schweden zugeschaut. Welche der beiden Versionen richtig ist, oder ob beide, wie die Mehrzahl der Legenden, erlogen sind, das ist schließlich einerlei, aber das eine steht fest, daß die Aussicht von diesem herrlichen Ort unsagbar schön, königlich ist, wenn am Frühmorgen am östlichen Himmelssaum die Sonne aufsteigt, und, ehe uns ihr erster Lichtstrahl trifft, wunderbare Farbentöne vom dunkeln Violett bis zum grellen Feuerroth auf der schimmernden, weiten, unbegrenzten Meeresfläche hervorruft. In Gluth getaucht, mit flüssigem Gold übergossen, erscheinen dann die zackigen, zerklüfteten Kreidefelsen und erblassen mehr und mehr, je höher die Sonne emporsteigt. Erst dann, wenn der helle Tagesschein die letzten Schatten aus der Tiefe der Schluchten verscheucht hat, läßt sich die ganze Großartigkeit der sturmzerfressenen Felsenwand wahrnehmen. Doch

Wo schwelgend sich die Augen laben,
Will der Magen auch was haben.

Auch dafür ist gesorgt. Nur wenige Schritte vom Königsstuhl entfernt, mitten in der prächtigen Buchenwaldung der Stubbenitz, welche sich vier Stunden lang hinzieht, liegt das Wirthshaus Stubbenkammer, wo seit langen Jahren der Wirth, der alte Behrendt, seinen Gästen Geschichten erzählt, die sich so zur Wahrheit verhalten, wie die als Reliquie aufbewahrten Sprossen der Leiter, welche Jakob im Traum gesehen hat, zur Wirklichkeit. Aber die Weine sind bei ihm echt, die Speisen gut, und wer ein paar Tage dort oben bei ihm gewohnt hat, dem wird das Herz schwer, wenn er wieder scheiden muß. Der Spaziergang nach dem Herthasee durch den prächtigen Buchenwald ist unvergleichlich schön. Wir wollen seine Schilderung dem oben zitirten römischen Schriftsteller Tacitus überlassen: „Auf einem Eiland des Oceans ist ein keuscher Hain, in demselben ein geweihter Wagen, in welchem, mit Kühen bespannt, die Göttin zu Zeiten im Lande umherfährt. Fröhlich die Feste und festlich die Orte, welche sie ihres Gastbesuchs würdigt. Die des Umgangs mit Sterblichen gesättigte Göttin kehrt zum Tempel zurück. Wagen, Gewand und die Göttin selbst werden im geheimen See gewaschen. Sklaven verrichten den Dienst, welche der See sofort verschlingt.“ Es ist die alte, ewig neue Geschichte, daß die Sklaven immer das Bad ausgießen müssen. Y.

Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Leipzig. III (Schluß). Gut zu nennen waren auch die von Franz Schneider in Leipzig ausgestellten Sachen; namentlich ein großes Buffet mit in Eichenholz geschnitzten Jagdstücken. Ferner eine in Eichenholz geschnitzte Wanddekoration, deren Bestimmung man freilich nicht auf den ersten Blick erkennt, mit dem Standbild Shakespeares in der Mitte in einer Nische, auf den Seiten zwei Felder mit den Reliefmedaillonbildern Beethovens und Michel Angelo's. Das Gesims wird von vier weiblichen Figuren getragen, die allerdings mit der auf der Standuhr der wiener Assoziation nicht konkurriren können. Der Sockel zeigt auf der einen Seite die berühmtesten Maler und Bildhauer der Renaissance, auf der anderen hervorragende Musiker und in der Mitte einige Szenen aus den Dramen Shakespeares in Hochrelief. Zu tadeln ist, daß die Figuren viel zu klein sind, um aus einiger Entfernung erkannt zu werden. Der Sockel als tragender Theil hätte überhaupt etwas mehr Kraft aufzeigen können, wie auch die reiche und gut ausgeführte Ornamentik mehr zur Hebung des Ganzen beigetragen hätte, wenn sie weniger zimperlich wäre. Eine vorzügliche Leistung ist ein Salontischchen mit geschnitztem Gestelle und einer von Nußbaum-, Eben- und Mahagoniholz eingelegten Platte. An einem sonst gut ausgeführten Gestelle — Rauchtischchen kann man es wohl nicht gut nennen — ist zu tadeln, daß der Figur, welche in den ausgebreiteten Händen Streichholzapparat und Zigarrenabschneider hält, die Schale zur Aufnahme des Leuchters etwas zu gewaltsam in den Kopf eingesetzt wurde. So macht auch ein geschnitztes Uhrgehäuse einen etwas sehr groben Eindruck. — Zwei Stücke vom Bildhauer Ebers (Leipzig): eine Füllung und ein Rahmen zeichnen sich sowohl durch stilvolle Behandlung wie durch saubere technische Ausführung aus. Ebenso eine von Bildhauer Schumann daselbst ausgestellte Staffelei nebst Mappe, in Nußbaum, im Stil der italienischen Renaissance und sehr reich ornamentirt. Weniger schön sind die auf der Bekrönung angebrachten kleinen Figuren. Von den Nürnbergern ist erwähnenswerth eine vom Schreiner und Holzschnitzer Kiefer geschnitzte Truhe; auch bringt dessen Landsmann Behl recht schöne in Elfenbein geschnitzte Sachen. An einem von diesem ausgestellten Sonnenschirmstiel — gleichfalls Elfenbein — kann man jedoch um deswillen keinen Geschmack finden, weil die zarte Hand, welcher das zweifelhafte Vergnügen einst zutheil wird, ihn zu tragen, nicht der Gefahr entrinnen kann, von der den Griff ausmachenden geflügelten Jungfrau verstümmelt zu werden. Man sollte doch bedenken, daß so ein Stück nicht immer zur Schau dienen soll. Neben recht schönen Bilderrahmen, weniger guten Albumdeckeln, Roulette's u. dgl. haben die Nachkommen Albrecht Dürer's und Peter Vischer's sehr reichlich Schachspiele mit den dazu gehörenden Figuren vorgeführt, wobei erwähnt werden muß, daß die letzteren meist viel zu hoch sind, um zum Spiel praktisch zu sein. Auch findet man in den meisten andern Sachen keineswegs den Formenreichthum, wie die Kraft und Frische, welche uns die Meisterwerke der größten deutschen Repräsentanten der Renaissance aufweisen. Es ist dies kein besonders günstiges Zeugniß für die Gewerbtreibenden und Künstler Nürnbergs, welchen wie denen in keiner andern Stadt so viele herrliche Vorbilder unserer großen Vorfahren zur Verfügung stehen. Stefan Zechmeister in Berchtesgaden erreicht mit seinen Leistungen nicht einmal die bescheidenen Erfolge der bereits angeführten dort befindlichen Schnitzschule. Die sein Aquarium tragende Kindergruppe ist plump und steif; die kleinen Figuren im Jagdkostüme an einer am Rücken angebrachten Vorrichtung aufgehängt, und an Stelle der Unterschenkel mit Gemshörner versehen, die ihre krummen Spitzen vorn nach oben richten, — jedenfalls zum Aufhängen von Kleidungsstücken u. dgl. bestimmt — machen einen widerlichen Eindruck. Aehnlichen Unsinn findet man auch noch bei andern Ausstellern; so sah ich frei hängende Figuren, denen man an Stelle der Beine große krumme Geweihe in den Leib geschraubt hatte, daß derartige Sachen ohne Sinn und Gefühl hergestellt, folglich auch stillos sind, braucht nicht nachgewiesen zu werden. Von den vertretenen Thür- und Fenstergriffen hat, was exakte und saubere Ausführung bei geschmackvoller Form anbelangt, ohne Frage die Firma Ißleib und Bebel das beste geleistet. In ihrem Interesse sowohl als in dem der Ausstellung hätte es aber nichts schaden können, wenn sie das Programm nicht so einseitig aufgefaßt und auch von den lobenswerthen Arbeiten in Bronze u. dgl., denen wir auf der Ausstellung im vorigen Sommer begegneten, einige mit vorgeführt hätte. Auch wäre den zwei schönsten Stücken, einer Handhabe aus Büffelhorn und einer Thürklinke aus Elfenbein etwas mehr Abwechslung in der Form zu wünschen; die vielen aufgehäuften Rundstäbe und Hohlkehlen erzeugen Monotonie und überladenen Charakter. Auch die Konkurrenten der genannten, Grunert und Lehmann, bringen manches Gute, erreichen jedoch in der Form erstere nicht. So trägt ein Thürgriff aus drei schwachen Hornstäben spiralförmig gewunden trotz sauberer Ausführung doch allzusehr den Charakter der Spielerei. Abgesehen davon, daß so ein Ding von Thürgriff sich auch äußerlich als Griff darstellen soll, kann man einen, wie den angeführten, doch keineswegs herzhaft anfassen, ohne in Gefahr zu kommen, ihn zu zerbrechen. Der beste unter den Bronzegriffen, entworfen vom Baurath Lipsius, trägt seinem Zweck auch zu wenig Rechnung und zeichnet sich mehr durch die dem Komponisten eigene Sucht des Haschens nach Originalität als durch stilvolle Ausführung aus. Einige recht gut komponirte, in Bronze ausgeführte kleinere und größere Griffe übergehen wir, da uns dieselben schon früher an anderen Orten als Originale von berliner Fabrikanten begegneten. Sehr schöne in Elfenbein geschnitzte Gegenstände bringt Barcillot aus Berlin. So zeigen z. B. sein „Christus am Kreuz“ und die Statue eines antiken Mädchens nebst einigen kleineren Figuren das feine anatomische Verständniß des Künstlers. Ein in Silber und Gold garnirter, in Elfenbein geschnitzter Becher ist gleichfalls sehr geschmackvoll ausgeführt. Zwei in demselben Stoff gearbeitete Spiegelrahmen gefallen weniger, weil die durchbrochenen Ornamente zu massiv sind; ein so feines und edles Material wie das Elfenbein verlangt entschieden zarte Formen. Verstöße dagegen können auch durch die sauberste Ausführung, die allen Arbeiten Barillot's nachgesagt werden muß, nicht paralysirt werden. — Erwähnung mag noch finden, daß von der sehr großen Anzahl von Tabakspfeifen viele schön genannt zu werden verdienen, viele darunter sind aber von solcher Größe, daß sie zu allem taugen, nur nicht zu ihrem Zweck: dem Rauchen. In ähnlicher Weise zeichnen sich auch viele Spazierstöcke aus, bei denen der Griff nur das eine ausdrückt: Rühr' mich nicht an! Wenigstens ist das entschieden der Fall an den von Gehrecke aus Elmshorn ausgestellten, von denen der eine Griff ein häßlicher vorweltlicher Drache ist mit ganz spitzen Hörnern und Flügeln, der andere ein Medusenkopf, welcher nicht minder gegen seine Benützung protestirt. Es ist geradezu unbegreiflich, wie solches Zeug hergestellt und auf einer Ausstellung dem Publikum vorgeführt werden kann. Zum mindesten zeigt aber diese traurige Thatsache von dem großen Mangel an Verständniß für stilvolle Behandlung. Man rede nicht von der Schuld des Publikums, welches vorwiegend solchen Unsinn verlange, wir haben es mit einer Ausstellung zu thun, die eben auch auf den Konsumenten erzieherischen Einfluß üben soll, die vielen verwerflichen Sachen auf dieser liefern jedoch den Beweis, daß sich ein großer Theil der verschiedensten Berufsarten selbst noch nicht klar ist über die Aufgabe des Gewerbes. Fr. Nauert.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 42. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Ich hätte mir diese Erwägungen sparen können und all' die vorsichtigen Verklausulirungen meiner Bedenken dazu. Curt hörte mich höflich und geduldig, aber mit der Miene eines Zerstreuten und Gelangweilten an und sagte, als ich geendet, mit einer Sicherheit, die meiner eignen Unsicherheit zu spotten schien:

„Und Sie meinen also wirklich, das seien sehr scharfsinnige Bemerkungen und für mich ganz neue Gesichtspunkte? Wirklich, ich habe Sie für erheblich geistreicher gehalten und geglaubt, daß Sie so gütig sein würden, mir auch ein klein wenig mehr Geist zuzutrauen. Ich habe, seit ich dem Mädchen in die räthselhaften Augen gesehen, Tag und Nacht fast nichts gethan, als über sie nachgedacht, und sie hat mir in einer ganzen Reihe von höchst interessanten und merkwürdigen Briefen, welche dem durch die Stunden des Beisammenseins nicht befriedigten Mittheilungsdrang genüge thun mußten, gerade genug Material geliefert — glauben Sie, ich sei nicht auch gelegentlich über den Gedanken an einen dunklen oder wunden Punkt gestolpert? Aber das alles ist nichts als nichtiges Kombiniren und ins Blaue hinein Rathen; ich kenne Leontine, und ich sage Ihnen, es ist eine moralische Unmöglichkeit, daß derartige Erlebnisse ihren Seelenfrieden stören und den Widerspruch in ihre Liebe zu mir bringen. So fest bin ich davon überzeugt, daß ich meinen Kopf zum Pfande setze, auch Sie werden dem Mädchen, nachdem Sie eine Stunde mit ihr geplaudert haben, Ihren Verdacht im stillen abbitten und sich vorwerfen, durch denselben beinahe so etwas wie eine kleine Nichtswürdigkeit begangen zu haben."

Ob mein Gesichtsausdruck dieser Versicherung doch eine gewisse Skepsis entgegensetzte? ob Curt schon vorher halb und halb entschlossen war, meine Vermittlung in Anspruch zu nehmen? Ich weiß es nicht; jedenfalls fragte er, ob ich es nicht darauf ankommen lassen wollte; ich würde ihm einen großen Freundschaftsdienst erweisen, wenn ich mich als sein Gesandter in offizieller Mission zu ihr begeben und den Versuch machen wollte, aus ihr herauszubringen, was sie veranlasse, allen seinen Anspielungen auf eine eheliche Verbindung ein fast ängstliches Abwehren entgegenzusetzen, und die Bitte, sie nicht zu quälen, sondern alles der Zeit zu überlassen.

Ich nahm den eigenthümlichen Vorschlag mit sehr gemischten Empfindungen auf. War ich auch von Herzen gern erbötig, alles nur Ersinnliche für meinen jungen Freund zu thun, lockte es mich auch mächtig, die persönliche Bekanntschaft meiner schönen und nach dem Urtheile des ganzen Hauses völlig unnahbaren Nachbarin zu machen, so stieß ich mich denn doch an die „offizielle Mission" und hatte dessen und meiner Befürchtung, dieselbe werde sehr resultatlos verlaufen, kein Hehl.

Damit erzielte ich freilich weiter nichts, als daß Curt laut auflachte, so überaus drollig kam es ihm vor, daß ich in aller Unschuld die „offizielle Mission" für baaren Ernst genommen hatte; ich lernte später einsehen, daß diese Heiterkeit eine sehr berechtigte war und daß ich mich einer großen Naivetät schuldig gemacht hatte. Curt bat mich, rasch wieder ernst werdend, wegen seines Gelächters um Vergebung; ich könne ja nicht wissen, daß er nur gescherzt, und wie komisch der Gedanke für ihn sei, einen andern zu seiner Geliebten zu schicken, damit er ihr womöglich eine Einwilligung ablocke, die sie ihm verweigere. In Wirklichkeit müsse eine passende Gelegenheit abgewartet werden und dann wolle er versuchen, ob er mich unter einem unverfänglichen Vorwand mit Leontine allein lassen könne; mir müsse es nachher überlassen bleiben, ob ich einen passenden Anknüpfungspunkt für ein Gespräch fände, das mir die gewünschten Aufschlüsse liefere. Daß ich dem Mädchen gegenüber keinen faux pas begehen und ihr Feingefühl nicht verletzen würde, wisse er; damit mache er mir übrigens noch nicht einmal ein Kompliment, denn so empfindlich sie sei, so unfehlbar flöße sie auch jedem, mit dem sie eine Viertelstunde gesprochen, die Ueberzeugung ein, einer D a m e gegenüberzustehen, und er schlage instinktiv den Ton an, auf den sie Anspruch erheben dürfe.

Die passende Gelegenheit hat sich gegeben, wenn auch nicht gleich; ich habe mit Leontine Lux gesprochen, sogar eingehend, fast vertraulich gesprochen, und meine vorgefaßten Meinungen über sie erfuhren durch diese Unterredung eine einschneidende Korrektur, aber — ich denke doch, wir heben uns diese Begegnung für den nächsten Abend auf: es wird für heute wahrhaftig zu viel und ich bin müde."

Die Zuhörer waren getheilter Meinung; Wendt und Born stimmten für Fortsetzung, Lindner fand, es sei genug für einen Abend und man könne sich das bisher Gehörte erst einmal in Ruhe überdenken, und Arvenberg spottete:

„Sie erwarten doch nicht, daß ich mich durch diesen ganz gewöhnlichen Erzählerkniff täuschen lasse? Sie wollen uns „scharf" machen und brechen da ab, wo Ihre Erzählung interessant werden will und der prickelnde Reiz der Neugierde zu wirken beginnt.

Nun, da Sie Erzähler sind, so werde ich Ihnen die Vorrechte einer männlichen Marlitt oder Werner nicht streitig machen und bin damit einverstanden, daß Sie uns Ihren Schluß erst das nächstemal geben; Sie sollen mich aber nicht bemogeln wollen und nicht falsche Motive vorschieben."

Der Maler wehrte sich gegen diesen schändlichen Vorwurf, der nur aus der schwarzen Seele eines verschopenhauerten Pessimisten kommen könne, so lebhaft, als hätte er ihn ernst genommen, aber nun sah er sich auch von Wendt angegriffen, der mit großem Aplomb und mit vielem Selbstgefühl begann:

„Meinetwegen also das nächstemal; wenn aber Reinisch meint, daß seine geheimnißvolle siebenbürgische Schönheit eine gar so rare Pflanze, eine gar so unvergleichliche Erscheinung sei, so ist er schief gewickelt. Ich stimme von vornherein dafür, daß jedes Frauenzimmer ein Räthsel ist, sich selbst und andern; ich habe die Erfahrung gemacht, daß das harmloseste Gänschen, über das man im Gefühl männlicher Ueberlegenheit hinwegsieht, im Stande ist, uns moralisch zu nasenstübern, daß uns nur so die Augen übergehen, aber ich habe kürzlich ein solches Räthsel kennen gelernt, das Ihrer deutsch-polnischen Waldfee allermindestens ebenbürtig und wahrscheinlich eine noch viel härtere Nuß ist. Ich wenigstens beiße noch gar nicht lange an ihr herum und meine Zähne wollen schon stumpf werden; die Backzähne schmerzen sogar empfindlich."

„Hurrah, Wendt hat wieder eine neue Flamme!" jubelte Born, während Lindner über die leichte Herzensentzündlichkeit seines rechtsbeflissenen Freundes ein wenig den Kopf schüttelte, wie er ihn über einen Schmetterling oder einen Käfer geschüttelt hätte, den er nicht zu klassifiziren wußte. Arvenberg verzog den Mund zu einem leichten Lächeln und sagte geringschätzig:

„Nun, ich will keine Vermuthungen über die Qualitäten einer Dame anstellen, die vielleicht mehr durch Quantität auf unsern Freund gewirkt hat, aber das glaube ich doch hoffen zu dürfen, daß diese neueste Liaison desselben keinen so tragischen Ausgang nehmen wird, wie nach Reinisch's Andeutungen die des Herrn Genieoffiziers, der mir allerdings eine ziemlich nervöse Natur zu besitzen scheint; es wäre ja auch Schade um all das üppig blühende Leben, das hier auf dem Spiele steht. Hat man denn auch einige Chance, dieses neue große Räthsel persönlich kennen zu lernen und sich nach seinen schwachen Kräften an der Lösung desselben zu betheiligen? Ich bin gespannt auf die Antwort, die mir gar nicht gleichgiltig ist."

„O, ich durchschaue die spöttische Absicht," parirte Wendt, „aber ich werde durchaus nicht verstimmt, denn ich bin in der Lage, Sie vollständig und glänzend auf's Haupt zu schlagen. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin; von selber würde ich gewiß nicht auf den Einfall kommen, euch Amelpha Tatjana Walujeff vorzustellen, denn sie gehört zu den Frauenzimmern, die nicht ohne eine Art Hofstaat existiren können, deren halb naive, halb dämonische Eitelkeit jeden Mann als ihnen tributpflichtig ansieht und deren man nur hinter den hohen Mauern und vergitterten Fenstern eines Harems nothdürftig sicher ist. Ich brauchte also von eurer persönlichen Liebenswürdigkeit und Gefährlichkeit nicht die hohe Meinung zu haben, die ich in Wirklichkeit hege, um euch meine schöne blauäugige aschblonde Russin instinktiv möglichst aus den Zähnen zu rücken, und wenn ich euch dennoch ihr zuführe, so begehe ich damit ganz einfach und bewußt einen Selbstmord. Aber um mein Wollen handelt es sich gar nicht; Fräulein Walujeff hat, sehr wider meine Absicht, das Kabinetsporträt zu sehen bekommen, das uns darstellt, sie ist neugierig geworden und sie hat mir bei Strafe ihrer Ungnade befohlen, euch zu ihr zu bringen; das wie sei meine Sache. Jetzt müßt ihr mir also schon den Gefallen thun, an einem der nächsten Abende mit zu ihr zu gehen, denn so aussichtslos meine Bewerbungen um sie auch sind und so deutlich ich auch das Gefühl habe, planmäßig an der Nase herumgeführt zu werden, ich möchte doch vor der Hand noch nicht auf alles verzichten. Es würde mir im Augenblick noch zu weh thun; später hilft mir vielleicht ein Interesse für eine andere über den nothwendigen Bruch weg."

Man lachte über dieses Stück praktischer Lebensweisheit und über den Ton melancholischer Resignation, den Wendt angeschlagen hatte, und von allen Seiten wurde die Zusage ertheilt. Der Maler that es mit gleichgiltigem Kopfnicken; er pflegte überall hin zu gehen und hielt es für die erste Pflicht des Alters, der Jugend keinen Spaß zu verderben, um so mehr, als bei diesem Spaß gewöhnlich auch etwas für das Alter herauszuspringen pflege. Lindner sagte trocken: „Meinetwegen! Ist die Dame vielleicht aus Südrußland, aus der Krim z. B.?" und sah dabei so zerstreut aus, als überlege er, ob sich vermittelst dieser neuen Bekanntschaft nicht vielleicht Schmetterlingstauschgeschäfte mit einem Sammler in der Heimat der Schönen machen ließen. Arvenberg lächelte und reichte Wendt über den Tisch die Hand. „Ich komme und zwar mit dem festen Vorsatz, hinreißend liebenswürdig zu sein und Ihre schöne Russin so vollständig für mich einzunehmen, daß Sie vor Eifersucht abwechselnd roth und blaß und schließlich gelb und grün werden. Auf ehrliche Feindschaft also!"

Wendt schlug lachend ein. „Sehen Sie Arvenberg, Sie fürchte ich am allerwenigsten, weil es bei Ihnen am ernsten Willen fehlt. Sie werden sich eine Weile mit ihr herumbeißen, dann wird Ihnen die Geschichte langweilig und sie springen ab. Sie sind überdies viel zu ironisch und satirisch, um bei einer Frau, wie es meine Russin ist, das Herz rebellisch zu machen."

„Somit bliebe also nur ich übrig?" fragte Born. „Nun, ich werde Ihnen keinen Schaden thun, schon aus Freundschaft nicht. Ich bin nicht so boshaft wie Arvenberg, und ich werde die Dame höchstens um russische Volkslieder bitten."

„Nichts versprechen, Born!" mahnte Wendt. „Sie haben die Walujeff noch nicht gesehen und ich weiß, daß Sie, wie Lindner, und Reinisch erst recht, große Augen machen werden, wenn Sie ihr gegenüberstehen. Erschöpft euch also nicht in Muthmaßungen, laßt euch lieber sagen, daß sie mit ihrer Mutter und einem Bruder nach Deutschland gekommen ist, daß die Leute sehr reich sind und ein sehr feines Haus machen und daß Tatjana Herr im Hause ist und unumschränkt regiert. Ihr braucht, wenn ihr am Montag kommen wollt — halb neun ist Theestunde — nicht Gesellschaftstoilette zu machen, doch dürfte sich eine gewisse Sorgfalt in Kleinigkeiten empfehlen, damit ihr nicht hinterdrein in Verlegenheit kommt und mir vorwerft, euch nicht hinreichend informirt zu haben."

Reinisch rief dazwischen: „Es scheint wahrhaftig, wir werden bei einer Fürstin aufgeführt, in deren Augen eine schiefsitzende Kravatte ein Majestätsverbrechen und ein blinder Stiefel eine persönliche Beleidigung ist. Nun, ich hoffe, ihr laßt euch durch diese Wendt'schen Aengstlichkeiten nicht verblüffen und ich bekomme nicht etwa Lackstiefeletten, gebranntes Haar und bordeauxrothe oder gendarmenblaue Kravatten zu sehen. Es ist ohnedies eine starke Zumuthung von Wendt, Leute von Geist moralisch zu zwingen, für eine Tasse Thee irgend einer mehr oder weniger emanzipirten Russin — man kennt ja die Sorte! — einen Abend lang die Zeit zu vertreiben —"

„O, mein lieber Reinisch," unterbrach Wendt, „in dünnem Thee und magern Butterschnitten erschöpft sich nur die Berliner Gastfreundschaft, und es steht Ihnen, wenn Sie eine exzellente Tasse Thee verachten, auch die ‚Milch der Greise' aus Burgund zu Diensten, und wenn Sie zu Chartreuse und Benediktiner übergehen wollen, so brauchen Sie mir nur einen Wink zu geben — man wird Sie nicht schmachten lassen."

„Thut er nicht gerade, als habe er sich die Schöne bereits gekapert und könne in ihrem Hause befehlen?" lachte der Maler. „Was geben Sie übrigens zum Besten, Wendt, wenn uns Ihre Russin kalt läßt und wenn wir durch Akklamation beschließen, daß wir sie Ihnen neidlos gönnen? Ich halte das nämlich für den wahrscheinlicheren Fall und bin noch keineswegs überzeugt, daß wir eine interessante Bekanntschaft machen; hoffentlich ist der Laffitte gut, damit der Abend nicht ganz verloren ist."

Wendt ließ sich jedoch nicht werfen. „Ich brauche die Wette, daß sie der erste sind, in hellen Künstlerenthusiasmus zu gerathen, nicht zu scheuen, und ich mache mich anheischig, sechs Flaschen alten Markobrunner, d. h. also mein ganzes Weinlager, springen zu lassen, wenn ihr nicht ganz und gar weg seid. Die sechs Flaschen, die mir mein alter Onkel verehrte, als ich mein Examen summa cum laude bestanden hatte — er hätte mir das, unter uns gesagt, nie zugetraut — waren bestimmt, zur Feier meiner Verlobung mit irgend einem Ausbund weiblicher Anmuth und Tugend getrunken zu werden; aber sie sollen euch verfallen sein, wenn ich zu viel versprochen habe. Ich bin überzeugt, sie werden doch erst an dem Tage getrunken, an dem ich den verhängnißvollen Schritt gethan habe; wenn es noch viele Mädchen wie die Walujeff gibt, verlobe ich mich allerdings wahrscheinlich nie und dann müßt ihr den Markobrunner schlürfen, nachdem ihr mich begraben, das heißt also hoffentlich — verbrannt habt."

„Wie lange wird Wendt brennen müssen, bis er Asche ist?" fragte Arvenberg ironisch, Lindner ansehend.

„Doch ziemlich lange; viel Fleisch, viel Fett, starke Knochen — es sei denn, unser Freund wäre vorher durch Liebeskummer auf die Körperverhältnisse des Ritters Toggenburg herabgemindert."

Und lachend brach man nach dem Café auf, welches auch als Rendez-vous für den Montag Abend bestimmt ward; man beschloß, sich unter Wendts Führung gemeinschaftlich nach der Wohnung seiner Russin zu begeben.

* * *

Nur die Verleumdung eines boshaften Spötters könnte behaupten, daß sich an dem Abend, welcher unsere jungen Literaturfreunde mit Wendts blonder Löwin von den Gestaden des Schwarzen Meeres bekannt machen sollte, eine besondere Sorgfalt für die Toilette anders, als in ganz schüchternen Versuchen gezeigt hätte; man sah bei Born statt eines einfachen gefältelten ein gesticktes Oberhemd, Lindner hatte seine Hände in Glacés gezwängt und vertheidigte dieses Streben nach Eleganz damit, daß einzelne Chemikalien sich der Haut so tief und unausrottbar einfräßen, daß sie auch mit den stärksten Mitteln nur nach und nach entfernt werden könnten, auf Arvenbergs Kopf thronte — eine seltene Erscheinung — ein spiegelblanker Cylinder, aber er betheuerte, daß er denselben nur nothgedrungen aufgesetzt habe, da sein Filzhut in die Wäsche gemußt, und in diesen Kleinigkeiten erschöpfte sich das Trachten nach „Feinheit“. Dagegen muß der gewissenhafte Chronist die Thatsache verzeichnen, daß man sich allseitig einer ungewohnten Pünktlichkeit befleißigt hatte, und selbst Reinisch, der zwar eine Taschenuhr besaß, sich jedoch darauf steifte, dieselbe nie aufzuziehen, verspätete sich nur unbedeutend. Für ihn hatte das ganze Unternehmen einen starken Beigeschmack von unfreiwilliger Komik; er musterte seine jungen Freunde mit äußerst sarkastischer Miene, fühlte Wendt, der allerdings eine gewisse Aufregung nicht zu unterdrücken vermochte, den Puls, und zupfte Arvenberg spöttisch am Ohrläppchen — eine stumme Anklage, die der Philosoph nur durch ein Aufwerfen der Lippe und ein Achselzucken beantwortete.

Als man die breite Treppe eines eleganten Hauses in der stillsten, grünsten und aristokratischsten Gegend der innern Vorstadt emporstieg, machte Wendt in fast erschrockenem und zugleich ein wenig vorwurfsvollem Tone auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die Cigarre wegzuwerfen; Born gehorchte nicht ohne ein unwillkürliches Bedauern — er hatte einen sehr respektablen Stummel zu opfern — aber er ließ sich von Wendt geduldig eine von den stark gewürzten versilberten Raucherpillen in den Mund stecken, die den Tabaksgeruch sofort wegnehmen. Es war ein feierlicher Moment, in welchem Wendt nach einem kurzen Zögern den Finger auf die elektrische Klingel legte, und es war ihm sichtlich unangenehm, daß er sich in geräuschvollerer Weise gemeldet hatte, als unbedingt erforderlich gewesen wäre und als sich mit seinem Streben nach lyrischer Zartheit vereinbaren ließ.

Das Stubenmädchen, welches öffnete, wurde von unserm warmblütigen Juristen mit einer verbindlichen Artigkeit begrüßt, die vielleicht nur theilweise ein Ausfluß seiner unbedingten Verehrung für ihre junge Herrin war; sein unparteilicher und gerechter Sinn erkannte auch die Vorzüge der Dienerin freudig an und er flüsterte Born auf dem Wege nach dem Salon im Ton der Bewunderung zu: „Nur wenn man selber klassisch schön ist, kann man es riskiren, einen so hübschen Besen zu halten!“

Er hatte nicht zu viel verheißen. Die nicht mehr in der allerersten Jugendblüthe stehende hochgewachsene, schlanke und doch volle Dame, welche zwischen den sich theilenden schweren grünen Portièren erschien, und die Herren mit einer graziösen Neigung des schönen Kopfs und einem bezaubernden Lächeln willkommen hieß, wurde auch von der frischesten und rosigsten Zofe nicht ausgestochen und konnte überhaupt Anspruch darauf erheben, in der zahlreichsten Gesellschaft sofort aufzufallen. Sie sprach das Deutsche mit einem leichten, fremdartigen Accent, sie sprach es auch nicht ohne kleine Stockungen, aber das machte sie nur um so interessanter, und wer mit ihr plauderte, fand diese kleinen Stockungen äußerst angenehm: sie setzten ihn in den Stand, mit dem gesuchten Worte auszuhelfen und dafür ein liebreizendes Lächeln als Belohnung einzustreichen.

Als unsere Freunde, aufs angenehmste überrascht, den Fuß auf die Teppiche des Salons setzten, in welchem der Kronleuchter nur eine diskrete Beleuchtung erzeugte, erhoben sich aus bequemen Fauteuils eine alte Dame und ein junger Mann und drückten, allerdings mit weit weniger Eifer, ihre Freude über diesen zahlreichen Besuch aus. Man konnte den Herrn recht wohl für den Bruder Amelpha Tatjanas halten, obwohl er kleiner und zarter war, schwarzes gekräuseltes Haar und ein schwarzes Schnurrbärtchen trug und aus großen schwarzen Augen recht abgespannt und melancholisch in die Welt sah; größere Mühe hatte man, zu glauben, daß diese alte Frau mit dem gleichgültigen, schlaffen, fast ein wenig ordinären Gesicht, die sich in ihrer eleganten Robe durchaus nicht allzu behaglich zu fühlen schien, die Mutter des stolzen, anmuthigen, lebensfrohen und eleganten Geschöpfs sein sollte, das lächelnd neben ihr stand. (Fortsetzung folgt.)

Hamburgs Verfassung, sein Handel und seine Freihafenstellung.

Von **Wilh. Blos.**

Die gegenwärtige, seit 1860 bestehende Verfassung der „Freien und Hansestadt Hamburg“ ist eine der merkwürdigsten politischen Schöpfungen unserer Zeit. Nur die eigengeartete Entwicklung Hamburgs, das auf sogenannte „erworbene Rechte“ von vielhundertjähriger Verhärtung gegründete Uebergewicht eines begüterten Patriziats, eines kastenartig in sich abgeschlossenen Geldadels, konnte solch wundersames Gemisch von mittelalterlichen und modernen, aristokratischen und demokratischen, spießbürgerlichen und seltsamen Institutionen hervorbringen, wie sie in der hamburgischen Staatsverfassung enthalten sind. In dieser Verfassung sind die „erworbenen Rechte“ der in Hamburg herrschenden Bevölkerungsgruppen, der Kaufleute, der Juristen und der Grundbesitzer, ganz ordnungsgemäß festgestellt und die Sache sieht aus, als ob ein hamburgischer Staat ohne bevorrechtete Advokaten und Grundbesitzer nicht existiren könnte. Demokratisch ist also diese Verfassung nicht, wenn sie auch republikanisch ist.

Die Regierung oder der Senat besteht aus 18 Personen, die entweder Kaufleute oder Juristen sein müssen. Leute aus anderen Berufsklassen erachtet die hamburgische Verfassung als nicht regierungsfähig. Cromwell, Washington, Franklin, General Grant und ähnliche Nichtjuristen und Nichtkaufleute hätten also in Hamburg nicht zu Senatoren gewählt werden können. In der Republik Hamburg gedeihen aber auch weder die Washingtons noch die Grants.

Die Senatsmitglieder erhalten 10—15 000 Mark Gehalt. Dieselben werden von der Bürgerschaft nach einem Wahlaufsatz gewählt, d. h. der Senat präsentirt der Bürgerschaft zwei Kandidaten, von welchen einer gewählt werden muß.

Die Bürgerschaft ist der gesetzgebende Körper Hamburgs, als welcher sie zugleich Vertretung der Stadt und des Staates ist. Die Bürgerschaft übt mit dem Senat gemeinsam die Gesetzgebung aus. Sie besteht aus 192 Mitgliedern. 48 davon wählen die Grundeigenthümer, die sich als Wahlkörper konstituiren, aus sich; 60 werden von den Gerichten und den Verwaltungsdeputationen — auf welch letztere wir zurückkommen — abgeordnet. Sonach haben diese Repräsentanten einzelner Theile der Bevölkerung und die Regierung, welche mit ihnen ist, schon eine Majorität. Nur 84 Abgeordnete, also die Minorität, werden gewählt und zwar mittels eines gegen jede auf Neuerungen gerichtete Agitation bombenfesten Wahlsystems. Dreifach ist die Pforte zu dieser bürgerschaftlichen Versammlung verschanzt für den, der sich hineinwählen lassen will. Wahlberechtigt ist, wer das 25., wählbar, wer das 30. Lebensjahr erreicht hat. Der zu Wählende muß das hamburgische Bürgerrecht, dessen Erwerbung 30 Mark kostet, schon drei Jahre besitzen; der Wähler muß Bürger, ohne nähere Zeitbestimmung, sein. Für den Wähler ist noch der Nachweis herbeizuschaffen, daß er eine Einkommensteuer bezahlt.

Da das Bürgerrecht nur von wenigen noch erworben wird, die Staatsangehörigen aber in Hamburg kein Wahlrecht als das zum Reichstage haben, so läßt sich denken, daß zwischen der Bürgerschaft und dem Volke ein seltsames Verhältniß besteht. Das Volk kennt „seine“ Vertreter gar nicht.

Die Kompetenz der Bürgerschaft ist sehr gering; ihre Beschlüsse werden durch das Veto des Senats suspendirt. Dann entstehen langwierige Differenzen; es gibt „gemischte Kommissionen“ und „Ausschüsse“. Auf diesem Wege werden die Angelegen-

heiten oft jahrelang hingezogen. Will die Differenz gar kein Ende nehmen, so entscheidet zuletzt das lübecker Oberappellationsgericht für die Hansestädte — ein Anklang an die alte Hansa.

Eine dritte Behörde, die ein sehr idyllisches Dasein führt, so daß man nur höchst selten von ihr hört, ist der Bürgerausschuß. Derselbe besteht aus Mitgliedern der Bürgerschaft. Im übrigen ist er ganz überflüssig.

Die Verwaltung ist sogenannten Deputationen in die Hände gegeben. An der Spitze jeden Verwaltungszweiges steht ein Senator. Die Bürgerschaft wählt die Deputationsmitglieder nach der bekannten Zwangsjacke, Wahlaufsatz genannt. Die Verwaltungsämter in den Deputationen müssen unentgeltlich versehen werden.

Man begreift, daß eine solche Verfassung einen bequemen Tummelplatz für Koterien, Cliquen und Vetterschaften abgibt. Ueber Mangel an solchen kann man sich in der That auch nicht beklagen. Sie herrschen in der Bürgerschaft, im Bürgerausschuß, in den Deputationen — fast überall. Wenn die Verwaltungsämter in den Deputationen auch unentgeltlich versehen werden müssen, so ist doch sicher, daß die Deputationsmitglieder vielen Einfluß zu gewinnen und auch auszunutzen vermögen. Die Deputationen haben das Selbstergänzungsrecht, sodaß die Koterien und Vetterschaften einen Verwaltungszweig ganz für sich in Anspruch zu nehmen im stande sind.

Da die Grundeigenthümer und Hausbesitzer großen Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung zu gewinnen verstehen, so ist es erklärlich, daß auch das Bauwesen nicht ist, was es sein sollte. Die Gesetzgebung enthält ohnehin schon viele Bevorzugungen für die Hauswirthe. Daher auch die vielen verfallenen Gebäude, der Mangel an den nothwendigsten Einrichtungen im Innern der Häuser und theilweise auf den Straßen, und die ganze Menge von baulichen Erscheinungen, die einer Großstadt seltsam anstehen. Das Steuerwesen dagegen ist besser organisirt. Wenn auch indirekte Abgaben bestehen, so sind sie doch weit geringer, als anderswo. Den Nerv des hamburgischen Steuerwesens bildet eine direkte, progressive Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung. Dadurch ergibt sich, daß in Hamburg jemand oft nur halb soviel Steuern zahlt, als er in dem benachbarten preußischen Altona zu zahlen haben würde.

Man sieht, die Staatsverfassung Hamburgs ist ein Damm gegen allen Fortschritt, den diejenigen nicht wünschen, die einmal die Macht haben. Sie läßt eine Weiterarbeit auf dem Boden des Gegebenen kaum zu, und die Macht, welche durch diese Verfassung den einmal Bevorrechteten eingeräumt wird, ist so groß, daß eine Opposition einen sehr schweren Stand hat. Man ist eben dabei, die Verfassung zu revidiren, aber es wird wenig oder garnichts dabei herauskommen*).

Hamburg ist ganz für den Handel ausgebildet und entwickelt. Vor dem Handel treten alle übrigen Interessen in den Hintergrund. Allerdings hat der ungeheure Verkehr mit sich gebracht, daß die geschäftliche Krisis, die so schwer auf Europa drückt, in Hamburg etwas weniger fühlbar war und ist, als anderswo, wenngleich sie immerhin genügend empfunden wird. Der Zufluß aus Hannover, Mecklenburg, Preußen und Dänemark hat das Angebot von Arbeitskräften auch in Hamburg so sehr vermehrt, daß die Löhne gesunken sind und die Zahl der Arbeitslosen bedeutend gestiegen ist.

Der Handel ist dabei allerdings im allgemeinen noch im Flor, wenn auch die Rheder klagen, daß sie nicht auf ihre Kosten kommen. Die Seele des hamburgischen Handels ist natürlich der überseeische Verkehr. Er macht nahezu die Hälfte des Gesammtverkehrs aus. Die Handelsbilanz von 1877 ergibt für den überseeischen Handel einen Umsatz von 1600 millionen Mark, sodaß sich, wie ein hamburger Kaufmannsblatt stolz ausführte, der Handel Hamburgs mit dem des ganzen Königreichs Spanien auf gleiche Stufe stellen kann. Es liefen 1877 im ganzen 5473 Seeschiffe in Hamburg ein; in Altona 616.

1857 auf 1858 hatte Hamburg eine große Handelskrise zu bestehen. Die Verluste, die es von 1847 bis 1858 durch Fallissements erlitten, beliefen sich auf 28 millionen Mark Banko. Diese Verluste führten die Krisis herbei, namentlich da 7 millionen davon auf das Jahr 1858 allein entfielen. Man spürte die Krisis in ganz Europa; Dänemark half und Oesterreich sandte zehn Millionen in Silberbarren in die Keller der hamburgischen Bank. Damit war die Krisis gehoben. 1878 dagegen brach ein „Krach" aus, bei dem sich die Fallissements auf 21 millionen Mark beliefen. Diese Verluste gingen am Gesammthandel Hamburgs ohne tiefere Spuren vorüber, während 1858 schon sieben Millionen eine Krisis zum Ausbruch brachten, die ganz Europa bewegte. In solch' riesenhaftem Maße sind Handel und Verkehr gewachsen.

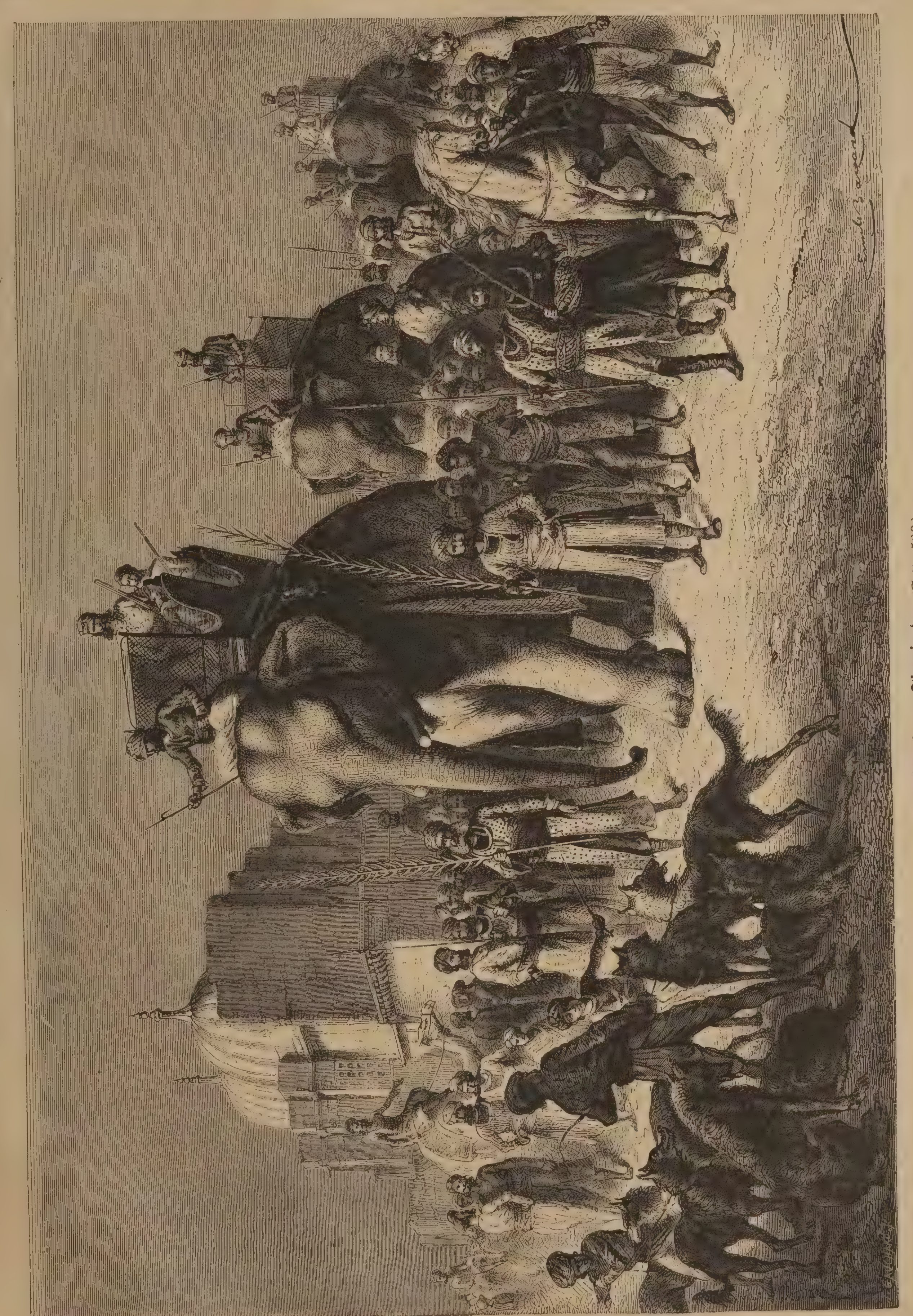


Das Nordlicht. (Seite 504.)

Der hamburgische Handel basirt wesentlich auf dem freien Hafen. Wie wir an anderer Stelle gezeigt, ist dieser freie Hafen eine Institution, ohne die man sich das selbständige Hamburg garnicht denken kann. Man kann sich an anderer Stelle nicht leicht einen Begriff davon machen, wie sehr die hamburgische Bevölkerung an diesem freien Hafen hängt. Tausende, ja zehntausende von Existenzen wären untergraben, wenn dieser Hafen vom Weltverkehr durch eine Zollgrenze abgesperrt werden würde. Man nimmt anderorts die Sache zu leicht. Aber nicht allein hat Hamburg seine Einrichtungen, sein Geschäftsleben und seine Gewohnheiten so sehr auf diesen freien Hafen basirt, daß mit dessen Aufhebung eine tiefeinschneidende und unangenehm fühlbare Störung aller Verhältnisse hervorgerufen werden würde, sondern die große Mehrzahl der Bevölkerung genießt auch den Vortheil, daß ihr der freie Hafen billige, gute und mannichfache Nahrungsmittel aus andern Ländern zuführt. Ein Zoll würde viele dieser Nahrungsmittel ebenso theuer machen, wie im Binnenlande und der billige Kaffee und Thee, die billigen Apfelsinen, die vielfachen billigen Gaben der See u. s. w. würden künftig theuer und würden den Geldbeutel der unbemittelten Leute, die doch daran gewöhnt sind, diese Waaren in einer gewissen Güte billig zu beziehen, in ganz ungewohnter Weise in Anspruch nehmen. Das fühlt man in Hamburg ganz gut, und wenn es auch eine Partei gibt, die sich den Zollanschluß als Ziel gesetzt hat, so ist doch die große Majorität der Bevölkerung dagegen. In Bremen liegt die Sache etwas anders, weil dieses finanziell weit ungünstiger situirt ist, als Hamburg. Aber diese zwei Hansestädte haben sich ihre freien Häfen in der Reichsverfassung garantiren lassen und zahlen dafür das Zollaversum, das eine ganz bedeutende Summe ausmacht, sowie noch eine Zuschlagskopfsteuer

*) Der Artikel ist vor ungefähr dreiviertel Jahren geschrieben. Inzwischen ist die Verfassungsrevision vor sich gegangen und hat dem Verfasser in ihren Resultaten recht gegeben: es ist nichts Wesentliches dabei herausgekommen.

an die Reichskasse. Durch den neuen Zolltarif wird die Aversionalsumme nicht nur gesteigert, sondern es wird auch der Absatz hamburgischer Fabrikate in die umliegenden Länder sehr erschwert. Das letztere ist besonders bedauerlich, aber daher kommt



Aufbruch zur Tigerjagd. (Seite 503.)

es, daß ein Theil der Handwerkerpartei dem Zollanschluß günstig gesonnen ist. Dieser Theil ist indessen nicht maßgebend, wenngleich er in Berlin sehr einflußreiche Hintermänner hat und dort seine Bedeutung übertrieben wird. Mit dem Verlust seines freien

Hafens würde Hamburg zu dem Rang einer großen Provinzialstadt herabsinken. Ob es dahin kommen wird, darüber wollen wir uns hier nicht weiter äußern, die Zukunft wird es ja zeigen.

Die republikanischen und selbständigen Gemeinwesen, derer seit der Annektion von Frankfurt am Main nur noch drei — Hamburg, Bremen und Lübeck — in Deutschland bestehen, sind von keiner solchen politischen Bedeutung, daß sie auf die Entwicklung Deutschlands einen maßgebenden Einfluß ausüben könnten. Aber man darf diesen Ueberresten einer großartigen Vergangenheit die gebührende Beachtung deshalb nicht versagen. Diese Gemeinwesen sind mit so manchem mittelalterlichen Zopfe behaftet, aber es ist gar zu billig, darüber blos zu spotten und wegen einzelner Mißstände den Standpunkt geschichts-philosophischer Anschauung zu verlassen. Wer sich in die Geschichte dieser kleinen, aber einst mächtigen Republiken vertieft, der wird so manches finden, was ihn über die allgemeine Misère von heute einigermaßen beruhigt — soweit dies eben der Vergangenheit möglich ist.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg**.

(Fortsetzung.)

1. Juli.

Ehrenberg steht mit unserm Korporal auf dem Kriegsfuße. Wir lagen nach 9 Uhr abends noch wachend auf dem Lager. Man sprach über mancherlei. Einer von den Kameraden sprach von dem Plan, zu kapituliren. Aber Ehrenberg verspottete ihn und fällte manch' herbes Urtheil über den Soldatenstand. Dabei ließ er seiner Laune den Zügel schießen und ging schließlich in seiner Kritik so weit, daß der plötzlich erschienene Korporal befehlend dem Diskurs ein Ende machte. „Werde Sie melden, Ehrenberg," rief der Korporal. — „Werden das wohl lassen," gab Ehrenberg zurück. — Er hat ihn, gewiß aus Gründen, die stichhaltig sind, nicht angezeigt, aber er haßt ihn und sucht ihn beständig zum Fall zu bringen.

6. Juli.

Die Einjährigen hatten heute Vorstellung bei dem Hauptmann und dem Offizierkorps. Nach derselben wurden wir eingeladen, an einem kleinen Essen theilzunehmen. Das Gespräch drehte sich natürlich um den Beruf. Man kritisirte die Schießwaffen, sprach dann von Pferden und Pferdedressuren, von Hunden und zum Schluß von Abenteuern mit Damen aller Art. Mir fiel aus früherer Zeit jener Abend bei Trosten in der Rosenthalerstraße in Berlin wieder ein, an welchem ich ohne Unterbrechung eine Vorlesung über Milch erdulden mußte. — Zu Ende der Tafel ließ mich der Hauptmann zu sich kommen. Er fragte mich mit recht freundlicher Miene, ob ich nun schon zur Einsicht gekommen und ob ich schon mein Vorurtheil gegen das Militärleben abgelegt hätte, worauf ich lächelnd replizirte: „Vorurtheil hab' ich nie besessen, Herr Hauptmann, und mit einiger Einsicht hat mich die Natur von hausaus gesegnet. Ich denke, ein guter Soldat zu sein." — „Das denke ich auch," rief er lachend, „der Teufel würde Ihnen auch ins Gebein fahren, wenn Sie es nicht sein wollten; wir verstehen es, den wildesten Stier zu fesseln, er muß; gegen dieses Muß gibt es kein Mittel, gilt kein Wenn und Aber, und wenn der Herrgott vom Himmel käme, er änderte nichts an dem Muß. Das gäbe eine schöne Wirthschaft, wenn hier jeder sich regen dürfte nach Gefallen, wenn jeder seine Ansichten predigen wollte. Nicht wahr, es würde Ihnen selbst bange vor der Konfusion?!" — „Ganz gewiß, Herr Hauptmann, in einem geordneten Hause ist strenge Disziplin erste Bedingung." — „Bravo, Morgenroth," rief der Hauptmann, „bravo! Das nenne ich vernünftig gesprochen, und zur Belohnung sollen Sie die Vergünstigung erhalten, außerhalb der Kaserne zu wohnen, — verstanden?" — „Danke," versetzte ich, „aber ich war noch nicht ganz fertig — —" „Bah, den Nachsatz schenke ich Ihnen; mit Ihren spitzfindigen Zusätzen ändern Sie eine Sache doch nicht." —

7. Juli.

Wenn man jemand Zeit und Mittel entzieht, sich dem Drange seiner Seele gemäß zu unterhalten und fortzubilden, wenn man alles aufbietet, den Menschen körperlich so zur Erschlaffung zu bringen, daß ihm die Kraft gebricht und die Lust ausgeht, an sich als ein entwickelungsfähiges bewußtes Wesen zu denken, ja daß er selbst den höchsten Genuß in einem behaglichen Nichtsthun und Nichtsdenken zu erblicken glaubt, — dann schläft nach und nach jeder gute Instinkt ein. Er ist theilnahmlos gegen fremdes Leid, und abgestumpft zeigt er sich gegen die Schmerzen, die ihn selbst treffen. So wuchert neben der schönsten Blüthe der Kultur immer offen das Unkraut der Barbarei. Wehe denen, die das wissen und nicht nach Vernichtung dieser Unzier trachten! — — Vergebliche Entrüstung! — Der Zeitgeist schreitet langsam, gar langsam, selbst für einen bedächtig ruhigen Menschen. —

9. Juli.

In der Stadt finden in den nächsten Tagen die Wahlen für den Reichstag statt. — Wir wurden aufs neue instruirt, uns an keiner Versammlung zu betheiligen, in keine Diskussion zu mischen, und jeden Uebertreter dieses Befehls sofort anzuzeigen. — Selbstverständliche Maßregel! — Nach dem Fundament richtet sich der Oberbau. Politisch hat der Soldat nicht mitzusprechen, er hat nur das Vaterland zu vertheidigen. — — — — Der Staat scheint mit dieser Anordnung sich recht ruhige, fromme Bürger erziehen zu wollen, nach der Sentenz: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! — —

11. Juli.

Heute wandern einige von unseren Stubengenossen in die Heimat zurück. Der ersehnte Tag ist ihnen nun endlich gekommen. Bei jedem Erwachen am Morgen ertönte es: „Jetzt habe ich noch 89 Tage, jetzt noch 88 Tage, jetzt noch einen Tag, noch eine Nacht!" — Es kann sich gewiß kein Kind mehr auf etwas freuen, als solch ein drei Jahre lang im Dienst gestandener Soldat auf die Stunde, wo er den Schritt thun darf aus der Kaserne, wo er tief aufathmen und rufen kann: Endlich! — — Ist es nicht ähnlich den Gefangenen zu Muthe, die man unschuldigerweise in Ketten geworfen? — — — — Ich fragte den einen von den Reservisten, was er nun wohl anfangen werde. „Das weiß ich nicht," sagte er, „ich freue mich nur ledig zu sein. Das übrige überlasse ich dem Herrgott und der guten Mutter!" — „Das ist ein schlechter Trost," fuhr ich fort. „Und sind Sie nicht während der drei Jahre in Ihrem Handwerk zurückgekommen?" — — „Freilich," antwortete er nachdenklich; „freilich habe ich viel von der Handhabung meines Gewerbes vergessen und verlernt und meine Freunde, die nicht zu dienen brauchten, werden jetzt sicherlich weiter und geschickter sein als ich, aber was hilft das Lamentiren?" — Und als wollte er die trübe Aussicht verscheuchen, rief er: „Gönnen Sie mir das Gefühl der Ungebundenheit und schenken Sie mir die schlimmen Gedanken." „Gern, gern!" sagte ich schnell, und drückte ihm die Hand! — — — Jetzt erst fühle ich, wie lieb mich meine Kameraden haben. Andere Reservisten kamen zu mir, und versicherten mich ihrer ewigen Anhänglichkeit und Treue: ‚Sie bleiben uns stets unvergeßlich, Morgenroth,' riefen sie aufrichtig; ‚Ihre Worte, Ihre Belehrungen, die wir dummen Kerle wohl nicht immer richtig verstanden haben, sollen uns noch ferner bewußt bleiben und wenn wir unser Leben künftig vernünftiger zu gestalten bestrebt sind, so verdanken wir diese Anregung Ihnen!' — — Bei solchen herzlichen Worten röthete sich mein Gesicht vor innerem Vergnügen und ich habe in der Freude allen auf das festeste versprochen, sie in ihrer Heimat gelegentlich zu besuchen! — — — Ade! Ade!" — —

12. Juli.

Wachdienst! — Die niedrige Stube ist mit Rauch angefüllt. Fast jeder traktirt seine Pfeife. An dem primitiven Tisch, zum schnellen Heraustreten vorbereitet, sitzen einige und spielen Karten; sie wissen die Zeit nicht besser auszunützen. Ich hocke im Winkel und schreibe in mein Notizbuch. — — Nach einem zweistündigen Spaziergang draußen vor der Stadt in menschenleerer Gegend während der Nacht ist selbst auch diese gesundheitswidrige Atmosphäre und dieses wallenstein'sche Lagerleben eine Wohlthat. — — — Ich hatte vor dem Schießhaus Wache zu halten, d. h. ein paar alte Kanonen und einen Berg schwerer Bomben zu beaufsichtigen, wahrscheinlich, daß sie nicht davonliefen. — Aber sie machten dazu keine Miene, so oft ich auch ihnen zum Fortlaufen Gelegenheit gab. — Sie blieben stumm und regungslos. —

Desto gesprächiger war meine Seele und desto lebendiger meine Phantasie: Da steht ihr, ihr alten verrosteten Zeugen alter Zeit, einstmals bestimmt gewesen, Verderben unter die Menschheit zu senden, manches hoffnungsvolle Menschenleben, auf dessen Entwicklung Zeit, Geld, Liebe und Güte in unendlicher Geduld verwendet worden war, auf immer zu vernichten. Zu welchem Zweck bist du, einst die Civilisation mächtig förderndes Erz bestimmt? — — — In meine Ohren klingt das Schlachtgetön und donnernd schleudert der Kanonenmund seine ehernen Bolzen; Gewehre knattern ringsum; Weiber, Greise und Kinder schreien auf; die Stätten des Friedens und die kostbaren Früchte emsigen Fleißes stürzen zusammen, mit ihren Trümmern Unschuldige zermalmend; der Erdboden dröhnt unter dem Huffchlage blutiggespornter Rosse; von allen Seiten stürzen wildblickende Krieger mit bluttriefenden Bajonneten heran, Vernichtung hinter sich zurücklassend. — — Bald hat meine Seele übergenug an dem furchtbaren Schauspiel und wendet sich zu anderen Gedanken. — Große Ziele, große Ideen, hörte ich darnach eine Stimme in meinem Innern reden, verlangen Blut auf ihrem Siegeszuge. Da wird der einzelne nicht gefragt, ob seine Seele schmerzt, ob sein Körper in Wunden klafft und er sterbend der wohlgezielten Kugel flucht. — — Da gilt es ihm, die höchsten Güter des Lebens, die Freiheit und die Scholle, die da sein ist, bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen und würdig, wenn es sein muß, zu sterben, als ein Held! So vertheidigte Armin sein Vaterland gegen die Römer, so starb Körner im Kampfe gegen den Weltherrschaftserstreber und unsere Sympathie wohnt unwandelbar bei diesen Helden mit kühner Stirn und festem Arm! — — — So sprach die Stimme meiner ersten Jugend, die nicht nach Motiven fragte, und nur die Dinge sah, wie sie sich zeigten von außen; nur das Große und Edle sah und für das Schlimme und Schlechte kein Organ hatte.

13. Juli.

Wie doch oftmals etwas längst und scheinbar auf immer Vergessenes wieder der Erinnerung zurückgeführt wird! Ich erinnere mich eben eines Mythos, in welchem ein Ungeheuer beschrieben war, das einst eine den Menschen feindliche Macht auf die Erde gesetzt hatte. – Ich hatte damals beim Lesen dieser Geschichte den Kopf geschüttelt und zuletzt über das Unwahrscheinliche des vorgeführten Inhaltes mit Unwillen das Buch in einen Winkel geworfen! — Aber die Erzählung hatte meine Phantasie lange gefangen gehalten und lebhaft beschäftigt, bis endlich die Zeit, die alles Ausgleichende, die schroffen Konturen zu verwischen und das ganze Bild wieder zu verblassen begann. — Merkwürdig! — Als hätte ich erst eben die Historie gelesen, so steht das Ganze wieder vor meiner Seele.

Meschia, der Sohn des Gottes Ormuzd, hatte sich gegen Ahriman, den Gott alles Bösen, vergangen. Aus Rache sandte dieser auf die Erde ein erschreckendes Riesenungeheuer; die Füße desselben waren denen einer Spinne im Umfassen ähnlich; der Leib war beweglich wie der einer Schlange, und der Kopf, aus dessen Munde eine Reihe großer spitzer Zähne hervorglänzten, trug ein paar funkelnde Augen. Aus jeder Miene des Gesichtes sprach die Gier nach Blut. — Unersättlich war das Ungeheuer. Bei seinem Nahen erzitterten Thiere und Menschen. Mitten in ihren friedlichen Geschäften überfiel es vernichtend die Erdbewohner. Es fraß die Ernten von den Feldern, trieb die Herden auf den Wiesen und Bergen vor sich her nach seiner Höhle und erfüllte mit seinem Wuthgebrüll die Welt. Um Frieden mit dem Unthier zu schließen, versammelte sich die leidende Menschheit zu einer Berathung. Wohl gab manch kluger Mann einen weisen Rath, aber das Ungeheuer mißachtete dessen, denn Ahriman ist sein Berather, und erst als man jährlich tausend der schönsten und kräftigsten Jünglinge als Opfer zu geben versprach, zeigte es sich willfähriger! — ‚Das Opfer ist klein,‘ sagte es, ‚aber ich nehme den Vorschlag an. Wenn ich mehr der Jünglinge bedarf, werde ich ihrer begehren!‘ Und so geschah es auch. Zuweilen forderte es selbst die doppelte Zahl der Opfer und ob dann auch der Unwille der Menschheit groß war und das Schmerzgeschrei der Mütter und Väter die Wälder und Wohnungen erfüllte, dem Gebot mußte entsprochen werden. Der Gott des Bösen hielt seine Hand ausgestreckt über die ganze Welt!" — Soweit der Mythos. — Der Erzähler hatte hinzugefügt, daß noch keiner es vermocht hätte, das Ungeheuer zu tödten und daß der Held erst noch geboren werden müsse, den ein göttliches Geschick berufen habe, diese befreiende That zu vollführen. (Fortsetzung folgt.)

An der Wiege des Christenthums.

Kulturhistorische Skizze von **C. Lübeck.**

(Schluß.)

Alles, was diese Erleuchteten ans Leben kettete, ist abgestreift, die Außenwelt mit ihren zahlreichen Lebensverbindungen existirt für sie nicht mehr. Die Ehe ist absolut verboten. Sie fühlen sich dem Leben überhaupt schon entrückt; ein Hauch des Göttlichen hat auf die Verbindung sich gesenkt.

Man steht der Gottheit ganz nahe, man sieht den Himmel offen, Geister und Engel herniedersteigen. Man verkehrt mit ihnen, spricht mit ihnen, von früh bis spät. Man betet Tag und Nacht und fleht die Gottheit an, den Selbstvernichtungsprozeß, der schon zu lange währt, zu vollenden, die Pforten des Kerkers zu sprengen, die Seele frei zu machen und sie mit der unfaßbaren erträumten Weltgottheit zu vereinigen.

Kein Schlummer erquickt diese Menschen auf ihrem nächtlichen Lager; die phantastischen Gestalten, die sie sich gebildet, weichen auch Nachts nicht von ihnen. Ihr himmlischer Glanz, die Herrlichkeit ihrer Erscheinungen verdoppeln sich; sie werden deutlicher, greifbarer. Es ist ein Zustand, der vom Wahnsinn sich kaum noch unterscheidet.

Wir wollen Ausnahmen gestatten, einzelne Denker zugeben, die sich von dem Wahnsinnstaumel frei halten, im übrigen aber düstere, thatenlose Pessimisten sind.

Erweitern wir das Bild! Denken wir uns zu dem idealen Kreise, den wir soeben gesehen, ein von gleichem Streben beseeltes Volk.

Mit dem Platzgreifen der alexandrinischen Gottes- und Lebensanschauung muß ein eisiger Hauch die Gesellschaft berühren, allen Fortschritt lähmen, alle Kulturkeime tödten, alle Freude, alles menschliche Glück erstarren.

Was für Menschen zeigen sich uns! Blasse, hinfällige Gestalten, deren Lebensmuth und Lebenskraft mit jeder neuen Generation, soweit überhaupt noch an Zuwachs zu denken ist, immermehr dahinschwindet. Die Gesellschaft lichtet sich, Krankheit und Siechthum zerfleischen sie, die Geisteskrankheiten werden häufiger und als eine nothwendige Folge dieses Himmelreichs auf Erden ergibt sich die vollständige Entartung des menschlichen Geschlechts.

Vielfache Uebereinstimmungen zwischen den Essäern, Therapeuten und den Urchristen sind nachzuweisen.

Verzicht auf alle Güter, auf alle Genüsse des Lebens. Haus und Hof, Weib und Kind soll man im Stiche lassen, alles, was dem Menschen im Gesellschaftsverbande lieb und theuer ist. Das Ziel ist der Himmel, die Vereinigung mit der Weltgottheit. Dieses Ziel zu erreichen, wird Entsagung, wird Verleugnung der menschlichen Natur, das Dulden aller Lasten und Beschwerden, ein Sterben und — kein Leben gefordert.

Jesus von Nazareth kämpfte gegen den Reichthum, aber nicht blos gegen diesen, sondern überhaupt gegen die Sinnlichkeit an. Er fordert Wahrheit im gegenseitigen Verkehr und die Bethätigung der Nächstenliebe. Er befiehlt, die Obrigkeit zu ehren, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist. Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden.

Jesus von Nazareth theilt mit den Essäern die Moral. Er wendet sich wie sie mit Freundlichkeit und Liebe zu den Kindern, zieht im Lande umher, heilt wie sie Kranke und übt Werke der Nächstenliebe. Er lebt mit seinen Jüngern in kommunistischem Verbande, er theilt mit ihnen, was er besitzt und nimmt von ihnen, was er zum Leben bedarf. Gemeinsam, überaus einfach ist die Mahlzeit, gemeinsam die ganze Lebensweise, und wenn man alle diese Momente, die sich beiläufig noch nach den verschiedensten Richtungen hin ergänzen ließen, reiflich erwägt, so ergibt sich, daß Jesus den Essäern und Therapeuten sehr nahe

gestanden, wenigstens vieles aus ihren Lehren beherzigt hat. Ragt doch auch der Gott, den er predigt, weit über den jüdischen Nationalgott hinweg.

Ein „innerlich geistig Ding" ist nach der Definition des durch den Lichtstrahl bekehrten Apostels die christliche Freiheit. Sie bedeutet eine Befreiung von der Sinnlichkeit, von den Anforderungen und Verlockungen des Fleisches, eine Freiheit von der Verdammniß, in die das sinnliche Leben verfällt.

Die nächste Weiterentwicklung des Christenthums bewegt sich also ganz auf essäischer Basis. Die ersten Jahrhunderte zeigen uns die christlichen Gemeinden fast durchweg in einer der essäischen nachgebildeten Organisation.

Aber schon damals erwies das Fleisch sich mächtiger, als das, was man Geist nennt. Alle Versuche, für die christliche Ascese das Volk zu gewinnen, erwiesen sich als fruchtlos, das Volk wollte leben und genießen, nicht entsagen und sterben, und selbst die christlichen Mönche und Nonnen, welche in die Fußstapfen der Essäer und Therapeuten traten, fanden meist das Himmelreich auf Erden, das ihre Vorgänger genossen, äußerst fade, sie zogen Wein, Kuchen und Braten der essäisch-therapeutischen Brot- und Wasserkost vor. Und wie sie über den geschlechtlichen Verkehr dachten, das ist sattsam bekannt, das bedarf keiner Erwähnung.

Also nicht einmal im Kreise derjenigen, die berufen waren, das Christenthum fortzuführen und es zu stützen, vermochte die ascetische Richtung desselben sonderlichen Anklang zu finden. Hier war die christliche Freiheit denn doch ein ganz ander Ding, als der strenge Apostel sie aufgefaßt. Der großen Masse des Volkes dagegen wurde sie stets in ursprünglicher Form aufgetischt.

Wer kann es aber leugnen, daß überall dort, wo das mönchische Christenthum tiefe Wurzeln schlug und zur Blüthe gelangte, seine erstarrenden und erstickenden Wirkungen sich gezeigt haben und daß umgekehrt überall, wo das Volk der Seelenrettung sich einigermaßen zu entziehen verstand, frisches, fortschrittliches Leben Platz griff und der stockende Kulturstrom neue Bahnen fand.

Sollen wir geschichtliche Fakta sprechen lassen? Wir glauben, es ist nicht nöthig, zeigen doch noch heute stockkatholische Länder das Bild völliger Erstarrung des kulturellen Lebens.

Es sei hier nicht vergessen, daß die kirchliche Organisation dem sündhaften Fleische auch insofern Rechnung trug, als sie dem selbstsüchtigen, lieblosen Egoismus, dem schärfsten Gegensatz zur christlichen Brüderschaft schließlich zur Stütze wurde und wirthschaftliche Zustände aufkommen ließ, die wie ein erstickender Alp auf der menschlichen Gesellschaft lasten mußten. Wie aber erklärt sich der Siegeszug, den das Christenthum genommen? Es ist wesentlich in Zugeständnissen zu suchen, die der sinnlichen Welt gemacht wurden, in der Idee der Brüderlichkeit, der allgemeinen Gotteskindschaft und der essäischen Moral — nicht aber im Abwenden von der Welt, in der Verleugnung aller menschlichen Triebe, die gleichzeitig das Essäerthum der Menschheit zur Pflicht machte.

Die Reformation, jener verzweifelte Aufschrei des durch die Geistesstreiter mißhandelten „Fleisches", welcher nach leidenschaftlichem Ringkampfe dazu führte, ein wenig Licht und Luft in die Christenheit zu führen, hat an diesen Zuständen nichts geändert, wohl auch nichts zu ändern vermocht. Auch sie trat in den Dienst des herrschenden Egoismus, erhob wenigstens ihm gegenüber nicht kräftig genug ihre Stimme, und zeigte sich bei allen Freiheitsbestrebungen stets konservativ. Die christlichen Brüder (Bauern und Wiedertäufer), die den Begriff der „christlichen Freiheit" etwas christlicher auffaßten, fanden auch im Protestantismus ihren unversöhnlichen Gegner.

Wir haben das Christenthum an seinen Quellen kennen gelernt und die religiöse Richtung, welche auf der jüdisch-alexandrinischen Philosophie fußt, als durchaus kulturfeindlich gefunden. Wir sahen ferner die Menschen im allgemeinen gegen die Lehre vom Verzicht auf die Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens sich auflehnen, und alle Versuche der Kirche, den die Existenz der Gesellschaft bedrohenden Lehren Eingang beim Volke zu verschaffen, scheitern. Die Reformation erschien uns als ein erster Protest gegen diese Richtung; die Spaltung der protestantischen Kirche in Orthodoxe und Reformer ist eine weitere Freiheitsregung des gegen jeden Despotismus des ihm angeblichen gegensätzlichen Geistes ankämpfenden „Fleisches". Und die Fortschritte der Wissenschaften in den letzten anderthalb Jahrhunderten dürfen uns als die sicheren Vorboten des Sieges gelten, welchen das Diesseits mit seinen naturberechtigten Trieben und Anforderungen erkämpfen wird über die naturwidrigen Anmaßungen der jahrtausendealten Lehre von der Nichtigkeit des körperlichen Seins.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten hatte sich der amerikanische Schulmeister dem langen Joseph soviel als möglich genähert, und mit leiserer Stimme, sodaß es nur der verstehen konnte, mit dem er redete, sprach er weiter:

„Daß Ihr dem Zeitungsschreiber auch eins auswischen wollt, kann ich Euch nicht im geringsten verdenken. Ich kenne diese nichtswürdige Menschensorte aus Erfahrung und weiß, daß solche Kerle eine Tracht Hiebe immer verdienen. Also nur immer drauf, wenn's denn 'mal sein muß und Ihr ihn erst habt, — aber ich wiederhole Euch, ein Esel ist, wer sich erwischen läßt."

„Na, verlaßt Euch drauf, Schulmeister, so'n Esel bin **ich** nicht. Und, unter uns gesagt, wenn Ihr heut noch wo en Hahn krähen hört, so einen mit em hübschen rothen Kamm, versteht Ihr, — wenn der Regen mir nicht etwa den Spaß verdirbt, — dann denkt an mich, aber ganz im stillen, Schulmeister, das will ich Euch gerathen haben!"

Herr Hampel schnitt ein möglichst unschuldig-dummes Gesicht.

„Ich versteh' Euch absolut nicht, Langer, aber was geht's auch mich an. Ihr seid Manns genug, daß man Euch Eure eigenen Wege gehen läßt." Er schien von dem Thema genug zu haben. „Ein infam schlechter Weg," sagte er. „Man bleibt ja fast im Schmutze stecken. Und dabei das nichtsnutzige, steile Bergaufklettern. 'S ist, so robust wie ich bin, bald nicht mehr zum Fortkommen. Und wenn der Regen wenigstens aufhörte! Na, wir sind hoffentlich recht bald in dem langenwieser Wirthshause. Da muß ich en Viertelstündchen ruhen und dann einen Brief schreiben. Ich muß auch nach P. telegraphiren, damit mir mein Bankier Geld schickt. Zur Telegraphenstation wird man doch jemanden schicken können?"

„Wir kommen so ziemlich dran vorbei," antwortete einer aus dem Haufen. „Etwa eine Stunde hinter Langenwiese, wir mögen gehen, wohin wir wollen."

„Nun also drauf los, ihr Leute. Ich denke, wir haben uns heute schon eine tüchtige Portion Schnaps verdient. Na 's soll daran nicht fehlen, aber Arbeit gibt's heut erst recht noch."

„Wollen's schon machen," schrieen etliche, die von dem entsetzlichen Wetter erst so recht in verzweifelte Stimmung gebracht worden zu sein schienen. „Jetzt ist's nu 'mal losgegangen und der Himmel hilft uns; was **wir** nicht thun, thut der, wenn's so weiter gießt."

* * *

Um zehn Uhr morgens am selben Tage hatte Fritz Lauter schon eine von seiner gewohnten Arbeit sehr abweichende Thätigkeit entfaltet. Wir waren noch zugegen, als Willisch dem Drängen seines jungen Gastes nachgab und zu sofortiger Ausfahrt anspannen ließ. Das Anspannen war rasch geschehen; ebenso rasch stand Fritz mit seinem Onkel zur Abfahrt fertig in der Hausthür. Bei dem Hausherrn dauerte die Ausrüstung nur wenige Minuten länger, obgleich dieser es an einer Menge ungewöhnlicher Vorbereitungen nicht hatte fehlen lassen. Von seinen Waffen, die er in den letzten Tagen so besonders liebgewonnen zu haben schien, brachte er einen ganzen Arm voll mit. Davon hatte er für sich einen prachtvollen doppelläufigen Lefaucheux und einen Revolver bestimmt, während er Fritz Lauter gleichfalls mit einem Revolver und den alten Kantor mit einem alten Doppelterzerol bedenken wollte. Fritz Lauter lächelte finster und nahm, ohne ein Wort zu sagen, den Revolver. Der Kantor aber versicherte,

daß ihm eine solche Waffe, wie überhaupt jede Waffe, nicht das mindeste nütze, da er mit so gefährlichen Sachen nie in seinem Leben habe umgehen lernen, und eine Pistole in seiner Hand würde sicherlich seiner nächsten Umgebung gefährlicher, als einem Feinde.

„Meinetwegen," brummte Willisch. „Dann kriegen Sie aber wenigstens einen Säbel und einen Todschläger, damit umzugehen wird Ihnen vielleicht die Noth lernen. Und Ihr Terzerol kriegt der Johann, den ich als Kutscher mitnehme."

Beim Besteigen des Wagens kam eine neue Meinungsverschiedenheit zum Vorschein. Willisch schob zuerst den Kantor in den geschlossenen Wagen, welchen er zu dem Ausfluge gewählt hatte. Dann winkte er Fritz Lauter, seinem Onkel nachzufolgen.

„Ich danke, Herr Willisch," entgegnete jedoch Fritz. „Mir ist heut zu warm, trotz des unfreundlichen Wetters, um drinnen in der geschlossenen Kutsche sitzen zu können. Ich setze mich auf den Bock."

„So? Na, dann sitzen drei auf dem Kutscherbocke, wo eigentlich blos einer hingehört, und inwendig sitzt der eine Kantor auf vier Plätzen."

„Wieso drei, Herr Willisch?"

„Glauben Sie, daß ich drin stecken will, wo ich keinen Augenblick weiß, ob uns nicht irgend welches Gesindel mit Knütteln oder sonstwas über den Hals kommt?"

„So nehmen Sie Ihren Johann nicht mit."

„Den werden wir brauchen, den Johann und der Hassan. Das sind ein paar stramme Kerle, die sich vor dem Teufel nicht fürchten, und beide sind mir treu und werden in der ganzen Gegend gefürchtet, der Knecht und der Hund, der eine wegen seiner Bärenfäuste, der andere wegen seiner Bärenzähne. Da ließ ich viel lieber Sie und den Herrn Kantor zuhause."

Fritz Lauter zuckte die Achseln. Der Kantor aber beeilte sich, zu versichern, daß er heut, komme, was da wolle, seinen Neffen nicht verlassen werde. Könne er ihm und dem Herrn Willisch auch weder mit den Fäusten noch gar mit seiner Waffenfähigkeit nützen, so doch hoffentlich mit seinem Rath und seiner Beliebtheit bei den im Grunde braven, wenn auch zum Theil durch Noth und mangelhafte Gemüths- und Geistesbildung verwilderten Gebirgsleuten.

Fritz Lauter, der heute seine fast schüchterne Zurückhaltung, wie er sie sonst an den Tag zu legen pflegte, ganz eingebüßt zu haben schien, war inzwischen auf den Kutschbock gestiegen und hatte sich in dessen linke Ecke gedrückt.

„Johann!" rief Willisch.

Der Johann erschien, in einen mächtigen Flausch eingehüllt, wie die andern, völlig reisefertig.

„Hole dem Herrn Lauter meinen alten Regenmantel." — „Der Regenmantel", wandte sich Willisch an Fritz, „sieht nicht grade mehr schön aus, aber seinen Zweck erfüllt er wie zuvor. Wenn Sie da oben sitzen, müssen Sie so'n Ding haben, das ist meine Bedingung."

Fritz Lauter nickte. Er schien vollauf mit seinen Gedanken zu thun zu haben und sich um Kleinigkeiten nicht einen Augenblick kümmern zu wollen.

Bald waren sie nun mit allen Vorbereitungen fertig. Willisch kommandirte mit vergnügtem Grinsen seinen Johann in den Innenraum des Wagens. Der war auf das äußerste verblüfft und rührte sich nicht von der Stelle.

„In den Wagen," sagte er, „zum Herrn Kantor? Nee, gnädiger Herr, da lassen Sie mich lieber nachlaufen, das würd' mich scheniren und dem Herrn Kantor wär' ich auch lästig."

Dabei blieb er auch, trotzdem der Kantor seine freundliche Einladung mit Willisch's Befehle vereinigte.

„Nu, meinetwegen," meinte Willisch. „Da gibt's nur noch eins, der Johann muß auf's Verdeck, das ist fest genug dazu, und damit er da oben eine Figur macht, wie sich's in unseren Kriegsverhältnissen gehört, kriegt er die alte Flinte in den Arm, welche noch hinterm Schrank in der Vorderstube steht, — aber nu fix, Johann."

Mit diesem Posten war der Johann zufrieden. Er holte sich die Flinte und kletterte schmunzelnd auf das Verdeck der alten, massiv gebauten Landkutsche. Willisch schwang sich auf den Bock, und mit einem „Festgesessen, Johann!" ging's davon, daß auf der schlechten Pflasterung der Dorfstraße, trotz des immer noch ununterbrochen wie in Bächen vom Himmel herabströmenden Regens die Funken unter den Hufen der Pferde hervorstoben.

Willisch's Pferde waren stark und die Landstraße außerhalb Klein-Feldaus trefflich chaussirt. Daher brauchte die Geschwindigkeit der Fahrt bis zur Telegraphenstation nicht verringert zu werden. Im Handumdrehen schier hatten sie die Station erreicht.

Und ebenso rasch war Fritz Lauter mit seinem Geschäfte auf der Station fertig.

Was er telegraphiren wollte, hatte er sich längst Wort für Wort in Gedanken zurechtgelegt. Kurz, aber inhaltschwer, meldete die erste Depesche:

„Tageskorrespondent P. Heut um Sonnenaufgang überfielen tausende von hochberger Bergleuten die Italiener am Perleviadukt. Italiener unter Blutvergießen nach allen Richtungen zersprengt. Noch größeres Unheil nur zu verhüten durch vorsichtigstes, humanstes Einschreiten, indem man dem Gebirgsvolke sofort Arbeit schafft und durch die telegraphisch zu benachrichtigenden Behörden ankündigt; ebenso thut kräftige Unterstützung noth, in größtem Maßstabe, wie im Winter, da gleichzeitig furchtbare Ueberschwemmung droht. Morgens gegen 9 Uhr auf der Fahrt nach dem Perleviadukt. Lauter. — Weisung nach Telegraphenstation Waltersdorf restante."

Die Depesche mußte um 9 Uhr in P. sein und konnte Schlag zehn Uhr durch Extrablatt in der Stadt Verbreitung finden.

Das zweite Telegramm war an Herrn Alster gerichtet und lautete: „Italiener vom Perleviadukt durch tausende von Bergleuten blutig vertrieben. Eisenbahnbau auf allen Strecken in höchster Gefahr. Dabei verwüstende Ueberschwemmung unvermeidlich. Erlaube mir vorzuschlagen, durch sofortiges Zusammentreten des Hülfscomité's vom Winter dringlich nothwendige Vorbereitung zur Rettung aus Wassersgefahr und Unterstützung der Beschädigten zu treffen und gleichzeitig Arbeitsgewährung für alle Bedürftigen definitiv anzukündigen — telegraphisch noch heut. Lauter."

Und die dritte Depesche war an den alten Herrn Klose gerichtet, meldete ihm gleichfalls das bereits hereingebrochene Unglück wie das drohende, gab Kunde von den beiden anderen Telegrammen und verlangte im Sinne der darin enthaltenen Forderungen des alten Herrn Unterstützung und die Wandas, welche persönlich zu benachrichtigen — ohne alle Verheimlichung wie Verdunklung des Sachverhalts — er seinen alten Gönner auf das dringendste bat.

In fliegender Hast hatte er die Depeschen aufs Papier geworfen, in nicht minderer Hast schwang er sich wieder auf den Kutschbock des Wagens, den seine Fahrtgenossen garnicht erst verlassen hatten.

„Hier, dicht bei Waltersdorf, wohnt der Landesälteste Freiherr von Bergen-Felseck?" fragte er.

„Freilich, wohnt der hier. Fünf Minuten sind's bis zu seinem Schlosse," antwortete Willisch; und spöttisch fügte er hinzu: „Sie wollen wohl nach der Anstrengung mit dem Telegraphiren Sich bei dem zum Frühstück einladen?"

Fritz Lauter beachtete den Spott nicht, mit einem Blick auf die große Feldflasche, die Willisch noch in der Hand hielt, nachdem er sie dem Kantor kredenzt und in welcher er sich alten Jamaicarum, „zur Herzstärkung für alle Fälle," wie er sagte, mitgenommen hatte, erwiderte er ruhig:

„Ich glaube, vorläufig noch Dringliches und Besseres zu thun zu haben, als zu frühstücken. Und nur das, was ich zu thun für Pflicht halte, führt mich zum Landesältesten. Also — wenn ich Sie bitten darf, Herr Willisch."

Willisch schaute seinen jungen Gast verwundert an. So wie er jetzt sprach, hatte er ihn noch nie sprechen hören. Es kam ihm überhaupt vor, als sei mit Fritz Lauter in den letzten Tagen, und besonders in den letzten Stunden, eine merkwürdige und höchst auffällige Veränderung vorgegangen. Er sprach so bestimmt, der Ausdruck seines Gesichts war so fest, obgleich die finsteren Schatten, in denen der tiefe Eindruck der Nachricht von dem verhängnißvollen Zusammenstoß der Bergleute mit den fremden Arbeitern zutage getreten war, einigermaßen verblichen und dem Schimmer jener Zuversicht gewichen waren, welcher energische und selbstbewußte Naturen allezeit angesichts auch der schlimmsten Schwierigkeiten und Gefahren überkommt und kräftigt, sobald sie den Entschluß, zu handeln, gefaßt und die Wege, welche ihr Thun einzuschlagen hat, erkannt haben.

Willisch nickte befriedigt. Menschen, die so den Fährnissen des Lebens ins Augen schauten, so zu sprechen im stande waren, so selbstgewiß zu handeln wußten, hatte er immer gern gehabt, und daß er jetzt einen solchen Menschen in seinem Gastfreunde fand, dem jungen Manne, der aus ebenso ärmlichen Verhältnissen

hervorgegangen war, als er, der noch nie im Leben eine selbständige oder gar verantwortliche Stellung eingenommen hatte; das freute ihn umsomehr, das imponirte ihm gewaltig.

„Gut,“ sagte er. „Seit ich weiß, daß der hochberger Krawall trotz des schauderhaften Wetters doch ausgebrochen ist, und seit mir's auch so vorkommen will, als ob uns das Wasser doch nicht blos bis an die Stiefelsohlen, sondern wahrscheinlich bis an den Kragen gehen wird, — seitdem bin ich mit meinem bischen Latein fertig; Ihr's scheint nu aber grade erst loszugehen. Drum lass' ich in Gottesnamen Ihnen die Führung von der Kolonne, und wenn's meinetwegen mitten in die hochberger Todschläger hineingeht oder ins Wasser, wo's am tiefsten ist. Also fort — zum Landesältesten.“

„Zum Landesältesten?“ Der Kantor hatte die letzten Worte gehört und steckte erschrocken den Kopf zum Wagenfenster heraus. „Ja, aber Fritz, willst du zum Landesältesten?“

„Gewiß, Onkel. Der Freiherr von Felseck ist nach deinen und des Herrn Willisch Mittheilungen und nach dem, was ich selber erfahren, der einflußreichste Mann im ganzen Gebirge. Er ist angesehen bei allen Behörden und auch hochgeachtet beim Volke, der einzige von der großen Aristokratie, auf den das Volk noch etwas hält und der noch die Herren von der Regierung vor Uebereilungen bewahren kann, wenn er will. Und damit er wolle, werde ich ihm vortragen, was ich über die Sachlage denke.“

Dem guten Kantor blieb der Mund offenstehen vor Verwunderung und Entsetzen. Er hatte zwar auch in der jüngsten Zeit riesigen Respekt bekommen vor seinem Neffen, aber daß er so mir nichts dir nichts zu einem großen Herrn wollte, zu dem Freiherrn von Bergen, dem Patriarchen von Felseck, wie dieser in der sogenannt besseren Gesellschaft am liebsten genannt wurde, zu dem Manne, vor dem der Kantor stets mit dem Hut in der Hand in verehrungsvoller Bescheidenheit zur Seite trat, wenn er ihm einmal auf der Landstraße begegnete, das erschien ihm denn doch als eine unerhörte Verwegenheit.

„Fritz, Fritz,“ rief er, „ich bitte dich, was willst du bei dem vornehmen Herrn? An solche Herrschaften wagt sich unsereiner am besten nicht heran. Er wird es schon für eine heillose Ungezogenheit betrachten, wenn du dich bei ihm nur melden läßt.“

„Wollen sehen, Onkel; ich thue nichts, was ich nicht für meine Pflicht halte.“

Um den Einwurf des Kantors hatte sich Willisch nicht gekümmert. Er war mit seinem Entschlusse fertig; er hatte sich Fritz Lauters Kommando freiwillig untergeordnet, nun that er, was dieser von ihm verlangte, grade wie zu seiner Dienstmannszeit, wo er für jeden, der ihm einen Thaler zu verdienen gab, blindlings durch's Feuer gelaufen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ameisen als intelligente Honig- und Zuckerräuber. Unsere höheren Pflanzen sondern in ihren Blüthen Honig ab, weil dadurch Insekten zum Besuch veranlaßt werden und hierbei die Fremdbestäubung von Blüthe zu Blüthe vollzogen und die Bildung kräftiger Samen zu Stande gebracht wird. Die meisten Blüthen, welche vorwiegend auf Fremdbestäubung angewiesen sind, haben sich den fliegenden Insekten, als den nützlichsten Besuchern, angepaßt. Hierher gehören hauptsächlich die Bienen, Hummeln, auch manche Fliegen, Wespen und namentlich die Schmetterlinge, welche fast ausschließlich auf den Göttertrank „Nectar“ der Blüthenwelt angewiesen sind. Aber es gibt auch andere Insekten als die fliegenden, welche den Honig der Blumen lieben und ihm gelegentlich nachstellen, ohne daß sie dabei die Fremdbestäubung vermitteln, wodurch für die Pflanze der Nutzen des Honigabsonderns verloren geht. Man nennt solche Honigräuber ganz passend „unberufene Gäste!“ Nun haben sich die meisten Blüthenpflanzen vor solch unberufenen kriechenden Gästen zu schützen versucht durch Anbringung von Schutzwehren im Bereich der Blüthe, Schutzwehren gegen kriechende Honigräuber. Zu letzteren gehören in erster Linie die Ameisen. Prof. A. Kerner hat in seiner prächtigen Arbeit über „die Schutzmittel der Blüthen gegen unberufene Gäste“ in geistreicher Weise gezeigt, wie die honigabsondernden Blüthenpflanzen sich gegen die zudringlichen Ameisen ünd anderes Kriechthier zu schützen verstanden. Bei diesem Anlaß theilt er einige Anekdoten mit, welche recht drastisch die Intelligenz der Ameisen ins Licht stellen und uns geeignet erscheinen, in den Kreisen der Hauswirthinnen manch' Stück zähen Aberglaubens zu beseitigen. Es ist ja bekannt, daß unsere Hausfrauen nicht selten mit dem Orakel vor uns treten, daß in der Vorrathskammer gedörrtes Obst und eingemachte Früchte tutti quanti „lebendig“ geworden sei, indem sich alles, alles in Ameisen verwandelt habe. Dabei wollen uns die Liebenswürdigen mit ihrer Naivetät im Naturerkennen alles Ernstes glauben machen, daß im „Honighäferl“ der Honig ohne weiteres, d. h. aus sich selbst, aus freiem Bildungstrieb zu Ameisen geworden sei. Der Naturforscher belächelt solch kindliche Weisheit; denn er weiß die Sache besser. Bis jetzt blieb der Satz unangefochten: „Alle Lebewesen unserer Zeit entstehen nur durch mütterliche Zeugung“, was auf den vorliegenden Fall angewendet so viel heißt als: wo Ameisen in einem Behältnisse entdeckt werden, da sind sie von außen hereingekommen. — Nun zur Illustration die beiden Anekdoten: In dem Erdgeschosse eines Hauses, das unmittelbar an den Garten grenzt, wurden getrocknete Birnen aufbewahrt, zu welchen sich die Ameisen des Gartens alsbald einen Weg ausfindig machten. Da man sich der ungebetenen Gäste im Erdgeschosse nicht zu erwehren vermochte, übertrug man die Birnen in ein Gemach im zweiten Stockwerke. Aber schon am andern Tage waren auch hier die Birnen von denselben Ameisen belagert, und als man nachspürte, wie sie in das zweite Stockwerk gelangt sein mochten, ergab sich, daß sie den Draht eines Glockenzuges, welcher von dem Garten in das zweite Stockwerk führte und an dem Fenster jenes Gemaches vorbeigeleitet war, als Weg ausfindig gemacht hatten, um zu den getrockneten Birnen zu gelangen. Gredler in Bozen theilt folgenden Fall mit: einer seiner Kollegen legte seit Monaten einem Ameisenzuge, welcher vom Garten zum Zimmerfenster des an den Garten stoßenden Gebäudes regelmäßige Prozessionen unterhielt, auf dem Gesimse zerstoßenen Zucker vor. Er kam nun auf den Einfall, den gestoßenen Zucker in ein Gefäß zu geben, welches er an einem Faden am Querbalken des Fensterkreuzes befestigte, und damit die bisher gehegten Pfleglinge auch vom höher gehängten Brodkorbe Kunde nähmen, wurde eine Anzahl von Individuen desselben Ameisenzuges hineingegeben. Diese geschäftigen Geschöpfe faßten nunmehr ihre Zuckerkrümchen an, fanden alsbald den einzigen Verbindungsweg, den Faden hinan, über den Querbalken und den Fensterrahmen herab und standen jetzt bei den Ihrigen wieder auf dem Gesimse, um von hier die gewohnte Passage über das hohe Gemäuer, hinab bis zur Gartenkolonie fortzusetzen. Nicht lange, so war auch der Zug auf der neuen Strecke vom Fenstergesimse über den Fensterrahmen, Querbalken und Faden zur Zuckerniederlage organisirt und so gings ein paar Tage fort, ohne etwas neues zu bieten. Doch eines Morgens hielt der Ameisenzug an der alten Stelle an und holte dort, nämlich wieder vom Fenstergesimse weg, seine Kolonialwaaren. Kein Stück passirte mehr die Strecke von hier zum aufgehängten Zuckergefäße. Dies war doch nicht leer geworden? Nichts von dem: aber ein Dutzend Kerle arbeiteten rüstig und unverdrossen im Gefäße droben, trugen die Krümchen nunmehr blos an den Rand desselben und warfen sie ihren Kameraden hinab auf das Fenstergesimse, das ihr kurzsichtiges Auge doch gar nicht wahrnehmen konnte! Das ist doch offenbar der Ausdruck einer intelligenten Berechnung, die einer wohlorganisirten menschlichen Diebesbande alle Ehre machen würde. Nun haben wir es hier aber blos mit Ameisen zu thun, denen der kurzsichtige menschliche Witz so gerne alle Weisheit abspricht, weil es ja nur „Thiere“ seien. — Ja, die Ameisen möchten sich für die ausgestellte „Fähigkeitsnote“ höflichst bedanken, wenn sie drum wüßten, wie niedrig wir ihren Intellekt anschlagen. So aber begnügen sie sich, unseren Hausfrauen dann und wann eine Nase zu drehen, indem sie sich Wege bahnen durch Runsen und Spalten bis zum Honigtopf, den sie vollständig plündern. Wie gut diese Thiere jede zuckerhaltige Flüssigkeit zu wittern verstehen, erhellt aus der Thatsache, daß die Ameisen sich überall einzufinden wissen, wo Blattläuse auf lebenden Pflanzen vorkommen. Letztere Thiere sondern nämlich aus gewissen Organen einen zuckerhaltigen Saft ab, den die Ameisen gierig ausbeuten; ja es hat sich hierbei eine eigene Fertigkeit im Ausmelken der Blattläuse entwickelt und eine Freundschaft zwischen Gemelkten und Melkenden, die an Zärtlichkeit und Innigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Man könnte wohl sagen, daß die Ameisen sich zu den Blattläusen ähnlich verhalten, wie die Menschen zu ihren milchgebenden Hausthieren.

Dr. D-P.

Die Krankheitsherde in den menschlichen Wohn- und Aufenthaltsstätten stellt eine vom Centralbureau der deutschen Papierindustrie in Dresden herausgegebene Broschüre „Ueber einige Entstehungsherde ansteckender Krankheiten, ihre Verbreiter und Vertilger, ein Beitrag zur Erforschung von Krankheitsursachen“ in kurzer, aber ebenso verständiger als verständlicher Abhandlung zusammen. Nachdem in wenigen Zeilen auf die oft berührten Brutstätten zahlreicher und gefährlicher Krankheiten hingewiesen worden ist, welche in vielen vernachlässigten Wohnungen der armen Land- und Stadtbevölkerung zu finden sind, heißt es weiter:

In den Häusern der Vornehmen und Reichen finden wir andere Seuchenherde von nicht minder abschreckender Natur. Wohlschließende Doppelfenster und Thüren und Außenheizung im Korridor oder gar Centralheizung mit Luft oder Dampf, wollene Teppiche, volle Kleiderschränke und „der Verkühlung wegen“ ungelüftete, im Hause installirte Aborte, dazu einige Hunde und Hündchen als freundliche Hausthiere, und der ganze vornehme Jammer liegt vor einem ausgebreitet! Die

wohlschließenden Doppelfenster und Thüren halten gewissenhaft jeden Eintritt gesunder Luft ab, denn die zeitweise Oeffnung ohne Durchzug der äußeren Atmosphäre durch das ganze Haus oder Schloß hat keinen Zweck, weil das bloße Oeffnen der Fenster die Zimmerluft wohl abkühlen oder erwärmen, niemals aber reinigen kann. Die wollenen Teppiche, die Sammet-, Plüsch- und sonstigen Polstermöbel bergen, trotz Klopfens und Lüftens, eine Unzahl von Verwesungsprodukten, welche durch den Luftzug des Gehens in die Höhe gewirbelt und von den Lungen eingezogen werden. Die angefüllten Kleiderschränke, welche die durchschwitzten Kleider der Damen und die angesogenen Pelzwerke der Herren in sich schließen und durch deren Oeffnen von Saison zu Saison eine pestilenzialische Atmosphäre von Verwesungsgasen verbreitet wird, sind die befähigtsten Bruststätten typhöser Krankheitserscheinungen der Wohlhabenden. Wie oft schon mögen schöne Paläste die Siechstätten fremder Gäste geworden sein, wenn die geschlossen gehaltenen Räume ihnen als Wohnung geöffnet wurden? Als z. B. v. Bismarck das pariser Gesandtschaftshotel beziehen sollte, schrieb er an seine Schwester, die Gräfin v. Arnim, daß er dies um keinen Preis thun würde, da die Luft darin in allen Räumen rein vermodert sei; und wirklich waren seine Vorgänger in der Blüthe der Jahre gestorben, z. B. Ladenberg. Vielleicht war das schnelle Siechthum des Königingemahl Prinz Albert in Schottland aus einer ähnlichen Quelle entsprungen &c. Zu den Brutstätten des Kindersiechthums gehören, außer engen Wohnungen, die zum Uebermaß angefüllten Schulstuben, ohne Zufuhr von frischer Luft, welche die Ausdünstungen der jungen Menschheit fast hermetisch verschlossen halten. Was Wunder, wenn sich die Krankheitsstoffe der Schulstubenatmosphäre den zarten Lungen mittheilen und die Keime zu Lungensucht und dergl. zur Entwicklung kommen? Die verderbliche Einrichtung von Centralheizungen ist darum nirgends verdammungswerther, als für Schulen, denn die Verwesung der organischen Moleküle wird durch sie beschleunigt. Auf den krank machenden Einfluß der weiteren Schul- und Abtrittsatmosphäre sei hier nur kurz hingewiesen. Die Werkstätten und Fabriken sind nicht minder Entstehungsherde epidemischer wie endemischer Krankheiten, je nach den Rohstoffen, welche sie verarbeiten. Thierwollen, Vließe und Pelzwerk bleiben absichtlich lange oder dauernd im ursprünglichen oder wenigstens nur mechanisch von Schmutz gereinigten Zustande, weil in diesem die Motten fern gehalten werden. Diese Beobachtung ist eine uralte und darum läßt sich ermessen, wie vielfach die Seuchenverschleppungen und Uebertragungen, zumal der Schafpocken auf Menschen durch das Tragen des gröberen Pelzwerks auf bloßer Haut und auf dem Kopfe stattgefunden haben müssen! Die groben Wolldecken für die Armeen dürften darum nicht selten aus Rohwollen verfertigt werden, die vielleicht schon durch das Lagern in abgeschlossenen Räumen verseuchen und epidemische Krankheitserscheinungen hervorrufen; solche Wollen, Vließe und Pelzwerke können darum auf den weiten Wegen des Woll- und Pelzhandels die Brutstätten solcher Krankheitsstoffe werden, weil sie, fest verpackt und meist aus warmen Gegenden kommend, die Keime für solche verderbliche Gährung in sich tragen. In fast gleicher Gefahr befinden sich die Arbeiter in den Wollspinnereien und Webereien, der Hutmacherei und Kürschnerei; denn was in einer Beziehung die Lüftung der Wollen und Felle an Gefahr vermindert, vermehrt in anderer das Einathmen der feinen, in der Luft schwebenden Wollatome. Und diese bei der Arbeit entstehenden staubartigen Abfälle, die selbst im metallischen oder mineralischen Zustande, also trotz ihres höheren spezifischen Gewichtes, in der Luft sich eine zeitlang schwebend zu erhalten vermögen, diese Abfälle kann man, mit Recht, den Staub der Arbeit nennen. Solcher Staub der Arbeit sind die feinen Faseratome der Seiden-, Baumwoll-, Flachs- und Jutespinnereien und Webereien; die Mineralatome der Bergwerks-, Steinbruchs-, Steinhauer- und Steinbohrarbeit und der Schleiferei; die Metallatome der sämmtlichen Metallgießereien und Drehereien; die Atome der Arsenik-, Antimon-, Baryt-, Blei-, Chrom- und Quecksilberfarben der Buntpapier- und Zeugdruckereien (vornehmlich Ballkleiderstoffe), der Lettern aus den Buchdruckereien; die giftigen Gase der chemischen Werkstätten aller Art; die Horn- und Holzatome der Drechslereien; die Mehlatome der Müllerei, Bäckerei und Stärkefabrikation u. s. w. Diese auf die Athmungswerkzeuge, das Epithelium der Schleimhäute und die äußere feuchte Epidermis sich ablagernden feinen Atome sind, auch die nicht giftig wirkenden, jene Erzeuger von Husten, Brustleiden, Lungenentzündung und Lungenschwindsucht, welche so zahlreiche Opfer täglich sich ausersehen. Die bewegungslosen Professionen der Schuhmacher, Schneider, Schreiber u. s. w. leiden am meisten durch den geringen Athmungsprozeß und die meist unreine und staubreiche Atmosphäre ihrer Werkstätten. Die Krankheiten der Epidermis dieser genannten Arbeiterklassen sind zumeist Mitesser und Forunkeln (Assen) Gerstenkorn im Auge. — Auch die Transportmittel, wie Viehwagen, Waggons und Droschken, welche wegen ihrer beständigen Benutzung die Ansteckungsstoffe reichlich aufnehmen können, sollten von den Sanitätsbehörden besonderer Kontrole unterworfen werden. Vielleicht wird man bald bei uns auch dahin kommen, wo man in England schon lange ist: die unnachsichtliche Bestrafung über die Droschkenkutscher zu verfügen, wenn sie Kranke mit ansteckender Krankheit annehmen. So wurde jetzt ein solcher in Fulham vor Gericht gestellt, weil er eine Dame, die an Scharlach litt, nach dem Krankenhause geführt hatte. Er erhielt einen Monat Gefängniß mit Zwangsarbeit und die Droschke wurde im Polizeihause sofort desinfizirt. — — Wir meinen, es kann nicht oft und nicht energisch genug auf die hier aufgezählten Pflegstätten menschlicher Qual und menschlichen Siechthums hingezeigt, nicht oft genug dawider zur Selbsthülfe und zur Hülfe durch die Vorsorglichkeit der Behörden aufgerufen werden.

Aufbruch zur Tigerjagd. (Bild Seite 497.) Indien, das ferne Wunderland des palmenreichen Orients, die alte sagenumwobene Halbinsel mit ihren üppigen tropisch-schönen Landschaften neben mächtigen Laubholzbeständen, auf den Tafelländern im Innern und regenlosen Wüsten im Fünfstromlande, das uralte Kulturland zwischen den heiligen Strömen Indus und Ganges mit deren herrlichen Ufern, das Vaterland der vielbesungenen Lotosblume, ist der Schauplatz unseres heutigen Bildes. Indien ist die Wiege aller Kultur. Bereits um die Zeit der Geburt Moses und noch ehe Homer den trojanischen Krieg besang, Rom erbaut wurde und die alten Deutschen aufhörten, in Pfahlbauten zu wohnen, befanden sich die Bewohner Vorderindiens, des heutigen englischen Kaiserreiches Indien, im Besitze eines Schatzes nationaler Lieder und einer in Versen gedichteten Literatur, einer eigenen Schrift, großer Städte, eines ausgebildeten Handels und einer alle Verhältnisse regelnden Gesetzgebung; die Philosophie erreichte früher als in Griechenland eine hohe Blüthe, und vor Aegypten hat Indien voraus, daß statt Hieroglyphen (Geheimschrift, nur für Wissende und Eingeweihte berechnet) eine umfassende Literatur Zeugniß gibt von einem mannichfachen theologischen und philosophischen Denken über die schwierigsten Aufgaben der nach Erkenntniß ringenden wissenschaftlichen Forschung. Mancher weise Spruch, dem wir noch griechischen oder ägyptischen Ursprung zuschreiben, ist den dortigen Denkern aus Indien über das stammverwandte Medien und Persien zugetragen worden, denn gleichsam wie in einem Treibhause hat der indogermanische Geist unter der tropischen indischen Sonne früher Keime der Wissenschaft gezeitigt, als irgendwo sonst. Und diese Keime haben sich vom Himâlaya bis zum Kap Komorin erhalten und entwickelten sich zu erstaunlicher Größe und Festigkeit, trotzdem das Land von griechischen, persischen, mongolischen, portugiesischen, französischen, dänischen, holländischen und englischen Eroberern besetzt wurde. Indien gilt mit Recht als die kostbarste Perle in der englischen Krone. Von 250 millionen außereuropäischer Unterthanen in den fünf Erdtheilen entfallen 240 millionen auf Indien; Waaren im Werthe von mehr als einer Milliarde Mark werden jährlich durch englische Handelshäuser aus Indien bezogen oder dahingeworfen, vierzig Prozent des gesammten Umsatzes Englands mit seinen auswärtigen Besitzungen werthet der Handel mit Indien. Das englische Kaiserreich Indien hat ein Areal von $3^8/_{10}$ millionen Quadratkilometern und ist siebenmal so groß als das deutsche Reich; hiervon sind $1^1/_2$ millionen Quadratkilometer indischen Fürsten zur Selbstregierung unter englischer Aufsicht belassen worden. Das ist die Achillesferse der englischen Verwaltung. Die eingeborenen Fürsten hat die Krämerpolitik Englands zum Fluche des Landes belassen, denn dieser Nizam von Haidarabad, der Gaikowir von Baroda, Djulap Singh von Radschputana und wie sie sonst heißen mögen, sind ohne Ausnahme Blutsauger des Volkes, die nur ihren Haremsfreuden und ihrem Jagdvergnügen leben. Der Mittelpunkt und die Hauptperson unseres Bildes ist einer jener Maharattenfürsten, die ihr halbes Leben auf der Jagd in den Dschungeln der Malabarküste (dem südwestlichen Theil Indiens) verbringen. In einer goldvergitterten, mit kostbaren Stoffen ausgeschlagenen Sänfte, Hauda genannt, welche auf den Rücken eines Elephanten geschnallt ist, sitzt der gelangweilte Sprößling der höchsten Kaste, hinter sich seinen Minister, der aber nichts zu regieren hat. Das Regieren besorgt der Reiter des zweiten Elephanten, ein nicht minder gelangweilter Engländer, der als Resident an dem Fürstenhofe des Maharatten-Emirs fungirt. Der Reiter des dritten Elephanten ist das geistliche Oberhaupt des Maharattenlandes, der Oberbramine, dessen Kopfbedeckung der unserer Köche nicht unähnlich ist. Die Elephanten leitet der im Nacken derselben hockende Mahaut mit einem dem Bootshaken ähnlichen Instrument. Das übrige Gefolge besteht aus unzähligen Faullenzern, von denen einem jeden eine genau bestimmte Dienstleistung obliegt. Die zwei Vordermänner im bunten Kaftan haben Zeit ihres Lebens nichts anderes gethan, als ihrem Gebieter die grünen Zweige beim öffentlichen Aufzug vorangetragen; andere sind als Pfeifen-, Fliegenwedel-, Speer- und Schwertträger oder als Pferd- und Hundeführer angestellt. Wie es bei dieser einseitigen Beschäftigung im Kopfe dieser lebenslänglich angestellten Hofbeamten aussieht, bedarf wohl keines Kommentars. Betrachten wir uns näher die Zeit und den Ort unseres Jagdbildes. Der Indier theilt das Jahr in drei Jahreszeiten: in eine Regenzeit (Juli bis Oktober), eine kalte (November bis Februar) und eine heiße (März bis Juni); die letztere ist die Jagdzeit. Die Erde liegt unter der allgewaltigen Hitze wie ein sonnverbranntes, schwerathmendes Geschöpf. Alles was grün war auf der Oberfläche an Gras, Kraut oder blühendem Gesträuch, ist eingeschrumpft in gelblicher, krankhafter Färbung, die Bäume lassen ihre staubigen Aeste und vertrockneten Blätter leblos herabhängen. Die Ströme, einst die Adern der Erde, sind ausgetrocknet und fließen nicht mehr, ihr Bett ist ganz leer oder zeigt nur einzelne, morastige Pfützen und Tümpel, die gar nicht mehr in Verbindung miteinander stehen. Die Sonne steigt morgens wie eine feurige Kugel herauf und geht abends als blutrother Ofen unter. Die Brunnen sind erschöpft und das Lastvieh, welches dieselben sonst treibt, trauert unter der Hitze im dichtesten Schatten. Das

ganze Land trägt den Stempel der Todesschwäche und der Verzweiflung, in erschreckend einförmige, gelbsüchtige Farbe getaucht, hoch mit Staub bedeckt, welcher oft, wenn ein kleiner Windstoß sich erhebt, die Landschaft mit hohen, heißen Sandsäulen überfluthet. Vögel und Vierfüßler, Käfer und Würmer theilen die erwartungsvolle Sehnsucht nach Erquickung mit ihrer mütterlichen Erde. Das Hausgeflügel hockt niedergeduckt in dem kargen Schatten der menschlichen Wohnungen, die Wasservögel lechzen am weiten, öden Strande nach der Erholung. Die Büffel wühlen sich bis zur Schnauze in den Schlamm der Moräste — selbst den Pariahunden ist die Hitze gar zu unerträglich, denn sie kriechen mit weitherabhängender Zunge in dem so oft wechselnden Schatten herum und ihr Gerippe hat kaum mehr die Kraft, sich der Fliegen zu erwehren. Der Boden der Reis- und Baumpflanzungen ist von der sengenden Hitze in weitklaffende Spalten aufgerissen, in welche selbst die sonnenfreundlichen Eidechsen sich vor ihrer jetzt gefährlichen Freundin scheu zurückziehen. In dem Gehölz ist keine Spur des so reichen Insektenlebens zu entdecken und das sonst so scheue Damm- und Rothwild, Antilopen und Tapirs lagern sich rings um die seltenen Wasserreste der Vertiefungen des Waldbodens. Jetzt wird der Tiger der Herr des Dickichts und würgt nach Herzenslust. Ein Tiger, der einmal Menschenkost versuchte, greift nicht mehr zur thierischen Nahrung; er verläßt das Dickicht, zieht sich in die Nähe der Dörfer und wird der Schrecken der Gegend. Solche Thiere verursachen dann bedauerliche Menschenverluste; in Centralindien tödtete 1869 ein einziges Tigerweibchen 127 Menschen und sperrte eine lebhafte Heerstraße für viele Wochen, eine andere Tigerin bewirkte das Verlassen von 13 Dörfern und das Nichtbeackern von 6000 Hektaren Land. Daraus erhellt, wie nothwendig es ist, daß der Mensch im Morgengrauen auszieht, um den „Herrn der Landstraße", wie das Volk den Tiger titulirt, zu jagen. Es ist eine sehr gefährliche Treibjagd. Das Tags vorher ausgekundschaftete Lager des Tigers wird von Treibern umstellt. Den Mittelpunkt des immer enger werdenden Vorpostenringes bilden die Elephanten, auf denen die besten Schützen reiten. Die Pferde sind bei der Tigerjagd schlecht zu verwenden, weil ihr Zittern beim Anblick des anstürmenden Tigers den Schuß ihrer Reiter unsicher macht. Doch auch der Muth des Elephanten steht nicht im richtigen Verhältniß zu seiner riesigen Körperkraft. Ist der Tiger aus seinem Lager aufgescheucht, so sucht er zuerst den Ring der Treiber zu durchbrechen und gibt, wenn es ihm gelingt, Fersengeld. Im andern Falle stellt er sich dem Elephanten und sucht ihn, den Rüssel vermeidend, von hinten anzuspringen. Das ist der richtige Moment zum Zielen für den Schützen, der ihn mit einem Kernschuß ins Auge leblos dahinstreckt. In den Wüsten und Steppen Raschputanas (südöstlich des Indus und Satletschflusses) jagt man auch den König der Wüste, den Löwen. Seine Mähne ist kürzer und von hellerer Farbe als die des afrikanischen Löwen; das Thier überhaupt kleiner. Man will beobachtet haben, daß Löwe und Tiger sich meiden, wahrscheinlich, um sich nicht Konkurrenz zu machen. Der gefleckte Leopard wird nicht gejagt, wohl aber gezähmt und zum Jagen abgerichtet. Auch der Wolf erfreut sich einer unverdienten Schonung. Der Indier hegt abergläubische Furcht vor dem Herrn Isegrimm, wie ihn unsere niederdeutsche Thierfabel nennt, und verehrt in ihm einen bösen Dämon, dessen Blut über den Tödtenden Verderben bringt. Der Schakal wird gleichfalls aus übereifrigem Aberglauben nicht verfolgt, wahrscheinlich weil er Gesundheitspolizei übt. Er nimmt alles Aas an, scharrt Leichname aus, begnügt sich aber in der Noth mit Pflanzenkost, und wird deshalb den Kaffeepflanzungen lästig. Den Schluß unserer Jagdskizze möge das größte der indischen Säugethiere, der Elephant, machen. Er wurde früher in Heerden in ganz Indien in waldreichen Hügellandschaften angetroffen, wie uns die ältesten Heldengedichte Mahâbhârata und Râmâyana melden. Als Hausthier ist er in allen Provinzen Indiens zu finden, wild jedoch nur in den Wäldern gegen die birmanische Grenze, in Centralindien, dann in Südindien im Lande Maissur und in den Ausläufern der Westghat. Der Name selbst ist indisch und auf Sanskrit (Ursprache Indiens) Pilu zurückgeführt, altpersisch Fil, neupersisch Fel; die Araber setzten den Artikel vor und aus El-Fel wurde unser Elephant. In einem Lande wie Indien, wo es von unumschränkten Machthabern wimmelt, galten von jeher die Elephanten als Eigenthum der Landesherren. Im Mittelalter war es ja mit dem Eigenthumsrecht des Wildes in unseren Wäldern auch ähnlich bestellt. Die englische Regierung hat der Tödtung dieser nützlichen Thiere enge Grenzen gezogen. Durch diese lobenswerthe Maßregel sind zur Naturgeschichte der Elephanten neue Einzelheiten bekannt geworden. Das neugeborene Thier hat Meterhöhe, mit dem dreißigsten Jahre hört das Wachsthum auf. Dieser Umstand hat wohl die Fabel von der vielhundertjährigen Lebensdauer der Elephanten erzeugt. Es ist möglich, daß einzelne Thiere hundert Jahre und darüber leben, aber das Durchschnittsalter kann dies nicht sein, denn nur selten trifft man selbst in größeren Heerden von 30—40 Stück ein wirklich altes Thier. Die Intelligenz der Elephanten ist längst bekannt, daß sie aber eine Art spartanisches Gesetz beobachten, ist erst in neuester Zeit beobachtet worden. Die Männchen sind meist kleiner wie die Weibchen, die zwerghaft gebauten werden von den stärkeren getödtet oder aus der Heerde ausgestoßen. Man ist noch nie auf Elephantenaas gestoßen und nimmt deshalb an, daß schwer Kranke das undurchdringlichste Dickicht aufsuchen. In der Wildniß sind die Elephanten sehr scheu, geradezu furchtsam und werden selbst zu ihrer Vertheidigung niemals gegen den Menschen gehen. Die Heerden sind vorherrschend 20—25 Stück stark; ein Weibchen, kein Männchen geht an der Spitze und bei Gefahr nimmt das starke Geschlecht zuerst reißaus. Mit diesen überraschenden Daten, für die der Name unseres Gewährsmanns Emil Schlagintweit bürgt, wollen wir für heute von Indien scheiden.

Dr. M. T.

Das Nordlicht oder richtiger Polarlicht (Seite 496) — weil zugleich in südlichen Gegenden am Südpol wahrnehmbar — ist eine in den mannichfachsten Formen auftretende prachtvolle Lichterscheinung, die, weil wir sie infolge unserer geographischen Lage nur am Nordpol wahrnehmen können, bei uns den ersteren Namen erhalten hat. Während es unter höheren Breiten öfter vorkommt, und zwar als Nordschein, zeigt sich dasselbe stark entwickelt seltner; so in der neueren Zeit am 7. Januar 1831, am 28. August und 1. September 1859 am 24. und 25. Oktober 1870 und am 4. Februar 1872. Großartig trat das Phänomen auf am 24. und 25. Oktober 1870 und zwar so, daß es sich von Lissabon über ganz Europa und Asien erstreckte und selbst noch auf dem Atlantischen Ozean in einer Entfernung von 600—800 Seemeilen von Lissabon gesehen wurde. Nicht minder großartig war das Nordlicht vom 4. Februar 1872. Gesehen wurde es in Syene in Aegypten, Bombay in Ostindien und Tromsö und Hammerfest in Norwegen. Gleichzeitig wurde aber auch in St. Louis ein intensives Südlicht beobachtet. Unsere Illustration zeigt das im Norden beobachtete, wie es von Odessa aus gesehen wurde. Die Farbe des Nordlichts ist glänzend weiß, etwas ins bläuliche spielend, während der Dämmerung jedoch mehr gelblich; manchmal, bei umfangreicherem Auftreten, erscheint es in röthlicher Farbe. Wie bereits bemerkt, sind die Formen desselben verschieden. Meistens bilden sie jedoch einen leuchtenden Bogen, dessen unterer scharfer Lichtrand ein, gegenüber der übrigen Luftfarbe, bedeutend dunkleres Segment begrenzt; hier und da zeigen sich auch mehrerer solcher Bogen übereinander. Von diesen Bogen steigen die Lichtstrahlen nach allen Richtungen empor. Zuweilen ist das Nordlicht auch ohne allen Zusammenhang über einen mehr oder weniger großen Theil des Himmels verbreitet. Die Lichtstrahlen zeigen meist eine stark flackernde Bewegung; nimmt diese nebst der Ausdehnung der ganzen Erscheinung zu, so entsteht, indem die Strahlen an einem Punkt des Himmelsgewölbes zusammentreffen, die Nordlichtkrone. Die Höhe des Nordlichts ist verschieden, soll aber nicht unter 20 geographische Meilen betragen. Das vom 4. Februar 1872 soll jedoch 56, das vom 25. Oktober 1870 sogar 72 Meilen hoch gewesen sein. Daß das Nordlicht in direkter Beziehung zum Erdmagnetismus steht, wird zwar als feststehend angenommen, ist aber wohl noch nicht entgiltig erwiesen.

nrt.

Mohamed eröffnet in seinem Koran den Spöttern recht angenehme Aussichten für das Jenseits. Er sagt nämlich: „Am Tage der Auferstehung werden die, so sich mit Spöttereien abgegeben haben, vor die Thüre des Paradieses gerufen, und wenn sie davorstehen, wird sie ihnen vor der Nase zugeschlagen werden, wenn sie dann umkehren, wird man sie vor eine andere Thür rufen, die ihnen, wenn sie kommen, gleichfalls verschlossen werden wird, und so fort in alle Ewigkeit."

M. B.

Die Zahl der Meister wie die der Gesellen und Lehrjungen war im Mittelalter bei den einzelnen Handwerkern bestimmt und blieb, ohne Berücksichtigung der wachsenden Bevölkerung, gleich. In Berlin z. B. durften sich jährlich nur acht neue Meister setzen. Keinem Meister war es gestattet, mehr Gesellen zu halten, als sein Mitmeister; die kieler Schneiderordnung vom Jahre 1634 setzte die Zahl der Gesellen auf drei fest, während ein Meister nur einen Jungen auf einmal halten sollte. Häufig mußte ein Meister, nachdem ein Lehrbursch bei ihm ausgelernt hatte, mehrere Jahre warten, bis er einen neuen nehmen durfte.

M. B.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 43. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Im anstoßenden Zimmer war inzwischen der Thee servirt worden und man gerieth in ein lebhaftes Geplauder, das allerdings fast ausschließlich von dem schönen Mädchen und ihren Gästen unterhalten ward; ihr Bruder verrieth nur zuweilen durch eine ziemlich zaghafte Bemerkung, daß er der Unterhaltung folgte, und die Versuche unserer jungen Freunde, ihn und seine Mutter ins Gespräch zu ziehen, hatten nur wenig Erfolg. Tatjana schien das alles kaum zu bemerken und gewohnt zu sein, ihre Angehörigen als reine Statisten zu behandeln, auf die niemand Rücksicht zu nehmen brauchte; dem scharfen Auge des Malers entging es jedoch nicht, daß der junge Mann seine Rolle zwar kannte, aber innerlich gegen dieselbe revoltirte und sich über die Rolle der liebenswürdigen und aufmerksamen Wirthin, welche seine Schwester so meisterlich spielte, heimlich mokirte. Das kaum merkliche, ein wenig spöttische, sogar ein wenig verächtliche Lächeln, welches zuweilen um seine Lippen irrte, schien dem Maler zu sagen: „Da übt sie nun wieder einmal die alten Künste an neuen Objekten! Sie sollte sich eigentlich ein wenig vor mir geniren, denn ich habe das doch schon hundertmal mit angesehen und für mich wird's nachgerade langweilig."

Das schienen nun freilich die neuen Objekte nicht zu empfinden; für sie hatte der Abend ersichtlich einen ganz undefinirbaren Reiz. Der blitzende silberne Samowar summte so gemüthlich, der Thee duftete so ganz anders, als die charakterlose Brühe, die man in Deutschland in der Regel vorgesetzt bekommt, und das schöne blonde Geschöpf, das mit dem Anstand der Fürstin allen Liebreiz des jungen Mädchens und mit der Eleganz der Weltdame den Ernst der denkenden Frau zu verbinden schien, war für alle eine neue Erscheinung. Sie hatte zudem für jeden ein verbindliches Wort, sie interessirte sich für jedes Hauptbeschäftigung, sie verstand es, den Zurückhaltenden durch Fragen gesprächig zu machen und sie vertheilte ihre Aufmerksamkeiten mit so gewissenhafter Unparteilichkeit, daß sich jeder für den Bevorzugten, keiner für den Vernachlässigten halten konnte. Eine ganz leichte Auszeichnung widerfuhr höchstens Wendt; er wurde mit einer gewissen vornehmen Vertraulichkeit behandelt, die ja ganz in der Ordnnng war, da er als älterer Bekannter gelten konnte, die aber genügte, jedes juristische Fältchen in Wendts Gesicht zu glätten und dieses Gesicht in ein vollständig strahlendes zu verwandeln.

Nach dem ersten Glase Thee schon präsentirte Tatjana Cigarren und sie präsentirte sie Wendt zuerst; er wollte sich zieren, aber sie sagte artig: „Sie haben heute eine Bevorzugung verdient; Ihnen allein verdanke ich die Bekanntschaft so vieler geistreicher Männer. Ich bin noch nicht lange genug in Deutschland, um nicht in eine gewisse Verwirrung zu gerathen über einen solchen embarras de richesse — denken Sie nur, ein Künstler, ein Naturforscher, ein Bühnendichter und ein Kritiker, die sämmtlich eine Zukunft haben und die so gütig sind, ihre werthvolle Zeit einer unwissenden Ausländerin zu widmen!"

Man protestirte lebhaft gegen die „unwissende Ausländerin", außer Wendt, der geradezu aus der Haut fahren wollte, besonders Born, der eifrig nach seinen Dramen befragt worden war und das Versprechen hatte abgeben müssen, eins derselben recht bald einmal vorzulesen. Auch Lindner, dem die naturwissenschaftlichen Fragen der jungen Dame allerdings ausschweifend naiv erschienen waren, der aber die Versicherung erhalten hatte, daß ihm von einem ihrer Freunde in der Krim, dem Grafen Natoboroffsky, in nächster Zeit eine ganze Kollektion Schmetterlinge und Käfer zugehen würde, um die sie sofort schreiben werde, konnte eine solche Verkennung des eignen Wissens und Strebens nicht stillschweigend hinnehmen, und selbst Arvenberg sah sich zu der verbindlichen Bemerkung gezwungen:

„Gnädiges Fräulein, Sie sind viel zu geistreich, als daß man Ihnen gestatten könnte, durch eine solche übertriebene Bescheidenheit zum Widerspruch, d. h. zu Komplimenten herauszufordern! Das müssen Sie schon andern überlassen, die es nöthig haben."

Wenige Minuten vorher erst hatte sie sich, als er sein Bedauern darüber aussprach, ein bestimmtes gegittertes französisches Briefpapier, an das er sich seit Jahren gewöhnt, trotz alles Suchens in keiner Papierhandlung mehr auftreiben zu können, in liebenswürdigster und zuversichtlichster Weise anheischig gemacht, ihm dasselbe zu verschaffen; es könne allerdings ein paar Wochen dauern, falls sie nach Paris schreiben müsse, und sie erwarte am nächsten Tage eine Probe dieses Papiers von ihm.

Nur der Maler hatte sich ziemlich passiv verhalten und sich aufs Beobachten gelegt, und zwar nicht blos aufs Beobachten des schönen Mädchens, sondern auch auf das seiner jungen Freunde. Als das japanische Körbchen mit den Cigarren an ihn gelangte, hatte er dieselben sehr genau betrachtet; ihr Aeußeres war ein so vertrauenerweckendes, daß er, als die an den Bruder Tatjanas gerichtete Frage, ob er nicht rauche, verneint ward, ein

leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnte. Dieses Lächeln wurde von der jungen Dame aufgefangen, deren schöne blaue Augen überall zugleich zu sein schienen, und es mochte wohl für die blauen Augen etwas Ironisches haben, denn sie rief ihm lachend zu:

„Sie finden die Cigarre gut, und da mein Bruder nicht raucht, finden Sie, daß dieser Umstand tief blicken läßt, — hab' ich's errathen?"

Reinisch begnügte sich mit einer zustimmenden Neigung des Hauptes und einem artigen: „Das war allerdings mein Gedanke, — aber auch ich füge hinzu: Hony soit qui mal y pense."

„Soll das auch gelten, wenn ich mir nun selber eine Cigarette nehme? Man hat in Deutschland ein Vorurtheil gegen das Rauchen der Damen, ich hoffe aber, die Herren sind frei von demselben."

Sie waren es so sehr, daß Wendt sich beeiferte, die Cigarette, die von Tatjanas weißen Perlenzähnchen gehalten werden sollte, selber zu drehen, und vor lauter Eifer zweimal nur eine unförmliche Wurst zustande brachte, und daß Born, als endlich ein erträgliches Exemplar gelungen war, es sich nicht nehmen ließ, das Wachshölzchen zu halten, welches die Cigarette in Brand setzte.

Der Maler war inzwischen, als wäre es seine Aufgabe, nach allen Richtungen zu rekognosziren, in den Salon getreten, wo er die auf dem runden Tisch ausgebreiteten Bücher musterte und die Musterung sogar auf den größeren oder geringeren Grad von Benutztsein ausdehnte. Er nahm sich Zeit dabei und ging sehr gründlich zu Werke, als lerne er so die Dame und ihren Werth am leichtesten, schnellsten und sichersten kennen; die Musterung amüsirte ihn übrigens sichtlich, er kehrte fast aufgeräumt ins Theezimmer zurück, und es lag viel Humor in dem Blick, der auf seinen Freunden und dem schönen Mädchen in ihrer Mitte ruhte.

Es geschah sehr planmäßig, daß Reinisch sich fortan fast ausschließlich mit der Mutter und ihrem melancholischen, ersichtlich leidenden Sohn beschäftigte, obgleich er der ersteren jedes Wort förmlich abkaufen mußte und große Mühe hatte, sie aus ihrer schläfrigen Apathie aufzurütteln, während der letztere augenscheinlich unter einem moralischen Drucke litt und es nicht recht wagte, aus sich heraus zu gehen. Tatjana sah in dieser Artigkeit gegen ihre Verwandten einen Mangel an Bewunderung für ihre Schönheit, den sie dem Maler zu allerletzt verzieh, und ihre verletzte Eitelkeit äußerte sich in dem Versuch, ihn durch eine kleine List an ihre Seite zu bringen und ihn dann um jeden Preis an diese Seite zu bannen. Sie bat um sein sachverständiges Urtheil über eine Camee, die ihr als Brosche diente, und das Lächeln, mit welchem sie den Maler neben sich Platz nehmen sah, hatte etwas so Verführerisches, daß sie sich wohl beleidigt fühlen durfte, als er glatt und verbindlich blieb, ohne warm zu werden, und die erste sich bietende Gelegenheit benutzte, an seinen alten Platz zurückzukehren. Es war nur ein blitzschneller, staunender Blick, der zu ihm hinüberflog, als sie ihn vermißte, aber er genügte, dem Maler zu sagen, daß sie in hohem Grade pikirt war und daß er den Huldigungen seiner jungen Freunde ein fühlbares Gegengewicht gegeben hatte, — und er lächelte still in sich hinein und seine scharfen Augen gewahrten auch auf den Lippen des jungen Russen ein feines, kaum merkliches Lächeln, das ihm eine ironische Befriedigung auszudrücken schien.

Von diesem Augenblick an sah sich Reinisch ignorirt und Tatjana schien ihren ganzen Ehrgeiz darein zu setzen, wenigstens seinen Freunden die Köpfe vollständig zu verdrehen. Es hatte ganz den Anschein, als solle ihr dies gelingen; sie nöthigte Born an den Flügel, und der arme Dramendichter hatte seine mozartsche Sonate vielleicht nie besser gespielt, als unter den Augen der slavischen Sirene, deren weiße Hände mit den schlanken Fingern ihm das Notenblatt umwendeten und die sein Spiel wahrhaft hinreißend fand. Sie ließ sich bewegen, ebenfalls eine Probe ihrer Kunstfertigkeit zu geben, doch stellte ihre Wahl — Wagners Walkürenritt — ihrem musikalischen Gefühl kein besonderes Zeugniß aus, und auch ihr Spiel erwies sich als erschreckend schülerhaft, was nach Borns trefflichem, durchgeistigten Spiel doppelt auffallen mußte, wofür sie aber, wohl durch die Schmeicheleien ihrer Bewunderer verwöhnt, nicht das geringste Gefühl zu haben schien. Lindner, der über eine kleine, aber recht hübsche, ungeschulte, aber sympathische Tenorstimme verfügte, ließ sich bewegen, einige kärntnische Volkslieder zu singen; als er dann die Bitte um einige russische Volkslieder wagte, sah er sich zu seiner Verwunderung an den Bruder verwiesen; Tatjana selber erklärte sich außer Stande, auch nur die einfachste Weise annähernd richtig wiederzugeben. Arvenberg schloß sich nicht aus; er trug Lenaus „Die Stimme des Windes, die Stimme des Regens, die Stimme der Glocken und die Stimme des Kindes" mit all der diskreten Tonmalerei vor, die den Hauptvorzug seiner Recitationen ausmachte, und Tatjana sah sich dadurch veranlaßt, Heines „Die Blume der Brenta" und „Die Wallfahrt nach Kevlaar" zu lesen; anfänglich erschien die Dämpfung ihrer Stimme auffällig, bald aber erkannte man, daß dieselbe ihre guten Gründe hatte, denn überall, wo sie einen Versuch machte, den Ton im Affekt zu heben und zu verstärken, schlug er um und bekam etwas Schrilles, Schnarrendes, das alle Illusion zerstörte. Wendt wollte nicht absolut stumm bleiben — nach langem Suchen entschied er sich für eins der „Nordseebilder", brach aber inmitten mit der Erklärung ab, es gehe doch nicht, seine Heiserkeit sei zu arg; von dieser Heiserkeit hatte aber vorher keine Seele gewußt und sie sollte wohl auch nur die ihm tagende Erkenntniß maskiren, daß er als Vorleser durchaus keine vortheilhafte Rolle spiele.

Es wurde so spät, recht spät; jedem Versuch, das Zeichen zum Aufbruch zu geben, setzte Tatjana die Versicherung entgegen, daß sie nie vor 2, 3 Uhr zur Ruhe käme und dann bis 11 zu schlafen pflege. Dem Thee waren die feinen Liköre gefolgt und Born war unter dem Einfluß derselben allmälich in den Besitz eines sehr rothen Kopfs und einer dichterischen Begeisterung gelangt, die des Alleinseins bedurfte, um sich in halblautem Selbstgespräch auszutoben. Da auch für Lindner das Stadium herangekommen war, in dem er leicht melancholisch wurde, trieb Reinisch ernstlich zum Aufbruch, der denn auch endlich erfolgte. Tatjana ließ sich versprechen, daß die Herren sie recht bald einmal wieder beehren würden — ohne Ceremonie — und sie stattete Wendt beim Scheiden ihren Dank dafür, seine Freunde zu ihr gebracht zu haben, in so freundschaftlicher Weise ab, daß er ganz hingerissen war und der Versuchung nicht widerstehen konnte, seine Lippen auf ihre weiße Hand zu drücken, was sie auch mit einem Lächeln geschehen ließ — mit einem Lächeln, in dem allerdings herzlich wenig Ermuthigung für eine Bewerbung lag, das vielmehr sagen zu wollen schien: „Meinetwegen, dir wunderlichen Kauz muß man in so vorgerückter Stunde schon etwas zu gute halten."

Tatjana hatte jedem ihrer neuen Freunde die Hand gegeben, nur Reinisch bildete eine Ausnahme und mußte sich mit einer Verbeugung begnügen, die einen starken Beigeschmack von Herablassung hatte.

Man ging, nachdem man das Haus verlassen und Wendt noch einen letzten schmachtenden Blick nach den erleuchteten Fenstern geworfen hatte, — das ganze übrige Haus lag bereits in tiefem Dunkel, — eine Weile schweigend nebeneinander her, bis endlich unser verliebter Jurist in überströmendem Gefühl ausrief:

„Die ewigen Sterne will ich nicht anrufen, das wäre geschmacklos, aber sagt einmal ehrlich, ist sie nicht ein wunderbares, reizendes Geschöpf?"

Man pflichtete ihm von allen Seiten bei.

Born meinte:

„Diesmal, Wendt, hatten Sie eher zu wenig, als zu viel gesagt; darauf war ich nicht gefaßt."

Lindner sagte nachdenklich und ernst, als sei jedes Wort von Wichtigkeit:

„Da heißt es in der That, die Ohren steif halten und sich nicht verplempern."

Arvenberg endlich, der Jünger Schopenhauers, glaubte Tatjanas Reiz nicht würdiger schildern zu können, als durch ein Citat aus seines Meisters Werken:

„In der That ein Knalleffekt der Natur!"

Reinisch verhielt sich schweigend, sodaß Wendt, fast überrascht und beleidigt, fragte:

„Und Sie? Sind Sie dermaßen überwältigt, daß Sie keine Worte finden? Oder liegt Ihnen so viel an den sechs Flaschen Marcobrunner, daß Sie ihretwegen ungerecht und unwahr werden? Sie können doch nicht leugnen, daß Tatjana Walujeff ein Meisterwerk des Schöpfers ist, gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Anmuth und Geist?"

Reinisch schien nicht recht mit der Sprache herauszuwollen, nicht recht zu wissen, wie das Urtheil zu formuliren sei, um nicht Anstoß zu erregen, er meinte endlich ausweichend:

„Nun ja, Sie dürfen Ihren Verlobungs-Marcobrunner behalten, ich würde doch überstimmt werden."

Aber das genügte Wendt nicht, sodaß der Maler endlich lospolterte:

„Ach was, lassen Sie mich in Frieden! Ich bin durchaus nicht von Ihrer Russin entzückt, ich kenne diese Sorte Weiber und weiß, was von ihnen zu erwarten ist. Aepfel vom Todten Meer — außen lachend und rothwangig, innen Asche! Aber was würde mir's denn nützen, wollte ich Sie psychologisch zergliedern, sie hat's euch einmal angethan, was ich ja ganz erklärlich und natürlich finde, und ihr werdet wieder und wieder zu ihr gehen, bis sie des Spielzeugs müde ist und euch bei Seite wirft; ihr müßt durch Schaden klug werden, und ihr seid viel zu tüchtige Kerle und viel zu klare Köpfe, als daß die Sache gefährlich werden könnte. Die Erfahrung wird nicht zu theuer bezahlt sein, thut also, was ihr nicht lassen könnt und vielleicht auch nicht lassen sollt!"

Das fand denn der gute Wendt außer dem Spaße. Daß jemand in diesem Tone von seinem Ideal sprechen könne, hatte er sich nicht träumen lassen und er glaubte sehr ironisch zu sein, indem er achselzuckend erwiderte:

„Die alte Geschichte vom Fuchs und den angeblich sauren Trauben!"

„Da Sie es sind und da Sie Sich bereits total in Ihre Sarmatin verliebt haben, soll Ihnen die Anzüglichkeit geschenkt sein; Sie können nicht wissen, wie komisch mir das erscheint. Das lassen Sie Sich aber gesagt sein: an einer Frau, auf deren Salonbüchertisch die Rig-Vedas friedlich neben den Memoiren der abenteuernden Amerikanerin liegen, die einen russischen Großfürsten so weit brachte, die Diamanten seiner kaiserlichen Mama zu versetzen, kann nicht viel sein, d. h. in meinem Sinne, der ja auch der eure ist."

„Aber bester Reinisch," wendete Born ein, „ich bestreite ja nicht, daß dieses Mädchen vielleicht mißleitet ist, daß ungünstige Einflüsse auf sie eingewirkt haben mögen, daß die große Welt sie bis zu einem gewissen Grade korrumpirt hat, daß ihre Entwicklung keine harmonische ist, daß der Mehlthau ihrer Blasirtheit auf ihre Seele gefallen ist; aber kann darum ihre Natur nicht von Hause aus edel angelegt sein, wäre es so ganz unmöglich, die eingeschläferten und betäubten idealen Instinkte in ihr zu wecken und den Baum von dem üppigen Schlinggewächs zu befreien, das ihn zu überwuchern droht?"

„Bleiben Sie mir mit den ‚Rettungen' vom Leibe, Sie wissen nicht, wie viel echtes Unglück diese Illusion schon hervorgebracht hat. Natürlich, man kann die eigne Verliebtheit so hübsch vor sich selber entschuldigen, indem man sich einredet, man wolle nur eine irregehende schöne Seele retten und sie sich selber wiedergeben, und Sie wären ja kein Poet, wenn Sie Sich nicht in diese Idee verliebten. Sie wird Ihnen jedenfalls auch als Köder hingeworfen werden und Sie werden blind und gierig wie eine Forelle auf denselben anbeißen, aber Sie werden mir's wieder sagen, daß Sie ein rechtes Kind gewesen sind, als Sie Sich fangen ließen. Sie werden Wasser in ein Sieb schöpfen — aber machen Sie den Kursus nur durch; für Sie dürfte derselbe besonders heilsam sein und wer weiß, ob Sie nicht schließlich aus dieser Erfahrung ein ganz hübsches Lustspiel machen, in dem auf Ihre schöne Russin allerlei ironische Lichter fallen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Heros des Gründerthums*).

Von Dr. A. Mülberger.

Schon unter Ludwig XIV. waren alle Mittel erschöpft, welche eine unredliche und verzweifelte Finanzkunst ersinnen kann, um leere Staatskassen wenigstens momentan und soweit zu füllen, daß die öffentliche Maschine doch einigermaßen fortarbeiten kann: man hatte Schulden gemacht, solange noch irgend jemand borgte; man hatte durch Anweisungen auf die königlichen Kassen eine schwebende Schuld geschaffen, die als entwerthetes Papiergeld in alle Kanäle des Privatverkehrs sich eindrängte und hier stagnirte; man hatte überflüssige und schädliche Aemter geschaffen und gegen Kapitalien verkauft, deren Zinsen dann das Staatseinkommen darstellte; man hatte die Münzen verschlechtert und die Steuern zum voraus erhoben; man hatte unter anderm eine Handelsgesellschaft, die französisch-ostindische Kompagnie, gegründet, die in Wahrheit nichts war, als ein verstecktes Anlehen, indem die Regierung das eingezahlte Stammkapital einsteckte und dafür eine Verzinsung von acht Prozent versprach. Als der König am 1. September 1715 die Augen schloß, war folgendes sein Vermächtniß: Die öffentliche Schuld, was man jetzt die konsolidirte Staatsschuld heißt, betrug 2400 millionen Livres, die schwebende in Schatzanweisungen 711 millionen. Die Einnahmen für 1715 waren zu 155, die ordentlichen Ausgaben zu 147 Millionen berechnet, sodaß für die Verzinsung der Schuld und die Einlösung der Schatzanweisungen kaum acht Millionen übrig blieben. In Wirklichkeit kamen aber von den Einnahmen weniger als die Hälfte in den Schatz, den Rest verschlangen die auf die einzelnen Kassen gegebenen Anweisungen und die Renten. Ebenso war für 1716 und 1717 mehr als die Hälfte der Einnahmen durch Verpfändungen und Anweisungen verausgabt. Diese trostlose Erbschaft hatte der Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, der Sohn jener berühmten deutschen Prinzessin Elisabeth Charlotte, anzutreten.

Die Lage war so verzweifelt, daß der Herzog von St. Simon dem Regenten vorschlug, die Reichsstände zusammenzuberufen und durch sie, um jede Schuld von sich abzuwälzen, den Bankerott erklären zu lassen. Das wollte der Regent nicht, sondern er entschloß sich zu Maßregeln, welche den Verhältnissen angemessen waren, indem er das stehende Heer reduzirte und den entlassenen Soldaten eine mehrjährige Abgabenfreiheit zusicherte, wenn sie ein verlassenes Haus, eine preisgegebene Wirthschaft übernehmen wollten: ein Zug, der mehr als vieles andere einen Einblick in den ganzen wirthschaftlichen Abgrund gewährt, den Ludwigs XIV. Kriege und Verschwendung gegraben hatten: viele tausende, welche die Steuer nicht mehr erschwingen konnten, hatten Haus und Hof verlassen und lebten, wie Wilde, in den Wäldern, nur um den Vexationen der Steuerpächter zu entgehen. Desgleichen bedrohte der Regent die Härten und Rücksichtslosigkeiten der Finanzbeamten und gab den Parlamenten ihr altes Recht, dem Könige Vorstellungen zu machen, zurück. Der Anfang war nicht übel, und fuhr man auf diesem Wege fort, die Ausgaben zu vermindern und durch Rückkehr des Vertrauens den Verkehr zu beleben, so konnte sich in zehn Jahren die Lage wesentlich bessern, wenn es auch unvermeidlich gewesen wäre, einen Theil der Gläubiger zu vertrösten. Aber es fehlte die entscheidende Tugend — Geduld; man wollte nicht warten und war darum noch vor Ablauf des Jahres 1715 in die alten Finanzkünste zurückgesunken, durch welche das Uebel nur verschlimmert werden konnte. Durch eine dreifache Spoliation sollte dem Staatsschatz aufgeholfen werden; zunächst durch Münzverschlechterung. Man befahl die Einlieferung aller Münzen, nahm den Louisd'or von 14 L. zu 16 an, gab ihn aber nach der Umprägung zu 20 wieder aus. Diese Unredlichkeit, hoffte man, werde dem Schatz über 200 Millionen baar eintragen; aber da nur ein Drittel der erwarteten Summe von 1000 Millionen eingeliefert wurde, gewann der Schatz nur 72 Millionen, mußte aber dafür die Steuern in der entwertheten Münze annehmen und seine eigenen Bedürfnisse theurer bezahlen. Verwirrung drang in alle Verhältnisse und lähmte den Verkehr, der kaum sich zu beleben angefangen hatte. Die alten schweren Münzen gingen ins Ausland, wo insbesondere Juden die Umprägung besorgten und den Gewinn einsteckten. Zweitens durch eine Reduktion der schwebenden Schuld. Die Schatzanweisungen sollten bei einer Kommission angemeldet werden, welche die näheren Umstände der Erwerbung untersuchen und die richtig befundenen visiren sollte. Das Visa bestand aber darin, daß man 1 bis 4 Fünftel, je nachdem, unterdrückte, das Uebriggebliebene in neue vierprozentige Staatsbillets umwandelte und den nicht angemeldeten Rest von 114 Millionen für gänzlich werthlos erklärte. So hatte man die 711 Millionen auf 200 heruntergebracht, ein Verlust, der darum nicht so schwer empfunden

*) Wir haben einen Theil des hier behandelten interessanten Themas bereits vor mehr als Jahresfrist feuilletonistisch skizzenhaft beleuchtet, hoffen daher umsomehr mit der Veröffentlichung dieser Studie unsres beliebten Mitarbeiters den Lesern einen Dienst zu erweisen.

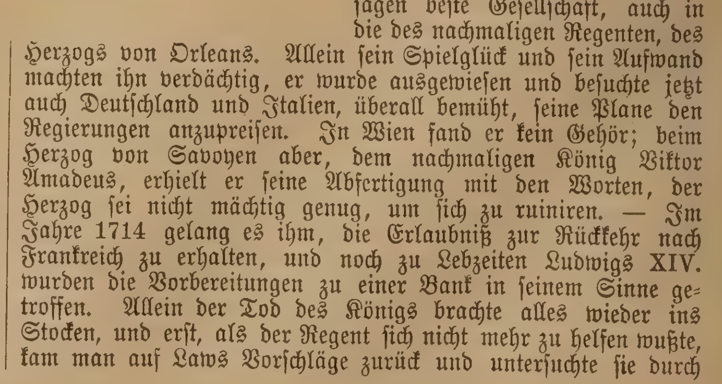
wurde, weil diese Schatzanweisungen vorher schon durchschnittlich auf die Hälfte entwerthet waren. Aber auch die neuen Staatsbillets verloren trotz der versprochenen Verzinsung gleich anfangs 40, später 60 Prozent. Nun kam aber noch die Schändlichkeit hinzu, daß der Regent von den annullirten Anweisungen durch einen geheimen Machtspruch 50 Millionen zu Gunsten von Höflingen, Offizieren und vornehmen Damen wiederherstellte. Nunmehr erklärte man, die Gerechtigkeit fordere auch die Reduzirung der konsolidirten Staatsschuld, und setzte die Staatsrenten um 20 Millionen Kapital und über 3 Millionen Zinsen herab. — Die dritte Maßregel war die Einsetzung der Chambre ardente, eines außerordentlichen Gerichtshofes, der die Veruntreuungen von Finanzbeamten, die Erpressungen von Staatspächtern, den Wucher von Privatleuten untersuchen und mit Geld bestrafen sollte. Aber die Untersuchung, welche bis 1689 zurückgehen sollte, erschreckte alle Besitzenden; die Flucht war bei Todesstrafe verboten, und wirklich wurden einige Flüchtlinge hingerichtet. Bald artete die Untersuchung in reine Plünderung aus, sodaß die Verbrechen, die hier begangen wurden, ärger waren, als die, welche man bestrafen wollte. Sobald der Regent einmal sich schwach gezeigt, verwandelte sich seine ganze Umgebung, Prinzen und Prinzessinnen in Bittsteller und Unterhändler; aber jeder hatte seinen Preis, auch die Richter und Kommissarien; eine maßlose Korruption riß ein, und zur allgemeinen Freude wurde die Chambre ardente anfangs 1717 aufgehoben, nachdem sie 1 200 000 L. gekostet und statt der erwarteten 220 Millionen kaum ein Drittel davon eingetragen hatte.



Leibnitz. (Seite 514.)

Was war nun das Resultat aller dieser Spoliationen? Man sprach das Wort Staatsbankerott nicht aus und steckte doch mitten drinne. Wer z. B. 10 000 L. zum Visa getragen und dort, was allerdings der ungünstigste Fall war, nur 2000 L. in Staatsbillets erhalten hatte, der verlor auch an diesen jetzt, wegen ihrer Entwerthung zwei Dritttheile, hatte also effektiv nur 670 L. Und, was die Hauptsache war, man stand noch immer vor der alten ungelösten und jetzt noch schwerer zu lösenden Frage, wie soll das Defizit beseitigt, die Staatsmaschine im Gang erhalten werden, Vertrauen und Verkehr wieder aufleben?

Ein solcher Zustand war die Nacht, in der Laws Sterne leuchten zu können schienen. John Law, eines Goldschmieds Sohn aus Edinburg, geboren 1671, hatte das Bankgeschäft in Holland praktisch erlernt, hauptsächlich aber durch fabelhaftes Glück im Hazardspiel ein großes Vermögen sich erworben, ein Umstand, der seinem Rufe damals keineswegs Eintrag that. Schon 1705 war er als nationalökonomischer Schriftsteller aufgetreten und hatte eine Theorie des Wohlstandes für Fürsten und Völker entwickelt, die er bezeichnend genug das System nannte. Dieses System ist kurz folgendes: Das gemünzte Geld ist nach ihm ein sehr mangelhaftes Cirkulationsmittel, insofern es sich abnutzt, nur mit Risiko verschickbar und der willkürlichen Tarifirung durch Fürsten ausgesetzt ist, auch eines konstanten Werthes entbehrt. Tritt dagegen ein Staatspapiergeld an seine Stelle, das z. B. auf Grund und Boden basirt sein kann, so fallen alle diese Gefahren und Schwierigkeiten weg, und während man gegenwärtig auf alle Weise bemüht ist, die Summe des in einem Lande umlaufenden Geldes zu erhalten und zu vermehren, ohne dieses Ziel zu erreichen, geht das leicht und spielend mit der Zettelpresse. Wenn eine Privatbank, ohne Gefahr für ihre Solvenz, mehr Zettel ausgeben kann, als ihr Stammkapital beträgt, so muß das noch viel mehr der Fall sein bei einer Staatsbank, deren Gesellschaft die ganze Nation ist. Und, wenn ein Kaufmann mit 100 000 L. Kapital mittels seines Kredits für eine Million Geschäfte machen und damit den Ertrag seines Kapitals verzehnfachen kann, so geht das noch viel einfacher beim Staate. Das Beste wäre daher, wenn man einer solchen Bank alles Metallgeld anvertraute und nur soviel cirkuliren ließe, als der Verkehr zur Ausgleichung braucht. Mit dem Ueberschuß der Summe der Noten über die des deponirten Metallgeldes können dann großartige Unternehmungen begonnen werden, deren Folge der allgemeine Wohlstand sein wird. — Man sieht aus dieser Skizze, wie so manches, was die spätere Zeit entwickelt hat, schon in Laws Kopfe gährte und arbeitete und wird sich wohl hüten, ihn ohne weiteres unter die Betrüger zu rechnen; man sieht aber auch, welch' ungeheure Gefahren und Irrthümer das System in seinem Schoße barg. Der Grundirrthum war, daß er über den Schattenseiten des Metallgeldes seine Haupteigenschaft übersah, den reellen Werth, die Kaufkraft in der ganzen civilisirten Welt; daß er eine willkürliche Vermehrung der Cirkulationsmittel für eine Vermehrung des Nationalvermögens hielt, während sie doch nur das Metallgeld aus dem Lande treiben und im Land alle Preise erhöhen mußte. Vollends aber in einem absolut regierten Land, wie Frankreich, war seine Nationalbank allen brutalen Eingriffen einer gewissenlosen Regierung mit ihrem Anhang von Höflingen und Günstlingen beiderlei Geschlechts schutzlos preisgegeben. — Nachdem Law mit seinem Projekt vergeblich in Schottland und England anzukommen versucht, kam er um 1707 nach Paris und hier als reicher Lebemann und Spieler gleich in die höchste, um nicht zu sagen beste Gesellschaft, auch in die des nachmaligen Regenten, des



Herzogs von Orleans. Allein sein Spielglück und sein Aufwand machten ihn verdächtig, er wurde ausgewiesen und besuchte jetzt auch Deutschland und Italien, überall bemüht, seine Plane den Regierungen anzupreisen. In Wien fand er kein Gehör; beim Herzog von Savoyen aber, dem nachmaligen König Viktor Amadeus, erhielt er seine Abfertigung mit den Worten, der Herzog sei nicht mächtig genug, um sich zu ruiniren. — Im Jahre 1714 gelang es ihm, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, und noch zu Lebzeiten Ludwigs XIV. wurden die Vorbereitungen zu einer Bank in seinem Sinne getroffen. Allein der Tod des Königs brachte alles wieder ins Stocken, und erst, als der Regent sich nicht mehr zu helfen wußte, kam man auf Laws Vorschläge zurück und untersuchte sie durch

eine Kommission, zu der viele Geschäftsleute zugezogen wurden. Allein auch hier scheute man vor den Gefahren einer Staatsbank zurück und bewilligte ihm nur die Errichtung einer Privatbank, die im Mai 1716 Privilegium und Statuten erhielt.



Die internationale Fischerei-Ausstellung zu Berlin. (Seite 515.)

Diese Bank sollte ein Grundkapital von 6 millionen Livres in 1200 Aktien, à 5000 L., haben, Wechsel diskontiren, für Private gegen Depositen Zahlungen machen, alles nur gegen eine Gebühr von 5 Sous für 1000 Bankthaler, gleich $1/200$ Prozent. Zur

Beruhigung des Handelsstands war ihr verboten, Handels-Assekuranz- und Kommissionsgeschäfte zu treiben, Darlehen zu machen und aufzunehmen. Später erhielt sie allerdings die Erlaubniß, Wechsel zu vier Prozent zu diskontiren. Zugleich war aber der Bank auferlegt worden, daß die Aktien nur zu 1/4 baar, zu 3/4 in jenen auf 40 Prozent des Nennwerths entwertheten Staatsbillets einbezahlt werden durften. In Wahrheit hatte also die Bank nur über 3 300 000 L. Kapital zu verfügen, dagegen das Recht, Bankzettel zu 1000 und 10 000 Bankthaler auszugeben, die sie jederzeit gegen Metall einzulösen hatte. Die Eröffnung der Bank wurde mit Hohn aufgenommen, da leicht berechnet werden konnte, daß ihr Gewinn lächerlich gering sein mußte, selbst wenn sie ihr ganzes nominelles Kapital täglich umsetzte. Allein Law verwaltete seine Bank musterhaft und konnte nach sechs Monaten in der ersten Generalversammlung eine Dividende von 7½ Prozent ankündigen. So bescheiden der Anfang war, so ließ sich doch der wohlthätige Einfluß der Bank auf die Geschäfte nicht verkennen. Aber auch jetzt fehlte wieder die Geduld; man konnte, man wollte nicht warten, und namentlich ließen die 250 millionen Staatsbillets, die in ihrer Entwerthung eine stete Beschämung für die Regierung waren, den Regenten nicht schlafen. Es war schon eine große Unvorsichtigkeit von Law gewesen, daß er sich dazu verstanden hatte, 3/4 seines Baarkapitals in diesen Staatsbillets anzunehmen, um wenigstens einen Theil derselben dem Verkehr zu entziehen; aber was waren 4½ Millionen gegen 250? Keine 2 Prozent. Law aber hatte versprochen, die ganze Schuld wegzuschaffen und Hof und Regierung in Ueberfluß zu versetzen, und das sollte er jetzt leisten. Den äußeren Anlaß dazu bot der Umstand, daß ein reicher Kaufmann, namens Crozat, der ein Handelsprivilegium nach Louisiana erhalten hatte, als ihm die Chambre ardente eine Summe abpressen wollte, sein Privilegium und seine Schiffe der Regierung zur Verfügung stellte, um nicht weiter behelligt zu werden. Was sollte man mit beidem anfangen? Der Herzog von Noailles, ein erbitterter Gegner Laws, glaubte jetzt, eine Gelegenheit gefunden zu haben, einerseits der Regierung eine große Summe der fatalen Staatsbillets vom Halse zu schaffen, andrerseits dem Schotten eine Schlinge zu legen, und wandte sich an Law, der zwar die Falle merkte, aber im Vertrauen auf sein System doch hineinging. So kam der Plan der „Compagnie d'Occident“ zustande, einer Handelsgesellschaft nach Louisiana mit 100 Millionen Kapital, die man in Staatsbillets sollte einbezahlen dürfen. Es waren 200 000 Aktien, à 500 L. Das Louisiana aber, welches die Kompagnie zu eigen erhielt, ist nicht der kleine Unionsstaat unserer heutigen Karten, sondern umfaßte den ungeheuren Raum zwischen Florida und Neuengland im Osten und den Felsengebirgen im Westen, zwischen Mexiko und dem Golfe im Süden und den kanadischen Seen im Norden, ungefähr die Hälfte des gegenwärtigen riesigen Gebiets der Vereinigten Staaten. Aber es war zu deutlich, daß die ganze Geschichte nur darauf berechnet war, der Regierung 100 millionen ihrer Staatsbillets abzunehmen, daß also die Gesellschaft in Wahrheit gar kein Kapital, höchstens eine Reserve hatte: daher begegnete die Zeichnung der Aktien einem unüberwindlichen Mißtrauen und es dauerte fast ein Jahr, bis sie vollendet war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Töchtererziehung.

I.

Wer die Geschichte der Frau schreiben wollte, müßte damit anfangen, die Geschichte der Töchtererziehung gründlich zu studiren, um so sich in den Stand gesetzt zu sehen, die vielen dunklen Punkte in der Geschichte des Weibes und dessen Stellung in der Gesellschaft zu klären und aufzuhellen. Inwieweit jene Schranken, welche wir noch heutzutage gegen die Gleichstellung der Frau mit dem Manne aufgerichtet sehen, natürliche oder künstliche Schranken sind, darüber läßt sich nach Herzenslust streiten; das eine ist nur gewiß, daß unsere heutige Töchtererziehung — trotz allen Verbesserungen, die sie erfahren, — nicht allein nicht alles thut, was sie könnte, um diese hemmenden Schranken zu entfernen, sondern — in ihren falschen Seiten — dieselben Schranken eher festigt und verstärkt. Es ist eine von den bedeutendsten Pädagogen und Aerzten getheilte Meinung, daß es unsre Töchtererziehung — nicht sowohl die körperliche, als die geistige — ist, welche einen großen Theil der heutigen Frauen unfähig zur Erfüllung selbst ihres natürlichsten Berufs, des der Mutter, macht, und es muß dem noch hinzugefügt werden, daß jede radikale Verbesserung in der sozialen Lage der Frau in gewissen falschen Seiten unserer Töchtererziehung einen geheimen, deshalb aber nicht weniger entschiedenen Hemmschuh findet.

In einem durch den „Deutschen Jugendschatz“ seinerzeit veröffentlichten Artikel des Verfassers über „Häusliche Erziehung“ wurde die Hand der Eltern nur flüchtig auf die klaffendste Wunde der Töchtererziehung gelegt, nämlich auf die künstlich gesteigerte und begünstigte Ueberwucherung des Gemüthes und die gänzlich falsch verstandene Pflege desselben bei jungen Mädchen. — Der Gegenstand ist von der größten Wichtigkeit und die Töchtererziehung eine Angelegenheit, die, weit über ihren Rahmen hinaus, in das Geschick der kommenden Generationen mächtig eingreift; — und so sei es mir denn noch einmal vergönnt, darauf zurückzukommen, die Bestrebungen einer falschen Richtung in ihren Resultaten zu beleuchten und dann über Zwecke und Mittel einer zeitgemäßen Töchtererziehung zu sprechen.

Die Erziehung überhaupt ist nichts in sich Abgeschlossenes und Vollendetes; sie muß vielmehr, wie jede andere Wissenschaft, in jeder neuen Epoche ihre Wiedergeburt begehen. Es ist wahr, daß sie ihre Aufgabe darin findet, den Menschen zu bilden, aber nicht einen beliebigen, sondern grade denjenigen, welchen die treibenden Gedanken, die bestehenden Verhältnisse, die erkennbaren Strebungen und Ziele der Zeit erfordern. Und so wenig sich vom Schreibtisch aus eine Welt oder ein Reich regieren lassen, ist es möglich, nach alten verblaßten Schablonen und hohlen Theorien unsere Kinder zu nützlichen und glücklichen Weltbürgern zu erziehen. Unabsehbare Gebiete haben sich dem menschlichen Geiste erschlossen, selbst die längst bekannten Dinge sprechen eine ganz neue Sprache zu uns, die geistige Substanz der Menschheit, die Ansprüche, Wünsche und Bestrebungen derselben und damit die Vorstellung von dem Ideale, das der einzelne in sich möglichst verwirklichen soll, — haben sich verändert, bereichert, gesteigert. — Erziehung und Bildung müssen in dem Boden ihrer Zeit keimen und blühen, und wahrhaft gebildet ist nur der, welcher im stande ist, gleichermaßen seinem natürlichen Berufe nachzukommen wie die Ideen seiner Zeit zu verstehen und an den Aufgaben der mitlebenden Menschheit mit bewußter Einsicht mitzuarbeiten. Schlecht erzogen und ungebildet ist der, dem jedes Verständniß für die Forderungen seiner Zeit fehlt und der sich allein und nicht auch der Gesammtheit anzugehören glaubt.

Und erfüllt unsere heutige Töchtererziehung auch alles, was man von ihr fordern kann? Hat sie gleichen Schritt mit den Anforderungen der Zeit und des Geschlechts gehalten? Nein. — Groß sind in der That die Veränderungen und Verbesserungen, welche die Töchtererziehung in unseren Tagen erfuhr, aber dieselben können nicht wirken und helfen, solange zuhause einer Erziehungsmethode gehuldigt wird, der zufolge eben das Weib sich durch Jahrtausende im Kampf um das Dasein geschwächt und gelähmt fühlte, einer Erziehungsmethode, die in zwei Worten ihr Programm entwickelt: Tödtung des Verstandes, Herrschaft des Gemüthes. —

Uebermacht des Gemüthes heißt Ueberreizung der Nerven. Je mehr wir uns den Empfindungen des Augenblicks hingeben, die ja nichts anderes als wechselnde Nervenaffekte sind, desto geringer wird der Einfluß des Verstandes auf uns, desto leichter werden wir zu Sklaven der wechselnden Nervenstimmungen, der Leidenschaften werden. Je kräftiger die Nerven, um destoweniger werden sie die Herrschaft über uns an sich zu reißen suchen; je kräftiger der Verstand, um destoweniger wird er sich geneigt zeigen, seine Herrschaft über uns den Nerven abzutreten.

Kräftigung des Verstandes, Kräftigung der Nerven, das heißt Beschränkung der Gemüthsherrschaft, sollte also das Ziel jeder vernünftigen und speziell der Töchtererziehung sein. Aber man entgegnet darauf: Bei den Frauen wird immer das Gemüth vorherrschen und den Verstand zurückdrängen; dies liegt in der Natur des Weibes und gegen die Natur kann auch die Erziehung nichts ausrichten. ... Als ob die Natur und nicht viel eher die

Erziehung unsere nervösen Frauen geschaffen hätte und es die Aufgabe der Erziehung wäre, die zugegebenen Fehler der Natur großzuziehen, anstatt gutzumachen oder doch in ihren Folgen zu mindern. Eben weil die Frau — sagen wir „von Natur", da ja doch der „Sündenbock" das älteste und liebste Hausthier der Menschen ist, — „von Natur" also, so sehr geneigt ist, dem „Herzen" eher, als dem Verstande zu gehorchen, muß die vernünftige Töchtererziehung vor allem dahin wirken, dem Verstande des Mädchens die größtmögliche Macht und Ausdehnung zu verleihen, auf daß er den Polypenarmen eines allzu reizbaren Nervensystems sich wirksam entwinden könne.

Die Mittel der entgegengesetzten Erziehungsmethode mögen allerdings sehr einfache sein. Man braucht nur die Phantasie des Mädchens mit überschwänglichen Bildern und Vorstellungen anzufüllen und dabei den Verstand darben zu lassen, man braucht nur die natürliche Reizbarkeit seiner Nerven durch Rührworte und Rührszenen, Thränenausbrüche 2c. 2c. noch zu steigern und seinen Hang zur Hingabe an den Eindruck des Augenblickes durch Vermehrung und Erhöhung dieser Eindrücke reger und mächtiger zu machen, man braucht nur die Welt ihm zu verhüllen, an sein „Herz" und sein „Gemüth" zu appelliren und diese beiden als die Triebfedern der eigenen wie der Handlungen anderer darzustellen (als ob wir nicht vor allem „vernünftig" handeln müßten), man braucht nur das Mädchen daran zu gewöhnen, wozu es sich ohnehin schon geneigt fühlt — außerordentliche und unerwartete Dinge viel eher als natürliche und von unnatürlichen Hoffnungen viel mehr als von den Mitteln des nüchternen Verstandes zu erwarten — und man wird so spielend zu einem Resultate gelangen, welches in jeder einzelnen Frau sich spiegelt: Erregbarkeit und Reizbarkeit, Lust und Glauben an Schein und Aeußerlichkeiten, Vertrauen auf den Zufall, Hängen am Kleinlichen, eine überwucherte Phantasie und ausgesprochene Unlust am ernsten Denken.

Die Folgen einer solchen „Gemüthsbildung" müssen die traurigsten sein; das, was die beste Mitgift unserer Töchter ausmachen sollte, einen kalten Kopf, einen festen Willen, Selbstvertrauen und einen helleren Verstand, kann sie nicht gewähren, dafür gibt sie dem Mädchen ein überreiztes Nervensystem und eine übervölkerte Phantasie auf den Weg ins Leben, — zwei Gaben, die unserer materiellen Wohlfahrt wie der sittlichen Freiheit gleichmäßig im Wege stehen, vor allem aber der Erfüllung des weiblichen Berufes. Liegt denn nicht eben in dem Zuviel der Gemüthsbildung und in dem Zuwenig der Verstandes- und Willensbildung der Grund, weswegen so viele Frauen den Pflichten der Mutter nur halb oder gar nicht nachkommen können? Wie groß und unberechenbar ist der Schaden, den eine „nervöse", d. h. allen Nervenstimmungen preisgegebene Mutter sich selbst und ihrem Kinde zufügt, vom Augenblick der Empfängniß bis in die letzten Jahre der Erziehung? Wie viel Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, mit einem Worte, welche vollständige Herrschaft über sich selbst fordert nicht die Mutterschaft und keinen besseren Helfer kann es für eine Mutter geben, als starke Nerven und starke Muskeln und die vollständige Herrschaft des Verstandes. Es gibt keinen sittlichen Gehalt ohne den Verstand und keine bessere Waffe im Kampf ums Dasein als diesen Verstand, und wo er seiner Herrschaft verlustig wird, geht auch die Lust am Kampfe selbst verloren. Aber, wird man uns entgegnen, ist der Selbstmord, dieses Aufgeben des Lebenskampfes, nicht gerade unter den Männern, bei denen ja der Verstand das Gemüth überwiegen soll, nicht viel häufiger als bei den Frauen? Die Statistik gibt euch recht, aber die Statistik heuchelt. Denn wenn der Selbstmord das muthlose Aufgeben des Lebenskampfes, die Fahnenflucht des Strebegeistes bedeutet, dann gibt es noch eine zweite Art von Selbstmord, dann stehen gegen die hunderte der Selbstmorde in den Reihen der Männer, die tausende — der Preisgebungen bei dem andern Geschlecht auf — mit anderen Worten, die Preisgebung ist nichts anderes, als der moralische Selbstmord der Frau, worin sie alle ihre Waffen streckt, weil ihr Wille zu schwach, ihr Unternehmungsgeist zu gering und ihr Verstand zu ohnmächtig ist, um den hohlen Schein von der Wirklichkeit zu trennen, ihr „Herz" aber stark genug, um auch noch über dem Grab der Ehre lustig weiter zu schlagen — — —

Möchten doch alle Mütter und Erzieher sich dreifach die Stelle unterstreichen, daß es keine bessere Schutzwehr für die Tugend unserer Töchter gibt, als einen tüchtig entwickelten Verstand und Willen, ein widerstandsfähiges Selbstvertrauen in sich selbst und einen klaren objektiven Blick. Moralpredigten verderben und führen eher zum entgegengesetzten Ziele.

Wohl ist es die Macht einer üppigen Phantasie, welche die Frau vieles erdulden läßt, ohne zu murren; allein in wessen Interesse ist es? Gewiß am allerwenigsten in dem der Frauen, der Geist des Duldens, der eben einer übermächtigen, alles hoffenden und nichts unternehmenden, wünschereichen, aber thatenlosen Phantasie entspringt, ist es ja eben, welcher die Frau so weit in ihren Rechten und Ansprüchen zurückgestellt und damit den Fortschritt der Menschheit ebenso wie die Verbesserung der Frauen lange aufgehalten hat; und somit darf das Mädchen nicht zum trägen Wünschen und stillen Dulden, sondern zum Handeln und zur Thatkraft erzogen werden. Die Lust am Leben und dessen Genuß darf in ihm nicht erstickt, dafür aber es auch nicht daran gewöhnt werden, die Befriedigung dieser Lust anderswo als in seinen Fähigkeiten und Arbeitskräften zu suchen. Und nur ein Weg führt zu diesem Ziele: Eine Erziehung, die die Herrschaft des Verstandes in der Seele des Mädchens ermöglicht, das Vernunftleben zu erweitern, das Nervenleben zu beschränken sich bestrebt und unsere Töchter befähigt, gerüstet in die Arena des Lebens herabzusteigen.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

14. Juli.

„Ja, ich hatte es als Soldat sehr gut! — Nach dem Exercitium in die Küche abkommandirt, habe ich mir das Leben dort so angenehm gemacht wie möglich! — Es war ein vergnüglicher Aufenthalt; nie Mangel, stets Ueberfluß und Gelegenheit genug, noch Ersparnisse zu machen!" — — So hörte ich in einer Restauration einen wohlgenährten Civilisten zu einem meiner Kameraden sagen, und als ich zu dem Sprecher aufblickte, der in Erinnerung an die vollen Fleischtöpfe in der Menage mit seinen Lippen schmunzelte, da war mir das Bild jenes Koches, der die besten Bissen immer vor der Essenszeit aus den Töpfen zu stehlen pflegte und selbst verzehrte, so — daß das Fett an seinen Mundwinkeln herniederlief, ganz deutlich vor Augen und ich konnte mich nicht enthalten, den Menschen zu fragen, ob er nicht auch die Fettaugen von den Suppen der Kameraden heruntergenommen habe, als einen unnöthigen Ueberfluß und Luxus. — Er lachte und versetzte: „Es muß jeder sehen, wo er bleibt!"

15. Juli.

Vor mir wie ein goldgeschnittnes Märchenbuch liegt meine Jugendzeit. Tausend Blätter und auf jeder Seite ein Bild! — Oftmals so im stillen blättere ich darin und dann steigt vor meinem inneren Aug flutend eine Fülle von Gestalten und Empfindungen auf. Soviel Thorheiten und soviel falsche Gefühle! — Der ernste Sinn lächelt über die jugendlichen Verirrungen, aber er belächelt sie gern; denn an der Jugend hängt das Herz! — — Und so belächle ich die Bleisoldaten und die Trommel und den Helm, den der Vater mir Knaben immer zu Weihnachten zu schenken pflegte, und so belächle ich die kriegerischen Spiele unter den Schulkameraden, so lächle ich auch über den patriotischen Kinderfanatismus, der oftmals in hohe Flammen ausschlug, an der Belobigung der Erwachsenen stets einen nährenden Zunder erhielt, und so lächle ich auch noch über manches aus meiner Jugendzeit — wehmüthig-mitleidsvoll! — — — Ich besinne mich noch ganz gut, wenn wir Kinder mit besonderer Bravour auf dem Turnplatz den Soldaten nachmachten. Unser Lehrer, ein gedienter Soldat, hielt streng auf Strammheit und Zucht. Die harmonische Ausbildung aller Körperkräfte war ihm zuwider und er pflegte zu sagen: „Wollt wohl Seiltänzer werden? — Lernt marschiren und frühzeitig Soldaten werden! — Das ist die Hauptsache für euch." Der arme Mensch und die armen

Kinder, die einem solchen Lehrer zur Erziehung übergeben sind! — — Als wenn die militärische Zucht eines Heeres einexercirter Soldaten ausreichte, das Vaterland in der Gefahr, von wilden Feinden überflutet zu werden, zu retten! — In der höchsten Gefahr ist ein jeder Soldat, Frauen, Mädchen, Greise, Kinder, in der höchsten Gefahr ersetzt „ein" Mann zehn Soldaten, an Muth, Opferfreudigkeit und Ausdauer.

Elisabeth Lieber an Freimann.

„Gehe, ich beschwöre dich, gleich nach dem Lazareth. Unserm Morgenroth soll ein Unglück begegnet sein. Wir sind alle in großer Aufregung, weil wir ganz ohne nähere Nachrichten sind. — Aber gehe gleich! — — Bitte, bitte!" — — — — —

8 Tage später.

Theure Freundin! Ich kann selbst nicht schreiben; ein Nebenmann von mir hat die Freundlichkeit, meine Worte aufzuzeichnen! — — Du sollst gleich nach dem Unglücke im Lazareth gewesen sein, um mich zu sehen. Man hat es mir später gesagt. O ich danke dir von ganzem Herzen für deine Güte! Wer hätte außer dir das auch wohl gethan? — Wenn ich wieder gesund sein werde und das Lazareth verlassen kann, werde ich zuerst zu dir kommen, — Freimann war gestern hier; er ist ein so guter Mensch, und ich habe ihn so sehr lieb. — Ihr beide seid meinem Herzen am nächsten. — — — Es war ein übler Tag! — Es regnete stark. Wir mußten trotzdem ausrücken. — Durchnäßt bis auf die Haut kamen wir in den Wald. Die Wege waren aufgeweicht und schlüpfrig. — Während einer Attaque fiel ich unglücklicherweise über eine Baumwurzel und da ich das Gewehr im Arme hatte, vermochte ich dem Falle nicht auszuweichen. — Nun liege ich hier, mit wieder eingerenktem und zerbrochenem rechten Arm. — Das Fieber ist vorüber, auch die Schmerzen haben nachgelassen und mein erstes ist, an dich, liebes Herz, schreiben zu lassen. — — Ich trage den Arm im Gipsverband, und ehe er nicht einigermaßen geheilt sein wird, darf ich das Lazareth nicht verlassen. — Wir sind hier unsrer dreizehn; alle im grauen Zwillichanzuge mit großen Pantoffeln angethan. Das Lokal ist groß und unsauber. — Ich war froh, trotz der Betrübniß, dich nicht gesehen zu haben, daß man dich nicht zu mir ließ! — Das ist hier kein Aufenthalt für Damen! — — So, nun will ich meinen Kameraden nicht länger belästigen. — Ich übe mich heute schon, mit der linken Hand zu schreiben und wenn ich darin einige Fertigkeit erlangt haben werde, so schreibe ich selbst. Bis dahin lebe wohl und grüße gütigst deine theuren Eltern und deinen Bruder. — Ich versetze mich in Gedanken immer zu dir und dann sitze ich in der Ecke im Sopha und plaudere mit dir, wie früher, so angenehm und so erhebend.

Theure Freundin! Deine Zeilen bewahre ich auf meinem Herzen. — Sie haben mir wohlgethan in meiner Einsamkeit. Oftmals hole ich sie heimlich wieder vor, um sie von neuem zu lesen. Ich weiß sie zwar schon auswendig, aber ich betrachte so gerne deine Schriftzüge. — — Heut' ist der Verband abgenommen worden und da ist denn konstatirt, daß — — erschrecke nur nicht — — der Arm falsch eingerenkt, oder richtig gesagt, gar nicht eingerenkt gewesen war. — Da der Unterarm gebrochen, so ist die Prozedur, der Versuch des nochmaligen Einrenkens unmöglich und wenn es auch geschehen könnte, doch lebensgefährlich, denn alles ist rings schon ziemlich festgewachsen. — — — Meinen Arm kann ich jetzt nur ein wenig heben. — — — Das ist ein großes Unglück. — Nun komme ich bald von hier fort. — Was wollen sie auch wohl mit einem armen Invaliden noch länger sich mühen? — — — — Schreib' ich nicht ganz schön mit der linken Hand? — — — — — — — — — — —

Lieber Freimann! — Sende mir einige Bücher, etwa ein paar gute Romane, sodann auch etwas Papier und Tinte nebst Federn. Auch mein Tagebuch füge den Sachen hinzu. Ich will in meinen Notizen fortfahren. Die ungeschickte linke Hand hat sich meinem Willen schon unterthan machen müssen. Bald wird sie meinem Befehle ganz gehorchen. — Mich öfters zu besuchen, kann ich von dir nicht fordern. Am besten, du schreibst; denn in diesen Räumen wird jedes freudige Gefühl gewaltsam niedergehalten. — Dazu werden wir Kranke, die wir nicht an inneren Krankheiten leiden, genau so wie jene in der Nahrnng gehalten. — Ein vernünftiger Grund für diese ökonomische Diät ist nicht einzusehen. Der Magen sagt deutlich, daß diese Ernährung eine ungenügende sei. — Ich habe mich bei dem Oberarzt beschwert, dieser hat den Inspektor avisirt, und nun erhalte ich einigermaßen ein hungerstillendes Essen. Aber die übrigen? — — — Die sind auf Zuträgerei hingewiesen, und das ist strafbar. — So ist also auch hier ein Grund zur Mißstimmung und zur Unzufriedenheit. — — — Die Sterblichkeit unter den Soldaten ist eine viel größere, als man gewöhnlich glaubt. Werde in diesem Punkte später die Statistik studiren. Die Selbstmorde sind beim Militär auch seltsam zahlreich, und außerdem bildet in jedem Lazareth die große Masse der Geschlechtlichkranken das Hauptkontingent.

Aus dem Tagebuch.

Es war ein wichtiges Stück Menschenleben, was da an mir vorübergezogen ist. Und es ist gut, daß ich es kennen gelernt habe. Welt und Leben von recht vielen Seiten zu schauen und verstehen zu lernen, ist nicht nur ein intellektueller, sondern auch ein unschätzbarer moralischer Gewinn. Je mehr man gesehen und erfahren, desto schwerer verfällt man in Einseitigkeit, Engherzigkeit, Härte des Urtheils, in pessimistische Verbittrung und Hoffnungslosigkeit; desto zuversichtlicher wird die Ueberzeugung von der fortschreitenden Besserung der menschlichen Verhältnisse — trotz all' und alledem.

August.

Man sucht alles Mögliche hervor, um festzustellen, ob mir eine Schuld an der Körperverletzung zugeschrieben werden kann. Vergebliches Bemühen! — Sie werden mir meine Pension nicht vorenthalten können, denn ich bin im Dienst zu Schaden gekommen. — Täglich werden die Armbewegungen mit Hülfe elektrischer Ströme fortgesetzt, sodaß ich den Arm nun doch wagrecht strecken kann. — Ach, wie sehne ich mich darnach, auszurufen: Vorüber, vorüber! — —

Heute war ich bei Liebers, bei Elisabeth! — Welch' ein Empfang! Die lieben Leute freuten sich, als ob sie meine Eltern wären, und Frau Lieber weinte sogar, als ich ihr zuerst auf der Treppe begegnete. „Elisabeth ist in der Stube," sagte sie, und in diesem Augenblick öffnete jene selbst die Thür. Zitternd, blaß und stumm kam sie auf mich zu und sie drückte mich an sich und ich küßte sie — zum erstenmale. „Ich hatte eine Ahnung, daß du heute kommen müßtest," sprach sie endlich leise und stockend; „und als ich meine Mutter mit jemand sprechen hörte, da fühlte ich, daß du es seiest." — —

Der Kommandeur meines Regiments versuchte mich zu bereden, die Intendanturcarrière einzuschlagen. „Man wird Sie nach Berlin schicken und Ihnen die nöthige Ausbildung geben. Sie sind befähigt und werden im Fluge eine angesehene Stellung Sich erringen." — Ich lehnte kühl dankend ab. Als er sah, daß ich unerschütterlich war und den Versuchen, meinen Ehrgeiz zu stacheln, mit ruhiger Miene widerstand, brach er ab und verabschiedete mich freundlich. — Nun bin ich wieder frei, frei — und — mit monatlich 9 Mark pensionirt! — Hurrah! —

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Willisch hatte seine Pferde tüchtig angefeuert; in wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem zierlich vergitterten Eisenportale des Schlosses Felseck, das von der mäßigen Anhöhe herab, auf der es dereinst ein mittelalterlicher Rittersmann erbaut hatte, mit seinen hochragenden Thürmen und Söllern weithin in den Thälern sichtbar war.

Der greise Thorwärter des Schlosses schnitt ein ungeheuer verwundertes und nichts weniger als respektvolles Gesicht, nachdem er einen flüchtigen Blick auf den über und über kothbespritzten Wagen und seine Insassen geworfen und sie erkannt hatte.

Langsam und widerwillig öffnete er das kleine Fenster, hinter dem er oder seine Frau Tag für Tag von früh bis abends zu

sitzen pflegten, und ohne ein Wort zu sagen und ohne auch nur zu grüßen, wartete er auf eine Anrede.

Willisch entging die Mißgunst nicht, die aus dem Gesicht des Alten sprach. Er runzelte die Stirn und wendete seinen Blick, ärgerlich brummend: „Bedientenpack — kennen wir schon," — zu Fritz Lauter. Dieser zögerte nicht, die Unterhandlungen zu eröffnen.

„Ist der Herr Baron von Bergen wohl zu sprechen — in einer sehr wichtigen, ganz außerordentlich dringenden Angelegenheit?"

„Seine reichsfreiherrlichen Gnaden," entgegnete der alte Diener mit geflissentlich gehobener Betonung, „empfangen nur des Sonntags von 11 bis 1 Uhr."

„Verflucht unverschämter Kerl," murmelte Willisch zwischen die Zähne. „Sagen Sie dem Menschen, Herr Redakteur Lauter," fügte er dann laut hinzu, „daß Sie kein Bittsteller sind, wie sie der Herr Baron allsonntäglich in hellen Haufen einzulassen beliebt."

Fritz Lauter war rasch entschlossen vom Kutschbock gesprungen und auf das Fensterchen zugetreten. Aus seiner Brieftasche nahm er eine Karte, welche ihn als den Vertreter der Redaktion des „Tageskorrespondenten" legitimirte, und reichte sie dem Diener.

„Ich muß Sie unter allen Umständen ersuchen, mich sofort Ihrem Herrn zu melden. Vorher jedoch müssen Sie mir den Eintritt in Ihr Zimmer ermöglichen, damit ich durch eine Zeile dem Herrn Landesältesten andeuten kann, zu welchem Zwecke ich bei ihm vorspreche. Wird aus Ihrem Zögern der hochwichtigen Angelegenheit, derentwillen ich komme, irgendein Nachtheil erwachsen, so werde ich Sie persönlich zur Rechenschaft ziehen — vor Ihrem Herrn und, wenn es noththut, vor der Oeffentlichkeit."

Fritz hatte den Ton getroffen, der einem alten Bedienten immer imponirt. Als er die Hand auf die Thürklinke legte, fand er die Pforte geöffnet. Ehe er eintrat, warf er noch einen Blick auf seine beiden Begleiter.

„Kommen Sie nicht mit, Herr Willisch?" fragte er. „Und du, Onkel?"

Willisch schüttelte den Kopf.

„Vor dem alten Baron von Bergen-Felseck hält mein Witz und meine rittergutsbesitzerliche Vornehmheit nicht Stich," brummte er, und etwas lauter fügte er hinzu: „Gehn Sie nur allein, das wird am besten sein."

Auch der Kantor machte nicht Miene, auszusteigen. Im Gegentheil — er fragte:

„Wär's nicht doch besser, Fritz, wenn du solchen hohen Herrn nicht inkommodirtest? Was meinst du?"

Fritz Lauter nickte nur, öffnete den Thorflügel und trat ein.

Im rechten Winkel zur Hofpforte, auf deren linker Seite, befand sich die Thür zum Portierhäuschen. In derselben stand der alte Diener, nicht recht wissend, ob er die Mütze vom Kopfe nehmen sollte oder nicht. Fritz Lauter grüßte und trat in das Häuschen. Der Alte mußte wohl oder übel auf die Seite. Als Fritz beim Eintritt seinen Hut abnahm, riß der andre seine Mütze ziemlich eilig und mit einer Miene, als ob er das blos vergessen hätte, auch vom Kopfe. Er brummte sogar etwas wie eine Entschuldigung. Er hätte nicht gewußt, mit wem er die Ehre hätte. Wenn's der Herr wünsche, würde er ihn Seiner reichsfreiherrlichen Gnaden sofort melden.

Fritz hatte schon ein paar Worte auf die Rückseite seiner Karte geworfen und überreichte diese nun dem Diener.

„Allerdings sofort, wenn ich bitten darf."

Als der Alte fort war, trat Fritz Lauter zum Fenster des kleinen, von dem Qualm eines, wie es ihn bedünkte, auffällig guten Tabaks erfüllten Stübchen.

Auf den ersten Blick konnte er den Wagen nicht mehr entdecken. Er öffnete das Fenster und sah, daß Willisch zur Seite gefahren war, und auch der Grund, weshalb er das gethan, fiel ihm sofort in die Augen.

Ein zweiter Wagen fuhr daher, dicht an die Pforte heran und hielt. Ein nicht mehr junger Herr von stattlichem Körperwuchse, in eleganter, aber augenscheinlich wasserdichter Joppe und hohen Reiterstiefeln, sprang aus dem sich öffnenden Schlage und drückte auf den Knopf der elektrischen Thürglocke, sodaß sie in heftige, geräuschvollste Bewegung kam.

Fritz kannte den Mann nicht, aber aus der Art, wie derselbe sich hier gab, glaubte er schließen zu können, daß er einen Bekannten des freiherrlichen Hauses vor sich habe. Da der alte Diener seinetwegen augenblicklich nicht zur Stelle war, berührte er an seiner Statt den Griff des Drahtzuges, welcher von dem Portierzimmerchen aus den Thürriegel zurückzuziehen bestimmt war.

Der neue Ankömmling trat rasch in den Hof und an die Thür des Pförtnerhauses.

„Nun, alter Peter, wo steckt man denn? Was ist denn das für ein sonderbarer Wagen, der da vorm Thor hält; — der Herr hat doch nicht etwa Besuch bei dem miserablen Wetter?"

Fritz Lauter trat aus dem Dunkel des Zimmers hervor.

„Der Pförtner ist soeben gegangen, mich bei dem Herrn Baron von Felseck zu melden, den ich in sehr dringender, das Allgemeinwohl betreffender Angelegenheit um Gehör ersucht habe; — so dringend aber meine Angelegenheit ist, so kurz werde ich mich fassen."

Der Fremde warf einen raschen, scharfen Blick auf den in ruhigem, aber sehr entschiedenen Tone Sprechenden.

„Ah, so," entgegnete er, „Sie wünschen den Baron zu sprechen. Ich auch. Ihre Angelegenheit berührt das Gemeinwohl; die meine sicher nicht minder. Doch — mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Mein Name ist Lauter, ich bin Mitredakteur des ‚Tageskorrespondenten' in P. und gegenwärtig Spezialberichterstatter desselben in dem Gebirgsdistrikte hier."

Wieder glitt ein prüfender Blick des Fremden über seines Gegenüber ganze Gestalt.

„Darf ich auch fragen, mein Herr Berichterstatter, weß Inhalts Ihre allgemeinwichtige Angelegenheit ist?"

Die Art des Fremden mißfiel Fritz Lauter nicht, obgleich sie keineswegs besonders höflich war; der Mann beantwortete nicht einmal das entgegenkommende Sichvorstellen des jungen Mannes mit einfacher Nennung seines eignen Namens. Er war offenbar zu befehlen gewohnt, und Unterwürfigkeit bei den Leuten, mit denen er zumeist umging, zu finden. Darum erlaubte er sich so ohne weiteres, mit Lauter eine Art Examen anzustellen.

„Ich habe auch dem mir gänzlich Fremden gegenüber keine Ursache, meinen Zweck zu verbergen. Ich komme wegen der blutigen Vorfälle am Perleviadukt und wegen der jetzt wohl nicht mehr vermeidlichen furchtbaren Ueberschwemmung, — in der Hauptsache, um Vorschläge dem Herrn Landesältesten zu unterbreiten, deren Ausführung, wie ich meine, einen Theil des drohenden Elends mildern, wenn nicht beseitigen könnte."

Der Blick, welcher jetzt aus den großen, sprechenden Augen auf Fritz gerichtet ward, zeigte Verwunderung und beginnendes Wohlgefallen, aber auch ein wenig spöttischen Zweifels klang aus der Stimme hervor, als der Fremde antwortete:

„Da ich ganz in derselben Angelegenheit zu meinem alten Freunde und Gönner, dem Freiherrn von Bergen, komme, so können wir zusammen bei ihm eintreten. Kommen Sie, mein Herr Lauter, — ja so, ich habe Ihnen gar noch nicht gesagt, wer ich bin. Nun, ich dirigire dadrüben die Irrenanstalt Althaus und heiße von Steinach. Zeit, um auf den alten Peter zu warten, habe ich nicht, gehen wir also."

Fritz Lauter zögerte nicht einen Augenblick. Er verbeugte sich leicht und folgte dem Irrenhausdirektor. Der Mann war ihm eine viel interessantere Persönlichkeit, als dieser vermuthen mochte. Wie er so einen Schritt seitlich vor ihm hinging, beobachtete er ihn. Ungefähr 43, 44 Jahre alt mochte er sein, der Herr von Steinach, und den Kavallerieoffizier, welcher er wohl zwanzig Jahre lang gewesen war, verleugnete er in keiner Bewegung. Jeder Schritt, jede Wendung des Kopfes war elastisch, scharf und schneidig, so wie er gesprochen hatte, in jenem Tone, als wenn er noch vor der Front seines Husarenregiments, im Kreise der ihm untergeordneten Offiziere spräche.

An der Thür des Schlosses trat ihnen der alte Peter entgegen. Diesmal zog der Alte die Mütze blitzschnell von seinem grauen Kopfe und sprang, sich tief zur Erde bückend, auf die Seite.

„Der Herr Oberstlieutenant" — dem alten Peter stand der Offizier hoch über jedem Civilbeamten. — „Erlaube mir allerunterthänigst, mich zu Gnaden zu empfehlen. Da sind Seine reichsfreiherrlichen Gnaden natürlich nicht für den Herrn von der Zeitung zu sprechen."

„Warum denn nicht, alter Peter?" fragte der Herr v. Steinach. „Warum können wir beide denn nicht gleichzeitig bei Ihrem Herrn eintreten? Ihr Herr hat nichts dagegen, der Herr Redakteur auch nichts, ich ebensowenig. Wenn also der alte Peter nun noch mit uns einverstanden ist, so könnt' es sofort geschehen, — was meint der alte Peter?"

Der alte Peter warf einen etwas entrüsteten Blick auf den Herrn Redakteur, der, seiner Meinung nach, doch sehr unverdient zu sehr hoher Ehre kam.

„O, ich — ich, der gnädige Herr Oberstlieutenant belieben zu scherzen. Wenn der Herr Oberstlieutenant befehlen —“

„Schon gut. Der alte Peter kann ruhig in seine Klause gehen, ich werde den Herrn führen. Bitte!“

Aber der alte Peter ließ sich in seinem Diensteifer nicht so leicht abweisen. Er sprang mit einer für sein Alter wunderbaren Geschicklichkeit vor den Herren eine Treppe hinauf, riß eine mächtige Flügelthür von kunstreich geschnitztem Eichenholz auf und zischelte hinein:

„Jean — der Herr Oberstlieutenant von Steinach — — wollen mit dem Herrn von der Zeitung zusammen eintreten bei Seiner Gnaden.“

Sofort erschien der in die dunkelrothe Hauslivrée gekleidete Kammerdiener des Barons von Felseck in der Thür, machte eine tiefe Verbeugung gegen die Kommenden und schritt dann rasch nach dem Arbeitszimmer seines Herrn, um seine Meldung zu machen.

Eine klangvolle, tiefe Männerstimme rief, wie es den Anschein hatte, freudig überrascht:

„Mein lieber Steinach? So — nun, das trifft sich ja prächtig. Dann bitte ich die Herren, gleich hier einzutreten.“

Und kaum waren die Worte verklungen, als eine hohe, nur mäßig nach vorn geneigte Greisengestalt an der vom Kammerdiener zurückgeschlagenen Portière erschien.

„Ich heiße die Herren willkommen. Sie, mein lieber Steinach, kennen gewiß den Herrn Berichterstatter und Redakteur Lauter, den ich jetzt wohl zum erstenmal zu sehen das Vergnügen habe?“

Der Direktor von Steinach drückte warm und mit herzlich-freudigem Gesichtsausdruck die Hände, welche ihm der greise Schloßherr entgegenstreckte; Fritz Lauter verneigte sich respektvoll, aber ohne jede Spur von Dienstbeflissenheit und selbstvergessender Unterwürfigkeit, ja selbst ohne Befangenheit; er fühlte sich von der Aufgabe, welche er mit allen Kräften seines Geistes und Körpers zu erfüllen sich vorgenommen hatte, so gestärkt und erhoben, so ganz und gar eingenommen, daß drückende und beengende Gedanken garnicht in ihm aufzusteigen vermochten.

„Ich habe den Herrn zwar auch erst in diesem Augenblick kennen gelernt,“ erwiderte der Herr von Steinach, „aber da er mich versicherte, daß er in der verzweifelten Lage, in welche unser Weltwinkel im Augenblicke immer tiefer hineinkommt, Vorschläge zur Abhülfe zu machen habe, so brachte ich ihn umsolieber mit hierher, als ich alles darum gäbe, wenn ich solche Vorschläge zu hören bekäme, und grade aus diesem Grunde zu Ihnen, mein lieber und verehrter Freund, gekommen bin.“

„Vorschläge zur Abhülfe?“ fragte der Freiherr, nachdem er in einem hochlehnigen Armstuhle Platz genommen und seinen Besuch durch eine verbindliche Handbewegung zum Sitzen eingeladen hatte. „Meinen Sie beide das im Ernst? Wie läßt sich abhelfen, als mit Eisen und Blut, wenn, um mit unserm großen Schiller zu reden, der durch die Ordnung der Natur und die eherne, unerbittliche Entwicklung der Geschichte zum Sklaven Gewordene mit einem Ruck die Kette bricht, und was läßt sich auch nur versuchen, wenn in einem Gebirgsland, wie das unsre, Wolkenbrüche die Bäche in Ströme und die Pfützen in schäumendes Meer verwandelt? Sie wollen Vorschläge zur Abhülfe machen, junger Mann?“

Wenn der Freiherr von Bergen-Felseck gemeint haben sollte, es werde ihm leicht gelingen, dem jungen Zeitungsschreiber zu imponiren und ihm zu Gemüthe zu führen, wie thöricht es von so einem jungen, unerfahrenen und doch wohl recht zweifelhaft gebildeten Manne wäre, sich um also wichtige und schwierige Angelegenheiten zu kümmern, dann hätte er sich doch enttäuscht sehen müssen.

Fritz Lauter hatte dem Redner fest und voll ins Gesicht gesehen, und fest und ohne Verlegenheit antwortete er, während die Augen der anderen beiden Herren scharf beobachtend auf ihn gerichtet waren.

„Wenn den Sklaven die Natur und die Geschichtsentwicklung an die Kette geschmiedet haben, nun, so ist es auch die Natur und eine Phase in der Geschichtsentwicklung, welche die Ketten gelegentlich einmal brechen. Aber ich wollte mir nicht erlauben, Sie, Herr Landesältester, mit meinen theoretischen Anschauungen zu behelligen. Ich möchte mich einfach praktisch an die augenblicklich hier vorliegenden Fälle halten und bitte deshalb, Sie und auch der Herr Direktor von Steinach möchten diese Zettel lesen, welche den Wortlaut einiger Depeschen enthalten, die ich vor noch nicht einer halben Stunde nach P. aufgegeben habe. Dieselben enthalten wenigstens in den Keimen die von mir gemeinten Vorschläge.“

Fritz Lauter erhob sich und reichte zwei Blätter Papier, welche er aus seiner Brieftasche genommen hatte, dem Baron von Felseck mit höflich-ernster Verbeugung.

Der Freiherr nahm die Blätter in Empfang und überflog sie rasch. Dann reichte er sie dem Herrn von Steinach.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie und Wahrheit.

O Meer!
Aus deiner Fluthen geheimnißvollem Schoß
Mit dichterischem Vorgefühl
Ließ einst das wunderbare Volk der Griechen
Geboren werden der Schönheit Urbild
Und Gottgestalt.

Heute, nach Jahrtausenden,
Ward kund die Deutung dieser Poesie:

Aus dem niedern Wust
Und aus den Ungethümen allen,
Die das Meer gebar,
In fürchterlichem Kampf hat sich herausgerungen
Der Mensch,
Und er wird einst in sich vollenden
Die Gottnatur der Schönheit.

Leop. Jacoby.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz (Illustr. S. 508), der Begründer der deutschen Philosophie des 18. Jahrhunderts, wurde am 6. Juli 1646 zu Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte*) war, geboren, besuchte die dortige Nikolaischule und bereits mit dem 15. Jahre (Ostern 1661) die Universität, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Von großem Einfluß auf ihn muß der dort als Lehrer fungirende, besonders um die Geschichte der alten Philosophie verdiente Jakob Thomasius gewesen sein, denn Leibnitz gab bald das Studium der Rechte auf, um sich dem der Philosophie hinzugeben. 1663, vor seinem Abgange nach der Universität Jena, schrieb er bereits eine philosophische Schrift unter dem Titel: „De principio individui“. In Jena war es namentlich der Unterricht des Mathematikers und Philosophen Erhard Weigel, welcher ihn zum Studium der Mathematik und Philosophie anregte. Im Jahre 1664 nach Leipzig zurückgekehrt, verfaßte Leibnitz wiederum eine gelehrte Abhandlung, welcher bis 1666 noch zwei weitere folgten und bewarb sich mit diesen um die juristische Doktorwürde, wurde aber abgewiesen, weil er noch zu jung sei und man nicht ältere Bewerber hintenanstellen wollte. Hierauf ging er nach Altorf und promovirte dort am 5. Nov. 1666, indem er die Schrift „De casibus perplexis in jure“ vertheidigte. Eine Professur, die man ihm an derselben Hochschule antrug, lehnte er ab, suchte vielmehr durch den Umgang mit Gelehrten und Staatsmännern sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen. In Nürnberg kam er mit Alchymisten in Berührung, jenen mystischen und mystifizirenden Vorgängern unserer heutigen Chemiker. Von großem Einfluß war jedoch auf ihn der Verkehr mit dem Baron v. Boineburg, welcher, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, eine bedeutende Stellung einnahm. Mit diesem ging Leibnitz nach Frankfurt, von dort nach Mainz, wo er sich dem Kurfürsten Johann Philipp durch die Schrift: „Neue Methode, die Jurisprudenz zu erlernen und zu lehren“, vorstellte. In Mainz verfaßte unser Autor auch eine Schrift gegen den Atheismus, arbeitete mit dem Hofrath Lasser an einer Verbesserung des Corpus juris und verfaßte verschiedene Abhandlungen für Boineburg. Wichtig ist aber vor allem die Idee, Ludwig XIV. von seinen Eroberungsplänen, welche dieser gegen Deutschland hegte, abzubringen, indem Leibnitz diesem eine Eroberung Aegyptens plausibel zu machen suchte. Er hat diesen Plan in mehreren Schriften behandelt, ging auch zu diesem Zweck nach Paris — anscheinend war er als Führer des jungen Boineburg dort — hatte aber mit seinem Projekt, welches erst von den Napoleoniden (Kanal von Suez und Durchstich des Mont-Cenis) ausgeführt, nicht wenig zu Frankreichs jetziger Machtstellung in politischer und wirthschaftlicher Beziehung beigetragen hat, bei Ludwig XIV. kein Glück.

*) So behauptet die Mehrzahl der mir zur Verfügung stehenden Biographieen, wohingegen Tennemann in seinem „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ und Ueberweg in seinem gleichnamigen Werke angeben, er sei Professor der Moralphilosophie gewesen. Wer recht hat, vermag ich nicht zu entscheiden. D. Verf.

Von größerem Werth und Erfolg für ihn selbst war, daß er, sowohl dort als in London, wohin er von Paris ging, sowie auf der Reise selbst die Bekanntschaft der bedeutendsten Gelehrten u. a. Newton's und Spinoza's machte. Ersterer regte ihn zu tieferen mathematischen Studien an, deren Resultat die Erfindung der Differentialrechnung war. Das Eigenthumsrecht dieser Erfindung wurde ihm später zwar bestritten, indem Newton dieselbe schon früher gemacht hatte, aber von namhaften Gelehrten wird unter Anerkennung des newton'schen Einflusses doch behauptet, daß sie von Leibnitz bedeutend vervollkommnet und durchgebildet worden sei. In Paris hatte er das Anerbieten, der dortigen Akademie als Pensionär beizutreten, abgelehnt, weil der Uebertritt zum Katholizismus als Bedingung gestellt wurde. Dagegen empfing er vom Herzog von Braunschweig eine Rathsstelle mit Pension und ging 1676 als Bibliothekar nach Hannover. Dort verfaßte er eine große Anzahl Schriften über die verschiedensten Materien, unter anderem auch historische Arbeiten. Durch seine freundschaftliche Stellung zu den Herzögen von Hannover, namentlich aber zu der Gemahlin Ernst Augusts und deren Tochter Sophie Charlotte, die ihn noch als Gemahlin Friedrich III. von Brandenburg, später der erste König von Preußen, als ihren Lehrer verehrte, wurde sein Einfluß nicht wenig gefördert; seine Stellung zur Königin von Preußen hatte vor allem die Begründung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Folge. Seine Versuche in Dresden und Wien, ähnliche Institute ins Leben zu rufen, scheiterten jedoch. Ebenso seine Bemühungen, eine Wiedervereinigung der katholischen und protestantischen Kirche herbeizuführen, zu denen bereits in Mainz von dem vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetretenen Boineburg der Grund gelegt war. Desgleichen hat auch das Bestreben, eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten herbeizuführen, wenig Erfolg gehabt. Zu dem Zwecke der Abfassung einer Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg machte er eine größere Reise durch Deutschland und Italien und sind die Resultate dieser Forschungen theils von ihm selbst, theils von anderen nach seinem Tode in mehreren Schriften herausgegeben worden. Erwähnt mag hier noch werden, daß er gelegentlich eines Aufenthalts in Wien (1714) für den Prinzen von Savoyen in französischer Sprache eine Abhandlung über sein philosophisches System schrieb, die 1720 in deutscher Uebersetzung von J. H. Köhler unter dem Titel: „Des Herrn Gottfr. Wilhelm v. Leibnitz Lehrsätze über die Monadologie ingl. von Gott, seiner Existenz, seinen Eigenschaften und von der Seele des Menschen" zu Frankfurt erschien. — Von Hannover wurde Leibnitz zum Geheimen Justizrath und Historiographen, von Wien zum Freiherrn und Reichshofrath mit 2000 Gulden Pension ernannt. Auch Peter, der sogenannte Große, interessirte sich für ihn und kam mit ihm 1711 in Torgau, 1712 in Karlsbad und 1716 in Pyrmont zusammen und ernannte ihn außerdem zu seinem Geheimen Justizrath mit einem Jahrgehalt von 1000 Rubel. Ob der Potentat die Rathschläge über die Förderung der Wissenschaften und der Civilisation in seinem Reiche befolgt hat, wissen wir nicht, nur, daß die Begründung einer Petersburger Akademie der Wissenschaften, die aber erst nach Peters Tode entstand, von Leibnitz die erste Anregung erfuhr. So lebte Leibnitz denn in so günstigen Verhältnissen, wie sie bisher selten einem Gelehrten beschieden waren. Sein Hauswesen soll er vernachlässigt haben, was wohl nicht Wunder nimmt, wenn man in Betracht zieht, daß er nie verheiratet war. Er starb am 14. November 1716 in Hannover, seine Braunschweigischen Annalen unbeendet hinterlassend; dort wurde ihm auch ein Denkmal am Waterlooplatz gesetzt. Sein Haus wurde 1844, um es vor dem Niederreißen zu schützen, von König Ernst August angekauft. (Schluß folgt.)

Die internationale Fischerei-Ausstellung zu Berlin. (Bild Seite 509.) Am 20. April l. J. wurde eine Ausstellung in den Räumen des landwirthschaftlichen Museums in Berlin eröffnet, wie sie eigenartiger und in ihrer speziellen Richtung großartiger noch nicht dagewesen. Wenngleich durch die künstlichen Fischbrutanstalten und andre in dieses Gebiet fallende Bestrebungen das Interesse des Publikums in den letzten Jahren mehr auf diesen Zweig gewerblicher Thätigkeit gelenkt wurde, so hatten wohl — außer den fachbeflissenen Gelehrten — bis zum Beginn dieser Ausstellung wenige eine Ahnung davon, welch' ein umfassendes und imponirendes Gebiet für die märchenhaften Fortschritte moderner Industrie das älteste aller Gewerbe — die Fischerei — sei. Mit dem Eintritt in Räume, in denen Völker aus allen Erdtheilen Zeugnisse zusammengetragen haben dafür, daß die Fischerei längst aufgehört hat, das einfachste Mittel zu sein, der Natur die Beute zum Nutzen des Menschen abzujagen, — mit dem Eintritt in jene Räume erschließt sich dem Laien eine neue Welt. Die Wunder des Ozeans und die Wunder des schöpferischen Menschengeistes sind hier gleicherweise faßbar, sichtbar geworden. Wir sehen das grauenhafte Gethier des Stillen Ozeans und die gradezu raffinirten Gerätschaften, mit denen Japanesen und Chinesen dasselbe fangen, aber auch die Gefahren, mit denen der Mensch von den riesigen Bewohnern der ewigen Dämmerung am Meeresgrunde umstrickt wird (siehe das Bild); wir sehen die Thierwelt heimischer Gewässer, die Farbenpracht der Muscheln aus dem Adriatischen Meere, die mächtigen Thiere der russischen Flüsse, wie die kleine graue Krabbe der Ostsee, — kurz, es scheint, als hätten die Wasser der Erde ihre tiefsten Geheimnisse ausgespieen und an den Strand geschwemmt, daß das staunende Menschenauge sich an ihnen weide. Das schwer zu bewältigende Material zeichnet sich durch treffliche Anordnung in der Ausstellung aus. Die Herren Kyllmann und Heyden haben den Plan dazu in baulicher und dekorativer Hinsicht entworfen. Beim Eintritt in das Gebäude, welches in Holztapetenbekleidung den Charakter eines norwegischen Bauernhauses zeigt, gelangte man zunächst in eine Rotunde mit Oberlicht, deren ganzer Raum von einer einzigen Firma in Anspruch genommen wurde. Ein Grottenbau von Tuffstein zeigt mehrere Aquarien mit einer vollständigen Sammlung lebender Flußfische in den größten Exemplaren. Rings an den Wänden lagen auf Eis Ungethüme aus den Ozeanen. Die berliner Firma Lindenberg hatte die reichhaltigste Schaustellung von Fischen veranstaltet. Links gelangte man in einen Raum, der ausschließlich der künstlichen Fischzucht vorbehalten ist. Hier dominirte die thüringer Firma F. Preysing mit ihrer Sammlung von Forellen- und andern Eiern. In kleinen, mit Alkohol gefüllten Röhrengläschen sah man hier die Forelleneier, vom Tage der ersten Befruchtung an, in allen Stadien der Entwicklung, bis sie zur Brut gediehen sind, die aussetzungsfähig ist. Auch den Bildungsprozeß des Lachses zu verfolgen, hatte man in mehreren in Alkohol gesetzten Embryo-Serien Gelegenheit. Dazwischen wimmelten in größeren und kleinen Glasretorten: Laichfische, Aalbrut, Krebse u. s. w. — Rechts von der Eingangsrotunde kam man in eine große dunkle Felsenhalle, in deren Seitenwände Grotten eingelassen waren. Hier hatte sich die künstlerische Phantasie in ganz überraschender Weise mit dem belehrenden Zweck vereint. In den Wassern, welche den Grund der Grotten füllten, schwammen die Bewohner des Mittelmeers lustig umher; künstlich vertheiltes Oberlicht fiel auf den Hintergrund der Grotten: auf herrliche Strandgemälde des Golfs von Neapel. So öffnen sich, umrahmt von dem dunkelhängenden Tuffstein, mehrere Panoramen von unvergleichlicher Schönheit, deren täuschende Natürlichkeit noch durch dekorative Ausschmückung von Palmen und antiken Statuen erhöht ward. Die japanische Gruppe gehörte unstreitig zu den interessantesten der Ausstellung, sowohl wegen der Mannichfaltigkeit als wegen der Feinheit ihrer Geräthe. Die Modelle von Kähnen und Fischerhütten, all diese klugersonnenen und künstlich ausgeführten Fanginstrumente, namentlich aber die fast unsichtbaren, feinen Netze von unglaublicher Größe legen wieder Zeugniß ab für den hohen Grad von Intelligenz, der den ostasiatischen Völkern eigen ist, welche wir sehr mit Unrecht Barbaren nennen. Die Ausstellung des Nachbarreiches China war auch in der Nähe der von Japan. Auf den ersten Blick schien das Reich der Mitte gegen Japan zurückzustehen, aber ein Blick in den Katalog, der uns belehrt, daß der ganze chinesische Saal nur die Ausstellung der Fischerei eines einzigen Hafens, Ningpo genannt, einschloß, brachte uns eine andere Meinung von der chinesischen Fischerei bei. Die Wände des chinesischen Saales bedeckten große, in die Fischerei einschlägige Abbildungen, welche für die Chinesen sehr lehrreich sein mögen, für uns Europäer aber der Anschaulichkeit ermangeln, weil sie, wie alle chinesischen Zeichnungen, keine Perspektive haben. Aus der Anordnung der Ausstellungsgegenstände konnte man auf den Nationalcharakter der Aussteller schließen. Wie ein Schritt aus dem Lande der Märchen in das der nüchternen Nützlichkeit war es, wenn man aus der japanischen und chinesischen Abtheilung in die der Amerikaner und Engländer trat. In übersichtlicher, aber reizloser Anordnung haben diese Völker der klugen Praxis ihren staunenswerthen Reichthum modern konstruirter Geräthe ausgestellt; besonders die Amerikaner hatten ihrer Schaustellung den Charakter einer Musterkarte gegeben und ihre Hoffnung, geschäftliche Vortheile aus der Ausstellung zu ziehen, drängte sich deutlich auf; während die der anderen Länder mehr zum Dienst der Wissenschaft und Schönheit bereitet waren. Deutschland z. B. hatte in malerischer Schönheit der Anordnung auf Kosten der Nützlichkeit des Guten beinahe zu viel gethan. Das Bemerkenswertheste der deutschen Abtheilung war das Bernsteinkabinet der königsberger Firma Stantien und Becker. Die Entstehungsgeschichte des Bernsteins, seine Arten, seine Verarbeitung von der Steinzeit bis zur Gegenwart, seine Gewinnungsmethoden, seine Verschiedenheit an den verschiedenen Küsten, alles das war — von einem berufenen Gelehrten geordnet — in einer noch nie erreichten Vollständigkeit beisammen. Die obengenannte Firma beschäftigt 3000 Menschen mit der Gewinnung dieses „Strandsegens" und zahlt eine Pachtsumme von 600 000 Mark an die preußische Regierung. Auch die Perlenindustrie ist von ihren Anfängen an bis zur modernsten Kulturvollendung vertreten. Daß wir inmitten Deutschlands, im sächsischen Voigtland, eine Perlenfischerei haben, ist durch die Ausstellung manchem Besucher erst zur Kenntniß gekommen. Wenn sich auch die Ausbeute mit den Ergebnissen der Seeperlenfischerei nicht messen kann, so zeigt doch das ausgelegte, auf 9000 Mark geschätzte Elsterperlenkollier aus dem grünen Gewölbe in Dresden, daß es sich immerhin lohnt, die Zucht des Schalthiers (Unio margaritifer) rationell zu betreiben. Nicht minder werthvoll wird die sächsische Flußperlmuschel durch die Verwendung der polirten Schalen zu allerhand Galanteriewaaren, die in dem industriellen Adorf zu tausenden verarbeitet werden und ihrer Zierlichkeit wegen lebhaften Absatz finden. Die Korallenfischerei hat ebenfalls ihre kostbare Beute und ihr Handwerkszeug ausgestellt. Italien ist bestrebt, auf der Ausstellung diese Schätze des Meeres zur Anschauung zu bringen. Ein schweres Kreuzholz mit daranhängenden Netzen ist das uralte Geräth der Korallenfischer, welches mit großen Mühen über den felsigen Meeresboden gezogen wird, um die rothen Zweige aus dem Garten Neptuns loszubrechen. Die Korallenfischerei des Mittelländischen Meeres, an der Küste der Apennini-

schen Halbinsel und Nordafrikas ist ausschließlich in den Händen der Italiener, deren Boote an einzelnen Stellen zu hunderten arbeiten. Unsere Abbildung liefert den Beweis, daß die Korallenfischerei in Japan, von Tauchern betrieben, ein lebensgefährliches Handwerk ist. Wenn es dem Tintenfisch unserer Abbildung auf Grund seines anatomischen Baues gewiß fernliegt, den angegriffenen Menschen nach Art der Haifische aufzufressen, so schwebt doch der bereits theilweise umschlungene Korallentaucher in der größten Gefahr, erstickt zu werden, da das Thier alle festen Gegenstände vermittels jener Saugnäpfe, die wir in Nr. 8 des Jahrgangs 1879 der „N. W." und in Nr. 22 des Jahrgangs 1880 beschrieben haben, mit einer Wuth erfaßt, daß es selbst im Tode nur schwer von Beute und Feind getrennt werden kann. Der Tintenfisch, der auf unserem Bilde unter Nr. 1 figurirt, spielt in der Ernährungsfrage der ostasiatischen Bevölkerung eine bedeutende Rolle. Die Bergung und Zubereitung des Thieres beschäftigt nach dem chinesischen Katalog 80 000 Menschen, ein Beweis, in welchen ungeheuren Mengen dieser Polyp das Meer bewohnt. Der Fang geschieht mit großen, sackförmigen, von zwei Booten gezogenen Schleppnetzen. Dem mächtigen Kruster im Vordergrund (Nr. 5) muß die Ehre zugesprochen werden, der größte existirende Krebs zu sein, denn mit den beiden Scheeren umklaftert er eine Linie von über drei Meter. Trotz der langen Extremitäten entwickelt der Riesenkrebs im Wasser eine überraschende Beweglichkeit, fängt mit allem Lebenden, was ihm in den Weg kommt, Streit an und führt, wie die andern Mitglieder seiner Sippe bis zu der kleinen Krabbe, seine Nahrung vermittels der Scheeren sehr geschickt nach den immer thätigen Freßwerkzeugen. Ein höchst respektabler Vertreter japanischer Fische ist der Riesenbarsch (Nr. 2); er ist 1,90 Meter lang und einer der größten Stachelflosser. Neben vielen anderen Fischen, Säugethieren und Vögeln befindet er sich im ausgestopften Zustande auf der japanischen Abtheilung und zeigt, daß das Inselvolk eine große Meisterschaft in der Kunst des Ausstopfens thierischer Körper besitzt. Nr. 3 ist der Meerengel, zur Familie der Haifische gehörig. In der Lebensweise den Schollen und Flundern ähnlich, hält er sich, wie diese, meist am Grunde des Meeres auf, vergräbt sich dort und stürzt mit Raubthierlust auf die vorüberziehende Beute. Das lederartige, zähe, unangenehm schmeckende Fleisch ist wenig geschätzt, dagegen wird die Haut zum Raspeln und Poliren gebraucht oder zu Degengriffen, Messerscheiden und Aehnlichem verwendet. Ueber dem Riesenpolypen schwimmt (Nr. 6) der Flatterfisch. Seinen Namen hat er von der Fähigkeit, sich vogelähnlich über das feuchte Element erheben zu können. Er gebraucht hierzu die außergewöhnlich entwickelten Brustflossen und entzieht sich durch die kleine Luftreise den Verfolgungen gefräßiger Wasserfeinde, wobei er allerdings aus dem Regen in die Traufe kommt, da Möven und Sturmvögel gern über den Luftkonkurrenten herfallen. Nr. 4 stellt den Fächerfisch dar, dessen Flossen ebenfalls eine reiche Entwicklung zeigen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der japanischen Thierwelt des Meeres ist Nr. 7, der Glasschwamm. Wenn es je dem Laien schwer gemacht wird, bei gewissen, pflanzenähnlichen Thierformen doch an den thierischen Ursprung zu glauben, so ist es hier der Fall. Es tritt uns ein Gebilde entgegen, das der schärfste Beobachter ohne wissenschaftliche Instrumente für gedrehte Glasfäden halten würde. Brachte doch der deutsche Naturforscher v. Sieboldt jene als eine Art Federschmuck benutzten blitzenden Bündel aus Japan mit, ohne die Entstehung derselben zu kennen. Der Glasschwamm gehört zu der vielgestaltigen Gruppe der Spongien, die durch den gemeinen Badeschwamm am meisten bekannt ist. Unter dem Mikroskop erweisen sich die vermeintlichen Glasfäden als ein Gerüst aus Kieselnadeln der wunderbarsten Gestalten, Anker, Sterne, Keulen, Spaten, Streitäxte, Morgensterne, ein ganzes Arsenal alterthümlicher Waffen. Die rechte Hand des von dem Tintenfisch attakirten Tauchers umfaßt einen Schatz des Meeres, der in neuerer Zeit für Deutschland eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen scheint. Die japanische Edelkoralle (Nr. 8), bekanntlich wie jede Koralle das feste Gehäuse einer Kolonie kleiner Polypen, unterscheidet sich von europäischen, vornehmlich im Mittelmeer gewonnenen, durch helle Schichten, welche die Hauptmasse durchziehen. Dieses Merkmal gilt in gewissen Kreisen als ein Vorzug, da die andere Koralle nur einfarbig erscheint. Größere deutsche Firmen gehen mit dem Gedanken um, den Export Japans zu uns zu lenken, eine Absicht, deren Durchführung dem italienischen Markt eine bedeutende Konkurrenz bereiten würde. Die schweizer Abtheilung wollen wir schließlich noch deshalb lobend erwähnen, weil sie uns das Fischergeräth von den Pfahlbauten bis auf die Gegenwart chronologisch geordnet vorgeführt hat, wobei wir die überraschende Wahrnehmung machten, daß die Bewohner der Molukken (Südseeinseln), nach ihrem Handwerkszeug zu urtheilen, auf der Kulturstufe der vorgeschichtlichen Pfahlbautenbewohner stehen. Wir könnten noch mehrere Spalten mit der Schilderung der Ausstellungsgegenstände der Tungusen und Patagonier, Eskimos und Tschuktschen füllen, aber der uns zugemessene Raum erlaubt nicht diese Ausführlichkeit. Die internatonale Fischereiausstellung wurde am 30. Juni mit einem solchen pekuniären Erfolg geschlossen, daß ihre Unternehmer weder die 80 000 Mark Subsidiengelder vom deutschen Reich, noch die 30 000 Mark von Preußen in Aussicht gestellte Unterstützung in Anspruch zu nehmen genöthigt sind — ein Triumph rastlosen, werkthätigen Strebens auf wissenschaftlicher Grundlage! Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„Illustrirtes Pflanzenleben. Gemeinverständliche Abhandlungen über die interessantesten und wichtigsten Fragen der Pflanzenkunde nach zuverlässigen Arbeiten der neuesten wissenschaftlichen Forschungen mit zahlreichen Originalillustrationen. Herausgegeben von Dr. Arnold Dodel-Port, Dozent der Botanik an der Universität und am eidgen. Polytechnikum in Zürich, Herausgeber des ‚Anatomisch-physiologischen Atlas der Botanik für Hoch- und Mittelschulen', Ehrenmitglied der Royal Microscopical Society of London. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt." Von diesem neuesten Werke unseres gelehrten und geistvollen Mitarbeiters sind die ersten beiden Lieferungen in unsern Händen. Dieselben enthalten Abhandlungen über die Pilze des Rückfalltyphus und Milzbrandes und über fleischfressende Pflanzen, beide mit vortrefflichen Illustrationen ausgestattet. Der Eleganz und Klarheit der Illustrationen entspricht der gesammte Inhalt wie der übrige Theil der Ausstattung des Werkes. Dodel-Port ist einer von jenen Gelehrten, bezüglich deren man bedauern könnte, daß sie nicht Belletristen, nicht schönwissenschaftliche Schriftsteller geworden sind, wenn sie nicht grade so meisterlich die Strenge ihrer gelehrten Untersuchungen durch den Reiz ihrer Darstellungsweise zu mildern und die tiefe Bedeutsamkeit ihres Stoffes auch dem Verständnisse und Gefühle der nicht wissenschaftlich gebildeten Leser nahe zu bringen wüßten. So unterrichtet zu werden, ist Genuß, das werden uns alle zugeben, welche dem Verfasser auf seinen Exkursionen in die tausend Geheimnisse bergenden Gefilde seiner anmuthigen Wissenschaft folgen. xz.

Wissenschaftlicher Rathgeber.

Clotten (an der Mosel). S. N. Wenn Sie meinen, daß nur die „sogenannten Gebildeten" die deutsche Sprache verballhornen und mit fremdsprachlichen Ausdrücken vermengen und verquicken, so sind Sie denn doch gewaltig im Irrthum. Wissen Sie z. B. nicht, daß das ganz überflüssige französische Madam' gegenwärtig nur mehr in den Kreisen der sogenannten Nichtgebildeten heimisch ist? Daß partout, oder in Sachsen barduh, ebenso wie expré, und jämmerliche Sprachbastarde, wie verschameriren, schenirlich und viele hundert andere ausschließlich der Sprache des sogenannt niederen Volkes einen häßlichen oder lächerlichen Anstrich geben? Also, Bester, die „Gebildeten" sprechen zumeist kein sonderlich reinliches Deutsch, die „Ungebildeten" aber auch nicht! Und was den von Ihnen gerügten Einzelfall angeht, so wollen Sie bedenken, daß jener Freund der „N. W.", welcher in Nr. 29 d. J. das Keuchhustenmittel angibt, einfach sich der einmal üblichen Kunstausdrücke bediente, die er als Laie auf eigene Faust zu verdeutschen kein Recht und auch keine Ursache hat. Sie würden nämlich, auch wenn wir die von Ihnen beanstandeten Ausdrücke verdeutscht hätten, doch noch lange keine bestimmte Vorstellung gewonnen haben, weil Sie eben die betreffenden Dinge nicht kennen, die ganz allgemein durch jene Fremdworte bezeichnet werden. Z. B.: Würden Sie etwas gewonnen haben, wenn wir Ihnen Inhalationsapparat so kurz und so gut als möglich mit Einathmungsvorrichtung übersetzten? Sie würden sogar schlimmer dran sein, weil der Händler mit medizinischen Apparaten und Instrumenten, an den Sie Sich im Falle des Bedarfs wenden müßten, nicht sicher wissen würde, was Sie wollen, während für ihn ein Zweifel, was unter einem Inhalationsapparat zu verstehen ist, völlig ausgeschlossen ist. Und rektifizirtes Terpentinöl verlangen Sie gar auch übersetzt? Recht gern: rektifizirtes Terpentinöl heißt doppeltgereinigtes Nadelholzbalsamöl; Sie brauchen's aber nicht weiter zu sagen, denn verstehen wird Sie kaum jemand. Im Anschluß hieran wird Ihnen die Lehre verständlich werden, wonach Fremdausdrücken in der deutschen Sprache, wie in jeder andern, Daseinsberechtigung zuzuerkennen ist, wenn sie eine Sprachlücke füllen, wie sie bei fortschreitender Kulturentwicklung alle Sprachen immer von neuem aufzuweisen haben, und daß es eine Thorheit wäre, jene Fremdlinge, die solcher Brauchbarkeit wegen Bürgerrecht im Deutschen erworben haben oder eben zu erwerben im Begriff stehen, hinterher durch künstlich gemachte deutsche Ausdrücke verdrängen zu wollen.

Dürrenberg. F. Die Mitesser, die sich, wo sie ohne Pustelbildung auftreten, unter dem Mikroskop nicht als Thiere, wie man früher glaubte, sondern als aus Fettkörnchen und verfetteten Oberhautzellen bestehende Hauttalgablagerungen erweisen, entfernt man am besten, indem man sie ausdrückt, entweder einzeln mit dem Fingernagel oder einem Uhrschlüssel oder, wenn sie zahlreich vorhanden sind, durch kräftiges Bürsten mit einer Zahnbürste und nachheriger Anwendung von Kaliseife oder auch durch Querstreichen mit einem Falzbein oder Messerrücken. Auch thut man gut, die von den Mitessern besetzten Hautstellen, nach der mechanischen Entfernung jener Unzier, abends eine Zeitlang mit Mandelöl zu bestreichen und morgens mit warmem Wasser und Seife zu waschen; ebenso ist es nützlich, die Haut wöchentlich einmal mit schwarzer Schmierseife zu waschen. Sind die Mitesser von Pustelbildung begleitet, so kann man annehmen, daß in den durch die Drüsenausscheidung vereiterten Talgdrüsengängen der von Gustav Simon entdeckte Acarus folliculorum, die Haarsackmilbe, ein nur 1/10 Linie langes Gliederthierchen, sitzt, welchem man mit Kreosotsalbe — statt Mandelöl — nach dem Ausdrücken der Mitesser den Garaus machen kann. Zu der Kreosotsalbe sind zu nehmen 3 Tropfen Kreosot auf 4 Gramm Fett.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 44. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen dnrch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Born erwiderte nichts, aber Wendt eiferte:

„Es ist wirklich schändlich — ich habe euch ja im voraus gesagt, daß die Walujeff ein gefährliches Geschöpf ist, das, wie ich glaube, mit den Männern bisher nur gespielt hat, und daß etwas von der grausam=graziösen Katzennatur in ihr steckt, aber wer will ihr das bei ihrer ganz originellen Schönheit verdenken, die ihr alle Männer, alte wie junge, zu Füßen legt? Sie amüsirt sich über die Huldigungen, die man ihr darbringt, sie sieht es als selbstverständlich an, daß jeder die Sache so leicht nimmt, wie sie selber, und ihr Leichtsinn und ihre Koketterie sind ganz und gar harmlos."

„So? wissen Sie das so genau? Ich behaupte, sie hat keine Rasse, d. h. sie gehört zu den Frauen, denen im Grunde außer der äußerlichen Schönheit alles fehlt, Temperament und Herzenswärme, Tiefe und Ernst, Charakter und Ehrlichkeit, die kein anderes Lebensinteresse haben, als das, möglichst vielen Männern die Köpfe zu verdrehen und denen ein Mann genau so viel — oder genau so wenig gilt wie der andere. Sie kokettirt früh mit einem glatzköpfigen Greis, Mittags mit einem Manne in der Blüte der Jahre und Abends mit einem flaumbärtigen Fuchs, der eben erst zur Universität gekommen ist und der erst in einigen Jahren nothdürftig trocken hinter den mehr oder weniger langen Ohren sein wird, und die Huldigungen des einen schmeicheln ihr gleich sehr wie die des andern. Sie wird auch nur mit dem stillschweigenden Vorbehalt heiraten, dieses Spiel als Frau fortzusetzen, nicht aus Herzensunersättlichkeit, sondern aus purer blanker, verächtlicher Eitelkeit, und sie wird sich gegen alle Vorwürfe hinter die wohlbegründete Thatsache verschanzen, daß sie ja den einen wie den andern behandle, in jedem Hoffnungen erwecke und keinen bevorzuge. Daran, wie wenig ehrenvoll, wie beschämend und beschimpfend solche Huldigungen sind, denkt sie einfach nicht. Und nun denkt euch einmal als ihren Gatten einen normal organisirten Mann, der sie ehrlich und ernstlich liebt, der sie zu sich emporheben möchte und der dazu verdammt ist, Tag für Tag Augenzeuge zu sein, wie sie lieber die Seelenruhe des Gatten vergiftet, als auf die läppischen Fadaisen eines Fähnrichs verzichtet, die sie doch eigentlich von Grund ihrer Seele langweilen; es muß das eine beneidenswerthe Existenz sein, nicht wahr? Es laufen genug solcher vom Satan der Eitelkeit besessenen Frauen in Sammt und Seide herum; ich kenne mehr als eine und weiß von mehr als einer, wie sie dem bravsten und nobelsten Mann die Ehe zum Fegefeuer, sein Heim zur Hölle gemacht hat. Und in diese Klasse gehört diese Walujeff, oder ich bin auf meine alten Tage noch der Gefahr ausgesetzt, eine Nachtigall für einen Zeisig zu halten."

Der kleine Herr hatte sehr ernst und mit einem Nachdruck gesprochen, den seine jungen Freunde nicht oft zu hören bekamen und der ihnen immer imponirte.

Wendt schwieg, gekränkt und beleidigt; Born sah nachdenklich empor zu den flimmernden Sternen, als wolle er aus ihnen die Wahrheit lesen und nur Lindner bemerkte fast schüchtern:

„Sie haben einen gewissen Hang zu extremen Urtheilen; sollten Sie nicht doch am Ende auch hier das Kind mit dem Bade ausschütten?"

Reinisch klopfte ihn freundlich auf die Schulter. „Guter Lindner, Sie sind trotz aller Gelehrtheit ein Kind in Bezug auf die Frauen, und wenn Sie Sich für den Verkehr mit dieser Tatjana einigermaßen präpariren wollen, so lesen Sie recht aufmerksam Paul Heyses ‚Salamander'. Warnt Sie dieses Kabinetsstück psychologischer Analyse nicht, nun, so spannen Sie Sich eben auch mit vor den Siegeswagen dieser Schönen — ich weiß, Sie reißen Sich bald genug wieder los und laufen irgend einem Admiral oder Trauermantel nach, der über den Weg flattert — um Sie ist mir am wenigsten bange."

„Wendt und Born geben Sie also verloren, wie es scheint," fragte Arvenberg lächelnd; „darf man sich erkundigen, welches Horoskop Sie mir stellen?"

Das klang ziemlich spöttisch und sicher, aber Reinisch gab rasch zurück:

„Hüten Sie Sich, mein Herr Philosoph und Kritiker! Man kann ein sehr sattelfester Philosoph sein, man kann sehr genau wissen, daß und warum ein ernsthafter Mann, der seinen Schopenhauer gelesen, beziehentlich studirt hat, nicht auf den närrischen Einfall kommen darf, sich zu verlieben, am wenigsten da, wo man nicht achten kann, und doch schließlich an ein paar kleinen, zierlich beschuhten Füßchen kläglich Schiffbruch leiden! Gerade weil Sie Sich so sicher fühlen und der Gefahr lachen, halte ich es für sehr möglich, daß Ihnen der ‚Knalleffekt der Natur' den klaren Blick trübt und daß auch Sie Sich ein X für ein U machen lassen. Gegen die Frauen schützt keine Philosophie, und es wäre ja ganz drollig, wenn Sie mit Wendt und Born und Lindner marschirten und einer eifersüchtig auf den andern würde.

Ich bleibe dann als rocher de bronce in der Brandung stehen und wenn alles vorbei ist und eure Russin heimische Bären und Wölfe zähmt, statt deutscher — Murmelthiere, werde ich mir erlauben, euch den heutigen Abend ins Gedächtniß zurückzurufen und euch zu fragen, ob die Rolle des getreuen Eckardt nicht eine äußerst undankbare ist."

„Laßt, Freunde, genug sein des grausamen Spiels," deklamirte Wendt; „Reinisch ist ja heute rein des Teufels und ich glaube, wir müssen ihm den Giftzahn ausbrechen. Arme, schöne, muntere Tatjana — du eine Sirene, eine Circe, eine Lorelei, die alle Männer schmeichelnd an sich lockt, um sie dann mit kühlem Lächeln, wie erstaunt über ihre unbegreifliche Vermessenheit, in ihr armseliches Nichts zurückzuschleudern! So schlimm, wie er's macht, ist's wahrscheinlich nicht; auch für sie wird noch der Rechte kommen und den beneide ich dann von Herzensgrund! Sie verdiente, eine Königin zu sein und den Hermelin um ihre weißen Schultern zu legen und muß sich von einem Schönheitsverständigen so lästern lassen! Aber sagen Sie, Reinisch, war Ihre mysteriöse Siebenbürgerin nur halb so schön, wie die Walujeff?"

„Ebenso schön, nur anders, ganz anders! Und das nächste mal — bei Lindner, nicht wahr? — werdet ihr hören, daß sie auch sonst ganz anders war und daß ich vielleicht nur deswegen so bitter gegen diese Walujeff bin, weil sie mich auf dem Wege des Kontrastes unausgesetzt an die arme Leontine erinnerte, so daß ich zuletzt meinte, sie mit ihren ernsthaften Augen mir gegenüber sitzen zu sehen."

Damit trennte man sich, und von den in mehr oder minder nachdenklicher und erregter Stimmung der Junggesellenwohnung Zuschreitenden war wohl nur Reinisch im Stande, sich ein ungefähres Bild von dem Nachspiel zu machen, welches der Abend im Theezimmer der russischen Familie hatte; und doch wäre es für alle von Werth gewesen, mit anhören zu können, welchen Eindruck sie ihrerseits hinterlassen hatten.

Als Tatjana nach der Verabschiedung von ihren neuen Bekannten ins Zimmer zurückgekehrt war, zündete sie sich eine neue Cigarette an, warf sich in den Schaukelstuhl, legte den schönen, stolzen Kopf mit der hohen Stirn, welche durch die Maria-Stuart-Schneppe nur noch mehr hervortrat, lässig zurück und schloß behaglich die Augen. Sie beachtete es kaum, daß ihre Mutter ihr ziemlich gleichgiltig Gutenacht wünschte und sich zurückzog; die unbedeutende und wenig angenehme alte Frau| war ja nur eine Statistin in der Komödie, die sie ihren Besuchern vorspielte, und nun mochte sie gehen. Auch den Bruder hatte sie halb und halb zum Statisten abgerichtet, aber er war ein zu feiner Kopf und ein zu guter Beobachter, um das Spiel der Schwester nicht zu durchschauen und dies durch sarkastische Randglossen wenigstens anzudeuten.

So fragte er auch jetzt, nachdem er ihr aus seiner Divanecke eine Weile zugesehen, ziemlich spöttisch:

„Sage mir doch, schöne Schwester, wird es dir denn nie langweilig, immer wieder die alten Mittel anzuwenden, und die lange Liste deiner — Verehrer noch um einige Namen zu verlängern? Ich sollte denken, du müßtest des Spiels einmal müde werden?"

„Warum? es ist noch das einzige, was mir Vergnügen macht, und wenn es einmal nicht mehr geht, dann könnt ihr mich nur begraben."

„Chacun à son goût, aber was kann dir an den vier deutschen Träumern gelegen sein, die doch so gar nichts Pikantes haben?"

„Oho! — der deutsche Träumer ist eine neue Spezies für mich; vielleicht benehmen sich diese Deutschen, wenn sie verliebt sind, doch etwas anders, als unsere Russen und Polen, als die galanten, windigen Franzosen, die steifen, bockbeinigen Engländer und die Italiener mit den ewigen gelben Gesichtern und kohlschwarzen Augen und Bärten. Man kann es doch wenigstens auf den Versuch ankommen lassen."

„Und hat dir einer von ihnen besonders gut gefallen?"

„Das könnte ich nicht behaupten. Der Herr Born scheint einen eisernen Ladestock verschluckt zu haben, aber er ist ein Dichter, und Deutscher und Dichter zugleich, das muß originell sein. Der Herr Lindner interessirt mich durch seine Schüchternheit, die bei einem Manne in seinem Alter ganz unerhört ist — er ist ja soweit ganz nett und dürfte schon etwas Selbstgefühl besitzen. Sein vielbeiniges geflügeltes Ungeziefer ist mir freilich zuwider, aber nehme ich die born'schen Tragödien hin, warum nicht auch diese abgeschmackte Liebhaberei? Ueberdies, mein neugieriger Herr Bruder, soll er in ein kleines deutsches Mädchen verliebt sein, das Strümpfe stopft und unmenschlich viel Gefühl besitzt, wie jede Deutsche; es wird mich amüsiren, ihm den Kopf zu verdrehen und ihn in einen schweren Konflikt der Pflichten zu stürzen — diese Deutschen nehmen ja alles gleich tragisch; zum Schluß bin ich dann doch noch die Großmüthige, die ihn der Kleinen wieder zuführt; wer weiß, vielleicht halte ich ihm sogar eine ganz erbauliche Predigt über die Treue, die der Bräutigam seiner Braut schuldet — Du weißt ja, ich kann auch das, wenns sein muß. Der Herr Arvenberg ist ein schöner Kerl, mit wahren Spitzbubenaugen, und dann soll er ja ein Anhänger irgend eines albernen Philosophen sein, der uns Frauen so schlecht macht, daß eigentlich kein Hund ein Stück Brot von uns nehmen dürfte, warum soll ich nicht einen gewissen Reiz darin finden, ihm so nebenher zu beweisen, daß es mit dieser Philosophie auch nichts ist und daß ein Frauenlächeln hinreicht, das ganze schöne System in die Luft zu sprengen? Du siehst also, mein lieber Bruder, daß die jungen Leute keineswegs so indifferent für mich sind, als sie dir erscheinen mögen und ich werde mich sogar mit deiner Erlaubniß in der nächsten Zeit ziemlich viel mit ihnen beschäftigen."

„Mir scheint, es sind noch zwei übrig, der Maler und der Herr Wendt."

Tatjanas feine Brauen zogen sich zusammen und die Antwort klang übellaunig, spitz und ungnädig und erst im Nachsatz wieder übermüthig.

„Der Maler ist ein ungehobelter und impertinenter Mensch, der nicht mitzählt, den ich zu ignoriren gedenke, und der gute, dicke Wendt ist mein Pudel, dem ich heute das Fell kraue, und den ich morgen mit Fußtritten regalire; er macht im ersten Falle so komisch-glückselige Augen und wagt im zweiten nicht zu knurren, und trotz aller meiner Launen läuft er mir getreulich wieder nach. Solche Verehrer sind werthvoll und zu mancherlei zu gebrauchen; man gestattet ihnen nicht, keck zu werden, aber man hält sie an einem feinen Fädchen fest, damit sie nicht durchgehen, und macht ihre etwaigen Emanzipationsgelüste durch| eine kleine Gunst zunichte, wie man ein Kartenhaus über den Haufen bläst. Im übrigen bin ich müde — felice notte, Fomuschka."

Das Zimmer, in welchem der kleine Freundeskreis sich am darauffolgenden Freitag versammelte, durfte originell genannt werden, war aber ganz geeignet, einer stilgerechten deutschen Hausfrau, deren Wahlspruch lautet: „Ordnung über alles!" und der man die Säuberung eines Bücherbrets nicht übertragen kann, weil sie die Bücher, die nach Fächern geordnet sind, unfehlbar nach der Größe aufstellen wird, ein gelindes Grauen einzuflößen, so hoffnungslos war die „malerische" Unordnung dieses Naturforscherheims. Von der Decke schwebte ein ausgestopfter Bussard herab, ein kleines Wasserhuhn in den Fängen, eine glotzäugige Eule, die von Lindner jahrelang zärtlich mit Mäusen gefüttert und nach ihrem Tode eigenhändig ausgestopft worden war, hatte auf der einen Seite einen wohlerhaltenen Schädel, der aus der leipziger Schlacht stammte, und in der Schläfengegend von einer Musketenkugel durchlöchert war, auf der andern ein großes Einmacheglas, in welchem eine schöne Kreuzotter in Spiritus dem Schicksal der Verwesung Trotz bot. An allen Wänden Kästen mit Käfern und Schmetterlingen, auf Tischen und Stühlen Retorten und andere chemische Apparate, Sopha und Chaiselongue bedeckt mit Büchern und Journalen und das ganze Zimmer erfüllt von einem feinen, aber scharfen Geruch von Säuren und Chemikalien, an den man sich erst gewöhnen mußte. Aber auch lebende Bewohner zählte das ziemlich große Zimmer in mehr als ausreichender Anzahl; sorglich verhängte Vogelkäfige an der Wand ließen auf eine Garnison von geflügelten Sängern schließen, und wer sich näher umsah, entdeckte in einem alten, breitkrämpigen Schlapphute ein Lachtaubenpaar, welches dieses Heim höchst komfortabel zu finden schien und in einem paar hochbetagten Filzschuhen zwei Meerschweinchen, die den Schlaf des Gerechten schlummerten.

Lindner, dessen Schlafrock auf ein ehrwürdiges Alter Anspruch erhob und von seinem Herrn mit vieler Pietät betrachtet wurde, obgleich er an den Ellenbogen völlig durchscheuert war, bemühte sich mit mehr Hast und Energie, als Umsicht, wenigstens Sopha und Chaiselongue nothdürftig von den gröbsten Folianten zu säubern, als Arvenberg, Wendt und Born zugleich ins Zimmer polterten. Es war ein alter, aber immer wieder Anklang findender Scherz Wendts, die Bücher, welche Lindner glücklich einst-

weilen unters Sopha geschoben hatte, verstohlen wieder hervorzuziehen und auf dem Sopha zu vertheilen, um nachher, wenn der ganz echauffirte und athemlose Wirth zum Sitzen einlud, fragend auf die dickleibige Versammlung von Kompendien u. s. w. zu zeigen. Man ließ sich diesen Scherz auch heute nicht entgehen, und es währte lange, bis die alte, vollständig niedergelegene Chaiselongue, deren Ueberzug, längst zur Farblosigkeit verblichen, endlich trotz aller Chikanen so weit frei war, daß Wendt sich mit der vollen Wucht seines eben nicht elfenhaften Körpers auf dieselbe fallen lassen konnte. Das nach den übereinstimmenden Versicherungen glaubwürdiger Zeugen in seinen Holzbestandtheilen von zahllosen Holzwürmern durchwühlte alte Möbel krachte in allen Fugen und ließ einen Zusammenbruch gewärtigen; eine leichte Staubwolke stieg empor und Wendt betheuerte in erregtem Tone, daß die einzige in diesem modernen Folterinstrument vorhandene Stahlfeder zerbrochen sei, denn ein spitzer harter Gegenstand habe sich ihm in den Rücken gebohrt und ihm sicherlich eine blutige Schramme beigebracht; sollte sich dies als erweislich herausstellen, so werde er gegen Lindner eine Klage wegen absichtlicher oder wenigstens fahrlässiger Körperverletzung einreichen. In diesem Moment ertönte aber bereits ein jämmerliches Gequiek und Gewinsel und eine unförmliche zottige schwarze Masse rutschte unter dem Tisch hervor und retirirte nach Lindners Pult; ein paar grünlich leuchtende Augen erweckten den Gedanken an eine Katze, dem die von dem geheimnißvollen Geschöpf ausgestoßenen Töne wenigstens nicht widersprachen; in Wirklichkeit hatte Arvenberg, im Begriff, auf dem Sopha Platz zu nehmen, seinen Fuß auf eine Pfote des alten, blinden, mit chronischem Rheumatismus behafteten Pietsch gesetzt, eines Hundes von so unerhörter Häßlichkeit, daß dieselbe entschieden komisch wirkte. Dieses uralte Vieh, welches nach Wendts Behauptung niemals auch nur einen Jahresbetrag der Hundesteuer werth gewesen war, hatte schon in seiner frischesten Jugendblüthe so wenig durch Schönheit geglänzt, daß es von seinem Herrn und Besitzer ohne Maulkorb und Steuerzeichen seinem Schicksal überlassen worden war, es hatte aber, von jeder andern Schwelle verstoßen, doch den genialen Einfall, dem gutmüthigen thierfreundlichen Lindner zuzulaufen und sich mit zähester Beharrlichkeit an seine Fersen heften; es war das für diesen Ausbund von Häßlichkeit und Plumpheit sicherlich die einzige Möglichkeit, im Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen. Halb verhungert und von Schmutz starrend hatte Pietsch mit seinem lächerlichen Schwanzfragment Lindner angewedelt und ihn aus melancholischen Triefaugen so bittend angeblickt, daß er es nicht über sich gewann, den Hund fortzujagen; über seine Häßlichkeit konnte selbst er sich nicht verblenden, aber er redete sich wenigstens ein, Pietsch sei der treueste, gutmüthigste, klügste und spaßhafteste Hund, der je der Schlinge des Kavillers entrissen ward, obgleich er diese günstige Meinung nur durch die Thatsache zu begründen vermochte, daß Pietsch an schönen Maimorgen schlaftrunkene Maikäfer mit der Pfote niederschlug oder sie aus Buchsbaumbeeteinfassungen kratzte, um sie dann mit sichtlichem Behagen mit Stumpf und Stiel zu verzehren, und daß er sich, wenn man ihn streichelte, sofort auf den Rücken legte und undefinirbare, am ehesten noch einen Grunzen ähnliche Laute ausstieß. Nach und nach gelang es unserm Apotheker und Chemiker, das „winselnde Scheusal“, wie Wendt es nannte, durch Darreichung von Zucker einigermaßen zu beruhigen und ihm hinter ein paar Stulpstiefeln ein Asyl zu bereiten, in welches die Absätze unvorsichtiger Freunde nicht zu dringen vermochten. Neben Arvenberg, der sich an dem ganzen Hundeintermezzo nur durch ein gebieterisches: „Knurre nicht, Pudel!“ betheiligt hatte und von Lindner dahin belehrt worden war, daß Pietsch keineswegs ein Pudel sei, sondern dem edlen Geschlecht der Affenpinscher angehöre, hatte Born Platz genommen, der ungewöhnlich einsilbig und zerstreut zu sein schien. Nun fehlte noch Reinisch, aber eben trat er ins Zimmer, von einem gerade erwachenden Kanarienvogel mit einem so stürmischen und triumphirenden Geschmetter begrüßt, daß er sich die Ohren zuhielt, umsomehr, als Pietsch diese musikalische Leistung durch jene hohen, langgezogenen Töne begleitete, welche dem musikalischen Gefühl der normalen Hundenatur ein so ehrenvolles Zeugniß ausstellen. Ein von Wendt mit Sicherheit und Vehemenz als Bombe hinter die Stulpstiefelschanze geschleuderter Hausschuh wirkte beschwichtigend, und da es Lindner gelang, auch seinen goldgelben Nachtschläger durch Schmeichelworte zum Schweigen zu bringen, so konnte Reinisch mit einem komisch-grimmigen: „Aus der Scylla in die Charybdis — aus dem Photographirsalon in die Menagerie!“ Platz nehmen und die Frage aufwerfen, was es zu lesen gebe.

„Allerlei,“ räumte Lindner ein, „aber —“

„Wie steht es zunächst mit der prager Affaire?“ unterbrach Arvenberg, und Wendt fügte eifrig hinzu: „Die müssen wir erst zu Ende hören; ist dann noch Zeit, so können wir ja immer noch serbische Volkslieder lesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

Von **Rothberg-Lindener.**

Um sich den Werth historischer Persönlichkeiten einzuprägen oder die Wichtigkeit des von ihnen Geleisteten recht packend hervorzuheben, hat es die Nachwelt bisher geliebt, bezeichnende Schlagwörter oder anekdotenhafte Erzählungen mit den geistigen Errungenschaften solcher Männer in Verbindung zu bringen. Es sei nur an des gefolterten Galilei angeblichen Ausruf: „Und sie bewegt sich doch!“, und an des Kolumbus Experiment mit dem Ei erinnert!

Ebenso wiederholt man noch heut die Erzählung, daß Newton beim Anblick eines vom Baum fallenden Apfels auf den Gedanken gekommen sei, in der Schwere die Ursache der allgemeinen Gravitation zu erkennen. Es ist ihm aber nicht so leicht geworden; auch ihm ist seine Gravitationstheorie nicht als reife Frucht in den Schoß gefallen, sondern er hat sie durch mühevolle, anhaltende Arbeit gestalten müssen. Wie Pemberton berichtet, stammen die Anfänge seiner Theorie schon aus dem Jahre 1666. Als er sie aber rechnend auf die gegenseitige Einwirkung der zunächstliegenden Weltkörper, auf Erde und Mond, anwandte, scheiterte er anfänglich daran, daß die damals zu Grunde liegenden falschen Messungen des Erdmeridians ihn veranlaßt hatten, den Erdhalbmesser zu klein in die Rechnung einzusetzen, sodaß er mit den festgestellten Umlaufszeiten nicht in Uebereinstimmung gelangte. Erst im Jahre 1676 nahm er seine Rechnungen wieder auf, da die unterdeß erfolgte genauere Vermessung eines größeren Meridianabschnitts einen größeren Erdhalbmesser ergab — und nun stimmte seine Rechnung für den Mond und in weiterer Ausführung auch für die anderen Planeten. Hauptsächlich also hatte es Newton der gleichzeitigen neuen Gradmessung zu verdanken, wenn er nun mit seinem dynamischen Gravitationsgesetz an die Oeffentlichkeit treten und es dahin formuliren konnte, daß zwischen allen materiellen Körpern eine gegenseitige Einwirkung bestehe im Verhältniß ihrer Massen, dividirt durch das Quadrat ihrer Abstände. Von da an ließen sich die Bewegungen der Weltkörper der Rechnung unterwerfen, und der Mathematiker kann, ohne seinen Arbeitstisch zu verlassen, den Ort und die Geschwindigkeit der Planeten für jeden Augenblick bestimmen. Nachdem nun im Jahre 1846 Leverrier, auf diesem Gesetz Newtons fußend, durch Rechnung die Nothwendigkeit der Existenz eines unbekannten Planeten an einem bestimmten Ort festgestellt hatte und derselbe auch mit dem Fernrohr richtig aufgefunden wurde, gab der Glanz dieser erneuten Bestätigung der Richtigkeit des newton'schen Gesetzes erneuten Anlaß, das ganze Gravitationsproblem als gelöst anzusehen, und man wird heut unter zehn Argumenten der Vertheidiger der Anziehungskraft gewiß neunmal der Wendung begegnen: „Aber Newtons Erklärung der Gravitation ist doch durch Leverriers Entdeckung des Neptun glänzend bestätigt worden!“

Ueberhaupt wird von der überwiegenden Zahl der naturwissenschaftlichen Laien nicht nur, sondern auch der in irgend einem Zweig der Wissenschaft Forschenden und Lehrenden das Vorhandensein eines Problems der Anziehung gradezu in Abrede gestellt. „Sämmtliche Naturforscher nehmen übereinstimmend eine Anziehung der Materie im großen, wie im kleinen an“ — ist das Stichwort dieser Kreise. Zum Glück für die Wissenschaft gibt es aber

jederzeit Leute, die auch gegenüber solchen Massenüberzeugungen sich skeptisch verhalten. Was von diesen angeblichen allgemeinen Uebereinstimmungen häufig genug zu halten ist, darüber hat sich schon Goethe in seinen „Geologischen Problemen“ ausgesprochen. Sein Urtheil, nicht auf vorübergehende Auswüchse der unduldsamen Thätigkeit von Eiferern sich beziehend, sondern auf Beobachtung der bleibenden Menschen- und ganz speziell der Gelehrtennatur gegründet, könnte ebenso gut heut niedergeschrieben sein. Darum seien hier seine Worte wiedergegeben: „Das Schrecklichste, was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung, die sämmtlichen Naturforscher seien hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt, der weiß, wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeiten sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler; eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie mit einer gewissen, leidenschaftlichen Bewegung durch. Hundert und aberhundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in anderen Fächern arbeiten, die auch wollen ihren Kreis lebendig wirksam, geehrt und respektirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun, als jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht? Das heißt man dann allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.“



Während man also „das Schrecklichste“ auch über die Gravitation hören muß, liegt eine besondere Ironie darin, daß der Entdecker ihrer Gesetze garnicht an diesem allgemeinen Konsens

theilnimmt. Newton war sich ganz klar darüber, daß sein Gesetz nur rein mathematisch sei, also sich nur über die verhältnißmäßigen Zahlengrößen der zwischen den Himmelskörpern herrschenden Einwirkung ausspreche; und obgleich auch er, in Ueberschätzung der Mathematik, sie als Wissenschaft am höchsten stellt und die Physik als ihr untergeordnet ansieht, so hat er sich doch keineswegs an dem Ruhm seiner Entdeckungen genügen lassen, sondern er sah ein und sprach es aus, daß die eigentlich physische Seite des Vorgangs nach wie vor Problem blieb, das gleichfalls noch Lösung fordere. Das Nachdenken über die Mittel, durch welche so entfernte Massen auf einander zu wirken im stande seien und wie der Vorgang in Wirklichkeit geschehen könne, hat Newton bis an sein Ende beschäftigt, ohne daß er selbst auch nur zu einer festen Hypothese darüber gekommen wäre. Soviel aber steht fest, daß Newton den Ausdruck „Anziehung“ garnicht zur Bezeichnung der Art des Vorgangs, vielmehr nur um ein sogenanntes Annäherungsbestreben der Körper zu bezeichnen, gebraucht hat, und dabei nach allen möglichen und unmöglichen materiellen und immateriellen Mitteln herumtappte, um zu einer befriedigenden Erklärung des Zusammenhangs zu gelangen. — Den Standpunkt, von welchem aus auch wir Heutigen an die Untersuchung des Problems gehen müssen, wie verschiedene, viele millionen Meilen entfernte Körper aufeinander zu wirken im stande seien, bezeichnet am schärfsten eine Aeußerung Newtons in einem Briefe an Bentley im Jahre 1693; er sagt, „daß die Gravitation der Materie eingeboren, inhärent und wesentlich sei,

Eine Urwaldlandschaft mit Bewohnern. (Seite 528.)

dergestalt, daß ein Körper aus der Entfernung durch ein Vakuum hindurch auf einen andern Körper wirken solle, ohne Vermittlung von einem sonstigen Etwas, durch und vermittels dessen die Wirkung und Kraft von dem einen Körper zu dem andern hingeleitet wird, dies ist für mich eine so große Absurdität, daß ich glaube, kein Mensch, dem in philosophischen Dingen eine kompetente Denkfähigkeit beigemessen werden darf, kann jemals hierauf verfallen."

Wenn dann später, im Jahre 1713, es Newton auch geschehen ließ, daß sein großes Werk: „Prinzipien der Naturlehre" mit einer Vorrede von Cotes in die Welt ging, worin dieser die Anziehung zum Dogma proklamirte, indem er sie als „einfachste Ursache", also als von selbst verständlich erklärte, als Thatsache, für die keine mechanische Erklärung gegeben werden könne, so hat er zwar durch dieses Geschehenlassen, welches einer Art Verzweiflung darüber entsprang, daß er im Erkennen des physischen Zusammenhangs der Gravitation zu keinem brauchbaren Resultat kommen konnte, viel zur Stagnation der Forschung auf diesem Gebiet beigetragen, da die „allgemeine Uebereinstimmung der Forscher" grade von dieser cotes'schen Vorrede ihren Ausgang nimmt, aber er selbst blieb dabei, in ächt wissenschaftlicher Weise frei zu bekennen, was er nicht wisse und nicht ergründen könne, und erklärt demgemäß nochmals in seiner kurzen Vorrede zur zweiten Auflage seiner Optik (1717), daß er die Gravitation keineswegs für eine Grundkraft der Materie halte.

Trotzdem fand das cotes'sche Dogma Anerkennung, wenn auch nicht ohne Widerspruch — Maclaurin und J. Bernoulli protestirten dagegen — und dieses Dogma gab Veranlassung, daß man trotz immerwährender Benutzung des mathematischen Gravitationsgesetzes während zweihundert Jahren keinen Schritt an physikalischer Einsicht auf diesem Gebiete vorrückte. Das überwiegende Ansehen, das die reinen Fachastronomen und Mathematiker über die mehr empirischen Physiker seit jener Zeit zu gewinnen gewußt hatten — sie bewahren es heut noch in mehr als gebührendem Maße — trug zu diesem Selbstgenügen wesentlich bei, das über der Befriedigung an der Kenntniß der Größe von Kräften deren Herkommen, Wirkungsweise und etwaige Umwandlung ganz vergessen ließ. Diese Einseitigkeit, mit der sich die namhaftesten Gelehrten so häufig gegen alle Unzulänglichkeiten ihres Wissens abschließen, wenn dieselben nicht nach strengster Definition zu ihrem Fach in Beziehung stehen, zeigen sich in folgenden Worten Mädlers über die Gravitationsfrage: „Nicht dieses uns unbekannte innere Wesen derselben (der Gravitation nämlich), sondern die Gesetze ihrer Wirkungen sind es, welche Newton aus einem einzigen obersten Prinzipe folgerecht entwickelte und welche fortan die Grundlage der Astronomie ausmachen, ein mehreres bedarf es nicht. Wenn daher einzelne, welche, gänzlich mißkennend das wahre Ziel der Astronomie, dieses in metaphysische Erörterungen über das Wesen der Grundkräfte setzen, von diesem Standpunkte aus Angriffe gegen Newton und sein System unternommen haben, so treffen sie gänzlich fehl. Man hat z. B. nach dem Stoffe gefragt, welcher die Attraktion vermittle, man hat gesagt, Anziehung könne nur mit Haken und Seilen gedacht werden und dergleichen mehr. Mag man sich die Anziehung mit oder ohne Haken und Seile gedenken oder (wie der Verfasser) auf jede sinnliche Vorstellung derselben von vornherein verzichten, dies alles ist der Astronomie gleichgiltig." — Hier könnte man Mädler fragen, ob er metaphysische Untersuchungen für gewöhnlich solche nennt, welche nach dem Stoffe forschen, der Naturerscheinungen vermittelt? Jedenfalls aber scheint uns der kosmische Physiker, der von seinen zunächst liegenden Erfahrungen — seien sie auch mit Hülfe so grober Instrumente, wie Haken und Seile es sind, gewonnen! — weiterschreitend die Kräfte oder Bewegungen im Universum an materiellen Körpern und durch Vermittlung von Stoffen zu erforschen sich bemüht, auf freierem und aussichtsvollerem Wege zu sein, als ein Spezialgelehrter, der sich innerhalb der wirklichen oder vermeintlichen Grenzen seines Fachs einpuppt und, wenn dieses mit mathematischen Abstraktionen zu thun hat, nun auch sinnliche Vorstellungen über solche Gegenstände ängstlich vermeidet, die aus Nachbargebieten in das seinige hineinreichen und dringend Berücksichtigung verlangen, falls Einsicht in den Zusammenhang und Ueberblick über das Ganze der Naturwissenschaft als das volle, menschlich befriedigende Ziel des Forschers hingestellt werden darf. Wenn wirklich alle wissenschaftlichen und besonders Naturstudien nur in streng durchgeführten und immer enger gezogenen Spezialabgrenzungen getrieben werden sollten, so würden aus der daraus hervorgehenden Zusammenhangs- und gegenseitigen Verständnißlosigkeit nur die Glaubensdogmatiker einen Gewinn davontragen. Sehen wir sie doch jetzt schon oft mit ihrem ausgebildeten dialektischen Geschick eine solche wissenschaftliche Spezialtheorie gegen die andere zur Diskreditirung der von ihnen sogenannten „falschen Wissenschaft" ausspielen! Man bedenke zur Illustrirung der Resultate einer zu weit gehenden Vereinzelung nur ein Beispiel, welches Maxwell ausführt. Er sagt in seinem Werkchen „Substanz und Bewegung": „Für die geometrische Konfiguration der Erde und der Himmelskörper ist es offenbar alles eins, ob sich die Erde im Himmel, oder ob sich der Himmel um die Erde dreht. Alles, was ohne Zuhülfenahme dynamischer Prinzipien festgestellt werden kann, sind die Entfernungen zwischen den das Universum zusammensetzenden Körpern, terrestrischen oder kosmischen, und die Winkel zwischen den sie verbindenden Linien; diese aber werden durch eine Rotation des Systems als eines Ganzen, ähnlich der eines starren Körpers um seine Axe, welche Rotation zu der wirklichen Bewegung der Theile gegen einander hinzutritt, nicht affizirt; sodaß vom geometrischen Standpunkt aus das Kopernikanische System, demzufolge die Erde rotirt, keinen Vorzug, den der Einfachheit ausgenommen, vor jenem Systeme hat, welches annimmt, daß die Erde sich in Ruhe befindet und daß die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper ihre wirklichen Bewegungen sind. Selbst wenn wir einen Schritt weiter gehen und die aus der Dynamik genommenen Gründe für die Drehung der Erde um ihre Achse berücksichtigen, so können wir ihre abgeplattete Gestalt und das Gleichgewicht des Ozeans, sowie aller anderen Körper an ihrer Oberfläche noch immer aus beiden Hypothesen erklären.... Erst wenn wir noch weiter gehen und die Phänomene an Körpern betrachten, welche sich in Beziehung zur Erde bewegen, werden wir wirklich gezwungen, zuzugeben, daß die Erde rotirt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Heros des Gründerthums.

Von Dr. **A. Mülberger.**

(Fortsetzung.)

Noch von einer andern Seite wurde Law bedroht. Der bisherige Polizeiminister Argenson, der Nachfolger des gestürzten Herzogs von Noailles, verschaffte dem reichen Bankhaus der Brüder Paris in Paris den Generalpacht der Staatsgefälle, und diese beschlossen, ihn durch eine Aktiengesellschaft von 100 Millionen Kapital auszubeuten. Das eingezahlte Kapital wurde der Regierung als Vorschuß angeboten und die Aktien, welche einen hohen und sichern Gewinn abwerfen mußten, gingen um so reißender ab, als man nur 10 Prozent Einzahlung verlangte, weil man ein Papier haben wollte, das eben der West-Gesellschaft Konkurrenz machen sollte und so sehr machte, daß die Aktien der letzteren auf die Hälfte ihres Nennwerths sanken. Und weil Law seine Theorie das System nannte, gaben seine Gegner der Kompagnie Paris den Namen Antisystem. Während so Argenson mit der einen Hand insgeheim auf den Sturz des Schotten hinarbeitete, half er ihm mit der andern bei den Vorbereitungen zur Einführung der Staatsbank, welche den Schulden und Nöthen der Regierung endlich definitiv ein Ende machen sollte. Die Vorbereitung bestand aber in der Erhöhung des Geldwerths um die Hälfte, sodaß die bisher zu 40 Livres ausgeprägte Mark Silber nunmehr 60 repräsentiren sollte, und ebenso die Mark Gold 900 statt 600. Die Bevölkerung mußte ihr Metall mit $^1/_4$ des Betrags in Staatsbillets in die Münzstätte bringen und erhielt dafür denselben Betrag in der neuen leichten Münze zurück; sie gewann also allerdings etwas an den Staatsbillets, verlor aber weit mehr am Gehalt der neuen Münzen. Vergebens protestirte das Parlament: der Regent brach seinen Widerstand durch einen lit de justice und entzog ihm das Recht der Gegen-

vorstellungen. Merkwürdig aber, daß, jemehr der Widerstand beseitigt wurde, den die Staatsbank Laws erfuhr, er desto zögernder an die Ausführung ging, weil jetzt der Regent seine einzige Stütze blieb, und daß umgekehrt der Regent, der sich bewußt war, die Achtung und Unterstützung des Volkes verscherzt zu haben, desto mehr sich dem Schotten in die Arme warf, der allein ihn vom Abgrund retten zu können schien. Am 4. Dezember 1718 erschien das Edikt, welches Laws Privatbank in eine Banque royale verwandelte, die ihre Geschäfte mit dem ersten Januar 1719 eröffnen sollte. Ihren Grundstock bildeten die 6 Millionen der alten Bank, welche Law in Aktien der Westgesellschaft verwandelt hatte und welche als Sicherheit für das Publikum in der Kasse bleiben sollten. Der Regent hatte die Oberaufsicht und unter ihm stand Law als Generaldirektor. Der Schatzmeister hatte dem Staatsrath Rechnung über Einnahme und Ausgabe abzulegen. Bankzettel sollten nur auf die vom Staatsrath im Namen des Königs erlassenen Befehle ausgegeben werden und jeder den königlichen Stempel mit drei Unterschriften tragen. Was die Bankzettel betrifft, so fing man ziemlich bescheiden an und ging in der ersten Hälfte des Jahres 1719 nicht über 100 Millionen, in Abschnitten von 100 und 1000 Livres, hinaus. Der Erfolg war überraschend, denn das Publikum nahm die Zettel der königlichen Bank ebenso willig, wie die der früheren Privatbank, und schien nicht zu ahnen, daß die Sicherheit der neuen Bankzettel, die 12 000 entwertheten Aktien der Westgesellschaft, in Wahrheit gar keine war.

Die Hauptsache war nun aber, die Aktien der Westgesellschaft zu heben, denn der Handel in diesen sollte die neugeschaffene Menge von Bankzetteln in den Verkehr bringen. Also wandte man der Westgesellschaft die ganze Fürsorge der Regierung zu, gab ihr den Tabakspacht auf zwanzig Jahre für 4¹/₅ mill. L. jährlich, verschmolz mit ihr die beiden alten herabgekommenen Gesellschaften der ostindischen und chinesischen Kompagnie (seit welcher Zeit sie den Titel „Compagnie des Indes“ erhielt) und erlaubte ihr im Juli 1719 für diese Ausdehnung ihrer Geschäfte 50 000 neue Aktien zum alten Nominalwerth von 500 L. auszugeben, diesmal aber mit 10 Prozent Agio und nur gegen Metallgeld. Während nämlich zu Anfang des Jahres die alten Aktien noch die Hälfte ihres Nennwerths galten, war es Law gelungen, durch Einführung des Prämienspiels den Kurs auf Pari und dann schnell darüber hinaufzutreiben. Er versprach jedem, der ihm in 6 Monaten 200 Aktien liefern würde, nicht nur den vollen Nennwerth, sondern noch 40 000 L. Prämie zu bezahlen, also im ganzen 700 L. für 500 L. Damit war das Börsenspiel eröffnet. Weiter erhielt die jetzige indische Kompagnie von der Bank ein unverzinsliches Anlehen von 25 Millionen (Juli 1719), ferner zur selben Zeit das Münzprivileg in ganz Frankreich, gegen eine Zahlung von 50 Millionen an den Staatsschatz, mit denen die Bedürfnisse des Jahres 1720 gedeckt und die rückständigen Pensionen ausbezahlt werden sollten (das hieß sich Freunde machen mit dem ungerechten Mammon!); dazu bekam sie den Generalpacht der Brüder Paris, die ihr so schwere Konkurrenz gemacht, vom 1. Oktober an, mit einem Nutzen für den Schatz von 2 Millionen; die Verlängerung ihres Privilegs bis 1770; die Salzsteuer und die Domänen der Freigrafschaft, endlich die Generalsteuereinnahme, gegen Rückzahlung der Kaufgelder der dadurch wegfallenden Aemter. Andererseits erwarb sich die Kompagnie wesentliche Verdienste und namentlich viele Freunde durch Unterdrückung einiger kleinerer Steuern, deren Erhebung unverhältnißmäßig viel kostete und das Publikum belästigte, durch Inangriffnahme mancher nützlicher Arbeiten, namentlich den Bau von Landstraßen, durch Herabsetzung des Zinsfußes mit 4 Prozent und damit durch Unterdrückung des Wuchers. Sie bot der Regierung ein dreiprozentiges Anlehen von 1200 Millionen an, womit die alte Staatsschuld abbezahlt werden sollte. Nach einfacher und billiger wäre es freilich gewesen, wenn die Regierung direkt ihre Gläubiger in Bankzetteln befriedigt hätte; aber dann wäre auch dem blödesten Auge klar geworden, daß dies nichts anderes gewesen wäre, als die Ersetzung einer verzinslichen Schuld durch eine unverzinsliche. Am 5. Januar 1720 wurde Law, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, Generalkontroleur der Finanzen, d. h. Finanzminister und Mitglied des Staatsraths und das System schien nunmehr die volle Blüthe erreicht zu haben. Denn man hatte mit fieberhafter Hast die Zahl der Aktien und Zug um Zug die der Bankzettel vermehrt: Die Aktien von den ursprünglichen 200 000 bis zum Oktober 1719 auf das dreifache, und zwar hatte man, weil die zweite Emission mit 10 Prozent Agio so gut abgelaufen war, die dritte mit 100 Prozent Agio, also das Stück zu 1000 L., die drei folgenden aber gar mit 1000 Prozent Agio, das Stück zu 5000 L. ausgegeben. Während also die ganze Zahl der Aktien die hohe Summe von 300 Mill., fast das doppelte Jahresbudget des damaligen Frankreich repräsentirte, hatten die Einzahlungen 1677¹/₂ Mill. betragen mit 1377¹/₂ mill. Agiogewinn. Aehnlich kamen zu den 160 mill. Bankzettel der ersten Hälfte von 1719, in der zweiten Hälfte des Jahres nicht weniger als 840 hinzu, aber nicht blos Abschnitte von 100 und 1000 L., neben denen die eigentliche Basis des Kleinverkehrs doch immer das Metallgeld hätte bleiben müssen, sondern auch auf einen Zug 100 Mill. in Abschnitten von 10 L., daneben freilich auch viele Millionen in Abschnitten von 10 000 L. — Schon im Juli 1719 hatte die Kompagnie erklärt, sie würde vom zweiten Semester 1719 an 12 Prozent jährlich vertheilen können. Diese Erklärung und die Börsenkünste Law's leiteten jene unsägliche und in diesem Grade nie wieder dagewesene Spekulations- und Schwindelperiode ein, in welcher die Aktien von 500 L. bis auf 20 000 L. in rasendem Flug hinaufgetrieben wurden. Am 2. Novbr. 1719 wurde dieser Kurs erreicht. Wer immer auf das Börsenspiel sich einließ, mußte gewinnen, denn jeder folgende Kurs war höher. Daher drängte auch alles, Hoch und Niedrig, Geistlich und Weltlich, Militär und Civil, Männlein und Weiblein zum Börsenspiel. In ungeahnter Menge erschienen die Fremden in Paris, ihrer 300 000 waren täglich da; alle Fürsten hatten ihre Agenten und betheiligten sich per procura am Tanz um das goldene Kalb. Eine elende Gasse in Paris von nur fünf Schritt Breite, die Rue Quinquempoire, schon früher Sitz kleiner Geldmäkler und Wucherer, wurde der Hauptsitz des Börsenspiels: die elendesten Keller- und Dachräume verwandelten sich in Komptoirs, für die man 3 bis 400 L. monatliche Miethe bezahlte, Räumlichkeiten, oft nicht groß genug, um einen Tisch zu stellen, so daß der Rücken eines gemietheten Mannes dessen Stelle vertreten mußte. Die Preise der Waaren und Lebensmittel stiegen in Paris auf das Doppelte, die der Miethen auf das Dreifache, in der Straße Quinquempoire in einem Fall von 600 auf 100 000 L. In Genua war weder Sammt noch Seide zu haben, als der Abbé Dubois sich im Ministerium des Auswärtigen einrichten wollte, weil alles schon nach Frankreich verkauft war.

Wie sah es nun aber mit der Kompagnie selber aus, deren Aktien so maßlos gestiegen waren und deren reelle Erträgnisse doch allein die Basis eines solchen Kurses bilden konnten? Man hatte bei den Franzosen namentlich über die Gold- und Silberminen, Smaragdfelsen u. dgl. unglaubliche Illusionen erweckt, hatte Herzogthümer und Marquisate geschaffen, hatte die freiwillige Auswanderung dorthin begünstigt, ebenso auch durch die Justiz möglichst viele Verbrecher zur Deportation verurtheilen lassen, hatte endlich den Abschaum des weiblichen Geschlechts auf den Straßen und in den Häfen aufgelesen und mit dem allem, wie man sich denken kann, nichts, gar nichts erreicht. Ohne einen soliden Fonds weiblicher Auswanderer konnte gar nichts gelingen und zu einem solchen kam es nur ein einziges mal, als es Law gelang, eine ziemliche Anzahl freiwilliger Kolonistinnen mit einer kleinen Ausstattung unter Begleitung von Nonnen nach Louisiana zu schicken: dies sind die Stammmütter der französischen Bevölkerung von Louisiana geworden und ihre Sendung das einzig Bleibende in Amerika, was die Schwindelperiode überlebt hat. Endlich aber mußte die Kompagnie doch eine Dividende erklären, was am 30. Dezbr. 1719 auf Law's Antrag geschah: sie sollte 40 Prozent betragen, also 200 L. auf die Aktie, d. h. bei einem Kurs von 20 000 nur 1 Prozent. Aber vorher schon hatten die großen Spekulanten, die sogenannten Mississipiens, sich zurückgezogen, nachdem sie sich ihres Aktienbesitzes allmälich und geschickt entledigt, und mit ihnen verschwanden die Ausländer, indem sie ihre Aktien gegen baar oder gegen Edelsteine vertauschten: man hat berechnet, daß sie von den 1200 mill. Metallgeld, welche Frankreich damals besaß, nicht weniger als 500 Millionen mit sich fortgenommen, die unwiderruflich verloren waren. Um so näher stand man nun der Katastrophe, denn auch die Dividende von 40 Prozent repräsentirte bei 600 000 Aktien eine Summe von 120 Millionen, welche die Kasse der Kompagnie weit nicht besaß. Allerdings war Law so vorsichtig gewesen, bei jeder neuen Aktienschöpfung ein gutes Theil zurückzubehalten, deren Dividende er mithin nicht zu zahlen brauchte; er beschloß aber noch mehr Aktien aus dem Verkehr zu ziehen und ihre Summe allmälich auf 200 000 zu verringern.

Sein Hauptmittel aber, um die Bankzettel zu halten, war eine ganz raffinirte Art, dem Publikum das Metallgeld zu entleiden. Das mildeste Mittel war, den Bankzetteln ein Agio von 10 Prozent gegen Metall zu sichern (Sept. 1719), das aber vom Dezember 1719 an auf 5 Prozent vermindert wurde und bei Erhebung der Steuern 5 Prozent Aufschlag für Metallgeld zu verlangen nebst der Herstellung einer schon aufgehobenen Abgabe von 4 Sous auf jede Livre Gold oder Silber. Das war noch das glimpflichste. Ganz anderer Art war sein Hauptmittel, durch beharrliche Münzänderungen das Metallgeld um allen Kredit zu bringen. Wir haben schon gesehen, daß die Vorbereitung zur Eröffnung der Staatsbank im wesentlichen darin bestand, daß er das Metallgold um die Hälfte entwerthete. Nun folgten sich aber vom Dezember 1719 bis zum Januar 1721, also in 14 Monaten, nicht weniger als 24 Münzänderungen, bei denen der Louisd'or von 36 Livres in Sprüngen bald hinauf, bald herabgesetzt wurde und zwischen den Grenzen von 72 und 36 Livres sich bewegte. Die allerschlimmsten unter diesen Veränderungen waren noch die zum voraus angekündigten; so wurde der Louisd'or am 5. Mai 1720 auf 48 L. gesetzt, aber vom 20. Mai an sollte er nur 42, vom 1. April an nur noch 36 L. gelten. Ferner hatte man gleich zu Anfang den Kassenbeamten auferlegt, ihre Fonds in Bankzetteln zu halten, und sie für den Schaden, welcher dem Staate später etwa aus einer Herabsetzung der Metallmünzen erwachsen könnte, persönlich haftbar gemacht. Der Gläubiger sollte vom Schuldner die Zahlung in Bankzetteln verlangen dürfen; alle Zahlungen über 600 L. sollten am Sitz der Bank und ihrer Filialen in Zetteln geschehen und die Post dahin und daher kein Metallgeld befördern dürfen, außer was der Bank selbst gehörte. Später ging man noch weiter und verbot alles Zahlen in Metall, gemünzt oder ungemünzt. Und weil vorauszusehen war, daß diese Verbote nicht gehalten würden, so mußte der Denunziation und jeder Niederträchtigkeit Thür und Thor geöffnet werden. Es kam der Fall vor, daß ein Sohn den eignen Vater verrieth, um in den Besitz der von diesem verheimlichten Summe Metallgeld zu kommen. Der Herzog von Orleans war ein grauer, verhärteter Sünder, aber dieser Fall war ihm doch zu stark; er bestrafte den unnatürlichen Sohn. Alle diese Veränderungen an der Münze waren natürlich mit Verlusten verbunden; hätten sich nun diese über alle gleichmäßig vertheilt, so wären sie vielleicht noch zu ertragen gewesen; nun aber vollzog sich dabei das allgemeine Gesetz, daß die Verluste jederzeit auf den Schwächeren abgewälzt werden. Wer die baaren Mittel besaß, konnte immer so geschickt laviren, daß er wenig verlor oder für den Verlust sich anderweitig entschädigte.

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Theuerste Seele! Unser Jahrhundert ist ganz darnach angethan, eine sensible Natur zur Verzweiflung zu bringen! Wenn das vorige vor allem bestrebt war, den vollkommenen Menschen, das Individuum für sich zu kultiviren, so scheint es mir, als ob unsere Zeit dieses Ziel bei Seite geschoben habe, sich einzig mit der Gesammtheit befasse und, über das Bedürfniß des Momentes leichtsinnig wegschreitend, nur nach Beherrschung der Natur strebe, einerlei, ob der Mensch dabei sittlich verkomme und eine Beute seiner Gelüste werde oder nicht. Der äußere Schein geht über den inneren Werth. Ich möchte daher bei oberflächlicher Betrachtung dem Zeitalter unserer klassischen Heroen den Vorzug vor dem unserigen geben, obschon ich wohl weiß, daß die ausschließliche Kultur des Individuums durchaus nicht die den menschlichen Bedürfnissen nöthige harmonische ist. Schafft aber das Bewußtsein des einzelnen ein integrirender, unablösbarer Bestandtheil des Staates, ein kleines Rädchen in der Maschine zu sein, eine wahre Befriedigung? Ist das Bewußtsein, sein ganzes Denken und Streben der Gesammtheit aufzuopfern, also zu säen, ohne zu ernten, ein glückseligmachendes? — Ich denke, der Mensch soll nie vergessen, daß er vor allem bestrebt sein müsse, auf Grundlage der Sittlichkeit sich selbst zu genügen, und die Gesammtheit, der Staat solle nie vergessen, daß er als Repräsentant der einzelnen dem einzelnen die Wege zur Glückseligkeit ebener und leichter zu betreten mache. — — —

Die Soldatenzeit hat mich viel gekostet, trotzdem ich meine Bedürfnisse auf ein Minimum gesetzt hatte. Ein anderer würde an meiner Stelle sich gewiß auf jegliche Weise Unterstützung zu verschaffen gesucht haben. Meine Natur läßt aber solche Bettelei nicht zu, mag diese auch noch so sehr entschuldbar sein. Allerdings, nun bin ich mit meinen Ersparnissen am Rande, und daß ich erst jetzt damit zu Ende bin, das mag auch auf Kosten meines Körpers geschehen sein. Man sagt, ich sehe schlecht aus. Kein Wunder! — Ich hätte es sonst machen müssen, wie die armen Kerle von Soldaten, die sich eine handfeste Köchin zulegen, bei der sie den Liebhaber spielen, um Viktualien und Zehrpfennige zugesteckt zu bekommen. — Was ich nun beginnen werde, um meine Zukunft zu sichern, weiß ich noch nicht recht. Mein Kopf summt mir von mancherlei Gedanken und Plänen, ich möchte gern fort von hier, und wenn ich darüber zu einem Entschluß kommen will, so denke ich an Elisabeth und aus ist es mit meiner ganzen Planmacherei. So hänge ich hier fest an einem Magneten, aber an was für einen Magneten! — In deinem letzten Briefe, Liebster, schreibst du lakonisch: „Kannst keine Liebschaft brauchen, leg' das ad acta." — Ja, so sprach Freimann im vorigen Jahre auch, mein Herz, und er spottete über die Narren, die einem Weibe zu Liebe ihre schöne Zeit vertändeln! — Aber nun! — Nun behauptet er, daß er so etwas niemals gesagt habe und daß die Hingebung an ein Weib ganz in der menschlichen Natur begründet liege. Und wenn es auch wahr ist, daß mir keine Liebschaft nützen kann, was kann ich gegen den Strom meiner Gefühle? — Kann man den so eindämmen und ableiten nach eigenem Wunsch und Willen? — Und Liebschaft! Was meinst du mit dem Worte Liebschaft? — — — Wenn du glaubst, daß ich hier das Bild eines Seladons abgebe, daß ich nur karessire, so bist du im Irrthum! — Nichts von alledem ist an mir! — Natürlich — ein Fisch bin ich nicht und aus dem Tone meiner Stimme, aus der Wärme, die ich unwillkürlich den Worten beimische, kann wohl ein Fremder auf ein vertrauteres Verhältniß schließen. — Indessen, so benehme ich mich überall, wo es mir wohl gefällt, und wenn diese Umgangsart der Maßstab zur Beurtheilung einer Liebschaft ist, dann, — ja dann habe ich mehr als eine Liebschaft! — Ueber die Zeit, wo man romantischen Liebesabenteuern nachgeht, wo man die ganze Glut jugendlicher Empfindung für jedes anmuthige Wesen bereit hat, bin ich längst hinaus! — Ich hatte auch einmal so meine Träume, mancher jungen Dirne war ich von Herzen zugethan, — aber was bedeutet das bei einem jungen Menschen, der unbekannt mit der großen Welt, jede Erscheinung phantastisch ausschmückt, ihr oft genug Vorzüge beilegt, die sie nicht besitzt. Man lächelt und spricht ohne Reue: „Vorüber — vorüber!" — Mit dem reiferen Alter kommt eine gereinigtere Empfindung; man ist vorsichtiger, skeptischer, langsamer in seiner Wahl, man läßt sich nicht leicht durch ein süßes Wörtchen täuschen und betrügen; man sondirt, wägt und prüft. — Daher ist, je schneller die Wahl, je leichter die Qual! — Ich meine: Man tröstet sich als Jüngling schneller bei einem Verlust, während später, bei einer sorglicheren Wahl, der Schmerz über einen Verlust ein schwerer, oft schrecklicher sein muß. Sollte ich dir mein Verhältniß zu Elisabeth näher darlegen, so bin ich in einer schwierigen Lage! Ich habe ein Bedürfniß, in ihrer Nähe zu sein; war ich einige Tage nicht in ihrem Hause, so fehlt mir etwas; ich frage mich nach der Ursache, und da stehe ich schon vor Liebers Wohnung. Oft rede ich keine 20 Worte mit ihr, ich begrüße sie nur, bringe ihr ein Buch, ermahne sie zum Fleiß und verschwinde wieder. — Ist das eine Liebschaft? — Bah! — Der alte Lieber meint: „Der Morgenroth und die Elisabeth sind wie Geschwister!" — Sehr recht! — Ich liebe Elisabeth nicht wie ein Liebhaber und doch liebe ich sie wieder. — Es kommt nur darauf an, was man darunter versteht. Uebrigens weißt du ja auch, daß ich von Jugend auf an eine weiche Frauenhand gewöhnt bin und daß ich mich im Umgang mit einem weiblichen Wesen immer behaglicher befunden habe! — — Nach physischen und psychischen

Anstrengungen ist mir die Nähe einer edlen Frau immer eine Erholung. — Diese Gewöhnung mag so auch wohl Ursache für meine Neigung zu Elisabeth sein! — — —

Meinen Unterhalt bestreite ich durch Schriftstellerei, da mir das Honorar aber gewöhnlich unregelmäßig zufließt, so habe ich eine Hausmeisterstelle angenommen. Es war ein Zufall, der mich dazu führte! Ich stellte mich den Leuten vor, sprach ein paar vernünftige Worte über Erziehung und ward verpflichtet. — Von den nächsten Sorgen bin ich so befreit und Zeit zum Studium habe ich auch! Aber die Zukunft?! Da steckt es, da ist der wunde Punkt! Oft, wenn ich mich in ganz angenehmer Gesellschaft befinde, fern zu sein glaube von der schrecklichen Prosa des Lebens — überfällt mich plötzlich der Gedanke an die Gestaltung meiner Zukunft, ich schrecke dann zusammen, fühle mich beengt, fühle die Brust wie zusammengeschnürt und mitten in einem anregenden Gespräch geht mir der Faden aus. Ich verstumme und suche in der freien Luft, draußen auf den Straßen oder in den Promenaden die richtige Arzenei, die Besänftigung schafft! — — — Dieser Zweifel ist drückend! — Ich kann es nicht beschreiben und einer, der mit Glücksgütern gesegnet ist, einer, dessen Leben sich in einfachem Droschkenpferdetrab abspinnt, begreift mich nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Was meinen Sie, lieber Steinach, zu den Vorschlägen des Herrn Lauter?“ fragte der Freiherr, indem er sinnend vor sich hinblickte.

„Hm,“ machte der Irrenhausdirektor, „garnicht übel. Und das eine: der sofortige Wiederzusammentritt des Hülfscomité's vom Winter ist nicht nur nützlich, sondern auch leicht möglich. Das andere aber, die Arbeitszusicherung seitens der Eisenbahngesellschaft, gehört zu den frommen Wünschen, — die Herren werden sich bedanken, höhere Arbeitslöhne zu zahlen, als unbedingt nöthig, und die fremden Arbeiter haben sie außerdem nun einmal auf dem Halse.“

Der Baron nickte und schaute fragend auf Fritz Lauter. Dieser sah finster vor sich hin und biß sich auf die Lippen.

„An die paar Groschen Differenz im Arbeitslohne für den Mann und den Tag hatte ich allerdings im Augenblick, als mir die Noth so riesengroß vor die Augen trat, nicht gedacht. Jedenfalls aber meine ich, daß die Ruhe auf die Dauer hier oben überhaupt nicht wieder hergestellt werden wird, nach einer großen Ueberschwemmung erst recht nicht, wenn die fremden Arbeiter nicht entlassen oder anderweitig verwendet werden sollen und die Gebirgsansässigen keine lohnende Beschäftigung erhalten.“

„Das meine ich allerdings auch,“ sagte der Irrenhausdirektor.

„So gilt es also, unter jeder Bedingung Arbeit schaffen,“ fuhr Fritz Lauter so bestimmt fort, als ob er nur befehlen brauche, um die Angelegenheit zu entscheiden. „Und wenn die Regierung der Eisenbahngesellschaft den Weg weist, welchen sie zum Gemeinbesten zu gehen hat, und selbst mit gutem Beispiele voranschreitet, so ist das auch nicht schwer?“

„So — na, wie denn zum Beispiel?“ fragte der Herr von Steinach, dem das Wesen des jungen Zeitungsmannes je länger je mehr zu gefallen schien, während der Baron von Felseck nach wie vor in seiner wohlwollenden, aber reservirten Haltung verharrte.

„Die Regierung veranlaßt die Eisenbahngesellschaft, ihre Bauten noch mehr zu beschleunigen, als sie ursprünglich beabsichtigte. Das kann diese nur, indem sie noch mehr Arbeiter einstellt, als bisher. Diese neuangenommenen Arbeiter stellt sie an die Plätze, wo am ehesten Reibungen mit den Umwohnern zu befürchten sind, während sie die fremden von da zurückzieht. Die Regierung aber greift selbst ein, indem sie alle die weitausgedehnten, durch die Ueberschwemmung veranlaßten und sonst nöthigen Wegebauten nicht den meist kleinen und armen Gemeinden und ebensowenig den, wenn auch reichen, doch zu wahrhaft großartigen Unternehmungen im Gemeininteresse weder genügend bemittelten, noch genügend einsichtigen und selbstlosen Rittergutsherren überläßt, sondern sie selbst in die Hand nimmt. Das ist die Regierung dem Volke, das ist sie sich selbst schuldig, und das kann höchstens ein paar Millionen kosten, die sicher nicht weggeworfen sind, wo es sich darum handelt, viele tausende von Arbeitskräften dem Staate zu erhalten und Erbitterung und Unheil aller Art zu verhüten.“

Eine Pause trat ein. Der Herr von Steinach schaute mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Freiherrn von Bergen.

„So, wie Sie da meinen,“ sagte dieser endlich, „ließe sich viel, viel Unheil vermeiden. Aber es gälte in der That, rasch und durchgreifend zu handeln, der Regierung ist es gewiß würdig, so zu thun, aber Sie wissen, Steinach, es hat sich in neuerer Zeit ein Grundsatz der leitenden Köpfe bemächtigt, welcher allem entschiedenen Eingreifen in wirthschaftliche, wie Verkehrsangelegenheiten abhold ist, es sind Gesetze gegeben worden, welche solches Eingreifen fast unmöglich machen.“

„Nun,“ rief der Herr von Steinach, indem er von seinem Sitze emporsprang, „vielleicht ist jetzt die Gelegenheit da, dieser flauen und einer starken Regierung unwürdigen Praxis des unthätigen Zuschauens einen Damm zu setzen; vorläufig zum mindesten ein gutes Beispiel zu geben, durch entschiedenes Dazwischenfahren ein Loch in das System des Laisser aller zu machen —“

„Es gäbe sehr viele Leute, die da gern sähen, wenn so etwas geschähe,“ erwiderte der Freiherr, indem er mit dem greisen Haupte beifällig nickte. „Wer aber wird die Energie haben, die Initiative zu ergreifen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen —“

„Die Energie?“ Der Herr von Steinach richtete sich hoch auf, seine Augen flammten, — so mochte er dreingeschaut haben, wenn er vor der Front seiner Reiterschaaren den Degen erhob, um sie zur Attake auf den Feind zu kommandiren. — „Die Energie?“ wiederholte er. „Steht Ihr Einfluß mir zur Seite, mein väterlicher Freund, dann können Sie meiner Energie die Sache getrost überlassen.“

Der Landesälteste von Bergen-Felseck erhob sich gleichfalls und trat einen Schritt vor, auf Steinach zu. Es schien Fritz Lauter — der sich, nachdem er die Depeschenabschriften überreicht, nicht wieder gesetzt und nach der längeren Ausführung von vorhin seinerseits in die Rolle des aufmerksamen Beobachters übergegangen war, — als wenn sich beinahe priesterliche Feierlichkeit des greisen Aristokraten bemächtigt hätte. Derselbe legte seine rechte Hand langsam und würdevoll auf des Herrn von Steinach Schulter.

„Sehen Sie zu, was Ihre rüstige Kraft vermag, aber bedenken Sie, wir stehen im Kampf wider den Strom der Zeit. Der Einfluß, über welchen ich gebiete, steht zu Ihrer Verfügung.“ Dann wendete sich der Greis zu Fritz Lauter:

„Junger Mann, ich habe gesehen, daß Sie von gutem Willen und Muthe beseelt und auch mit einer in Ihrem Alter und, nehmen Sie das einem alten Manne, der die Welt kennt, nicht übel, in Ihren Verhältnissen nicht gewöhnlichen Einsicht begnadet sind. Darum wird mein Freund, der Herr Direktor von Steinach, dem ich in der Noth des Augenblicks Vollmacht gebe, in meinem Namen zu schalten und zu walten, Ihre Vorschläge, soweit es ihm gut scheint, zu den seinigen machen. Er wird Ihnen wohl erlauben, Sich ihm anzuschließen und Ihren Anschauungen, soweit sie dem Gemeinwohl förderlich sind, sein Ohr nicht verschließen.“

„Nein, das werde ich nicht. Und nun ans Werk!“ Der Herr von Steinach ergriff die Rechte des Barons, um sich zu verabschieden. „Ich gedenke zu allererst in Ihrem Namen das Ministerium des Innern telegraphisch zu benachrichtigen, daß Sie die Vorschläge des Herrn Redakteur Lauter zu den Ihrigen machen und die Regierung ersuchen, ihren Einfluß geltend zu machen, sowohl für sofortigen Zusammentritt des alten Unterstützungscomité's, als um die Eisenbahnverwaltung zu veranlassen, daß diese für einige tausend Menschen mehr als bisher, Beschäftigung schafft.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob es nicht gut wäre, wenn die Regierung sich sofort bereit erklärte, den Gemeinden die Last der Wegebauten nach dem Verlaufen der kommenden Hochflut abzunehmen?“

„Dazu muß ich selbst nach P. So etwas läßt sich doch telegraphisch nicht abmachen, junger Freund. Doch, ich denke, Sie werden im Augenblick nichts Besseres zu thun haben, als mit mir bei der Station vorüber nach meiner Anstalt zu fahren. Auf der Fahrt möchte ich sehen, ob Ihr Kopf seine Fähigkeit, brauchbare Vorschläge zu machen, schon erschöpft hat."

Fritz Lauter verbeugte sich zustimmend und verabschiedete sich von dem Freiherrn.

Willisch wunderte sich nicht im mindesten über die Eröffnung, daß Fritz Lauter für diesen Tag den Wagen des Irrenhausdirektors benutzen werde.

„Schon recht," sagte er. „Ich fahre hinterdrein."

Dem guten Kantor blieb aber gradezu der Mund offenstehen und ganz unheimlich wurde ihm bei der Geschichte, denn zunächst kam ihm der Gedanke, die vornehmen Herren hätten seinen Neffen für verrückt gehalten und der Direktor nähme ihn nun gleich in seine Kur.

Die Art aber, wie die beiden miteinander verkehrten, beruhigte ihn einigermaßen. Dafür kam er sich jetzt vollständig bei der von Fritz angeregten Expedition wie das fünfte Rad am Wagen vor. Sein Einfluß reichte dem des Irrenhauschefs allerdings nicht das Wasser, und seinen Rath konnte der Neffe jetzt umsoeher entbehren, als er ihn in den letzten Stunden überhaupt nicht mehr befolgt hatte.

Der alte, brave Mann deutete daher äußerst bescheiden an, daß er in seiner Familie augenblicklich wohl nöthiger wäre, als im Gefolge der Herren, und der Herr von Steinach entschied kurz und bündig, der Kantor müsse zu seiner Frau, der Herr Willisch werde gewiß die Freundlichkeit haben, ihn unverzüglich nach Oberbartenstein zu bringen.

Freundlich nahm dieses Ansinnen nun zwar der Herr Willisch nicht eben auf, aber er that es ohne Widerrede, als er sah, daß Lauter denselben Wunsch hegte. Kurz grüßte er, gab seinen Pferden die Peitsche und rief:

„Oben im Kloster Althaus such' ich Sie, Lauter, hinterlassen Sie mir, wo Sie stecken."

Und dann sauste sein Wagen von dannen, so geschwind, als es der immer noch strömende Regen und der schon bedenklich schlechte Zustand der Landstraße nur erlaubte.

Auf der Telegraphenstation hatten der Herr von Steinach und Fritz Lauter ihre Arbeit bald gethan. Letzterer meldete an Schweder und Alster, daß die einflußreichsten Personen im Gebirgsdistrikte, der Landesälteste und der Direktor vom Kloster Althaus, seine Vorschläge billigten und sich in ähnlichem Sinne soeben telegraphisch an die Regierung gewandt hätten, dann sann er einen Moment lang nach und fragte:

„Werden Hände genug zum Rettungswerke zur Verfügung sein, wenn das Unglück der Ueberschwemmung groß werden sollte?"

Der Herr von Steinach schüttelte ernsten Antlitzes sein Haupt.

„Nein, sicherlich nicht. Selbst wenn alle Feuerwehren und Turnvereine Hand ans Werk legen und wenn sogar das Militär eingreifen sollte. Hände können wir garnicht genug finden."

„Nun denn, ich denke noch für ein paar hundert sorgen zu können. Erlauben Sie mir nur noch einen Augenblick."

Und in größter Eile warf er noch zwei Depeschen auf die bereitliegenden Formulare und adressirte die eine: An die Setzer von Gandersberg und Komp. in P., — und die zweite: Herrn Gandersberg, P.

Der Direktor von Steinach erwartete ihn im Wagen.

„Kommen Sie rasch," rief er Fritz Lauter entgegen, als dieser aus dem Stationsgebäude trat. „Ich empfing soeben die Nachricht, daß die Perle bereits einige Brücken weggerissen und die tieferliegenden Dörfer überflutet hat. Wir müssen, was die Pferde laufen können, nach Althaus."

Fritz sprang in den Wagen.

„Und nun hören Sie meinen Plan," fuhr der Direktor fort. „Ich habe in meiner Anstalt etwa hundert Beamte. Siebzig kann das Irrenhaus bei äußerster Kraftanstrengung der Zurückbleibenden für vierundzwanzig oder im schlimmsten Nothfalle achtundvierzig Stunden entbehren. Jene siebzig theile ich sofort in drei Abtheilungen, bewaffne sie mit Aexten, Stangen, Seilen, gebe jedem ein paar wollene Decken und zwei oder drei Flaschen alten Portweins auf den Weg und sende sie unter zuverlässiger Führung über die Berge hinein nach den meines Wissens bedrohtesten Punkten. Dort mögen sie zusehen, was zu thun ist, mögen mit Booten, wo sie sie finden, oder mit Flössen, die sie in aller Eile herstellen können, in die überschwemmten Dörfer dringen und retten, was zu retten ist."

„Können aber nicht aus den gefahrfreien Ortschaften ringsum sofort noch Mannschaften aufgeboten werden zur Unterstützung Ihrer Leute?"

„Gewiß können sie das. Von den siebzig Mann will ich zehn in die betreffenden Orte senden. Wollen Sie Sich diesen anschließen, um Ihre Beredsamkeit zur Anwerbung von Freiwilligen aufzubieten?"

„Ich denke, daß es dessen nicht bedarf. Ich schließe mich mit Ihrer Erlaubniß denen an, die ohne Verzug das Rettungswerk aufnehmen."

Der Herr von Steinach nickte.

„Hab' ich erwartet," sagte er. „Waren Sie Soldat?"

„Nein," entgegnete Fritz Lauter kurz. „Darf ich mir eine Frage erlauben?"

„Nur zu."

„Ist eine Buchdruckerei zu bequemer Verfügung?"

„Buchdruckerei? Aha — wollen wohl eine Ueberschwemmungszeitung herausgeben?"

„Ich glaube, es wäre gut, wenn der Bevölkerung in einer augenblicklich, selbstverständlich unentgeltlich zu verbreitenden Ansprache glaubwürdig mitgetheilt würde, was Regierung und Eisenbahngesellschaft zu ihrem Heile beabsichtigen."

„Teufel, Sie gehen ja drauf wie Blücher, junger Mann. Sie wollen wohl Regierung und Bahnverwaltung vor ein fait accompli, eine nicht mehr rückgängig zu machende Thatsache stellen, und so quasi zwingen?"

„Sollte nicht die Noth auch das Eisen des Widerstandes brechen, auf den jene von Männern, wie der Landesälteste und Sie, Herr Direktor, gebilligten Vorschläge überhaupt noch treffen können. Dürfen wir warten?"

„Nun denn, der Oberstlieutenant von Steinach wird sich von einem jungen Civilisten nicht beschämen lassen, wenn es draufgehn heißt. Also, ich habe in meiner Anstalt selbst eine kleine Druckerei mit einer Handpresse eingerichtet, auf der mag so eine Ansprache gedruckt werden. Sie können, sobald wir oben angekommen sind, das Ding abfassen; ich seh' es mir dann durch und sag' Ihnen, was wir davon riskiren — —" Der Herr von Steinach wurde plötzlich unterbrochen. Der Wagen hielt.

„Nun, was ist das?" rief er und ließ das Thürfenster herunter, um nach der Ursache zu sehen.

„Das Wasser geht hier gar schon über die Chaussee," antwortete der Kutscher. „Die Pferde stehen schon drin; soll ich auf dem Wege weiter oder den Umweg über den Berg bei Hohnfels machen?"

„Vorwärts," rief der Herr von Steinach. „Nur nicht allzurasch, bis wir wissen, wie tief wir hineinkommen."

Der Kutscher rief den Pferden zu und es ging weiter in einen vielleicht hundert Fuß breiten, glücklicherweise aber nur langsam sich fortbewegenden Strom hinein.

„Die Geschichte kann noch nicht gefährlich sein," wandte sich der Direktor an Fritz. „Höchstens zwei Fuß tief, denk' ich. Und haben wir erst die Brücke hinter uns, so sind wir so hoch, daß uns das Wasser nichts mehr anhaben kann."

Er hatte sich um weniges verrechnet. An der tiefsten Stelle stand das Wasser vielleicht zwei und einen halben Fuß tief.

Von der Stelle, an der sie jetzt angekommen waren, konnten sie ein großes Stück Land überblicken, das der Perlelauf in unregelmäßigem Zickzack durchschnitt.

„Haben Sie scharfe Augen?" fragte der Herr von Steinach, nachdem er einen Augenblick scharf nach einer bestimmten Stelle hinausgeblickt hatte.

„Es geht noch leidlich, obgleich mein ursprünglicher Beruf den Augen ziemlich gram ist."

„Sehen Sie einmal hier hinaus. Da ziemlich weit vorn ist die steinerne Brücke, mit welcher schon vor Jahrhunderten die Mönche von Althaus sich um die Gegend verdient gemacht haben. Können Sie erkennen, was das Schwarze vor der Brücke im Wasser ist, das sich immer hebt und senkt, als ob es sich bäumte?"

„Das — — nun so gar schwarz sieht mir das nicht aus, wenigstens seh' ich hellere Streifen darin, das ist etwas, was der Fluß gegen die Brücke geschwemmt hat."

„Freilich wohl, aber gewöhnliches Strauchwerk ist es nicht. Nun, wir werden es ja sehen. Zufahren jetzt, so rasch als möglich," rief er dem Kutscher zu. (Fortsetzung folgt.)

Gottfried Wilhelm von Leibnitz (Forts.). Wie es damalsunter den
deutschen Gelehrten Sitte war, sich bei der Abfassung von wissenschaftlichen
Abhandlungen nicht der Muttersprache zu bedienen, so schrieb auch Leibnitz,
einzelne Ausnahmen abgerechnet, seine Schriften in fremdenSprachen und
zwar in der lateinischen oder französischen. Trotzdem ist sein Stil in der
deutschen Sprache vorzüglich, und er würde, hätte er sich dieser mehr
als es geschehen, bedient, auch nach dieser Richtung hin reformatorisch
Bedeutendes geleistet haben. Daß er es nicht gethan, ist aber erklär-
lich, wenn man die Zeit in Betracht zieht, in der er lebte und die
sich vor allem durch die Sucht der gebildeten Stände in Deutschland
auszeichnet, mit Fremdem zu prunken und ohne alle Gewissensbisse
Ehre, Vaterland an jeden beliebigen Ausländer, namentlich aber dem
Erbfeind neueren Datums, dem Franzmann, zu verkaufen. Dann kann
man ja auch von allen deutschen Gelehrten nach Leibnitz, wenn sie sich
auch ihrer Muttersprache bedienten, nicht gerade behaupten, daß sie so
arg große Rücksichten auf die Nation genommen, denn ihre gelehrten
Schriften sind nur allzuoft in einer Sprache abgefaßt, welche der großen
Masse des Volkes genau so unverständlich ist, wie ein französisch oder
lateinisch geschriebenes Buch. Außerdem las zu jener Zeit der große
Haufen gar nichts und die sogenannten Gebildeten eben nur Werke in
fremden Sprachen. Seine philosophische Lehre hat Leibnitz niemals
systematisch geordnet niedergeschrieben, sie findet sich zerstreut in seinen
Schriften und oft pflegte er seine diesbezüglichen Gedanken in Briefen aus-
zusprechen. Im Abriß findet sich dieselbe jedoch in der bereits oben
angegebenen Schrift: „Ueber die Monadologie &c.“ Zu seinen Anschau-
ungen kam er erst allmälich und, wie man sagt, sehr vorsichtig. Die
Wahrheit zu finden, war sein erster Grundsatz und er erkannte sie an,
ganz gleich, wo er sie fand. Schrieb er doch noch im vorgerückten Alter
rückblickend auf seine philosophischen Lehrjahre in einem Briefe: „Ich
war bestrebt, die Wahrheit aufzugraben, die unter den Meinungen der
verschiedenen Philosophen vergraben und zerstreut liegt, und ich glaube
von dem Meinigen etwas beigetragen zu haben, um einen Schritt vor-
wärts zu thun.“ Wir möchten dafür schon in seinen Bestrebungen, die
verschiedenen christlichen Religionssysteme zu einigen, den besten Beweis
finden, aber nicht minder gibt diesen seine Philosophie. Und man be-
hauptet wohl nicht zu viel, wenn man letztere als den Schlüssel zu
seinem nach Einheit ringenden Wesen bezeichnet. — Cartesius, der Vor-
gänger von Leibnitz, hatte den Dualismus zwischen Materie und Geist
gelehrt, Spinoza von diesem ausgehend, die Einheit der Substanz, den
Pantheismus, das Allgottthum. Es gibt nur eine Substanz und diese
ist Gott. „Wir sind in Gott und Gott in uns“, so lautet der Funda-
mentalsatz der Philosophie Spinoza's. Mithin gibt es keinen außer-
weltlichen Gott, aber einen weltlichen; es gibt keine außergöttliche,
gottverlassene Welt, wohl aber eine göttliche*). Dem ersteren gegen-
über vertritt Leibnitz die Einheit, und entgegengesetzt dem letzteren die
Individualität. Alle für uns wahrnehmbaren Körper sind nach ihm
zusammengesetzte Wesen. Wenn es aber Zusammengesetztes gibt, so
muß es auch einfache Substanzen geben, aus denen sich jenes bilden
kann und welche als untheilbare Einheiten nicht materieller — sonst
wären sie ja gleichfalls theilbar — sondern metaphysischer Natur sein
müssen. Als materielle Punkte wären sie gleich den „Atomen“ der
früheren Philosophen, also ausgedehnt und zusammengesetzt. Diese
untheilbaren Einheiten nennt Leibnitz „metaphysische Punkte“ oder viel-
mehr Monaden (Monas = Einheit), welch letztere Bezeichnung bereits
Giordano Bruno gebrauchte und die Leibnitz aller Wahrscheinlichkeit
nach diesem entlehnt hat. Der Monade zu Grunde liegt die Kraft.
Diese ist ursprünglich und untheilbar und da sie nicht entstanden ist,
so kann sie auch nicht vergehen. Weil sie untheilbar, einfach, ursprüng-
lich ist, darum kann sie nur durch Begriffe erkannt werden und ist in-
folge dessen ein metaphysisches Prinzip. Sie umfaßt das gesammte
Reich des Immateriellen und enthält zugleich die Natur der Körper,
die ohne Kraft undenkbar sind. Daraus geht hervor, daß sie nur als
Substanz gedacht werden kann — und umgekehrt — und mit den
Körpern eins ist. Hierdurch setzt sich Leibnitz in Widerspruch zu Car-
tesius, welcher den Gegensatz von Körper und Geist, also Stoff und
Kraft behauptete und alles Leben als eine äußere Beeinflussung der Körper
durch den Geist erklärte. — „Ueberall ist Thätigkeit und ich begründe
sie fester als die herrschende Philosophie, weil ich der Ansicht bin, daß
es keine Körper ohne Bewegung, keine Substanz ohne kräftiges Streben
gibt.“ So sagt Leibnitz. Gibt es aber überall Thätigkeit und Bewegung,
so muß nothgedrungener Weise die ganze Natur belebt sein. Es kann
in der Welt nichts Lebloses geben, da alle Dinge aus der untheilbaren
Substanz, der Monade, zusammengesetzt sind. Den Atomen gegenüber
unterscheidet sich die Monade durch ihre Selbständigkeit. Die ihr ein-
geborne Qualität, welche bei der unendlichen Zahl von Monaden un-
endlich verschieden ist, bestimmt ihre Individualität. Hierauf begründet
sich der Gegensatz der leibnitz'schen Lehre zur Philosophie Spinoza's.
Wenn aber die Monade als ursprüngliche, belebte und untheilbare
Substanz gedacht wird, so müssen bei allen Wesen — da sie aus Mo-
naden zusammengesetzt sind — Seele und Körper in demselben Ver-
hältniß sich befinden wie Kraft und Stoff bei der Monade: Seele und
Körper bilden demnach eine natürliche Einheit. Es gibt deshalb auch
keine Seelenwanderung, und Leibnitz sagt selbst: „Ich halte dafür, daß
nicht blos die Seele, sondern sogar das Individuum fortdauert.“ Ge-
burt und Tod sind ihm nur Formwechsel, nicht Ursprung und Ver-
nichtung eines Wesens. „Was wir Erzeugungen nennen, das sind Ent-
wicklungen und Vermehrungen, was wir Tod nennen, das sind Ver-
puppungen und Veränderungen“. Damit ist aber auch die Unsterblich-
keit angenommen und zwar nicht nur die der Seele, sondern die des
„beseelten“ Körpers. Unvergänglich ist alles physische Leben, unsterb-
lich das menschliche im Unterschied von dem thierischen, welches nur
unvergänglich ist. Und als die Cartesianer diese Annahme für un-
gereimt und vernunftwidrig bezeichneten, entgegnete Leibnitz: „Nicht so
vernunftwidrig, wie es den Cartesianern scheint, wenn man nur den
richtigen Unterschied macht zwischen der Unvergänglichkeit der thierischen
und der Unsterblichkeit der menschlichen Seelen.“ Hat die menschliche
Seele Bewußtsein und schließt dieses Bewußtsein Persönlichkeit oder
die Fähigkeit in sich, bewußt und vorsätzlich zu handeln, so wird das
menschliche Individuum im Gegensatz zum thierischen zur Person oder
ein moralisches Wesen. Nach dem Unsterblichkeitsbegriff des L. ergibt dies
aber konsequenterweise die Unsterblichkeit der Person, welche sich jedoch von
der persönlichen Unsterblichkeit nach theologischen Begriffen dadurch unter-
scheidet, daß sie die natürliche Unsterblichkeit, während jene den natür-
lichen Tod voraussetzt. Mit dieser moralischen Forterxistenz muß natür-
lich auch fortbestehen, was in der betreffenden Person geschehen, also
auch die jedem Menschen anhaftende Schuld, resp. das Schuldbewußtsein.
Ist dies ein innerer Zustand der Qual, so ist es Strafe, und diese
muß von ewiger Dauer sein, wenn es das schuldige Individuum ist.
Leibnitz lehrte aus diesem Grunde die Höllenstrafen, deren nothwendige
ewige Dauer kein geringerer wie Lessing in seiner bekannten und manchem
seiner Zeitgenossen nur allzufühlbaren, scharfen Weise vertheidigt*).
Man hat Lessing deshalb mehrfach widersprochen, hier ist jedoch nicht
der Ort, uns des näheren darauf einzulassen, sintemalen der große
Kritiker auch sehr genau wußte, was er vertheidigte. Zudem scheint
uns auch die Folgerung der „ewigen Strafen“ aus der leibnitz'schen
Philosophie durchaus korrekt. Nur darf man sie nicht in dem „rohen
und wüsten Begriff, in denen sie mancher Theologe nimmt“, wie sich
Lessing ausdrückt, auffassen und sich nicht die „Hölle“ als einen räum-
lichen Ort und die Strafe als eine körperliche vorstellen. — Wir sahen,
daß die Kraft ursprünglich war, da sie aber nicht ohne Körper existiren
kann, so ist ihr Zustand an den Körper gebunden, da nun ferner ein
Beharren in Unthätigkeit ihrerseits unmöglich ist, so ist sie in steter
Bewegung begriffen. Der Körper ist das Mittel zum Zweck der Be-
wegung, d. h. des Lebens, und infolge dessen ist die Seele nicht allein
der Grund alles Seins, sondern auch der der Natur des Körpers ent-
sprechende Zweck der Bewegung. Alles Leben kann nur als Entwick-
lung vor sich gehen, diese beruht aber darauf, daß sich der Zustand,
in welchem sich ein Körper befindet, verändert, und zwar derart, daß
in dem Prozeß der Veränderung ein Zustand nicht allein auf-, sondern
aus dem andern folgt, resp. hervorgeht. Gibt es hierbei keinen Still-
stand, so gibt es auch keine Sprünge, dagegen nur stete, ununterbrochene
Entwicklung des Individuums. Da von außen her auf die Monade
nicht eingewirkt werden kann, so ist jede Kraftäußerung derselben selb-
ständige Handlung und die Entwicklung eine Reihe von Handlungen.
Jede zweckthätige Kraft muß sich Zwecke setzen, also sich auch im Besitz
des Vorstellungsvermögens befinden. Nach Leibnitz ist deshalb die vor-
stellende oder zweckthätige Kraft das Prinzip aller Entwicklung. Es
gibt dunkle, verworrene und bewußte Vorstellungen. Sie sind dunkel,
wenn sie nur das betreffende Individuum ausdrücken, sie sind ver-
worren, wenn sie in dem Vorgestellten die vielen kleinen Vorstellungen
nicht unterscheiden. Beispielsweise ist die Vorstellung, daß alle für uns
wahrnehmbare Körper untheilbare Ganze bilden, eine unklare, ver-
worrene, klar ist sie, wenn diese uns als aus unendlich vielen untheilbaren
Einheiten zusammengesetzte Wesen erscheinen. Wenn wir grüne Farbe
sehen, so haben wir davon eine klare Vorstellung, weil wir grün von
roth deutlich unterscheiden, verworren ist sie jedoch, weil wir nicht
wahrnehmen, daß in Grün, als dem Gemisch von gelb und blau,
diese zwei Grundfarben enthalten sind. Der höchste Grad der Vor-
stellung, die von Empfindung und Bewußtsein begleitete, wird daher
nur den höher organisirten Wesen eigenthümlich sein, d. h. insofern,
als das Bewußtsein die Kraft ist, vermöge deren eine klare Vorstellung
möglich wird. Verworren wird diese immer noch bleiben, wenn das
betreffende Individuum nur das Allgemeine und nicht das Besondere,
nur die Oberfläche und nicht den Grund der Dinge einsieht. Nach dem
Weltgesetz der Analogie ist aber das Vorstellungsvermögen nicht nur
den höher organisirten Wesen eigenthümlich, es findet sich selbst in
dem niedern. In seiner Abhandlung über das Wesen der Natur sagt
Leibnitz: „Wenn wir demnach unserem Geiste die eingeborne Kraft
innerer Thätigkeit zuschreiben, so dürfen, ja müssen wir sogar
auch in den anderen Seelen, Formen, oder, wenn man will,
substantiellen Naturen, ebendieselbe Kraft behaupten....“ „Denn
bei solcher Einförmigkeit, wie meiner Ansicht nach in der ganzen Natur
beobachtet ist, darf man überall sonst, in jeder Zeit und an jedem Ort
sagen: es ist alles wie hier, verschieden nur im Verhältniß der
Größe und Vollkommenheit; so können die entferntesten und verborgensten
Dinge dargethan werden nach der Analogie dessen, was uns sichtbar
und offenbar ist.“ Und in seiner Monadologie: „Dieses Band oder
diese Uebereinstimmung aller Dinge mit jedem einzelnen und jedes ein-

---

*) Siehe den Abschnitt Spinoza und Leibnitz in der vortrefflichen Abhandlung: „Lessing der Philosoph“ von J. Jacoby, Ges. Schriften und Reden. II.

*) Leibnitz, von den ewigen Strafen. Lessings Werke. 9. Band. Göschen'sche Ausgabe.

zelnen mit allen übrigen macht, daß jede Monade sich auf alle andern bezieht, und daß sie mithin ein lebendiger und beständiger Spiegel des Universums ist." Die Monade ist aber ein lebendes Individuum, welches nicht durch äußern Einfluß diese Vorstellung empfängt, sondern aus sich selbst, dieser ihr Begriff setzt die Existenz ähnlicher Wesen voraus, mithin kann sie auch nicht allein gedacht, vorgestellt werden. Eine Monade, weil sie im Zusammenhang mit allen in der Welt existirenden steht, stellt alle übrigen vor, sie ist also ein Mikrokosmos, d. h. die Welt im kleinen. Liegt im Begriff der Individualität zugleich die Verschiedenheit aller Wesen, so auch deren Ungleichheit. Ist jedes Individuum ein Mikrokosmos, so kann es auch nur das Weltall entsprechend seiner Kraft und seiner Anlage vorstellen. Je höher es organisirt ist, desto klarer diese Vorstellung, je niedriger, desto unklarer. Im Menschen läßt sich deshalb das Ganze besser erkennen, als in der Pflanze und im Thier. Ganz klar ist jedoch der Makrokosmos in keinem Wesen vorgestellt, da alle noch beschränkt sind. „Alle Monaden streben verworren nach dem Unendlichen, nach dem Ganzen," sie müssen streben, weil sie kräftige Naturen sind, daher die Entwicklung und die klare Vorstellung, daher niedere und höhere Wesen. Wie es nach Leibnitz in der Entwicklung keine Sprünge, so gibt es in der Stufenreihe der zahllosen Lebewesen keine Lücke, sondern ein allmäliches Aufsteigen.

(Schluß folgt.)

Eine Urwaldlandschaft mit Bewohnern. (Bild S. 420—21.) Wir führen die Leser in das waldreiche Tiefland Venezuelas (Südamerika) und lassen sie einen Blick in das tropische Thier- und Pflanzenleben thun. Unsere Abbildung veranschaulicht eine Urwaldszene an den Ufern des Rio Eskalante, eines Flusses, welcher auf den Kordilleren von Merida entspringt, die Zuliaebene durchströmt und in den See von Maracaïbo mündet. Die Ueppigkeit und Großartigkeit der Vegetation spottet jeder Beschreibung. In der nur von wenigen Verkehrswegen durchschnittenen Urwaldswildniß haben tausende von verschiedenen Thierarten ihre Heimat. In den ersten Morgenstunden, wenn der sich durch den mauerartig dichten Urwald windende Rio Eskalante noch in tiefem Schatten liegt, zeigt sich eine so bewegte Szenerie, daß man kaum weiß, wohin man zuerst die staunenden Blicke wenden soll. Bei jeder Flußkrümmung bieten sich dem Auge neue, prachtvolle Pflanzengruppen und neue Thiere. Jeder Baum scheint belebt zu sein und ein unnachahmliches Thierkonzert ertönt ringsumher; das Geschrei der Araras und anderer kleinerer Papageiarten, welche emsig in den Kronen der Bäume Nahrung suchen oder in Gesellschaften den Fluß kreuzen, mischt sich ohrenzerreißend in die verschiedenartigsten Stimmen einer Menge anderer Vögel. Zuweilen erschallt das dumpf im Wald widerhallende Gehämmer verschiedener Spechtarten, und aus dem Schilf ertönt die eigenthümliche Stimme des Trompetervogels wie trommelndes Geräusch zu uns herüber; dazwischen vernehmen wir den lauten, langgezogenen Schrei der Wehrvögel, die paarweise über dem Wald kreisen. Das Schilf und andere Wasserpflanzen sind belebt von verschiedenen Arten von Wasserhühnern, Rallen und anderen Sumpfvögeln. Eine reizende, immer wieder anziehende Unterhaltung bieten die ungemein häufigen Jassunas, Sporenflügler, die blitzschnell über die großen schwimmenden Blätter der Wasserpflanzen dahinlaufen und dabei unaufhörlich schreien. Das angenehmere, fast singende Pfeifen der Hokkovögel im tiefen Waldesdunkel erregt die Jagdlust, denn die fast truthahngroßen Hokkos liefern einen vorzüglichen Braten, was man von den wenigsten Bewohnern des tropischen Urwaldes behaupten kann. Vor uns im Wasser erblicken wir einen riesigen Baumstamm, der ein wahres Gewirr von Schling- und anderen Pflanzen mit sich führt, wie eine schwimmende Insel dahertreibend und besetzt von einer großen Anzahl weißer Silberreiher, welche sich von dem dunklen Hintergrund ungemein effektvoll abheben. Eine Gesellschaft rosafarbener Löffler zieht plötzlich über den Wasserweg hinweg und fesselt unsere Blicke, solange wir den Zug verfolgen können. Von der Sonne beschienen, hebt sich der rosafarbene Streifen, welchen der Zug bildet, prachtvoll von dem tiefblauen Himmel ab. Nicht gar weit von uns zeigen sich mehrere dunkle Punkte, welche scheinbar wie Baumstümpfe aus dem Wasser ragen; es sind die hier häufigen Kaimans (amerikanische Krokodile). Sobald wir näher kommen, verschwinden sie unter dem Wasser. Plötzlich werden wir vom andern Ufer her durch einen dumpfen Fall ins Wasser, dem schnell hintereinander noch mehrere folgen, fast erschreckt; es sind sogenannte Wasserschweine, Capybaras, die größten Nagethiere, welche sich wahrscheinlich vor dem Angriff einer Unze ins Wasser retteten. Die Unzen selbst bekommt man nur sehr selten zu Gesicht, obgleich sie neben mehreren anderen kleineren Katzenarten ziemlich zahlreich in diesen Wäldern hausen. Auch der nicht sehr seltene Tapir entzieht sich meist den Blicken des Reisenden. Nicht nur die Formen und Töne, sondern auch die Farben dieser vielgestaltigen Pflanzen- und Thierwelt sind es, welche den Reisenden immer und immer wieder anregen. Ungemein groß ist die Zahl der grellfarbigen Vögel, unter denen besonders der schwarz- und gelbgefärbte Arrendajo durch sein lebhaftes Wesen und durch das unaufhörliche Pfeifen und Zwitschern sich auszeichnet. Er hat seine großen, beutelförmigen Nester an den äußersten Enden der über den Fluß sich neigenden Aeste befestigt und scheint mit seinen Gesellschaftern in immerwährendem Streit zu liegen. An den Orchideen und Bromelien und an den rankenden Gewächsen, welche, um Lianen gewunden, bis auf die Wasserfläche herabhängende herrliche Guirlanden bilden, treiben die Juwelen unter den Vögeln, die Kolibris, ihr graziöses Spiel; gedankenschnell schwippen sie von einer Blüthe zur andern, kleine Insekten erhaschend. Zuweilen entdeckt das geübte Auge des Waidmanns einen ruhig im Gezweig sitzenden goldgrün glänzenden Trogon, oder großschnäbelige Pfefferfresser lassen ihren lauten Ruf Dios te dé ertönen. Selbstverständlich fehlt es bei dieser Schöpfungsfülle nicht an Stegreifrittern, an großen und kleinen Raubvögeln. Sie sind die Regulatoren im Haushalt der Natur. Dort auf dem Gipfel eines Urwaldriesen, eines breitästigen Akajoubaumes, thront der größte und stärkste aller befiederten Räuber, die stolze Harpyie; wahrscheinlich hat sie ein in der Nähe befindliches Faulthier auf dem Korn, das, an einem Ast des Yagrumo hängend, durch sein Klagegeheul den unersättlichen Würger herbeilockte. Wir haben nicht Zeit, Verfolgung und Kampf zu beobachten, weil sich plötzlich unsere Aufmerksamkeit einem neuen interessanten Schauspiel, den Klettervirtuosen unseres Bildes zuwendet. In dem Gezweig eines gigantischen Tamarindenbaumes, den der letzte Tornado (Aequinoktialsturm) gespalten, erblicken wir eine Gesellschaft rothbrauner Brüllaffen, die sich an Lianen schaukeln, oder auf den Aesten kauern, oder langsam auf- und abklettern. Diese Vierhänder bilden mit dem Menschen die erste Ordnung der Säugethiere. Diese Anordnung ist nicht etwa die Folge der neuen darwinistischen Naturanschauung, sondern rührt bereits von den Naturforschern Buffon und Linné her, weil die Affen (Simiae) durch die Verhältnisse des Körpers, die Form des Kopfes und der Extremitäten die menschenähnlichsten Thiere darstellen. Wir müssen uns selbstverständlich nur auf die Schilderung der vorliegenden Brüllaffenfamilie beschränken. Der Schädel dieser Spezies ist rundlich, und zwar überwiegt der Hirntheil den Kiefertheil und ist daher seine Form um so menschenähnlicher, je jünger das Thier, welchen Beweis das Aeffchen im Arme seiner Mutter im Vordergrunde unseres Bildes liefert. Der Hals ist kurz, dünn und rund; der Rumpf ist gestreckt und wie der des Menschen von oben nach unten zusammengedrückt, auch an der Brust mit zwei Zitzen versehen, aber in der Gegend der Weichen stark eingeschnürt.

(Schluß folgt.)

Wissenschaftlicher Rathgeber.

Rothenburg. F. Mit Ihrer Erbittrung auf die Ameisen in Ihrem Garten gehen Sie durchaus fehl. Zwar gehen die geschäftigen Thierchen hin und wieder auch an süßes Obst, wie sie den Honigsaft mancher Pflanzen, Zucker, Syrup u. dgl. nicht grade verschmähen. Dafür speisen sie aber auch Regenwürmer, Raupen und allerlei anderes schädliche Kleinvieh, dem Sie im Garten mit mehr Recht gram sind. Daß Sie die Ameisen an den Obstbäumen gefunden haben, deutet auf Bevölkerung dieser Bäume mit Ungeziefer, wahrscheinlich mit Blattläusen oder den noch gefährlicheren Blut- und Schildläusen hin, eine Sippe, welche sich außerordentlich rasch vermehrt, aber von den Ameisen grimmig verfolgt wird. Die Läuse werden von den Ameisen gewissermaßen gemolken und zwar thun diese das oft bis zum Tode ihres Melkviehs. Freilich, wenn Sie ein Ameisennest an der Wurzel eines Baumes angelegt finden, so werden Sie gut thun, es zu zerstören, weil durch die Thätigkeit der Ameisen alsdann meist die Saugwurzeln des Baumes blosgelegt und dadurch an der Aufnahme der nothwendigen Nahrung verhindert werden. Verjagen können Sie die Ameisen, wo es eben durchaus unumgänglich ist, durch stinkende Fische oder Kerbel, Tabaksblätter, Petersilie, Wermuth, Theer, Thran, frische oder getrocknete Hollunderblüten, Kampher, Ruß u. s. w. Wollen Sie einen Vernichtungskampf führen, so graben Sie die Nester um und gießen dann heiße Lauge auf die Stelle.

Berlin. Frau A. B. Ein bequemes Mittel zur Untersuchung des Wassers auf seine Brauchbarkeit als Trinkwasser, wie es in jeder Haushaltung angewendet werden kann, gibt Dr. Koller in der würzburger „Gemeinnützigen Wochenschrift" an; danach bereite man sich eine Lösung von einem Theile Tannin, wie Sie es in jeder Apotheke erhalten, in einem Theile Weingeist und vier Theilen Wasser und filtrire die nicht klare Lösung. Von der filtrirten Lösung setze man einen Eßlöffel voll zu einem gewöhnlichen Trinkglase voll des zur Untersuchung bestimmten Wassers. Jede sogleich oder nach einigem Stehen eintretende Trübung weist auf die mehr oder weniger reichliche Anwesenheit von organischen Stoffen im Wasser hin, welche seine Benutzung als Genußmittel unzulässig oder schädlich machen.

Eisenach. W. S. Die sogenannten Holzböcke sind allerdings höchst lästige Schmarotzer; aber so grausam gegen Sich selber brauchen Sie doch nicht zu sein, wenn Sie ein Insekt, das sich irgendwo an Ihrem Körper festgesaugt hat, wieder los sein wollen. Der Holzbock oder die Zecke ist eine ziemlich große glatte Milbe mit einem hornigen Rückenschilde auf dem Vorderleib und einem meist faltig erscheinenden, ungemein ausdehnbaren Hinterleibe. Das Festsaugen findet statt mit einem Rüssel, mittels dessen er sich so voll Blut saugt, daß das ursprünglich nur ein bis zwei Linien lange Insekt bis zur Größe einer Bohne oder Haselnuß anschwellen kann. In keinem Falle hat man nöthig, diese frechen Blutsauger, wie Sie, „buchstäblich aus dem Fleisch herauszugraben"; ebensowenig darf man sie gewaltsam losreißen wollen, weil dann der Kopf häufig sitzen bleibt und Eiterungen hervorruft. Dagegen kann man sie mit Oel, Salzwasser, Tabaksaft und Branntwein zum Loslassen zwingen und durch Benzin augenblicklich tödten.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 45. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Reinisch ließ sich diesmal nicht lange bitten, sondern nahm den Faden seiner Erzählung wie folgt wieder auf:

„Wochen waren seit Curts Beichte ins Land gegangen, als er plötzlich eines Sonnabends nach längerem unschlüssigen Schweigen ganz abrupt mit der Frage herausrückte, ob ich am darauffolgenden Nachmittag mich an einer Schlittenpartie betheiligen wolle. Als ich fragte, ob wir beiden allein sein würden, antwortete er mit ‚Nein!‘ und ich errieth nun rasch, daß seine Geliebte von der Partie sein würde, daß es ihm schwer fiel, mir das offen und unumwunden zu sagen und daß er lieber errathen sein wollte. Ich sagte natürlich zu und war, wie ihr euch denken könnt, etwas betreten, als er allein in dem auf vier Personen berechneten Schlitten saß, der klingelnd vor dem Café vorfuhr, in dem wir uns Rendez-vous geben wollten. Er gab mir keine Erklärung und ich mochte nicht fragen; so stieg ich denn ein und wir hatten schon die letzten Häuser der Vorstadt Karolinenthal erreicht, als er dem Kutscher einen Wink gab. Der Schlitten hielt nur einen Moment; eine tiefverschleierte Dame im Pelzmantel, die wir eingeholt hatten, stieg rasch in den Schlitten und nahm neben Curt Platz, und während die Pferde wieder anzogen, schlug sie den Schleier zurück und zeigte mir das feine, regelmäßige, von der scharfen Luft geröthete Gesicht meiner Nachbarin. Sie war wahrhaftig noch schöner, als sich aus der Ferne hatte feststellen lassen und als sie mir, um anzudeuten, daß keine Vorstellung erfolgen würde und daß sie über mich hinlänglich informirt sei, die kleine Hand im wildledernen Handschuh hinhielt, konnte ich mich einer leichten momentanen Verwirrung nicht erwehren. Alles, was wir über einen Menschen wissen, hat uns sein Gesicht in dem Augenblick gesagt, in dem wir die ersten Worte mit ihm wechselten, und alle die folgenden Jahre können nur ganz unbedeutende Aenderungen an diesem ersten Urtheil hervorbringen; in allem wesentlichen werden sie es lediglich bestätigen. Ich fühlte, daß an diesem eigenthümlichen Geschöpf nichts Zweideutiges, daß an ihr kein falsches Aederchen war, und ich fühlte, daß sie mindestens ebensoviel Charakter als Herz besaß. Ich bat ihr unwillkürlich im stillen jeden unbestimmten Zweifel ab, den ich bezüglich ihrer gehegt, und daß ich solche Zweifel gegen Curt geäußert, versetzte mich in eine brennende Verlegenheit. Er seinerseits schien ganz genau zu wissen, was in mir vorging, denn in seinem leichten Lächeln lag ebenso viel feiner Spott, als Befriedigung über den vortheilhaften Eindruck, den seine Geliebte auf mich gemacht; er schien zu fragen: ‚Nun? ist man überführt?‘

„Wir kamen rasch ins Plaudern und Leontine betheiligte sich ohne eigentlichen Eifer, aber auch ohne jede Spur von Befangenheit und Zurückhaltung am Gespräch. Sie war ebenso frei von der tastenden, verlegen lächelnden Zimperlichkeit, die den Frauen neuen Bekannten gegenüber oft genug eigen ist, als von einem Haschen nach Geistreichigkeit, und ihr vornehmes Gesicht und ihre ernsten, dunklen Augen wurden nur selten durch ein Lächeln aufgehellt; dieses Lächeln war aber hinreißend, so viel Herzensgüte, Unschuld, Vertrauen und — Liebe sprachen sich in ihm aus. Sehr bald hatte ich das Gefühl, daß sie viel lebhafter und interessanter sein würde, ginge sie nicht so vollständig auf in dem Glück, an Curts Seite zu sein und ihn sehen und hören zu können; ihre Augen hingen oft mit dem vollen Ausdruck einer ebenso leidenschaftlichen als naiven, weltvergessenden Bewunderung an seinen Lippen und dann war es, als besinne sie sich erst wieder darauf, daß sie ja nicht allein seien. Ich fand selbst diese Zerstreutheit liebenswürdig; es ist ja das Vorrecht und oft der Fluch der Frauen, ganz und gar in der Liebe aufzugehen und dieses Mädchen sah nicht so aus, als werde sie *viele* ‚Herzensfrühlinge‘ erleben; sie gehörte nicht zu den Frauen, die das *Lieben an sich* so süß finden, daß der *Gegenstand* dieser Liebe ziemlich gleichgültig ist und die deshalb die Liebhaber wie die Handschuhe wechseln, ohne dabei die geringste Störung ihres innern Wohlbefindens und ihres seelischen Gleichgewichts zu erleiden, und die zu wenig an klares und logisches Denken gewöhnt sind, um es nicht leicht zu finden, die Berechtigung solches Wechsels durch ein paar armselige Sophismen nachzuweisen und sich von aller Schuld reinzuwaschen. Diese Art Frauen hasse ich ebenso sehr, als ich sie verachte; sie bringen es fertig, aus mir einen Sprühteufel von Sarkasmen zu machen, und daß ich Leontine sofort als eine von den tiefen Naturen erkannte, die nicht den Mann, sondern den und den *bestimmten* Mann lieben und sich einen Ersatz für denselben weder aufreden noch aufzwingen lassen, machte mich merkwürdig vergnügt und innerlich ruhig. Es ist doch an und für sich eine rechte Herzensfreude, einen Menschen kennen zu lernen, vor dem man in aufrichtiger Ehrerbietung den Hut ziehen möchte, und dann war es mir ja durchaus nicht gleichgültig, ob es eine edle Natur war, an die mein junger Freund sein schönes und reizbares, starkes und verwund-

bares Herz verloren hatte. Wir waren noch lange nicht am Ziel, da sagte ich mir in selbstloser, neidloser Freundschaft: ‚Die beiden Menschen gehören zusammen, von Rechtswegen, sie sind einander werth und sie sollen zusammenkommen, um jeden Preis und unter allen Umständen, und was du dabei thun kannst, wirst du thun.‘ Dieser Entschluß, für den ich nicht etwa das Prädikat ‚edelmüthig‘ beanspruche, sollte bald auf die Probe gestellt werden. Der kurze Wintertag neigte sich schon seinem Ende zu, als wir das abseits von der Landstraße liegende auch im Sommer wenig besuchte Dörfchen erreichten, welches das Ziel unserer Fahrt war. Curt hatte im voraus ein Zimmer bestellt, das denn ganz behaglich durchwärmt war, wir bekamen einen extrastarken, heißen Kaffee und das Blut rollte mir bald wieder rasch durch die Adern; ich hatte, um mich noch mehr zu animiren, ziemlich viel Cognac zugesetzt und als Curt Mantel und Mütze nahm, um auf eine Viertelstunde zu dem dicht bei dem Dorfe wohnenden Förster zu gehen und wegen einer zwischen ihnen verabredeten Jagdpartie nochmals Rücksprache mit demselben zu nehmen, erschien mir meine Aufgabe gar nicht mehr so schwierig. Curts Absicht war unverkennbar, viel Zeit war nicht zu verlieren und so stürzte ich mich denn kopfüber in mein Unternehmen und fragte, nachdem ich einige male im Zimmer auf und ab gegangen war, ohne Leontine dabei anzusehen (sie saß am Ofen und stemmte die kleinen, schmalen, wohl noch etwas starren Füße gegen den Kohlenbehälter und schien in Gedanken versunken):

„Sagen Sie, mein Fräulein, würden Sie einem aufrichtigen Freunde Curt v. Blenkheims, der auch für Sie die höchste Achtung empfindet und Ihnen alles Gute wünscht, eine Frage beantworten, die zwar etwas indiskret ist, die aber dafür das Lebensglück unseres gemeinschaftlichen Freundes betrifft?“

Sie sah wie aus einem Traum erwachend erstaunt auf, errieth jedoch sofort meine Absicht und erwiderte ruhig und sanft:

„Die Frage wird wohl so indiskret nicht sein; Sie wollen wissen, warum ich allen Anspielungen des edelsten und bravsten aller Menschen auf einen Ehebund zwischen uns ausweichende Antworten und die Bitte entgegensetze, daran nicht zu denken, überhaupt keine Pläne zu machen?“

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir alle Präliminarien sparen, indem Sie die Frage so scharf und klar formuliren —“

„Man wird sich immer klar und bestimmt ausdrücken, wenn man sich selber klar ist und das bin ich — leider.“

Das eine kleine Wort sprach sie wohl weniger zu mir, als zu sich selbst; es war auch mehr gehaucht als gesprochen, aber es lag so viel gramvolle Hoffnungslosigkeit in demselben, daß es mich fast entmuthigte. Dennoch fuhr ich fort:

„Sie geben mir also ein Recht zu der Frage — wollen Sie dieselbe auch beantworten?“

Sie sah einen Augenblick nieder und sagte dann leise und gedrückt, aber fest:

„Ich kann und werde nie die Frau Curts sein.“

„Aber Sie lieben ihn doch, so viel ich sehen und beurtheilen kann?“

Sie antwortete nicht, aber das ebenso gedankenvolle, als süße Lächeln, das auf ihre Lippen trat, sagte mehr als alle Worte und schien mich zu fragen: „Wie sonderbar du bist! Muß man ihn denn nicht lieben? Oder sollte es wirklich ein Weib geben, dessen Herz ihm nicht entgegenflöge?“

„Ich würde Ihr Lächeln gern als Antwort gelten lassen, aber wollen Sie Sich nicht direkter äußern?“

„Verzeihen Sie, daß ich die Antwort überflüssig fand; Sie können Sich nicht denken, wie selbstverständlich sie für mich ist. Aber es kostet mich auch nichts, Ihnen zu sagen, daß ich ihn liebe — wie er es verdient, mehr als mein Leben, und daß diese Liebe auch dann noch mein Glück und mein Stolz wäre, wenn sie nicht erwidert würde.“

Sie sagte das nicht pathetisch und schwungvoll, sondern so etwa, wie man einem Kinde eine recht einfache Sache erläutert, wobei man an etwas ganz anderes denkt. Ich gestehe euch, ich war betreten; diese Antworten waren so verzweifelt kurz, bestimmt und klar und gaben mir doch ein peinigendes Räthsel auf. Ich fragte weiter:

„Sie lieben ihn also und ich weiß, er hat es ehrlich um Sie verdient —“

Sie legte mit einer anmuthigen, merkwürdig ausdrucksvollen Geberde die Hand aufs Herz und ihr Blick schien zu fragen: „Warum sagen Sie das mir?“

„Warum quälen Sie ihn?“ ergänzte ich meinen Satz. „Sehen Sie nicht, daß er sich physisch und moralisch aufreibt?“

„Man sagt mit Recht, das Auge der Liebe sei scharf — ich weiß nur zu gut, was an ihm zehrt, und es krampft mir oft das Herz zusammen, in seinen Augen zu lesen, in seiner Stimme mitklingen zu hören, was er schon nicht mehr sagen mag. Ich weiß, aus wie weichem, zarten Stoffe er gemacht ist und ich sehe auch ein, daß es nicht lange mehr so fortgehen kann.“

Sie sah mich nicht an, ihr Blick schien in eine endlose Ferne zu schauen und ihre Stimme klang düster und die Worte fielen schwer von ihren Lippen.

„Sie werden seinem Freunde einen vielleicht zu harten Ausdruck nicht verübeln; ist er nicht auch nach Ihrer Ansicht zu gut, das Opfer einer — ich weiß keinen besseren und milderen Ausdruck — einer Grille, einer Laune zu werden?“

„Grille und Laune! Ist Ihnen nicht der Gedanke gekommen, das Schicksal könne zwischen uns stehen? Ich würde lächelnd jeden Tropfen Blut aus meinen Adern für ihn hingeben, wenn ich dadurch sein Glück erkaufen könnte, und vielleicht werden Sie bald schon — aber nein, Thaten sind mehr als Worte und der Tag, der jedes Räthsel löst, kann nicht mehr fern sein. Wollen Sie nicht so lange warten, ehe Sie über mich und den scheinbaren Widerspruch zwischen meiner Liebe und meiner Weigerung urtheilen und sollte es so gar schwer sein, bis dahin den Glauben festzuhalten, daß jeder Schlag meiner Pulse, jeder Gedanke meines armen Kopfes Liebe ist — reine, uneigennützige, opferfreudige Liebe, und daß Curt sich nicht wegwarf, als er durch seine Liebe ein unaussprechlich glückliches Geschöpf aus mir machte?“

Sie war aufgestanden und ihre eine Hand stützte sich auf die Lehne des Stuhls; wir hatten kein Licht, nur das Feuer im Ofen warf seinen unsichern flackernden Widerschein auf ihr schönes Gesicht und die schlanke Gestalt und in dieser zweifelhaften Beleuchtung war sie so ganz „verwunschene Prinzessin“, daß ich mich schon halb entwaffnet fühlte; es war mir einen Moment, als blitze eine Thräne in ihren Augen, aber sie sah mir nicht aus wie weinen und ich weiß bis heute noch nicht, ob ich mich nicht getäuscht.

Die Unterredung war eigentlich zu Ende, dennoch sagte ich nach einigem Zaudern:

„Ich fühle nur zu wohl, daß ich nicht weiter in Sie dringen darf, dennoch gestehe ich Ihnen, daß Sie mich nicht beruhigt haben. Die Sorge um meinen Freund, den Sie bereits ganz aus sich herausgeworfen haben und dessen unstetes Wesen mich ängstigt, hat mir die Lippen geöffnet; sagen Sie selbst, ob ich seine Zukunft in rosigerem Lichte sehen darf, seitdem Sie mir einen Blick in Ihr Inneres gestattet?“

„Ich weiß, daß Sie frei sind von banaler Neugierde — aber seien Sie ohne Sorge um Curt. Sein Geschick liegt in meinen Händen und ich will nur sein Wohl; es schlägt kein Herz auf Erden — seine Mutter ist ja todt — das so ganz von ihm erfüllt wäre als das meine, und seit ich ihn kenne, habe ich nie mehr an mich und immer nur an ihn gedacht. Sollte darin nicht auch für Sie eine gewisse Bürgschaft liegen?“

Ich zauderte — durfte ich so viel zugestehen? War es denn sicher, daß sie sein Glück auch richtig verstand, daß die Logik des Herzens nicht fehlging? Sie errieth diesen Zweifel aus dem gepreßten: „Allerdings —“, zu dem ich mich endlich zwang.

„Sie wissen nicht recht, ob Sie mich nicht fragen sollen: ‚Dürfen Sie Sich aber auch so unbedingt auf die Richtigkeit Ihres Urtheils und auf die Lebensweisheit eines Mädchenkopfs verlassen?‘“

„Nun ja, es sei zugestanden, aber gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich betreten bin über die unfehlbare Sicherheit, mit der Sie meine Gedanken errathen.“

Wieder trat ein flüchtiges, trauriges Lächeln auf die schönen Lippen.

„Was ist da zu verwundern? Man denkt doch auch bei der stillen Arbeit vom Morgen bis zum Abend, und all dies Denken bezieht sich so ausschließlich auf den einen und auf das Gefühl, das er in uns geweckt, daß es eher zu verwundern wäre, wenn uns eine Seite des Gegenstands, ein Einwand, der uns vielleicht gemacht werden könnte, entginge. Ich könnte Ihnen zehnmal mehr sagen, als Sie mir zu sagen haben; ich habe in schlummerlosen Nächten alles, alles hundertmal erwogen, um so reiflicher erwogen, als das arme Herz sich verzweifelt gegen die Gebote des Verstandes wehrte und jeden Fußbreit Boden angstvoll vertheidigte. Ich weiß, ich irre nicht, hinter jeder meiner Hand-

lungen steht ein eisernes ‚muß‘, und wenn Sie heute ein Schiedsgericht von herzenskundigen Männern und hochsinnigen Frauen zusammenriefen, ich weiß, es würde seinen Spruch zu meinen Gunsten fällen. Es genügt ja schon, daß ich alles Leid auf mich nehme —“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, ist das auch wahr? Ich mag nicht darüber nachdenken, was Sie beschlossen haben können, aber Ihre beharrliche Weigerung schon, sein Weib zu werden, verhängt ein tiefes, schneidendes Herzeleid über unsern Freund und —“

„O ja, gewiß — aber ein Mann hat mehr auf Erden zu thun, als zu lieben, und die an Liebesschmerzen zu Grunde gehen, das sind keine starken, das sind schwache, selbstsüchtige Naturen, enge Seelen, kleine Menschen. Echten Männern bringt die Zertrümmerung eines Liebesglücks wohl auch einen wilden, scharfen Schmerz, aber er ist kurz, er wird überwunden, die Wunde verheilt und vernarbt und der Kern des Wesens bleibt unberührt. Ich denke zu hoch von Curt, um nicht zu wissen, daß er sich bald wiederfinden wird, um früher oder später noch glücklich, recht glücklich zu werden. Wir armen Frauen dagegen — wir leben und athmen nur, um zu lieben, Leben und Liebe sind für uns eins; haben Sie auch bedacht, was es heißt, dem Besitz eines Mannes entsagen, den man vergöttert, dessen Bild man im Allerheiligsten der Seele aufgestellt hat, um vor ihm Tag und Nacht die ewige Lampe schrankenloser Neigung brennen zu lassen? Wenn wir sagen, die Trennung breche uns das Herz, so ist das nicht immer eine Phrase; ich fürchte, man kann auch weiter leben mit gebrochenem Herzen, was ist das aber für ein Dasein! — —“

Sie hatte die Stimme leicht gehoben und es klang zuweilen wie eine aufsteigende Bitterkeit durch ihre Worte; sie mußte das selber fühlen, denn sie hielt wie erschrocken inne, fuhr sich tief aufathmend mit der Hand über die Stirn und sagte dann etwas ruhiger: „Brechen wir das trübselige Gespräch ab; es thut mir weh und führt doch zu keinem Resultat. Ich weiß nicht, wie Sie im allgemeinen über unser Geschlecht urtheilen, aber ich denke doch, Sie haben keine niedrige Meinung von demselben, sonst würden Sie ja nicht Curts Freund sein. Jedenfalls aber stehe ich bei aller Unbegreiflichkeit unverdächtig vor Ihnen; ich würde bereuen, Ihnen auch nur ein Wort erwidert zu haben, wenn das nicht der Fall wäre. Und wenn Sie es recht gut mit uns meinen, so sagen Sie Curt so wenig als möglich über unsere Unterredung; ich sehe noch nicht ganz klar, ich weiß noch nicht recht, wie lange noch alles so bleiben kann und darf, wie es ist; unterlassen Sie alles, was ihm auch nur eine Minute der Zeit trüben und vergiften kann, die uns noch beschieden ist — ach, es ist vielleicht nur noch eine kurze, armselige Spanne. Sehen Sie, ich kämpfe Tag für Tag nur darum, ihn über der lieblichen Gegenwart die dunkle Zukunft vergessen zu machen und ich bin schon scharfsinnig und erfinderisch dabei geworden; stören Sie meine zarten Kreise nicht und wenn Sie können — helfen Sie mir; Sie thun ein gutes Werk damit!“

Sie sagte die letzten Worte im Tone der innigsten Bitte und hielt mir dabei, wie hingerissen von ihrem Gefühl, die Hand hin — was konnte ich anders thun, als diese Hand stumm und, wie ich fürchte zu stark, zu drücken und dieselbe dann ehrerbietig an die Lippen zu führen? Sie ließ es geschehen, wie eine Königin — ein edles, feinfühliges Weib, das sich stolz zu einer Liebesneigung bekannt hat, die ihr Ehre macht, hat immer etwas von einer Fürstin, und dieser Augenblick ist in viel höherem Sinne der Glanzmoment ihres Lebens, als der, in welchem sie, blühendes Myrthenreis im Haar, von Mullwogen umflossen und von Orgelklängen umrauscht, vor dem Altar angesichts einer neugierigen, schaulustigen und zu neun Zehnteln neidischen Menge einen kleinlichen Triumph feiert.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Kommt dann auch auf dem von Goethe gekennzeichneten Wege eine gegenseitige, äußerliche Anerkennung von persönlichen Leistungen zustande, so entsteht doch nur das, was ebenderselbe in der ihm ja auch zu Gebote stehenden klassischen Grobheit „allgemeinen verrückten Konsens“ zu nennen beliebt. Der mit Energie gehandhabten großen dogmatischen Scheere wird es dann leicht, alle die unsrer triebkräftigen, mütterlichen Erde entsprießenden grünen Bäume und Sträucher der Erkenntniß zu den bekannten einförmigen langen Heckengängen nach altfranzösischer Mode zurechtzustutzen, an denen uns das Naturleben garnicht mehr interessirt, sondern die nur dazu dienen, den Blick auf den einen, sorgfältig gewählten, in weiter Perspektive erscheinenden Aussichtspunkt hinzuleiten.

Zum Glücke für das Fortschreiten der Gesammtwissenschaft haben bisher die weiter um sich blickenden Köpfe nie ganz gefehlt, welche beständig den Zusammenhang der Spezialforschungen mit dem Ganzen im Auge behalten und darnach streben, die Einheitlichkeit als letztes Ziel zu erreichen.

So haben sich denn auch in neuerer Zeit wieder die forschenden Blicke, trotz der, weiteres Eingehen auf die Gravitationsfrage ablehnenden, Haltung der Astronomen und Mathematiker, der Erkundung des physischen Zusammenhangs der hierher gehörenden Naturerscheinungen zugewandt. Rein kritische Stimmen heben, an Newtons Brief an Bentley anknüpfend, von neuem hervor, daß die in dem, an Stelle einer Erklärung abspeisenden Worte „Anziehungskraft“, eingeschlossen liegende Voraussetzung der Möglichkeit einer unvermittelten Fernwirkung ein Unding sei. Es seien hier nur angeführt: Dubois-Reymond (Ueber die Grenzen des Naturerkennens): „... Durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte sind an sich unbegreiflich, ja widersinnig, und erst seit Newtons Zeit, durch Mißverstehen seiner Lehre und gegen seine ausdrückliche Warnung, den Naturforschern eine geläufige Vorstellung geworden.“ Aehnlich äußert sich Lange (Geschichte des Materialismus), wenn auch von etwas verschiednem Gesichtspunkt: „Man mag den Begriff der Materie und ihrer Kräfte drehen und wenden, wie man will, immer stößt man auf ein letztes Unbegreifliches, wie bei der Annahme von Kräften, die durch den leeren Raum wirken.“

Fügen wir diesem noch hinzu, daß das jetzt als Richtschnur für alle Naturvorgänge geltende Prinzip der Erhaltung der Kraft (oder Energie, d. i. der Fähigkeit, Arbeit zu leisten), als Kennzeichen jeder wirklichen Erklärung fordert, die Menge von Energie zu bestimmen, welche zu einem materiellen System hinzutritt oder dasselbe verläßt, wenn es aus einem bestimmten Anfangszustand in einen andern bestimmten Zustand übergeht; wonach die Erhaltung eben immer im Uebertragen und Umwandeln der Kraft aus einem Zustand und von einem Körper auf den andern nach gleichwerthigen Größen besteht — und mit diesem Prinzip ist die Voraussetzung einer unvermittelten Fernwirkung absolut nicht in Uebereinstimmung zu bringen.

Das sind die wesentlichsten Gründe, welche rechtfertigen, trotz Newtons dynamischen Gesetzen die Gravitation als ein Problem hinzustellen. Weitere Einwände sind von denjenigen neueren Physikern gemacht worden, welche es unternommen haben, die Nothhypothese der Anziehung durch eine Theorie der physischen Ursachen der Gravitation zu verdrängen.

Es ist übrigens Newton nicht der erste gewesen, der nach einer Gravitationserklärung gesucht hat; sowie ihm auch schon Gelehrte vorangegangen sind, welche seinen Gesetzen ähnliche Ideen ausgesprochen haben, ohne zur völligen Klarheit und zu verständlicher Formulirung durchgedrungen zu sein. René Descartes, der berühmte Philosoph, stellte sich die Sonne als im Mittelpunkt eines großen Wirbels, die Planeten ebenso in kleineren Wirbeln eingetaucht vor, wodurch die Planeten in ihren Bahnen um die Sonne und die Monde um ihre Planeten herumgeführt würden. Ebenso hat der Physiker Huyghens noch vor Newton eine Gravitationstheorie aufgestellt. Er fußte dabei auf folgendem Experiment. Wenn sich in einem cylindrischen Gefäß mit Wasser eine schwere Kugel am Boden befindet und diese durch als Durchmesser gespannte Fäden verhindert wird, bei Rotation des Gefäßes

und des Wassers um die Axe, an dieser Bewegung theilzunehmen, so bewegt sie sich vom Mittelpunkt bis an den Umkreis und bleibt dort, solange die Umdrehungsgeschwindigkeit gleich bleibt. Sobald aber das Gefäß in Ruhe versetzt wird, treibt das noch weiter kreisende Wasser die Kugel nach dem Mittelpunkt zu, worin Huyghens eine Analogie mit der Schwere findet. Er machte ferner die grundlegende Hypothese — die in dieser oder ähnlicher Form bis in die neueste Zeit wiederkehrt: „es sei kugelförmig um die Erde herum bis zu sehr großer Entfernung ein materielles Fluidum vorhanden, aus den feinsten Partikelchen bestehend, die mit reißender Geschwindigkeit nach allen Seiten umherfliegen.“ — Während nun des Descartes Wirbel selbst wieder der Erklärung bedürfen, auch die elliptischen Bahnen der Planeten nicht erklären können, Huyghens' Experiment aber auf die fraglichen Erscheinungen der Schwere nicht anwendbar erscheint, da, selbst wenn man seine Voraussetzungen gelten läßt, doch bei den Schwereerscheinungen von keinem Zu- oder Abnehmen der Rotationsgeschwindigkeit die Rede sein könnte, gehen beide Theorien doch von der vernünftigen Anschauung aus, daß wirksame Kraftäußerungen auf die Himmelskörper auch nur durch ein materielles Mittel ausgeübt werden könnten. Ferner hat auch Kepler eine gegenseitige Schwere von Mond und Erde angenommen, ohne jedoch weiter zu gehen. Fermat vermeinte auch schon, die Gravitation durch die Schwere zu erklären; er zog ferner bereits die logische Folgerung, daß ein Körper im Innern der Erde weniger schwer sein müsse, als an der Oberfläche. Hook spricht im Jahre 1674, also kurz vor Newton, die Grundsätze der Gravitation ganz ähnlich wie jener aus, nur daß er nicht dazu gelangte, die Abhängigkeit der Schwere von der gegenseitigen Entfernung der Weltkörper mathematisch zu formuliren.



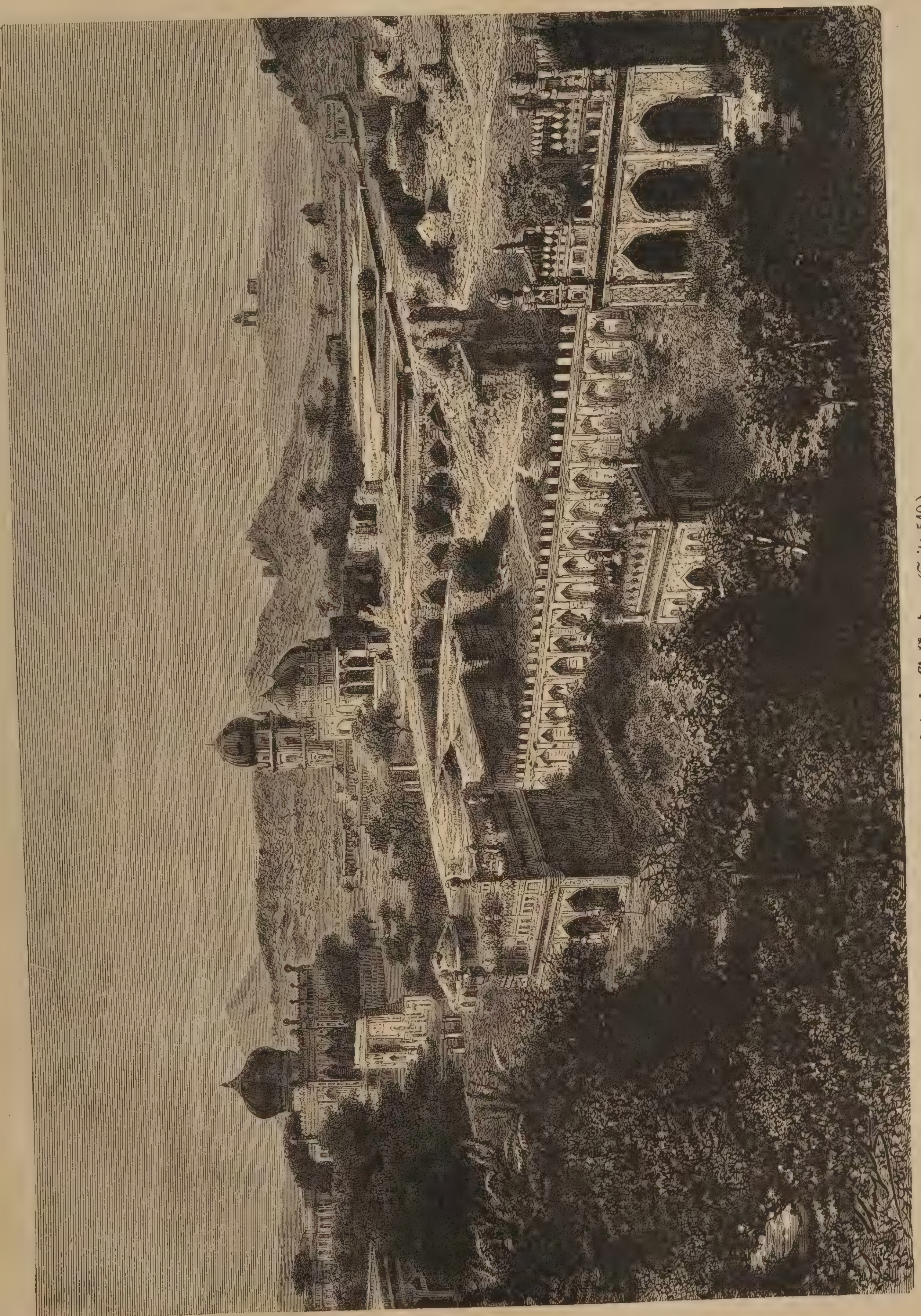
Eine Probe stilistischen Unsinns auf dem Gebiete unsrer Kunstindustrie. (Seite 539.)

Nachdem dann Cotes aus der einen von Newtons schwankenden Meinungen das Dogma von der Anziehung „herausgeputzt“ hatte, blieb die glückliche Uebereinstimmung der Forscher fast zweihundert Jahre ungestört. Ein einziger Versuch wurde im Jahre 1760 von Lesage gemacht, eine kinetische Theorie der Gravitation aufzustellen, die aber außer der zu Grunde gelegten Hypothese von unendlich feinen, neben den gröbern einen Körper umgebenden Gas- oder Luftttheilchen, nach allen Richtungen mit ungeheurer Geschwindigkeit umherschießenden Körperchen (also identisch mit Huyghens), noch zu weiteren sehr künstlichen Hypothesen über die Form der Moleküle fester Körper führte, sodaß sie weiter keinen Erfolg erringen konnte.

Erst das letzte Jahrzehnt wandte der problematischen, physikalischen Seite der Gravitation wieder eifrige Forschungsarbeit zu. Die erzielten Resultate können wir durch das Studium der drei jüngsten Publikationen über diesen Gegenstand überblicken und würdigen. Im Jahre 1879 erschien: „Das Räthsel der Schwerkraft“ von Dr. C. Isenkrahe. Derselbe unterwirft in dem Werk, bevor er seine eigne Theorie entwickelt, die Arbeiten seiner Vorgänger einer scharfen, und mit einigen, noch näher anzuführenden Ausnahmen, zutreffenden Kritik, durch welche er die Unhaltbarkeit ihrer Theorien nachweist. Außer den hier schon gekennzeichneten Ansichten von Newton und Huyghens behandelt er die wichtigsten Forscher der neuern Zeit, nämlich Zöllner, Spiller, Dellingshausen, Thomson, Schramm, Fritsch und Secchi. Im gegenwärtigen Jahre erschien, den Gegensatz gegen Massenanziehung bezeichnend: „Die Theorie vom Massendruck aus der Ferne“, in ihren Umrissen dargestellt von Aurel Anderssohn; und schließlich noch von N. Dellingshausen „Das Räthsel der Gravitation“. Letzteres Werk enthält eine eingehende Polemik gegen Isenkrahe zur Vertheidigung der von jenem verworfenen Theorie von Dellingshausen, eine eingehendere Darlegung der letzteren, sowie eine umfängliche Beigabe von „mathematischen Belegen“.

Wir lassen zunächst die von Isenkrahe kritisirten Physiker kurz Revue passiren. — Da ist die Theorie Zöllners, der sich neuerdings mit solcher Leidenschaftlichkeit angelegen sein läßt, durch sein Eintreten für das Spiritistenwesen den Werth seiner

besseren Leistungen zu verdunkeln. Zöllner ist unter allen hier genannten Physikern der einzige Verfechter einer sogenannten immateriellen Vermittlung der Gravitation. Bei ihm gibt es in der Natur überhaupt nur Fernwirkungen und zwar entweder „in



Gräberstadt in Golkonda. (Seite 540.)

sichtbarer Entfernung oder in unsichtbarer"; damit wir andern aber das letztere nicht nach unserem Verständniß ganz einfach Berührung nennen, so lehrt er uns, daß an der Berührungsfläche zweier Körper weder der eine, noch der andere anzutreffen sei.

Aus den 273 Seiten, welche Zöllner im ersten Bande seiner wissenschaftlichen Abhandlungen den „Wirkungen in die Ferne" widmet, ist zwar seine eigne Ansicht über die Gravitation nirgend positiv ausgesprochen, sondern er zitirt nur diejenigen anderer, aber mit der ihm eignen Geschicklichkeit, die einfachsten Dinge zu verwirren, spitzt er die Frage auf einen Gegensatz zu dem alten scholastischen Satze zu: „corpus ibi agere non potest, ubi non est (ein Körper kann nicht dort eine Wirkung ausüben, wo er nicht ist), indem er an Stelle der letzten Worte setzt: ubi est (also: ein Körper kann nicht dort wirken, wo er ist). Er findet nun den Kern in der Beantwortung der Frage: wo existirt ein Körper? und gibt uns darauf die wortklauberische und orakelhafte Antwort: „ein Körper existirt dort, wo unser Verstand einen Theil der von ihm erzeugten und an uns oder andern Körpern wahrgenommenen Wirkungen hinversetzt". — Wir hingegen erlauben uns, sowohl die alte scholastische These, als auch Zöllners Antithese für eitles Staubwirbeln zu erklären und bemerken, daß wir durch unsere gesunden (nicht an Hallucinationen leidenden) Sinne den Ort eines Körpers in der Nähe ganz genau zu bestimmen verstehen, und daß für größere und größte Entfernungen die Herren Geometer und Astronomen das Geschäft mit aller wünschenswerthen Annäherung an Genauigkeit besorgen. Demnächst beantworten wir im nüchtern naturwissenschaftlichen Sinne die den wahren Kern bildende Frage: was ist unter „Ausüben von Wirkung" durch einen Körper zu verstehen? — dahin, daß es gleichbedeutend sei mit übertragen von eigner Bewegung (Energie) auf einen andern Körper. Es ergibt sich, daß diese Wirkung eines Körpers bei Berührung auf einen benachbarten ausgeübt wird, sowie daß durch weitere Vermittlung von Nachbar zu Nachbar diese Wirkung in die Entfernung übertragen werden kann. Wird nun durch die vermittelnden Körper oder die vermittelnde Materie (das Medium) die Bewegung in unveränderter Form bis auf einen solchen Körper fortgeleitet, wo sie eine qualitative oder Formveränderung erfährt (oder Arbeit leistet), so können wir auch in strikt wissenschaftlichem Sinne von einer Fernwirkung zwischen dem ersten und letzten Körper in dieser Reihe reden. Und indem wir uns daran halten, hoffen wir, uns auch ferner des Sonnenscheins auf unserer Erde erfreuen zu können, ohne Besorgniß, daß unser Denken in Verwirrung gerathe!

(Fortsetzung folgt.)

Der Heros des Gründerthums.

Von Dr. **A. Mülberger.**

(Schluß.)

Schon bei seinem Eintritt ins Ministerium konnte sich Law keine Illusionen mehr darüber machen, ob das System zu halten sei. Aber noch war es Zeit, einen vorsichtigen Rückzug anzutreten und die unvermeidlichen Verluste wenigstens in bescheidene Grenzen einzuschränken dadurch, daß er die Kompagnie ihrem Schicksal überließ und für die Sicherheit der Bankzettel sorgte, für die der Staatskredit verpfändet war und deren bis zum 1. Januar 1720 wenigstens offiziell nicht mehr als für 1000 mill. L. ausgegeben waren. Aber hier trug der Schwindler und verzweifelte Spieler den Sieg davon über den besonnenen Mann, und indem er die Kompagnie retten wollte, riß er beide, Kompagnie und Staatskredit, in den gähnenden Abgrund. Nicht weniger als 1669 mill. Bankzettel wurden noch im Laufe des Jahres 1720 kreirt, ungerechnet weitere 374 Mill., die heimlich und ungesetzlicherweise in Umlauf gesetzt worden waren, wahrscheinlich, um dem Hof gefällig zu sein und seiner Verschwendung Vorschub zu leisten. Der fabelhafte Kurs der Aktien von 20 000 L. konnte natürlich keinen Tag über die Bekanntmachung der Dividende aufrecht erhalten werden; doch sanken sie verhältnißmäßig langsam und wurden noch Mitte Januar zu 11—12 000 L. gehandelt. Aber gleichzeitig setzte sich die ungeheure Masse der Bankzettel in Bewegung, um bei der Bank gegen Metall umgetauscht zu werden. Diese Bewegung versuchte man anfangs durch kleine Mittel zu verlangsamen und als diese nicht verfingen, kamen die gewaltthätigen Erlasse gegen den Besitz von Metallgeld und ungemünztem Edelmetall, von denen schon die Rede war. Am 5. Mai 1720 setzte ein Regierungsbefehl die Aktien der Kompagnie auf 9000 L. fest und verwandelte alle Quittungsbogen, Prämien und Effekten derselben auf den Fuß von 9000 L.: das Publikum sollte sich gewöhnen, die Aktien bei Zahlungen als Geld zu gebrauchen; das erleichterte allerdings ihre Cirkulation, vermehrte aber die ohnehin schon ungeheure Masse der Papiere noch um mehrere Milliarden. Am 21. Mai erschien der verhängnißvolle Erlaß, der die Aktien auf 8000 L. herabsetzte, die sich monatlich um 500 L. vermindern sollten, so daß man am 1. Dezbr. auf 5000 L. angelangt wäre. Ebenso sollten auch die Bankzettel von 10 000 L. auf 5000 reduzirt werden. Die Wirkung dieses Erlasses war so erschreckend, daß die Regierung ihn, von ihren eignen Organen bestürmt, nach 6 Tagen zurücknahm, Law verhaften und die Bücher der Kompagnie untersuchen ließ. Allein man fand alles in schönster Ordnung und der verhaftete Law war im stande, aus dem Kopfe eine klare Uebersicht über die Situation und die einzuschlagenden Wege abzufassen. Selbst seine Feinde waren voll Bewunderung für den glänzenden und reichen Geist des Mannes. Er legte das Finanzministerium nieder, blieb aber Direktor der Bank und der Kompagnie. Auf seinen Vorschlag berief der Regent den alten verbannten Kanzler Agnesseau, der beim Volke beliebt war, wieder an die Spitze der Geschäfte und Law eilte selbst an den Verbannungsort, um ihn zur Uebernahme der Siegel zu bewegen. Agnesseau ließ sich bereit finden, falls man keine gewaltsamen Finanzmaßregeln vornähme. Als er aber unterwegs über den Ruin so vieler Familien jammerte, bot ihm jener sein Vermögen und 100 Millionen an, die der Staat nach Gutdünken für die Bedrängten verwenden sollte. Allein die brutalen Finanzedikte konnten nicht aufhören. Das gegen die Bankzettel einmal rege gewordene Mißtrauen wucherte fort, theils in der Entwerthung derselben, theils in den verzweifelten Versuchen, etwas Solides dafür zu kaufen: man warf sich auf Edelsteine und Perlen und als die Regierung das Tragen und den Besitz derselben verbot, kaufte man Landgüter zum drei- und vierfachen Preis, um nur etwas zu haben; man drängte sich mit Lebensgefahr an die Kassen der Bank, die seit Mitte Juli nur noch die 10-Livres-scheine einlöste, um wenigstens diese ausgewechselt zu erhalten. Am 17. Juli blieben in einem solchen Gedränge drei Menschen todt auf dem Platz; es entstand ein Auflauf; Law flüchtete zum Regenten und das Volk, das seinen Wagen vor dem Portal erkannte, zertrümmerte diesen. Von da an nahm er keinen Antheil mehr an den Geschäften; jetzt hatte die alte Finanz wieder die Oberhand, in deren Maßregeln auch das schärfste Auge nichts anderes entdecken kann, als das Bestreben, auf dem schnellsten Wege wieder zu den Räubereien und Kniffen der Periode vor Law zurückzukehren. Was die Gegenwart erlebte, war so entsetzlich, daß der frühere verzweifelte Zustand noch als ein Glück erschien und das hat so lange nachgewirkt, daß noch 1771 Ludwig XV. in einem Finanzedikt sich und dem Lande Glück wünschte, daß jede Theorie und jedes System aus seinen Finanzen verbannt sei.

Alles übrige erregt geringeres Interesse. Die Regierung kaufte die kleinen Zettel von 10 Livres unter Hand auf, um das ärmere Volk nicht zur Verzweiflung zu bringen und reduzirte die großen. Man bekam z. B. für einen Zettel von 1000 L. nur 7 zu 100, und für einen Hunderter nur 7 Zehner; und wollte man endlich Baargeld sehen, so bekam man 2 L. für einen Zehner, hatte also schließlich 98 L. in Metall für 1000. Daneben schuf man eine $2^1/_2$-prozentige Staatsrente, indem man das reduzirte, unverzinsliche Papiergeld in eine niederzinsende Staatsschuld umwandelte, womit man am 10. Juni 1720 mit 1000 Millionen Kapital und 25 Millionen Rente den Anfang machte; später wurden noch 2-prozentige Staatsrenten und 4-prozentige lebenslängliche Renten geschaffen. Am 10. Oktober wurde die Unterdrückung sämmtlicher Bankzettel auf den 1. November festgesetzt. Endlich beschloß man noch einen tüchtigen Raub zu begehen, indem man wieder eine Visakommission einsetzte, welche im Durchschnitt ein Drittel der Bankzettel kassirte, und indem man eine Liste von 180 der sogenannten Mississipiens anfertigte, welche zusammen mit 188 mill. L. sich auslösen sollten dafür, daß sie im Börsenspiel so viel gewonnen hatten. Hätte man nun diesen Raub doch wenigstens dem Staatsschatz zugewandt! So aber

verschenkte der Regent das, was auf diesem Wege einging, an ruinirte adlige Familien. Die Kompagnie des Indes aber ging unter allen diesen Schlingen doch nicht unter; ihre Aktien hoben sich wieder auf den Nennwerth und darüber. Schiffe allerdings konnte sie erst 1730 wieder aussenden ohne freilich, außer ganz vorübergehend, eine höhere Bedeutung für den Handel zu erreichen, bis schließlich in den sechsziger Jahren Ludwig XV. ihr ganzes Vermögen für 30 Millionen übernahm und den Handel freigab.

Law aber, der seit dem Juli 1720 sich nicht mehr in die Geschäfte gemischt hatte, erhielt endlich im Dezember dieses Jahres die Erlaubniß, mit einem Regierungspaß Frankreich zu verlassen. Er ging nach Brüssel, wo ihn ein Abgesandter Peter des Großen traf, der ihn einlud, in die russischen Finanzen Ordnung zu bringen. Er war aber von den letzten Schicksalsschlägen noch so betäubt, daß er ablehnte. Der Mann, der mit 2 Millionen nach Frankreich gekommen war, der 100 Millionen sein eigen genannt und große Landgüter nebst einem Herzogthum von 100 Stunden Umfang in Louisiana besessen, dieser Mann hatte aus dem allgemeinen Schiffbruch eine Handvoll Louisd'ors, einen Solitär von 40 000 L. Werth und ein paar Gemälde gerettet. Von Brüssel begab er sich nach Venedig, von wo aus er einige Gesuche an die französische Regierung richtete; zuerst bat er um Ausfolgung des Vermögens, das er nachweislich nach Frankreich mitgebracht; dann, man möchte wenigstens die zurückgelassenen Verbindlichkeiten decken. Er hat nie eine Antwort erhalten. Er starb 1729 in Venedig. Daß er mehr als ein bloßer Schwindler war, geht namentlich aus einem Plane hervor, den er vorbereitet hatte und der erst im Augenblick der Ausführung an den Bedenklichkeiten des Regenten scheiterte. Er wies nach, daß die Erhebung der Steuern 20 Mill. koste und ein Heer von 40 000 Finanzbeamten erfordere. Statt dessen wollte er eine allgemeine Grund- und Vermögenssteuer einführen, deren Ertrag dem Staat 200 Mill. geliefert hätte, was für alle Staatsbedürfnisse damals ausreichte und deren Erhebung nur 4 Millionen kostete und nur 1000 Beamte nöthig machen sollte. Dieser eine Gedanke hätte seinen Namen vielleicht zu einem gesegneten in Frankreich machen können und eine wirklich einsichtsvolle Regierung hätte ihn in gewissen Grenzen, z. B. denen seiner ursprünglichen Privatbank gewähren lassen dürfen. Von ganz gewöhnlichen Finanzministern, Colbert etwa ausgenommen, waren die besten nicht über die Weisheit hinausgekommen, eine gute Finanzwirthschaft bestehe bloß darin, nicht mehr auszugeben, als man einnehme. Aber die Steuer nach ihrer inneren Natur, nach der Seite der Gerechtigkeit und Schonung der Gesammtsteuerkraft, nach dem Verhältniß von Erhebungskosten und Reinertrag, nach den Hemmnissen, welche sie dem Güterverkehr der Nation auferlegen, zu greifen und ebenso zwischen produktiven und unproduktiven Ausgaben zu scheiden und darnach reformirend aufzutreten, das war Sache eines Systems und dieses System vertreten zu haben, ist Law's Verdienst. Aber diese richtigen Seiten seines Systems treten Hand in Hand auf mit den falschen und gefährlichen und so kam es, daß Frankreich einen kurzen Traum von Glück und Wohlstand mit unsäglichen Opfern bezahlen mußte. Und als der Rausch verflogen war und die nackte Wirklichkeit der Nation entgegenstarrte, da stand man keineswegs wieder auf demselben Punkte wie vorher. Die reichgewordenen Glückspilze, einige hundert an Zahl, waren kein Ersatz für den Ruin von 30 000 Familien, die bisher von ihren Renten gelebt hatten. Die Sucht nach schnell erworbenem Reichthum und nach sinnlichen Genüssen, die er gewährt, war in Millionen zurückgeblieben und hatte das moralische Niveau der ganzen Nation heruntergebracht; jede Spur von Glauben an Treue und Redlichkeit der Regierung und Regierenden war verschwunden und die Saat, die damals gesäet wurde, ging 70 Jahre später auf, als unter dem Geheul der pariser Sturmglocken der französische Königsthron und die ganze alte französische Gesellschaft zusammenbrach.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Aus dem Tagebuche.

Es war heute ein herrliches Wetter. Wir hatten verabredet, gleich nach Mittag vor's Thor zu gehen. Elisabeth und ich gingen vorauf. Der alte Lieber wollte erst noch ein kleines Schläfchen machen. „Ich komme mit Freimann und der Mutter nach," sagte er. — Unterwegs, beim Anblick der vielen Spaziergänger, die hinaus in den Wald und auf die Berge zogen, fühlte ich mich auf einmal merklich lustig; alte Jugendlust erfüllte meine Seele und Elisabeth lachte über meine originellen Einfälle! Ich mit; da ich heut selbst Vergnügen an einer gewissen Ungebundenheit fand. — Wie wir uns unterhielten, gesellte sich ein Bekannter zu uns; ein Mensch, den ich zuerst bei Liebers gesehen hatte. Ich wußte von ihm nur so viel, daß er fortwährend mit dem Gedanken umging, sich eine Frau zu suchen, und überall, wo er heiratsfähige Töchter bemerkte, mit einer gewissen instinktiven Geschicklichkeit seine Fäden spann. — Elisabeth erröthete leicht, als sie seiner ansichtig wurde und da mir der Mensch sehr ungelegen kam, so schlug ich unwillkürlich einen ironischen Ton gegen ihn an. — „Nun?" sagte ich lachend — „noch keine Frau gefunden? — Es ist doch wahrhaftig nicht schwer, in unserer Zeit für jeden Finger ein ganzes Dutzend zu finden!" — — „Gott bewahre! — gab der Bekannte wichtig zurück. Der Frauen gibt es wie Sandkörner im Meere. Aber man hat nicht an allen Geschmack! — Man hat so seine kleinen Bedingungen!" — Obwohl ich wußte, was er unter diesen kleinen Bedingungen verstand, so fragte ich ihn doch darum. Elisabeth ging stumm nebenher! — — „Ja, sehen Sie, Herr Morgenroth," versetzte er; „ich bin ein praktischer Mensch. Entweder muß meine Frau in mein Geschäft passen oder sie muß leidlich Geld haben. Solche Weiber sind schwer zu finden und wenn man eines gefunden, so" — — — „So will das Weib nicht auf Ihren Pakt eingehen," vollendete ich den Satz lachend. „Wie vernünftig auch! Wie könnten Sie anders, als den Werth des Weibes abwiegen nach dem materiellen Nutzen, den es Ihnen bringen kann." — — — Elisabeth lächelte. Der Bekannte schwieg plötzlich. Er hatte die Freundin angesehen und an ihrem Gesichtsausdruck die Uebereinstimmung mit meinen Ansichten abgelesen. Das behagte ihm scheinbar nicht; er lenkte das Gespräch ab, indem er sagte: „Man habe ihm eine reiche Erbin einige Meilen von der Stadt angeboten, er brauche nur zuzuschlagen, um aus jeder Verlegenheit zu sein." — „Bravo," gab ich zurück! — „Man bietet die Waare an und schlägt zu. Abgemacht!" — — — „O, das ist Irrthum," bemerkte er empfindlich. „Sie spotten meiner. Ich habe gar keine Lust zu der Erbin; ich habe schon meine Wahl getroffen — ich — — — o, man spricht nicht gern von seinen Herzensangelegenheiten." Er sah dabei nach Elisabeth, die abseits schaute und dann auf mich. Seine Blicke und stumme Sprache waren leicht zu verstehen, seine Unbeholfenheit machte sich komisch. — Halb verdrießlich, halb mit plötzlicher Entschlossenheit verabschiedete er sich von uns. Wir waren froh und erleichtert. — „Der Mensch hat ein Auge auf dich, Elisabeth," sagte ich. — „So scheint es," erwiderte sie — „aber lassen wir ihn" — fügte sie hastig hinzu. „Sprechen wir von etwas anderem." — —

In Liebers Garten angelangt, machten wir uns gleich daran, alles zum Kaffeetrinken bereit zu machen. Während ich das Feuer zurichtete, besorgte Elisabeth das übrige. Nach einiger Zeit leckten die Flammen an dem gefüllten Kochgefäß empor und kindlich freuten wir uns über unsere ländliche Beschäftigung und über die Freude, welche die Eltern empfinden würden, wenn sie auf dem Tische in der Laube den Kaffeetisch besetzt fänden. — In diesen Augenblicken war nichts an mir, was den obstinaten rebellischen Geist offenbart hätte. Es war mir, als hätte jemand mir zugerufen: „Laß den alten Menschen zu Hause und sei fröhlich mit der fröhlichen, strahlenden Natur." — Elisabeth mußte wohl ebenfalls so etwas über mich denken, denn sie sagte, als wir von einem Strauche Beeren pflückten: „Niemand wird jetzt in dir den Kämpfer vermuthen, der du bist, du scheinst jetzt die friedlichste Kreatur!" — „Die bin ich immer," rief ich laut in das weite Thal hinab; „nur Unrecht, Lüge und Thorheit sind mir verhaßt!" — Bald darauf kamen die übrigen. Man freute sich allgemein und die Lobsprüche über unsere Sorglichkeit wurden

von uns mit eingeheimst. Ohne Rückhalt gaben wir uns unseren frohen Stimmungen hin und versäumten nicht, der Natur den gerechten Tribut zu zollen. — Erst spät traten wir den Heimweg an. Freimann, Elisabeth und ich gingen in anregenden Gesprächen voran, während die Eltern folgten. Der liebe Freund war heute auch ohne Zwang und lustig und lebendig und wiederum zeigte sich darin der Einfluß einer schönen Frauenseele! — — — Nun bin ich allein in meinem Zimmer, alles ist öde und still. Sehnsucht schwellt meine Brust und wieder fühle ich, daß Elisabeth meinem Herzen doch recht — recht nahe steht.

Theuerste Seele! — Ich sende dir heute Elisabeths Bild! — Es ist schön ausgeführt, aber es ist nicht vollkommen. Wenn ich es lange betrachte, verwischen sich eher die Unterschiede zwischen Natur und Kunst, die Züge beleben sich allmälich und ich gewinne den Eindruck des Lebendigen. — Aber für dich? — — Ich muß dir gestehen, daß das nicht die Elisabeth ist, wie ich sie kenne. Ja, würde sie ein talentvoller Maler malen, so könnte dieser wohl in das Bild hineinlegen, was das Original so entzückend macht, so aber liefert der Photograph von dem Kinde nur ein starres Abbild ohne Geist und Gefühlsausdruck. Denke dir Weichheit, Freundlichkeit, ein feines mildes Lächeln, denke dir den bestrickenden Glanz eines schönen großen Auges noch hinzu und du hast eine ungefähre Aehnlichkeit dir geschaffen! — — Und diesen Kopf, umrahmt von dem schönsten goldigen Haar, trägt eine junonische Gestalt, mit vollen, künstlerisch abgerundeten Formen, die zueinander in feinster Symmetrie stehen! — Es ist eine Lust, sie zu betrachten, sich an dem Eindruck dieses Meisterwerkes der Natur zu entzücken und sich dann zurufen zu können: Du hast in dem Herzen dieses Wesens eine Wohnung! — Sage ich da zu viel? — Ich glaube es nicht, aber beschwören möchte ich es auch nicht. Der Mensch täuscht und belügt sich gern. — Aber lügen Blicke, Mienen, Geberden? — Nein, Elisabeth ist keine Schauspielerin und Elisabeth liebt mich. Das sagt mir mein Herz, dieses sonderbare Ding, welches ein Gedanke, ein kleines mißliebiges Wörtchen so leicht in schnellere Bewegung setzt, das das Blut mit Blitzesschnelle in die feinsten Aederchen treibt, wenn der Mensch sich erregt! — Ja, mein Herz sagt's mir und das Herz lügt nicht. — Ich vertraue dir alles, dir gegenüber will ich meine Seele entlasten, denn bei dir finde ich den richtigen Widerhall für die Stimme in meinem Innern. Mit Freimann spreche ich nicht davon. Ich weiß nicht warum, aber es hält mich ein Etwas gewaltsam zurück und macht mir das Wort im Munde verstummen. Er selbst spricht nicht von ihr, es sei denn, daß ich ihn anrege. Und dann redet er in seiner Art nur weniges. Neulich machte ich zu ihm so die Bemerkung, daß er an Figur, Gesichtsbildung und Haar merkwürdige Aehnlichkeit mit Elisabeth besitze und daß man ihn schon für ihren Bruder gehalten habe; worauf er lachend sagte: „Bruder? — Wahrlich, diese Idee ist schön, ich glaube, sie kommt von dir!" — „Von mir?" fragte ich erstaunt. — „Nun ja," versetzte er, „von dir, denn du wirst wohl allen Grund haben, gerade solche brüderliche Liebe zu wünschen." — Weiter sagte er nichts und beantwortete meine Frage nach Aufklärung dieses zweideutigen Satzes nur mit einem feinen Lächeln! — —

Seit jener Stunde vermeidet jeder sichtlich Elisabeths Namen, und nur wenn wir in ihre Behausung kommen, löst sich etwas der Bann; aber nur etwas. Er unterhält sich vorzugsweise mit dem alten Herrn, ich mit den Frauen. Selten, daß wir die Rollen wechseln. — — — —

Aus dem Tagebuche.

Frau Lieber ist seit zwei Tagen sehr krank. Ihr Zustand ist besorglich. Als ich an ihr Bett trat, lächelte sie schmerzlich und sagte leise: „Ich danke Ihnen, daß Sie Sich um unseren Kleinen so abmühen! — Wenn mir etwas zustößt, so werden Sie auch ferner für ihn Sorge tragen, nicht wahr?" — Dabei ergriff sie meine Hand und fügte nach einer Weile hinzu: „Sie werden uns nicht wieder verlassen. Sie sind uns allen so lieb!" — — „Gewiß," antwortete ich gerührt, „auch Sie stehen mir nahe und ich werde niemals vergessen, daß ich eine zweite Mutter in Ihnen fand! — — „Das weiß ich," lispelte die Kranke, „und darum bin ich auch ganz froh!" — — — Gedankenvoll verließ ich das Krankenzimmer; ich hatte Frau Lieber verstanden und das versetzte mich erst später in Unruhe. Aber hatte ich zuviel gesagt? — Hatte ich etwas von meinem Herzensgeheimnisse verrathen? — Heute früh war der Zustand der Frau um ein bedeutendes gefahrdrohender als gestern. Aber sie erholte sich von Stunde zu Stunde und der Arzt konnte ihr Nachmittag einen glücklichen Ausgang prophezeien. — Elisabeth zeigte sich in diesen beiden Tagen als ein Muster von Liebe, Opferfreudigkeit und Umsicht. Ich hätte sie küssen mögen, anstatt ihr blos zu sagen: „Du bist ein treues, liebes Kind!"

Einige Tage später.

Frau Lieber ist wieder auf dem Wege der Besserung. Wenn die Sonne scheint, sitzt sie in dem Gärtchen hinter dem Hause. In meiner freien Zeit leiste ich ihr Gesellschaft und lese ihr aus Büchern vor. — Die Pausen füllen wir aus, indem wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse erzählen. — Elisabeth hantirt dann im Innern des Hauses und besorgt mit mustergültiger Ordnung die Wirthschaft. Mit Wohlgefallen verfolgt die Kranke jedesmal die bewegliche, anmuthige Gestalt des Mädchens, wenn sie freudig aus dem Zimmer eilt, um der Mutter irgend einen Wunsch zu erfüllen und oft trifft es sich, daß unsere Blicke dieselbe Richtung nehmen. — Neulich fragte sie mich so leicht hin, wie ich mir meine Zukunft zurecht gelegt und ob ich nicht den Wunsch habe, mich irgendwo auf die Dauer festzusetzen!" — — Und als ich ihr nachdenklich antwortete: „Daran denke ich schon seit längerer Zeit," fuhr sie fort, mich dazu aufzumuntern und mir die Vortheile einer bürgerlichen Existenz auszumalen! — Die Absicht und ihre Gedanken errieth ich wohl, aber ich schwieg und war recht unwillig über diese mütterliche Fürsorge, obwohl ohne Grund — — —

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

In wenigen Minuten war der Wagen an der Brücke.

„Das ist ja ein wahrer Berg von Balken!" rief der Direktor höchlichst überrascht. „Wo kommen denn die her? Teufel, und wie die gegen die Brücke drängen! Wenn das Wasser noch weiter wächst, so wird das Zeug entweder über die Brücke hinweg geworfen oder die Brücke selber geht zum Teufel."

Jetzt befanden sie sich auf der Brücke selbst. Zum erstenmal gab der Kutscher seinen feurigen Pferden die Peitsche. Der Wagen sauste über die Brücke.

Der Herr von Steinach sowohl als Fritz Lauter schauten zum Fenster hinaus auf die wogende und wallende Wasserstraße, aus der jener die Brücke bedrohende Berg von Hölzern aller Arten und Größen emporragte.

„Material von dem Eisenbahnbau — wahrhaftig!" rief der Direktor. „Und zum Theil sieht das Holz aus, als hätte man Versuche gemacht, es klein zu hacken. Das kommt vom Perleviadukt und trägt die Spuren des Zerstörungswerks ins Land, dem die hochberger Bergleute heut früh da oben obgelegen haben. Ich wette, daß die keinen Stein auf dem andern, kein Stück Holz unbeschädigt gelassen haben. Das reißt in den Beutel der Bauherren verzweifelte Löcher."

„Und diese Brücke hier? Glauben Sie wirklich, Herr Direktor, daß die uralte, massive Steinbrücke gefährdet ist?"

„Sie ist gefährdet. Eben weil sie uralt ist, sind die Steine vielfach zermürbt, das Bindematerial hat seine Kraft verloren und ist ausgewaschen. Es soll mich wundern, wenn sie länger aushält, als ein paar Stunden."

„Wird dadurch die Verbindung des Klosters Althaus mit der Umgebung beeinträchtigt?"

„Nach einer Richtung vollständig. Die Perle hinauf könnten wir, wenn diese Brücke unpassirbar geworden ist, nicht mehr ohne meilenweite Umwege, — unten auf Waltersdorf zu aber wird die Verbindung sicherlich nicht unterbrochen. Da ist die neue massive Steinbrücke, die in hohen und weiten Bogen gespannt ist

und hochliegende Ufer verbindet, zu denen das Wasser, mag es kommen, wie es will, nicht hinaufkann."

„Das ist schlimm, denn ich möchte grade die Perle hinauf."

„Weshalb?"

„Weil es wohl am meisten nothththun wird, die Leute in der hochberger Gegend durch die Zusicherungen, welche ihnen unser Flugblatt bringen soll, zu beruhigen."

„Das Werk der Beruhigung darf dem Rettungswerke nur die Hand reichen und nicht ihm vorangehen, junger Freund. Da oben ist vorläufig nichts zu retten, da unten aber" — der Direktor zeigte nach der waltersdorfer Gegend hin, „ist wahrscheinlich jetzt schon hundertmal mehr zu retten, als überhaupt wird geschafft werden können. Nun, Sie werden ja selbst sehen."

Sie waren bei einer Wegbiegung angelangt, von der aus ein bequemer Rückblick auf die Strecke vergönnt war, die sie eben durchfahren hatten. Der Direktor lehnte sich von neuem zum Wagenfenster hinaus und schaute nach der Brücke. Grade in diesem Augenblicke ließ sich durch das Heulen des Windes und das vieltausendfache laute Aufklatschen des Regens auf die Landstraße mit ihren großen teichähnlichen Pfützen ein dumpfes Geräusch vernehmen, etwa wie wenn in weiter Ferne eine Mauer oder ein ganzes Haus stückweise eingerissen würde.

„Kommt das von der Brücke her?" fragte Fritz Lauter.

„Alle Wetter, ja, der macht der Thurm von Mauerbrechern, bei welchem wir vor ein paar Minuten noch ganz sorglos vorbeigefahren sind, grade in der gemüthlichsten Weise den Garaus. Stückweise werden die Steingeländer fortgerissen, das Wasser tobt wahrhaftig schon über die Brücke und mit der Passage ist es aus. In einer halben Stunde wird vermuthlich auch von den Pfeilern wenig mehr zu sehen sein."

„Ist nun wirklich keine Möglichkeit, anderswo und anderswie über die Perle zu kommen, als unten bei der waltersdorfer Brücke?"

„Keine. Das Wasser rings um Althaus ist viel zu reissend, schon in gewöhnlichen Zeiten schlecht passirbar. Bei Hochwasser wäre jeder Versuch, quer hinüber zu kommen, eine Tollheit."

„Dann scheint mir der Plan für unsre heutige Thätigkeit sehr vereinfacht. Wir werfen uns zunächst mit allen Kräften auf Waltersdorf: retten dort, was wir können, und organisiren aus dem thatkräftigen und thatenlustigen Theil der Einwohnerschaft ein Rettungskorps für die auf demselben Wege befindlichen, entfernter gelegenen Ortschaften."

Der Direktor nickte.

„Endlich!" rief er. „Dort sind wir angelangt. Es ist ein stattlich Schloß — dies Kloster Althaus, ein Schloß mit einem herrlichen Park und prachtvoller Fernsicht nach allen Seiten. Wenn wir uns des weiteren so vertragen, wie bisher, junger Mann, so werden Sie, denk' ich, auch in ruhigen Zeiten und schönen Tagen öfter mein Gast sein. Nicht nur für die Geistesgestörten, sondern erst recht für die Geistiggesunden läßt der Aufenthalt hier wahrlich nichts zu wünschen übrig."

Als sie in der Nähe des mächtigen Eisenthores waren, welches in festungsähnliches Mauerwerk hinein den Eingang zu Kloster Althaus abschloß, ließ der Kutscher einen schrillen Pfiff ertönen, der das sofortige Sichöffnen beider Thorflügel zur Folge hatte.

Ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit bereits ergrautem Schnurrbart, von jener straffen, steifen Haltung, welche den alten Berufssoldaten von allen nichtsoldatischen Menschenkindern unterscheidet, erschien militärisch grüßend am Ausgang.

„Was gibt's neues, Krautfeld?" fragte Herr von Steinach, indem er aus dem Wagen sprang und Fritz Lauter mit einer Handbewegung einlud, ihm zu folgen.

Der ehemalige Wachtmeister Krautfeld richtete seine derbe Figur noch etwas straffer in die Höhe und rapportirte:

„Laut Nachrichten aus dem hochberger Revier und vom großen Bauplatz an der Perle sind die Hochberger wieder nachhause gegangen und beabsichtigen weiter keine Revolten. Weiter unten im Land hat die Perle schon alle Holzstege und Brücken fortgerissen und ein paar kleine Dörfer ganz überschwemmt."

„Wie steht's mit den Bewohnern der überschwemmten Dörfer?"

„Haben bei Zeiten Fersengeld gegeben mit Kind und Kegel und allem Gerümpel, was sie wegschleppen konnten."

„Und wie sieht's in Waltersdorf aus?"

„Alles in Ordnung."

„Alles in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant. Das Oberdorf ist überhaupt nicht in Gefahr und von dem Unterdorf sind bis jetzt nur ein paar Wiesen und Aecker, und auch die nur sehr allmählich, unter Wasser gesetzt worden. 'S Hochwasser ist überhaupt heuer nicht so gefährlich, als es aussieht."

Der Direktor schüttelte den Kopf.

„Wenn sich die Leute nur nicht täuschen!" sagte er zu Fritz. „Wenn's auch anfänglich merkwürdig langsam kommt diesesmal, so traue ich grade deshalb dem Frieden umsoweniger. Aber so sind diese kurzsichtigen Menschen alle. Als ich fortfuhr, prophezeite mein alter Krautfeld mit unerschütterlicher Prophetensicherheit, daß binnen wenigen Stunden die althauser Höhe von einem einzigen gewaltigen See umgeben sein würde, jetzt, da einige wenige günstige Nachrichten eingelaufen sind, denkt er selber mit keiner Silbe an seine Prophezeiung und findet alles in Ordnung."

Während er so sprach, war er rasch vorangeschritten — durch einen langen, verdeckten Gang nach einer weiten hochgewölbten Hausflur; der alte Krautfeld, der Befehle seines Herrn Oberstlieutenant gewärtig, in gemessener Entfernung hinterdrein.

„In fünf Minuten will ich sämmtliche Beamten, auch die Herren Aerzte und den Oekonomieinspektor und von diesen hinab bis zum jüngsten Gärtner- und Pferdeburschen alle im Sprechsaal treffen," wandte er sich wieder zu dem alten Krautfeld, als er an einer kleineren Seitenthür angelangt war, welche ein Messingschild mit den Worten „Bureau des Direktors" aufzuweisen hatte.

„Sie, Herr Lauter, finden hier Schreibmaterial und können sofort an die Abfassung Ihres Flugblatts gehen. In zwanzig Minuten bin ich wieder zurück, dann werden Sie ja wohl fertig sein."

Der Direktor ließ Lauter eintreten und schloß die Thür hinter ihm. Der Herr von Steinach konnte ebensowenig als sein Wachtmeister und Portier Krautfeld den alten Soldaten verleugnen. Vor allem war ihm Raschheit des Handelns und minutiöse Pünktlichkeit zur zweiten Natur geworden. Genau nach zwanzig Minuten erschien er wieder in der Thür des Direktionszimmers. So sehr ihm selbst aber Pünktlichkeit gewöhnt und selbstverständlich war, so sehr pflegte sie ihn an andern zu überraschen. Er hatte genügend schlimme Erfahrungen gemacht.

Er fand Fritz Lauter schon nicht mehr am Schreibtische. Derselbe stand am Fenster und schaute gedankenvoll in das nach wie vor trostlose Wetter hinaus.

„Schon fertig mit dem Flugblatt?" fragte der Direktor.

„Ich meinte, es sei besser, wenn es in kurzen, kräftigen Zügen nur das Wesentliche enthalte. Die Leute werden nicht aufgelegt sein, viel zu lesen. Darf ich bitten?"

Lauter überreichte ein Folioblatt, das in großen, ungemein leserlichen und gewissermaßen ansprechenden Lettern ganz vollgeschrieben war.

„Nun, so sehr wenig ist das ja garnicht, lassen Sie sehen."

Eilig überflog der Herr von Steinach das Geschriebene. Dann schaute er seinem Gegenüber prüfend in die ruhigen, zuwartend auf ihn gehefteten Augen.

„Sie schreiben vortrefflich — an Ihnen ist ein Diplomat verdorben."

„Nach diesem Ruhm strebe ich nicht."

„Nicht? Nun, ich habe soeben die gestrigen Abendzeitungen aus P. erhalten, darunter auch Ihren ‚Tageskorrespondenten'." Der Direktor nahm ein Zeitungsblatt aus der Seitentasche seiner Joppe und reichte es Fritz. „Haben Sie diesen Artikel geschrieben?"

„Gewiß."

Der Gesichtsausdruck des Herrn von Steinach verfinsterte sich auffällig.

„Dann streben Sie doch nicht blos, mein werther Herr Lauter, nach dem — — Ruhm eines Diplomaten, sondern Sie sind einer jener Zeitungsdiplomaten, wie sie mir — Sie müssen mein soldatisch derbes Urtheil schon hinnehmen! — in dem Grunde meiner Seele verhaßt sind."

Fritz Lauter fuhr auf.

„Herr Direktor!"

„Herr Berichterstatter und Redakteur?"

„Darf ich Sie um Aufklärung bitten, was an jenem Artikel Sie zu diesen bitter beleidigenden Worten berechtigt?"

„Da Sie den Artikel geschrieben haben, können Sie Sich das so gut denken, als ich es weiß. Ich liebe die Doppelzüngigkeit der Feder nicht mehr, als die des Mundes."

Fritz Lauter war bleich geworden vor Erregung und Entrüstung.

„Ich bitte noch einmal um das Blatt."

Der Direktor reichte es ihm und setzte sich dann an sein Pult, doch so, daß ihm nicht eine Miene in Fritz Lauters Gesicht zu entgehen brauchte.

Fritz überflog in größter Hast, was da unter seinem Korrespondenzzeichen als sein Spezialbericht aus dem Gebirgsdistrikte gedruckt stand. Mitten in einem Satze hielt er inne, — er war noch um einen Schatten blässer geworden, — und begann den Satz von neuem zu lesen. Dann mochte er für einen Augenblick genug haben, er senkte das Zeitungsblatt mit so heftiger Geberde, als wenn er es zusammenballen und fortwerfen wolle.

„Das ist infam —“ Er wollte fortfahren, heftig, auf das höchste erbittert, aber er bezwang sich.

„Darf ich Sie nur noch um eines bitten, Herr Direktor von Steinach?“

„Bitte.“

„Ich habe einen Brief zu schreiben von wenigen Zeilen Inhalt. Lassen Sie mich den sofort schreiben, lesen Sie ihn und haben Sie die Güte, dafür zu sorgen, daß er so rasch, als es nur immer geht, zur nächsten Poststation befördert wird. Ich zahle dem Boten mit Vergnügen alles, was er verlangt.“

Der Direktor erhob sich und wies Fritz an seinen Platz.

„Fünf Minuten?“ fragte er.

„Eine Minute,“ antwortete Fritz Lauter, und schon flog seine Feder über das Papier.

Es waren in der That nur wenige Zeilen, die er hinwarf und, ohne sie noch einmal durchzulesen, dem Direktor überreichte, welcher ihn unausgesetzt beobachtet hatte.

Dieser las:

„An den Chefredakteur des ‚Tageskorrespondenten‘ Herrn Edmund Schweder zu P.

„Soeben erhalte ich die neueste Nummer des ‚Tageskorrespondenten‘ und ersehe daraus, daß mein letzter ausführlicher Bericht über die Lage der Dinge in der hiesigen Gegend nicht nur abgeändert, sondern daß sogar die ihm zugrunde liegende und mit allen meinen schriftlichen und mündlichen Auslassungen über die fraglichen Gegenstände streng übereinstimmende Tendenz in ihr direktes Gegentheil verkehrt worden ist. Ich halte das für die Stimmung der unglücklichen Gebirgsbevölkerung für verhängnißvoll und betrachte es als eine nicht wieder gutzumachende Nichtachtung und Beleidigung meiner Person, auf die ich nicht anders antworten kann, als mit dem sofortigen Verzicht auf meine Stellung als Berichterstatter und Mitredakteur des ‚Tageskorrespondenten‘.
Fritz Lauter.“

Ueber das offene, energische Gesicht des Direktors leuchtete es wie ein Hauch der Freude.

„Und das soll ich so, wie es da ist, absenden?“ fragte er.

„Ich bitte darum.“

„Haben Sie auch bedacht, was Sie thun? Sie quittiren eine Stellung, die wieder anzunehmen, wenn Sie keine bessere oder gleich gute erhalten sollten, unehrenhaft sein würde.“

„Wenn ich keine ähnliche Stellung erhalte, und ich werde es wahrscheinlich nicht, so kehre ich wieder dahin zurück, woher ich gekommen bin, an den Setzkasten.“

„Wie — Sie waren Schriftsetzer?“

„Nichts weiter.“

„Hm.“ Es war keineswegs ein Blick der Nichtachtung, welchen jetzt der ehemalige höhere Offizier und jetzige hohe Beamte über den jungen Mann hinstreifen ließ. „Hier, meine Hand, nehmen Sie mir meinen Verdacht nicht übel, aber was konnte ich anders denken, als Sie mir selber bestätigten, daß Sie der Verfasser jenes — nun, warum soll ich's nicht aussprechen? — jenes perfiden Artikels seien.“

Fritz Lauter schlug ohne ein Wort der Erwiderung in die dargebotene Rechte ein.

Der Direktor zog an einem Klingelzuge.

„Der alte Krautfeld mag Sie in unsern kleinen Beamtenspeisesaal führen, wo Ihrer in Gemeinschaft der jüngeren Aerzte meiner Anstalt ein tüchtiges Mittagessen und eine Flasche Wein zur Kräftigung für die kommenden Strapatzen wartet. Ich habe den Herren bereits von Ihnen gesprochen. Dieselben werden Ihnen von den inzwischen getroffenen Dispositionen erzählen. In einer halben Stunde ist alles zum Aufbruch fertig. Ehe Sie Althaus verlassen, sehe ich Sie noch.“

Während der letzten Worte war der alte Krautfeld in der Thür erschienen und in strammer Haltung, die Mütze an der Hosennaht, am Eingang des Zimmers stehen geblieben. Mit wenigen Worten war er informirt, und dann schritt er Fritz Lauter stramm wie im Parademarsch und mit jenem Diensteifer, der bei Erfüllung einer Aufgabe weder rechts noch links schauen läßt, durch die hallenden Korridore des alten, in allen seinen Theilen imposant angelegten Klosters voraus nach dem kleinen Speisesaal.

* * *

Eine Stunde darauf treffen wir einen Trupp von zwanzig Männern an der waltersdorfer Brücke. Sie müssen tapfer drauf los marschirt sein, denn trotz des strömenden Regens sieht man auf manchem Antlitz Spuren von Erhitzung.

„Hier wollen wir einen Augenblick Rast machen und uns umschauen,“ sagt einer der Männer, nachdem sie die Brücke erreicht haben. „Wenn wir überhaupt von irgend einem Punkte unseres Weges eine Fernsicht haben, so von hier. Auch ein tüchtiges Stück des Flußlaufes bietet sich da hinauf unseren Blicken. Dort verschwindet die Perle hinter dem Amselberg, aber schon ein wenig nach rechts kommt sie aus der Amselschlucht heraus wieder zum Vorschein. Sehen Sie da!“

Der Sprecher war ein Mann von etwa vierzig Jahren, eine kurze, gedrungene Gestalt mit wettergebräunten Zügen und augenscheinlich festen, anstrengungsgewöhnten Muskeln. In dem jüngern Manne an seiner Seite, an den jener sich soeben hauptsächlich gewandt hat, erkennen wir Fritz Lauter wieder, welcher gleich den meisten übrigen Theilnehmern der seltenen Expedition mit einem starken Ledergurt ausgerüstet ist, wie ihn Feuerwehrmannschaften zu tragen pflegen, an dem ein starkes und langes, wohlzusammengeschlungenes Seil und daneben eine stattliche Axt befestigt ist.

„Von der gefürchteten kolossalen Ueberschwemmung sieht man aber auch von hier aus immer noch nicht viel,“ entgegnete Lauter, nachdem er seine Blicke sowohl nach der von dem ersten Sprecher, dem Oekonomieinspektor des Klosters Althaus, gewiesenen Richtung hatte schweifen lassen, als auch nach den übrigen Seiten hin.

„Ja, aber sehen Sie nur, wie das Wasser braust und schäumt und mit wie furchtbarer Geschwindigkeit es dahinschießt — es steigt offenbar unausgesetzt und wird und muß noch lange steigen —, also, was noch nicht ist, wird wahrscheinlich bald werden.“

„Na, ob das bald werden wird!“ rief auf einmal einer der andern Männer in ganz erschreckt klingendem Tone. „Ich dacht', ich dürfte meinen Augen nicht trauen, als ich zuerst hinsah an den Pfeiler dort, jetzt weiß ich's aber ganz gewiß und kann mich absolut nicht täuschen.“

„Worin, Harnisch?“ fragte der Oekonomieinspektor.

„Darin, daß das Wasser hier an der Brücke seit einer Stunde vier Fuß gestiegen ist.“

„Vier Fuß — Ihr seid nicht gescheit, Harnisch.“

„Ich sag' Ihnen, Herr Inspektor, ich täusch' mich nicht um einen Zoll — wenigstens war's keinen Zoll weniger. Und ich sag' Ihnen noch was, das Wasser ist während der drei Minuten, die wir jetzt hier auf der Brücke stehen, auch wieder wenigstens um zwei Zoll gewachsen.“

„Das ist ja garnicht möglich, Harnisch,“ meinte der Oekonomieinspektor so ungläubig, wie zuvor.

„Nun, wir haben ja noch fünf Minuten Zeit, uns davon zu überzeugen, denk' ich, Herr Inspektor. Erst wenn das Wasser auf der Höhe ist, wo's 1865 war, wird's den Waltersdorfern ernstlich gefährlich, und da fehlt ja noch was, wenn's aber so steigt, wie ich meine, dann ist's in zwei Stunden über den höchsten Stand, den von 1859, hinaus und dann wird's furchtbar schlimm.“

Der Oekonomieinspektor nahm seine Sekundenuhr heraus und blickte mit gespanntester Aufmerksamkeit auf den an dem mittelsten Brückenpfeiler angebrachten Maßstab für die Wasserhöhe. Alle übrigen schauten gleichfalls in höchster Spannung auf das wild tobende, hoch aufzischende und sprudelnde Wasser.

„Hol' mich der Teufel — 's ist wahr, der Harnisch hat recht — fast bei jedem einzelnen male, wenn der Gischt an den Pfeiler anprallt, schlägt er höher hinauf. Es sind zwei Minuten vorbei und zwei Zoll ist das Wasser inzwischen höher hinaufgequirlt, — es ist also womöglich noch schlimmer, als der Harnisch behauptet hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Stilistischer Unsinn auf dem Gebiete unserer Kunstindustrie. Was ist Stil? — Wenn Buffon sagte, der Stil ist der Mensch, so wollte er damit ausdrücken, daß die Form, in welche der Mensch seine Gedanken kleidet, ganz gleich, ob vermittels des Wortes oder der Schrift, ganz seinem eignen Wesen entspricht. Das Gleiche ist der Fall in den Kunstäußerungen des Menschen. Auch hier spiegeln sich alle Schwächen und Fehler, wie im günstigen Falle die größtmögliche harmonische Entwicklung des Einzelmenschen sowohl, als die der ganzen Menschheit wieder. Tritt uns demnach in einem kunstgewerblichen Gebilde der Stil — um den Ausdruck beizubehalten — seines Schöpfers entgegen, so ist damit keineswegs anzunehmen die Vollkommenheit des Stils an dem betreffenden Gegenstande selbst. Weil der Mensch in allem seinen Thun nur sein eignes Wesen offenbaren kann, so wird auch die Mangelhaftigkeit desselben in seinen eignen Werken zutage treten müssen. Der Stil in den Künsten soll aber die Mängel aufheben, Gegensätze versöhnen und die Harmonie aller an dem betreffenden Produkt sich geltendmachenden Theile herbeiführen. Harmonie kann aber nur der schaffen, dessen Selbst zur harmonischen Ausbildung gelangt ist. — Diese oder ähnliche Gedanken mußten sich jedem Denkenden bei der Betrachtung der auf der kürzlich geschlossenen Drechsler- und Bildschnitzer-Ausstellung zu Leipzig ganz stattlich vertreten gewesenen Meerschaumwaaren aufdrängen. Denn auffälliger wie hier kann wohl kaum irgendwo die Frivolität und das Behagen an niederer Sinnlichkeit, unter Beiseitelassen jedes feineren Gefühls, oft sogar des einfachsten Anstandes zutage treten. Dabei zeigen die fraglichen Sachen eine Geschicklichkeit und Eleganz der technischen Ausführung, die oft bewundernswerth ist, sodaß man beim Anblick derselben sich nicht des Eindrucks erwehren kann, als hätte man allen Scharfsinn und alles Raffinement aufgewandt, um aus dem so weichen und bildsamen Material, wie es der Meerschaum ist, Figuren und Formen zu bilden, die allem Feingefühl zuwider sind. So ist es ja allbekannt und oft beklagt worden, daß man die Köpfe der bekannten politischen und sonstigen großen Männer naturgetreu nachbildet, ein Loch hineinbohrt zur Aufnahme der Cigarre, um so den interessanten Schädel „anzurauchen“. Ein ästhetisch gebildeter oder ästhetisch fühlender Mensch wird aber nicht allein dies bedauern, sondern ebenso dieselbe Verwendung eines graziös geschnitzten Mädchenkopfes und dergleichen. Wie gesagt, eine ähnliche brutale Behandlung von Thier- und Menschenköpfen findet man fast in jedem Schaufenster der Cigarrenpfeifenfabrikanten, — was die menschliche Phantasie aber an solchen und noch schlimmeren Ungeheuerlichkeiten zu leisten vermag, haben uns die in diesem Genre arbeitenden wiener Künstler gezeigt. So war ein splitternacktes Frauenzimmer, deren einer elegant hingestreckter Schuh — aus Bernstein geformt — als Mundstück diente, mit in den Rücken eingeschraubtem Schoner für die Cigarre, ein vielgesehenes Stück. Bei einer anderen Spitze liegt eine Balleteuse auf dem Bauch, ihr leichtes Gewand richtet sich in die Höhe, dort eine ihrer Schwestern im Evakostüm in derselben Lage, die Unterschenkel in die Höhe gerichtet, während ihr die Hülse für die Cigarre wie ein Schornstein aus dem Kopf ragt. Vielen sitzenden Figuren geht der Schlauch direkt in den Sitzmuskel und bricht sich entweder durch den Rücken oder den Schädel seine Bahn. Daß der Sitztheil des Körpers oder die ihm horizontal entgegengesetzte Leibesstelle zur Aufnahme der Cigarre dient, ist eine häufige Erscheinung. So ist ersteres der Fall bei einem im Hemd dasitzenden Weibsbild, welches augenscheinlich sehr eifrig auf der Suche nach den nur zu gut bekannten schwarzen Thierchen ist, während dem ihr eine Katze mit der größten Seelenruhe im Schoße sitzt. Kurz, nicht nur eine wirklich schauerliche Geschmacklosigkeit, sondern die reine Unflätigkeit ist es, die hier dem Beschauer auf Schritt und Tritt aufstößt — eine Spekulation auf unsere, ihren Kunstsinn in den Café chantants bildenden und pflegenden Männerwelt. Neben diesem Jammerzeuge (hauptsächlich vertreten gewesen durch Ludwig Hartmann & Eidam und A. Trebitsch, Wien) kommen andere stillose Sachen noch in Menge vor. So wächst bald einem Schmetterling, welcher auf einer Blume sitzt, die Hülse für die Cigarre zwischen den hochstehenden Flügeln aus dem Rücken, dabei ist die Hand, welche die Blume hält, sehr fein modellirt; bald sieht man einen Touristen, der sich durch die Bartkoteletten als Engländer legitimirt, auf einem Regenschirm sitzen, an dessen Stockgriff das Mundstück aufgeschraubt ist, während die Cigarre dem Sohne Albions ganz ungenirt in den Rücken gesteckt wird. Daß ganze Treibjagden auf dem Gegenstand, der den so sehr einfachen Zweck hat, die Cigarre zu halten, dargestellt sind, sowie daß darauf ganze Rudel Hirsche, Rehe, Pferde nebst dem edlen Rindvieh kampiren, kommt nicht minder häufig vor. Auf anderen wieder erhebt sich ein an die alten Ritterburgen erinnernder Thurm oder der Balkon, auf den vermittels einer Strickleiter Romeo zu seiner Julia hinauf- und wieder herabsteigt. Und das alles soll einer im Munde herumtragen, und zwar blos zu dem Zweck, um die Cigarre nicht direkt in den Mund zu nehmen! Es gehört doch wohl nicht allzuviel Verstand dazu, um das Sinn- und deshalb Stillose derartiger Dinge einzusehen. Von welch falscher Auffassung diese Künstlersorte einmal ausgeht, mag ein einfaches Beispiel zeigen. Ein wiener Aussteller präsentirte eine Tabakspfeife aus Meerschaum, deren Kopf von zwei an den Seiten angebrachten Spiralen eingeklemmt war. Nun denkt doch jeder, welcher eine Spiralfeder sieht, an ihre Feder- oder Spannkraft. Da aber der Meerschaum ein ganz weiches Material ist, so wird doch nach dieser Richtung jede Illusion zerstört und die Feder, welche eben infolge des Materials, aus dem sie hier gebildet wurde, gerade die Eigenschaft, die sie in erster Linie besitzen sollte, nicht haben kann, sinkt zu einer sehr überflüssigen Spielerei herab, und dies umsomehr, da der Kopf sowieso von dem Pfeifenrohr gehalten wird. Wer wird denn Stahl durch Meerschaum ersetzen oder nachbilden! — Damit wäre der eine für ein stilgerechtes Arbeiten maßgebende Faktor angedeutet: der Stoff; der andere ist, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, der Zweck, dem der Gegenstand dient. Beides ist bei Herstellung einer Cigarrenspitze ungemein einfach und wird auch des öfteren berücksichtigt, denn man findet vielfach gute Sachen, wie z. B. eine Eichel oder Nuß von einer Hand oder Vogelklaue gehalten, zur Aufnahme für die Cigarre bestimmt, andererseits aber auch wieder einfach gerade Spitzen reich ornamentirt, die vollkommen ihrem Zweck entsprechen.

Als besonders hervorstechenden Beweis für die herrschende Stillosigkeit bei sonst geschmackvoller Ausführung mag die in ungefähr halber natürlicher Größe wiedergegebene Pfeife von Willfort, Wien, dienen (Illustration S. 532). Keiner wird ihr das Zeugniß einer vorzüglichen Leistung absprechen, aber wozu dieses Ungethüm, dieser Aufwand, um — eine Cigarre zu rauchen? Um sie zu benutzen, braucht man entweder beide Hände oder einen sie haltenden Diener, oder man muß sie auf ein dazu gefertigtes Gerüst legen. Herrliche Aufgabe der Kunst, — anstatt unserm Geist neuen Schwung und uns Menschenkindern die Freiheit zu bringen, legt sie uns Fesseln an! — Nach dem Gesagten wird das Wesen und die Bedeutung des Stils für das kunstgewerbliche Schaffen unschwer zu erklären sein. Daß Metall und Meerschaum zwei grundverschiedne Stoffe sind, weiß wohl jedes Schulkind, daß sie aber demzufolge nicht immer gleichen Zwecken dienen können und stets eine verschiedene Behandlung erfordern, wissen oder beachten oft sonst gescheite Leute nicht, trotzdem es ein Haupterforderniß für das stilgerechte Schaffen ist. Ein Gleiches gilt von der Gebrauchsbestimmung des Produkts. Ein Stuhl ist z. B. kein Stuhl mehr, wenn die Sitzfläche nebst der Lehne so dekorirt sind, daß man sich nicht darauf setzen kann; dieselben Rücksichten verlangt auch die Tischplatte. Schon die Praxis verbietet hier eine plastische Verzierung, aber ebenso erfordert das Stilgesetz, daß Malereien, welche plastischen Charakter zeigen, hier wegbleiben müssen. Wir haben wohl unsere Freude an den herrlichen Blumen im Garten, in Wald und Feld, aber diese bekunden wir doch wahrlich nicht dadurch, daß wir sie rücksichtslos niedertreten — wie es z. B. nur allzuoft den farbig nachgebildeten auf unsern Fußteppichen ergeht — oder schwere, sie vernichtende Gegenstände darauf stellen, wie auf unsere Tischdecken u. dgl. Die Blume zur Flächendekoration verwandt, soll der Fläche angepaßt, d. h. stilisirt sein. Ich will hier noch auf ein charakteristisches Moment an unserem beweglichen Mobiliar hinweisen, die nach unten verjüngten Füße, die unbedingt das Wesen der freien Bewegung andeuten. Durch Thierklauen an den feinern Möbeln kommt dies allerdings noch sprechender zum Ausdruck. So wird auch ein Trinkgeschirr sich äußerlich als Gefäß darstellen müssen, während seine Ausschmückung die Lust und Freude am Trinken, ganz gleich in welcher Weise, zur Veranschaulichung bringen soll. Nun ist, wie schon bemerkt, der Zweck einer Cigarrenpfeife sehr einfach und daher alle Ueberladung und Bepackung des diesem Zwecke dienenden Rohres stillos. Wie beim Trinkgeschirr das Gefäß, so soll hier das Rohr den sichtbarlichen Kern bilden, welcher mit einer sich diesem unterordnenden, auf das Rauchen hinweisenden Dekoration geschmückt werden kann. Alle Verwendung von menschlichen und thierischen Figuren ist, weil dem einfachen Gefühl und Verstande zuwider, von vornherein zu verwerfen. Wer Freude an der Plastik empfindet, der sollte die Figuren — ob einzeln oder in Gruppen — doch nicht im Munde herumschleppen wollen und sich dadurch die Freiheit der Bewegung beeinträchtigen. — Resümiren wir unser Thema: Was ist stilgerecht? so lautet die bündige Antwort: wenn an einem von Menschenhand erzeugten Gegenstande das Wesen des dazu verwandten Stoffes, sowie der Gebrauchszweck desselben in der äußeren Form in harmonischer Weise zum Ausdruck gebracht ist. Fr. N.

Gräberstadt in Golkonda. (Bild Seite 533.) Unsere Abbildung führt uns in das Land des Wunderbaren, nach Ostindien. Unzerstörbar scheinen seine vieltausendjährigen Einrichtungen des Kasten- und Religionswesens zu sein, denn weder die Zeit, noch die Neuerungen des Buddhismus, des Islam und des Christenthums, die zu verschiedenen Zeiten und nicht selten mit Feuer und Schwert verbreitet wurden, konnten dem Brahmanenkultus etwas anhaben. Von Alexander von Makedonien bis auf die Engländer haben zahllose Eroberer die Länder Vorder- und Hinterindiens unterworfen, doch ohne tiefgehende Spuren ihrer Thätigkeit im Lande zu hinterlassen. Eine Ausnahme davon macht der mongolische Eroberer Aurengzib (Zierde des Thrones), den die Weltgeschichte den Großmogul nennt und der nach Ueberwindung seines Vaters und seiner Brüder (1658—1707) über die ganze vordere Halbinsel zwischen der Küste von Koromandel und Malabar und zwischen dem 8. und 35. Grad nördlicher Breite herrschte. Mit schrecklichem Fanatismus verbreitete er den Islam, Greuelthaten bezeichneten seine Wege; wo er aber unbestrittener Herr des Landes war, wußte er durch eine strenge, wachsame und konsequente Verwaltung die Unterworfenen zu einem relativ glücklichen Zustand zu bringen. Handel und Verkehr fanden an ihm einen Beschützer. Einfach in seiner Lebensweise, liebte er doch die Pracht und das Außerordentliche. Er zog

Gelehrte an seinen Hof, sammelte Bibliotheken und gründete allenthalben Schulen; besonders liebte er Poesie und Architektur. Letzterer Liebhaberei verdanken wir die Erbauung der Gräber- oder Diamantenstadt Golkonda im Gebiete des Nizam (Fürst) von Haidarabad. Golkonda ist jetzt eine Ruinenstätte mit einer starken, wohlerhaltenen Festung auf einem granitischen Felsrücken, der als Gefängnißort und als Niederlage der Schätze des Nizams scharf bewacht wird. Wie einst die Schätze des Großmoguls Aurengzib an das Märchenhafte grenzten und in der ganzen Welt sprüchwörtlich geworden sind, so haben auch seine Nachkommen, die Nizams von Haidarabad, ihr Scherflein ins Trockne gebracht, worunter die Diamanten von Golkonda, die übrigens zu Partijal, einem verfallenen Ort an der Südgrenze, gefunden, und in Golkonda nur geschliffen werden, eine nicht unbedeutende, obwohl von den Reisebeschreibern oft übertriebene Rolle spielen. Achtzehnhundert Fuß von dieser befestigten Schatzkammer befindet sich in der Oede eine Gruppe von achtzehn großartigen Grabgebäuden der Könige aus der Kutab-Schahi-Dynastie, einer Seitenlinie der Aurengzibiden, die sich den bescheidenen Namen Alum Ghir (Ueberwinder der Welt) beilegten. Unter diesen stattlichen Kuppeln und Zinnen, die wie die meisten Baudenkmale im Orient stark zerfallen sind, ruhen die „Ueberwinder der Welt" von ihren Metzeleien und Haremsfreuden aus. Das Hauptmaterial, aus welchem diese Mausoleen aufgerichtet wurden, ist zumeist grauer Granit, hie und da Stuck und Porzellanziegel, auf deren blauem Grunde weißgestrichene Koransprüche angebracht sind. An jedes Mausoleum schließt sich eine Moschee an. Die krenelirte Mauer, welche die Königsgräber, die Schatzkammer und das Gefängniß umfaßt, hat 5 Kilometer im Umkreis und ist mit 84 Basteien versehen, wovon jede mit ein bis drei Kanonen beehrt ist, darunter einige von erstaunlicher Größe mit Rohren bis zu 8,74 Meter (29 englische Fuß) Länge. Trotz der vermeintlichen Uneinnehmbarkeit dieser Veste wurde sie 1843 von den Engländern genommen und nur diesem Umstande verdanken wir die Kenntniß von Golkonda, dessen Betreten bis dahin jedem Giaur (Ungläubiger) bei Todesstrafe verboten war. Der englische Afrikareisende Burton nennt diese Gräberstadt einen der interessantesten Ueberreste mohamedanischen Glanzes. Den Baustil der Grabdenkmäler in Golkonda kennzeichnet eine dekorative Ueberladung und gleich vielen anderen Moscheen enthalten sie Theile, die nicht zum Gebrauche bestimmt waren, sondern nur zum Gepränge angefügt sind. Auf einem länglichen oder viereckigen Unterbau ist die Kuppel aufgesetzt, beide Theile aus grauem Granit aufgeführt. Die Form der Kuppel wechselt von der Zwiebel bis zum Halbkreis. Der Ansatz an dem Unterbau ist jederzeit reich verziert. Der Unterbau ist einstöckig bei kleineren, zweistöckig bei größeren Mausoleen; er schließt nach oben bald glatt ab, bald ist er bekleidet mit speerähnlichen Zinnen, viele sind auch mit Geländern in den verschiedenartigsten Mustern verziert, zuweilen verunziert. Im unteren Theile des Gebäudes ist regelmäßig ein Säulengang angebracht, in Spitzbogen auf einer quadratischen Basis, zu welcher bis zu vier Stufen emporführen. Die Wände sind weiß getüncht, zuweilen grün gemustert. Jedes größere Grab hatte seine Moschee oder eine Mussalla (Kapelle) und besteht meist aus einer gegen Osten sich öffnenden Halle mit einer Mihrab oder Gebetnische gegen Westen und einem Minaret (Gebetrufertthurm) auf jeder Seite. Diese Minarete sind durchgehends von gleicher Bauart; Kuppel und Halsstück sind stets eine Moschee im kleinen, der Schaft ist entweder rund oder vielkantig und von einer oder zwei Galerien unterbrochen; viele dieser Minarets sind Spielzeuge des Baumeisters und waren niemals zum Gebrauche der Gebetrufer mit Treppen versehen. Die schönsten dieser Mausoleen sind das Grabdenkmal des Sultan Abdallah Kutb Schah, in der Mitte und zwar im Hintergrunde unseres Bildes gelegen. Von ähnlich großartig schönen Bauverhältnissen zeigt das Grabmal seiner Mutter Fatinah, links im Hintergrunde unseres Bildes. Das Grabmal in der Mitte des Vordergartens, welches außerhalb der Umfassungsmauern steht, und die Gebeine des Erbauers von Haidarabad (Löwenstadt) birgt, zeichnet sich durch edle Einfachheit aus; andere sind überladen mit Stuck oder mehr gekünstelt als künstlerisch. Diese drei Mausoleen sind auch der orientalischen Sitte zuwider nicht verfallen, sondern Maurer bessern die Vierung aus, eine Sorgfalt, welche Haidarabad mit andern mohamedanischen Staaten nicht theilt. Das Innere der Grabdenkmäler ist mit sich schneidenden Bogen in unendlicher Mannichfaltigkeit ausgeführt und erinnert an die Gräber der Mameluken vor dem Siegesthore in Kairo (Aegypten). (Schluß folgt.)

Eine Urwaldlandschaft mit Bewohnern. (Schluß.) Ein wesentliches Merkmal aller Affen, das sie von den Menschen scheidet, liegt in der Bildung der Hände und Füße. An ihren Hinterfüßen finden sich nämlich fünf Zehen, von welchen vier in gleicher Linie stehen, während die innerste einen den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen bildet, welcher stets mit plattem Kuppennagel versehen ist, wogegen die anderen Zehen zuweilen Krallen tragen. Auch die Vorderfüße enden in eine ebenso gebildete Hand. Die vorderen Extremitäten sind länger als die hinteren, welche ebenso wie das Becken und die Wirbelsäule bei keinem Affen, wie beim Menschen, zum aufrechten Gange eingerichtet sind. Die Schenkel sind zu dünn und ihre Muskulatur ist zu schwach, als daß sie für sich allein und auf die Dauer den Körper zu tragen vermöchten, wie dies zum Aufrechtgehen erforderlich ist. Daher nimmt der Affe nur, wenn er dazu gezwungen wird, eine aufrechte Stellung an und vermag sich dann nur mit Hülfe eines Stockes darin zu erhalten. Seine natürlichste Ortsbewegung ist das Klettern, worin er kaum von einem anderen Thiere übertroffen werden dürfte. Diese Geschicklichkeit beruht aber nicht nur auf der oben beschriebenen Einrichtung seiner Extremitäten, sondern auch in der Zuhülfenahme eines Wickel- oder Greifschwanzes. Mittels dieser feinbehaarten und sehr beweglichen Rückgratsverlängerung hängt sich der vierhändige Turner im Hintergrunde unseres Bildes an einem Baumaste auf und bringt sich durch Schaukeln in einen Schwung, der groß genug ist, um ihn, nachdem er sich losgelassen, über einen ziemlich großen Zwischenraum hinweg auf einen andern Baum gelangen zu lassen. Das graubraune Haarkleid, welches am Unterleib ins bläuliche und grünliche hinüberspielt, bedeckt den ganzen Körper, mit Ausnahme einzelner Stellen des Gesichtes, der inneren Handfläche und häufig des Gesäßes. Den Schluß der Affencharakteristik möge dasjenige Organ bilden, welches dem Brüllaffen nicht nur den Namen gegeben hat, sondern ihn auch zu einer wahrhaften Landplage stempelt. Besagtes Brüllorgan ist eine weite Knochenblase an dem Zungenbein, die von dem sehr hohen Unterkiefer beschützt wird, mit dem Kehlkopf in Verbindung steht und die Stimme ungemein verstärkt. Da alle Mitglieder einer Brüllaffenfamilie sich an dem Konzert betheiligen, so kann man sich das schauerliche Geheul dieser eigenthümlichen, unheimlichen und menschenscheuen Geschöpfe vorstellen, das man in der Nähe nur dann belauschen kann, wenn man sich schlau heranschleicht. Das nächtliche Miauen unserer Katzen ist eine Orgelsonate gegen dieses pfauchende und zugleich zischende Heulen der jungen Brüllaffen, welches von dem Brummen und Grunzen der Alten begleitet wird. Sie scheinen alle Töne von der sehnsüchtigen Schwermuth bis zur rasenden Verzweiflung in ihr Register aufgenommen zu haben. Wie unsere Katzen bei den nächtlichen Zusammenkünften, schweigen auch die Brüllaffen zuweilen plötzlich wie auf Kommando, dann hört man wieder, wie als Einleitung, kurze dumpfe Töne wie U, U, U, endlich fällt die ganze Gesellschaft, den heulenden Derwischen nicht unähnlich, mit kräftigem Gebrüll ein, daß es trommelnd und donnernd in den Urwald hineinschallt.

Gleichwie sich die Brüllaffen von ihren munteren Stammverwandten durch einen eigenthümlichen Ernst unterscheiden, mit dem sie ihre Konzerte aufführen, ebenso verschieden sind sie in Bezug auf Schnelligkeit der Bewegung. Wenn die ausgestellten Posten keine Gefahr wittern, klettert die vierhändige Konzertgesellschaft während ihrer Brüllproduktion langsam auf und nieder, zieht sich aber bei jeder feindlichen Annäherung vorsichtig in das Innere des Waldes zurück. Gleicher Vorsicht befleißen sich auch die Ameisenfresser, Beutelthiere, Waschbären und Wickelbären. Diese Schilderung paßt, wie schon oben angedeutet wurde, nur für die Morgenstunden. In den heißen Mittagsstunden herrscht eine fast unheimliche Stille, ja, man reitet weite Strecken, ohne einen Vogel oder ein Säugethier zu erblicken. Um so zahlreicher ist um diese Zeit der Weg von Insekten belebt, besonders von grellfarbigen Schmetterlingen, welche zu vielen tausenden umherfliegen und die feuchten Stellen am Wege aufsuchen. Es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn man durch eine solche von unzähligen Schmetterlingen bedeckte Stelle reitet, die dann, aufgestört, den Reiter in eine wahre Wolke hüllen. Es gehört auch nicht zu den seltenen Unannehmlichkeiten, daß das Pferd vor einer auf der Straße in der Sonne zusammengeringelten Schlange erschrickt und, plötzlich aufbäumend, den Reiter abwirft. Wenn die Sonne sinkt und schwarze Nacht sich über den Urwald breitet, wiederholen sich dieselben Szenen, wie am frühen Morgen. Dann beginnt das nächtliche Thierleben, und erst in voller Dunkelheit meldet sich die schrecklichste Plage der paradiesischen Tropen, die Wolke der blutgierigen Mosquitos, vor deren Biß weder der Rauch der Lagerfeuer, noch die dichteste Kleidung zu schützen vermag. Wenn wir schließlich noch die fieberathmenden Sümpfe des tropischen Urwaldes mit ihrem scheußlichen Gewürm in Betracht ziehen, so gelangen wir zu der tröstlichen Erkenntniß, daß der Aufenthalt in den harzduftenden Fichten- und Tannenwaldungen der gemäßigten Zone für die Menschen ersprießlicher ist. Die befiederten Sänger unserer lauschigen Haine entschädigen uns trotz ihrer unscheinbaren Farbe und Gestalt für alle Farbenpracht und Formenfülle der Tropen.

Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 46. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Der Maler hielt inne und musterte mit einem gewissen Mißtrauen die Mienen seiner Zuhörer; er suchte förmlich nach einem ironischen Lächeln, aber seine jungen Freunde blickten in Gedanken vor sich nieder und schienen gar nicht daran zu denken, daß der Enthusiasmus des Erzählers eine komische Seite haben und ihm gelegentlich als sträfliche Sentimentalität angerechnet werden könne. Die gespannte und umwölkte Miene Reinisch's löste und lichtete sich bei dieser beruhigenden Wahrnehmung wieder und in verändertem, aber gleichmäßigen Tone fuhr er fort:

„Das war also die Unterredung, bei der ich mindestens ebenso dilatorisch behandelt worden bin, wie seiner Zeit Benedetti vom Grafen Bismarck. Ich war keineswegs beruhigt, wie ihr euch denken könnt, sondern eher ernstlicher beunruhigt, als vorher und ich hätte fast wünschen mögen, das seltsame Mädchen hätte mir weniger imponirt — es würde mir dann eher eine Hoffnung geblieben sein, ihre leidenschaftliche Liebe zu Curt, die sich so wohlthuend geäußert, werde alle die Dämme durchbrechen und fortreißen, die sie selber aufgeworfen, sie werde in einer Stunde weicher Zärtlichkeit der Beredsamkeit Curts erliegen und all ihre Trennungsvorsätze vergessen. Um diese Hoffnung war es nun herzlich schlecht bestellt. Sie gehörte augenscheinlich nicht zu den Frauen, die vom Augenblick bestimmt werden und die nur auf den Augenblick warten, in dem sie sich mit guter Manier ein ‚Ja‘ abschmeicheln, abdringen, abtrotzen, ja abzwingen lassen können, und die innerlich ganz damit einverstanden sind, daß ihr Widerstand gebrochen wird, vorausgesetzt nur, daß sie sich zu ihrer Rechtfertigung und Entschuldigung auf die Schwäche ihres Geschlechts überhaupt oder auf eine momentane Schwäche und auf die Leidenschaft und Energie des Willens berufen können, der ihnen entgegenstand. Ich hätte Curt so gern ein günstigeres Horoskop gestellt, aber worauf sollte ich ihn noch vertrösten? Daß steter Tropfen einen Stein höhle und daß Leontine's Herz sicherlich kein Stein sei? Das war ja an sich ein ganz guter Satz, ein Satz, der Hände und Füße hatte, aber das Mädchen hatte mir eben einen heillosen Respekt eingeflößt. Ich hätte sie vielleicht überspannt oder exzentrisch nennen können, aber auch das wollte nicht verfangen; in allem, was sie gesagt, war zu viel gesunder Verstand gewesen und exzentrische Naturen haschen nach starken und ungewöhnlichen Ausdrücken, statt schlicht und einfach zu sagen, was sie denken und fühlen. Sie war mir ein Räthsel, wie sie ein Räthsel für Curt war, und wie sollte das alles noch enden? Um hundert andere Männer wäre mir keine Sekunde bange gewesen, und ich hätte lachend die Achseln gezuckt, aber was die einen wie eine Flaumfeder fortblasen, zerdrückt dem andern mit Centnerlast das Herz, und es überfiel mich wie eine Regung schmerzlichen Mitleids, als Curt wieder ins Zimmer trat; er warf mir nur einen Blick zu, aber in diesem einen Blick lag eine sorgenvolle, ungeduldige Frage und — ich konnte ihm nicht mit froh-listigem Augenzwinkern zunicken, wie er es doch vielleicht hoffte. Jedenfalls ließ er sich nichts von einer etwaigen Enttäuschung merken, sei es nun, daß seine Hoffnung eine ganz vage und von ihm selber bestrittene gewesen, sei es, daß er schon bei jener müden Resignation angelangt war, welche die Hände in den Schoß legt und die Dinge gehen läßt, wie sie mögen. Mit der Fassung und Standhaftigkeit, die ich schon manchesmal an ihm bewundert hatte, zeigte er uns ein ruhiges, beinahe vergnügtes Gesicht, erzählte lebhaft und humoristisch von den Schrullen und Wunderlichkeiten des erzbraven alten Forstmanns, der recht eigentlich einen Narren an ihm gefressen habe, und veranlaßte dadurch auch Leontine, von ihrem Vater und mancherlei Orginalen unter seinen Berufsgenossen zu erzählen, mit Frische und Anschaulichkeit und jenem feinen Sinn fürs Komische, der ja schon bei den kleinsten Schulmädchen mehr entwickelt zu sein pflegt, als bei viel älteren und gereifteren Knaben. War das noch dasselbe in allen Tiefen der Seele aufgewühlte Mädchen von vorhin? Vor einer halben Stunde melancholisch und tiefernst und nun das Urbild graziöser Laune, der es sogar an einem Zuge von Uebermuth und Neckerei nicht fehlte — auf welche Elastizität des Geistes oder welche übermenschliche Kraft der Selbstüberwindung ließ dieser Wechsel schließen! Die beiden einander so wahlverwandten Menschen, die man sich kaum mehr getrennt denken konnte, wenn man sie nebeneinander gesehen, neckten sich zuletzt in so feiner und liebenswürdiger Weise, daß mir die ganze Unterredung mit dem Mädchen wie ein beklemmender Traum erscheinen wollte, wenn mir auch im nächsten Augenblick der Gedanke kam, der rastlose Wechsel zwischen solchen Stunden und denen des fragenden Blicks in die Zukunft müsse endlich das widerstandsfähigste Nervensystem rettungslos zerrütten. Unter dem Einfluß dieses Gedankens kam mir auf einmal Curts Heiterkeit gemacht, erkünstelt und forcirt vor oder mindestens überreizt; dem Mädchen, das ich allerdings

nicht so genau wie ihn kannte, war schlechterdings nichts anzumerken, wie sorgfältig ich sie auch beobachtete.

„Der Mond war aufgegangen und goß sein kaltes, klares Licht über die weite schneebedeckte Fläche, als wir die Heimfahrt antraten. Ueber uns die volle glitzernde Sternenpracht eines stahlblauen Winterhimmels, glitten wir unter dem muntern Geklingel der Schellen auf der Straße dahin; es war nicht zu kalt, die dichten zottigen Bärendecken hielten die Füße warm, der Ungarwein tobte mir in den Adern und so überkam mich allmälich ein Gefühl traumhaften Behagens, das ich nicht so recht zu definiren vermochte. Mein Blick irrte von Sternbild zu Sternbild, ich lauschte auf das gedämpfte Bellen der Hunde in den Dörfern abseits der Straße und auf das Schnauben und Wiehern unserer Pferde, und dazwischen hinein auf das theilweise in ungarischer Sprache geführte Geplauder der beiden schönen Menschenkinder mir gegenüber. Curt sprach das Ungarische nur nothdürftig und gebrochen, er hatte noch nicht lange mit der Erlernung dieser Sprache begonnen, die Leontine gleichzeitig mit dem Deutschen spielend erlernt hatte, und seine Sprachfehler und sein Suchen nach Ausdrücken schienen das schöne Mädchen, das sich dicht und vertraulich an ihn geschmiegt hatte, umsomehr zu belustigen, je mehr sie gewohnt war, in dem Geliebten den Inbegriff alles Wissens zu sehen und bewundernd zu ihm emporzuschauen. Ueber Curt kam mit der Zeit eine fast wilde Lustigkeit und er meinte zuletzt: ‚Ich halte das Sitzen nicht mehr aus, ich muß ein Stück laufen, damit ich müde werde!‘ und damit hatte er auch den Mantel abgeworfen und war aus dem Schlitten gesprungen, ohne zu fallen oder auch nur zu taumeln, und rief dem Kutscher zu: ‚Weiter fahren!‘ Die Pferde waren im scharfen Trab, er blieb aber nicht zurück und folgte uns dicht, mit dampfendem Athem, leuchtenden Augen und von der Kälte gerötheten Wangen. Es war ein Vergnügen, ihn in der knappen, blauen Montur mit dem kirschrothen Sammtkragen laufen zu sehen, leichtfüßig wie ein Reh, ein wenig nach vor gebeugt, die Hände in den Hüften, und als er endlich doch zu ermüden begann, eilte er vor an die Seite des Schlittens, voltigirte mit vollendeter Eleganz über die Seitenwand, als sei er auf dem Turnplatz, und steckte seine Hand in scherzender Zärtlichkeit in den Muff der momentan überraschten Geliebten, die dem Kutscher eben hatte sagen wollen, daß er halten möge.

„Gleich darauf gewahrten wir rechts von der Straße einen Schlitten und der laute Knall der um den Kopf des Lenkers geschwungenen Peitsche unterbrach die tiefe Stille der Nacht. Wir passirten gerade eine Kreuzung der Straße, als der Schlitten dicht vor uns blitzschnell in dieselbe einbog und dem Insassen eben nur Zeit ließ, uns ein höfliches: ‚Servus! und viel Vergnügen noch, meine Herrschaften!‘ zuzurufen. Er hatte uns dabei das Gesicht zugewendet und das Mondlicht fiel voll auf seine Züge; es war einer von den sogenannten ‚bildschönen‘ Männern, herkulischer Bau, breite Schultern, krauses Haar, verwegner Schnurrbart und ein weniger edles als energisches Gesicht. Was war das aber gewesen? Hatten die Worte des fremden Offiziers — er trug die Ulanenuniform — nicht einen eigenthümlich spöttischen, ja höhnischen Beigeschmack gehabt, der vielleicht gerade in der übertriebenen Höflichkeit der Begrüßung lag? Geirrt hatte ich mich nicht — Curt hatte nichts erwidert, sondern nur nachlässig an die Mütze gegriffen, sein Gesicht aber war mit einem male finster, fast drohend geworden und drückte eine tiefe, instinktive Abneigung aus. Ich sah Leontine unwillkürlich fragend an — kannte auch sie den Offizier? Auch sie schien unangenehm berührt von der Begegnung; die feinen Brauen zogen sich auf einen Moment zusammen und sie sah ganz aus, wie jemand, der unerwartet auf eine Natter getreten ist — ein unwillkürliches Erschrecken, ein an Ekel streifender Widerwille prägten sich in ihrem Gesicht aus und ein bitterer Zug lagerte sich um den schönen Mund. Aber das alles war ebenso blitzschnell verschwunden, als es gekommen, und als sie sich gleich darauf lächelnd mit einer gleichgültigen Frage an Curt wendete, fragte ich mich allen Ernstes, ob ich mich nicht getäuscht. Curt schien entschlossen, den unangenehmen Eindruck von sich abzuschütteln, er beantwortete meinen fragenden Blick durch ein kaum merkliches Kopfschütteln und ein rasches Blinken der Augen und erklärte Leontine ein schönes Sternbild, auf das sie ihn aufmerksam gemacht hatte, in so unbefangenem Tone, daß ich anfing, zu glauben, ich sei nervös überreizt und infolge dessen geneigt, Gespenster zu sehen.

„Aber ich hatte nur zu richtig beobachtet. Wir waren in der Nähe der Kettenbrücke angelangt, als der Schlitten hielt; Leontine stieg rasch aus, reichte erst mir, dann Curt die Hand, flüsterte: ‚Auf Wiedersehen — gute Nacht!‘ und war im Nu in einem Seitengäßchen verschwunden. Wir fuhren bis vor Curts Wohnung und er fragte in so zuversichtlichem Tone: ‚Sie nehmen doch noch eine Tasse Thee bei mir?‘ daß ich, obgleich recht müde, schweigend einwilligte.

„Der heiße Thee war bereits getrunken, als ich meinem jungen Freund, dem man es ansah, daß ihm die Frage nach meiner Unterredung mit Leontine nicht über die Lippe wollte, wenigstens insofern zu Hülfe kam, als ich fragte:

„‚Sie kannten den Offizier, der uns auf der Chaussee vorfuhr? er scheint Ihnen durchaus nicht sympathisch zu sein?‘

„Die Antwort klang recht übellaunig. ‚Graf Borkiewicz, von den Ulanen, ein Wasserpolake aus der teschener Gegend — der ärgste Mädchenjäger in Prag — ein ganz gewissenloser, seichter und frivoler Kunde, über dessen Leben und Treiben ich zu viel weiß, um ohne Widerwillen an einem Tische mit ihm zu sitzen. Um so fataler ist es mir, daß er sich mit seiner falschen glatten Sarmatenhöflichkeit überall an mich herandrängt, fest entschlossen, wie es scheint, meine kühl ablehnende Haltung nicht zu bemerken. Wir beiden sind unverträglich wie Feuer und Wasser und wenn ich ihn nur von fern sehe, habe ich stets das bestimmte Vorgefühl, daß wir früher oder später einmal hart aneinander gerathen. Es erbittert mich, daß er sich nicht abschrecken läßt und so oft er sich mit seinem süßlich-faden Lächeln an mich wendet, habe ich jederzeit gute Lust, ihn mit der Faust ins Gesicht zu schlagen, damit endlich einmal reine Wirthschaft zwischen uns werde.‘

„Ich glaubte nun dem Geheimniß auf der Spur zu sein; der polnische Don Juan hatte sich Mühe um Leontine gegeben, war vielleicht sogar zudringlich gegen sie geworden, Curt hatte das von ihr erfahren und haßte ihn, wie energische Männer eben den zu hassen pflegen, der ihnen ins Revier kommt, und reizbare den, der von der Frau, für die sie schwärmen, eine geringere Meinung zu haben wagt. Ich sagte also mit einem vielleicht etwas ironischen Lächeln:

„‚Sollte das wirklich der einzige Grund Ihrer Abneigung sein? sollte Ihnen der Herr Ulan nicht in einem konkreteren Falle Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben haben?‘ Aber Curt wollte mich nicht verstehen oder er verstand mich wirklich nicht, denn sein: ‚Das ich nicht wüßte — es wären dann auch ganz gewiß Späne geflogen!‘ klang so unbefangen und aufrichtig, daß ich wieder irre wurde. Ahnte er nichts davon, daß Leontine den Verhaßten kannte, war ihm ihre unmuthige Bewegung bei der Begegnung mit demselben entgangen? Jedenfalls wünschte ich mir Glück dazu, nicht mit der Thür ins Haus gefallen zu sein und beschloß, meine Wahrnehmung, die mir ja selber ein Dorn im Fleische war und die immerhin ein Irrthum sein konnte, fein vorsichtiglich für mich zu behalten, statt vielleicht ohne alle Noth Oel ins Feuer zu gießen. Wenn ich erst noch ein wenig sondirte, ergab sich vielleicht eine andere und weniger bedenkliche Erklärung für jene Wahrnehmung. Nach einer kurzen Pause fuhr ich denn in wirklichem Mitleid mit der Spannung, in der der junge Mann sich befand, in möglicherweise etwas erkünsteltem Enthusiasmus fort:

„‚Was kümmert uns übrigens heute der Ulan? Sie wollen wissen, wie mir Ihre Geliebte unter vier Augen gefallen hat, und da kann ich wohl weiter nichts thun, als Ihnen von Herzen Glück wünschen; Sie sind ein richtiges Sonntagskind und haben da ein großes Loos gezogen.‘

„Meine Worte machten Curt sichtliche Freude — seine Augen blitzten auf, aber mit der Feinfühligkeit, die ich schon so oft an ihm bewundert hatte, sagte er gleich darauf:

‚Etwas weniger wäre wohl mehr gewesen!‘

„Ich wollte mich aber nicht werfen lassen, war auch schon zu weit gegangen und fuhr also eifrig fort:

„‚Wissen Sie, daß mir das viel, viel zu kühl klingt? Ganz gewiß sind Sie um dieses Mädchen zu beneiden, das allen Adel einer in sich gefesteten Frauennatur mit dem Reiz des frischen Naturkinds verbindet. Ich will einmal ganz von ihrer eigenartigen Schönheit absehen, in der sich der polnische und der deutsche Typus aufs glücklichste mischen und die dann doch noch ihren ganz individuellen Tik hat, aber sie hat jedenfalls ebensoviel Herz als Verstand und Charakter —‘“

„Während der Charakter der meisten Frauen darin besteht, keinen zu haben — sehr richtig, aber was wollen Sie mir damit neues sagen?“

„Das beabsichtigte ich auch nicht — ich wollte Ihnen nur zu bedenken geben, daß sich an dem Glück, von einem so seltnen Geschöpf so innig und rückhaltlos geliebt zu werden, wie es Ihnen widerfährt, auch der Beste und der Verwöhnteste berauschen darf!“

Curt nickte nur. „Alles sehr schön, doch das müssen Sie mir nicht sagen. Ich hasse die starken Ausdrücke, weil sie unablässig gemißbraucht werden, während man doch so sparsam und vorsichtig als möglich mit ihnen umgehen sollte, von diesem Mädchen aber könnte ich nur in Hyperbeln sprechen und alle Besonnenheit würde einen Brief über sie nicht vor dem Schicksal bewahren, von aller Welt für einen Hymnus erklärt zu werden. Ich wußte auch, daß Sie entzückt von ihr sein würden, da ich sicher sein konnte, daß sie Ihnen, meinem Freunde, freundlich begegnete, was ich also von Ihnen zu wissen begehre, ist —“

Er stockte und ich ergänzte: „ob es mir gelungen ist, sie zum Sprechen darüber zu bringen, warum sie Bedenken trägt, Ihre Frau zu werden, die Frau dessen, den sie doch abgöttisch liebt?“

Curt hatte den Kopf in die Hand gestützt und sagte müde und melancholisch:

„Nun ja, aber es ist eine Thorheit von mir, Sie zu examiniren — hätte sie Ihnen Günstiges gesagt oder auch nur greifbare Gründe angeführt, Sie hätten längst Ihren Rapport erstattet — von freien Stücken.“

„Aber lieber Freund, jetzt lassen Sie die gewöhnliche besonnene Ueberlegung vermissen. Haben Sie wirklich geglaubt, ich würde die Courage haben, diesem Mädchen in den ersten Stunden unseres Bekanntseins so zarte Fragen vorzulegen? Haben Sie wirklich geglaubt, sie würde solche Fragen beantworten?“

„Der Gedanke ist allerdings zum Lachen, denn Leontine würde auch einem Keckeren, als Sie, imponiren, aber sie konnte sehr wohl die Auseinandersetzung provoziren, wenn es ihr erwünscht schien, lieber Ihnen als mir ihre Gründe zu nennen, und auf eine solche Geneigtheit ihrerseits hatte ich halb und halb gehofft — das war's, lieber Reinisch.“

„Gut also! Für mich konnte es sich nur darum handeln, das Mädchen persönlich kennen zu lernen, um zu einer festen Ueberzeugung darüber zu gelangen, ob sie in jeder Beziehung dem Bilde entsprach, das ich mir von Ihrer Frau nothwendig machen mußte, ob ihre Person mir eine Gewähr bot für Ihr Lebensglück. Diese Gewißheit habe ich erlangt und da sie diesen reizbaren, nervösen, ungeduldigen Menschen da ganz unvernünftig liebt, so wird sie schließlich gewiß so vernünftig sein, ihn zu heiraten, da er's nun einmal so haben will. Glauben Sie mir, Ihre — allerdings sehr verzeihliche — Ungeduld sieht viel zu schwarz und traut einem Mädchenwillen, der doch nur dazu da ist, gebrochen zu werden, die Stärke des eignen zu. Was soll sie schließlich auch Stichhaltiges dagegen einzuwenden haben, die Frau des liebenswürdigsten, geistvollsten, solidesten und — verliebtesten jungen Kriegsmanns zu werden, der je das ‚F. J. I.‘ in der Kokarde trug!?“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Aber Zöllner belehrt uns endlich in dem Abschnitt „Gravitation und Elektrizität“, daß in den Körpern nicht weniger als vier elektrische Potentiale vorhanden seien, aus deren Wechselwirkung die Gravitation der Materie hervorgehe. So verweist er uns von immaterieller Anziehungskraft auf immaterielle elektrische Fernwirkung, und wir sind so klug, als wie zuvor. Isenkrahe führt Zöllners Grundansicht über Gravitation auf die anderweit von demselben behaupteten Lust- oder Unlustgefühle beseelter Atome zurück.

Wir aber machen an dieser Pforte ins transzendente Nichts kehrt und wenden uns zu Spillers Gravitationstheorie, die er auf die Hypothese eines konstanten Aetherdrucks stützt, vor welchem die Himmelskörper auf den zugewandten Seiten einander zum Theil schützen sollen. Isenkrahe wendet dagegen richtig ein, daß eine feste Wand den dahinter Stehenden wohl vor einem Windstoß, nicht aber vor dem konstanten Luft- oder Aetherdruck schützen könne.

Thomson versucht die Gravitation auf die Wirkung von, neben den gröberen Atomen des zwischen den Weltkörpern befindlichen Mediums umherschießenden, ungemein feinen Wirbelatomen zurückzuführen, kommt also im wesentlichen wieder auf Lesage's Theorie hinaus und fällt auch mit derselben. Thomson nimmt gleichfalls den gegenseitigen Schutz der cölesten Massen an; aber ein solcher ist bei seinen Voraussetzungen ebensowenig, wie bei konstantem Druck zu beweisen möglich: denn wer entfernt dann die Wirbelatome zwischen den zugekehrten Seiten dieser Massen?

Schramm stützt sich auf einen ähnlichen Gedanken; aber er schiebt statt des Schutzes das Wesentliche auf die Verzögerung der Ankunft der Moleküle des Mediums bei ihrer Reflexion (Zurückwerfung) an den zugewandten Seiten der Massen. Eine derartige Verzögerung der Ankunft wäre aber nur von Bedeutung, wenn wir uns einen Anfangszustand für diese Gravitationswirkung denken wollten, da nach der ersten Zeitspanne dann doch, ob reflektirt oder auf direktem Wege, gleichviel Atome von jeder Seite auf den Himmelskörper aufprallen müßten.

Fritsch geht gleichfalls bis auf die angenommenen kleinsten Theilchen (Moleküle) der festen Massen und des Aethers zurück, sieht dieselben stets für vollkommen hart, d. h. in ihrer Form unveränderlich oder unelastisch an und läßt die Gravitation durch den Stoß dieser harten Moleküle zustande kommen. Er stützt sich dabei aber auf das Gesetz für den Stoß elastischer Körper und wird deswegen von Isenkrahe's kritischer Lanze aus dem Sattel geworfen. Und in der That können wir uns von Elastizität nur eine Vorstellung machen, wenn wir die Definition auf ein ganzes System materieller Theilchen, also auf geformte Körper beziehen. Verstehen wir also unter Elastizität die Eigenschaft eines Körpers, deformirt (d. h. nach Verschiebung seiner kleinsten Theile aus ihrer inneren Ruhelage) eine Spannung zu äußern, so kann man unmöglich dieselbe Vorstellungsweise auf die kleinsten Theilchen, die als selbst untheilbar zu denkenden Moleküle, wiederum anwenden, wenn die hypothetische Annahme von solchen überhaupt noch einen bestimmten Sinn behalten soll.

Secchi sieht die Atome des feinen Mediums nicht als elastisch an, setzt aber dafür voraus, daß sie außer ihrer Fortbewegung im Raum (der sog. translatorischen) noch eine drehende (oder Rotations-) Bewegung um ihren Mittelpunkt besitzen, und sucht zu beweisen, daß beim Zusammenstoß rotirender Atome die Größe der fortschreitenden Bewegung auch bei vollkommner Starrheit derselben unvermindert bleiben kann, wenn ein Theil der rotirenden Bewegung in translatorische umgewandelt wird. Hierbei kommt Secchi aber doch in Konflikt mit dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft, denn soviel Energie die rotirende Bewegung an die fortschreitende abgibt, geht immerhin dem ganzen Körper verloren. Isenkrahe weist nun ausführlich nach, daß der weitere Versuch Secchi's, auf dieser Grundlage eine Gravitationstheorie zu errichten, auch unhaltbar ist.

Und doch ist grade dieser einer der Hauptpunkte, an denen auch Isenkrahe's eigener Versuch einer Theorie der Schwere in die Brüche geräth. Man sollte meinen, daß dieser Physiker durch das eingehende Studium und die zumeist sehr scharfsinnige und zutreffende Kritik seiner Vorgänger nun glücklich alle zu vermeidenden Klippen bei dieser schwierigen Materie herausgefunden hätte; dem ist aber nicht so. Er scheint für die Auffassung des Satzes von der Erhaltung der Kraft in der ganzen von der Gesammtwissenschaft für ihn nachgewiesenen Ausdehnung gar keine Zugänglichkeit zu besitzen, und wo derselbe über die Grenzen der strengen Kinetik hinausgreift, gibt er ihn ohne Bedenken preis. Er beschränkt sich auf die Anerkennung der Erhaltung der Bewegungsquantität (das ist das Produkt von Masse und Geschwindigkeit eines Körpers) beim Stoß; aber schon bei dem Versuch, diesen Satz als giltig auch für den Stoß starrer Massen zu zeigen, treibt er leere mathematische Spiegelfechterei. Er sagt hierüber: „Ich weiß nicht, wie einer sich überhaupt sträuben konnte, die Erhaltung der Bewegungsquantität zuzugeben. Denn sogar in

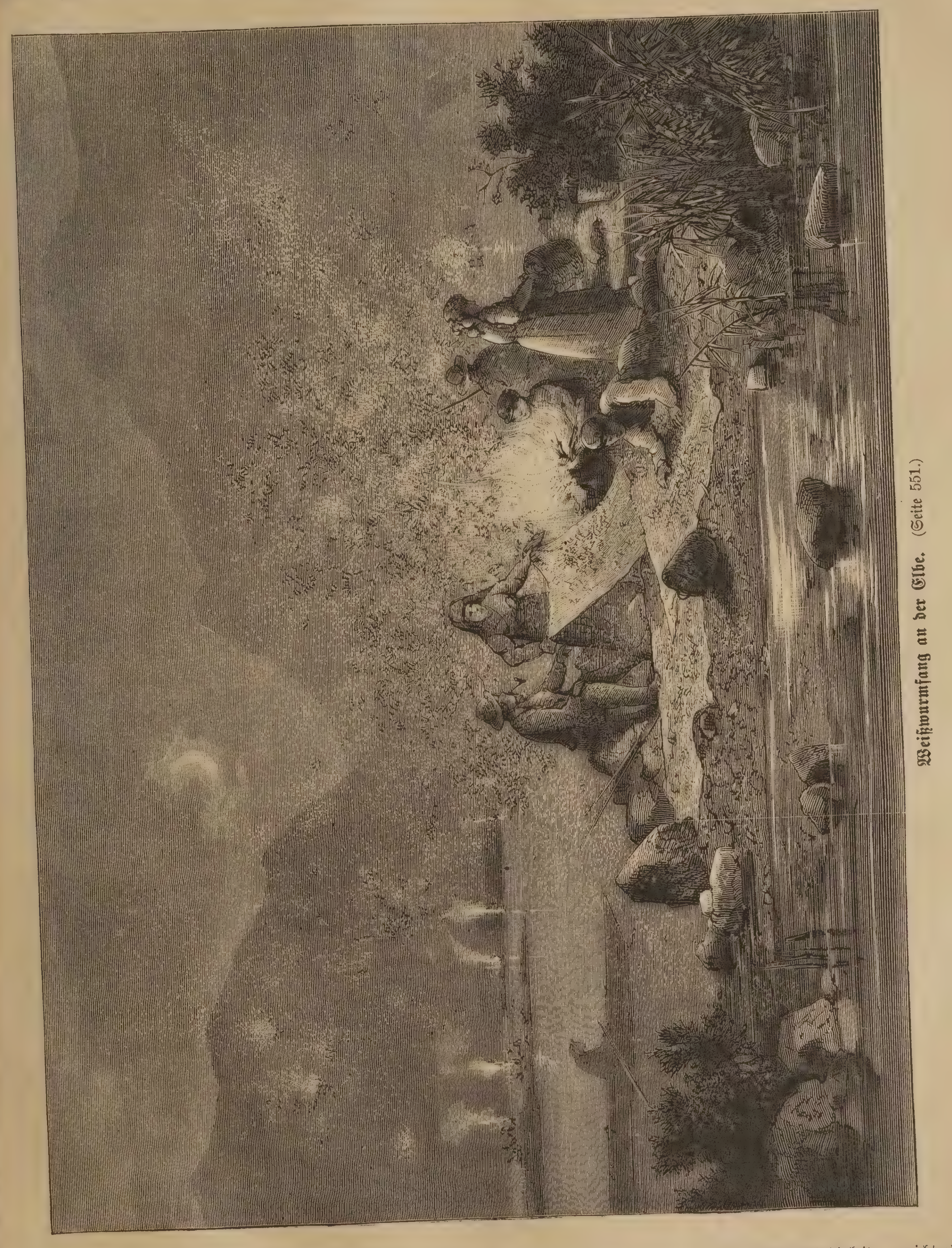
dem Fall, wo zwei starre Körper von gleicher Masse in centralem Stoß gegen einander fliegen und sofort beide zur Ruhe kommen, ist doch die Bewegungsgröße erhalten geblieben. Weil nämlich die Geschwindigkeiten vor dem Stoß gleich und entgegengesetzt waren, so kann man sie mit $-c$ und $+c$ bezeichnen, also war die Summe der Bewegungsquantitäten $-mc + mc = 0$, und



Das Rathhaus der prager Judenstadt. (Seite 550.)

nach dem Stoß ist sie auch gleich Null." — Wenn anders der Gebrauch mathematischer Formeln in der Physik einen Sinn haben soll, so müssen dieselben doch wohl der kurze, aber genaue Ausdruck für den in einem gegebenen Moment bestehenden Zustand eines physischen Vorgangs sein! Wie kommt aber Isenkrahe dazu, die Bewegungsgröße der einen von zwei Massen [vor dem Stoß — da beide noch garnichts mit einander zu thun haben, wenn auch Herr Isenkrahe schon weiß, daß sie später central

zusammenstoßen werden — negativ zu setzen und sie von der andern abzuziehn? Betrachtet man auch die beiden bewegten Massen als ein System von zwei Partikeln, die sich gegen den Massenmittelpunkt bewegen, so ist und bleibt doch die Bewegungs-



Weißwurmfang an der Elbe. (Seite 551.)

quantität vor dem Stoß unter obigen Voraussetzungen gleich der Summe der einzelnen, also ist gleich zweimal dem Produkt jeder gegebenen, gleichen Masse mal ihrer Geschwindigkeit — nicht aber gleich Null, wie Isenkrahe uns glauben machen will. Seien

Gleichung hat mit diesem Vorgang garnichts gemein; denn nach dem Stoß starrer Massen, die völlig ihre fortschreitende Bewegung eingebüßt, haben wir dann eine der Summe ihrer Bewegungsgrößen gleichwerthige Quantität Wärme oder Molekularbewegung, welche Thatsache für Isenkrahe garnicht zu existiren scheint.

Uebrigens aber fußt Isenkrahe wie seine sämmtlichen genannten Vorgänger, mit Ausnahme von Newton, Zöllner und Spiller, auf der huyghens'schen grundlegenden Hypothese, und zwar wendet er auf das materielle Medium, in dem die gravitirenden Massenkugeln schweben, die von Clausius und Krönig in neuerer Zeit ausgebildete sogenannte kinetische Gastheorie an, wonach „seine Atome mit irgend welcher durchschnittlichen Geschwindigkeit den Raum durchfliegen", und bemerkt weiter darüber: „Eine weitere Voraussetzung auszusprechen, ist eigentlich nicht mehr nöthig. Denn wenn wir etwa sagen wollten, wir denken uns die Aetheratome unelastisch, so ist das durchaus keine positive Voraussetzung, welche zu späteren Schlüssen die nöthige Grundlage zu liefern hätte, sondern es ist nur ein ausdrückliches Verzichten auf die den Atomen von andern beigelegte Kraft der elastischen Reaktion. Außerdem ist die Starrheit, wie früher gezeigt, eine schon im Begriff des Atoms gegebene Qualität." — Isenkrahe will aber auch auf seine Weise das Prinzip der Erhaltung der Kraft (Bewegungsquantität) zur Anwendung bringen und argumentirt daher an anderer Stelle folgendermaßen: „Zunächst erinnere ich daran, daß die Stoßformeln für zwei beliebige Massen identisch werden mit den gewöhnlich für elastische Körper entwickelten, sobald man das Prinzip von der Erhaltung der lebendigen Kräfte in Anwendung bringt.... Daher können wir im folgenden statt des Ausdrucks: ‚starre Massen, deren Bewegungen nach dem Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kraft erfolgen,' immer einfach sagen: ‚vollkommen elastische Körper.'" — Das ist in der That doch ein gar zu autoritatives Verfahren; als ob des Mathematikers Formel die Zauberpfeife wäre, nach der Atome und Körper nicht blos tanzen, sondern auch ihre Natur wandeln müßten, bald unelastische, unter ausdrücklichem Verzicht auf elastische Reaktion, bald zwar auch unelastische, aber in ihrem Verhalten, „einfach zu sagen, vollkommen elastische Körper sein könnten"! Wir lernen eben auch durch Isenkrahe nicht die wahre Natur der Moleküle kennen, und das ist ganz erklärlich: er kann sich ebensowenig wie andere Leute ganz positiv über das aussprechen, was er zu sehen oder zu beobachten keine Möglichkeit gehabt hat und daher, einfach zu sagen, nicht weiß.

Zudem scheint die Berechtigung, die kinetische Gastheorie, die auf Beobachtungen an Gasen beruht, welche innerhalb fester Wände eingeschlossen sind und in einen gewissen Spannungszustand versetzt oder in demselben erhalten werden, auf das intraplanetarische Medium anzuwenden, durchaus nicht so auf der Hand liegend, da wir dieser gasartigen Materie bei ihrer unbegrenzten — man kann nicht einmal sagen Ausdehnungsmöglichkeit — sondern nur: bei ihrem unbegrenzten Ausgedehntsein, doch keinen unsern in Gefäßen eingefangenen Gasen, oder auch nur der Atmosphäre ähnlichen Spannungszustand zuschreiben können. Und wenn J.'s Hypothese, daß der Aether sich kinetisch unsern bekannten Gasen gleich verhalte, sich noch fruchtbar erwiese als Stütze für seine Theorie der Gravitation! Aber während er das Gravitiren zweier Körper gegen einander, wie andere seiner Vorgänger, auch auf den Schutz basirt, den von einer Seite jeder dem andern gewährt gegen den „Aetheratomhagel", ist doch gar nicht einzusehen, warum sich die zwischen den zugewandten Seiten der Körper befindlichen Aethergasmassen nicht kinetisch ganz ebenso, wie zufällig an einem andern Ort befindliche verhalten sollten in ihrer nach allen Seiten mit reißender Geschwindigkeit herumschießenden Weise? Dann aber scheint uns gar kein prinzipieller Unterschied zu sein zwischen dem konstanten Druck von Spiller und dem allseitigen, konstanten Atomhagel nach Isenkrahes Ansicht. Denn, und das sei hier noch betont, kommt die lebendige Kraft (nach J.'s Bezeichnungsweise), welche sich als Gravitation wirksam erweisen soll, aus dem intraplanetaren Mittel, dem Aether her, und verhält sich dieser, wie unsere bekannten Gase, so ist seinem Einzelmolekül jede Bewegungsrichtung recht und durch das Gemisch aller Richtungen könnte man sich dann, nach dem Gesetz vom Durchschnitt, die gleichmäßige Spannung nach allen Seiten hin vorstellen.

Warum sollten wir nach allem nicht das Fazit aus J.'s Theorie mit seinen eignen Worten ziehen, die er freilich nur auf die Vertreter der Elastizität der Aetheratome angewandt wissen will, nämlich: „Einerseits der logische Zwang, den Atomen verschiebbare Theile abzusprechen, andererseits das Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kraft: wer beiden in vollem Maße gerecht werden und doch auf der huyghens'schen Fundamentalhypothese bauen will, der befindet sich allerdings einer Auffassung gegenüber, deren Lösung meiner Meinung nach unmöglich ist." Wenn er uns nun auch um diese Unmöglichkeit durch den erwähnten Kunstgriff, starre Massen so geschmeidig wie vollkommen elastische Körper in ihrem Verhalten zu machen, herumzuführen verspricht und uns den Schaden, den der Satz von der Erhaltung der Kraft gemäß seiner Theorie erfahre, als verschmerzbar vorstellt, indem er zu dem Resultat kommt, „daß die Totalsumme der lebendigen Kraft, welche die in diesem unfaßbar großen Tummelplatz einherfliegenden Aetheratome besitzen, durch die während einer endlichen Zeit vorkommenden Zusammenstöße nur um einen unendlich kleinen Bruchtheil abnehmen könne", so erkennen wir zwar an, daß J. hierin konsequent ist; aber da hilft kein Markten! wir können und dürfen aus der Summe von Energie im Weltall nicht eine Pferdekraft als ohne Schaden vernichtbar ansehen, denn wir bedenken, „daß die Erhaltung der Energie der erste und einzige feste Punkt in der Naturerkenntniß ist; fällt dieses Prinzip, so bleibt nichts mehr nach, denn alles übrige ist ungewiß", wie Dellingshausen an dieser Stelle Isenkrahe vorhält.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Wie ich mir meine Zukunft zurecht gelegt habe? — — Diese Frage verläßt mich nicht mehr. Wenn ich im Schlafe plötzlich erwache, springt sie mir sogleich ins Gedächtniß; wenn ich an noch so fremde Gegenstände denke, ist der Schluß plötzlich: Wie hast du dir deine Zukunft zurecht gelegt? — — — Es ist kein Zweifel: Elisabeth liebt mich, und ich? — — Wenn ich von Elisabeth gekommen noch unter dem Eindruck ihres Zaubers stehe, noch in ganz frischen Farben ihr Bild vor meinen Augen sehe, in meinen Ohren noch den weichen melodischen Klang ihrer Stimme vernehme, dann bin ich fröhlich, und unwillkürlich summe ich auch wohl eine Melodie vor mich hin, und wenn dann Freimann kommt und mich fragt, was meine Studien machen und ob ich soviel Zeit habe, um müßig zu gehen und zu singen, dann fällt mir gleich wieder die Frage nach der Zukunft ein und ich bin trübseliger und einsilbiger als je.

Theuerste Seele! Ich warte die Antworten auf meine Briefe nicht erst ab. Ich weiß ja schon halb, was du mir schreiben wirst. Aber ich habe das Bedürfniß mich auszusprechen, mit jemand, der mich versteht, zu plaudern und während dieses Plauderns über mich selbst ins reine zu kommen. Eigentlichen Rathes bedarf ich nicht; — er würde, selbst aus lauterem Herzen kommend, mich nur verwirren und mich von dem richtigen Wege, den ich selbst nach einiger Zeit infolge eines gesunden Naturtriebes finde, ablenken. — In mir sind zwei Mächte lebendig. Noch weiß ich nicht, welche davon das Uebergewicht erlangen wird. Ich bin ein Mensch, der auf der einen Seite eine behagliche Beschauung liebt und, wenn er dazu gelangt ist, sich als das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne fühlt, der aber auf der anderen Seite ebenso unzufrieden ist, wenn ihm die Friedlichkeit abgeht. Wie diese beiden Richtungen zu vereinigen? — — Ich sehe kein Mittel, so sehr ich auch meinen Scharfsinn anstrenge und mich Grübeleien hingebe! — Ich versuche, mir diese Liebesgeschichte aus dem Kopf zu schlagen, sie ganz aus meinem Gedächtniß zu streichen. — — Es gelingt nicht. Du bist ja in den Jahren, in denen der Mensch ein Bedürfniß fühlt, in einem weiblichen Wesen seinen Schatten zu finden, spricht mein Inneres, und da meine Einsicht in die Natur des Menschen diesen Grundsatz nicht hinweg disputiren kann, so muß ich sehr

wohl mit diesem Faktor rechnen. Wenn nicht jetzt, so wäre ich doch später und vielleicht dann in viel unangenehmerer Weise für meine Entwicklung mit diesem Punkte in Berührung gekommen. — — Und begegnet solches nicht allen Menschen? — Allerdings kann ich mich mit der Menge nicht vergleichen und denen nicht nachahmen, welche weder Scharfsinn noch Moral genug besitzen, um die Folgen eines Schrittes zu berechnen, zu dem sie nichts weiter als der sinnliche rohe Trieb treibt. Der Mehrzahl der Menschen, die bei den wichtigsten Dingen leichtsinnig genug ist, kann ich also nicht folgen, ohne Selbstmord zu begehen und nicht ewig dazustehen als ein Sünder, der sich stündlich selbst verdammt und bei dem Anblick seiner leichtfertigen Thaten die Schamröthe in seine Wangen steigen fühlt! — — O, ich werde schon alles ins klare bringen. Nur Zeit, nur Geduld! — Vorläufig vermag ich es also nicht, an meinen Empfindungen eine Henkerarbeit zu verrichten, und wollte ich es, ich könnte es einfach nicht. Tadele mich nicht und sei nachsichtig mit seinen Schwächen! Sind sie nicht menschlich? — — — — Du denkst vielleicht, daß ich in meinen Studien nun innehalte und darum rückwärts gehe!? — Nichts von alledem, mein Freund; ich arbeitete noch nie so eifrig und erfolgreich wie in dieser Zeit; noch nie bin ich so mit mir und meinen Fortschritten zufrieden gewesen, wie jetzt, wo mich der Gedanke beglückt, zu lieben und wiedergeliebt zu werden. Mein Auffassungsvermögen ist schärfer, exakter, eindringlicher, mein Schlußvermögen bei den wissenschaftlichen Arbeiten schneller und sicherer als früher. Und alles das verdanke ich diesen Gefühlen, die mich so mächtig ergriffen haben. Das alles verdanke ich Elisabeth! Wir hatten uns neulich, in der Abenddämmerung, noch in den Promenaden etwas ergangen. Sie kam von einer Freundin, vor deren Hause ich sie erwartete. — Sie erzählte mir in bewegtem Tone von einer unglücklichen Familie, die sie habe kennen lernen. Der Mann war in einer Fabrik zu Schaden gekommen und nach einem Krankenhause geschafft worden; die Frau lag schwerleidend zu Bette, während die vier Kinder, hungernd und entblößt von dem Nöthigen, sich selbst überlassen waren. „Das Elend ist groß," sagte sie zu mir; „die arme darniederliegende Frau fühlt das Schreckliche dieses häuslichen Elends und kann nicht helfen, nicht einmal aufstehen, um zu sorgen. Ich werde diesen Blick nicht vergessen, den sie mir schenkte, als ich an ihr Lager trat und sie nach Kräften zu trösten suchte, ihr Hülfe anbot und meine fernere Fürsorge versprach. — Es lag in diesem dankenden Blicke eine ganze Geschichte voll Unglück, Verzweiflung, Entsagung, und ich konnte mich nicht enthalten zu weinen." — — — — Was konnte ich hierauf sagen? — — Ich sagte nachdenklich: „Ja, solcher Bilder findet man aller Enden, wenn man nur Augen hat, sie zu sehen. Ich kenne diese düsteren Gemälde, welche das Herz zerstechen und das Auge weinen machen. — Aber wo liegt der Grund zu all' diesem Uebel? — Kann man heilen, ohne zu wissen, wo die Krankheit entstanden? — O! Das ist kein Arzt, der Pflaster auf Wunden legt, wenn die Ursache die Krankheit innerer Theile ist. Das ist ein blöder Unwissender, der Ursache mit Wirkung vertauscht und zu helfen meint, während er das Uebel mit seinen verkehrten Medizinen verlängert. — Wo liegt also der Grund?" — — — Elisabeth bat mich weiter zu sprechen. — „Der letzte Grund," fuhr ich fort, „liegt in der Thorheit. — Jugendmuthig, ohne Ziele und ohne Sorge schreitet der Mensch in das Leben hinein. Auf seine Kräfte wie auf Felsen bauend, verlacht er die Stimme des Alters, welche mahnt, langsam zu gehen und hauszuhalten mit dem Vorrath der Kraft. Denn auch den härtesten Stein höhlt der Tropfen. Es kommt ein Tag, wo man sitzt und klagt und das menschliche Mitleid zur Hülfe ruft. Die Jugend aber lacht und spottet; — sie empfindet nur die Lust ihres sinnlichen Triebes und sieht die Glückseligkeit in deren Befriedigung. — Jedes Menschen Streben ist nun wohl auf seine Glückseligkeit gerichtet, aber jeder Mensch sollte wissen, was die dauernde Glückseligkeit ausmacht; er sollte wissen, daß die Wonne eines Augenblickes oder weniger Augenblicke nur trügerisch sein kann, die, wenn sie bindend und folgenreich ist, das ganze Guthaben des Menschen an die Zukunft quittirt. — So begibt sich die Menge, die von Tag zu Tag nur zu sorgen vermag, die weiter nichts besitzt, als vielleicht einen kräftigen Arm, einen guten Willen und einen fröhlichen Muth, unbesonnen in den Ehestand, unbekümmert, ob nicht eines Tages das Nothwendigste fehlt, der kräftig schaffende Arm erschlafft und unfähig wird, sich je wieder für die Seinen zu regen. Der Mensch lebt dann dahin, gebrochen, zerknickt, nun jeder guten Hoffnung beraubt und hat seine Thorheit zu büßen von einem Morgen bis zum andern Morgen, endlich zermalmt von der Wucht der Sorgen und verzehrt von dem gefräßigen Ungeheuer: Noth! Das sind die Existenzen, von denen du eine soeben hast kennen lernen, deren Geschick du soeben beweintest und denen du gefällig Trost und Hilfsmittel gespendet hast." — „Est ist wohl Thorheit," entgegnete Elisabeth, „die den Menschen in das Elend führt, aber es ist eine menschliche Thorheit. Ich finde nicht so schweren Tadel daran. Ich bedaure die Armen, ich bemitleide sie. Was haben sie denn Gutes vom Leben, als ihr Familienglück, als das Streben, sich einen Herd zu bauen und sich in Liebe zu vereinigen. — Beruht in dem Streben nach Besitz eines geliebten Gegenstandes, in dem Bestreben, für denselben zu sorgen und ihn zu hüten, nicht die eigentlichste Glückseligkeit? — Nicht alle sind wie du nnd darum darfst du sie nicht mit dir vergleichen. Urtheile menschlich! — Daß nur wenige auscheinend Glückseligkeit genießen, daß die meisten schon nach einem kurzen Trunk aus dem Becher des Glückes zu Boden sinken und auf den ferneren Genuß Verzicht leisten müssen, das ist bedauernswerth, ein böses Geschick!" — Die Dunkelheit des Abends hatte Elisabeth den Muth verliehen, so mit mir zu sprechen. Ich sah ihr Antlitz nicht recht, aber ich merkte an dem Ton der Stimme ihre ganze Theilnahme. Ich war seltsam bewegt von ihren Worten, und erst nach einigen Augenblicken fand ich das Wort wieder: „Du hast recht, aber ich hatte meine Gedanken noch nicht völlig zum Ausdruck gebracht. Ein böses Geschick? — Was ist ein böses Geschick? — Die Folge einer That nicht berechnen, auf gutes Glück nur seine Zukunft bauen! — das sind die Ursachen. Wir haben somit nur einen andern Ausdruck für Thorheit, aber einen Ausdruck, der den Grund verhüllt, denn der Mensch lebt unter Menschen, er ist von ihnen abhängig, er ist dem großen Ganzen unterthan! — Was ihn beherrscht, sind die Verhältnisse seiner Umgebung und der Allgemeinheit; diesen Rechnung zu tragen macht ihn klug, diese in ihre Ursachen und einzelnen Faktoren zu zerlegen, sie zu erkennen, anderer Bedürfnisse sich nutzbar machen, das ist Weisheit. Und der ist ein Thor, welcher die aufgestellten friedlichen oder feindlichen Schranken, nur seiner eigenen Natur folgend, durchbricht! — Es soll der Staat allen seinen Bürgern die Pfade zur Glückseligkeit ebnen helfen und denen eine Schranke entgegensetzen, welche dieses oberste Prinzip alles Menschenthums verleugnen. In einem echten wohlgegründeten Staate sollte die Glückseligkeit des Einzelnen die Bedingung zum Bestande des Ganzen sein. — Und heute? — Und wie war es seither? — Ist es der Menschennatur inneres Bedürfniß, jene geschlechtliche Ergänzung, so erfüllt unser heutiger Staat seine Pflicht schlecht, wenn er von den Bedingungen und Anforderungen dieses Bündnisses zwischen Mann und Weib, von denen Harmonie, Gesundheit und Wohlergehen des ganzen künftigen Geschlechts abhängt, sich abwendet, wenn es ihm gleichgültig ist, wie die junge Bürgerschaft sich entwickelt, heranwächst und in die Reihen der Kämpfer eintritt. — Auf die Bedürfnisse der Menschen nur sollte der Staat gegründet sein, aber er ist es nicht! Er rottet nicht aus den Egoismus, das Laster, alle jene Leidenschaften, die der wahrhafte Mensch als der Menschheit verderblich verkündet!"

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Wahrhaftig — es ist wahr, — nein, es ist doch ganz unmöglich, — das kann doch nur so aussehen, — da müßte ja in einer Viertelstunde schon ganz Unterwaltersdorf unter Wasser sein, — das ist ja furchtbar!" — so klang es nach den Worten des Inspektors wirr durcheinander aus dem Munde der Männer.

„Zweifeln wir nicht länger, Leute, der Harnisch und der Inspektor haben recht, das Wasser steigt in einer wirklich

unerhörten Weise, auch ich habe es auf das allersorgfältigste beobachtet und kann mich nicht täuschen. Seht, vorhin, eben als der Inspektor seine Uhr herauszog, spritzten erst nur seltene Tropfen bis an die eiserne Klammer da im Mauerwerk des Pfeilers, jetzt ist schon vor lauter Schaum und Gischt fast garnichts mehr zu sehen, und in einer Minute vielleicht — nein, nein, eher noch, seht, da seht, jetzt schon ist von der Klammer keine Spur mehr zu sehen!"

Der Sprecher war ein junger, schlanker, aber doch nicht schwächlich gebauter Mann mit schwarzem Haar und Bart, vor dem die anderen Beamten aus dem Irrenhause fast noch mehr Respekt zu haben schienen, als vor dem Inspektor. Er hatte in größter Hast und Aufregung und mit der vollen Kraft der festen Ueberzeugung gesprochen, — es zweifelte jetzt niemand mehr, aber es begann sich auf allen Gesichtern Entsetzen und Rathlosigkeit auszuprägen.

„Es ist, wie der Herr Doktor sagt — und die Gefahr ist unermeßlich," nahm nun Fritz Lauter mit fester, klarer Stimme das Wort. „Und nun heißt es, rasch, blitzschnell, wenn es geht, zu handeln. Ich denke, wir setzen uns zunächst in Karriere und laufen, was wir können, ins Dorf und allarmiren die Bewohner, die schwerlich von der Riesengröße des kommenden Unheils unterrichtet sein werden, doch," — er unterbrach sich — „wo bekommen wir Boote her? Wir werden sie bald genug nöthig haben!"

„Auf dem Mühlteich in Unterwaltersdorf liegt ein Boot — es gehört dem Müller," sagte Harnisch. „Ob es jetzt noch zu finden und zu gebrauchen ist, weiß ich nicht."

„Wir müssen schon bis auf den waltersdorfer Holzplatz hinauf," meinte der Inspektor. „Wie wir's eben von Anfang an gewollt haben, Boote gibt es keine weiter im Dorfe und Flösse müssen wir uns selber nothdürftig zusammenbauen — es geht nicht anders."

„Ist das nicht hier links das Südende des dem Freiherrn von Felseck gehörigen Parkes?" fragte Lauter.

„Das ist's!"

„Und befindet sich nicht grade hier der kleine See, welcher den Park so außergewöhnlich schmücken soll?"

„Was soll das?" fragte der Inspektor. „Was geht uns jetzt der See und der Park mit allem seinem Schmucke an, Herr Lauter?"

„Nun, auf dem See sind Gondeln und zwar auch zwei oder drei größere Kähne, wie ich oft genug gehört habe. Die bringen wir bequem die Fahrstraße hinunter bis irgendwohin, von wo wir unsere Rettungsfahrten unternehmen können, die müssen wir also haben."

„Wir haben doch aber keine Erlaubniß vom gnädigen Herrn Baron," entgegnete Harnisch.

Fritz Lauter schien diesen Einwand nicht beachten zu wollen. Aber auch der Inspektor widersprach:

„Das geht ja nicht, Herr Lauter, der ganze große Park ist rings mit einer Mauer umgeben. Wenn wir auch im Nothfall drüber können, die Boote bringen wir im Leben nicht über die Mauer —"

„Dort ist ein Thorweg, da hindurch bringen wir sie." Fritz Lauter wies mit der Hand auf ein augenscheinlich wohlverschlossenes Holzthor.

„Durch Schlüssellöcher bringen wir die großen Boote grade so gut, wie durch Mauern," sagte der Inspektor mit einem Anfluge von Spott. „Und den Schlüssel uns ausbitten beim Förster in Oberwaltersdorf, wo er zu haben wäre, kostete uns wenigstens eine Stunde Zeit, also reden wir nicht weiter von dem Park und von den Booten."

„Doch, reden wir davon," erwiderte Fritz Lauter mit aller Entschiedenheit im Ausdruck, deren er fähig war. „Wozu haben wir Aexte. In wenigen Minuten muß das Thor erbrochen sein. Mir nach, ihr Leute, es ist furchtbarste Gefahr im Verzug, — es gilt vielleicht Menschenleben, viele Menschenleben zu retten —"

Fritz Lauter zog seine Axt aus dem Gürtel und stürmte voran ans Thor.

„Nein, das geht nicht — das ist ja Wahnsinn — das wär' ja ein Verbrechen — wir dürfen doch nicht wie Räuber oder Revolutionäre mit Gewalt, mit Aexten, große Thore zerschmettern und in einen herrschaftlichen Park einbrechen und ohne Erlaubniß werthvolle Gegenstände wegschleppen!" so riefen die Leute wieder ganz erschrocken durch einander.

Aber Fritz Lauter kümmerte sich nicht im entferntesten um den lebhaften Widerspruch. Er war schon am Parkthor und ließ seine Axt mit wuchtigen Schlägen und so geschickt, als wär' er seit langem gewöhnt, mit derlei Instrumenten umzugehen, gegen das Thor prallen.

Und trotz des Widerspruchs reizte sein Beispiel und die Energie, mit der er selbst an die Ausführung seines Vorschlags gegangen war, zur Nachahmung. Der Inspektor wollte die zwei oder drei andern Männer, welche gleichfalls die Aexte in die rechte Faust genommen hatten und auf das Thor zusprangen, zurückhalten, aber der junge Arzt legte sich zu Gunsten Fritz Lauters ins Mittel.

„Ich sehe auch nicht, daß wir etwas Besseres thun können, als dem Herrn Lauter zu folgen. Zu Bedenklichkeiten haben wir ebensowenig Zeit, als zu langen Unterhandlungen, und wo sich's um eine so außerordentliche Nothlage handelt, da haben wir ein Recht, auf die opferwillige Humanität des Freiherrn von Bergen-Felseck zu rechnen. Vorwärts also, ihr Leute!"

„Nun, meinetwegen denn, Herr Doktor. Mithelfen will ich, aber die Verantwortung übernehme ich nicht."

„Die lassen Sie mir," sagte der Arzt, und da er sich auch mit einer Axt bewaffnet hatte, wie die andern, holte er sie jetzt gleichfalls hervor, um auf das starke Thor mit einzuhauen.

Aber Fritz Lauter hatte inzwischen die schwere Arbeit allein vollbracht. Er hatte an der einen Seite des Thorschlosses das Holz zerhauen, sodaß der Riegel blosgelegt wurde und das Thor nun zu öffnen ging, als wäre es aufgeschlossen worden.

Alle übrigen, von denen ein paar etliche Streiche gegen die Pforte geführt hatten, waren lebhaft erstaunt, daß das Werk so rasch gelungen war, sie jubelten Fritz Lauter zu und stürmten ihm nach in jagender Hast quer durch den prachtvollen Park über Wiesenflächen hinweg und niedere Gebüsche durchbrechend oder überspringend, nach dem, den meisten von ihnen wohlbekannten kleinen See.

Am Ufer desselben fanden sie, an dünnen eisernen Ketten festgelegt, drei Fahrzeuge verschiedener Größe; das eine war ein Kahn von stattlichen Dimensionen, den schleifend zu transportiren wenigstens zehn Menschen nöthig waren. Der zweitgrößte beanspruchte etwa die Kraft von sechs Menschen, und der dritte, eine weniger umfängliche Gondel, konnte von zwei Menschen mit Hülfe von Seilen fortbewegt werden.

Alles griff an; der Oekonomieinspektor ließ seine muskulösen Arme arbeiten, daß ihm der helle Schweiß über die sonngebräunten, bärtigen Wangen lief. Auch der junge Arzt legte Hand ans Werk, als wär' ihm die Handarbeit nicht minder lieb und Gewohnheit, wie sein medizinisches Studium.

Auf den wohlgeebneten, sorgsamst gepflegten Parkwegen ging der Transport ziemlich leicht noch von statten, als sie aber vom Parke auf die Landstraße kamen und wohl fünf Minuten lang bergauf zu gehen hatten, da kostete das gemeinsame Werk riesige Anstrengungen. Aber wenn es nicht anders ging, griff alles für einige Minuten da mit an, wo die Last am größten war, um dann die für den Augenblick zurückgelassenen Boote nachzuholen.

So war so ziemlich trotz der äußersten Anstrengung aller vorhandenen Kräfte, und obwohl keiner auch nur eine Minute Rast gehalten hatte, eine halbe Stunde vergangen, ehe die Expedition auf einem unweit der waltersdorfer Brücke gelegenen Hügelrücken anlangte, von dem aus sich zum erstenmale der Blick öffnete auf ganz Unterwaltersdorf selbst.

Der erste, welcher oben anlangte, war der Gärtner Harnisch. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus und wies auf die kaum noch zehn Minuten entfernten Häuser des Dorfes.

Die Häuser standen bereits in einem nach allen Seiten hin ausgedehnten See und das Wasser strömte offenbar schon zu den Parterrefenstern hinein.

„Was ist das für ein großes Gebäude da zuerst?" fragte Fritz Lauter.

„Das war eine Fabrik, die aber seit vorigem Jahre leer steht, weil der Besitzer bankrott gemacht hat."

„Aber da sind Menschen darin, viele Menschen, sehen Sie da an den Fenstern — Männer, Weiber, Kinder — —"

„Wahrhaftig," rief Harnisch, „der Herr hat recht, das sind Leute aus dem Dorfe, die haben sich in die Fabrik geflüchtet — da sehen Sie, was da schon für Häuser demolirt sind, — es muß schon schrecklich zugegangen sein, — wenn nur wenigstens alle Leute aus dem untersten Theile des Dorfes sich in die Fabrik gerettet hätten — —"

„Ist die Fabrik denn sicher, — kann die das Wasser nicht demoliren?" fragte der Arzt.

„Bis zum Abend ist sie's gewiß, über Nacht dürfen die Leute aber nicht darin gelassen werden, — da ist also gleich Arbeit für uns," entgegnete der Oekonomieinspektor.

„Aber vorher müssen wir jedenfalls Gewißheit haben, ob nicht sonstwo im Dorfe Leute sich in dringender Gefahr befinden," rief Fritz Lauter, der nach allen Seiten eifrigst umherspähte.

„Da, Herr Lauter, nehmen Sie meinen Krimstecher," sagte der Arzt, „wenn das Wetter auch äußerst ungünstig ist zur Fernsicht durch solch' ein Glas."

„Ich danke," entgegnete Lauter; „ich meine, wir müssen vor allen Dingen und in größter Eile ans Dorf heran, und dann setzen wir unsere Boote aus und müssen versuchen, auf der Dorfstraße vorwärts zu kommen, da werden wir ja sehen und hören, wie's steht. Also vorwärts — —"

„Vorwärts!" stimmten alle ein und griffen mit neuer gewaltiger Anstrengung wieder an, sodaß es auf der schlüpfrigen, mit tiefem Kothe bedeckten Straße rasch dem Dorfe entgegenging.

Bald waren sie an der Stelle angelangt, wo das Wasser in fast unübersehbar breitem Strome über die Chaussee dahinfluthete.

Die Chaussee ging mitten durch das Unterdorf. Fritz Lauter hatte recht — es war am klügsten, vorerst das am ehesten mögliche zu versuchen, die Chaussee entlang ins Dorf hinein zu schiffen.

Aber leicht war das nicht — denn das Wasser floß eben nicht die Chaussee entlang, sondern wälzte sich, wenn auch in langsamem Flusse, in schräger Richtung über die Straße.

Indeß gleichviel — —

Die Boote, in denen die Ruder befestigt waren, wurden ins Wasser hineingeschoben. Dabei mußten die Männer erst ziemlich tief hineinwaten, bis die Boote flott wurden. Bis über die Knie ging ihnen das Wasser, als endlich die Gondeln sich frei darin bewegten und in ihrer ganzen Länge nicht mehr auf den Grund stießen. Nun war es nicht mehr schwer, auch den großen Kahn in tieferes Wasser zu bringen, den man zunächst einfach von den beiden andern Fahrzeugen aus ins Schlepptau nahm, bis er gleichfalls schwamm. Dann stiegen sechs Mann — unter ihnen der Arzt und Fritz Lauter — in den großen Kahn, während der zweite mit drei und der dritte mit zwei Mann besetzt wurden. Die Uebrigbleibenden, an deren Spitze sich der Inspektor stellte, übernahmen die Aufgabe, an dem Rande des in der letzten Stunde erst entstandenen Sees entlang bis zur Gemeindewiese vorzudringen und auf dem an die Wiese angrenzenden, aber höher gelegenen und darum vom Wasser jedenfalls noch nicht erreichten Holzplatze ein Floß herzustellen und mit diesem den Versuch zu machen, von der entgegengesetzten Seite her an das Dorf heran und an seiner von der Landstraße abgewendeten Seite entlang bis an die Fabrik zu kommen, welche für 5 bis 6 Uhr Nachmittags zum Orte der Zusammenkunft der beiden jetzt sich trennenden Theile der Expedition bestimmt wurden.

Die Fahrt auf der Landstraße ging anfänglich nur langsam und unter vielen Schwierigkeiten von statten. Mit unausgesetzter Anstrengung nur erhielten sie sich in angemessener Entfernung von der linksseitigen Baumreihe der Chaussee, an die der Kahn von dem Wasser beständig angedrückt wurde. Allgemach aber wandte sich die Landstraße so, daß das Wasser fast schnurgrade in derselben Richtung dahinströmte. Auch mußte das Wasser hier viel mehr Fall haben, als vorher, denn es fluthete mit sichtlich größerer Geschwindigkeit direkt in die Dorfstraße hinein. Die Ruder konnten eingelegt und brauchten nur dazu gebraucht werden, von Zeit zu Zeit die vielen Bruchstücke von Lattenzäunen, einzelnen Hausgeräthe, Balkentheile u. dgl., welche sich kreuz und quer auf dem Wasser umhertrieben, von dem Kahne abzustoßen.

Wenig mehr als eine Viertelstunde waren sie so dahingefahren, überallhin ausschauend, ob nicht Spuren lebender Wesen zu entdecken seien, als sie in größter Nähe die Häuser des Dorfes zu Gesicht bekamen.

Diese waren zweifellos vollständig verlassen und großentheils bereits der voraussichtlich sehr rasch vor sich gegangenen Zerstörung anheimgefallen. Das Erdgeschoß verschwand ganz in dem wogenden See; das obere Stockwerk hing auf die gegen den Strom anstehende Seite zum völligen Einsturz gründlich vorbereitet hernieder. Man konnte nichts besseres thun, als sich aus solcher Nachbarschaft, die leicht gefährlich werden konnte, möglichst schnell davon zu machen.

Die Häuser von Unterwaltersdorf standen weit auseinander. Die einen dicht an der Straße und mit dieser auf gleichem Niveau, die andern mehr oder weniger seitlich abgelegen und auf Anhöhen, zu denen man auf kleinen in Stein nothdürftig eingehauenen Stufen hinaufstieg.

Für die unmittelbar an und auf der Straße stehenden Hütten — Häuser konnte man grade sie am wenigsten nennen — war sicherlich alles verloren. Aus den einstöckigen, welche nur hie und da noch einen Dachsparren aus dem Wasser herausreckten, war auch nichts mehr zu retten, aber weiter hinein ins Dorf, wo die Landstraße nicht mehr zwischen den geringen, aber immerhin vor dem Ansturm des Hochwassers bequemen Schutz gewährenden Bodenerhebungen dahinging, sondern rings um sie her Flachland war, dort konnte das Wasser zwar noch nicht so hoch stehen als hier, aber dort mußte die Gefahr der Verunglückung für die Bewohner eine sehr viel größere sein und ihnen konnte man vielleicht noch Hülfe bringen.

„Dort — dort sind Menschen," rief einer der Irrenhauswärter, „dort in dem massiven Hause auf der Höhe — es ist das Schulhaus. Da hat sich wieder ein ganzer Haufen hingeflüchtet."

Das Schulhaus war wie die Fabrik über und über voll von Leuten.

Als das Boot dicht dabei war, nahm der Arzt ein Sprachrohr hervor und rief hinauf:

„Wir kommen, um zu helfen, braucht ihr Hülfe?"

Es entstand eine gewaltige Bewegung unter den Leuten, die theilweise aus dem Hause heraus auf den Gipfel des Hügels, den es krönte, traten und sich in ziemlich lebhaftem Meinungszwiespalt, wie es schien, mit einander unterhielten und stritten. Auch Weiber waren darunter, einige schienen so gefaßt und ruhig, wie nur irgend einer von den Männern, andre aber weinten oder rangen in Verzweiflung die Hände und man hörte, wie sie laut aufschrieen, nun wäre alles vorbei, nun hätten sie das Letzte verloren und es wäre ganz gleich, ob sie mit ihren Männern und Kindern ertränken, — leben könnten sie ja doch nicht mehr.

Die gefaßteren Frauen und mehrere Männer gaben sich Mühe, die Verzweifelten zu beruhigen und einer von den Männern, einer mit einem langwallenden, verwilderten Vollbarte trat hervor und schickte sich an, zu denen im Boote unten zu sprechen.

„Der Schmied vom Unterdorfe," rief einer von den Leuten aus Kloster Althaus, „der hat eine Bärenstimme, passen Sie einmal auf."

Und der Schmied machte dieser Ankündigung alle Ehre:

„Wir können aushalten," donnerte er in das rastlos tobende Unwetter hinaus, „zweimal vierundzwanzig Stunden zur Noth. Wasser thut uns überhaupt nichts — aber verhungern müssen wir, wenn uns übermorgen niemand holt. Bis dahin reicht der Proviant und hoffentlich verläuft sich's Wasser bis dahin."

Der junge Doktor antwortete:

„Wollen bis übermorgen bestimmt für euch gesorgt haben. Habt Ihr aber nicht Kranke oder Schwache, die wir besser gleich mitnähmen?"

„Nein!" rief der Schmied zurück und ein paar Weiber schrieen mit: „Nein, nein, wir bleiben alle zusammen! — Nur macht, daß ihr weiter hineinkommt ins Dorf, dort steht's schlimm — wir können getrost warten bis übermorgen."

Die Männer im Boote nickten sich zu.

„Auf," rief der Arzt, „vorwärts — verlieren wir keine Minute."

„Ja, vorwärts," rief auch Fritz Lauter, „aber wollen wir nicht wenigstens den verzweifelten unter den Weibern da oben einigen Trost zu spenden suchen, indem wir ihnen einige Exemplare unseres Flugblattes zurücklassen?"

„Sie haben recht — nur schnell her damit — —"

„Laßt uns einen Strick herunter, wir haben eine gedruckte Botschaft für euch," rief er wieder hinauf.

Die Leute begriffen sofort und der Strick war augenblicklich bei der Hand. Im Handumdrehen war ein kleines Päckchen der mit den Namen des Barons von Bergen-Felseck und des Herrn von Steinach unterzeichneten Flugblätter daran befestigt und hinaufgezogen.

Die unten im Boote sahen noch, als sie abstießen, daß die Leute am Schulhause und in den doppelt und dreifach besetzten Fenstern desselben sich um die Blätter ordentlich rissen, dann ging es wieder mit verdoppelter Kraft in den unzweifelhaft immer noch anschwellenden See hinaus.

Sie waren noch nicht weit fort, als sie lautes Stimmengewirr hörten vom Schulhause her, sie schauten hinauf und sahen Hände winken und Tücher schwenken und ein Hurrah tönte zu ihnen hinunter — das Flugblatt hatte seine Wirkung gethan —

neue Hoffnung und Zuversicht zog ein in die Busen der vom Schicksal soeben erst ganz zu Boden geschlagenen Menschen.

Ueber Fritz Lauters Gesicht flog ein Schimmer der Freude.

„Sie glauben noch daran,“ sagte er in einem Tone, als wäre ihm ein Stein vom Herzen genommen. „Die Namen der Herren von Bergen und Steinach thun ihre Wirkung. Hoffentlich geschieht es überall so!“

„Wo die Noth am größten ist, da klammert sich die Hoffnung an jeden Strohhalm,“ meinte der Arzt. „Wenn die Lage der Leute da oben nicht eine so total verzweifelte und das Verderben in so grausiger Gestalt an sie herangetreten wäre, wer weiß, ob sie so leicht dem Blatte Papier geglaubt hätten!“

Das Boot war in einen reißenden Strom gekommen; es befand sich an einer Stelle, wo die Dorfstraße ziemlich steil bergab ging — das Wasser mußte hier außerordentlich tief sein.

Trotzdem kamen sie nur langsam vorwärts. Es kostete harte Arbeit, sich hindurchzuarbeiten durch die Trümmermengen, welche hier auf der Oberfläche des Wassers herumtrieben und gleichzeitig die umstrickenden Aeste der kleineren Chausseebäume zu vermeiden, deren Gipfel nur eben vom Wasser bedeckt wurde,

Alle arbeiteten mit dem äußersten Aufgebot ihrer Kräfte. Plötzlich hielt Fritz Lauter inne.

„Haben Sie nichts gehört?“ fragte er den Arzt, der mit ihm auf derselben Bank saß und nicht minder eifrig ruderte und von dem Boote alle schwimmenden oder festgewurzelten Hindernisse abzuhalten suchte, als er.

„Es war mir so, als hörte ich rufen, doch habe ich keine Ahnung, aus welcher Richtung die Rufe gekommen sein mögen.“

Einer von den andern Männern setzte jetzt auch auf einen Augenblick seine Thätigkeit aus.

„Ich will einmal hinhören,“ sagte derselbe, der älteste unter den auf dem Boote befindlichen Irrenhauswärtern. „Ich sehe zwar nicht gut, höre aber um so besser.“ Er legte die eine Hand, um den Schall besser aufzufangen, an das Ohr und horchte. Auch die übrigen wurden aufmerksam — alle stellten sie einen Moment die Arbeit ein und lauschten — ihr nasser Pfad war ohnehin jetzt ein wenig freier und das Wasser hatte die Fortbewegung des Kahns wieder selbst übernommen.

Es schien, als hätte Fritz Lauter sich getäuscht — von menschlichen Lauten ließ sich nichts vernehmen, die wenigen Häuser, welche das Wasser noch verschont oder überfluthet und dem Auge entzogen hatte, sahen öde und leer aus und machten, wie sie so dastanden — Spiel und Opfer des erbarmungslos wüthenden Elements —, einen unheimlichen, schaurigen Eindruck.

Schon wollten die Männer die Ruder wieder einsetzen, da — — schrillte wirklich ein Ruf, ein erschütternder, herzzerreißender Schrei durch Sturm und Regenschauer hindurch — ein Schrei nach Hülfe.

Die Männer im Boote sprangen auf von ihren Sitzen, so — daß dieses in heftiges Schwanken gerieth; auf allen Gesichtern spiegelte sich Mitleid und Entsetzen.

„Von dorther — von dort,“ riefen der alte Wärter und Fritz Lauter zu gleicher Zeit. Der Arzt hielt seinen Krimstecher mit vor Erregung zitternder Hand vors Auge, aber er vermochte nichts zu sehen, das Unwetter war grade in diesem Augenblick gar zu arg.

Da tönte noch ein Schrei — ebenso schrill und herzzerreißend durch die Luft und diesmal nicht einer allein — es war, als wenn die eine Stimme sekundirt würde von einer zweiten und dritten — —

Jetzt griff alles zu den Rudern — —

„Dort hinüber, ihr Männer,“ rief Fritz Lauter, „zwischen den zwei hohen Bäumen müssen wir hindurch — da hinter dem Laub hervor sehe ich die Ecke eines Giebels, das ist das Haus, von dem die Schreie zu uns herüberschallen — drauf und dran —“

Ein paar Minuten lang sprach keiner mehr ein Wort, alle arbeiteten auf Tod nnd Leben — mit stierem Blick und bleichen Gesichtern — — als sie zwischen den beiden großen Bäumen waren, wurden die Ruder unbrauchbar — sie verwickelten sich bei jedem Schlage in die Aeste — es blieb nichts übrig, als das Boot vorwärts zu ziehen, die Ruder als Haken gebrauchend und mit deren Griffende von Ast zu Ast sich weiterschleppend. — Sie hatte kaum fünf Minuten gedauert — die mehrere hundert Schritt weite, wider Strömung und Wind ankämpfende Fahrt von der Dorfstraße rechts hinüber, und doch erschien es allen, als wären sie verzweifelt langsam nur vom Platze gekommen, als hätte es eine Ewigkeit gedauert, — endlich, endlich wehrte der mächtige Baumschlag nicht mehr den mit ängstlicher Spannung ausspähenden Blicken — —

„Um Gotteswillen, rasch, ihr Leute!“ schrie der Arzt.

Er hatte recht, es stand für eine ganze Familie verzweifelter, halbtodt geängstigter Menschen das Höchste auf dem Spiele.

„Hülfe kommt!“ schrie Fritz Lauter mit auf das gewaltsamste angestrengter, weithinschallender Stimme. „Haltet fest alle — jedes wird gerettet.“

Wieder tönten helle Schreie von dem Dache des kleinen Hauses her, das auf einer ganz niederen Anhöhe gelegen war, unweit von dem Ufer des grade hier sich dem Dorfe am meisten nähernden, in weiten Schlangenwindungen an demselben vorüberziehenden Perleflusses. Diesmal jedoch klangen sie wie Jubelschreie — diese gellenden Töne aus gequälter Menschenbrust — sie kam, ja, sie kam wirklich — die, eine furchtbar lange, mit Todesschauern erfüllte Stunde hindurch, mit allen Fibern des trotz Noth und Elend wie mit eisernen Ketten am Leben hängenden Herzens herbeigesehnte, herbeigeschrieene Rettung, die so entsetzlich lange ohne eine Spur von Antwort auf die lautesten Jammerrufe ausgeblieben war, — die Rettung — — —

Es war eine Familie von fünf Menschen, die auf dem schrägen, morschen, regendurchweichten Schindeldache hing und jeden Augenblick von den das Balkenwerk der altersschwachen Hütte schüttelnden und rüttelnden Fluthen fortgespült zu werden gefaßt sein mußte — ein älterer Mann und eine ältere Frau — beide mit grauen Haaren und nothgefurchten Gesichtszügen, ein junges, wohl achtzehnjähriges Mädchen und zwei Kinder — das jüngste nicht mehr als vier Jahre alt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rathhaus der prager Judenstadt. (Bild S. 544.) Die meisten Geschichtsschreiber haben ein schlechtes Gedächtniß für die furchtbare Leidensgeschichte der Juden im Mittelalter, und doch ist sie ein so ungeheures Trauerspiel, daß alles, was wir vom Martyrium der Christen unter den Heiden wissen, dagegen wie ein Kinderspiel erscheint. Wenn es eine Stufenleiter der Leiden gibt, so hat Israel die höchste Staffel erstiegen; wenn die Dauer der Schmerzen und die Geduld, mit welcher sie ertragen worden, adeln, so nehmen es die Juden mit den Hochgeborenen aller Länder auf; wenn eine Literatur reich genannt wird, die wenige klassische Trauerspiele besitzt, welcher Platz gebührt dann einer Tragödie, die anderthalb Jahrtausende währt, gedichtet und dargestellt von den Helden selber? Die einzelnen Szenen dieser wirklich erlebten Tragödie, die sich in Spanien unter der Regie der Inquisition, oder in Frankreich und Deutschland, mit Zuhülfenahme der Straßenräuber, die man Ritter nennt, begeben haben, können wir selbstverständlich nicht schildern, sondern müssen uns, um nicht aus dem Rahmen unseres Bildes zu treten, auf die Leidensgeschichte der prager Juden beschränken. — Die Juden Böhmens repräsentiren eines der ältesten Elemente der Bevölkerung. Wahrscheinlich kamen sie mit den Römern an die Donau, und infolge ihres ausgesprochenen Handelstriebes auch an die Elbe und Moldau. Schriftliche Aufzeichnungen über die Jahreszahl der Einwanderung existiren nicht. Die erste Urkunde über die Ansässigkeit der Juden in Böhmen datirt aus der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, worin ihnen die slavischen Einwanderer (Czechen), die vielleicht schon seit den Zeiten der Bojer und Markomannen bestehende Gemeindeverfassung gewährleisten. Auch die späteren Regenten aus dem Hause der Przemysliden tasteten die Vorrechte der prager Judengemeinde nicht an, sodaß sie gewissermaßen einen Staat im Staate bildete, der außerhalb der Landesgesetze stand und lediglich von jüdischen Rechtsanschauungen geleitet wurde. So regierte das Aeltestenkollegium von Prag aus sämmtliche Juden Böhmens, bis die Kreuzzüge dieser Autonomie ein schreckliches Ende bereiteten. Einige fahrende Ritter aus Deutschland, die mit ihrer Zeit nichts Besseres anzufangen wußten, als sie auf einem Pilgerzug nach Jerusalem todtzuschlagen, fingen im Jahre 1096 auf ihrer Kriegsfahrt durch Prag Händel mit den Juden an. Vom einheimischen Pöbel unterstützt, artete der Zank in eine mehrtägige Metzelei aus, welche die Massenauswanderung der Juden nach Schlesien und Polen zur Folge hatte. Der blutdürstige Instinkt der Czechen war entfesselt und führte, vom religiösen Fanatismus gestachelt, im Jahre 1290 zu neuen Greuelszenen. Der Judenhaß wurde fortan von den weltlichen und geistlichen Behörden als unversiegliche Einnahmequelle betrachtet. So oft der flotte Luxemburger, König Johann von Böhmen, in Geldverlegenheit war, trug er gar kein Bedenken, solche Judenhetzen zu organisiren, um sich seinen „Schutz“ so theuer wie möglich bezahlen zu lassen. Ein sehr beliebtes Verfahren damaliger Zeit bestand darin, daß die christlichen Priester Meßgewänder und Altargefäße bei Juden versetzten und dann eine Judenhetze in Szene setzten, während welcher die versetzten Gegenstände ohne Untersuchung weggenommen und der Kirche unentgeltlich wieder zugestellt wurden. In der Zeit des „Schwarzen Todes“, jener

grauenvollen Pest, die im J. 1348 in Europa so gewaltige Verheerungen anrichtete, entstand das Märchen der Brunnenvergiftung durch die Juden und kostete allenthalben, also auch in Prag, tausenden und abertausenden Juden das Leben. Als wäre es an dem Elend noch nicht genug gewesen, mußte auch noch der epidemische Wahnsinn der Flagellanten (Geißler) dazu kommen, die durch die fast entvölkerten Städte und Dörfer zogen und ihren Wahnsinn besonders an den Juden kühlten, unter dem Vorgeben, daß diese den Knaben das Blut abzapften, um es zum Passah (Osterfest) aufzubewahren. Die Folter erpreßte den Juden auch dieses Geständniß des größten Unsinns und als Abschluß prasselte der Scheiterhaufen mit den schmorenden Opfern auf —

„ein falber Widerschein der Hölle,
daß die Wege sichtbar werden,
die der Teufel geht auf Erden."

So ging es durch die verschiedenen Dynastien, welche Böhmen mit ihren Regierungskünsten beglückten, bis auf die Habsburger. Auch unter diesen frommen Purpurträgern war die rechtliche Stellung der prager Juden keine sonderlich günstige. Der erste böhmische König aus dem Hause Habsburg, Ferdinand I., erneuerte zwar den Schutzbrief des Kaisers Karl IV., befahl aber den Juden, ein gelbes Abzeichen an den Kleidern zu tragen, wie es zum Zeichen der Entehrung die Henker und ihre Angehörigen in rother Farbe trugen. Dieses Erkennungszeichen, welches die Spottlust, wo nicht noch schlimmeres, der lieben Straßenjugend wachrief, trugen die Knechte des heiligen römischen Reiches, wie man offiziell die Juden nannte, vom Jahre 1551 bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, zu welcher Zeit es Kaiser Joseph II. abschaffte. Der schwerste Schlag, welchen die prager Judenschaft je erlitten, ward ihr im Jahre 1745 von der Kaiserin Maria Theresia versetzt. Im genannten Jahre wurden alle Juden aus Prag ausgewiesen, weil sie den Einbruch der Feinde, der mit dem bayerischen Kurfürsten verbündeten Franzosen, befördert haben sollten. Erst nach Jahresfrist erhielten sie die Erlaubniß, zurückzukehren, und wurden an den Thoren — natürlich zu gunsten der Steuerschraube — mit Familiennamen beglückt. Die in Gnaden Aufgenommenen wurden streng in die Judenstadt an der Moldau gebannt; die Grenzen derselben gegen die christlichen Stadttheile waren bis zum Jahr 1848 durch quer über die Gasse gezogene Drähte bezeichnet. In dieser Sturm- und Drangperiode sind auch diese letzten Schranken gefallen. Die altehrwürdige Judenstadt mit ihrer blutigen Vergangenheit hat zu existiren aufgehört, denn sie wurde auf den Namen ihres Wohlthäters, des reformfreundlichen Kaisers Josef II. getauft. Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, daß die trotz aller Verfolgungen reichgewordenen und jetzt auch mit den Christen gleichberechtigten Juden die schönsten Straßen Prags bewohnen, während der fanatische Mob, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, in den schmutzigen und dunkeln Gäßchen der ehemaligen Juden-, jetzt Josefstadt haust? — Dort, inmitten der Schlupfwinkel des Elends und Lasters, steht auch das jüdische Rathhaus. Der Unterbau wurde zu Ende des 16. Jahrhunderts auf Kosten des jüdischen Kaufmanns Mordechai Meisl aufgeführt. Das Thürmchen auf dem Rathhause datirt aus einer spätern Zeit und hat, wie die weltberühmte Altneuschule und der in der Nähe derselben liegende uralte Friedhof, eine interessante Entstehungsgeschichte. Im Jahre 1648 nahmen auch die prager Juden, die bis dahin gegen Erlag der Kopfsteuer von jeder militärischen Dienstleistung befreit waren, regen Antheil an der Vertheidigung der Altstadt Prags gegen die von der Kleinseite (rechtes Moldauufer) anstürmenden Schweden. In Anerkennung der bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste erhielt die Judengemeinde die Erlaubniß, ihr Rathhaus mit einem Glockenthurme zieren zu dürfen. Zum Andenken an den Ursprung des Thurmes befindet sich in dem an dessen Giebel angebrachten Siegel Salomos der Schwedenhut. Im Jahre 1754 brannte das Rathhaus ab und wurde im nächstfolgenden Jahre in der Weise umgebaut, wie es unser Bild darstellt. Seit dem Anschluß der Judenstadt an die christlichen Stadttheile (1849) dienen die Räume des ehemaligen Rathhauses dem Synagogenvorstand als Kanzlei. — Wir dürfen wohl überzeugt sein, daß sich die Gräuel des Mittelalters nicht wiederholen, und daß auch die Kindereien der neuesten christlich-germanischen Judenhatz die baldige Abstreifung alles Glaubenszwistes wie aller Verfolgungsgelüste, gleichviel ob jüdischen oder christlichen Ursprungs, nicht verhindern wird. Dr. M. T.

Weißwurmfang an der Elbe. (Bild S. 545.) Es war an einem prachtvollen Augustabend, als ich in Gesellschaft einiger Freunde nach einer Tour durch die herrlichen Thäler, durch wilde, romantische Schluchten und über die felsigen Höhen der sächsischen Schweiz in dem Städtchen Schandau eintraf. Als wir uns durch einen Imbiß gestärkt hatten und Miene machten, unser Lager aufzusuchen, um uns von der anstrengenden Tagespartie zu erholen, meinte unser freundlicher Wirth, der wie so viele Bewohner Schandaus, auf den Namen Hering hörte, haben denn die Herren nicht noch Lust, einem interessanten Schauspiel beizuwohnen? Gestern Abend hat sich nämlich zum ersten male in größeren Mengen der Weißwurm gezeigt, und ich müßte mich sehr irren, wenn der Fang heute nicht ein recht reichlicher werden sollte. Obgleich wir absolut keine Ahnung hatten, welche der vielen Thierspezien mit obigem Namen belegt wird, so erklärten wir uns doch gerne bereit, dem Fange beizuwohnen und einige Augenblicke darauf befanden wir uns unter der Führung unseres Wirthes unterwegs nach den Ufern der Elbe zu. Außerhalb der Stadt, stromaufwärts angelangt, erblickten wir dicht am Flusse eine ganze Reihe mächtig lodernder Feuer, um die immer mehrere Menschen geschäftig herumhantirten. Es war ein prachtvoller Anblick. Dicht neben uns die silbern blinkende Elbe, in deren Fluthen der Vollmond sein weißes Licht spiegelte, im Hintergrunde die dunklen bewaldeten Höhen, deren Konturen scharf gegen den sternübersäeten Himmel abstachen; dazu die dunkelrothen qualmenden Feuer, um welche menschliche Wesen koboldartig herumhuschten, — wahrlich es war ein fesselndes Schauspiel. Wir waren unterdeß bei dem ersten Feuer angelangt. Rund um dieses herum sahen wir weiße Leinwandtücher ausgebreitet. Myriaden weißer geflügelter Insekten umschwärmten die Flammen, und unzählige derselben fanden den Feuertod. Die herumliegenden Leinentücher waren bereits einen Zoll hoch mit ihnen bedeckt und immer noch stürzten sich neue Schaaren, unwiderstehlich von dem hellen Scheine angezogen, in den leuchtenden Tod, und bedeckten herabfallend ringsum den Boden. Es war, als ob wir im dichten Schneegestöber standen, und ganz nahe dem Feuer wagte man nicht zu athmen, da mit der eingeholten Luft die Insekten in Mund und Nase gelangten. Das war also der Weißwurm, von dem unser Wirth erzählt hatte, den wir jetzt als die Eintagsfliege, Hafte ((Ephemeridae) erkannt hatten. Ganze Körbe voll wurden an diesem Abend gesammelt, und nach der Berechnung unseres Führers mußten die Leute ein gutes Geschäft gemacht haben, denn nach seiner Angabe wird für den Liter der getrockneten Insekten 50 Pfennige gezahlt; und gar mancher Liter wurde in den zwei Stunden des Fanges — von 8—10 Uhr — gesammelt. Die getrockneten Hafte dienen, mit Lehm zusammengeknetet, als Fischköder, hauptsächlich werden dieselben indeß benutzt, um gefangenen insektenfressenden Vögeln wie auch Fischen und Amphibien an Stelle von Ameiseneiern zur Nahrung zu dienen. Als wir uns auf den Heimweg begaben, zeigte unser Wirth uns noch ein hübsches Experiment; er zündete nämlich ein mitgebrachtes Lichtstümpchen an und hielt es einen Augenblick ruhig hin. Obgleich die Hafte sich lange nicht mehr in dem Maße zeigten, wie vorher, so war doch noch die Schaar der sich in die Flammen stürzenden Insekten so groß, daß das Licht verlöschte. Unserm Wirth sprachen wir unsern Dank aus, daß er uns die Gelegenheit geboten hatte, dem Fang des Weißwurmes beizuwohnen. — Die Hafte oder Eintagsfliegen sind Insekten von 10—12 Millimeter Länge; der schlanke walzenförmige Körper der mit 3 ebenso langen Schwanzborsten versehen ist, wird von zwei Paar verschieden großen gelblichweißen Flügeln getragen. Sie führen ihren Namen mit Recht, denn sie leben nur etwa 24 Stunden und das Wort des Dichters von Hunger und Liebe als des Lebens treibendes Motiv hat auf die Hafte nur zum Theil Anwendung. Während ihres kurzen Seins enthalten sie sich aller Nahrung — die zum Beißen bestimmten Mundtheile sind ganz unentwickelt — und Zweck des Lebens ist bei ihnen nur die Liebe, die Fortpflanzung. Die Eintagsfliegen entsteigen dem fließenden Wasser. Hierhinein streut das Weibchen ihre Eier, aus denen in nicht langer Zeit die Larven entstehen. Diese leben etwa ein Jahr lang im Wasser und im Uferland, in welchem sie sich kleine Höhlen hineinarbeiten und nähren sich räuberisch von allem, was die Wasserfauna geeignetes bietet. Mitte August und zwar meistens zur selben Zeit streift das Insekt die Fülle der Larve ab und verwandelt sich aus einem Bewohner des feuchten Elements in einen Bewohner der Luft. Große Massen indeß ertrinken bei diesem Wechsel und das Wasser ist häufig von ihren Leichen ganz weiß gefärbt. Das dem Wasser entstiegene Insekt ist mit einer feinen Haut bedeckt, welche es noch einmal abstreift, eine Erscheinung, wie man sie sonst nicht weiter in der an Arten so reichen Insektensippe beobachtet hat. Sogar von den so dünnen Flügelchen löst sich bei dieser Methamorphose eine Haut ab. Die zurückbleibende bisherige Hülle des Insekts bleibt an dem Gegenstande, an welchem die Umwandlung geschah, haften — und daher soll der Name des Insektes, Hafte, entstanden sein. In Krain werden die Hafte gefangen und als Dünger benutzt. An der Theiß nennt man sie Theißblüthe. Auch die Fischer an der Seine und Marne benutzen sie zum Fischköder und nennen sie „Manna." Recht hübsch schildert ein Naturforscher eine Beobachtung von Haftschwärmen. „Die Myriaden Hafte," erzählt er, „welche die Luft über dem Strome des Flusses und auf dem Ufer, wo ich stand, anfüllten, können weder ausgesprochen, noch gedacht werden. Wenn der Schnee in den größten und dichtesten Flocken fällt, so ist die Luft nicht so voll von denselben, als sie hier von Haften war. Kaum stand ich einige Minuten auf einer Stufe, als die Stelle mit einer Schicht derselben von 2—4 Zoll in der Dicke bedeckt wurde. Neben der untersten Stufe war eine Wasserfläche von 5—6 Fuß nach allen Seiten hin gänzlich und dicht von ihnen zugedeckt und was der Strom weg trieb, wurde unaufhörlich ersetzt. Mehreremale war ich gezwungen, meine Stelle zu verlassen, weil ich den Schauer von Haften nicht ertragen konnte, der, nicht so beständig in schiefer Richtung wie ein Regenschauer einfallend, immer und auf eine sehr unangenehme Weise von allen Seiten mir in das Gesicht schlug; Augen, Mund und Nase waren voll davon. Bei dieser Gelegenheit die Fackel zu tragen, war eben kein angenehmes Geschäft. Die Kleider des Mannes, der sie trug, waren in wenig Augenblicken von diesen Fliegen bedeckt, gleichsam überschneit. Gegen 10 Uhr war dieses interessante Schauspiel zu Ende. Einige Nächte darauf erneuerte es sich, allein die Fliegen zeigten sich nicht mehr in derselben Menge. Die Fischer nehmen nur drei aufeinander folgende Nächte für den Fall des „Manna" an, doch erscheinen einzelne Fliegen sowohl vor als nach denselben. Wie immer auch die Temperatur

der Atmosphäre beschaffen sein möge, kalt oder heiß, diese Thiere schwärmen unveränderlich um dieselbe Stunde des Abends, das heißt zwischen ein viertel und ein halb nach acht Uhr; gegen neun Uhr beginnen sie die Luft zu erfüllen, in der folgenden halben Stunde ist ihre Anzahl am größten, und um zehn Uhr sind kaum einige mehr zu sehen, so daß in weniger als zwei Stunden dieses ungeheure Fliegenmeer aus dem Flusse, der sie zur Welt bringt, hervorgeht, die Luft erfüllt, sein bestimmtes Werk verrichtet und — verschwindet. Eine große Anzahl fällt ins Wasser, den Fischen zum reichlichen Male, den Fischern zum glücklichen Fange." Hervorgehoben muß noch werden, daß die Zahl der Männchen der Hafte eine bei weitem größere ist, als die der Weibchen. Die wenigen Lebensstunden, welche diesen Thieren von der Natur gegeben, vergehen denselben in Lust und Freude. Unbekannt mit dem Triebe nach Nahrung, bleibt ihnen gleichfalls der Kampf zur Erwerbung der Nahrungsmittel fremd. Trunken vor Wonne sieht man sie die wenigen Stunden zwischen Werden und Vergehen dahinleben. Ein Bild des Glücks, wie es von wenigen Erscheinungen der Lebewesen gezeigt wird. H. Schl.

Gräberstadt in Golkonda. (Schluß.) Burton bedauert, daß von diesen Gemächern noch keine Photographien abgenommen sind. Treppen, die kaum zu begehen sind, führen hinab zu den Gräbern in einer aus Gewölben aufgebauten, mit Nischen versehenen Gruft. Unter dunklem, schwerem Grünstein ruht die Leiche. Der Grabdeckel ist länglich und aus sechs oder acht sich verjüngenden Platten zusammengesetzt; der oberste Stein ist bald flach, bald gewölbt; auf seinen Seiten sind Inschriften in Naskh — oder Nastalik — altkoranischen Schriftzügen eingemeißelt. Die Absätze der Grabdeckel sind mit Thierklauen und Urnen vielfach verziert, aber diese Verzierungen auch vielfach beschädigt. Wo einst meilenweit und breit nur der Schrei eines Raubvogels oder das Geheul der Schakals die Gräberstille unterbrach, pfeift jetzt die Lokomotive auf den länderverbindenden Schienen. Die Eisenbahn zieht am Fuße des Hügels, auf welchem Golkonda erbaut ist, nördlich weiter über Sikandarabad nach Trimalgadi und Trimulgherry, lauter Zwingburgen, von denen aus das britische Krämervolk die alten Blutsauger Indiens mit der eisernen Elle im Zaume hält. Die englische Eroberung, welche dem indischen Volke nicht viel Rechte einräumt, aber auch nicht viel Pflichten ausbürdet, ist erträglicher, wie ihre Vorgängerinnen, was freilich in dem jochgewohnten Indien blutwenig besagen will. Die Regierungsweise der Engländer hat aber in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen, weil sie uns zum ersten male den Beweis liefert, daß eine handvoll freier Männer hundert millionen stumpfer Sklaven im Zaume zu halten vermag. Leider haben auch die Engländer, wie wir schon eingangs erwähnten, den Weichselzopf des Kastengeistes nur halb abgeschnitten, indem sie neben ihrer Verwaltung den sehr kostspieligen Hofstaat der eingebornen Fürsten bestehen ließen. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß der Kaiser von Delhi, der Nizam von Haidarabad, der Gaikowar von Baroda, die Emire von Nepal, Buthan, Dekhan, und wie sonst noch der Rattenkönig von indischen Landesvätern heißt, Pensionäre von England sind und außerdem noch auf eigne Faust dem armen Volke Steuern auferlegen, um ihrem Sport- und Haremsvergnügen zu fröhnen, sodaß trotz des wunderbar ergiebigen Bodens alle Jahre in einem andern Theile Indiens die Hungersnoth wüthet, der hunderttausende von Menschenleben zum Opfer fallen. Wir haben den Lesern der „N. W." voriges Jahr und vor zwei Jahren diese Katastrophe geschildert und die Zahl der Verhungerten nach offiziellen Quellen des Parlamentes zu London auf über eine Million angegeben. Hoffen wir, daß der Reis, die ausschließliche Nahrung von zwei Dritttheilen der Ostindier, dieses Jahr so reichlich gerathen wird, daß er uns dieser traurigen Berichterstattung überhebt. Währenddem wir dieses schreiben, telegraphirt man von Indien nach London: „Der Monsoon bricht aus". Diese lakonische Depesche verkündet ein Ereigniß, welches zu den nützlichsten Naturerscheinungen der Welt des Ostens gezählt werden muß, denn was das Steigen des Nils für Aegypten, das bedeutet das erneuerte Wehen des Sommermonsoons für die indische Küste von Golkonda bis Kap Coromandel. Wie der Nil manchmal nicht den Normalzustand der Ueberschwemmung erreicht, so enttäuscht auch oft der große Wolkensammler, genannt der Indische Ozean, die ängstlich harrende Bevölkerung der Halbinseln und begnügt sich mit geringen Gaben wohlthätig strömenden Regens. Für dieses Jahr ist es jedenfalls ein gutes Omen, daß die seegebornen Wasserdämpfe sich dicht und frühzeitig ansammeln und mit einer gewaltigen Erschütterung der Atmosphäre beginnen. Heutzutage ist ja dieses alljährlich eintretende Phänomen nicht mehr ein Mysterium, wie in der Vorzeit, als Sindbad der Seefahrer die arabischen Gewässer durchabenteuerte, oder als der Grieche Hippalus kühnlich seine Segel dem wunderbaren Winde darbot, welcher ihn so stetig nach Muzeri, dem Hafen aller Gewürze, führte. Der Südwestmonsoon ist jetzt in seinen Ursachen und Wirkungen ebenso genau von der Wissenschaft erkannt, als die Luftschwingungen, welche eine Kirchenglocke in Bewegung setzen. Wenn die äquatorialen Gegenden der Erde mit Wasser bedeckt wären, — behauptet Dove in seiner Windtheorie — so würden die Passatwinde beständig rings rund um den Erdgürtel wehen, dem Laufe der Sonne vom Dezember bis Juni nach Norden und vom Juni bis Dezember nach Süden folgend. Aber die heißen Monate April und Mai erhitzen die Landoberfläche von Südasien derart, daß die darüber schwebende Atmosphäre sich ausdehnt und in die Höhe steigt. Dann weht die kältere Luft vom Indischen Ozean herbei, um den leer gewordenen Raum auszufüllen; nördlich vom Aequator gibt die Drehung der Erde diesem Windstrom eine westliche Ablenkung, und das Resultat ist ein langer und stetig wehender Luftstrom, welcher, mit den Wolken beladen, die aus dem weiten arabischen Meere hervordampfen, diese Massenwasserträger gegen die westlichen Landschaften Indiens hintreibt, wo dieselben gewöhnlich Anfangs Juli den Himmel weit und breit mit dichtem Gewölkschleier verhüllen. Der auf dem Himâlaya schmelzende Schnee, welcher in regelmäßigen Perioden die Kanäle des Ganges und Brahmaputra füllt, vervollständigt die Wasserzufuhr für den indischen Kontinent, welcher, wie die Sahara, eine öde Wüste sein würde, wären nicht die Wasserbehälter der Gebirge und der so wohlthätige Monsoon, mit dessen Hülfe das Land von dem Meere aus bewässert wird. Diesem Gesandten des Indra, wie er in den uralten Vedas genannt wird, verdankt auch die Gräberstadt Golkonda ihre üppige Vegetation. Dr. M. T.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Französische Hühnerzucht. Wie „Der Geflügelzüchter und Hühnerfreund" (Frankfurt a/M. W. Mössinger) mittheilt, gibt es gegenwärtig in Frankreich 40 millionen Hühner, von denen in einem Jahr 100 Millionen Nachkommenschaft gezogen und von diesen 10 millionen zur anderen Zucht ausgewählt werden. Jene ursprünglichen 10 millionen Hühner legen 4 milliarden Eier im Jahr, von denen jedes mit durchschnittlich 6 Cents bezahlt wird, so daß aus der Eierproduktion ein Jahresgewinn von 240 millionen Francs (192 millionen Mark) erwächst. Aus dem Verkaufe von jungen und alten Hühnern erzielen die französischen Landwirthe mehr als 300 millionen Francs, folglich übersteigt der Jahresbetrag der französischen Hühnerzucht weit die Summe einer halben milliarde. Von der Bedeutung dieser Zahl macht man sich erst einen richtigen Begriff, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Zucht des übrigen Geflügels, der Enten, Gänse, Truthühner, Fasanen u. s. w. hier nicht mit in Betracht gezogen ist. xz.

Was eine richtige Ernährung bedeutet, zeigt folgende Mittheilung, welche ich einem Artikel der von Prof. Reclam redigirten „Gesundheit" entnahm. Der Direktor der Irrenanstalt zu Uckermünde, Herr Dr. v. Gellhorn, hat nach den von Prof. Voit in München aufgestellten Grundsätzen eine Beköstigungsweise in seiner Anstalt eingeführt, wonach die männlichen Kranken zweiter Klasse täglich 12,4 Gramm Eiweißstoffe, 71 Fette und 475,3 Kohlenhydrate enthalte. Dabei hat Herr v. Gellhorn ganz besonders Rücksicht genommen auf den meist völlig nichtgeachteten Vortheil, welche möglichst reichhaltige Abwechslung der Hauptgerichte für die Gesundheit der sie genießenden Leute darbieten. Er läßt überhaupt an Mittagsmahlzeiten nicht weniger als 36 Gerichte beständig miteinander abwechseln. Auf jedes Mittagsmahl entfallen 56,8 Gr. Eiweißstoffe, 32,2 Fette und 163 Kohlenhydrate. Das Abendessen weist neben 200 Gramm Brod und 12,5 Gr. Butter, 14 abwechselnde Gerichte auf, welche 31,7 Eiweißstoffe, 27,4 Fette und 147,8 Kohlenhydrate enthalten. So ausreichend diese Verpflegung ist, so üppig — möchte man beinahe sagen — sie erscheint, kostet sie doch pro Tag und Mann im großen und ganzen nur 67,5 Pfennig und 60 Pfennige für die Frau. Die Folgen dieser „vernunftgemäßen" Nährweise ließen nicht auf sich warten. Zunächst sank die Sterblichkeit von 8,6 Proz. 1876 auf 7,7 1877, 5,4 1878 und 79. Durch Ausscheidung der unrettbaren Todeskandidaten im Irrenhause, hauptsächlich der Gelähmten, gelangte man zu der Einsicht, daß in den erwähnten Jahren die Zahl der Gestorbenen um die Hälfte gesunken ist, nämlich von 6,4 Proz. auf genau 3 Proz. Auch auf die Heilung des Irrsinns hatte die wissenschaftlich richtige Ernährung einen auffallend günstigen Einfluß; zwar wurde nicht eine größere Zahl Irrsinniger geheilt, als zuvor, wohl aber erfolgte die Heilung im Durchschnitt rascher als vorher. Und nun denke man sich die wissenschaftlich richtige Ernährung ausgedehnt von dem Irrsinnigen auf die Gesunden alle — welch' eine Beute würde da nicht dem Tode alljährlich abgejagt werden können. xz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 47. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Curt schien nicht sonderlich erbaut von dem leichten Ton, den meine Verlegenheit und innere Unsicherheit anschlug. Aber er hielt sich streng an die Sache und erwiderte wegwerfend:

„Alles und nichts! Soziale Rangunterschiede — meinen lumpigen Adel — meine militärische Karrière — die naiven Pläne des Onkels, von denen ich ihr einmal in hellem Uebermuth erzählte — und damit ich's nicht vergesse — eine Differenz des Alters zu ihren Ungunsten!"

„Nun, so gar gleichgültige Umstände sind das wohl nicht, und ist's Ihnen nicht lieb und macht es dem Mädchen nicht Ehre, daß sie gewissenhaft ist und an die Zukunft denkt? Uebrigens — ist sie denn älter als Sie? Das hätte sich mir allerdings nicht träumen lassen — es verwelkt eben doch viel Jugendblüthe und Farbenfrische in unsern heißen Ballsälen und in denen scheint Leontine ein seltner Gast gewesen zu sein."

„Eine Lumperei — drei, vier Jahre — was weiß ich? Gerade dieser Punkt ist mir so gleichgültig, daß mich's wurmt, denken zu sollen, Leontine lege ihm Gewicht bei. Sie denkt in so vielem anders — stolzer, edler, größer — als das gewöhnliche Frauenvolk, und nun scheint es doch, daß sie mit einer alltäglichen Auffassung der Schwäche ihres Geschlechts Tribut zahlt. Aber lassen wir's gut sein; es freut mich ja trotz alledem, daß Sie Sich mit Ueberzeugung zu einer hohen Meinung von der bekennen, die zum Mittelpunkt meines Lebens geworden ist, und ich will versuchen, mich zu Ihrem Glauben an die Macht meiner Liebe, zu Ihrem Hoffen auf die Zukunft zu bekehren. Es liegt alles so nebelgrau und oft sogar nachtschwarz vor mir, daß ich den tröstlichen Schimmer eines ganz kleinen Sternchens recht nöthig brauchen kann."

Er reichte mir über den Tisch die Hand und ich drückte dieselbe in seltsamer Bewegung — es war mir ja gar nicht wohl bei alledem und wenn ich Curt auch genug kannte, um zu wissen, daß er sich durch alle Hindernisse freie Bahn hauen würde — Stürme und Kämpfe gab es im besten Falle in Hülle und Fülle. Es war mir leid um ihn — leid um das schöne Geschöpf, und ich hätte gewünscht, ihnen helfen zu können. Wenn man sich unter den Menschen und im Leben aufmerksam umgeschaut hat, wird man mißtrauisch, sobald von Liebe die Rede ist, und könnte man alle die wohlanständigen, vorschriftsmäßigen Verlöbnisse und Brautstände auf ihre wahren Motive, auf die innerste Herzensmeinung der Betheiligten und somit auf ihren wirklich sittlichen und ethischen Werth zurückführen — ich glaube, man würde erschrecken.

Hier stand ich nun einer echten, ehrlichen Liebe, dem reinen, unverfälschten Walten eines Naturgesetzes gegenüber, das mich rührte und beinahe ehrfürchtig stimmte — aber wie düster und bang lag die Zukunft vor den beiden Menschen!

Wir sprachen an jenem Abend nicht weiter über diese Herzensfrage und dann blieb sie lange, lange Wochen gänzlich unberührt. Ich sah meine schöne Hausgenossin nach wie vor und Tag für Tag am Fenster, Curt veranstaltete aber nie wieder eine Begegnung mit ihr und ich mochte begreiflicherweise eine solche nicht anregen — derartige Vertrauensbeweise müssen freiwillige sein. Curt erwähnte überhaupt Leontine mit keiner Silbe; zuweilen war mir's, als schwebe ihm ein Wort der vertraulichen Mittheilung auf der Zunge, aber er schluckte es immer wieder hinunter und schien überhaupt mit jeder verrinnenden Woche verschlossener und wortkarger zu werden. Unablässig mit einem bohrenden, hartnäckigen Gedanken beschäftigt, kam er mir fast immer zerstreut, dann wieder abgemattet bis zur Apathie vor. Zuweilen machte sich auch eine ungewohnte Reizbarkeit und Ungeduld geltend, eine aufbrausende Heftigkeit, eine wilde Erbitterung, die sich bei dem geringfügigsten Anlaß Luft machte; seine humoristische Ader schien zu einer sarkastischen geworden zu sein, die fast überreichlich floß, sodaß er zuweilen grausam erscheinen konnte. Dann war er wieder ein paar Tage lieb und gut wie nie, als wolle er jedem, den er verwundet, indirekt Abbitte thun, und eine eigenthümliche Weichheit machte ihn rührend, liebenswürdig, wie ein krankes Kind. Und krank, ernstlich krank war er unfehlbar; er verlor die Frische und Elastizität, sein Gesicht wurde bleicher und schmaler, das feine blaue Geäder an den Schläfen trat stärker hervor, der Blick der großen Augen war oft matt und glanzlos und seine Sprache selbst bekam etwas Träges und Schleppendes, etwas Mühsames und Eintöniges. Es fehlte dazwischen hinein nicht an Tagen, an denen er wirklich heiter und aufgeräumt sein konnte und ganz der alte war, aber diese Tage wurden seltner und immer seltner. Er blieb dabei der pflichttreue, gewissenhafte Soldat, der strebsame, lernbegierige junge Mann, der ein gutes Buch jeder andern Gesellschaft vorzieht, aber es war doch nicht der rechte Trieb dahinter und das Erreichte wollte ihm keine Freude mehr machen. Die Art seines Interesses an all den Fragen, mit denen er sich früher beschäftigt

hatte, war eine andere geworden; ich will nicht sagen, daß es viel stumpfer geworden war, aber es war, als müsse er sich immer erst auf diese Interessen besinnen, als müsse er sie sich mit Mühe gegenwärtig halten, damit sie ihm nicht etwa über Nacht spurlos abhanden kämen. Alles in allem war es ein niederschlagendes Schauspiel und der brave, ehrliche Jehan, der sich ja nicht die geringste Rechenschaft über die Veränderung im Wesen seines Herrn zu geben vermochte, dieselbe aber sehr wohl empfand, sah ihn manches mal kopfschüttelnd und besorgt an; sein derbes Holstengemüth war wenig dazu veranlagt, sich in Schmerzen solcher Art hineinzudenken und den Wurm zu errathen, der am Herzen seines Herrn nagte, aber seine Rathlosigkeit und Niedergeschlagenheit war unverkennbar, und wenn sie auch ihre komische Seite hatte, so war sie doch noch viel mehr rührend und machte mir den Burschen werth. Manchmal schien es mir geboten, ihm eine Andeutung zu geben, aber was hätte ich ihm sagen sollen? Und dann war ja nicht zu fürchten, daß die Ungleichheit in der Stimmung seines Herrn, unter der er ja auch zuweilen zu leiden hatte, ihn je bestimmen könnte, demselben untreu zu werden.

So schleppte sich alles träge, unentschieden und wechselvoll bis um die Mitte Juni hin — bis zur Zeit der letzten Nachtigallenlieder und der ersten Rosen. Ich saß eines Abends spät mit Curt unter der künstlichen Veranda vor dem Café, in dem wir uns gewöhnlich trafen; die Oleander leuchteten von rothen Blüthen und die breiten Leinwandflächen, welche die Veranda in ein Zelt verwandelten, bewegten sich bald gemessen und langsam hin und her, bald blähten sie sich wie Segel, um gleich darauf schlaff in die alten Falten zu fallen, bald flatterten sie unruhig unter den unregelmäßigen Stößen und Strömungen des lauen Nachtwinds. Curt brütete über den „Národny listi", ich hatte mich in die leipziger „Illustrirte" vertieft und wir übersahen es ganz, daß ein neuer Ankömmling stehen geblieben war und uns lächelnd durch sein Pincenez fixirte. Endlich warf er uns seine Mütze und seine weißen Handschuhe auf den Tisch, und als wir erstaunt aufsahen, stand Linsingen vor uns, der lebenslustige Kamerad Curts, durch den dieser einst Erkundigungen darüber einziehen ließ, ob man in Offizierskreisen wüßte, wer Leontine Lux war.

„Schau, Blenkheim, das trifft aber prächtig, ich suche dich den ganzen Tag wie eine Stecknadel und jetzt, wo ich auf dem Heimweg bin, sehe ich dich plötzlich da zwischen den Oleanderkübeln sitzen und — die Zeitung studiren, als enthielte sie deine Ernennung zum Hauptmann."

„Vor Reinisch brauchst du dich nicht zu geniren — wie viel hast du nöthig?" fragte Curt; er war so ziemlich der Banquier für seine Kameraden, denen er stets bereitwillig aushalf und denen er es ernstlich krumm nahm, wenn sie, statt zu ihm, zu einem der Offizierswucherer gingen.

„Davon vielleicht später — du bist übrigens doch ein Prachtmensch! Jetzt wollte ich dich nur davon in Kenntniß setzen, daß ich zum Oberleutnant befördert bin, unter gleichzeitiger Versetzung nach Pesth. Uebermorgen geht es fort, morgen Abend müssen wir also einen kleinen Abschied feiern und da darfst du doch nicht fehlen. Und der Herr Reinisch, ich weiß, der kommt auch, wenn ich ihn recht schön darum bitte — das soll aber einmal lustig werden und ich will alle die lieben, guten Gesichter noch einmal um mich sehen, ehe ich zu den Bassamas und Teremtetes gehe und Paprikaschoten kauen lerne."

„Blos die Kameraden vom Genie?" fragte Curt lakonisch.

„Ah, wo denkst du denn hin? was wär' denn das für eine exklusive Gesellschaft! Artillerie, Jäger, Husaren und Ulanen müssen wir doch auch ein paar Mann haben, damit es hübsch bunte Reihe gibt. Der Borkiewicz hat mich ja schon gebeten, ihm einen Platz neben dir zu geben; er hält große Stücke auf dich und bedauert es sehr, daß du ihm, wie er meint, geflissentlich ausweichst. Ich hab ihn ausgelacht — was solltest du gegen ihn haben? Er ist ja in jeder Hinsicht ein famoser Kerl und so unterhaltend — wir haben uns neulich alle vor Lachen geschüttelt, als er Anekdoten erzählte. Für dich wäre das freilich nichts gewesen — die Anekdötchen waren meist ein bissel schlüpfrig und das liebst du ja nicht, aber wenn du dabei bist, menagirt er sich schon, darauf kannst du dich verlassen."

Curt war ersichtlich unangenehm berührt. Er erwiderte mit einer gradezu befremdlichen Gereiztheit:

„Wenn's weiter nichts wäre — das nimmt man schon einmal mit in den Kauf. Aber ich mag diesen Borkiewicz nicht, er ist mir zuwider mit seiner fast kriechenden, sklavischen Liebenswürdigkeit, und wenn wir öfters zusammenkommen, gibt es schließlich noch ein Unglück. Laß mich aus dem Spiele, Linsingen — es thut nicht gut, wenn wir beiden in einem Zimmer und an einem Tisch sitzen, und der beste Menéser wird mir zur Galle."

Linsingen war im höchsten Grade betreten und sein gutmüthiges, treuherziges Gesicht trug eine wahre Bestürzung zur Schau.

„Aber, Blenkheim, das ist doch nicht erhört! So weit wirst du doch die Animosität gegen einen Kameraden nicht treiben, seinetwegen bei meinem kleinen Abschiedsfeste zu fehlen? Wenn du nicht neben ihm sitzen magst, so geb' ich dir einen Platz, der ganz weit von dem seinen entfernt ist — aber kommen mußt du. Schau, du verbitterst mir den ganzen Abend, wenn du wegbleibst, und deine Abneigung gegen Borkiewicz ist doch rein nichts als eine Grille. Nimm mir's nicht übel, aber was zu toll ist, ist zu toll."

Curt mochte fühlen, daß er zu weit gegangen war, wenn er seine Feindseligkeit nicht erklären wollte, und dazu hatte er selbstverständlich keine Lust. Er lenkte also ein und sagte ruhiger:

„Nun, meinetwegen, wenn du versprichst, mir andere Nachbarn zu geben — aber nur dir zu Liebe. Ich bringe dir ein wirkliches Opfer, von dessen Größe du keine Ahnung hast — aber sei's drum — das einemal wird's ja wohl noch gut abgehen, wenn der Mensch mich nicht etwa reizt."

„Ja, aber Blenkheim, was um aller Heiligen willen hast du denn nur gegen ihn? Du thust ja grade, als hätte er dir eine Geliebte vor der Nase weggeschnappt."

„Was ich gegen ihn habe? Nichts und alles! Aber laß es gut sein! Ich habe dir versprochen zu kommen und ich werde kommen, und hättest du selbst Seine höllische Majestät mit Hörnern und Pferdefuß zu Gaste gebeten. Was du aber da von einer weggeschnappten Geliebten fabelst, ist blanker Unsinn — Borkiewicz hat meine Pfade noch nie gekreuzt, er würde aber allerdings der Letzte sein, dem ich das verziehe und mit dem ich glimpflich auseinanderkäme — soviel ist richtig. Und nun: ‚a riverderci domani'."

Linsingen ging und Curt vertiefte sich wieder in seine Zeitung, mir aber fiel die Schlittenpartie ein und ich nahm mir vor, den Ulanen am nächsten Abend recht aufmerksam zu beobachten, um mir womöglich einen Vers auf meines jungen Freundes fast leidenschaftliche Abneigung gegen ihn machen zu können. Die von Curt angeführten Gründe erschienen mir doch nicht ausreichend zur Erklärung des Widerwillens, und war derselbe ein instinktiver, so mußte er mit elementarer Gewalt wirken, sonst hätte ihn Curt durch Verstandeserwägungen lahmgelegt. Er sprach nicht weiter über die Einladung und wir trennten uns bald darauf mit einem gleichmüthigen: ‚Auf morgen Abend also — im Engel'."

Das kleine Abschiedsfest ließ sich recht hübsch an. Linsingen hatte Curt zwischen mich und einen ihm sehr sympathischen Hauptmann gesetzt und Borkiewicz's Platz war so weit entfernt, daß sie sich beim besten Willen nicht hätten unterhalten können. Es ging zudem so laut und lustig zu, daß man oft Mühe hatte, seinen Nachbar zu verstehen, und der Pole machte auch gar keine Miene, sich Curt zu nähern, sondern scherzte in einemfort mit seinem Nachbar, einem jungen Dragoneroffizier, der erst seit einigen Wochen in Prag war, mir aber gar nicht sonderlich gefiel, da er eine Blasirtheit affektirte, die durchaus nicht zu seinen Jahren stimmen wollte. Borkiewicz selber mißfiel mir nicht eigentlich; sein Gesicht war freilich weder edel noch eigentlich intelligent, und ein paar stechende schwarze Augen, die unruhig hin und her wanderten und jedem fremden Blick auszuweichen schienen, mahnten zu einer gewissen Vorsicht; ich liebe die Leute nicht, die sich nicht in die Augen sehen lassen. Aber er war entschieden eine martialische Erscheinung und seine Manieren hatten etwas äußerst Gefälliges, Schmiegsames und Zuvorkommendes; er war die Aufmerksamkeit selbst, und wenn diese Aufmerksamkeit auch etwas Devotes hatte, etwas Unterwürfiges und Uebertriebenes, so war das eben eine Rasseneigenthümlichkeit, für die er nicht konnte und die das Urtheil über ihn und seinen Charakter nicht beeinflussen durfte. Für Curt schien er einfach nicht anwesend zu sein — dieser hatte ein ganz besonderes Talent, jemanden zu ignoriren und zwar in der unauffälligsten Weise von der Welt. An jenem Abend war er auch ungewöhnlich gesprächig und heiter, ich hatte ihn seit Wochen und Monaten nicht mehr so gesehen und mußte unwillkürlich denken: ‚Nun sieh' einmal: da hast du dich nun gegen die Einladung gesträubt, als müßte dir dieser Abend die peinlichsten Eindrücke bringen, und

jetzt unterhältst du dich ganz vortrefflich und bist fast aufgeräumt'."

Es war schon recht spät, die feurigen Ungarweine hatten ihre Schuldigkeit gethan, die Wangen glühten und die Augen blitzten, die Unterhaltung fing an, in Lärm auszuarten und die ganze Gesellschaft hatte sich in kleine Gruppen aufgelöst, von denen eine größere Palermo spielte; ein Jäger aus Steiermark hatte sich an das Piano gesetzt und gab heimische Jodler zum besten und in den Pausen wurde bald auf der, bald auf jener Seite ein schwungvolles magyarisches oder ein melancholisches böhmisches oder polnisches Lied angestimmt und andere Stimmen fielen gelegentlich ein. Man hatte es sich bequem gemacht und die Uniformen aufgeknöpft und die Halsbinden gelockert, die Fenster waren aufgerissen worden, um dem dichten Tabaksrauch, der wie eine Wolke über den erhitzten Köpfen lagerte, Abzug zu gewähren und beim Anstoßen passirte es häufiger und häufiger, daß ein Glas klirrend in Scherben ging. Nur Curt und sein Nachbar von der Artillerie setzten in einer Ecke, unbekümmert um den wirren Lärm umher, ihr Gespräch fort und warfen nur ab und zu einen flüchtigen und theilnahmlosen Blick auf die stetig wechselnden Gruppen oder lauschten einige Augenblicke einer ihre Aufmerksamkeit erregenden Melodie. Plötzlich sah ich, wie Borkiewicz und der Dragoner, die bisher im Zimmer auf und ab und von einer Gruppe zur andern gegangen waren, bei der einen längere, bei der andern kürzere Zeit verweilend, sich in nächster Nähe Curt's an einem eben frei werdenden Tischchen niederließen, ohne daß Curt, der ihnen den Rücken zukehrte, es bemerken konnte. Unwillkürlich trat ich in die Nähe, lehnte mich an eine Säule und rauchte meine Cigarre — nie in meinem Leben habe ich deutlicher und unabweislicher das Vorgefühl einer Katastrophe gehabt. Sie sollte nicht ausbleiben.

Plötzlich brach der Ulan in ein konvulsivisches Gelächter aus, das wohl nicht ganz echt und natürlich war — er konnte sich, schien es, gar nicht wieder beruhigen, jeder seiner Versuche, zum ruhigen Unterhaltungston zurückzukehren, ging in einem neuen Anfall ausgelassenster Heiterkeit unter, sodaß der Artillerist, dessen ernstes wettergebräuntes Gesicht sich zu einem leichten Lächeln verzogen hatte, fragte: „Ja Borkiewicz, was hast du denn eigentlich? So habe ich dich in meinem ganzen Leben noch nicht lachen hören — es muß ja ein ganz kapitaler Spaß gewesen sein, der dir da erzählt worden ist."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

Von **Rothberg-Lindener.**

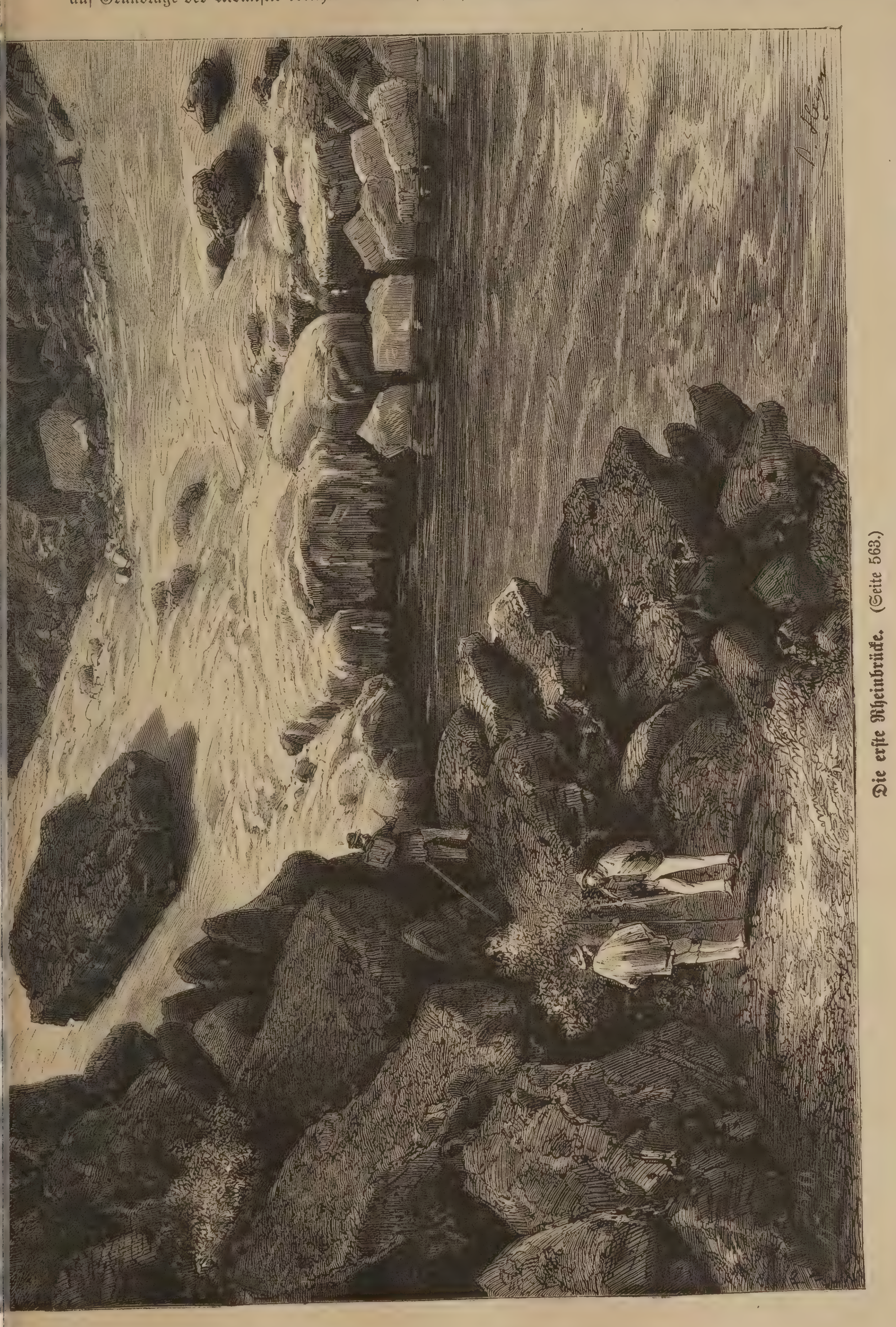
(Fortsetzung.)

Die Gravitationstheorie von Dellingshausen haben wir uns bis jetzt vorbehalten, obgleich sie auf frühere Veröffentlichungen hin schon von Isenkrahe mit den andern kritisirt wurde. Aber Dellingshausen hat darauf, wie schon oben erwähnt wurde, mit ausführlicher Erwiderung und weiteren Ausführungen seiner Ansichten geantwortet, sodaß wir uns wegen seiner Theorie am besten an diese letzte Publikation halten.

Dellingshausen will sich mit der Grundlage seiner gesammten Naturanschauung und -Theorie in Gegensatz stellen zu derjenigen fast der ganzen naturforschenden Welt, indem er die Lehre vom Zusammengesetztsein der Materie aus Atomen durchaus verwirft, dagegen eine kontinuirliche Erfüllung des Raumes mit unterschiedloser Materie zur Voraussetzung nimmt. Er formulirt seine Grundsätze selbst dahin: „Die Materie ist kontinuirlich; und die alleinige Ursache aller Naturerscheinungen ist die Bewegung." Er meint, daß daraus ohne irgend welche weiteren Voraussetzungen sämmtliche Naturerscheinungen erklärt werden können; wir werden beiläufig beobachten, ob das wirklich so ausnahmlos der Fall ist. — Da auch Dellingshausen ohne Theilung seiner gleichartigen Materie nicht vorwärts kommt (die rein äußerliche Trennung der Materie in Körper und deren sichtbare Verschiedenheiten verlangen das schon), stellt er sich die Sonderung in „Urpartikeln" (das ist Dellingshausens Ausdruck nicht, sondern hier nur gebraucht, um dem Verständniß entgegenzukommen, da Dellingshausen keine Moleküle anerkannt, und soll das bedeuten, was als selbstständige Existenz, mit von der Zeit unabhängigen Eigenschaften, alle besonderen Naturvorgänge überdauert) als in gewissen einheitlichen Bewegungsquantitäten bestehend, vor. Er gebrauchte früher für diese Einheiten das Wort „Vibrationsatom", will es aber jetzt zur Vermeidung von Mißverständnissen ersetzen durch die „gleichlautenden Ausdrücke: stehende Wellen, oder stehende Wärmewellen"; an anderer Stelle findet er auch den Ausdruck „Wirbelatome" gut. Jedes dieser materiellen Urpartikeln bildet nach ihm ein dauerndes System von Bewegung, welches nach allen Seiten fortschreitende Wellen ausstrahlt. Da aber auch von allen Seiten solche fortschreitende Wellen auf den angenommenen ersten Punkt herkommen, so müssen stehende Wellen entstehen, die durch relativ ruhige Knotenflächen von einander getrennt sind. Wie bei den bekannten chladni'schen Klangfiguren eine metallne Scheibe durch relativ ruhende Knotenlinien in schwingende Einzeltheile zerlegt wird, so kann man sich durch Ausdehnung dieser Betrachtung auf die dritte Dimension ein Bild der dellingshausenschen „stehenden Wellen" machen, deren Inhalt sich in lebhafter Oszillation befinden kann, während die Oberfläche ruhig ist. D. sagt darüber: „Wir müssen uns also die Körper im Innern auf die Weise vorstellen, als ob sie wie die organischen Körper aus Zellen gebildet wären, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Zellenwände nicht aus einer feinen Membran wie bei den Pflanzen, auch nicht aus Wachs, wie bei den Honigscheiben bestehen, sondern aus den die Wärmewellen von einander trennenden und geschlossenen Knotenflächen gebildet werden. Diese Zellen sind die kleinsten Theile der Körper." — Diese Vorstellung ist bei näherem Zusehen und Ueberlegen durchaus nicht so einfach, als ihr Urheber sie hinstellt. Ohne Zögern werden wir ihm die Berechtigung zugestehen, sich dem allgemeinen Konsens der Atomistiker entgegenzustellen, zumal da er deren Theorie mit zum großen Theil guten und scharfen Gründen angreift und die seinige als ein Mann von Kenntniß und Verstand vertheidigt. Er fertigt die in der That ziemlich allgemeinen Ausputzungen und Uebertreibungen der atomistischen Theorie mit verdientem Spott ab und kennzeichnet die Schwäche derselben in folgender Weise: „Die realen Objekte, d. h. die Atome und die leeren Räume, d. h. das Nichts werden gleichwerthig neben einander gestellt. Will man die verschiedenen Qualitäten der Körper erklären, so beruft man sich, da man sich nicht anders zu helfen weiß, auf die verschiedene Natur (?) der Atome. Sollen die Aggregatzustände erklärt werden, so erweisen sich die Atome erst recht als völlig untauglich, und man greift nach den molekularen, anziehenden und abstoßenden Centralkräften, ohne anzugeben, was sie sind, wie sie wirken, noch wie sie an den Atomen haften. Die Atome werden dabei nach Belieben bald als starr, bald als vollkommen elastisch vorausgesetzt; in der Chemie vereinigen sie sich nach Avogadro paarweise zu Molekülen und irren wie zwei Fliegen, die sich begatten, im leeren Raume umher; in den Kohlenstoffverbindungen hängen sie nach Kekulé wie Bienenschwärme aneinander. Die Gase sind „Mückenschwärme". Isenkrahe hat mich diesen Vergleich gelehrt. Die Atome sind polar mit positiver und negativer Elektrizität beladen und trotz ihres geringen, ein Zehnmilliontelmillimeter nicht übersteigenden Durchmessers mit mächtigen anziehenden und abstoßenden Kräften begabt; . . ." Aber es wird doch von Seiten der Atomistiker strengster Observanz, nämlich der Chemiker, nicht etwa vergessen, daß sie es im Grunde nur mit einer Hypothese zu thun haben. D. führt selbst eine Stelle aus Wurtz „Die atomistische Theorie" an, woraus das klar hervorgeht, wenn auch ebenderselbe über den Gegenstand sich an anderer Stelle überschwänglicher ausläßt, indem er sagt: „die atomistische Theorie bildet die Grundlage der modernen Ansichten über die Beschaffenheit der Materie. Wie alle richtigen Theorien, ist sie mit der Zeit groß geworden und nichts hat sie bis jetzt in ihrem Aufschwung gehemmt; wie alle fruchtbaren Ideen, ist sie selbst in den Händen ihrer Gegner ein Förderungsmittel für die Wissenschaft geworden. Die Hypothese hat heute nur noch wenige Gegner und leistet allen Angriffen derselben erfolgreichen Widerstand." — Hier thut Wurtz nur dasselbe wie Dellingshausen,

der bezüglich seiner kontinuirlichen Materie und der Wirbelatome gleichfalls seine Meinung steigert, übertreibt und mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durchzuführen sucht. Wir gehen auf diese Bewegungsatomtheorie nur darum ein, weil D. sie mit besonderer Betonung als unumgängliche Grundlage einer haltbaren Theorie der Schwere erklärt, welche letztere wir jedoch als Hauptsache hierbei im Auge behalten. Es seien daher nur einige wesentliche Stellen zur Charakterisirung von Dellinghausens eigenartiger Vorstellung der materiellen Urpartikeln der Körper angeführt. Seiner kontinuirlichen Materie wegen will D. natürlich nichts von einer verschiednen Natur der Atome wissen. Er sagt von seiner Theorie: „Sie erklärt die qualitativen Verschiedenheiten der einfachen Körper durch die verschiedene Periode ihrer inneren Bewegungen oder durch die verschiedne Schwingungsdauer ihrer Wärmevibrationen und führt die Temperatur der Körper auf die Geschwindigkeit oder Intensität dieser Bewegungen zurück; dabei beruft sie sich auf die Analogie der bekannten Thatsachen, daß die qualitativen Verschiedenheiten des Schalles und des Lichts — d. h. die Höhe und Tiefe der Töne und die Farben des Lichts — auf der Verschiedenheit der Schwingungsdauer, die quantitativen Verschiedenheiten dieser Erscheinungen aber — d. h. die Stärke des Schalles und Lichtes — auf der Intensität der sie hervorbringenden Bewegungen beruhen." Und über zusammengesetzte Körper äußert er sich: „Nach meiner Theorie werden nur diejenigen Körper als zusammengesetzt anerkannt, deren innere Bewegungen ebenfalls zusammengesetzt sind, d. h. aus gemeinsamer Wirkung der Bewegungen von verschiedener Periode hervorgehen." — Beide Ansichten sind plausibel, aber doch ebensogut nur hypothetisch, wie die atomistischen; und indem die Vertreter der letzteren die verschiednen Bewegungsperioden der einfachen Körper als Folge ihrer verschiednen Natur ansehen, können sie fast gleichlautende Erklärungen geben. — Das chemische Gesetz der festen Gewichtsverhältnisse veranlaßt Dellinghausen zuerst zu der ver=

urtheilenden Bemerkung: „Daß alle chemischen Theorien bisher auf Grundlage der Atomistik errichtet worden sind, ist kein Beweis für die Richtigkeit derselben, sondern vielmehr dagegen. Wenn in hundert Jahren fünfundzwanzig verschiedene Theorien aufgestellt werden und sich alle als unhaltbar erweisen, so muß wohl der Ausgangspunkt ein falscher sein." Er verzichtet aber durch seine bald darauf folgende Erläuterung auf Alleinberechtigung für seine Theorie: „Die Aequivalentgewichte sind mechanische Aequivalente und daher genau bestimmt. Das Gesetz der festen Gewichtsverhältnisse erklärt sich auch ohne Atome und die Atomistik ist somit nicht mehr die einzige Theorie, welche eine Ursache dafür anzugeben vermag." — Daß sie mit dem Wort „Affinität" (Verwandtschaft) nichts wirklich zu erklären vermögen, werden ihm aufrichtige Chemiker gern zugeben.



Die erste Rheinbrücke. (Seite 563.)

Ueber die Unterschiede von Körpern belehrt uns Dellinghausen noch weiter folgendermaßen: „Obgleich die Materie in allen Körpern vollkommen gleichartig ist, so unterscheiden sich doch die verschiedenen Körper durch die Geschwindigkeit ihrer innern Bewegungen und durch die Periode ihres innern Umschwungs;" sowie ferner: „... daß die sogenannte Dichtigkeit der Körper oder ihre spezifische Trägheit völlig unabhängig von der Quantität der in einem bestimmten Volumen enthaltenen Materie ist und als eine auf den inneren Bewegungen beruhende Qualität erscheint, durch welche die Körper die Fähigkeit erhalten, bei gleichem Volumen und gleicher Arbeitsleistung verschiedene Geschwindigkeiten anzunehmen."

Wir müssen dagegen geltend machen, daß die von Dellinghausen hier eingeführte „spezifische Dichtigkeit" ein ganz überflüssiger Begriff ist, der uns der Erkenntniß um kein Haar breit weiter bringt, als wenn wir das verschiedene Verhalten der Körper auf stoffliche Eigenthümlichkeiten basiren, es sind beides nichts als Namen. Das Bestreben Dellinghausens, die Naturvorgänge auf Bewegungserscheinungen zurückzuführen, ist gewiß ganz gerechtfertigt, aber es muß doch auf exakte Feststellung der wirklichen inneren oder sogenannten Molekularbewegungen

so lange Verzicht geleistet werden, als weder die Moleküle, noch die dellingshausen'schen Wirbelatome sich empirischen Beobachtungen zugänglich machen lassen. D. stützt sich hier auf mathematische Entwicklungen, aber es ist immer zu bedenken, daß durch noch so geistreiche algebraische Wendungen doch nie etwas neues herauskommen kann, wenn es nicht schon in der Voraussetzung niedergelegt war: diese aber wird auf empirische Beobachtungen hin festgestellt. Es ist dieses im Grunde ein ganz ähnliches Argument, das D. gelegentlich zur Erläuterung der Unfruchtbarkeit der sogenannten kinetischen Molekulartheorie (nicht zu verwechseln mit der mechanischen Wärmetheorie, die über allen Hypothesencharakter erhaben ist!) geltend macht. (Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Ich unterbrach mit einem tiefen Athemzuge und einem lauten Seufzer meine Worte. — „War es aber nicht immer so, wie es jetzt ist?" fragte Elisabeth. „Und wird es wohl je anders werden, wohl nicht immer so bleiben?" —

„Im Universum herrscht keine Stagnation. Und auch unter der Menschheit lebt es und regiert es — das Gesetz des Fortschrittes," antwortete ich. — „Aber die Fehler der Natur vermindern sich langsam, um Raum zu geben den bessern Mächten, der Macht der Wahrheit und des Rechts! — Noch lange Zeit wird die Thorheit ihren Schleier um die Menschheit werfen und den Blick verhüllen. Doch siegreich weht dann die Morgenluft über die Berge und verscheucht aus den Gründen den dampfenden Nebel der Nacht. — Wir, die wir wissen und nicht unter dem Banne des Selbstbetruges stehen, die wir vorangehen im Erkennen der Fehler unserer Zeit, wie Herolde einer neuen Zeit, wir mögen im Innern über die Schwächen der Gegenwart, über die Versagung unserer heutigen Wünsche nach Aufklärung aller, wohl seufzen und stöhnen, — aber sie kann uns nicht niederdrücken, und grade dieses Bewußtsein ist der Lohn für jeden Schaden, ein Lohn, der süßer ist, als alle die Wonnen eines berückenden Augenblickes!" — — Bei diesen Worten waren wir an Elisabeths Wohnung angelangt! Sie bat mich, mit hinauf zu gehen. Aber noch unter der Herrschaft der selbstgeschaffenen Erregung, schlug ich das Anerbieten aus und ging sinnend von dannen, um allein zu sein. — — — —

Theuerste Seele! Ich füge der vorstehenden Epistel noch schnell einige Bemerkungen hinzu. Du sagst in deinem mir soeben zugestellten Briefe: „Wenn du Elisabeth noch keine sichern Beweise für deine Liebe gegeben, wenn sie selbst dich zu solchen nicht ermuthigt hat, so ist die ganze Sache zum Lachen! Warum hängst du dir deinen Kopf so voll mit müßigen Einbildungen? — Warte geduldig ab, ob du in die Lage kommst, dein Geschick mit dem Elisabeths fester zu verknüpfen. Frägt man dich aus Neugierde vor der Zeit, so sage: ‚Vielleicht.' Wartet man deine Selbstentscheidung nicht ab und entzieht dir die Tochter, so sage: ‚Amen.' — Du kannst nichts versprechen, da du nichts besitzt, was eine Bürgschaft für deine Zukunft wäre. Du kannst nichts halten, ohne nicht unedel zu handeln, denn du willst doch nicht auf Zufälligkeiten deine Nummer setzen und würfeln!" — So schreibst du in deiner Art mit vollem Recht. Aber, ob ich gleich wie Argus mein süßes Geheimniß bewahre, ob ich mich gleich mit keinem Wörtchen verrathe und so thue, als wäre ich nichts weniger als Liebhaber, — so gibt es doch etwas, was ebenso bindend ist wie das Wort. Das ist die erkannte Sympathie der Seelen, die Sprache der Blicke und noch eine Menge von Dingen, die in letzter Linie mit dem Wort: moralische Verpflichtung sich zusammenfassen lassen. Ich kann nichts dafür, wenn ich einen Eindruck auf jemand hervorrufe; wenn ich aber, und wäre es selbst halb unbewußt, ein gewisses Gefallen daran empfinde und im Laufe eines größern Zeitabschnittes nichts thue, diesen Eindruck zu verwischen, und wenn dann dieser Jemand ein Frauenzimmer ist, das ja stets Heiratsgedanken hat, — dann, mein Freund, dann ist die Sache für einen Menschen unserer Art nicht zum Lachen! —

Aus dem Tagebuche.

Elisabeth hatte den Wunsch ausgesprochen, sich noch in einigen Wissenschaften und besonders in der französischen Sprache weiterzubilden. Bei der Besprechung eines dichterischen Werkes war nämlich gelegentlich der Nachtheil hervorgehoben, den ein Werk selbst in der besten Uebersetzung erleidet, und da ich mich bemühte, dieses klar zu legen, und den Anwesenden auch an Beispielen den größeren Genuß in der Lektüre des Originalwerkes begreiflich machte, so bat sie mich, ihr behülflich zu sein, in den Geist der modernen Sprachen einzudringen. — Dieser Vorsatz fand natürlich meine lebhafteste Ermunterung und seit jenem Tage trieben wir eifrigst und erfolgreich dieses Studium! — Welch' eine lernbegierige Schülerin! — — Und was für eine Schülerin! — — Sie kommt mir in meinen Belehrungen schon auf halbem Wege entgegen, sie fühlt das Richtige, auch wenn sie noch nicht das Gesetz dafür erkannt hat und interpretirt den Schriftsteller mit dem Takt, der nur einem jener Wesen eigen ist, die künstlerischen Instinkt im höchsten Grade besitzen. Auf diese Art habe ich weiter nichts zu thun, als zu kontroliren und das Maß der Ausgaben zu bestimmen. Als ich sie gestern darüber in Gegenwart der anderen lobte, sagte sie lachend: „Die Anwesenheit eines Lehrers wie du, der die Geduld als ein Erbtheil von Natur zu besitzen scheint, macht mich sicher und bewußt. Ich weiß bestimmt, daß ich ohne dich von einem Fehler in den andern stolpern würde!"

Der junge Mann, der mir vor längerer Zeit an einem Sonntag begegnete, und der Elisabeth in sein Herz geschlossen, war bei Liebers gewesen. „Er hat beim Vater um meine Hand angehalten," sagte Elisabeth zu mir. — „Und — — — ich habe zugesagt," fuhr sie launig und scherzhaft fort, indem sie von ihrem Arbeitstische zu mir heraufblickte und lächelte. „Was konnte ich wohl anderes und besseres thun, als diese gute Partie anzunehmen. Ich habe ja fast keine Aussichten bei unserem eingezogenen Leben." — — Ich lachte zwar mit, aber der Scherz that mir weh. — „Possen!" gab ich zur Antwort, „auch wenn du keine Aussichten hättest, so bleibt die beabsichtigte Partie doch immer das, was sie ist, eine verfehlte. Aber so seid ihr jungen Damen! — Ihr zählt unter euren Freiern selbst diejenigen mit, welche euch im höchsten Grade mißfallen, weil ihr einen Triumph für eure Eitelkeit darin sucht, sagen zu dürfen: ‚Um mich bewarben sich so und so viel Männer und alle, alle schlug ich aus, nur um dir Theurer ganz anzugehören!'" — Elisabeth widersprach. „Gut," sagte ich ruhig, „der junge Mann ist demnach mehr als ein Schatten von der Sonne deiner Gunst, und begierig bin ich daher zu wissen, in welchen Punkten eure Seelen so harmonisch zusammenklingen! — Du schweigst! Siehst du, wie schlimm es ist, mit Nullen zu paradiren? — Du kannst aber dieser Freierei nicht hold sein, weil sie deiner ganzen geistigen Welt widerspricht. — Und hast du je ein wirklich glückliches Paar gesehen, das in geistiger Beziehung, wenigstens in den geistigen Bestrebungen voneinander so sehr unterschieden gewesen wäre! — Wahre Liebe gründet auf Harmonie der Geister, nicht auf der bloßen Gefallsucht an Gestalt und Form. Man ergötzt sich an der Gestalt eines schönen Weibes, eines schönen Mannes wohl für Augenblicke, um aber für die Dauer im Zusammenleben immer wieder Anregung und Interesse zu finden, muß auch der geistige Rapport fruchtbarer, genußvoller sein! — Ist er es nicht, so erschlafft die Lust des Schauens und was früher so wunderbar schön erschien, kann höchstens einen sinnlichen Reiz geben. Wir brauchen nur tiefer in viele Familien zu blicken, um oft die traurigste Oede, die erschreckendste Disharmonie der Seelen zu finden und deshalb, mein liebes Kind, kannst du einfach den Freier nicht acceptiren; es sei denn, du wolltest alles über Bord werfen, was dir bisher inniges Bedürfniß war, um ein trockenes Plätzchen auf dem Lebensschiffe zu erobern."

Elisabeth wartet also auf ein erlösendes Wort aus meinem Munde. — Armes, armes Kind! — Immer wenn ich in ihrer Nähe bin und so von ungefähr mit ihr in Berührung komme, ist es mir wohl, als müßte ich ihre liebe Hand fester halten, müßte die Heißgeliebte an mich ziehen und ihr alles das zuflüstern, wovon das Herz drunten so laut plaudert — aber immer

wieder schnürt mir in solcher Situation der Gedanke an die Zukunft, dieser schrecklichste aller Gedanken, die Kehle zu und ich athme hinterdrein, wenn ich allein bin, wieder froh auf, daß ich die Glut meiner Empfindungen zum Wohle von uns beiden durch ruhige Ueberlegung zurückgehalten habe. Aber durch dieses vorige Wollen und Nichtwollen gerathe ich fortwährend in eine peinigende Stimmung und ich kann mir nicht anders helfen, als daß ich mir zurufe: „Laß die Kugel ruhig rollen, laß sie rollen!“ — In einer spießbürgerlichen Existenz gehe ich zu Grunde. Ich habe kein Zeug in mir, die vielen schlüpfrigen Gäßchen und Wege zu passiren und an jeder kleinen Straßenbiegung vor Dummköpfen Reverenz zu machen wie ein Lakai; zu betteln, wo ich das Recht habe, zu fordern; nein, ich kann mich nicht in einen jener modernen Schraubstöcke einzwängen, in denen der letzte Rest von Ehrbarkeit und Mannesmuth ausgequetscht wird. — Und eine Existenz zu finden, in der alles gewährleistet ist, — bis jetzt habe ich noch keine finden können, so eifrig ich mich auch darum bemühe. — Und gibt es solche wirklich, wenn man nicht von Geburt aus die Mittel besitzt, sich sein Bett nach Belieben zu bereiten? — Vor allem und nach allem: Resignation und ein weises Sichbescheiden in die Natur der Dinge, aber nicht jenes Sichbescheiden, das mit der Verzichtleistung auf die Genüsse des Lebens das Recht der Reichen befürwortet, sondern das, welches dem Menschen zur Pflicht macht, unablässig zu kämpfen für die höchsten Güter des Lebens, damit einst die nachkommenden Geschlechter in Ehren sich ihrer Ahnen erinnern und in dem Genusse eroberter Freiheit die Einsicht erhalten, daß sie nach größerer Freiheit streben müssen! — — — Und so will auch ich kämpfen mit der Ergebung eines Weisen und dem Muth eines Kriegers, daß ich am Lebensabend die Augen schließen kann mit dem Bewußtsein im Herzen: „Du thatest deine Pflicht und von dem Pfade des Rechts bist du nie abgewichen!“ — — Laß die Kugel rollen, laß sie rollen! — Ich trage ein Element in mir von dem alten Magier Faustus, von dem grübelnden Geiste eines Hamlet, von dem klagenden Geist eines Manfred. Sie ziehen an meinem Auge vorüber Hand in Hand, ihre Blicke auf mich herabsendend, mein Inneres erfassend und durchwühlend und mir zurufend: „Auf und folge uns! Hange nicht an der Lust eines Augenblicks. Es gibt etwas, das die Seele feierlicher und friedlicher stimmt, das die Brust wonniger durchschauert, als die Liebe eines sterblichen Weibes! Zwar glücklich ist, der ein liebend Weib sein eigen nennt, doch glücklicher ist, der sein Haupt an die Brust der Weisheit lehnt und in ihren Armen, gefeit gegen Bosheit und Thorheit, seine Seele der Mutter Natur überliefert! — Wähle!“ So sprechen die Geister in mir, aber mein Herz krampft und klammert sich noch an der Sehnsucht nach dem Besitz und ich kann es nicht fassen, verzichten zu müssen und zu entsagen mit jugendlichen Gefühlen, mitten in der Blüthezeit des Lebens! — Ich kann es nicht! —

Freimann hat von einem verstorbenen Onkel ein kleines Vermögen geerbt, hinreichend, um mit den Zinsen seine Lebensbedürfe und noch manches andere darüber zu bestreiten. Als er mir in froheſter Laune diese Mittheilung machte, stieg ein Gefühl des Neides in mir auf — und ich konnte weiter nichts sagen, als: „O du Glücklicher!“ — Ich dachte an Elisabeth und an all' die verborgenen, vielleicht auch begrabenen Wünsche und Gedanken in unseren Herzen und der Freund konnte es nicht begreifen, wie wenig ich Antheil an seiner glücklich veränderten Lebensstellung nehme! — „Nun ist auch dir geholfen,“ rief er, „nun brauchst du nicht zu fürchten, einmal in einem Spital unter fremden Menschen zu enden, und du kannst rechnen auf mich wie ein — preußischer Steuerempfänger!“ ich dankte dem lieben Freund und gönnte ihm von Herzen das Glück, nun frei sich bewegen, ungestört arbeiten und denken zu können. (Fortsetzung folgt.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Nachdem es den Männern im Boote gelungen war, dieses in seiner vollen Breite an die Hausfront anzulegen, entstand Streit unter den fünf Verunglückten darum, wer zuerst in das rettende Fahrzeug hinein solle. Die Kinder schrieen, Vater und Mutter müßten erst im Kahne sein, die Eltern aber drängten und schoben die Kinder den Rettern in die Hände. Fritz Lauter und der Arzt waren mit einem Beine auf den Kahnbord gekniet und nahmen die Kleinen in Empfang. Das älteste der Kinder, ein Mädchen von fünf Jahren, sträubte sich am wenigsten, es schaute nur in angstvoller Spannung auf die Geschwister und auf die Eltern, ob die ja auch ohne Unfall nachgeholt würden. Das zweite, ein siebenjähriger Bursche, auf dessen derbem Gesicht angeborne Keckheit und Trotz mit Furcht und Hoffnung einen merkwürdigen Kampf aufführten, klammerte sich fest an den Rock der Mutter und schrie, er wolle nicht loslassen, lieber sterben als loslassen von der Mutter; aber es half ihm alles Sträuben nichts — — der Vater löste gewaltsam die Hände des das Tosen des Unwetters überschreienden Burschen von dem Rocke der Frau und warf den sich in seiner Angst wie toll Geberdenden mehr in die Arme des Arztes, als daß er ihn hineinlegte.

Das dritte Kind, ein schwächliches Mädchen mit so zartem Gesicht, daß man sich fragen konnte, wie es in die Familie des armen Webers hineingekommen war, sorgte noch um ein anderes Wesen, als die Eltern. In seinen Armen hielt es krampfhaft fest einen mit zerschlissenem Tuche bedeckten kleinen Vogelkäfig.

„Er darf doch mit? Er darf doch mit?“ schrie es in jammernder Besorgniß. „Ich will ins Wasser, wenn ihr ihn nicht mitnehmt, den Matz, den kleinen, lieben Matz — —“

„Wir nehmen ihn mit, den Matz,“ rief Fritz Lauter dem armen fünfjährigen Dinge zu, „halt dich nur fest an, da, meine Hand!“ Er zog die Kleine näher an sich heran, und da er versprochen hatte, das Mätzchen mit zu retten, legte das Kind vertrauensvoll sein eines Aermchen um des jungen Mannes Hals und ließ sich hinüberheben ins Boot.

Die Eltern folgten rasch nach; sie freilich konnten nicht gehoben werden, sie mußten wenigstens mit einem Fuße ziemlich tief ins Wasser hinein, um selber ins Boot steigen zu können. Aber weder der Mann noch die Frau schreckten davor zurück sie beeilten sich vielmehr so sehr, als es nur immer anging Sie wußten, wie die Hütte in ihren Grundfesten erschüttert und unterwühlt war, also, daß sie jeden Augenblick zusammenstürzen konnte, — darum nur fort, so schnell als möglich fort von der Stätte stundenlanger furchtbarer Todesangst — —

Mit kräftigen Ruderschlägen stach das Boot wieder hinaus in das wogende Meer der Ueberfluthungswasser. Fritz Lauter und der Arzt öffneten die Feldflaschen, mit denen jeder Theilnehmer der im Kloster Althaus ausgerüsteten Expedition auf Anordnung des Direktors von Steinach ausgestattet war, und nöthigten die Weberfamilie, die immer noch bebenden Lippen zu netzen. Der Mann, die Frau und das älteste Mädchen nahmen einen tiefen Schluck, die Kleinen, obgleich ihre Glieder ebenso vor Frost, als infolge des kaum überstandenen Schreckens klapperten, wagten kaum zu nippen. Alle aber fühlten sich gestärkt durch die wenigen Tropfen des für die Begriffe dieser armen Menschen so überaus kostbaren Getränks — über das vergrämte Gesicht des frühgealterten Mannes legte es sich gar wie ein Schimmer des Glücks — Hoffnung, die ewig-junge, wohlthätig-trügerische Trösterin mochte wieder ihm in die Brust einziehen. Seine Stimme klang ziemlich fest, als er auf die Fragen Fritz Lauters, wo wohl noch am ehesten Rettung möglich und nöthig, und ob er meine, daß der Ueberschwemmung in Unterwaltersdorf schon Menschenleben zum Opfer gefallen seien, antwortete:

„Das letzte kann ich nun freilich nicht sagen. Möglich ist's schon — wären Sie eine halbe Stunde später gekommen, dann hätten Sie uns fünf auch nicht mehr lebendig gefunden. Freilich ist meine Hütte eine der schlechtesten im Dorfe und liegt auch wohl am allertiefsten drinn — grade hier, wo die Perle so nah am Dorf vorbeigeht; aber dort nach der bergendorfer Straße zu gibt's auch noch Häuser, die nicht um zwei Fuß höher und nicht für einen Pfennig besser sind als meins, und darüber schoß das Wasser förmlich, als es vorhin ankam in so erschrecklichen Massen — — —“

Es strengte den Mann doch das Sprechen an, er mußte Athem schöpfen. Ohne ein Kommando abzuwarten, hatten die Ruderer

das Boot nach der Richtung gewandt, welche der Weber gemeint. Dieser nickte:

„So ist es recht,“ sagte er. „Da werden wir manchen zurecht kommen, wie die Engel vom Himmel — —“

„Die Ueberschwemmung brach also ziemlich rasch über das Dorf herein?“ fragte der Arzt.

„Furchtbar rasch, ganz erschrecklich rasch,“ bestätigte der Mann. „Daß es Ueberschwemmung geben würde, wußten wir ja und daß wir wahrscheinlich aus unserer Hütte 'raus müßten, wenn wir's Ertrinken nicht riskiren wollten, auch, aber früher, wenn's einmal so schlimm kam, dauerte es wenigstens einen halben Tag, eh's von der Thürschwelle stieg bis zum Fenster hinein. Heut aber — das hätten Sie miterleben sollen! Zu Mittag hatt' ich mich noch umgesehen —, da stand das Wasser noch in gleicher Höhe mit der Straße und weil's an der Perle hin um wenigstens einen Fuß höher ist, 's Erdreich — sagt ich zu meiner Frau, na Mutter, packen können wir unser bissel Hab und Gut — was man so eben mitschleppen kann — bis zur Nacht kann's uns schon ins Haus laufen, und wenn's auch nicht thäte so weit kommen, möcht' ich doch um keinen Preis die Kinder während der Nacht noch da lassen, die müssen ins Schulhaus oder in die Kirche oder vielleicht aufs Gut, damit sie sicher sind.“

Wieder unterbrach er sich. Das Sprechen strengte ihn immer noch an, zumal es ein tüchtiges Stück Arbeit war, sich bei solchem Wetter verständlich zu machen.

„Statt in einem halben Tage kam es aber in wenigen Stunden?“ fragte der junge Arzt, ihn zum Weitererzählen ermunternd.

„Ach, in wenigen Stunden! Ja, wenn's Stunden gewesen wären, da hätten Sie uns nicht zu retten brauchen, da wären wir längst mit unsern Kindern über alle Berge gewesen. Hören Sie nur: Meine Alte packt also die Sachen und ich such' noch manches zusammen, bring' meine Arbeit in Ordnung und eß mein Brot und meine Kartoffeln für den Mittag und geb' den Kindern, da kommt die Alte 'runtergestürzt vom Boden und schreit: ‚Vater, is' denn nur möglich — 's Wasser kommt schon!‘ Ich sag' noch: Na, sei nur ruhig, Alte, was macht's denn, wenn's auch kommt, fort müssen wir für heute Nacht ja doch, und gepackt ist ja, was wir auf'm Buckel fortbringen können. Aber sie schrie: ‚Nein, Alter, 's kommt ganz anders, als wir's uns vorgestellt haben, nicht langsam, sondern wie wenn's ein Wasserfall wär', stürzt's über die Flußwiese.‘ Ich dachte, die Weiber sind immer en bissel ängstlich und 's kann ja garnicht so schlimm sein, aber ich geh' doch vor die Thür, und weil's bei uns in der Flur so ziemlich finster ist, wenn die Thür zu ist, seh' ich's nicht, aber ich fühl's mit den Füßen, daß das Wasser schon unter der Thür durchgekommen ist. Nun war auch ich fürchterlich erschrocken, das können die Herren schon glauben — ich mach' die Thür ein klein wenig nur auf, da wird sie mir aber ordentlich aus der Hand geschlagen und das Wasser stürzt ins Haus, daß ich bis über die Knöchel drin stehe, ehe ich mich auch nur besinnen konnte. Und draußen ist alles grau und alles schlägt Wellen und Schaum und mit jedem Schlage kommt mehr Wasser, sodaß ich nur alle Kraft zusammennehmen muß, damit ich nur die Thürklinke ins Schloß bringe. Ich kann Ihnen sagen, meine Herren, jetzt schlugen mir auch alle Glieder — ich war ganz wie hin und wußte nicht, was ich machen sollte.“

Wie er nun wieder still schwieg, nahm die Frau das Wort.

„Ja, sehen Sie, meine guten und gnädigen Herren, wie mein Mann die Thür aufgemacht hatte, war's Wasser auch in einem Nu bis in der Stube drin. Ich konnte nur die Kinder in die Höhe reißen, daß ich sie auf den Tisch und die Bank stellte, dann fing schon die kleine Fußbank an herumzuschwimmen und meines Mannes Stiefeln und den Kindern ihre Holzschuhe schwammen auch und ich sah, daß es furchtbar schlimm wurde. Wie ich mich umsah, kam mein Mann blaß wie eine Leiche zur Thür herein und sagte: ‚Mutter, wenn's 'ne Viertelstunde so weiter wächst, 's Wasser, dann ist's aus mit uns, bet' zum lieben Gott, daß uns das Haus nicht über'm Kopfe zusammenstürzt.‘ Und beinah wär' er selber zusammengestürzt mitten 'rein ins Wasser, so schrecklich hat's ihn gebarmt um uns, an sich selber hat er nicht gedacht dabei, da kenn' ich ihn.“

„Red' nicht, Mutter,“ unterbrach sie der Alte, indem er sich verstohlen mit dem Handrücken eine Thräne aus den Augen wischte. „An mir ist nicht viel gelegen mehr, denn ich bin alt schon und schwach und du verdienst und schaffst mehr für die Wirthschaft, als ich noch kann. Ich hätt' auch gar nicht gewußt, was wir noch hätten versuchen können, aber die Alte war gleich bei der Hand. ‚Vorwärts,‘ sagte sie, ‚Vater, vorwärts, nimm du's kleine Mädel auf den Buckel und ich nehme den Jungen, die große Liese muß selber sehen, wie sie fortkann, und von den Sachen nehmen wir's Beste und dann sehen wir, daß wir durch's Wasser durchkommen bis auf den kleinen Damm 'nüber und von da nach der Schule.‘ Na, und wie sie's sagte, haben wir's versucht.“ Er seufzte schwer und seine Augen wurden wieder naß. „Das war Ihnen eine verzweifelte Arbeit. Wir mit den Kindern auf dem Rücken — die Bärbel hatte natürlich ihr Vögele mit, dem sein Bauer schlug mir der Wind immer um die Ohren, meinem Weib huckte der Junge schwer auf und beladen waren wir alle drei, die Liese auch, wie die Packesel, das meiste haben wir jetzt halt doch zurücklassen müssen und wie wir fünfzig Schritte weit von der Hütte weggekommen waren und etwa noch einmal soviel hatten bis zum Damme, der aber auch nur drei Fuß höher ist, als die Straße — da ging uns das Wasser schon bis an den Leib und es wuchs so fürchterlich, daß wir einsahen, wir könnten nun und nimmermehr lebendig bis an den Damm kommen. Was wollten wir machen — ich hätt' mich wieder so fort gequält ins Verderben nein, aber die Alte sagte: ‚du, 's geht nicht, du schnaubst ja so, als ob du gleich umfallen möchtest, halt dich an mich an und wir ermachens alle zusammen nicht mehr bis zum Damme — das Wasser ist zu stark für uns. Zurück müssen wir, Alter, zurück, und wenn der liebe Herrgott will — dann ist's freilich aus mit uns, nur so in den Tod 'neinlaufen mit den Kindern, das wollen wir doch nicht.‘ Und sehen Sie, meine Herren, da hab' ich mich wieder en bissel aufgerafft und hab' gedacht, du darfst dich durch das Weib nicht beschämen lassen und nicht ich hab' mich an sie angehalten, sondern ich hab' sie noch gehalten und gestützt, so viel ich halt konnte, und wir sind wieder zurück zur Hütte, in der wir schon nur noch auf den Boden und dann aufs Dach 'nauf konnten — was wir nur dabei gedacht hatten und wie's Herze weh gethan hat, sehen Sie, liebe Herren, das kann sich kein Mensch denken, denn wir alle beide glaubten für ganz gewiß, daß unser letztes Stündlein gekommen wär'. Und nun schrieen wir eine Stunde lang zum Himmel um Hülfe und Rettung, bis Sie gekommen sind, liebe Herren — —“

„Und da, — von daher, barmherziger Himmel, schreien auch wieder welche!“ schrie jetzt die Frau laut auf, die, während sie zuhörte, nach allen Seiten umhergespäht und hinausgehorcht hatte.

Ein paar von den Männern im Kahne fuhren auf und alle schauten und hörten gespannt nach der angegebenen Richtung.

„Wahrhaftig — aus jenem Hause — es ist kein kleines und es ist massiv — die Gefahr ist nicht so groß.“

„Aber es steckt ganz voll von Leuten — sie haben sich dahin geflüchtet aus der Nachbarschaft, weil's von Ziegeln ist — es ist die Schlosserei,“ entgegnete die Frau. „Und es wird nicht lange dauern, so läuft denen das Wasser auch schon in die Fenster des Oberstockes, — ach, retten Sie die Leute nur auch, die stehen ja auch so furchtbare Angst aus, wie wir — —“

Die Frau hatte sich auch im Kahne erhoben und winkte mit einem alten, rothen Tuche, das sie vorher um die Schulter geschlungen gehabt, nach der Schlosserei hinüber.

Die Leute darin wurden die Kommenden gewahr, die thatkräftig, wie bisher, ans Werk gingen.

Die Schlosserei war der Zufluchtsort von einigen zwanzig Menschen jeden Alters und Geschlechts. Nur der dritte Theil davon hatte noch Raum in dem Kahn, dieser mußte also sobald als thunlich irgendwo zu landen suchen und sich der Geretteten entledigen. Die Unterwaltersdorfer bezeichneten eine nicht allzu weit entfernte und auch nicht allzuschwer erreichbare Anhöhe auf oberwaltersdorfer Gebiet, wo sie abgesetzt zu sein wünschten.

Es geschah, wie sie wollten. Die Arbeit freilich, welche die Retter hatten, um das fast übermäßig beladene Boot an das bezeichnete Ziel zu bringen, war eine entsetzlich schwere und nur mit Hülfe aller kräftigen Männer aus der Zahl der Geretteten zu bewältigen.

Die Rückfahrt nach der Schlosserei ging wieder leichter von statten, wenn der Kahn auch zwei-, dreimal Umwege machen und anhalten mußte, um den schwerer bedrängten Bewohnern kleinerer und schwächerer Häuser zunächst Hülfe angedeihen zu lassen. Nach mehreren Stunden denkbar höchster physischer Anstrengung war die Schlosserei geräumt, aber auch damit noch lange nicht alles geschehen, was in diesem Theile des Unterdorfes

gethan werden konnte und, sobald auch nur eine entfernte Möglichkeit dazu vorlag, auch gethan werden mußte.

Einer von den Irrenhauswärtern erklärte, er und seine Kameraden müßten jetzt wenigstens ein bis zwei Stunden Ruhe haben, wenn überhaupt heute in der begonnenen Weise weitergearbeitet werden solle. Es sei auch hohe Zeit, nach der Fabrik zu schiffen, um verabredetermaßen dort mit den Genossen der Expedition zusammenzutreffen.

Fritz Lauter war der erste, der sehr energisch widersprach. Zeit, an sich selbst zu denken, dürften sie sich garnicht nehmen.

Unter den Wärtern zeigten sich Meinungsverschiedenheiten. Einer stimmte Fritz Lauter zu, ein dritter fragte unentschlossen, was denn mit dem ausgemachten Zusammentreffen an der Fabrik eigentlich werden solle. Der Arzt kam auf einen Ausweg. Sie hatten im Mühlgraben des Müllers kleines Boot gefunden, in dem zwei oder höchstens drei Menschen Platz finden konnten. Dahinein beorderte er jene beiden Wärter, mit dem Auftrage, sofort den Weg zur Fabrik zu suchen und dort den Genossen zu melden, daß er, der Arzt, in Gemeinschaft mit Herrn Lauter und den andern Wärtern die Arbeit bis zum Einbruch der Nacht fortsetzen würde. Für die Nacht würden sie sich ein Unterkommen suchen, wo es eben sei, um am folgenden Morgen sich an der Räumung der Fabrik zu betheiligen. Der Oekonomieinspektor möge vorher aber nach dem Irrenhause um Wein und Proviant schicken.

Es war kurz vor acht Uhr abends, als der junge Arzt, nach weiteren zwei Stunden fast übermenschlicher Anstrengung, das Ruder einlegte und zu Fritz Lauter gewendet mit völlig heiserer Stimme sagte:

„So — nun dächt' ich, hätten wir für heut unsre Schuldigkeit gethan. Sie können auch nicht mehr, lieber Freund. Freunde sind wir ja doch geworden in diesen Stunden gemeinsam erduldeter körperlicher Strapatzen und geistiger Anstrengungen, wie ich sie nie vorher erlebt habe."

Fritz Lauter streckte dem jugendlichen Manne der Wissenschaft die über und über mit Blasen bedeckte, an vielen Stellen blutunterlaufene Hand entgegen.

„Solche Stunden können für Jahre gelten, — lange Jahre der Prüfung bringen die Menschen den Menschen nicht näher, öffnen das Herz nicht weiter, glaube ich. Und — es wäre unehrlich, wenn ich mich länger der Erkenntniß verschlösse und dem Geständnisse auswiche — ja, ich bin für heute am Rande mit meinen Kräften — —"

„Das hat aber, Gott straf' mich, lange gedauert!" rief einer der Irrenhauswärter im Tone aufrichtiger Bewunderung dazwischen. „Ich dachte, wie's heute losging in dem Hundewetter mit dieser Sorte Arbeit, das Herrchen wird die Schinderei nicht lange aushalten. Nun aber thut mir jede Faser in den Armen weh, als wenn sie mit Zangen gezwickt worden wäre, und die Kehle brennt und der Kopf brummt mir, daß ich schon ein paarmal gedacht hab', ich müßt' die Ruder hinwerfen und mich auf die Bank legen, weil's eben nicht mehr ging, — und ich hätt's wahrhaftig gethan, wenn die Herren nicht, ohne auszuruhen und ohne eine Miene zu verziehen, weitergemacht hätten und mir nicht die helle Scham ins Gesicht gestiegen wär', weil's mir so verdammt schwer fiel, — nun, wo Sie nur die Kräfte hernehmen, Herr Lauter, und Ihnen, Herr Doktor Wendelin, hätt' ich's, meiner Seele, auch nicht zugetraut —"

Der Arzt lachte.

„Das glaub' ich gern, Klinke, daß Ihr's uns nicht zugetraut hättet. Ihr, der Ihr die schwersten Kranken wie die Kinder auf dem Arme fortzutragen gewöhnt seid und jeden Studirten für einen Schwächling haltet."

Der wegen seiner Bärenstärke bekannte Klinke lachte auf.

„Ich denke, Herr Doktor, was Sie heute geleistet haben, haben Sie Sich selbst nicht zugetraut, — der Mensch kann eben wunderbar viel, wenn er will und muß. Aber jetzt sind wir alle einverstanden, das schwere Tagewerk zu beschließen, und jetzt wissen wir ja auch nicht, wo unsre Hülfe heute noch dringend nöthig wird."

„Zugegeben, Klinke, alles zugegeben. Wenn wir auch anders wollten, die Nacht zwingt uns zur Ruhe. Suchen wir also gleichfalls auf oberwaltersdorfer Flur ein Unterkommen."

Sie wendeten das Boot und steuerten nach der für Sie jetzt auch im Dunkel unverlierbaren Richtung auf die oberwaltersdorfer Höhe zu. Ihre letzte Ausfahrt in dem zutiefst gelegenen Theile des Dorfes war fruchtlos geblieben — sie hatten von keinem lebenden Wesen mehr etwas gesehen oder gehört. So landeten sie denn nur zu viert am Fuße des genannten Hügels und hatten noch harte Mühe, das Boot soweit aufs trockene zu bringen, daß es von dem, wie es schien, nur noch sehr wenig steigenden Wasser nicht fortgeführt werden konnte.

Die Wärter waren hier mit den Oertlichkeiten wohlbekannt, Klinke am besten.

„Wir haben nur wenige hundert Schritte die Höhe hinauf und ins Holz hinein zu dem Jagdtempelchen in dem felseck'schen Forste, der in seinem äußersten Zipfel hierherunter reicht. Dabei ist ein kleiner, gut verwahrter Schuppen, in dem es immer Stroh und so was Guts zu Nachtlagern für die Jägersleute gibt, die hierherum die halbe Nacht auf dem Anstand zugebracht haben. Das Tempelchen — Sie wissen, Herr Doktor, bei den großen Treibjagden wird öfters da gefrühstückt — ist zwar verschlossen, aber wir werden's schon aufkriegen — —"

Doktor Wendelin widersprach. „Das geht nicht, Leute — wir können dem Baron von Bergen nicht alle Thüren einschlagen, die wir heute nur erreichen können."

„Brauchen wir auch nicht," versicherte Klinke. „Wissen Sie, Herr Doktor, ich bin Schlosser meines Zeichens und vor Stücker fünfzehn Jahren manch liebes mal als Treiber bei den großen Jagden gewesen. Daher kenn' ich das Schloß an der Thür des Jagdtempels da und kann's auch mit jedem alten Nagel oder Stücke Draht aufmachen — —"

Dagegen hatte weder der Arzt noch Fritz Lauter etwas zu erinnern. Mit den Ruderstangen über den Schultern folgten sie dem Klinke nach dem Jagdtempel.

Er führte sie einen beschwerlichen, aber kurzen Weg über Stock und Stein; in wenigen Minuten standen sie vor den großen, ladenverschlossenen Fenstern des kleinen Jagdhäuschens, dessen Thür im Handumdrehen geöffnet war.

Ohne einen Bissen zu essen oder einen Tropfen zu trinken, suchte sich jeder eine möglichst bequeme Lagerstätte aus Stroh und Reisig bereit zu machen. Die furchtbare Ermüdung überwog Hunger und Durst; es mochten kaum zehn Minuten nach ihrer Ankunft vergangen sein, als sie allesammt schon einem todtenähnlichen Schlafe verfallen waren.

* * *

Ungefähr fünf Stunden waren vergangen, als Fritz Lauter und Klinke zugleich erwachten. Der letztere rieb sich die Augen, gähnte laut und streckte sich:

„Guten Morgen, Herr Lauter. Donnerwetter, haben Sie auch so höllischen Durst? Ich hätt' gedacht, Wasser hätten wir gestern auf ein Vierteljahr genug gekriegt."

Fritz Lauter sprang auf. „Allerdings — einen verzweifelten Durst, — nun, es kann uns ja nicht schwer fallen, Wasser zu finden."

„Neben dem riesigen Durst haben Sie ganz gewiß auch einen anständigen Hunger. Wissen Sie was, Herr Lauter, die andern wollen wir vorläufig noch ruhig schlafen lassen, und ich laufe, was das Zeug hält, nach Unterwaltersdorf, treibe Brot und Käse auf für'n ordentliches Frühstück, — das wird jeder von uns verdammt nöthig haben — nicht wahr?"

Es war das Vernünftigste, was gethan werden konnte. Gegen das Anerbieten Lauters, mitzugehen, protestirte Klinke.

„Die würden ja garnicht wissen, wo wir hin sind, und einen Zweck hätt's nicht, Herr Lauter, — schauen Sie lieber einmal nach, ob's Wasser gestiegen ist, wenn Sie durchaus nicht mehr ruhen wollen."

Fritz Lauter fügte sich. Er ging mit Klinke an die Thür und schritt hinaus in den eben erst hereindämmernden Morgen.

„Dorthinaus, Herr Lauter, da gibt's Wasser die schwere Menge. Adio, in einer halben Stunde bin ich wieder da."

Hundert Schritte weiter und Fritz Lauter war im Freien. Seine Augen schweiften über einen endlosen See, aus dem nur hie und da ein hochgelegenes Haus oder ein mächtiger Baum in das Morgengrauen emporragte. Fritz trat dicht bis an das leise Wellen schlagende Wasser hinein. Es lud nicht grade zum Trinken ein. Aber sein Durst litt kein Besinnen. Er ließ sich auf ein Knie nieder und schöpfte dreimal hintereinander seinen Feldbecher voll, um ihn in langen, mächtigen Zügen dreimal bis zur Neige zu leeren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gegenwart.

(1880.)

Dort, wo das Meer in schönen Bogen
Istriens Gestade einschließt,
Wandelte ich am Ufer frühmorgens einsam.

Ueber die blaue Adriabucht
Märchenhaft klar
Grüßten Alpengipfelhäupter
Schneeblinkend herüber;
Aber mein Gemüth war kummerschwer
Und bittrer Groll fraß mir am Herzen.
Ich dachte der düsteren Gegenwart,
Wie alles scheinbar rückwärts sich gewendet,
Menschenelend ringsum,
Von den Erwartungen der Zeit nichts erfüllt
Und statt geträumter Freiheit allerlei Nachtgespenster
Und Spott und Hohn und Rückschrittsübermuth der Gegner.

Da schlug ein seltsam Geräusch an mein Ohr,
Wie polternd kam es näher und näher;
Und da ich aufblickte,
Sah ich auf der Straße vor mir,
Die von der Werfte draußen zum Hafen führte,
Dampfwandeln ein Wagen-Ungethüm.
Sausend schwirrte droben das Schwungrad,
Aber die großen Räder drunten
Wälzten sich langsam,
Langsam vorwärts unter Aechzen und Stöhnen
Und zermalmten auf der Straße den Kies und die Steine
Knirschend,
Und hinter sich her an Ketten schleppte der Wagen
Auf Rädern eine riesige Schiffsdampfmaschine.
Und ich trat heran,
Doch wie ich in die Räder starrte,
Da durchzuckt' es mich seltsamlich,
Daß die Speichen beim Radumlauf
Von oben nach unten scheinbar rückwärts gingen
Und immer rückwärts nach unten hernieder,
Und doch stampfte der Wagen vorwärts
Und rollten die Räder vorwärts unaufhaltsam.

Da ward ich getröstet wunderbar,
Wie der Koloß an mir vorbeizog,
Ein Bild der Zeit.
Der Wagen der Zeit rollt vorwärts unaufhaltsam
Unter Aechzen und Stöhnen,
Und ein Niedergang im Radumlauf
Solch' ein Moment ist die Gegenwart;
Wie wenn Fliegen auf den Speichen sitzend
Sich freuen, daß sie rückwärts niedergehen,
So ist der Spott der Gegner heute.

Goldig glänzte die Luft und das Meer
Im aufsteigenden Sonnenstrahl,
Und ich grüßte über die Adriabucht
Die schneefunkelnden Alpenhäupter
Freudigen Herzens.

Leopold Jacoby.

Bäume, die in den Himmel wachsen wollten.

Ein zeitgemäß' Wörtlein in der Blüthenepoche des Größenwahns.

Von Theodor Drobisch.

Nach der Schlacht von Salamis wurde den Generalen befohlen, eidlich den Mann anzuzeigen, der sich am besten gehalten habe. Sie gaben alle dem Themistokles den zweiten Platz, aber ein jeder sich den ersten.

Männer dieser Art, ohne gerade Generäle zu sein, gibt es noch heute in Wissenschaft und Kunst; Selbstlinge, denen die Bescheidenheit, diese liebenswürdige Tochter der Selbsterkenntniß, nicht an das Herz gewachsen ist.

Die hohe Meinung, welche sie von sich hegen, scheint auf einen Zweig von Jelängerjelieber gepropft zu sein und jeder ist in Betreff seiner Eitelkeit so ein Doktor Eisenbart, der zur Konservirung derselben die merkwürdigsten Rezepte besitzt.

Lassen wir vor der Hand einige solche Geister aus früherer Zeit aufmarschiren:

Pindar, der lyrische Dichter der Griechen, versicherte: daß weder die Wuth des Winters, noch der Sturmwind seine Verse vernichten könnten.

Cicero versäumte nicht, sich immer mit Selbstlob zu überschütten.

Horaz ist überzeugt, daß sein Ruhm so lange dauern werde, als die Verehrung der Götter im Kapitol. Als Beweis seiner Selbstüberschätzung dürfte seine Ode gelten: Exegi monumentum aere perennius. Zu deutsch:

Meine Verse sind sehr schön,
Werden nimmermehr vergeh'n.

Malesherbes sagte zu Heinrich IV.: „Was Malesherbes schreibt dauert ewig."

Cardan hielt seinen Verstand für ein Mittelding zwischen der göttlichen und menschlichen Natur.

Dumoulin beginnt mehrere seiner Schriften mit den Worten: „Ich, der ich niemand etwas nachgebe und den niemand etwas lehren kann."

In dem Geschichtsbuche solcher Geister, welche an die Fabel von dem aufgeblasenen Frosch erinnern, befinden sich noch mehrere Blätter, denen man versucht wird ein sogenanntes Eselsohr einzubiegen.

Auf Ausbildung des Geistes und Herzens, Kenntnisse und Fertigkeiten, kann der Mensch allerdings pochen, nur darf dies nicht mit einem Krupp'schen Schmiedehammer geschehen.

Davon sehen aber viele ab und dies sind die Egoisten, deren Streben dahin geht, sich zum Mittelpunkt zu machen und täglich beflissen sind, ihren eigenen Werth mit einer imaginären Größe zu multipliziren.

Man könnte auf einen jeden der sich Ueberhebenden die Versworte des französischen Dichters Delisle anwenden, welche wie folgt lauten:

„Sein Ich ist ihm der Winkelmesser
Womit er sich und andere mißt,
Sein Ich weiß immer alles besser,
Sein Ich ihm stets Begleiter ist,
Sein Ich ist ihm der Mittelpunkt der Welt,
Indeß damit er andern entsetzlich lästig fällt."

Es ist zu bedauern, daß Individuen mit solcher Leidenschaft den Werth anderer Gaben verringern, die sie in der That haben, abgesehen davon, daß solche Eitelkeit zugleich die Staffel zur Lächerlichkeit ist.

Ich habe im Laufe meines Lebens solche Geister mehrfach kennen gelernt, und wenn ich mir erlaube, jetzt hier einiger zu gedenken und ihnen ein Klettchen anzuhängen, so möge dies weniger der Person, als der Sache gelten.

Lenken wir zuerst den Blick auf Christian Andersen, den dänischen Dichter, der aus dem Reiche der Elfen und Märchen so manchen Schatz für die Literatur gehoben, der nicht allein für die Spinnstuben berechnet war. Leider sah er nur seine geistigen Spinnräder für Werkzeuge an, die auch Mühlen treiben können.

Der gute Mann hielt sich in literarischer Hinsicht für einen Adler, obgleich er mehrfach nur in einem Schwalbenneste saß. Zu seiner kindlichen Natur, die sich so schön in vielen seiner Märchendichtungen offenbart, gesellte sich eine Eitelkeit, die, wie Gutzkow einmal von ihm sagt: „nur einen eitlen, mit Orden behangenen, von Fürstenhof zu Fürstenhof reisenden, sich selbst überschätzenden Mann gesehen hat. Einen Schwächling, dem nur unter Damen wohl war, die ihn wie ein Lämmlein behandelten, ihn von Schoß zu Schoß gaben, einen Gecken, der nur in Kreisen leben zu können schien, wo er zum tausendsten male sein „Putt! Putt!" vorlas und entfloh, wenn sich in seiner Gegenwart ein überlegener Geist über Dinge aussprach, die ihn nicht persönlich betrafen."

Zur Porträtirung seiner Natur mögen hier als Beweis des Vorstehenden einige kleine Züge aus seinem Leben folgen:

Es war zur Zeit, als dieser dänische Skalde seinen ersten Ausflug nach Deutschland unternahm und somit auch Leipzig berührte, wo er infolge seines Rufes eine ungemein gastliche Aufnahme fand.

Ich traf ihn Nachmittags im Hause einer liebenswürdigen Patrizierfamilie, wo an dreißig Personen versammelt waren, meist Kaufleute, Künstler und Gelehrte. Man kam dem Dichter mit hoher Achtung entgegen, namentlich die jüngeren Damen, welche sich freudig der Hoffnung hingaben: heute eine Erzählung oder eine Vorlesung von ihm zu hören.

Unter den Eingeladenen befand sich aber auch der damals noch jugendliche Kopfrechner Zacharias Dase aus Hamburg, von dessen Genie namentlich in den Momenten die Rede war, als der Kaffee herumgereicht wurde.

Auf freundliche Veranlassung eines Finanzmannes ließ sich Dase sehr bald herbei, einige Proben von seiner eminenten Begabung abzulegen. Alle waren von Bewunderung ergriffen über das bisher Unglaubliche.

So löste er in Zeit von einigen Sekunden die Frage: Wenn jemand vierundsechzig Jahre alt ist und in jeder Sekunde $7^1/_{16}$ Pfennig zu verzehren hat, wie viel Thaler beträgt dieses?

Es geschahen ferner Berechnungen verschiedenartiger Exempel aus den vier Spezien der Brüche, Multiplikation und Division mit mehrzifferigen Zahlen, z. B. 1635 + 1274: 3268: 7,571,956. Sodann Ausziehung von Quadrat- Kubik-, Biquadrat-Wurzeln und Wurzeln aus höheren Potenzen.

Ebenso unbegreiflich wie sein Gedächtniß für Zahlen war die richtige Auffassungskraft seines Auges. Vierzehn Dominosteine, die ihm vorgelegt wurden, überflog er mit wenig Blicken und er nannte sofort die Zahl der Augen.

Wir holten einen tiefen Teller mit Erbsen herbei, zählten solche in der Stille und streuten sie auf den Tisch. Es waren 280. — Er rieth: 270 bis 275 Stück.

Aufgefordert: die Zahl der Ziegel eines nahe gegenüber liegenden Giebeldaches anzugeben, nannte er die Zahl 619. Der Hausherr nahm Tags darauf seinen Operngucker zur Hand und brachte nur 618 heraus. Er zählte noch einmal und da findet es sich, Dase hatte zwei halbe Dachziegel einzeln mitgezählt und somit war seine Angabe: 619, richtig.

Alle Anwesenden wurden in Verwunderung, dann aber auch in heitere Laune versetzt.

Nur Andersen sah mißmuthig darein. Er war mürrisch darüber, daß man so taktlos gewesen, außer ihm noch Einen einzuladen, der ihm unfehlbar seine Bewunderung kürze, die ihm doch werden müsse, wenn er eines seiner Märchen vorgelesen hätte.

Er war im Begriff, seine Zusage zurückzunehmen, einem so unvorsichtigen Hauswirth und seiner Gesellschaft den Rücken zu kehren. Nur auf Bitten der jungen Damen ließ er sich erweichen, von seinem Entschlusse abzustehen.

Welche hohe Meinung seine übertriebene Einbildungskraft von sich geschaffen, zeigte sich besonders noch in dem Moment, als sich höchst bescheiden die in Leipzig lebenden lyrischen Dichter Adolf Böttger und Hermann Marggraff in der Gesellschaft einfanden und dem dänischen Dichter zugeführt wurden.

Er benahm sich gegen dieselben sehr zugeknöpft und spröde, was darin seinen Grund hatte, daß ihm die beiden nicht einen Besuch abgestattet und ihre Reverenz bewiesen hatten, indem er doch schon mehrere Wochen in Leipzigs Mauern verweile.

Ehe er zu lesen begann, stellte er die Bedingniß, daß in der Gesellschaft die größte Ruhe herrsche, was von einer hochgebildeten Gesellschaft ohnehin zu erwarten war.

Es herrschte eine wahre Kirchenstille. Als es jedoch einem der Zuhörer einmal einfiel, sich zu schneuzen, warf ihm der Vorleser von der Cheopspyramide seines Selbstbewußtseins Blicke zu, die eben so zornig waren wie diejenigen, welche sich auf dem gastfreien Schlosse zu Maxen bei Dresden zeigten, wo er bei dem Major Serre und dessen Familie offene Herzen und offene Thüren fand.

Der Major hatte häufig eine gewählte Gesellschaft auf seinem Landsitze, wo Andersen nicht fehlen durfte. Er las natürlich wieder seine Märchen vor und sein ganzes Wesen wurde zum krankhaften Superlativ, wenn er merkte, daß außer ihm noch ein anerkannter Dichter oder Künstler anwesend sei, der ihm ein Defizit in seine persönliche Wichtigkeit bringen könne.

In solchen Momenten schien sich ihm Cäsars Grundsatz: Lieber im kleinsten Neste der erste, als in Rom der zweite, ganz besonders aufzudrängen.

Eine Episode von gleicher Farbe, welche 1855 zu München spielt, sei schließlich noch erwähnt.

Daselbst hatte der bekannte Maler, Professor Vogel von Vogelstein, zeitweilig Gesellschaft von Herren und Damen bei sich. Auch Andersen, der sich einige Wochen lang in München aufhielt, wurde mit Einladungen zu Gesellschaften beehrt, wo es nicht an Huldigungen fehlte.

Eines Tages erscheint er wieder in dem Kreise und — mit verklärtem Antlitz.

„Ich hätte," beginnt er seine Rede, „ich hätte doch nicht gedacht, daß meine Märchen so tief in das Volk, und namentlich in die Kinderwelt gedrungen, denn wenn ich mich jetzt auf Plätzen und Straßen sehen lasse, kommen immer Kinder herbei und küssen mir ehrfurchtsvoll die Hand."

Es war dies eine gewiß urkomische Täuschung. Die Kinder hielten ihn für den bekannten katholischen Priester Döllinger, mit dem Andersen allerdings viel Aehnlichkeit hatte.

Mithin eine Verwechselung der Personen, was der Dichter aus dem verstohlenen Lächeln vieler der Anwesenden hätte bemerken können, unter denen sich der Dichter und Schriftsteller Julius Große, jetzt Generalsekretär der Schillerstiftung, befand. (Schluß folgt.)

Die erste Rheinbrücke. (Bild Seite 556—557.) Alpen! Alpenluft, Alpenschnee, Alpengrün. Wer hört diese Worte und kennt die Begriffe aus eigner Anschauung und fühlt nicht das Herz lauter pochen. Der Athem wird freier, das Auge heller, der Geist klarer und gesunder, denn helle und kräftige Gedanken tauchen in der Seele auf. Die mächtige Fee Phantasie, entführt uns mit ihrem Zaubergespann aus der norddeutschen Ebene und läßt uns sanft am Gotthard nieder, jenem Knotenpunkt, in welchem alle Alpenketten unseres Welttheils zusammenlaufen, denn in ihm verknüpfen sich von Norden herkommend die Höhenzüge von Schwyz, Unterwalden, Uri und dem Berner Oberland, von Osten die Gebirge Graubündens und von Süden die Alpen der savoyischen Lande. Das ist der gewaltige Hintergrund unseres Bildes, dessen glitzernde Firnen sich mit dem Himmel vermählen. Den größten Ruhm erhält aber der Gotthard durch den Umstand, daß er der Vater der schönsten Ströme ist, welche durch Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien fließen. Südwärts sieht man vom Gotthard den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien wandern, während sich westwärts von dem Furkagletscher die blaue Rhone zum Genfersee wendet, um später in ihrem südlichen Lauf den herrlichsten Strom Frankreichs zu bilden. Noch weit ergiebiger strömen seine Wasseradern nach Norden, die Aar, welche den Brienzer- und Thunersee bildet, die Reuß, die Mutter des Vierwaldstädtersees, und der Rhein, der Vater des Bodensees. Die Sprachforscher erzählen uns, daß Rhein von Rinnen abzuleiten sei und daß dies Rinnen verwandschaftliche Worte in der uralten keltischen und in der modernen deutschen Sprache habe, wie denn die Rhone auch nichts anderes ist, wie ein solcher wässeriger Renner. Das Element, welches nachher den Rhein bildet, rinnt nicht allein als Vorderrhein, Mittelrhein und Hinterrhein dreifach, sondern hundert- und tausendfach aus namenlosen Quellen zusammen. Jenen großen Gebirgszug entlang, den die alten die Adula nannten, und dem auch im Osten, in der Bernina der Inn entströmt, liegen diese unzähligen namenlosen Quellen des Rheins, denn es ragt dort Eiskuppe an Eiskuppe, es drängt sich dort Gletscher an Gletscher, weil die Wolken durch Regen und Schnee immer wiedergeben, was die erwärmende Sonne ihnen strahlenleuchtend an quellendem Wasser nimmt. Aus diesem viel geäderten Quellengeriesel greifen wir zur Erklärung unseres Bildes den Niederrhein heraus. Der Niederrhein entspringt im Tavsetscher Thal zwischen den Höhen des Crispalt und Baduz, dessen Gletscher drei Wasserfäden entsenden, die sich am Tomasee, einem von hohen starren Felsen umgebenen Behälter, zusammenfinden, welche wiederum den Rhein bilden und ihn gestärkt in die Ferne schicken. Der junge Geselle stößt aber bald auf ein Hinderniß, das sein kurzes Lebenslicht auszublasen droht. Der Fuß des Gämergletschers verstellt ihm in Gestalt einer Moräne (Grieseis und Schutthalde) den Weg, der unbändige Alpensohn verleugnet eine zeitlang seinen gewaltthätigen Charakter und schleicht sich wie ein Dieb unter der Halde durch und verhilft dadurch derselben zu der Benennung der ersten Rheinbrücke. In Gesellschaft von Bächen, von denen sich der eine oberhalb des Dörfchens Clamus aus dem Gämerthal, der andere aus dem Cornerathal kommend, mit ihm vereinigt, zieht er wohlgemuth weiter. Bei Dissentis verbindet er sich mit seinem ersten Namensbruder, dem Mittelrhein, der dem Lukmaniergletscher entstürzend im Cadlinthal aus mehreren in kleinen Seen sich sammelnden Quellen, die bei Stinsch zusammenlaufen, entspringt und durch das Medelser- oder Liebfrauenthor in die Arme der Verwandten eilt. Später kommen ihm thalabwärts aus verschiedenen Einschnitten der Adulakette noch einige Spielgenossen zugesprudelt, unter denen ein Bach, der aus dem Sumwixerthal strömt, dann die Ulatsch, der Glenner, welcher das schöne waldige Lugnetzthal durchbraust, und die aus dem Saffien kommende Rabiusa die vornehmsten sind. Daß den jungen Strom abwärts die herrlichsten landschaftlichen Reize begleiten, wird mir wohl der Leser aufs Wort glauben. Von seinen Ursprüngen bis nach Dissentis rauscht er zwar durch eine öde Steinwelt, wie man auch schon aus unserm Bilde ersieht, von dort aber öffnet sich das Thal und dehnt sich mächtig in die Breite, indem es sich zugleich mit allen jenen Reizen schmückt, welche der Natur der Alpen in so hohem Grade eigen sind. Auch an historisch interessanten Orten fehlt es nicht. Dissentis ist eine uralte Benediktiner-Abtei, aus welcher schon im siebenten Jahrhundert das Christenthum in die umliegenden Gelände getragen wurde. In Truns wurde der graue Bund (Graubünden) beschworen. Als die erste Stadt am Rheine folgt Ilanz, dann kommen die Ortschaften Flims, Tries und Tamiens, indeß hie und dort alte Burgenreste wie Schwalbennester an den Felsen kleben, die uns an die wüste Zeit des Faustrechts erinnern. Glücklicherweise ist es schon lange her, seit der Hirt den letzten adeligen Straßenräuber erschlagen! Im Angesichte der Schneepyramide des Tödi vereint sich bei dem Orte Reichenau das Drillingspaar Vorder-, Mittel- und Hinterrhein. Der letztere, der kräftigste von den dreien, hat auch eine schöne Berg- und Thalfahrt gemacht und kann von vielen interessanten Hindernissen erzählen. Der Kampf der Elemente tobt unaufhörlich an der Wiege des Hinterrheins. Rechts von der Straße, die über den Bernhardin nach Italien führt und die zu Zeiten des römischen Kaisers Augustus von seinen Stiefsöhnen Tiberius und Drusus mit dem Blute der Gebirgsbewohner überschwemmt wurde, erstreckt sich die ungeheure Masse des Rheinwaldgletschers, über dem das Moschelhorn und der Vogelberg sich als stolze Felsenkegel erheben und Lawinen und Wasser unaufhörlich in die Tiefe senden. So ist hier Stoff für unerschöpfliche Quellen, deren auch zwölf in rauschenden Bächen darunter hervorbrausen, um den Hinterrhein zu bilden. An seinem Ursprunge liegen Himmel und Hölle neben einander; der erstere besteht in einer Gebirgswand, die zweite aus einem bodenlosen Abgrunde. Der junge Drillingsbruder kümmert sich indeß nicht um beide und stürmt in das Rheinwaldthal, wo das Dorf Splügen liegt, das mindestens acht bis neun Monate Winter hat. Dann bricht er durch die sturmzerfressenen Roflafelsen, an welchen er einen ansehnlichen Wasserfall bildet, in das freundlichere Schamserthal, wo er an den Orten Andeer und Zillis vorbeiströmt und die Wasser der Ferreraschlucht aufnimmt. So keck er auch auf diesem Wege dahingewirthschaftet hat, indem er das Urgestein der Roflawände zerklüftete, so beginnt doch jetzt erst die kühnste That des Alpensohnes, der Gang durch die Via mala (schlimmer Weg). Was die Natur an wilder und grausiger Schönheit zu schaffen vermag, das ist hier erschöpft. Ein gewaltiges Kalksteingebirge, das sich von Piz Beverin zum Mutterhorn hinzieht, schließt das Schamserthal gegen Norden. Feuer und Wasser, von unseren Vorfahren als Riesen gedacht, die den Himmel stürmen wollten, haben einen tiefen klaffenden Spalt von beinahe tausend Fuß in den schwarzen Felsen gerissen. Millionen von Jahren gehören dazu, wenn die Wellen mit ihrem Anprall allein die Schlucht ausgenagt hätten; die scharfen Kanten der linken Wand jedoch, welche den Vertiefungen der rechten entsprechen, lassen auf die Nachhülfe eines Erdbebens schließen. In diese entsetzliche Schlucht wirft sich der Hinterrhein mit tausend Sprüngen und fällt unter Tosen und Brausen, mit Zischen und Wirbeln von Klippe zu Klippe. Wunderbar wie die Kühnheit der Natur ist die Kühnheit des Menschen. Sie ist dem Strome nachgegangen und hat eine Straße zwischen diesen Bergmassen in der Höhe und den siedenden Fluthen in der Tiefe gebaut, die das Gestein

durchbricht, auf schlankgewölbten Brücken von einer Wand auf die andere springt und nicht nur dem Fußgänger und Reiter, sondern auch dem schwerbeladenen Frachtwagen einen sichern Weg bietet. Schon sind Ingenieure an der Arbeit, auch durch dieses Felsenlabyrinth, dessen einzelne Partien die Sonne niemals bescheint, den Weg für das Dampfroß zu bahnen. Bei Tusis, wo der Rhein aus dem verlorenen Loche rauscht, ist die Landschaft ganz und gar verändert. In dem korn- und weingesegneten Domleschgerthal erschaut man rings eine Menge von hübschen Dörfern und Schlössern, darunter Rhazüns, an den Namen Rhätien erinnernd, wahrscheinlich die älteste Ansiedlung im Lande. Wir folgen dem Laufe des Flusses, der in diesem Thale durch die weiße Albula und die schwarze Nolla vergrößert wird, und gelangen so an die Stelle, an der wir schon einmal standen, nämlich nach Reichenau, wo Vorderrhein, Mittelrhein und Hinterrhein sich verbinden und den gemeinschaftlichen Namen Rhein annehmen. Mit großem Vergnügen sieht der Wanderer in diese jauchzende wirbelnde Umarmung hinunter, in welcher sich drei Geschwister zusammenfinden, die nun für ihr ganzes Dasein in eins verschmelzen. Dieses Dasein wurde noch oft genug durch Katastrophen bedroht, bevor es im Schoße der Mutter alles Lebens, im Ozean den Abschluß findet. Wir wollen zum Schluß nur eine davon, und zwar die wenigst bekannte erzählen. Wer heutzutage den Rhein vom Gotthard in den Bodensee fließen sieht, wird leicht zur Annahme verleitet, das könne nie anders gewesen sein, sodaß selbst ein Kartograph wie Kiepert in seinem historischen Atlas der alten Welt dem Rhein schon zur Römerzeit denselben Weg anweist. Und doch wird im Alterthum niemals des Rheinfalls bei Schaffhausen gedacht; er wird erst im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erwähnt. Gleichwohl läßt sich bei der scharfen Ecke von Sargans, die dort der von Reichenau kommende Rhein macht, unschwer eine Vertiefung entdecken, die als das alte Rheinbett in den züricher See führt. Man gelangt dann zum Schlusse, daß vor etwas mehr als tausend Jahren in einem ungewöhnlich strengen Winter eine Eisbank das alte Flußbett verstopft und den Strom in ein neues Bett gedrängt habe, welche Katastrophe zu einer weiteren, dem Ueberfluthen der Felsenbarre bei Schaffhausen, den Anstoß gab.

Diejenigen Leser, die sich für die weitere Gestaltung des Rheins und seiner Ufer interessiren, verweisen wir auf die Artikel „Säckingen“, „Die drei Exen“, „Odilienberg“ und „Caub“, worin im landschaftlichen Rahmen dieses Flusses zugleich die Schicksale seiner Uferbewohner geschildert werden. Nächstens wollen wir erzählen, wie der gewaltige Rhein im holländischen Sande ruhmlos verschwindet. Dr. M. T.

Originelle Kanzelreden. Von den merkwürdigen Predigten des Augustinermönch Ulrich Megerle, mit dem Klosternamen Abraham a Santa Clara (gestorben in Wien 1709) sind bereits früher in dieser Zeitschrift Proben gegeben worden. Wie dieser häufig in seinen Kanzelreden das schöne Geschlecht apostrophirte, so that es auch der Pfarrer Spörer zu Rechenberg im Fränkischen, der um 1720 in einer Predigt bemerkte: „Das Frauenzimmer lieb' ich von Natur, wenn es schön, galant, complaisant, honnet, sauber aufgeputzt wie ein schönes Pferd; da weiß ich schon, wie sie zu respektiren seien, die da recht haushalten können, dem Manne alles an den Augen absehen, was er will. Ha! da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt und einen so liebenswürdigen Engel antrifft, die ihn mit den schneeweißen Händchen empfängt, küsset, herzet, ein Brätlein und ein Salätlein auf den Tisch trägt, und sich zu ihm hinsetzet und spricht: Liebster, wo willst du heruntergeschnitten han? und was dergleichen honig- und zuckersüße Sachen mehr sind. Wenn man aber eine hasche, basche, rasche! einen Rumpelkasten, ein Marterfell im Hause hat, die immer brummt, die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die im Schlot mit der Ofengabel hineinfährt und wieder auf den Herd herunterplumpst, die ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter oder wie ein Nest voll Eulen macht, die lauter Suppen aus dem Höllentopfe anrichtet und was des Teufelszeug mehr ist: die lieb ich nicht, die mag der Teufel holen!“ — In einer 1736 in Weißenfels von dem protestantischen Dorfprediger Panisch gehaltene Kanzelreden heißt es nach einem vor mehreren Jahren aufgefundenen Manuskript: „Als Pharao, ein gewisser König in Aegypten, befahl, alle erstgebornen Knäblein zu tödten, so hatte er, meiner Meinung nach, die löbliche Absicht, daß die lieben Mägdlein sollten am Leben bleiben, damit sie könnten zum Heiraten gebraucht werden. Woraus wir sehen, daß das weibliche Geschlecht unentbehrlicher als das männliche ist.“ Weiter ist folgender Passus höchst originell: „Kinder sind gehorsam ihren Eltern. Z. B. Wenn ein Sohn will auf die Heirat gehen, so spricht er zu seinem Vater: Lieber Vater und liebe Mutter! Mein Sinn und alle meine Dinge stehen nach unsers Nachbars Marzipille, d'rum bin ich willens, das Mädchen zu heiraten, gebt mir Euren Rath dazu, seid Ihr's zufrieden? Der Vater spricht: Hans Görge, übereile Dich nicht, nimm sie nicht, sie kommen schon besser. Der Sohn thuts und hat Segen. Tob. 10. V. 1. Ein ungerathener Runks spricht aber wohl gar: Vater was schiert's denn Euch? Habt Ihr mich doch nicht um Rath gefragt, wie Ihr bei der Mutter seid auf die Freit gegangen und habt Euch mit ihr verkuppelt. Weit anders ist es mit Gottes Kindern beschaffen.“ Zum Schluß versichert der Pastor (nachdem er vorher gegen die Trunksucht geeifert): „Ich esse meinen Bissen Brot und trinke dann und wann ein Gläschen guten alten Wein — ich bin aber immer nüchtern in meinem Amte.“ -z-

---

Stenographie, Telephon und Setzmaschine im Dienste der Presse. Die Londoner „Times“, das bekannte Weltblatt, berichtet in der Nummer vom 27. Mai d. J. über eine wesentliche Vervollkommnung der Berichterstattung über die Parlamentsverhandlungen. In neuerer Zeit habe sich bei den hervorragendsten Rednern die Neigung bemerklich gemacht, die Reden im Parlament zu so später Stunde zu halten, daß die wörtliche Wiedergabe in der Morgenausgabe fast unmöglich geworden sei. Es sei schon schwierig, eine 1 Uhr nachts gehaltene Rede am nächsten Morgen ausführlich mitzutheilen, noch schwieriger gestalte sich die Berichterstattung über nachts 2 Uhr gehaltene Reden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat ein Parlamentscomité Erörterungen angestellt, die zu folgendem, man kann wohl sagen, großartigen Resultate geführt haben: „Die erste Hülfe gewährt eine Setzmaschine. Der gewandteste Setzer kann in der Stunde nicht über 40 Zeilen setzen, in dringenden Fällen allenfalls 50, dies aber nur eine kurze Zeit hindurch. Die Maschine dagegen, welche wie ein Klavier arbeitet, ermöglicht es, daß ein Mann 100 Zeilen in der Stunde setzen kann, selbst wenn er von der Handschrift ablesen muß, 200, wenn ihm die Handschrift vorgelesen wird. Die Maschine ist schon seit einer Reihe von Jahren in Gebrauch und ist nach und nach so vervollkommnet worden, daß sie jetzt treffliche Dienste leistet. Um nun ferner die im Parlament gesprochenen Reden möglichst schnell in die Druckerei zu liefern, wurde eine unterirdische Drathleitung hergestellt, welche den Berichterstatter im Parlament mit dem Setzer in der Druckerei in Verbindung setzt. Dadurch kann nun die Wiedergabe der Reden noch um 3/4 Stunden verlängert werden. Der Reporter — Stenograph — spricht seine Niederschrift in ein Telephon, welches in einem Zimmer neben der Referententribüne aufgestellt ist; der Setzer seinerseits hat die zweite Telephonscheibe hoch hinter seinem Kopf und von der Scheibe zu seinen Ohren führen zwei Hörrohre. Der Setzer hat einen Sprechapparat, durch welchen er nöthigenfalls dem Berichterstatter signalisiren kann, daß er verstanden oder nicht verstanden hat, daß er fertig ist und um Fortsetzung ersucht ꝛc. Eigennamen werden buchstabirt. Auch das Telephon arbeitet zu voller Zufriedenheit, nur tritt mitunter eine Störung der Leitung durch Inductionsströmungen oder eine zu große Vibration der Scheibe ein. Auch von außen stellte sich ein gewaltiges Hinderniß dem Unternehmen entgegen, nämlich die — Post, welche alles that, um eine solche Benutzung des Telephon verbieten zu lassen. Sie hat aber nachgeben müssen.“ Wir rücken dem bekannten Ideale immer näher, bemerkt hierzu die „Allg. D. Stenographen-Zeitung“, daß dem Redner, der nach einem zweistündigem Vortrage die Tribüne verläßt, an deren Fuße bereits 500 gedruckte Exemplare seiner Rede auf Velinpapier mit Goldschnitt und mit Kreuzband und Briefmarke versehen überreicht werden; er braucht sie nur noch in den Briefkasten zu stecken. — Um zu zeigen, in welcher Weise die praktischen Engländer sich die Stenographie nutzbar machen, mögen hier noch die Angaben einer englischen Stenographen-Zeitung, des „Phonetic Journal“ (über 12 000 Abonnenten) Platz finden. Das Blatt theilt mit, daß die in Großbrittannien jährlich zirkulirenden stenographischen Briefe und Postkarten nach hunderttausenden zählen; der Gebrauch, die Adressen in stenographischer Schrift niederzuschreiben, habe sich seit einiger Zeit sehr eingebürgert und werde nicht beanstandet. Die bei dem „Stenographischen Institut“ jährlich eingehenden stenographischen Briefe belaufen sich auf 20 000 — im letzten Winter hat das Institut durchschnittlich täglich 200 stenographische Briefe empfangen. — Soweit sind wir in Deutschland doch noch nicht, wenn auch die Stenographie immer mehr an Verbreitung gewinnt. Erwähnung verdient indeß, daß dem Schreiber dieser Zeilen neulich ebenfalls eine Postkarte mit stenographischer Adresse (aufgegeben Leipzig, Postamt III) zuging. Es möge aber niemand aus diesem Kuriosum den Schluß ziehen, daß nunmehr auch in Deutschland stenographische Adressen zulässig seien! -z-

---

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 48. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Bei Nennung des Namens hatte sich auch Curt, dem Gebot der Höflichkeit gehorchend, langsam und gemessen umgesehen und dann seinem Sessel eine halbe Wendung gegeben, so daß er den Herren nicht länger den Rücken zukehrte; die Heiterkeit des Ulanen, der endlich wieder zum Reden kam, ließ ihn indessen völlig kalt und er legte auch nicht die geringste Wißbegierde an den Tag. Der Pole rief, noch immer aufs höchste belustigt:

„Man denke sich — Rajacic langweilt sich ohne Maitresse, ist aber zu faul und pomadig, sich nach einer umzusehen und beschwert sich allen Ernstes darüber, daß ihm noch keine angeboten worden ist. Will keiner von den Herren Kameraden, der vielleicht über seine Flitterwochen hinaus ist, so freundlich sein, im Falle der Separation an unsern bequemen Dragoner zu denken und ihm die Dame mit einem Empfehlungsschreiben zuzusenden? Kann niemand aushelfen — auch Sie nicht, Herr von Blenkheim?"

Curt runzelte die Brauen und auf seiner Stirn bildete sich eine tiefe steile Furche. Ich sah, daß es in ihm kochte und es klang verzweifelt scharf, als er erwiderte:

„Herr v. Borkiewicz, ich muß mir doch erlauben, Ihnen zu bemerken, daß derartige Scherze nicht nach meinem Geschmack sind; Sie werden jedenfalls besser thun, dergleichen Bemerkungen auf Kosten andrer zu machen, die sich dadurch nicht verstimmen lassen."

Ich gestehe euch, ich war heftig erschrocken, als die leichtsinnige oder boshafte Frage von den Lippen des Ulanen fiel — mir war, als fiele mir ein Tropfen siedenden Bleis auf die Hand. Borkiewicz aber lächelte mit dem ganzen Gesicht und sagte im verbindlichsten Tone:

„Wann würde ich mir erlauben, auf Kosten Herrn v. Blenkheims einen Scherz zu machen? Dazu ist meine Hochachtung und Verehrung für Sie eine zu unbedingte. Indessen —"

Er hielt einen Moment inne und in dem Blick, mit dem er Curts sich mehr und mehr verfinsternde und verhärtende Miene musterte, lag etwas Lauerndes; dann fuhr er langsam fort:

„— Ich hielt es in der That für möglich, unserm Herrn Kameraden von den Dragonern und gleichzeitig Ihnen einen kleinen Gefallen zu thun. Sie können doch recht gut Ihrer augenblicklichen Maitresse überdrüssig sein —"

„Das kann ich nicht sein, da es nicht zu meinen Gewohnheiten gehört, mir eine Maitresse zu halten — was Sie übrigens wissen könnten!" klang es kalt und scharf zurück.

Curt war dabei aufgestanden — ich sah ihm an, daß er sich mühsam im Zaume hielt und daß die Unterhaltung jeden Moment eine gefährliche Wendung nehmen konnte. Er hatte die Oberlippe halb trotzig, halb verächtlich aufgeworfen und die feinen Nasenflügel blähten sich in verhaltenem Groll. Hätte er jetzt Borkiewicz stehen gelassen, um zu einer Gruppe im Saal zu treten und sich bald darauf zu entfernen, so wäre wahrscheinlich alles noch gut abgelaufen, aber Curt hätte sich in diesem Moment auch durch vier Pferde nicht vom Platze bringen lassen und im nächsten Augenblick war es auch dazu — zu spät.

Der Ulan war augenscheinlich entschlossen, die Rolle des Verbindlichen und Arglosen, der nicht den geringsten Anlaß zu herben Bemerkungen gegeben hat und nicht zu errathen vermag, weshalb ihm so schroff begegnet wird, so lange als möglich fortzuspielen. Er zuckte auf Curts letzte Erwiderung nur die Achseln und sagte sehr artig:

„Verzeihen Sie, Herr v. Blenkheim, wenn ich Ihnen etwas Unangenehmes gesagt haben sollte — es ist gewiß absichtslos geschehen. Wie kann ich denn auch wissen — seien Sie gerecht! — daß Sie Gründe haben, eine Thatsache ignorirt sehen zu wollen, die doch offenkundig ist und die obendrein absolut nichts Kompromittirendes oder gar Ehrenrühriges für Sie hat?"

„Unsere Ansichten dürften auch in dieser Hinsicht stark differiren — jedenfalls verstehe ich Ihre Anspielung nicht und muß Sie ersuchen, sich endlich so deutlich auszusprechen, daß ich im stande bin, durch eine ebenso deutliche Erklärung das immer peinlicher werdende Gespräch zu beenden."

„Nun denn — aber es ist wirklich mehr als originell! Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß Herr v. Blenkheim eins der schönsten Mädchen in Prag sein eigen nennt, und er steift sich darauf, das aufs positivste in Abrede zu stellen."

„Sie bleiben also bei Ihrer Behauptung stehen, daß ich eine Maitresse unterhalte — ich nehme an, daß man Sie getäuscht hat oder das eine Verwechslung vorliegt, sonst würde ich gezwungen sein, zu den harten Worten Lüge und Verleumdung zu greifen."

Rede und Gegenrede waren sich rasch und scharf und Schlag auf Schlag gefolgt — jede Vermittlung war unmöglich gewesen. Der Artillerist hatte sich mit mißbilligendem Kopfschütteln abgewendet und auch der Dragoner, der die beiden Sprecher erst mit fast dummer Verwunderung von oben bis unten gemessen

hatte (derartige Differenzen gingen ersichtlich über seinen eng begrenzten Horizont), war achselzuckend und abwartend zur Seite und zu mir getreten. Borkiewicz blieb noch immer glatt, aber seine Worte hatten schon eine entschieden höhnische Färbung, als er erwiderte:

„Erlauben Sie, Herr v. Blenkheim, ich bin nicht getäuscht worden, denn alles, was ich weiß, beruht auf eigner Wahrnehmung, ich könnte also höchstens unrichtig kombinirt haben und durch den Schein getäuscht worden sein, in welchem Falle ich meine Worte selbstverständlich mit dem größten Vergnügen zurücknähme. Ich weiß, daß Sie mit einer Dame häufig und vertraulich verkehren, und ich kann nur annehmen, daß dieselbe —“

Curt war bis in die Lippen, ja bis in die Ohrläppchen kalkweiß geworden und dann schoß ihm plötzlich wieder alles Blut ins Gesicht und mit fast heiserer Stimme stieß er, als müsse er um jeden Preis verhindern, daß sein Gegner weiterspreche, die Frage heraus:

„Den Namen! — wen meinen Sie?“

„Aber, mein Gott, Herr v. Blenkheim, welche unbegreifliche Aufregung! Sollten Sie wirklich geglaubt haben, aller Welt verheimlichen zu können, daß Fräulein Leontine —“

„Halt! — nicht weiter!“ arbeitete es sich mühsam aus Curts wie zugeschnürter Kehle; seine eine Hand suchte an der nächsten Stuhllehne eine Stütze und mit der andern fuhr er sich über die Augen. „Es ist genug,“ setzte er dann hinzu, „genug und übergenug! Die Dame, von der Sie sprechen, ist nicht meine Maitresse, aber sie ist meine Geliebte, oder meine Braut, wenn das deutlicher ist, und Sie werden eine künftige Frau v. Blenkheim hoffentlich mit Ihren Vermuthungen verschonen und in aller Form zurücknehmen, was Sie gesagt. Wenn Sie übrigens nur ein einziges mal mit ihr gesprochen hätten, würden Sie wissen, daß in diesen Vermuthungen eine Infamie liegt — ist denn nichts auf Erden so rein, daß es euch Ehrerbietung einflößte, und daß es vor euch sicher wäre?“

Borkiewicz sah Curt anfänglich an, als wisse er nicht, ob er wache oder träume, aber allmälich trat ein förmlich ätzendes Lächeln auf seine Lippen und mit ironischer, jede Silbe vergiftender Höflichkeit sagte er:

„Sie gestatten mir wohl, zunächst aufs höchste erstaunt zu sein. Daß ich offiziell und pro forma jedes Wort zurücknehme, welches ich über Ihre — zukünftige Gemahlin geäußert, ist wohl selbstverständlich, privatim aber und unter vier Augen, Herr Kamerad, würde ich Ihnen doch rathen, sich die — Verlobung und Verheiratung noch einige male zu überlegen; ich würde es vielleicht auch für meine Pflicht halten, Ihnen einige kleine Notizen über die — Dame zu geben und Sie über Punkte in ihrer Vergangenheit aufzuklären, die sie durchaus nicht weniger geeignet zu Ihrer Geliebten machen, aber doch ein kleines Hinderniß für eine — Verheiratung bilden würden.“

Ich war zusammengezuckt, Curt aber, bleich und kalt, wie eine Statue, fragte, seinen Blick fest auf den Polen richtend, als wolle er sein Auge in das des Gegners bohren:

„Sie kennen die Dame also — kennen sie näher?“

Ich werde die hämische Betonung nicht vergessen, mit der es gedämpft zurückklang:

„Sicherlich — so nahe als möglich —“

Der Herr Kamerad hatte sicherlich noch eine besondere Bosheit in petto, aber Curt schnitt ihm rasch und schroff das Wort ab, indem er mit schier unnatürlicher Ruhe sagte:

„Und Sie überlassen es mir, Ihren Worten jede mir beliebende Deutung zu geben, auch die — weitestgehende?“

„Sie haben zu viel Geist, Herr v. Blenkheim, als daß man Ihnen gegenüber nicht mit Andeutungen vollständig auskäme, es ist doch zuweilen unangenehm, die Dinge beim Namen zu nennen und das kann man sich Ihnen gegenüber sparen.“

„Ich bin in der That befriedigt — Sie sind vollkommen klar gewesen. Linsingen!“

Das klang so laut und hell durch den Saal, wie ein Kommandoruf zum Angriff und der Gerufene löste sich sofort aus einer ihn umgebenden Gruppe los und kam überrascht und fragend auf Curt zu, während alle Anwesenden ihre Aufmerksamkeit auf uns, vor allem aber auf den herkulischen schwarzen Sarmaten und den ihm gegenüber fast klein und zart erscheinenden blonden Hannoveraner richteten, dessen tödtliche Blässe jeden erschreckte. Aber es blieb keine Zeit zu Fragen; kalt und scharf, aber langsam und in jeder Silbe betont, klang es durch die erwartungsvolle, fast bestürzte Stille:

„Es thut mir leid, Linsingen, daß ich bei dir und noch dazu in dieser Stunde eine Erklärung abgeben muß, die sehr ungewöhnlich sein dürfte, aber ich muß gehen, denn ein Mann von Ehre kann mit dem Herrn da nicht an einem Tische sitzen.“

„Herr von Blenkheim!“ brauste Borkiewicz, nun selber erbleichend, auf, und von allen Seiten rief man auf die beiden hinein, die sich mit einem Blick tödtlichen Hasses maßen.

„Ja, Herr v. Borkiewicz,“ sagte Curt kalt, „Sie sind ein Schuft, ein ehrloser, feiger, verlogener Schuft. Das weitere überlasse ich Ihnen! Addio Linsingen — es thut mir leid, aber er hat mich dazu gezwungen. Kommen Sie, Herr Reinisch — wir haben hier nichts mehr zu suchen.“

Ich hörte noch, wie Borkiewicz, dem man in den Weg getreten war, als er sich in wilder Wuth auf Curt stürzen wollte, kreischte:

„Das soll er mir bezahlen! Er oder ich!“ und dann war ich mit meinem jungen Freund auf der Treppe und er — klopfte mir mit einem wilden, grimmigen Lächeln auf die Schulter und sagte:

„Nun, Reinisch, sind Sie denn auch so verblüfft und so sprachlos vor Staunen, wie die da oben, die nun wohl eine Stunde lang wirr durcheinanderschreien und gestikuliren werden? Hab' ich's denn nicht recht gemacht und konnte ich denn anders? Sehen Sie, so hat es kommen müssen, ich fühlte das, und jetzt ist mir wohl und leicht und frei. Glauben Sie, meine Hand würde nur einen Moment zittern, wenn wir uns jetzt mit der Waffe in der Hand gegenüberstünden? Ich schösse ihn jetzt ebenso sicher über den Haufen, wie ich es in ein paar Tagen thun werde!“

Ich wills nicht verhehlen, daß ich wie betäubt war — die Explosion war eine so jähe gewesen und der grimmige Humor, mit dem Curt vor sich hin lachte, der Leichtsinn, mit dem er dem unvermeidlichen Duell entgegenging, war mir an ihm so unheimlich, daß ich nur seine Hand fassen und sie krampfhaft drücken konnte. Er sah mich überrascht an und meinte begütigend:

„Sie fürchten doch nicht für mich? Ah bah — das wäre recht unnöthig. Der hat ein schlechtes Gewissen, der ist, wenn er der fatalen kleinen schwarzen Mündung gegenübersteht, aufgeregt, und Ruhe und kaltes Blut sind alles. Und mir ist, als müßte ich doppelt gut schießen, als sei ich der Arm, durch den ein gerechter Urtheilsspruch endlich einmal vollstreckt werden soll. Oder — meinen Sie doch vielleicht, er habe nicht gelogen, infam gelogen? Leontine seine Maitresse! sie hätte sich eher zehnmal getödtet, als auch nur seine Lippen auf ihrer Hand geduldet. Ich habe ihm noch keinen Augenblick getraut, aber als er den hämischen, giftig-höflichen Ton anschlug, da wußte ich, daß er log, aus Rachsucht und Bosheit log. Morgen werde ich von Leontine hören, ob sie ihn überhaupt kennt — das kann ja sein; dann sage ich Ihnen, wie viel wahres an seinen höhnischen Andeutungen ist. Leontine selber erfährt von der ganzen Geschichte nicht früher etwas, als bis alles vorbei ist — und vielleicht selbst dann noch nicht; sie braucht ja gerade nicht zu wissen, daß ein Mann, der es gewagt, ihren Ruf und ihre Ehre anzutasten, von mir dafür gezüchtigt worden ist, wie es meine Pflicht war. Und nun thun Sie mir die Liebe und lassen Sie mich allein — ich will noch eine Stunde gehen und morgen sollen Sie mich ganz ruhig und gelassen finden, so gelassen, daß Sie Ihre Freude an mir haben sollen. Und keine Sorge, keine düstern Gedanken — ja?“

Das hieß nun freilich mehr verlangen, als ich versprechen konnte, ich war ernstlich in Sorge, ich war weit entfernt, Curts fatalistische Zuversicht zu theilen, und so drückte ich ihm denn nur in schlecht verhehlter Bewegung schweigend die Hand und überließ es ihm, das Vorgefallene auf einsamem Gange zu überdenken und sich auf das Kommende vorzubereiten. Daß Borkiewicz nicht die Wahrheit gesprochen, davon war auch ich moralisch überzeugt, aber ich vermochte doch nicht, gleich Curt, alles für aus den Fingerspitzen gesogen anzusehen, und Aufregung, Sorge, Reue und Aerger darüber, daß wir der unglückseligen Einladung gefolgt waren, Zweifel und düstre Ahnungen bezüglich des Ausgangs ließen mich nicht früher die Augen schließen, als bis die Morgensonne in die Fenster schien und die Spatzen in den Dachrinnen lärmten, da erst schlossen sich die schweren, brennenden Lider und ich verfiel in einen von wüsten Träumen beunruhigten Schlummer. Was die nächsten Tage geschah und wie alles endete, davon das nächste mal, bei Born — es würde heute entschieden zu viel werden, und ich will mich nicht gerade heiser

erzählen an der Unglücksgeschichte. Zu den serbischen Volksliedern also!"

Man verzichtete diesmal darauf, gegen das Abbrechen der Erzählung zu protestiren, da man Reinisch's Hartnäckigkeit in dieser Hinsicht kannte, Arvenberg nahm die Volkslieder zur Hand und begann vorzulesen, und er würde vielleicht nicht so bald innegehalten haben, wenn der Maler nicht endlich nach der Uhr gesehen und verkündet hätte:

„Ein Uhr! Jetzt ist's genug — seht ihr übrigens nicht, daß Born, der schon den ganzen Abend drein geschaut hat wie der melancholische Dänenprinz, allmälich in eine Gemüthsverfassung gerathen ist, die für sämmtliche Personen des Dramas, an dem er jetzt schreibt, das Schlimmste befürchten läßt?"

„Es ist aber auch wahr, Born," sekundirte Arvenberg, „Sie lassen die Unterlippe hängen, wie die eine Hexe im Märchen von Dornröschen, und sehen aus, als hätten Ihnen die Hühner das Brod genommen oder als hätten Sie Lieb' im Leibe."

Wendt aber rief:

„Kinder, ich hab's — meine Russin fängt an zu wirken! Born, Unglücksmensch, Sie sind bei ihr gewesen, allein —"

„Auf Grund einer besonderen schriftlichen Einladung!" glaubte der so Interpellirte konstatiren zu müssen; „sie wünschte eines meiner Stücke kennen zu lernen und hat es mir vorgelesen, um sich im Deutschen zu üben; sie las übrigens reizend."

„Selbstverständlich! Sagen Sie lieber, wann Sie fortgekommen sind?" forschte Wendt weiter.

Born, dem dies Verhör außerordentlich lästig zu sein schien, gab zu, daß es „spät" geworden sei, wollte jedoch nähere Angaben nicht machen können, was natürlich große Heiterkeit erregte. Arvenberg rief dazwischen: „Aber, lieber Born, warum so zurückhaltend und verschlossen? Sie brauchen Sich wahrhaftig nicht zu geniren, denn ich nehme nicht den geringsten Anstand, von freien Stücken zu erzählen, daß ich Fräulein Walujeff ebenfalls wiedergesehen habe, d. h., daß ich in gewissem Sinne von ihr aufgesucht worden bin — tout franchement."

Reinisch horchte auf und meinte lachend:

„Das schöne Fräulein scheint zur Zeit wenig anderweite Beschäftigung zu haben, da sie euch sogleich heranholt; nun, da Born die Details jenes literarisch-ästhetischen tête-à-tête gleich den eleusinischen Geheimnissen wahren zu wollen scheint, so denke ich, wir lassen ihn in Frieden und halten uns an Arvenberg, der den Eindruck macht, als sei er mittheilungslustiger."

„Nun, die Geschichte war ziemlich einfach und sehr harmlos," erzählte Arvenberg; „ich saß vorgestern Abend auf meinem Rezensentenplatz im Theater und hätte an den Wänden hinauflaufen mögen vor Aerger über einen Koulissenreißer von Helden, der über ein Maximum von äußeren und über ein Minimum von inneren Mitteln verfügt und eigentlich nur vor einem Parterre von — Zahnärzten spielen sollte — er hat nämlich zwei Reihen tadellos schöner Zähne, die zu zeigen ihm zu so hoher Genugthuung zu gereichen scheint, daß er sie auch in Momenten fletscht, die dazu nicht die geringste Veranlassung bieten. Da tritt der Logenschließer geräuschlos ein, tippt mich auf die Schulter und flüstert mir zu, daß ich während des Zwischenakts doch jedenfalls heraus ins Foyer gehen möchte — eine sehr große, schlanke, elegante Dame wünsche mich zu sprechen. Der Mensch machte ein ganz verdutztes Gesicht dazu — der kleine Rezensent, der von Anfang an so wenig Trinkgeldhoffnungen erweckte, erschien ihm jedenfalls plötzlich in ganz anderm Lichte. Ich ging die Reihe der mir bekannten jüdischen Damen durch, aber das ‚groß' wollte auf keine passen — ja, wenn er ‚fett' gesagt hätte! An eine junge Dame dachte ich natürlich nicht — die Matrone war selbstverständlich. Was man da wieder von mir verlangen könne, war mir unerfindlich — etwa eine zärtliche Mutter, deren kraushaariger, ramsnasiger Sprößling neben einer starken Anzahl anderer Talente auch eine ‚entschiedene' Begabung für die Bühne zeigte und mir einmal die große Rede des Brutus an der Leiche Cäsars zur Abwechslung vormauscheln wollte? Ich war gar nicht in gnädiger Stimmung, als ich mich in den Strom der im Foyer Promenirenden mischte und auch als ich Fräulein Tatjana begegnete, hielt ich dies für einen Zufall, bis sie um meinen Arm bat und mir lachend auseinandersetzte, sie habe mich bitten lassen, ins Foyer zu kommen, um fünf Minuten mit mir zu promeniren und mir zu sagen, daß sie mein gegittertes Schreibpapier, von dem ich ihr eine Probe unter Couvert gesandt hatte, aufgetrieben habe — in etwa acht Tagen würde sie es aus Paris bekommen. Das ist doch aufmerksam, und ich muß nun sehen, daß ich mich durch Besorgung einer bestimmten österreichischen Cigarette revanchire, die sie nirgends finden kann, wie sie neulich ganz beiläufig erwähnte; mein Vater hat einen Agenten in Wien, der mir diese ‚Trebisonder' jedenfalls verschaffen kann, und ich habe bereits an den Mann geschrieben. Ihr könnt euch ungefähr denken, wie wir angeglotzt wurden — Fräulein Tatjana hatte eine distinguirte, für unsere Stadt, in der es ja trotz alles Reichthums ziemlich philiströs-bürgerlich hergeht, geradezu extravagante Toilette gemacht, und man blieb förmlich offnen Mundes vor ihr stehen und staunte sie an, wie die Kuh das neue Thor. Sie ließ mich, dessen ‚Schwäche für Süßigkeiten' sie ja hinreichend — infolge Ihrer Indiskretion, lieber Wendt — kannte, aus ihrer kleinen Bonbonnière von lichtblauer Emaille naschen und drückte mir dieselbe, als die Klingel ertönte und alles in die Logen zurückströmte, mit einem schelmisch-befehlenden: ‚Zur gefälligen Bedienung — nach Schluß der Vorstellung an der Thür Ihrer Loge mir wieder zuzustellen!' in die Hand und — fort war sie. Sie kam dann wirklich, mit Mutter und Bruder, freute sich, daß unser Weg ziemlich der gleiche war, meinte: ‚Ach, das trifft ja allerliebst — Mama und die brüderliche Liebe mögen den Wagen benutzen, der uns erwartet und Sie führen mich durch die sternklare Nacht zu Fuße nach Hause; ich möchte gern noch eine Viertelstunde gehen,' und hing ihren Arm ohne weiteres in den meinen. Wir haben uns auf diesem Wege, der sich, halb durch meine, halb durch ihre Schuld, zu einem ganz unlogischen Konglomerat von Umwegen gestaltete, ganz gut unterhalten, und als wir vor der Hausthür angelangt waren, warf sie sogar die Frage auf, ob ich nicht noch ein Glas Thee bei ihnen nehmen wollte. Das aber habe ich — hört es, ihr Spötter — verbindlich dankend abgelehnt und es vorgezogen, mein Glas Thee im Café zu trinken, wer weiß, wann man fortgekommen wäre und ich wollte noch eine kurze Kritik schreiben. Im Café hatte ich die Genugthuung, daß der ästhetische Scharfrichter, vulgo Rezensent, unseres Konkurrenzblattes, der mich bisher stets vornehm ignorirt hatte, sich mir persönlich mit großer Artigkeit vorstellte; er wollte natürlich nur wissen, wer die hochelegante, pikante Dame gewesen sei, mit der ich so vertraulich plaudernd promenirte und die niemand gekannt habe, die also wohl eine Fremde sein müsse. Nun hättet ihr einmal sehen sollen, mit welcher nachlässigen Selbstgefälligkeit ich mich im Stuhl zurücklehnte, den blauen Wölkchen meiner Cigarette nachsah und mit affektirter Zerstreutheit Auskunft gab: ‚Vornehme Russin — enorm reich — Familie lebt meist im Ausland auf Reisen — gut mit ihr bekannt — komme öfters hin — sehr feines, gastfreies Haus — unangemeldeter Zutritt — eben nach Hause begleitet — Einladung zum Thee ausgeschlagen — gestern spät von einem Souper heimgekommen.' Der Mensch war völlig um den Finger zu wickeln und wird in Zukunft seinen Hut sehr tief vor mir ziehen — ich habe ihm sicher höllisch imponirt."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

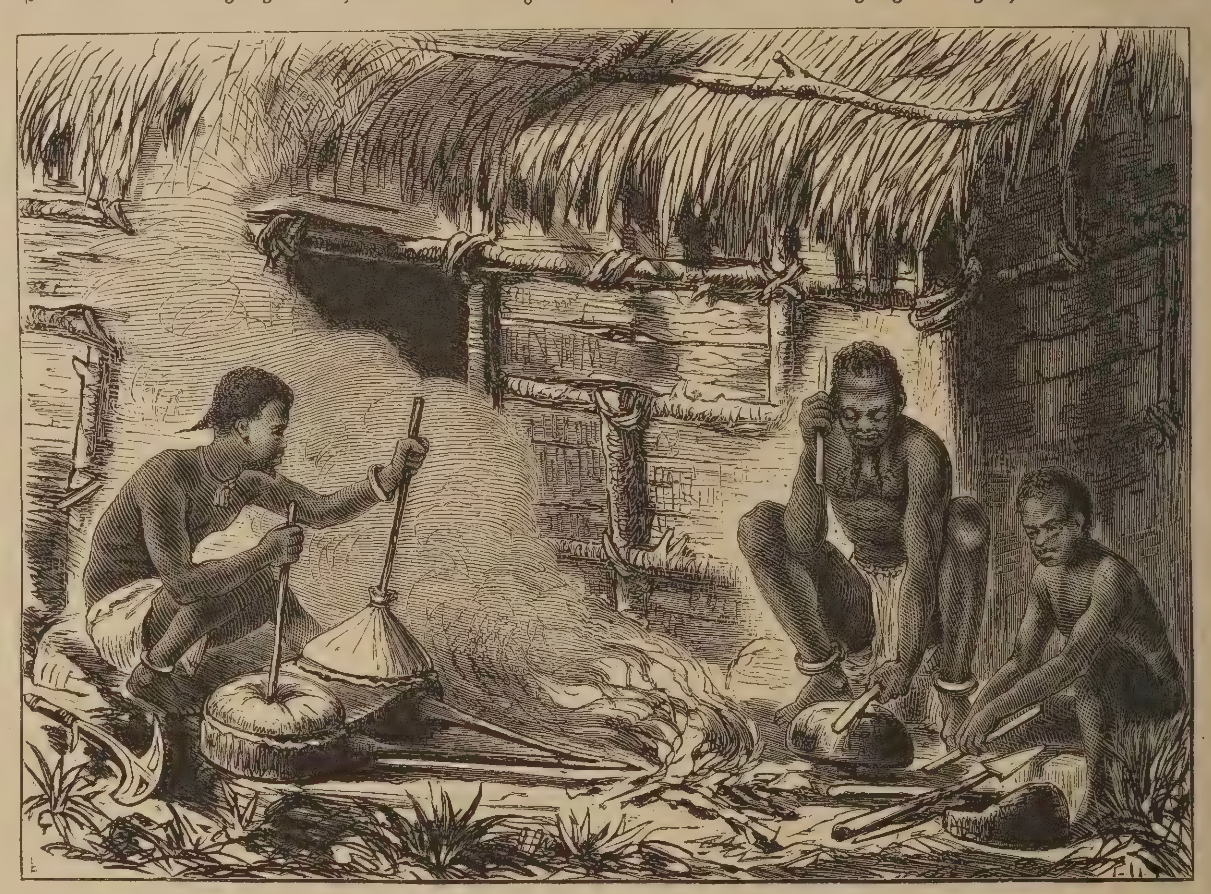
Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Die ausführliche Darlegung, wie Dellingshausen sich bei kontinuirlicher Materie die Ausdehnung und Kompression von festen und flüssigen Körpern denkt, würde zu weit führen; als dafür charakteristisch sei nur angeführt: „Durch die Luftpumpen kann die Verdünnung der Luft beliebig weit getrieben werden. Wir erkennen aber, daß dabei nicht die Materie herausgepumpt wird, sondern es werden nur die innern Bewegungen der Luft aus dem Rezipienten entfernt. In einem sogenannten luftleeren Raume ist die Materie in derselben Weise enthalten, wie in allen Körpern." — Ueber die Ausdehnung durch die Wärme sagt Dellingshausen:

„Wenn in meiner Theorie von der Ausdehnung eines Körpers, z. B. durch die Wärme die Rede ist, so beziehen sich diese Worte nicht auf die in dem Körper enthaltene Materie — diese bleibt unverändert —, sondern sie bedeuten nur, daß die innern, den Körper qualifizirenden Bewegungen sich über einen größeren Raum ausbreiten. Indem diese Bewegungen durch ihre zunehmende Energie um sich greifen, wird der äußere, auf dem Körper lastende Druck überwunden und eine Arbeit geleistet. Diese Arbeit wird dazu verwendet, die inneren Bewegungen der angrenzenden Körper zurückzudrängen und sie durch die inneren Bewegungen des wärmeren Körpers zu ersetzen. Indem die zunächst liegenden Theile der Materie dabei die Eigenschaften des sich ausdehnenden Körpers annehmen, wird die Erscheinung seiner Volumzunahme bewirkt." — Diesen Ansichten gegenüber müssen wir doch fragen: Wie kann eine Materie, die sich nicht ausdehnt, mit ihren Bewegungen um sich greifen? Wie soll man sich vorstellen, daß die innere Bewegung benachbarter Materie zurückgedrängt werde, und wohin? Kann denn die „spezifische Trägheit" einem Theil der Materie geraubt oder umgewandelt werden? Wird ein Theil von Wasser, Oel, Alkohol oder anderen Stoffen, die einen durch Wärme ausgedehnten Eisenstab umgeben, wirklich nachweisbar zu Eisen? Wo bleibt bei diesen Körpern dann die grundsätzlich aufgestellte „unveränderliche Fortdauer ihrer inneren Bewegungen"?

Eine ganz wesentliche Frage ist endlich die: wie man sich die Bewegung innerhalb einer kontinuirlichen Materie zu denken habe? D. antwortet darauf: „Die Frage: Wie ist Bewegung innerhalb einer kontinuirlichen Materie möglich? habe ich bereits in Bezug auf die inneren Bewegungen der Körper dahin beantwortet, daß diese Bewegungen nur Wirbel sind und daß jeder Punkt sich dahin bewegt, wo die übrigen Punkte ihm durch ihre Bewegungen Platz dazu lassen." — Wir können uns damit unmöglich befriedigt, noch weniger überzeugt erklären, wenn uns auf die Frage: wie sind innere Bewegungen möglich? die ablenkende Antwort



Fan-Neger bei der Schmiedearbeit. (Seite 575.)

wird: nun, es sind eben nur Wirbel! als ob ein derartiges Konglomerat von Wirbelbewegungen ohne Zwischenraum für die Vorstellung etwas ganz geläufiges, keiner weitern Erklärung bedürftiges wäre! Und ferner — Punkte, die durch ihre Bewegung andern Platz zur Nachfolge lassen, sind doch gewiß materiell, — obgleich sie D. nach vorhergehender Aeußerung nur als rein mathematische, ausdehnungslose gelten lassen wollte — und dann kommen sie, wie ein Ei dem andern gleicht, mit den Atomen nach altem Stil überein. Es klingt fast wie Hohnnecken: jeder Punkt gehe in seiner Bewegung dahin, wo er eben Platz finde — dabei sollen alle Plätze im Welttheater, einer neben dem andern ohne Zwischenraum, für beständig schon abonnirt und besetzt sein — und dann sollen wir unter diesen Umständen in dem Weiterschreiten eines freigelassenen Platzes die Bahn irgend eines Punktes aufzufinden im stande sein!

Die herausgehobenen Citate können in Anbetracht des hier für diesen Gegenstand verstatteten Raumes genügen, um das Urtheil zu rechtfertigen, daß wir, trotz vieler von D. beigebrachter und zutreffender Einwände gegen die Atomistik, und Stützen für seine eigenartige Anschauung, der letzteren bei gegenseitigem Abwägen doch nicht den Vorzug zugestehen können. Denn, wie Maxwell über die Methoden der Molekularphysik bemerkt: „Wenn wir jedoch die Hypothese aufgestellt haben, daß die Konfiguration, Bewegung oder Wirkung des materiellen Systems von einer besonderen, bestimmten Art sind, und wenn die Konsequenzen dieser Hypothese mit den Erscheinungen stimmen, dann müssen wir, wofern wir nicht nachweisen können, daß keine andere Hypothese den Erscheinungen genügen würde, immer noch die Möglichkeit zugeben, daß unsere Hypothese falsch sei."

Obgleich aber D. mit dem leidenschaftlichen Eifer des Neuerers in einer wichtigen Sache seine Wirbelatomtheorie als unentbehrliches Fundament für seine eigentliche Gravitationstheorie hergerichtet zu haben glaubt und er selbst vielleicht eher noch letztere, als die erstere möchte zu Bruche gehen sehen, so finden wir uns doch in der gegentheiligen Lage, ungeachtet des eingestandenen Unglaubens an das Alleinseligmachende der Wirbelatome, den Stab über D.'s Theorie der Gravitation nicht zu brechen, ja derselben sogar einen erheblichen Vorsprung vor allen bisher besprochenen Theorien zuzuerkennen. Dieser Vorzug nun liegt, wie D. sich sehr wohl bewußt ist, darin, daß er sich zur Gravitationserklärung nicht mit der Einzelwirkung von Molekülen oder Atomen befaßt, wobei nothwendig auf deren Form, Eigenschaften, Einzelgeschwindigkeiten, Wege und Konfiguration eingegangen werden muß, was zu einer großen Zahl von mehr und minder



Auf falscher Fährte. (Seite 576.)

willkürlichen Hypothesen führt, da exakte Beobachtungen bisher nicht möglich waren, und solcherweise sich bald in dem einen, bald in dem andern Falle zum Absurden führende Konsequenzen ergeben.

Dagegen ist das Angefülltsein nicht nur des intraplanetaren, sondern des gesammten kosmischen Raumes zwischen den Sternen mit einem materiellen Medium nachweisbar, und die beständige Existenz von Wellenbewegungen innerhalb desselben, welche Träger von Energie sind, ein Faktum, welches ebenso gut dann als reale Grundlage für eine Gravitationstheorie dienen kann, wenn man im Gegensatz zu D. die atomistische Hypothese der Materie für statthaft hält. Beweis dafür ist das letzte Werk über die physische Wirkungsweise der Gravitation von Aurel Anderssohn, welches gleichzeitig, wie es scheint, mit D.'s ausgearbeitet worden ist.

Es steht in den soeben erwähnten Voraussetzungen auf derselben Grundlage, enthält daher auch mancherlei analoge Schlüsse und Ausführungen, geht aber in andern Punkten und Konsequenzen noch weiter. Des besseren Vergleichs wegen seien daher von jetzt ab beide Theorien gleichzeitig nebeneinander besprochen.

Die anderssohn'sche Theorie beschäftigt sich, nachdem sie Newton's Stellung zu der Frage klargelegt, logischerweise ebenfalls zuerst damit, die alte Vorstellung einer Fernewirkung: „wenn unter einer solchen die Ursache einer Aenderung der Konfiguration materieller Systeme verstanden wird, zwischen denen keine derartige sichtbare oder nachweisbare materielle Substanz sich befindet, welche ihrer bisher beobachteten Natur nach zur Uebertragung der dynamischen Einwirkung geeignet erscheint . . .“ auf einen vernunftgemäßeren Boden zu bringen, indem nach Erörterung des Unterschiedes zwischen „stofflich“ und „wägbar“ darüber bemerkt wird: „der unserm Kausalitätsbedürfniß eingestandenermaßen widersprechende Begriff einer Wirkung räumlich entfernter Massen ohne vermittelndes Bindeglied ist nun offenbar in dem Augenblick hinfällig, wenn sich irgend welcher den Raum erfüllender Stoff zur Uebertragung jener räthselhaften Kraftäußerungen geeignet erweist.“

Die kontinuirliche Raumerfüllung der Materie bei Dellingshausen schließt schon ein, daß die Räume zwischen den Sternen dabei einbegriffen seien; übrigens aber will er den Zustand seiner kontinuirlichen Materie in dem Weltraum durchaus nicht als von ganz abweichender Qualität von den uns bekannten Stoffen angesehen wissen, so wie ein Theil der Naturforscher den Licht- und Wärmeäther betrachtet, während andere denselben als im höchsten Maße verdünnte Luft ansehen. D. eifert zwar überhaupt gegen den Gebrauch des Wortes „Aether“, aber wenn wir auch über seine Zusammensetzung aus Erfahrung garnichts wissen — warum sollten wir diesen Stoff nicht bis auf spätere, genauere Kenntniß „Wärme- oder Lichtäther“ nennen, zu Ehren des Umstands, daß seine Existenz uns durchdie Wärme- und Lichtstrahlen bewiesen wird, wenn wir dabei auch nicht mehr annehmen, daß der Aether nur für diese beiden Arten der Bewegung ganz speziell geschaffen sei! Die Hauptsache ist, daß wir diese dünne Substanz im Weltraum als Kraft oder Bewegung übertragend erkennen; darüber sagt Anderssohn: „Nachdem wir aber wissen, daß Wärme in mechanische Arbeit wandelbar ist, also selbst in ihren Schwingungen Energie besitzt, sowie daß dieselbe auch vermittels Strahlung durch den künstlich hergestellten luftleeren Raum übertragbar ist; daß ferner gleichzeitig und gemischt mit den Lichtstrahlen uns ein noch größeres Quantum Wärmestrahlen von den selbstleuchtenden Sonnen durch den Weltraum zugeht; da ferner nachgewiesen ist, daß diese Uebertragung Zeit erfordert, so daß Licht- und Wärmestrahlen, die in einem Moment von der Sonne ausgesandt werden, über 8 Minuten im Weltraum verweilen, ehe sie zu uns gelangen: so ist dieses Vorhandensein von Energie im Weltraum ein durchaus vollgültiger Beweis für das Vorhandensein von materieller Substanz, die wir eben Lichtäther nennen.“ Ueber den Aether bemerkt A. bald darauf noch Folgendes: „Für das Gewicht dieser Thatsachen sind die Hypothesen, welche man speziell über die Natur und Eigenschaften der Aethermoleküle zu setzen beliebt, von geringem Belang; Elastizität, als eine Form der Cohäsion, kann man Uratomen, wie denen des Aethers als einzelnen natürlich nicht zuschreiben, . . . sie kann dieser Materie nur als einem Ganzen, und zwar weil sie unbegrenzt und nach allen Richtungen Energie tragend vorgestellt werden muß, zugeschrieben werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. **Eduard Reich.**

VI. Pflege der Muskeln.

Gymnastik und Arbeit, Muskelarbeit, dies gehört zur Pflege der Muskeln. Und diese Pflege ist von außerordentlicher Bedeutung für das ganze leibliche und seelische Leben, für Gesundheit und Wohlfahrt, für Glück und Zufriedenheit; denn die Muskeln sind nicht blos Bewegungsorgane, sondern sind auch hervorragende Stätten des Umsatzes der organischen Materie, Hauptquellen der Wärmebildung. Bei jeder Zusammenziehung der Muskelfasern wird Wärme frei und Stoff zersetzt, eine bestimmte Menge und Art von Verbindungen. Andere Materien werden durch die Thätigkeit der Nerven zersetzt, und auch da wird Wärme frei. Diese in den Nerven und Muskeln frei werdende Wärme dient zur Unterhaltung der Lebensvorgänge, wogegen die in den Muskeln und Nerven zerfallenden Stoffe größtentheils durch Lunge, Haut und Nieren ausgeschieden werden. Setzen die Nerven, insbesondere aber die Muskeln, nicht genug der angesammelten Materien um, so entstehen krankhafte Zustände, die manchmal eine beträchtliche Höhe erreichen und schließlich den Tod veranlassen.

Muskel- und Nervenarbeit sind beide gleich nöthig für den Haushalt des Leibes. Diejenigen, welche allzu angestrengt mit den Muskeln und kaum mit den Nerven arbeiten, erkranken, und die, welche allzu angestrengt mit den Nerven und kaum mit den Muskeln arbeiten, erkranken wieder. Die besten Lebens- und Gesundheitsverhältnisse bekunden jene Nationen und Volksklassen, welche nicht wie Maschinen arbeiten, sondern ein gewisses Maß von Geistesbildung besitzen und auf diese Art ihre Muskelthätigkeit durch einen bestimmten Grad von Nerventhätigkeit kompensiren.

Das mit den Händen arbeitende Volk wird durch Pflege des geistigen und gemüthlichen Lebens sehr wohlthuend auch für seine rein körperliche Gesundheit berührt und gewinnt, indem es körperlich und seelisch zugleich gesundet, die physischen und moralischen Grundlagen einestheils materiellen Wohlstandes, anderntheils innerer Zufriedenheit.

Beschäftigen wir uns hier mit der Pflege des Muskellebens.

Einfaches Gehen in freier Luft ist die unterste Stufe der Gymnastik. Aber, dasselbe genügt noch nicht den Anforderungen der Gesundheitspflege. In Verbindung mit körperlicher Arbeit in freier Luft erst erfüllt die Promenade die von ihr gehegten Erwartungen. Da nun nicht jeder seine Arbeit unter dem blauen Zelte des Himmels verrichten kann, und das Spazierengehen nicht ausreicht, nicht als vollkommene, sondern nur als einseitige Muskelbewegung betrachtet werden kann, ist es nöthig, täglich alle Muskeln systematisch in Thätigkeit zu setzen, mit anderen Worten: Gymnastik zu treiben.

Jedes Organ, welches geübt, gymnastisch ausgebildet wird, entwickelt sich besser und verrichtet seine Arbeit vollkommener. Da auf gute Entwicklung der Muskelkraft und auf Vollkommenheit der Muskelthätigkeit es ungemein viel ankommt, sowohl für das Bewegungsleben und den äußeren Bestand des Menschen, wie für den Stoffwechsel und die leibliche ebenso, wie für die geistig-sittliche Gesundheit, — ist es unerläßlich, von frühester Jugend an die Kinder beider Geschlechter auch gymnastisch zu erziehen. Gymnastik und abhärtende Hautpflege müssen stets Hand in Hand gehen und einander immer ergänzen.

Die allgemeine Einführung der Gymnastik in Schulen kann jeder, der es mit der Menschheit gut meint, nur mit Freude anerkennen. Aber die Schulgymnastik verliert an Werth, wenn sie wie ein Handwerk betrieben, nach der Schablone geübt wird und die Methode des Unterrichts darin den Charakter des Individualisirenden verliert.

Bei jedem Menschen hat die Leibesübung einen anderen Schwerpunkt. Dies wahrzunehmen, ist Aufgabe des Turnlehrers und des Schularztes. Wenn durch die Gymnastik Krankheitsanlagen getilgt werden sollen, so kann es ohne strenges Individualisiren keinen Augenblick gehen und der Turnlehrer muß die sämmtlichen Muskelübungen genau dem besonderen Bedürfnisse des Menschen anpassen.

Jede Individualität bedarf einer anderen Menge von Muskelübung. Ein Mensch hat nach einer halben Stunde Turnens gerade so viel Stoff zersetzt und Kraft verbraucht, als ein anderer nach einer ganzen Stunde Turnens. Die eine Person bedarf zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Förderung ihres körperlichen Wachsthums mehr der Uebung von Armen und Beinen, die andere mehr der Uebung der Brust- und Rückenmuskeln.

Ein Mensch, der mit schwächer entwickeltem Brustkorb zur Welt kommt, muß durch vernünftiges Turnen den Fehler gut zu machen suchen. Dies kann nur, was Gymnastik betrifft, vermittels angemessenen Exerzitiums zunächst der Muskeln des

Rumpfes geschehen, welches durch Uebung der anderen Muskeln sekundirt wird.

Hat jemand einen sehr wohl entwickelten Brustkorb und im Verhältniß hierzu minder entwickelte Muskulatur der Gliedmaßen, so werden in erster Reihe und vor allem systematische Bewegungen dieser letzteren angezeigt sein.

Ueberschreitet das Turnen nicht die Grenzen des physisch Möglichen und übermüdet es nicht eine einzelne Gruppe von Muskeln, so ist seine Wirkung eine heilsame und zeigt unter anderem auch sich darin, daß guter Schlaf nicht fehlt.

Zu den obersten Bedingungen erfreulicher Wirkung der Gymnastik gehört angemessene Nahrungspflege und heitere Gemüthsstimmung. Jede bedeutendere, besonders systematische Muskelaktion hat größeren Verbrauch organischer Materien im Gefolge. Dieser Verlust muß durch Nahrung ersetzt werden. Wird dem Arbeiter, dem Gymnastiker, und besonders dem im Wachsthum begriffenen Turner nicht voller Ersatz durch angemessene Nahrungspflege geboten, so hat die Muskelübung gewiß mehr nachtheilige, als nützliche Erfolge; es entstehen leicht allerhand krankhafte Affektionen, die zuweilen verhängnißvoll ausgehen.

Da niederdrückende Gemüthszustände den Umsatz der Gebilde im Haushalte des Leibes verlangsamen, Gymnastik denselben aber beschleunigt, wird im allgemeinen Uebung der Muskeln dazu beitragen, den schlimmen Wirkungen der Depression zu begegnen. Aber dies nur bis zu einem bestimmten Punkte; einem wirklich dauernden, niedergedrückten Zustande der Seele gegenüber hat Gymnastik keine oder doch nur wenig Wirkung.

Die Lust, sich zu bewegen, ist die Folge der Anhäufung größerer Mengen von Materien, welche der Zersetzung fähig sind und hierbei Kraft, Wärme freimachen. Das Freiwerden der Kraft drückt durch Bewegung sich aus, der Trieb zur Bewegung findet demnach jederzeit sich ein, wenn die durch Anwesenheit größerer Stoffmengen bedingte Spannung in den Muskeln gegeben ist. Wer entsprechend sich bewegen soll, muß entsprechend sich nähren, und wer gut sich nährt, muß, um gesund zu bleiben, kräftig seine Muskeln in Bewegung setzen.

Es gibt viele Menschen, die gezwungen sind, stärkere Bewegung zu machen, ohne jedoch im stande zu sein, angemessen sich zu ernähren. Hier geht der Trieb zur Muskelaktion nicht vom Muskel, sondern vom Willen aus, und die Bewegung hat nicht jenen guten Erfolg, wie bei den Wohlgenährten, sondern wirkt erschöpfend.

Für junge und ältere Menschen ist das Marschiren nach dem Takte der Musik eine sehr gesundheitsgemäße Bewegung. Dem schließt der Tanz sich an, der, anständig ausgeführt, von gutem Nutzen für beide Geschlechter ist. Jede gymnastische Uebung, heiße dieselbe Marsch oder Tanz oder anders, die bei angemessener Leibespflege vorgenommen wird und mit Freude verbunden ist, fördert die körperliche Gesundheit und das geistige Wohlbefinden; denn dieselbe bezieht sich keineswegs ausschließlich auf die Muskeln, sondern begünstigt in gleichem Maße den Stoffumsatz in den Nerven.

Menschen, deren Leibesverhältnisse es zulassen, sollen springen, laufen, hüpfen und im Winter auf Schlittschuhen sich versuchen. Schwimmen aber, welches die glücklichste Vereinigung der Hautpflege mit der Gymnastik ist, soll niemand fremd bleiben, sondern schon in früher Jugend erlernt und das ganze Leben hindurch geübt werden.

Fahren, Reiten, Schaukeln u. dgl. m. sind nützliche passive Bewegungen; doch wer nur einigermaßen wohl ist und nicht eine Reise beabsichtigt, soll lieber gehen, anstatt fahren und reiten, weil aktive Bewegungen, aus dem Gesichtspunkte der Gesundheitspflege betrachtet, immer den Vorzug verdienen vor passiven.

Die Jagd wird als eine sehr gesundheitsgemäße Beschäftigung gepriesen. Ich bestreite keinen Augenblick, daß die Jäger, d. h. die Forstleute, gesunder und kräftiger sind, als viele andere Leute; aber, nicht dem Jagen verdanken sie dieses Glück, sondern ihrem nahezu beständigen Aufenthalte in freier, in Waldluft und der beständigen Bewegung der Glieder. Mir ist alles, was Jagd heißt, ein Greuel; ich betrachte das Erschießen, Fangen, Hetzen, Zerfleischen von lebenden Wesen, die mit Bewußtsein begabt sind, als Roheit. Daher empfehle ich das Jagen nicht nur nicht, sondern rathe entschieden davon ab. Halte doch jeder möglichst lange in freier Luft sich auf, renne, springe, klettere, schwimme nach Herzenslust, schone aber der Thiere im Walde und Felde, die auch gerne leben.

Zu systematischer Leibesübung durch Gymnastik gehört eine bestimmte Zeit. Man unterlasse alles Turnen unmittelbar nach der Mahlzeit, weil dieser Theil unseres Lebens der Verdauung gehört und Störung dieser letzteren durch Kraftverbrauch in den Muskeln um so härter sich bestraft, je öfters bei vollem Magen geturnt wird. Eine bei weitem bessere Stunde, als sogleich oder bald nach Tische, ist für alle gymnastischen Uebungen vor den Mahlzeiten, doch nicht, wenn bereits Hunger eintritt, sondern das Bedürfniß des Essens sich noch nicht regt.

Ganz das nämliche ist von der Zeit des Schwimmens zu sagen: man unterlasse diese Uebung bei vollem ebenso, wie bei leerem Magen und bade am besten vor der Mahlzeit und vor Eintritt des Heißhungers. Wer sofort nach dem Essen in das Wasser geht, entzieht der Verdauung Nervenkraft und lenkt den die reichliche Absonderung von Verdauungssäften bedingenden Blutstrom theils nach der Haut, theils nach Lunge, Herz und Gehirn. Es ist dies, wie schon angedeutet, Zersplitterung der organischen Kräfte, Schädigung des thierischen Haushalts, für den Augenblick manchmal lebensgefährlich, für die Dauer immer mehr oder weniger nachtheilig, weil die Natur an solche Experimente nur ausnahmsweise sich gewöhnt.

Militärisches Exerzitium ist Gymnastik, aber besonderer Art. Es hat dasselbe den Zweck, den Körper auszubilden; die Leibeskräfte zu erhöhen, die Gesundheit zu befestigen, dem Menschen möglichst viel von der Empfidlichkeit gegen Wechsel der Temperatur und Witterung, der Diät und Gewohnheit zu nehmen, und möglichst viel Ausdauer in Strapazen und Aufregungen zu geben.

Entkleiden wir das militärische Exerzitium seines auf physische Ueberwältigung von Mitmenschen hinarbeitenden und mit der Kultur auf die Dauer nicht verträglichen kriegerischen Endzweckes, so ist dasselbe, wenn mit entsprechender Diät des Leibes und des Geistes verbunden, eine vortheilhafte Gymnastik, die als äußerst schätzbare Ergänzung der Haus- und Schulerziehung zu betrachten ist.

Es lehrt die Erfahrung, daß jene Armeen, in welchen die Soldaten am besten gedrillt und diätetisch einfach und naturgemäß gehalten werden, den beziehungsweise besten Gesundheitszustand aufweisen. Die preußischen Soldaten sind weit gesunder, beweglicher und ausdauernder, als die britischen, obgleich, oder besser: weil sie strammer exerzirt und knapper gehalten, weit mehr abgehärtet und an Beschwerden gewöhnt werden, als ihre Kollegen jenseits der Nordsee. Der Krieger Preußens setzt nur Fett an, wenn er Feldwebel und als solcher den Beschwerlichkeiten der Somaszetit (der militärisch-gymnastischen abhärtenden Diät) entrückt ist; sonst ist von größeren Ueberschüssen organischer Materie in seinem thierischen Haushalt nicht die Rede, weil durch Einhalten des strammen Regiments der Körper das ihm gebotene wieder verbraucht.

Gewisse Personen können stärkere gymnastische Uebungen nicht vertragen. Hier habe ich keineswegs ausgesprochene Kranke im Auge, sondern jene Halbgesunden, die am Halse einen Kropf tragen, in der Leistengegend einen Bruch zurückhalten, das eine Bein halb steif nachziehen und den Rücken beträchtlich beugen; jene Halbinvaliden, die ein unvorsichtiger Schritt ganz invalid macht, ganz krank, ganz gebrechlich; diese dürfen mit der Gymnastik nicht spaßen.

Gewisse Lehrer der Turnkunst betrachten es als den Gipfel ihrer Aufgabe, den Zöglingen Affenkunststücke anzulernen. Dergleichen ist nur für Seiltänzer und Kunstreiter bedeutungsvoll, für andere Menschenkinder aber weder gesund noch erbaulich, ja im Gegentheile manchmal recht gefährlich. Indessen, wer die Kunststücke der Akrobaten erlernen will, dem sei dies nicht benommen; denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. In den Rahmen des gymnastischen Schulunterrichts passen Affensprünge nicht, sollen demnach von keinem Schüler gefordert werden.

Gewisse Schüler haben einen ganz merkwürdigen Widerwillen gegen die Gymnastik. Es sind dies nicht immer blos verwöhnte Muttersöhnchen, sondern auch andere scheinbar ganz gesunde aber wirklich kranke Bürschchen. Dieser Widerwille entspringt meistens aus mangelhafter Ernährung, aus Zuständen von Blutmangel, Nervosität, und ist nur in seltnen Fällen Erscheinung angeborener oder anerzogener Feigheit. Die der Gymnastik widerstrebenden Schüler müssen entweder durch bessere Nahrungspflege oder durch moralischen Zwang der edlen Turnkunst in die Arme geführt werden.

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit später.

Es war Abend. Ich hatte meine Lampe noch nicht angezündet. Ich saß auf dem Sopha und überdachte eine soeben beendigte Arbeit, als Freimann eintrat. Er setzte sich zu mir und wir plauderten. „Ich habe mir außerhalb der Stadt ein kleines Häuschen gemiethet, vortheilhaft in allem. Der Besitzer ist ein Bekannter von mir, der mir das Anwesen auf 10 Jahre zugeschrieben hat. Willst du zu mir ziehen, meine bescheidene Häuslichkeit theilen, so thue es. Es ist mein Wunsch.“ — „Dazu wird noch immer Zeit sein,“ sagte ich, „wenn du mich überhaupt gebrauchen kannst!“ — — — „Unsinn, mich gebrauchen kannst!“ gab Freimann zurück. — „Laß mich ausreden, lieber Bruno,“ anwortete ich, „und du wirst selbst zugeben, daß ich recht habe. Meinst du, ich habe nicht schon lange gemerkt, daß du mit dem Gedanken dich trägst, ein Mädchen heimzuführen, daß es dein sehnlichster Wunsch ist, dieses einförmige Junggesellenleben zu quittiren und dir ein eignes Daheim zu gründen? Du warst Weiberverächter nur wegen deiner materiellen Hülflosigkeit, im Inneren warst du stets ihr Verehrer, und wie einsilbig und hölzern du dich den Frauen auch immer gegenüber gebahrtest — es war dies nur ein täuschender Mantel, der aufkeimende Sehnsucht und Begierde nach Besitz verdeckte. War es anders?“ — Freimann schwieg. „Du wirst mich in deinem Häuschen nicht gebrauchen können,“ fuhr ich fort, „ich würde dir, so lieb ich dir auch vielleicht bin, überall im Wege sein; du würdest dich schämen, vor mir anders zu scheinen, als du früher gewesen; und dem Gegenstande deiner Wahl nicht die ungetheilte und lautere Liebe entgegenbringen, die er verdient und beansprucht!“ — — Freimann schwieg noch. — „Die Gegenwart fremder Menschen ist einem jungen Paar niemals so drückend als die von Freunden. Du wirst die Gründe selbst wissen und darum bleibe ich für mich allein — — geh' und sei glücklich!“ — — „Und wer ist die Auserkorene deiner Wahl?“ setzte ich nach einiger Zeit scherzend hinzu. „Kenne ich sie schon?“ — „Wer sie sei?“ sagte Freimann endlich, in einem Tone, der auf tiefes Nachdenken des Sprechers deutete. „Ob du sie kennst? — Möglich, oder auch nicht möglich! — Man kennt oft Menschen nicht, auch wenn man mit ihnen aufgewachsen ist!“ — — Ich bat Freimann, doch nicht mit dem Namen zurückzuhalten, das wäre ja eine kleinliche Art der Freundschaft! — „Damit hat es noch Zeit,“ entgegnete er, während es in meinem Kopfe mächtig arbeitete von tausend Gedanken und Vermuthungen. Die Aufforderung seinerseits, doch endlich die Lampe anzuzünden, endete dieses Gespräch und als erst das Licht in das Zimmer strahlte, fehlte uns beiden wohl der Muth, das Gespräch fortzusetzen. — — — — —

Theuerste Seele! Unsere ganze lange und haarspaltende Korrespondenz wird umsonst gewesen sein. Wenn Du diesen Brief in Händen hast, ist eine so heikle Angelegenheit formell erledigt. Formell! — Dem Herzen befehlen still zu sein, nicht aufzuzucken, das liegt außerhalb meiner Macht, und mein armes Herz, — o, lieber Freund, das ist sehr bemitleidenswerth, denn es ächzt und stöhnt, gleich einem Schwerkranken, wenn man so von ihm reden darf! — Es blutet unter dem grausigen Befehl des Verstandes. Und wie wird es ihm erst ergehen, wenn die ganze Sache zu Ende ist, wenn das Verdikt: „Entsage!“ endgiltig ausgesprochen worden? — Ich denke nicht daran, ich klammere mich noch an die Gegenwart. Ich betäube den Gedanken, dem liebsten Gute auf der Welt entsagen zu müssen, durch eine künstliche, fröhliche Stimmung, und die Freundin, die Geliebte, freut sich mit mir und merkt es nicht, daß es die Verzweiflung ist, die mich manchmal lachen macht. — Oft ist es mir, als ob ich ihr sagen müsse: „Sieh, Elisabeth, ich liebe dich so sehr, und ich kann, ich darf dich nicht besitzen! Ich muß meine Liebe opfern, damit du nicht selbst das Opfer der Liebe werdest.“ Aber nur zeitweise redete die Eitelkeit solcherart in mir; schnell tritt das edle Gefühl dominirend auf und es spricht vernehmlich: Thu', was du mußt und murre nicht! — —

Ich versprach dem Freunde, Elisabeth zu fragen, ob sie ihn liebe. Wenn er mich fragt, ob ich Gewißheit habe, so vertröste ich ihn auf morgen, und sofort. Seit jener denkwürdigen Stunde sind heute elf Tage verflossen. Ich weiß ja, was ich sagen muß, aber ich habe nicht den Muth, Elisabeth begreiflich zu machen, daß ich sie — nicht liebe. — Werde ich es können? — — Und wie soll ich das anfangen? — Mein armer Kopf wird darüber wohl noch närrisch. — Ich werde mich dem Zufall anvertrauen. Das wird das Beste sein. — — — Gestern unterwegs rief mich jemand an. Als ich aufsah, grüßte mich ein Redakteur der „Provinzzeitung“. „Man sieht Sie so wenig, obwohl man viel von Ihnen liest. Sie sollten Ihr Rednertalent in den öffentlichen Versammlungen ausnutzen und entwickeln. Es kommt eine Zeit, wo man Männer braucht, die zum Volke zu reden verstehen. Und übrigens hat man nicht ein Recht, von Ihnen zu fordern, daß Sie Ihre Kraft am rechten Fleck für das gemeine Wohl einsetzen?“ Diese Worte brachten mich wie mit einem Schlage aus meiner träumerischen Stimmung, und nach einigem Hin- und Herreden mußte ich versprechen, nach meiner Ferienreise mit Vorträgen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Während dieser Unterhandlung trat ein befreundeter Herr zu uns, der, als er unseren Plan hörte, seinen Beifall spendete und mich aufmunterte, mit Energie in die Arena des politischen Lebens zu treten. „Sehr recht! Sie dürfen nicht bei Ihren Büchern vertrocknen,“ sagte der letztere wohlmeinend, „Sie verfallen sonst dabei auf allerlei Gedanken, die vielleicht ganz gut sein mögen, doch zu sehr abseits von dem Bedürfnisse unserer Zeit liegen. Die Uebersicht geht verloren, Sie werden pedantisch, suchen in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten Ihren Ehrgeiz zu befriedigen, und am Ende schwächt sich der Geist ab, der im stande war, die Zeitfragen zu verstehen und thätig in die Zeitaktionen einzugreifen. Ein Mann wie Sie,“ setzte er schließlich noch hinzu, „ist nicht dazu gemacht, seine Zeit den Nichtigkeiten des gewöhnlichen Lebens zu opfern, z. B. in Liebschaften, in der Ehe, Kleinkindererziehung oder sonstigen Spielereien Befriedigung zu suchen und zu finden; für einen Mann wie Sie ist entweder die strenge Wissenschaft Geliebte und Frau oder die Oeffentlichkeit, die Rednerbühne!“ — Ich nickte zustimmend, denn diese Worte waren mir aus der Seele gesprochen, d. h. es war derselbe Gedanke, den ich mir schon selbst zurechtgelegt hatte als Rettung aus meinen niederdrückenden Stimmungen. — Du hast Fähigkeiten, sagte ich zu mir, die, richtig angewendet und gehörig kultivirt, ihre Wirkung nicht verfehlen werden; du bist dir bewußt, daß du es mit diesen Fähigkeiten vielleicht weit bringen, daß du eine hervorragende, achtungswerthe Stellung irgendwelcher Art durch sie erklimmen kannst, wenn du fortfährst, zu arbeiten und zu denken; und nun, auf halbem Wege, mitten in der besten Entwicklungsperiode der Kräfte, willst du stillehalten, dein Licht unter den Scheffel stellen, alle Kraft, die dem Gemeinwohle willkommen gewesen wäre, in einer Ehe verkümmern lassen; in der Umarmung eines Weibes zu vergessen trachten, was das Volk zu seinem Fortschritt bedarf, den kühnen Schwung deiner Phantasie einengen, daß er hübsch bescheiden sich der häuslichen Nutzbarkeit anbequeme, mit Gewaltspruch sagen: „In diesen vorgeschriebenen engen Bahnen wandle du, Geist!“ — Nein und nochmals und zum tausendstenmale nein! Ehe dies geschieht, wende ich meine Hand gegen mein eigen Leben, daß der neue Tag nicht das langweilige, blasirte Gesicht eines jämmerlichen Menschen sehe, der umhergeht mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Dolche im Herzen, zufrieden und glücklich, weil er ein Weib, ein schönes Weib, mit begehrlichem Pulsschlage sein eigen nennt, und immer in Brust und Hirn elend und zerschlagen ist. — Nein, nein! rief es in mir und meine Brust hob sich bei dem Entschlusse, wie von einer Last befreit. Und doch — redet da drunten das arme Herz nicht eine andere Sprache? Es ist um das bischen Verstand noch vollends zu verlieren! — —

Kaum war ich von den beiden Herren erlöst, als der Gedanke mich befiel: Und doch muß es sich vereinigen lassen, das Streben nach Weltweisheit und das Streben nach Liebesglück! Beides zusammen nur kann den Menschen innerlich friedlich und glückselig stimmen. — Ach, theuerste Seele, ich habe gesucht und bin nicht müde geworden eine Stellung zu suchen, wie sie meiner Natur angemessen ist. Du kennst meine Ansprüche, und wenn ich Dir schreibe, daß ich vergebens geforscht, vergebens mir deshalb meine Finger wund geschrieben habe, wirst Du meine endliche Resignation begreiflich und natürlich finden. Unter den

modernen Verhältnissen findet sich gar zu selten für einen Menschen, der seinen Prinzipien, seiner Individualität, der der Freiheit und Tugend nicht abhold zu werden gewillt ist, eine Stelle. Das wäre ein Zufall. Und so habe ich bei mir verzichtet auf das Glück, Elisabeth mein zu nennen, habe ich beschlossen, mit meinem Herzen und Verstande abzurechnen. Formell, wie ich zu Anfang dieses Briefes schon schrieb, ist die Liquidation vollendet, — es sind nur noch so ein paar persönliche und private Abmachungen zu treffen, wie der Kaufmann zu sagen pflegt und — alles wird vorüber sein! — Alles! — — Ich gehe in einigen Tagen mit meinem Schüler auf Reisen. Meine Absicht, hier zu bleiben, habe ich wieder aufgegeben. Ich freue mich außerordentlich auf frische, freie Luft, auf eine neue Gegend und auf andere Menschen. Das zerstreut und bringt den Geist auf andere Gedanken. — Beifolgend empfängst Du ein Konvolut Papiere, bedruckte und beschriebene. Sie enthalten meine letzten Arbeiten; Du wirst in den meisten meine augenblickliche Gefühlsströmung erkennen. Man prägt selbst der exaktesten Gedankenarbeit unwillkürlich die Stimmung des Momentes auf. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Holla, Kamerad," hörte Fritz Lauter plötzlich hinter sich rufen. „Das ist wohl ein köstlicher Trank, ha, ha, ich wüßt' mir einen bessern Tropfen — hier in der Flasche, — wer seinem Magen nicht gram ist — trinkt kein Wasser."

Er schaute sich erstaunt um. Die Stimme kannte er und den Mann auch, trotz dessen merkwürdiger Ausstaffirung.

„Herr Hampel!" rief er dann, noch mehr überrascht als zuvor.

Herr Hampel sprang, als ob ihn eine Natter gestochen hätte, einen Schritt zurück. Aber er besann sich rasch und sein dickes, verschwommenes Gesicht verzog sich zu einem gezwungenen freundlichen Grinsen.

„Hol' mich der Teufel, mein lieber Kollege und Nachfolger, der Herr Lauter!" rief er. „I, das ist ja eine ganz unerwartete Freude! Wie kommen Sie denn hierher und was machen Sie hier so ganz allein?"

Fritz Lauter erinnerte sich des Herrn Hampel wohl noch, aber er wußte im Grunde wenig von ihm; daß dem Manne die plötzliche Begegnung mit ihm Freude bereite, kam ihm etwas sonderbar vor. Indessen sah er keine Ursache, unfreundlich zu sein. Daher grüßte er mit ruhiger Freundlichkeit und erzählte in wenig Worten, was ihn hierhergeführt und was er in jüngster Zeit erlebt hätte.

Der biedere Herr Hampel grinste noch vergnügter, als zuvor.

„Wirklich ein famoses Zusammentreffen," nickte er. „Hab' lange schon gewußt, daß Sie Sich hier in dem gottverfluchten Gebirge unter dem unverschämten Hungerleidervolke aufhalten, und hab' mich darum immer schon gesehnt, Sie 'mal zu treffen. Ich will mich nämlich hier in meiner Heimat ankaufen, müssen Sie wissen, aber die Leute, die wirklich total verwildert sind, und die verdammte Ueberschwemmung obendrein haben mir den Gedanken gründlich verleidet. Werde mich in der allernächsten Zeit wieder drücken, kann's nun einmal partout nicht aushalten unter so rohem, himmelschreiend verwahrlostem Volke. Drum ist's einem so 'ne riesige Wohlthat, wenn man 'mal wieder einen gebildeten Menschen trifft. Na, ich denke, 's Vernünftigste wird sein, wenn wir beide ein Schutz- und Trutzbündniß schließen. Sie kommen mit mir nach Unterwaltersdorf und dort begießen wir unser Zusammentreffen mit 'nem vernünftigen Schluck Wein."

Fritz Lauter dankte, sehr viel kühler, als zuvor. Mit dem Räsonniren auf die Gebirgsbewohner war der Herr Hampel grade an den Richtigen gekommen.

„Ich denke," sagte er, „jeder Mensch, der seine Arme regen kann und nicht selber mit verunglückt ist, hat, wie die Dinge jetzt liegen, in dieser von einem furchtbaren Geschick heimgesuchten Gegend Besseres zu thun, als sich nur um sich selbst zu bekümmern. Ich habe meine geringe Kraft dem über alles nothwendigen Rettungswerke zur Verfügung gestellt und meine, daß für Sie, Herr Hampel, dabei auch noch Platz wäre."

„Rettungswerk? — Nun ja — ei versteht sich — habe mich auch schon riesig daran betheiligt. Gestern, ich sage Ihnen, lieber Kollege, ich war den ganzen Tag wie eine gebadete Katze, so hab' ich gestern retten helfen, — drum kann ich mir heute aber auch 'mal 'ne ruhige Stunde gönnen und Sie auch. Kommen Sie nur mit — dann gehen wir wieder zusammen ans Retten."

Fritz Lauter war jedoch zum Mitkommen nicht zu bewegen.

„Ich habe mich einer vom Kloster Althaus ausgegangenen Expedition angeschlossen und die Genossen erwarten mich, ich muß also entschieden und endgiltig Ihre Einladung ablehnen."

„Wo erwarten Sie denn Ihre Genossen?"

„Nicht weit von hier — dort auf der Höhe in dem kleinen Jagdtempelchen auf felseck'schem Terrain genießen sie noch der wohlverdienten Morgenruhe."

„Und es sind wohl viel Leute, mit denen Sie da zusammen sind?" forschte Herr Hampel weiter.

Dieses Inquiriren wurde Fritz Lauter langweilig. Er wandte sich zum Gehen.

„Nur sechs! Adieu, Herr Hampel."

„Blos noch ein Wort." Dem lieben Kollegen schien der so rasche Aufbruch Lauters garnicht angenehm. „Vielleicht schließe ich mich doch mit ein paar brauchbaren Leuten Ihrer Expedition an. Bis wann trifft man Sie denn noch in dem Jagdtempel da oben?"

Fritz Lauter lag an dieser Gesellschaft nichts. Der Mann wurde ihm von Augenblick zu Augenblick unangenehmer, er wußte selbst noch nicht, weshalb.

„Wir verfügen nur über ein Boot und dieses zu lenken, bedürfen wir keiner anderen Kraft. Wenn Sie trotz Ihrer gestrigen Rettungsarbeiten mit Ihren Leuten noch keins besitzen, so werden Sie Sich doch in Unterwaltersdorf eins verschaffen oder schlimmstenfalls ein brauchbares Floß herstellen können. Entschuldigen Sie mich — ich habe Eile."

Er nickte kurz und schritt rasch bergan ins Gehölz hinein.

„Na warte, lieber Kollege," brummte der würdige amerikanische Schulmeister in den Bart. „Dich kriegen wir schon noch. Will mich zunächst nur 'mal en bischen nach dem einen Boote, über das wir verfügen, umsehen."

Er schritt am Rande des in der Nacht wieder um mehrere Fuß gestiegenen Wassers entlang. Bald entdeckte er den aufs Trockene gezogenen, jetzt aber in einem Drittel seines Rumpfes wieder von dem Wasser umspülten und an einen Baumstamm festgebundenen Kahn.

„Da hätten wir ihn ja wohl. 'S ist ein hübsches Thierchen, das Boot, und 's mag sich prächtig darauf rettungsgondeln! Da segelt der Kerl, mein lieber Herr Nachfolger, auf dem improvisirten Riesentümpel kreuz und quer, um dann mordsmäßige Schwindelberichte von selbsterlebten Schreckensszenen und ungeheuerlichen Rettungswundern in die Welt hinauszuposaunen. Na, den Schwindel kannten wir schon, ehe wir noch in Amerika gewesen waren."

Er beugte sich ein wenig nieder und betrachtete sich den Knoten, mittels dessen der Strick an den Baum befestigt war.

„Hübscher Knoten das. Wenn ich viel Zeit übrig hätte, würde ich sehen, wie so'n strammer Knoten eigentlich gemacht wird. Für den Augenblick aber muß ich kürzeren Prozeß machen."

Er holte sein mächtiges Dolchmesser aus der Tasche, klappte es auf und zerschnitt mit einem einzigen Drucke der großen, haarscharf geschliffenen Klinge den Knoten vollständig.

„So! Nanu ein bischen geschoben und nu kann das Kähnchen vorläufig allein aufs Retten gehen. 'S wär' auch schade, wenn sich mein lieber Kollege Lauter heute wieder so anstrengte, als gestern."

Er stemmte sich mit beiden Fäusten gegen das hintere Ende des großen Bootes. Es war für einen einzigen Mann keine leichte Arbeit, dasselbe fortzubewegen, trotzdem es theilweise bereits sich im Wasser befand, aber Herr Hampel war keineswegs ohne Körperkräfte und schien entschlossen, alles, was er davon besaß, zu dem menschenfreundlichen Zwecke, den er eben verfolgte, aufzuwenden.

Trotz der Morgenkühle traten dicke Schweißtropfen auf seine rothe Stirn, aber das Werk gelang. Der Kahn bewegte sich vorwärts, und als er erst zu zwei Dritttheilen auf dem Wasser war, bedurfte es blos noch eines kräftigen Ruckes, um ihn flott zu machen.

Herr Hampel wischte sich mit einem kolossalen rothgeblümten Taschentuche den Schweiß von der Stirn und schaute sich um, wohin der Strom des Wassers ginge. Dann gab er dem Kahn nach der wahrgenommenen Richtung hin noch einen Stoß mit aller Kraft seiner Arme, und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie derselbe sich ziemlich rasch und in stetig fortschreitender Bewegung von der Uferstelle des so plötzlich entstandenen Sees, wo er sich eben befand, mitten in die Wasserwüste hinein, entfernte.

„Bravo, Hampel," belobte sich der dunkle Ehrenmann selbst. „Das hast du gut gemacht. Dem Kollegen Lauter hast mit zwei Minuten Arbeiten wahrscheinlich einen ganzen Tag lang Mühe erspart. Und nun wollen wir sehen, ob wir dem liebenswürdigen Herrn nicht noch die angenehme Bekanntschaft meiner hochberger Freunde verschaffen können. Insbesondere dürft' es sich der gute, lange Joseph zur riesigen Ehre schätzen — hä, hä — das wird ein Hauptspaß werden — —"

Herr Hampel rieb sich die Hände und setzte sich in einen gelinden Hundetrab, seinen Weg auf Unterwaltersdorf zu nehmend.

Fritz Lauter war währenddem zum Ruheort seiner Gefährten zurückgelangt und hatte dieselben im Begriffe gefunden, sich zu erheben. Nachdem sie alle, so gut es eben gehen wollte, ihre Kleider in Ordnung gebracht und sich zu neuer Ausfahrt und Arbeit zurecht gemacht hatten, schauten sie nach Klinke aus, dessen Einfall, für sie alle irgend eine Art Frühstück zu verschaffen, allgemeine Anerkennung fand. Bald meldete ein anderer der Wärter, Klinke käme und brächte offenbar einen ganzen Arm voll Fourage mit.

Er hatte es augenscheinlich recht eilig gehabt, der Klinke. Im Laufschritt kam er an und mußte erst ein wenig verschnaufen, ehe er reden konnte, so sehr hatte er sich angestrengt. Inzwischen hatten die andern seine Beute untersucht.

In einer großen, korbumgebenen Flasche brachte er vier oder fünf Liter starken Kornschnapses und in einem Handkorbe hatte er ein halbes Dutzend großer Käse, ferner ein paar mächtige Würste und zwei große Leibe Brot.

Zunächst erquickte sich jeder mit einem Schnapse; die Wärter nahmen sich garnicht Zeit, die Trinkbecher an ihren Feldflaschen zu füllen, sondern tranken gleich aus der großen Flasche. Fritz Lauter und der Arzt gossen sich einen Schluck in die Becher und griffen dann gleich den andern nach Käse und Brot.

„In einer Viertelstunde, meine ich, können wir aufbrechen. Bis dahin kann sich jeder hinlänglich gestärkt haben," sagte Doktor Wendelin. „Je eher wir mit dem Inspektor und seiner Kolonne an der Fabrik zusammentreffen, desto besser."

„So schnell soll's gehen?" fragte Klinke.

„Warum nicht?"

„Na, mir ist's schon recht, — ich traf aber in der Nähe von Unterwaltersdorf einen Herrn, der mir sagte, er wäre ein Freund und Kollege von unserm Herrn Lauter und wollte hier mit noch ein paar Leuten sich uns anschließen; er hätte auch gestern den ganzen Tag gerettet, und wenn wir höchstens 'ne Stunde warten wollten, wär' er hier."

„Wer ist denn das?" fragte der Arzt.

(Fortsetzung folgt.)

Bäume, die in den Himmel wachsen wollten.

Ein zeitgemäß' Wörtlein in der Blüthenepoche des Größenwahns.

Von Theodor Drobisch.

(Schluß.)

Betrachten wir nun einen zweiten Baum im Walde der deutschen Literatur, welcher auch in den Himmel wachsen will.

Wenn Xenophon sagt: „Ehrliebende Gemüther werden durch Lob geschärft; es hungert einige Seelen nach Lob, gerade wie andere nach Speise und Trank," so ist an der Wahrheit dieser Worte nicht zu zweifeln. Nur darf der Hunger nach Lob nicht zur Gier werden, wo die Fütterung nicht wie in Menagerien Abends um sechs Uhr, sondern zu jeder Zeit stattfindet.

Berthold Auerbach! „Auch du, mein Brutus?" Ja, der „Gevattersmann", der Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten, der seine literarische Laufbahn mit den Romanen „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" begann, Werke, welche von der philosophischen Durchbildung seines Geistes zeugen. Zwei Romane, worinnen man neben philosophischen Ansprüchen über die höchsten Interessen der Menschheit treffliche Schilderungen und ergreifende Situationen findet.

Leider ist Bescheidenheit auch bei ihm ein weißer Rabe. Wäre jeder Mensch so zufrieden mit seinem Schicksal, wie Herr Berthold Auerbach mit seinen literarischen Arbeiten, die Welt wäre um 1200 millionen glücklicher Fipse reicher.

Aus seinem Selbstgefälligkeits-Gummi elasticum könnte er einen Erdgürtel für die Weltausstellung machen, und wenn er sich nach seinem eingebildeten Werth selbst abschätzen sollte, würden die bekannten fünf Milliarden unbedingt noch einmal herhalten müssen.

Schon Blumenthal theilt uns in seinen humoristischen Schriften einige Schrullen von ihm mit. So gibt der Selbstgefällige z. B. kleinern Kindern, mit denen er sich zu Berlin im Thiergarten freundlich unterhalten, die Mahnung auf den Weg: „Sagt daheim den Eltern, Berthold Auerbach habe mit euch gesprochen!"

Dem kleinen Vizlipuzli eines seiner Freunde, den er bei seinem Besuch nicht antraf, ertheilte er die Weisung: „Sage deinem Vater, der Dichter des ‚Barfüßele' sei dagewesen!"

Einen ungleich größern Zug machte er einmal auf dem Schachbrette seines Dünkels, als er sich auf einer Reise nach Gießen befand, wo unterwegs zufällig sich der Banquier Kaskel aus Dresden im Eisenbahnwaggon zu ihm gesellte.

Beide kannten sich. Als sie im Bahnhof zu Gießen ankamen, bemerkten sie mehrere Studenten, welche sich um einen großen runden Tisch gruppirt hatten und Bier tranken.

„Passen Sie auf," sagt Auerbach zu Kaskel, „wie die Burschen dort aufspringen werden, wenn sie mich erblicken!"

Allen sichtbar, stellt er sich mit verschränkten Armen in ihre Nähe und mit Spannung erwartet sein Reisegenosse den großen Moment, wo der Huldigungsakt von Seiten der gießener Studenten vor sich gehen soll.

Welche Täuschung. Nicht einer der Musensöhne rührt sich; nicht einer naht sich dem „Gevattersmann", um sein Haupt zu entblößen, wie man es erwartet.

Da beschließt der Dichter des „Barfüßele" einen Trumpf auszuspielen, einen Schlag zu machen, der sofort Oel geben soll.

Mit imperatorischer Hoheit tritt er in den Kreis der Akademiker und sagt: „Ich bin Berthold Auerbach!"

„Auer — bach?" — Einige der Musensöhne blinzeln mit den Augen —, suchen in den Ecken ihres Gedächtnißkastens und wissen sich diese Ueberrumpelung nicht zu deuten. Entweder war ihnen der Mann wirklich fremd oder sie waren verdutzt über die Worte, welche gleichsam eine Aufforderung zu einer sofortigen Respekterweisung waren.

Das ging ihm doch über die Puppen, wie man so zu sagen pflegt. Sein Gemüth erhitzte sich, als wenn es mit Kellerhals und spanischem Pfeffer traktirt worden wäre.

Er wendete sich zu seinem Begleiter, murmelte zu seiner Rechtfertigung etwas von „dummen Kerlen" und ging mit ihm des Weges weiter.

Jedenfalls wollte er noch einen Widerschein von dem Triumphzug haben, den er einst durch die Gauen Deutschlands vollbracht, als viele für seine Dorfgeschichten schwärmten und ganz Ohr waren, wenn er eine derselben in geweihtem Kreise vorzulesen sich gemüßigt fand.

Welche Schwäche von einem sonst so gescheidten Kopf!

Wir könnten noch ähnliche Geschichtchen von Schriftstellern und Dichtern mittheilen, wenn sie das straffe Seil ihrer Selbsterhebung betraten, um darauf ihre Sprünge zu machen, und sich von der Hand der Eitelkeit ihre Sohlen mit doppelter Kreide einschmieren ließen.

Es stehen aber noch ein paar Schauspieler im Hintergrunde, welche wir aus der großen Masse der Selbstlinge auswählen wollen.

Voran Moritz Rott, der einst gefeierte Mime an der berliner Hofbühne.

Als er noch am leipziger Stadttheater engagirt war und in der Fleischergasse beim Böttchermeister Förster wohnte, zürnte er oft über das Publikum, namentlich über das akademische Parterre, wenn ihm nach der Darstellung einer großen Rolle nicht genug Applaus und Hervorruf gespendet worden war.

In solchen Momenten mußte ihm seine erste Gattin Ersatz bieten, wie ich dies aus bester Quelle und theils als Augenzeuge erfahren habe.

So hatte er an einem heißen Sommertag den König Lear gespielt, das Haus war nur mittelmäßig besetzt und die Garben des Beifalls waren ihm nicht mit vollem Sichelschlag zu theil geworden.

Mißmuthig hatte nicht nur er, sondern dies auch seine Gattin bemerkt. Letztere eilt nach dem Fallen des Vorhanges sofort nach Hause, um das nachzuholen, was das undankbare Publikum versäumt hatte.

Auf den gedeckten, zum Abendessen bereit gehaltenen Tisch setzt sie zwei silberne Armleuchter mit vier angezündeten Wachskerzen und erwartet den großen Verkannten, der ja gleich kommen muß.

Die Hausthür öffnet sich; Tragödienschritt, er ist's. Mit dem Leuchter in der linken und einem frischen Lorbeerkranz in der rechten Hand, eilt ihm die Gattin entgegen. Worte der Tröstung entquellen ihren Lippen. „Großer Meister, unsterblicher Künstler, wie hat man

dich heute wieder verkannt. Du warst göttlich! Du, der erste in Melpomenens Reich. Hier, nimm den Lohn, den dir die Barbaren versagt!"

Mit diesen Worten setzte sie ihm einen Lorbeerkranz auf den Kopf, für welche gerechte That ihr ein Kuß auf die Stirn verliehen wurde. Jetzt, „ausgesöhnt die ganze Welt", zog der Unsterbliche seinen Rock aus und setzte sich an den gedeckten Tisch, wo er in Hemdsärmeln und mit dem Lorbeerkranz auf seinem Haupte, Koteletts und Gurkensalat verspeiste.

Jedenfalls waren die Koteletts besser zubereitet als der kalte Gänsebraten, welcher vor wenigen Jahren dem Charakterspieler Lehfeld zu Weimar von seiner Gattin vorgesetzt wurde, als er Abends aus dem Theater kam, wo er „König Richard den Dritten" dargestellt hatte.

Er hatte sich auf warmen Gänsebraten gespitzt und dieser war kalt, kalt wie eine Hundenase.

Mit den Worten: „Ist das ein Essen für einen König?" warf der erzürnte, in seinem Appetit so schmählich getäuschte Mime die ganze Portion durch das Parterrefenster auf die Straße, wo der Gänsebraten einem Vorübergehenden noch auf den Buckel flog.

Noch lange Zeit bestand in Weimar, wenn irgendwo ein karges Gericht auf den Tisch kam, die Redensart: „Ist das ein Essen für einen König?"

Ja selbst der geniale, in der Theaterwelt einst so hochgefeierte, liebenswürdige Charakterspieler Theodor Döring mußte einmal selbst bekennen, daß ein bischen Eitelkeit über ihn gekommen.

Das kleine Faktum möge hier den Schluß bilden.

Es war im Anfang der vierziger Jahre, als Döring von Hannover nach Berlin zu einem Gastspiel eingeladen wurde, was sein späteres Engagement daselbst bezweckte. Der Hof und die Bürgerschaft zu Hannover befürchteten den Verlust des geschätzen Künstlers, denn alle berliner Blätter waren voll des Ruhmes über seine Darstellungen.

Schon bildete sich zu Hannover ein Komité von Kunstfreunden, welches Döring nach seiner Rückkehr bewegen wollte, den Ort seines Wirkens nicht zu verlassen. Bei Hofe hatte man wichtigere Dinge vor, es galt die Vermählung des Kronprinzen mit einer altenburgischen Prinzessin.

Dörings Gastspiel in Berlin ist beendigt, er hat vernommen, wie man in Hannover alles aufbietet, ihn auch ferner zu behalten. Eingedenk dessen kommt er mit dem Dampfswagen wieder in Hannover an, wo, was er nicht wußte, in selbigem Augenblick der Herzog von Altenburg erwartet wurde. Der Bahnhof ist beflaggt, bekränzt, Musik, eine Menschenmenge wogt auf und ab, Döring hält dies für eine Ovation, die ihm gelte, er zieht, am Perron ausgestiegen, seinen Hut und — macht eine Verbeugung, bis das Erscheinen von Hofgala-Equipagen, Generälen und Adjutanten mit Ordenssternen ihm doch etwas anderes ahnen lassen.

Die Sache hatte Heiterkeit erregt; man lachte, und Döring, klug genug, lachte selbst mit, daß er sich einmal geirrt hatte. Wenn ihn später intime Freunde in British-Hotel, wo er zu verkehren pflegte, damit neckten, griff er lächelnd nach seinem Glase und murmelte in dem bekannten spitzen Ton: „Verfluchte Kerle!"

Der XI. deutsche Feuerwehrtag in Dresden. Bei der Beurtheilung der Kulturentwicklung der Völker haben die Volksfeste immer eine große Bedeutung gehabt. Zwar sind unsere Volksfeste keine Nationalfeste im klassischen Sinne, schon weil sich nicht das gesammte Volk an ihnen betheiligt und auch betheiligen kann, sie sind vielmehr Spezialfeste — Turn-, Gesang-, Schützenfeste und hier ein Feuerwehrfest; doch spiegelt sich auch in ihnen ein großes Stück nationalen Geistes und Strebens, sodaß eine kurze Beschreibung derselben für die „Neue Welt" immer einigen Werth hat. Fangen wir mit dem deutschen Feuerwehrtag in Dresden an.

Am Morgen des 17. Juli war der offizielle Empfang der ankommenden Gäste; auf allen Bahnhöfen und an den Landungsstellen der Elbe waren Musikchöre stationirt, um die Ankommenden recht feierlich begrüßen zu können. Es langten Festtheilnehmer an aus allen Gauen Deutschlands, besonders aus Süddeutschland; ferner aus Wien, Krakau, Prag und Brünn, aus Budapest und aus mehreren kleineren Städten Oesterreich-Ungarns. Der Beginn der eigentlichen Festlichkeiten erfolgte durch die Eröffnung einer Ausstellung für Feuerwehrutensilien. Von den mannigfachen Gegenständen zeichneten sich besonders aus die in Thätigkeit vorgeführten Dampfspritzen der Firma Egestorff in Linden (Hannover) und der Lausitzer Maschinenfabrik in Bautzen, letztere für die berliner Feuerwehr bestimmt. Ferner waren zahlreiche Handspritzen, Leiter- und Schlauchwagen, Hanfseile, Fackeln, Rauchkappen, Feuerhörner, Hydranten, Telephone von Siemens u. Halske, Schläuche von L. Behrendt's Söhne, Berlin, und ein elektrischer Feuermelde-Apparat von Gebr. Naglo in Berlin vorhanden. Dann war vom dresdner Verein eine Versuchsstation zur Bestimmung der Strahlstärke und der von verschiedenen Spritzen ausgeführten mechanischen Arbeit eingerichtet, welche sich allgemeiner Anerkennung erfreute. Von Interesse war auch das Modell einer patentirten Feuerwehrleiter von Essellach in Dresden, welche von einem fahrbaren Gerüst aus mittels einer Handluftpumpe nach Art der Baumscheeren in die Höhe gebracht und dort befestigt werden kann. — Die allgemeine Begrüßungsfeier der Delegirten fand am Nachmittag auf der brühlschen Terrasse statt. An dieselbe schloß sich am Abend eine glänzende Illumination der Terrasse und der Elbufer. Dazwischen wurden zahlreiche Feuerwerkskörper abgebrannt, Leuchtkugeln und Raketen stiegen aus dem dunkeln Hintergrunde zum Himmel empor. Die dresdner Gesangvereine trafen auf einem großen illuminirten Elbdampfer auf der Elbe dicht an der Terrasse ein und brachten „auf Flügeln des Gesanges" den fremden Gästen ihre herzlichen Grüße dar. — Bis zum frühen Morgen herrschte reges Leben auf der Terrasse und es zechten noch lustig mit ihren Gastgebern die braven Feuerwehrmänner aus Osten und Westen, aus Süden und Norden des ganzen, großen deutschen Vaterlandes.

Der 18. Juli war der eigentliche Festtag, der auch durch die Hauptverhandlungen der Delegirten einen ernsteren Hintergrund hatte. Um 11 Uhr vormittags traten die Delegirten zusammen und wurden begrüßt vom dresdner Oberbürgermeister Stübel. Der Vorsitzende des Feuerwehrtages, Oberinspektor Jung aus München, sprach zunächst der Stadt Dresden für ihre Gastfreundschaft den Dank aus. Darauf stattete er Bericht ab über die in Deutschland bezüglich des Feuerwehrwesens bestehenden gesetzlichen Bestimmungen. Aus dem Referat konnte man entnehmen, daß in dieser Hinsicht die Sachen noch sehr ungünstig liegen. Alte verrottete Verordnungen, besonders in Preußen, stören noch vielfach die freie Entwicklung der Feuerwehren. Mehrere Behörden haben allerdings Besserung zugesagt, doch damit ist noch nichts geschehen. Aus dem Referat des Herrn Jung ging ferner hervor, daß im deutschen Reiche 7636 Feuerwehren mit 558000 Mann und in Oesterreich 1825 Feuerwehren mit 125000 Mann dem deutschen Feuerwehr-Verbande angehören. Derselbe repräsentirt demnach 9523 Feuerwehren mit einer Armee von 683000 Mann. — Von den Beschlüssen des Delegirtentages sind zwei von allgemeinem Interesse zu erwähnen. Der erstere bestimmt, daß die freiwilligen Feuerwehren verpflichtet sind, einem neu aufzunehmenden Mitgliede bezüglich seiner Gesundheit bestimmte Fragen vorzulegen und von deren Beantwortung seine Aufnahme abhängig zu machen, da nach den bisherigen Erfahrungen die Krankenkassen nur zu oft durch unvorsichtige Aufnahmen geschädigt werden. — Der andere, auf Antrag Braunschweigs gefaßte, legt den einzelnen Landesverbänden die Verpflichtung auf, bei ihren Regierungen die Regelung der Verhältnisse der freiwilligen Feuerwehren durch die Landesgesetze anzuregen. — Gegen diesen Beschluß kann man weiter nichts haben, doch wäre es noch besser, wenn auf dem Wege der Reichsgesetzgebung das Feuerwehrwesen regenerirt und einheitlich gestaltet würde. Mit Oesterreich könnte man sich ja leicht dieserhalb in Verbindung setzen. — Nach den Verhandlungen fand ein imposanter Festzug statt. Voran ein Zugführer zu Pferde, dann berittene Trompeter, ein Reiterzug, aus dresdner Bürgern bestehend, inmitten Standarten in deutschen und sächsischen Farben, die Scheibenschützengilde mit Emblemen und Fahnen, die Ausschußmitglieder und Delegirten, meist in Uniform, die Turnvereine in endloser Reihe, die Gesangvereine, die Schornsteinfegerinnung in schwarzem Sammetkostüm mit silberschimmernder Kratze, die Mitglieder der Feuerwehr-Landesverbände Oesterreich, Altenburg, Anhalt, Baden, Bayern, Braunschweig, Hessen, Mecklenburg, Preußen, Reuß, Thüringen, Württemberg, Sachsen, zuletzt die beiden dresdner Feuerwehren. Der Festzug ging durch die Hauptstraßen und endigte auf dem Festplatze, auf dem vormaligen Artillerie-Kasernenhof. Dort wurden von sämmtlichen Männergesangvereinen drei Quartette gesungen, dann begannen die Uebungen der dresdner Feuerwehren an einem eigens für diesen Zweck erbauten Steigerhause von etwa 40 Metern Länge, 5 Metern Tiefe und einer Höhe von 4 Stockwerken. Es wurden die verschiedenen Einzelübungen mit großer Bravour ausgeführt: die Uebungen mit dem Rettungssack, der Leine und der Sprung aus dem 4. Stockwerk auf eine Prelldecke. Der Angriff auf das Gebäude mit Handspritzen und Leitern bot großes Interesse dar und gelang vollständig. — Abends vereinigte ein feierlicher Kommers die Theilnehmer.

Am Morgen des 19. Juli machten die Gäste, geführt von ihren Hauswirthen, in verschiedenen kleineren Abtheilungen Ausflüge in die reizende Umgebung der sächsischen Hauptstadt. Gegen 11 Uhr führte die dresdner Feuerwehr, unterstützt durch einige Abtheilungen auswärtiger Feuerwehrmänner, höchst interessante Schulübungen aus, die eine zahlreiche Zuschauermenge herbeigelockt hatten. — Um 2 Uhr nachmittags fand ein großartiges Festmahl auf der brühlschen Terrasse statt und des abends eine Abschiedsfeier im linkeschen Bade. — Alle Festtheilnehmer waren zufrieden mit dem Verlaufe des XI. Feuerwehrtages, der hoffentlich außer der schönen Erinnerung, die er den Festtheilnehmern hinterläßt, auch dauernden Nutzen für das weitere Wachsen und Gedeihen des Feuerwehrwesens im deutschen Reiche und in unserem Nachbarlande Oesterreich gestiftet haben wird. H.

Fan-Neger bei der Schmiedearbeit. (Bild Seite 568.) In dem Stromgebiet des Ogowe (westafrikanische Küste) vollzog sich vor einigen dreißig Jahren ein Prozeß, der lebhaft an die Völkerwanderung und zwar speziell an die Raubanfälle der Katten, Hermunduren und Thüringer in Süddeutschland erinnert. Infolge einer bedeutenden numerischen Uebermacht gegenüber den anderen Stämmen und eines sehr energischen Einflusses auf die Verhältnisse der zur Zeit seßhaften Bevölkerung haben sich die aus dem Nordosten eingewanderten Fan-Neger zu einer Macht emporgeschwungen, die selbst für die dort lebenden

Europäer gefährlich werden kann und nur in der Machtentwicklung der Zulus im Süden von Afrika ihres gleichen findet. Was die gegenwärtige Verbreitung der Fan-Neger betrifft, so bildet im allgemeinen das rechte Ufer des Ogoweflusses die südliche Grenze ihres Gebietes. Nach Westen hin haben sie die Küste des atlantischen Ozeans bereits erreicht, nach Norden dehnen sich ihre Wohnsitze bis zum 4. oder 5. Grad nördlicher Breite aus, während sich in östlicher oder richtiger nordöstlicher Richtung hin keine Grenze angeben läßt. Der deutsche Afrikareisende Lenz, der die drei Fan-Neger bei der Schmiedearbeit gezeichnet hat, erzählt, daß sie ihre rindengedeckten Hütten mitten im dichtesten Wald, entfernt von den in jenen Gegenden einzigen Verkehrsstraßen, den Flüssen, errichten und schildert sie selbst als tapfer, ehrlich und nüchtern. Wer denkt nicht bei dieser Schilderung an die Germanen in der Auffassung des römischen Schriftstellers Tacitus! Die Schneiderrechnung macht den Fan-Negern nicht viel Sorgen. Als Bekleidung tragen die Männer nur ein kurzes Stück Zeug, das aus Baumrinde verfertigt wird. Die Kleidung der Frauen ist auch nicht sehr umständlich. Der hintere Theil des Körpers wird durch ein kleines Affenfell bedeckt, und ein kleines schmales Stück des erwähnten Rindenzeuges, oft auch nur einige Blätter, werden vorn umgehängt, sodaß Hüften und Schenkel völlig unbedeckt bleiben. Wie die Mehrzahl der Naturvölker verwenden auch die Fan-Neger, Männer wie Frauen, große Sorgfalt auf die Pflege des Haupthaares. Gewöhnlich sieht man rings um den Kopf der Frauen herum kleine dicke Zöpfe gedreht, von denen jeder einzelne mit dünnem Messingdraht umwickelt oder mit Glasperlen behängt ist; diese letzteren sowie Kaurischnecken (im Fanlande als Scheidemünze verwendet) werden vielfach in symmetrischen Reihen am Kopf befestigt; auch bildet man aus beiden Gegenständen Schnüre, die um den Leib getragen werden. Die Männer, kräftig und schlank gebaut, geben den Frauen an Eitelkeit nichts nach; die Haare, durch Einflechten von Thierhaaren vermehrt, werden von ihnen zu Zöpfen geflochten und auch die Kinnbärte künstlich verlängert. Sehr eigenthümlich ist dem ganzen Stamme der starre, stierende Blick, dessen Wildheit noch durch das Ausreißen der Augenlider erhöht wird. Da der Fan-Neger keine Kleider trägt, kann er sich auch keinen Orden ins Knopfloch stecken. Um nun den Grad äußerlich zur Anschauung zu bringen, den man in der Gesellschaft einnimmt, werden verschiedene Einschnitte, die später vernarben und mit Farben bepinselt werden, an der Brust, an den Armen und am Unterleib angebracht. Besondere Sorgfalt verwenden sie auch auf die Reinlichkeit der spitzgefeilten Vorderzähne. Außer Kupfer- und Messingspangen, die beide Geschlechter an den Armen und Beinen tragen, sind bei den Frauen 5 bis 6 Zoll lange hölzerne Stäbchen als Schmuck beliebt, die sie in der durchlöcherten Nasenscheidewand sowie in den Ohrläppchen tragen. Die Hauptbeschäftigung der Fan-Neger ist, wie schon eingangs bei der Vergleichung mit den alten Germanen erwähnt wurde, Krieg und Jagd. Ihre Bewaffnung besteht zum großen Theil aus Feuersteingewehren, die von den französischen und portugiesischen Faktoreien an der Mündung des Ogowe durch Tausch von einem Volk zum andern bis tief in das Innere von Afrika gelangen. Messer und Schwerter, Streitäxte und Speere verfertigen sie selbst und zwar nicht nur in dauerhafter, sondern auch in zierlicher Weise, denn die Schmiedearbeiten der Fan-Neger stehen auf einer höheren Stufe, wie bei den übrigen Negerstämmen. Die Küstenbewohner erhandeln das Eisen von den europäischen Kauffahrern, die im Innern des Landes wohnenden wissen es aus einem überall massenhaft vorkommenden thonigen Brauneisenstein herzustellen. Der sinnreich geformte Blasebalg und Ambos auf unserem Bilde erinnern an dieselben Instrumente der rumänischen Zigeuner. Die Afrikaforscher Lenz, Maghar und Sansterre sprechen ihr Erstaunen darüber aus, bei Fan-Negern, die noch nie mit Europäern in Berührung gekommen waren, Holzkohlen, aus hartem Holze hergestellt, beim Einschmelzen der Metalle verwendet zu sehen. Das Schmiedehandwerk steht bei allen Fan-Stämmen in hohen Ehren; gewöhnlich gibt es in einem Komplex von mehreren Dörfern nur einen Schmied, der auch gleichzeitig Schmied und Medizinmann ist. Unser Gewährsmann Lenz erzählt, daß er den Blasebalg der Fan-Neger auch bei den Galloa- und Feinga-Negern, die doch nichts von der Bearbeitung des Eisens verstehen, gefunden habe, in deren Fetischhäusern er unter allerhand andern Gegenständen, wie Laternen, Gipsfiguren und blechernen Trichtern, gleich einem verehrungswerthen Gebilde aufgehangen war. Von andern Erzeugnissen der Kunst und Industrie findet man bei den Fan-Negern aus Holz, Knochen und Elfenbein zierlich geschnitzte Löffel, ferner sinnreich konstruirte Armbrüste, wemit sie kleine vergiftete Pfeile auf bedeutende Entfernung und mit großer Sicherheit schießen können, und sogar ein Musikinstrument, bestehend aus einem 4 Fuß langen Schaft, 4 aus einer Liane hergestellten Saiten und einer als Resonanz dienenden Calabasse. Zu ihrem Ruhme müssen wir noch anführen, daß sie „das einflußreichste Civilisationsmittel der europäischen Kaufleute“, den Rum, verschmähen. Sie haben kein irgendwie berauschendes Getränk, sie trinken nur Wasser, sehr selten Palmwein, und der ist im frischen, ungegohrenen Zustand und ohne Zusatz berauschender Stoffe völlig unschädlich. Damit haben wir die guten Eigenschaften der Eroberer vom centralen Westafrika erschöpft und müssen uns auch die Kehrseite ihrer Lebensgewohnheiten und sozialen Einrichtungen ansehen. Darunter gehört die Vielweiberei in erster Linie. Jeder Fan-Neger kauft sich so viele Weiber, als er eben bezahlen kann; als Kaufpreis dienen europäische Waaren, Knöpfe, Spiegel und Zündhölzchen, und wenn es hoch hergeht, Schießpulver, Gewehre, Elephantenzähne und das für den Wilden sehr werthvolle Salz. Die Hochzeitsfeierlichkeit beschränkt sich auf einen Tanz. Alles, was nur einigermaßen an Fleisch erinnert, vom Elephanten bis zur Ameise, wird von den Fan-Negern gegessen. Flußpferde, Krokodile, Affen und Schlangen gelten als Leckerbissen. Was aber diese Bewohner der üppigen Tropenzone in besonderen Verruf gebracht hat, ist die bis auf den heutigen Tag noch bestehende Sitte, ihre gefangenen und getödteten Feinde aufzufressen. Es ist durchaus nicht Mangel an Nahrung, welcher die Fan-Neger zu dieser greulichen Sitte oder Unsitte veranlaßt, sondern lediglich Wuth und eine gewisse grausame Lust, ihre Feinde so vollständig als möglich zu vertilgen. Schließlich wollen wir noch bemerken, daß die Hautfarbe dieser Menschenfresser durchschnittlich viel heller ist und manchmal stark ins gelbliche spielt, während die übrigen Neger des Ogowegebietes durchgängig eine dunkelchokoladenbraune Haut besitzen. Dieser Umstand veranlaßt die Afrikaforscher zu der Annahme, daß die Fan-Neger aus den nordöstlichen Nilländern Afrikas, vielleicht aus Nubien, nach dem centralen Westafrika eingewandert sind, und liefert den Beweis, daß der Hunger die Menschen nicht nur in Asien, Europa und Amerika, sondern auch in Afrika, dem Lauf der Sonne folgend, nach Westen treibt. Der Hunger, die Haupttriebfeder der menschlichen Thätigkeit, folglich auch der Kultur, der einst die Arier, Semiten und Mongolen nach Westen trieb und heute noch die Europäer zur Auswanderung nach Amerika treibt, war auch die traurige Veranlassung des Sklavenhandels, welcher die Neger gegen ihren Willen von Afrika nach Amerika brachte. Vielleicht treibt der hohläugige Geselle mit der nimmermüden Geißel die Menschen dereinst aus dem übervölkerten Amerika über den Stillen Ozean nach dem Urheim der Menschheit, nach der nördlichen Abdachung des Himalaya, um die Rundfahrt von neuem zu beginnen. Immer nach Westen!

Dr. M. T.

Auf falscher Fährte. (Bild Seite 569.) Die Schule ist beendet. Kaum hat der gestrenge Herr Bakulus den Rücken gewendet, um im Schoße seiner Familie die Sorgen des Schultyrannen abzuschütteln, so wälzt sich die hoffnungsvolle Dorfjugend gleich einem gestauten Strom, der seine Dämme durchbrochen, auf die Straße hinaus, um durch Balgerei für körperliche Ausbildung zu sorgen. Im Widerspiel der Kräfte entwickeln sich die Charaktere der künftigen Patrizier und Plebejer. Hiesel und Sepp, obzwar Brüder, führen die beiden Parteien zum Kampfe. Die kleine Lisi, ihr Schwesterchen, möchte gerne den Frieden vermitteln, aber sie riskirt für ihre diplomatische Intervention einen Buckel voll Schläge und so zieht sie denn neutrales Schweigen vor. Schon ist die Wahlstatt mit zerbrochenen Schiefertafeln und zerrissenen Schreibheften besäet und mancher Schopf in Unordnung gebracht, da erscheint der Schulmeister auf dem Kampfplatz und sein zorniger Zuruf treibt die Buben wie gescheuchtes Hühnervolk auseinander. Sepp, Hiesel und Lisi haben sich auf wilder Flucht im Hofe der Dorfschenke zusammengefunden. Leider hat sie der Kobold Zufall auf eine falsche Fährte gelockt. Alwin Klekser, ein junger Maler aus der Residenz, hat hier seine Staffelei aufgestellt, um die in Wald und Flur gesammelten Landschaftskizzen auf der Leinwand zu fixiren, doch auch er ist auf falscher Fährte, denn wie jeder männiglich auf unserem Bilde sehen kann, tritt er statt in Raphaels, in Don Juans Fußstapfen und hält statt dem Pinsel das Kinn der drallen Kellnerin in der Hand. Die drei Kinder stehen einen Augenblick vor dem Bilde, im nächsten ergreift Sepp den Pinsel, um — o Grauen — die Wolken grün zu beklecksen und dem saftigen Rasen eine blaue Schattirung zu geben. Hiesel und Lisi sehen dem kecken Beginnen sprachlos zu, bis alle drei ein kräftiger Fluch des Malers aufschreckt. Mit einem Satz stürzt Herr Klekser in den Hof und greift nach dem in der Ecke stehenden Riesenpinsel, den man im gewöhnlichen Leben Besen nennt, um die Uebelthäter für die Verunglimpfung seines Bildes zu züchtigen, aber trotz seiner Schnelligkeit hat er doch nur das leere Nachsehen. Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 49. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Alle lachten, nur Born, der sonst ein so dankbarer Zuhörer und in Bezug auf die Qualität eines Scherzes höchst anspruchslos war, machte ein ziemlich sauertöpfisches Gesicht und schien von Arvenbergs Bericht sehr wenig erbaut zu sein. Das blieb natürlich nicht unbemerkt und Wendt spottete nicht ohne einen Anflug von grausamer Schadenfreude:

„Aber da lachen Sie doch, Born — oder sind Sie schon eifersüchtig auf Arvenberg und finden Sie, daß man gegen den Kritiker noch liebenswürdiger war, als gegen den Dichter? Das wäre das allerverkehrteste; wenn Sie entschlossen sind, der Walujeff minniglich zu huldigen und dieser Dame Troubadour zu werden, müssen Sie der Eifersucht ein für allemal entsagen, sonst haben Sie keine ruhige Stunde. Sie nimmt nun einmal unter keinen Umständen Rücksicht auf männliches Empfinden und merkt sie, daß jemand eifersüchtig wird, so kommt die Katzennatur zum Vorschein und sie treibt's nur immer toller — rein aus Uebermuth. Ruhig Blut also, mein Herr Nebenbuhler, und eine kalte Miene, wie es auch innerlich kochen möge! Uebrigens sind Sie gegen mich im Vortheil — Sie sehen ja nichts und sie muß es schon sehr deutlich machen, wenn Sie bemerken sollen, daß sie unter Ihren Augen mit einem andern kokettirt; ich wollte, mir würde's auch so wohl."

Born verstand aber an diesem Abend ganz und gar keinen Spaß; er erwiderte ärgerlich:

„Ich weiß nicht, ob Sie das alles für besonders geistreich halten — mir kommt es herzlich lahm vor. Anzunehmen, daß ich mich in Ihre Russin vergafft hätte, ist einfach ein Blödsinn — lassen Sie mich also mit solchen Anspielungen ungeschoren; ich habe keine Lust, immerfort Reitpferd zu sein. Uebrigens glaube ich die Dame besser zu kennen als Sie und kann Ihnen versichern, daß sie keineswegs eine alltägliche Kokette ist; sie kann sehr ernsthaft und verständig sein, sie hat ein feines Kunstverständniß, sie zeigt Sinn und Empfänglichkeit für alles Schöne und Hohe, und daß ihre Bildung eine einseitig französische ist, daß sie vieles von unseren besten literarischen Schätzen kaum dem Namen nach kennt, erscheint mir unter den gegebenen Verhältnissen fast als ein Vorzug — ich habe infolge dessen das Vergnügen, sie in eine ihr neue Welt einzuführen und dieses Vergnügen könntet ihr mir wohl gönnen. Sollte ich die Marotte bekommen, mich in sie zu verlieben, so würde ich es ja sein, der den Schaden zu tragen hätte, nicht ihr, und ich würde dabei obendrein nur thun, was ihr mir so oft schon in allen Tonarten angerathen habt; dem Mangel an Aufregung wäre ja dann mit einem male abgeholfen und zwar gründlich."

„Born," rief Lindner, „das war die längste und schönste Rede, die du in deinem ganzen Leben gehalten hast — sie verband attisches Salz mit christlich-germanischer Salbung. Im übrigen schlage ich vor, daß Born bereits verliebt ist und zwar verliebt wie eine Tümpelkröte."

„Das wollen wir doch einmal erst sehen," meinte Arvenberg listig, ohne sich durch des armen Born ungeduldige Handbewegung auch nur einen Moment irre machen zu lassen. „Hat Ihnen die Dame, die wir zu dritt lieben — Sie sind doch dabei, Wendt? — nicht gesagt, daß sie für das germanische Blondhaar und die Ehrenpreisbläue des deutschen Auges stets eine Schwäche gehabt habe, und sind Sie Sich dabei nicht instinktiv mit allen fünf Fingern durch die saubere Frisur gefahren, daß Sie nachher zwei Stunden zu bürsten hatten, um die alte Adrettheit nur nothdürftig wieder herzustellen?"

„Ist ihr gar nicht eingefallen," knurrte Born, dessen Geduld allmälich löchrig wurde.

„Dann habe ich sie also doch zu hart beurtheilt, oder es kommt noch," erläuterte Arvenberg; „mir hat sie nämlich erklärt, daß sie stets eine Vorliebe für die Juden gehabt habe, die ohne Ausnahme gescheite Leute seien, witzig, schlagfertig, scharfsinnig — d. h. nur die Männer — und daß diese Vorliebe vielleicht mit der für schwarzes Haar und schwarze Augen zusammenhänge. Ich nahm an, sie werde Blondins gegenüber die entgegengesetzte Taktik befolgen; die Spekulation auf männliche Eitelkeit ist bekanntlich noch lange nicht die schlechteste."

Born sah den Sprecher nur an und suchte so viel Indignation in diesen Blick zu legen, als sich mit seiner unverwüstlichen Gutmüthigkeit und seiner echten Freundschaft für Arvenberg nur irgend vertrug. Lindner aber meinte:

„Die Sache steht also so: ‚Die rundliche Schleie Wendt und der Stachelbarsch Born haben angebissen, der Hecht Arvenberg wird nächstens zuschnappen.'"

„Und der biedre Karpfen Lindner wird, ungewarnt und ungewitzigt, sogar den köderlosen Haken verschlucken," ergänzte Reinisch — „wir werden's uns wiedersagen, ehe der Herbstwind das welke Laub über die Stoppeln jagt."

Lindner schüttelte sehr bestimmt den Kopf und meinte trocken:

„Ihren Scharfsinn in Ehren, Reinisch, das wird aber spät werden; ich glaube, ich bin gegen alle Russinnen der Welt gefeit und gegen die emanzipirten erst recht.“

Der Maler zuckte die Achseln und sang leise vor sich hin — eine bekannte Volksweise; sollte in der Textstelle „Und a bissele Lieb und a bissele Treu und a bissele Falschheit is allweil dabei“ seine Antwort liegen?

Lindner hatte es ja ehrlich und aufrichtig gemeint; er sah im Geiste das rosige Kindergesichtchen, das dem Töchterchen seiner Wirthin angehörte, und dieses liebe Gesichtchen hatte er sich schon so unendlich oft mit dem fraulichen und mütterlichen Ausdruck vorgestellt, daß er sich allen Anfechtungen gewachsen glaubte und nichts für leichter hielt, als der Kleinen treu zu bleiben.

Das Gespräch war damit beendet und wurde im Café, wo man noch ein halbes Stündchen saß, nicht wieder aufgenommen; da hatte ja irgendwer Uebersetzersünden aufgedeckt und dieses Thema war unzweifelhaft viel wichtiger! Der kleine Kreis zerstreute sich dann nach allen Seiten und auch Born schritt seiner Wohnung zu; wenn man gewußt hätte, daß er gleich darauf in eine Seitenstraße einbog und einen Umweg von einer scharfen halben Stunde machte, um — noch unter den Fenstern vorüberzugehen, an deren einem vielleicht gerade jetzt Tatjana stand! Er wagte es kaum, einen zaghaften Seitenblick emporzuwerfen, der ihn gerade nur darüber belehren konnte, daß einige Flammen der Gaskrone noch brannten, und schritt dann, wie auf einer sittlich-bedenklichen Handlung ertappt, rasch davon. Arglistige Tatjana, warum hattest du von deiner Bewunderung für eine kleine Novelle gesprochen, deren viel umworbene Heldin für einen zum Krüppel geschossenen, kirchenmausarmen Offizier schwärmte und ihn auch heiratete, warum hattest du es so bewunderungswürdig und für dein Gefühl so verständlich gefunden, daß sie den Gebrechlichen und Hülflosen leidenschaftlicher liebte, als sie den Gesunden und Kräftigen je geliebt haben würde? Sie hatte das einen tief in der weiblichen Natur begründeten Zug genannt, und war der Blick, mit dem sie den halbblinden Dichter dabei ansah, nicht feucht gewesen? Born hatte nichts erwidert, aber nun wußte er, daß sie das edelmüthigste, großherzigste Geschöpf unter der Sonne war, und er konnte den Freunden, die so schnöde Reden über sie führten, ernstlich zürnen, wenn er sie auch mehr noch bemitleidete. Wie sich Tatjana auch zeigen mochte — was sie war, das hatte sie doch nur ihn ahnen lassen, und sollte er auf diesen Vorzug nicht stolz sein? Er war recht stolz und glücklich, der gute Born, als er in dichtem Gestöber sich heimtappte.

Acht Tage später — diesmal im Erdgeschoß eines kleinen, zwischen Gärten und dicht am Fluß gelegenen Hinterhauses, der Residenz des Dramendichters. Reinisch hatte sie die „Eisgrotte“ getauft, nicht ohne Berechtigung. Born hatte den ganzen Nachmittag heizen lassen, aber die Eisblumen an den Scheiben waren nicht abgethaut und während in der Nähe des feuerspeienden rothglühenden eisernen Ofens, um den sich alle zusammendrängten, wie die Küchlein um die Glucke, eine fast unerträgliche Glut herrschte, fror man auf der Rückseite und hatte kalte Füße. Arvenberg schimpfte wie ein Rohrsperling; obgleich er den Paletot anbehalten hatte, konnte er sich nicht erwärmen, und er beruhigte sich erst einigermaßen, als ihm Born in seiner Verzweiflung allen Ernstes den Vorschlag machte, sich angekleidet in sein Bett zu legen, und einstweilen ein paar gewaltige Filzschuhe geschleppt brachte, in denen sich Arvenbergs kleine Füße spurlos verloren. Der arme Dichter hatte stets viel zu leiden, wenn man bei ihm zusammenkam; alle seine Betheuerungen, daß die Wohnung im Sommer reizend, hochpoetisch und angenehm kühl sei, wurden mit satanischem Hohngelächter aufgenommen; man war nun einmal entschlossen, kein gutes Haar an derselben zu lassen. Wendt suchte eine besondere Force darin, die zahllosen gehäkelten Decken und Deckchen, die überall paradirten und von denen ein halbes Dutzend allein an das Sopha verschwendet war, als Hindernisse der Bequemlichkeit und bloße Schaustücke zu formlosen Knäueln zusammenzuballen und dabei auf die spartanische Einfachheit seiner „Bude“ hinzuweisen. Arvenberg kritisirte die Vasen auf Schränken, Tischen und Kommoden, deren er bald dreiundzwanzig, bald siebenundzwanzig gezählt haben wollte; Reinisch erging sich in schnöden Bemerkungen über den Bilderschmuck des Zimmers, der allerdings von einem ziemlich primitiven Geschmack zeugte; es war das „gute Zimmer“ der braven Wirthsleute und an der Wand hingen — in goldner Schrift auf ultramarinblauem Grunde — die Tauftafeln sämmtlicher Sprößlinge der Familie zwischen einigen grell-bunten Oeldruckbildern — Prämienblättern zu illustrirten Journalen. Lindner vermißte die Abwesenheit jedes Schmucks aus den drei Reichen der Natur und erklärte, das Zimmer würde sich weit aparter ausnehmen, wenn an der Decke, wie in manchen Droguenhandlungen, ein kleines Krokodil hinge oder auf den Schränken einige interessante Mißgeburten in Spiritus aufgestellt würden; außerdem gehöre an die Wand eine kräftige Abbildung des bethlehemitischen Kindermords oder eines ähnlichen Massacres **en gros** — die Beschäftigung des Bewohners müsse sich in der ganzen Einrichtung und Ausschmückung der von ihm bewohnten Räume widerspiegeln.

Am Schlusse einer längeren, reichlich mit kraftvollen Verwünschungen gewürzten Rede über die Verwerflichkeit sämmtlicher „Buden“, die Born bisher bewohnt, rief Wendt pathetisch aus:

„Stellen Sie Sich nur einmal vor, bester Born, die Walujeff überrumpelte Sie eines Tags hier! Zuzutrauen ist ihr auch das, sie guckt eines schönen Tags ein paar Minuten lang durch's Fenster, tippt dann mit dem Sonnenschirm an die Scheibe, wünscht Ihnen einen guten Morgen, macht einen graziösen Knix, legt Ihnen ein Veilchensträußchen aufs Fensterbret und ist im nächsten Moment verschwunden. Welchen Begriff soll sie von dem bekommen, der in einer solchen Philisterbude wohnen mag? soll sie wirklich glauben, daß in solchen Räumen ‚die Flügelschläge des Genius rauschen‘ — so sagt man doch? Eine gewisse geniale Unordnung — damit könnten Sie ihr eher imponiren. Machen Sie doch mindestens einen kleinen Scherz — setzen Sie z. B. der gußeisernen schwarzen Jungfrau, die gesenkten Hauptes auf Ihrem Ofer lagert, und die so melancholisch aussieht, als habe sie einen Bandwurm oder als befinde sie sich im kritischsten Stadium der Seekrankheit, Ihren Hut auf.“

„Also Zigeunerwirthschaft — ja, wenn das Born könnte!“ erwiderte Lindner. „Ihr hättet nur sehen sollen, in welche Verzweiflung er gerieth und wie er rein aus der Haut fahren wollte, als mir mein Vetter in Geestemünde vorigen Winter einen großen Steinbutt schickte! Born war gerade bei mir, als das interessante Seeungeheuer anlangte; mein Antrag, dasselbe als Abendbrot zu verspeisen, fand einstimmige Annahme, als sich aber herausstellte, daß meine Wirthin ausgegangen war und die Küche verschlossen hatte, damit Pietsch nicht hineingerieth, hielt Born das Projekt für gescheitert und geberdete sich gleich einem der verzweifelnden Helden in seinen Dramen, als ich ihm nach einer kritischen Musterung der uns zur Verfügung stehenden Kochutensilien meinen neuen Plan entwickelte. Er mußte aber schließlich nachgeben und das Fischlein wurde, nachdem Born beim nächsten Viktualier Senf und Butter geholt hatte und die letztere in einer großen porzellanen Zuckerdose zerlassen und braun gemacht worden war, mit einer großen Papierscheere in etwas unregelmäßige Stücke zerlegt und im — Waschbecken servirt. Es ging auch und hat uns ganz ausgezeichnet geschmeckt, das könnt ihr glauben — nicht wahr, Born?“

„Ihr seid doch die reinen Barbaren!“ stöhnte Wendt; „sollte man dergleichen im neunzehnten Jahrhundert für möglich halten? Der Mensch ist nicht blos, was er ißt, er ist auch, wie er ißt, und nun überlegt euch einmal, was ihr seid, die ihr mit solchen himmelschreienden Sünden auch noch prahlt!“

„Man sollte es allerdings zur Ehre der Menschheit für unmöglich halten,“ warf Arvenberg ein, „daß dergleichen in civilisirten Ländern noch vorkommt, aber wir wollen doch einmal bei der Russin bleiben. Ich halte es für selbstverständlich, daß jeder gewissenhaft berichtet, der sie getroffen hat — keine Geheimnisse.“

„Wird sich auf die Dauer kaum durchführen lassen!“ spottete Reinisch, „ich möchte aber auch beantragen, daß die etwaigen Beichten gleich zu Anfang abgemacht werden; ich komme heute mit meiner Erzählung zu Ende und werde dann schwerlich aufgelegt sein, über unsere Vereinsaspasia mit euch zu schwatzen. Wer hat denn jetzt die meiste Chance, ihr Perikles zu werden?“

Alles schwieg, worauf denn Lindner, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, meinte:

„Dann bin ich's am Ende gar! Zu meiner nicht geringen Ueberraschung fand ich, als ich nach unserem letzten Abend heimkam, eine Einladung zum Mittagessen für den nächsten Sonntag vor; die Einladung lautete natürlich nur auf ‚einen Löffel Suppe‘, ich würde aber in ernstliche Bedrängniß gerathen, sollte ich euch berichten, was ich alles gegessen habe — Wendts kochkunst-wissenschaftliche Wißbegierde muß also unbefriedigt bleiben, so sehr mich das auch schmerzt. Es war noch eine hiesige Familie eingeladen, die eines pensionirten Regierungsraths, sehr nette Leute, denen

ich am nächsten Tage meinen pflichtschuldigen Anstandsbesuch machte. Die Folge war, daß ich für Mittwoch zum Abendessen eingeladen ward, so daß ich mir in meiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit bereits die Frage vorlegte, ob ich nicht am Ende galanter gegen die heiratsfähige Tochter gewesen sei, als einem jungen Manne, ‚der eine Zukunft hat‘, erlaubt ist. Als ich vor dem Hause ankam, schickte sich ein Miethwagen eben an, abzufahren, und auf der Treppe schon holte ich — Fräulein Walujeff ein. Das ist doch gewiß schon etwas — die Hauptsache kommt aber erst noch. Die Thür zum Speisezimmer stand offen und ich sah zufällig, daß Fräulein Tatjana, die drüben mit der Frau vom Hause plauderte, die Karten auf den Kouverts musterte, ihr etwas zuflüsterte, ein zustimmendes Nicken zur Antwort erhielt und dann einen Tausch über den Tisch weg vornahm. Da schoß mir natürlich das Blättchen — und in der That stellte sich dann heraus, daß Fräulein Walujeff meine Nachbarin zur Rechten war —, sie hatte auf der andern Seite sitzen sollen und der Tausch hatte nur bezweckt, sie neben mich zu bringen; ich hatte mir das betreffende Kouvert zu genau gemerkt. Selbstverständlich habe ich nicht das mindeste davon verrathen, daß ich eine unabsichtliche Indiskretion begangen hatte —“

„Das wäre auch über's Bohnenlied gegangen, das aber steht fest, daß Sie den Kartentausch hatten sehen *sollen*; die Walujeff ist viel zu schlau, um sich belauschen zu lassen, wenn ihr das nicht in den Kram paßt!“ erläuterte Wendt. „Nun, wie war's weiter? — ich bin gespannt.“

„Ja, wenn ich das so recht wüßte,“ erwiderte Lindner, „ich kann ja nicht einmal sagen, welche Farbe ihr Kleid hatte. Nur das weiß ich, daß ihr lächerlich kleines Spitzentaschentuch nach Veilchen duftete und daß auf ihren Manschettenknöpfen Käfer krochen —“

„Auch eine feine Aufmerksamkeit für Sie!“ schaltete Wendt ironisch ein.

„Ach, Dummheit,“ wehrte sich Lindner, „wer wird denn gleich so weit denken? Uebrigens waren es ganz alberne Phantasiekäfer — als ob die Natur nicht die reizendsten und bizarrsten Vorbilder in Menge lieferte! Geplaudert haben wir von allem möglichen — d. h. sie hat in einemfort gefragt und ich hatte eben zu antworten. Manchmal waren die Fragen recht naiv, aber, du lieber Gott, was lernt denn so ein Mädchen und — was merkt sie sich? höchstens, daß die Korallen und die Perlen nicht auf den Bäumen wachsen.“

„Nun, Sie werden das arme Mädchen hübsch gelangweilt und halb zu Tode dozirt haben,“ sagte Wendt, der vor Neugierde brannte. „Haben Sie Tatjana nach Hause begleiten dürfen?“

„Allerdings — ich *mußte* sogar. Die Frau Regierungsrath fragte mich, ob ich Fräulein Walujeff nach ihrer Wohnung begleiten wollte; ein Wagen sei schwer aufzutreiben und die Nacht sei schön. Ich verbeugte mich und die Sache war geordnet. Nun kam aber der Haken; ich wußte nicht recht, ob ich ihr den Arm bieten sollte, unterließ es also. Ich bin ja keineswegs klein, aber sie ist reichlich einen halben Kopf höher als ich und das genirte mich; ich dachte, es würde lächerlich aussehen. Dazu rauschte und raschelte alles an ihr von Seide, es war alles in allem ein äußerst unbehagliche Situation. Sie meinte, wir würden wohl bald einen Wagen finden, ich sagte nichts darauf und richtig stand auf dem nächsten freien Platz eine Nachtdroschke, in der sie denn davon fuhr.“

„Oh, Sie Lamm Gottes!“ rief Wendt, halb belustigt, halb geärgert, „was haben Sie nun da wieder gemacht! Es liegt doch auf der flachen Hand, daß sie von Ihnen nach Hause begleitet sein wollte, denn eine Droschke ist jederzeit zu beschaffen — das war mir also nur eine faule Ausrede. Das mindeste, was Sie zu thun hatten, war doch, Ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß Ihre Hoffnung, noch eine halbe Stunde ungestört mit ihr plaudern und ihre liebenswürdige Gesellschaft genießen zu können, auf diese Weise vereitelt werde. Ich wette meine Nase gegen einen Pflaumenkern, daß sie darauf in der verbindlichsten Weise erwidert hätte, sie gehe viel lieber und habe nur gefürchtet, den Herrn zu geniren. Von Hirschkäfern und Aaskäfern und Wasserkäfern verstehen Sie unmenschlich viel, geliebter Lindner, von den Frauenzimmern aber nichts, am allerwenigsten von den Tatjanas. Jedenfalls haben Sie's auf plumpste Weise mit ihr verschüttet — sehen Sie nun zu, wie Sie die Sache wieder einrichten!“

„Mit dem ‚Verschüttethaben‘ wird's so schlimm kaum sein,“ mischte sich der Maler ins Gespräch; „wer weiß, ob Lindners ganzes unqualifizirbares Benehmen ihm nicht — *vor der Hand* — die Wege ebnet. Entweder hat sie ihn amüsant schüchtern gefunden und den Schüchternen macht man bekanntlich Konzessionen, um sie zu ermuthigen, oder sie ist pikirt wegen seiner Unempfindlichkeit — und das ist noch besser. Und die andern sind also ganz leer ausgegangen? Born macht allerdings ein Gesicht wie drei Meilen böser Weg — er wäre gewiß an Lindners Stelle unternehmender gewesen und hätte einige schwärmerische Floskeln riskirt, die man ja, wenn man ein fruchtbarer Dramendichter ist, im Nothfall immer für poetische Licenzen erklären kann.“

„Bitte,“ erwiderte Born, „ich war gestern Abend zur Fortsetzung unserer Lektüre eingeladen; es wurde freilich nichts aus dem Lesen, denn es war Besuch da — ein geleckter, unausstehlicher Elegant, der drei Jahre in Paris war und sich seine Ansichten über die Frauen in der Closerie des Lilas und im Jardin Mabille gebildet hat; natürlich ist er nun blasirt, weltschmerzelt ein wenig und schmachtet Fräulein Walujeff dazu in ziemlich dreister, beinahe frivoler Weise an; der vertrauliche Ton, den er immer wieder anzuschlagen sucht, hat mich geärgert, doch was kümmert's mich? Uebrigens muß sie etwas gemerkt haben —“

„Das glaub' ich unbeschworen,“ bemerkte Wendt, „der Herr Isegrimm von König in ‚des Sängers Fluch‘ kann nicht menschenfeindlicher ausgesehen haben, als Sie gestern Abend — furchtbar prächtig, wie blutiger Nordlichtschein.“

Born ignorirte die Spötterei und fuhr fort:

„Sie flüsterte mir wenigstens in der ersten Minute des Alleinseins zu, ich solle mich an des Herrn Manieren nicht stoßen. Er habe in Paris eine bedenkliche Schule durchgemacht und das mache sich gelegentlich geltend; er sei aber ein drolliger und nebenbei keineswegs dummer Kerl, sie habe beinahe Mitleid mit ihm und betrachte es als ihre Aufgabe, ihm zu beweisen, daß es auch noch andere Frauen gebe, als die, deren Bekanntschaft er im Babel an der Seine gemacht habe.“

„Worauf sich Ihr Germanengemüth natürlich in Geduld faßte?“ spottete Reinisch. „Nun, warten Sie nur, dergleichen wird noch hübscher kommen — für's erste war das ‚nur ein Tröpflein Fegefeuer‘. Ich kann mich ja irren, aber ich bin überzeugt, der Herr kam Fräulein Walujeff gestern sehr gelegen, wenn er nicht ad hoc geladen war — sie hat sich angesichts Ihrer aus allen Poren sickernden Eifersucht wahrscheinlich besser amüsirt, als bei Ihrem Drama.“ (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

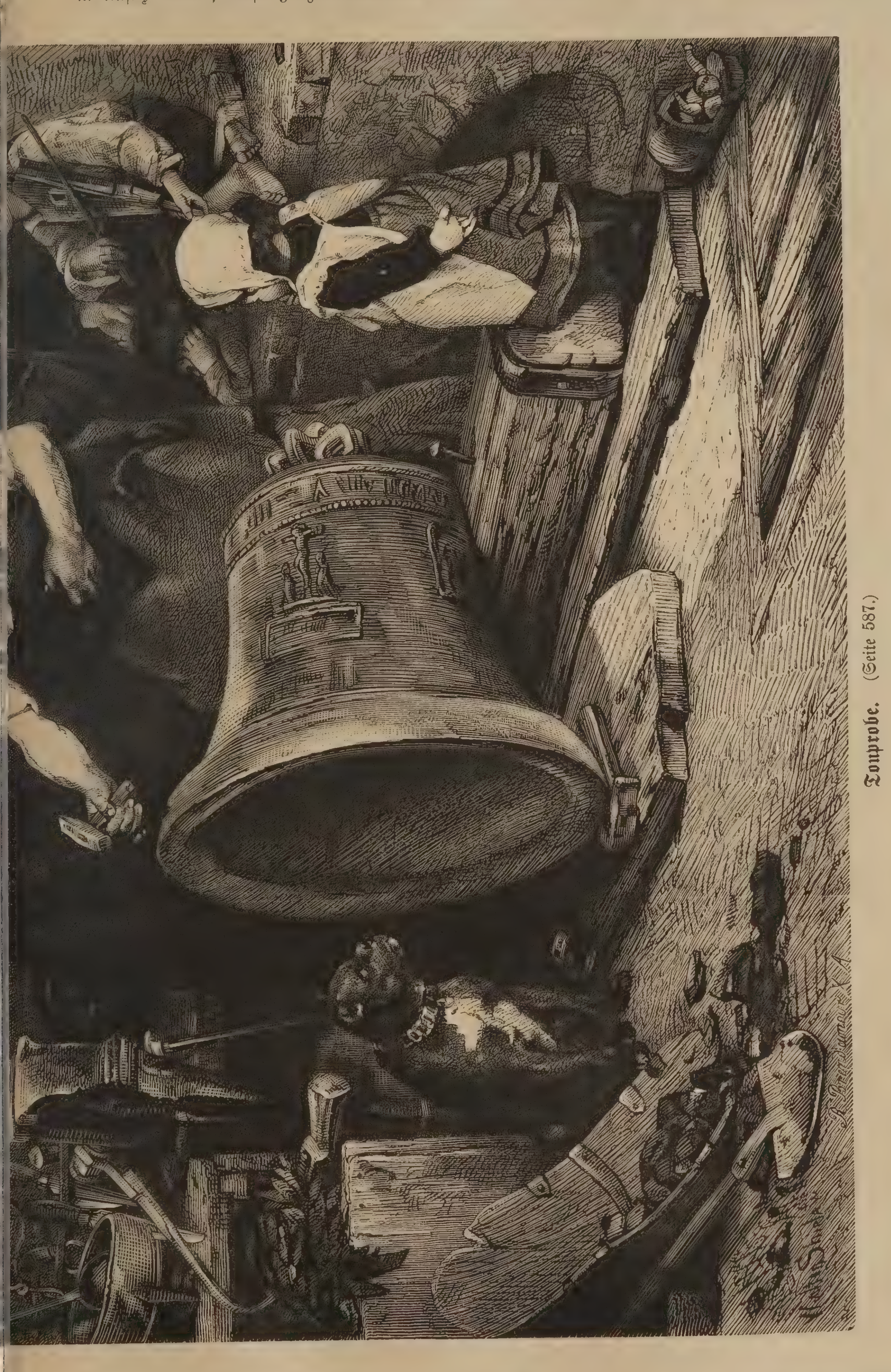
Von **Rothberg-Lindener.**

(Fortsetzung.)

Ein günstiges Anzeichen für irgendeine neue Theorie ist es allemal, wenn dieselbe nicht nur vermeidet, neue hypothetische Annahmen zu machen, sondern im Gegentheil die bestehenden Anschauungen vereinfacht und die Zahl der noch figurirenden besonderen „Kräfte“, die zumeist nichts andres bedeuten, als unbekannte Ursachen unbegriffner Erscheinungen, vermindert. Beide Theorien gehen nach dieser Richtung, und zum Theil mit Erfolg, vor. Es sei hier deren Stellung zu der sogenanten „Kraft der Trägheit“ oder dem Beharrungsvermögen hervorgehoben! Ueber diesen Gegenstnad spricht sich Dellingshausen unter anderm an einer Stelle folgendermaßen aus: „.... daß zwischen einem ruhenden und einem sich bewegenden Körper ebenso gut ein innerer Unterschied bestehen muß, wie z. B. zwischen einem dunklen und einem leuchtenden Körper, und daß sie (diese Erscheinung) ebenso gut einer Erklärung bedarf, wie jede andre Erscheinung, weshalb sie (nämlich die Naturforscher) sich auch mit der Annahme eines Beharrungsvermögens begnügt haben, wie die Astronomen seit zweihundert Jahren mit der unvermittelten Anziehungskraft.“ Hierbei wird

Issenkrahe schon angst und bange; er nennt die versuchte Wegräumung des Beharrungsvermögens „ein gar zu kühnes und überdies völlig nutzloses Wagstück“. Aber Dellingshausen geht garnicht so radikal vor; in etwas modifizirter Bedeutung führt er, wie schon erwähnt, eine sogenannte spezifische Trägheit wieder ein, die bei ihm die elementarische Verschiedenheit der Stoffe ersetzt, und spricht auch später wieder von einem Beharrungsvermögen der Körper, aber ist der Meinung: „Dieses Vermögen ist keine geheimnißvolle Eigenschaft mehr, sondern beruht in der Ruhe der Körper, wie bei ihrer Bewegung auf der unveränderlichen Fortdauer ihrer inneren Bewegungen.“ — Das ist unklar und kann auch nicht anders sein, da Dellingshausens vermeintliche Zurückführung des Unterschieds ruhender und bewegter Körper auf deren innere Bewegungen nicht stichhaltig ist. Wenn D. sagt: „Bewegen sich die Punkte im Innern eines Körpers in geschlossenen Bahnen, so kehren sie nach jedem Umschwunge an ihren früheren Ort zurück; daher(?) bewahrt auch der ganze Körper stets dieselbe Lage zu den andern als feststehend betrachteten Körpern und kann seinen Ort nicht wechseln, ohne daß durch irgendeine Ursache eine Veränderung in seinen inneren Bewegungen bewirkt werde. Das ist das Beharrungsvermögen der Körper in der Ruhe. — Erleidet der Körper dagegen einen Stoß, so tritt zu seinen innern Bewegungen in einer bestimmten Richtung eine neue Komponente dazu. Die Bahnen der einzelnen Punkte, die bis dahin geschlossen waren, werden geöffnet und jeder Punkt befindet sich am Ende seines Umschwungs an einem andern Ort, als im Beginn desselben, und somit ist auch der ganze Körper nach Verlauf einer bestimmten Zeit aus seinem Orte verschoben,“ so ist einmal leicht einzusehen, wenn man auch die Annahme geschlossener Bahnen für die Punkte im Innern eines Körpers gelten läßt, daß hier Voraussetzung und Schluß verwechselt sind, und daß überdies im letzten Theil gegen einen wohlgegründeten Satz der Mechanik dadurch verstoßen wird, daß nicht die innern Bahnen der Massentheilchen eines Körpers auf ihren Massenmittelpunkt und mittels dieses die Masse als Ganzes auf einen relativ festen Punkt außerhalb des Systems in ihrer Bewegung bezogen wurden. D's Verfahren in diesem Fall entfernt sich vollständig vom empirischen Boden. — Anderssohn hingegen will konsequenterweise nach geschehenem Nachweis, daß diese sog. „Trägheitskraft“ eine unfaßbare, verborgene Eigenschaft der Körper vorstelle, für welche auch nie-

mals von einem Physiker ein mechanisches Aequivalent wirklich in Ansatz komme, diese ganze verwirrende Vorstellung entfernt



Tonprobe. (Seite 587.)

wissen. Er sagt: „Man sieht, es handelt sich im Grunde um nichts anderes, als um das Prinzip der Aequivalenz von Ursache und Wirkung oder, einseitig betrachtet, das Erforderniß genügender Ursache für Beginn oder Aufhören der Bewegung eines Körpers. Je weniger und desto schärfer bestimmter Ausdrücke man sich bei physikalischen Erörterungen für dieselben Gegenstände bedient, desto mehr Aussicht zum Vorschreiten gewinnt man; weshalb sollte man diese anerkannte Grundregel, möglichst zu vereinfachen, nicht in allen Fällen anwenden?"

In dem einen Hauptpunkt nun, demjenigen der physischen Wirkungsweise der Schwere, kommen beide Physiker in derselben Vorstellung überein, nämlich, daß senkrecht auf die Oberfläche der Himmelskörper in ihrer Longitudinalrichtung fortschreitende Wellen des materiellen, gasförmigen Mediums ihre Bewegungsgröße (Energie) auf dieselben übertragen. Also nicht die Energie gradlinig nach allen Seiten herumschießender Moleküle, sondern die in konzentrischen Kugelschalen fortschreitende, in abwechselnden Verdichtungen und Verdünnungen, wie sie alle elastischen Flüssigkeiten zeigen, bestehende Wellenbewegungen sollen als Träger der Kraft angesehen werden. Danach müssen wir uns Gravitationswellen gradeso, wie die kosmischen Wärme- und Lichtwellen denken, wahrscheinlich auch mit derselben Geschwindigkeit sich bewegend*), ohne daß sie deshalb mit diesen identisch zu sein brauchen. Es ist ja bekannt, daß die dunklen Wärme- und leuchtenden Lichtstrahlen sich bei gleicher Geschwindigkeit durch ihre Wellenlänge unterscheiden, daß aber die Bewegung im Spektrum mit diesen beiden Arten der Wellenbewegung nicht abgeschlossen ist, sondern daß eben nur unsere Sinnesorgane für grade diese Quantitäten von Wellenbewegung allein empfindlich sind. Die oberhalb des Lichtspektrums liegenden chemischen Strahlen können wir noch durch chemische Reagentien sichtbar machen,

*) Pliny Earle Chase, Prof., Haverford College, N.-Amerika, nimmt nach einem Vortrag am 2. Januar 1880 als eine der Grundlagen der Berechnung für seine astronomischen Annäherungen: „the interesting and suggestive Fact, important in chemistry and general physics, as well as in astronomy that the central stress — opposing value in the solar system $\left(\frac{gt}{2}\right)$ is the velocity of light.

sowie auch die dunklen Wärmestrahlen durch besondere Instrumente, während für die so ungemein viel langsameren und längeren Schallwellen das Ohr als besondres Organ vorhanden ist. Für die zwischen Schall- und Wärmewellen möglichen, sowie die noch kürzeren, als die chemisch wirksamen Lichtstrahlen, fehlen uns die Organe; so auch für die Gravitationswellen. Wir können ihre Existenz aber schließen aus den Wirkungen, nämlich den hervorgebrachten Massenbewegungen oder dem ausgeübten Druck.

Diese Art der Uebertragung von Bewegung ist natürlich nicht zu verwechseln mit der etwa durch das Strömen eines Flusses hervorgebrachten. Aber Isenkrahe trifft fehl, wenn er Dellingshausens Behauptung, daß unter gewissen Umständen durch fortschreitende Wellen — bei denen jedoch jedes Flüssigkeitstheilchen nur eine hin- und zurückgehende Bewegung vollbringt — eine konstante Bewegung nach einer Richtung an einem festen Körper veranlaßt werden könne, mit folgendem Beispiel zu widerlegen meint: „Wenn ein Holzstückchen auf einem Teiche schwimmt und man durch einen Steinwurf einen Wellenzug veranlaßt, der von der Mitte in stets weitern Kreisen nach dem Ufer geht, so wird durch diese fortschreitenden Wellen das Holz gehoben und gesenkt, es nimmt theil an der Oszillation der Wassertheilchen, von denen es getragen wird, aber es wird nicht an das Ufer geführt, sondern nimmt, wenn der Spiegel wieder glatt geworden, seine alte Stelle ein." Dieses Beispiel ist nicht zutreffend, denn Isenkrahe setzt hier, außer einem engbegrenzten Wasserbecken, als von den Wellen beeinflußten Körper einen spezifisch leichteren voraus und dabei von so kleinen Dimensionen, daß er sich in mechanischer Beziehung ganz gleich dem von ihm verdrängten Wasserquantum verhält und deshalb nur hin- und herpendelt. Dem entgegnet daher Dellingshausen, abgesehen von anderen Einwürfen und Erwägungen, Folgendes: „Ein Körper kann durch kleinere Wellen nicht hin- und hergeschoben werden, sondern sie brechen sich an ihm, wie die Meereswellen an einem Felsen. Die mächtige Wirkung dieser Wellen ist aber allgemein bekannt; ein Schiffswrack wird in kurzer Zeit zertrümmert; jeder Badende weiß, daß er den Wellenbergen einen größeren Widerstand zu leisten hat, als den Wellenthälern, um nicht umgeworfen zu werden; die Fensterscheiben werden bei einer Explosion eingedrückt. In allen diesen Fällen werden Bewegungen hervorgerufen, wozu eine Arbeitsleistung erforderlich ist, welche der Energie der Wellen entnommen wird." Gegen den aus seiner Diskussion gezogenen Schluß: „Die Mittheilung der Bewegung durch eine Welle ist somit nichts anderes, als die innerhalb eines Körpers vor sich gehende Umwandlung der periodischen Bewegungen der Welle in eine gradlinig fortschreitende Bewegung seiner Punkte. Die Energie beider Bewegungen muß selbstverständlich äquivalent sein*)," läßt sich nichts einwenden, ebensowenig als gegen den noch allgemeineren: „die Mittheilung der Bewegungen in die Ferne wird durch fortschreitende Wellen vermittelt." (Schluß folgt.)

*) Man wolle hiermit aus den interessanten Abhandlungen von A. W. Fabian in der „Neuen Welt" die Beschreibung der Umwandlung von Energie der Wasserwellen in nützliche Arbeit durch mechanische Vorrichtungen vergleichen. Jahrg. 1880, Seite 178. D. Verf.

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. **Eduard Reich.**

VII. Pflege der Sinneswerkzeuge.

Die Pflege der Sinneswerkzeuge macht einen sehr gewichtigen, aber leider oft genug sehr vernachlässigten Theil der Gesundheitspflege aus, zuweilen wieder einen ungemein, aber mit ganz falschen Mitteln kultivirten Theil der Hygieine. In dieser letzteren Beziehung erinnere ich an die tausenderlei Augenwasser, Gehörpillen, galvanischen Halsketten u. s. w., die sämmtlich dazu bestimmt sind, den Erfinder reich zu machen und das große Rhinoceros, welches man Publikum nennt, zu prellen und zu verhöhnen.

Am besten für die Pflege des Tastsinnes, also die Ausbildung und Erhaltung feinen Gefühls in der Haut, ist sorgfältige Reinigung dieser letzteren, vollkommene allgemeine Gesundheitspflege und Vermeidung aller das Hautgefühl abstumpfenden schweren Arbeit. Demnach kann von eigentlicher Kultur des Tastsinnes jetzt nur bei den höheren Klassen der Gesellschaft die Rede sein.

Der Geschmackssinn wird bei dem höheren und niederen Pöbel eifrigst und mit Leidenschaft gepflegt, ja in so großem Maße, daß die anderen Sinne dabei zu kurz kommen und die ganze Gesundheit darunter leidet. Die beste Kultur des Geschmackssinnes ist einfache, naturgemäße Lebensart und Entwicklung der ursprünglichen Instinkte.

Bei einem guten Theile der nur äußerlich Civilisirten und Uebercivilisirten läuft, ohne daß dies gewollt wird, alles darauf hinaus, den Geruchssinn zu ertödten, abzustumpfen, zu verderben. Hierzu trägt das Wirthshausleben und Tabakrauchen, das gesundheitswidrige Treiben und Tabakschnupfen wesentlich bei. Menschen, die von Alkohol, Tabak und Wirthshaus sich fernhalten, einfach, mäßig und nach den Grundsätzen der Hygieine leben, in wohlgelüfteten Zimmern schlafen und täglich mehrmals kalt sich waschen, bewahren ihrem Geruchssinn völlig normale Beschaffenheit und erweisen damit sich eine der größten Wohlthaten; denn mittels der Sinne unterscheiden wir das uns Nichtzuträgliche von dem uns Passenden.

Augen und Ohren pflegen, dies ist sehr leicht und sehr schwer, ganz wie man es nimmt und ganz nach der Person, welcher die Kultur der höheren Sinne obliegt. Augen- und Ohrenpflege braucht von keinem normalen, gesundheitsgemäß, sittenrein und vernünftig lebenden Menschen besonders vorgenommen zu werden, da sie mit der allgemeinen Leibeskultur von selbst sich vollzieht.

Die unzähligen Sklaven der modernen Nationalökonomie, die Proletarier des Geistes und der Faust, verderben ihre Augen bei grellem Sonnenschein und Lampenlicht, in halbdunklen, feuchten Wohnungen, in Fabriken und tief unter der Erde in Bergwerken. Wer das Leiden entfernen will, muß dessen Ursache beseitigen. Nun predige man den Bergleuten: Steiget nicht hinunter in den Schlund der Erde, bringt weder Kohle herauf noch Erz. Und sie werden antworten: Wir müssen hinunter, da wir anders verkommen, erhungern, verderben, und wir wollen lieber leben und ein wenig an unseren Augen leiden, als Hungers sterben.

Gegen diese Logik läßt sich unter den gegenwärtig herrschenden gesellschaftlichen Zuständen nichts einwenden; es kann nur ein Palliativmittel zur Pflege der Augen ersonnen werden. Und dieses scheint mir sehr einfach zu sein: man schütze die Augen vor dem Einfall allzu grellen Lichtes, vor Staub und schädlichen Dünsten, reinige dieselben möglichst oft mit Wasser und lebe gesundheitsgemäß; man vermeide kalte, feuchte, enge, überheizte, nach Norden gelegene Wohnungen und schlafe in reinen, möglichst guten Betten; man lese nicht bis spät in die Nacht hinein und nehme kein Buch aus grauem Papier und mit Augenpulver gedruckt zur Hand.

Die empörende Habsucht mancher Buchverkäufer schädigt die Augen unzähliger Menschen nicht selten in dem bedeutendsten Maße, und in allen Ländern, woselbst die Schulbücher aus mit Augenpulver bedrucktem grauen Löschpapier bestehen, sind Kurzsichtigkeit und damit Brillen epidemisch. Es gibt keinen jämmerlicheren Anblick, als die größere Hälfte der den Schulen entströmenden Knaben und Jünglinge mit Brillen umherlaufen zu sehen! Daß zu Entstehung von Augenfehlern die Schulzimmer mit ihren unpassenden Lichtverhältnissen und die schlechten Gerüche jener, außerdem die vielen Arbeiten bei Lampe und Gaslicht beträchtlich beitragen, haben wir nicht nöthig, besonders hervorzuheben.

Ueber den Gebrauch der Brille entscheide der Arzt.

Krankheiten der Gehörorgane müssen umsomehr verbreitet sein, je gesundheitswidriger die allgemeinen Lebensverhältnisse sich gestalten, je entsetzlicher der Kampf um das Bestehen tobt und je öfter die Furien des Krieges in den Kreis der Gesellschaft brechen. Gewisse Beschäftigungsweisen setzen das Ohr größeren Gefahren aus; diese letzteren werden umso bedeutender, je erbärmlicher Wohnung, Kleidung und Nahrung sind, und je geringer die Vorsicht ist, welche der Mensch den auf ihn wirkenden äußeren Einflüssen entgegensetzt.

Zu richtiger Pflege des Gehörsinnes ist angemessene Gesammt-Lebensweise nach den Grundsätzen der Hygieine, gute Wohnung,

Vorsicht und vernünftige Abhärtung nöthig. Wer täglich gründlich sich wäscht, bedarf keines Ohrlöffels, um das Ohrenschmalz zu entfernen, weil dies bei der Waschung sich entfernt. Man belästige niemals sein Ohr.

Der Schlaf und das Wachen sind Zustände, auf welche die Gesundheitspflege ihr Hauptaugenmerk richten soll; denn die Art, in der dieselben verlaufen, entscheidet über die ganze leibliche und seelische Gesundheit, über die Handlungen des Menschen, über dessen inneres und äußeres Schicksal.

Um durch ein Bild zu sprechen, können wir sagen, der Schlaf stelle im Haushalte des Leibes die Harmonie her, welche durch das über einen bestimmten Zeitpunkt verlängerte Wachen gestört wurde. Halten wir an dieser Vorstellung fest, so begreifen wir das Gefährliche, ja Verderbliche allzusehr verlängerten Wachens, verstehen aber auch, daß allzu langes Schlafen der Gesundheit nachtheilig sein müsse.

Einerlei, welche Umstände und Verhältnisse Schlaflosigkeit veranlassen, wir müssen immer darauf bedacht sein, diesen Zustand bei scheinbar Gesunden und wirklich Kranken energisch zu bekämpfen und baldmöglichst das naturgemäße Gleichgewicht zwischen Wachen und Schlafen wiederherstellen.

Dem Schlafe geht Ermüdung voran. Ermüdung drückt aus, daß in Muskeln und Nerven bereits an Stoffen es fehle, bei deren Zerfall Wärme frei wird und die Kraft in Bewegung sich umsetzt. Diese Materien ergänzen sich vorzugsweise während der Ruhe, während des Schlafes; fehlt es an Ruhe, an Schlaf, so fehlt es an Muskel- und Nervenkraft, und damit sinkt das Barometer der Zurechnungsfähigkeit: der übermüdete Mensch ist kein normaler Mensch, seinen Handlungen fehlt es an der nöthigen physischen Grundlage. An sehr vielen Unglücksfällen, die im Bereiche der Eisenbahnen sich zutragen, hat einzig und allein die Uebermüdung der Bediensteten die Schuld. Bestraft man diese Unglücklichen, so begeht man das größte Verbrechen.

Der höchst barbarische Grundsatz „Zeit ist Geld“, den kommende wirklich civilisirte Geschlechter nur als Ausdruck naturwidriger Selbstsucht brandmarken werden, stört nicht nur das Wachen oft genug in cynischer Weise, sondern auch den Schlaf, begünstigt so die Zustände des Blutmangels und der nervösen Erregbarkeit, und hilft Generationen mehr oder minder unglückseliger Geschöpfe erzeugen.

Weil der Mensch keine Arbeitsmaschine, sondern ein Organismus, und zwar ein gebrechlicher Organismus ist, darum bedarf er täglich einer gewissen Zeit hindurch der Ruhe, des Schlafes. Auf der Höhe des Lebens, im Alter der Reife also, ist bei Gesunden die Zahl von sieben Stunden im allgemeinen für den Schlaf genügend. Kinder, Greise, Frauen, Kranke und Rekonvaleszenten bedürfen längerer Schlafenszeit, und zwar desto längerer, je mehr es an Widerstandsvermögen und Kräften ihnen fehlt.

In öffentlichen Anstalten ist eine Stunde für das Zubettgehen und Aufstehen festgesetzt. Beschränkt sich der Zeitraum zwischen beiden auf sieben Stunden, so ist dies durchaus ungenügend; denn der eine Mensch bedarf längeren, der andere minder langen Schlafes, um in das Gleichgewicht seiner Kräfte, seines Wohlbefindens und zu sich selbst zu kommen. Je kürzer die allgemeine Schlafenszeit bemessen, je mehr alle Bewohner der Anstalt über einen Leisten geschlagen, desto mehr Krankheiten.

Der beste Regulator des Schlafes ist angemessene Ernährung und überhaupt Gesundheitspflege, andererseits vernünftige Erziehung zu Arbeit und Sittlichkeit. Damit einem jeden die nöthige Zeit zum Schlafen bleibe, ist es erforderlich, daß durch Vorrichtungen der Humanität der Kampf um das Dasein daran gehindert werde, Wellen zu schlagen, welche den einzelnen mit Vernichtung bedrohen oder gar vernichten.

Zu gutem Schlafe gehört ein gutes Bett und ein gesundheitsgemäß beschaffenes Zimmer mit der Lage nach dem Aufgange der Sonne. Es ist unbedingt nöthig, an eine etwas niedere Temperatur des Schlafgemaches sich zu gewöhnen, und ferner niemals in einer Stube ohne Fenster die Nacht zu verbringen. Es ist unerläßlich, Darm und Blase vor dem Schlafengehen zu entlasten, Gesicht und Hände zu waschen und ein Glas Wasser zu trinken.

Man liege nicht auf dem Unterleibe, sondern auf dem Rücken, mit sanfter Neigung nach der Seite, strecke grade sich aus, decke so sich zu, daß man weder friere noch schwitze, und bestrebe sich, mit guten Gedanken und reinem Herzen einzuschlafen.

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg**.

(Fortsetzung.)

Kann ich auch mit Bestimmtheit nicht sagen, daß Elisabeth dir mehr als freundschaftlich zugethan ist, sagte ich eines Tages zu Freimann, so habe ich doch Grund zu glauben, daß sie deine Werbung, wenn sie zartfühlend und behutsam geschieht, nicht ausschlagen werde. — „Ich würde das Mädchen nicht begreifen, welches sich seiner Bewerbung gegenüber ablehnend verhielte,“ sagte sie, als ich das heikle Thema berührte. — — Freimann ging nach dieser Antwort im Zimmer auf und ab. Er wiederholte Elisabeths Ausspruch und setzte hinzu: „Gewiß, ich bin ihr nicht gleichgiltig. Sie wird mich lieben, wenn ich mich mehr mit ihr beschäftige. Daß sie dich nicht liebt, das heißt, daß sie dich nicht wie einen Bräutigam liebt, das habe ich gleich erkannt, als ich die Vertraulichkeit bemerkte, mit der ihr zusammen verkehrtet und noch verkehret. Elisabeth ist dir eine Schwester, du ihr ein Bruder, — eine andere Liebe, als diese geschwisterliche Liebe, ist undenkbar.“ — Ich saß auf dem Sopha, als Freimann dieses sagte, und hatte mein Antlitz hinter der Provinzzeitung versteckt. Ich hätte am liebsten geantwortet: Du lügst, du betrügst dich! — Aber ich schwieg. Was ich über die Lippen bringen konnte, war nur ein geheucheltes: „Wohl möglich, wohl möglich.“ — Freimann hatte meine Antwort überhört oder nur halb vernommen, sonst würde er gewiß nicht über dieses „Wohl möglich“ hinweg gegangen sein. Zu der Frage: „Was kannst du mir in dieser Sache rathen?“ versetzte ich: „Du bist von einer köstlichen Naivetät,“ und obwohl es mir nicht grade lächerlich zu Muthe war, so schien mir diese Frage doch so sonderbar, daß ich laut auflachte. Ich dachte an die Geschichte, in welcher einer den andern bestiehlt und dem Bestohlenen noch zur Bedingung macht, das Diebesgut in sein Haus zu bringen. — „Rathen,“ sagte ich, „warum nicht auch helfen? Nein, Theuerster, wenn deine Liebe auf solch' schwachen Füßen steht, so bist du Elisabeth nicht würdig. Ich gehe in diesen Tagen auf Reisen. Während meiner Abwesenheit magst du dein Glück versuchen. Gelingt's, dann Glück auf! Gelingt's nicht, dann behalte ich meine — Freundin.“ — „Die Freundin wirst du verlieren,“ rief Freimann; „dieses Kunststück wirst du von mir ausführen sehen. O, ich bin nicht so zaghaft, wie du glaubst. Ich werde dir schon eine Probe meiner Energie geben.“ — „Aber nur, wenn es mir gefällt!“ antwortete ich etwas erregt. — „Wenn es dir gefällt? Du leidest wohl doch an Eitelkeit?“ — Ich lachte, und indem ich den Freund auf die Schulter klopfte, sagte ich: „Du weißt, gegen ‚Muß‘ hilft keine Medizin. Du hast also gut energisch sein, — Spielerei!“ — „Du bist heute in poetischer Stimmung, Heins,“ rief Freimann. — „Ja,“ gab ich zurück, „in einer — gehobenen Stimmung. Hättest du nur einen Begriff von ihr!“ —

Nach dieser Unterhaltung erging ich mich im Freien und, weiß der Teufel, wie es kam — auf einmal stand ich vor Liebers Haus. Ich wollte mich wieder davon machen, aber Elisabeth hatte mich schon gesehen, und als sie das Fenster öffnete und mit dem Finger drohte, da war doch keiner glücklicher, als ich; und als ich neben ihr saß, den altgewohnten Klang ihrer Stimme vernahm und sie mich wieder mit ihren seelenvollen Augen anblickte, da kam ich mir in dem Gedanken an das baldige Ende unsrer Liebe vor wie ein Selbstmörder, aber einer, den man zum Selbstmorde zwingt. Entweder — oder! — O, Elisabeth, du süßes Weib, schließ in dein Gebet all' meine Sünden ein! — Nicht sündigen wollen und doch sündigen müssen, — Verrätherei begehen müssen und wissen, daß darüber Herzen brechen können! —

Postkarte.

Theuerste Seele! Ich reise morgen ab. Es ist alles in Ordnung gebracht. Wir sind genügend versorgt und das Wetter

kann uns nie günstiger sein. Einen Brief empfängst du von dem ersten Orte, an welchem wir uns länger aufhalten. Wenn ich zurückgekehrt bin, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die bewußte Sache abgethan sein. — —

Ueber Berge und Auen, durch Thäler und Felder schreiten wir dahin. Die Sonne hat unsre Gesichter gebräunt und unser Muth, unsre Ausdauer wächst mit den Anstrengungen der Fußreise. Wir sind munter und fröhlich mit den Vögeln in den Zweigen, und wie wir so grüßend an den Landleuten mit unserm Touristengepäck vorüberwandern, mögen wir wohl ein angenehmes Bild der Gesundheit abgeben. Wir brechen, wenn das Wetter es erlaubt, früh auf und suchen erst spät eine neue unbekannte Lagerstätte auf. Dieses fortwährende Wandern, dieses fortwährende Sehen und Hören des Neuen und dieser beständige Wechsel in den Landschaftsbildern hat etwas ungemein Fesselndes für ein dichterisches Gemüth. Man kommt, wenn man diese Art des Genießens fortsetzt, nach und nach in einen produktiven Zustand und unwillkürlich formen sich die Gedanken zu einem Liede. Mein Schüler profitirt von meiner augenblicklich günstigen Stimmung soviel, als sein erwachender Geist eben aufnehmen kann, und ich habe heimlich Freude daran, zu bemerken, wie in ihm langsam das Verständniß für das wahre Schöne in der Natur und Kunst aufdämmert. — So entschwinden die Tage durch Beschauen, mit Belehrung des Knaben und Selbstbelehrung, und ihre mannichfachen Anstrengungen bringen immer eine erquickende Nachtruhe. Mit einigen wenigen Büchern in der Tasche, den Sophokles vor allen, könnte ich auf diese Art bis an das Ende der Welt wandern, wenn es eben nur anginge; aber jedem Ding sind Grenzen gezogen, und keiner fühlt das zuweilen wohl mehr als ich. — — —

Während ich diese Zeilen in mein Notizbuch schreibe, befinde ich mich auf der Höhe eines Berges auf einem gigantischen Felsen. Der Wind bläst lustig durch mein Haupthaar; sonst herrscht tiefe Stille in der friedlichen Natur. Wenn es nur auch Frieden in meinem Innern wäre! — — —

Da bin ich nun wieder meilenweit zurück und zwei liebreizende Augen sehen zu mir empor und saugen mir den Rest meiner Fröhlichkeit hinweg — ganz hinweg. Gut, daß ich den Kleinen eben heranspringen sehe, sonst könnte ich leicht hier träumend sitzen bleiben bis zu heranbrechender Nacht, die Sterne erwartend, deren Bahnen ich so oft schon mit sinnender, ahnungsvoller Seele gefolgt bin, deren räthselhafte, geheimnißvolle und doch so gewaltig besänftigende Sprache ich so oft schon habe auf mich einwirken lassen. — Ja, auch die Sterne sprechen, und manches andere noch spricht, oft beredter, als die Worte der Menschen, wenn es auch viele nicht glauben wollen und mich als einen Schwärmer belächeln. — — Ich denke als Gegensatz hierzu lebhaft an den sonnigen Sommertag zurück, wo ich mit Elisabeth die Fahrt auf dem Dampfschiffe von Mainz nach Bingen hinuntermachte. Sie stand auf dem Vordertheil des Schiffes. Eine leichte Brise, die uns entgegenspielte, zog durch ihr gelbes, glänzendes Haar. Zum erstenmale sah sie den vielbesungenen, stolzen Vater Rhein. Ihr Auge, in die weite Ferne gerichtet, hangend an den freundlichen Städtchen zur Rechten und an den weinberankten Geländen der Berge, strahlte die entzückendste Begeisterung, daß ich nicht wußte, ob ich mehr das schöne Frauenbild oder das lebendige Bild der Natur bewundern sollte. Sie zeigte dann und wann, wie hingesunken in Freude und Lust, in die Landschaft, und sie vergaß ganz, daß sie nicht allein und daß noch mehrere Personen uns umstanden, die ebenfalls des schönen, großartigen Schauspieles sich erfreuten — und als wir dann in Bingen unter einer Rebenlaube vor einem Glase Rheinwein saßen, da war ich so selig und vergnügt, daß ich ein Liedlein sang voll Lenz und Wonne und Liebe. — An jene glücklichen Tage denke ich jetzt und deshalb ist meine harte Meinung heut wohl entschuldigungswerth! — — — —

Morgenroth an Elisabeth.

Ich bin in der recht üblen Lage, nicht zu wissen, was ich eigentlich schreiben soll, und doch drängt es mich, dich mit einem Briefe zu überraschen. — Was mich drängt? so wirst du fragen, die Sehnsucht drängt mich! O nein! Es ist etwas anderes, liebes Kind, es ist die Nothwendigkeit, es ist eine Pflicht, die jedes subjektive Gefühl zurückhält und sich zu äußern verbietet. — Und habe ich wohl ein Recht, die Sprache meines Herzens zu reden? — Ich darf es nicht, und geschähe es, ich verdiente Tadel und Strafe. — Also Pflicht? Und was für eine? — — Diejenige, gutes Herz, die eigentlich die Eigenschaft jedes edlen Charakters ist, die Pflicht der Aufrichtigkeit! Hundert Meilen von dir entfernt, wo dein liebes Antlitz mir gleichsam nur traumhaft vorschwebt, wird es mir leichter, endlich das erlösende Wort zu reden, das Wort, welches die Eigenschaft des Sonnenlichtes theilt, alles zu erleuchten und zu klären. Es soll gesprochen werden und kostete es selbst einige Selbstüberwindung! Was hülfe es auch, wenn ich die Dinge gehen ließe, bis sie von selbst oder bis andere uns die Nothwendigkeit einer Aenderung aufdrängen. — — Es wäre nur ein Hinzerren, ein Schwanken ohne festen Grund, eine Fortsetzung von ziellosen Qualen. — Ich rede also erst von mir; aber ich will es mit mir kurz machen.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Niemand, auf den ich Sie bitten dürfte, Rücksicht zu nehmen," antwortete Fritz Lauter. „Ich habe ein Gefühl, das mir — weshalb weiß ich nicht — das Zusammenwirken mit diesem Herrn, dem ehemaligen Schullehrer und späteren Publizisten Hampel, durchaus nicht wünschenswerth erscheinen läßt."

Doktor Wendelin schaute Fritz in die Augen.

„Gut," sagte er. „Machen wir also alles zum Aufbruch bereit."

Es wurde nicht mehr viel gesprochen. Die Männer waren alle viel zu sehr zu handeln bereit, um mit Worten ihre Zeit zu verschwenden.

Die Viertelstunde war noch kaum vergangen, als sie sich insgesammt zu jener Stelle zurückbegaben, wo sie den Abend vorher ihren Kahn gelassen hatten.

Klinke, der allezeit eifrige, war voran. Plötzlich blieb er stehen und rieb sich die Augen.

„Donnerwetter, bin ich denn blind oder irren wir uns alle zusammen?" rief er. „Da ist ja von einem Boote keine Spur. Wir müssen falsch gegangen sein."

Fritz Lauter sprang an seine Seite; die übrigen folgten rasch nach.

„Der Kahn ist fort; aber sehen Sie dort — dorthin — die Stelle ist noch deutlich zu erkennen, wo wir ihn hingezogen haben. Das feuchte Gras ist an den Boden angepreßt; der Kahn hat allerdings schon theilweis im Wasser gestanden, das immer noch gestiegen ist — —"

Er machte ein paar geschwinde Schritte nach dem Platz hin, wo der Kahn angelegt gewesen.

„Hier war er befestigt — der Wind oder sonst etwas hat ihn losgerissen — —"

„Ja, der Sturm muß es gethan haben, — was denn sonst?" sagte einer der Wärter, „und der wird ihn auch schon weit weggetrieben haben."

„Donnerwetter," rief da der Klinke wieder dazwischen, der sich prüfend umgeschaut und sich nach etwas, was da auf dem Boden lag, gebückt hatte, „wenn der Sturm uns den Kahn entführt hat, so hat der Sturm auch ein Messer bei sich gehabt, mit dem er den Knoten durchschnitten, den ich so fest gezogen hatte, daß ihn ohne Messer nichts auf der ganzen Welt aufgekriegt hätte."

„Der Knoten ist durchschnitten?" fragte Doktor Wendelin ungläubigen Tons.

„Durchschnitten, ja, und mit einem verdammt scharfen Messer durchschnitten," beharrte Klinke bei seiner Behauptung.

„Er hat recht," bestätigte Lauter, der sich das Endchen Strick, welches Klinke vom Boden aufgehoben, eben auch von allen Seiten sehr genau angesehen hatte. „Und die Entführung des

Kahns muß in der letzten halben Stunde geschehen sein, denn als ich vorhin am Wasser war, lag er noch ruhig an seiner alten Stelle. Hoffen wir, daß die, die ihn uns genommen, Leute waren, welche gleich uns damit anderen zu Hülfe kommen wollten."

Der Doktor Wendelin hatte seinen Krimstecher aus dem Etui genommen und in die Ferne hinausgeforscht nach dem so räthselhaft verschwundenen Kahne.

„Es ist mir, als ob ich da in der Richtung der Strömung, die von hier aus merkwürdig konstant nach Osten und auf das Dorf zugeht, etwas wie einen Kahn sähe, aber ob Menschen darin sind, kann ich nicht erkennen, — sehen Sie einmal nach, Herr Lauter."

Dieser nahm hastig das Doppelglas und spähte nach der bezeichneten Richtung aus.

„Es ist ein Kahn, ein Kahn, der ohne menschliche Lenkung von der Strömung fortgetrieben wird. Er ist völlig leer. Ja — gewiß — es ist unser Kahn — es ist seine Größe und Form; die ich sonst hier in der Gegend gesehen habe, sind plumper gebaut — —"

„Na, dann ist also Ihre schöne Hoffnung, Herr Lauter, daß der Kahn von anderen Leuten, die auch aufs Retten ausgehen, uns weggekapert worden ist, auch zu Wasser geworden. Und ich möchte nur wissen — —" Er hielt plötzlich inne und schlug sich mit der Faust vor die Stirn, als wenn ihm auf einmal etwas klar würde. „Nein, ich weiß — ich will nicht Klinke heißen, wenn's nicht wahr ist — der dicke, freundliche Herr — Ihr angeblicher Freund, Herr Lauter, der weiß, wem wir den infamen Streich mit dem Kahn zu verdanken haben."

Lauters Gesicht verfinsterte sich. Er sah Klinke ins Gesicht und wollte reden. Wendelin aber kam ihm zuvor.

„Woraus schließen Sie das, Klinke?" fragte er.

„Daraus, daß der so — so gelacht hat, als er sagte, er würde sich uns anschließen. Das Lachen kam mir so komisch vor, ich wußte nicht gleich wie — jetzt aber ist mir's ganz klar, schadenfroh war's und nichtswürdig das Lachen. Er und seine Freunde, sie würden uns in jedem Fall noch treffen, sagte er zuletzt und dabei hat er so gegrinst — —"

„Halten Sie das für möglich, Herr Lauter, und haben Sie eine Ahnung, weshalb uns jener Mann einen solchen Streich gespielt haben könnte?" wandte sich Doktor Wendelin wieder an Fritz.

„Es ist auch mir, als könnte niemand anders den elenden Streich verschuldet haben; ich traf den Mann hier am Wasser in der Nähe dieser Stelle, trotzdem aber finde ich nicht den mindesten Grund zu solchem Handeln. Der Mann that auffällig freundlich zu mir; dazu freilich hat er ebensowenig Ursache, als zur Feindseligkeit, wenn ich auch sein Nachfolger bin in der Stellung, die er früher beim ‚Tageskorrespondenten' eingenommen und verloren hat, ~~selbstredend~~ völlig ohne mein Zuthun, noch ehe ich eine Ahnung hatte, daß ich berufen werden würde."

„Ah, Sie waren sein Nachfolger, und er verließ die Stellung nicht freiwillig, wie?" sagte der Arzt. „Nun, da läßt sich immerhin ein Zusammenhang ahnen. Der Mann ist ein Schurke, das steht fest. Aber das Bubenstück soll ihm nicht geschenkt sein. Wir werden ihn finden —"

Fritz Lauter legte seine Hand auf den Arm des Doktors und sagte:

„Ich denke, wir verschwenden unsre Zeit nicht an Unwürdige, zumal dieser Hampel seinen Streich jedenfalls nicht ohne weiteres eingestehen würde. Beantworten wir uns lieber die Frage, wie wir am schnellsten zu einem andern Fahrzeug kommen. Denn aufgeben, oder auch nur länger, als unbedingt nöthig, unterbrechen, wollen wir unsre Rettungsarbeit doch gewiß nicht."

Doktor Wendelin mußte ihm, so erbittert er war, doch recht geben. Auch die Wärter stimmten zu; sie hatten Geschmack gefunden an ihrem schweren Werke und brannten darauf, von neuem zu beginnen.

Klinke erklärte sich bereit, den Weg nach dem vom Wasser verschont gebliebenen Theile von Waltersdorf von neuem zu machen, um dort nach einem Kahn sich umzuthun.

Die übrigen theilten sich in zwei Partien, um nach beiden Seiten an den Ufern des in den letzten Stunden entstandenen Sees entlang ihren Forschungsgang anzutreten. An einer großen, weithin sichtbaren Eiche wollten sie sich in spätestens einer Stunde wieder zusammenfinden.

* * *

Die Stunde war vergangen und die kleine Kolonne hatte sich an der Eiche pünktlich wieder zusammengefunden. Nur Klinke fehlte noch. Einen erheblichen Erfolg hatten die andern bisher nicht zu verzeichnen gehabt, daher harrten sie umso gespannter der Nachrichten, welche er bringen würde. Ein kleines Kähnchen war zwar glücklich auf einem hochgelegenen Weiher aufgetrieben und gleich mitgebracht worden. Aber es vermochte höchstens drei Menschen zu fassen und war daher nicht anders als im Gefolge eines größeren Fahrzeuges zu gebrauchen, umsomehr als es noch so schadhaft war, daß sich kaum ein Mensch auf ihm einer so großen und bewegten Wasserfläche hätte anvertrauen können, wie sie sich vor unseren Rettungsmännern ins schier Unabsehbare ausdehnte.

Dieselben waren grade dabei, zu rathschlagen, was zu thun sei, wenn Klinke nicht bald käme, da rief der eine Wärter, nach einer Richtung zeigend, die mit dem Wege nach Oberwaltersdorf garnichts zu thun hatte: „Dort kommt er, dort!"

Alle sahen nach dem bezeichneten, noch ziemlich fernen Punkte, der in der nebligen Atmosphäre beinahe verschwamm.

„Ja, ja, er ist's. Er läuft, wie besessen. Aber wie in aller Welt kommt er dorthin? Das ist ja, als ob er eine Reise um die Welt gemacht hätte — grade von der entgegengesetzten Seite kommt er!" riefen die Wärter verwundert untereinander.

Keiner konnte sich das Räthsel erklären. Klinke kam wirklich im Sturmschritt näher. Er mußte sehr aufgeregt sein, denn kaum als er seiner Genossen am Fuße der großen Eiche ansichtig geworden war, winkte er lebhaft und beschleunigte dabei seinen tollen Lauf noch mehr.

„Aber Klinke," rief ihm Doktor Wendelin, als er in Rufweite gekommen war, entgegen, „wenn Sie auch spät kommen, so abzuhetzen brauchen Sie Sich doch nicht."

Klinke antwortete nicht, aber er hörte auf, zu rennen und kam nun langsam und sichtlich arg erschöpft vollends heran.

„Unserm Klinke ist etwas Schlimmes geschehen," rief auf einmal im Tone des Erschreckens Fritz Lauter. „Er sieht ganz entstellt aus — da sehen Sie nur sein Gesicht."

Klinke hatte die Worte gehört. Er blieb etwa zwanzig Schritte vor den ihn Erwartenden stehen, nahm die Mütze vom Kopfe, um sich den Schweiß abzuwischen und nickte. Sprechen konnte er infolge der eben ausgestandenen, offenbar furchtbaren Anstrengung noch nicht.

„Klinke, was ist geschehen, ich glaube, Mann, Sie haben geblutet?" rief jetzt nicht minder erschrocken der Arzt.

Klinke war inzwischen mitten unter den ihn umringenden und erregt auf ihn einsprechenden Gefährten angelangt. Er nickte wieder. Endlich konnte er reden.

„Freilich hab' ich geblutet, aber das war nicht gefährlich und lange, lange nicht das Schlimmste. Aber mein Buckel und meine Arme müssen besser aussehen, als mein Kopf, den ich mir eben gedeckt habe, so gut es ging. Aber da fühlen Sie einmal, Herr Doktor, hier hab' ich doch eine Kopfnuß hergekriegt, daß mir Hören und Sehen verging."

Der Arzt befühlte die Stelle, auf welche Klinke hinwies.

„Erzählen Sie, Mann, wie Sie zu dieser furchtbaren Beule gekommen, und das ist nicht die einzige auf Ihrem Kopfe. Wenn wirklich Ihr Körper noch schlimmer zugerichtet ist, so können Sie froh sein, daß Sie wenigstens mit ganzen Gliedern vor uns stehen."

„Das ist auch ein Meerwunder, sag' ich Ihnen. Solche Hiebe hab' ich in meinem ganzen Leben nicht gekriegt. Himmelkreuzdonnerwetter, ja! Aber nun lassen Sie mich erzählen, — Sie alle geht's auch an und unsern Herrn Lauter am meisten, — hören Sie nur."

Er holte schwer Athem und that einen tiefen Zug aus der Feldflasche. Dann begann er:

„Ja, sehen Sie, wie ich fort von Ihnen war, da war ich in 'ner Viertelstunde schon dicht am Dorfe da unten. Ich hatt' es verdammt eilig und das war mein Pech, — kam ich zehn Minuten später, dann wären die verfluchten Halunken schon über alle Berge gewesen. Es war nämlich die reine Rotte Korah von hochberger Bergleuten, grade als ob sich einer die verlumptesten von den tausenden von Kerlen da oben um die Bergwerke 'rum ausgesucht hätte. Und ein Kerl wie ein Baum mit einem großen Pflaster über dem einen Auge führte die Bande, und der scheint's am schlimmsten auf Sie abgesehen zu haben, Herr Lauter."

(Fortsetzung folgt.)

Das V. allgemeine deutsche Turnfest in Frankfurt am Main. Vom 25. bis 28. Juli war Frankfurt, die altehrwürdige Kaiserstadt am Main, Stelldichein für über 10000 aus allen Gauen Deutschlands herbeigeeilte Turner. Auch aus den fernsten Theilen Amerikas, aus Belgien, Holland, Frankreich, England, Italien, aus der Schweiz, aus Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen waren Vertreter zu diesem großen Feste entsandt, sodaß, mit Einschluß der vielen einheimischen und fremden Zuschauer, eine recht bunte und reichhaltige statistische Tafel von Provinzen und Ländern entstand, die am besten und schönsten bei dem $1\frac{1}{2}$ Stunden währenden Festzuge selbst, in dem Defilée der beinahe zahllosen Fahnen und Standarten sichtbar wurde. Frankfurt hätte sich festlich geschmückt, die Stimmung war eine lebendige, und da besonders Frankfurts Damen an Spenden von Blumen, Wehen und Winken mit Tüchern nicht ermüdeten, so durften sich die Turner nicht beklagen; der Empfang war ein herzlicher. Wäre das Wetter günstiger gewesen, hätte der periodische Regen nicht das Festarrangement des öfteren gestört, wäre schließlich das am 28. Juli abends stattgefundene Feuerwerk glücklich und ohne Menschenopfer verlaufen, so hätten Gastgeber und Gäste noch lange Zeit Stoff, mit Freuden an die Turnertage in Frankfurt zurückzudenken. — Die einheimische Presse hatte Monate, Wochen und Tage voraus alles aufgeboten, sowohl die Aufmerksamkeit auf das Fest zu lenken, als auch die getroffenen Einrichtungen bestens zu loben. Von einer Kritik war fast nirgends zu lesen. Ist das ein Fehler gewesen, so hat man nun hinterdrein Gelegenheit genug und die Pflicht, über manches tadelnd zu reden, über das man vorher wohl hätte vergebens gesprochen. — Als man an die Verwirklichung des Festes herantrat, war das erste, einen geeigneten, der Stadt nahegelegenen Platz zu erlangen. Man wählte das vor dem Friedberger Thor gelegene Grundstück des Barons Rothschild, und dieser des Geldes so sehr bedürftige Mann vermiethete das etwa 80 Morgen große Feld für den Sommer 1880 aus Patriotismus zu dem civilen Preise von 7000 Mark. 52 Morgen des Platzes benutzte man zu dem Festorte, den man mit einer Festhalle, einer Tribüne, acht Bierhallen, zwei Dienstgebäuden, einer Germaniastatue und dem Bildniß Jahns schmückte, sodaß im ganzen 8000 Personen Dachung finden konnten. Bei dieser Einrichtung, die dem frankfurter Architekten O. Lindheimer (nebenbei gesagt, ein Mitglied des Hauptcomité's des Turnfestes) infolge einer erlassenen Konkurrenz, übertragen war, hatte man sich zweifellos nach den Verhältnissen des 1862 in Frankfurts Mauern abgehaltenen deutschen Schützenfestes gerichtet, durchaus aber nicht der Progression der Einwohnerzahl Rechnung getragen, und so einen fast um die Hälfte zu kleinen Festplatz hergestellt, was an dem ersten Festtage, an welchem das Wetter günstig war, eklatant in die Augen sprang. Das Gedränge war auf dem Platz so groß, daß Ellenbogen an Ellenbogen stieß. Als darauf nun der Regen herniederströmte, der für ein solches Fest ungünstige Lehmboden erweichte, mußte man einsehen, daß Baron Rothschild ein überaus gutes Geschäft gemacht, das Comité aber einen ganz unzureichenden Platz erwählt hatte. — Das Fest sollte ein nationales, ein Volksfest sein, von verschiedenen und gewissen Seiten behauptet man noch, daß es ein solches gewesen sei. Bedenkt man aber, daß das Eintrittsgeld pro Person eine Mark (keine Tageskarte) und die Familienkarte, auf welcher die Familienmitglieder auch noch Beschränkung erfuhren, 10 Mark für die Dauer des Festes kostete, so ist es klar, daß wir es hier mit nichts weniger, als mit einem Volksfest zu thun hatten. Es war das Fest gutsituirter Bürger und nur in diesem Sinne ein Volksfest. Um diesen Punkt noch klarer zu stellen, müssen wir einfach fragen, wer waren denn die zahlreich anwesenden Turner? Waren sie die wirklichen Vertreter deutscher und außerdeutscher Turnvereine? Einige, manche mögen es gewesen sein, manche, deren Verein pekuniär gut stand, und manche, deren Verein es daran gelegen war, einen oder den andern Turner von Profession wegen eines zu erringenden Preises bei dem Feste zu wissen. Im großen und ganzen waren es reiche Leute, wie ja kaum der vierte Theil derselben wirklich an den Freiübungen, und hiervon wieder nur ein kleiner Theil sich an den Riegenübungen und dem Preisturnen betheiligte. Man verschaffte sich eben, ob Turner oder Nichtturner, eine Legitimation zu dem Feste, benutzte die ermäßigten Eisenbahnfahrpreise, ließ sich mit Sang und Klang in der ehemaligen freien Reichsstadt bewillkommnen und beendete den Jubel, indem man demselben entweder eine Badekur oder einen Sommerausflug folgen ließ. — Lange vor der Festeröffnung kursirten in Frankfurt die verschiedensten Ansichten über die Gesittungsart der erscheinenden Turner. Man malte sich das Benehmen derselben vorzugsweise ordinär aus und kolportirte in öffentlichen Herrenkreisen mit Vorliebe ein epigrammatisches Gedicht, das an pessimistischer Ausdrucksweise nichts zu wünschen ließ und nur aus Anstand hier nicht reproduzirt werden kann. Bedenkt man nur, daß sich Männer, die sich sonst der Turnerei gegenüber ablehnend verhalten und denen die Turnerei sonst der Beachtung fast unwerth erscheint, dennoch an die Spitze des Festes stellten und sich in Reden über Nationalität und Patriotismus ergingen, so begreift man einerseits den Erfolg, anderseits die Würdigung dieses allgemeinen Festes und erkennt es schließlich in seiner Eigenschaft als politisches Mittel. Bei den abgehaltenen Banketten ist daher viel nach dieser Richtung geredet, hie und da wohl der Anlauf zu einer gesunden Anschauung genommen worden, über die Phrase ist aber kaum einer öffentlich hinausgekommen; ja, es fanden sich zwei total taktlose Redner, die Herren Dr. Götz aus Lindenau, Schriftführer, und Georgii aus Eßlingen, Vorsitzender des Turnausschusses, welche der von ihnen, resp. der Turnerschaft ergangenen Einladung dadurch hohnsprachen, daß sie sich bei dem ersten offiziellen Bankett in anstößigstem Chauvinismus ergingen. Dementgegen ist bemerkenswerth, daß Deutschlands Kaiser, Mitglieder der preußischen Königsfamilie und Bismarck der ergangenen Einladung zur Festtheilnahme nicht entsprachen. Man denkt vom Throne herab also anders über die Turnfesterei, und um so drolliger erscheinen danach die oratorischen Bemühungen der angeblichen Turner.

Nach alledem boten der Festplatz und die Festlichkeiten auf demselben nur ein wirres, buntes Bild, aber keines, das das Gemüth des Menschen hätte erheben können. Fehlte diesem großen „allgemeinen Feste" auch eine große allgemeine Ungebundenheit der Meinungsäußerung, so fehlte äußerlich der genügende Raum zur bequemen und ungezwungenen Entfaltung der einströmenden Menschenmenge. „Kein Baum verstreute Schatten", wenn stundenlang die Sonne brannte; und kein genügender Schutz war vorhanden, wenn es regnete. So ward nothgedrungen der Schwerpunkt der Festesfreunden in die Stadtwirthschaften und in die Cirkel derjenigen Vereine verlegt, welche ihren Landsleuten zu Ehren Bankette veranstalteten. Hier war auch die Freude eine ungleich gehobenere und der Meinungsaustausch ein um vieles freierer. Die Beherbergung der Turner hatten theils die Bürger, theils der Turnausschuß selbst übernommen. Letzterer hatte Massenquartiere beschafft, in denen bsp. 700 Mann auf einmal Aufnahme erhielten, und die nur mit den denkbar nothwendigsten, dazu meist mangelhaften Utensilien versehen waren. Wer von den Turnern des zweifelhaften Glückes genossen, hier einquartirt gewesen zu sein, wird im Gegensatz zu seinen Kameraden nicht grade mit Lobeserhebungen aus Frankfurt geschieden sein. Von weiter Reise und den Anstrengungen des Tages erschöpft, verlangt der Körper eine bequemere Erholung, als die gebotene war. Jede Militärkaserne hätte in jeglicher Beziehung einen Vergleich ausgehalten, würde man sich die Mühe hierzu gegeben haben. Diese Kalamität entsprang eben aus dem der deutschen Turnerschaft hierorts anhaftenden bösen Renommée. — Von Ausschreitungen einzelner Turner ist nichts verlautet, — man bewegte sich zwar frei, gemüthlich, stets aber in den Grenzen der Schicklichkeit, und insofern muß man der anwesenden Turnerschaft alles Lob spenden. Manche Vorurtheile von Süd wider Nord, von West wider Ost und umgekehrt hat das Fest ausgleichen helfen, und wenn das Allgemeine deutsche Turnfest auch nur diesen Zweck gehabt hätte, wir könnten zufrieden sein, und auch nur in dieser Hinsicht begrüßten wir das lärmende Fest. — Ganz anders stellt sich die Betrachtung, wenn wir den idealen Werth der gebotenen und überhaupt der modernen deutschen Turnleistungen untersuchen. Die Turnerei ist die bewußte Korrektur der in Bezug auf den körperlichen Verfall des Menschengeschlechts grell hervortretenden schädlichen Einflüsse des Kulturlebens, ist das Mittel, unter Aufstellung und Durchführung eines wohlgeordneten Systems von Uebungen des Körpers, die Vervollkommnung desselben zu erzielen. Von dem geheimnißvollen Zusammenhange des menschlichen Geistes mit dem Körper, sagt Dr. Kloss in seinem „Katechismus der Turnkunst", nahmen die gebildeten Völker des Alterthums eine wichtige Veranlassung her, die menschliche Bildung nicht blos auf die geistigen Anlagen, sondern auch auf die leibliche Ertüchtigung und Ausbildung zu beziehen. — Die Sentenz, in welcher sich die tiefe Lebensweisheit der Alten ausspricht: Mens sana in corpore sano (ein gesunder Sinn in einem gesunden Körper) hat für alle Zeiten ihre Geltung. Kein Volk der Erde hat eine so planmäßige Bildung des Geistes und Körpers erreicht, wie einst das griechische. Nicht blos ein tüchtiges Volk im ganzen, sondern auch eine Reihe öffentlicher Charaktere im besonderen wurde dadurch hervorgerufen, die von uns noch heute als große Männer in allen Gebieten des Kulturlebens angestaunt und als Muster hingestellt werden. Wir Modernen, die wir die Einheit des Körperlichen und Geistigen nicht blos ahnen, wie die Griechen, sondern davon überzeugt sind, stehen dennoch in der Gymnastik den Griechen noch weit nach. Wie der edleren bildenden Gymnastik der Griechen eine zeitlang das athletische Virtuosenthum gegenüberstand, welches darauf hinausging, eine gewaltige Kraftsteigerung zu erzielen, um mit derselben bei öffentlichen Festen zu glänzen und Siegespreise zu erringen, bei welchen Wettkämpfen der äußerliche Verlauf nicht immer gefahrlos für den Betheiligten war; wie diese prahlerischen Gaukelspiele der Athleten gar bald ihr Ansehen verloren, wie sie in ihrem ganzen Wesen und Auftreten das Einseitige der Gewinnung einer rohen Körperkraft zeigten, die Harmonie zwischen Körper und Geist mißachteten, so in ähnlicher Lage befindet sich die moderne Turnerei und nur so kommt es, daß sich die Turner nicht grade der größten Hochachtung in unserer Zeit erfreuen. — Zu dieser Betrachtung führte uns von neuem das fünfte Allgemeine deutsche Turnfest, auf welchem ca. 25 Prozent der Turnenden, bei wirklich vorzüglichen Geräthschaften, sich beschädigten und des auf dem Festplatze stationirten ärztlichen Beistandes bedurften. Streben wir darnach, der idealen Forderung der Körperentwicklung zu entsprechen, wir haben dann einen großen Schritt nach vorwärts gethan. So aber gehen wir noch langsam, sehr langsam, wie wir Deutsche in allen Dingen sehr langsam und leider zu bedächtig vorschreiten. — Ueber den jäh eingetretenen Schluß des Festes, veranlaßt durch das Platzen eines Feuerwerkskörpers, dessen eiserne Splitter 26 Opfer trafen, haben die Tageszeitungen längst berichtet. Ohne Zweifel wäre das große, die ganze Stadt tief aufregende und das Fest mit raschem Schlage störende Unglück nicht geschehen, hätte man weniger auf Großartigkeit des Feuerwerks gesehen, und hätte man diejenigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche auf einem

so kleinen Festplatze, wo mehr als 40 000 Menschen zusammengedrängt waren, geboten waren. — Am Sonntag, den 25. Juli, war Frankfurt voll Jubel, acht Tage später zog man mit Kränzen hinaus auf den Kirchhof. — Ziehen wir das Fazit aus unseren aphoristischen Darlegungen, so müssen wir dafür eintreten: 1) daß derartige, sogenannte allgemeine Feste zu wirklichen **Volksfesten** gestaltet werden, indem man den Eintrittspreis möglichst gering berechne, 2) daß man Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse des Landes nehme und die Baulichkeiten dementsprechend errichte und 3) daß man von derartigen Festlichkeiten solche Unterhaltungsspiele fernhalte, welche auch nur im entferntesten Gefahr bringen können.

Frankfurt a/M. W. L. R.

Modethorheiten vergangener Jahrhunderte. IV. Besonders auffällig und närrisch war das seinerzeit gleichfalls sehr beliebte, an den Rändern der Röcke, Kragen, Aermel und Achselstücke angebrachte Zaddelwerk (siehe Illustration in Nr. 30). Dieses, ursprünglich sich als einfache ausgeschnittene Lappen darstellend, später durch Auszackungen dieselben zu komplizirteren Formen gestaltet, war anfangs französischer Brauch, fand aber zugleich mit Schnabelschuh und Schellen nebst anderem Schwulst in Deutschland Eingang und zwar zur Ausstaffirung der männlichen Kleidung bereits im 13. Jahrhundert. Wie es aber dem 15. Jahrhundert erst vorbehalten war, sich im Ueberhandnehmen so vieler Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten auf dem Gebiete des Kleiderwesens auszuzeichnen, so gelangte auch das Zaddelwerk erst um diese Zeit zur vollen Ausbildung. Angebracht wurde es mit Vorliebe am Tappert, einem kurzen, mantelähnlichen Gewand, welches sich durch seine weiten und langen Sackärmel ganz vorzüglich dazu eignete. Man begnügte sich dabei nicht mit dem einfachen Aufschlitzen des Stoffes, sondern suchte das Lappenwerk noch durch Aufnähen von anderen Lappen zu verdoppeln oder auch, wie in der Blütheperiode dieses Unsinns, das ganze Gewand damit zu besetzen. Zu bemerken ist dabei, daß die Ausartung — gegen Ende des 15. Jahrhunderts — auch hier erst eintrat, nachdem sich die Verordnungen der hohen Obrigkeit alle Mühe gegeben hatten, dem Uebel Einhalt zu thun. In der Kleiderordnung des Raths von Ulm vom Jahre 1406 wird verboten: „an Röcken, Mänteln und Tapperten keine Lappen mehr zu tragen, noch an irgend einem Gewand mehr als acht Einschnitte zu machen, ausgenommen nur Reitröcke, daran man Lappen tragen mag, aber auch nur außerhalb der Stadt. Auch möge es gestattet sein, an Röcken, Mänteln und Trapperten, die nicht mit Pelzwerk gefüttert sind, unterhalb ein Gefränz von Lappen doch höchstens von nur einer viertel Elle Länge anzubringen. Die Kappen oder Gugeln aber möge man zerschneiden wie man wolle, nur dürfe dazu niemals mehr als vier Ellen Tuch verwendet werden." Die Thatsache, daß man die Lappen in der Länge einer viertel Elle gestattete, sowie daß man verbot, nicht mehr als vier Ellen Tuch zu einer Kopfbedeckung zu verwenden, zeigt am deutlichsten, welche Dimensionen das Gezoddel schon damals angenommen hatte. Weitere Verordnungen bemühten sich gleichfalls, dem Ueberhandnehmen des Unsinns entgegenzuwirken, aber mit ebensowenig Erfolg wie in anderen Fällen. Das Auffällige und Absonderliche wird vom großen Haufen am liebsten nachgeahmt, und erst wenn es von den Tollsten unter den Tollen auf die Spitze getrieben und zur kompletten Narrheit geworden ist, kehrt die Vernunft allmählich zurück. Viele Menschen müssen eben die Wirkungen des Fratzenhaften und Geschmacklosen erst an anderen beobachten, bevor sie das Komische und Widerliche begreifen, welches sie durch ihr äußeres Betragen hervorrufen. Wie die Schellentracht, so beschränkt sich denn schließlich zu Ende des 15. Jahrhunderts auch das Zaddelwerk, indem es allmählich an Liebhabern verlor, nur noch auf die Narren und öffentlichen Spaßmacher, gleichsam als wolle man dadurch späteren Geschlechtern immer wieder ins Gedächtniß rufen, daß die Narrheit sich einst nicht als ein Privilegium bestimmter Personen bewährt, sondern sich vielmehr wie eine ansteckende Krankheit über einen nicht unbeträchtlichen Theil der Gesellschaft verbreitet habe. — Von besonders barbarischem Geschmack zeugt auch die getheilte Kleidung. Ein böhmischer Chronist berichtet uns um 1336, wie man Röcke von zweierlei Tuch getragen habe und wie bei manchen die Rockärmel in der Größe verschieden gewesen seien. Andere wieder hätten den linken Aermel oder die linke Brust mit allerlei Bändern und Schnüren in vielerlei Farben verziert, oder Bildnisse auf der linken Brust getragen. Wieder andere nähten an derselben Stelle ein anderfarbiges Tuchstück auf, welches wieder mit verschiedenfarbigen Buchstaben u. dgl. verziert war. Vorläufig trat diese Mode auch nur vereinzelt auf, nach und nach wurde aber das gesammte Stutzerthum davon ergriffen, und in ihrer Blüthezeit im 15. Jahrhundert war ihre Ausbildung eine derartige, daß man sie an sämmtlichen Kleidungsstücken, die Schuhe nicht ausgenommen, anwandte. Gebräuchlich war, daß man die ganze Bekleidung durch zwei verschiedene Farben zerschnitt, sodaß die eine Seite, von vorn oder hinten gesehen, beispielsweise blau und die andere roth erschien, während der Habit von der rechten oder linken Seite gesehen, entweder sich als ganz blau oder ganz roth darstellte. Manchmal beschränkte man die Theilung auf die Beinkleidung, manchmal auf das Wamms oder den Rock, meistens ordnete man sie jedoch so an, daß die rechte obere Seite mit der linken unteren und umgekehrt in der Farbe harmonirten. Außerdem gefiel man sich auch darin, die vier Stücke verschieden zu färben oder durch aufgenähte andersfarbige Stücke auszustatten. Die erwähnte Illustration zeigt diese Methode. — So waren die Krieger von Augsburg 1473 dreifarbig gekleidet und zwar in weiß und roth, welches der Länge nach mit grün getheilt war. Dann brachte man die Streifen auch wellenförmig an oder ließ sie schräg über den Körper gehen. Kurz, man gab sich alle Mühe, die menschliche Gestalt zu verunstalten und wie ein Wappenschild zu behandeln. Daß man die menschliche Figur nicht durch übel angebrachte Formen und Farben in der Bekleidung zerschneiden oder viertheilen darf, wenn man Anspruch auf Geschmack machen will, wurde damals nicht beachtet und nimmt wohl auch wenig Wunder, wenn man sieht, wie heute nach 400 Jahren ganz nach derselben Richtung gesündigt wird. Man ist nur raffinirter geworden; damals trat die Gefühl- und Geschmacklosigkeit plumper auf, das ist der Unterschied. nrt.

Tonprobe. (Bild Seite 580—81.) Wir befinden uns in der Glockengießerwerkstatt des Meisters Klöppel. Der musikverständige geistliche Herr soll den Klang der neugegossenen Glocke prüfen und hat zu dem Zweck seine Geige mitgebracht. Mit gleich wichtiger Miene geht Meister Klöppel mit dem Hammer, sowie der Priester mit der Geige ans Werk; aber noch eine dritte Person nimmt lebhaften Antheil an dem Vorgang, der älteste Sprößling des Hauses Klöppel, der übermüthige Sepp, der die musikalische Glockenprüfung mit Stock und Blasebalg und zwar mit der ernsthaftesten Miene von der Welt parodirt. Seine beiden jüngeren Geschwister horchen so andächtig dem ersten Glockenschlage zu, daß sie darüber ihr schönes Spielzeug vergessen. Die dralle Frau Meisterin, welche das laute Treiben aus der Küche in die Werkstatt gelockt hat, belebt in lauschender Stellung den Hintergrund, während des Hauses treuer Wächter, der Bullenbeißer Schnapp sich links im Vordergrunde vor der Glocke postirt hat und halb verdutzt, halb grimmig in den tönenden Schlund hineinglotzt. Was wird wohl das weithinschallende Erz den Menschen alles künden, wenn es auf dem Thurmgebälk zwischen Himmel und Erde hängt! Heute ruft es die Andächtigen zur Kirche und morgen heult es Sturm zur Abwehr des Feindes; seine eherne Zunge ladet zur Hochzeit und zum Begräbniß zugleich. In der That gibt es wenig Gemeindeeinrichtungen, die so tief ins Menschenleben greifen, wie die Glocke, deshalb haben sie hunderte von Dichtern besungen, doch keiner von allen so herrlich wie Schiller. Die Geschichte der Glocken ist hochinteressant, wenn schon die Zeit ihrer Erfindung, wie die des Pfluges, des Dreschflegels, der Egge, des Holzschuhes und vieler andern nützlichen Einrichtungen nicht festgestellt werden kann. Die Assyrer und Etrusker, sowie ihre Schüler, die Griechen und Römer, besaßen schon Glocken, welche bei kleineren Maßverhältnissen vorzugsweise musikalischen Zwecken dienten. Die erste Verwendung der Glocken als Signale finden wir in Rom und zwar in den letzten Tagen der Republik. Die Zeitgenossen des „größten Römers" Julius Cäsar hatten an ihren Hausthüren derart angebrachte Glocken, daß sie beim Eintreten erklangen. Die Aegypter waren die ersten, welche kleine Handglocken beim Opferdienst gebrauchten und der Hohepriester der Juden trug sogar klingende Schellen an seinem Festgewand. Die Priester der buddhistischen Religion, die heute noch in Indien und China 200 mill. Anhänger zählt, verwendeten seit dem 5. Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung im Freien hängende Glocken zum Zusammenrufen der Kirchengemeinde. Mögen sich die christlichen Priester noch so sehr dagegen sträuben, so besteht doch hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der christliche Kultus von den buddhistischen Ceremonien nicht nur die brennenden Altarkerzen, den Weihrauch, das Frage- und Antwortsingen, sondern auch die Glocken herübernahm. Bis zum Einführen der Glocken bediente man sich zur Gebeteinladung eigener Boten, die man Einsager oder Mahner nannte, oder man nahm Zuflucht zu Ausrufern und Herolden, womit sich der Islam heute noch begnügt. Einen Fortschritt in dieser Hinsicht bedeuten die hölzernen oder metallenen Klöppel oder Hämmer, die in einem gewissen Rhytmus auf dicke, glatt abgehobelte Bretter geschlagen wurden. Im 6. Jahrhundert mahnte man die gläubigen Schäflein mit Schellen an die vorgeschriebene Andacht. Im Jahre 604 wird zuerst in Rom einer Kirchenglocke Erwähnung gethan und sechs Jahre später kommt eine andere in Frankreich und zwar in Orleans vor. Um das Jahr 850 erscheinen sie bereits allgemein verbreitet, und einzelne Kirchen haben deren gleichzeitig mehrere aufzuweisen; so die Sophienkirche in Konstantinopel gleich ein volles Dutzend (heute als Hauptmoschee Aja Sophia gar keine). Die gewerbsmäßige Einsiedlerei bei guter Verpflegung und freier Klosterwohnung, das Mönchsthum, welches die christliche Kirche auch von buddhistischen Kirchensatzungen entlehnte und so gut zu konserviren wußte, daß es sich sogar bis auf unsere Tage erhalten hat, nahm die Glocken unter seine ganz besondere Obhut und hat am meisten zu ihrer Verbreitung beigetragen. In den unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, in welcher die römischen Mönche die einzigen Kulturbewahrer waren, mag die zur rechten Zeit gezogene Sturmglocke manches Unheil verhütet und manchen Ueberfall vereitelt haben. Ihren lateinischen Namen campana erhielten die Glocken aller Wahrscheinlichkeit nach, weil sie aus kampanischem Erz, aes campanum, gegossen wurden, und nicht, weil sie, wie fälschlich behauptet wird, zu Nola in Campanien zuerst hergestellt worden sind, da, wie wir eingangs erzählt haben, sie zuerst in Rom vorkamen. Der große Frankenkönig Karl war es, der nebst vielen anderen römischen Einrichtungen auch die Glocken in Deutschland einbürgerte, doch besitzt das Wallrafmuseum in Köln eine eiserne, aus drei Stücken zusammen-

genietete Glocke, deren Ursprung bis ins 6. Jahrhundert zurückreicht. Die Benedektiner, deren Kulturbestrebungen wir bereits in den Artikeln „Ekkehard“, „Kremsmünster“ und „Säckingen“ lobend erwähnt haben, waren auch im Schmelzen und Formen der Metalle Lehrer des Volkes. Ihre Abtei Sankt Gallen besaß schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts im Mönche Tanko einen weitberühmten Glockengießer. In England haben dieselben Mönche hundert Jahre später ein harmonisches Geläute hergestellt, während in anderen Ländern gegossene Glocken erst im 11. Jahrhundert allgemeiner wurden. Durch die Ausbreitung der mohamedanischen Herrschaft wurden sie im Orient wieder verdrängt und sind dort heute noch selten, weil der Türke eine so geräuschvolle Ankündigung des christlichen Gottesdienstes nicht duldet. Die katholische Kirche hat eine eigene Vorschrift (Ritual) zur Taufe der Glocken, unter deren Vollziehung sie denselben Namen von Heiligen wie belebten Wesen beilegt. Auch an Pathen fehlt es nicht, die natürlich nicht mit leeren Händen kommen dürfen. Daß die Glocken dadurch zu finanziellen Zwecken ausgebeutet werden, ist selbstverständlich. Um die stille Trauer der Charwoche zu erhöhen, wird während derselben nicht geläutet und zur Bekräftigung dieser Maßregel erfand man das Märchen, daß sämmtliche geweihte Glocken zu Ostern nach Rom fliegen. Nach derselben Version haben auch geweihte Glocken die Macht, schädliche Gewitter zu zertheilen, obzwar schon mancher Küster während des „Wetterläutens“ mit dem geweihten Glockenstrang in der Hand vom Blitze erschlagen wurde. Die schwerste Glocke, 27150 kg, trägt das höchste Gebäude der Erde, der Thurm des kölner Doms, der am 14. August d. J., nach 632jähr. Bauzeit vollendet wurde. Die treffliche Charakteristik unseres Holzschnittes, welches die Wiedergabe eines Oelgemäldes von **William Shirlaw** ist, veranlaßt uns zu der lobenden Erwähnung des letzteren. Schotte von Geburt, doch als Kind mit seinen Eltern nach Amerika ausgewandert, hat er einen ähnlichen Bildungsgang wie der Tyroler **Defregger** und der Ungar **Munkácsi** durchgemacht; Defregger war Maurer, Munkácsi Tischler und Shirlaw Kupferstecher und alle drei widmeten sich erst in späteren Jahren der Malerei. Obzwar alle drei mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatten, erlangten sie doch in auffallend kurzer Zeit, und zwar unter **Piloty's** Leitung in München, einen hohen Grad von künstlerischer Ausbildung. Die unsern Lesern vorliegende „Tonprobe“ ist im Jahre 1874 in München entstanden und hat dort wie später auf der Weltausstellung in Philadelphia lebhafte Anerkennung gefunden, welche wir ihr auch nicht vorenthalten wollen. Möge der ehemalige Kupferstecher, gegenwärtig Professor an der Kunstakademie in Newyork, allen seinen Schülern die Anleitung zu so trefflichen, in jeder Figur lebendig sprechenden Genrebildern geben, wie er eines in der „Tonprobe“ selbst geliefert hat. Dr. M. T.

Entzifferung verbrannter Dokumente. Der in jüngster Zeit stattgehabte Brand des mommsen'schen Hauses erregte außer der Theilnahme an dem Verluste des Alterthumsforschers an eignen Manuskripten auch ein allgemeines Bedauern über das Zugrundegehen der ausgewählten Bibliothek, die, wie berichtet wird, nicht nur seltene, sondern einzig vorhandene, historisch werthvolle Dokumente und Schriften enthielt. Es liegt in diesem Ereigniß eine dringende Mahnung für die Inhaber solcher Seltenheiten, ihre Befriedigung weniger in dem Besitz, als in der Bekanntmachung derartiger literarischer Schätze zu suchen und ihrerseits wenigstens alles mögliche für eine Veröffentlichung und Vervielfältigung des Inhalts zu thun, damit er nicht durch irgend ein Naturereigniß oder aus andern Gründen nutz- und spurlos wieder verschwinde. Es ist aber bei dem Brande einer Bibliothek, der nicht mit gänzlicher Zerstörung des Gebäudes und vollkommenem Durcheinandergewürfeltwerden der Trümmer und Bücherreste geendet hat, unter Umständen von dem Wesentlichen, nämlich dem Inhalt der Bücher, noch viel, ja alles zu retten möglich. Man kann leicht beobachten, daß einzelne Blätter von Papier, die rings von Luft umspült werden, zwar vollständig zu Asche verbrennen, welche vom Luftzug zerstreut wird; am Rücken gebundene Hefte von kleinem Umfange jedoch, die man, ohne sie aufzublättern, anzündet, verbrennen nur schwierig, unvollständig und lassen eine zusammenhängende Kohle zurück, wenn sie starker Hitze ausgesetzt waren. Noch unvollständiger geschieht die Verbrennung, wenn, wie in Bibliotheken, ganze Reihen von Büchern in Regalen fest aneinander gepreßt aufbewahrt werden, da sie sich dann nicht leicht von selbst durch die Hitze oder den Luftzug aufblättern können. Die Blätter der einzelnen Bände bilden eine homogene Masse, die einem verkohlten Holzblock ähnlich sieht. Ein Versuch, sie zu öffnen, führt in diesem Zustand zu einem Zerbröckeln und Zerfallen und sonach zu völligem Verlust. Von Rathelot wurde jedoch ein Verfahren erfunden, derartige Dokumente zu entziffern. Er schnitt den Rücken der das Buch bildenden Bogen durch, so daß die einzelnen Blätter den Zusammenhang verloren, tauchte das Buch in Wasser und setzte es sofort einer ziemlich starken Hitze an der Mündung eines Kalorifers aus. Durch das rasche Verdampfen des Wassers lösten sich die einzelnen Blätter und behielten genug Zusammenhalt, um bei großer Vorsicht von einander getrennt werden zu können. Die Schrift auf den verkohlten Blättern sieht matt, das Papier glänzend schwarz aus, ähnlich wie Sammtverzierungen auf schwarzem Atlasgrund, so daß das Ablesen zum Zweck erneuten Niederschreibens keine Schwierigkeit bietet. Mit Hülfe dieses Verfahrens wurden mehr als 70000 Dokumente wiederhergestellt, die in den durch die Erstürmung der einzelnen Stadttheile von Paris nach der Kommunebewegung herbeigeführten Bränden zerstört worden und bereits als verloren angesehen waren. R.-L.

Ein schweizerischer Landvogt vor dreihundert Jahren. Von der drückenden Zwangs- und Gewaltherrschaft, die ehemals die Eidgenössischen Landvögte, in den als „**Unterthanenlande**“ früher betrachteten und behandelten italienischen Vogteien (heutiger Kanton Tessin) ausübten, wird heute noch viel berichtet. Daß es unter den Landvögten von Zeit zu Zeit auch „weiße Raben“ gab, beweist uns der Inhalt eines Briefes, den vor dreihundert Jahren der Landvogt Werdmüller von Locarno (aus Zürich stammend), an die Eidgenössische Tagsatzung richtete. Der Ehrenmann schrieb an seine Vorgesetzten resp. an die Eidgenössische Tagsatzung Folgendes: „Ich habe den Schuldenbetrieb in meiner Vogtei bis zur Ernte oder bis auf neuen Befehl von Euer Gnaden eingestellt, denn die armen Leute haben weder Korn noch Geld, solches zu kaufen. Sie haben freilich einiges Vieh. Nimmt man ihnen aber ihre Kühe, so haben ihre Kinder keine Milch und gehen zu Grunde. Ich bitte Euch, gnädige Herren, inständig um die Befugniß, ihnen täglich einen Kessel Brod- und Fleischsuppe auszutheilen, um diese Unglücklichen vom Hungertode zu retten. Die Ehre der Eidgenossenschaft verlangt es, daß wir das Beispiel einer gerechten und wohlwollenden Verwaltung geben, und daß wir den Leidenden helfen. Unsere Nachbarvölker werden, wenn sie unsere Sorge für das Gemeinwohl sehen, unser Regiment loben und beneiden. Diese Weise, unsere Macht auszubreiten, wird für uns besser sein, als die Eroberung durch Spieße und Hellebarden. Könnte man es nicht auch dahin bringen, den Verwünschungen der Leute von Lugano über die Käuflichkeit derjenigen, die sie regieren, ein Ziel zu setzen. O! um Gottes Willen, gnädige Herren, schaffet schmähliche Gewohnheiten ab, zur Wohlfahrt und zur Ehre der Eidgenossenschaft.“ Die „gnädigen und gestrengen Herren“, die in der Tagsatzung den Inhalt des Briefes vernahmen, ehrten die mannhafte Sprache des Briefstellers und sich selbst am Besten dadurch, daß sie den Maßregeln des edelgesinnten Landvogtes beistimmten und seine Vollmachten erweiterten! So geschehen vor dreihundert Jahren in den Unterthanenlanden der Schweiz, während in den angrenzenden Ländern die hohen Herren, geistlichen und weltlichen Standes, dem schwerbedrückten Landmanne bei ihren wilden, verwegenen Jagden, von mächtigem, zahlreichen Troß umgeben, die grünende Saat, das reifende Getreide zertrampelten und Kaiser Maximilian mit mächtigem Heere gegen das, mit „**Verbrechen aller Art vertraute Kühervolk**“ zu Felde zog! Den Staatsmännern des XIX. Jahrhunderts, die an der Spitze großer Staatswesen die Geschicke der Völker lenken, stünde, zum Segen und Heile der Menschheit, die Denk- und Handlungsweise des Landvogtes Werdmüller wohl an. C. St.

Ein Gesundheitspaß aus dem vorigen Jahrhundert. Gesundheitspolizeiliche Anordnungen zur Verhütung der Einschleppung von epidemischen Krankheiten bestanden in Sachsen schon im vorigen Jahrhundert, wie der nachstehende Paß beweist: „Wir Bürgermeister und Rathmanne der Stadt Zittau im Marggrafthum Ober-Lausitz, uhrkunden hiermit, daß in hiesiger Stadt und Gegend (Gott Lob!) reine und gesunde Luft, und von einiger Pestilenzianischen Seuche, und andern ansteckenden Krankheiten nichts zu spühren sey. Dannenhero Wir Mäniglich nach Standes-Gebühr, ersuchen, Vorzeiger dessen Mons. Christian Benjamin Gerlach Cand. Academiae, 21 Jahr alt, mittler Statur, in grauer Kleidung. — — Welcher von hier aus nach Wittenberg zu reisen gesonnen, aller Orten ohngehindert paß- und repassiren zu lassen; Welches Wir zuverschulden erböthig sind. Uhrkundlich unter unserm Gemeinder Stadt wissentlich vorgedruckten Insiegel. Actum Zittau, den 29. Mai Anno 1759. Der Rath daselbst.“ Wer nicht im Besitz eines ähnlichen Passes war, durfte in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als in dem nahen Böhmen die Pest wüthete, nicht in die Stadt treten. Die Bewohner der an Zittau grenzenden Ortschaften erhielten Münzen oder Pappkarten, auf welchen ein Z geprägt war. Ohne Vorzeigung derselben durften sie nicht durch die Thore der Stadt. -z-

Verantwortlicher Redakteur: **Bruno Geiser** in Leipzig (Südstraße 5). — **Expedition:** Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von **W. Fink** in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 50. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Born erwiderte mit einem Achselzucken:

„Wenn Reinisch unter den boshaften Individuen, welche die Dreistigkeit haben, sich von der Sonne bescheinen zu lassen, nicht eins der boshaftesten ist, so sollen die Schauspieler bei der ersten Aufführung des ersten Stücks, das ich auf die Bühne bringe, mit faulen Aepfeln beworfen werden; übrigens kann er seinen Giftzahn nur auch an Arvenberg probiren, denn ich glaube gehört zu haben, daß er ebenfalls eingeladen ist."

„Der geehrte Herr Vorredner hat sehr recht," gab Arvenberg zurück, „aber es hat sich dabei gar nicht um Fräulein Tatjana Walujeff, sondern um — unsere Heldenmutter gehandelt. Ihr wißt, daß ich dieselbe für eine ganz vorzügliche Darstellerin halte, die leider viel zu selten beschäftigt wird, und ich habe neulich gegen unsere aufmerksame Russin so beiläufig den Wunsch geäußert, die persönliche Bekanntschaft der Dame zu machen, natürlich ohne daß dieselbe um mein Rezensenthum wüßte. Sie erwiderte nichts darauf, aber nach einigen Tagen schon erhielt ich eine Einladung zum Abendessen, mit dem Postskriptum: ‚Frau Ritter, die wir öfters bei uns sehen, wird Ihre Nachbarin sein und ahnt nicht, daß Sie je eine Zeile über Theatervorstellungen geschrieben haben.‘ Das war doch gewiß äußerst liebenswürdig, wobei ich indessen dahin gestellt sein lassen will, ob mein Wunsch ebenso rasch erfüllt worden wäre, wenn es sich um eine erste Salonliebhaberin oder eine kokette Soubrette gehandelt hätte, statt um eine Frau von annähernd vierzig Jahren und Mutter von sechs Kindern."

„Schade, daß ich mich nicht besser mit eurem Ideal gestellt habe," unterbrach Reinisch; „ich würde sonst einmal andeuten, daß ich gar zu gern ein Bärenfell besäße — wahrscheinlich dauerte es keine vier Wochen, so würde ein ganzer Bär vor meiner Hausthür abgeladen, denn sie telegraphirte doch sofort an ein halbes Dutzend ihrer heimischen Verehrer: ‚Man liefere mir binnen acht Tagen einen todten Bären hierher!‘ Wie war's denn übrigens, Arvenberg?"

„Ungezwungen und doch vornehm, ich dächte das wäre selbstverständlich. Ich habe mich aber fast ausschließlich mit Frau Ritter unterhalten, die eine sehr interessante und kluge Frau ist, und Fräulein Tatjana war so ziemlich auf einen gänzlich verwagnerten Kapellmeister angewiesen, der in hohem Grade für sie zu schwärmen scheint, vielleicht ebenso sehr wie für den schweren Bordeaux, den man bei Walujeff trinkt. Er nennt sie nur seine Walkyre und treibt allerlei verliebte Narrenspossen mit ihr — es war bald nicht mehr schön und ich habe zuletzt gar nicht mehr hingehört —"

„Was wir unbeschworen glauben," fügte Wendt hinzu. „Da seht nur einmal den Philosophen! Ewig sitzt er auf dem hohen Pferde und dann bekommt er verliebte ‚Beklemmungen‘, wenn ein harmloser Kapellmeister im kaffeebraunen Sammtjacket der Dame seines Herzens in seiner possenhaft übertriebenen Weise ein paar Komplimente schneidet. Grau, lieber Freund, ist alle Theorie!"

Arvenberg erwiderte nichts, sondern lächelte nur, ironisch und überlegen — von der ‚Dame seines Herzens‘ hätte Wendt nicht anfangen dürfen, wenn sein Angriff ernst genommen werden sollte. Reinisch überhob ihn auch der Antwort, indem er ziemlich sarkastisch bemerkte:

„Aus alledem geht hervor, daß Wendt, wenn er nicht ein ausgemachter, siebenmal destillirter Heuchler ist, anfängt, hinten hinunter zu fallen; er hat ja nie etwas zu erzählen und scheint seinem Charakter als ‚Liebhaber‘ das schmückende Beiwort ‚a. D.‘ hinzufügen zu dürfen."

„Glaubt nur nicht, daß ich mich gräme," erwiderte der Jurist. „Das bin ich nun nachgerade gewöhnt geworden; erscheinen neue Figuren auf der Bildfläche, so sind die alten wie vergessen. Aber meine Zeit kommt auch wieder; sie besinnt sich schon wieder auf mich und dann ist sie ein paar Tage lang ganz bezaubernd, und ich denke, ich bin im siebenten Himmel, bis ihr der Zufall irgend einen ‚interessanten‘ Mann in die Quere führt. So geht's in einem fort; man könnte die Sache bildlich so darstellen, als gestatte sie mir heute, die Hälfte der Kirsche, in die sie mit den Perlenzähnchen gebissen hat, von ihren Lippen zu nehmen und als vergönne sie das morgen einem andern und schnipse mir die Kerne ins Gesicht. Aber man kann ihr nicht gram sein, man muß sie immer wieder rasend gern haben, denn schließlich ist doch alles nur Uebermuth und zwar der graziöseste, den man sich denken kann. Ich lasse nichts auf sie kommen, wie toll sie's auch treiben mag!"

„Unheilbar also!" konstatirte Reinisch; „unheilbar und dazu prädestinirt, von schönen Händen gezaust und gehudelt zu werden. Ein Glück für ihn, daß nicht alle Frauen so grausam sind und daß es viele gibt, deren sanftes Gemüth zum Erbarmen neigt — er hätte ja sonst keine ruhige Stunde mehr. Aber nun laßt

einmal die Russin Russin sein und versetzt euch, wenn es möglich ist, in die Stimmung, das Ende meiner trübseligen Geschichte zu hören und sowohl Curt als Leontine Ade zu sagen auf immerdar. Für mich sind sie schon zu Schatten geworden, wie sie in einsamen Stunden die Erinnerung leise heraufführt, um uns durch sie an vergangene Tage zu mahnen und an Schmerzen, über denen längst Gras gewachsen ist."

Man nickte schweigend Zustimmung, der Maler legte die Cigarre weg, fuhr sich mit der Hand über die Augen, überlegte einen Moment und begann dann in fast gedrücktem Tone:

„Der Morgen nach dem Unglücksabend im Engel wurde mir zu einer Ewigkeit; die Minuten dehnten sich zu Stunden und Curt ließ nichts von sich sehen und hören. Nach Tische kam er ins Café, nickte mir zu, brannte sich eine Virginia an und vertiefte sich in den „Punch", der ihn ungewöhnlich heiter zu stimmen schien. Ich sah ihn, schweigend meine ‚Melange' löffelnd, besorgt von der Seite an; er war eine Idee blässer, als sonst, kam mir aber im übrigen durchaus nicht aufgeregt, sondern gelassen und ruhig vor und nicht einmal nachdenklich und zerstreut, was doch so natürlich gewesen wäre. Nach einer guten Weile legte er das Blatt weg, machte eine unbefangene Bemerkung über das Charakteristische des englischen Humors, den er sehr liebe, blies die Asche von der Cigarre und sagte nachlässig: ‚Ich dachte Leontine erst heute Abend zu treffen, bin ihr aber zufällig in der Stadt begegnet und habe sie durch ein paar abgelegene, einsame Straßen der Kleinseite begleitet. Ich fragte sie so obenhin, ob unter denen, welche sie früher mit Zudringlichkeiten verfolgten, vielleicht auch ein Ulanenoffizier von Borkiewicz gewesen sei; sie nickte gleichmüthig und sagte mir, das sei grade der dreisteste und zäheste von allen gewesen. Er habe sich durchaus nicht überreden können, daß er ihr wirklich gleichgiltig sei, und so habe er denn alle nur erdenklichen Minen springen lassen und sich wie ein Unvernünftiger geberdet, schließlich sei er einmal des Abends auf der Straße unverschämt geworden, sodaß ihr nichts übrig geblieben sei, als ihn mit einer Ohrfeige zu bedrohen und den Schutz eines grade vorübergehenden Herrn anzurufen, der dem Offizier mit so ironischer Höflichkeit ein ‘Gute Nacht, Herr Oberleutnant!' zugerufen habe, daß sie wohl annehmen müsse, sie sei zufällig an einen Bekannten ihres lästigen Verfolgers gerathen. Derselbe habe sich darauf kurz auf dem Absatz umgedreht und sei verschwunden, von Stunde an aber habe sie Ruhe vor ihm gehabt und ihn erst bei der Schlittenfahrt wiedergesehen. Sie war dabei so unbefangen, so heiter sogar zuletzt, daß ich nun nicht den leisesten Zweifel mehr habe, daß Borkiewicz ein feiger und ehrloser Prahler ist, dem eigentlich keine Kugel, sondern die Reitpeitsche ins Gesicht gebührte. Es konnte ja auch nicht anders sein, — gäbe es wirklich faule Flecke in ihrer Vergangenheit, so hätte sie mich wahrhaftig nicht so lange getäuscht; davon hätte ich etwas gemerkt, aus ähnlichen Gründen, aus denen Gretchen ein Grauen vor Mephisto nicht überwinden kann.'

„Ich athmete auf, — so gut mir Leontine gefallen hatte — der Teufel traue dem Frauenvolk *unbedingt*! *Irgend* etwas konnte doch an der Sache gewesen sein. Dann wäre sie aber, als Curt sie mit der Frage nach seinem Gegner überrumpelte, sicherlich nicht so unbefangen geblieben; ein wenig verfärbt hätte sie sich doch gewiß, eine leichte Verwirrung wäre doch bestimmt über sie gekommen und hätte Curts Verdacht wachgerufen; ich konnte seinem Scharfblick in dieser Hinsicht unbedingt vertrauen. Ich fragte endlich nach dem Duell und ob schon eine Herausforderung erfolgt sei; das schien aber für Curt ein sehr untergeordneter Punkt zu sein, denn er erwiderte gleichgiltig: ‚Ja, was denken Sie? Das ist heute früh alles verabredet und geregelt worden — noch vor dem Morgenkaffee. Die Geschichte wird auch möglichst beschleunigt werden, das Ehrengericht wird morgen seinen selbstverständlichen Spruch fällen und zwei Tage später — es kommt noch der Johannistag dazwischen, an dem sich der fromme Katholik nicht schlagen will — soll die Sache jenseits der sächsischen Grenze abgemacht werden. Da es kein Duell zum Spaße ist, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach einer von uns auf dem Platze bleibt, empfiehlt sich dieser Modus. Ich habe also noch ein paar Tage Zeit, an denen Sie mich freilich nicht viel sehen werden; ich bin zwar fest überzeugt, daß mir nicht einmal die Haut geritzt wird, aber der Zufall spielt oft wunderlich und man muß doch vorher Ordnung in alle seine Angelegenheiten gebracht haben; es gibt da allerlei zu verbrennen und zu zerreißen, Briefe, Schuldscheine und Jugendgedichte, und das kostet eben Zeit. Natürlich will ich auch möglichst viel mit Leontine zusammen sein, und Trelawney muß täglich ausgeritten werden, und *eine* Stunde jedes Vormittags nimmt der Schießstand in Anspruch; ich halte es zwar nicht für nöthig, aber mein Sekundant, der wahre Räubergeschichten von der ‘phänomenalen' Schießkunst des Wasserpolaken erzählt, besteht darauf, und da will ich ihm denn den Gefallen thun, damit die liebe Seele Ruhe hat. Wir haben heute angefangen, und er ist nun schon mächtig beruhigt, denn ich habe mit solcher Beharrlichkeit das Schwarze der kleinen Scheibe durchlöchert, daß er meinte, es müßte mit Kräutern zugehen, wenn ich dem großen, breiten Borkiewicz nicht ein Loch in den Korpus schösse. Er hat freilich den ersten Schuß als Beleidigter, und wenn er nur halb so kaltblütig ist, wie ich, kann er mir schon einen Denkzettel für immer geben; doch Sie wissen ja, warum ich an die Sicherheit seines Auges und seiner Hand nicht glaube, seit heute noch weniger als vorher. Wie ist das übrigens, wollen Sie Sich nicht — Lebens und Sterbens wegen — noch eine Skizze von mir machen? Sie haben mich so oft gezeichnet, daß es Sie doch interessiren sollte, ein Bild zu haben, unter das Sie ‘Vor dem Duell' schreiben können; an der erforderlichen Geduld meinerseits soll es nicht fehlen, und auf alle Fälle ist das Bild eine kleine Reliquie.'

„Ich sagte zu, aber es war mir wahrlich nicht so ums Herz, und Curts unnatürliche Gelassenheit ängstigte mich fast; ich sah wohl ein, daß dieser Seelenzustand nur eine Folge der heftigen Gemüthsbewegungen war, deren Beute er solange gewesen, der Ausfluß einer Gestörtheit des inneren Gleichgewichts, aber diese Thatsache war doch wenig geeignet, meine Sorge zu beschwichtigen und meine düsteren Ahnungen zu zerstreuen.

„Am nächsten Morgen kam er schon ganz früh zu mir — merkwürdig aufgeräumt, heiter und herzlich. Ich lag noch im Bett; er scherzte über meine Langschläferei und meinte dann: ‚Heute müssen Sie mir einen Gefallen thun, das heißt, ein paar befreundete Familien zusammentrommeln, die mit über Land fahren und ein kleines Waldfest mitfeiern; Sie kennen ja Leute genug und wissen, wer für Leontine paßt.'

„Ich sah ihn erstaunt an. Er weidete sich lächelnd an meiner Ueberraschung und sagte dann in sichtlich gehobener Stimmung: ‚Es ist grade, als ahnte sie, daß für mich eine kritische Stunde kommt. Sie ist seit ein paar Tagen ganz eigenthümlich weich und innig, wie ich sie noch gar nie gesehen habe; sie läßt sich, scheint es, so recht gehen, und gestern Abend fragte sie plötzlich sanft und beinahe demüthig, ob ich wohl an einem der nächsten Abende einen kleinen Ausflug veranstalten wollte, am liebsten in den Wald; die Nächte seien jetzt so wunderschön, daß es eigentlich jammerschade sei, sie zu verschlafen, und sie wolle auch einmal ihren Sommernachtstraum haben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dieser Wunsch und die Form, in welche sie ihn kleidete, mich rührten. Unendlich oft schon habe ich sie gebeten, mir doch einmal in irgend eine Gesellschaft zu folgen, die ganz mit Rücksicht auf sie zusammengesetzt werden würde, — sie wußte mir aber stets zu entschlüpfen und fragte in verstelltem Ernst, ob sie mir denn nicht mehr genüge, daß ich von Fremden spräche; wenn ich dringender ward, bat sie mit dem Tone, den ich noch stets unwiderstehlich gefunden habe, ihr das zu erlassen und sie nicht weiter zu bestürmen, und schließlich trug sie stets den Sieg davon. Ich wollte ja auch weiter nichts, als äußerlich dokumentiren, daß ich sie als meine Braut betrachte, daß es sich nach meiner Auffassung nicht um eine mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedeckende, fragwürdige und vorübergehende ‘Liaison' handle; sie erkannte diese Absicht sehr wohl und ihr Widerstand gegen meine Idee bewies somit, daß sie entschlossen war, alles zu unterlassen, was mich in meinen Zukunftsplänen irgendwie bestärken konnte. Und nun nach so vielen abgeschlagenen Stürmen diese durch nichts motivirte Nachgiebigkeit! Ich bin wahrhaftig nicht optimistisch gestimmt, aber vielleicht ist man einigermaßen berechtigt, eine schwache Hoffnung auf diese Sinneswandlung zu bauen — die erste, die ich bei ihr entdecke. Wer weiß, vielleicht erzähle ich ihr nach dem Duell von demselben; wer kann wissen, wie es auf sie wirkt, daß ich mit Lebensgefahr ihre Ehre vertheidigt habe? Ich möchte fast wünschen, daß mir Borkiewicz ein paar Unzen Blut abzapft, — oder glauben Sie, daß ein Mädchen die Kraft hat, auch dem um ihretwillen *verwundeten* Geliebten die Hand zu verweigern? Wer weiß, vielleicht bezeichnet dieses mir aufgezwungene Duell einen Wendepunkt in meinem Leben, vielleicht vervollständigt es die Sinneswandlung bei Leontine, und dann sollte es mir gesegnet sein — vorausgesetzt, daß mir Borkiewicz's Kugel nicht etwa das Lebenslicht ausbläst.'

„Wunderlich! erst jetzt, wo ihm wieder ein rosiger Streif am Himmel der Zukunft aufdämmerte, erschien ihm auch ein für ihn verhängnißvoller Ausgang des Zweikampfs möglich. Ich ließ natürlich diese Reflexion nicht laut werden, sondern erwiderte, daß sein Kalkül viel für sich habe, daß mir seine Mittheilung eine große Freude bereite und daß ich natürlich alles aufbieten würde, die romantische Waldfahrt zu einer künstlerisch und poetisch ausgeschmückten zu machen; vielleicht könne er in dieser Juninacht der Geliebten das Jawort abschmeicheln, das sie bisher so hartnäckig verweigert — an sanfter Musik und bunten Lampions solle kein Mangel sein, es solle ganz traumhaft-magisch werden, und die Nachtigallen würden sicher die Freundlichkeit haben, ihre Beredsamkeit mit der seinigen zu vereinigen. Wir verständigten uns über die wenigen Personen, die eingeladen werden sollten, spezielle musikkundige Bekannte von mir mit ihren Damen; die Einladung sollte überhaupt von mir ausgehen und Curt wollte nur die Kosten tragen. Er ging auf die geringfügigsten Einzelheiten ein und nöthigte mich sogar, mir schriftliche Notizen zu machen, damit ja nichts vergessen würde. Bei aller romantischen Ungebundenheit sollte das kleine Fest einen gewissermaßen vornehmen Charakter tragen und die Kosten kamen dabei nicht in Frage; Leontine sollte ihren Gedanken eines ‚Sommernachtstraums' voll verwirklicht finden, in höherem und schönerem Sinn, als sie sich träumen ließ.

„Ich gestehe euch, Kinder, die Augen wurden mir feucht, als ich den vielleicht so frühem Tode Geweihten mit peinlichster Sorgfalt seine Anordnungen treffen hörte, damit es der Geliebten nur ja an nichts fehlte, damit sie alles vereinigt fand, was sie gern hatte, was ihren Schönheitssinn erfreuen konnte. Diese Sorgfalt hätte unter Umständen etwas Bizarres haben können, in diesem Falle war sie nur liebenswürdig und rührend. Die Freude leuchtete Curt förmlich aus den Augen, wenn er sich wieder auf eine kleine feine Aufmerksamkeit besonnen hatte, und der Gedanke an die Stunde, in der er der Kugel eines erbitterten Gegners die Brust bieten mußte, schien in ihm zur Wesenlosigkeit verblichen zu sein. Es war mir ja auch recht sehr lieb, durch die mancherlei Zurüstungen, welche das kleine Fest seines aparten Charakters wegen erforderte, von meinen trüben Gedanken abgelenkt zu werden, ich verhieß also sehr lebhaft, alles zu besorgen und fügte, mich selber aufregend, hinzu:

„Ihre Verlobungsfeier soll mir Ehre machen — sie ist gewiß in den besten Händen.

„Curt lächelte, fügte aber, sofort wieder ernst werdend, hinzu:

‚Nun, wir wollen uns keine Illusionen machen! Uebrigens wäre es ganz gut, wenn wir sie an diesem Abend so weit bringen könnten; hat sie nämlich erst einmal ja gesagt, so geht sie mit mir durch Feuer und Wasser und schwankt keinen Moment wieder. Und es wäre ganz hübsch, wenn ich dem Herrn Onkel gleich mit einer vollendeten Thatsache entgegentreten könnte, als welche bei mir schon eine Verlobung anzusehen ist — das weiß der Onkel ganz perfekt.'

„Ich sah ihn fragend an; er lachte und meinte:

‚Ja so, das wissen Sie ja noch gar nicht! Für die ersten Tage der nächsten Woche ist mir nämlich Besuch aus Graz angesagt — mein Onkel, sein Kamerad unter Radetzky, dessen Frau Schwägerin und seine Fräulein Nichte, meine Frau Gemahlin in spe, wie die Herrschaften glauben. Das Komteßchen ist noch nie in Prag gewesen und soll Gelegenheit erhalten, sich einmal in der Kapelle auf dem Hradschin, die bekanntlich ein ‘echtes’ Bild des Heilands besitzt, vor ihrem Schöpfer zu demüthigen — das Kind soll nämlich nebenbei sehr fromm sein. Natürlich handelt es sich weit mehr darum, mir meine Zukünftige zu präsentiren und zu ermitteln, ob ich etwa das Unglück habe, ihr in Person weniger zu gefallen, als im Bilde. Onkel hat ihr nämlich, nach Soldatenart die Gelegenheit am Stirnhaar fassend, meine Photographie gezeigt, und als sie sich so günstig äußerte, als jungfräuliche Bescheidenheit und Zurückhaltung nur irgend zuließen, ist er mit der Thür ins Haus gefallen und hat sie gefragt, ob sie den hübschen wilden Bengel nicht zum Manne haben möge? Für sein gutes Herz verbürge er sich, Kopf habe der tolle Mensch fast mehr als ihm lieb sei und für das weitere würden er und ihr Onkel schon sorgen. Das Komteßchen ist freilich blutroth geworden, aber keineswegs in hysterische Zuckungen verfallen; es hat sogar ein ganz klein wenig geschmunzelt und den ‘Scherz’ gar nicht so übel gefunden; Sie sehen, ich kann zufrieden sein, und es liegt nur an mir, wenn nichts aus der korrekt eingefädelten Geschichte werden sollte. Aber gerade deshalb wäre es äußerst zweckmäßig, wenn ich sagen könnte: ‘Lieber Onkel, die Komtesse gefällt mir ganz ausnehmend und ich würde sie vermuthlich heiraten, wenn dem nicht ein ganz kleines aber solides Hinderniß im Wege stünde — ich bin nämlich bereits verlobt.'‘

„Ich fand die Komplikation der Umstände beinahe unerträglich. Wie nun, wenn Curt Unglück hatte, wenn ihn Borkiewicz beim ersten Schuß tödtete oder wenigstens tödtlich verwundete und die vornehmen Herrschaften an seinem Schmerzenslager bereits eine weinende oder thränenlos verzweifelnde Braut fanden? Ich hätte darauf wetten mögen, daß diese Gedanken Curt ebenfalls schon gekommen waren, aber er schien entschlossen, sie weit von sich zu weisen, und unter den obwaltenden Verhältnissen war es gewiß das richtigste, ihn nicht aufzuregen; ich schwieg also, und er ging, nachdem ich versprochen, gegen Abend bei ihm vorzukommen und Rapport zu erstatten. Die mannichfachen Besorgungen, welche ich übernommen, neue Einfälle, welche mir kamen und wohl erwogen sein wollten, hielten mich den ganzen Tag in Athem, und es war schon ziemlich spät, als ich zu Curt kam. Er saß an seinem Schreibtisch und siegelte gerade einen Brief; nachdem er denselben in ein Fach gelegt, reichte er mir freundlich die Hand, schob den Stuhl zurück und meinte scherzend:

‚Nun, mein getreuer maître de plaisir — wie stehts? Alles besorgt?‘

„Er nickte befriedigt, als ich alle Einzelheiten durchgesprochen hatte, erklärte mir, daß nach allen Anzeichen auf gutes Wetter fest zu rechnen sei und sagte dann ruhig:

‚Auch alles übrige ist geregelt; wir reisen übermorgen früh um 8 Uhr ab und unsere Sekundanten — er nannte die Namen und den des sie begleitenden Arztes — suchen im einsamen Hochwald einen Platz aus, wo wir vor Ueberraschung gesichert sind; da das Duell am andern Morgen gleich nach Sonnenaufgang stattfinden soll, bleibt kaum Zeit, ordentlich auszuschlafen. Meine Privatangelegenheiten sind nun auch geordnet bis auf das Tüpfelchen über dem i, — ich habe Leontine das wenige vermacht, was ich zu vermachen habe, an die Meinen und an Onkel ist geschrieben und morgen soll nun noch das schwerste an die Reihe kommen, der Brief, der Leontine hoffentlich nicht übergeben zu werden braucht. Auch Sie muß ich noch in Anspruch nehmen — Sie sollen für die Zeit meiner Abwesenheit für meinen kostbaren Schatz mein Depositar werden, um ihn, wenn ich fallen sollte, an Leontine auszuliefern.‘

„Aus seinem Schreibtisch brachte er dann eine ziemlich große verschlossene Kassette aus Ebenholz zum Vorschein — der Deckel war in künstlerischer Weise mit purpurbraunen Gewürzstrauch-, weißen Jasmin- und zarten Geisblattblüthen bemalt, die nicht zu dichtem Strauß vereint, sondern nur wie lose darüber hingestreut waren.

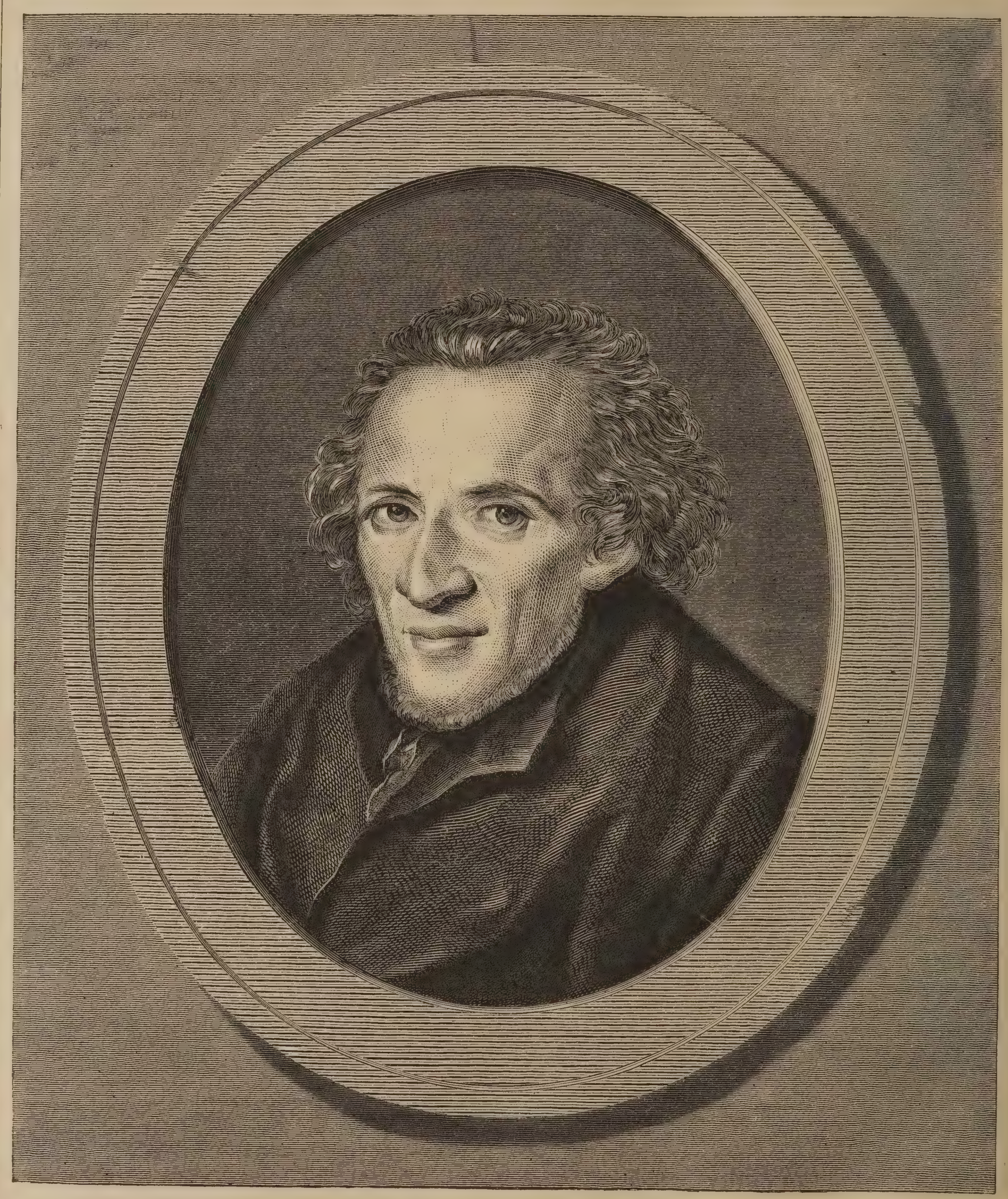
‚Den Schlüssel hat Leontine,' sagte er fast weich; ‚die Kassette enthält alle ihre Briefe an mich und kleine Andenken an glückliche Stunden; in einem Seitenstück zu derselben bewahrt sie meine Briefe auf und die an sich werthlosen, nur durch irgend einen kleinen Bezug uns werthvoll gewordenen Kleinigkeiten, die sie von mir annahm. Sie war auch hierin von Anbeginn eigen bis zum Eigensinn, und ich habe sie nie vermögen können, etwas anzunehmen, was eigentlichen Geldwerth hatte. Ich will Ihnen im übrigen für den schlimmsten Fall nichts an sie auftragen, Sie wissen, wie ich stets über sie gedacht und für sie empfunden habe und Ihr eignes Herz mag Ihnen dann lehren, was Sie ihr zu sagen haben.‘

„So plauderte er noch lange Zeit; als Jehan einmal im Zimmer gewesen war, sagte er mir, er habe den treuen, braven Menschen dem Wohlwollen seines Onkels empfohlen — von dem Duell wisse er natürlich nichts. Nie nahm er mich durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens, die mir erst jetzt voll aufzublühen schien, so gefangen, wie an diesem Abend, und als er im Ton freundlicher Bitte sagte: ‚Nun müssen Sie aber gehen — ich darf Leontine doch nicht zum ersten male warten lassen!‘ und ich langsam und nachdenklich meiner Wohnung zuschritt, da klang es in mir, laut und überzeugt: Nein, es kann, es darf nicht sein! er wird nicht fallen — es wäre eine zu unerhörte Grausamkeit des Geschicks!"

„Ich sah empor zu Leontinens Fenstern — sie waren dunkel. Sie war also auch schon fortgehuscht und vielleicht ruhte ihr Arm schon in dem des Geliebten. Wenn sie gewußt hätte, was ihm, was ihr bevorstand! —

„Es war ein wundervoller, stiller, warmer, aber nicht zu heißer Tag, der diesem Abend folgte und ich sah Curt an ihm

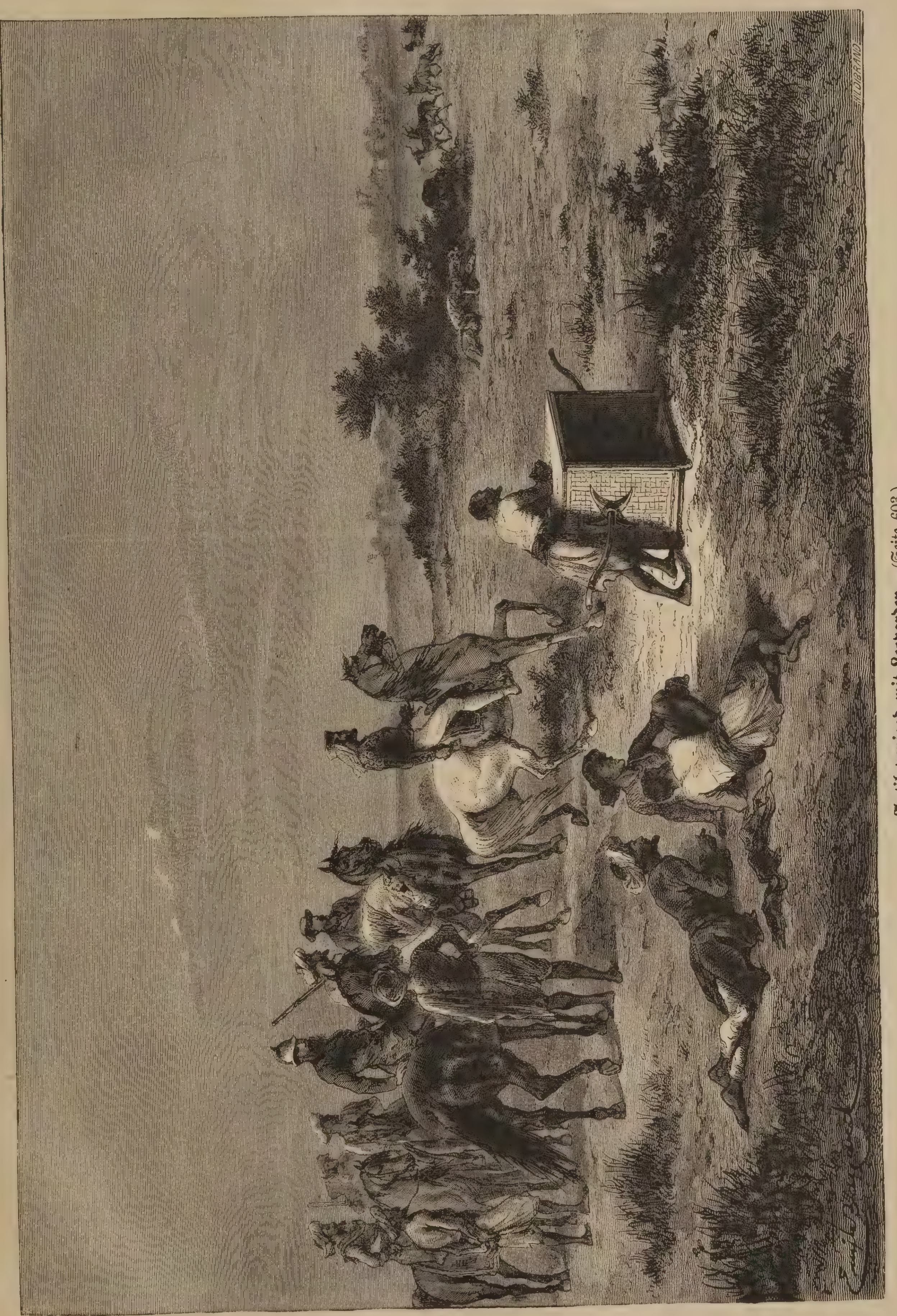
nur flüchtig, und kam nicht dazu, ihn nochmals zu zeichnen; nur seinen Brief an Leontine holte ich ab und verwahrte ihn sorgsam in meiner Brieftasche. Wir verabredeten, daß ich mit meinen Gästen und allem Inventar Abends sechs Uhr abfahren würde, um Curt und Leontine in einem einzelnstehenden, fast unter uralten Linden versteckten Gasthaus an der Landstraße zu erwarten, und



Moses Mendelssohn. (Seite 602.)

diese Verabredung wurde pünktlich innegehalten. Ich hatte mir einen erst seit einigen Monaten mit einer reizend naiven Schwäbin aus Baden gebürtigen Journalisten, einen lombardischen Bildhauer und dessen Verlobte, sowie einen jungen Kaufmann, einen Deutsch-Ungar, mit seiner Frau und seinem sechsjährigen Buben geladen. Darauf, daß der letztere auch dabei sein solle, hatte ich

hartnäckig bestanden un d meinen Willen endlich auch durchgesetzt. Das Kind war bildhüb sch — alabasterbleicher Teint, durch der Wangen zarte Röthe noch gehoben, große, blaue Augen und üppiges, kohlschwarzes Lockengeringel — und ebenso klug als



Antilopenjagd mit Leoparden. (Seite 603.)

hübsch, und ich kannte Curts Liebe zu Kindern und wußte durch ihn, daß Leontine dieselbe theile; welche Rolle ich den kleinen Kerl spielen lassen würde, das schwebte mir nur ganz dunkel vor, aber das sollte auch ganz vom Moment abhängen und davon,

wie unser ‚Sommernachtstraum‘ sich gestaltete; hat man nur hübsche Menschen um sich, so kommen die poetischen und künstlerischen Einfälle von selber; um einen Epheukranz und einen zierlichen Farrenwedel brauchte ich ja nicht in Verlegenheit zu sein, und was brauchte ich gegebenen Falls mehr? höchstens ein paar Verszeilen und die würden sich wohl auch improvisiren oder dem Journalisten abpressen lassen; so rechnete ich, während wir auf der Landstraße dahinrollten.

„Wir rasteten noch nicht lange unter den Linden vor dem Gasthaus, als der kleine Ludolf plötzlich meldete: ‚Ein Wagen mit zwei Schimmeln und ein Offizier zu Pferde!‘ Ich sprang auf und hielt die Hand über die Augen, so blendete die prachtvoll untergehende Sonne. Da kamen sie richtig im Fluge daher in der rothgoldigen Abendbeleuchtung — die beiden Schwarzschimmel vor dem leichten offenen Gefährt griffen gewaltig aus und neben dem Wagen galoppirte Curt auf seinem schwarzen ‚Trelawney‘, ohne die moderne Uniform ganz das Bild eines Ritters, der seine Dame nach dem bezinnten Schlosse heimgeleiten will, ehe die Dämmerung niedersinkt. Unsere Damen ließen ihre Taschentücher wehen, Ludolf schwenkte das seine an einem Stabe und auch Leontine ließ, sich im Wagen erhebend, ihr Tuch flattern. Der Wirth, seine Frau und ein paar derbe, knochige Mägde glotzten das kleine hübsche Schauspiel halb neugierig, halb bewundernd an. Bei uns angelangt, brachte Curt, der ein Moosrosenknöspchen zwischen den Zähnen hielt, seinen schnaubenden Rappen mit einem Zügelruck zum Stehen, Jehan, der mit einem belustigenden Ausdruck von Stolz und Glück kutschirte, zog die Zügel an und Curt reichte uns allen vom Pferde die Hand, während Leontine sich mit einem glücklich-frohen Erröthen von mir die einzelnen Glieder unserer kleinen Gesellschaft vorstellen ließ. Sie sah wunderhübsch aus; ihre Toilette war vielleicht mehr geschmackvoll und malerisch, als elegant, und das leichte helle Sommerkleid hob ihre Figur in der vortheilhaftesten Weise, indem es ihr eine gewisse Fülle verlieh; niemand konnte sich dem überraschenden Eindruck dieser nahezu klassischen, etwas fremdartig angehauchten Schönheit entziehen, am wenigsten der kleine Ludolf, der kein Auge von ihr verwendete. Ich hörte, wie die Verlobte der jungen Frau bewundernd zuflüsterte: ‚Wie schön sie ist!‘ und ich war so aufgeräumt, daß ich in die Versuchung gerieth, mich umzuwenden und triumphirend zu sagen: ‚Ja, die haben aber auch wir entdeckt!‘ Und als der kleine Ludolf mich am Rocke zupfte und bittend sagte: ‚Ach, Onkel Reinisch, darf ich wohl mit der schönen Tante fahren?‘ da hob ich ihn ohne weiteres zu ihr empor, und als sie ihn auf die rosigen Lippen küßte, schlang er die Aermchen um ihren Nacken und wäre gewiß nur schwer wieder von ihr zu trennen gewesen. Seine Mutter ließ ihn denn auch gewähren und drohte nur scherzend mit dem Finger und Curt meinte lachend: ‚Da er noch so gar jung ist, will ich mir's gefallen lassen und gute Miene zum bösen Spiele machen.‘

„Der Halt war nur von kurzer Dauer; ich bot Leontine ein alterthümliches geschliffnes Kelchglas voll Wein an, gewissermaßen als Willkommentrunk, sie nippte nur und reichte dann das Glas mit einer anmuthigen Bewegung ihrem Ritter, der es bis auf den letzten Tropfen leerte. Dann fuhr das Break mit den Schwarzschimmeln vor, die anderen Wagen folgten und in einer halben Stunde war der Wald erreicht, ein meilenweit sich ausbreitender schöner Laubwald, dessen Wipfel die letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldete, während zwischen den Stämmen schon die Dämmerung webte. Auf einer kleinen begrasten Anhöhe, zwischen prächtigen hundertjährigen Buchen, wollten wir lagern; um den Fuß des Hügels zog sich dichtes Unterholz und so waren wir in der erwünschtesten Weise isolirt. Die Wagen fuhren, nachdem sie Feldstühle, Proviant und alle die Kleinigkeiten abgegeben hatten, die in sie vertheilt worden waren, bis nach dem Forsthause am Waldsaum, wo sie Unterkunft fanden, bis wir ihrer wieder bedurften, und man zerstreute sich nun, mir und Jehan das Arrangement überlassend, nach Willkür und Zufall im Walde; Curt und Leontine hatten den kleinen Ludolf in die Mitte genommen, der bereits anfing, seine kindliche Anhänglichkeit zwischen beiden zu theilen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lösung eines zweihundertjährigen physikalischen Problems.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Schluß.)

Auch Anderssohns Theorie widmet einen besonderen und als grundlegendem besonders eingehend behandelten Abschnitt der „Wirkungsweise und Energie der wellenförmigen und strahlenden Bewegungen“ zu dem Zweck, die Wellenbewegungen in Hinsicht auf ihr mechanisches Aequivalent und die Art und Weise ihrer Umwandlung zu betrachten. Er geht gleichfalls von dem Unterschied zwischen stehenden und fortschreitenden Wellen aus, stellt zuerst die Umstände fest, unter denen gleichzeitig in einer gleichmäßigen, tropfbaren oder gasförmigen Flüssigkeit Wellen- und Massenbewegung stattfindet und gelangt zu dem Schluß, daß von Flüssigkeitswellen auf ihnen nicht gleichartige, dichtere Körper eine, gradlinige Bewegung erzeugende Wirkung ausgeübt wird: „Ferner kann Dislokation von Masse durch elastische Wellen vermittelt werden, wenn ein Körper im stande ist, mehr Energie aufzunehmen, als einem gleichen Volumen dieses Mediums unter denselben Vorbedingungen entsprechen würde. Dabei kann die Geschwindigkeit des festen Körpers ebensowohl größer, als auch geringer als die der Fortbewegung der Luftwellen sein.... Es kann ferner Uebertragung von Energie mittels elastischer Wellen auf einen ihnen nicht homogenen Körper stattfinden, wenn dessen Geschwindigkeit kleiner ist, als die des Fortschreitens der Wellen, er somit durch ihm nachfolgende und ihn überholende immer neue Anstöße erfährt.“ Ueber diesen Vorgang äußert sich A. dann weiterhin: „Im Verhältniß, als die wirkliche Masse des Körpers dichter als das Medium ist, wird die dann dem Körper ertheilte Geschwindigkeit kleiner sein, als die der Welle. Folgen aber gleichmäßig immer neue Wellen nach, erhält der Körper immer weitere Impulse, so kann er beständigen Zuwachs an Geschwindigkeit erhalten und diese sich derjenigen der Wellen immer mehr nähern.“ Unter Hervorhebung, sich durch die gebräuchliche Unterscheidung longitudinaler und transversaler Wellen nicht an der nothwendigen Thatsache beirren zu lassen, daß die Schwingungen der Moleküle einer Flüssigkeitswelle immer nach drei Dimensionen, also in einer doppelt gebogenen Kurve erfolgen müssen, nur daß bei kugelschaligem Fortschreiten der Wellen die Energien der Einzeltheilchen innerhalb derselben Kugelschale sich aufheben oder ausgleichen, Bewegungsübertragungen also nur in der Richtung der Kugelradien oder, nach der bei Licht und Wärme gebräuchlichen Bezeichnung, in der Richtung des Strahls geschehen kann, wird ganz allgemein die Wellenbewegung als Vermittlerin zwischen Molekular- und Massenbewegung gefunden und, nach Einzelbesprechung der jetzt unterschiedenen Bewegungen und Kräfte unter diesem Gesichtspunkt, zu einem mit Dellingshausen gleichen Endresultat gelangt. „Als das Gemeinsame ihrer Eigenschaften, besonders bei ihrem Fortschreiten durch den Aether hindurch von einer Himmelskugel auf die andere, wurde eine wellenförmige Fortbewegung gefunden, die am besten als Strahlung zu bezeichnen ist, da die Richtung des Strahles eben dieselbe Richtung ist, nach welcher hin die Energie dieser Bewegungen fortgepflanzt wird. Die Uebertragung auf widerstehende Massen geschieht eigentlich stoßweise, jedoch ist, da die Einzelstöße in so ungemein häufiger Folge geschehen, daß die Zeit, welche zu einer Sinneswahrnehmung nöthig ist, hierbei bei weitem nicht erreicht wird, die Bezeichnung Druck für diese Uebertragungsweise ebenso berechtigt und bezeichnend, dabei aber kürzer. Dieser Druck kann als Fernwirkung zweier Massen aufeinander bezeichnet werden, aber in dem einzig physikalisch haltbaren Sinn der Uebermittlung der unveränderten Kraft von dem einen Theil, der verausgabt, auf den andern, der Zuwachs erhält.“

Ueber das Herkommen, also den materiellen Ursprungsort dieser Gravitationswellen weiß D. noch keine positiv vertretbaren Angaben zu machen, er sagt: „Um die Ursache der Schwere zu ermitteln, müssen wir nach solchen fortschreitenden Wellen suchen, welche im stande sind, die Bewegung der Körper nach dem Erd-

mittelpunkte hervorzubringen. Da diese Wellen aber jedenfalls kosmischen Ursprungs sind und ich mich noch nicht in der Lage befinde, schon jetzt ihr Herkommen und ihren Verbleib nachzuweisen, so sehe ich mich veranlaßt, vorläufig zum ersten und zum letzten male mich mit einer Hypothese zu behelfen. — Ich denke mir also aus allen Theilen des Weltraums eine ununterbrochene Reihenfolge von fortschreitenden Wellen, die ich als Gravitationswellen bezeichnen will, konzentrisch nach dem Mittelpunkte der Erde gerichtet." — Hiernach könnte man schließen, daß, wenn es nicht gelänge, die Kraft, welche die Gravitationswellen erregt, aufzufinden, es auch unmöglich sei, den Ring von physischen Vorgängen zu schließen, welchen das Grundgesetz der Erhaltung der Kraft verlangt. Denn besteht die Schwere der Körper nur in der Energie, welche sie aus dem großen Vorrath an solcher im Aethermeer absorbiren, so werden wir schließlich doch nur bei der Vertröstung Isenkrahe's anlangen, der Vorrath sei so ungeheuer groß, daß eine kleine Einbuße von uns zeitlich beschränkten Beobachtern gar nicht festzustellen sei: und das sind doch nur Worte, schlechte Worte, die unser Kausalitätsbedürfniß nicht befriedigen!

Die anderssohn'sche Theorie geht auch hier bis an den End- oder Ausgangspunkt — was bei einem geschlossenen Ring von Erscheinungen dasselbe ist — der hierher gehörigen Erscheinungen und befriedigt dabei durch den vollständigen Monismus der mechanischen Erklärung der Gravitation, indem sie behauptet, daß die zu untersuchenden Phänomene von einer ganz gleichartigen Wellenbewegung abhängen und die Mannichfaltigkeit der zu beobachtenden Erscheinungen nur von der Konfiguration und Bewegung der in Beziehung stehenden materiellen Systeme abhängen. Das ist in dem Satz ausgesprochen. „Die Einheit der Kraft ist die allen Sonnen im Weltall gemeinsame Eigenschaft der Ausübung von mechanischem Druck in die Ferne, das heißt der Ausstrahlung materieller Bewegung; Fliehkraft oder Centrifugalkraft genannt, wenn ausgehend von einer Einzelsonne, dagegen allgemeine Schwer- oder Centripetalkraft, wenn gemeinsam drückend von allen Sonnen auf eine einzelne Himmelskugel. — Die Erhaltung der Unzerstörbarkeit der Kraft im Weltall folgert sich aus der Gegenseitigkeit der materiellen Fernestrahlung; denn jede Bewegung, welche eine Sonne in den Weltraum hinaussendet, muß von den andern Himmelskörpern schließlich aufgenommen werden. Was demnach für eine Sonne Ursache der Strahlung ist, das ist, vom Standpunkt aller übrigen aus betrachtet, deren Wirkung .... Es sind im Lehrsatz die Sonnen allein genannt, weil sie eben Körper von überwiegender Masse und Aktivität sind, die Planeten einen integrirenden Theil der Sonnensysteme bilden und ihre Stellung in denselben, sowie ihr Antheil an der Gesammtwirkung erst in zweiter Linie zu betrachten sind." Während die Sätze die Statik oder Erhaltung der Abstände für die Himmelskörper erklären, wird die Dynamik oder Veranlassung zur Bewegung folgendermaßen erläutert: „Die Veranlassung zu jeder Naturkraftäußerung, oder zu jeder Bewegung im Universum ist der mechanische Druck durch Unterschiede von Größe und Richtung .... Die Größe des auf einen Himmelskörper ausgeübten Drucks wird ausschließlich bestimmt durch seine Masse und seine Konfiguration innerhalb seines Systems. Die relativ geringen Entfernungen einer Sonne und der zugehörigen Planeten untereinander, im Vergleich zu den Abständen von benachbarten Systemen, gibt die Nothwendigkeit, daß diese Körper sich fortdauernd als ein besonderes System verhalten müssen. Jeder dieser Körper für sich betrachtet, ist ein Centrum oder Konzentrationspunkt von auf ihn gerichteten zentripetalen Kräften. Die relative Nähe der Körper eines Systems ist die Veranlassung, daß er von dieser Weltrichtung her nicht den vollen Druck empfangen kann. Diesem Minus von einer Seite entspricht dann ein Ueberdruck, ein Plus aus der entgegengesetzten Richtung. — Die Kräfte, welche bei der geübten Gegenseitigkeit Annäherung bewirken könnten, liegen außerhalb beider Körper, die nur durch ihre Konfiguration auf die Angriffsrichtung des Plusdrucks Einfluß haben."

Im Sinne der hier aufgestellten Lehrsätze werden von A. dann wieder die planetarischen Revolutions- und Rotationsbewegungen, die großen Erscheinungen von Meeresfluth und -Ebbe, sowie der freie Fall kleinerer Massen gegen die Oberfläche von Himmelskugeln behandelt. Wir können aber in Anbetracht der uns für eine wesentlich nur referirende und orientirende Darstellung der zur Lösung des Gravitationsproblems aufgestellten Theorien zukömmlichen Beschränkung diesen Anwendungen derselben auf Einzelfälle nicht eingehender folgen; zumal, da besonders die Ausarbeitung der A.'schen Theorie eine so gedrängte, oft nur programmatische ist, daß das Herausheben von Citaten seine großen Schwierigkeiten hat, wenn der Zusammenhang nicht verloren gehen soll. Wir würden in vielen Punkten eine breitere Ausarbeitung in diesem Werk gewünscht haben, und zwar unbeschadet des in dem grundlegenden Kapitel über Fernewirkung ausgesprochen und gern anzuerkennenden Satzes: „Eine Theorie, welche im Gegensatz zu dieser willkürlichen Nichtbeachtung des zwischen den sich beeinflussenden Massen befindlichen Stoffes, grade durch dessen Inbetrachtnahme dahin gelangt, in demselben das konstante Bindeglied nachzuweisen, welches die durch unanfechtbare Beobachtungen festgestellten Bewegungen, Abstände und Annäherungen aufeinander einwirkender Massen in Zusammenhang zu bringen geeignet ist, — wodurch zugleich auch jede Annahme mystischer Gegenwirkungen erübrigt — hat gar nicht nöthig, der gegensätzlichen Anschauungsweise in alle Detailausführungen zu folgen und sie zu widerlegen, sondern sie hat durch die Beachtung aller bei den zugehörigen Erscheinungen nur möglichen Faktoren einen gegründeten Anspruch auf Alleinberechtigung, wenn sie eben nur in sich konsequent bleibt."

Als experimentellen Beweis für die in der Wellenbewegung von Licht und strahlender Wärme liegende, in Massenbewegung verwandelbare Energie wird von D. sowohl als von A. unter anderem auf die Crookes'schen Radiometererscheinungen hingewiesen, wobei die Unhaltbarkeit der gewundenen Erklärungen dargelegt wird, mittels deren man diese interessanten Erscheinungen zur Stütze von allerhand gesuchten Hypothesen zu verwerthen sich bemüht hat.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Prof. Chase, vom Haverford College in Amerika, wie früher schon, so auch neuerdings, unter Zugrundelegung der Gravitationsvermittlung durch Wellen eines gasartigen Mediums, die mit der Geschwindigkeit des Lichts fortschreiten, astronomische Berechnungen angestellt und Resultate gewonnen hat*) — z. B. für den mittleren Abstand der Erde von der Sonne 214,54 Sonnenhalbmesser, für den Sonnendurchmesser 32 Minuten 2,85 Sekunden —, die mit dem mittleren Durchschnitt der von verschiedenen Astronomen gemachten empirischen Bestimmungen genau übereinstimmen.

*) Astronomische Annäherungen. I. Scheinbarer Durchmesser der Sonne und Nebularursprung des Erdtages. II. Geschwindigkeit des Lichts und Kirkwoods Analogie. (Der amerikanischen philosophischen Gesellschaft vorgetragen am 19. Dez. 1879 resp. 2. Jan. 1880.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Ich bin einer von denen, die reich und arm sind, beides in einem Athemzuge; die arm sind, weil sie den Schacher nach Gold verabscheuen; die reich sind, weil sie Güter besitzen, die tausend andere nicht besitzen, Güter, die sie selbst abschätzen, aber Güter, die ein anderer, eine Krämerseele als werthlose Gegenstände betrachtet. Dieser Reichthum ist völlig imaginär und nur ein mit mir gleichgearteter Mensch vermag ihn zu schätzen. Aber man kann von dieser Art Reichthum nicht leben; er ernährt nicht rein physisch, nicht roh; er ernährt mit einem Worte nicht den Magen, und darum — bin ich, bei Lichte besehen, in jeder Beziehung arm. Ein Mensch, der selbst mit den größten Eigenschaften des Verstandes und des Gemüthes ausgestattet ist, aber ohne äußere Hülfsmittel dasteht, kommt doch meist schwer, kommt oft gar nicht zur Entfaltung seiner Individualität; er verödet langsam, er stirbt ab, er geht unter, wenn er nicht grade ein Genie hervorragender Gattung ist. Die Misere der täglichen Sorge für den Unterhalt zieht ihn nieder zur Lohnarbeit, wie sie tausend andere ohne idealen Sinn, aber auch ohne das qualvolle Sehnen nach höheren

Lebensaufgaben auch leisten. Er geht dahin, beständig den Kopf voll von großen Gedanken, mit den besten Absichten, aber mit blutendem Herzen, ein wahrer, ja der wahrhaftigste Bettler unter den gewöhnlichen Bettlern, die bescheiden und schüchtern an der Thüre eines reichen Mitmenschen klopfen! — Er macht zuweilen den kühnen Versuch, sich zu erheben und frohlockt vielleicht schon, wenn er über die tägliche Befriedigung der Nothdurft hinaus ist — aber ist das ein Leben? ein seiner Geisteswelt angemessenes Leben? — Liebes Kind, solch ein Bettler bin ich! — Nicht ein verkommenes Genie, aber ein armes Genie, wandere ich dahin, nicht wissend, wenn morgen eine Krankheit mich tückisch überfällt, wer mich Armen mitleidsvoll aufnimmt, mich pflegt und ernährt, nicht wissend, wohin er seine Schritte wenden solle, wenn ein verrätherischer Mensch ihm die Quelle seiner Ernährung verstopft, und, nicht wissend endlich, ob er, wenn plötzlich des Todes Hand ihn anpackt, sagen muß: deine ganze Lebensreise war verfehlt und unnütz. — Und in diesen Kampf um das Dasein dürfte ich einen zweiten, einen unschuldigen, einen lieben, guten Menschen hineinlocken? das hieße Vernichten, das wäre ein Doppelmord. Und wie ist das Verhältniß zwischen mir und dir? — — — Du bist ein gutes Kind, eine liebevolle Seele, ein Mädchen, wie man sie wenige findet, und nun gar eine Frau! — — — Ich verehre dich, denn du hast alle Tugenden, welche ich am Weibe gerne sehe und schätze. Du hast nichts an dir, was man nach der heutigen Mode an den Frauen bewundert: Nicht jenen verführerischen Reiz, der den Mann wollüstig erzittern macht, nicht jene schauspielerische Geste, die sagt: Freust du dich nicht über die Fülle meines Geistes? — und endlich nicht jene Schamlosigkeit, die man in der Aufdringlichkeit, der Sucht, sich als Waare in geschicktem Aufputz auf dem Markt zu präsentiren, erkennt. Das hast du alles nicht. Du gehst bescheiden dahin, eilend, daß man dich nicht sehe, schamvoll, wenn die Witze frivoler Zungen an dein Ohr schlagen. — Und dieses allein, abgesehen von deiner Liebe für die Kunst, und deinem Sinn für alles, was der edle Mensch hochachtet, — macht dich werthvoll und bezaubernd, macht dich mir lieb und theuer. — Konnte es darum anders sein, als daß mit der ersten Begegnung mein Herz dir lauter entgegenschlug als allen anderen Wesen deines Geschlechtes? — Konnte es anders sein, als daß ich unbewußt alles aufbot, ein Plätzchen in deinem Herzen zu finden? — Ach, es war eine Sünde — und heute, oder seit kurzem erst bereue ich es, mich eindringlicher bemerkbar gemacht zu haben, als es die moralische Verantwortlichkeit erlaubt. An allen Fasern deiner Seele habe ich dich gefaßt, so hat auch dein Bild sich in mich eingeschliffen und ausgebreitet und jeder Versuch, dich aus meiner Erinnerung zu verbannen — ach, ich weiß es, wird ewig ein vergeblicher sein. Du gehörst zu mir, wie ich vielleicht zu dir gehöre nach ebendemselben Gesetze, nach welchem eine Blume der Erde angehört, um zu leben und durch ihr Leben die Menschen zu entzücken. Und wie sie Licht und Wärme bedarf, so bedarf ich deiner, und du meiner, um zu leben und zur seelischen Entfaltung zu kommen. Schon das Bewußtsein, mit dir durch das Band gleicher Gedankensphäre, gleicher Seelenzuneigung verbunden zu sein, bringt über mich ein Gefühl tiefen Behagens, auch wenn ich nicht in deiner Nähe bin, auch wenn ich dich fern, bei anderen, in Vereinigung mit einem anderen wüßte. So groß ist meine Liebe für dich! Du hörst dies kleine Wörtchen zum ersten male von mir. Und nun, da es von meinen Lippen gefallen, die es so beharrlich festgehalten haben, als wäre es ein Verbrechen, eine Todsünde, überhaupt davon zu sprechen — will ich es dir auch erklären. Aber wie? — — — Ja, da liegt die Angel — an der ich hängen bleibe. — — Soll ich mit wissenschaftlichen Auseinandersetzungen an den Gegenstand herangehen? — — Ich könnte es wohl, aber dazu fühl' ich mich zu erhaben und durchschauert von heiligem Gefühle. — — Ich lernte neulich ein junges Mädchen kennen; schön, jung, liebenswürdig — aber bleich und krank. Sie hatte Tyrol aufgesucht, um sich vor dem Tode zu retten. „Ich sterbe so ungern," sagte sie zu mir, und ihr Blick streifte dabei nach Norden, wo ihre Heimat war. — Ich errieth unschwer ihre Gedanken und tröstete sie, so gut ich es konnte mit den Worten: „Der Gedanke, der Liebe, wenn auch nur eines guten, oder theuren Menschen theilhaftig zu sein, ist ein köstlicher Besitz, ist Balsam, der Wunden heilt. Hoffe und du wirst leben; Freimann ist dir in Liebe zugethan. Er ist ein vortrefflicher Mensch, mit seltenen Geistesgaben ausgestattet, unabhängig von fremder Leute Besitz; er würde glücklich sein, dich sein Weib nennen zu können. Er würde alles thun, dir zu gefallen, dich aufzuheitern, dich fortzubilden, alles aufbieten, deine Zuneigung zu erhalten. Von allen denen, die ich kenne und ich schließe mich darin ein, ist er der einzige, der eine Frau zu behandeln, eine Familie zu lenken versteht. Bei ihm treffen Wille mit Können, geistige Qualität mit dem nöthigen Besitzthum überein. Von ihm kann man sagen: Er handelt moralisch und hat die Zukunft mit klarem Auge vorbedacht. — Ich liebe und achte ihn darum und bin gern seiner Wünsche Anwalt. — Er wirbt um **deine** Hand. Schlage sie ihm nicht ab — denn sonst würdest du das Glück fortweisen, das sich dir naht. Folge meinem aufrichtigen Rathe. — — Laß alles, was hinter dir liegt, unbesehen und schaue in die Zukunft! Dann wirst du mir die Hand drücken und rufen: „Ich danke dir!" — — — Noch nie bin ich über eines Menschen Fühlen so ins Gericht gegangen, wie mit dem unseren. — Nun, da ich mein Urtheil beendigt, setze ich mich ruhig an die Tafel, zufrieden, soweit ich es nur vermag, mit der Welt und mit mir selbst.

Morgenroth an Elisabeth.

Liebes gutes Kind! Ich habe noch einmal alles durchdacht, alles noch einmal von allen Standpunkten erwogen ...... und so muß ich denn gestehen, daß ich dich niemals so geliebt habe, wie ein Bräutigam seiner Braut, ein Mann seinem Weibe zugethan sein muß. — Täusche dich nicht. — Mit dir ist es ganz derselbe Zustand! — — — — Ich denke, daß diese bündige Erklärung mit einem Schlage dir die Herrschaft über dich selber zurückgibt. — — — — Angenommen selbst, du hättest mich feurig und verlangend geliebt und du erfährst darauf, daß dies Gefühl nicht ein gegenseitiges sei, — — würde deine Leidenschaft, wenn du an ihr fortzehrtest, nicht thöricht und bedauernswerth erscheinen? — O, du bist ja ein kluges Kind, — du wirst dich über den Schmerz, manches an unserem gegenseitigen Verhältniß beschränkt zu wissen, hinwegsetzen und gelassen über seine Regung denken, die, wenn sie plötzlich auftaucht, Berechtigung hat, die aber unwürdig erscheinen würde, wollte man sie zu subjektiven einseitigen Betrachtungen ausbeuten. — — Du bist in manchen Dingen noch ein liebes, unbefangenes Kind, dem freundlich zugeredet werden muß, soll es auf dem rechten Wege wandeln. — Und wie ich diese kindliche Naivetät an dir liebe, so beschwöre ich dich, dich zu fassen und mein letztes Wort in dieser Sache entgegenzunehmen: Weil ich dich selbstlos liebe und jeder neidische, eifersüchtige Gedanke mir fern liegt, so kann ich nicht anders, als das wiederholen, was ich ausführlich dir angerathen. Deine Folgsamkeit oder deine Nichtbeachtung meines Rathes wird den Beweis liefern, inwiefern ich mich in dir täuschte, oder nicht täuschte, inwiefern ich dir wirklich ein brüderlicher Freund bin oder nicht, und inwieweit endlich du die selbstlose Hingabe eines Menschen zu belohnen oder nicht zu belohnen verstehst. — — Thue, was dir beliebt. — — Dieses Wort mag dir vielleicht hart erscheinen, aber hier kann es eindringlich nicht genug gesprochen werden, da es ja doch einmal ausgemachte Sache ist, daß man es mit ehrlichen, aufrichtigen Leuten zu thun hat. — Wir werden uns wiedersehen, wir werden lachen und uns freuen wie früher; wir werden reden und denken, vor wie nach — und — kurz und gut — es wird alles in gutem Geleise fahren, wenn nur der Fährmann ein zuverlässiger ist und — dafür will ich schon sorgen. — — —

Aus dem Tagebuche.

Wie es mir so leicht ums Herz ist! Wie meine Brust sich hebt und mein Auge so frei ist von jedwedem inneren Schmerz! — Die Natur erscheint mir nun doppelt schön und bewunderungswürdig! — Daß Bewußtsein, das Rechte zu thun und gethan zu haben, verleiht der Seele Engelsschwingen! Man glaubt in einem anderen, neuen, freien Körper zu leben, und wie der ganze Mensch verändert ist, so hat sich auch dessen Verhältniß zur Welt geändert. Der zweifelhafte unterdrückte Keim der allgemeinen Menschenliebe ist nun ausgebildet und zum Licht gedrungen. Das schöne, edle Gefühl belebt den Körper, in jedem Menschen den Menschen achten zu wollen. Es sind eben die Schlacken abgefallen und reines, unverfälschtes Metall ist zutage getreten. — Ich würde in solchem Zustande ein schlechter Richter sein, viel zu milde für hartherzige Menschen, die ein Vergnügen darin sehen, wenn andere gezüchtigt werden und leiden. Wer auch von uns Menschen kann hier Richter sein wollen über seine Mitbrüder? Wessen Auge ist so scharf, daß es bis auf den Grund zu blicken, die Ursache aufzufinden vermag, von welcher

die vermeintliche Uebelthat ausging? — — Und bessert eine Strafe im Kerker? — Es gibt Menschen, die aus Liebe einen lieben Menschen umbringen können, nur um ihn nicht einem anderen ungeliebten zu gönnen. — Gewiß erscheint solche That als eine üble — aber wie nur Wahnsinn, die bis auf die höchste Potenz gesteigerte Liebesempfindung, im Stande war, des Uebelthäters Verstand zu lähmen, so ist keine andere Strafe geboten, als die, daß man dem Menschen sein Verbrechen zum Bewußtsein führe, um ihn durch Selbsterkenntniß die innerliche Gewissensstrafe erleiden zu lassen. — Denn nur Erkenntniß bessert die Menschen! — —

Aber sieh! — Welch' kurioses Zeug ich da eben geschrieben habe?! — — Von der Freudigkeit der Seele sprang der Gedanke wie ein Blitzstrahl auf die Sünde der Menschen über. — Wo ist wohl hier der Zusammenhang, der Anknüpfungspunkt? —

Noch ein paar Tage und unsere Reise ist am Ende. Wieder liegt dann ein merkbar Stück meines Lebens hinter mir, reich an Ereignissen und Eindrücken auf meine individuelle Welt, bedeutsam für meine ganze Weltanschauung und wichtig genug, um es mit einem „Das Ende krönt das Werk“ hier sichtbar abzuschließen.

Der Herausgeber an den Leser.

Das Tagebuch Morgenroths ist hier in der That abgeschlossen, und nur spärlich und selten fortgesetzt. — Die Gründe erfahren wir aus nachfolgenden Zeilen:

„Ja, finis coronat opus! Nur habe ich noch vieles hinzuzusetzen vergessen, das Beste, das Meiste, das Bedeutendste. Aber mir fehlt die Lust zum Nachtrage; überhaupt fehlt mir zu allem die Lust, was in meinen Augen kleinlich und unbedeutend erscheint. — Meine geringen Erfahrungen? — Bah! Legen wir einen Schleier darüber! Oft bin ich trübselig darüber, daß es so geht, wie es eben geht — indessen ist der Rest doch stets am besten: Schweigen. — Arbeiten, arbeiten, arbeiten! Nichts anderes befriedigt mich mehr! — — —“

An der Hand von Briefschaften verschiedenster Art, von mündlichen Mittheilungen und von gerechtfertigten Schlußfolgerungen aus Thatsachen, will ich es versuchen, den bedeutsamen Nachtrag, den Morgenroth später aber als kleinlich verurtheilt, in Form schlichter Erzählung aufzuzeichnen:

Unvermuthet traf Morgenroth mit seinem Schüler in M. ein. Er wollte von niemand auf dem Bahnhofe erwartet sei. Es war so eine Laune von ihm. Nachdem er seinen Zögling abgeliefert, erfuhr er, in seiner Wohnung angekommen, daß Freimann seit einigen Tagen von seinem Häuschen Besitz genommen habe und sich dort, nach seiner eigenen Mittheilung, sehr wohl fühle. — „Das freut mich von Herzen,“ antwortete er der Wirthin, „und es freut mich zugleich von Herzen, daß ich nun einige Tage ungestört zu arbeiten, von meinen Reiseeindrücken zu zehren, dieselbe künstlerisch umzuprägen imstande bin.“ — Er verbot ihr, von seiner Ankunft irgendwo zu reden und kam er auch im Laufe der folgenden Woche in die Stadt, so vermied er es sorgfältig, mit irgend einem Bekannten zusammenzutreffen. Mit seinem Eintritt in M. war eine merkliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Es hielt ihn offenbar etwas zurück, Freimann und Familie Lieber aufzusuchen. — Auch darin folgte er unbewußt seiner edlen Natur, indem er die Entwicklung der Dinge durch seine frühzeitige Dazwischenkunft nicht unterbrechen wollte. — Daß er indeß Abends im Dunkeln klopfenden Herzens oft an Liebers Häuschen vorüberschritt, hat er später selbst einmal erzählt, wie er denn eines Abends, als er glaubte, gesehen worden zu sein, eilends, wie vor einem bösen Geist fliehend, davoneilte. — In der Zeit seiner Selbstverbannung war Morgenroth fleißig und mit Konzipirung einer Anzahl poetischer Produkte beschäftigt. — Dieselben sind später anonym im Druck erschienen und zählen zu dem Besten, was die deutsche lyrische Dichtkunst hervorgebracht hat. — — Niemand aber hatte von dem erfahren, was er schrieb und selbst seine Wirthin baute nur auf Vermuthungen. Sie schüttelte oftmals den Kopf und sprach öfters mit Freimuth zu Morgenroth: „Sie kommen mir seit Ihrer Reise so sonderbar vor!“ — — Dann lachte Morgenroth allerdings und bemühte sich, ebenso liebenswürdig wie aufmerksam zu sein.

Endlich war aber doch die Stunde gekommen, wo es ihn zu dem Freunde und zu der Geliebten zog. Liebers suchte er zuerst auf. Als er die Hand auf die Gartenthür legte — stand Elisabeth am Fenster und sah ihn kommen — da hielt er wohl einen Augenblick an, unschlüssig, ob er eintreten oder zurückgehen solle — dann aber überschritt er die Schwelle. Elisabeth war allein. Sie war ihm auf der Treppe entgegengegangen. Als er ihre Hand — ergriff, fühlte er sie beben, und ehe er recht wußte, wie es geschehen, lag Elisabeth an seiner Brust, weinend und schluchzend. — Nach einer Weile wehrte er ihr ab, drängte nach dem Zimmer und war mit gewaltigem Entschluß zur Selbstbeherrschung zurückgekehrt. Ein jedes hütete sich, von seinen Empfindungen zu reden. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, von Morgenroths Reise, von Elisabeths Beschäftigung und Zerstreuung während der Trennung, aber der Name Freimanns wollte keinem über die Lippen. — Während des Gespräches kamen die Eltern hinzu. Sie waren herzlich und freundlich wie immer. Frau Lieber nur schaute ihn einmal vielsagend an, und Morgenroth, die stumme Sprache verstehend, nickte zustimmend mit dem Kopfe. — Der alte Lieber war besonders bei guter Laune, er ließ aus dem Keller eine Flasche seines besten Weines holen und füllte unter humoristischen Bemerkungen die Gläser. — „Wissen Sie auch,“ sagte er im Verlaufe der Unterhaltung, daß Herr Freimann um Elisabeth freit?“ — — — Morgenroth, in sein Glas schauend, nickte, und erwiderte: „O, ja; ich habe davon gehört und ich habe auch gehört, daß Elisabeth die Werbung angenommen.“ — — Das gab eine peinliche Situation. Die Eltern sahen die Tochter fragend an. „Du hast endlich wirklich zugesagt?“ — so erscholl es wie aus einem Munde. — „Wirklich zugesagt?“ — — — — „Sehen Sie,“ sagte Herr Lieber, zu Morgenroth gewendet arglos, „davon wissen wir Alten noch nicht einmal.“ — Der aber nickte wieder in sein Glas hinein und entgegnete hastig: „Derartige Geheimnisse wollen wohl nicht recht von den Lippen und müssen ihnen erst entlockt werden.“ Herr Lieber lachte, Elisabeth erröthete und Frau Lieber sandte wieder einen vielsagenden Blick aus ihren grauen freundlichen Augen auf den Sprecher. — — Gleich darauf verabschiedete sich Morgenroth unter dem Vorhaben, seinen Freund Freimann in seiner idyllischen Behausung aufzusuchen. „Er wird sich recht freuen, mich zu sehen,“ setzte er hinzu, und diese Worte hatten ihre große Bedeutung. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Von Hallstadt bis Salzburg.

Von G. Dahlke.

Am Felsenrande staffelförmig aufgebaut und von der Flut des blaugrünen Sees bespült, bietet Hallstadt aus der Ferne, wie beim Durchwandern seiner schmalen, auf- und abwärts steigenden Gassen mit nestartig in das Gestein geschobenen oder auf Vorsprünge gestellten Häusern einen ebenso anziehenden, als eigenartigen Anblick dar. Einst fürstliche Residenz, jetzt Wohnsitz einer dürftigen Bevölkerung, die ihre hüttenartigen Gebäude nur mit armseligem Hausrath auszustatten vermag, übt der Ort durch seine unvergleichliche Lage doch eine magnetische Anziehungskraft auf alle Sommergäste, welche die Wanderung durch das Salzkammergut in seine Nähe führt.

Genußreiche, dann und wann durch Regengüsse getrübte Tage waren vorüber. Wie die Nebelschleier auf den Felsengraten zerstoben, überstrahlte die Sonne wieder den Rudolfsthurm, das Laub der Halde, des Wasserfalls Wogenschaum und den krystallklaren Spiegel, auf dessen glatter Fläche in stiller Nacht die Kähne auf- und niederglitten, melodische Stimmen das Lob der Himmelskönigin verkündeten; und als der Dampfer längs der Felsenwand die stahlblaue Flut durchschnitt, da wandelte sich von Minute zu Minute dies unvergleichliche Bild, bis am nördlichen Ende des Sees, wo die Wasser der Traun über das breite Wehr zum Grunde niederrauschen, das Felsenbecken sich dem Blick verschloß. Bauerhäuser und Wohnstätten von Gewerbetreibenden, deren Namen und Symbole auf farbigen Schildern prangen, säumen die Straße, welche zwischen fruchtbaren Fluren und bewaldeten Höhen nach Ischl führt und immer anmuthvollere Züge

in den Gesichtskreis treten läßt. Reizende Villen, hier von Baumgrün, dort von Blumen bekränzt, mit Spiegelscheiben, Galerien, breiten Stiegen und aussichtsreichen Söllern, mahnen mit dem wachsenden Getriebe von Karossen, leichten Wagen, Reitern und Spaziergängern an die Nähe des Badeortes, dessen Architektur und Straßengewimmel den Sammelplatz der vornehmen, reichen Welt des Kaiserstaates verräth! Wer unter dem Laubdach der Doppelpromenade zwischen den Zelten reizender Blumen-, Bilder- und Waarenläden die wechselnden Gruppen und Einzelgestalten der Kurgesellschaft ins Auge faßt, oder von der Karolinenhöhe den Grundriß des Marktes, das Silberband der Traun und die bewaldeten Berge überschaut, der wird nimmer des Paradieses vergessen, in dessen anmuthvollen Gefilden die Mächtigen der Erde, Fürsten, hohe Würdenträger, schöne Frauen, Edelherren, Künstler und Gelehrte mit Kindern des Volkes sich mischen, um der Wonnen des irdischen Daseins sich zu freuen.

Auf der Wanderung nach Strobl bot der Ausblick auf die grünbelaubten Kuppen und steilaufragenden Felsgehänge, in deren Schluchten sich ein Jägertrupp verlor, auf der Seefahrt bis St. Wolfgang die Szenerie des felsenumgürteten Gewässers der Schaulust reichen Stoff; aber anziehender als Schafberg und Wislhorn däuchte mir im dämmerigen Chor der Kirche Michel Pachers Flügelaltar, den Schnaase in dem Fragment seines Nachlasses zu den großartigsten Leistungen der deutschen Kunst im Mittelalter zählt. Schon das Schnitzwerk im Schrein — die Krönung Mariä im Innern eines gothischen, durch Pfeiler, Bögen, Fialen und Fenster reichgegliederten, mit Engelsschaaren belebten Doms — stellt eine Gruppe von wundervoller Schönheit dar, die in den würdig aufgefaßten, plastisch durchgebildeten Seitenfiguren der Heiligen Benedikt und Wolfgang harmonischen Abschluß erhält. Ein Hauch der Poesie durchweht diese tiefempfundenen Gestalten, denen sich die Rundfiguren St. Florian und St. Georg als Ideale des Ritterthums zur Seite stellen; poesievoll, wie die Legenden aus dem Marienleben, sind auch die trefflichen Kompositionen der Geburt, Beschneidung und Opferung Christi; wahrhaft ergreifend die Szene, welche den Tod Mariä auf goldenem Hintergrunde in warmen, leuchtenden Farben mit der trauernden Apostelgruppe vor das Auge des Beschauers stellt. Nicht minder wird der Freund altdeutscher Kunst in dem statuarischen, von formschönen Ornamenten umzogenen Giebel- und Predellaschmuck, wie in der wundervollen, mit Figuren verschlungenen Laubumrahmung stilvolle Verzierungen des prächtigen, eine kleine Bildergalerie umfassenden Altarwerkes finden.

Zu früh verdunkelten die Schatten der Abenddämmerung die goldenen Gewänder und Weihegeschenke der heiligen drei Könige, der Kirchenväter ernste Köpfe, die genrehafte Gruppe der heiligen Familie und die gewaltige Figur des Riesen Christophorus, der das Kindlein auf der Schulter über das Wasser trägt; der nächste Tag brachte reichere Augenweide, und das geräuschvolle Treiben im Peterbräu, der bei der Ankunft und Abfahrt des Schiffes einem Taubenschlage glich, bildete zu der feierlichen Ruhe im stillen Tempelraum einen nicht unwillkommnen Gegensatz. Behält doch das Weltleben seine hohe Berechtigung, ob es im Geleise der Berufsarbeit spurlos verrinne, ob es in Kunst und Wissenschaft Unsterblichkeit erringe; und wenn in der Prosa ärmlicher Verhältnisse, in Mißgeschick und Trübsal des Glückes goldner Schimmer verblaßt, bleibt ihm noch jener beseligende Zauber, der hier als Hoffnung, dort als Glaube oder Liebe die Herbigkeit und das Leid der Gegenwart vergessen läßt.

Ein heißer Sommertag nahte seinem Ende. Bairische Pilger wandten sich nach dem Gebet zur Betrachtung einer Bilderreihe, welche die Wunderthaten des gefeierten Bischofs von Regensburg der Nachwelt aufbewahrt, als ihnen die Gestalt des Heiligen in seltsamem Dunkel entschwand, das unvermuthet Schiff und Chor der Kirche erfüllte. Von dem Vorplatz schaute der Meßner gedankenvoll bald zu dem Firmament, an dem sich düstere Nebelflocken von Westen und Süden zusammenschoben, bald auf den See und einen kleinen, von Frauenhand getriebenen Kahn, der in der Richtung nach dem Leuchtthurm langsam weiter glitt. Kein Lufthauch säuselte in den Blätterkronen, aber die Schwüle der Luft und die rasche Verdichtung des Wolkenschleiers ließen den Ausbruch eines Gewitters befürchten, dessen Vorboten gleich schwachen bengalischen Flammen da und dort den Horizont beleuchteten. Bald flüchteten Touristen, Spaziergänger, Landbewohner zu Fuß und zu Wagen in das Dorf; unheimlichem Blätterrauschen folgte ein Windstoß, der Thüren und Fenster erschütterte, den Flaggenmast am Strande auf- und niederbog und mit dem Klirren zerbrochener Scheiben, zerschmetterter Ziegel, das Stimmengetöse erschrockener Frauen in den Häusern übertönte.

Urplötzlich, urgewaltig brach das Ungewitter los; schäumende, brausende Wellen jagten in rasender Hast über den blaugrauen Spiegel; schwarze, schwefelgelbgerandete Wolken senkten sich tiefer und tiefer auf die Wasserfläche, bis sie mit dem Staub und Gischt des entfesselten Elements zu undurchdringlichem Gewirr ineinanderrannen. Schauerlich der Sturm, schauerlicher der Hexensabbat wildbewegter Wassergeister: Stück auf Stück der Fahne, Splitter auf Splitter des Flaggenschaftes verschwanden in dem Wirbel, der hier einen Kahn, dort ein Floß, eine Planke vom Ufer riß und auch die Schifferin auf dem Wege nach St. Gilgen zu verschlingen drohte. „Hülfe, Rettung dem armen Weibe!“ erscholl es hier und da aus den Haufen neugieriger Zuschauer, und im Nu sah man dreizehn Männer mit kräftigen Ruderschlägen ein großes Boot dem Sturm entgegentreiben; doch nach wenigen Minuten war das Fahrzeug auf die Seite gelegt und vom Ufer unaufhaltsam wie von Geisterhänden durch die Brandung tiefer in das Wogengeschäume gerissen, wo es inmitten rollender Wasserberge bald im Abgrunde verschwand, bald wieder aus der Tiefe tauchte, während der Schiffer verworrenes Geschrei, das Krachen betäubender Donnerschläge und das Brüllen des Orkans in dem zunehmenden Dunkel die Beängstigung der Dorfbewohner wie das Herzeleid der Frauen steigerte, welche kaum mehr auf die Heimkehr ihrer Männer zu hoffen wagten. Da flog durch Finsterniß und Wogenschwall ein leichter Kahn mit Windesschnelligkeit heran; ein jäher Anprall, ein gellender Schrei und aus dem umgekippten Nachen fiel besinnungslos die Schifferin auf den Strand, zu deren Rettung jene Männer ihr Leben eingesetzt und preisgegeben hatten. Bei diesem Anblick faßten auch die Ruderer frischen Muth, zur Flucht aus dem unheimlichen Wasserschlunde noch einmal alle Kräfte anzuspannen; durchnäßt, ermattet, tieferschüttert, betraten sie nach langem Kampf den Landungsplatz, — ein gütiges Geschick hatte sie beschirmt, die Schrecken des Hochgewitters gebannt.

Als am nächsten Morgen der Dampfer wieder seine breite Furche, Fischerkähne schmale Spuren auf den blauen Spiegel zeichneten, im Sonnenlicht zitternde Kräuselwellen wie Diamanten glitzerten — war der grause Spuk verschwunden. Vor Sonnenuntergang sah man zwei Bursche ihr zierliches Schifflein an das Ufer steuern und, nachdem sie gelandet, den Weg zur Schenke verfolgen. Frohmuth des einen, der mit der Hahnenfeder auf grünem Hut, rothseidenem Halstuch auf dem weißen Kragen, offenen, heiteren Blicks in das Zimmer trat und der Dienerin Frage: „Ein Krügel, Mathes?“ lachend bejahte —; Selbstgefühl des andern, der die kräftigen Glieder mit schlichterem Bauerskleide umschloß und den Gemsbart am schwarzen Filzhut trug — feiner Umriß der gebräunten Wangen, freie Haltung der elastischen Gestalten, lenkten aller Fremden Augen auf das Paar. Beide zogen sich an das Fenster zurück, den Gehalt des goldbraunen Gerstensaftes zu erproben und dann eines jener Alpenlieder anzustimmen, die mit langnachhallendem Jodler der Liebe Lust und Leid, des Herzens ungestilltes Sehnen offenbaren.

„Grüß Sie Gott, Jungfrau!“ unterbrach der jüngere die melodische Weise, als eine Maid in hellgrauem Kleide mit rosig angehauchten Wangen und blondem Ringelhaar am Tisch vorüberging, ein Theebrett mit Geschirr auf die Veranda am See zu tragen. „Guten Abend, — schon wieder da?“ gab ihre helle Stimme zur Antwort, indem sie zögernd stehen blieb. „Mit dem Hansl ... nicht zum Vergnügen ...; aber wollen Sie heut mit uns trinken?“ Und der blühende Jüngling schob ihr das geschliffene Glas mit artiger Handbewegung entgegen. Ein milder Blick aus blauen Augen kreuzte den Glutstrahl des Burschen, als sie den Henkel faßte und mit dem Spruch: „Die Gesellschaft soll leben!“ am weißen Schaum die rothen Lippen netzte. „Die Jungfrau daneben!“ fügte der Begleiter unter Darbietung seines frisch gefüllten Kruges hinzu. „Könnten's nit eine Weile bei uns bleiben?“ „Muß erst die Herrschaft bedienen, dann komm' ich wieder.“ „So lassen's nit lang warten, bitt' gar schön, Jungfer Marie!“

Das Geplauder der Schiffer verstummte, die geleerten Gläser blieben ungefüllt: das Mädchen ließ sich nicht mehr blicken. Nach vergeblichem Harren zog Hans in leichter Ungeduld die Uhr aus der Tasche: „Halber acht — fahren wir heim!“ „Bis um neun Uhr sind wir doch in Gilgen, wenn wir auch ein Viertelstündel länger rasten und noch ein Krügel trinken.“

„Nun, Jungfrau," hob Mathias unter leichtem Erröthen an, als die Erwartete endlich durch die Thüre eingetreten war, „mein Kamerad hat schon Langweil und möchte nach Haus —; wenn Sie uns begleiten thäten, das gäb' eine lustige Fahrt." — „Womit wollen Sie Sich denn belustigen?" — „Wir schwatzen .. und singen .. und .." — „Werfen mich zum Vergnügen an der tiefsten Stelle in den See?" — „Warum nit gar! Sie dürfen uns schon vertrauen." — „Wo wollen Sie mich aber in Gilgen lassen?" — „J führ Sie zu meiner Mutter, zeig Ihnen das Heim, die Kuchel, den Garten .." — „Und wenn mir alles nicht gefällt?" — „Dann .. ja dann bring ich Sie morgen nach St. Wolfgang zurück." — „Wenn Sie aber Ihre Mutter haben, was soll da noch ein Madel in der Kuchel?" — „Die Mutter ist alt .. und die Kuchel ist mein." — „Fahren Sie mit?" unterstützte Johannes die Bitte; „auch in Gilgen gibt es gute Leute .. und den Mathes kenne ich bald zwanzig Jahre." — Es war ein langer, tiefer Blick, den die Maid auf das Gesicht des älteren Schiffers heftete und die Stimme klang inniger, aber auch ernster, als sie leiser erwiderte: „Glaub' Ihnen alles, was Sie sagen, aber mitfahren .. das kann nicht sein!" — „Nun, Jungfrau," versetzte dieser in lebhafter Erregung, indem er aufsprang und ihre Hand zu fassen versuchte: „so setzen Sie Sich zu uns, bis wir fahren .. zu meinem Kameraden, der Sie gar zu gerne hat." — Ein Augenblick der Ueberlegung, dann wehrte sie entschieden ab: „Nein, nein; .. hab' auch dazu nicht Zeit." — Der stolze Jüngling warb nicht mehr; gleichgültige Bemerkungen endeten die Wechselreden; lautlos leerten beide ihren Krug auf einen Trunk zur Neige. „Um neun Uhr müssen wir daheim sein, Hansl .. gute Nacht!" Kein Zug des Mundes verrieth den Fehlschlag süßer Hoffnung, als Mathes an der Seite des Freundes das Zimmer verließ, kein Wort, kein Blick ließ ahnen, daß der Liebe Müh' umsonst gewesen.

Goldig leuchteten die waldgekrönten Höhen, silberfarbig schillerte der Wasserspiegel und durch das Baumgezweige strich erfrischende Morgenluft, als ich am nördlichen Ufer des Sees zu dem Heiligthum pilgerte, das der Bischof von Regensburg — wie die Legende meldet — für sich selber in der Wildniß aufgerichtet hatte. Am Rande eines Wiesenplans, der zwischen mauersteilem Fels und sanftgerundeter Halde den Ausblick auf das verborgene Gemäuer des „Falkenstein" eröffnet, rieselte ein Quell aus dem Gestein; hier ruht auf losen Pfosten ein Bretterdach zu Schutz und Schirm des Wanderers und halbverwischter Bilder, deren Inhalt die Unterschrift in holperigen Versen zur Erläuterung dient. Man sieht ein Häuflein frommer Christen beten im Glauben an die Heiligkeit des Priesters, dem Kaiser Otto das reiche Bisthum Regensburg verleiht; sieht den Bischof aus dem Stadtgewimmel fliehen, in strenger Abgeschiedenheit den Himmel zu erwerben und den Teufel Felsenwände zerreißen, um den Klausner zu verderben. „Doch betend wehrt dem Sturz der Bischof durch seine ausgestreckten Hände. — In Wassernoth stößt er an diese Felsenstelle und seitdem sprudelt hier die Wunderquelle." Merkwürdiger als der Zauber des Bösen und die Thaten des Heiligen erscheinen jedoch Zelle und Kapelle des Eremiten in dem grünumlaubten Fels. Eine Höhle hat der Klausner zur Stätte der Andacht erkoren, zum Tempel umgestaltet in dem stillen Frieden einer wildromantischen Natur. Unten der liebliche See, oben Quellgeriesel, Wald- und Wiesengrün .. wer empfände nicht heute noch die Reize dieser idyllischen Einsiedelei, deren Gründung alte Ueberlieferung an den Namen des berühmten Kirchenfürsten knüpft?

Auf lauschigem Pfade durch den Wald hinab nach Winkel, auf breiter Straße von der Meierei zum Schlosse Hüttenstein, dessen gothischen, von Thürmen flankirten, mit Erkern und Bogenfenstern auf erhöhte Terrasse gestellten Prachtbau rückseitig ein wundervoller, zwischen Wiese, Wald und laubigen Hain gebetteter Weiher begrenzt. Vom Wegesrande sieht man tief in der dunklen, von Rohr und Binsen durchzogenen, von Schmetterlingen umgaukelten Flut des Waldsaumes schattenhaftes Spiegelbild. Durchwandert man den Tann bis Schärfling, so erschließen die letzten Bogen der verschränkten Wipfel den Ausblick auf des Mondsees sonnbeglänzten Spiegel und das grüne, vom trotzigen Firste des Schafberges überragte Hügelland. Alpenfahrer rüsteten zum Aufstieg auf die Warte, Reisende zur Fahrt nach Mondsee oder zum Verweilen in dem belebten Hospiz und das Verdeck des Dampfers wurde von Fremden, Stadt- und Landbewohnern gefüllt, unter denen zwei Bäuerinnen aus Vöcklabruck allgemeine Neugier erweckten.

Mutter und Tochter, beide hübsch, obwohl neben dem feingeschnittenen Oval der hochgewachsenen Maid die Wangen der Bäuerin von gröberem Umriß erschienen, im Feiertagsgewande, den feinen Wollenrock mit breiten Strichen, die schwarze Seidenjacke mit zierlicher Borte besetzt und den Scheitel mit schwerem Seidentuche verhüllt, das bei der Frau fingerbreit, bei der Jungfrau handbreit zurückgeschlagen war, Fülle und Farbe des glänzenden, wellig gescheitelten Haars zu zeigen. Halsband, Uhr und Ohrgehänge von lauterem Golde, Lederstiefel und farbige Handschuhe ergänzten den Reiseanzug und stellten den Reichthum ihrer Trägerinnen zur Schau. Neben ihnen ließ ein stolzes Fräulein mit klassischem Profil von Zeit zu Zeit das müde, halb verschleierte Auge über die Tracht der Bäuerinnen gleiten, um mit gekräuselten Lippen wenige halblaute Worte ihrem Gefährten zuzuflüstern, der selbstvergessen, wie in wonnigem Behagen, den blauen Rauch der Cigarette in die Lüfte blies. Bürger von Mondsee und Passanten, die einen von der Uferszenerie und den Felsgebilden des Drachenstein, die andern von den blauen Fernen der heimatlichen Gebreiten angezogen, kürzten durch leichtes Geplauder, dem die Funken humoristischer Laune und des Witzes loses Spiel belebenden Wechsel verliehen, die rasche Ueberfahrt.

Mondsee war erreicht. Was in dem Ort zu schauen, der zu Tassilo's Zeit schon durch gelehrte Mönche und weltgewandte Aebte des Benediktinerklosters Glanz und Ruhm gewann und der in unsern Tagen, von Gelehrten der Residenz zur Sommerfrische erhoben, immer anmuthvollere Züge dem Landschaftsbilde verwebt, das ist in dem trefflichen Büchlein des pflanzenkundigen Forschers Hinterjuber zu lesen; der Staub des Klosterarchivs, dessen Folianten und Pergamente die Hoffnung auf Schriften und Belege über den Wolfgangaltar wach erhielten und das bewegte Treiben in der Lindenstraße, wenn die Touristen kommen oder gehen, mag photographischer Spiegelung entzogen bleiben. Auch über Volksbrauch und Sitte war wenig zu erfragen, da selbst die Hochzeitsfeier keine alterthümlichen Formen bewahrt, nicht immer Musika und Tanz das Mahl begleiten, an dessen Reichhaltigkeit man den Wohlstand des Paares ermißt. Sonntags sammeln sich die Bauern nach der Kirche in der Schenke und enthüllen beim Labetrank die Licht- und Schattenseiten ihrer nicht immer gutgearteten, bisweilen herben, derben Natur, während Bursche und Mädchen durch Wohlgestalt und den Ausdruck der Befriedigung erfreuen, wenn sie im saubern Sonntagskleide die Staffage des Kirchenplatzes bilden. Im ganzen ist das Leben heiter, Armuth wenig fühlbar, und die Geselligkeit der Bewohner gleicht manche Uebelstände aus, hilft mit Kränzchen und Tanzvergnügungen über die Einförmigkeit und Oede des Winters hinweg, bis das Dampfschiff neue Gäste an das malerische Seegestade führt.

Auf der Fahrt nach Zell am Moos begegnete uns auf offnem Wägelein ein holdes Frauenbild, das die Blüthe der Jugend auf dem feingeschnittenen Gesichte trug. „Wer ist die Maid?" erklang unwillkürlich die Frage beim Anblick der rasch vorübereilenden Gestalt. „Eine Bäuerin von Oberbergkirch .. Mutter von fünf Kindern," bedeutete uns lächelnd die Begleiterin. „Unmöglich, das Mädchen kann kaum zwanzig Jahre zählen!" — „Vielleicht erst neunzehn; aber sie hat mit vierzehn Jahren dem Manne die Hand gereicht und der Himmel ihrem Bunde nicht den Segen der Liebe versagt."

Schon hatten wir das Schienengeleise überschritten, aber noch sah man den Kirchthurm von Straßwalchen in weiter Ferne und erst nach einer halben Stunde hielt das Fahrzeug an der Bahn. Mühsam klommen die Passagiere auf der hohen Stiege zu den Wartesälen hinan, sausend flog das Feuerroß durch weitgestreckte, hügelige Auen den Kuppeln der erzbischöflichen Residenz entgegen, über deren Dächermeer der Zinnenkranz von Hohensalzburg im Abendsonnengolde blitzte. So unerfreulich das Gedränge in und vor der Halle, so entzückend der Blick über Dom und Kloster auf den Felsenrücken des Mönchsberges, über Häuser und Gärten auf das Laubgewirr des Kapuzinerberges .. so beruhigend die Stille in dem Gartenzimmer des „Regenbogen", als in den Schatten der Dämmerung des Bildes Farbenglanz verschwand.

In früher Morgenstunde begann die Umschau am Ufer der Salzach und der Aufstieg zu dem Buchenhain des Klosterberges, der von dem Seitenvorsprung eine malerische Ansicht des Flusses und der Stadt, vom Gipfel ein großartiges Rundgemälde mit den Riesen des Hintergrundes erschließt. Nachdem die Prophetenköpfe von der Thür der Kapuzinerkirche, Alterthümer, Bilder-

werke im Museum, Leichensteine und Felsengrotten auf dem Friedhof von St. Peter mit den Kirchenschätzen, Skulpturen und Gemälden im Dom, der Nonnen- und Franziskanerkirche das Auge ermüdet hatten, bot der offene, vom blauen Himmel überspannte, von grünem Gezweige beschattete Hof des Peterskellers ein lauschiges Plätzlein neben dem Brünnlein zur Rast. Stunden verrannen mit den Freunden beim funkelnden Wein und dem Rückblick in vergangene Zeiten, auf der Kindheit Morgenroth. Dann ließen die Wildniß des Parkes von Aigen, Gartenanlagen und Wasserkünste in Hellbrunn, Laubengänge und Vogelhaus von Mirabell nicht minder als die Rundschau von dem Mönchsberg auf zackige Firsten und blühende, in weiter Fläche verrinnende Fluren die Schönheit der gefeierten Juvavia und des salzburger Landes empfinden.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

„Ein langer, verwegen aussehender Mensch mit einem Pflaster über dem Auge!“ rief Fritz Lauter. „Ah — das wird am Ende der Mensch sein, welchen der Herr Willisch mit dem Peitschengriff vom Wagentritte heruntergeschlagen hat, als er mich neulich, ohne irgend eine Veranlassung thätlich angreifen wollte.“

„Der ist's freilich gewesen,“ erwiderte Klinke. „Darüber hat er auch so furchtbar geschimpft und geschworen, er wolle es Ihnen heimzahlen und für den Artikel in der Zeitung, in dem sie die Bauern hier im Gebirge schlecht machten, wie er sagte, kriegten Sie's auch. Und mit dem Artikel hat er auch die Oberwaltersdorfer aufgehetzt, denn alle, die ich von den Leuten traf, auch ganz vernünftige Kerle sonst, waren aufgebracht über den Artikel.“

„Dieser Artikel,“ rief Fritz Lauter, dem das Blut ins Gesicht gestiegen war, „enthält Abscheuliches, und die Leute haben ein Recht, dem Verfasser zu zürnen; ich aber bin der Verfasser dieser Auslassungen nicht — —“

„Das dacht' ich mir schon,“ entgegnete Klinke treuherzig, „und darum vertheidigt' ich Sie auch, gründlich und derb. Der Lange aber wollte nichts hören. Der sagte, ich wäre auch so ein Duckmäuser und steckte, wie Sie, mit den reichen Leuten unter einer Decke, eine elende Bedientenseele und ein Menschenschinder wäre ich, wie all' das Wärterpack aus dem Tollhause, und als ich über die nichtswürdige Schimpferei endlich auch die Geduld verlor und grob wurde — da fiel das Gesindel allesammt über mich her, und wenn ich mich auch meiner Haut wehrte — ich sag' Ihnen, wenigstens ein Dutzend von den Kerlen wird noch lange an mich denken! — so kriegte ich doch schließlich selbst den Buckel so voll, daß ich froh war, einen günstigen Moment zu erwischen, um auszureißen, was das Zeug hielt. Und laufen konnt' ich besser, als die Kerle, das war mein Glück, — freilich mußt' ich einen Riesenumweg machen, damit ich der Bande nicht wieder in die Hände fiel, und dachte schon, ich würde Sie alle garnicht mehr hier treffen, drum hab' ich mich so abgehetzt, daß mir fast das bissel Lebensluft vollends ausgegangen wär'. Na, nu wären wir aber glücklich wieder beisammen und können an unsere Arbeit gehen. Den Kerlen dürfen wir natürlich nicht in die Hände fallen, wenn uns unser Leben lieb ist; das können Sie mir glauben.“

Klinke nahm noch einen Schluck aus der Flasche. Die andern Wärter bestürmten ihn mit einer ganzen Menge von Fragen, die er bereitwillig und augenscheinlich sehr zufrieden, daß er aus der fatalen Affäre so mit blauem Auge davongekommen sei, beantwortete.

Fritz Lauter und Doktor Wendelin beriethen, was zu thun sei. Aus Klinke's Mittheilungen und noch mehr aus dem, was ihm geschehen war, ging mit voller Klarheit hervor, daß es gerathen war, dem von dem langen Joseph geführten Haufen auszuweichen und Oberwaltersdorf vorläufig zu meiden.

Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich auf das nächstgelegene Gut des Freiherrn von Bergen zu begeben, um dort ein Boot oder ein Floß aufzutreiben. Bis dahin war es freilich zwei Stunden Wegs. Aber es konnte nichts helfen. Sie theilten ihren Entschluß den Wärtern mit und brachen sofort auf.

* * *

In Oberwaltersdorf ging es ganz außergewöhnlich lebendig zu. Der Regen hatte endlich aufgehört und aus allen Häusern kamen die Leute hervor, um auszuschauen und sich zu erkundigen, was für Schaden wohl das Wasser in der Gegend ringsum angerichtet und was man noch zu befürchten habe.

Diese Wißbegierde und das rege Mittheilungsbedürfniß der Leute hatten sich der Schulmeister Hampel und sein Freund, der lange Joseph, redlich zu nutze gemacht. Das Blaue vom Himmel heruntergeschimpft hatte der Lange auf das Zeitungsschreiberpack im allgemeinen und Fritz Lauter im besondern, den nichtsnutzigen Faullenzer, der wochenlang in den Bergen herumgeschnüffelt habe, um die reichen Leute in der Stadt noch mehr, als ohnehin schon der Fall wäre, gegen das arme Arbeitervolk aufzuhetzen. Und was das für ein Heuchler wäre, setzte er dann auch noch den bei der erregten Stimmung, in welcher sich alle befanden, sehr leicht in Erbitterung hineinzuredenden Leuten auseinander, was für ein unverschämter Heuchler dieser Laffe von Zeitungsschreiber wäre, das sei wahrhaftig kaum zu glauben. Ueberall hätt' er gethan, als wenn er der größte Freund der armen Leute wäre, und die ersten Artikel, die er geschrieben hätte, die wären auch ganz vernünftig gewesen, auf einmal aber wär' die Teufelsklaue so recht zum Vorschein gekommen, eben zu der Zeit, wo sie, die Leute im Gebirge, am nothwendigsten eine ordentliche Unterstützung gebraucht hätten.

Der Herr Hampel, welcher heute ursprünglich die Absicht gehabt hatte, sich von dem langen Joseph und seinem jetzt ungefähr bis auf dreißig Mann zusammengeschmolzenen Gefolge hinwegzustehlen, aber in der edlen Absicht, die saubere Gesellschaft auf den ihm von ungefähr in den Wurf gekommenen Fritz Lauter zu hetzen, wieder zurückgekommen war, setzte immer noch seine kräftigsten Trümpfe drauf, wenn der lange Joseph so die Leute aufhetzte.

Daß sich der Zeitungsschreiber vom „Tageskorrespondenten“ zuerst so freundlich und anständig gestellt hätte, das wär' eben nichts weiter gewesen, als nichtswürdig schlaues Raffinement, erklärte er mit wichtiger Miene und nachdrücklichem Tone den seiner vermeintlichen Weisheit mit großer Andacht und Achtung zuhörenden Leuten. Denn dann, wenn er — der Zeitungsschreiber — einmal in den Geruch eines Volksfreundes gekommen wäre, würde ihm nur umsomehr geglaubt, wenn er später schlecht von dem Volke schriebe. Das leuchte doch ein, meinte Herr Hampel, und die Zuhörer ballten entrüstet über soviel Niedertracht die Fäuste, der eine oder der andere schüttelte wohl auch noch etwas ungläubig das Haupt, aber der amerikanische Schulmeister schlug jedes Bedenken und jeden Zweifel nieder mit der gewichtigen Versicherung: So wär's eben, darauf verstünde er sich, so mache es das verächtliche Pack der Zeitungsschreiber immer.

Vor dem Zusammenstoß mit Klinke hatten es die beiden so gemacht und nachher fuhren sie damit fort. Sie waren im Begriff gewesen, aus Oberwaltersdorf abzuziehen, als sie Klinke begegneten. Der Schulmeister hatte sich, als er Klinke kommen sah, in vorsichtiger Entfernung gehalten und war schließlich ein gutes Stück Wegs zurückgegangen, um, wie er dem langen Joseph nachher sagte, dafür zu sorgen, daß dieser und seine Leute bei der kleinen Motion — wie Herr Hampel die brutale Mißhandlung Klinke's nannte — nicht gestört würden.

Bei der Verfolgung Klinke's war die ganze Sippe weiter nach Oberwaltersdorf hineingekommen, und hier ging es natürlich nicht ab ohne eine tüchtige Stärkung durch Schnaps, wofür der splendide Herr Hampel immer Geld hatte und hergab.

Die Stärkung hatte ziemlich lange gedauert, und die Hetzerei war immer ärger geworden und hatte sich schließlich über Fritz Lauter und die Eisenbahndirektion mit den fremden Arbeitern hinaus so ziemlich auf alle Welt erstreckt. Insbesondere war auch das Personal des Irrenhauses sammt seinem Direktor wieder schlecht dabei weggekommen. Damit hatten die Hetzer es denn schließlich soweit gebracht, daß die erklärliche und sehr berechtigte

Aufregung der Oberwaltersdorfer noch eine bedeutende künstliche Steigerung erfuhr und auch die durchaus gutgearteten und verständigen Waltersdorfer ganz dazu aufgelegt erscheinen ließ, bei nächster bester Gelegenheit zu irgendwelchen Gewaltstreichen überzugehen.

Endlich ermahnte Hampel den langen Joseph und seine Leute zum Aufbruch. Er hatte im stillen immer noch geglaubt, Fritz Lauter und seine Begleitung würde ihnen heute in Oberwaltersdorf in die Hände laufen, zumal der gangbarste und nächste Landweg nach dem Irrenhause, wohin sich seiner Meinung gemäß die kleine Expedition nach Verlust ihres Bootes doch wenden mußte, mitten durch das Oberdorf hindurchführte und Klinke, wie er genau beobachtet hatte, nicht nach der Gegend zurück hatte fliehen können, wo seine Gefährten wahrscheinlich seiner geharrt hatten. Am Ende sah jedoch der ehemalige Schulmeister ein, daß er sich verrechnet hatte, und nach sorgfältigem Erwägen der Sachlage gelangte er zu der Ueberzeugung, daß Lauter seinem rachsüchtigen Ingrimm entweder durch einen auf eine ihm freilich unerklärliche Weise aufgetriebenen Kahn vorläufig wieder ganz entkommen sei oder nordwärts am Wasser entlang nach einem andern, nicht allzufern und hochgelegenen Dorfe seinen Weg genommen haben müsse.

Dort den verhaßten Gegner aufzusuchen und dabei gleichzeitig nachzusehen, ob da oben nicht auch noch etwas von den begonnenen Bahnarbeiten zu zerstören und damit das Werk des vergangenen Tages fortzusetzen sei, das schien dem Biedermann noch einiger Mühe werth.

Es bedurfte nicht viel Mühe, den langen Joseph von der Nützlichkeit dieser Expedition zu überzeugen, und dem folgten die übrigen, welche an der Zerstörung der Perleviaduktarbeiten theilgenommen hatten, als ihrem in stillschweigender Uebereinstimmung erwählten Führer, wenigstens solange, als Hampels Beutel für den entsprechenden Vorrath spirituöser Getränke sorgte.

So zogen sie denn ab, die Straße durch das Oberdorf hinauf, gefolgt von einigen waltersdorfer Burschen, welche daheim auch nichts zu verlieren und zu behüten hatten, und mit in die Welt hineinzulaufen bereit waren, gleichviel zu welchem Zwecke und wohin.

Als sie am Ende des Dorfes auf der Höhe eines respektablen Berges angelangt waren, konnten sie weite Umschau halten. Die Luft war ziemlich klar und die Sonne ließ ihre Strahlen in harmloser Heiterkeit über die vom Unwetter trostlos zugerichtete Gegend hinstreifen.

„Führt da nicht die Straße nach Seifersdorf, einem der Güter des Barons von Bergen?“ fragte Herr Hampel plötzlich den langen Joseph, indem er auf eine Chaussee, die am Fuße des Berges entlang führte, hinwies. Der Gefragte nickte und Hampel fragte weiter:

„Und ist der von Bergen nicht der dickste Freund von dem Irrenhausdirektor? Wie?“

„Freilich und wie!“ brummte der lange Joseph. „Das vornehme Pack hängt zusammen, wie die Kletten.“

Herr Hampel beachtete diese Bemerkung seines würdigen Kumpans nicht weiter Ein schlauer Einfall machte ihm zu schaffen.

„Das Ding da unten — das Haus mit dem rothen Dach, das da ganz allein liegt, wo die zwei Chausseen sich kreuzen, ist das Wirthshaus ‚zur goldnen Tanne‘. Die Post hält da immer an, nicht wahr, Joseph?“

„Na natürlich — da könnten wir wohl wieder einen Schluck nehmen, Schulmeister, wie?“ lächelte jetzt der lange Joseph verschmitzt. „Durstig sind Sie wie der Teufel, das muß Ihnen der Neid lassen.“

„Schnaps haben wir nun alle heute schon grade genug, mein' ich,“ erwiderte abwehrend der Schulmeister, „darum ist mir's jetzt nicht zu thun. Aber ich denke, der Zeitungsschreiber und die Kerle aus dem Irrenhause müßten da vorbei, wenn sie nicht durch's Wasser durchgekonnt haben. Wenn wir uns nun beeilen, kriegen wir sie bald wieder ein oder wir hören wenigstens, wo sie hin sind. Wie, alter Joseph? Ihr möchtet doch, denk' ich, gar zu gern mit den ein vernünftiges Wort reden?!“

„Na ob,“ brummte der lange Joseph wieder und ballte die Faust. „Und recht habt Ihr, Schulmeister; da Sie ihnen das Gondeln für heute vergällt haben, mußten sie entweder durch's Dorf da oder hier 'rum, das stimmt. Kommt, ihr Leute, fix!“ rief er den andern zu, die, zum großen Theile angetrunken, singend und allerlei wilde Reden führend, hinterdreinkamen. „Dort ist die ‚grüne Tanne‘, da gibt der amerikanische Schulmeister wieder einen Tropfen zum besten, weil wir ihm gestern und heute so höllischen Spaß gemacht haben, wer zuerst unten ist, kriegt en paar Groschen extra, der Schulmeister will sehen, wer von euch am flottesten zuschreiten kann.“

Diese Aufmunterung that sofort ihre Wirkung. Die Leute, besonders die jungen Burschen, johlten laut auf und begannen ein förmliches Wettlaufen auf die „grüne Tanne“ zu.

So eilig hatten es nun weder der lange Joseph noch der Herr Hampel. Aber sie ließen die Kumpane laufen und gingen gemächlich schreitend nach.

Bei dem Wirthshaus „zur grünen Tanne“ stand, als die ersten von den Begleitern des amerikanischen Schulmeisters in die Nähe kamen, eine uns wohlbekannte Gruppe von Männern. Der Schulmeister hatte gut spekulirt, als er vermuthete, hier würde es ihnen möglicherweise gelingen, Fritz Lauter und seine Begleiter abzufassen. Die Männer, welche, soeben vor dem Thore des Wirthshauses angelangt, sich mit dem robusten Tannenwirth unterhielten, waren wirklich Fritz Lauter und seine Gefährten. Verwundert schauten sie auf, als sie es wie eine wilde Jagd von der Höhe, an deren Fuße die „grüne Tanne“ lag, herabkommen hörten. Klinke erkannte die beiden, welche zuerst in Sicht kamen, auf der Stelle.

„Himmeldonnerwetter!“ schrie er. „Da hätten wir die Bande ja auf dem Halse. Da, na ich gratulire, es ist richtig die ganze Sippe, und wir können uns auf eine ordentliche Schlacht gefaßt machen, wenn wir nicht wie die Hasen davonlaufen wollen.“

Fritz Lauter und die andern verstanden ihn sofort, bis auf den Wirth. Mit wenigen Worten machte Klinke diesem klar, in welchem Konflikte er selbst vor wenig mehr als zwei Stunden mit den so stürmisch Daherkommenden gerathen gewesen und was jetzt etwa zu erwarten sei.

Der Wirth war ein kaltblütiger, wegen seiner Derbheit und Energie in der ganzen Gegend bekannter Mann. Er kam auch jetzt nicht einen Augenblick aus dem Texte, wenn er auch die Möglichkeit eines argen Skandals nicht verkannte.

„Gehen Sie da ins Hinterhaus und schließen Sie ruhig die Thür hinter sich ab. Da oben im ersten Stock ist eine gute Stube, in der bleiben Sie, bis die Luft rein ist. Ich will inzwischen die Burschen zur Raison bringen, wenn sie Sie schon erkannt haben sollten. Aber jetzt rasch, meine Herren. Erkennen sie Sie nicht, desto besser.“

Doktor Wendelin schritt rasch voran nach der bezeichneten Thür. Fritz Lauter und Klinke waren die letzten. Diese Flucht, zu der sie sich durch die Umstände genöthigt sahen, gefiel beiden nicht. Klinke hätte am liebsten den Kampf gleich wieder aufgenommen, und Fritz Lauter drückte das Gefühl, als wenn er allein an der fatalen Lage seiner Gefährten schuld sei und die Pflicht hätte, komme es für ihn, wie es möchte, sie daraus zu befreien.

Der Wirth war den neuen Ankömmlingen entgegen gegangen und pflanzte sich nun an dem Thor seines Wirthshauses breit vor den drei, vier ersten von des langen Joseph Bande, die eben pustend und keuchend angelangt waren, auf. Erst schien es ihm, als ob von irgendwelcher Gefahr keine Rede sein könne, denn die Leute zankten sich zunächst nur darum, wer von ihnen zuerst vor der „grünen Tanne“ angekommen wäre. Aber er sollte sofort enttäuscht werden.

„Ich war der erste,“ schrie der eine. „Das kann ich euch beweisen. Denn ich allein hab' die Gesellschaft gesehen, die eben in Tannenwirths Hinterhaus da hineinging und grade in dem Augenblick in der Thür verschwand. Von euch hat sie keiner gesehen, he?“

Ein paar von den Burschen schwiegen. Der eine aber behauptete, er habe die Leute freilich auch gesehen und eher, als der andere Sprecher.

„Aber wer sie sind, das weißt du nicht,“ rief nun dieser. „Du sahst höchstens ihren Rücken und weiter nichts. Ich aber hab' sie schon gesehen, eh' sie sich umdrehten.“

„Was geht das mich an, was das für Leute sind,“ rief der andere ärgerlich.

„Na, dich geht's nichts an, aber den Joseph geht's höllisch was an, und dich würd's auch was angehn, wenn du so was wie Ehrgefühl hätt'st und dem Kerl, der dir vorhin den riesigen Hieb auf den Schädel gab, daß du hinflogst wie en angeschossener Hase, wenn du mit dem gern noch ein Wort sprechen thätst. Aber du hast genug von dem, gelt?“

(Fortsetzung folgt.)

Rebe und Rose.

In dem Garten am Meer ein Rebenstrauch
In Blüthe stand,
An ihm sich eine Rose wand
In Lieb' entglüht empor
Und klagte ihm mit duft'gem Hauch
Ins Ohr:

„Wenn ich vor Sommerabschiedsgruß
So frühe schon verwelken muß,
Du trittst hinaus erst in die Welt,
Dann wirst du erst ihr Götterheld.
Wann du geworden bist der Wein,
Die Rose wird vergessen sein,
Dir wird man Ehre schenken,
An mich wird niemand denken!"

In dem Rebenlaub mit süßem Schall
Eine Nachtigall
Die Antwort sang.
Sie zog die Töne mit Zücken, das klang:

„Glühe, Rose, glühe!
Blühe, Rebe, blühe!
Wann du worden bist zu Wein,
Wird in dir die Rose sein,
Wird ihr Duft dir geben
Wonnigliches Leben.
Aber du zu ihrem Ruhm
Wirkest, daß die Wunderblum'
Ewig in dir blühe.
Glühe, Rose, glühe!"

Leop. Jacoby.

Der Freidenker Moses Mendelssohn.

Von Dr. Max Vogler.

(Hierzu das Porträt Mendelssohns S. 592.)

Mit dem letztvergangenen Jahre verknüpften sich mehrere, nicht blos für Deutschland, sondern für die ganze civilisirte Welt hochbedeutsame Erinnerungen: in demselben waren es 150 Jahre, seitdem zwei der größten Aufklärer und edelsten Menschenfreunde aller Zeiten, Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn, geboren worden, und 100 Jahre, seitdem das erhabenste Geisteswerk des ersteren, „Nathan der Weise", dieses Grund- und Textbuch echter Humanität, erschienen. Die „Neue Welt" hat über den Schöpfer des „Nathan" bereits eine ausführliche Arbeit aus der Feder ihres Redakteurs gebracht und sie wird demnach nur eine nahe liegende Pflicht erfüllen, wenn sie jetzt auch ihren Lesern das Lebens- und Charakterbild des merkwürdigen jüdischen Philosophen in kurzen Zügen vor Augen führt.

In dem schlichten Hintergebäude des Hauses Askanischestraße Nr. 10 zu Dessau liegt im Erdgeschoß ein kleines, armseliges Stübchen, in welchem vor anderthalbhundert Jahren der Schreiber und Elementarlehrer Mendel, ein unbemittelter, in den dürftigsten Verhältnissen lebender, aber wegen seines stillen und makellosen Wandels in der Gemeinde hochgeachteter Mann, seine Wohnung hatte. Im vorigen Jahre ist das ganze Grundstück von der Mendelssohnstiftung erworben worden, um, nachdem die darauf stehenden Gebäude auf das nothwendigste restaurirt, um- und ausgebaut sein werden, einem Asyl für alte, verdiente, arme Gelehrte als würdige Stätte zu dienen. Hier hat Moses Mendelssohn am 6. September 1729 das erste mal die Augen dem Lichte geöffnet. Er ist also auch einer von jenen Sternen, die aufgegangen, wo es niemand ahnte, und die bestimmt waren, nachher um so heller die Welt zu erleuchten. Trotz seiner Armuth ließ der Jude Mendel seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung angedeihen, theils unterrichtete er ihn selbst, theils geschah es durch den gelehrten Rabbiner Fränkel. Neben der Bibel und dem Talmud, die ihm natürlich am nächsten lagen, wendete sich der kleine Mendel schon sehr zeitig den religions-philosophischen Schriften des Judenthums, insbesondere dem berühmten ethischen Werke des Maimonides, „More Nebochim" („Führer der Irrenden") zu, welches er mit solchem Eifer studirte, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, aus der er infolge nachlässiger Behandlung ein gekrümmtes Rückgrat und eine stets schwächliche Gesundheit davontrug.

Da ihn sein Vater nicht ernähren konnte, begab er sich in seinem vierzehnten Lebensjahre nach Berlin, wohin sein Lehrer Fränkel als Oberrabbiner berufen worden war. In der preußischen Hauptstadt lebte er nun mehrere Jahre in der äußersten Dürftigkeit, erfreute sich aber des Umgangs von freigesinnten Männern, die bestimmend und weiterbildend auf seine Geistesrichtung einwirkten. Unter diesen ragen hervor Israel Moses, ein tiefsinniger Denker und ausgezeichneter Mathematiker, der wegen seiner Freimüthigkeit verfolgt, ein Märtyrer der Wahrheit, in gleicher Armuth lebte und seinen jungen Glaubensgenossen vor allem auch in die griechische Philosophie einführte, der Arzt Kisch, der ihn zur Erlernung des Lateinischen ermunterte und ihm selbst Unterricht in dieser klassischen Sprache ertheilte, Dr. Gumperz, der ihn in die neuere Literatur einführte, und verschiedene talentvolle junge Männer, mit denen er über alle möglichen Gebiete des Wissens, vor allem aber über philosophische Themata, schon damals ernste Gespräche pflog.

Seine äußerlichen Verhältnisse besserten sich erst wesentlich, als ihn im Jahre 1750 der reiche israelitische Seidenhändler Bernhardt als Erzieher seiner Kinder in sein Haus nahm und nebenher als Aufseher in seiner Fabrik beschäftigte. Vier Jahre später wurde er Buchhalter im bernhardt'schen Geschäft und schließlich Theilhaber desselben. Seine verbesserte materielle Lage trieb ihn eifriger an, jede Spanne freie Zeit, die ihm blieb, mit desto größerem Fleiße zu benutzen, indem er sich namentlich auf das Studium der philosophischen Systeme eines Wolff und Locke, Spinoza und Leibnitz warf. Von entscheidender Bedeutung für sein bald beginnendes schriftstellerisches Wirken wurde die Bekanntschaft mit Lessing (1754), die in der einfachen Weise zustande kam, daß man ihm diesen als trefflichen Schachspieler empfohlen hatte, aus der sich aber jene treue Freundschaft entwickelte, die beide für das Leben verband, und als deren nächstes wichtigstes Ergebniß das Erscheinen des ersten mendelssohn'schen Werkes anzusehen ist. Dieses Werk nämlich, die „Philosophischen Gespräche" (Berlin 1755), war Lessing von seinem Freunde im Manuskript zur Durchsicht mitgetheilt worden; jener aber beförderte es ohne Mendelssohns Vorwissen zum Druck, da sich dieser, wie er glaubte, in seiner Bescheidenheit wohl schwerlich zur Veröffentlichung der werthvollen Schrift entschlossen haben würde. Mit dem Jahre 1755 beginnt auch seine äußerst erfolgreiche Thätigkeit für die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", zwei Zeitschriften, die so recht als Pfadbahner für das klassische Zeitalter unseres Schriftthums bezeichnet werden dürfen. „Als ich" — schreibt Friedrich Nicolai, der Herausgeber der genannten kritischen Blätter, selbst — „die Bibliothek der schönen Wissenschaften anfing, war er es zuerst, und nach ihm Lessing, der mich in meinem Vorsatze, durch freimüthige Beurtheilung neuer Schriften der deutschen Literatur einen stärkeren Schwung zu geben, befestigte. Moses lieferte so manchen thätigen Beitrag zu den ersten vier Bänden, die wir mit gemeinschaftlicher Bemühung herausgaben . . . . Der Gedanke, die allgemeine deutsche Bibliothek herauszugeben, erschreckte ihn anfänglich wegen der Größe des Unternehmens und wegen den Schwierigkeiten, die er damals für unübersteiglich hielt. Da er mich aber entschlossen sah, so unterstützte er mich freundschaftlich. Die ersten Bände dieses Werkes, worin einige sehr vorzügliche Rezensionen von ihm stehen, sind Zeugen davon." Wir können uns heut kaum eines Gefühls tiefer Beschämung erwehren, wenn wir die Kritiken lesen, die Mendelssohn und Lessing in diesen Organen veröffentlichten, dieser aus aufrichtigem Interesse am Gegenstande hervorgegangenen, von innerster Schaffensfreude beleben, vom höchsten Ernst der Gesinnung getragenen, tief in die Sachte eindringenden und dieselbe nach allen Seiten hin beleuchtenden kritischen Analysen mit ihrem klaren, ebenmäßigen Stil und ihrer Begeisterung für wahre Erkenntniß, — gegenüber dem faden, handwerksmäßigen Geschreibsel journalistischer Faselhänse, die heute den Anspruch erheben, die Leiter und Wegweiser unserer Literaturbewegung zu sein. Was Lessing durch solche Kritiken für die Läuterung und Bereicherung unserer Muttersprache gethan, ist bekannt genug, und es braucht nur hinzugefügt zu werden, daß ihm Moses Mendelssohn in diesem echt patriotischen Streben getreulich zur Seite stand.

Neben diesen Rezensionen schrieb Mendelssohn in den folgenden Jahren noch einige weitere philosophische Schriften geringeren Umfangs; zu allgemeinerer Anerkennung in wissenschaftlichen Kreisen gelangte er erst durch sein von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekröntes Werk: „Von der Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" (1763), das sich in seinen Ausführungen zwar im ganzen an die leibnitzwolff'sche Schule anlehnte, doch auch die Selbständigkeit seines philosophischen Denkens, die Schärfe und Gründlichkeit seines Geistes und vor allem die Gewandtheit und Vollendung seines Stils erkennen ließ. Den letzteren Vorzug wird man ihm besonders hoch anrechnen, wenn man überlegt, daß die deutsche Sprache ihm eigentlich eine fremde war, — denn von Haus aus hatte er nur das ganz verwahrloste Jargon seiner damaligen Glaubensgenossen gesprochen — wenn man zurückdenkt, in welchem Zustande die deutsche Prosa in den Jahren, in welchen seine ersten Werke erschienen, war.

Seinen Ruhm nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch ins Ausland zu verbreiten, war seinem nächsten, berühmtesten und bekanntesten Werke: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drei Gesprächen" (Berlin, 1767) vorbehalten, welches während kürzester Zeit in alle modernen und mehrere alten Sprachen übersetzt wurde. Mendelssohn hatte diese philosophischen Dialoge dem gleichnamigen Werke Plato's, des schönheittrunkenen griechischen Idealisten, nachgeschaffen, ohne indessen etwa blos die Gedanken desselben wiederzugeben; vielmehr hat er sich angelegen sein lassen, alles, was nach Plato über das beregte Thema geschrieben worden, heranzuziehen, zu beleuchten und mit seinen eigenen Ideen in Zusammenhang zu bringen. Freilich dürfen wir auch in seinen Untersuchungen keine in jeder Hinsicht etwa befriedigende Beantwortung jener mit den Kardinalproblemen menschlichen Forschens zusammenhängenden Frage zu finden hoffen; dieselben sind vielmehr, was ihren positiven Inhalt angeht, von Mendelssohns

nächsten Nachfolgern und den wissenschaftlichen Thaten unseres Jahrhunderts weit übertroffen worden, und die Frage hat jetzt sogar für die, welche das psychische Wesen des Menschen nie anders als in Verbindung mit dem physischen zu betrachten sich gewöhnt haben, völlig befriedigende Lösung gefunden. Der Hauptwerth auch des „Phädon" liegt wieder in der Klarheit und Schönheit des Ausdrucks, dem der Verfasser seinen erhabenen und erhebenden Gedanken gibt, in der meisterhaften Art, wie er selbst das schwierigste Thema für das Verständniß nicht philosophisch gebildeter Leser ansprechend und anregend zu behandeln weiß, ein seltenes Vermögen, das Kant in dem Ausspruch würdigte: „Es ist nur ein Mendelssohn." Diesen Vorzügen wird es das Werk verdanken, wenn es, gleich dem „Phädon" des hellenischen Philosophen, gelesen und bewundert werden wird, so lange die Menschennatur in ihrer Endlichkeit in eine räthselhafte, dunkele Zukunft, die angeblich für jedes Individuum jenseits des Grabes liegt, hinausfragt und hinausforscht und sich in einen Himmel voller Glück und gemeinschaftlicher Seligkeit, den sie im irdischen Leben nicht finden zu können meint, hinüberträumt....

Einen großen Theil seiner Zeit widmete Mendelssohn auch dem Briefwechsel mit den namhaftesten Gelehrten, die damals lebten (seit 1766 auch mit Immanuel Kant), und den wissenschaftlichen Unterhaltungen mit geistvollen Männern, die sich in seiner bescheidenen Wohnung in der Spandauerstraße zusammenfanden. Unter diesen Männern nahm natürlich Lessing die erste Stelle ein; als merkwürdigste Persönlichkeit aber gesellte sich zu ihnen Johann Kaspar Lavater, der im Jahre 1763 als junger Theologe von Zürich nach Berlin reiste, um die dortige gelehrte Welt kennen zu lernen und neue Nahrung für seinen lebhaften, dem Mystischen und Wunderbaren zugeneigten Geist zu suchen. Bei einem einfachen Mahle oder bei einer Schachpartie entfaltete dann Mendelssohn im Gespräch wie spielend den ganzen Reichthum seines Geistes und Gemüths, und nichts war natürlicher, als daß der schwärmerische Lavater bald enthusiastische Bewunderung für den jüdischen Weisen mit den tiefen, dunklen Augen und der hochgewölbten, leuchtenden Stirn empfand. „Den Juden Moses, den Verfasser der philosophischen Briefe über die Empfindungen," — schreibt er einem Bekannten in Zürich — „fanden wir in seinem Komptoir mit Seide beschäftigt. Eine leutselige, leuchtende Seele im durchdringendem Auge und einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Lauf gehemmt. Ein Mann von scharfen Einsichten, feinem Geschmack und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf; ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften und beim Lobe unverändert, ungezwungen in seinen Geberden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig, dienstfertig; ein Bruder seiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen sie, auch von ihnen geehrt und geliebt."

(Schluß folgt.)

Antilopenjagd mit Leoparden. (Bild Seite 593.) Die spannende Szene unserer Abbildung führt uns in den ostindischen Bezirk Gudscherat der Präsidentschaft Bombay und zwar in die prächtigen Haine am Biswamintri, in welch' letzteren der Guicowar von Baroda, ein Vasallenfürst der Engländer, die friedlich grasenden Antilopen von gehetzten Leoparden erwürgen läßt, ein grausames Vergnügen, welches zu den unumgänglichen Zerstreuungen der orientalischen Fürsten gehört. Der deutsche Ostindienforscher Schaumburg, auf unserem Bilde der Reiter mit dem Korkhelm, dessen Aufzeichnungen wir bei Abfassung der vorliegenden Skizze folgen, berichtet gradezu Erstaunliches über die Pracht und sinnlose Verschwendung, die selbst bei den allergewöhnlichsten Jagdausflügen entfaltet wird. Wir fuhren, erzählt er, von der ansehnlichen Handelsstadt Baroda, deren 150 000 Einwohner sich zur Hälfte mit Baumwoll- und Seidenspinnereien und -Webereien beschäftigen, mit einem Extrazuge nach Ahmedabad. Hier erwarteten den Guicowar so auffallend schöne Pferde, wie ich sie nicht einmal in Arabien gesehen hatte. Als sich die Kavalkade in Bewegung gesetzt hatte, äußerte ich zu dem neben mir reitenden englischen Residenten mein Erstaunen darüber, daß keiner der Theilnehmer an der geplanten Jagd bewaffnet war. Er wies auf zwei von je vier Männern getragene Palakins, worin die Leoparden aufbewahrt waren, die man zur Antilopenhetze abgerichtet hat und bemerkte zugleich, daß unbewaffnete Menschen sich bis in die unmittelbare Nähe der grasenden Antilopen wagen können, ohne selbe zu verscheuchen, nur müssen sie mit den Palakins „unter dem Winde" bleiben, denn wittern die Antilopen den Leopard, so ergreifen sie früher die Flucht, bevor sie umstellt sind. Eine Schilderung der Antilopenfamilie hat die „N. W." im verflossenen Jahre in dem Artikel „Nilgauantilopen" gebracht. Der Leopard gehört zur Raubthiergruppe aus der Gattung Katze. Er vereinigt in sich gewissermaßen die Vorzüge aller Katzen; er ist eben so schön wie gewandt, kräftig wie kühn, klug und listig; er bewohnt in verhältnißmäßig großer Zahl den alten und den neuen Kontinent und die subtropischen Inseln des Atlantischen, Stillen und Indischen Ozeans, streift, wie seine Verwandten, der Tiger und Löwe, weit umher, lebt ebensoviel auf Bäumen wie im Busch, läuft nicht schnell, macht aber gewaltige Sprünge; auch schwimmt er gut und berückt selbst ein so flüchtiges Wild wie die Antilope. Er ist wild, raub- und mordlustig; er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, und richtet unter den Heerden oft ein furchtbares Blutbad an. Unverschämt kommt er bis in die Dörfer und raubt selbst am hellerlichten Tage aus bewohnten Hütten. Den erwachsenen Menschen greift er in der Regel nicht an, aber verwundet stürzt er sich auf ihn und bringt ihm furchtbare Wunden bei. Kinder raubt er, wo er kann. Und doch läßt sich dieser gefährliche Nimmersatt zähmen. Die Römer richteten ihn zu ihren Kampfspielen ab und nannten ihn deshalb leopardus, weil sie glaubten, daß er ein Bastard von Löwe und Panther sei. Der Leopard, der im Hintergrunde unseres Bildes seine Beute anschleicht, gehört zu den auserlesenen Exemplaren, welche an den Höfen der indischen Fürsten gezüchtet werden. Ohne ihre Blutgier einzubüßen, folgen sie auf den Wink ihres Wärters. Das Leopardenmännchen ist 1,60 Meter lang, mit 0,8 Meter langem Schwanz. Etwas schwerfälliger gebaut als der Tiger und mit verhältnißmäßig kürzeren Gliedmaßen, hat er einen kurzen, dichten, weichen Pelz, am Hals, an der Brust und Unterseite verlängertes Haar, ist auf röthlich-gelber Grundfarbe theils mit runden oder unregelmäßigen schwarzen Flecken, theils mit gelblichrothen, schwarzumrandeten Ringen, die in der Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen, gezeichnet. Im Innern des Ohrs, an der untern Schnauze, der Kehle, der Unter- und Innenseite der Beine herrscht Weiß vor. Es gibt auch schwarze Spielarten, doch sind sie selten. Wie der Löwe, springt der Leopard nicht zum zweitenmal auf dieselbe Beute und kann durch unverwandtes Anschauen verjagt werden. Zur Paarungszeit kämpfen die Männchen grimmig untereinander und der Sieger lebt einige Wochen mit dem Weibchen zusammen, welches 2—3 Junge wirft. Während man gegen den wilden Leopard überall einen Vernichtungskrieg führt und ihn auf die verschiedenste Weise jagt und in Fallen fängt, um sich seines kostbaren Fells zu bemächtigen, werden die gezähmten und gelehrigen Bestien auf den indischen Fürstenhöfen wie Kleinodien gehegt und gepflegt. Die Art und Weise der Antilopenhetze durch Leoparden erinnert an die im Mittelalter auch in Europa übliche Falkenbeize. Wie diese ehemals kostspieligen, weil mit großer Mühe abgerichteten Raubvögel, hat auch der Leopard eine Lederkappe, die ihn am Sehen verhindert und ihm seinen raublustigen Muthwillen benimmt, sodaß er sich während des Transportes und bei der Ankunft auf dem zur Hetzjagd bestimmten Landstrich im Palankin vollständig ruhig verhält. Als wir uns in der oben erwähnten Weise unter dem Winde, erzählt Schaumburg, einem Antilopenrudel bis auf 300 Schritt genähert hatten, postirten wir uns hinter einem Tamarindengebüsch. Es war rührend, wie treuherzig uns die Antilopen, die in ihrem Leben noch nie einen Flintenschuß gehört haben, ansahen, und doch war man bemüht, so geräuschlos wie möglich den Käfig ihres Würgers zu öffnen. Der Leopard stiert, nachdem man ihm die Lederkappe abgenommen, eine zeitlang unverwandt vor sich hin, wahrscheinlich um sich an das Tageslicht zu gewöhnen, dann schlüpft er mit der allen Katzen eigenthümlichen Bedächtigkeit aus dem Palankin und visirt die Antilopen, als ob er die Entfernung zwischen sich und der Beute schätzen wollte. Im nächsten Augenblick kriecht er fast auf dem Bauche, jede Deckung sorgfältig benutzend, an die Beute heran und hält erst dann inne, wenn er sprungfertig ist. Mit einem Satze schwingt er sich auf sein Opfer und reißt mit den Zähnen und Vordertatzen in das Genick des zusammenbrechenden Thieres eine unfehlbar tödtliche Wunde. Im Nu ist einer der Diener des Guicowar bei der Hand, um dem schwelgenden Bluttrinker die Lederkappe über die Augen und Ohren zu ziehen. Ein anderer Diener steckt ihm die Schnauze in ein bereitgehaltenes Gefäß mit Antilopenblut und der Leopard läßt brummend von dem verendenden Thiere ab. Die Antilopen suchen die Hecke der Treiber zu durchbrechen, kehren jedoch um, von ihrem Geschrei erschreckt, und der Leopard, dem man mittlerweile die Kappe abgenommen, stürzt sich auf einen frischen Todeskandidaten. Sonderbar, daß er sich niemals an Antilopenweibchen oder ihren Jungen vergreift, sondern immer nur an den Männchen, die er an ihrem schwarzen Rückenstrich selbst dann erkennt und herausfindet, wenn in einer zahlreichen Heerde nur ein männliches Exemplar sich vorfindet. Nach vollbrachter Blutarbeit kehrt er gutwillig in den Palankin zurück. Anders gestaltet sich die Sache, wenn ein besonders kräftiges, altes Antilopenmännchen, von dem auffallend breiten schwarzen Rückenstreifen der schwarze Bock genannt, den Kampf mit dem Leopard aufnimmt. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß der schwarze Bock den stets flinken Springer ebenso flink unterläuft und ihm mit seinen gewaltigen Hörnern den Bauch aufschlitzt, so daß dieser mit hervorquellendem Gedärm die Wahlstatt deckt. Wie sich der Kampf auf unserem Bilde gestalten wird, muß die nächste Minute künden, denn schon krümmt sich der Leopard zum verderblichen Sprunge und eins der Antilopenmännchen reckt das Gehörn zur Abwehr. Doch selbst diese Minute ist dem Guicowar von Baroda, der seiner Gefolgschaft vorangeritten ist, zu lang. Wie die römischen Cäsaren, unseligen Andenkens, kann er sich nicht des Lebens freuen, wenn er nicht andere morden sieht.

Dr. M. T.

Leinen oder Baumwolle? Wolle oder Seide? Ueber den Werth solcher Gebrauchsgegenstände, welche die meisten Leute beständig oder doch häufig in Händen und vor Augen haben, glauben sie mit Sicherheit urtheilen zu können. Aber auch den mit einem erfahrenen, praktischen Blick in solchen Sachen Versehenen kann derselbe doch häufig

nicht über eine peinliche Ungewißheit hinweghelfen, wenn sie ihre vertrauten Bedarfsgegenstände neu, in Massen, als Waaren, bei beabsichtigtem Einkauf vor sich sehen: ob das darin steckende Material wirklich grade dasjenige und von dem Werthe sei, wie sie es haben wollen! Die Zweifel des Konsumenten, ob er nicht doch getäuscht worden sei oder sich getäuscht habe, werden dann meist erst, und zwar zu spät, durch das Verhalten ihrer eingehandelten Gegenstände beim Verbrauch gelöst. In einem Falle tritt die Gesetzgebung zum Schutze und zur Beruhigung des Käufers mit Vorschriften ein: wer Geräth oder Gefäß von Edelmetall erstehen will, wird über den Feingehalt desselben durch Stempel und Einschränkung der Legirungen auf ganz bestimmte Verhältnisse versichert. Den für den allgemeinen Konsum ganz unvergleichlich wichtigern Webstoffen, seien sie als Leinen-, Baumwoll-, Woll- oder Seidenstoffe bezeichnet, ist bei der Fertigkeit, die die Fabrikation in deren gemischter Verarbeitung besitzt und bei der üblichen Appretur und Verschönerung des Aeußeren der Waaren, oft durchaus nicht mit dem bloßen Auge anzusehen, ob dem rein verlangten und als solches vorgelegten Gewebe nicht doch minderwerthige Fasern, und in welchem Maße? beigemengt seien! Prüfungsmethoden zur Feststellung der Art des Gespinnstfadens, oder der Mengung solcher, sind zahlreiche und auch zuverlässige vorhanden, und da die eine oder die andere auch für den Laien durchführbar und nützlich sich erweisen dürfte, seien die besseren hier angeführt. — Um Leinengewebe auf ihr Freisein von Baumwolle zu prüfen, ist es in allen Fällen angebracht, die sehr reichlich vorhandene Appretur von Kalk und Stärke durch Auswaschen aus der Probe zu entfernen und sie wieder zu trocknen. Nach der Schwefelsäureprobe taucht man das Stückchen Gewebe zur Hälfte in etwas Schwefelsäure von 1,83 spezifischem Gewicht, etwa 1 bis $1^1/_2$ Minute lang; darauf läßt man es eine zeitlang in reinem Wasser liegen und wäscht es darauf aus. Baumwolle wird von dieser Säure rascher zerfressen, als Leinen. Hat also beim Weben eine Mischung beider Arten Garn stattgefunden, so erscheinen nach der angegebenen Prozedur die Baumwollfäden entfernt und das Gewebe durchlöchert. Sind aber beide Arten von Fasern schon miteinander versponnen worden, so geschieht nur eine Verdünnung eines jeden dieser gemischten Fäden; die Probe ist in diesem Falle etwas unsicher. Noch mehr ist Unsicherheit vorhanden bei der Farbenprobe nach Elsner, wonach das Leinwandstückchen mit einer alkoholischen Lösung des Farbstoffes der Krappwurzel gefärbt wird, die Leinenfäden ungleichförmig orangeroth, die Baumwollfasern aber gleichmäßig gelb gefärbt erscheinen sollen, bei Mischung beider das ganze also gestreift erscheinen muß. Es gehört aber ein geübtes Auge dazu, um die Farbenunterschiede sicher zu erkennen. Ein mit Cochenille gefärbter Baumwollfaden wird von einer schwachen Chlorkalklösung rascher entfärbt, als ein ebenso gefärbter leinener. Wenn man also eine mit Cochenilleextrakt gefärbte und getrocknete Gewebsprobe auf der Oberfläche einer filtrirten schwachen Chlorkalklösung schwimmen läßt, so erfolgt die Entfärbung etwa vorhandener Baumwolle binnen einigen Sekunden und läßt die Mischung mit Leinen erkennen. — Eine sehr einfache und ziemlich zuverlässige Probe ist die von Frankenstein angegebene Oelprobe. Ein Stückchen des zu prüfenden Gewebes, dessen Ränder in diesem, wie in allen Fällen etwa einige Centimeter weit ausgezupft sind, wird in Baumöl oder Rüböl getaucht und das vom Gewebe nicht aufgesogene, überschüssige Oel durch gelindes Pressen zwischen Löschpapier entfernt. Der Baumwollfaden bleibt undurchsichtig, während der leinene durchscheinend wird und daher, wenn man das Gewebstückchen auf dunkles Papier legt, dunkler erscheint, als ein daneben befindlicher Baumwollfaden. — Ein anderes Prüfungsverfahren ist die Verbrennungsprobe von Stöckhardt. Man muß dazu ein Stückchen Gewebe auszupfen und die Fäden einzeln und zwar sowohl von Kette als Einschlag, an einem Ende anbrennen. Ein Leinenfaden erscheint nach dem Verlöschen der Flamme am angebrannten Ende in glatter, zusammenhängender Form, verkohlt, während ein Baumwollfaden sich alsdann pinselförmig auseinanderspreizt. Wird ferner ein, wie früher angegeben, vorbereiteter Leinwandstreifen in eine Lösung von Rosolsäure (Korallin) in Alkohol getaucht, darauf in konzentrirte, wässerige Sodalösung gebracht und auch in neuen, reinen Portionen von solcher mehrmals ausgewaschen, so wird der Leinenfaden schön rosa gefärbt, während die Baumwollfaser ungefärbt bleibt. — Es sei endlich für Unterscheidung von Baumwolle und Leinen noch die zimmermann'sche Probe angeführt. Es wird das Gewebe acht bis zehn Minuten in ein Gemisch von zwei Theilen Salpeter und drei Theilen englischer Schwefelsäure getaucht, ausgewaschen, getrocknet und mit alkoholhaltigem Aether übergossen. Beigemischte Baumwolle ist dann in Kollodium umgewandelt, das sich aufgelöst hat, und die Leinenfäden bleiben allein zurück.

Die einander sehr ähnlichen Fasern von Hanf und Flachs sind auf chemischem Wege auch nur schwierig zu unterscheiden. Das einzige Reagens ist Salpetersäure, welche in sie während einiger Sekunden eingetauchte Flachs-(Leinen-)faser nicht färbt, während Hanf eine blaßgelbe Färbung annimmt. Mittels desselben Verfahrens läßt sich gleichzeitig die bedeutend geringwerthigere Faser des neuseeländischen Flachses (von Phormium tenax) erkennen, die durch Salpetersäure sich blutroth färbt. Die vegetabilische Faser (von Hanf, Flachs, Baumwolle) unterscheidet sich von der thierischen (Seide, Wolle, Alpaka, Kämelgarn u. a.) sehr einfach durch das Verhalten beim Verbrennen. Ein Wollfaden entwickelt beim Verbrennen einen Geruch nach verbranntem Horn oder Federn; er erlischt von selbst nach dem Entfernen aus der Lichtflamme, an der man ihn entzündet hatte, und es bleibt an dem angebrannten Ende eine kohlige, schwarze Masse, welche dicker ist als der Faden. Gradeso verhält sich ein Seidenfaden, nur ist der Geruch etwas weniger penetrant. Die vegetabilischen Fasern dagegen brennen ohne unangenehmen Geruch nach Entfernen aus der Flamme weiter fort. — Ferner bleiben die Pflanzenfasern beim Kochen in Kalilauge unzerstört, während Seide und Wolle sich darin auflösen. Diese letzteren Fäden nehmen, wenn sie einige Minuten in eine verdünnte Lösung von Pikrinsäure eingetaucht und dann gut ausgewaschen werden, eine ächt gelbe Färbung an, während Leinen und Baumwolle unverändert bleiben. Dies Verfahren ist auch anwendbar, wenn diese verschiedenen Fasern schon im Gemisch versponnen sind. In salpetersaurem Quecksilberoxydoxydul nehmen nur die thierischen Gewebsfasern eine intensiv rothe Färbung an, die bei Zusatz von Schwefelleber in Schwarz übergeht; vegetabilische bleiben unverändert. — Um Seide und Wolle zu unterscheiden, sowie auch um in seidenen Geweben eine Beimengung von Woll- und Baumwollfaser festzustellen, bedient man sich des Kupferoxydammoniaks, das Ammoniak im Ueberschuß enthält. Dieses löst am raschesten die Seide, langsamer Baumwolle auf und läßt Wolle ganz unzerstört. — Mittels des Mikroskops lassen sich nach kurzer Uebung sämmtliche Arten von Gespinnstfasern gut und zuverlässig unterscheiden. Man erkennt darin die Baumwollfaser als lange, schwach verdickte und bandartig platte Zellen, die unter Wasser gesehen, pfropfenartig gewunden erscheinen. Die Leinfaser erscheint dagegen mehr steif und grade, niemals platt, sondern walzenförmig und unter Wasser nicht gedreht; sie läßt ferner eine schmale, oft nur als Längslinie erscheinende Innenhöhlung erkennen. Die Schafwollfaser ist stielrund, ungleichmäßig dick, man unterscheidet auf ihrer Oberfläche die dachziegelartig angeordneten Oberhautschuppen; dabei ist sie die dickste aller Fasern. Im Gegensatz zu ihr ist der Seidenfaden der dünnste von allen; vollkommen und gleichmäßig rund, ganz glatt und ohne Innenhöhlung. — All' diese Prüfungsmethoden für Gewebsfasern, grade von gesteigerter Wichtigkeit für diejenigen, welche seltener in den Fall kommen, Gewebe beurtheilen und taxiren zu sollen, finden verschiedentlich im Verkehr Verwerthung: wenn es sich um Verzollung von Gewebstoffen handelt, werden dieselben mit diesen Mitteln genauestens kontrolirt. Sollte nicht durch eine genaue Bezeichnung der Reinheit oder des Mischungsgrades der Gewebstoffe den alle Bevölkerungsschichten umfassenden Konsumenten dieser Bedarfsartikel ebenso eine Sicherheit verschafft werden können, als sie der Feingehaltsstempel dem Edelmetallkonsumenten bietet? R.-L.

Noch ein Gesundheitspaß. Dem Gesundheitspaß in Nr. 49 fügen wir einen solchen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts hinzu, und bemerken, daß nur das hier Fettgedruckte in das poetisch gehaltene Paßformular schriftlich eingefügt ist.

Johann Christoph von Reichenau
Der reiset heute nach **Zittau,**
Seines Alters **46** Jahr
Trägt **eine Paruque** von **braunen** Haar.
Dazu einen **gelben** Oberrock
Er geht in **Degen** und den Stock.
Nachdem es jedermann bekannt,
Daß, Gott sei Dank, im ganzen Land
Gar kein Catagion grassirt,
Auch sonst dergleichen man nicht spührt,
Dazu die Luft auch weit und breit
Von aller Pest und Gicht befreit;
So wird auch freundlich gebethen hier
Respection nach Standes-Gebühr.
Passiren lasse hin und her,
Damit der Paß auch habe Kraft,
Ist hier des Richters sein Petschaft
Sein Nahm und Unterschrift dabei,
Daß es der Wahrheit ähnlich sei;
Gegeben da noch **ein Tag** fehlt
Bis man **1710** zählt.
Christoph Helwig Ortsrichter zu Reichenau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 51. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

„Ihr erlaßt es mir wohl, auf Einzelheiten einzugehen; es kann euch genügen, daß ich zufrieden war, als ich mir endlich den Schweiß von der Stirn wischen konnte, und daß von jedem Munde ein ‚Ah!‘ ungekünstelter Bewunderung erklang, als die einzelnen Paare nach und nach den Hügel wieder erstiegen; es war aber auch ganz reizend, halb feierlich, halb gemüthlich, und mit Blumen, bunten Lampions, Epheuguirlanden u. s. w. war eine ganz ansehnliche Verschwendung getrieben worden. Das Tafeltuch war einfach auf dem Rasen ausgebreitet worden, aber vor jedem Couvert stand eine kleine Vase mit frischen, duftenden Blumen, Krystall und Silber blitzten um die Wette, und als man sich auf Plaids und Regenmänteln möglichst bequem um das Tuch gelagert hatte, gewährten wir in dem magischen Helldunkel, — nur in der Mitte der ‚Tafel‘ brannten auf silbernem, blumenumwundenen Armleuchter zwei Kerzen, sonst waren wir auf das matte Licht der Lampions angewiesen — ein äußerst malerisches Bild; das Spiel der Lichter und der Schatten, der Wechsel von hell beleuchteten und vollständig im Dunkel verschwimmenden Figuren und der nachtschwarze Hintergrund, durch den nur ab und zu ein einsames Glühwürmchen seine weiche, leuchtende Wellenlinie zog, alles kam zusammen, dieses Bild wiedergebenswerth zu machen. Die Nacht war seltsam warm und windstill; kein Blatt regte sich, und wenn auch da und dort ein kleiner Ausschnitt des Nachthimmels durch die dichtbelaubten Buchenkronen blickte, so hob kein flimmerndes Sternchen sich ab von dem schwarzblauen Grunde — um uns und über uns athemloses Schweigen und tiefes, weiches Dunkel. In solchen Nachtstunden hat das Menschenauge einen eignen, nie geschauten Glanz, die Menschenstimme einen eignen, nie vernommenen Klang, und niemand konnte sich dem Zauber der Stunde entziehen, alle waren in einer gehobenen und doch wieder weichen, verschleierten Stimmung. Ich sah nach Leontine; — man hatte ihr einen Kranz von Eichen- und Epheublättern, mit blauen Glockenblumen durchflochten, aufgesetzt, und er stand ihr so seltsam-gut, daß ich mir im stillen gelobte, sie einmal so zu malen; — wer mir gesagt hätte, daß es für alle Zeit bei dem Vorsatze bleiben würde! — Das kleine Mahl ging so in einer gedämpften Heiterkeit hin, bis man sich einigermaßen an die Situation gewöhnt hatte; nach und nach wurde das Flüstern wieder zum Geplauder, die Gläser läuteten zuweilen ganz deutlich durch die Stille, und als der Champagner in den Lilienkelchen seine Perlenketten aufwärts schickte, war man allmälich so heiter geworden, daß ein normaler Deutscher anständigerweise anfangen konnte, melancholische Lieder zu singen, als da sind: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten‘ und ‚In einem kühlen Grunde‘. Mein Lombarde blies ganz hübsch die Flöte; er kletterte heimlich auf eine der Buchen und gab uns aus der Höhe des Geästs und zwischen Laubwerk versteckt ein kleines Konzert, mit dem er wohl nie wieder eine auch nur annähernd so befriedigende Wirkung erzielt hat, als in dieser Nacht. Der Deutsch-Ungar hatte nun gar das Waldhorn mitgebracht; er blies uns aus der Ferne Mendelssohns unvergänglich schönen ‚Abschied der Jäger vom Walde‘, und es bewegte mich eigenthümlich, daß Leontine ganz leise den Refrain vor sich hin sang, das allmälich verhallende ‚Lebewohl!‘ Der Journalist, der einst ein gesuchter Gesangverein-Tenorist gewesen, sollte ein Lied singen; er schien zu glauben, daß wir nun einmal in der Abschiedsstimmung seien, sie also auch beibehalten müßten, und so klang es denn wehmüthig-ernst durch die lautlose Stille:

‚Morgen müssen wir verreisen
Und es muß geschieden sein,
Traurig ziehn wir unsre Straße,
Lebewohl, mein Schätzelein!

Kommen wir zu jenem Berge,
Schauen wir hinab ins Thal,
Sehn uns um nach allen Seiten,
Sehn die Stadt zum letztenmal.

Uebers Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz' ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen schönen Blumenstrauß.‘

„Ich fragte Leontine, wie ihr die Weise gefalle; sie sah nicht auf und erwiderte nachdenklich: ‚Gedicht und Melodie sind recht lieb, nur sollte die dritte Strophe fortbleiben, — dann wäre wohl mehr Einheitlichkeit der Stimmung im ganzen.‘ Ich verstand sie momentan nur sehr theilweise; die Worte sind mir aber später sehr klar geworden. — Die Damen ließen sich nach und nach auch vernehmen, aber jede brachte eine mehr oder minder melancholische Weise, und da mir daran gelegen war, keine wehmüthige Stimmung aufkommen zu lassen und die elegische Weichheit nicht zu begünstigen, in der sich Curt bereits befand, — er war schweigsam geworden und lauschte träumerisch und zerstreut

hinaus in die Nacht, — so wendete ich mich an Leontine mit der Bitte, uns auch etwas zu singen, aber beileibe nichts Trauriges; ich hätte fürs Leben gern selber etwas Lustiges oder wenigstens Lebensfrohes zum besten gegeben, aber meine Stimme hat ja, wie ihr wißt, zu allen Zeiten der heiserſten Krähe im Krähen Konkurrenz gemacht, — daran war also nicht zu denken. Das schöne Mädchen zuckte die Achseln und erwiderte beinahe schwermüthig:

„‚Ich würde ganz gern etwas singen, aber ich weiß nur traurige Lieder und die können Sie ja nicht brauchen.‘

„In dem konventionellen: ‚Ach bitte, Fräulein, singen Sie — gleichgiltig was!‘, das in allen Tonarten von den Damen vorgebracht wurde, lag in diesem Falle vermuthlich einmal Wahrheit; das volle, klangreiche, tönende Organ Leontinens konnte wohl das Vorurtheil erwecken, daß sie ungewöhnlich schön singen müsse, und ich war selber neugierig. Ich zog also meine Bedingung zurück und Leontine wandte sich an Curt, der neben ihr im langen Waldgras lag, den einen Arm aufgestemmt und den Kopf in die Hand gestützt. ‚Soll ich?‘ fragte sie, und er hauchte zurück: ‚Gewiß, Lieb!‘

„Es war ein polnisches Lied, das Leontine nun sang, ein klagendes, tieftrauriges Lied, aber diese Trauer hatte nichts Weichliches und Süßliches; es war die erhabene Traurigkeit einer starken Seele, und die Klage klang nicht wie die um eignes kleines Weh, sondern wie die um den Sturz eines Reichs, um den Untergang einer für die Freiheit sterbenden Heldenschaar.

‚Es fallen die Blätter vom Baume, die langsam entsprossen sind;
Hinter den Scheuern singen die kleinen Herbstvögel.‘ . . .

mehr habe ich mir nicht gemerkt, aber was kommt auch auf die Worte an? Die Melodie, obgleich ich sie sofort wiedererkennen würde, hat mein musikalisches Ohr nicht behalten; doch hätte ich selber die Noten, es würde mir doch niemand das Lied so singen, wie ich es in jener Nacht von dem merkwürdigen Mädchen singen hörte. Leontine hatte drei Strophen gesungen, mitten in der vierten brach sie plötzlich ab und erklärte, aufhören zu müssen; das Lied gehe ihr zu nahe und sie habe sich doch zuviel zugetraut. Ich konnte ihr, als sie das ziemlich mühsam sagte, zufällig grade ins Gesicht sehen — an ihren langen Wimpern hingen zwei schwere Thränen; ob Curt dieselbe Wahrnehmung gemacht hatte? Er beugte sich nieder und küßte ihr leise die Hand. —

„Später sah ich, wie sie dem müde gewordenen kleinen Ludolf mit einem Ausdruck von fast mütterlicher Zärtlichkeit das schwarze Gelock aus der weißen Stirn strich und einen Kuß auf seinen frischen, schön geschnittenen Mund hauchte, und ich hörte, wie er schlaftrunken fragte: ‚Nicht wahr, Tante, der Offizier auf dem schwarzen Pferde ist dein Mann?‘ Ich konnte nicht sehen, ob die naive Frage ihr Gesicht höher färbte, ich hörte nur, wie sie leise und traurig antwortete: ‚O nein, mein lieber Junge — wo denkst du hin?‘ und wie er mit schon zufallenden Augen lallte: ‚Ach — das ist — recht schade!‘ und dann den hübschen, charakteristischen Kopf in ihren Schoß sinken ließ. Immer wieder glitt Leontinens kleine, schmale, weiße Hand schmeichelnd über das Köpfchen des kleinen Schläfers, und in ihrer ganzen Haltung, in der leichten Neigung des schönen Kopfes besonders lag soviel unbewußte mütterliche Zärtlichkeit, daß ich denken mußte: ‚Du bist dazu geboren, in der Liebe zu einem Manne und zu deinen und seinen Kindern aufzugehen, und du willst dir dieses Glück eigenwillig versagen? Geh doch — das ist Unnatur!‘

„Mitternacht war vorüber, als ich in rascher Folge drei Raketen steigen ließ — das verabredete Zeichen für die Leute im Forsthaus, daß der Aufbruch erfolgen solle. Man kam denn auch bald mit Laternen, die Wagen tauchten dahinter auf und Jehan führte Trelawney vor. Leontine stand auf und sah sich lange aufmerksam im Kreise um; — wurde ihr der Abschied so schwer, wollte sie das Bild des Hügels im Buchenwald ihrer Erinnerung für alle Zeiten tief einprägen? Dann riß sie sich mit einer raschen Bewegung los und ging festen Schrittes auf Curt zu, der sie nach dem Wagen führte. Er hatte schon den Fuß in den Steigbügel gesetzt, als mir einfiel, daß ich gar keine Verwendung für den kleinen Ludolf gehabt hatte, und ich flüsterte ihm zu: ‚Wie schade, daß wir die Verlobung nicht proklamiren können, — oder sind Sie soweit und darf das der Schluß sein?‘

„‚Keine Uebereilung!‘ gab Curt gedämpft zurück. ‚Ich glaube beinahe, ich habe gewonnen, aber durch eine Unbesonnenheit könnten wir alles wieder verderben!‘

„Damit schwang er sich in den Sattel und die kleine Kavalkade setzte sich langsam in Bewegung; es war noch immer sehr schwül, nur ab und zu fächelte uns ein lauer Wind die heißen Wangen; als wir den Waldsaum erreichten und die Leute des Försters sich verabschiedeten, flog ein mattes, rosiges Wetterleuchten über den nachtschwarzen Himmel, und häufiger und häufiger, länger und länger schlug dann die rothe Lohe über den dunkeln Grund; es fielen verstreute, schwere Regentropfen, der Donner murrte und grollte aus der Ferne, das Leuchten ward zu fernen Blitzen, und zuletzt wollte der Himmel sich garnicht mehr zuthun. Leontine war im Wagen aufgestanden, hatte ein Knie auf das Polster gelegt und mit der linken Hand das zurückgeschlagene Verdeck erfaßt, und so sah sie entblößten Hauptes mit leuchtenden Augen unverwandt hinaus in die Nacht, nur ab und zu ein Wort mit Curt wechselnd, der neben dem Schlag hertrabte und dessen Auge bewundernd und mit einer Art von wilder Zärtlichkeit an ihrer Gestalt hing. Es war eine düster-schöne Fahrt; die Kutscher ließen die Pferde laufen, was sie laufen konnten, man unterhielt sich nur einsilbig und flüsternd und viertelstundenlang war nichts zu hören, als Hufschlag, Schnauben und Schweifflattern der Pferde und der schmeichelnde, antreibende Zuruf der Kutscher. Als dann der helle Dunstkreis, der über der Stadt lagerte, intensiver ward, als lange Lichterreihen deutlich hervortraten und wir die Gewißheit hatten, trocken unser Ziel zu erreichen, gab Leontine ihren Posten auf, drückte sich wieder in die Kissen und zog den dichten, schwarzen Schleier vors Gesicht; als der Lombarde am Ziel war und mit seiner Verlobten abstieg, hörte ich diese sagen, es sei doch recht gut, daß man nicht noch naß geworden sei, worauf Leontine erwiderte: ‚Daran hab' ich garnicht gedacht; ich hätte so die ganze Nacht durchfahren mögen: bei Sturm und Wetter regt sich das Kind des Waldes in mir.‘

„Wir setzten den Badenser und den Ungarn vor ihren Hausthüren ab; Leontine beugte sich noch einmal über ihren schlummernden kleinen Ritter und berührte sein schwarzes Lockenhaar mit den Lippen und dann schwang sich Curt vom Pferde, Leontine stieg aus und die Wagen rollten davon, während Jehan Trelawney wegführte. Nur ich saß noch in meinem Wagen, zwischen den Körben voll Geschirr und Tischzeug, zwischen meinen bunten Lampions und all' dem Krimskrams, der so nothwendig gewesen und jetzt so überflüssig und lästig war. Curt fragte gleichmüthig: ‚Wie wär's, wenn Sie übermorgen nach dem Bahnhof kämen? Wir werden bestimmt mit dem Mittagszuge von Theresienstadt wieder eintreffen.‘ Er wollte also keinen Abschied unter vier Augen, kein ernstes, gerührtes Lebewohl, und so schwer mir das Herz war, ich mußte mich fügen. Er drückte mir die Hand mit festem, langen Druck, sagte gelassen: ‚Gute Nacht denn, lieber Reinisch!‘ und war gleich darauf mit Leontine in der Dunkelheit verschwunden.

„Ich kann euch wohl sagen, ich war recht froh, als ich all' meinen Kram los war und mich nachhause fahren lassen konnte. Aber schlafen konnte ich nicht, obgleich ich so müde war, daß mir Kniee und Hände zitterten. Es kam mir unerträglich schwül vor; ich riß die beiden Fensterflügel auf und ließ die Nachtluft hereinströmen. Drüben war alles still und dunkel, aber eben kamen die beiden langsam die Straße herauf, und als sie an der Thür zum Treppenaufgang ihres Flügels stehen blieben, trat ich unwillkürlich vom Fenster zurück; es kam mir indiskret vor, Zeuge eines Abschieds zu werden, der vielleicht ein Abschied auf ewig war. Ich wartete ein paar Minuten; als ich wieder ans Fenster trat, waren die beiden verschwunden und der einzige Laut, den ich vernahm, war das anmuthig-eintönige Plätschern eines Springbrunnens im Garten eines Nachbarhauses. Der Himmel glühte noch immer ab und zu in rosigem Schein auf, aber kein Regentropfen fiel, und als ich mich schwerathmend und mit geöffnetem Halskragen auf meinen Divan warf, war mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen: ‚Das ist so recht eine Nacht für stumme, heiße, leidenschaftliche Liebe, eine Nacht für lodernde Küsse und warme Thränen!‘

„Ich war wirklich erschöpft gewesen und ich habe lange geschlafen; es war wohl neun Uhr, als ich energisch an meine Thür klopfen hörte, und als ich aufspringend: ‚Herein!‘ rief, stand ich dem treuen Jehan gegenüber, der mir in militärischer Straffheit ein Billet seines Herrn überreichte, welches nur wenige mit Bleistift flüchtig hingeworfene Worte enthielt, Worte freilich, die es wohl rechtfertigten, daß ich den Kopf momentan zwischen beide Hände nahm. Curt schrieb:

‚Thun Sie mir die Liebe und gehen Sie für mich auf den

Rosenhandel, d. h. sorgen Sie dafür, daß L. bis heute Abend im Besitz eines Korbs voll der schönsten Rosen ist, die sich in Prag auftreiben lassen; ich möchte heute ihr ganzes kleines reizendes Heim mit süßem Rosenduft erfüllen. Sie haben nun doch Recht gehabt mit Ihrer Verlobungsidee — jetzt brauche ich nicht mehr zu bitten, jetzt muß sie wohl wollen und sie wird es mit tausend Freuden thun. Borkiewicz hat zunächst den Profit davon; ich bin zu weich und zu glücklich, um einem Menschen nach dem Leben zu trachten; ich werde nicht nach seiner Stirn, ich werde nur nach seiner Schulter zielen. Sehen wir uns nicht wieder, dann denken Sie wenigstens, daß ich im Rausch des Glücks und der Liebe die Augen geschlossen habe und besseres können wir uns alle nicht wünschen. Stehen Sie aber dann auch mit Rath und That nach Ihrem Vermögen bei dem Weibe, der Wittwe Ihres C. v. B.'

„In meines Herzens unvernünftiger Freude schob ich Jehan förmlich zur Thür hinaus und drückte ihm, der an so kavaliermäßige Akte der Freigebigkeit von mir wahrhaftig nicht gewöhnt worden war, einen blanken Silbergulden in die Hand, kleidete mich mit einer fabelhaften Geschwindigkeit an und stürmte fort, halblaut monologisirend: ‚Teufelsjunge! wer hätte das gedacht! Was halfs aber? Nun wirds gleich gehen, nun werden die Bedenken auf einmal wie Spinnweben zerfahren. Es ist ein ewiges Glück, daß die Natur alles, was Menschenwitz und Menschenscharfsinn in Unordnung gebracht und auf den Kopf gestellt haben, im Handumdrehen zurechtrückt und gebieterisch sagt: ‘So hat es zu sein — Punktum!'‘

„Der Tag ging mir wie im Traum hin; in der Abenddämmerung sandte ich das Körbchen voll Rosen mit meiner Karte, auf deren Rückseite ich geschrieben hatte, ‚Im Auftrage Curts‘, durch Jehan in Leontines Wohnung und er rapportirte mir dann im Café, daß er das Fräulein angetroffen und daß sie eine ‚unmenschliche‘ Freude über die Rosen gehabt habe, — so schöne habe er aber auch in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

„Am nächsten Mittag war ich lange vor dem fahrplanmäßigen Eintreffen des Zugs auf dem Bahnhof; mein Blick flog mit Gedankenschnelle den Zug entlang, bis er an dem leuchtenden kirschrothen Kragen über dem blauen Waffenrock haften blieb; Curt hatte mich aber noch einen Moment früher herausgefunden als ich ihn und grüßte nun freundlich mit der Hand. Ich war, als der Zug hielt, früher am Coupé, als der Schaffner und Curt reichte mir die Hand heraus und schüttelte die meine kräftig; er strahlte im ganzen Gesicht und flüsterte mir leise zu: ‚Alles besorgt?‘ Ich nickte bejahend, die Coupéthür wurde aufgerissen, Curt ließ seinem Sekundanten den Vortritt und sprang dann elastisch aus dem Wagen.

‚Gesund und wohlbehalten, wie Sie sehen!“ sagte er rasch und leise, ‚bis auf einen lumpigen Streifschuß in der linken Seite, genau genommen nur eine Schramme. Borkiewicz ist schlechter weggekommen — Schuß in die linke Schulter, wie ichs ihm zugedacht hatte; näheres nachher!‘

„Am Ausgang des Bahnhofs trat Curt mit seinem Sekundanten etwas beiseite; man schüttelte sich herzlich die Hände und dann nahm jener einen Wagen und fuhr weg, während Curt zu mir zurückkam, seinen Arm in den meinen legte und neugierig fragte: ‚Nun, waren es denn auch die schönsten Rosen, die Sie finden konnten?‘ Ich versicherte ihm denn, daß die Frau Gemahlin des Herrn Statthalters und Landeskommandirenden von Böhmen am Abend vorher gewiß keine schöneren Rosen in ihrem Boudoir gehabt hätte, als die reizende Stickerin im Hufeisenpalais, und daß Leontine die duftige, farbenglühende Sendung auch mit eignen Händen und mit dem strahlendsten — Brautlächeln in Empfang genommen habe. Curt verstand mich und erröthete bis in die Schläfen, lachte aber dann und meinte: ‚Es ist wie ein Gewitter über uns gekommen, wie Sturm und Flut — und es ist ja gut, daß es so gekommen ist; nun kann sie nicht mehr zurück. An diese Möglichkeit hatten wir beide nicht gedacht; ich hatte wohl oft angedeutet, daß ich gern einmal einen Blick in ihr kleines Mädchenheim werfen möchte, aber ich sah selber ein, daß das vor der Hand für mich verbotener Grund war und nun können Sie Sich wohl denken, wie es mich überraschte und rührte und erfreute, als sie gestern Nacht beim Abschiednehmen plötzlich den Kopf an meine Schulter legte und leise sagte: ‚Du hast schon lange wissen wollen, wie ich wohne, Curt — willst du mit herauf zu mir kommen?‘ ‚Aber nun — nicht weiter darüber reden, auch nicht einmal andeutungsweise!‘ bat er, aufs neue erröthend, und setzte dann, ablenkend, rasch hinzu: ‚Dieser Borkiewicz hat übrigens seine Verwundung siebenfach verdient. Noch auf dem Duellplatz versuchten die Sekundaten mit meiner Zustimmung eine Aussöhnung auf der Basis gegenseitigen Widerrufs und rückhaltloser gegenseitiger Abbitte, er aber lehnte alles trotzig und finster ab und erklärte höhnisch, daß er keine Silbe von dem zurücknehmen könne, was er gesagt.‘ Wir fuhren gerade an meiner Wohnung vorüber — Curt warf halbverstohlen eine Kußhand hinauf nach Leontines Fenstern und ich hütete mich wohl, etwas davon zu bemerken; ich glaube, es hätte ihn ernstlich genirt.

„Als wir dann in seiner Wohnung anlangten, war seine erste Frage, ob Briefe gekommen seien; Jehan überreichte ihm etwa ein halbes Dutzend, er musterte flüchtig die Adressen, murmelte gutgelaunt: ‚Ah, der Onkel!‘ und dann: ‚O, das ist aber lieb!‘ und warf die Briefe bis auf einen, den er hastig öffnete, zur Seite. Ich hatte es mir in einer Sophaecke bequem gemacht, Curt trat an's Fenster, um seinen Brief zu lesen und ich sah aus Diskretion geflissentlich von ihm weg. Plötzlich kam es wie ein unwillkürlicher Aufschrei von seinen Lippen; ich sah ihn betroffen an — er war weiß wie eine Kalkwand geworden, der Brief zitterte in seiner Hand und einen Augenblick sah es aus, als fasse ihn ein Schwindel; er taumelte und fuhr mit der Hand nach der Stirn, dann stampfte er mit dem Fuße, knäulte den Brief hastig in der Hand zusammen und warf ihn mit einer unbeschreiblich verächtlichen Geberde zu Boden. ‚Ja, was ist Ihnen denn?‘ fragte ich, erschrocken aufspringend, denn er sah geradezu unheimlich aus in seiner tödtlichen Blässe und seiner steinernen, unnatürlichen, gewaltsam erzwungenen Ruhe.

‚Was mir ist?‘ sagte er und die Worte fielen tonlos und bleiern von seinen Lippen, ‚nichts weiter, als daß die Komödie aus ist und Borkiewicz doch recht gehabt hat, daß mein Stern ein Irrlicht war und daß ich aus einer Pfütze getrunken und sie für eine reine Quelle gehalten habe.‘

„Ich hob den Brief bestürzt auf und suchte ihn wieder zu glätten, während Curt mit schweren, schleppenden Schritten im Zimmer auf und ab ging, die Arme über der Brust verschränkt und den Blick am Boden hinirren lassend. ‚Darf ich?‘ fragte ich dann. ‚Meinetwegen!‘ klang es gleichgültig zurück und ich las in fast durch Thränen verwischter, regelloser Schrift:

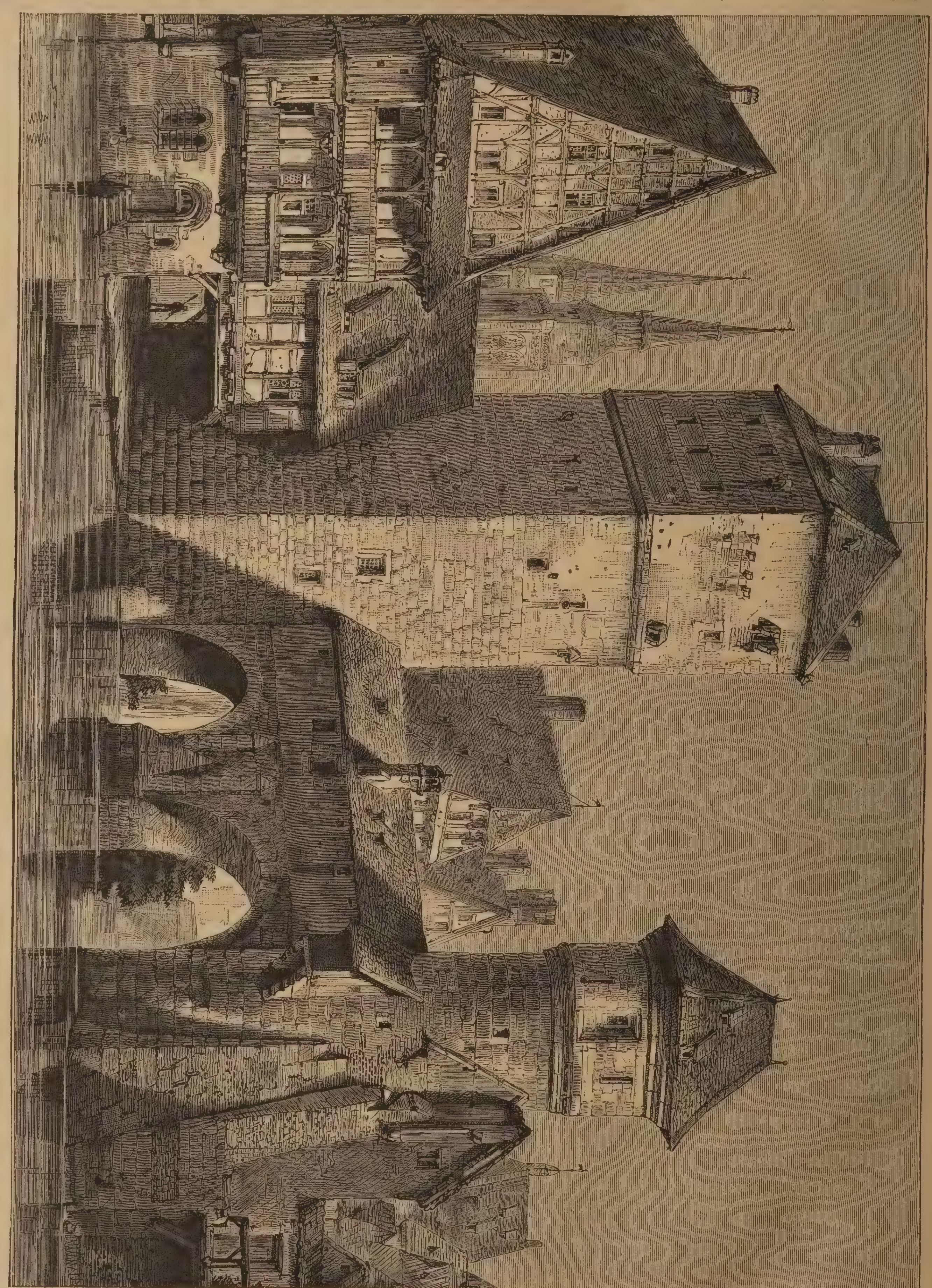
> ‚Licht meiner Augen, Abgott meiner Seele! Was ich schon lange als Nothwendigkeit erkannt und was das arme, schwache Herz immer wieder hinausgeschoben — nun muß es sein — es ist die höchste Zeit geworden! Wenn dein Blick auf diese Zeilen fällt, habe ich Prag verlassen und du siehst mich nie wieder. Ich bin dein Glück gewesen, ich weiß es, und das wird mein Stolz und mein Trost sein in den Tagen der Einsamkeit, aber ich will, ich kann, ich darf nicht dein Verhängniß werden. Vergib mir, wenn ich dir jetzt Schmerz bereite — das geht vorüber und du wirst noch einsehen, daß ich weise und gut gehandelt habe. Und suche mich nicht — du würdest mich nicht finden, ergib dich in dein Geschick und glaube mir, es ist so am besten. Denke so mild und sanft und gut von mir, als du kannst — grolle mir nicht, mein theurer, über alles geliebter Freund. Die Worte verschwimmen vor meinen Augen — mit verzweifelnder Seele küßt dich zum letzten male leidenschaftlich, innig, wild und heiß
>
> deine arme
>
> Leontine.‘

„‚Und was entnehmen Sie aus diesen Zeilen?‘ fragte ich unsicher. ‚Sie lassen vieles, fast alles dunkel.‘

‚Mein Gott, das entnehme ich daraus,‘ fuhr Curt auf in unsäglicher Bitterkeit, ‚daß sie mich geliebt hat, aber nicht durch einen Betrug mein Weib werden wollte und mir die Wahrheit nicht sagen konnte, weil ich dann mit ihr gebrochen hätte. Nun hat sie, vielleicht durch Borkiewicz selber, von dem Streit mit diesem erfahren, die Enthüllungen sind unvermeidlich geworden und nur die Flucht kann sie vor der Entlarvung schützen — was kann denn einfacher sein? Und nun kein Wort mehr über sie, wie sie will, so sei es — sie ist todt für mich!‘ setzte er düster hinzu.

„Wir blieben noch eine Viertelstunde beisammen, in der Curt in düstrem Brüten vor sich hinstarrte und die Zähne in die Unterlippe grub, bis helle Blutstropfen auf derselben standen. Dann legte er die Hand auf meine Achsel und sagte halb bittend: ‚Geh nun!‘

„Ich hatte dieses ‚du‘ erst einmal von ihm gehört; an dem Tage, an dem er Leontine zum erstem male gesehen, hatte er sich's in der Selbstvergessenheit des Affekts entschlüpfen lassen, es aber bald wieder mit dem ‚Sie‘ vertauscht. Ich ging denn



Am Henkersteg zu Nürnberg. (Seite 619.)

— wie betäubt und in dumpfer Entmuthigung —, zu Hause hörte ich, daß mein schönes vis-à-vis Prag für immer verlassen habe, ohne zu sagen, wohin sie gehe; eine halbe Stunde, nachdem sie Curts Rosen empfangen, war sie nach dem Bahnhof gefahren.



Johann Joachim Winkelmann

„Es war eine gar liebliche Nacht, die diesem Tage folgte. Ich konnte nicht recht an die Schuld des Mädchens glauben, obgleich der vieldeutige Unglücksbrief mehr gegen als für sie sprach, aber als ich am andern Morgen zu Curt kam, sagte mir sein fahles, finsteres Gesicht mit den festgeschlossenen Lippen und den blauen Ringen unter den müden, erloschenen Augen, daß es ganz vergebens sein würde, einer andern Auslegung der traurigen Zeilen das Wort zu reden. Er schnitt meine schüchternen Versuche, ihn zum Reden zu bringen und ihn so dem Banne seiner unheimlichen Starrheit zu entreißen, mit einem lakonischen: ‚Kein Wort mehr von ihr!‘ ab und sagte endlich bitter: ‚Machen Sie Sich keine Sorge um mich, — ich verwind's schon, wenn auch vielleicht nicht hier!‘ Ich war daher zwar recht betrübt, aber garnicht erstaunt, als ich am nächsten Morgen einen Brief erhielt, in dem er mir wieder das brüderliche Du gab und mir anzeigte, daß er Prag verlassen habe, ohne zu wissen, wohin er gehe — nur fort, und ohne daß er sagen könne, wann und ob er wiederkehre. Es gehe ein tiefer Riß durch sein ganzes Wesen, und da er nun einmal zu den Menschen gehöre, die nichts halb, die alles ganz thun, so schüttle er nicht blos den Staub der Moldaustadt von seinen Füßen, sondern habe auch als Offizier quittirt; er wolle durch nichts an diese Episode in seinem Leben fortdauernd erinnert sein, und auch dem Onkel möge er so — mit gebrochnem Stolz — nicht gegenübertreten. Er schäme sich vor seinen Kameraden, mehr und bittrer noch vor sich selbst; wollte er bleiben, so müsse er ersticken, und wenn überhaupt, so werde er über einer neuen Szenerie, über Arbeit und Abenteuern und Gefahren am ehesten vergessen, daß die Tragödie, in der er mit Leib und Seele agirt, von seiner Mitspielerin zur Posse herabgezogen worden sei.‘ Das war alles, — es klang, als sei ihm jedes Wort blutsauer geworden. Er war also fort, — keine Seele wußte, wohin, und ich habe weder ihn, noch das schöne Mädchen wiedergesehen, bis auf den heutigen Tag. Etwa vier Wochen später kam ein rekommandirter Brief an mich, mit dem Poststempel Straßburg, der einen verschlossenen Brief an Curt enthielt; auf einem Zettelchen wurde ich von Leontine gebeten, diesen Brief Curt zuzustellen, aus dem Stempel aber ja keinen Schluß auf ihren Aufenthaltsort zu ziehen, denn ein solcher Schluß würde sich als trügerisch erweisen. Der Brief liegt heute noch uneröffnet in meinem Schreibtisch, denn Curt hat nie wieder etwas von sich hören lassen, und auch Leontine war und ist spurlos verschollen.

„Das ist meine Geschichte — die Nutzanwendung macht euch selber.“ Damit nahm der Maler, um dessen Lippen es wunderlich zuckte, seinen Schlapphut, drückte ihn tief in die Augen und ging; man ehrte seine Bewegung und niemand versuchte, ihn zurückzuhalten.

* * *

Nicht viele Wochen später, an einem milden Aprilabend, sah Reinisch beim Nachhausekommen von einem Spaziergang im Stadtpark Licht in seiner Wohnung, und die öffnende Magd berichtete, ein vornehmer Herr, den sie noch nie gesehen, erwarte schon seit zwei Stunden seine Rückkehr. Es war dem Maler räthselhaft, wer das wohl sein könne, als er aber in sein Zimmer trat, als eine mittelgroße, ebenmäßige Gestalt sich vom Divan erhob und eine sonore und doch weiche Stimme halb launig, halb herzlich sagte: „Da wären wir also wieder, — kennst du mich noch?“, da stutzte er nur einen Moment, dann jubelte er auf: „So wahr ich lebe, Curt, mein Herzensjunge, — bist du wieder da?“ und umarmte ihn mit ungestümer, fast väterlicher Zärtlichkeit. Dann schob er seinen jungen Freund an beiden Schultern von sich, hielt ihn fest, um sein Gesicht zu studiren, und sagte mehr zu sich als zu ihm: „Wie verwettert und männlich und kühn er aussieht und wie ihm die Narbe steht! Und wo hat der tolle Mensch diese langen sechs Jahre gesteckt, was hat er draußen in der Welt getrieben und wie ist's ihm gegangen?“

Er sollte alles erfahren, aber das ward eine lange Geschichte, und bis in den jungen Tag hinein saßen die beiden rauchend vor den Gläsern, in denen der Ungar perlte, und Curt erzählte, wie er drüben in Amerika an den großen Seen den Civilingenieur gespielt und auf die Kunde vom Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs sein Bündel geschnürt habe, um in Kars und Batum Schanzen zu bauen und — sich die Narbe zu holen. Er hatte mit dem ganzen Eigensinn des Schmerzes und der Beschämung jedes Band zwischen sich und der Heimat zerschnitten, keine deutsche Zeitung angerührt und weder seiner Familie noch seinen Freunden Nachricht gegeben; er hatte um jeden Preis vergessen wollen und doch nicht vergessen können, denn wenn es auch den Tag über gelang, — des Nachts, wenn der Wind gegen die Zeltwände stieß oder er am verglimmenden Wachtfeuer lag und emporsah zu den flimmernden Sternen, hatten ihm die Gedanken keine Ruhe gelassen, die Zweifel hatten sich immer hartnäckiger an ihn geheftet und das Ende vom Liede, das Resultat aller inneren Kämpfe war schließlich doch gewesen, daß er sich wieder nach der Heimat aufgemacht hatte.

„Ich hätte es früher, viel früher thun sollen!“ sagte Curt nachdenklich, „denn weißt du, Reinisch, daß ich damals recht knabenhaft-trotzig gehandelt habe und — daß Leontine doch unschuldig war?“

Der Maler horchte hoch auf und fragte hastig: „Und du hast sie wiedergefunden?“

„O nein, und ich weiß, ich werde sie auch nicht wiederfinden; aber sieh, daß ich sie nie mein nennen werde, quält mich nicht mehr so, seit ich ihr Bild reinwaschen konnte von dem häßlichen Flecken, der ihm anhaftete. Nun hab' ich sie wieder lieb, nun brauche ich mir selbst nicht mehr verächtlich vorzukommen, wenn sie immer wieder vor dem Auge der Phantasie auftaucht, und weil ich das längst wußte, wäre ich damals nicht in Scham und Trotz auf und davon gegangen, darum nenne ich die Jahre in der Fremde verloren.“

Der Maler sah ihn erwartungsvoll an und Curt fuhr fort: „Wahrscheinlich weißt du garnicht, daß Borkiewicz gestorben ist, nur acht Wochen nach dem Duell? Du hast ja, wie ich in Prag hörte, der Moldaustadt bald den Rücken gekehrt. Zu der Wunde, die bei des liederlichen Kumpans verdorbenen Säften sehr langsam heilte, kam eine starke Kopfrose, und an der ist er in Dresden, wohin er sich nach dem Duell hatte bringen lassen, gestorben. Angesichts des Todes hat er eine Erklärung diktirt und unterschrieben, welche er seinem Sekundanten Rajacic übergab und durch welche er bekannte, seine Behauptung theils aus Rachsucht gegen Leontine, theils aus Neid gegen mich aufgestellt und sie meinem schroffen Auftreten gegenüber aus Trotz und — Ehrgefühl aufrecht erhalten zu haben. Diese versiegelte Erklärung konnte man mir erst jetzt zustellen, — und nun läßt allerdings Leontinens schmerzlich-verworrener Brief die Deutung, die mir damals ein unseliges Zusammentreffen von Umständen fast aufzwang, garnicht mehr zu —“

„Und wir müssen ihr wohl selber das Wort geben!“ unterbrach der Maler aufspringend, und Curt fragte erbleichend:

„Hast du einen Brief von ihr — an mich — und seit wann?“

„Noch ein paar Wochen länger, als der Herr Rajacic das Schuldbekenntniß des Ulanen — ach, Curt, warum bist du uns damals auf und davon gegangen, warum hast du nicht wenigstens einmal geschrieben?“

(Schluß folgt.)

Irrfahrten.

Von **Ludwig Rosenberg.**

(Fortsetzung.)

Freimann saß zwischen Retorten und Gläsern mit Chemikalien, beschäftigt irgend eine wichtige Analyse zu machen, als Morgenroth beim ihm eintrat. Die beiden Freunde begrüßten sich herzlich. Wie vorher bei Liebers, so drehte sich das Gespräch auch hier um Nebensächliches. Freimann setzte dem Freunde seine wohnlichen und finanziellen Verhältnisse auseinander, freute sich, daß Morgenroth so wettergebräunt wieder zurückgekehrt sei, und als endlich der einfache Faden der Unterhaltung abgelaufen war, trat eine Pause ein, die Freimann damit ausfüllte, daß er mit seinen Retorten hantirte. — Morgenroth las unterdessen in einem Buche und hatte sich zum Zeitvertreib — er wußte, Freimann konnte öfters sehr langweilig sein — eine Cigarre angezündet. —

„Ich war vor ein paar Stunden auch bei Liebers,“ sagte er endlich, scheinbar harmlos und in die Lektüre des Buches ver-

tieft, in Wahrheit aber innerlich erregt und keineswegs mit den Gedanken beim Inhalte des Buches. „Ich war bei Liebers," wiederholte er, „und da ich die unangenehme Entdeckung machte, daß du während meiner Abwesenheit nichts weniger als energisch und erfolgreich gewesen, so habe ich die Angelegenheit ins reine gebracht." — Freimann war bei diesen Worten, wie von einem Alp befreit, aufgesprungen, und indem er sich vor den Freund stellte, rief er, demselben auf die Schulter klopfend: „Du hättest es wirklich, wirklich in Ordnung gebracht?" — Morgenroth nickte und Freimann machte eine lebhafte, freudige Geberde, lief in der Stube auf und ab und ward nicht müde, wohl ein Dutzend mal ihn seiner Freundschaft zu versichern und ihm zu danken. „Ja, du bist der Mann dazu," rief er, „das wußte ich und darum wartete ich auch täglich sehnsüchtig auf deine Zurückkunft. Ich selbst bin ein verdammt feiger Mensch, ein Thor, ein Tölpel! Sieh," sagte er, „wohl hundertmal war ich dort und wohl hundertmal lag mir das Wort auf der Zunge, das mich von der Last des Zweifels und der Ungewißheit hätte befreien können, aber jedesmal ging es mir just wie einem kleinen Kinde, das sich nicht getraut, seine Gefühle auszusprechen. Aber nun, nun ist die Last herunter von Zunge und Schultern und ich werde nun alles, was mir solange auf dem Herzen liegt, von mir geben können." — In solcher Weise fuhr Freimann fort, zu plaudern und erst, als Morgenroth sich zu entfernen Anstalt machte, beendigte er seinen Monolog, der Morgenroth ein großes Stück Selbstüberwindung zumuthete. Er schreibt darüber in seinem Tagebuche nur einige Worte, die diese Ansicht rechtfertigen: „Wenn das Herz einmal blutet, so empfindet es eine Art Wollust, nicht mit bluten aufzuhören. — Ein einmal übernommenes Leiden muß bis auf den Rest durchgekostet werden. — Ich war bei Freimann und habe anhören müssen, wie er in einem endlosen Monolog die himmlischen Tugenden Elisabeths und seine eigene Liebe schildert. Ach, du mein armes, armes Herz!" — —

Die beiden Freunde hatten sich verabredet, zwei Tage nach ihrem Wiedersehen bei Liebers zusammenzutreffen. Morgenroth traf Elisabeth bleich und abgehärmt an. „Was muß ich sehen, Elisabeth," rief er, auf ihre blassen Wangen deutend, „weiße Rosen? Die werden freilich nimmer wieder roth, aber, was gilt's, ein paar sonnige Lenztage voll neuer Liebeslust, und der Strauch treibt neue Knospen zur Freude des Gärtners!" — Elisabeth antwortete nicht, und erst als Morgenroth sagte: „Nun, warum sprichst du nicht, mein Kind?" da versetzte sie langsam: „Ich verstehe dich wohl und kenne dich gut. Du hast mir allen Selbstwillen genommen und ich folge deinem Winke wie ein geduldiges Lamm, weil ich muß, ich weiß nicht, warum." — Darauf kam Freimann. Morgenroths ernste Stimmung ging in eine scherzende über. Er stellte lachend seinen Freund der Familie als Bräutigam vor und spöttelte darüber, daß die beiden jungen Leute so schüchtern seien. Als Elisabeth ihren Blick hob, begegnete sie dem Freimanns, welcher auf sie zutrat und ihr seine Hand darreichte. Unentschlossen, was sie thun sollte, stand sie da, aber schnell besann sie sich, und während sie ihre zarte, weiße Hand in die Freimanns legte, spielte ein eigenthümlich wehmüthiger Zug um ihre Mundwinkel. — —

Von diesem Tage an besuchte Morgenroth die Familie Lieber sehr selten. Er schützte als Entschuldigung eine Ueberhäufung von Arbeiten vor, was mit der Wahrheit indessen nicht übereinstimmte, denn er arbeitete im Gegentheil weniger als je, und was seine Feder hervorbrachte, waren nur ein paar wehmuthdurchhauchte Verse. Er konnte stundenlang auf dem Sopha sitzen und vor sich hinstarren, oder planlos in der Umgebung umherschweifen. Dann kam er spät abends wieder und erwiderte auf die Nachricht, Freund Freimann habe seiner dringend begehrt, nur, daß es wohl nicht so wichtig sei, und daß er wohl noch zu früh komme oder dergleichen. Mit seinem Zöglinge war er nachsichtiger als früher, — er behandelte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und väterlicher Strenge, und es kam nicht selten vor, daß er ihn zur Belohnung für seine Aufmerksamkeit mit einem Kusse beschenkte, oder ihn liebevoll an sich zog, ihn mit warmen Worten zum Fleiß ermahnte, für die edelsten Güter der Menschheit begeisterte. — „Zu wahren Menschen müssen wir die Jugend heranziehen," schreibt Morgenroth an einer Stelle seines Tagebuches, „nicht zu mechanischen Hampelmännern, bis zum Halse mit tausend Kleinigkeiten vollgestopft und dadurch mit dem Dünkel versehen, als ob durch den aufgehäuften Krimskrams die Welt gerettet werden könnte von allen Uebeln. Und um diese Erziehung bewerkstelligen zu können, muß man dem jungen Kopfe Zeit lassen, sich zu sammeln, das Geschehene, das Gehörte, das Empfundene zu verdauen, zu Fleisch und Blut zu assimiliren; muß man den Körper nicht auf Kosten des Geistes oder umgekehrt entwickeln wollen, will man nicht durch solche Erziehungsmethode den vollständigen Mangel an intellektuellem Verständniß dokumentiren. Aber dazu gehören geniale, oder wenn auch das nicht, so doch vernünftige Lehrmeister, und an solchen sind wir leider nur zu arm." — —

Es war um diese Zeit, als ich mich an Morgenroth enger anschloß und seine Freundschaft zu erwerben wußte. Er sprach gern mit mir, da er in mir einen seiner Denkungs- und Gesinnungsart ähnlichen Charakter entdeckt hatte, und ich wanderte noch oft abends spät vor das Thor hinaus, um bei ihm zu einer nützlichen und anregenden Unterhaltung Einlaß zu erbitten. Von aller übrigen Gesellschaft hatte sich Morgenroth nach Möglichkeit abgeschlossen. „Ich liebe alle Menschen," sagte er eines Tages zu mir, als wir über das Salonleben sprachen, „aber ich bin Feind allen Geschwätzes ohne fruchtbaren Zweck, ohne idealen Zielpunkt. Aus den gesellschaftlichen Cirkeln und öffentlichen Vereinen bin ich längst ausgetreten," fügte er hinzu. „Dort dreht sich alles um einige wenige Personen und deren Egoismus. Ich habe weder das Zeug zum Schuhputzer noch zum Führer. Ehrgeiz kenne ich nicht und ich wäre ein erbärmlicher Waschlappen, wenn ich mich an Schmeicheleien von Dummköpfen satt füttern wollte. Es mag jeder sehen, wie er sich befriedigt, und wer sich bei einem matten Thee und einer seichten Unterhaltung behaglich fühlt, der mag sich meinetwegen etwas auf nichts einbilden." — Als ich ihm entgegenhielt, daß man aber doch mit den Menschen leben und verkehren müsse und nicht immer geistreiche Diskussionen führen könne, gab er mir als Antwort: „Ich mache eben aus keinem Dinge eine Gewohnheit; ich will kein Gewohnheitsaffe sein, sondern dem Drange meiner innersten Natur folgen. Je älter ich werde, je enger und fester wird der Kreis, den ich um mich ziehe. Fühle ich das Bedürfniß, mit Menschen zu reden, so suche ich mir Menschen auf, wie sie mir gefallen. Ich gehe auf das Land, dort, wo der Sinn noch frisch ist und der Verstand nicht durchlöchert; dort höre ich aufmerksam zu, merke mir, was das Volk denkt und wünscht, und wenn ich dann einmal gefragt werde, dann suche ich zu lernen und zu belehren. Das ist mein Vergnügen und mein Bedürfniß. Und wenn es einmal grade nicht anders geht und ich in eine öffentliche Gesellschaft hineingezerrt werde, so habe ich von dem Zuschauen bald so genug, daß ich für lange Zeit von jeglicher Sehnsucht gründlich kurirt bin." — Und als ob er fürchtete, von mir aufs neue interpellirt zu werden, setzte er noch hinzu: „Ja, die Ausnahmen! werden Sie sagen. Aber die Ausnahmen bilden nicht die Regel. Man gebe mir die Schule und die Landbevölkerung und ich bin sicher, in Kürze Wunder zu wirken." — Nach einem derartigen Gespräche versank Morgenroth gewöhnlich plötzlich in längeres Stillschweigen. Man sah ihm an, daß er mit seinen Gedanken einen weiten Flug machte, von dem er erst dann wieder zurückkam, wenn man ihn gewaltsam aufschreckte. —

Eines Tages überschritt ich nachdenklich die Schwelle seiner Wohnung. Im Begriff, seine Stubenthür zu öffnen, hielt mich die Wirthin zurück, indem sie mir zuraunte: „Warten Sie ein wenig. Herr Morgenroth scheint sich in einer schrecklichen Aufregung zu befinden. Er ist einsilbig vor einer Stunde angekommen und geht nun schluchzend und weinend im Zimmer auf und ab." Ich trat in der Wirthin Zimmer. Die gute Frau zeigte sich sehr theilnahmsvoll und bedauerte es sehr, daß Morgenroth seit kurzer Zeit so trübselig und unglücklich sei. — „Und haben Sie ihn öfters so gefunden?" fragte ich. — „Schon neulich einmal. Er sagte mir, er sei mit Herrn Freimann bei Liebers gewesen; habe sich dort sehr gut vergnügt und wolle noch — es war spät am Abend — arbeiten. Auf einmal hörte ich ein Geräusch, und als ich neugierig wurde, ward es mir klar, daß er in seinem Zimmer aufgeregt hin- und herschritt, mit den Füßen stampfte, mit den Zähnen knirschte und dazu weinte. Ich öffnete schnell die Thür und da sah ich ihn am Fenster stehen und in die Dunkelheit hinausblicken. Als er sich umwandte und mich erblickte, rannen ihm ein paar Thränen von den Wangen, aber er lächelte und antwortete auf meine Frage, was ihm fehle: Er wäre heute in einem Theater gewesen, man hätte dort ein Trauerspiel aufgeführt und nun habe ihn hinterdrein die Wehmuth gepackt und überwältigt. — Begreifen Sie das?" fragte mich die Wirthin. „Herr Morgenroth versteht doch sonst so vortrefflich, sich zu beherrschen und seine Männlichkeit zu wahren, aber diesmal — ich

fürchte — ich fürchte —“ — „Nun?“ — „Ich fürchte, er hat eine trübselige Geschichte mit einem Mädchen.“ — Ich nickte und trat bei ihm ein. Er stand am Fenster, als ich ihn begrüßte, kam aber sogleich auf mich zu: „Gut, daß Sie kommen,“ rief er. „Ich habe mich nach Ihnen gesehnt.“ Dann bot er mir auf das freundlichste seine Cigarren an, nahm selbst davon und sagte: „Wenn die Kiste geleert ist, werde ich mich der thörichten Angewohnheit des Rauchens entschlagen. Man braucht nicht, wenn man will. Und übrigens ist das eine theure Leidenschaft. Wir Männer tadeln die Frauen, wenn sie dem Kaffee fröhnen, denken aber nicht daran, daß wir an größeren Untugenden laboriren. Ich werde den Tabak nur als Medizin, also in den Fällen anwenden, wo ich einer Anregung bedarf.“ — —

Nachdem er mich mit seinen Ansichten über die „kleinen Laster“ bekannt gemacht hatte, sagte er plötzlich, das Thema völlig wechselnd: „Wie urtheilen Sie über einen Menschen, der aus Liebe seiner Liebe entsagt, der seine eigenen Gefühle gewaltsam zurückhält und, ob er gleich sicher ist, bei der Geliebten nicht fehl zu gehen, trotzdem diese letztere seinem Freunde zuführt, der sie ebenfalls liebt?“ — „Ich bedaure ihn,“ entgegnete ich. — Morgenroth sah mich überrascht und scharf an. „Wieso? Warum? Erklären Sie das!“ — „Ich bedaure ihn, weil er zum ersten jedenfalls ein Opfer seiner schlechten sozialen Verhältnisse ist, und zweitens, daß er seine Liebe an einen unwürdigen Gegenstand vergeudete.“ — Morgenroth war aufgesprungen. „Unwürdig? Warum?“ — Ich fuhr fort: „Das Mädchen darf sich auf keinen Fall von dem Freunde an den Freund verschachern lassen. Thut sie es, so ist ihre Liebe für ihn nicht von jener Leidenschaft und Innigkeit, wie die seine, und mithin kann sie nur dem andern liebend zugethan sein. Wäre sie es nicht, so handelte sie egoistisch, geschäftsmäßig, nach der landläufigen Sitte also unmoralisch, gemein, — und wäre des hochherzig Entsagenden unwürdig.“ — „Und welche Handlungsweise verlangen Sie von der Dame?“ fragte Morgenroth aufgeregt. — „Sie mag auf den ersten Augenblick aus allzugroßer Liebe für den Mann oder in Verwirrung diesem in seinem Vorschlage, des Freundes Hand nicht auszuschlagen, gefolgt sein, aber sie muß, zur Besinnung gekommen, zurücktreten und durch ein freimüthiges Bekenntniß sich von einer Sünde befreien, die andernfalls wie ein Fluch sich an ihre Sohlen heften würde. Sie muß gewaltsam das Band zerreißen, unbekümmert darum, was daraus entstehe, unbekümmert auch darum, ob die Verhältnisse ihres Geliebten sich je so gestalten, daß eine Vereinigung mit ihm möglich ist.“ — Morgenroth antwortete nichts darauf. Er ging im Zimmer auf und ab. Seine Brust arbeitete mächtig und ich erwartete, daß er das Thema festhalten würde; aber er schwieg und drückte mir nur seinen Dank für das Gesagte aus. Mich noch ein Stück des Weges bis zum Thore der Stadt begleitend, schlug er dann, sich verabschiedend, den Weg durch die Promenade ein. —

In seinem Tagebuche lesen wir folgende Stelle, die wir hier passend hinsetzen wollen: „Schreckliches Geschick! — Prometheus kann keine größeren Plagen erlitten haben, als ich! Ich verzehre mich innerlich! — Mein Herz heult wie eine Kirchenglocke, die man wegen einer Feuersbrunst in Bewegung gesetzt hat — aber mein Mund lächelt. — Sie ist mein und sie ist nicht mein! — — Ich komme — rede mit ihr — und wenn ich sie verlassen — bricht es mit aller Verzweiflung aus mir hervor. Das ist eben das schlimmste, sie nicht sehen wollen und sie doch sehen müssen! Oft kommt es mir so vor, als ob ich dem Wahnsinn nahe wäre! — Ist das Eifersucht! — Pfui! — ich zürne keinem!“ — — —

Um den Leser über Morgenroths seelische Vorgänge aufzuklären, muß ich den Fortgang der Handlung erzählen: „Freimann hatte ihn dringlich gebeten, Liebers Haus, trotz seiner veränderten Stellung, nicht zu meiden, ja er hatte ihm das Versprechen abgenommen, nach wie vor mit der Freundin zu verkehren und ihr den Vortheil seines Umgangs und seiner Belehrung zu theil werden zu lassen. Morgenroth, um sich dem Freunde nicht zu verrathen, brachte dieses Opfer. Er versuchte, sich in alter Gewohnheit zu geben und zu äußern. Aber es gelang nicht nach Wunsch. Er ärgerte sich deshalb über sich selbst und litt, durch den Anblick des jungen Paares, Höllenqualen. Kein Mensch erfuhr davon. Nur seine Wirthin beklagte dieses unglückselige Verhältniß und sagte es ihm endlich offen ins Gesicht. — — —

„Eines schönen Tages theilte Morgenroth seiner Wirthin mit, daß er auf zwei oder drei Tage verreisen werde. — Elisabeth war zu ihrer Cousine Marianne aufs Land gereist, Freimann hatte Morgenroth ersucht, verschiedene Sachen und Bücher hinüberzubringen. Morgenroth fuhr ab. Er fuhr gern — er hatte Sehnsucht darnach. — Von der Eisenbahnstation L.. hatte er noch drei und ein halb Stunden zu Fuß bis Baumberg zu wandern, wo Marianne wohnte. Der Morgen war frisch, die Sonne erglänzte auf Wiesen und Feldern, Lerchen stiegen empor und jubilirten. Er schritt schnell auf der Landstraße dahin und wenn ihm irgend ein Landmann begegnete, so fragte er nach der Länge des Weges. — Unterwegs kam er an einem zerfallenen Kloster vorbei, in dessen Räume er eintrat. Majestätisch und ernst ragten die Trümmer empor. Hie und da war noch ein Saal, ein Verließ erhalten. — Zu anderen Zeiten hätte er stundenlang zwischen den Steinhaufen umherklettern können, um eine alte Inschrift zu entziffern, die Bauart alter Zeit zu studiren, die Kulturgeschichte vergangener Jahrhunderte aus den Trümmern zu lesen — heute übersah er das alles — er überblickte die langen lateinischen Inschriften über dem Portal — die Bruchstücke von Bildsäulen heiliger und gelehrter Männer, die schön geschwungenen Bogen der zerfallenen gothischen Kirche — sein Auge erfaßte nur das Gesammtbild und als er sich abwandte und in den mit Schilf und Grün bedeckten Graben hinabblickte, der das Kloster früher gegen feindliche Macht schützte — da lächelte er melancholisch, pflückte sich eine Epheuranke von dem alten Mauerwerk und sagte: ‚Und neues Leben blüht aus den Ruinen.‘ — Mit Hast schritt er Baumberg zu. — Wie klopfte ihm das Herz und wie hämmerte es in seinen Schläfen! Er ließ sich von einem Kinde Marianne's Wohnung zeigen und trat langsam und leise in das mit Weinlaub bekränzte Haus. — Marianne im leichten hellen Morgengewande kam ihm freundlich entgegen. — ‚Sieh!‘ rief sie! ‚Sie sind doch gekommen! Das ist schön! Da habe ich also die Wette verloren! — Elisabeth meinte, Sie kämen sicher einmal zu uns nach Baumberg und ich? — Nun, ich glaubte das nicht recht. — Dafür bin ich der ausgemachten Strafe verfallen! — Elisabeth ist im Garten. Sie wird bald kommen.‘ — — Morgenroth war bleich und einsilbig. Er setzte sich in den Sessel und blickte vor sich auf die Erde. Marianne sprach den Wunsch aus, daß er einige Tage bleiben werde — aber Morgenroth erwiderte: ‚Ich habe nirgends lange Ruh. Wenn ich mich meines Auftrages entledigt und mich etwas ausgeruht, werde ich den Rückweg antreten. — Elisabeth, welche in diesem Augenblicke eingetreten war, unterbrach die Antwort mit den Worten: ‚Daraus wird nichts!‘ — — Dann begrüßten sich die beiden nnd Morgenroth übergab ihr die Sachen und Bücher. — — Man sprach von diesem und jenem, aber man sprach nicht über das, worüber jeder so gern gesprochen hätte. — Nur einmal wurde die Unterhaltung lebhaft. In einem Anfalle von Härte hatte nämlich Morgenroth den Frauen Wankelmuth und Zaghaftigkeit vorgeworfen. — ‚Ich kenne die weibliche Natur,‘ sagte er zum Schluß und Marianne versetzte lebhaft: ‚Sie kennen sie nicht, oder Sie schließen von Ihren persönlichen Erfahrungen, also von einer winzig kleinen Zahl, auf die unendliche Gattung. Ich weiß Frauen, die heldenmüthiger sind als je ein Mann es sein kann, die größere Märtyrer sind, als alle die Heiligen, die man in den Kirchen glorifizirt. Sie sprechen nur nicht von sich, sie sagen nicht, was sie leiden und tragen ihre Leiden gern, wie Christus sein Kreuz einst getragen, aus Liebe.‘ — Morgenroth sah auf Marianne und dann auf Elisabeth, welche hinausblickte auf die Straße. Ihre Züge waren unendlich traurig und es fehlte nicht viel, so wären die hellen Thränen aus ihren Augen geflossen. Sie erhob sich mit einem seufzenden ‚Ach ja!‘ und ergriff eines der Bücher, um den Titel anzuschauen. — — ‚Ich nehme alles, was ich Anklagendes gesagt, gern zurück,‘ sprach Morgenroth, ‚meinte ich es ja doch nicht so ganz ernst. Mein Ideengang war nur der, daß ich ein Körnchen Heldenmuth an einer Frau liebe, daß die Frau nicht immer und überall geduldig Fesseln und Leiden tragen, daß sie erhaben sein soll über etwaiges sinnloses Geschwätz der Menge; was der Mann ihr aufdrängt, solle sie nicht leicht hinnehmen und länger dulden, als es ihre Natur erträgt!‘ — — Beide Frauen hingen aufmerksam an des Sprechers Munde. Elisabeth bleich, mit starren Augen — trat plötzlich einen Schritt näher auf ihn zu — sie hob die Hand, sie bewegte den Mund zum Sprechen — aber sie schwieg, wie von einer anderen Idee geleitet und wendete sich um, zum Fenster. — — — Inzwischen waren Marianne's Eltern hinzugekommen. Man freute sich allgemein, Morgenroth kennen zu lernen. Auch Verwandte fanden sich ein, von denen er manchen schon früher bei Liebers gesehen hatte.

Man speiste zu Mittag. Morgenroth fühlte sich bewegt und aufgeregt. Er sollte erzählen, er sollte über Freimann berichten, ihn schildern. Die Worte erstarrten ihm im Munde. Er mußte sich gewaltsam bezwingen. — Dann kam der Kaffee. Man brachte Kuchen und Zwieback. Man lachte, man scherzte. Morgenroth lachte auch, aber jedesmal überlief es ihn eiskalt, wenn er nach Elisabeth hinübersah, der man Glück wünschte zu ihrer Brautschaft. —

(Schluß folgt.)

Tanz und Religion.

Kulturgeschichtliche Skizze von **Friedr. Volkmar.**

Wie sich in den Tänzen und Spielen der Kinder das heitere und fröhliche Wesen der Kindheit am vollkommensten ausspricht, so spiegelt sich auch in den Tänzen der Erwachsenen der Charakter sowohl der einzelnen wie ganzer Völker reiner und deutlicher wieder, als in so manchen andern, bei weitem beachteteren Kulturerscheinungen. Denn im innigsten Zusammenhange mit der Denkart und dem Charakter eines Menschen oder eines Volkes steht auch die Art, sich zu vergnügen und zu erheitern, d. h. was für uns am wichtigsten ist, auch zu tanzen. Ernste und zumal politisch gedrückte Zeiten werden deshalb ernste und gemessene Tanzarten hervorbringen, während umgekehrt in Zeiten von regem geistigen und politischen Leben auch die Tänze rascher, freier und lebendiger sind. So hatte die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre steifgraziösen Menuetts voll gespreizter Würde und lächerlicher Geziertheit, in welchen sich das unterdrückte Selbstgefühl der Menschen jener Zeit, namentlich des sogenannten dritten Standes, Luft machte und oft bis zu unschöner häßlicher Tändelei verirrte. In der zweiten Hälfte dagegen, und nicht minder in unserem vielgepriesenen und vielgeschmähten neunzehnten Jahrhundert, treten die Rundtänze (Polka, Walzer ꝛc.) mit ihren rascheren Wirbeln und paarweisem Dahinfliegen immer mehr an die Stelle der älteren geselligen Tänze (Contre, Quadrille ꝛc.) und bilden deshalb ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit, das näher zu untersuchen wir uns für eine spätere Nummer der „Neuen Welt" vorbehalten.

Wie jede Zeit, so hat auch jedes Volk besondere Tänze. Man könnte deshalb von Zeit- und National- oder Volkstänzen sprechen, insofern die ersteren nicht wie die letzteren nothwendig an die Eigenthümlichkeit eines bestimmten Volkes, das sie hervorgebracht hat, gebunden sind, sondern nur einer bestimmten Zeit, gleichsam der Laune oder der Noth eines Jahrhunderts ihr Dasein verdanken und zu gleicher Zeit von verschiedenen Nationen geübt und getrieben werden. Dies ist namentlich in der neueren Zeit der Fall, welche die Unterschiede der Nationen, ihrer weltbürgerlichen Tendenz getreu, auch in den Tänzen immer mehr zu verwischen bemüht scheint, während die eigentlichen Volkstänze, wenigstens ihrer Entstehung nach, fast durchweg den früheren Jahrhunderten angehören, ja mit ihren ersten Anfängen oft in die fernste Vorzeit eines Volkes zurückreichen. Von dem wichtigsten Einfluß auf die Entstehung und Entwicklung derselben ist unstreitig das Temperament, d. h. die Naturanlage eines jeden Volkes gewesen, die wiederum zum Theil durch die klimatische Beschaffenheit des betreffenden Landes bedingt wird. Unter der heißen Sonne Spaniens und Italiens rollt das Blut schneller und feuriger durch die Adern, als in dem kühlen germanischen Norden. Demgemäß loht auch in dem Nationaltanze des Spaniers wie des Italieners, dem Fandango als in der Tarantella, südliches Feuer und die glühende Leidenschaft des romanischen Volkscharakters, während die Volkstänze unserer deutschen Heimat, der langen Winterruh und unserer deutschen Schwerfälligkeit entsprechend, fast durchweg eine größere Ruhe und Beschaulichkeit zur Schau tragen: in „Großmutter will tanzen!" u. s. f., worin sich die Langsamkeit und Bedächtigkeit der deutschen Natur, verbunden mit einem Zuge von Humor, wie er uns eigen ist, unseres Erachtens sich vollkommener ausdrückt, als in dem sonst als deutschen „Nationaltanz" verschrienen Walzer. Aehnlich verhält es sich mit dem Czardas des Ungarn, dessen vibrirende Melodien im raschen Wechsel von größter Schwermuth und ausgelassener Lust, sowie die eigenthümliche Tanzart eine tiefe mühsam verhaltene Leidenschaft aussprechen, wie sie dem ungarischen Volkscharakter eigen ist, und ähnlich verhält es sich mit allen echten Volkstänzen.

Schon bemerkt wurde, daß der Tanz, und zwar wahrscheinlich bald nach seiner Entstehung, in den Dienst anderer Kulturmächte, hauptsächlich der Religion, getreten sei. Er theilt dieses Schicksal jedoch mit fast allen andern Künsten, Musik, Dichtkunst, Architektur, Plastik und Malerei, welche alle in ihren Anfängen bis zu ihrer völligen Reife und Selbständigkeit an den Brüsten der Religion genährt und sozusagen unter der Obhut dieser gewaltigen Geistes- und Gemüthsmacht aufgewachsen sind. Denn der Kultus der Götter nahm in dem Leben der älteren Zeiten und Völker eine weit wichtigere und ausschließlichere Stelle ein, als in dem unsrigen. Es wurden ihnen nicht nur Opfer gebracht, Thiere und in den ältesten Zeiten Menschen geschlachtet, von deren Fleisch und Blut sie sich nach der kindlichen Anschauung jener Tage ernähren sollten, zu ihrer, der Götter, Ehre und Erheiterung, oder um sie freundlich und gnädig zu stimmen, wurden an ihren hohen Festtagen auch allerlei Spiele gespielt und vor allem getanzt und gesungen. Bei unsern germanischen Vorfahren, wie bei fast allen alten Völkern, war dies namentlich an den hohen Festtagen der Sommer- und Wintersonnenwende, dem heutigen Johannis- und Weihnachtsfeste, wie zur Frühjahrs- und Herbstzeit der Fall. Man tanzte in heiligen Hainen vor den Standbildern der Götter, oder, soweit diese nicht vorhanden waren, vor den Bäumen, Felsen ꝛc., in denen man die Götter wohnen glaubte, unter feierlichen Gesängen und heiligen Gebräuchen. Namentlich waren die Ostertänze zu Ehren der alten Frühlingsgöttin Ostera, welche das Wiedererwachen der Natur feierten, sehr beliebt und über ganz Deutschland verbreitet. Ja Reste derselben haben sich bis auf den heutigen Tag in unsern Oster- und Pfingsttänzen, in einigen Orten, wie im Anhaltischen, auch Pfingstgelage genannt, erhalten, wie denn unser christliches Osterfest noch heute den Namen jener alten, heidnischen Frühlingsgöttin unverändert fortführt. So unzerstörbar sind jene alten, volksthümlichen Vorstellungen und Gebräuche, so festgewurzelt in der Seele des Volkes, daß sie von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzen, und wie sehr sie auch ihre Gestalt im Laufe der Zeit geändert haben mögen, doch immer noch Zeugniß ablegen von den Zeiten, aus denen sie stammen. Und wir fühlen uns durch sie wie durch ein geistiges Band mit jenen Tagen unserer alten heidnischen Vorfahren verknüpft und freuen uns dieser kümmerlichen Ueberreste einer längst entschwundenen Zeit, wie sich der Enkel freut, der in einem unbeachteten Winkel seines Hauses von dem ehemaligen Reichthume seiner Väter plötzlich einige seltene und köstliche Münzen findet. Lebt doch in solchen Resten alter Gebräuche noch ein Stück uralten Volkslebens, das seinen Werth wie gediegenes Gold durch seine unzerstörbare Dauer erwiesen hat, und das wir schon darum heilig halten sollten, — und nicht immer ist das neue auch das bessere!

Das Christenthum trat freilich gegen den religiösen Tanz, als eine heidnische Unsitte, welche mit der neuen Lehre und deren Gebräuchen unverträglich schien, von Anfang an mit Heftigkeit auf. Zuerst mag es wohl der heilige Bonifazius, der Apostel der Deutschen, gewesen sein, welcher im Jahre 743 auf dem Konzil zu Leptines diese höchst unchristliche und heidnische Sitte, von welcher seine Neubekehrten, wie von so manchem andern Anstößigen und Aergerlichen auch als Christen nicht lassen wollten, mit dem größten Nachdruck bekämpfte und wirklich auch strenge Gebote dagegen erwirkte. Der Bischof Burchard von Worms wiederholte dieselben in seinem Beichtspiegel vom Jahre 1024; dennoch war er ebensowenig wie das Konzil zu Würzburg vom Jahre 1208, welches den Uebertreter des gegen die religiösen Tänze ergangenen Erlasses mit einer dreijährigen Kirchenbuße bedrohte, im Stande, diese tief eingewurzelte Volkssitte auszurotten. Sie klammerte sich vielmehr wie ein zähes Schlingkraut an dem Kultus der Kirche selbst fest, und führte unter christlichem Namen ihr altes Leben noch lange fort. Ja sie blühte im siebzehnten Jahrhundert, also beinahe tausend Jahre nach Einführung des Christenthums noch so, daß der Jesuit Mentries in seinem 1682 erschienenen Buche über alte und neue Ballete erzählt: er selbst habe noch gesehen, wie in einigen Kirchen

die Domherren und die Chorknaben sich bei der Hand faßten und tanzten, während sie zugleich Danklieder sangen.

Besonders waren es, wie schon erwähnt, die Tage der Winter- und Sommersonnenwende, an welchen in heidnischer wie in christlicher Zeit religiöse Tänze beliebt waren. Man tanzte in der Weihnachtswoche auf den Kirchhöfen und am Vorabend des Johannistages um die an dem letzteren Tage ursprünglich zu Ehren des Sonnengottes Wodan angezündeten Feuer. Diese Sitte wurde die Veranlassung zu den später so berüchtigten St. Veits- und Johannistänzen, welche die Menschen, Männer und Weiber, mit einer Art wahnsinniger Wuth ergriffen und zu tanzen zwangen und die namentlich in der Rhein- und Moselgegend lange Zeit ihr Wesen trieben. Von diesen und ähnlichen Uebertreibungen und krankhaften Entartungen des religiösen wie profanen Tanzes wird weiterhin noch näher die Rede sein, hier möge nur noch Erwähnung finden, daß nach einem weit und lange verbreiteten Aberglauben der Tanz am Johannistage das Haus, in welchem es geschah, ein ganzes Jahr hindurch vor Feuer und dem Einschlagen des Blitzes schützen sollte, was wiederum ein Rest altheidnischen Götterglaubens und nur eine letzte verdunkelte Erinnerung daran ist, daß gerade dieser Tag ehemals dem obersten Gotte, dem Sonnen- und Feuergotte, dem Beschützer des Hauses und Herdes, Wodan, geweiht war. In christlicher Zeit trat Johannes der Täufer dann an die Stelle des heidnischen Gottes, dem zu Ehren der Johannistag auch seinen jetzigen Namen erhalten hat, wie man in die Zeit der Wintersonnenwende, jenes anderen großen heidnischen Festes, das Geburtsfest des Heilandes, das christliche Weihnachtsfest verlegte. Der Tanz am Johannistage selbst sollte in christlicher Zeit an jenen, aus der biblischen Geschichte her bekannten Tanz der Herodias, der Tochter des Herodes erinnern, welcher Johannes dem Täufer einst den Kopf kostete.

So müssen die alten, unzerstörbaren Sitten der Heidenzeit dem Christenthume zu Trägern seiner Ideen dienen und dem neuen Eroberer gleichsam ihr eigenes, von ihnen bisher beherrschtes Gebiet mit erobern helfen. So baute man an der Stelle, wo ehemals eine heidnische Opferstätte sich befunden, gern eine christliche Kirche, ein Kloster oder ein Bethaus, und so bediente man sich des alten Aberglaubens, um ihn für die Zwecke der neuen Lehre zu benützen und in ihrem Sinne zu deuten.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Fortsetzung.)

Während die beiden von der wilden Begleitung des langen Joseph sich so stritten, war noch eine ganze Anzahl mehr von den Leuten angelangt. Der Erstangekommene erzählte nun, daß er den Irrenhauswärter da hinein in das Hinterhaus habe gehen sehen, denselben, welcher vorhin die Prügelei — angefangen habe. Einige von den Burschen, die Klinke's derbe Fäuste zu fühlen gehabt hatten, wollten daraufhin gleich in das Haus hineinstürmen. Der Wirth aber vertrat ihnen sehr energisch den Weg und erklärte, in dem Hinterhause hätten Fremde garnichts zu thun, das wäre abgeschlossen, die Gaststube sei vorn und er würde sich gegen jeden Hausfriedensbruch mit allen Kräften zur Wehr setzen. Alsogleich rief er auch seine beiden Knechte herzu, stämmige Burschen, die ihm auf das Wort zu gehorchen gewöhnt waren, und da ihn die mitgekommenen Oberwaltersdorfer sehr gut kannten und ihm das Wort redeten, so wagte zunächst von den andern keiner, zu offener Gewalt zu schreiten.

Inzwischen waren auch der lange Joseph und Hampel nachgekommen. Des letzteren erstes Wort war die Frage, ob der Irrenhauswärter allein gewesen sei. Der Bursche, der diesen erkannt hatte, verneinte und sagte, ungefähr vier oder fünf Leute wären sonst noch dabei gewesen. Auf diese Mittheilung hin warf der amerikanische Schulmeister seinem langen Kumpan einen triumphirenden Blick zu. „Da hätten wir sie also!“ sagte er.

Nun begann der Krakehl mit dem Wirthe von neuem. Dieser ließ sich aber so wenig einschüchtern, wie vorher, und schon wollte der lange Joseph ihm selbst gegenüber zu Thätlichkeiten übergehen, als Hampel intervenirte. Er nahm den Joseph beiseite und sprach eine Weile leise mit ihm. Der Erfolg dieser Unterredung war, daß der Lange mit sonderbarem Grinsen von seinem gewaltthätigen Vorhaben abstand und mit der Drohung, die Kerle aus dem Verrücktenhause sollten ja in ihrem Mauseloche drin bleiben und sich nicht blicken lassen, sonst würde es ihnen verdammt schlecht gehen, in die Gaststube ging, um sich und den andern da auf Kosten des amerikanischen Schulmeisters gütlich zu thun. Der Wirth traute anfangs dem Landfrieden garnicht und beobachtete den Langen und den Dicken — er kannte den Schulmeister auch nicht bei Namen — unaufhörlich. Dabei bemerkte er, daß der erstere mit mehreren von seinen Leuten leise zischelte und daß die sich fortschlichen und das Hinterhaus von allen Seiten umgingen und umschnüffelten, als ob sie heimlich hineinzukommen versuchen wollten. Das machte ihm aber keine Schmerzen. Das Haus hatte nur eine alte, eisenfeste Eichenthür und die Fenster des Erdgeschosses waren mit starken Eisengittern gegen alle Versuche, durch sie ins Innere einzudringen, mehr als ausreichend geschützt. Drum beauftragte der Wirth einen seiner Knechte, im Hofe zu bleiben und genau acht auf die sich überall herumtreibenden Burschen zu geben, und schlüpfte selber in einem Momente, während dessen er sich und die Thür des Hinterhauses unbeobachtet glaubte, hinein, um die darin Eingeschlossenen über die Lage der Dinge zu beruhigen.

Hier fand er ziemlich schwere Arbeit vor. Der Doktor Wendelin und die Wärter, allen voran Klinke, empfanden es, nachdem der Eindruck der Ueberraschung überwunden war, wie eine Schmach, hinter Schloß und Riegel sich vor einer Anzahl angetrunkener Menschen zu verstecken; alle wollten heraus und der junge Arzt hoffte, doch wenigstens einige anständigere und besonnenere unter den Leuten zu finden, die sich durch vernünftige Vorstellungen von der Thorheit und Unwürdigkeit brutaler Ausschreitung überzeugen lassen würden.

Der Wirth aber kannte seine Pappenheimer besser, und widerrieth auf das allereindringlichste, die Sicherheit seines wohlverschlossenen Hinterhauses zu verlassen. Noch viel heftiger aber war er gegen das Vorhaben Fritz Lauters, der allein hinausgehen wollte, weil er der Meinung war, daß die Leute hauptsächlich oder eigentlich allein auf ihn ergrimmt seien wegen des bewußten verhängnißvollen Zeitungsartikels. Er dürfe unter gar keinen Verhältnissen hinaus; seine Gefährten dürften ihn bestimmt nicht hinauslassen, sagte er; wenn sich überhaupt nur einer von ihnen draußen zeigte, käme es gewiß zu Mord und Todschlag, während, wenn sie ruhig in ihrem Verbarg blieben, die Leute da draußen endlich doch abziehen würden. Auf dieses Abziehen aber meinten der Doktor Wendelin und die andern unbedingt nicht mehr lange warten zu können, weil ihrer wichtige Arbeit harre, und erst, als der Wirth, der keinen andern Ausweg aus der vertrackten Situation wußte, versprach, sofort einen Boten nach dem Gute des Herrn von Bergen-Felseck schicken zu wollen, damit dieser eine Anzahl bewaffneter Leute sende, unter deren Schutz der Doktor mit den Seinen vor der Roheit des langen Joseph sicher sei, konnten sie zu einmüthiger Verabredung kommen.

Der Wirth ging darauf wieder in den Hof, nachdem er sich vorsichtig durch's Schlüsselloch der Thür erst vergewissert hatte, daß in deren Nähe sich niemand herumtrieb, von dem gewaltsames Eindringen in das Haus zu besorgen war. Die zwei oder drei umherspionirenden Burschen genirten ihn wenig, sie dachten nicht daran, sich mit ihm in ein Handgemenge einzulassen, und mit so ein paar jungen Kerlen wäre auch der robuste und entschlossene Mann leicht genug fertig geworden.

Den einen seiner Knechte sandte er nun auf der Stelle, der Verabredung gemäß, ins nächste Dorf, während er den andern auf seinem Beobachtungsposten im Hofe beließ.

Als er in die Gaststube zurückkehrte, hätte er bemerken können, daß der Schulmeister einen raschen Blick auf ihn und dann auf den langen Joseph warf und diesem etwas ins Ohr flüsterte. Er achtete aber nicht darauf und stellte sich ruhig hinter dem Schenktisch auf, wo er sofort mit Einschenken von Bier und Branntwein reichlich zu thun bekam.

Als sich auch der lange Joseph unter die am Schenktisch Stehenden mischte, machte er den Eindruck eines Menschen, der schwer betrunken ist oder ganz nahe daran, es zu werden. Nach dem, was er nur in der kurzen Zeit, während er hier in der Schenke war, vertilgt hatte, konnte er es auch recht gut sein. Der Wirth schmunzelte, als er ihn ziemlich stark taumeln sah und hörte, wie er beim Reden mit der Zunge anstieß. Ist der einmal so schwer betrunken, daß er sich nicht mehr vom Platze rühren kann, so ist mit den andern kinderleicht fertig zu werden. Er schenkte ihm daher bereitwillig noch einen Schnaps ein, ohne erst die Bestellung abzuwarten. Der lange Joseph ließ sich auch nicht nöthigen, er trank mit einem Zuge das Glas bis auf die Nagelprobe leer und schob's zu neuer Füllung dem Wirthe hin. Gleichzeitig aber bestellte er beinahe lallend und sich mit beiden Händen an den Schenktisch festhaltend, als wenn er sonst umfallen müßte, ein Faß Bier. Der famose Kerl, der amerikanische Schulmeister, würde es sofort bezahlen, — Schnaps hätten sie alle Tage, aber gutes Bier wär' ihnen sonst zu theuer, heut aber dürften sie sich was anthun. Dem Wirth kam ein Gedanke, — wenn er unter das Bier im Keller rasch eine tüchtige Portion Branntwein mengte, würde sicherlich in kurzem die ganze Gesellschaft so angetrunken, daß die Männer im Hinterhause ohne Gefahr ihrer Schutzgefangenschaft entlassen werden konnten. Er trat daher nur noch zum Schulmeister hin, um sich wegen der Bezahlung zu vergewissern, und da der das Geld gleich baar auf den Tisch legte und höchst treuherzig meinte, die Leute müßten heut schon was Ordentliches kriegen, um ihre aufgeregten Nerven zu beruhigen, da entzündete der Wirth mit verbissenem Lächeln eine Laterne und ging nach dem Keller. Als er die Kellerthür öffnete, beschlich ihn plötzlich ein Gefühl der Besorgniß, über dessen Ursprung er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Besser ist besser, dachte er und zog den Schlüssel aus dem Schlosse, warf die Thür von innen zu und schloß hinter sich wieder fest ab. Dann stieg er die steilen Stufen hinunter, wählte eines der zahlreichen Fässer aus, ließ einen Theil des Biers in ein bereitgehaltenes Gefäß laufen, spundete es auf und vollzog die beabsichtigte Mengung. Dann kostete er das Bier, fand es nicht sonderlich verdächtig schmeckend, zumal für wenig kundige und in ihrer Geschmacksfähigkeit durch allerlei Trinkgenüsse schon beeinträchtigte Zungen, und schickte sich an, das Faß ans Tageslicht zu befördern. Da auf einmal hörte er ein heftiges Geräusch vor der Kellerthür, es rumpelte da oben, als ob ein schwerer Gegenstand auf der Holzdielung mit großer Kraftanstrengung fortgeschoben würde. Was mochte das sein? Er stellte das Faß wieder auf den Fußboden, — wieder rumpelte es und stieß mit aller Macht an die Kellerthür. Er mußte nachsehen, was es da geben möge. Als er an der Kellerthür angelangt war und den Schlüssel im Schlosse umgedreht hatte, gab es von außen noch einen Ruck an die Thür. Er wollte den nach außen gehenden Thürflügel aufstoßen, aber er vermochte es nicht. Er drückte mit aller Kraft, deren seine derben Fäuste fähig waren; die Thür rührte und regte sich jedoch nicht. Blitzschnell wurde ihm jetzt klar, was eben geschehen war. Man hatte ihn im Keller eingesperrt, seinen eignen großen Schrank, der in der Hausflur an der Kellerwand stand, hatten sie vor die Thür geschoben, — und diese zu öffnen, mußte solange unmöglich bleiben, als das kolossale, ursolid gearbeitete Möbel davorstand. Der Wirth rief, so laut er konnte, er fluchte und bat, die Leute möchten doch vernünftig sein, er brächte ihnen ja das Bier, er wolle ihnen ein Faß umsonst geben, sie sollten nur mit diesem schlechten Witze ein Ende machen, — aber es antwortete ihm nichts weiter, als johlendes Gelächter und wildes Tosen, aus dem heraus er kein Wort verstehen konnte.

Unter den Schreiern in der Hausflur vor der Kellerthür war der lange Joseph der ärgste. Er geberdete sich wie toll; trotzdem wäre er einem aufmerksamen Beobachter nicht halb so betrunken mehr vorgekommen, als vorhin am Schenktische. Wenigstens wußte er augenscheinlich sehr genau, was er wollte. Er zeterte und hetzte wiederum gegen den Zeitungsschreiberlaffen und gegen den Kerl aus dem Irrenhause, der so frech gewesen war, die Hiebe, mit denen die Konsorten des langen Thunichtguts über ihn hergefallen, mit Zinsen zurückzuzahlen. Das Hinterhaus müsse einfach gestürmt und den professionsmäßigen Faullenzern dadrinnen mit ihren Bedienten, den Irrenhauswärtern, gründlich der Pelz ausgeklopft werden. Soweit das Gefolge des langen Joseph aus dem Abhub des hochberger Bergvolkes bestand, hatte der saubere Führer natürlich leichtes Spiel, von einigen Oberwaltersdorfern aber wurden Bedenken laut, diese gingen in der allgemeinen Trunkenheit und Rauflust rasch unter, und noch während der eingesperrte Gastwirth hinter der Kellerthür allerlei gänzlich unfruchtbare Befreiungsversuche machte, stürmten die, welche ihn eingesperrt hatten, sicher, daß sie von ihm nicht gestört werden konnten, in den Hof, um dort das langgehegte gewaltthätige Vorhaben auszuführen. Dabei versäumte der lange Joseph nicht, den vom Wirthe in den Hof postirten Knecht ebenso unschädlich zu machen, wie seinen Herrn. Bei dem ewigen Skandal in der Hausflur war er bestürzt herbeigekommen, um zu sehen, was los sei; sofort hatte ihn der Joseph in einen Wortwechsel verwickelt, der so drohenden Inhalt annahm, daß sich der völlig vereinzelte Mensch, welcher absolut nicht begriff, um was es sich überhaupt handle, nicht anders zu helfen wußte, als Schritt für Schritt zurückzuweichen, und so zu einer Retirade überzugehen, bei der er allgemach in die Nähe der offenstehenden Thür des Pferdestalls gelangte; hier auf einmal versetzt ihm ganz unerwartet der Lange einen heftigen Stoß vor die Brust, sodaß er in den Stall hineintaumelte, und ehe er noch zur Besinnung kam, war die Thür zugeschlagen, der starke Holzriegel, welcher sich an dem Außenrand der Thür befand, vorgeschoben und er war im Stall gefangen, so gut wie sein Herr im Keller.

Und nun stürzte sich die ganze Bande mit Hurrah auf das Hinterhaus. Steine flogen gegen die Fenster und acht Fäuste stemmten sich gleichzeitig gegen den einen Thürflügel, um ihn aufzubrechen, — dabei brüllte ein Dutzend Kehlen: „Aufmachen, auf der Stelle aufmachen, sonst schlagen wir die Thür ein, — aufmachen! Der Zeitungsschreiber 'raus! Der Zeitungsschreiber 'raus!"

Der Gastwirth hatte recht gehabt, als er sich auf die Standhaftigkeit der Thür seines Hinterhauses verließ. Sie spottete der acht Fäuste und rührte sich so wenig, als ob es acht Fliegen wären, die sich drauf gesetzt hätten.

„Suchen wir eine Leiter!" schrie der eine.

„Nein, keine Leiter!" kommandirte der lange Joseph. „Von der Leiter könnten die da oben hübsch gemächlich einen nach dem andern hinunterkegeln. Wir schlagen die Thür eben ein, — sucht Aexte — da im Holzstall oder in der Küche."

Weder im Holzstall noch in der Küche, die völlig menschenverlassen war, wie das ganze Haus, — der Wirth hatte seine Mägde, als die wilden Gäste kamen, zur Verhütung von Unfug fortgeschickt, — war eine Axt zu finden. Ein mäßig großer Hammer war alles, was einer von den Burschen im Holzstall entdeckte. Auch dieser aber erwies sich gänzlich machtlos gegen die Thür. Nun verlor der lange Joseph die Geduld. Von einem im Hofe stehenden Leiterwagen brach er, unterstützt von einem paar seiner Leute, die große, eisenbeschlagene Deichsel los, und mit dieser begannen sie nun die so tapfer Widerstand leistende Thür zu bearbeiten. Er und noch ein anderer, gleichfalls ein baumstarker Mensch, faßten die Deichsel an ihrem Vorderende, schwangen sie hoch in der Luft und führten furchtbare, durch Haus und Hof weithindröhnende Schläge gegen die Thür. Dieser wuchtigen Angriffswaffe konnte sie nicht lange standhalten, das sah man an den gewaltigen Erschütterungen, denen sie bei jedem neuen Schlage mehr nachgab. Der lange Joseph heulte triumphirend laut auf und die andern stimmten, seinen glücklichen Einfall bejubelnd, ein.

Eben holten der Lange und sein Helfer beim Deichselschwingen wieder mit dem Aufgebot all' ihrer Muskelstärke aus, — jetzt mußte die Thür aufspringen, — sie hatte beim vorhergehenden Schlage schon in ihren Angeln so geächzt, in ihrem Schlosse so gekreischt, daß sie unmöglich noch viel solche Schläge aushalten konnte, ohne aus Rand und Band zu brechen.

Eine erwartungsvolle Stille trat ein für einen kurzen Augenblick — jetzt mußte der Schlag herniederschmettern — jetzt —

Aber grade in diesem Augenblick erschallte von der Seite her, von da, wo der Hof sich um das Hinterhaus dem Garten zu herumzog, von kräftiger Stimme ein energisches:

„Halt — halt, ihr Leute! Was ihr von denen da drinnen wollt, macht das mit mir aus — hier bin ich!"

Alles wandte die Köpfe nach der Richtung, woher die allen unbekannte Stimme kam — auch der lange Joseph und der andre mit der Deichsel in den Fäusten.

„Der Zeitungsschreiber — Himmelkreuzdonnerwetter — der Zeitungsschreiber!" schrie der Lange und ließ die Deichsel fallen und sperrte den großen Mund vor übermäßigem Erstaunen, ohne sich vom Flecke zu rühren, angelweit auf.

„Ja — ich," antwortete Fritz Lauter wieder in ganz unerschrocken klingendem, vollem und doch schallenden und durchdringenden Tone: „Ich, der Zeitungsschreiber Lauter, der da vor euch, ihr Leute, verleumdet worden ist, denn ich habe den schlechten Artikel im ‚Tageskorrespondenten' nicht geschrieben, — mein Ehrenwort darauf, — ich bin selber ein Kind des Volkes, ich — —"

Was er weiter sagte, war nicht zu verstehen, — der Lange und einige der rabiatesten von den übrigen unterbrachen ihn mit Gebrüll.

„Er lügt, — die Zeitungsschreiber lügen alle, — nieder mit dem Halunken!!"

Mit ein paar Sätzen war der Lange durch den dem anscheinend wehrlosen Einzelnen gegenüber für den Moment unentschlossenen Haufen seiner Genossen hindurch, um sich ohne alle weiteren Redereien auf Lauter zu stürzen und ihn niederzuschlagen.

Fritz Lauter wich einen Schritt zurück, bis er die Hofmauer im Rücken fühlte, dann riß er den Revolver, welchen ihm Willisch aufgedrungen, aus der Seitentasche seines Rockes, — er wußte freilich, daß er nicht geladen war, er wollte auch nicht schießen, sondern nur drohen und einschüchtern:

„Zurück!" schrie er. „Zurück, wem sein Leben lieb ist. Ich schieße jeden nieder, der Miene macht, sich mir zu nähern."

Der Lange stutzte und stand still.

„Aha, aus dem Loche pfeifen wir! Ehrliche Kerle niederschießen, wie die tollen Hunde — das ist so die Manier der Herren. Na warte, Bursche, dich kriegen wir doch."

Im Nu war er in der Menge seiner Leute verschwunden:

„Ich komme sofort wieder!" schrie er. „Und dann mag das Bürschchen schießen, soviel's will. Ich streich's ihm an und wenn mich auf der Stelle der Teufel holt."

Wieder machte Fritz Lauter einen Versuch, zu den Leuten, welche die drohende Revolvermündung in respektvoller Entfernung hielt, zu sprechen, sich mit ihnen zu verständigen, aber die Geister des Branntweins waren zu mächtig in ihnen, die langgenährte Erbitterung zu groß, — sie schrieen und schimpften und drohten so sehr, so laut, daß keiner sein eignes Wort verstand und noch viel weniger das, was Fritz Lauter zu ihnen sprach, wie übermäßig er auch seine Stimme anstrengte.

Kaum eine Minute konnte verstrichen sein, als der lange Joseph wieder erschien. Seine Gesellen begrüßten ihn mit einem Jubelgeheul — er hatte wieder einen famosen Einfall gehabt. Er schleppte einen großen Tisch herbei, — als er in die Nähe Fritz Lauters gekommen war, hielt er ihn vor sich hin wie einen Schild, indem er ihn an den Leisten packte, welche die Tischschublade zu halten bestimmt waren; auf diese Weise schützte er seinen Körper vom Kopf so ziemlich bis zum Knöchel gegen jede Revolverkugel, — der Einfall war wirklich gut, und Fritz Lauter war verloren, — der Lange nahm einen Anlauf und stürzte sich, im voraus schon triumphbrüllend, auf seinen Gegner.

Aber da, was war das!? Die Sippe des Langen stob auseinander, als wenn der wilde Jäger unter sie gefahren käme — zwei Reiter auf über und über mit Schaum bedeckten Pferden waren in den Hof gesprengt — mitten unter die Leute, voran eine kolossale Dogge — — drei, vier von den Leuten des langen Joseph waren im ersten Anprall von dem riesenhaften Hunde, der mit furchtbarem, wie eine Kette von Kanonenschlägen donnernden Gebell in die Menge hineinschoß, über den Haufen gerannt — —

„Dort, Hassan — faß — den da!" hatte der erste Reiter dem Hunde zugedonnert, und das kluge Thier hatte im Momente seine Aufgabe begriffen, — mit einem ungeheuren Satze stürzte es sich auf den langen Joseph und riß ihn sammt seinem Tische hinterrücks zu Boden, daß er unter diesem völlig begraben ward.

„Ha, hallo — hurrah — da sind wir!" schrie Willisch, indem er dicht an Fritz Lauter heranritt. „Ich denke, zu rechter Zeit!"

Er riß seinen doppelläufigen Lefaucheux von der Schulter und richtete ihn auf die verblüfften und wie gelähmten Leute.

„Nun macht, daß ihr fortkommt, Halunken, die ihr seid, feig genug, zu vierzigen über einen einzigen jungen Menschen herzufallen, — hinaus zum Hofe, Gesindel, — sonst bekommt meine Büchse Arbeit! Und der Lange, da unter meinem Hassan, mit dem rupf' ich ein Huhn extra — der bleibt hier!"

Aber so leichten Kaufes wollten des langen Joseph Freunde ihn doch nicht seinem Feinde ausliefern.

Der, welcher mit ihm vorhin die Deichsel gehandhabt, brüllte:

„So feig sind wir nicht, daß wir vor ein paar Flinten davonlaufen — er mag schießen, — alle drei mögen sie schießen, wir schlagen sie doch todt, allesamm, — jetzt erst recht, weil sie unsern Joseph von der Bestie zerreißen lassen wollen."

Diese Worte machten gewaltigen Eindruck, schon flogen Steine aus dem Knäuel der Leute heraus nach Willisch und dem andern Reiter, seinem Johann.

„Bei Gott, Kerle — ich schieße mitten in den Haufen, wenn ihr zu werfen nicht aufhört, — 's ist mir ganz egal. Und glaubt nicht, daß wir nur drei sind — uns nach kommen noch viel mehr Leute, als ihr seid — sie sind schon da, — hört ihr das Wagengerassel? Da kommen sie!!"

Und sie kamen wirklich — zunächst ein großer, mit zwei starken Zugpferden bespannter Leiterwagen, der auch gejagt war, als wenn es ein Wettrennen gälte, und dicht hinter ihnen drein eine Equipage. Von dem Leiterwagen sprang schreiend und lebhaft gestikulirend ungefähr ein Dutzend von Menschen, von denen jeder einzelne mit einem gewaltigen Knüttel bewaffnet war.

„Himmelkreuzdonnerwetter!" fluchte die dröhnende Baßstimme eines garnicht mehr jungen, aber untersetzten und starkknochigen Mannes. „Da will wahrhaftig eine ganze Herde von Strolchen über den Fritz Lauter. Na wartet, Halunken — da kommt der alte Packert eben recht — der wird's euch anstreichen."

Und den Knüttel um sein Haupt schwingend, wie ein Wilder seine Keule, stürzte er sich ohne alles Besinnen unter die Leute des langen Joseph, welche eben wieder das Steinbombardement zu beginnen im Begriff waren. Packerts Begleiter folgten seinem tapferen Beispiele, nur Därmig, der vorn auf dem Wagen, dicht neben dem Kutscher gesessen hatte, richtete sich an der Seitenleiter auf, so hoch es ihm seine bescheidenen Körperverhältnisse nur erlaubten, und schrie in den Tumult hinein, den der Angriff der gandersberg'schen Setzer auf die Hochberger verursachte:

„Ruhe einen Augenblick! Silentium! Laßt mich erst 'mal zu Worte kommen!"

Aber kein Mensch wollte die schöne Rede, die ihm auf der Zunge saß, anhören. Die Setzer drangen vor, die Hochberger, welche heute aus einer Ueberrumpelung in die andre fielen, ließen die schon aufgehobenen Steine fallen und wichen zurück, — einige machten Miene, als wollten sie den von Packert so heißblütig begonnenen Kampf garnicht aufnehmen, sondern einfach Fersengeld geben. Aber des langen Joseph Spezialkumpan dachte daran nicht. Er hatte schnell die Zahl der neuen Angreifer überschaut.

„Es sind kaum zehn Stück!" schrie er mit seiner Donnerstimme in den wankenden Haufen seiner Genossen hinein. „Alle bis auf den dicken Alten klein und spindeldürr, — mit denen würd' ich allein fertig, — also drauf, — feige Hunde seid ihr, wenn ihr ausreißt und wenn noch dreimal soviel ankommen."

Der alte Packert hatte kaum den baumstarken Burschen reden gehört, so stürzte er wie ein angeschossener Eber auf ihn los. Im nächsten Augenblick hatten die beiden einander vor der Klinge oder richtiger vor dem Knüttel und droschen wie toll auf einander los. Im Nu wurde das Handgemenge allgemein. Auch Willisch und sein Johann schwangen sich von ihren Pferden, — schießen hätten sie jetzt nicht mehr können, denn sie hätten ebensogut Freund wie Feind treffen können, und drehten die Flinten um, um mit den Kolben dreinzuschlagen.

Aber sie waren noch nicht soweit gekommen, als aus der Equipage, welche hinter dem Leiterwagen dreingekommen war, ein Herr mit schneeweißem Haar behend wie ein Jüngling heraussprang und ihm auf dem Fuße eine junge Dame folgte.

„Fritz, Fritz — lieber Fritz," rief das schöne Mädchen und eilte, des furchtbaren, blutigen Tumultes, der sich soeben entsponnen hatte, nicht achtend, auf Fritz zu, der bleich und blutig, aber mit blitzenden Augen noch an der Mauer lehnte, an welche ihn der sonderbare Riesenschild des langen Joseph gepreßt hatte.

„Du bist verwundet, Fritz, armer Fritz," rief das Mädchen wieder. „Komm mit mir, ich will deine Wunden verbinden und dich pflegen und dich nicht mehr von mir lassen, Fritz."

Die letzten Worte hatte sie nur geflüstert, aber er hatte sie doch verstanden und wie die Morgensonne so strahlend und warm war in seinem wildbewegten Herzen die lange männlich bekämpfte, langzurückgehaltene Liebe urplötzlich aufgegangen. Als wenn sie beide allein wären, im trauten Waldesdüster und als wenn kein Mensch sie sähe, breitete er seine Arme aus und zog sie an sein Herz. Und — merkwürdig — der entsetzliche Lärm ringsum legte sich — es wurde stiller und stiller — auf einmal nur schrie eine Stimme: „Halt, ihr Leute, — nun keinen Schlag weiter, — das leiden wir nicht, wir Oberwaltersdorfer, — das ist ja der Weihnachtsengel — der Weihnachtsengel!!" (Schluß folgt.)

Von der Gewerbeausstellung in Düsseldorf.

Von Ingenieur W. H. Fabian.

Die Gewerbeausstellung umfaßt folgende Gruppen: 1) Land- und Forstwirthschaft (313 Nrn.); 2) Bergbau und Salinenwesen (19 Nrn.); 3) Hüttenwesen (47 Nrn.); 4) Maschinenwesen und Transportmittel (209 Nrn.); 5) Metallindustrie (347 Nrn.); 6) Chemische Industrie (128 Nrn.); 7) Nahrungs- und Genußmittel (139 Nrn.); 8) Industrie der Stein-, Thon- und Glaswaaren (45 Nrn.); 9) Hölzer und Holzindustrie (145 Nrn.); 10) Kurzwaarenindustrie (45 Nrn.); 11) Textilindustrie (161 Nrn.); 12) Bekleidungsgegenstände (149 Nrn.); 13) Leder- und Gummiwaaren (130 Nrn.); 14) Papierindustrie (73 Nrn.); 15) Polygraphische Gewerbe (94 Nrn.); 16) Wissenschaftliche Instrumente und Apparate zur Gesundheitspflege (67 Nrn.); 17) Musikinstrumente (41 Nrn.); 18) Bau- und Ingenieurwesen (206 Nrn.); 19) Schulwesen (77 Nrn.); 20) Kunstgewerbe (137 Nrn.).

Zu bemerken ist, daß die Gewerbeausstellung noch verknüpft ist mit einer Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer und einer allgemeinen deutschen Kunstausstellung, die indessen beide mehr untergeordneter Natur sind. — Außerdem ist hervorzuheben, daß manche Nummern Kollektivausstellungen von großartigstem Umfange repräsentiren. Die Anzahl der Nummern beträgt in Summa 2572.

Dieselbe erstrekt sich über Rheinland, Westfalen und Hessen-Nassau, außerdem aber noch über die Fürstenthümer Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck, Birkenfeld (Oldenburg) und über das ehemalige Fürstenthum Hohenzollern.

Die Gebäude der Ausstellung sind auf dem erweiterten Terrain des düsseldorfer zoologischen Gartens errichtet. Derselbe liegt in einer Entfernung, die einer Gehzeit von ca. 20 Minuten entspricht, nordöstlich von der Stadt und ist mit dieser durch Pferdebahn und während der Ausstellung durch eine Personenverkehrslinie der Bergisch-Märkischen Eisenbahn verbunden. Der Bahnhof der Rheinischen und eine neu angelegte Haltestelle der Köln-Mindener Eisenbahn befinden sich in der Nähe. Das Terrain der Ausstellung umfaßt etwa 75 Morgen. Die Anlagen des zoologischen Gartens sind wesentlich unverändert geblieben. Das Hauptgebäude der Ausstellung mißt in der Längsfront 360 m. und in der Breitfront 102 m. und bedeckt eine Grundfläche von circa 32000 Quadratmeter. — Im deutschen Reiche hat daher noch keine Ausstellung stattgefunden, die dieser an Umfang gleichgekommen wäre.

Die Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft hat eine besondere Halle erhalten, ebenso sind die kunstgewerblichen Alterthümer in einem besonderen Pavillon untergebracht. Ferner sind halbbedeckte Hallen zur Aufnahme von Produkten an mehreren Stellen des Gartens errichtet worden. In dem Hofe hinter der Maschinenhalle haben die Kesselhäuser und zwei große Schornsteine für die Inbetriebsetzung der Maschinen und ein großer Eisenbahnhof Platz gefunden. Außerdem befinden sich von 56 Ausstellern noch von ihnen selbst errichtete Annexbauten in den Räumen des Gartens, diese bedecken etwa 11000 Quadratmeter Grundfläche, so daß im ganzen gegen 43000 Quadratmeter bebauter Fläche in der Ausstellung vorhanden ist; beiläufig so viel, wie in der diesjährigen Weltausstellung in Sidney.

Die Ausstellungsgebäude wurden nach dem preisgekrönten Entwurfe der Herren Boldt & Friegs in Düsseldorf von diesen und von Holzapfel & Saal für die Summe von 405000 Mk. erbaut. Das Hauptmaterial ist Holz, die Bedeckung Pappe. Die Beleuchtung erfolgt im wesentlichen durch hohes Seitenlicht, in der Abtheilung der Kunstausstellung durch Oberlicht. Für Ventilation ist keine Sorge getroffen, was bei der Sommerhitze sehr zu bedauern ist. Die Grundrißidee des Hauptgebäudes ist eine einfache, drei Langhallenbauten werden durch vier Querhallen verbunden, so daß sechs innere Höfe entstehen.

Die Façadengestaltung ist eine lebhafte mit Thürmen, Portalen und Kuppeln, die alle mit Flaggen bedeckt sind. Der Garten gewährt wenig Schatten, auch stehen Sessel zur Erholung des Publikums, außer in den Restaurationen, nur äußerst dürftig zur Hand.

Der Inhalt des Katalogs für die Ausstellung gibt zunächst einen Situationsplan der Gewerbe- und Kunstausstellung, hierauf ein Namenregister der Aussteller, dann eine Einleitung zur Geschichte der Ausstellung, gibt hierauf die Organisation derselben und geht alsdann über zur Mittheilung der wichtigsten historisch-statistischen Daten: 1) Land und Leute, 2) Landwirthschaft, 3) Berufsarten der Bevölkerung, 4) Geschichte der Industrie, 5) Stand der Gesammtindustrie, 6) Transportwesen, 7) soziale Einrichtungen betreffend, und schreitet hierauf zur Katalogisirung der Aussteller und der Gegenstände nach Gruppen selbst. Endlich folgt noch der Reklame- resp. Annoncentheil, der nun einmal unentbehrlich zu sein scheint.

Für die kunstgewerblichen Alterthümer und für die Kunstausstellung sind noch besondere Kataloge ausgegeben.

Bei dem Hauptkataloge, dem der Gewerbeausstellung, berührt es mißlich, daß keine allgemeine Einleitung über die Natur der einzelnen Industrien, etwa im Sinne des von Prof. Wolpert verfaßten Leitfadens für die Ausstellung von Heizungs- und Ventilationsanlagen zu Kassel 1877, beigegeben ist, auch sind die Mittheilungen, die einzelnen Ausstellungsnummern betreffend, so dürftig, daß in Verbindung mit dem Umstande, daß die meisten Aussteller gleichfalls nicht in gehöriger Weise für die Instruktivität ihrer Ausstellungen gesorgt haben, diese Punkte verschulden, daß die Gewerbeausstellung sich nur in einzelnen Theilen über den Charakter eines höheren Jahrmarktes erhebt und nicht in der Weise, wie es sein müßte und könnte, zur Sachwürdigung gelangt. Leider steht es mit allen derartigen allgemeineren Ausstellungen in dieser Beziehung bisher nicht besser, oder bei den meisten derselben wohl noch gar schlechter. — Die statistischen Tabellen über Bergwerks- und Hüttenproduktion, geordnet nach den Oberbergamtsbezirken Dortmund und Bonn und den von diesen bewerkstelligten amtlichen Aufnahmen entnommen, so interessant und lehrreich sie sind, lassen doch manchen Punkt noch im Unklaren; so fehlen Angaben über den Bezug der Eisenerze, die beispielsweise 1878 in Hüttenwerken mehr verarbeitet werden, als im Ausstellungsgebiete gewonnen u. s. w.

Bezüglich des Sozialökonomischen könnten wir einfach auf den Katalog verweisen, denn genaueres, als es hier in den Ausstellungsnummern und in den historisch-statistischen Vorbemerkungen gegeben, die von anderen Blättern direkt abgedruckt sind, steht auch uns nicht zur Verfügung; allein einestheils steht nicht jedem der Katalog zur Hand und anderntheils sind in dem sozialökonomisch Wichtigen die diesbezüglichen zugrunde liegenden Entwicklungsgesetze 2c., auf die es ankommt, keineswegs so direkt zu überblicken, weshalb wir uns der Mühe unterzogen haben, das dortselbst Gebotene in kurzer Auslese des Bedeutungsvollen in einer besser für Schlußfolgerungen geeigneten Weise umzuarbeiten.

Rheinland hat rund	27000	□km mit	3 805 000	Einw.
Westfalen hat rund	20200	„ „	1 905 000	„
Reg.-Bezirk Wiesbaden hat rund	5500	„ „	680 000	„
Summa	52700	□km mit	6 390 000	Einw.
Ganz Preußen hat rund	347500	□km mit	25 742 000	Einw.

Der Fläche nach enthält das Ausstellungsgebiet $^2/_{13}$, der Bevölkerung nach $^1/_4$ des preußischen Staats. Diese verhältnißmäßig starke Bevölkerung des Ausstellungsgebiets verdankt es seiner hochentwickelten Industrie mit ihren bevölkerten Centren; diese ernährt dortselbst zur Zeit mehr Menschen, als die Landwirthschaft.

Auf Grundlage der Volkszählung von 1871 und der Gewerbezählung von 1875 ergiebt sich für das Ausstellungsgebiet folgende Tabelle (wobei zu bemerken ist, daß Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbetrieb, das Versicherungswesen, der Gewerbebetrieb der Medizinalpersonen, der Literaten, Rechtsanwälte und Notare, das Musik- und Theatergewerbe und der Gewerbebetrieb im Umherziehen unberücksichtigt geblieben sind):

	Fläche in Qu.-Km.	Verhältniß der landwirthschaftlich zu den gewerblich Thätigen auf gleicher Fläche	
Reg.-Bezirk Münster	7249	1 : 0,80	
„ Minden	5253	1 : 1	
„ Arnsberg	7697	1 : 3,50	
	20199	Summa	Westfalen 1 : 1,70
„ Koblenz	6197	1 : 0,90	
„ Düsseldorf	5467	1 : 4,20	
„ Köln	3974	1 : 1,70	
„ Trier	7182	1 : 1,06	
„ Aachen	4154	1 : 1,93	
	26975	Summe	Rheinland 1 : 1,98
„ Wiesbaden	5556	. . . .	. . . . 1 : 1,62
Ausstellungsgebiet	52750	1 : 1,83	Total

(Schluß folgt.)

Der Freidenker Moses Mendelssohn.

Von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Die Bewunderung und Liebe für Mendelssohn hatte dem schweizerischen Theologen aber auch den Wunsch geweckt, ihn für das Christenthum zu gewinnen; denn er glaubte in der That das Seelenheil desselben, wenn er außerhalb des letzteren stehen bliebe, in Gefahr. Ein anderes Motiv war dabei die Eitelkeit Lavaters, den es nicht wenig geschmeichelt haben würde, den Ruhm zu genießen, den freimüthigen jüdischen Philosophen zu seinem Glauben bekehrt zu haben. Mendelssohn war seinem Eifer theils mit tieferen Gründen, theils mit leiser Ironie begegnet, und Lavater hatte seinen Zweck bei ihm, während er in Berlin weilte, nicht erreicht. Mit dem Versprechen, bald von sich hören zu lassen, reiste er ab. Wie aber war der nichtsahnende Mendelssohn erstaunt, als ihm sein ehemaliger Gast nach mehreren Jahren in einem offenen Briefe, den er einer ihm gewidmeten Uebersetzung einer Schrift des genfer Philosophen und Naturforschers Bonnet („Untersuchung der Beweise für das Christenthum") vorausschickte, mit Rücksicht auf das anerkennende Urtheil, das der Jude zu gelegener Stunde über den Stifter der christlichen Religion ausgesprochen, vor die Alternative stellte: „nicht, diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen — denn das werde Mendelssohn gewiß ohne seine Bitte selbst thun — sondern dieselbe

öffentlich zu widerlegen, wofern er die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finde, — wofern er dieselben aber richtig finde, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit ihn thun heiße — was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte." Man sieht, der züricher Diakonus — denn das war er inzwischen geworden — an dessen aufrichtiger Begeisterung für die Sache seiner Kirche nicht zu zweifeln ist, hatte es an einem guten Stück pfäffischer Schlauheit nicht fehlen lassen. Nun sollte man meinen, die Sache wäre von Mendelssohn's Seite leicht abzuthun gewesen. Die Dinge lagen aber damals anders als heute, und Mendelssohn befand sich wirklich in einer wenig beneidenswerthen Lage. Nie zugleich hat sich jedoch die Hoheit seines großen Geistes herrlicher offenbart, als gerade in diesem Falle. Konnte er auf der einen Seite als Jude die Schrift Bonnet's nicht widerlegen, ohne das Christenthum selbst anzugreifen — und dagegen sträubte sich seine Duldung Andersgläubiger — und dadurch zu neuen Beschuldigungen und Verfolgungen seiner ohnehin arg bedrängten Glaubensgenossen Anlaß zu geben, so durfte er auf der anderen ebensowenig auf die kecke Aufforderung Lavater's schweigen, ohne sich den Vorwurf der Schwäche zuzuziehen und als in seinen Anschauungen besiegt angesehen zu werden.

Mendelssohn gerieth in solche Aufregung, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, die ihm vor der Hand jedes Arbeiten unmöglich machte. Seine Freunde, vor allem Lessing, der damals in Wolfenbüttel weilte, waren über Lavater's Auftreten geradezu empört. „Noch mehr aber bitte ich Sie," — schrieb ihm der letztere — „wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun." Durch die Theilnahme aller Aufgeklärten und der Freunde wahrer Toleranz ermuthigt, entschloß er sich endlich, nachdem er durch Beobachtung strengster Diät genesen, dem züricher Eiferer zu antworten.

Zuerst macht er Lavater in feiner Weise über seine Indiskretion Vorwürfe: „Sie erinnern sich der vertraulichen Unterredung, die ich mit Ihnen auf meiner Stube zu halten das Vergnügen hatte; — wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorfallen würden, niemals öffentlicher Gebrauch gemacht werden sollte. Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Uebertretung dieses Versprechens Schuld geben." „Die Bedenklichkeit," — fährt er fort, — „mich in eine Religionsstreitigkeit einzulassen, ist von meiner Seite nie Furcht oder Blödigkeit gewesen. Ich darf sagen, daß ich meine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen." Im weiteren führt er aus, daß es ihm bei der Beurtheilung eines Menschen nicht auf das religiöse Bekenntniß, sondern einzig und allein auf den moralischen Werth ankomme. „Ich habe das Glück, so manchen trefflichen Mann, der nicht meines Glaubens ist, zum Freunde zu haben. Ich genieße die Wollust ihres Umganges, der mich bessert und ergötzt. Niemals hat mir mein Herz zugerufen: Schade für die schöne Seele!" Besser und schlagender konnte die jesuitische Schlauheit Lavater's nicht zurückgewiesen werden, als mit diesen unvergleichlich edlen Worten. Noch klarer tritt die Auffassung Mendelssohn's in einem Briefe hervor, den er an einen Ungenannten in dieser Angelegenheit richtete. „Ein Christenthum, wie das Ihrige, mein Herr," — heißt es da — „würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre: Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dies Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil aus Juden, Mohamedanern und Chinesen besteht, und wohin vornehmlich Griechen und Römer zu rechnen sind." . . . Ist das nicht eine hochherzige und geistvolle Auffassung des Christenthums? — Gehet hin, und fraget alle Priester und Pastoren und alle eifrigen Förderer der äußeren und inneren Mission, wie viele unter ihnen es zu einer eben solchen gebracht.

Die schonende und doch treffende Antwort fand allgemeine Billigung; selbst Mirabeau hat sie auszugsweise in's Französische übersetzt. Lavater aber hielt es für das klügste, sich in einem Briefe Mendelssohn gegenüber zu entschuldigen, der sich nun seinerseits gern damit begnügte und dem frommen Schwärmer sogar ein öffentliches Ehrenzeugniß voller Güte und Anerkennung für Lavater's Charakter ausstellte. Liebte er doch so wenig das öffentliche Gezänk. „Es ist unser Aller nicht anständig," — hören wir ihn in einem dieser Angelegenheit wegen noch an Bonnet gerichteten Briefe vom 9. Februar 1770 sich ausdrücken — „daß wir öffentlich wider einander auftreten, um dem müssigen Theile des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß zu geben, und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen." . . .

Unermeßlich sind die Verdienste, die sich Mendelssohn um die Judenschaft erworben. Man wird dieselben erst recht zu würdigen wissen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie damals noch die gesellschaftliche Stellung derselben beschaffen war. In finstere, abgeschlossene Gassen waren sie zusammengedrängt, auf das tiefste verachtet und auf das härteste verfolgt. Mendelssohn selbst hat die ganze Bitterkeit ihres Looses oft genug empfunden. Nach langem Harren und vielen Mühen hatte er endlich für sich, nicht zugleich aber auch für seine Kinder, im preußischen Königreiche das Privilegium eines Schutzjuden erworben, um welches er sich nur erst nach langem Zögern bemühte, da er vor seinen Glaubensgenossen nichts voraushaben mochte. „Es thut mir weh" — sagte er — „daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu erlangen?" — Als die königliche Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Mitglied ernannte, strich Friedrich der Große, in dessen Staate angeblich „jeder nach seiner Form selig werden sollte," seinen, des Juden, Namen von der Liste. Vor den Verfolgungen und Belästigungen des niederen Volkes war er ebensowenig sicher, wie die anderen Angehörigen seines Stammes, und es klingt rührend, wenn wir ihn in einem Schreiben an einen ihm befreundeten Benediktiner auf dem Petersberge bei Erfurt (unterm 28. Juli 1780) klagen hören: „Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwohl so eingeengt durch wahre Intoleranz, so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zur Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik einsperren muß, und den Musen nicht so fleißig opfern darf, als ich es wünsche. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? was haben wir ihnen gethan? — Ja, lieber Papa! spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen, und schimpfen: Juden, Juden! Ist denn dieses ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? und was hindert dieses andere Leute? — Ach, ich schlage die Augen unter, und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Weg von diesen Betrachtungen! sie machen mich ja unmuthig!"

Wie er an seiner Person bewies, daß auch ein Jude durch Bildung und edles Streben sich sehr wohl den anderen Bürgern des Staates ebenbürtig zu machen und Gutes zu leisten vermöge, so ging sein ganzes Bemühen dahin, seine Glaubensgenossen, was Gesittung und Intellekt anging, zu heben. Er that dies zuerst dadurch, daß er ihnen die richtige Kenntniß der deutschen Sprache beizubringen suchte, indem er gegen das abscheuliche Judendeutsch von damals eiferte und ihnen seine Uebersetzung des Pentateuch (1780) und der Psalmen (1873) in die Hand gab. In dieser Weise hoffte er ihnen das Deutschthum vertraut zu machen und damit zugleich dem Staate nützlich zu werden, indem er diesem die Möglichkeit gab, „eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem Dienste anzustrengen". In derselben Absicht verfaßte er im Auftrage der preußischen Regierung die „Ritualgesetze der Juden" (1778) und gab die Schrift „Rettung der Juden" (1782) heraus. Dem gleichen Streben diente mittelbar das geistvolle Werk: „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum" (1783), in welchem er insbesondere das Verhältniß zwischen Staat und Religion erörterte und jahrhundertealte Vorurtheile zu beseitigen suchte. Man hat ihn mit Recht dem Befreier des jüdischen Volks aus der ägyptischen Sklaverei an die Seite gestellt. „Es ist mehr als eine poetische Redensart," — sprach sich einer seiner Glaubensgenossen bei Gelegenheit der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags aus — „sondern völlige Wahrheit, wenn man unseren Weisen einen zweiten Moses genannt und an die Sklaverei gedacht, aus der beide ihr Volk erlöst haben. Wie der Führer und Gesetzlehrer des alten Israels, so war es Moses Mendelssohn, der das jetzt lebende Israel von den drückendsten Fesseln des Wahns und des Aberglaubens voller Umsicht und Muth zu befreien suchte."

Außerordentlich wirkte Mendelssohn auch auf die Bildung seiner Stammesbrüder durch seinen unmittelbaren persönlichen Einfluß. Wir haben schon gesagt, daß sein Haus oft die Stätte der Zusammenkunft wißbegieriger Männer und Jünglinge gewesen. Unter diesen bestand die Mehrzahl aus Glaubensgenossen, jüngeren und älteren Leuten aus Nähe und Ferne, mit denen er, ein echter Sokrates, der ja in jeder Beziehung ihm als Vorbild diente, über Erziehung und Menschenbildung weise und anregende Unterredung pflog. Insbesondere — sagt einer, der daran persönlich theilgenommen — seien die Verbesserung des Unterrichts und die Empfehlung der deutschen Muttersprache das Lieblingsthema seines Gesprächs gewesen. So war jenen, die zu ihm kamen, sein Haus ein heiliges Asyl, gleichsam eine Akademie der Wissenschaften, und der Same, der hier gestreut wurde, verbreitete sich, keimend und fruchtbringend, in alle Länder hinaus. Im Jahre 1778 hatte er übrigens auch die jüdische Freischule, diese Musteranstalt für viele andere Gemeinden, in Berlin mit begründen helfen.

Die Häuslichkeit des Philosophen ist überhaupt eine beglückte und beglückende zu nennen, wozu nicht wenig seine auf der Höhe seines Geistes stehende Frau beitrug. Es war seltsam gewesen, wie er diese Frau gewann. Mendelssohn hatte im Bade Pyrmont den Kaufmann Guggenheim aus Hamburg kennen gelernt, der ihn nicht minder wie seine ganze Familie bewunderte. Vor allem aber verehrte seine Tochter den Philosophen. Nach Hamburg zu Besuch eingeladen und im Guggenheim'schen Hause angekommen, wurde Mendelssohn daher ganz besonders veranlaßt, die Tochter zu sprechen, welche augenblicklich bei ihm den günstigsten Eindruck hinterließ. Nicht so hingegen hatte seine Erscheinung auf das anmuthige, außergewöhnlich hoch gebildete Mädchen gewirkt, die vielmehr an seinem Buckel Anstoß nahm. Wie der Philosoph ihr nun das zweitemal gegenübersaß, richtete das letztere plötzlich an ihn die Frage: „Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?" — „Gewiß!" — antwortete Mendelssohn.

„Und mir ist noch was besonderes geschehen. Sie wissen, daß, nach einer talmudischen Sage, bei der Geburt eines Kindes im Himmel ausgerufen wird: der und der bekommt die und die! Wie ich nun geboren worden, wurde mir auch meine Frau ausgerufen, — aber dabei heißt es: sie wird leider Gottes einen Buckel haben, einen schrecklichen. — Lieber Gott, hab' ich da gesagt: ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein. Lieber Gott! Gieb mir den Buckel und laß das Mädchen schön und wohlgefällig sein . . .“ „Kaum hatte Moses Mendelssohn das gesagt,“ — so erzählt Berthold Auerbach, der diese hübsche und für den jüdischen Weisen charakteristische Episode wiedergiebt, — „als ihm das Mädchen um den Hals fiel, — und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich mit einander und hatten schöne und brave Kinder, von denen Nachkommen noch leben bis auf den heutigen Tag.“

Mit seinem ältesten, ausgezeichnet befähigten Sohne Joseph — sein zweiter Sohn Abraham sollte der Vater des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy werden — und einigen anderen strebsamen jungen Leuten pflegte er in den Morgenstunden zuweilen Auseinandersetzungen über die wichtigsten philosophischen und religiösen Wahrheiten zu halten, und er kam in deren Verlauf auf den Gedanken, die Resultate seines gesammten Denkens in einem ausführlicheren Werke unter dem Titel „Morgenstunden“ der weiteren Oeffentlichkeit darzulegen. Der erste Band davon erschien 1785 und wurde von allen freigesinnten Lesern auf das freudigste willkommen geheißen. An der Fortsetzung der Arbeit hinderte ihn sein bald darauf eingetretener Tod.

Mendelssohn's letzte That war ein Werk der Freundschaft. Der Gefühlsphilosoph Fr. Heinrich Jakobi hatte nämlich 1785 unter dem Titel: „Ueber die Lehre des Spinoza“ eine an den jüdischen Weisen gerichtete Schrift veröffentlicht, in welcher Lessing in verletzender Weise angeklagt war, ein Anhänger der Lehre des Spinoza gewesen zu sein. Mendelssohn, durch die Angriffe auf den todten Freund auf das ärgste erbittert, glaubte diese Schrift um so mehr widerlegen zu sollen, als die darin ausgesprochenen Prinzipien auch seinen eigenen tiefsten Ueberzeugungen durchaus entgegenliefen, und machte sich, obgleich schon sehr leidend, an die Niederschrift der Arbeit: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's.“ Er hatte ihr den letzten Rest seiner Kräfte geopfert, der ohnehin schwächliche, gebrechliche Mann, dessen Weisheit, Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Seelenruhe es allein zuzuschreiben ist, daß er bei seiner Konstitution die Flamme des Lebens 57 Jahre lang zu erhalten wußte. Nur wenige Tage, nachdem er seine Schrift zum Drucke abgeliefert, stand sein großes, schönes Herz still. Während er verschied, stand die Büste seines unvergeßlichen, unsterblichen Freundes Lessing auf dem Tische ihm gegenüber vor seinen brechenden Augen; er hatte sie von der Wand über dem Sopha herabnehmen und dahin stellen lassen, um dem Edlen bis zum letzten Augenblick in die vergeistigten Züge seines Angesichts schauen zu können. Ein Schlagfluß endete sein irdisches Sein. Es war am 4. Januar 1786 früh 7 Uhr. „Wie ein müder Wanderer nach wohl zurückgelegten Tagesreisen“ war er entschlummert. . . .

Betrachtet man das edle Charakterbild Moses Mendelssohns, die Güte und den Reichthums seines Gemüths und Geistes, den er in seinen Schriften niedergelegt, so muß man sich, wie immer, wenn man das Wollen und Wirken ausgezeichneter Männer zu erfassen sucht, stets aufs neue fragen, warum die Menschen im allgemeinen nicht schon viel besser geworden, warum Edelsinn und Hochherzigkeit in der Regel noch immer ihr Martyrium erdulden und die Schlechtigkeit und Niedertracht sich so breit machen in der Welt. Nichtsdestoweniger aber darf der Menschenfreund jeden, der etwa an der scheinbaren Erfolglosigkeit seiner Kulturarbeit verzweifeln wollte, mit der Bürgschaft beruhigen, die eben in den Werken der Besten und Weisesten, die über die Erde gegangen, für das endliche Gelingen derselben gegeben ist, und in diesem Sinne mag diese Skizze, gewiß im Geiste Moses Mendelssohns*), dem sie gewidmet, mit den verheißungsvollen, siegesgewissen Worten Lessings beschlossen sein: „Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht, weil willkürliche Belohnungen daran gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innere Belohnung derselben zu erkennen. . . . . . Sie wird kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums.“ —

*) Als ein Werk, welches in bequemer Weise einen tieferen Einblick in das Leben und Wirken Mendelssohns vermittelt, kann den Lesern das „Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch“ (Leipzig, 1879) empfohlen werden. Der Verf.

Am Henkersteg zu Nürnberg. (Bild Seite 608.) Keine deutsche Stadt gewährt in ihren äußeren Formen ein so anschauliches und scharf ausgeprägtes Bild von der Bedeutung der Reichsstädte im Mittelalter, von ihrem Wohlstand, ihrem Kunst- und Schönheitssinn, als Nürnberg. Ihre bemoosten Thürme, die zackigen Dächer mit zahllosen Erkern und Terrassen, mit Wetterfahnen und rostigen Morgensternen, die sturmtrotzigen Warten und krenelirten Mauern: sie alle erzählen wie eine verkörperte alte Sage von der eisenstarrenden Streitmacht eifersüchtiger Fürsten, die an dem vom Volke errichteten Bollwerk zerschellte. Nürnberg ist nicht wie Augsburg, Regensburg, Passau, Mainz, Köln und Wien aus einem römischen Lager entstanden, nein, sie verdankt ihr Keimen und Emporblühen kerndeutscher Volkskraft. Um das Jahr 745 hat der Glaubensverbreiter Sebaldus die an den Ausläufern des Fichtelgebirges und der Fränkischen Höhen wohnenden jubarischen Noriker zum Christenthum bekehrt. Deshalb der Name der ersten Kirche Noris, Norimberg, Nürenberg, Nürnberg. Man mag über die Verdienste des Sebaldus denken wie man will, das eine ist ihm nicht abzusprechen, daß er die herumziehenden Jäger und Fischer zum Ackerbau anhielt. Die Seßhaftigkeit förderte das Handwerk und bezweckte im Jahre 1039 die Marktfreiheit des rasch emporblühenden Fleckens, der, seltsamerweise für die Anschauung des Mittelalters, niemals ein Bischofsitz gewesen ist. Deshalb war es auch der Lieblingsaufenthalt der meisten deutschen Kaiser, die stets mit der Kirche in Streit lagen. Erst im 12. Jahrhundert tritt der Hauptfaktor der nürnberger Herrlichkeit, der Handel, auf. Um das Jahr 1147 begann er seine Fittige zu schwingen; die bisher öde Umgegend wurde belebter; Dörfer entstanden auf dem ausgerodeten Waldboden und die zunehmende Bevölkerung bot immer reichere Absatzquellen dar. Nürnberg wurde mit einem male eines der wichtigsten Glieder in der Handelskette zwischen dem Abend- und dem Morgenlande, der bedeutendste Stapelplatz der indischen Handelsartikel im Herzen von Deutschland. Daß der aufgespeicherte Reichthum einzelner Familien die Freiheit des Gemeindewesens schmälert, davon liefert Nürnberg den unumstößlichen Beweis. Seit dem Jahr 1264 haben sich die ältesten Geschlechter der Stadt in den erblichen Besitz aller einflußreichen Stellen gesetzt. Aus ihnen wurden Bürgermeister und Gemeinderäthe ernannt und diese städtischen Behörden, mit fürstlichem Rang bekleidet, ließen ihre Gewalt das Volk härter fühlen, als es dieses ertragen mochte. Zwiespalt im Gemeinwesen war die Folge dieses sich auch in anderen Städten Deutschlands zeigenden Uebelstandes, und bald gab sich die mühsam verheimlichte Feindschaft durch Reibungen zwischen Patriziern und Plebejern (Erbgesessenen und Stadtangehörigen) kund. Das heilige römische Reich bekam damals, nach dem Tode Ludwig des Bayern, statt einem zwei Kaiser, Günther von Schwarzburg und Karl IV. Die Patrizier waren für den letzteren und die Plebejer für den ersteren. Damit trat eine bisher unbekannte Macht auf die politische Bühne, es waren die Zünfte, welche nach einem heftigen Straßenkampf den Senat sammt seinem patrizischen Anhang zur Stadt hinauswarfen. Dieser Sieg verhalf den Plebejern zum Eintritt in den Senat und beschränkte für immerdar die Gewalt der Patrizier. Damit sie aber nicht, wie einst die Patrizier, übermüthig würden, mahnte sie ein unerwartetes Ereigniß an die Vergänglichkeit des Irdischen. Mit den feinen Spezereien und den kostbaren Erzeugnissen seiner Industrie sendete der Orient seine tödtlichen Krankheiten. Die orientalische Pest, in Deutschland der schwarze Tod genannt, brach in Nürnberg aus und richtete unter der entsetzten Bevölkerung gräuliche Verheerungen an. Das furchtbare Wesen dieser Seuche und die Erfolglosigkeit aller gegen sie angewendeten Mittel brachten bei der entsetzten Menschheit Verzweiflung hervor und ein in diese zitternden Massen geschleudertes Frevelwort: „die Brunnen sind vergiftet von den Juden!“ rief den abscheulichsten Haß gegen die Semiten auf. Dreitausend Wehrlose wurden abgeschlachtet. Man mordete, um plündern zu können. Vor diesen schaudererregenden Szenen, die nur die reichen Juden betrafen, muß der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllen. Die Raubgier und der Uebermuth des Adels weckten den Stolz der ihre Kraft fühlenden Städte, welche in Norddeutschland (1364) im Hansabund, in Süddeutschland (1384) im schwäbischen Städtebund sich zu Schutz und Trutz verbanden. Die geistige Fühlung der schwäbischen Bundesstädte, wozu auch Nürnberg gehörte, ist unleugbar fruchtbringend gewesen, der materielle Nutzen dagegen blieb gleich Null. Trotzdem die Stadt durch die Plackereien der Hussiten und der Markgrafen von Brandenburg, die zugleich Burggrafen von Nürnberg waren, unsäglich zu leiden hatte, stieg sie unentwegt zum Gipfelpunkt ihrer Blüthe empor. Während außen wilde, zerstörende Kämpfe mit allen möglichen Schnapphähnen tobten, schafften in der Stadt der Handel und die Industrie eine Blüthe des Reichthums, der Gewerbthätigkeit und der Künste, deren wundervolle Reste heute noch Bewunderung erregen. „Nürnberger Hand geht durch alle Land“, war ein berechtigtes Sprüchwort im Mittelalter, denn eine Menge in Nürnberg gemachter nützlicher und einträglicher Erfindungen bereicherten den Handel und das Gewerbe mit neuen und gangbaren Artikeln. Daß Peter Hele (1500) die Taschenuhren, Rudolph (1440) das Drahtziehen, Lobsinger die Windbüchsen und ein Ungenannter (der Sage nach Doktor Faust) das Räderschloß an den Flinten erfand, ist bekannt gleich der Thatsache, daß tausend andere Manufakturartikel in Nürnberg erfunden und zuerst verfertigt wurden, und daß von diesen manche noch heute im Gebrauch sind, wie z. B. die 1380 in Nürnberg erfundenen Spielkarten.

(Schluß folgt.)

Johann Joachim Winkelmann*). (Illustr. Seite 609.) Man ist fast daran gewöhnt, es als das Loos großer Geister — ganz wenige Ausnahmen abgerechnet — anzusehen, erst ein Leben voll Elend und Sorge durchkämpfen zu müssen, bevor ihr wahrer Werth für Mit- und Nachwelt erkannt wird. Die kleinen beschränkten Seelen waren

*) Da sich Winkelmann selbst bald mit k, bald mit ck schrieb, so behalten wir die erstere Schreibweise bei.

bisher stets in der Majorität und was das schlimmste ist — theilten sich in die Herrschaft. Berge von Vorurtheilen, aus der herrschenden Beschränkung erwachsen, sind es, die das Genie erst zu beseitigen hat, bevor es seine menschenbefreiende Bahn ungestörter wandeln kann. Elend, Noth, und zwar die gemeinste materielle, ist es, die den dem Strom entgegen Ringenden oft zu Grunde richtet oder doch zum mindesten seine besten Kräfte frühzeitig verzehrt. Schlimmer noch, wenn das bleiche Gespenst bereits an seiner Wiege gestanden, um ihm während der schönsten Jahre seines Lebens Gesellschaft zu leisten, wie bei Winkelmann, der wie keiner den Kampf ums Dasein gekämpft, der aber auch mit bewundernswerther Energie an die vierzig Jahre lang alle Hemmnisse auf der rauhen Lebensbahn überstiegen, um schließlich von der gesammten gebildeten Welt gefeiert zu werden. Der Begründer der modernen Archäologie, der Bahnbrecher des schönen Geschmacks, wurde am 9. Dzbr. 1717 zu Stendal in der Altmark geboren. Sein Vater, Schlesier von Geburt, war ein Schuhflicker und wollte auch den Sohn zu seinem Beruf heranbilden. Erklärt sich dies aus dem Umstande, daß Eltern mit Vorliebe ihre Kinder ihr eignes Metier erlernen lassen, so außerdem aus der Armuth der Eltern unseres Helden. Sie bewohnten eine kleine, strohbedeckte Hütte, deren einziger Raum Schuhmacherwerkstatt, Schlafkammer, Wohn- und Eßzimmer war, in welcher das Himmelslicht sich durch ein paar trübe, runde, in Blei gefaßte Scheiben seine Bahn brach. Großer Komfort mag wohl damals in Stendal überhaupt nicht geherrscht haben — die Stadt hatte durch den 30jährigen Krieg gelitten — denn wie man erzählt, wohnten die Lehrer der Lateinschule in Häusern, die einzustürzen drohten. Welch greller Kontrast zwischen der ersten Umgebung und dem letzten Theil des Lebens des Mannes, welcher in den großen Sammlungen der ewigen Roma, inmitten der aufgehäuften Meisterwerke des klassischen Hellenenthums wandelnd, uns in nicht minder klassischer Weise die Geheimnisse griechischer Kunst, wie der Kunst überhaupt in seinen Werken zu enträthseln sucht! — Aber er hat nicht nur nicht Lust, seinem Vater im Handwerk zu folgen, sondern findet schon frühzeitig den Unterricht in der gewöhnlichen Schule ungenügend und bringt es durch längeres Bitten dahin, daß ihn seine Eltern, in der Voraussicht, ihr Söhnlein werde sich später der Theologie widmen, auf die Lateinschule schicken. Hier hat großen Einfluß auf seine Weiterbildung der damals diese Schule leitende Tappert; dieser nimmt ihn auch, nachdem er erblindet zum Amanuensis, wofür er freie Wohnung erhielt. Wegen der Armuth seiner Eltern muß sich W. frühzeitig nach Freitischen umsehen und jüngeren Kindern Unterricht geben. Außerdem läßt er sich bei den Korrendeschülern aufnehmen, um sich zur Bestreitung der Schulkosten, Kleider, Brot und Bücher das nöthige Geld zu verdienen. Er unterstützt selbst seine Eltern, und vorausbemerkt, als sie später in großer Armuth starben — er stand erst an der Schwelle seines Ruhms, als sein Vater starb, seine Mutter war schon früher dahingegangen — ließ er sie auf seine Kosten beerdigen. Sein Lerneifer ging schon während jener Zeit des Studiums so weit, daß er bei den Spielen und Eispromenaden seiner Schulkameraden, von welchen er sich nicht ausschließen konnte, ein Buch in die Tasche steckte, um sich heimlich an ein stilles Plätzchen zu setzen und zu lesen. Die größte Vorliebe hatte er für die alten Klassiker, namentlich soll es Cicero gewesen sein, der ihn besonders anzog. Unterstützt wurde er in seinem Eifer dadurch, daß er die kleine Schulbibliothek zu verwalten hatte. Die Theologie scheint ihn schon damals nicht angesprochen zu haben, denn ein Zeitgenosse von ihm, der Rektor Paalzow, schreibt, nachdem er ihn sonst gelobt: „In keiner Stunde aber war er ein unaufmerksamerer Zuhörer, als in den theologischen Stunden. Denn es war nichts seltsames, daß Herr W. sich gemeiniglich mit einem alten Schriftsteller heimlich beschäftigte und aus demselben Redensarten auszog, woran er mehr Geschmack fand, als an allen Definitionen. Sein alter Lehrer merkte das an ihm und bestrafte ihn darüber mit allem Ernst; aber er konnte sich hierin nicht ändern." Diese Abneigung gegen den Religionsunterricht mag seinen Grund mit in der damaligen Lehrmethode haben, sicher ist, daß es die Winkelmann eigne Natur, der „Heide", ist, welche von vornherein keinen Geschmack am Dogmen- und Katechismuskram finden konnte. Wir werden ihn nach dieser Richtung antreffen. Mehr Geschmack fand er an den alten Urnen, welche er aus den Sandbergen vor den Thoren Stendals hervorsuchte, denn „er verwahrte sie wie ein Heiligthum aufs sorgfältigste." — Anfangs Winter 1735 kommt er mit Empfehlungen seines blinden Lehrers an Bake, Rektor des Kölnischen Gymnasiums, zu Berlin an, um diese Lehranstalt zu besuchen. Gegen freie Kost und Wohnung erhielt er die Aufsicht über dessen Kinder. Ein gastfreies Haus fand er außerdem noch bei seinem Landsmann, dem Pastor Kühz. Hatte er sich bis dahin in erster Linie mit den lateinischen Klassikern beschäftigt, so hier mit dem Griechischen, worin er bedeutend gefördert wurde durch Chr. Tobias Damm, der ein großer Verehrer und Förderer der griechischen Sprache und Literatur war. Damm stand außerdem im Rufe der Freigeisterei und mag auch als solcher auf W. von Einfluß gewesen sein. Er hört Vorlesungen an der „Akademie der Künste und Wissenschaften" und benützt, da die Bibliothek des Gymnasiums nichts taugt, die königliche. Daß im übrigen die erste Großstadt, welche W. sah, nicht ohne Eindruck auf ihn war, ist selbstverständlich. 1736 kommt er nach Stendal zurück und geht noch in demselben Jahre nach Salzwedel, von wo aus er dann wahrscheinlich die Universität Halle bezog. Von Salzwedel*) machte er auch 1738 die Reise nach Hamburg, um sich aus der damals zur Versteigerung kommenden großen Bibliothek des Dr. Fabricius einige der schönsten Ausgaben griechischer Schriftsteller zu erwerben. Da es ihm an Reisegeld und an Mittel zum Kaufen fehlte, so nahm er zu der üblichen Sitte Zuflucht, unterwegs als fahrender Schüler bei Adligen und Predigern anzuklopfen und um einen Zehrpfennig zu bitten und zwar unter dem Vorgeben, daß er wegen seiner Größe nicht unter dem Militär gebraucht werden könne und als Offiziersbedienter nicht angesetzt werden möchte, weshalb er sich genöthigt sehe, dem aus dem Wege zu gehen**). Am 4. April 1738 schrieb er sich in Halle ins Immatrikulationsbuch ein, nachdem er Ende März in dieser Stadt angekommen. Daß er auch hier wieder Noth hatte, um den so nothwendigen Lebensunterhalt, liegt nahe. Wie der oben genannte Paalzow erzählt, hatte er sich ein kleines Stipendium verschafft, dann gaben die theologischen Fakultäten auch den ärmeren Studenten die Kollegien frei. Winkelmann hielt „von einem weichlichen, wollüstigen und gemüthlichen Leben nichts, sondern er war gewohnt, sich alle Tage mit kalter Küche zu behelfen und auch mit der schlechtesten Kost vorlieb zu nehmen". Seine überall bekannte Ehrlichkeit und unverstellte Rechtlichkeit, wie auch seine gute Schreibart verschaffte ihm Gönner und Freunde. Er griff zu dem gebräuchlichen Mittel des Famulirens bei reichen Studenten. „Er ging mit seinen Landsleuten auf die Dörfer" (die Stätten studentischer Ausschweifungen); „allwo er, ohne an ihren unerlaubten Zerstreuungen theilzunehmen, sich in einen Winkel setzte und den Aristophanes las." — Als Student der Theologie mag er sich wohl hauptsächlich nur deshalb gerirt haben, weil er dadurch manche Erleichterungen in finanzieller Beziehung erwarten konnte. Vorlesungen soll er wenig besucht haben, er hielt fast kein Kolleg ganz aus, ihm blieb, nach seinem eigenen Geständniß, „die akademische Speise zwischen den Zähnen hängen". Besuchte er die Vorträge, so that er es, um seine Kenntnisse der Literatur und Sprachen zu fördern. Desto häufiger war er auf den Bibliotheken und um so fleißiger daheim mit dem Studium der zusammengeborgten Bücher beschäftigt. Von den Alterthumswissenschaften in Halle war W. keineswegs befriedigt, am meisten besuchte er aber die Vorlesungen A. G. Baumgartens, der zuerst die Aesthetik in einem Werke systematisch behandelte. Endlich bezeichnete er sich noch selbst als den fleißigsten Zuhörer Gottfr. Sells, welcher in Halle als Professor der Rechte fungirte, aber außer seiner Fachwissenschaft noch über Kosmographie, Naturhistorie und Experimentalphysik vortrug. Warum er diesen mit Vorliebe besuchte, zeigt aber deutlich eine Aeußerung: „Ich kenne die große Geschicklichkeit dieses Mannes und in seine Buche De teredine marina, welches im schönsten Latein geschrieben ist und eine Kenntniß der Alten zeigt, die so wohl angebracht, als unvermuthet in dergleichen ist." Von großer Bedeutung ist jedenfalls auf ihn gewesen der Kanzler von Ludewig, dem er durch dessen große Bibliothek bekannt und außerdem noch empfohlen wurde, um genannte Bibliothek zu ordnen. Hier studirte W. das Privat- und Staatsrecht und außerdem wurde er aber auf das Studium der Geschichte hingewiesen, was für seine spätere Thätigkeit von großer Bedeutung war. Besondern Respekt scheinen ihm die Gelehrten der Universität nicht eingeflößt zu haben, denn er äußert sich in Briefen späterer Zeit keineswegs schmeichelhaft. So hält er die Gelehrten auch nicht für fähig, an seinen Büchern Geschmack zu finden, denn „es ist eine Arbeit nicht für Gelehrte, sondern für Leute, welche Empfindungen haben und denken"; für Personen, „die gewisse, nicht Universitätskenntnisse haben". Die Vernunft hat nach ihm einen viel edleren Zweck, als sie bis ins Alter „fast blos mit Dingen zu beschäftigen, die nur das Gedächtniß in Bewegung setzen". Er verspottet die gelehrten Streitigkeiten der „eselhaften deutschen Professoren, die sich dem Teufel und seiner Großmutter ergeben über ein Wort mit oder ohne H"***). Damals mögen derartige Aeußerungen noch mehr Berechtigung gehabt haben, obgleich sie auch heute noch vielfach am Platz sind, aber erklärlich werden sie uns erst aus dem ganz anders „genaturten" W., dessen rein menschliches Wesen ihn eben später auf die sonnigen Höhen der Kunst führte. (Schluß folgt.)

*) Also nicht von Berlin aus, wie vielfach angenommen wird. Siehe Karl Justi: Winkelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. I, 43.
) K. Justi a. a. O. — *) K. Justi a. a. O.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 52. 1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von **Rudolf Lavant.**

(Schluß.)

Curt zuckte die Achseln. „Ich mußte — wer kann zuletzt gegen seine Natur? Aber gib mir den Brief, dann laß mich allein; es wird mir sein, als hörte ich eine Stimme aus dem Grabe, eine ernste, feierliche und doch so süße Stimme!“

Der Maler willfahrte, nahm ein Licht und ging ins anstoßende Zimmer, die Thür sorgfältig hinter sich ins Schloß ziehend. Es dauerte lange, bis sie von Curt geöffnet ward und dieser mit weicher, ein wenig zitternder Stimme des Freundes Namen rief. Seine Augen waren feucht, aber er gab sich keine Mühe, diese Schwäche zu verbergen und reichte Reinisch den Brief hin.

Er lautete:

„Mein lieber, theurer, ewig unvergeßlicher Freund! Ich bin wohl recht plötzlich von Dir gegangen, recht unerwartet, und Du ahntest wenig, daß, was Dir der Anfang eines neuen Lebens schien, für mich der bittre, trostlos harte Schluß war. Ich habe es vom ersten Tage an gewußt und tief gefühlt, daß ich Dein Weib nie werden durfte, sollten die Rosenketten nicht früher oder später zu ehernen Fesseln für Dich werden, und das durfte nicht sein. Du hast's nie einsehen wollen, und da mußte ich wohl gegen Deinen Willen thun, worein Du nie gewilligt hättest, — Dich von mir befreien. Nun ist der grausame Schnitt ins tiefste Leben vollzogen, und ich habe mich nicht an ihm verblutet, — Du hattest freilich dafür gesorgt, daß ich noch unter Thränen lächeln konnte und Dir im Geiste dankbar die Hand küßte, wie ich es — weißt Du das noch? — so oft gethan, wenn Deine Liebe und Dein Vertrauen mich so über alles menschliche Maß glückselig machten, wenn Deine lieben Augen wie Sterne strahlten und über Deine Lippen ein so übermüthig-stolzes Lächeln flog. Nun ist mir aber in meiner Einsamkeit eingefallen, daß Du doch vielleicht nach Gründen fragst, daß Dir meine hingeworfenen Abschiedszeilen nicht genügt haben, und so wollen wir denn Hand in Hand, wie gute Freunde und treue Kameraden, gut und verständig uns aussprechen und meine Worte sollen Dir den letzten Rest von Bitterkeit aus der Seele nehmen.

„Die Männer sollen es gern hören, wenn wir ihnen sagen, sie seien unsre erste und letzte Liebe, — ich kann Dirs wohl in voller Wahrhaftigkeit versichern, und wenn Dichs einigermaßen trösten kann, so will ich gern schwören, daß nie wieder ein Männermund meine Lippen küssen wird, die Lippen, die Dein verzehrender Kuß geweiht. Ach, Curt, ich weiß nicht, ob andere Frauen so lieben, wie ich, — oft hat mirs scheinen wollen, als sei es doch nicht so, wenn ich auch nicht begriff, wie man anders lieben könne. Ich habe immer eine so hohe Meinung von der Liebe gehabt, daß ich für kleine Tändeleien und Intriguen keinen Sinn hatte, ich sagte mir, das könne die Liebe nicht sein, und wartete geduldig die Stunde ab, in der meines Herzens Pochen mir sagen würde, nun stehe der Frühling der Seele vor der Thür und begehre Einlaß. Ich hatte mir kein bestimmtes Bild von dem Manne gemacht, den ich lieben sollte, — als Du kamst, da wußte ich auf einmal, wie der aussah, dem — ich gehörte und für den ich willig und lächelnd jeden Tropfen Herzblut hingeben würde, und dann war kein Halten, kein Widerstand mehr. Nie hat ein selbstsüchtiger Gedanke, nie hat ein unwahres Wort die Reinheit und Schönheit dieser Liebe befleckt und tausend, tausendmal habe ich mir gewünscht, in Deinen Armen zu sterben und einzuschlafen, wie ein müdes Kind. Aber das konnte nicht sein, — ich sollte die Reinheit und Tiefe dieser Liebe dadurch beweisen, daß ich die Kraft fand, Dir zu entsagen, und ich schrak auch vor diesem Härtesten nicht zurück, obwohl ich mir oft und oft in stiller Nacht die Hände wund gerungen habe, ohne den Schrei der Verzweiflung niederkämpfen zu können. Mein eignes, glückheischendes Herz und Deine Bitten und Thränen standen im Bunde, — kannst Du Dir vorstellen, was ich gelitten, bevor der Entschluß erkämpft war, mich aus Deinen Armen zu reißen und mich vor Dir zu verbergen — zu Deinem Heil?

„Sieh, mein Freund, Du hast es nie gelten lassen, wenn ich von dem Altersunterschied zwischen uns sprach, und doch — die drei, vier Jahre machen gar viel aus. Zu der Zeit, in der Du erst in Deiner Manneskraft voller, reichster Blüte standest, war ich bereits ein verblühtes Weib, und auch geistig hatte ich nicht mit Dir Schritt gehalten, der Du rastlos vorwärts strebtest, der Tag mußte kommen, an dem Du dessen inne wurdest und das Fazit der Rechnung nicht stimmend fandest. Mein Vater liebte Jean Paul, — ich habe nicht vergessen, daß ich ihm einmal — im ‚Titan‘ war's ja wohl — die Stelle vorzulesen hatte: ‚Ihr wißt nicht, welche Fegefeuerstunden man mit einem Herzen durchwatet, das voll ist, ohne zu füllen, neben welchem, nicht mit welchem man fühlt.‘ Der Wortlaut mag etwas abweichen — dem Sinne nach wars gewiß so und ich habe mirs gut gemerkt. Sieh, das hätte ich nicht ertragen, der Gedanke, Dich aus Deiner Karriere gerissen, Dich Deinen gesellschaftlichen Kreisen entfremdet, Dir das Wohlwollen Deines Onkels entzogen zu haben, ohne

Dir auf die Dauer vollen Ersatz für all' Deine großmüthigen Opfer bieten zu können, hätte mich wahnsinnig gemacht oder mir den Dolch in die Hand gedrückt. Ich weiß ja, Curt, Du bist so gut und edel, wie vielleicht kein Mann weiter auf Erden; Du hättest es mich nicht fühlen lassen, es wäre Tag für Tag ein Gegenstand des Studiums für Dich gewesen, mich über den Zustand Deines Innern, über die Leere und — Reue Deines Herzens zu täuschen, Du hättest die Geduld und Sanftmuth eines Engels bewiesen, — aber ich hätte es doch gefühlt, und ich wäre das elendeste Weib auf Erden geworden, wie ich das glückseligste gewesen.

„Ob das alles richtig ist, unumstößlich richtig — ich bin zu bescheiden, das zu behaupten; aber alles, was ich vom Vater gelegentlich gehört, alles, was ich einsam geträumt und gesonnen, zwang mich und zwingt mich noch heute, so zu denken und so zu fühlen, und wäre ich Deiner schönen, idealen, schwärmerischen Liebe werth gewesen, wenn ich nicht den Muth und nicht die Kraft hätte, das süße Lied zur rechten Stunde in dunklen, weichen Tönen ausklingen zu lassen? Und die rechte Stunde war gekommen — es war die höchste Zeit geworden, daß ich für Dich starb und Dir die Freiheit des Handelns und der Entschließung zurückgab. Ich gab in einer vornehmen Familie Unterricht im Feinsticken; dort kannte man die Dir zugedachte Braut und sprach von ihr, ohne zu ahnen, daß ich Dich kannte — man behandelte die Verlobung wie eine vollzogene Thatsache und mit welchen Empfindungen mein Blick auf dem Bilde des reizenden, anmuthigen jungen Geschöpfs geruht hat, das Deine Frau werden sollte — Dein feinfühliges Herz, mein geliebter Freund, mag Dirs sagen. Man sagte mir sehr viel gutes und liebes von ihr, man rühmte ihren Verstand, ihr Zartgefühl, ihr edles Herz und ihre Talente, man warf die Frage auf, ob Du diesen Schatz auch verdientest. Ein paar Tage vor dem Nachtfest im Walde erfuhr ich, daß Dein Onkel, sein Waffenbruder und die Komtesse Valerie für die ersten Tage der nächsten Woche angemeldet seien — hast Du nun den Schlüssel zu allem, was die letzten Tage so seelenvoll und poetisch, so wehmüthig-lieblich — und so leidenschaftlich gemacht hat? Begreifst Du nun, mein armer, theurer Freund, daß ich um jede Minute geizte, daß meine brennenden Lippen danach schmachteten, den letzten Becher, der ihnen gefüllt kredenzt ward, auch bis auf den letzten Tropfen zu leeren und daß ich halb willenlos, halb entschlossen, halb gezwungen, halb freiwillig, in ohnmächtiger Hingabe an mein Gefühl und in trotziger Verachtung der Welt und ihrer Satzungen Dir gab, was Du mir gewiß nie genommen hättest? Ich habe es wie im Rausch und im Traum gethan und doch bewußt — ich nehme die volle Verantwortung auf mich und wenn meine Lippen wieder gelächelt haben, seit sie Dir das ‚Lebewohl auf immerdar!‘ zuflüsterten, so hat die Erinnerung an jene dunkelselige Liebesnacht dieses Lächeln hervorgezaubert. Ich bereue nicht, Curt, und ich werde nicht bereuen; ich denke nicht schlechter von mir und bin heute noch stolz auf meine Liebe und auf alles, was ich aus reinster Liebe gethan. Laß mir den Glauben, daß auch Du durch alle Wechsel der Schicksale und alle kommenden Jahre in verschwiegener Seele mein Bild Dir aufbewahren wirst — verblichen, aber fleckenlos, wehmüthig-ernst, aber in unvergänglichem Reiz. Ich wäre zu Ende und kann doch kein Ende finden. Ach, mein geliebter Freund, wie viele Jahre der Zukunft, die so nebelgrau und freudlos vor mir liegt, gäbe ich für einen letzten Blick in Deine lieben Augen, für einen Druck Deiner Hand, für einen Kuß Deines rothen, heißen Mundes! Das Herz will mir zerspringen, wenn ich denke, daß ich Dich nie wiedersehen soll und wie eine zum Tode Verdammte stöhne ich hinaus in Wind und Nacht: ‚Muß es denn sein?‘ Aber jedesmal kommt dumpf und tonlos die Antwort zurück: ‚Es muß sein — unterwirf Dich!‘ So sei es denn — ich kaure im Geiste zum letzten male auf dem Fußbänkchen zu Deinen Füßen und schmiege den Kopf an Deine Knie, ich fühle Deine Finger zärtlich mit meinen gelösten Flechten spielen und ich küsse Deine kleine, weiße Rechte und meine warmen Thränen tropfen auf diese liebe Hand, die mir so oft liebkosend über den Scheitel glitt. Ich danke Dir inbrünstig für all die schöne, wunderbare, edle Liebe, die Du so verschwenderisch über mein armes, einsames Herz ausgegossen hast; ich danke Dir für sie, obgleich ich sie Dir ehrlich vergolten und mit Schmerzen und Thränen erkauft habe, und wenn ich nicht eine halbe Heidin, wenn ich fromm wäre und beten könnte, so würde ich des Himmels besten, reichsten Segen herabflehen auf Dein Haupt. Du wirst noch glücklich werden, Curt, mein unerhörtes Opfer wird nicht vergeblich sein; Du wirst auch wieder lieben, wenn auch vielleicht nicht wieder so, wie Du mich geliebt — willst Du dann in stillen Stunden des Alleinseins zuweilen mild und versöhnt, mit einem verklärten Rest alter Zärtlichkeit zurückdenken an die Verschollene, deren ganzes Wesen Liebe zu Dir war, treue schmerzenreiche, aufopfernde Liebe, an Deine arme, einsame Leontine?“ —

Reinisch kam nur langsam vorwärts mit der eigenthümlichen Lektüre; als er geendet, gab er den Brief bewegt und schweigend zurück und Curt drückte die bärtigen Lippen ehrfurchtsvoll auf die thränenverwüsteten Blätter. Dann ging er. Nach Hause? Wer weiß es?

* * *

Es ist eine ziemlich zahlreiche und bunte Gesellschaft, die sich an einem Hochsommerabend an dem Landungsplatze einer kleinen Flotille von Flußruderbooten zusammenfindet. Unsere jungen Freunde, die mit Curt in wahrer Herzlichkeit verkehren, sind vollzählig am Platze; auch Reinisch hat wieder einmal eine Einladung erhalten, wohl mit Rücksicht auf seinen „ritterlichen“ Freund. Ein ganzer Schwarm von Studenten sucht sich mit den Damen bekannt zu machen, bei deren Auswahl aber mehr auf ein gutes Herz, als auf Jugend und körperliche Vorzüge gesehen worden zu sein scheint; der imitirte Pariser in Zeugstiefelchen mit Lacklederbesatz und der Herr Kapellmeister sind auch da. Zur bestimmten Zeit rollt auch die leichte zweispännige Equipage heran, in welcher Fräulein Walujeff mit Mutter und Bruder sich in die Mitte ihrer allzeit Getreuen begibt; sie sieht sehr wohl und heiter aus und hat für jeden ein verbindliches Wort, ein anmuthiges Lächeln. Mit einiger Mühe werden die Theilnehmer in fünf kleineren oder größeren Booten glücklich untergebracht und Tatjana hat es so einzurichten gewußt, daß sich Curt in ihrem Boot befindet.

Man hat die letzten Häuser der Stadt bald hinter sich und nur da und dort steht ein einsamer Angler am Ufer und blickt unverwandt und geduldig nach dem Kiel, der auf der Flut treibt; der Himmel ist bedeckt und still und immer stiller wird es ringsumher — nur das Schilf lispelt zuweilen und durch das Laub einzelner alter Espen geht leises, irres, geheimnißvolles Flüstern. Der Fluß beschreibt anfänglich eine Menge Krümmungen; plötzlich thut sich eine breite, gerade Wasserstraße auf, hoher, dichter Laubwald tritt bis hart an die Ufer heran und wirft seine Schatten über den Wasserspiegel und da und dort taucht Gebüsch die Spitzen seiner herabhängenden Zweige in die dunkle Flut. Man zieht die Ruder ein und hält eine Viertelstunde Rast; das Gespräch in allen Booten wird in dem Maße, als die Dämmerung niedersinkt, einsilbiger und leiser, und die Stille und Einsamkeit, die nur dann, wann das leise Rinnen und Plätschern der Wellen, der klagende Schrei der Rohrdommel im Schilf, ein gedämpfter Signalpfiff oder der ferne Ruf eines Waldkäuzchens unterbricht, nimmt jedes Gemüth gefangen. Die und jene Dame hält die Hand in das Wasser und läßt sie von der lauen Welle liebkosen; da und dort hat sich ein Herr eine Cigarre angezündet, die wie ein Glühwürmchen durchs Dunkel leuchtet und in jedem Boote macht im silbernen Becher der duftende Rheinwein die Runde. Nach einer halben Stunde wird die breite Wasserstraße verlassen und man biegt in einen schmalen, vielfach gewundenen Seitenarm ein; es ist anfänglich so dunkel, daß man die Hand vor den Augen kaum sieht, denn die Kronen der Bäume zu beiden Seiten vereinen ihre Schatten und wirres, üppiges Unterholz überhängt das enge, verschilfte Bett. Aber da geht der Mond auf und die zweifelhafte matte Beleuchtung, welche er über die malerischverwachsene Wildniß ausgießt, wird mit einem „Ah!“ der Bewunderung begrüßt; alle Umrisse bleiben verschwommen und alles nimmt seltsam phantastische Formen an. Zwanzig mal scheint es, als müsse die Fahrstraße im nächsten Moment ein Ende haben; man muß das Gezweig des Buschwerks mit den Rudern zur Seite drücken, aber dann blitzt auch im Mondlicht wieder ein Wasserstreifen auf, und mit langsamen Ruderschlägen dringen die Boote weiter und weiter vor in den stillen Winkel, der eigentlich nur den Fischern bekannt ist. Und dann ist man am Ende des Waldes — hüben und drüben breiten sich Wiesen aus, über denen bereits dünner weißer Nebeldunst lagert und die Boote wenden an einer etwas breiteren Stelle und legen am Ufer des Seitenarms, nicht weit von der Vereinigung desselben mit dem Fluß, vorsichtig an. Hier bietet sich ein prächtiger begraster Lagerplatz unter alten Rüstern; der Wald ist im

viereckigen Ausschnitt gelichtet und erst jenseits desselben beginnt wieder dichtes Nadelholz. Und nun beginnt ein reges Leben; farbige Papierlaternen werden an den untersten Zweigen der Bäume befestigt, Plaids und Reisedecken werden auf dem Boden ausgebreitet und man lagert nach Laune bunt und malerisch durcheinander. Tatjana hat für alles gesorgt und aus großen Körben kommen alle Bestandtheile eines opulenten Pikniks zum Vorschein und werden auf Servietten ausgebreitet. Tatjana ist so freundlich, zu bemerken, daß Curt ihr gegenüber sehr unbequem sitze, und sie fordert ihn auf, an ihre Seite zu kommen und den Kopf ohne Umstände auf ihr Knie zu legen, wie das ihr Bruder bei seiner Mutter thue. Hat Curt Mitleid mit der Eifersucht der andern oder ist überhaupt die Vertraulichkeit nicht nach seinem Sinn? Er lehnt dankend ab, aber dieser Dank — klingt er nicht ein wenig spöttisch? Tatjana scheint es zu finden — sie zuckt unmuthig die Achseln, wirft die Lippen auf und wendet sich an Wendt, der am Stamm eines Baumes lehnt und einem Fasanenflügel alle Ehre angedeihen läßt, mit der Frage:

„Ist das nicht eine hübsche Einweihung der neuen Wasserpartieepoche? O, wir werden bis zum Herbst noch oft fahren, wenigstens einmal jede Woche!"

Die Antwort ist artig, aber — niederschlagend: „Ich fürchte, es wird mir nicht vergönnt sein, gnädiges Fräulein, an diesen Wasserfahrten theilzunehmen, denn ich fange eben an, mich auf mein zweites Examen vorzubereiten und da heißt es jede freie Stunde zusammenzunehmen und fleißig zu sein — ochsen nennt das der deutsche Student, ochsen oder büffeln!"

„Nun, dann nach Ueberwindung dieses wichtigen Examens, das Ihnen ja sehr am Herzen zu liegen scheint," erwiderte das schöne Mädchen, ihr Glas an die Lippen führend. „Sie haben schließlich auch weniger Empfänglichkeit für den poetischen Reiz solcher Fahrten, als Herr Born, der sie nach ihrem vollen Werthe zu würdigen weiß."

Born verbeugt sich dankend, stößt aber dann heraus:

„Auch ich werde leider verzichten müssen, da ich nur noch wenige Tage hier bin; man hat mich als literarisch-dramaturgischer Beirath an die Bühne meiner Vaterstadt berufen und ich muß schon Ende dieses Monats in der Heimat sein, nach der es mich zu oft gezogen hat, als daß mir diese Wendung nicht willkommen sein müßte!"

Tatjana sieht betroffen auf — soll die Fahnenflucht unter ihrern Verehrern noch weiter um sich greifen? Es klingt aber doch ziemlich übermüthig und nur wie ein Scherz, als sie sich zu Lindner wendend, fragt:

„Da gehen Sie schließlich auch noch Ihrer Wege, Herr Lindner?"

Der Angeredete spießt eben mit der Gabel ein Butterbrod an und erwidert:

„Obgleich ich kein Bühnenschriftsteller bin und meine einzige literarische Sünde ein Triumphgesang der Mäuse auf den Tod eines alten Uhus ist — ja, ich gehe auch fort, um eine Stellung in einer chemischen Fabrik einzunehmen, die eine von mir erfundene Farbe herstellen wird."

„Und übers Jahr heiratet man, nicht wahr?" Das klingt entschieden spitzig und beinahe feindselig, aber Lindner erwiderte trocken und mit naivster Unbefangenheit:

„Das kann wohl so kommen — wer möchte denn ein alter Junggesell werden? Dazu tauge i c h nicht."

„Ich muß sagen, die Herren haben sich während meiner kurzen Abwesenheit allerlei Ueberraschungen präparirt — das geht ja alles im Galopp und nun fehlte blos noch, daß mir jemand seine in der Zwischenzeit erfolgte Verlobnng anzeigte, etwa — Herr Reinisch."

Der Maler, der eben mit Curt anstößt, erwidert launig:

„O nein, gnädiges Fräulein, Sie trauen mir altem Knaben da mehr Leichtsinn zu, als ich mir bewahrt habe. Aber ich bewundre Ihre divinatorische Gabe — es ist wirklich ein glücklicher Bräutigam unter uns —"

„Der sich dieser Tage die Freiheit nehmen wird, Ihnen seine Braut vorzustellen," ergänzt Arvenberg mit einer Verbeugung. „Meine Braut wird sich sehr freuen, Sie, gnädiges Fräulein, kennen zu lassen."

„Auch Sie also haben sich verloben lassen — ah! das ist nicht schön von Ihnen! Wissen Sie, daß ich diese von den beiderseitigen verehrten Eltern ins Reine gebrachten Heiraten, bei denen man die jungen Leute kaum fragt, gründlich verabscheue? Freilich, bei Ihrem Volke hat das dumme Herz nie etwas dreinzureden gehabt, wenn der kalte, nüchterne Verstand seine Beschlüsse faßte!" erwidert Tatjana nicht ohne Bitterkeit.

„Sie irren, gnädiges Fräulein," gab Arvenberg zurück, „so liegen die Dinge keineswegs, denn Kopf und Herz haben sich in meinem Falle prachtvoll vertragen. Diesmal sind eine Jüdin und ein Jude aus wahrer Herzensneigung einig geworden, ohne daß die Aeltern davon eine Ahnung hatten, und die letzteren haben die bereits mit Hand und Mund besiegelte Verbindung eben nur zu sanktioniren gehabt."

Diese Erklärung wurde bei aller Verbindlichkeit in so ernstem Tone abgegeben, daß Tatjana den Sprecher betroffen ansieht. Sie hatte gleich am ersten Abend eine große Vorliebe für ihn gefaßt, sein feines, etwas sarkastisches und ironisches Lächeln hatte ihr zugesagt und sie war ungewöhnlich freundlich gegen ihn gewesen. Gerade i h n glaubte sie gefesselt zu haben, und daß er nun aus purer Neigung eine Verbindung eingeht, daß es ihr und all ihrer verheißungsvollen Liebenswürdigkeit nicht gelungen ist, diese Neigung im Keime zu zerstören, ist eine solche Demüthigung für ihren Stolz, daß sie sich förmlich gekränkt fühlt und Arvenbergs Erklärung nur mit einem Achselzucken beantwortet.

Die Freunde werden für ihren Mangel an Wesensähnlichkeit mit dem Ritter Toggenburg dadurch bestraft, daß Tatjana sie kaum noch zu sehen scheint; sie wendet ihre ganze Aufmerksamkeit Curt zu. Er ist der letzte von ihren Kavalieren und obendrein der einzige, für den sie sich ernstlich interessirt und in dessen Nähe eine gewisse Bangigkeit über sie kommt, die etwas seltsam Beunruhigendes und doch auch wieder Wohlthuendes für sie hat. Aber es will nicht so recht gelingen, Curt gesprächig zu machen; er ist allmälich in träumerische Zerstreutheit verfallen, lauscht immer wieder hinaus in die schweigende Nacht und wirft ab und zu mit einer raschen Bewegung des Kopfs die kleine schwarzbraune Locke zurück, die ihm in die Stirn gefallen ist; seine Gedanken sind sicherlich auf einer Wanderung in weit zurückliegende Zeiten und an entlegene Orte begriffen und jedenfalls haben sie recht sehr wenig mit dem schönen Mädchen zu schaffen, das anfängt, allmälich einen sanften, bittenden Ton in die Fragen zu legen, welche sie an ihn richtet und auf die er oft nur durch ein zerstreutes Lächeln Antwort gibt. In Tatjanas ganzem Wesen liegt eine gewisse weiche, schmachtende Lässigkeit; sie weiß es so einzurichten, daß ihre langsam niedersinkende Hand wie zufällig auf die Curts zu liegen kommt und sie jubelt innerlich auf, als diese Hand ruhig liegen bleibt; sie hat aber doch zu früh im Vorgefühl des Triumphs geschwelgt, denn statt daß Curts Finger, durch ihr Entgegenkommen ermuthigt, sich zu verstohlenem festem Druck um die ihrigen schließen, bleibt seine Hand regungslos im Grase liegen und als Tatjana ihre kleine, heiße Rechte zurückzieht und nach einiger Zeit das kleine Manöver wiederholt, findet sie die Hand Curts nicht mehr vor, wie sie auch vorsichtig umhertastet, und Curt blickt unverwandt nicht nach ihr, sondern nach dem schwarzen Wasserspiegel, in welchem ein einsamer Stern sich zitternd spiegelt. Es überkommt sie wie eine Regung wilder Leidenschaftlichkeit; soll sie ihre Arme um den Nacken des Unempfindlichen schlingen und ihn vor allen Leuten auf Stirn und Scheitel, auf Mund und Wangen und Augen küssen, bis er selber warm und zärtlich wird und mit heißen Lippen ihren Namen flüstert, oder soll sie aufspringen und zornig mit dem Fuße stampfen und ihm zuraunen: „Deutscher Tölpel!?" Da — was ist das? Von der breiten Wasserstraße herüber kommt durch die nächtliche Stille Gesang von Frauenstimmen; vielleicht singen sie garnicht so besonders gut, aber in todtstiller Mitternacht im Walde, auf dem Wasser, bei feuchter Luft klingt ein nur erträglich gesungenes Lied schon ergreifend.

Das stimmungsvolle Lied erscheint der Ungeduld der siegverwöhnten Russin als ein vom Zufall gesandter Bundesgenosse gegen Curt; sie macht ihn durch eine Handbewegung auf den zarten Gesang aufmerksam, der übers Wasser und durch den Wald seinen Weg zu ihm sucht. Und die Rechnung scheint zu stimmen; Curt nickt ihr dankend zu, stützt den Kopf in die Hand und lauscht auf die lieblich-wehmüthige Weise. Das Lied verstummt, — nur der schwache Hauch des Nachtwinds geht wieder flüsternd durch die Zweige, und schon will sich Curt abwenden, da zuckt er plötzlich zusammen, denn jetzt erklingt klar und voll und ergreifend eine Frauenstimme, eine Stimme, die er bis an sein Lebensende nicht vergessen wird, und sie singt die gramschwere polnische Todtenklage, die er nur einmal, die er nur von einer gehört:

„Es fallen die Blätter vom Baume, die langsam entsprossen sind;
Hinter den Scheuern singen die kleinen Herbstvögel. . . ."

Reinisch, der ebenfalls stutzt und befremdet aufhorcht, sieht seinen Freund tödtlich erbleichen, — sie blicken einander an und einer liest in des andern Blick dieselbe Frage: „Leontine — hier?“ Curt legt die Hand vor die Augen und lauscht mit verhaltenem Athem wie verzaubert hinüber; als die Sängerin verstummt und Tatjana sich zu ihm niederbeugt und schmeichelnd sagt: „Das war ja polnisch? Aber es war ein schönes Lied und es lag Seele in dem Gesang!“ erwiderte er hastig und wie abwesend: „Das schönste, das ich kenne!“ und springt auf, als sei ihm seine Lage bis zur Unleidlichkeit unbequem geworden. Er wendet sich zum Maler, der ebenfalls aufgesprungen ist, zieht ihn auf die Seite, flüstert ihm in fliegender Hast zu: „Sie war es — kein Zweifel — ich muß fort!“ und tritt ins Gebüsch. Da liegt unter überhängenden Weiden, im tiefsten Schatten und kaum kenntlich, das kleine Boot, das er ruderte, während Tatjana am Steuer saß; leise löst er die Kette, springt mit dem ganzen Ungestüm der Sehnsucht hinab ins Boot, und das laute Gelächter, mit welchem die Gesellschaft eine witzige Bemerkung Tatjanas begleitet, verschlingt das schwache Geräusch der Ruderschläge, mit dem er die Nußschale vorwärts treibt. Bis zur Einmündung in den Hauptarm muß er seine Ungeduld zügeln; ein niederhängender Zweig reißt ihm den leichten Sommerhut vom Kopfe — er achtet es nicht und nimmt sich nicht die Mühe, ihn aufzufischen. Dann ist er im breiten Fahrwasser, und nun schießt das Boot so hastig dahin, daß die Welle rauschend am Kiel aufschäumt; es ist alles dunkel auf der Wasserstraße zwischen den bewaldeten Ufern, und kein Laut ist zu vernehmen, keine Laterne wirft vor oder hinter ihm ihren hellen Lichtstreif auf die Flut und Curt fragt sich erschrocken, ob das Boot, welches er sucht, nicht vielleicht, statt auf der Rückfahrt nach der Stadt, auf der Fahrt nach einem noch weiter hinaus am Flusse liegenden Dorfe begriffen war, und ob es ihm, wenn er der Gesellschaft nach dieser Richtung nachsetzte, auch gelingen würde, sie noch unterhalb des Landungsplatzes einzuholen; wo sollte er sie, wenn man bereits ausgestiegen war, in dem großen Dorfe suchen? Und wenn sie nun doch auf der Heimfahrt sind, wenn er bei Aufgeben der Verfolgung grade



Das bei Sandefjord in Norwegen ausgegrabene Wikingschiff. (Seite 636.)

die verkehrte Richtung einschlägt? Kalte Schweißperlen treten ihm auf die Stirn; von den beiden Rudern, die er eingezogen hat, rieselt und tropft das Wasser und seine Augen suchen vergebens die Dunkelheit zu durchdringen, denn der Mond hat sich längst wieder in Wolken und Dunst geborgen. Da plötzlich flammt es in geringer Entfernung blendend auf, und mit einem Zauberschlag erstrahlen Fluß und Ufer in grünem, magischen Lichte; es ist mit einemmale so hell, daß man die Blätter an den Bäumen zählen könnte, und in dem Boot, auf dessen Stirn man eben das Grünfeuer entzündet hat, ist jedes einzelne Gesicht genau zu erkennen; es ist ein großes Boot, voller Herren in Hemdärmeln und Damen in hellen Sommerkleidern, — nur eine hohe, schlanke weibliche Gestalt in dunklem Gewand ist zu unterscheiden, und er glaubt sie zu erkennen. Das Herz schlägt ihm bis herauf an den Hals, aber die Gestalt kehrt ihm grade den Rücken zu, und ehe sie sich gewendet, ehe sie ihm den entscheidenden Blick in ihr Gesicht gestattet, verschwindet das grüne Licht und noch tieferes Dunkel als vorher verschlingt das Boot. Dasselbe fährt aber nicht weiter, er würde ja sonst den Ruderschlag hören; ab und zu erreichen ein paar gedämpfte Worte, ein Ausruf des Entzückens über die prachtvolle Nacht sein angstvoll lauschendes Ohr, und so vergehen qualvolle Minuten, bis es plötzlich drüben wieder aufflammt und Flut und Ufer und Wald mit purpurnem Schein übergießt. Und diesmal hat er Leontine erkannt; sie steht im Boot, einen Epheukranz im Haar, schön wie einst, nur ernster und frauenhafter, und ein Aufschrei will sich Curts Brust entringen; aber mit übermenschlicher Anstrengung unterdrückt er ihn, — er muß ja alles vermeiden, was auf ihn aufmerksam machen, was Leontine vielleicht zu neuer Flucht vor ihm bestimmen könnte, und als die rothe Helle versunken ist und das große Boot, jetzt mit einer Laterne versehen, seine Heimfahrt fortsetzt, überholt er dasselbe, indem er sich hart am entgegengesetzten Ufer hält; er schlüpft unbemerkt vorüber und geht vom Landungsplatz aus am Ufer dem großen Boot entgegen, das langsam und vorsichtig die niedrigen Brücken der Vorstadt passirt. Man vernimmt bei der tiefen Stille jedes Wort, das im Boote gesprochen wird, aber die Stimme Leontinens läßt sich nicht vernehmen; schweigsam und in sich versunken, die Hände im Schoße lässig gefaltet, sitzt sie allein am Stern, und die Laterne wirft zuweilen ein helles Streiflicht auf das schöne, vornehme, nachdenkliche Gesicht. Als die Gesellschaft ausgestiegen ist und in kleinen Gruppen den Heimweg antritt, folgt Curt vorsichtig in angemessener Entfernung und erst, als die Hausthür hinter Leontine und der Familie, deren Gast sie zu sein scheint, ins Schloß gefallen ist, erst als er über den Namen der Straße und die Nummer des Hauses sich Gewißheit verschafft hat, tritt er langsam, zögernd



Die Leichenkaravane. (Seite 636.)

und unschlüssig den Heimweg an, — ihm ist beinahe, als sollte er, um ganz sicher zu gehen, bis zum Morgen vor dem Hause Wache halten. — —

Am Abend des Tages, der dieser ereignißvollen Wasserpartie folgte, haben sich die Freunde mit Ausnahme Curts bei Reinisch versammelt und man scherzt über Tatjana, die es so wenig verstanden hatte, ihren Aerger zu verbergen und die von einem wahren Fieber von Ungeduld ergriffen worden war, als Curts Verschwinden bemerkt wurde und der arglistige Reinisch konstatirte, daß auch das kleine Boot fort sei, er also nur annehmen könne, daß Curt sich aus irgendeiner Laune für eine der Sängerinnen interessirt und versucht habe, etwas Näheres über dieselbe in Erfahrung zu bringen. Sie hatte nur wegwerfend die Achseln gezuckt, aber sie hatte doch die Zähne tief in die Unterlippe gedrückt, war wortkarg, mißmuthig und bitter geworden und hatte keine Ruhe mehr gehabt; man war zeitiger, als ursprünglich beabsichtigt, wieder aufgebrochen. Die Auskunft darüber, weshalb Curt so plötzlich und verstohlen aufgebrochen sei, verweigert der Maler, aber er befindet sich unverkennbar in froher Aufregung und Spannung. Man will eben zu lesen beginnen, als es an die Thür klopft und — Curt in Begleitung einer Dame und eines etwa fünfjährigen bildhübschen Knaben eintritt, der sich zärtlich an ihn anschmiegt. „Meine Braut, Fräulein Leontine Lux," stellt er vor, „und hier mein Junge Johannes, von dessen Existenz ich alle die Zeit her nicht die leiseste Ahnung gehabt habe. Reinisch hat mir gebeichtet, daß er die verzeihliche Indiskretion begangen habe, euch meine Geschichte zu erzählen. Diese Geschichte erhält also jetzt einen versöhnenden Schlußnachtrag. Gestern Nacht, als wir im Walde lagerten und Fräulein Tatjana grade ihr bestes that, mich zu fangen, hörte ich die Verlorengegebene plötzlich singen, setzte ihr nach, holte sie ein, ermittelte ihre Wohnung und begab mich heute früh zu ihr, mit dem festen Vorsatz, ohne ihr Jawort nicht wieder von dannen zu gehen. Auf der Treppe kommt mir der kleine Wildfang da in den Wurf; er hatte einen japanischen Bogen mit leichten Rohrpfeilen in der Hand und wollte ihn im Hofe probiren. Der Anblick des kleinen Kerls gab mir förmlich einen Schlag aufs Herz; ich glaube, niemand, der uns nebeneinander sieht, kann auch nur einen Moment über unsere blutsverwandtschaftlichen Beziehungen zu einander in Zweifel sein. Ich fragte ihn, ob in diesem Hause ein Fräulein Lux wohne, und da sagte er in denselben Accenten, die ich so oft von seiner eigensinnigen Mama gehört, in halb lustigem, halb wichtigen Tone: ‚Ach, der Herr will zu Mama?' Ich hielt ihn nun auf, plauderte mit ihm und bestimmte ihn, mit dem Probiren seines Bogens noch eine halbe Stunde zu warten und mich zu seiner Mutter zu führen. Er stürmte dann hinein und meldete jubelnd: ‚Mama, da ist ein Herr, der mir ein kleines, milchweißes Pferdchen mit blauem Sattel schenken will; er will dich besuchen!' Und dann kam er wieder zu mir gelaufen und ich nahm ihn bei der Hand, und so traten wir vereint vor seine Mutter, die mit einem Aufschrei emporfuhr und halb ohnmächtig in meine Arme sank. Unter Lachen und Weinen hat sie mir dann erzählt, daß sie kurz vor der prager Katastrophe von einer Verwandten noch ein paar tausend Gulden geerbt hatte und sich nach ihrer Flucht in einem kleinen Provinzialstädtchen in der preußischen Lausitz niederließ, wo ich sie gewiß nicht gesucht hätte. Hier weilt sie seit einigen Wochen auf Besuch und wird nicht wieder in ihre freigewählte Verbannung zurückkehren, denn als sie erfuhr, daß ich, statt mich über ihren Verlust zu trösten und die kleine hübsche Comtesse zu heiraten, grade das gethan habe, was sie verhindern wollte, daß ich den Soldatenrock ausgezogen und meine Karriere aufgegeben habe, um mich ruhelos und unbefriedigt bei Indianern und Türken herumzuschlagen, und daß mich in diesen sechs Jahren keine Frau in die Versuchung gebracht hat, ihr untreu zu werden, da fiel das schöne Kartenhaus der heroischen Entsagung in nichts zusammen, und es hätte der Frage, ob sie ein Recht habe, unserm Buben den Vater vorzuenthalten, nicht bedurft. Ihre große, schöne, edle Seele hatte es gut gemeint und unter unerhörten Schmerzen die eigne Liebe aus Kreuz geschlagen, und nun muß sie selber bekennen, daß sie damit nichts erreicht hat, als — sechs Jahre des Glücks, des in und für einander Lebens aus der Geschichte unsres Daseins auf Erden zu streichen, und mich wundert nur, daß ich es nicht fertig bringe, ihr deshalb ernstlich böse zu sein, und nur heilfroh bin, sie wiedergefunden zu haben."

Der Maler, der mit leuchtenden Augen das schöne Paar maß, fragt, mit seiner Bewegung kämpfend:

„Nicht wahr, Fräulein Lux, es ist ein gewagtes Unternehmen, wenn eine Frau für den Geliebten Schicksal spielen will, statt ihm zu vertrauen und sich seiner Führung zu überlassen? Es kommt nichts dabei heraus, als Kummer und Herzeleid."

Leontine nickt erröthend, und birgt ihr schönes, noch immer jugendliches Gesicht an der Brust Curts, der seine Hand schmeichelnd über die dunkle Haarfülle gleiten läßt. Wendt aber ruft:

„Wann ich mich verloben werde, das wissen nur die ewigen Götter, — so mögen sie denn heute springen, die sechs Markobrunner im Keller, denn bei einem bessern Anlaß können sie doch nicht getrunken werden!"

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Schluß.)

„‚Ja, wer hätte das gedacht,' sagte ein alter Mann an Elisabeths Seite. — ‚Aber so geht es! Es kommt immer anders, wie man denkt.'" — Dabei blinzelte er mit dem einen Auge und betrachtete heimlich Morgenroth, der noch immer nicht mit seinem ersten Zwieback zu Ende war; dem es vor den Augen schwirrte und flimmerte und der mit jedem Augenblicke unruhiger wurde und nach der Uhr blickte. — ‚Der Tag ist heute sehr heiß,' sagte zur Belebung der Unterhaltung Marianne's Vater. — ‚Es ist mir so, als ob wir noch ein Gewitter bekommen. Dadrüben steigt es schon langsam grau und schwarz herauf. Morgenroth sah von neuem nach der Uhr. Es war 2 Uhr; um 6 Uhr fuhr der Eisenbahnzug von L.. zurück. — ‚Fort, fort, fort,' so rief eine Stimme in ihm. ‚Fort, du sitzt als Unglücklicher und Betrübter allein unter Glücklichen und Fröhlichen! Was hast du hier zu suchen? — Dir gehört nichts als das Gefühl deiner Verlassenheit, das Gefühl deines Opfermuthes. Hinaus! Hinaus! — Denn Verbrechen ist es, der Geliebten zu begegnen, Verbrechen der Gedanke, dich an ihrem Anblicke zu weiden, ihre Ohren mit deinen Reden zu füllen, Verbrechen, sie in dein eigenes Unglück durch wehmüthige Blicke und melancholisch gesprochene Worte hinabzuzerren. Schauspieler, der du bist! — Heuchler du, der du mit deinem Jammer auf den Markt gehst, damit zu prahlen und dich bewundern zu lassen. Fort! Fort!' — — — Ohne daß es jemand auffällig geworden wäre, verließ er das Zimmer. — — Zu seinen Ohren gellten noch immer die lauten und fröhlichen Stimmen von Marianne's Verwandten, als er schon draußen vor dem Dorfe war; — vor seinem Auge stand Elisabeths Bild — ihre großen Augen suchten in sein Herz einzudringen — sein Herz zu zerstechen! ‚Und wenn sie ihm nicht zugeneigt ist, wenn sie ihn selbst nicht einmal freundschaftlich liebt?' — rief er laut hinaus in die Landschaft. Er sah nicht, was um ihn herum vorging, er hörte nichts, — er lief, wie von Hunden gehetzt! — — Zuweilen blieb er stehen. — Dann sprach er aufgeregt mit sich und klagte sich als einen Verbrecher an. Das hättest du nicht thun sollen, sie öffentlich als Braut zu bezeichnen, du hättest sie gehen lassen, ihren Weg sich selbst suchen lassen! Sünder, dreimal Sünder, der du bist! — Und er lief, daß der Schweiß aus allen Poren rann. — Er schlug den nächsten Weg über Felder und Wiesen ein. — Die Landleute, die besorgt ob des Gewitters zum Himmel emporschauten, sahen den Irrenden. Sie riefen ihm zu. Aber er hörte nichts. Schon schlugen ihm schwere Regentropfen ins Gesicht. Er lachte laut auf. ‚So recht, der Himmel gibt zu meiner Flucht sein Konzert. Himmlisch! Köstlich!' — — Und er rann weiter, stolpernd über Erdschollen und triefend vor Nässe. Der Regen goß in Strömen hernieder. — Einen Landmann, der sich unter einen Baum geflüchtet und sich mit einem Sack vor dem Regen geschützt hatte, fragte er nach dem Wege. Er hatte sich verlaufen. Er war eine halbe Stunde Wegs zu weit nach rechts gegangen. Der Mann schaute verwundert den erhitzten, dampfenden und

aufgeregten Morgenroth an. Er schüttelte mit dem Kopfe und glaubte in ihm einen Irren zu sehen! — ‚Ich komme von Baumberg. Muß um 6 Uhr in L.. sein,' hatte er gesagt. — ‚Und wann gingen Sie von Baumberg fort?' — ‚Um 1/25 Uhr,' gab er mechanisch zurück. ‚Dann kommen Sie zu spät. Es ist eben 1/26 Uhr.' Statt jeder Antwort lachte er laut auf, blickte zu den Wolken, die gewitterschwanger über seinem Haupte hingen und eilte weiter.

Blitz auf Blitz zuckte hernieder; Donner auf Donner durchtönte die Flur — dann regnete es in Strömen! — Das alles kümmerte den auf das äußerste erregten Morgenroth nicht. — Er wischte sich mit dem schon nassen Taschentuche den Regen aus dem Gesichte, knöpfte seinen Rockkragen hoch und setzte seine Hetzjagd fort. Die Stimme des Orkans begleitete er mit seinen Monologen und oft unterbrach er sich mit dem Ausrufe: ‚Alles verloren, alles verloren!' — —

Fünf Minuten vor 6 Uhr kam er in L. an. Gleich darauf brauste der Zug heran. Ein jeder blickte verwundert auf den Erhitzten und Sinnzerstörten. Der Zugführer erbarmte sich seiner. Er geleitete ihn mitleidig zu einem gutverschließbaren Coupé. ‚Woher kommen Sie?' fragte er ihn. — ‚Zu Fuß von Baumberg,' antwortete Morgenroth. — ‚In welcher Zeit?' — ‚Ich weiß nicht. Doch — in 1 1/4 Stunden, mein Herr.' — ‚Alle Teufel, so schnell fährt ja kaum ein Wagen!' Damit schloß der Führer die Thür und verpflichtete den Kondukteur für das Wohl des sonderbaren Insassen. — Aber es geschah diesem nichts. Er fand glücklich seine Wohnung, zur großen Verwunderung der Wirthin, die ihn zur schnellen Entkleidung und zum sofortigen Schlafengehen zwang. Er zitterte am ganzen Leibe. Den Thee nahm er mit gierigen Zügen ein. ‚Nicht wahr, Sie sorgen für mich?' hatte er leise geflüstert. — ‚Gewiß, theurer Herr Morgenroth,' erwiderte die Wirthin; ‚ich werde während der Nacht nach Ihnen sehen.' Dann schlief er ein. — Während der Nacht saß die Frau an Morgenroths Bett. Sie fühlte dann und wann nach seinem Puls und schüttelte immer bedenklicher mit dem Kopfe. Am Morgen mußte man einen Arzt holen. ‚Nervenfieber und wer weiß was noch außerdem,' hatte dieser gesagt. ‚Steckte schon lange in ihm. Nun ist es plötzlich und schrecklich ausgebrochen. Der arme Mensch! Man telegraphire den Eltern.' — In einem lichten Augenblick gegen Mittag hatte Morgenroth plötzlich die Wirthin zu sich gewinkt. ‚Sagen Sie nichts zu Freimann und Liebers. Ich bin nicht zuhause,' flüsterte er kaum hörbar. ‚Ich will es.' — — Ich kam zur rechten Zeit. Die Wirthin war in großen Aengsten. Ich sandte sogleich Briefschaften ab, suchte den Arzt auf und verabredete mit ihm, daß wir den Kranken am besten nach einem Hospital schafften. — Mit der größten Vorsicht geschah der Wechsel. Morgenroth ließ alles geduldig über sich ergehen. ‚Ich danke,' sagte er einmal leise, und dann streckte er seine matte Hand uns entgegen, aber sie senkte sich auf das Kissen, bevor die unsrige sie erreicht hatte. — Die Wirthin siedelte, so wünschte es Morgenroth, mit nach dem Hospital über. — Als alles geordnet und erledigt war, suchte ich mit traurigen Empfindungen meine Wohnung auf, unfähig, irgendwelche Nahrung zu mir nehmen zu können. Das plötzlich über Morgenroth hereingebrochene Unheil hatte mich zu sehr erschüttert. —

„Was inzwischen in Baumberg vorgegangen? Man vermißte sehr bald den Entflohenen. Alles Suchen nach ihm war vergebens. Elisabeths Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde. Sie spornte die Umgebung an, die Spur des Freundes zu entdecken, sie selbst machte sich auf den Weg. Vergeblich! Wer sie sah, hatte seine besonderen Gedanken über Elisabeths Bestürzung, aber niemand wagte, etwas zu sagen. Verstand ja doch niemand, in ihrer Seele zu lesen. Morgenroths spöttische Klage über die Feigheit der weiblichen Natur hatte ihre halb erloschenen Lebensgeister, ihren zu Boden gedrückten Willen wieder zur Thätigkeit angefacht. Sie war dann, als er die Worte fallen ließ: ‚Was der Mann dem Weibe aufdrängt, solle diese nicht länger ertragen, als es ihre Natur verträgt,' von einem mächtigen Entschluß erfaßt, und, war sie solange auch willenlos den Anordnungen des Freundes in ächt weiblichem Gefühl, aus tiefer, unergründlicher, unfaßlicher Liebe, deren Aeußerungen nicht mit dem Seziermesser und der Lupe betrachtet werden können, gefolgt, so war sie doch jetzt von dem Gefühl der unbedingten Folgsamkeit erlöst —; sie merkte, daß ihre Liebe ungleich größer sei, wenn sie auf ihre Weise selbständig handelte — wenn sie selbst das erlösende, sie am meisten zierende Wort ohne Rücksicht auf Folgen spräche. — Sie war dann einen Augenblick bereit, ihn mit einigen Worten auf den Grund ihrer Seele blicken zu lassen — aber, wir wissen es schon — sie schwieg vor ihm .... ‚Du sollst dich nicht in mir täuschen!' rief es halb jauchzend, halb energisch in ihrem Herzen. Und nun — nun, war er nicht da — war fort. — Es war ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen; er hatte vielleicht selbst den Tod gesucht. — Das Blut erstarrte fast bei diesen Gedanken in ihren Adern und unruhig, fiebernd, mit gerötheten Wangen lief sie im Dorfe umher. — Marianne suchte sie zu trösten. — ‚Er hat sich kein Leid angethan,' tröstete sie die Freundin; ‚dazu ist er zu klug, zu gesund. Er ist ein ganzer Mann, hat ihn auch augenblicklich eine Mißstimmung ergriffen.' — ‚O, ich kenne ihn,' gab Elisabeth zurück, ‚seine Empfindung geht tief, er ist sehr unglücklich. Ich weiß es. Und ich bin schuld daran, wenn ihm etwas zugestoßen ist; denn ich habe nicht gesprochen, wie es sich ziemte.' Und in tausend Variationen fuhr Elisabeth fort, sich mit Selbstvorwürfen zu belasten. — Es bedurfte des vollen Einflusses von Marianne, daß die Unglückliche nicht öffentlich mit ihren Gefühlen losplatzte und sich solcherweise auf immer blosstellte; erst, als man ihr versprach, sogleich zu Hause anzufragen, ob der Freund sich dort schon befinde — erst dann legte sie die äußere Erregung ab. Innerlich setzte sich aber der Kampf fort. — Sie weinte nicht mit den Augen, sie weinte mit dem Herzen. Zum erstenmale brach ihr Liebesgefühl wie die himmelauflodernde Flamme aus einem Krater an das Tageslicht und erst jetzt in dieser verzweifelten Situation verstand sie das Gefühl der mächtigsten Leidenschaft des Menschen!' — — — — Spät am Abend kam ein Landmann, in der Nähe Baumbergs wohnhaft, in das Dorf. ‚Er habe — so erzählte er, ‚einen irren Menschen gesehen, der, wie vom Satan besessen, mitten durch den Regenguß, wohin, wisse er nicht, feldein gerannt sei. Er habe ihm nachgerufen, nachgeschrien, aber je mehr er seine Lungen angestrengt, je wilder und schneller wäre jener gelaufen.' — Er mußte diese Erzählung in Marianne's Hause wiederholen. Elisabeth fragte ihn nach allen Einzelheiten, nach dem Aussehen Morgenroths, nach seinen Geberden, kurzum sie inquirirte den Bauer wie ein Untersuchungsrichter! — — Als endlich nichts mehr aus dem Bauer herauszuholen war und er immer nur dasselbe wiederholte, ließ sie ab; aber sie war so durch Aufregung und Angst erschöpft, daß sie plötzlich ohnmächtig in Marianne's Arme sank. — ‚Der Teufel verstehe die Frauen,' meinte Marianne's Vater und die Mutter schalt auf Morgenroth, daß er die liebe gute Elisabeth so schrecklich geängstigt habe. ‚So sind die Männer,' sagte sie und der Vater sagte: ‚So sind die Frauen.' — Marianne indeß bemühte sich schwesterlich um Elisabeth und als diese sich später etwas erholt hatte, sprach sie das Verlangen aus, am nächsten Tage nach Hause zurückzukehren. — Sie reiste auch wirklich am folgenden Tage nachmittags ab, — besonders, da von den Aeltern keine Nachricht über Morgenroth eingelaufen war. — — —

Ich fahre nach einem langen Athemzuge wieder fort in meiner schlichten Erzählung, es der Phantasie des Lesers überlassend, die fehlenden Striche in diesem tragischen Gemälde sich selbst zu zeichnen, den Seelenkampf Elisabeths sich nach Muße und Gefallen auszumalen. — — —

Bei Liebers war infolge schlechter Postverbindung die Anfrage über Morgenroth erst am nächsten Mittag eingelaufen. Eine Erkundigung in seiner Wohnung war fruchtlos, da man niemand vorfand. Ein Zettel vor der Thür besagte, daß ‚Herr Morgenroth verreist' sei. Die Nachbarschaft wußte auch keine Auskunft zu geben. — Die alten Leute in ihrer Bestürzung waren rathlos und noch zu keinem Entschlusse gekommen, als plötzlich Elisabeth die Schwelle der Thür übertrat. — ‚Wo ist Morgenroth?' — glitt es hastig von den Lippen des jungen Mädchens zu den Aeltern hinüber. ‚Wo ist Morgenroth?' — Die alten Leute blickten erschreckt in das blasse, abgehärmte, verzweifelte Gesicht der Tochter. — ‚Um himmelswillen,' schrie die Mutter, ‚was ist denn geschehen?' — Elisabeth hielt sich an der Lehne eines Stuhles fest, sie zitterte heftig. Der Vater bat sie, sich zu fassen und Rede zu stehen. — In abgerissenen Sätzen that sie es. Dann weinte sie und sank auf den Stuhl hernieder. — ‚War Freimann nicht da?' fragte sie darauf, sich aufraffend. — ‚Wir haben soeben nach ihm geschickt.' — — ‚Er soll überall herumfragen, auf dem Bahnhof, bei den anderen Bekannten,' rief sie. — ‚Oder ich gehe selbst, mich zu erkundigen!' — — — Sie schickte sich zum Fortgehen an, die Aeltern hielten sie indessen zurück. — — —

Weitere Mittheilungen.

„Als wir Morgenroth im Spital in Ruhe und Sicherheit wußten, überlegte ich, was zu thun sei. Des Kranken Wunsch, Freimann und Lieber nicht Nachricht zu geben, hielt ich nicht für räthlich, zu erfüllen. — Ich setzte mich vielmehr sogleich hin und schrieb ein kurzes Billet an Freimann, das ich durch einen Extraboten befördern ließ. Ich fügte hinzu, daß ich ihm Mittheilung machen werde, wenn ein Besuch beim Kranken erlaubt sei, da vorläufig der Arzt jede Störung verboten. — Der Bote brachte mir zurück, daß er Freimann getroffen, und daß jenen die Kunde aufs äußerste erschreckt und angegriffen habe. Er komme im Laufe des Tages selbst, mir zu danken. — — — — Gegen Abend kamen Freimann und Elisabeth zu mir. Ich berichtete alles. Elisabeth war etwas gefaßt; Freimann still und traurig. In einem günstigen Augenblick raunte ich ihr heimlich zu, daß dem Kranken Freimanns Besuch sehr gefährlich sein könne. Jener dürfe also auf keinen Fall das Hospital besuchen. Ihr jedoch würde ich melden, wenn sie zu dem Kranken vorgelassen werden dürfe. — — Als Antwort drückte sie mir zärtlich die Hand und schenkte mir einen so dankbaren, liebevollen, trotz aller Wehmuth unendlich bezaubernden Blick, daß ich ihn nimmer vergessen werde. — — — — Was inzwischen zwischen ihr und Freimann vorgegangen war, habe ich nie erfahren können. — —

Einige Zeit später.

„Morgenroth erholte sich nicht wieder von der zehrenden Glut des Fiebers, trotzdem der Arzt die größte Sorgfalt auf den Kranken verwendete und seine Wissenschaft in der Bekämpfung der Krankheit erschöpfte. Nur manchmal, wenn Elisabeth, die Tag und Nacht nicht von dem Lager wich, mit ihrer weichen Hand über die glühende Stirn des Geliebten strich, schienen sich seine wilden Phantasien zu lindern und das Bewußtsein dämmerte kurze Augenblicke auf. Ein zärtlicher Händedruck verrieth, daß der Gequälte die Nähe der Geliebten empfand!

Noch später.

„Elisabeth und Freimann standen noch schluchzend am frischen bekränzten Grabhügel, während der lange Zug des Trauergefolges Morgenroths letzter Ruhestätte schon den Rücken gewendet hatte. Sie konnten sich noch nicht losreißen, die beiden bleichen Gestalten! Als endlich Freimann so viel Fassung gewonnen, Elisabeth an den Heimweg zu mahnen und diese sich zum Gehen anschickte, verließen das arme abgezehrte Mädchen die Kräfte, und einer Ohnmacht nahe, sank sie in die Arme des Freundes. Zärtlich sprach ihr Freimann Trost zu, herzlich sagte er: ‚Elisabeth fasse dich, theures Mädchen, sieh, ich will ja deine Stütze sein durch die Schmerzen des Lebens!‘ ‚Nicht so, Freimann,‘ erwiderte sie hastig, sich entschlossen aufrichtend, ‚den Freund will ich schätzen, aber der Todte scheidet, was der Lebende aus hoher Tugend einen wollte.‘ — —

Eine Nacht in der Payerhütte auf dem Ortler.

Von Dr. J. E. W.

Der Ortler, die „Höchstspitz“ (3905 m) der gesammten deutschen Alpen, also mit Ausnahme des Montblanc, Monte-Rosa, der Jungfrau und weniger anderen Bergspitzen der höchste Berg Europas, wird seit dem durch Joh. Pinggera 1867 von Sulden (St. Gertrud) aus entdeckten Aufstiege jährlich öfter und öfter, im ganzen aber doch noch immer ziemlich selten, bestiegen. Berichterstatter war am 25. und 26. August dieses Jahres so glücklich, sich diesen Hochgenuß leisten zu können.

Am 25. v. M. brachen wir, eine kleine, aber bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, nach trostlosesten Regentagen an einem strahlend reinen Tage — ganz wie Julius Payer 1864 — um 3 Uhr nachmittags auf, um für diesen Tag die über 10000 Fuß hoch gelegene Payerhütte zu erreichen. In meiner Gesellschaft befand sich ein wind- und wettergehärteter pensionirter preußischer Kapitän zur See, ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Mann, der sich zwar durchweg recht wacker hielt, aber gerade an den schwierigsten Punkten eine etwas zu ängstliche Gesprächigkeit zeigte, welches „ewige Plauschen“ meinem Führer gar nicht recht war. Als das gefährlichste erschien mir der Anstieg auf der Tabarettawand, einem senkrechten Felsengeklüft, über 1000 Fuß hoch. Man begreift, da sich der oft kaum fußbreite, zudem häufig schräge und geröllbedeckte Steig dem Auge aus einiger Entfernung völlig entzieht, zunächst schlechterdings nicht, wie man da hinaufkommen soll. Ich will nicht sagen auf Schritt und Tritt, wohl aber vielhundertmal ist man vom Tode bedroht, ein falscher Tritt und — — — Zudem ist das zeitweilige Rollen von Steinblöcken aus einer steilen Moräne keineswegs angenehm. Hier war es, wo mein Führer, Alois Pichler, der wegen seiner Riesenkraft, seiner gemsenartigen Geschicklichkeit und biedern Kernnatur jedem Ortlerbesteiger von Sulden aus aufs wärmste empfohlen zu werden verdient, eine glänzende Probe seiner Führerbefähigung ablegte. Als nämlich gerade wieder Steine zu rollen begannen, sprang er (mit dem Gepäck im Rucksacke!) in langen Galoppsätzen auf dem ganz schmalen Pfade dahin, mich mit rückwärts gestreckter Hand nachziehend, bis wir hinter einem Felsenvorsprunge gedeckt waren, wo wir das gänzliche Aufhören des Steinregens abwarteten. Nach dreistündigem Steigen und Klettern — man rechnet gewöhnlich 4 Stunden — war die Payerhütte erreicht. Diese Unterkunftshütte mißt etwa 10 Schritt der Länge und 6 der Breite nach. Die schmalere Längshälfte dieses Raumes enthält die Matratzenpritschenlager für die gesetzlich erlaubte Anzahl von 10 Personen. Die andere einen Kochherd, drei Tische und einige Bänke. Ein Wandschrank birgt allerlei Küchen- und andere Utensilien. Bedenkt man, daß dieselben, insbesondere jedes Stück Nutz- und Brennholz auf dem angedeuteten Wege hinaufgeschafft werden müssen, so wird man der Einrichtung seine Anerkennung, ja sogar Respekt nicht zu versagen vermögen, so primitiv dieselbe auch immer unter andern Verhältnissen erscheinen mag. Oben angekommen, traf noch weitere Gesellschaft von Trafoi aus ein. Alsbald wurde unter gewaltiger Rauchentwicklung ans Kochen geschritten. Aber der Herd ist klein und da heißt's eben: „Wer zuerst kommt“ — „kriagt z'erscht a Suppen“. Denn mächtige Töpfe dieses mittels Konserven bereiteten Geschlürfs werden vor allem geleert, einzelne Führer mit ihren Herren aus einer Schüssel löffelnd, andere draußen, hart an Abgrunds Rand gelagert, desgleichen thuend. Jetzt schmecken Speck, Käse, Eier, kaltes Fleisch ganz vortrefflich und dann erst mundet uns ein Becher vorzüglichen tyroler Rothweins, der in litergroßen Blechflaschen mitgenommen worden. Der Platz ist so kostbar, daß man, sowie dies geschehen, von seinem Führer ersucht wird, denselben zu räumen und andern Stärkungsbedürftigen zu überlassen. Wir waren im ganzen 25 Mann — 13 Touristen, darunter eine 23jährige englische Miß und 12 Führer — und da so ziemlich alles zu rauchen anfing, der Herd dies aber schon längst that, so erhob sich in besorgten Gemüthern die Frage, wie viele wohl nächstens des Erstickungstodes sterben dürften. Die ganze Situation ist so ungewöhnlich, hat einen so ausschließlichen Charakter, daß alle normal Veranlagten, die sich unter gewöhnlichen Lebensverhältnissen vielleicht ewig fremd blieben, alsbald gut bekannt sind, ja daß man mit Menschen, die einem sympathisch sind, geradezu innig zusammengeschweißt wird. Ich und mein Kapitän wurden, obwohl wir vorher ein bischen auf gespanntem Fuße gestanden hatten, zuletzt ganz rührend zärtlich miteinander. Wie immer bei solchen Touren, gingen auch wir sehr zeitig — kurz nach 8 Uhr — zu Bette. Ich sage „zu Bette“, beileibe nicht „schlafen“. Denn dieses Kunststück kann nur eben ein ausgepichter „Spitzenfresser“ (die Gebirgsreisenden werden in „Spitzenfresser“, dann in „Jochfinken“, „Thalkrabbler“ und Chausseehengste“ eingetheilt) fertigbringen. Mann an Mann gereiht, ohne die Möglichkeit des Umdrehens — will man nicht auf den Nebenmann zu liegen kommen — in vollen Kleidern (nur der Beschuhung entledigt) mit seinem Nachbar buchstäblich unter einer Decke liegend, dabei alsbald von einer Legion gewisser sprungkräftigster kleinen Braunen heimgesucht, wird das einem gewöhnlichen Sterblichen trotz aller Müdigkeit nicht so leicht. Es schliefen nur zwei Wiener, die kurz vorher den Großglockner „gefressen“ hatten. Da lagen wir neun Mann und die englische Miß, durch ihren

Bruder, einen langen, kräftigen jungen Engländer von den übrigen getrennt und an das äußerste Ende gerückt. Im Dachbodengemache lagen die Führer und drei später angelangte Herren. Meine Wenigkeit war zwischen den einen Wiener und einen starkleibigen preußischen Regierungsrath eingekeilt, an dessen Seite wieder mon cher capitain lag. Ich habe — „ich schwör's bei meiner Ehre!“ — auf so schlechtem Nachtlager in meinem Leben nie auch nur annähernd so viel gelacht. Anfangs zwar schien Morpheus bei uns einkehren zu wollen — wenigstens war es still. Aber es war die bekannte trügerische Stille vor dem Sturm. Dieser entwickelte sich in Form eines wahrhaft transzendentalen Schnarchens von seiten des Herrn Regierungsraths, wie ich es bis dato noch nicht gehört, trotzdem daß mir Wändeeinschnarcher nichts unbekanntes sind. Hämische Wagnerbegeiferer würden vielleicht gesagt haben, der Mann sei so durch und durch „Zukunftsmusiker“, daß er sich Meister Richard selbst im Schlafe zum Vorbilde nehme, in so merkwürdige Klangfarben und Melodiegefüge wichen die Töne aus, während jeweilig wieder dynamitexplosionsartige Pauken- oder Baßhorneffekte dazwischen fuhren. Ich lachte unter meiner halben Decke und biß dieselbe sammt meinem Plaid durch. Leiser lachte drüben auch der Kapitän. Alle andern waren, bis auf eine gelegentliche bewundernde Aeußerung bei einem besondern Knalleffekte, still, nur das Geschwisterpaar aus Albion machte sich fortwährend darüber recht befremdliche Mittheilungen. Das Konzert geht immer fort — ich kann mich vor Lachen nicht retten. Darüber muß auch der Kapitän dann und wann herausprusten. „Haben Sich wohl stark erkältet,“ flüstert er ganz höflich dem aufwachenden alten Herrn zu, „bischen Opium nehmen, damit der Reiz vergeht.“ „Habe alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und die dicksten wollenen Strümpfe an,“ rasselt und schnarrt der Rath zurück. Allmälich aber wird es dem Kapitän doch zu toll: schon nimmt er, noch immer glimpflich, zu gewissen seemännischen Ausdrücken Zuflucht. Ich verfalle immer mehr einem unwiderstehlichen Lachschüttelkrampfe, der Kapitän nennt mich scherzweise den eigentlichen Ruhestörer, stößt aber im nächsten Augenblicke ein ganz ernstgemeintes Himmel — — — —“ aus. „He snorts and grunts like a pig“ („er schnarcht und grunzt wie ein Schwein“) hört man jetzt den Engländer ganz deutlich knurren. „Ich kann nicht anders, meine Herren,“ ließ sich da die regierungsräthliche Stimme vernehmen. Nunmehr fing aber unser schlauer Kapitän mit dem alten Herrn ein Flüstergespräch an und — dieses weckte die Wiener auf.

„O weh, o weh!
Die Flöh', die Flöh',
Da hat ma kan' Idee!“

Damit drehte sich der eine Wiener um und beraubte mich des letzten Restchens Platz, sodaß ich aufsprang und auf einer Holzbank Rast suchte. „Dieser Herr“ (der Regierungsrath meinte mich) hat ein wunderbares Assimilationsvermögen, aber Ihre eckigen Knochen (zum Kapitän) fühle ich beständig in meinen Rippen.“ „Herrgottsakra— das Plauschen“ — brummte der aus dem Schlaf aufgestörte Wiener. „Da fällt mir eben ein, wie ich unter Friedrich Wilhelm III. Schildwache stand —“ fuhr der Regierungsrath ungestört fort. „Aber die Geschicht' können S' ja murgen dazähln!“ jammerte der Wiener. Aber der Regierungsrath blieb unerschüttert. „So ein elendes Nachtlager habe ich in meinem Leben nicht gehabt und das kostet einen Gulden! Schreckliche Ironie!!“ „ʒ is rein als ob ma in an Beichtstuhl war (wäre)!“ U. s. f. u. s. f. Mir war es längst klar, daß der Norddeutsche den wiener Jargon nicht verstand, und dann in ungetrübter Gemüthsruhe weiterzischelte: „Ach Gott, wenn es doch nur 2 Uhr wäre!“ — Da sollte uns nämlich Kaffee gekocht werden und es hieß sich zum letzten Anstieg rüsten. Nun, auch diese Stunde wurde herbeigeseufzt, und nachdem der Herr Kapitän höflichst Umfrage gehalten, wer von den Herren seinen verschwundenen, höchst kokett mit weißem Sonnen- und grünen Schneeschleier drapirten, und mit silbernen Sternen und goldenen Röschen gezierten Hut gütigst in der Mache gehabt habe und derselbe endlich als formlose Masse unter einem der schwersten Körper in der Gesellschaft hervorgekommen war, konnte die Erklimmung des Gipfels vor sich gehen, über die ich vielleicht später einmal berichte.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B......**

(Schluß.)

Der Justizrath Wichtel saß eines Sonntags morgens um neun Uhr schon in seinem Arbeitszimmer und studirte die Zeitungen. Ein oberflächlicher Beobachter würde geneigt gewesen sein, anzunehmen, der alte Herr habe sich nie wohler befunden, als heute. Ein breites Lächeln lag auf seinem Gesichte und dabei hatte er sich anscheinend noch behaglicher, als gewöhnlich, auf seinem Fauteuil ausgestreckt und blies den blauen Duft seiner Cigarre in langsamen Zügen behäbig von sich. Für einen recht scharfsinnigen Menschenkenner aber würde das Lächeln etwas Unheimliches, die Behaglichkeit den Schein des Forcirten, Unnatürlichen gehabt haben — die Mienen des Justizraths waren sonst beweglicher, sein stereotypes Lächeln zuckte, wetterleuchtete sonst um seine Lippen, und der ganze Körper zuckte und rückte beständig mit, während er jetzt die Ruhe und Regungslosigkeit einer Wachsfigur angenommen zu haben schien.

Auch das hastige Sichöffnen der Thür des Arbeitszimmers brachte keine Bewegung in den sonst nicht eine Minute sich ganz ruhig verhaltenden Körper.

„Du hast die neuesten Zeitungen und Briefe bereits gelesen?“ fragte der ohne Gruß Eintretende, Herr Wichtel junior, in einer Hast, die der Eile seines Kommens völlig entsprach.

„Allerdings, mein Herr Sohn.“

Wichtel junior griff nach den Blättern, dabei fragte er mit einem Tone, als wenn ihm die blasse Angst die Kehle zuschnürte:

„Nun, und?“

„Und? Das Spiel ist aus — die Karten schlagen gegen uns — nichts weiter!“

„Nichts weiter — —“ Der Doktor juris Wichtel griff mit der einen Hand nach der Lehne des Sessels, auf dem sein Vater so behaglich ausgestreckt ruhte. — „Nichts weiter,“ wiederholte er mit heiserer Stimme und seine Blicke irrten, wie die eines Wahnsinnigen, über das in der andern Hand zitternde Zeitungsblatt.

„Setz' dich, mein lieber Sohn, die Sache scheint dich ein wenig anzugreifen.“

Wichtel junior folgte der Aufforderung, er setzte sich oder fiel vielmehr auf einen in der Nähe stehenden Sessel.

„Rede, ich bitte dich, rede um alles in der Welt, Vater — ist denn wirklich alles verloren?“

Der Alte grinste höhnisch. „Alles — hm — vorläufig nur einiges. Das lumpige bischen Vermögen, das uns noch übrig war und um das wir Va banque spielten, — diese Bagatelle ist infolge des allerdings etwas über den Spaß gehenden Sinkens der Eisenbahnaktienkurse unwiederbringlich dahin.“

Der Sohn sah seinen Vater starr an. Wußte dieser noch irgendeinen Rettungsweg? O warum nicht — gewiß — war er doch der gescheiteste, auch in den verzweifeltsten Fällen nie um einen Ausweg verlegene Mann, der, wie Wichtel junior bisher gemeint hatte, nur einem einzigen Menschen an Schlauheit und Geriebenheit nachstand, — das war er, der Doktor juris Wichtel junior selbst gewesen. Dieses stolze Selbstbewußtsein freilich war durch die Ereignisse der letzten Zeit arg erschüttert; das Vertrauen auf des Vaters Kapazität bewies sich augenblicklich als standhafter — es war ja der letzte Strohhalm — —

„Und unser Kredit?“ fragte Wichtel junior, mit angstvoller Spannung an den Lippen des Vaters hängend.

Der Alte grinste wie zuvor.

„Von dem bleibt grade soviel übrig, als von unserm Vermögen — ein höchst respektables Minus!“

Wichtel junior war leichenblaß gewesen, als er vorhin eintrat, jetzt wurde er aschfahl.

„Dann wären wir also rettungslos bankrott?“

„Du bist ein kleiner Optimist, mein lieber Sohn,“ — der Alte neigte sich ein wenig über die Seitenlehne seines Sessels hin zu seinem Sohne und dämpfte seine Stimme, sodaß sie

zischelte und raschelte, ungefähr so, wie es klingt, wenn eine Schlange durch dürres Laub schlüpft. „Wir sind mehr als bankrott, du und ich. Man wird sich bei mir demnächst in aller Freundschaft nach verschiedenen Depositengeldern erkundigen, — du weißt, mein Lieber, — und dich wird man um das Rezept bitten, mit Hülfe dessen du aus einem Wechsel Waldsteins, den du auszugeben hattest, zwei, drei, oder sind es gar vier? fabrizirt hast. Meinst du nicht auch, lieber Sohn?"

Der Sohn antwortete nicht, er gab seinem Körper einen Ruck, als wollte er sich in die Luft schwingen; er stand auf von seinem Sessel und wandte sich, als müsse er davonlaufen.

„Wohin, mein Lieber?"

Der Sohn trat dicht an seinen Vater heran.

„Wenn du fest davon überzeugt bist, — daß es so kommen wird — wie du sagst," sagte er — die Worte kamen nur langsam und stoßweise über seine Lippen und er sprach sehr leise dabei —, „warum sitzt du so ruhig hier? Dann gibt es doch für uns nur noch einen Weg — einen Weg, den wir — so rasch als möglich anzutreten haben — fort, übers Wasser — — so rasch und so heimlich, als es geht — komm, Vater fort — —"

Der Alte rührte sich nicht vom Flecke.

„Den Weg magst du gehen, mein tapferer Herr Sohn," erwiderte er mit unsäglichem Hohn in der Stimme. „Der alte Wichtel bleibt und verschafft sich die Genugthuung, alle seine guten Freunde und getreuen Nachbarn in seinen Sturz zu verwickeln."

„Du wolltest?"

„Unsre Eisenbahngesellschaft gänzlich zu Falle bringen — ja, das will und werde ich. Gestern ist auf Alsters Antrieb, der da Schweders Eingebungen folgt, im Verwaltungsrath beschlossen worden, die furchtbaren Schläge, die uns durch die Ueberschwemmung beigebracht worden sind, durch eine sofort aufzunehmende Anleihe von zehn Millionen zu pariren und dem furchtbar wachsenden Mißtrauen auf die Zahlungsfähigkeit der Bahn dadurch zu begegnen, daß alle Papiere von uns, die an der Börse zum Angebot kommen, von den Mitgliedern des Verwaltungsraths oder ihnen bekanntermaßen nahestehenden Financiers aufgekauft werden. Der Gedanke ist schön, er ist tapfer, er ist der einzige, der die Bahn retten könnte, wenn der alte Wichtel nicht wäre, den diesmal nichts zu retten vermag. Item wird sich der alte Wichtel in vier Stunden schon in der Hauptstadt bei seinem guten Bekannten, dem Bankier Joseph Eppen Sohn, eingefunden haben und diesem, gestützt auf Auszüge aus den Büchern der Bahn, den Nachweis führen, daß zehn Millionen nicht ausreichen, die schon eingetretenen und noch mit mathematischer Gewißheit zu erwartenden Verluste der Eisenbahn zu decken, und daß also bald eine weitere Anleihe der ersten nachgeworfen werden müßte, um diese zu retten; ferner und zum Schlusse werde ich den Beweis führen, daß die hervorragendsten Finanzkräfte der Bahn, mein alter Freund Alster an der Spitze und ich selbst mit darunter, heute schon de facto bankrott sind und daß mit uns die Bahn gleichfalls heillos verkrachen muß, heut, morgen oder übermorgen — je später, unter desto größeren Opfern. Wenn Joseph Eppen Sohn die Anleihe nicht macht — macht sie kein Mensch — ich werde mit so stattlichem Gefolge, wie's kein Feldherr hat, der in die Schlacht geht, und mit klingendem Spiel, mein lieber Sohn, in den Konkurs marschiren."

„Und auch in das, was hinter dem Konkurs kommt?"

„Nein, mein Lieber, denn an der Pforte dieser — Festung würde mein Gefolge stehen bleiben und mich allein und ohne Sang und Klang hineinspazieren lassen — das ist wider meinen Geschmack. Aber weißt du, was ein wirklich, nicht blos scheinbar, mein Herr Sohn, ein wirklich tapferer Pirat macht, wenn sein Schiff von einer Kriegsflottille umzingelt und geentert ist?"

Die Augen des Sohnes traten förmlich aus ihren Höhlen, als sie sich in die lederfarbenen Züge des Vaters bohrten.

„Soweit wär' es also wirklich mit uns, du wolltest — —?"

„Im gegebenen Moment — die Lunte in die Pulverkammer werfen — das werd' ich — — dir glückliche Reise, mein Herr Sohn."

Der Alte winkte — er wollte allein sein. Wichtel junior wankte mehr, als er ging, zur Thür. Aber er wendete sich noch einmal um.

„Ich will dir helfen, Vater, bei deiner letzten Arbeit — befiehl!!"

Der Justizrath schaute den Sohn lange und starr an. Dann sagte er leise:

„Meine Netze haben noch ein kleines Loch, das könntest du stopfen. Unser gemeinschaftlicher Freund Schweder darf auch nicht mit blauem Auge davonkommen. Stecke dich hinter den Senkbeil — der Mann scheint wieder aufzuleben — er wird soviel Verstand gewonnen haben, um sich mit Schweder zu schießen. Sorge dafür, daß den Schweder der Teufel holt — ein kleines Duell über's Taschentuch oder so etwas — Schweder muß acceptiren, und wenn sie sich gegenseitig so ziemlich die Pistolen auf die Brust setzen, wird dem Schweder hoffentlich weder seine enorme Unverschämtheit noch sein nicht minder enormes Glück mehr etwas helfen. Wirst du das fertig bringen?"

„Ja, Vater, ich werde! Und wenn nicht — dann — —"

„Dann?" fragte der Alte, dem wieder ein bitter spöttisches Lächeln um die fahlen Lippen zu zucken begann.

„Dann werde ich ein andres Mittel finden, uns an diesem Zerstörer unsrer Kreise, an meinem Freund und Todfeind Schweder zu rächen, und wenn ich selbst — —" jetzt klang die Stimme Wichtels junior fest und energisch — zum erstenmal heut. „Der letzte Eindruck, Vater, den du von deinem Sohn empfängst, wird dennoch nicht der eines Feiglings sein. Adieu, Vater!"

Ohne sich noch einmal umzuwenden schritt er rasch und festeren Schrittes, als er gekommen, zur Thür hinaus. Auch der Alte erhob sich, so fahlen Antlitzes wie der Sohn, aber seine Augen funkelten durch die Brille hindurch in unheimlicher Entschlossenheit. Sie gingen beide an die Arbeit, wie sie meinten — an die letzte.

* * *

Wieder waren ein paar Tage vergangen. Herr Schweder saß auf seinem Bureau und arbeitete fleißig. Ab und zu kam der Kollege Prell, um dem Chef Zeitungen zu bringen, in denen er ihm bemerkenswerthe Artikel angestrichen hatte, oder ihn um Direktiven bezüglich der Haltung des Blattes dieser oder jener öffentlichen Angelegenheit gegenüber anzugehen. Bisher hatte er so gut wie keine Antwort erhalten, so vertieft war Herr Schweder in die eigne Arbeit gewesen.

Als er ungefähr zum vierten oder fünften male erschien und, um nicht von neuem zu stören, die eben angekommenen Briefe stumm auf das Pult des Chefs niederlegte, erhob dieser den Kopf und fragte:

„Wie steht es nun eigentlich mit diesem Fritz Lauter?"

„Er will unter keinen Umständen in die Redaktion zurück!"

Herr Schweder zuckte verächtlich lächelnd die Achseln und war schon im Begriff weiterzuschreiben, als Prell lauernd hinzusetzte:

„Er wird wohl wissen, warum er nicht will, dieses gute Lauterchen, hä, hä!"

„Warum?"

„Nun, weil er ja als der erklärte Bräutigam des reichen Fräulein Alster zurückgekehrt ist —"

„Albernheit!" fiel Schweder dem biedern Prell, alles weitere Reden ihm kurz abschneidend, ins Wort. „Mein Freund Alster ist zu klug und zu nobel, um solche Mißheirat zuzulassen, und Wanda Alster ist ein junges, aber vornehmes Mädchen, dessen gutes Herz wohl einmal Mitleid mit Liebe verwechseln, aber sich doch nicht auf die Dauer an einen Handwerker — was dieser Thor nun wieder ward, den ich zu besserer Beschäftigung emporzuziehen versuchte — wegwerfen kann."

Herr Schweder mußte seiner Sache sehr sicher sein, so ruhig und überlegen sprach er das aus. Und er fügte hinzu:

„Sagen Sie das den Leuten, die dieses Märchen kolportiren, lieber Prell. Ich hätte es gesagt."

Der Chef machte eine den mittheilungsbedürftigen Kollegen entlassende Handbewegung. Gehorsam verschwand dieser. Erst wollte Schweder wieder nach der Feder greifen, dann warf er sich mit verschränkten Armen in seinen Fauteuil zurück und begann, wie es schien, tief nachzudenken. Nach einiger Zeit griff er nach der Glocke und läutete.

Der allezeit diensteifrige Herr Prell erschien sofort wieder in eigner Person auf der Schwelle.

„Ich habe vorhin in Ihrem Bericht bezüglich der Unterhandlungen mit dem alten Doktor Klose das Wesentliche überhört. Unter welchen Bedingungen will er provisorisch in unsre Redaktion eintreten?"

Herr Prell sah seinen Chef sehr erstaunt an. Derselbe mußte gradezu geistesabwesend sein, so — wie es noch nie vorgekommen war.

„Unter gar keinen Bedingungen," erwiderte er.

„So!" sagte Schweder kühl. „Natürlich — seinem Protégé, dem Lauter zuliebe. Ah, da fällt mir ein, — geben Sie unverzüglich Gandersberg zu verstehen, daß ich es als eine persönliche Beleidigung auffassen müßte, wenn er den Lauter irgendwie beschäftigen wollte. Im übrigen weiß ich jetzt, was ich wissen wollte. Ich danke, lieber Prell."

Dieser hatte schon die Thür in der Hand, um sie hinter sich zu schließen, als er plötzlich sie wieder weit aufstieß und mit respektvoller Verbeugung zur Seite trat. Sehr erhitzt und erschöpft erschien Herr Alster auf der Schwelle.

„Guten Morgen, bester Freund, guten Morgen. Ah — erlauben Sie — erlauben Sie, daß ich mich sofort niederlasse — so —!"

Schweder hatte ihm rasch einen Sessel hingeschoben und dann die Thür hinter Prell geschlossen.

„Es sind wohl sehr wichtige Mittheilungen, die Sie mir zu machen die Freundlichkeit haben wollen, verehrter Freund, Mittheilungen, bei denen am besten von vornherein jede Möglichkeit fremder Zuhörerschaft ausgeschlossen wird."

Herr Alster wischte sich den Schweiß von dem glühendrothen Antlitze und schnappte nach Luft.

„Allerdings — keine Silbe darf ein andrer hören, keine Silbe!"

Schweder nickte, sah nach der Uhr und öffnete die Thür.

„Kollege Prell, haben Sie die Güte, sofort diesen Brief nach der Bahn zu befördern. Er muß unbedingt noch mit dem in zwanzig Minuten abgehenden Zuge fort. Ich würde Sie nicht selbst bemühen, wenn die Sache nicht so wichtig wäre. Ich mag dieses Schreiben weniger zuverlässigen Händen nicht anvertrauen."

Das war äußerst schmeichelhaft für den Kollegen Prell, und es blieb ihm nichts andres übrig, als sofort sich auf den Marsch zu machen, aber er wäre doch viel lieber dageblieben.

„So wären wir denn vor jedem unberufenen Ohre sicher!" sagte Schweder.

„Also hören Sie, bester, einziger Freund! Sie sind jetzt wirklich mein einziger Freund, darum bin ich Ihnen volle Aufrichtigkeit schuldig. Ich habe also gestern eine ganz außergewöhnlich ernste Unterredung mit meiner Wanda gehabt, — habe ihr Vorwürfe gemacht wegen ihrer unverantwortlichen, leichtsinnigen, wie Sie wissen, hinter meinem Rücken unternommenen Fahrt ins Gebirge, habe ihr auf das nachdrücklichste erklärt, daß ich jede Verbindung mit diesem Lauter abgebrochen wissen will — und zwar jetzt ein- für allemal und — und —"

„Und?" fragte Schweder.

„Es ist unerhört, sage ich Ihnen, verehrter Freund. Es ist sogar ungeheuer blamabel für mich, daß sich meine Tochter soweit verirren konnte, und es schmerzt mich umso tiefer, daß ich Ihnen grade diese Mittheilungen machen muß, lieber, bester Schweder, weil Sie in Ihrer feinen, geistvollen Weise in der letzten Zeit alles gethan haben, um meiner Tochter den Unterschied klar zu machen, zwischen einem wahrhaft gebildeten, edlen Manne und einem sittlich und geistig mit einer Art von Kulturfirniß überzogenen Plebejer, wie es dieser Lauter ist."

Schweder machte eine freundlich-verbindliche Bewegung und wollte sprechen. Aber Alster, dessen Beredsamkeit nun einmal wieder im Schusse war, ließ ihn nicht erst zu Worte kommen.

„Nein, es hilft nichts, bester Freund. Es muß gesagt sein. Meine Wanda fiel mir also um den Hals und antwortete mir so entschlossen, wie ich das Kind noch nie gesehen habe, Fritz Lauter sei ihr Bräutigam — hören Sie nur, ihr Bräutigam! — sie habe ihn von Kindheit auf geliebt, sie verdanke ihm, daß sie dereinst vom Tode gerettet worden sei, er habe sie auch gegen die Brutalitäten des jungen Wichtel geschützt, darum habe sie in der Minute, als sie ihn blutend und von wüthenden Menschen mit dem Tode bedroht angetroffen, nichts andres thun können, als ihm in die Arme zu sinken und ihm endlich, sagte sie, endlich — ihre Liebe zu gestehen."

Ueber Schweders Gesicht flog ein Schatten der Entrüstung. Aber er zwang sich sogleich wieder zu einem ruhigen Lächeln und meinte:

„Dann wird Ihnen wohl doch nichts andres übrig bleiben, als dem — Herzenswunsche Ihres Fräulein Tochter — nachzugeben. Dieser Lauter ist immerhin ein talentvoller Mensch."

Alster fuhr auf: „Nun und nimmer. Ich bitte Sie — Sie sprechen von Nachgeben. Ist das Ihr Ernst?"

Schweder neigte sein Haupt wie unter einer schweren Last. „Wenn ich nicht sehe, daß der Friede in Ihrer Familie auf andre Weise auch zu sichern, dann —"

„Schweder, bester Freund Schweder, ich verstehe Sie; Sie sind ein edler, ein wahrhaft edler Mensch. Aber sehen Sie, es war mein liebster Wunsch — nun, Sie wissen es ja, warum soll ich nicht ganz offen sein? — mit Ihnen in nähere, in nächste Verbindung zu treten. Und weil auch Sie dieser Verbindung geneigt waren, und weil ich fest auf den guten Kern im Charakter meiner Wanda vertraue, — sie ist ja mein Kind und ich habe immer nur höherhinaus gestrebt und mich mit unter mir stehenden Menschen nicht gemein gemacht, — darum hoffe ich auch jetzt noch von der Zeit alles Gute."

Die Herren drückten sich zärtlich die Hand. Dann begann Schweder: „Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich auf andre, profane Geschäfte übergehe. Ist bereits das Gerücht zu Ihnen gedrungen, das von dem bevorstehenden Scheitern des Anleiheversuches unsrer Eisenbahn spricht — —"

„Ah, Sie haben auch bereits davon gehört — ich halte es nicht für möglich — —"

„Ich habe gestern Abend bereits deshalb nach der Residenz telegraphirt und erwarte jetzt mit der zweiten Post definitive Nachricht." Schweder zog die Uhr. „Der Brief kann schon da sein. Erlauben Sie, daß ich nachsehe."

Er war sofort wieder zurück. Unter den Schreiben, die er im Briefkasten vorgefunden, war in der That das erwartete. Auf dem Vollmondsgesicht des Herrn Alster malte sich fieberhafte Erwartung, während Schweder kaltblütig wie immer öffnete.

„Es ist unzweifelhaft," sagte der letztere; „mein Gewährsmann ist zuverlässig, — bitte, lesen Sie selbst — —"

Alsters Hand griff mit krampfiger Hast nach dem Briefe: „Eppen und Genossen werden die Anleihe verweigern, aber sich bereit erklären, über den Ankauf der Bahn in Verhandlung zu treten, wenn die gegenwärtige Verwaltung zu liquidiren sich genöthigt sehen sollte — —" Wieder traten die hellen Schweißperlen auf Herrn Alsters rothe Stirn: „Ich sage Ihnen, Freund, das geht nicht, das darf nicht sein — bis zu der Ablehnung der Anleihe darf es nicht kommen — ich reise sofort nach der Hauptstadt, — allerdings müßten wir liquidiren, wenn es geschähe, — dann verlören aber die Aktionäre so gut wie alles — rein alles, sage ich Ihnen, und ich habe nicht nur alle meine Aktien behalten, sondern grade während der neuesten furchtbaren Krise ja immer noch gekauft, — es wäre schrecklich — ich — wenn ich auch nicht ruinirt wäre, so hätte ich doch einen großen, sehr großen Theil meines Vermögens verloren — —"

„Sie haben recht — die Ablehnung der Anleihe muß verhindert werden, — reisen Sie sofort ab, verehrter Herr Alster, bieten Sie bei Eppen und den übrigen Bankiers, mit denen die Bahn in Unterhandlung steht, alles auf. Ich werde mit meinem Bankier und durch ihn mit den übrigen Financiers am Platze unterhandeln, — wenn ich sehr günstige Bedingungen in Aussicht stellen könnte — —"

„Alles, alles — was nur verlangt werden kann, ohne uns zu ruiniren. Ich gebe Ihnen plein pouvoir, theurer Freund."

Herr Alster hatte es jetzt sehr eilig. Er verabschiedete sich mit übertriebener Herzlichkeit, aber so kurz als möglich. —

Als sich die Thür hinter dem Davoneilenden schloß, verfinsterte sich Schweders Gesicht merklich. Mit untergeschlagenen Armen und tiefgefurchter Stirn schritt er in seinem Bureau auf und ab. Plötzlich blieb er mitten im Zimmer stehen.

„Er ist verloren — ich mag die Sache ansehen, wie ich will Und ich falle mit ihm, wenn ich mein Schicksal fernerhin noch demselben Schiffe anvertraue, mit dem er scheitert. Jetzt gilt es wieder einmal, rasch und ohne Skrupeln handeln."

Und er handelte rasch, der Herr Schweder.

Zwanzig Minuten nach diesem Selbstgespräch sehen wir ihn in das Bureau des Oberbaurath Schneemann eintreten. Der dicke Herr saß beim Frühstück und hätte beinahe das Weinglas, welches er eben zum Munde führen wollte, fallen lassen vor Erstaunen über diesen Besuch. Es gelang Schweder schnell, seinen ehemaligen Freund mit sich auszusöhnen. Niemand wußte besser, als der Oberbaurath, wie es mit der Bahn stand. Nun kam Schweder und setzte ihm auseinander, wie bei dem Zusammenbruch der Aktiengesellschaft für ihn, den Oberbaurath, ein paar hunderttausend Thälerchen zu verdienen wären. Sich zu einem Spottpreise in den Besitz der Bahn zu setzen, dazu wären sicherlich mehr Leute geneigt, als Eppen und Genossen. Er, Schweder, verpflichte sich nun, solch' ein kauflustiges Konsortium großer Kapitalisten mit Hülfe seines Bankiers zusammenzubringen, und der Oberbaurath brauche nichts weiter zu thun, als dafür zu

sorgen, daß die einflußreichsten Mitglieder des Verwaltungs- und Aufsichtsraths dem schleunigen Verkaufe an die von Schweder engagirten Financiers geneigt würden. Solche Sprache fand immer den Weg zu dem Herzen des Oberbauraths. Die beiden wurden daher im Handumdrehen einig und gingen unverzüglich mit Feuereifer an ihr Geschäft.

* * *

Fritz Lauters kräftige Natur hatte die furchtbaren Aufregungen der letzten Tage seines Aufenthalts im Gebirge bald überwunden. Die Kopfwunde, welche ihm der brutale Angriff des langen Joseph eingetragen, bestand nur in einer Hautabschürfung, die in einer Woche völlig verheilt war. So erging es ihm körperlich wieder gut, aber sein Gemüth wurde von den verschiedensten Gefühlen stürmischer als je bewegt. Die in dem verhängnißvollsten Augenblicke seines Lebens mit dem beseligenden Bewußtsein leidenschaftlicher Erwiderung belohnte Liebe zu Wanda Alster beglückte ihn unaussprechlich, aber gleichzeitig drückte ihn die Thatsache, grade jetzt in seinem Fortkommen auf emporsteigender Berufsbahn, ohne irgendeine sichere Aussicht auf Besserung, gehindert zu sein, schwer darnieder. Als ehemaliger Schriftsetzer, der bei seinen Bemühungen, sich eine bescheidne Stellung als Tagesschriftsteller zu erwerben, verunglückt war, konnte er nicht von dem reichen und stolzen Vater der Geliebten deren Hand zu erbitten wagen.

Auf Zureden des alten Herrn Klose hatte er vorerst damit begonnen, seine Erfahrungen in den Nothstandsdistrikten zu Papier zu bringen. Dem alten Herrn war es auch gelungen, für ihn einen Verleger zu finden, der diese Aufzeichnungen in Broschürenform gegen gutes Honorar ins Publikum zu bringen bereit war. Die gleichzeitigen Versuche Fritz Lauters, den auch darin sein alter wackerer Gönner und Freund eifrigst unterstützte, eine anderweitige Anstellung in einer Zeitungsredaktion zu erlangen, hatten indessen weder Erfolg, noch Aussicht auf Erfolg eingebracht. Und noch ein andres war es, was Fritz Lauter auf das tiefste beunruhigte; er hatte Wanda seit seiner Rückkehr erst zweimal gesehen — die Frau Doktor Winter ging ihr nach der mit dem alten Herrn Klose allein unternommenen Fahrt ins Gebirge nicht mehr einen Augenblick von der Seite! — und nur einmal hatte er sie ganz flüchtig gesprochen. Dabei hatte sie ihm mitgetheilt, daß ihr Vater über ihre Fahrt sehr aufgebracht sei und daß sie den Vater in der jüngsten Zeit überhaupt immer merkwürdig erregt und gegen früher arg verändert finde.

Das hatte Fritz viel zu grübeln gegeben; aber der Herr Klose wußte einigermaßen Bescheid. Die geschäftlichen Angelegenheiten des Herrn Alster seien es gewiß in erster Linie, welche ihn so beunruhigten. Bei seiner Fabrik sowohl als bei der Eisenbahn drohten ihm Vermögensverluste, vielleicht sehr schwere.

Daraufhin hatte Fritz weitere und eingehende Erkundigungen eingezogen, die des Herrn Klose Meinung nur zu sehr bestätigten, und dann war gar eines Tages Willisch angekommen und hatte ihm erzählt, daß er von Schweder hergerufen worden sei und von diesem als untergeordneter Helfershelfer bei einem großen Coup verwendet werden solle. Zuerst habe er sich nicht zusammenreimen können, um was es sich eigentlich handle, nur habe er gemerkt, daß sich Schweders Operationen gegen seinen bisherigen Bundesgenossen Alster und die Eisenbahn richteten, nun aber sei ihm seine Cousine, die Packert, zu Hülfe gekommen, welche bei der Abholung von Wäsche in dem Hause des Oberbaurath Schneemann ein Gespräch belauscht habe. Demnach sei es ihm unzweifelhaft, daß Schweder mit dem Oberbaurath auf den Bankrott der Bahn und auf den damit unvermeidlichen Bankrott des Herrn Alster spekulire, ja, darauf hinarbeite.

Fritz wußte jetzt, daß seinem ehemaligen Chef das Schlimmste zuzutrauen sei, und dachte sofort nun an weiter nichts, als wie Alster zu warnen und zu retten sei. Er berieth sich mit Willisch, der sich ihm ganz zur Verfügung stellte, und mit Klose, und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß er alles aufwenden müsse, um den Herrn Alster über den Charakter und das Treiben seines Bundesgenossen durch unwiderlegbare Beweise aufzuklären. Willisch übernahm es nun, den Nachweis des noch im Vollzuge begriffenen Verraths an Alster seitens Schweder zu führen. Der alte Herr Klose suchte den ehemaligen intimsten Freund Schweders, Senkbeil auf, um von diesem womöglich Auskunft über die frühere Handlungsweise Schweders, Alster gegenüber, zu erlangen. Und Fritz Lauter selbst fuhr eines Tages nach Kloster Althaus, um dort nach der Schauspielerin Bergmann-Stein zu forschen.

Alle drei Missionen glückten über Erwarten. Willisch war eines Tages zu Schweder zitirt worden, er hatte diesen in einer mühsam bezwungenen Aufregung gefunden und aus Schweders eigenem Munde die Bestätigung empfangen, daß es sich um den schleunigen Verkauf der heillos ruinirten Bahn handle, der dann auch den Sturz des Alster — „Sie kennen ihn ja, Willisch,“ hatte Schweder leichthin bemerkt — zur Folge haben müsse. Darauf war Willisch gegangen, hatte Schweder aber die auf sein Rittergut bezügliche Kaufsurkunde zurückgesandt und ihm schriftlich erklärt, daß er auf das Gut ohne jede Entschädigung verzichte und fernerhin keinen Theil an den Geschäften und der Gnade des Herrn Schweder haben wolle. Herrn Klose's Mittheilungen erklärten, weshalb Willisch Schweder so ungewöhnlich erregt vorgefunden habe. Grade an jenem Tage hatte dieser Senkbeils Forderung auf Tod und Leben empfangen. Im Kloster Althaus hatte Fritz Lauter durch Dr. Wendelin sowohl als den Direktor Aufklärung über das Schicksal der Frau Bergmann-Stein erhalten. Diese hatte vor ungefähr einer Woche mit ihrem Manne, auf Veranlassung des Direktors, das Irrenhaus und dann unverzüglich auch Europa verlassen. Sie war früher schon einmal verheiratet gewesen und hatte ihren ersten Mann Schweder zuliebe verlassen. Späterhin, als Schweder sie immer kälter und kälter behandelt, habe sie sich durch Anknüpfung eines neuen Verhältnisses mit dem Schauspieler Bergmann und schließlich durch eine zunächst heimlich vollzogene Heirat mit ihm an Schweder rächen wollen. Dadurch habe sie sich der Bigamie schuldig gemacht und sei zum willenlosen Werkzeuge in Schweders Händen geworden. Und Schweder habe seine Macht über die Unglückliche, als sie ihm unbequem wurde, erbarmungslos dazu angewendet, sie mit ihrer erzwungenen Einwilligung ins Irrenhaus zu sperren.

So standen denn Fritz Lauter die zwingenden Beweise für Schweders Schlechtigkeit zu Gebote. Aber noch in einer wichtigeren Beziehung hatte er Erfolg erzielt. Es war ihm leicht gewesen, in der Unterhaltung mit dem Direktor das Gespräch auf das naheliegende Thema des Schicksals der Gebirgseisenbahn zu bringen. Daß die Bahn vor dem Bankrott stehe und von dem Oberbaurath Schneemann im Verein mit dem Chefredakteur des „Tageskorrespondenten“ einigen wenigen großen Geldleuten für einen Spottpreis in die Hände gespielt werden sollte, das interessirte den Direktor aufs lebhafteste. Auf die Frage Fritz Lauters, ob er es nicht für gut und thunlich hielte, daß der Staat die Bahn kaufe, antwortete er mit einem entschiedenen Ja und nahm sofort Fritz mit zu dem Landesältesten Baron Bergen, um dem die Sache vorzutragen. Hier vernahm Fritz, daß in Regierungskreisen bereits daran gedacht worden sei, die Bahn zu übernehmen, man habe die dem Handelsminister stets schroff opponirenden Herren von dem Verwaltungsrathe, durch ihre äußerste Noth gezwungen, an sich herankommen lassen wollen, und dabei wäre ohne Fritz Lauters rechtzeitige Mittheilung über die sehr geheim betriebenen Machinationen Schweders und des Oberbauraths jedenfalls der rechte Moment versäumt worden.

Der Freiherr von Bergen reiste sofort nach der Residenz. Fritz Lauter suchte mit Klose und Willisch den von seinem Mißerfolge bei Eppen Sohn völlig darniedergeschmetterten Alster auf. Nach mehrstündigen, tief aufregenden Auseinandersetzungen griff Alster, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm, nach dem Abkommen mit der Regierung. Er, wie die übrigen mit großen Theilen ihres Vermögens engagirten Aktionäre, erlitt zwar furchtbare Verluste, aber dadurch, daß die Regierung auch die Fabrik als Reparaturwerkstätte für die Bahn übernahm, wurde er wenigstens vor dem schimpflichen Bankrott und gänzlicher Verarmung geschützt. Schweders und des Oberbauraths Contreminen konnten umsoweniger etwas ausrichten, als Schweder durch die schwere Verwundung Senkbeils im Duell, die lange für tödtlich galt, zur Flucht gezwungen wurde. Fast gleichzeitig mit ihm verschwand Wichtel junior, an demselben Tage, an dem sein Vater — am Schlagfluß, wie es offiziell hieß, oder an Gift, wie man munkelte — verstarb. — Der „Tageskorrespondent“ ging in den Besitz von Gandersberg über, und dieser übergab Klose und Lauter die Redaktion. Herr Klose hatte auf seine alten Tage eine Pflegerin gefunden — in der von ihrem Gatten geschiedenen Frau Senkbeil, die sich ihm als die Tochter seiner einstigen Braut zu erkennen gegeben hatte und entschlossen war, das Unrecht ihrer Mutter an dem vielgeprüften Manne nach Kräften wieder gut zu machen. Daß Fritz Lauter Wanda Alster heimführte und in seiner dem Schicksal durch eigne Tüchtigkeit, durch unermüdliche Thätigkeit und sein nie zu beirrendes Rechtsgefühl abgerungenen Lebensstellung ein glückliches, reiche Frucht bringendes Leben begann — — werden die Leser gern glauben wollen.

Von der Gewerbeausstellung in Düsseldorf.

Von Ingenieur W. H. Fabian.

(Schluß.)

Der wichtigste Faktor in dem raschen Aufschwung der Industrie ist die Verwendung der Dampfkraft. Nach Dr. Engel hatte Preußen im Jahre 1877/78 32411 stationäre Dampfkessel, wovon auf Rheinland 8016 (Regierungsbezirk Düsseldorf 4209), auf Westfalen 4904 (Regierungsbezirk Arnsberg 4095), auf Hessen-Nassau 1070 kommen. Rheinland und Westfalen haben somit allein $^2/_5$ der Gesammtzahl der Dampfkessel in Preußen. Die Vertheilung der Dampfmaschinen (excl. der Lokomotiven) auf die einzelnen Industriezweige und ihre Zunahme seit 1861 zeigt folgende Tabelle:

	Bergbau-, Hütten- und Salinenbetrieb		Maschinenbau-anstalten		Metallische Fabriken aller Art		Spinnerei, Weberei und Appretur		Andere Fabrikzweige		Summa	
	1861	1875	1861	1875	1861	1875	1861	1875	1861	1875	1861	1875
1) Westfalen:												
a. Maschinen ...	216	2626	36	193	210	324	53	264	125	591		
b. Pferdestärken .	12972	138538	352	2657	3412	4932	1612	5783	1937	7955		
2) Rheinland:												
a. Maschinen ...	607	2924	105	349	273	512	338	1409	403	1632		
b. Pferdestärken .	29560	132932	1315	3528	6455	8227	8210	27180	4783	21059		
3) Westf. u. Rheinl.:												
a. Maschinen ...	823	5550	141	542	483	836	391	1673	528	2223	2366	10824
b. Pferdestärken .	42532	271470	1667	6185	9867	13159	9822	32963	6720	29014	70608	352791
Pferdestärken pro Maschine rot. ..	52	50	12	11	20	16	25	20	13	13	30	33

Die übrigen Dampfmaschinen vertheilen sich auf solche zu landwirthschaftlichen Zwecken, für Schneide- und Getreidemühlen und für Transport- und Handelsgewerbe (Schiffsmaschinen rc.).

An Windmühlen waren 1875 vorhanden
in Westfalen 139 Bock- und 342 holländische,
im Rheinland 73 „ „ 251 „

Die Zahl der Betriebe mit Wasserkraft war

in Westfalen	2516	mit 27095 Pferdestärken,
im Rheinland	4463	„ 34819 „
im Regierungsbezirk Wiesbaden .	1222	„ 8037 „
in Summa	8201	mit 69951 Pferdestärken,

was pro Betrieb reichlich $8^1/_2$ Pferdestärken ergibt.

Die hauptsächlichsten Industriezweige stellen sich in dem Ausstellungsgebiete, der Anzahl der Menschen nach, welche in ihnen beschäftigt wird, für 1875 wie folgt:

	Bergbau-, Hütten- und Salinen-betrieb	Fabrikation von Maschinen, Werkzeugen rc.	Metall-verarbeitung	Textil-Industrie	Papier- und Leder-Industrie
Münster . . .	2901	1651	3313	14396	1025
Minden . . .	622	2896	2626	14313	1233
Arnsberg . .	94087	9325	29144	7928	4244
Koblenz . . .	12262	2119	4605	2904	2670
Düsseldorf . .	50869	9082	33610	108843	6850
Köln	8071	6287	6869	9244	4009
Trier.	30629	2703	6291	2284	1409
Aachen	16000	3842	7257	26490	4208
Wiesbaden. .	10745	4496	7280	3233	3380
In Summa .	226186	42401	100995	189635	29028
In ganz Preußen	361409	174509	246953	441968	98060

Fast alle Gruppen sind auf der Ausstellung verhältnißmäßig gut vertreten, die großen Etablissements der Textilindustrie von Aachen, Burtscheid, Krefeld, Düren, Hücheswagen, Elberfeld und Lengenberg haben sich indessen nur schwach betheiligt; in der Gruppe Land- und Forstwirthschaft verhielten sich die landwirthschaftlichen Centralvereine der beiden Provinzen der Ausstellung gegenüber ablehnend. Daraus, daß im Ausstellungsgebiete eine hochentwickelte Industrie herrscht, geht hervor, daß sich im allgemeinen die sozialen Klassengegensätze in schärfster Weise bemerkbar machen, indem das Charakteristikum der modernen Industrie in der Assoziation der Produktivkräfte besteht, unter der Herrschaft des Kapitals. — Rheinland und Westfalen nähern sich in dieser Beziehung bereits den Verhältnissen in England, woselbst der Industrialismus zur höchsten Ausbildung gelangt ist.

So wie die große Dampfmaschine billiger arbeitet als die Kleinkraftmaschinen, so wie es eine vergebliche Mühe ist, eine Kleinkraftmaschine erfinden zu wollen, die mit der großen Maschine zu konkurriren vermag, so arbeiten infolge der räumlichen Akkumulation und der planmäßig auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Thätigkeit eine Anzahl Arbeiter im kombinirten Arbeitstage desgleichen billiger, als wie solches bei der absoluten Verselbständigung einer gleichen Anzahl von Individuen der Fall sein könnte.

Assoziation der Produktivkräfte und räumliche Akkumulation bedeuten an sich „Steigerung der Produktivkraft der Arbeit" und diesem ökonomischen Grundgesetze entsprechend schreitet die Entwicklung der Industrie immer rapider fort auf dem Prozesse der Umwandlung der Kleinbetriebe und des Handwerkes — zunächst in den Manufakturbetrieb und von demselben in den der fabriksmäßigen Produktion und des vollendeten Maschinenbetriebs.

In Rheinland und Westfalen wandelt insbesondere der Bergbau bereits nur den Pfad der Großindustrie; annähernd gilt das gleiche auf dem Gebiete der Hüttenproduktion und der Eisenindustrie, sowie der Textilindustrie und da, wo hier wie auf anderen Gebieten der Uebergang noch nicht völlig erfolgt ist, wie beispielsweise in der solinger und remscheider Metallwaarenindustrie, ist doch bereits die Umwandlung des Handwerkes zur Hausindustrie vollzogen und ist der Uebergang von derselben zur Fabrikindustrie in Funktion getreten. Nur in den seltensten Fällen, wie beispielsweise in der Weberei des Regierungsbezirkes Aachen, hat sich noch einigermaßen der Handbetrieb erhalten und zwar hier hauptsächlich in gemusterten Stoffen, während die Handweberei in glatten Stoffen auch hier schon völlig von der mechanischen Weberei verdrängt ist.

Hausindustrie, Kleinkraftmaschinen und kombinirte Werkstätten mit Kraftvermiethung, sie alle sind lediglich als organische Uebergangsstufen vom alten Handwerke zur modernen Großindustrie zu betrachten, — wer die diesbezügliche Entwicklung bekämpft, bekämpft ein Naturgesetz, sein Erfolg ist die Mystifikation.

Dasjenige Volk aber, welches das Gesetzmäßige und an sich Nothwendige dieses Umwandlungsprozesses der Produktion am ersten konsequent erfaßt und dem entsprechend nach neuen Sozial- und Organisationsformen der Arbeit ringt, die der naturwüchsigen Grundlage der Produktion, der Assoziation der Produktivkräfte sich anschließen, — wird vorangehen in dem der Produktionsumwandlung parallel laufenden Umformungsprozessen des Sozialgetriebes und in erster Linie sich den Ruhm eines wahrhaftigen Kulturvolkes erwerben.

Selbst aber in der rein kapitalistischen Form gewähren durch Einführung normaler Arbeitszeiten, hygienischer Grundgesetze, des Haftpflichtgesetzes rc. und durch Einfluß der Fabrikinspektoren die Großbetriebe und Fabriken den Arbeitern schon besseren Unterhalt und eine normalere Lebensthätigkeit als wie in den oft schreckhaft gestalteten Hausindustriebetrieben, bei welchen jede Kontrole und Polizeiaufsicht geradezu illusorisch wird und in welcher in elenden Baracken die Aeltern um den kärglichen Lohn nicht nur sich bis weit über die Dauer eines normalen Arbeitstages, sondern auch ihre Kinder zum gleichen schmachvollen Spielballe des die Waaren und Produkte in konzentrirter Weise absetzenden Kapitalisten und Kaufmannes resp. Manufakturherren — stempeln.

Der Universalismus auf dem Gebiete des Transportwesens, der dabei auch völlig dem Großbetriebe durch Einführung der Dampfkraft ergeben ist, zwingt zu einem konzentrirten Marktverkehr, den zu beschaffen nur der Manufakturherr, nicht aber der Einzelhandwerker in der Lage ist; dieser sinkt dabei herab zum bloßen Werkzeuge des ersteren, der infolge der Hungerlöhne und infolge der Ueberanstrengung menschlicher Arbeitskräfte, sowie der Ausnutzung der Weiber- und Kinderarbeit nun das Fabrikat auch billiger herstellt und es so zuwege bringt, daß er eine zeitlang selbst mit der großen Industrie und Maschinenkraft zu konkurriren vermag.

Es gibt aber eine Grenze der menschlichen Spannkraft und wenn diese erreicht ist, schlägt die Stunde der Einführung der Maschinerie und es erfolgt nunmehr in beschleunigter Entwicklung die Umwandlung der Hausindustrie in Fabrikbetrieb.

Thatsächlich stellen sich die Verhältnisse so und nicht anders.

Keiner, der es mit den Fortschritten der Kultur und der Gesellschaft ernst meint, sollte sich denselben verschließen und eine unabhängige Würdigung derselben, selbst wenn sie die Verneinung der derzeitigen eigenen Existenzen einschließen würde, verwerfen. Nur die volle und klare Einsicht, frei von teleologischem Beigeschmacke, kann hier Frucht bringen.

Der detaillirte Nachweis des hier gesagten für die Industrieentwicklung Rheinlands und Westfalens würde zwar zu weit führen, auch fehlt es uns hierfür an genügendem Materiale, aber wenigstens in einem Beispiele, dem alle anderen mehr oder weniger konform sind, sei der Beweis hier erbracht.

Die Entwicklung der Steinkohlenindustrie stellt sich nämlich für Rheinland und Westfalen von 1860 bis 1878 wie folgt:

Jahr	Gesammt-Jahresbeitrag in Centnern	Gesammt-Anzahl der Arbeiter	Gesammt-anzahl der Werke	Durchschnitts-Anzahl der Arbeiter pro Werk	Jahresbeitrag in Centnern pro Arbeiter
1860	135359800	46031	328	140	2938
1878	495549942	102073	242	422	4855

Hieraus resultirt mit Evidenz die zunehmende Konzentration und hiermit in Verbindung die Steigerung der Produktivkraft der Arbeit. Erwägt man noch, daß im Laufe der Jahre auch die humanitären Vorschriften in Bezug auf den Normalarbeitstag verschärft wurden, so tritt der technisch ökonomische Fortschritt in Proportion mit der progressiv zunehmenden Centralisirung des Betriebes um so lebhafter in die Augen.

Die Leistungsfähigkeit der rheinisch-westfälischen Industrie ist eine verhältnißmäßig hohe und das dankt sie neben ihrem natürlichen Reichthume an Erzen und Kohlen, sowie dem ausgedehnten Transportwesen hauptsächlich ihrem ausgeprägten Hange zur Großindustrie.

Daß die allgemeine Geschäftslage in den letzten Jahren eine äußerst schlechte, ist längst bekannt, und daß es in dieser Beziehung auch heute noch nicht besser steht, kann man von neuem auf der düsseldorfer Gewerbeausstellung studiren. — Wenn nicht die Produktion sehr stark ist, so ist dieses doch desto mehr der Fall mit der Anzahl der beschäftigten Arbeiter und mit der Erzielung des Reingewinnes, über welch letztere Verhältnisse uns in Düsseldorf hauptsächlich die Bergwerksdirektion zu Saarbrücken in musterhafter Darstellung Aufschluß gibt, während wir bei Privatwerken vergeblich nach diesbezüglichen Darlegungen suchten.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz (Schluß). Nach Leibnitz' philosophischer Auffassung sind die Hauptepochen in der Entwicklung der Dinge Leben (= Monade) Seele und Geist. Diese sind aber durch eine Reihe von Mittelgliedern verbunden, und als ein Zeitgenosse des Leibnitz durch seine Untersuchungen gezeigt hatte, daß sich die Insekten in Rücksicht der Respirationsorgane den Pflanzen näherten, schrieb er: „Indessen finden sich vielleicht noch außerdem Mittelwesen zwischen beiden.“ Hat sich diese nebst ähnlichen an anderen Stellen ausgesprochenen Vermuthungen nicht glänzend bestätigt durch die fast zwei Jahrhunderte später zutage geförderten Resultate der Naturforschung, namentlich Darwins! — Wenn es keine Lücke in der Stufenreihe der Entwicklung zum Vollkommneren gibt, so kann im Menschen das Reich des Lebens auch nicht seinen Abschluß finden, er müßte denn das vollkommenste Wesen sein. Das ist er aber nicht, denn er ist ein beschränktes Individuum und mit ihm die Stufenreihe unterbrechen hieße das Gesetz der Kontinuität aufheben. Nach Leibnitz nimmt der Mensch unter den gesammten Wesen des Alls die Mitte ein und es ist deshalb „auch vernunftgemäß, daß Wesen von vorstellender Kraft unter und über uns sind.“ Vom Menschen aus müßten sich demnach noch eine unendliche Reihe von Wesen bis zur unendlichen Vollkommenheit entwickeln. Ihrer höhern Natur wegen können wir sie uns nur undeutlich vorstellen, weshalb auch ein deutliches Erkennen derselben unsererseits nie möglich sein wird. Aber dem Gesetz der Analogie entsprechend, müssen sie vollkommenere Individuen, höhere Geister, durchsichtigere Körper, mit einem Wort Genien sein, in die sich vielleicht der menschliche Geist nach der Metamorphose, die man gemeinhin Tod nennt, verwandelt, um in immer höheren Verwandlungen zu immer höherer Vollkommenheit zu gelangen. Der menschlichen Phantasie mag es unbenommen bleiben, auf diesem Felde zu allegorisiren und zu spekuliren, für die Philosophie geht mit den fehlenden klaren Begriffen und konkreten Anhaltspunkten auch das Interesse verloren, sich ernsthaft damit zu befassen. — Der höhere Organismus ist eine Gesellschaft von Monaden, beherrscht von einer Centralmonade. Wenn nämlich die unzähligen Monaden ebenso unzählig verschieden sind, so ist damit ihre höhere und niedere durch ihre Qualität bedingte Organisation gegeben. Das Niedere ist aber dem Höheren stets untergeordnet und es besteht infolge dessen zwischen den niedern und höchsten Monaden das Verhältniß der Unterordnung, welches bei der aufsteigenden Stufenreihe als weitere, nähere und nächste Verwandtschaft erscheint. In der Monade als solcher bildete Seele und Körper eine unmittelbare Einheit, das Verhältniß von Seele und Körper im höheren Organismus ist dagegen nächste Verwandtschaft. Beide Verhältnisse sind sich in der Unterordnung insofern gleich, als im ersten Falle ein Moment dem andern, im zweiten ein Individuum dem andern untergeordnet ist. Jede höhere Monade muß Centralmonade sein und sie wird umsomehr ihr durch Verwandtschaft nahestehende Monaden um sich vereinigen müssen, jemehr sie in ihrer deutlichen Vorstellung, d. h. in ihrem Körper zu vereinigen im Stande ist. Die dominirende Monade erscheint als die Seele, die subordinirten als der Körper, in Wirklichkeit ist jedoch der früher geschilderte Charakter der den Organismus bildenden einzelnen Substanzen unverändert. Nur die Subordination des Niederen unter dem Höheren und der Affinität des ersteren zum letzteren hat dieses Verhältniß herbeigeführt. Fehlt aber in einer Vereinigung von Substanzen die Centralmonade — was zur Voraussetzung haben muß die Verbindung von beschränkten Individuen — so gibt es keine Unterordnung, Gliederung, sondern nur einen Haufen, dem das Prinzip der wirklichen Einheit gänzlich mangelt. Solche Verbindungen erscheinen uns als unorganische Körper, unter deren sie bildenden Einheiten Koordination herrscht, während die organischen Körper systematische Einheiten sind, deren sie bildenden einzelnen Monaden nach dem Gesetz der Subordination geordnet wurden. — Alle Monaden sind Kräfte, nach dem Gesetz der Analogie herrscht demnach unter ihnen die größte Einförmigkeit; sie unterscheiden sich jedoch durch den Grad ihrer Bildungsstufe, woraus sich das zweite Gesetz, das der Kontinuität, also die allmälich aufsteigende Entwicklung, erklärt. Da also Einheit und Mannichfaltigkeit in der Natur herrschen, so herrscht auch Form und Ordnung. Verbindet sich aber die größtmögliche Einheit mit der größtmöglichen Mannichfaltigkeit, so bewirkt dies vollkommene Ordnung oder Uebereinstimmung, d. h. Harmonie. Die harmonische Verbindung der Monaden ist erst möglich durch deren oben erwähnte kontinuirliche Abstufung, welche andererseits in ihrer Verschiedenheit ihren Grund hat. Es sind die „kleinen Vorstellungen“, welche die Lücken ausfüllen und die Sprünge in der aufsteigenden Entwicklung vermeiden. Da aber die einfachsten Einheiten nur ihren Körper vorstellen, so ist es die körperliche Natur der Monaden, aus der die Verschiedenheit resultirt. Leibnitz sagt: „Wenn die Dinge frei oder befreit von der Materie wären, so würden sie in demselben Augenblicke losgerissen sein aus dem Weltzusammenhange und gleichsam Deserteure der Weltordnung“. Damit bezeichnet er die Materie als das Band, welches die Monaden verbindet und als die Bedingung der Harmonie. Aber Leibnitz lehrt außerdem noch die prästabilirte Harmonie. Es ist bereits erwähnt worden, daß der Mensch nicht die Reihe der Entwicklung abschließt, sondern daß es außer ihm noch höhere für uns wegen unserer beschränkten und verworrenen Vorstellungen nicht wahrnehmbare Wesen gibt. Jede Entwicklung muß aber einen Abschluß und ein Ziel haben. Strebt jede Monade nach einer höheren, so muß es eine höchste geben. Diese höchste ist Gott. Er ist das Ziel und die Ursache aller Dinge. Tragen die Monaden den Grund ihrer Handlungen in sich, können sie von außen nicht beeinflußt werden, so sind sie dagegen nur durch einen göttlichen Schöpfungsakt entstanden und können auch nur durch Gott vernichtet werden. „Die Monaden sind nach Leibnitz von nichts abhängig außer von Gott.“ Hat Gott kraft seiner Allmacht alles geschaffen, so ist dieses infolge seiner Weisheit und Güte auch das beste. „Die Welt ist nicht blos die bewundernswürdigste Maschine, sondern auch, soweit sie aus Geistern besteht, der beste Staat, der den Geistern die größtmögliche Freude und Glückseligkeit einträgt.“ „Weil Gott diese Welt, so wie sie ist, gewählt hat, darum ist sie die beste.“ Gegen diesen Optimismus ist auch das in der Welt vorhandene Uebel kein stichhaltiger Beweis, denn dieses ist die nothwendige Folge der Beschränktheit aller Dinge. Das Wesen des Uebels hat nach Leibnitz kein positives, wirkendes Prinzip, sondern besteht vielmehr in dem, was die wirkende Kraft nicht thut. Das Uebel ist ihm eine aus der Existenzmöglichkeit des Alls hervorgehende Macht, die existiren muß, um überwunden zu werden. Er führt deshalb auch des näheren aus, wie alles Ungemach nie im Stande gewesen sei, den Fortschritt zum Guten aufzuhalten und hat die felsenfeste Ueberzeugung, daß der Menschengeist schließlich die Glückseligkeit der Menschheit erringen werde. Faßt man den Gottesbegriff nicht in dem beschränkten theologischen Sinn auf, so ist auch dieser Theil der leibnitz'schen Lehre viel erträglicher, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Sehr gewagt ist es wohl auch nicht, wenn man den Gott mitsammt der prästabilirten Harmonie aus seinem System fortläßt, liegt doch die Vermuthung allzu nahe, daß Leibnitz damit nur Rücksicht auf die herrschenden Anschauungen seiner Zeit genommen hat. Strenggläubige Geistliche zu Hannover hielten ihn so schon für einen Atheisten, weil er die Kirche nicht besuchte und das Volk verwandelte seinen Namen in „Lövenix (Glaubenichts)“. Auch die Thatsache, daß seiner Leiche nur sein getreuer Sekretär Eckhart folgte, dürfte beweisen, daß der von allen Seiten mit Ehren überschüttete Mann sehr vielen, namentlich auch seinen hochgestellten Gönnern unsympathisch war. Eine Aeußerung des Chr. Thomasius: „Man hat gesagt, Leibnitz werde den Bodin (ein französischer Schriftsteller von ziemlich skeptischer Richtung) herausgeben ... Hätte er es gethan, so wären noch wenigere seiner Leiche gefolgt,“ zeigt nur allzudeutlich auf die Ursachen dieser Antipathie. Das ursprüngliche Dasein der Monaden, ferner der Umstand, daß alle Dinge im Universum aus Monaden gebildet sind, dann ihre eminente Entwicklungsfähigkeit, führen den einigermaßen scharf Denkenden zu so radikalen Schlußfolgerungen und stellen so rücksichtslos das „Ebenbild des Schöpfers“ mit dem unscheinbarsten Wesen auf eine Stufe, daß uns das schließliche Verhalten der Zeitgenossen des Leibnitz nur zu erklärlich erscheint. — Als besonders wichtig verdient noch hervorgehoben zu werden das Bestreben Leibnitz', die Lage der niedern

Klassen zu bessern. So findet sich in mehreren Denkschriften vom Jahre 1713 der Gedanke der Errichtung einer Kommission „zur Verminderung des Elends und Beschaffung von Nahrung für die Armen." In einer andern Abhandlung macht er es der Obrigkeit zur Pflicht, für lohnende Arbeit zu sorgen. Weiter verlangt er, die Gesellschaft solle „Werkhäuser" errichten, „worin jeder Arme, Tagelöhner, Handwerksgesell ꝛc. so lange er will, arbeiten kann und dafür seine Kost und etwas Zehrung zum Weitergehen erhält." Die Handwerker sollen auf Kosten der Gesellschaft in großen Stuben arbeiten „bei Gesprächen und Lustigkeit". Man dürfe nicht befürchten, daß die Leute dadurch faul würden, sie würden vielmehr besser arbeiten, weil 1. ohne Nahrungssorgen, 2. gleichmäßiger, da sie nicht das eine mal zu viel, das andere mal zu wenig Arbeit hätten; auch würde dadurch verhindert werden, daß die reichen Kaufleute die Armen mißbrauchen. Derartige Bestrebungen dürften unserer Meinung nach denn doch den Charakter Leibnitz' edler und schöner erscheinen lassen, als dies Dühring darzustellen sich die Mühe gibt. Genannter Gelehrter beliebt nicht allein die bedeutendsten philosophischen Leistungen unseres Autors als Plagiate zu bezeichnen, sondern will auch für seine sonstigen Handlungen den schmutzigsten Egoismus als Triebfeder verantwortlich machen. Dabei finden wir in der verhältnißmäßig umfangreichen, in dem bekannten dühring'schen „kritischen" Stil abgefaßten Abhandlung über „Die Gelegenheitsphilosopheme Leibnitzens" weder irgend einen glaubhaften Beweis für die erhobenen Anschuldigungen und Anklagen, noch irgend welche Aufklärung über die leibnitz'schen Lehren selbst. Mag Leibnitz an den Schwächen und Fehlern seiner Zeit gelitten und manchmal menschlich gefehlt haben, er war eben auch nur ein Mensch; daß man ihm weder den genialen Geist noch ein für die Interessen der Menschheit schlagendes Herz absprechen kann, wird unsere dürftige Skizze schon zeigen.

Fr. N.

Johann Joachim Winkelmann. (Schluß.) Etwas wohler wird Winkelmann geworden sein, als er nach zwei Jahren die Universität verließ und als Erzieher für Geschichte und Philosophie des ältesten Sohnes ins grolmann'sche Haus nach Osterburg berufen wurde. Angenehm war dort der Aufenthalt — dies wird auch von andern erzählt — durch die geistreiche und liebenswürdige Frau Grolmann, welche in den von dem zahlreichen Adel der Umgegend besuchten Abendzirkeln den Mittelpunkt bildete. Sie sprach das Französische, Italienische und Englische sehr geläufig und war auch in der französischen Literatur gut bewandert. Hier trat Winkelmann auch zum erstenmale französische Bildung in einer Weise entgegen, daß sich nichts dagegen sagen läßt. Hier mochte er aber auch zum erstenmale fühlen, daß sein Mangel an Kenntniß der neueren Sprachen und Literatur in seinem Wissen eine Lücke sei, die er unbedingt ausfüllen müsse und diese Erkenntniß mag ihn zum Besuch der Universität Jena bestimmt haben, wo er Medizin und in Verbindung mit dieser Mathematik und neuere Sprachen studiren wollte. Nach einjährigem Aufenthalt in Osterburg verließ er diesen Ort in der ersten Hälfte des Jahres 1741. In Jena mußte er wiederum seine Subsistenzmittel durch Stundengeben erschwingen, hatte also nicht viel Zeit, um Vorlesungen zu hören, er „hatte kaum Zeit aufzuathmen". In den neueren Sprachen scheinen sich seine Hoffnungen nicht erfüllt zu haben, denn er lernt erst später mühsam die Aussprache des Englischen und ist mit den Anfängen des Italienischen beschäftigt. Dagegen beschäftigt er sich fleißig mit Mathematik und auch für die Medizin war ihm durch tüchtige Lehrkräfte Gelegenheit zum Studium gegeben. Die Universität verließ er ohne Disputation, Dissertation und ohne einen akademischen Grad erlangt zu haben. Aber eines unternahm er noch, die damals noch übliche akademische Reise. Man ist sich nicht darüber klar, ob er dieselbe 1740, oder wie Paalzow meint, später von Hadmersleben aus angetreten habe. Justi nimmt an, daß er sich nach der jenaer Studienzeit auf den Weg gemacht. Sicher ist, daß er sich in Halle bereits darauf vorbereitet; er erschien dort im letzten Winter oft auf dem Rathskeller und ließ sich von vielgereisten Bürgern von ihren Wanderungen erzählen, zeichnete sich mehrere Routen nach Paris auf, verkaufte seine Bücher und Sachen und schaffte sich aus dem Erlös einen kapuzinergrauen Rock, gute Stiefeln, Wäsche und den ryssel'schen Katalog, der alle bekannten wissenschaftlichen Werke — der bis dahin erschienene Theil umfaßte die Philologie — enthielt. Er wollte jeden Abend ein Kloster zu erreichen suchen, wo er freies Quartier zu finden hoffte, vorgebend, daß er, um seine Religion zu ändern, nach Rom reise. Der eigentliche Zweck seiner Reise war aber die großen Bibliotheken, sowohl unterwegs als in Paris, kennen zu lernen. Der Plan wurde jedoch dadurch vereitelt, daß man ihn in kein Kloster aufnahm, weil er äußerlich nicht den Eindruck eines Hülfsbedürftigen mache und ihn ferner der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland unweit Frankfurt zur Umkehr zwang. Man erzählt zu dieser Affaire noch eine Anekdote, W. wollte, bevor er in Fulda eintrat, sich seine Kleider in Ordnung bringen und den Bart scheren. Als er das Messer erhebt, hört er hinter sich einen Schrei und sieht beim Umwenden eine Dame in einem Wagen sitzend, ganz erschreckt, weil sie glaubte, er wolle sich das Leben nehmen. Nachdem er ihr jedoch sein Vorhaben und dessen Ende erzählt, nöthigt sie ihm ein Geldgeschenk auf. Ob sich dies in Wirklichkeit so verhält, ist nicht sicher, wahr ist aber jedenfalls, daß unser Held ohne Geld wieder in Halle ankam. Hier hat er erst die Absicht, nach Berlin zu gehen, erhält dann aber eine Stellung als Erzieher beim Oberamtmann des magdeburgischen Domkapitels zu Hadmersleben bei Halberstadt. Zwischen ihm und seinem Zögling, dem jungen Lamprecht, bildete sich sehr bald ein enges freundschaftliches Verhältniß, welches Winkelmann so fesselte, daß er selbst bessere Stellen ausschlug. Dann lernte er hier auch einen Herrn von Hanses, früheren dänischen Gesandtschaftssekretär zu Paris, kennen und schätzen. Von besonderm Werth für ihn war jedenfalls dessen große französische Bibliothek, welche namentlich historische Werke umfaßte, was zur Folge hatte, daß W. sich mit großem Eifer dem Studium der modernen Geschichte hingibt. Oft reiste er auch zu Fuß nach Halle hinüber, um irgend eine Stelle in einem gelehrten Werke nachzuschlagen. Unterdessen hatte er jedoch einen einflußreichen und edlen Freund gefunden, der sich seine Zukunft angelegen sein ließ. Es war dies Fr. Rud. Nolte, seit 1740 Generalsuperintendent der Altmark. Bei seinem Weggange nach Sachsen stellte ihm dieser das Zeugniß aus, „daß man ihm in diesem Lande (Preußen) den seiner mehr als gemeinen Kenntnisse würdigen Lohn nicht habe bieten können". Jetzt hatte er ihm zuerst eine Stelle in dem unweit Stendal liegenden Arneburg zugedacht. W. soll dort jedoch schulmeistern, Orgel spielen, vorsingen und predigen. Er dachte jedoch viel zu bescheiden von sich, als daß er sich der dazu gehörigen Kräfte bewußt gewesen wäre und lehnte ab. 1741 hatte man ihm bereits die Stelle als Konrektor in Seehausen vergeblich angeboten, jetzt war sie wieder unbesetzt, er bewirbt sich darum und erhält sie auch, nachdem seine Gönner, darunter auch Boysen, der bis dahin die Stelle versehen hatte, für ihn gesprochen haben. Letzterer schildert den Zustand W.'s in keineswegs glänzender Weise; schlecht gekleidet, von Kummer gebeugt u. dgl. Genug, 1743 tritt er seine Stelle an und damit zugleich eine Periode seines Lebens, welche er die dunkelste nannte.

Eine ausführliche Darstellung des nun folgenden Theiles von W.s Leben behalten wir uns, um den uns zugemessenen Raum nicht allzusehr zu überschreiten, für später vor. W. starb durch Meuchelmord am 8. Juni 1768.

Fr. N.

Am Henkersteg zu Nürnberg. (Schluß.) Nürnberg ist aber auch mit seinen Unterrichtsanstalten schon vor der Reformation anderen deutschen Städten von Bedeutung vorangeschritten. Melanchton errichtete hier im Jahre 1526 ein Gymnasium und 49 Jahre später entstand hier die erste protestantische Universität für Süddeutschland, die unter andern das Recht besaß, Dichter zu krönen. Aber nicht allein den Wissenschaften opferte die strebsame Stadt, auch dem Schönen huldigte sie und denen, die es schufen. Unmittelbar in die Zeit der Reformation fällt die höchste Entwicklung der Nürnberger, und damit wohl auch der deutschen Kunstblüthe, in Italien Cinquecento, in Frankreich Renaissance genannt. Der Maler Albrecht Dürer und sein Lehrer M. Wohlgemuth, der Erzgießer Peter Vischer und seine Söhne, Labenwolf, der Bildhauer Adam Kraft, der Bildschnitzer Veit Stoß, der Goldschmied Wenzel Jamnitzer — fast alle waren Zeit- und Kunstgenossen einer Stadt, die weder einen fürstlichen, noch einen bischöflichen Hof besaß, ein Beweis, daß der Genius der Künstler zum Schaffen weder der Gunst des Szepters, noch der des Krummstabs bedarf. Der 30jährige Krieg, für Deutschland eine Kette von Leiden, deren Nachwehen bis auf unsere Tage herauf geblieben sind, führte Nürnbergs Verfall herbei. Von 1599 bis 1699 fiel die Bewohnerzahl von 100000 auf 20000 herab. Auch durch die folgenden Jahrhunderte zehrte die Stadt von dem Ruhme der Vergangenheit und fristete ein kümmerliches Dasein. Der Senat spreizte sich im lächerlichen Uebermuth und das Volk äffte französische Manieren nach. Dazu kam, daß jeder vorbeiziehende Heerführer der alternden Schönen einen Aderlaß in Gestalt einer Kriegsentschädigung verschrieb, so z. B. der französische General Jourdon 1,529,651 Gulden. Ein österreichischer General leerte die Zeughäuser und andere plünderten die Kirchen, öffentliche Kunstschätze, ja sogar Stiftungen mit Wittwen- und Waisengeldern. Das waren die Segnungen des Erbfolgekrieges, welche der Herrlichkeit der alten Noris den Garaus machten. Der Senat wollte die Selbständigkeit der Stadt um jeden Preis los werden und bot sie dem Könige von Preußen an, aber dieser lehnte das bedenkliche Anerbieten, welches seinen Haushalt mit 10 millionen Gulden Schulden belastet hätte, ab. Im Jahre 1806 übernahm Bayern das Danaergeschenk und hat sein Redliches gethan, die „schönste Perle" effektvoll in die Wittelsbacher Krone zu fassen. Der goldene Hauch der Kunst, der sonst Nürnberg und das, was in ihm hervorgebracht wurde, mit seinem veredelnden Schimmer überzog, ist zwar längst von dem Qualm der Fabrikessen verdunkelt, aber dafür wurde das moderne Nürnberg ein Knotenpunkt der Dampfverkehrswege, der neuerdings seine hunderttausend Bewohner beherbergt. — Da die alten malerischen Befestigungswerke Nürnbergs der Zerstörungswuth der Neuzeit bald zum Opfer fallen werden, so beeilen wir uns, ein Prachtstück der Ringmauer, welche noch heute den Umfang der alten Stadt bezeichnet, im Bilde den Lesern vorzuführen, bevor sie von dem Schicksal ereilt wird. Zum Unterschied der äußeren Umwallung, die im 14. Jahrhundert errichtet wurde und bis zum Jahr 1866 als Festungswerk im modernen Sinne galt, gibt es noch ansehnliche Reste einer inneren Ummauerung, die im 12. Jahrhundert angelegt wurde. Die beigegebene Abbildung zeigt einen solchen Rest dieser älteren Befestigung Nürnbergs, und zwar den Theil am Ausfluß des Pegnitzflusses. Von den ursprünglich vorhandenen drei Thürmen, deren mittelster auf einer Insel steht, haben sich nur noch zwei erhalten. Die Dächer derselben sind nicht mehr die ursprünglichen.

Diese Thürme sind durch Schwibbogen miteinander verbunden, auf welchen der über die beiden Flußarme laufende Wehrgang ruht, von welchem aus die Armbrustschützen in gedeckter Stellung dem Ansturm wehren konnten. Der ursprünglichen Eigenschaft als Festungsobjekte verlustig, dienten die Thürme später zu Gefängnissen. Diese ganze Partie, bei allen Malern und Alterthumsforschern wohl bekannt, heißt Am Henkersteg, weil in der Nähe des rechts im Vordergrunde sichtbaren Stegs, welcher den Trödelmarkt mit dem Unschlittplatz verbindet, ehemals der Henker wohnte. Das Privathaus auf der linken Seite, ein malerischer Holzbau, ist interessant als Typus der alten Wohnhäuser Nürnbergs, deren Erdgeschoß aus Sandstein, deren obere Stockwerke aber in Riegelwerk aus Holz hergestellt waren. Die beiden spitzen Thürme im Hintergrunde gehören der Sebalduskirche an, deren Inneres Skulpturen von Adam Kraft, Glasmalereien von Veit Hirschvogel, Bilder von Dürer und Hans von Kulmbach, Schnitzereien von Veit Stoß, aber wohlgemerkt, auch das Sebaldusgrabmal birgt, das höchste Heiligthum deutscher Kunst jener Zeit, ein Meisterwerk des berühmten Erzbildners Peter Vischer, der es mit fünf Söhnen nach dreizehnjähriger Arbeit 1519 vollendete. Dr. M. T.

Das bei Sandefjord in Norwegen ausgegrabene Wikingschiff. (Bild Seite 624.) Wir haben den Lesern der „N. W.“ von den Bewohnern der Pfahlbauten, den ersten Schiffern des Süßwassers, und von den Phöniziern, den ersten Bezwingern der Salzfluth erzählt, und auch schon der Normänner als der ersten Entdecker Amerikas erwähnt, aber das bei Sandefjord in Norwegen im Laufe dieses Sommers ausgegrabene Wiking- oder Kriegsschiff, welches unser Bild darstellt, bestimmt uns, noch einmal auf die Normänner, das erste seefahrende Volk im Mittelalter, das aber auch schon in der Ur- und Vorzeit mächtig in die Geschicke unseres Erdtheils eingriff, zurückzukommen. Das Leben dieser ältesten unserer Vorfahren, wie ihre Schiffe eingerichtet waren, welchen Beschäftigungen sie darin oblagen, auf welche Weise sie sich ernährten, sich wehrten und wie sie im Kampfe ums Dasein fortschreitend sich entwickelten — das sind Fragen, deren Beantwortung in alten Pergamenten vergebens gesucht würde, denn in jenen Tagen roher Thatkraft gab es keine Geschichtsschreiber, weil das Schreiben damals eine unbekannte Sache war. Zum Glück gibt uns das bei Sandefjord aufgefundene Wikingschiff, welches die Erde über tausend Jahre in ihrem Schoße geborgen hat, Aufschluß darüber. — Solche Schiffe, in denen sich die Wikinger begraben ließen, und die, mehrere Meter hoch mit Erde bedeckt, Hünengräber heißen, sind bereits früher aufgefunden worden, so im Jahr 1863 bei Nydam in Schleswig und 1867 zu Tuno in Norwegen. Was dem jüngsten Fund bei Sandefjord in Norwegen ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß das Schiff nicht allein viel größer und besser erhalten ist als jene, sondern daß es auch eine Menge von ziemlich gut erhaltenen Gegenständen in sich birgt, welche Aufklärung über das Leben und die Sitten der alten Normannen zu geben vermögen. Vom Vorder- bis zum Hintersteven hat das Fahrzeug 75 Fuß Länge. Das Gerippe desselben besteht aus 20 Spanten; nimmt man an, daß bei der vordersten und hintersten Spante keine Riemen (Ruder) gewesen sind, so ergibt sich, daß das Fahrzeug wahrscheinlich durch 36 Ruder vorwärts getrieben worden ist. Verglichen mit unseren schwimmenden Hotels, die mit allen Annehmlichkeiten des Lebens zur Ueberfahrt nach Amerika und Australien ausgerüstet sind, und den Tod und Verderben speienden und eisengepanzerten Kriegsschiffen ist unser Wikingschiff eine zerbrechliche Nußschale, deren Gefährlichkeit nur der Umstand erweist, daß es damals keine Strandbatterien gegeben hat, so daß ein normännischer Pirat, wie uns französische Chronisten berichten, ungehindert aus dem Kanal La Manche die Seine hinauf bis Paris segeln konnte. Aehnliche Raubfahrten werden vom Rhein, der Weser und der Elbe gemeldet. Der Sachsenspiegel (III, 44) und die Vorrede zur Sage Hylfaginning bestätigen die normännische Einwanderung im nordwestlichen Theil Deutschlands, die ebenfalls nach Seeräuberart bewerkstelligt wurde. Doch kehren wir zu unsrem Schiffe zurück. — Daß die Wikinger die Arbeit der Ruderer durch Segel unterstützten, beweisen die Bruchstücke der Masten. Die Mitte des Schiffes wird von dem Block ausgefüllt, in welchem der Mast angebracht war. Letzterer hat nach hinten niedergelegt werden können; derselbe ist ziemlich schwer, in einer Höhe von 3 Fuß mißt er 3 Fuß im Umkreis; das untere Stück, welches an seinem Platze stand, hatte eine Höhe von fast 11 Fuß. Das obere Stück, welches abgehauen im Fahrzeug lag, mißt 32 Fuß; falls kein Zwischenstück fehlt, ist die ganze Höhe des Mastes etwa über 30 Fuß gewesen, was im Verhältniß zur Länge des Schiffes (75 Fuß) nicht viel ist; wahrscheinlich fehlt jedoch ein Zwischenstück. Interessant ist, daß vor dem Mastenblock die Ueberreste einer Spille (Winde) aufgefunden worden sind, welche ohne Zweifel dazu verwendet worden ist, den schweren Mast zu heben und zu senken. Vor dem Hauptmast lag unter anderm ein kupferner Kessel von der Größe einer halben Tonne, mit zwei großen Traghenkeln; ferner stieß man auf ein großes Gefäß aus Holzstäben, wahrscheinlich ein Wasserfaß, dann auf einen zusammengenieteten eisernen Kessel von ganz ausgezeichneter Arbeit sowie eine Menge Holzgegenstände. Von den letzteren sind besonders erwähnenswerth einige eigenthümliche Einrichtungen von Manneslänge, die vielleicht als Bettstellen dienten. Die Dalekarlier, die ältesten Bewohner der skandinavischen Halbinsel, deren braune Haare und Augen auf ihre keltische Abstammung schließen lassen, sind hochbeanlagte Holzschnitzer. Unter den vielen geschnitzten Holzsachen, die man auf dem Wikingschiff gefunden hat, befinden sich ein Paar breite Planken, deren Schnitzereien mit mehreren Farben in der Weise bemalt sind, wie es die Darlekarlier noch heute thun. Ein geschnitztes Stück, welches vielleicht eine Ruderpinne gewesen ist, endet in einem Thierkopf. Ferner sind zierliche Trinkkellen mit kurzen geschnitzten Handgriffen zu erwähnen. Hinter dem Mast befindet sich eine 5 Ellen lange Grabkammer, wie ein Satteldach geformt, dessen Rücken sich in der Richtung der Langseite des Fahrzeugs erstreckt. In der Grabkammer sind mehrere Menschenknochen, einige kleine Gegenstände aus Eisen und etwa ein halbes hundert Beschläge von zum Theil ausgezeichneter Arbeit gefunden worden. Die letzteren zerfallen in zwei Klassen, die eine erhält Stücke aus massivem vergoldeten Silber, die andere aus vergoldeter Bronze; in jeder Klasse scheinen die Beschläge wieder zwei Garnituren zu bilden, eine größere und eine kleinere, zu Gürtel- und Reitzeug gehörend. Die silbernen Beschläge sind ziemlich einfach ornamentirt, mit eingravirten Kreisen, geometrischen Motiven und in den Ecken Portraits en face. Da sich das Material der „unterirdischen Geschichtsforschung“ von Tag zu Tage durch neue Funde mehrt, haben die Alterthumsforscher die Kunsterzeugnisse bereits in Stilarten eingetheilt, welche sie nach ihren Fundorten benennen. Die in Sandefjord enthüllten Bronzebeschläge gehören dem vom Fund in Borre bekannten prächtigen Stil an, mit eigenthümlichen Thiermotiven und Arabesken. Besonders hervorzuheben ist ein Paar der kleineren Beschlagstücke; es sind zwei Beschläge in je zwei Typen durchbrochener Arbeit. Die eine stellt eine ganze Thierfigur mit rückwärts gebeugtem Kopf dar, die andere einen Reiter auf galoppirendem Pferd; der Reiter hat seine Lanze zum Angriff ausgelegt, und die Arbeit ist so fein ausgeführt, daß sich trotz der geringen Größe Sattel und Brustriemen des Pferdes und die Kleidung des Reiters deutlich unterscheiden lassen. Dieses Stück ist eine der besten Metallarbeiten, die man aus der Heidenzeit im Norden kennt. Das Schiff mit Inhalt ist, in zwei Theile getheilt, von seinem Hünengrab in die Hauptstadt Norwegens, nach Christiania, transportirt und im Garten der Universität aufgestellt worden. Dr. M. T.

Die Leichenkaravane. Noch unheimlicher und düsterer, als die Nacht, welche über unser Bild (Seite 625) zu lagern beginnt, ist der durch die öde Ebene sich langsam und stumm fortbewegende Zug. Die verhüllten Gesichter der Führer, das seltsame Gepäck der Lastthiere lassen uns auf den ersten Blick erkennen, daß es der Feind alles Lebendigen und doch zugleich die Vorbedingung des Lebens, der Tod ist, der hier die Bürde abgibt. — In unsrer nüchternen, realistischen Zeit zuckt man wohl manchmal die Achseln über unsere unpraktischen Altvordern, die vor tausenden von Jahren alles anwandten, um die Leichen der geliebten Angehörigen zu konserviren, und kolossale Bauwerke aufführten, in denen die körperlichen Reste von besonders geehrten Personen den kommenden Geschlechtern aufbewahrt wurden. Es ist eben jene unsere Vorfahren auszeichnende und durchaus erklärliche und entschuldbare Naivetät, welche der Pietät diese Opfer brachte, ein Spiel der menschlichen Phantasie, mithervorgegangen aus der Rathlosigkeit, in der sich der Mensch befand gegenüber den ihm unerklärlichen Naturgesetzen. Ist es nicht heute noch so? Und wird es nicht immer so sein? Glaubenswahn ist es übrigens, der unsre Karavane durch die verlassenen Gefilde früherer Herrlichkeit treibt, nach jenem südlich von dem alten Babylon und Ninivéh liegenden Grab des Kalifen Ali ben-Abi-Taleb, des Schwiegersohns Muhameds und Begründers der Sekte der Schiiten. Zur Lebenszeit wallfahrtend nach dem Grabe ihres Propheten, machen sie jetzt die letzte Reise, um an dem Ort, wo die Gebeine des Stifters ihrer Religion ruhen, den ewigen Schlaf zu schlafen. Man erzählt, daß jährlich ganze Schiffsladungen von Leichen über das Kaspische Meer gebracht würden, unterwegs und am Ort ihrer Bestimmung, unterstützt durch die sumpfigen Niederungen, die Pest verbreitend. nrt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.

Allerlei.

Das Pickwick-Zimmer. Zu Ipswich in der Grafschaft Suffolk wird im Gasthofe „Zum großen weißen Roß" ein Zimmer gezeigt, dessen Namen sich eines Weltrufes erfreut; es ist dies das sogenannte „Pickwick-Zimmer". Die Geschichte dieses Zimmers wird von der Wiener „Heimat" erzählt: Als Charles Dickens noch ein ganz junger Mann war, bekleidete er die Stelle eines Reporters bei dem „Morning Chronicle" in London. Anläßlich eines interessanten Gerichtsfalles in Suffolk trat besagtes Journal seinen Berichterstatter dem „Suffolk Chronicle" für die Dauer jenes Prozesses ab. Dickens machte sich auf den Weg und stieg, an seinem Bestimmungsorte angelangt, im „Großen weißen Roß" ab, wo er sich im Bewußtsein des eigenen Werthes das beste Zimmer geben ließ. Als sich jedoch im Laufe des Tages, eben in Folge des erwähnten Gerichtsfalles, im Gasthof zum „Großen weißen Roß" ein großer Fremdenandrang zeigte, hatte der grobe, als Geizhals verschrieene Wirth nichts Eiligeres zu thun, als den Zeitungsmann, wie er Dickens nannte, in eine Kammer oberhalb der Ställe zu stecken und dessen Zimmer einem Erbgesessenen aus der Umgegend zu überlassen. Dickens, obgleich sichtlich betroffen über die schlechte Behandlung, welche ihm durch Mr. Brooks (mit seinem Spitznamen gewöhnlich „Old Billy" genannt) widerfahren, verlor kein Wort über diesen Vorgang. Bald darauf erschienen aber die „Pickwickier" und nahmen die ganze literarische Welt im Sturme ein. Und darin waren Schwarz auf Weiß mit erschreckender Naturtreue und einzigem Humor der Gasthof, den Dickens in Suffolk bewohnte, das Zimmer über dem Stall, der grobe Wirth, sein schlechter Wein und seine unverschämten Preise beschrieben. Ungeachtet seiner geistigen Beschränktheit zweifelte der Eigenthümer des „Weißen Roß" von da ab keinen Augenblick mehr an der Macht der Presse. Zum Glück lebte Mr. Brook nur noch kurze Zeit und brauchte sich somit auch nicht lange mehr zu ärgern, aber einen guten Theil der ihm noch verbliebenen Lebensfrist brachte er damit zu, den verteufelten Dickens zu verwünschen, welcher ihm eines einzigen schlechten Zimmers willen so hart mitgespielt hatte. Der alte Geizhals starb, und das Geschäft ging in andere Hände über. Die neuen Eigenthümer aber gelangten bald zu der Einsicht, daß der glänzende Humorist dem „Weißen Roß" nicht allein keinen Schaden gebracht, sondern ihm vielmehr genützt hatte. Hunderte von Touristen — die Mehrzahl Amerikaner — kamen alljährlich nach Ipswich und stiegen im Gasthof „Zum weißen Roß" ab, um das Zimmer zu besichtigen, das bis auf den heutigen Tag dasselbe Gepräge trägt, welches Dickens in der köstlichen Scene „des bedenklichen Abenteuers" schildert, welches Mr. Pickwick mit der „stark ältlichen" Dame zu bestehen hatte.

Eine Taschen-Eisenbahn gewissermaßen, wenigstens eine Eisenbahn, welche man bequem transportiren kann und selbst auf ziemlich ungünstigem Boden nur niederzulegen braucht, um sie zu benutzen, hat der englische Ingenieur Alfred Hiligs erfunden. Die stählernen Schienen wiegen pro Meter nicht mehr als 5 bis 10 Kilogramm. Die Gleise sollen für gewöhnlich 16—24 Zoll breit gelegt werden. Die Dampfmaschine ist bei ihrer dem Gleis entsprechenden Kleinheit so leistungsfähig, daß sie bei der ersten Probe mit dieser transportablen Bahn, welche im Garten des Herzogs von Sutherland zu London eingestellt wurde, mit den aus einer Kanone und einem Artilleriewagen bestehenden Zug sehr leicht und rasch davonfuhren.

Abonnements-Einladung.

Neu erschienen und durch die unterzeichnete Expedition, sowie durch alle Postanstalten zu beziehen:

Der Gewerkschafter,

Wochenschrift für Handwerker, Gesellen, Gehilfen u. andere Arbeiter.

Der Abonnementspreis des „Gewerkschafter" beträgt pro Quartal 75 Pfg. incl. Postzuschlag; pro Monat 25 Pfg. Bei Bestellung von 25 Exemplaren wird entsprechend hoher Rabatt gewährt.

Leipzig, Bayrische Straße 6.

Redaction und Expedition des „Gewerkschafter".

Durch die Unterzeichnete ist zu beziehen:

Zukunftsmedizin

oder:

Anleitung, sich selbst der beste Arzt zu sein, d. h. Krankheiten zu verhüten

von

G. (Hygin) Voigt

Doktor der Medizin der Chirurgie und Geburtshilfe.

Vollständig in 12 Heften oder 2 Bänden.

Preis durch uns bezogen per Band Mk. 4.50, per Heft Mk. 0.75.
Elegante Einbanddecken hierzu per Band Mk. 0.75

Auf Grund des Sozialistengesetzes !! **Verboten** !! und wieder freigegeben:

Drei Jahre aus meinem Leben

oder:

Mein Prozeß

wegen

Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit,
meine Suspension und Wiedereinführung ins Lehramt.
1845—1847.

Von

K. F. W. Wander.

Preis: geh. Mk. 1,50.

Die

Post-Debatte im deutschen Reichstag.

am 28. März 1879.

Amtlicher stenographischer Bericht.

Preis: 20 Pfennig.

Die Debatte im Reichstag

über den

Belagerungszustand in Berlin.

Stenographischer Bericht über die Reichstagssitzung am 17. März 1879.

Preis 10 Pfennig.

Die

Angelegenheit Fritzsche-Hasselmann

vor dem deutschen Reichstage.

Stenographischer Bericht über die Reichstags-Sitzung am 19. Februar 1879.

Preis 20 Pfennig.

Die Sozialdemokratie

vor dem deutschen Reichstage.

Berathung des Gesetzentwurfs gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie.

Stenographischer Bericht der Verhandlungen des deutschen Reichstages am 16. und 17. Sept. 1878.

Komplet in 5 Heften.

Preis: brosch. M. 2, eleg. geb. M. 3.

Jahrgang 1879

der

„Neuen Welt"

complet, sehr elegant gebunden, versendet zum Preise von **nur 6 Mark** gegen baar oder Postnachnahme die Expedition, Leipzig, Färberstr. 12 II.

☞ **Wiederverkäufer erhalten entsprechenden Rabatt!**

Leipzig. **Genossenschaftsbuchdruckerei.**

Allerlei.

Heilmittel für kranke Bäume und Sträucher. Sieht man, daß ein Baum oder Strauch kränkelt, was sich gewöhnlich durch Gelbwerden der Blätter kund giebt, so möge man die um den Stamm befindliche Erde in einer Entfernung von 1—1½ Meter umgraben. Die Wurzeln begieße man dann sofort zwei Mal und hierauf die folgenden Tage über nur ein Mal mit folgender Flüssigkeit: 40 Liter Fluß- oder besser Regenwasser, 525 Gramm schwefelsaurem Eisenoxydul (Eisenvitriol), 500 Gramm Kochsalz und 525 Gramm Alaun (schwefelsaure Kali-Thonerde). Der Erfolg ist ein ziemlich schneller, die gesunden Wurzeln werden frisch belebt, die verdorrten hingegen werden durch diese Flüssigkeit weggebeizt und die ehemals kranken Sträucher und Bäume erhalten bald ihr früheres frisches Aussehen wieder.

Vom König Ludwig v. Bayern. Aus dem bayerischen Hochland wird dem „Berl. Börsen-Courier" geschrieben: König Ludwig, den der Fremdenstrom, der sich um diese Zeit nach dem schönen Bayerlande ergießt, aus seinen niedriger gelegenen Schlössern vertrieben hat, hat seit einiger Zeit der Einsamkeiten tiefste, ein kleines Bergschloß hoch oben, hart am ewigen Schnee, auf einer öden Bergspitze gelegen, die freilich den herrlichsten Rundblick besitzt, aufgesucht. Dorthin hat er auch Fräulein Bland, deren man sich in Berlin vielleicht noch von einem kurzen Engagement am verflossenen Nationaltheater her erinnert, entboten. Fräulein Bland, die sympathische Schauspielerin, der nebst ihrem Talent sicherlich die heilige Jungfrau und die sämmtlichen Heiligen, vor denen sie Tag für Tag auf den Knieen liegt, zu einer großen Carriere und zu großem Ruhme in München verholfen haben. Fräulein Bland ist ihres prächtigen Organs wegen dazu auserlesen, dem Könige von Zeit zu Zeit vorzulesen. Seit Fräulein Scheffzky brevi manu entlassen ist, seit sie dem König nichts mehr vorsingen darf, hat Fräulein Bland häufig die Mission, ihm Stellen aus Dichterwerken vorzusprechen und dazu ist sie denn nun in die tiefe oberbayerische Bergeinsamkeit für zehn oder vierzehn Tage berufen.

Hamacken oder Serpentinen sind eine Art Tragsessel, in welchen sich vornehme Leute in Afrika tragen lassen. Sie sind so bequem, daß man darin vor Sonne und Ungeziefer geschützt ist, darin sitzen, liegen, auch schlafen kann, und durch die Bewegung nicht gerüttelt wird. Der Hamack wird von sechs Männern getragen, welche diese Beschäftigung gleichsam professionsmäßig erlernt haben. Sie tragen das Ende der Stange auf dem Kopfe auf untergelegten Leinwandstücken und laufen so sicher und so schnell, als ein Pferd traben kann, singen dabei bald einzeln, bald im Chor, und lösen sich von Zeit zu Zeit ab. Auf solche Weise haben Reisende vierzig englische Meilen in zwei Tagen zurückgelegt; mit den leeren Hamacken durchlaufen die Leute diese Strecke bisweilen in acht Stunden.

Dr. B.-R.

Eisenbahn-Kühlungswagen zum Frischerhalten von Nahrungsmitteln, welche beim Transport in der Sommerwärme leicht verderben, wie Fleisch, Wild, Fische, Milch u. dergl., sind vor kurzem auf den schwedischen Staatsbahnen eingeführt worden. Dieselben sind blendendweiß angestrichen und mit großen eisernen Eisbehältern versehen. Letztere werden durch Oeffnungen im Wagendach gefüllt und lassen das Eiswasser durch Röhren abfließen. Die Bodenfläche des Wagens beträgt 11 Quadratmeter und trägt 160 Centner.

Verantwortlicher Redakteur: B. Geiser in Leipzig. — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Zur billigsten und promptesten Besorgung

aller in das Fach des

Werk- und Accidenz-Satzes

sowie der

Stereotypie und Buchbinderei fallenden Arbeiten

hält sich bestens empfohlen die

Genossenschafts-Buchdruckerei

ZU LEIPZIG

No. 12, II. Färberstrasse No. 12, II.

Verlag der illustrirten Wochenschrift „Die Neue Welt", der „Haus-Bibliothek" und des humoristischen Wochenblatts „Das Lämplein".

Verlag des Volks-Kalender „Omnibus"

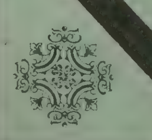
von dem binnen 4 Wochen 30,000 Exemplare vergriffen wurden.

Solide Herstellung von Drucksachen aller Art, als:

Statuten, Quittungs-Bücher, Programme, Rechnungen, Adress- und Visiten-Karten

Formulare etc. etc.

Verlags- und Sortiments-Buchhandlung.





Allerlei.

Thierfressende Pflanzen. Seit Erscheinen von Darwins Werk über die „insektenfressenden Pflanzen“*) ist der Mangel eines direkten Beweises dafür, daß die Pflanzen wirklich von ihrer Gewohnheit, Thiere zu fressen, Nutzen ziehen, ziemlich allgemein empfunden worden. Der Beifall, welchen viele Naturforscher der Erklärung Darwins gezollt haben, von welcher Bedeutung die Struktur und die physiologischen Eigenschaften der thierfressenden Pflanzen seien, ruht auf einer gesunden Basis, namentlich der Unmöglichkeit, zu glauben, daß hochspezialisirte Organe für ihren Träger unwichtig sein sollten, und der Schwierigkeit, eine andere vernünftige Erklärung zu geben, außer der in den „insektenfressenden Pflanzen“ vorgeschlagenen. Aber Darwin selbst fühlte das wünschenswerthe eines direkten Beweises und suchte daher einen solchen beizubringen; doch die auf diesen Punkt gerichteten Experimente verunglückten durch einen Zufall. Um so besser gerieth die durch seinen Sohn Francis Darwin angestellte Wiederholung derselben, dessen Berichten wir das Hauptsächlichste entnehmen.

Der weit verbreitete Glaube, daß thierfressende Pflanzen ebenso gut wachsen, auch wenn ihnen die thierische Nahrung entzogen wird, ist sehr unzulänglich begründet. Viele Beobachter haben ihre Meinung auf die allgemeine Erscheinung der Pflanzen gegründet, und in keinem Fall ist eine eingehende vergleichende Untersuchung angestellt worden. Der Plan von F. Darwins Untersuchungen war daher folgender: 1) eine große Anzahl von Pflanzen zu kultiviren, 2) die Untersuchung eine Zeit fortzusetzen, während welcher künstliche Fütterung und Aushungerung von zwei Abtheilungen von Pflanzen durchgeführt wurde, 3) die ausgehungerten und gefütterten Pflanzen in mannigfaltiger Weise zu vergleichen, besonders in Bezug auf die Samenproduktion. In dieser Absicht wurden etwa 200 Pflanzen von Drosera rotundifolia im Juni in Suppenteller zwischen Moos eingepflanzt und während des ganzen Sommers kultivirt. Jeder Teller war mit einem Holzstreifen in zwei Theile getheilt, von denen die Pflanzen der einen Hälfte bestimmt waren, mit Fleisch gefüttert zu werden, während die Pflanzen auf der entgegengesetzten Hälfte zum Aushungern bestimmt waren. Die Teller waren alle unter einem Gazeabschluß, so daß keine Thiere hinzukommen konnten. Die Methode der Fütterung bestand darin, jedes Blatt (auf der gefütterten Seite der sechs Teller) mit einem oder zwei Stückchen gebratenen Fleisches zu versehen, jedes etwa $^1/_{30}$ Gramm wiegend. Diese Operation wurde alle paar Tage wiederholt, von Anfang Juli bis Afnang September, wo die schließliche Vergleichung der beiden Abtheilungen von Pflanzen angestellt wurde. Aber schon lange vorher wurde es klar, daß die gefütterten Pflanzen durch ihre Fleischkost im Vortheil waren. So waren am 17. Juli die Blätter auf der gefütterten Seite bedeutend freudiger grün und zeigten so, daß die vermehrte Zufuhr von Stickstoff die Bildung von Chlorophyll begünstigt hatte. Von dieser Zeit an waren die gefütterten Seiten der Teller durch ihr wucherndes Ansehen und ihre zahlreichen langen und starken Blüthenstände kenntlich.

Der Vortheil, in dem die gefütterten Pflanzen waren, wurde in mancherlei Weise abgeschätzt. So war am 7. Aug. das Verhältniß zwischen den Blüthenständen der ausgehungerten und gefütterten Pflanzen wie 100 : 149,1 und beim Vergleichen der Zahlen blühender Blüthenstände wurde es deutlich, daß die ausgehungerten Pflanzen viel eher als ihre Rivalen die Fähigkeit verloren, neue Blüthenstände zu bilden. Mitte August wurden in drei Schüsseln die Blätter gezählt, und es waren 187 auf der ausgehungerten, 256 auf der gefütterten Seite, also im Verhältniß von 100 : 136,9.

Anfangs September, wo die Samen reif waren, wurden zwischen den zwei Seiten, nämlich den ausgehungerten und gefütterten Pflanzen, welche ungefähr an Zahl gleich waren (nämlich im Verhältniß von 100 : 101,2 stehend) die verschiedensten Vergleiche angestellt, aus welchen sich folgende Liste ergab (in allen Fällen sind die Verhältnisse bei den ausgehungerten Pflanzen gleich 100 gesetzt).

Verhältniß der Gewichte der Pflanzen nach

Abzug der Fruchtstände	100 : 121,5
Gesammtsumme der Fruchtstände	100 : 164,
Summe der Höhe der Fruchtstände	100 : 159,
Gesammtgewicht der Fruchtstände	100 : 231,
Gesammtsumme der Früchte	100 : 194,
Durchschnittssumme der Samen in jeder Frucht	100 : 122,7
Durchschnittsgewicht jedes Samens	100 : 157,3
Ungefähre Gesammtsumme der Samen	100 : 241,5
Ungefähres Gesammtgewicht der Samen	100 : 379,7

Die wichtigste Erscheinung in diesem allgemeinen Resultat ist, daß der Vortheil, den die gefütterten Pflanzen erlangt haben, hauptsächlich sich auf die Samen und Fruchtstände bezieht. Der höchste Vortheil ergiebt sich im Gewicht der Samen, nämlich im Verhältniß von 100 : 379,7 und dies ist leicht verständlich, weil gerade die eiweißhaltigen Samen eine Niederlage von Stickstoff sind. Ein anderer Punkt ist dieser, daß die Verschiedenheit zwischen den ausgehungerten und gefütterten Pflanzen mehr in den Gewichts- als in den Zahlenverhältnissen hervortritt: es ist klar, daß eine Zunahme an Gewicht ein besserer Beweis für verstärkte Assimilation ist, als irgend ein anderer Charakter.

Es mag mit Recht gesagt werden, daß die obigen Experimente es über allen Zweifel erheben, daß die thierfressenden Pflanzen großen Vortheil aus der thierischen Nahrung ziehen, und es kann nicht länger bezweifelt werden, daß ein ähnlicher Vortheil in freier Natur durch das Fangen von Thieren erlangt wird.

(Ausland.)

*) Das Wort „thierfressend“ dürfte geeigneter sein, da auch Spinnen und Crustaceen verzehrt werden.

Identität von Licht und Wärme

In einer kürzlich gehaltenen Vorlesung machte **Preece** folgende interessante Bemerkungen über Licht und Wärme. Beide Erscheinungen sind dem Charakter nach identisch, jedoch dem Grade nach verschieden; ein fester Körper, wenn er bedeutend erhitzt wird, beginnt zu leuchten. Die Stärke des Lichtes ist dabei von der Höhe der Temperatur abhängig, und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß alle festen Körper fast bei derselben Temperatur anfangen zu leuchten, die von D[illegible]tell zu ungefähr 980°, von **Wedgwood** zu 947°, von **Draper** zu 977° bestimmt worden ist. Die Intensität des Lichtes nimmt jedoch in einem stärkeren Verhältniß als die Temperatur zu; so strahlt Platin bei 2000° 40 mal mehr Licht als bei 1900° Grad aus. Erhitzt man Stoffe bis zum Glühen, so nehmen sie alle Farben des Spectrums an, mit der wachsenden Temperatur erhöht sich die Brechbarkeit der Strahlen. Bei 1000° erhalten wir die rothen, bei 1200° die orangefarbigen, bei 1300° die gelben, bei 1500° die blauen, bei 1700° die violeten Strahlen. (Popular science monthly. Juli 1879. S. 428.)

Abonnements-Einladung.

Seit 30. August 1879 erscheint wieder in unserm Verlage:

Der Volksstaat.

Wochenschrift für Politik und Literatur.

Verantwortlicher Redakteur: **Wilhelm Liebknecht.**

Abonnementspreis pro Quartal 1 Mk.

Bestellungen sind direkt an unsere Expedition, Färberstraße 12 II., zu richten und der Abonnementsbetrag beizufügen. Die Zusendung erfolgt unter Kreuzband.

Die Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.

Preisherabsetzung.

Bis zur Ausgabe der neuen 5. Auflage, offerire ich die in meinen Verlag übergegangenen

Deutsche Lyriker

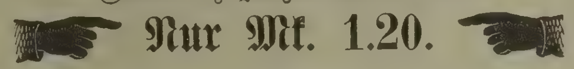
seit 1850

Von Kneschke u. Moltke

50 Bogen stark, **sehr elegant mit Goldschnitt gebunden** zu 5 Mark pro Band gegen Frankoeinsendung des Betrages franko.

Stuttgart, im Oktober. [21] **Reinhold Loebell.**

Drei vorzügliche Werke für:



Durch die **Genossenschafts-Buchdruckerei zu Leipzig,** Färberstr. 12, sind zu beziehen:

Theoretisch-praktisches

Lehrbuch der Englischen Sprache

für den

Schul- und Privatunterricht besonders höherer Lehranstalten.

Erstes Englisches Lese & Conversationsbuch

gleichzeitig

mit dem Unterrichte aus irgend einer englischen Grammatik oder englischem Lehrbuche

für

Englische Unterklassen in allen Schulen, Gymnasien und Privatunterricht.

Uebungen

zum

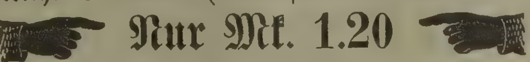
richtigen Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische

(aus dem Nachlasse des englischen Sprachlehrers

G. M. Jung in Nürnberg.

Der Verfasser dieses Büchleins, sagt Herrig's Archiv, welcher sich bereits durch seine englische Grammatik vortheilhaft bekannt gemacht hat, behandelt in den Uebersetzungs-Aufgaben die wichtigsten Abschnitte der Sprachlehre. Nach Hinweisung auf sein grammatisches Werk folgt stets über die betreffende Regel eine Reihe von Sätzen mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung und hinter diesen dann eine Sammlung deutscher Sätze, welche der Schüler vom Blatt weg übersetzen soll, nachdem er die anderen gehörig eingeübt hat. In einem Anhange endlich befindet sich eine kleine Sammlung von Briefen in englischer Sprache. Die gegebenen Sätze sind mehr oder weniger inhaltreich, stehen aber in keinem Zusammenhange zu einander, und es dürfte deshalb rathsam sein, daß der Verf. bei einer etwaigen zweiten Auflage die deutschen Aufgaben im Allgemeinen ein wenig vermehren und sie namentlich durch Hinzufügung einzelner Stücke, welche für sich ein Ganzes bilden, bereichern möchte. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Sämmtliche 3 Werke (Ladenpreis 4 Mark 20 Pfg.)



Anzeigen jeder Art

finden auf dem Umschlageblatte und in der Annoncenbeilage der „Neuen Welt“ die wirksamste Verbreitung und werden dieselben entgegengenommen in:

Berlin bei Fritzsche, Invalidenstraße 145,
Stuttgart bei R. Löbell, Rothebühlstraße 23,
Mainz bei S. Dörr, Gartenfeld, Blauer Stein $5^1/_{10}$, ferner bei der unterzeichneten Expedition.

Die Expedition der „Neuen Welt“.

Leipzig, Färberstraße 12.

NB. Den Insertionstarif wolle man gefl. in der Annoncenbeilage einsehen.

Verantwortlicher Redakteur: B. Geiser in Leipzig. — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



aller in das Fach des

Werk- und Accidenz-Satzes

sowie der

Stereotypie und Buchbinderei fallenden Arbeiten

hält sich bestens empfohlen die

Genossenschafts-Buchdruckerei

ZU LEIPZIG

No. 12, II. Färberstrasse No. 12, II.

Verlag der illustrirten Wochenschrift „Die Neue Welt“, der „Haus-Bibliothek“ und des humoristischen Wochenblatts „Das Lämplein“.

Verlag des Volks-Kalender „Omnibus“

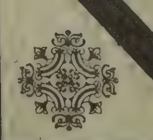
von dem binnen 4 Wochen 30,000 Exemplare vergriffen wurden.

Solide Herstellung von Drucksachen aller Art, als:

Statuten, Quittungs-Bücher, Programme, Rechnungen, Adress- und Visiten-Karten

Formulare etc. etc.

Verlags- und Sortiments-Buchhandlung.





Nr. 3. 1880.

Abonnementspreis der „Neuen Welt“.
Wochenausgabe:
1 Mark 20 Pfg. pr. Quartal.
Heftausgabe:
(3 Nummern) pr. Heft 30 Pfg.
Jährlich M. 4,80.

Annoncen-Beilage
der
„Neuen Welt“.

Insertionspreis:
pro viergespaltene Petitzeile
50 Pfg.;
bei mehrmaliger resp. ständiger Aufgabe 20—50%
Rabatt.

Redaktionskorrespondenz.

Antwerpen. Schriftsetzer Z. Ob es wahr ist, daß die holländischen Admiräle Ruyter und Bankert anfänglich arme Arbeiter gewesen sind? Nun, das stimmt insofern, als die genannten holländischen Seehelden in der That aus dem niedern Volke hervorgegangen sind. Beide waren gemeine Matrosen. Der zu Vließingen geborene Justus Bankert dürfte im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in die niederländische Marine getreten sein, nahm 1629 an der Eroberung der brasilischen Küstenprovinz Pernambuco theil und wurde 1640 wegen seiner vielfach bewiesenen Tüchtigkeit als Seeoffizier zum Admiral von Seeland ernannt. Er starb 1649 auf der Rückfahrt von Brasilien, das er den Holländern, die 1645 von den Eingeborenen und Portugiesen mit Hülfe Englands vertrieben worden waren, vergeblich wieder zu erobern versucht hatte. Noch weit berühmter und auch als Heerführer zur See bedeutender ist Michiel Adriaanszoon de Ruyter, gleichfalls zu Vließingen, 1609, geboren und 1618 als Schiffsjunge zur Flotte gegangen. Sehr jung — im Alter von 28 Jahren — avancirte er bereits zum Schiffskapitän und sechs Jahre später erhielt er als Contreadmiral den Oberbefehl über die den Portugiesen gegen die Spanier zu Hülfe gehende holländische Flotte. Bei dieser Gelegenheit sowohl focht er siegreich, als später gegen die afrikanischen Raubstaaten der Barbaresken, und in dem 1652 begonnenen Kriege gegen England, dessen Herrscher, Cromwell, die Niederlande dafür züchtigen wollte, daß sie sich mit England nicht zu Schutz und Trutz verbünden wollten. Ebenso in den dann folgenden Kriegen wieder mit England, mit Frankreich, Schweden und von neuem mit den Barbaresken. Den Gipfel seines Ruhmes erreichte er in dem 1665 wieder ausgebrochenen Kriege mit England, in dem er der englischen Flotte im Kanale drei schwere Niederlagen beibrachte und im Juni 1667 sogar auf der Themse bis nach Upnor Castle vordrang und sich des Hafens Sherneß bemächtigte. Nicht minder glorreich verlief für Ruyter der Seezug gegen die verbündeten Franzosen und Engländer 1671 u. 72. Am 6. Juni 1671 schlug er die Verbündeten in einer mörderischen Schlacht an der englischen Küste. 1676 focht er, zur Unterstützung der Spanier wider die Franzosen, im Mittelmeer, bis er am 29. April bei einem Angriffe auf die französische Flotte durch eine sein rechtes Bein zerschmetternde Kanonenkugel getödtet wurde. — Diese Mittheilungen über das Leben der beiden Seehelden dürften Ihnen und Ihrem Freunde wohl genügen. Haben Sie Sich das Grabmal Ruyter's in der Neuenkirche zu Amsterdam schon angesehen?

Baden-Baden. K. W. Allerdings unterscheidet man bei den Pflanzen — nach Linné — männliche und weibliche Geschlechtsorgane. Als männliche gelten die Staubfäden und Staubbeutel, als weibliche die Griffel. Danach, ob diese Geschlechtsorgane offen zu Tage treten oder nicht, scheidet Linné die Gesammheit der Pflanzen in Offengeschlechtete, Phanerogamen, und Geheimgeschlechtete, Kryptogamen.

Apolda. T. M. Ihre Gedichte sind zu unbedeutend und inkorrekt, um Aufnahme finden zu können.

Zeitz. Frl. L. W. Aus einer schiefen Nase eine gerade zu machen, ist nicht so leicht, und ein Pflaster, wie Sie es wünschen, möchte die zurechtziehende Wirkung kaum haben. Aber was ein Pflaster nicht thut, das können ja Ihre geehrten Finger desto besser: fassen Sie die windschiefe Nase des öfteren unbarmherzig beim Kragen und ziehen Sie selbige nach der Richtung, von welcher sie sich zu Ihrem Aerger bisher hartnäckig abgewendet — vielleicht denkt die Nase schließlich, der Vernünftige gibt nach.

Leipzig. O. Eine Kritik des „Dramas“ von Liebisch sollen wir schreiben? Gerechter Himmel, das ist eine saubere Zumuthung! Dem armen Teufel geht ein Rudel unklarer Gedanken wie vom Sturm gejagte Windmühlflügel im Kopfe herum, da kann ein vernünftiger Mensch nur vorsichtig und mitleidig aus dem Wege gehen.

Potsdam. Maler T. Es wird wahrscheinlich das lateinische Sprüchwort „A verbis ad verbera“ gemeint gewesen sein, zu deutsch: „Von Worten zu Schlägen“ — kommen, übergehen. Der betreffende Student hat Ihnen also in zarter Weise klar machen wollen, daß er Sie bei dem nächsten Wortkampfe ein wenig durchzuprügeln gedenkt; ein liebenswürdiger Jüngling das!

Wien. L. Zwischen per contant und per conto ist ein gewaltiger Unterschied. Das erstere heißt: gegen Baarzahlung, das letztere: auf Rechnung.

Leipzig, November 1879. V. Jahrg.

P. P.

Weihnachten ist vor der Thür und wir erlauben uns angesichts dieser Zeit der Festgeschenke alle Leser und Freunde unserer Zeitschrift ganz besonders darauf aufmerksam zu machen, dass sie ihren Bedarf an

Büchern, Zeitschriften, Atlanten, Brochuren

und allen sonstigen in das Gebiet des

Sortimentsbuchhandels

einschlagenden Artikeln am besten durch uns beziehen können.

Lagerkataloge stehen jederzeit **gratis und franco** zur Verfügung. Sämmtliche bestellte, aber nicht auf Lager befindliche Bücher etc. werden auf das prompteste besorgt.

☛ Bei Bezug gegen Postnachnahme oder unter vorheriger Einsendung des Betrages gewähren wir den **höchsten** Rabatt.

Leipzig, im December 1879.

Genossenschafts-Buchdruckerei.





Roßmäßler, Die 4 Jahreszeiten, 3. Aufl. 300 S. mit zahlr. Illustr., ist von der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig zu dem bill. Preise von nur 2 Mk. zu beziehen.

Verlag von C. W. Vollrath in Leipzig.

In meinem Verlage erscheint wöchentlich zweimal und ist durch alle Postanstalten zu beziehen:

☛ **Der Reichsbürger** ☚

(eingetr. im 7. Nachtrag Nr. 3498a. der Postzeitungsliste).

Man abonnirt bei allen Postanstalten zu 1,20 Mk. vierteljährlich ohne Zustellgebühr; bei den Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen ꝛc. zu 1,50 Mk. incl. freier Zustellung in's Haus.

„Der Reichsbürger“, ein unabhängiges, durch keine Rücksicht auf Partei-Sonderinteressen gebundenes Blatt, enthält in jeder Nummer einen politischen Leitartikel, eine Rundschau, in welcher die wichtigsten politischen Ereignisse besprochen werden und verzeichnet unter der Rubrik: Gesetzgebung und Statistik wichtige Gesetze und wissenswerthe statistische Zusammenstellungen. Ferner bringt der „Reichsbürger“ ein spannendes Feuilleton, sowie belehrende Artikel verschiedener Art.

Der Sonntagsnummer des „Reichsbürger“ wird ein:

Communalblatt für Leipzig und Umgegend

beigegeben, in welchem neben einem lokalen Leitartikel über die Lokal-Ereignisse berichtet und die wichtigsten amtlichen Nachrichten mitgetheilt werden. Mit dem „Communalblatt“ kostet der „Reichsbürger“ monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1,80 Mk.

„Der Reichsbürger“ erfreut sich seit seiner Begründung (Mai l. J.) einer ständig wachsenden Abonnentenzahl; **Inserate** finden daher in ihm die weiteste Verbreitung und werden die 3gespaltene Zeile mit nur **10 Pfennig** berechnet.

Neueintretende Abonnenten, die mir eine Postabonnements-Quittung für das 1. Quartal 1880 nebst 25 Pfg. zur Frankirung einsenden, erhalten bis zum Jahresschluß den „Reichsbürger“ gratis und franko zugesandt.

Zugleich empfehle ich das bereits in 3. Auflage erschienene

Deutsche
Fabrikanten-Adreßbuch

(33 Bogen Text) mit ausführlichem Sachregister.

Preis nur 4 Mark.

34| ☛ Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt. ☚

Leipzig, im Dezember 1879.

C. W. Vollrath,
Inselstraße 2.

Wer lachen will,

dem sind zu empfehlen:

Der vollkommene Grobian. Gegenstück zu Alberti's Complimentirbuch. Von einem Grobsack erster Sorte. Vierte vermehrte und verböserte Auflage. Preis 60 Pf.

Grillen-Pastillen. Humorist. Allerlei in Geschichten und Gedichten zur Kurzweil für Jedermann, von **Hans Scherzhold.** 8°. Eleg. br. Preis M. 1,50 Pf.

Launige Toaste, Tischreden und **Declamationsstücke** in Frack und Costüm von **Theodor Drobisch.** 3. Aufl. Preis M. 1,—.

Florian. Bier-Predigten. Preis 50 Pf.

Der lustige Declamator. Auswahl komischer Dichtungen zum Vortragen in fröhlichen Kreisen 1—4 Bändchen à 90 Pf.

Backfischblumen. Neue Akrosticha nebst losen Liedern von **Eugen Rosshirt.** 8°. broch. M. 1,20 Pf. [35

☛ Zu beziehen durch **jede** Buchhandlung.

J. Heuberger's Verlag, Bern.



Redaktionskorrespondenz.

Hamburg. L. Av. Da Ihre Frage, was man thun müsse, um auf eine Erfindung ein deutsches Reichspatent zu erhalten, auch von mehreren andern Lesern der N. W. an uns gerichtet und von uns bislang nicht ausführlich beantwortet worden ist, so mag hier ein für allemal eine erschöpfende Erledigung dieser wahrscheinlich noch oft wiederkehrenden Frage stattfinden. Wer eine patentwerthe Erfindung gemacht zu haben glaubt, hat sich behufs der Patenterwerbung mit seinem Gesuche zu wenden an das Kaiserlich deutsche Patentamt in Berlin. Patentgesuche sind möglichst kurz und klar zu formuliren, sie müssen eine Bezeichnung der Erfindung und den Namen des Erfinders, resp. auch des von dessen Bevollmächtigtem, und die eigenhändige Unterschrift des Erfinders enthalten und begleitet sein von 20 Mark Prüfungsgebühren. Außerdem sind hinzuzufügen zwei Zeichnungen der Erfindung, von denen die eine ausgeführt sein muß auf weißem starken Cartonpapier. Die Höhe derselben muß 33 Ctm. und ihre Breite entweder 21 Ctm., oder 42 Ctm. oder 63 Ctm. betragen; sie ist mit einem 2 Ctm. starken schwarzen Linienrande und einem 3 Ctm. breiten freien Raum zur Aufschrift auszustatten. Die Zeichnung selbst darf nur aus schwarzen Linien von chinesischer Tusche bestehen und nicht bunte Farben zeigen. Schriftliche Bemerkungen außer der auch hier erforderlichen Unterschrift des Erfinders und der zur Erklärung nöthigen Buchstaben sind unzulässig. Das zweite Exemplar der Zeichnungen muß dagegen auf Pausleinwand ausgeführt sein, und bei ihm sind bunte Farben nicht nur gestattet, sondern sogar erwünscht. In Größe und Form muß es mit dem ersten Exemplar übereinstimmen. Zur Erklärung der zwei Zeichnungen sind ferner nöthig zwei Beschreibungen, die auf weißem Papiere — nicht Stempelpapier — in der Größe von 21 zu 33 Ctm. in deutlicher deutscher Schrift mit Vermeidung alles Unwesentlichen zu schreiben sind. Kopirtinte ist dabei nicht anzuwenden. Der Schluß der Beschreibungen soll eine möglichst knappe Bezeichnung dessen enthalten, was der Erfinder für sein geistiges Eigenthum hält. Modelle sind erwünscht, aber nicht unerläßlich.

Berlin. Rudolf T. Es werden allerdings oft als Schiller's, Goethe's, Lessing's 2c. Werke solche Ausgaben buchhändlerisch ausgeboten, welche nur einen, in der Regel freilich den wesentlichsten Theil der Gesammtwerke des fraglichen Schriftstellers enthalten. Selbst unter der Bezeichnung Lessing's, Goethe's 2c. sämmtliche Werke kursiren Theilausgaben. Von den Heineausgaben ist die in 18 Bänden bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erschienene und durch einen Supplementband bereicherte die vollständigste. Der Preis derselben beträgt 10 bis 11 Thaler.

Ottensen. Fabrikarbeiter G. Sch. Wenn das Sinngedichtchen, welches Sie uns eingesendet haben, ganz und gar, sowohl im Gedanken als in der Form, Ihr Eigenthum ist, so gratuliren wir; es ist wirklich sehr hübsch. Weiter im Texte!

Luckenwalde. P. D. Wir haben unsere Meinung über die von Ihnen eingesendeten Gedichte in einer der früheren Red.-Korrespondenzen gesagt. In solchen Fällen unser Urtheil brieflich abzugeben, darauf können wir uns beim besten Willen nicht einlassen.

Leipzig. B. Auf die Frage, welche Annoncen wir für ein auf Achtung Anspruch erhebendes Inseratenblatt als nicht aufnehmbar bezeichnen würden, haben wir zu antworten: Alle jene Annoncen, welche den Stempel des Schwindels oder der Gemeinheit an der Stirn tragen, also z. B. Ankündigungen von bekanntermaßen oder ersichtlich unanständigen Büchern, niedrige Denkart athmende Heirathsgesuche, Empfehlung von Universal-Heilmitteln u. dgl. Dagegen trifft den Herausgeber eines Annoncenorgans natürlich keine Verantwortung, wenn annoncirte Waaren 2c. sich hinterher, beim Gebrauche, als unreelle ausweisen, ohne daß die Ankündigung eine solche Spur der Unreellität zeigte. Wenn sich also jemand über ein Inseratenorgan erboßen würde, weil ein paar Hosen, die er sich auf eine darin erschienene Kleideranpreisung gekauft hat, schon am zweiten Tage in allen Nähten geplatzt sind, so würde er nichts weiter beweisen, als daß er selbst ein Thor ist.

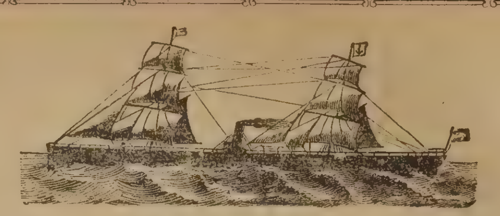
Altona. Alter Abonnent. Wir müßten Sie doch offenbar noch genauer kennen, als Sie Sich selbst, wenn wir Ihnen sagen sollen, warum Sie trübsinnig sind und Sich von Ihren Launen beherrschen lassen. Leben Sie vernünftig, d. h. arbeiten Sie fleißig — körperlich und geistig, nähren Sie Sich ordentlich, machen Sie sich tüchtig Bewegung in frischer, gesunder Luft — das können wir allen Menschen rathen, mehr aber auch Ihnen nicht.

Weimar., N. N. An Ihren Epigrammen würden wir wahrscheinlich sehr wenig auszusetzen haben, denken Sie? Sie haben recht: sehr wenig. Dieselben sind nur unpoetisch gedacht und gefaßt, ungeschickt gereimt und viel zu lang, und dann fehlt ihnen blos noch die Pointe, sonst sind sie wirklich nicht übel. Arbeiten Sie immer so gut?

Lauban. Privatgelehrter P. Ihre Gedichte haben auf uns einen tiefen Eindruck ausgeübt. Auf unsern Papierkorb auch.

Schwerin. M. T. A. Bei sofort entdeckter Phosphorvergiftung ist Rettung in der That möglich. Man wendet gewöhnlich gebrannte Magnesia oder, was wohl noch besser ist, ein Gemisch von einem Theil Magnesia mit acht Theilen Chlorwasser und Mehlbrei an.

Coblenz. A. M. Ob wir Ihrem Vormund nicht einen französischen Geburtstagsglückwunsch schreiben wollen!? Nein, der Mann gratulirt uns auch nicht zum Geburtstage — nicht einmal deutsch!



Grösstes Hamburger Magazin von Lebensbedürfnissen.

Da es mir jetzt möglich ist auch mit auswärtigen Freunden in Geschäftsverbindung zu treten, so erlaube ich mir den geehrten Abonnenten und Lesern der „Neuen Welt" meine

Kaffee- und Theewaaren

zu billigen Preisen zu offeriren:

Kaffee roh von 70 bis 140 Pfg., gebrannt in Bohnen oder gemahlen 75 bis 150 Pfg.

Thee schwarz oder grün von 150 bis 400 Pfg., schwarzen Grussthee 100 bis 300 Pfg.

Der **Zoll** für rohen **Kaffee** beträgt pro Pfund 20 Pfg., für gebrannten Kaffee 25 Pfg., für **Thee** pro Pfund 50 Pfg.

Sämmtliche

Colonialwaaren und Delicatessen

werden auf Wunsch zu billigsten Preisen geliefert.

Briefe und Bestellungen sind zu richten an das

I. Waaren-Magazin, Eichholz 9

oder an das **II. Waaren-Magazin, Kraienkamp 63** **Hamburg.**

Zahlreichen Bestellungen sieht entgegen

Das Porto für ein Packet bis zu 10 Pfd. beträgt im ganzen deutschen Reich 50 Pfg.

Joh. Jagim.

Städtisches Technicum Rinteln

an der Weser

für **Bau- und Maschinenwesen, Geometer, Kaufleute, Maler, Kunstgewerbe.**

Schnelle Vorbereitung zum Freiwilligen-Examen, Meister- u. Ingenieurprüfung. Wohnung und **vollständige Beköstigung** im Logirhause **27 Mark pro Monat**, bei den Bürgern von 36 Mark pro Monat an. **Programme unentgeltlich.** Schleunige Meldungen an das Directorium.

Außer dem Directorium ertheilen die Herren. Baurath **Pietsch**, Pr. Minden, Gymnasialdirectoren **Schmelzer**, Hamm, **Dr. Bohle**, Osnabrück, **Münch**, Director der Realschule I. O. Münster, **Dr. Schuster**, Director der Realschule I. O. Hannover, **Auskunft.** [16

Höchst wichtig für Jedermann!

Mit dem 1. Oktober d. J. sind bekanntlich die neuen

Reichs-Justizgesetze

in Kraft getreten. Sie schaffen ein **einheitliches Recht für ganz Deutschland**, rufen aber überall, wie dies bei dem bisher in den einzelnen Staaten und Provinzen so verschiedenen Gerichtsverfahren selbstverständlich ist, eine tiefeingreifende Umgestaltung sowohl der Verfassung der Gerichte als auch des gesammten gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen hervor.

Da ist es denn Pflicht eines Jeden, der sich vor Schaden bewahren will, sich rechtzeitig mit den neuen Gesetzen vertraut zu machen, um sich hernach schnell und sicher darin zurechtzufinden.

Die Nothwendigkeit zwingt also Jedermann zur Anschaffung dieser Gesetze; um dieselben aber mit den denkbar geringsten Opfern zu ermöglichen, haben wir uns mit der Berliner Verlagshandlung von Franz May in Verbindung gesetzt, und sind durch deren Entgegenkommen im Stande, deren handliche und anerkannt solid ausgestattete

billigste Volksausgabe der Reichs-Justizgesetze

zu einem ermäßigten Preise zu liefern. Dieselbe enthält:

Band I. Die Civilprozeßordnung nebst **Einführungsgesetz.** Mit ausführlichem Sachregister, Einleitung und Inhaltsverzeichniß. 17 Bogen kl. 8°.

Band II. Das Gerichtsverfassungsgesetz, die Strafprozeßordnung und **die Konkursordnung** mit den betr. Einführungsgesetzen, ausführlichen Sachregistern, für jedes Gesetz besonders, und einem Anhange, enthaltend die hauptsächlichsten Bestimmungen des Gerichtskostengesetzes, der Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher, für Zeugen und Sachverständige und für Rechtsanwälte. 21 Bogen kl. 8°.

I. Band (kartonnirt mit Leinwandrücken) für 70 Pfg., II. Band für 80 Pfg.

Als Ergänzung zu den Reichs-Justizgesetzen ist durch uns zu beziehen:

Formularbuch zur selbstständigen Prozeßführung

vor den Amtsgerichten.

Nebst einer Anleitung dazu, sowie Hinweisen auf die bezüglichen Paragraphen der Reichs-Justizgesetze.

Preis 40 Pfennig.

☛ **Bei Einsendung von 2 Mark in Briefmarken erfolgt portofreie Zusendung sämmtlicher drei Bücher.** ☚

Versandt erfolgt nur gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.
Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

Leipzig, Färberstraße 12. **Genossenschaftsbuchdruckerei.**

Es erschien soeben in 3. Auflage:

Die Ursache der Diphtheritis von Dr. med. **H. Oidtmann** Separatabdruck a. d. „Deutschen Jugendschatz". Preis 25 Pfennig. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

Leipzig. Genossenschaftsbuchdruckerei, Färberstraße 12.

Dr. Zaengerle's Petroleumlampe.

Deutsches Reichspatent vom 16. April 1879.



Kann auch **während des Brennens aufgefüllt** werden — **schwitzt nicht**, d. h. überzieht sich nicht mit Petroleum — ist **absolut gefahrlos**, weil eine Explosion nicht möglich ist und beim Umwerfen die Lampe sofort auslöscht — **eminente u. billigste Leuchtkraft** — beliebige Regulirung der Flamme bis auf 1/3 der Leuchtkraft und dadurch **bedeutende Brennstoffersparniß.** Illustr. Preisc. gr. u. fr. Probel. geg. Eins. od. Nachn. von 10 Mk.

Das Generaldepot: [30

F. Wocher, München, Theresienstr. 7.

Chemikalien

für **Galvaniseure, Bronceure, Photographen u. Glasätzer**, ebenso Farben en tubes für Oel- und Aquarellmaler empfehle bei reellster Bedienung zu billigsten Preisen. Auswärtige, auch überseeische Aufträge werden prompt effektuirt. Forcéartikel: Cyankalium in jeder gewünschten Stärke, Nickel- u. Silbersalze, Phosphor, Lycopodium, Mineralsäuren, auch Flusssäure. Auch meine selbstpräparirten Farben zum Färben resp. Auffärben von Kleidungsstücken bringe in empfehlende Erinnerung. [1

Berlin S., Prinzenstrasse 60.

Droguen- u. Chemikalienhandlung

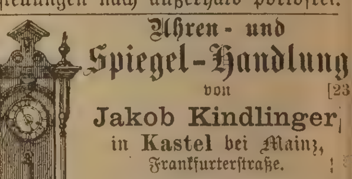
H. Vogel.

Goldwaaren-Geschäft

von **C. Lutze, Berlin S., Dresdnerstr. 17,** empfiehlt sich zur Anfertigung von

Trauringen, Vergoldungen [8

und Reparaturen prompt und billig. Bestellungen nach außerhalb portofrei.



Uhren- und Spiegel-Handlung

von [23

Jakob Kindlinger

in Kastel bei Mainz, Frankfurterstraße.

Große Auswahl von

Regulateuren, Wanduhren u. Spiegel

en gros & en détail.

Auch gegen monatliche Abzahlung. Regulateure Spezialität. 2 Jahre Garantie.

Gehrig & Grunzig's

patentirte Zahnperlen

für Kinder,

um denselben das Zahnen zu erleichtern. [31

Allen ähnlichen Mitteln sind diese Zahnperlen vorzuziehen, da sich die in denselben enthaltenen Substanzen den Organen des menschlichen Körpers leichter und direkter mittheilen, als dies bei sogenannten Zahnhalsbändern etc. der Fall ist. Ueber die Wirksamkeit unserer pat. Zahnperlen liegen zahlreiche Atteste u. Dankschreiben vor, die in unserem Geschäftslocale eingesehen werden können. Preis à 1 Mk. En gros den üblichen Rabatt.

NB. Wir gedenken in Städten, in denen sich bis jetzt noch keine Niederlagen unserer Zahnperlen befinden, solche zu errichten und sehen bezüglichen Bewerbungen entgegen.

Das General-Depôt:

Grunzig & Co.,

Hoflieferanten Sr. Maj. des Kaisers, I. M. der Kaiserin, der Höfe von Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig etc.

Berlin W., Charlottenstr. 48.

Redaktionskorrespondenz.

Bremen. Abonnent T. Ein sehr hübscher und bequemer Zimmerspringbrunnen ist der von Jordan in Darmstadt hergestellte, von welchem vor ungefähr 1½ Jahren in verschiedenen Blättern gesprochen wurde. Derselbe beruht auf dem Prinzip des Heronsbrunnens, wird aber nicht durch das bei diesem nothwendige Ab- und Auffüllen lästig. Er besteht aus einem sehr einfach konstruirten Metallhalter, auf welchem oben ein schüsselförmiges Becken aufgesetzt ist, aus dem das Springbrunnenrohr hervorragt. Um den Brunnen zu füllen, gießt man solange Wasser in dieses Becken, das mit zwei unterhalb desselben angebrachten und durch eine Röhre mit einander kommunizirenden und drehbaren Bassins in Verbindung steht, bis das Niveau des Wassers nicht mehr nachsinkt; dann dreht man die beiden Bassins um die durchbohrte Axe einhalbmal um und der Wasserstrahl wird in die Höhe steigen. Hört derselbe auf, so bedarf es nur einer neuen halben Umdrehung und der Springbrunnen springt von neuem. Ihre Meinung, daß ein Springbrunnen zur Verbesserung der Zimmerluft gute Dienste thun müsse, ist vollkommen richtig.

Leipzig. A. L. Leicht fertig ist die Jugend mit dem Wort, sagt der Dichter. Wenn er Sie gekannt hätte, würde er wahrscheinlich die beiden ersten Worte seiner Sentenz zu einem noch bezeichnenderen verbunden haben. „Fleisch ist Gift und erzeugt allerlei Krankheiten; der Alkohol ist kein Wärmemittel, sondern ein Friermittel“ und „macht den Menschen zum Vieh“ — so behaupten Sie ebenso kurz als kühn und zeigen Sich ernstlich entrüstet darüber, daß die „Neue Welt“ und der „Jugendschatz“ auf Fleisch und Alkohol weniger giftig zu sprechen sind. Wenn wir Gleiches mit Gleichem vergelten wollten, so würden wir Ihnen antworten: Bleiben Sie uns gefälligst mit solcher vegetarianischen Uebertreibung vom Leibe! Wir erkennen aber den guten Willen der meisten Vegetarianer gern an und theilen Ihnen darum mit, daß Ihre oben wiedergegebenen Behauptungen eben Behauptungen sind und wissenschaftlichen Beweises vorläufig noch gänzlich ermangeln. Das Eine, was fest steht, ist, daß die Vegetarianer zwar nicht ganz unrecht haben, aber mit ihrem Fleisch- und Spiritushaß weit über jedes vernünftige Ziel hinaus schießen.

Cöln. H. Der Expedition übergeben.

Würzburg. A. L. Als die sieben Weisen Griechenlands werden gewöhnlich bezeichnet: Kleobulus, der um 560 vor Chr. Geb. gestorbene Alleinherrscher der Stadt Lindus auf der Ostküste der Insel Rhodus; Periander, der 584 gestorbene Herrscher von Korinth; Pittakus, der 569 gest. Herrscher von Mytilene; der um 570 vor Chr. Geb. lebende und zu Priene in Jonien geborene Bias; der 620 zu Milet in Kleinasien geborene Thales; der im 6. Jahrhundert v. Chr. zu Lakedämon als einer der höchsten Staatsbeamten lebende Chilon; und endlich der 639 geb. und 559 gest. berühmte athenische Gesetzgeber Solon. Statt des Periander wird zuweilen auch Myson aus Chenä eingereiht. Zu den sieben Weltwundern des Alterthums zählen die ägyptischen Pyramiden, die hängenden Gärten der babylonischen Königin Semiramis, der Tempel der Jagdgöttin Diana zu Ephesus, die Bildsäule des Götterkönigs Zeus im Tempel zu Olympia, das Mausoleum genannte Grabmal des karischen Königs Mausolus zu Halikarnaß in Kleinasien, die Kolossalstatue des Sonnengottes Helios auf der Insel Rhodus, genannt der Koloß von Rhodus und schließlich der Pharus zu Alexandrien, d. i. der auf dem östlichen Vorgebirge der an der ägyptischen Küste gelegenen Insel Pharus aus weißem Marmor erbaute, angeblich 531 Fuß hohe Leuchtthurm.

Zürich. Stud. R. u. **Paris.** H. Eine solche Gedichtsammlung, wie Sie beide sie zu wünschen scheinen, dürften unsere soeben erschienenen „Edelsteine deutscher Dichtung“ sein.

Belgrad. B. W. Die gewünschten Photographien sind von der Genossenschafts-Buchdruckerei zum Preise von 25 Pfg. pro Stück zu beziehen. Bei Postnachnahmesendungen tritt zu dem angekündigten Preise von 6 Mark für den Jahrgang der N. W. natürlich noch der Portobetrag hinzu.

New-York. F. Lr. Dammersfeld heißt unseres Wissens keine Ortschaft in Deutschland, sondern nur ein 2800 Fuß hoher Berg des Rhöngebirges. — Möen ist eine landschaftlich wunderhübsche dänische Insel von ungefähr 3½ Quadratmeilen Größe, an der südöstlichen Seite von Seeland gelegen. — Pacuv, mit seinem vollen Namen Marcus Pacuvius, ist ein römischer Tragödiendichter und Satiriker, der von 230 bis 156 vor Christi Geburt gelebt hat. Von seinen Werken, welche in die römische Literatur den tragischen Stil nach griechischem Muster einführten, sind uns Bruchstücke erhalten geblieben.

Auflösung des Damenräthsels in vor. Nr.: Der Kuß.

Für Berlin

befindet sich die

Inseraten-Annahme

für die

Annoncenbeilage der Neuen Welt

(Aufl. 30,000)

Berlin SW., Lindenstr. 50, 2. Hof, 1 Treppe, bei **O. Seefeldt.** [32

Bei **Erich Koschny (L. Heimann's Verlag)** in **Leipzig** erschienen:

Dühring, Dr. E., Geschichte meiner sozialen Denkschrift M. 1.00.	**v. Kirchmann,** Prinzip des Realismus M. 1.20.
— Kursus der Philosophie M. 9.00.	— Kommunismus der Natur M. 0.50.

In demselben Verlage erscheinen von Heft V ab:

Staatswirthschaftliche Abhandlungen.

Herausgegeben von Dr. R. F. SEYFFERTH.

Preis pro Heft 1 Mark.

NB. Heft V gelangt spätestens Anfang Dezember zum Versandt. [36

Im Commissionsverlage der **Genossenschafts-Buchdruckerei zu Leipzig** sind erschienen und von dieser wie durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Reden und Schriften von Robert Blum.

Herausgegeben von Hermann Nebel.

Erschienen sind bis jetzt:

Heft 1. Rede über die deutschen Grundrechte, gehalten in einer Wählerversammlung im Schützenhause zu Leipzig am 16. August 1848. Preis 10 Pf.

Heft 2. Rede über den Waffenstillstand mit Dänemark, gehalten im deutschen Parlament am 16. September 1848. Preis 10 Pf.

Heft 3. Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig, Essay von Robert Blum, veröffentlicht in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“. Preis 20 Pf.

Heft 4. Aus Blum's letzten Lebenstagen, enthaltend Briefe, Zeitungsartikel u. s. w., die in Wien geschrieben. Preis 20 Pf.

In der nächsten Zeit werden erscheinen:

Heft 5. Blum und die polnische Frage. Enthaltend Blum's Rede in der Sitzung des deutschen Parlaments am 24. Juli 1848.

Heft 6. Blum's Reden über die Centralgewalt, gehalten im deutschen Parlament am 20. und am 24. Juni 1848.

Zu beziehen durch unterzeichnete Verlagshandlung, Leipzig, Färberstr. 12, sowie durch sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten:

Deutscher Jugendschatz mit der Beilage: Gesundheitspflege und Jugenderziehung.

Preis vierteljährlich Mk. 1,20.

Neben fesselnden und in gleicher Weise durch die Trefflichkeit ihrer Ausführung, wie durch die ihres Inhalts ästhetisch erziehenden Novellen und Erzählungen bringt der „Deutsche Jugendschatz“ biographische Kulturskizzen und ist bestrebt, durch sorgfältig ausgewählte und harmonisch geordnete Blüten und Perlen deutscher Dichtkunst den Ideenkreis der jungen Leserwelt zu bereichern und ihr Gefühl für das Schöne, Gute und Wahre anzuregen.

Die Beilage soll Eltern und Erziehern die schwere und heilige Pflicht der körperlich und geistig richtigen Erziehung ihrer Pfleglinge erfüllen helfen. Sie soll das Volk, soweit der „Deutsche Jugendschatz“ in dasselbe einzudringen vermag, in die eines sorgfältigen Anbaues vielfach noch bedürftigen und dem Volksverständnisse fernliegenden Gebiete der Pädagogik und Gesundheitspflege einführen und es hier heimisch machen helfen.

Besonders machen wir noch auf die Fortsetzung der Artikel: **Die Ursache der Diphtheritis** von Dr. med. H. Oidtmann aufmerksam, welche in den nächsten Nummern erscheinen wird.

Alle Freunde der Jugenderziehung und der Volksgesundheitslehre, alle Freunde der Jugend überhaupt werden ersucht, für die weiteste Verbreitung des „Deutschen Jugendschatzes“ einzutreten.

Genossenschafts-Buchdruckerei zu Leipzig.

Anfang Dezember 1879 gelangen zum Versandt:

Edelsteine deutscher Dichtung.

(Hausbibliothek Bd. 21—24).

Poetisches Sammelwerk,

enthaltend die besten Schöpfungen der lyrischen und lyrisch-epischen Dichter Deutschlands mit einem Abriß der Geschichte der lyrischen Poesie und biographischen Notizen.

Theil 1 (Doppelheft) (Band 21—22) zu . . 40 Pf. } sind auch einzeln
= 2 und 3 (Bd. 23 und 24) zu je . . 20 = } verkäuflich.
Gesammtausgabe elegant gebunden . . . . 1.20 M.
In Prachtband auf feinstem Kupferdruckpapier 2.00 =

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt!

Leipzig. **Genossenschaftsbuchdruckerei.**

Unterricht im Zuschneiden

von Herrengarderobe ertheilt

Joseph Bönsch,
Dortmund in Westfalen,
Prinzenstraße 20.

3b]

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

28] Das

Buch der Ehe.

Ein Blumenstrauß vom Felde der Lebensweisheit für den Altar des Hauses. Gesammelt und herausgegeben von **Theodor Winkler.** 8°. Eleg. geb. mit Goldschnitt 4 Mark.

☞ Werthvoll im Innern, wie elegant im Aeußern; ein reizendes Buch. Als schönste und sinnigste Gabe allen Verlobten und Neuvermählten empfohlen.

J. Heuberger's Verlag in Bern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der beredte Franzose.

Eine Anleitung, in sehr kurzer Zeit, ohne Hilfe eines Lehrers, leicht und richtig französisch sprechen zu lernen. 12. Auflage. Preis 75 Pf. [29

Der beredte Engländer, 7. Aufl. Preis 75 Pf.
Der beredte Italiener, 5. Aufl. Preis 75 Pf.

J. Heuberger's Verlag, Bern.

Wichtig für Jedermann!

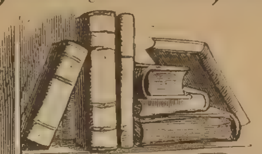
H. A. Melber's Lehrbuch der Naturheilkunde, solid u. eleg. gebunden 3 Mk. [27

Man lernt aus diesem Buche Krankheiten selbstständig heilen. Dasselbe ist allgemeinverständlich geschrieben.

Verfasser ertheilt auch brieflich u. mündlich Rath. Leipzig, Sternwartenstraße 15, I.

Durch die Unterzeichnete ist zu beziehen:

Haus-Bibliothek.



Auslese von Werken der bedeutendsten Schriftsteller des In- und Auslandes.

Preis pro Bändchen 20 Pfennig.

Erschienen sind bis jetzt folgende Bände:

Bd. 1. **Hans Dampf in allen Gassen.** Novelle von H. Zschokke.
= 2. **Von der Macht des Gemüths.** Von Immanuel Kant.
= 3. **Hermann und Dorothea.** Von Goethe.
= 4. **Egmont.** Trauerspiel von Goethe.
= 5. **Phädra.** Trauerspiel von Racine. Uebersetzt von Schiller.
= 6. **Emilia Galotti.** Trauerspiel v. Lessing.
= 7. **Der Nachtwächter.** Eine Posse in Versen und einem Aufzuge von Theod. Körner.
= 8. **Macbeth.** Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Shakespeare. Zur Vorstellung auf dem Hoftheater zu Weimar eingerichtet von Friedrich Schiller.
= 9. **Graziella.** Von Lamartine.
= 10. **Ueber komische Sprachfehler, Wortspiele** 2c. Aus C. J. Weber's „Demokritos“.
= 11. **Die sieben weisen Meister.** Ein Volksbuch.
= 12. **Der Scherz, das Epigramm und das Bonmot.** Aus C. J. Weber's „Demokritos“.
= 13. **Der Prozeß um des Esels Schatten.** Von Wieland.
= 14. **Die Schule der Frommen.** Lustspiel von Karl Immermann.
= 15. **Der Kranke in der Einbildung.** Lustspiel von Molière.
= 16. **Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber und über weibliche Bildung.** Von T. G. von Hippel.
= 17. **Marion de Lorme.** Drama in 5 Akten von Victor Hugo. Frei bearbeitet von Friedrich Rüffer.
= 18. **Der Wildfang.** Lustspiel in einem Aufzug von Friedrich Rüffer.
= 19. **Der Menschenfeind.** Ein Fragment von Friedrich Schiller.
= 20. **Lykurg.** Von Plutarch.

Die Bändchen eignen sich vortrefflich zu Geschenken und sind auch in elegantem Ganzleineneinband für 60 Pf. pro Exemplar zu beziehen. Jedes Bändchen ist einzeln zu haben.

Leipzig. Genossenschafts-Buchdruckerei.



Annoncen-Sammler,

sowie tüchtige, kautionsfähige

Colporteure

finden bei reger Thätigkeit in unseren Verlagsartikeln **guten Verdienst.** — Die Zusendung von Sammelmaterial erfolgt gratis und franco.

Anmeldungen mit Angabe der Referenzen sind zu richten an unsere Hauptexpedition, Leipzig, Färberstraße 12.

Genossenschaftsbuchdruckerei.

Zur gefälligen Beachtung!

Um unseren Lesern das Abonnement der bei uns erscheinenden Zeitschriften zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, vom 1. Januar 1880 ab ein

gemeinsames Postabonnement

auf

Neue Welt und **Deutscher Jugendschatz**

im Gesammtbetrage von

☞ **nur Mark 2.10** ☜

pro Quartal für beide Zeitschriften zu eröffnen.

Leipzig, November 1879.

Genossenschaftsbuchdruckerei.



Text- und Illustrationsproben aus dem humoristisch-satirischen Wochenblatt:

„Das Lämplein".

Aus dem

Gedankenschatze Samuelis.

Mancher höchst tiefsinnig erscheinende Weisheitsspruch ist blos eine vornehm ausstaffirte Dummheit. Man nehme dem Geheimerath die weiße Cravatte und ein großer Theil der Würde schwindet. Eine Excellenz im Bade — Gott, wie mager!

„Wie er sich räuspert u. wie er spukt" guckt man dem hervorragenden Mann leicht ab. Der Subalterne ist vielfach die Carricatur seines Vorgesetzten.

Es giebt nicht blos auf der Bühne schlechte Comödianten. Und doch verstehen solche oft im Leben wie auf der Bühne zu „reißen".

Manche Freiheitshelden sind nur schlechte Comödianten. Sie betrachten ein großes Vorbild als eine Rolle und verhunzen sie.

Stöcker als Luther, ein bekannter Herr in London als Münzer, Treitschke als Lessing, Felix Dahn als Schiller — warum nicht? Grade die Studien über die Affen gaben wesentlichen Aufschluß bezüglich der Physiologie des Menschen.

„Es giebt keinen großen Mann vor seinem Kammerdiener," hat ein französisch. Schriftsteller gesagt. Am gefährlichsten ist sein Lob. Gegen W. Busch kann Bismarck keinen Strafantrag stellen.



„Freut Euch des Lebens, weil noch das ‚Lämplein' glüht": heißt es im hübschen Liede, doch müssen wir gestehen, daß wir uns dabei nicht des Lebens freuen: das ‚Lämplein' muß vielmehr leuchten, es muß strahlen in alle Welt hinaus. — Wie unsere Freunde und Leser sehen, geben wir uns auch alle Mühe, das „Lämplein" trotz seiner Billigkeit mit dem raffinirtesten Oele zu speisen, damit seine Strahlen weithin das Dunkel erhellen.

Die Illustrationen werden nunmehr immer die Tagesereignisse dem Leser mit scharfen Zügen vorführen, mit leichtem Humor u. leichtem Griffel.

Im Vergleich zu anderen illustrirten Witzblättern ist der Abonnementspreis des „Lämplein", per Quartal 1 Mk., ein ungemein geringer.

Wir ersuchen unsere Freunde, für ein **zahlreiches Abonnement** Sorge tragen zu wollen, da mit dem Abonnement auch die Leistungen des „Lämplein" in jeder Hinsicht steigen werden.

Bei allen Colporteuren und bei unterzeichneter Expedition werden auch Monatsabonnements angenommen. Bei Quartals-Abonnements werden die bereits seit October erschienenen Nummern nachgeliefert.

Die Expedition des „Lämplein", Leipzig, Färberstraße Nr. 12.

Die alte Tricolore.

Ihr glaubtet sie verschollen,
Die Farben Schwarz, Roth, Gold,
Die Ihr dereinst im Märzen
Zum Reichspanier gewollt.

Ihr armen Liberalen
Sie läßt nicht ab von Euch,
Die alte Tricolore
Ersteht im deutschen Reich.

Ihr selber müßt sie schaffen
Trotzdem und alledem,
Ein Bahrtuch Eurer Phrasen,
Der Freiheit Requiem.

Den Internationalen
Gebt Ihr, ob schwarz, ob roth,
Ausnahme-Strafgesetze
Auf Eures Herrn Gebot.

Bald geht's wohl an die goldne
Mit Ausnahm-Strafgesetz —
Wenn's sein muß, nickt verschämt Ihr
Auch „Ja" zur Judenhetz. —

O alte Tricolore,
Wie flatterst lustig Du
Dem Volke um die Ohren
Und — Michel hat dann Ruh!

Für die Redaktion verantwortlich: B. Geiser in Leipzig. — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Allerlei.

Die Elektrizität-Erregung durch Druck und Reibung. Bekanntlich lassen sich viele krystallinische Körper durch Druck kräftig elektrisch erregen; doch tritt diese Erregung nur unter einer bestimmten Bedingung ein. Kalkspath wird nur da durch Druck elektrisch, wo er gegen einen anderen Körper, nie da, wo er wieder gegen Kalkspath drückt. So fand Herr H. Fritsch, daß zwei Kalkspathe, die gegen einander gepreßt wurden, nur an den Flächen, die mit den drückenden fremden Körpern in Berührung gewesen waren, deutlich Elektrizität zeigten, während die beiden inneren Flächen, wo Kalkspath gegen Kalkspath gelegen hatte, ohne Erregung waren. Nach früheren Beobachtungen soll einem bestimmten Körper bei der Reibung mit einem anderen immer eine gewisse, von den Nebenumständen unabhängige Elektrizitätserregung zukommen. Nachstehende Versuche des Herrn Fritsch lehren jedoch, daß dem nicht so sei. 1) Wurden Platten von Zink, Kupfer, Messing und vier verschiedenen Gläsern mit einem Violinbogen so angestrichen, daß sie transversal schwangen, so wurden sie negativ elektrisch; wurde derselbe Bogen ohne Bildung eines Tones längs derselben Stelle der Platte hin und her geführt, so wurde sie nur positiv. 2) Kupferplatten von 4 und 7 Centimeter Durchmesser wurden mit weißer Seide gepeitscht; traf der Schlag nahezu senkrecht auf, so wurde die Platte stark positiv, traf er mehr streifend, so wurde sie ebenso stark negativ. Durch leichtes Reiben des ganzen Randes mit Seiden- oder Wollenzeug wurde die Platte stets negativ, durch kräftiges Reiben mit derselben Seide und an derselben Stelle stets positiv. 3) Eine Hartgummiplatte wurde durch einen langsamen Strich mit einem Leinentuche stets negativ, durch einen schnellen unter sonst gleichen Umständen positiv. Dasselbe wie Leinwand bewirkte die Handfläche, nur mußte zur positiven Erregung der Strich sehr schnell sein. 4) Weiße Seide macht den Hauptblätterdurchgang von Gyps stets positiv, den zweiten dagegen, welcher Glasglanz zeigt, negativ, wobei es gleichgültig ist, ob die Flächen dieses zweiten Durchganges an dem Gypsstücke schon vorhanden, oder dadurch künstlich hervorgerufen sind, daß man eine Fläche des Hauptblätterdurchganges rauh kratzt. „Noch viele andere Körper geben bei der Reibung je nach den Umständen entgegengesetzte Erregung, z. B. Glimmer mit Seide geschlagen, Hartgummi mit Kupfer gerieben, Hartgummi mit Seide gepeitscht, Glas mit Seide geschlagen; indeß ist es mir nicht gelungen, sichere Regeln hierfür aufzufinden. Die wenigen oben angeführten Erfahrungen zeigen schon die Unmöglichkeit, eine Spannungsreihe für Reibungselektrizität aufzustellen. Werden zwei Körper an einander gerieben, so kann die in jedem derselben erregte Elektrizität in die entgegengesetzte überspringen, sowie der Druck, die Geschwindigkeit, die Richtung der reibenden Bewegung sich ändert."

Gefährliche Spielzeuge sind mitunter die mit Leuchtgas gefüllten Kinder-Spielballons. Vor Kurzem hatte ein kleines Kind einen solchen Ballon an der Schnur und ging damit spielend auf und ab. Als ein anständiger Herr seine Cigarre rauchend an dem Kinde vorbeiging, trieb ein leichter Wind den kleinen Ballon dem Herrn ins Gesicht. Der Ballon berührte die brennende Cigarre und explodirte mit lautem Knall. Die Flamme schlug dem Herrn grade ins Gesicht, welcher dadurch erhebliche Brandwunden im Gesichte und am Halse erhielt.

Wichtigstes Anzeige-Organ! Vielseitigste und nachhaltigste Wirkung der Inserate! Unentbehrlichstes Handbuch zur ausgiebigsten Benutzung für rührige Geschäfts-Inhaber.

Verlag von Herm. J. Meidinger in Berlin.

Statistisches Universal-Handbuch
und
Geographisches Orts-Lexikon
für das Deutsche Reich.

Herausgegeben von **Mor. Starke.**

Komplett in 64 Bänden oder 5 Abtheilungen.

Dasselbe bildet vermöge seiner durchaus genauen, nur **nach amtlichen und authentischen Quellen** erfolgten Bearbeitung ein Staats-, Hilfs-, Nachschlage- und Adress-Handbuch, wie ein solches in dieser Vollkommenheit noch in **keinem Staate der Erde** existirt. Der Inhalt jedes Bandes ist folgender: 1. Die geographische Lage, Geschichte, Land und Leute, Einwohnerzahl, Staatsorganismus etc. — 2. **Genealogie, Hofstaat** und **Orden.** — 3. Konstitutionelle Korporationen u. oberste Behörden, als: **Landtag, Ministerium** mit seinen verschiedenen Abtheilungen, mit Angabe der von denselben auszuübenden Funktionen. — 4. Die administrative, militairische, kirchliche, sowie die **neue justizielle Eintheilung des Landes bis in's Spezielle.** — 5. Sämmtliche **Staatsbehörden** und **Staatsbeamte** mit Bezeichnung ihrer Funktionen. — 6. Sämmtliche **Städte** und **Dörfer** des Landes, ihre geographische Lage und ihr Klima, nebst Angabe der daselbst ihren Sitz habenden Behörden, Schulen, Unterrichts- und öffentlichen Anstalten, staatlichen und privaten Kredit- und Versicherungs-Instituten, der Hauptindustrie- und -Erwerbszweige, sämmtlicher Vereine und Korporationen von irgend welcher Bedeutung, sowie der verschiedenen Landesbehörden, denen jeder einzelne Ort unterstellt ist. — 7. Sämmtliche **Gemeindebehörden,** als: **Stadträthe** und **Gemeindevorstände,** ausserdem sämmtliche **Geistliche** und **Lehrer,** sowie **Aerzte.** — 8. Statistische, nach Verwaltungs-Bezirken geordnete Uebersichten über den **Anbau sämmtlicher Fluren** resp. den Bestand an **Kulturarten,** als **Aecker, Wiesen, Holzungen** etc., sowie dergleichen über den **Reinertrag der Fluren jeder einzelnen Gemeinde,** ausserdem Angabe des **Kapitalwerthes von Grund und Boden,** nach Hektaren aufgestellt. — 9. Sämmtliche **Domänen, Ritter- und Gutsbesitzer** resp. deren **Pächter,** zu deren **Gehöften** ein **Areal von mindestens 5 Hektaren** gehört, mit gleichzeitiger **Angabe des Areals nach Hektaren.** — 10. Sämmtliche **Industrielle, Kaufleute** und **Händler,** sowie **Gewerbtreibende** der **Städte** und **Dörfer,** streng klassifizirt und alphabetisch aufgeführt. — 11. Ein sorgfältig nach Branchen geordneter und mit Register versehener **Inserat-Anhang.** — Für **Staatsbehörden** ersetzt dies Werk das **Staatshandbuch,** für die **Gemeindebehörden** ist es bei **allen Angelegenheiten** ein **vorzügliches Nachschlagebuch,** für den **Landwirth** ist dasselbe bei **Ankäufen** oder **Pachtungen** zum **Schutz** gegen **vielfach vorkommende nicht ganz solide Vermittelungen,** sowie bei allen **sonstigen Angelegenheiten zur Vermeidung von Geld- und Zeitverlusten unentbehrlich,** wie es schliesslich dem **Industriellen** und **Grosshändler** ein bisher noch nicht oder wenigstens noch nicht genügend bekanntes **Absatzgebiet** eröffnet, dem **Kleinhändler** und **Gewerbtreibenden** aber alle **Bezugsquellen** nachweist. Bei den enormen Kosten, welche die Herstellung des so reichhaltigen Werkes verursachen, ist der nach der Bogenzahl festgestellte **Preis jedes Bandes** ein **sehr niedriger.** Dass dies Werk einem **längst gefühlten Bedürfniss** entspricht, beweist der grosse Absatz, welchen selbst die in ähnlicher, wenn auch nicht so reichhaltiger Weise bearbeiteten ersten drei Bände gefunden haben und noch finden.

I. Abtheilung:

(Abtheilung II bis V ist in Vorbereitung und werden darüber s. Z. besondere Prospekte ausgegeben.)

Früher erschien im Verlag von **E. M. Starke** in Leipzig unter dem Titel:

„Statistisches Handbuch für Landwirthschaft" etc., enthält hauptsächlich nur die Grundbesitzer, Gemeindebehörden, Gastwirthe, Brauerei-, Brennerei-, Mühlen- und Ziegeleibesitzer, sowie Baugewerke.

Band I. **Königreich Sachsen,** broch. Mk. 12, eleg. geb. Mk. 13. 50.
„ II. **Herzogthum Anhalt,** broch. Mk. 4. 50., eleg. geb. Mk. 5. 50.
„ III. **Königlich Preuss. Regierungs-Bezirk Erfurt,** broch. Mk. 5.50, eleg. geb. Mk. 6. 50.

„Statistisches Universal-Handbuch" etc. (genau dem Programm gemäss.)

Band IV. **Herzogthum Sachsen-Altenburg,** broch. Mk. 5, eleg. geb. Mk. 6.

Demnächst erscheinen in baldiger Reihenfolge und werden Inserat-Aufträge hierzu möglichst umgehend erbeten:

Band V. **Grossherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach,** broch. Mk. 6.50, eleg. geb. Mk. 7. 50.
„ VI. **Königl. Preuss. Regierungs-Bezirk Magdeburg,** broch. Mk. 9, eleg. geb. Mk. 10.
„ VII. **Königl. Preuss. Regierungs-Bezirk Merseburg,** broch. Mk. 9, eleg. geb. Mk. 10.
„ VIII. **Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha,** broch. Mk. 5. 50, eleg. geb. Mk. 6. 50.
„ IX. **Herzogthum Sachsen-Meiningen,** broch. Mk. 5. 50, eleg. geb. Mk. 6. 50.
„ X. **Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt** und **Schwarzburg-Sondershausen,** broch. Mk. 5. 50, eleg. geb. Mk. 6. 50.
„ XI. **Fürstenthümer Reuss jüngere und ältere Linie,** broch. Mk. 5. eleg. geb. Mk. 6.

Gleichzeitig bildet dieses Werk ein **vorzügliches Publikationsmittel,** und haben die in demselben aufgenommenen **Inserate** in behördlichen, industriellen, kaufmännischen, gewerblichen und landwirthschaftlichen Kreisen um so grösseren Erfolg, als sie neben der allgemeinen Verbreitung und täglichen Benutzung dieses vielseitigsten, ausführlichsten, nach offiziellen Angaben bearbeiteten Handbuches grossartigsten Stiles dem Publikum auch jahrelang vor Augen gehalten bleiben, und das aufgegebene Inserat eine **beständige Geschäftsempfehlung** bildet. — Der Preis für den Raum einer ganzen Seite ist verhältnissmässig ein sehr billiger und beträgt nur 30 Mk., der einer halben Seite 20 Mk., einer Viertelseite 12 Mk. und einer Achtelseite 8 Mk. Sofern die Aufnahme eines Inserates in mehrere Bände gleichlautend gewünscht wird, tritt vom 2. Bande ab folgender bedeutend ermässigter Preis ein: 20 Mk. eine ganze Seite, 12 Mk. eine halbe Seite, 7 Mk. eine Viertelseite, 5 Mk. eine Achtelseite. — Wir haben das Bewusstsein, mit diesen Büchern ein höchst gemeinnütziges Werk zu bieten, **wie es bei uns noch nicht und auch bei keiner anderen Nation existirt** und hoffen, dass man auch allgemein Nutzen daraus für sich durch Betheiligung an demselben mit Inseriren und durch Subskribiren zu ziehen weiss.

Die Redaktion und Verlagshandlung.

Die bereits erschienenen Bände fanden unumwunden öffentliche Anerkennung seitens der hohen Ministerien, der löblichen Vereins-Vorstände und der Presse.

Allerlei.

Elektrische Pflugmaschinen. Das „Journal pour l'Agriculture pratique" bringt eine Mittheilung über Versuche mit einer durch Elektrizität getriebenen Pflugmaschine. Französische Ingenieure wollen durch jene kleinen Landwirthen ein handliches, billiges Instrument bieten, ihre Felder tiefer als mittels des gewöhnlichen Pfluges zu ackern. Dabei wird auf die hohen Kosten der Dampfpflüge, die Sorgfalt ihrer Behandlung, das Herbeischaffen von Wasser- und Kohlenmengen bei durchweichtem Boden aufmerksam gemacht, Uebelstände, die bei der elektrischen Pflugmaschine wegfallen. Der Umstand, daß große Maschinen nach dem Gramme'schen System bereits in verschiedenen Werkstätten aufgestellt sind und große Mengen Elektrizität erzeugen, welche durch Metallkabel von 1500 bis 2000 Meter Länge zu anderen Gramme'schen Maschinen weiter geleitet werden, um dort Hebel und Trommeln in Bewegung zu setzen, — ferner die Thatsache, daß durch irgend welche Kraft bewegte Gramme'sche Maschinen eine Umwandlung der betreffenden Kraft in Elektrizität und umgekehrt vermitteln, haben jene Ingenieure veranlaßt, diese Vortheile der Landwirthschaft dienstbar zu machen. Die Proben mit der elektrischen Pflugmaschine sind ganz befriedigend ausgefallen, und die Erfindung dürfte, im Hinblick auf die Erfolge der elektrischen Eisenbahn der Firma Siemens und Halske, jedenfalls auch eine Zukunft haben.

Mittel gegen die Wanzen. Die „Magdeb. Ztg." empfiehlt gegen die Wanzen folgendes: Vor Kurzem ist ein neues Verfahren zur radikalen Vertilgung und Ausrottung der Wanzen entdeckt worden. Das Verfahren ist höchst einfach und besteht in der Anziehungskraft, welche eine Pflanze, gewöhnlich „Pfefferkraut", französisch „Passerage", genannt, auf diese lästigen Insekten ausübt. Ein Kräuterkenner, dessen Wohnung voller Wanzen war, legte einige Zweige dieses Krautes in das eine seiner Zimmer und bemerkte nach einigen Tagen, als er wieder in dieses Zimmer ging, daß Tausende von Wanzen die Blätter dieses Krautes bedeckten, so daß sie wie Korallenäste aussahen. Fast sämmtliche Wanzen waren todt, die wenigen, die noch Leben zeigten, waren in solchem Zustande der Ermattung, daß es möglich wurde, solche ins Feuer zu werfen, ohne daß eine einzige entkommen konnte. Unter „Passerage" versteht man in Frankreich gewöhnlich die Gartenkresse (Lepidium sativum). Es ist aber hier wahrscheinlich eine größere Sorte, die breitblätterige Kresse (Lepidium latifolium) gemeint, die den Namen „Pfefferkraut" führt, in Deutschland wild vorkommt, zuweilen aber auch in Gärten angebaut wird und zur Würze von Salat benutzt wird. (Wir bemerken zu dieser der „Fundgrube" entnommenen Notiz, daß unter „Passerage" in Frankreich eine Pflanze gegen die Hundswuth [Passerage] verstanden wird, gemeinlich Kresse, das ist die verschiedenen Gattungen von Lepidium. Unter „Pfefferkraut" versteht man aber im Deutschen ganz allgemein Satureja hortensis, das bekannte Würzkraut für Bohnen, daher auch „Bohnenkräutchen genannt. Von wildwachsenden Kressen sind uns bekannt: Lepidium campestre, L. Draba, L. ruderale, L. latifolium und L. iberis. Von diesen steht die Stinkkresse [Schutthaufenkresse, L. ruderale] von jeher im Rufe, daß sie Flöhe und Wanzen vertreibe. Vgl. Oken, Naturgeschichte, III. Bd., S. 3192.)

Verantwortlicher Redakteur: B. Geiser in Leipzig. — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Zur billigsten und promptesten Besorgung

aller in das Fach des

Werk- und Accidenz-Satzes

sowie der

Stereotypie und Buchbinderei fallenden Arbeiten

hält sich bestens empfohlen die

Genossenschafts-Buchdruckerei

ZU LEIPZIG

No. 12, II. Färberstrasse No. 12, II.

Verlag der illustrirten Wochenschrift „Die Neue Welt", der „Haus-Bibliothek" und des humoristischen Wochenblatts „Das Lämplein".

Verlag des Volks-Kalender „Omnibus"

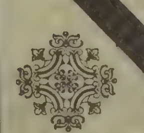
von dem binnen 4 Wochen 30,000 Exemplare vergriffen wurden.

Solide Herstellung von Drucksachen aller Art, als:

Statuten, Quittungs-Bücher, Programme, Rechnungen, Adress- und Visiten-Karten

Formulare etc. etc.

Verlags- und Sortiments-Buchhandlung.





Aus dem Omnibus 1881.

(Schnaken und Schnurren.)

Froschlied.

(Mit Illustr.)

Der Frosch lebt herrlich in der Welt,
In seinem Sumpf es ihm gefällt,
Da hüllt ihn trübes Dunkel ein;
O welche Lust, ein Frosch zu sein.

Da ist ihm wohl und trotzig bläht
Er auf sich als Autorität.
Was auch die Menschen sinnen dort,
Im Sumpfe gilt des Frosches Wort.

Doch kam er an das Licht einmal,
Traf ihn der Sonne heller Strahl,
Und fühlt' auf festem Grund er sich, —
Er scheu und zitternd schnell entwich.

Das Sonnenlicht ist nimmermehr
Des Sumpfbewohnerthums Begehr.
Die Finsterniß, die dumpfe Ruh',
Sie sagt allein dem Frosche zu.

Philister, sieh' Dein Ebenbild,
Der Du, vom Dünkel angefüllt,
Der freien Wahrheit Dich verschließt,
Weil, wie der Frosch, versumpft Du bist.

Beschirmst Dich vor der Neuzeit Licht,
Willst hören ihre Sprache nicht.
Hälist Aug' und Ohr im Sumpfe zu.
Der Menschheit Froschgeschöpf bist Du!

Abgeblitzt. „Auf Ehre, mein Fräulein, Sie sind das einzige erträgliche Gesicht, das ich in diesem Neste gefunden habe." — „Da sind Sie glücklicher gewesen als ich, ich habe noch keines gefunden!"

Censur. In den vierziger Jahren wurde im Theater an der Wien ein Volksstück gegeben, in welchem der Held unter Anderem zu sagen hatte: „Bringen Sie mir ein Beefsteak." Der Censor schrieb nun dazu als Randbemerkung: „Sollte das Stück an einem Freitag oder an einem anderen Fasttag gegeben werden, so muß es heißen: „„Bringen Sie mir ein Stückchen Fisch.""

Russisches. A.: Welches war der traurigste Anblick im orientalischen Kriege?
B.: Wenn zwei russische Armeelieferanten einander begegneten und sich um den Hals fielen, denn sie sahen dann aus wie zwei Delinquenten, die eben gehenkt werden sollen.
A.: Wie so?
B.: Es hatte jeder einen Galgenstrick am Halse.

Zurechtgewiesen. Dem österreichischen Kaiser Joseph klagte einst eine Frau, daß ihr Mann sie mißhandle, weshalb sie gern von demselben geschieden sein möchte. „Das ist schlimm", erwiderte der Kaiser, „aber das geht mich nichts an; wenden Sie sich an das Konsistorium." Um doch zu ihrem Ziele zu gelangen, eröffnete nun die Frau dem Monarchen, daß ihr Mann wiederholt Schmähungen gegen ihn ausgestoßen habe. Achselzuckend antwortete Joseph: „Das ist abermals schlimm, aber das geht Sie nichts an!" — Damit war die Denunziantin entlassen.

Gesundheitsmaßregel. Nachbarin: „Aber Se haben ja Ihren Mann doch 'n eechenen Sarg gekooft? Ick denke, Se wollten bloß 'n kienenen?"
Wittwe: „Ja, det wollt' ick ooch; aber der Dischler redte mir ab un meente, die kienenen sind nich so jesund!"

Ein Krankenbesuch. Arzt: „Sie haben mich rufen lassen. Worüber klagen Sie denn, liebe Frau?" — Patientin: „Aber ich bitte Sie: — ich bin Baronin!" — Arzt: „O, das thut mir recht leid; aber von diesem Uebel kann ich Sie wirklich nicht befreien! — Adieu."

In meinem Commissionsverlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zu beziehen:

Ausgewählte Reden u. Schriften von

ROBERT BLUM.

Bis jetzt erschienen zum Gesammtpreise von 1 Mk. 10 Pf.: **Rede über die deutschen Grundrechte,** gehalten in einer Wählerversammlung im Schützenhause zu Leipzig am 16. August 1848. Preis 10 Pf. — **Rede über den Waffenstillstand mit Dänemark,** gehalten im deutschen Parlament am 16. September 1848. Preis 10 Pf. — **Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig,** Essay von Robert Blum, veröffentlicht in den „Sächs. Vaterlandsblättern". Preis 20 Pf. — **Aus Blum's letzten Lebenstagen,** enthaltend Briefe, Zeitungsartikel u. s. w., die in Wien geschrieben. Preis 20 Pf. — **Blum und die polnische Frage.** Enthaltend Blum's Rede in der Sitzung des deutschen Parlaments am 24. Juni 1848. Preis 10 Pf. — **Blum's Reden über die Centralgewalt,** gehalten im deutschen Parlament am 20. und am 24. Juni 1848. Preis 10 Pf. — **Blum und der Deutschkatholizismus.** Preis 30 Pf.

Jedes Heft ist einzeln zu haben.

Künftig werden noch 4 bis 5 Hefte, enthaltend ein Lebensbild Robert Blum's, erscheinen.

Leipzig, Färberstraße 12. **W. Fink.**

Durch **W. Fink in Leipzig,** Färberstrasse 12, ist gegen Einsendung von **nur 1.50 M.** portofrei zu beziehen:

Portrait Lassalle's

(Brustbild)

76 Centimeter hoch, 60 Centimeter breit.

Lithographie auf feinstem Kupferdruckpapier.

Das wohlgelungene Brustbild stellt Lassalle in Lebensgrösse dar und wurde von dem früheren Verleger für den dreimal so hohen Preis verkauft, als ich es gegenwärtig dem Publikum anzubieten in der Lage bin!

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

Verlag von H. Nebel in Leipzig, Färberstr. 12.

Vor Kurzem gelangte zum Versandt:

Wilhelm Bracke † Ein Flugblatt, enthaltend den von der „Frankf. Zeitung" dem verstorbenen Reichstagsabgeordneten gewidmeten Nekrolog, sowie eine Beschreibung des Leichenbegängnisses nach der „Magdeburgischen Zeitung". — **Preis 10 Pfennig.**

Gleichzeitig erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß soeben in **2. Auflage** erschienen ist:

Brustbild Bracke's.

Nach einem sehr gelungenen Kabinetportrait des Verstorbenen von einem der tüchtigsten Xylographen der Jetztzeit vortrefflich ausgeführt.

Größe: 28 cm. hoch, 20 cm. breit.

Preis 50 Pfennig. !! Wiederverkäufer hohen Rabatt!!

Ich bitte zu verlangen. **H. Nebel.**

Soeben erschien (Verlag **Gustav Körner, Leipzig**):

Unter welcher Bedingung kann die Sozialdemokratie zum Siege gelangen?

Preis — von — **1 Mark.**

Bruno Geiser, Redakteur der „Neuen Welt". [65

Zu Geschenken geeignet!

Edelsteine deutscher Dichtung
(Hausbibliothek Bd. 21—24).
Poetisches Sammelwerk
enthaltend
die besten Schöpfungen der lyrischen und lyrisch-epischen Dichter Deutschlands mit einem Abriß der Geschichte der lyrischen Poesie u. biograph. Notizen.
Preis eleg. geb. 1 Mk. 20 Pfg.
In Prachtband auf feinstem Kupferdruck-Papier 2 Mk.

Deutsche Lyriker seit 1850.
Mit literar-historischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen
von
Dr. E. Kneschke und M. Moltke.
Vierte Auflage.
50 Bogen stark, elegant geb. mit Goldschnitt.
Das vorzügliche Buch wird bis auf Weiteres zu dem Ausnahmepreise von **nur 5 Mk.** abgelassen.

Leipzig, Färberstraße 12. Buchhandlung von **W. Fink.**

Wichtig für jeden Geschäftsmann und Gewerbsgehilfen!

In Dennhardt's Literatur-Halle zu Leipzig erschien und ist durch die Expedition d. Bl. zu beziehen: [11

Rathgeber für Gewerbtreibende. Inh.: 1) **Deutsche Sprachlehre,** zum Selbststudium für diejenigen, welche in der Rechtschreibung nicht fest sind. 2) **Briefsteller,** welcher über 400 Briefmuster für die Gewerbtreibenden u. außerdem alle nur denkbaren Verträge, Documente, Geschäftsaufsätze, Klagschriften 2c. enthält, die bei dem Gewerbstande vorkommen. Es ist dadurch Jedem leicht gemacht, seine schriftl. Arbeiten nach diesen Mustern anzufertigen. 3) **Buchhaltung.** 4) **Fremdwörterbuch.** 5) **Samml. von Gelegenheitsgedichten.** 6) **Die für Gewerbtreibende wissensnöthigsten Reichsgesetze.** 7) **Das neue Maaß- und Gewichtssystem** v. Deutschland u. allen Staaten der Erde. 8) **Brief-, Packet- u. Depeschen-Portotarif.** 9) **Statist. Uebersicht aller Länder der Erde.** 10) **Ortsbeschreibung** der vorzügl. Städte v. Deutschland, Oesterreich, der Schweiz 2c. 11) **Reiserouten** durch Deutschland, Oesterreich, die Schweiz 2c. 12) **Der Schnellrechner** beim Ein- u. Verkauf. **Notizen über Gold-, Silber- u. Papiergeld.** Pr. 4 Mk., geb. 4½ M.

Aus dem Omnibus 1881.

(Gemeinnütziges.)

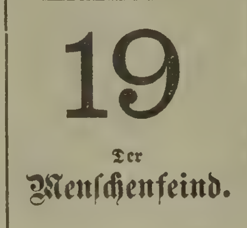
Eine hübsche Zimmerzierde. Man nehme einen groben Waschschwamm und weiche ihn in warmes Wasser, bis er vollständig aufgebläht ist. Nachdem man ihn dann soweit wieder ausgedrückt hat, daß er halb trocken ist, streue man in die Löcher Hirse-, Rothklee- und Raygrassamen (Wiesenlolch), Reis und Hafer. Hänge den Schwamm in ein Fenster, das einen Theil des Tages von der Sonne beschienen wird und bespritze ihn jeden Morgen leicht mit Wasser. Bald werden zarte Blätter emporschießen, rasch wachsen und eine herunterhängende Masse von lebhaftem Grün bilden. Bei regelmäßigem Bespritzen wird sie später mit den rothen Blüthen des Klees untermischt sein.

Beschleunigung der Reife des Obstes. Nach einer Mittheilung Stall's in Eldena, in der „Wochenschr. d. Ver. z. Beförd. d. Gartenbaues" heißt es: „Davon ausgehend, daß die Erneuerung der Erdschicht, welche unmittelbar die Wurzeln einer Pflanze umgiebt, auf deren Thätigkeit einen beschleunigenden Einfluß ausübt und damit auch eine frühere Reife aller Theile der Pflanze, mithin auch der Früchte hervorbringen muß, ließ ich ungefähr acht Wochen vor der normalen Reife einer früheren Birnsorte die Erde rings um den Baum in einem Durchmesser von 4—4½ Metern bis zu den Wurzeln in die Tiefe so wegnehmen, daß dieselben nur noch von einer 5—6 Ctm. dicken Schicht bedeckt waren und die Sonne daher das zurückgebliebene Erdreich vollständig durchwärmen konnte. Die Resultate waren ganz erstaunlich. Nicht allein wurden die Früchte schon Mitte Juli reif, sondern sie waren auch so saftig und schmackhaft, wie ich sie fast nie gegessen. Um den Versuch noch weiter auszuführen, entfernte ich bei einem Reineclaudebaume die Erde in der angegebenen Dicke nur auf der Nordseite. Auch hier war die Folge, daß die Früchte auf dieser Seite einige Tage eher reiften, als die gegen Süden hängenden. Um ein Austrocknen der Wurzeln zu verhindern, muß allerdings sehr fleißiges Begießen stattfinden."

Schont die Augen! Es ist bekannt, daß durch anhaltendes Lesen namentlich sehr kleiner Schrift und bei ungenügender Beleuchtung die Sehkraft der Augen geschwächt wird. Von sachverständiger Seite empfiehlt man, um die Schädigung der Augen auf das geringste Maß zurückzuführen, folgendes zu beachten: 1. Man halte häufig beim Lesen inne. 2. Man wähle etwas gelblich gefärbtes Papier; denn bei schwarz auf weißem Grunde gedruckten Schriften hat das Auge stets den denkbar größten Farbengegensatz auszuhalten. 3. Hält man beim Lesen Buch und Kopf still, so treffen die Strahlen der Druckzeilen einen Theil unserer Netzhaut, während die helleren Zwischenräume ebenfalls gewisse Stellen derselben angreifen, so daß wieder eine Ermüdung der Augen eintritt. Diesem Uebelstande kann durch kleine Bände abgeholfen werden, die man in der Hand und zwar nicht still hält, wodurch die Ermüdung der Augen vermindert wird. 4. Erfährt das Auge die bedeutendste Schädigung durch den ewigen Wechsel der Entfernung des Auges von den Buchstaben, wenn man eine Zeile von Anfang bis Ende liest; daher sind kleine Bände oder solche mit schmalen Spalten allen andern vorzuziehen. 5. Muß man nur bei guter Beleuchtung und genügend groß gedruckte Schrift lesen.

Die neuesten Bändchen der Haus-Bibliothek.

Preis pro Exemplar 20 Pfennig. — Jedes Bändchen ist einzeln zu haben.



19

Der **Menschenfeind.**

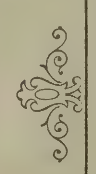
Die Liebe zur Freiheit, die Ideen des Menschen- und Völkerglückes sind die Grundlagen aller Schöpfungen des Schiller'schen Dichtergenius gewesen, nirgends aber kommen sie zu einem eigenthümlicheren Ausdruck, als in diesem tiefsinnigen Fragment, welches uns eine Perlenschnur herrlichster Gedanken darbietet und uns zeigt, wie klar dieser große Dichter über die Culturentwicklung der Vergangenheit und den Weg, welchen die Menschheit zu ihrer Veredlung und zu ihrem Heile einzuschlagen hat, gedacht hat.

20

Lykurg.

Von den Lebensbeschreibungen des alten Geschichtsschreibers Plutarch liegt hier eine der bedeutendsten ausgewählt vor. Plutarch ist der berühmteste Biograph aller Zeiten und Völker. So wie er hat keiner die Quintessenz aus dem Leben seiner Helden zusammenzufassen und darzubieten verstanden. Unser Werkchen ist daher eine der besten Quellen für die Geschichte des mit Athen um d. Palme der sozial-politischen Bedeutung streitenden spartanischen Staates, dessen festes Fundament die Gesetzgebung Lykurg's gewesen ist.

Das poetische Sammelwerk „Edelsteine deutscher Dichtung“ bietet, soweit der durch den geringen Preis beschränkte Raum es gestattete, einen reichen Kranz derjenigen deutschen Dichtungen, welche die deutsche Literatur mit Recht und Stolz als Edelsteine



21 22 23 24

Edelsteine deutscher Dichtung, geb. Mk. 1. 20, eleg. m. Goldschn. 2. —.



bezeichnet: Lyrische Gedichte in größerer Zahl, Balladen, Romanzen, Zeitgedichte und Epigramme — alles in sorgfältigster Auswahl und in einer den Werth jedes einzelnen Stückes in möglichst helle Beleuchtung stellenden Anordnung. Zum Schluß ist ein Abriß der Geschichte der lyrischen Poesie gegeben, sowie biographische Notizen über Leben und Wirken aller in dem Buche vertretenen Dichter.

25

Vertheidigung zweier Juden.

Diese kleine Schrift des geistvollen Naturforschers Lichtenberg ist eine der besten Satyren, welche in deutscher Sprache geschrieben worden sind. Sie ist so gedankenvoll u. geißelt den zu jener Zeit noch mehr als heute herrschenden christlichen Hochmuth in so vernichtender Weise und steht gleichzeitig auf einem von jeder beschränkten Religiosität so freien geistigen Standpunkt, daß sie die geringe Mühe, den mannigfach verschlungenen Gedankenwegen des berühmten Satyrikers zu folgen, reichlich lohnt.

26

Der Verbrecher aus verlorner Ehre.

Diese Erzählung Schiller's, welche er „Der Verbrecher aus verlorner Ehre“ betitelt hat, ist ein Kunstwerk im besten Sinne des Wortes. Weit entfernt von d. Oberflächlichkeit und Gefühls- und Gedanken-Armuth, wie sie heutzutage den literarischen Markt beherrscht, und die Volksempfindung verseichten, den Volkscharakter verderben, spricht aus ihr jene kräftige Sittlichkeit, wie sie das Hauptmerkmal aller Schiller'schen Werke ist und eine tiefe wahre Poesie, die den Verfasser den größten Dichtern aller Zeiten beigesellt hat.

27

Der Mann nach der Uhr.

Den Reigen der großen deutschen Humoristen, welche sich denen aller übrigen Culturnationen ebenbürtig an die Seite gestellt haben, eröffnete G. von Hippel. Sind auch seine größeren humoristischen Werke vielfach veraltet und für unsere Zeit zu schwer verständlich, so zeichnet sich sein Lustspiel „Der Mann nach der Uhr“ gerade dadurch aus, daß es in Stoff und Form dem Verständniß der Gegenwart nahe steht und das Interesse, welches man einem Lustspiel entgegenbringt, bis zu den letzten Sätzen zu fesseln geeignet ist.

28

Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.

Wer sich in die wundersame Historie des armen Teufels, der seinen Schatten verkaufte, vertieft, wird darin ein scharfes Spiegelbild von Zuständen und Anschauungen entdecken, wie sie in der Wirklichkeit ihre große, Menschengeschick u. Menschenglück bestimmende und oft auch vernichtende Rolle spielten. Das Gewand des Märchens umhüllt volles warm pulsirendes Leben. Es ist ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, welches Adalbert Chamisso in seiner wundersamen Geschichte Peter Schlemihl's uns geschaffen hat.

Verlag von W. Fink in Leipzig, Färberstraße 12.

Verantwortlicher Redakteur: B. Geiser in Leipzig. — Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.

Schülerschwänke,
oder:
Der Pfarrers-Sohn zu Taubenheim.

II.

Handelt von einigen Allotriis, so Jeremias auf dem Gymnasio getrieben.

Vor der alten Sancta Cäcilia zu L. stand ein langaufgeschossener Jüngling, dessen Zähne man bequem durch die Backen zählen konnte, wie ein warnendes Ausrufungszeichen und starrte unverwandten Blickes zum Himmel empor. Machte er vielleicht astronomische Studien? O nein, seine Blicke klammerten sich convulsivisch an den Wetterhahn auf der alten Klosterkirche, die quer vor der Klosterschule stand, und sein Hirn verarbeitete einige gastronomische Stoßseufzer seines Magens zu folgendem Poëm:

> O wärst du doch von Fleisch und Bein,
> Mich schreckte nicht dein Alter:
> Ich sargt' in meinem Bauch dich ein,
> Der knurrt wie'n alter Psalter.

In diesem Moment drehte sich der Wetterhahn und zeigte dem mit so kannibalischen Gelüsten schwangergehenden Jünger der Sophia (Weisheit) denjenigen Theil seines Körpers, über dem ihm der Spenglermeister einen stattlichen Schwanz angelöthet. Ergrimmt senkte der Jüngling seine keuschen Augen; da bog um die Ecke ein Hundefuhrwerk, gelenkt von fester Hand, dem Jeremias nachhumpelte.

Das Fuhrwerk hielt. Jeremias trat an den Langen heran. Nach freundlichem Gruße fragte er: „Entschuldigen Sie, ist hier das Alumnat?“

In tiefstem Baßton antwortete der Gefragte: „Sehr wohl, mein junger Freund, hier ist diese Kostschule für die Harfenmädchen der Wissenschaft. Doch hast du einen Magen, und wäre es auch nur so ein Alltagsmagen, so kehre zurück zu deinen heimischen Penaten (Hausgötter — in die Heimath.) Ich verkörpere an dieser Pforte den Vers des göttlichen Dante: Wer hier eingehet, lasse alle Hoffnung hinter sich. Der Geist zwar wird hier überfüttert, allein der sterbliche Theil muß alle Qualen des Tantalus erdulden. O! man verzapft hier Wissenschaft Tag für Tag, doch leider niemals Bier. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, das ist schon recht, aber vom Wissen allein noch viel weniger. Und außerdem, sagt nicht Jean Jaques (Rousseau):

Plus les hommes savent, plus ils se trompent. (Je mehr die Menschen essen, desto mehr täuschen sie sich.)

Während Brummer, so hieß der Lange, seine Zunge zum Dolmetsch seines knurrenden Magens werden ließ, hatte die Botenfrau den Koffer Jeremiä ab- und dieser sein Ränzel aufgeladen.

„Hast du in dieser Bundeslade einige genießbare memento vivere (Gedenke, daß du leben mußt) aus dem väterlichen Saustalle, einige Proben der Backkunst deiner Frau Mama et cetera, dann will ich, sofern du mich zum theilnehmenden Freunde erklärst, nicht blos gleich David vor derselben einhertanzen, sondern sie auf meine Schultern laden, wie Herkules den Atlas, damit sie den Rubikon passire. Du staunst? So wisse denn:

> In diesen heiligen Hallen
> Ist Hunger erste Pflicht!
> Zu essen nach Gefallen
> Erlaubt Frau Rektor nicht.

Bist du den Gefahren der Charybdis entronnen, die deiner im Zimmer des Rektors harren, dann gähnt dir die Scylla der Frau Rektor entgegen, sie umgehst du nimmer, denn es führt kein anderer Weg nach Küßnacht. Da wird all' deine fahrende Habe registrirt. Dieses Weib hat seinen Beruf verfehlt, zum Grenzaufseher ist es geboren; aber ich bin der Mann, der ihm gewachsen ist. Ich lootse deinen Koffer in den Hafen der Prima. Die liegt hier im Erdgeschoß. Alda löschen wir alle eßbaren Beweise mütterlicher Zärtlichkeit und dann hinauf zum Kampf mit den Drachen.“

Allmählich begriff Jeremias, was der langen Rede kurzer Sinn, und flüsterte Brummer zu:

„Wir theilen!“

Das schlug ein. Brummer knickte in der Mitte ein, so daß er einen rechten Winkel bildete, dann schnellte er grad auf und der Koffer hing an seinen Polypenarmen.

Im Handumdrehen war der Koffer in der Prima (ersten Klasse) untergebracht. Sesam, thu dich auf! rief Brummer und Jeremias öffnete. Ah! hauchte ersterer und seine Zunge plätscherte in einem Meere von Mundwasser, als ein Schinken und einige Würste ihm eine Augenweide darboten, die seine kühnsten Hoffnungen übertraf und welche lieblicher dufteten, als Abel's Opfer. Ein alter Bücherschrank mußte als Proviantmagazin dienen, das Brummer sorgfältigst verschloß. Hierauf ging es mit Sack und Pack zur Aufnahme. Bei dem Herrn Rektor war die Sache bald überstanden, nicht so bei dessen besserer Hälfte. Nachdem diese nur einen Blick in den Koffer geworfen, fragte sie: „Wo hast du denn die Fleischwaaren hingethan, nach denen deine Wäsche riecht?“

„O, es waren nur einige Stückchen Wurst und ein klein wenig Schinken,“ entgegnete Jeremias.

„Nun, so sehr wenig kann es eben nicht gewesen sein. Die Eindrücke, die diese ‚Stückchen‘ hinterlassen, schauen gar nicht nach Kleinheit aus. Also, wo hast du die Fleischwaaren?“

„Ich habe sie gegessen!“ versicherte Jeremias mit treuherziger Miene.

„Du kannst das nicht Alles gegessen haben, das vermöchte selbst Brummer nicht. Na, wo ist es?“

„Was ich nicht aufessen konnte, hat mir die Botenfrau abgenommen. Die meinte, hier dürfe ich es doch nicht behalten.“ Dabei hing der Junge ein Gesicht vor, daß ihm die Frau Rektor Glauben schenken mußte.

Als Jeremias schon längst mit seinen Habseligkeiten sein neues Heim bezogen, schimpfte die Verehrungswürdige noch immer wie ein Rohrsperling auf die unverschämte Bettelbagage, welche die Unerfahrenheit der Kinder benutzte, um sie zu plündern.

Brummer hatte das Zwiegespräch Jeremias' mit der Rektorin belauscht. Seiner Freude über dessen Keckheit mußte er Ausdruck geben und so preßte er denn seinen jüngsten Mitschüler an den Urquell aller seiner Gefühle, an seinen Magen, wobei er ihm ewige Freundschaft bei allen Göttern des Olymps gelobte.

Auch in der Cäcilia wurden die jüngeren Schüler der unteren Klassen von ihren älteren Kommilitonen (Mitschülern) wie Frohnknechte behandelt. Jeremias war noch nicht einmal recht warm geworden, so empörte er sich auch schon gegen diese „Ordnung“ und setzte dem historischen Recht das Recht entgegen, das, nach Goethe, mit uns geboren wird. Dabei ging es natürlich nicht immer allzu friedlich her. Eines Tages war Jeremias wieder einmal redlich bemüht, einem Widerpart die allgemeinen Menschenrechte nach den grundlegenden Prinzipien der Mathematik ad manum (handgreiflich) zu demonstriren. In seinem Lehreifer hatte er sich so eindringlich in die Wurzelextraktion vertieft, daß er den Rektor nicht kommen hörte.

Aus der

LIQUIDATIONS-MASSE

der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.

Um mit den von mir übernommenen Beständen aus der Liquidationsmasse der Genossenschaftsbuchdruckerei zu räumen, offerire ich bis auf Weiteres zu den beigesetzten ermässigten Preisen:

10 Stenographische Reichstagsberichte für nur 1 Mark:

Das Briefgeheimniss vor dem deutschen Reichstage. Reichstagssitzungen vom 26. November 1875, 15. December 1876 und 12. April 1877.
Die Post-Debatte im deutschen Reichstage am 28. März 1879.
Das Briefgeheimniss vor dem deutschen Reichstage am 18. März 1880.
Das Knappschaftskassenwesen vor dem deutschen Reichstage in der Sitzung vom 1. Febr. 1876.
Die Frauen- und Kinderarbeit vor dem deutschen Reichstage. Rede des Abg. Motteler in den Sitzungen am 8. und 9. Mai 1878.
Die Angelegenheit Fritzsche-Hasselmann vor dem deutschen Reichstage. Sitzung am 19. Februar 1879.
Nochmals die Angelegenheit Fritzsche-Hasselmann vor dem deutschen Reichstage am 23. Februar 1880. (Antrag Hasenclever.)
Der Belagerungszustand in Berlin. Sitzung am 17. März 1879.
Rede des Abgeordneten Bebel über den Reichs-Etat pro 1880—81 im deutschen Reichstage am 19. Februar 1880.
Rede des Abgeordneten Bebel über das Reichs-Militär-Etat-Gesetz (Militärseptennat für 1882—1889) im deutschen Reichstage am 2. März 1880.

Die Sozialdemokratie vor dem deutschen Reichstage.

Berathung des Gesetzentwurfs gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie. Stenographischer Bericht der Verhandlungen des deutschen Reichstages am 16. und 17. September und 9. bis 19. Oktober 1878. Komplet in 5 Heften.

Preis 2 Mark.

Das neue Sozialistengesetz vor dem deutschen Reichstage.

Berathung des Gesetzentwurfs betreffend die Verlängerung des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie. Stenographischer Bericht der Verhandlungen des deutschen Reichstages vom 6. März, 17. u. 19. April und 4. Mai 1880. Fünf Hefte, 24 Bogen.

Preis sämmtlicher Hefte 1 Mk. 50 Pfg.

Stenographische Landtagsberichte

der sächsischen 2. Kammer nach dem amtlichen stenogr. Bericht.

1) **Das Knappschaftskassenwesen.** — 2) **Der Unterstützungswohnsitz.** — 3) **Die Chemnitzer Wahl.** — 4) **Nochmals die Chemnitzer Wahl.** — 5) **Die deutschen Justizgesetze.** — 6) **Das Gefängnisswesen.** — 7) **Der Nothstand.** — 8) **Die Katastrophe im Brückenbergschacht** nebst einem Vor- und Nachwort von Wilh. Liebknecht.

Ermässigter Preis 1 Mk. 50 Pfg. für sämmtliche 3 Brochüren!

Omnibus, Illustrirter Volkskalender f. 1880.

Soweit der Vorrath reicht, liefere ich den „Omnibus“, der das beliebte chromolithographische Kalenderbild enthält, für nur **15 Pfg.** pro Exemplar.

Dr. med. H. Oidtmann:

Die Ursache der Diphtheritis. Ein Beitrag zur Erforschung der Ursache der Diphtherie- (Rachenfäule-) Epidemieen. Separatabdruck aus dem „Deutschen Jugendschatz“.
Als Fortsetzung hierzu:
Mehr Licht in die Diphtheritis-Theorieen! Die kranke Backhefe und die gesundheitsgefährlichen Wirkungen der niederen Pilze.
Brot-Studien. Vorkommen von Epidemieen diphtheritischen Charakters nach Genuss kranken Brotes in früheren Zeiten.

Zusammen für nur 50 Pfg.

Zum Preise von 1 Mk. 50 Pfg.:

F. Lassalle, Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker.
G. Lommel, Jesus von Nazarath. — Johannes Huss.

Billigste Gesetzsammlung!

Die Reichsjustizgesetze (Civilprozessordnung nebst Einführungsgesetz, das Gerichtsverfassungsgesetz, die Strafprozessordnung und die Konkursordnung mit den betreffenden Einführungsgesetzen etc. etc.) 2 Bände cartonnirt.
Formularbuch zur selbstständigen Prozessführung.
Rede des Abgeordneten Rechtsanwalt Otto Freytag über die deutschen Justizgesetze (Gerichtskostengesetz).
Diverse Gesetze und Verhandlungen darüber: Das Reichswahlgesetz. — Das neue Sozialistengesetz. — Das sächsische Versammlungs- und Vereinsgesetz. — Das Gefängnisswesen. — Der Unterstützungswohnsitz.
Juristisches Taschen-Lexikon. Ein Vademecum für Studirende und Nichtjuristen zur Orientirung auf dem Gesammtgebiete der Jurisprudenz. In alphabetischer Ordnung bearbeitet von Dr. M. Lehn.

Sämmtliche 10 Bände und Broschüren für 3 Mark.

Statt Mark 1,00 für nur 50 Pfg.:

Bergmanns Fluch. Bericht über den Delegirtentag sächsischer Berg- und Hüttenarbeiter, abgehalten zu Zwickau am 20. September 1874.
Blos, Wilh. Die Revolution zu Mainz 1792 und 1793.
Dietzgen, Joseph. Die bürgerliche Gesellschaft.
Otto-Walster, Aug. Rienzi. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen.

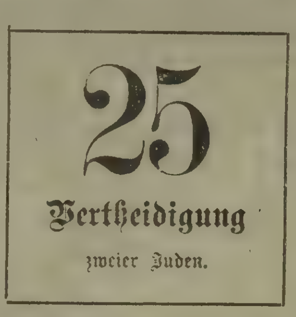
Die Narrenwelt. — Der Narrenkönig. — Frühlingswehen.
Drei humoristische Flugblätter von W. Hasenclever für 10 Pfg.

Bei Bestellungen in Höhe von mindestens **5 Mark** liefere ich — unter Postnachnahme oder bei vorheriger Einsendung des Betrages — innerhalb des deutschen Reichspostgebiets **portofrei.**
Bei Bestellungen unter 5 Mark bitte ich das Porto beizufügen.

Leipzig, Färberstrasse 12. **W. Fink.**
Verlags-, Commissions- & Sortiments-Buchhandlung.

Die neuesten Bändchen der Haus-Bibliothek.

Preis pro Exemplar 20 Pfennig. — Jedes Bändchen ist einzeln zu haben.



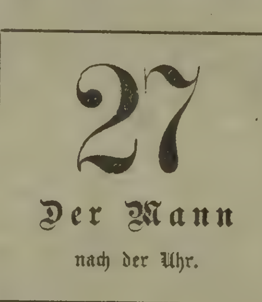
Diese kleine Schrift des geistvollen Naturforschers Lichtenberg ist eine der besten Satyren, welche in deutscher Sprache geschrieben worden sind. Sie ist so gedankenvoll u. geißelt den zu jener Zeit noch mehr als heute herrschenden christlichen Hochmuth in so vernichtender Weise und steht gleichzeitig auf einem von jeder beschränkten Religiosität so freien geistigen Standpunkt, daß sie die geringe Mühe, den mannigfach verschlungenen Gedankenwegen des berühmten Satyrikers zu folgen, reichlich lohnt.

26

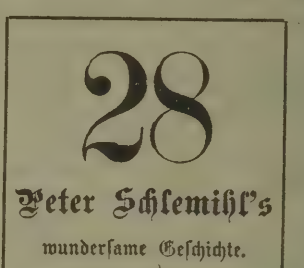
Der Verbrecher

aus verlorner Ehre.

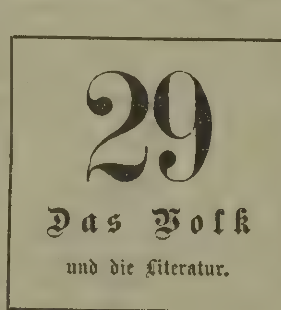
Diese Erzählung Schiller's, welche er „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" betitelt hat, ist ein Kunstwerk im besten Sinne des Wortes. Weit entfernt von d. Oberflächlichkeit und Gefühls- und Gedanken-Armuth, wie sie heutzutage den literarischen Markt beherrschen und die Volksempfindung verseichten, den Volkscharakter verderben, spricht aus ihr jene kräftige Sittlichkeit, wie sie das Hauptmerkmal aller Schiller'schen Werke ist und eine tiefe wahre Poesie, die den Verfasser den größten Dichtern aller Zeiten beigesellt hat.



Den Reigen der großen deutschen Humoristen, welche sich denen aller übrigen Culturnationen ebenbürtig an die Seite gestellt haben, eröffnete G. von Hippel. Sind auch seine größeren humoristischen Werke vielfach veraltet und für unsere Zeit zu schwer verständlich, so zeichnet sich sein Lustspiel „Der Mann nach der Uhr" gerade dadurch aus, daß es in Stoff und Form dem Verständniß der Gegenwart nahe steht und das Interesse, welches man einem Lustspiel entgegenbringt, bis zu den letzten Sätzen zu fesseln geeignet ist.



Wer sich in die wundersame Historie des armen Teufels, der seinen Schatten verkaufte, vertieft, wird darin ein scharfes Spiegelbild von Zuständen und Anschauungen entdecken, wie sie in der Wirklichkeit ihre große, Menschengeschick u. Menschenglück bestimmende und oft auch vernichtende Rolle spielen. Das Gewand des Märchens umhüllt volles warm pulsirendes Leben. Es ist ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, welches Adalbert Chamisso in seiner wundersamen Geschichte Peter Schlemihl's uns geschaffen hat.



Unter dem Titel: „Das Volk und die Literatur" sind drei Aufsätze zusammengestellt, von denen der erste die Bedeutung der Gesammt-Literatur für das Volk von echt volksthümlichem Standpunkte aus darlegt und für die Entwicklung des Volksgeistes das beste Material aufweist in dem Schatze seiner Schriftwerke. Die zweite und dritte Abhandlung über das Märchen und das Volkslied behandeln in interessanter und populärster Weise jene Literaturgebiete, auf denen sich das Volk selbstschaffend bethätigt hat.

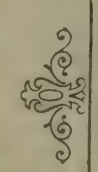
30/31

Der Geisterseher

von Friedrich Schiller.

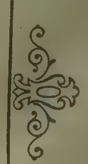
Der Spiritistenhumbug hat auch in Deutschland bei weitem mehr Aufsehen gemacht, als man bei dem „Volke der Denker" voraussetzen sollte. Solcher Schwindel war bereits zu Lebzeiten unserer Klassiker im Gange. Schiller's „Geisterseher" behandelt eine sehr merkwürdige Geschichte dieser Art. Dort gelang es den Mächten der Verdummung, durch ähnlichen Spuk und Betrug ihr Opfer in's Garn zu locken, wie er heute wieder von Seiten gewisser spiritistischer Schwindler in Anwendung gebracht wird.

Diese Schrift giebt die Geschichte der französischen Juli-Revolution im Jahre 1830 nach Louis Blanc, mit kritischen Noten über dieses hochwichtige Ereigniß, welches für Deutschland von epochemachender Bedeutung wurde und den Ausgangs-



32 — 33 — 34

Vor fünfzig Jahren. Preis broch. 60 Pf., geb. 1 Mark.



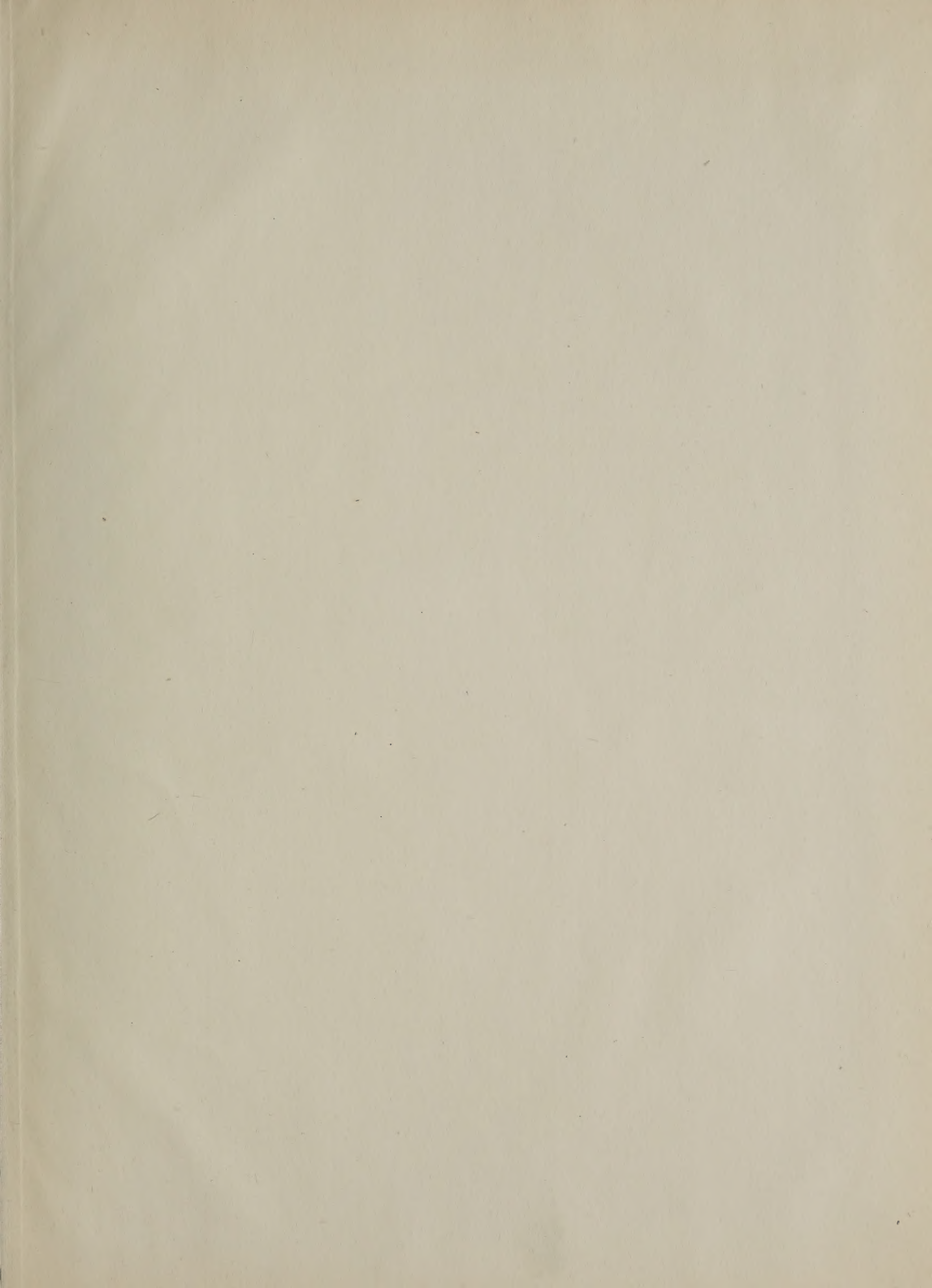
punkt der modernen politischen Bewegung unseres Vaterlandes bildet. Durch die Juli-Revolution, welche in dem benachbarten Frankreich das Bürgerthum zur Herrschaft brachte, wurde das deutsche Volk eigentlich erst zum politischen Leben erweckt, nachdem vorher die freiheitlichen Ideen nur in sehr vereinzelten Köpfen feste Gestalt angenommen hatten.

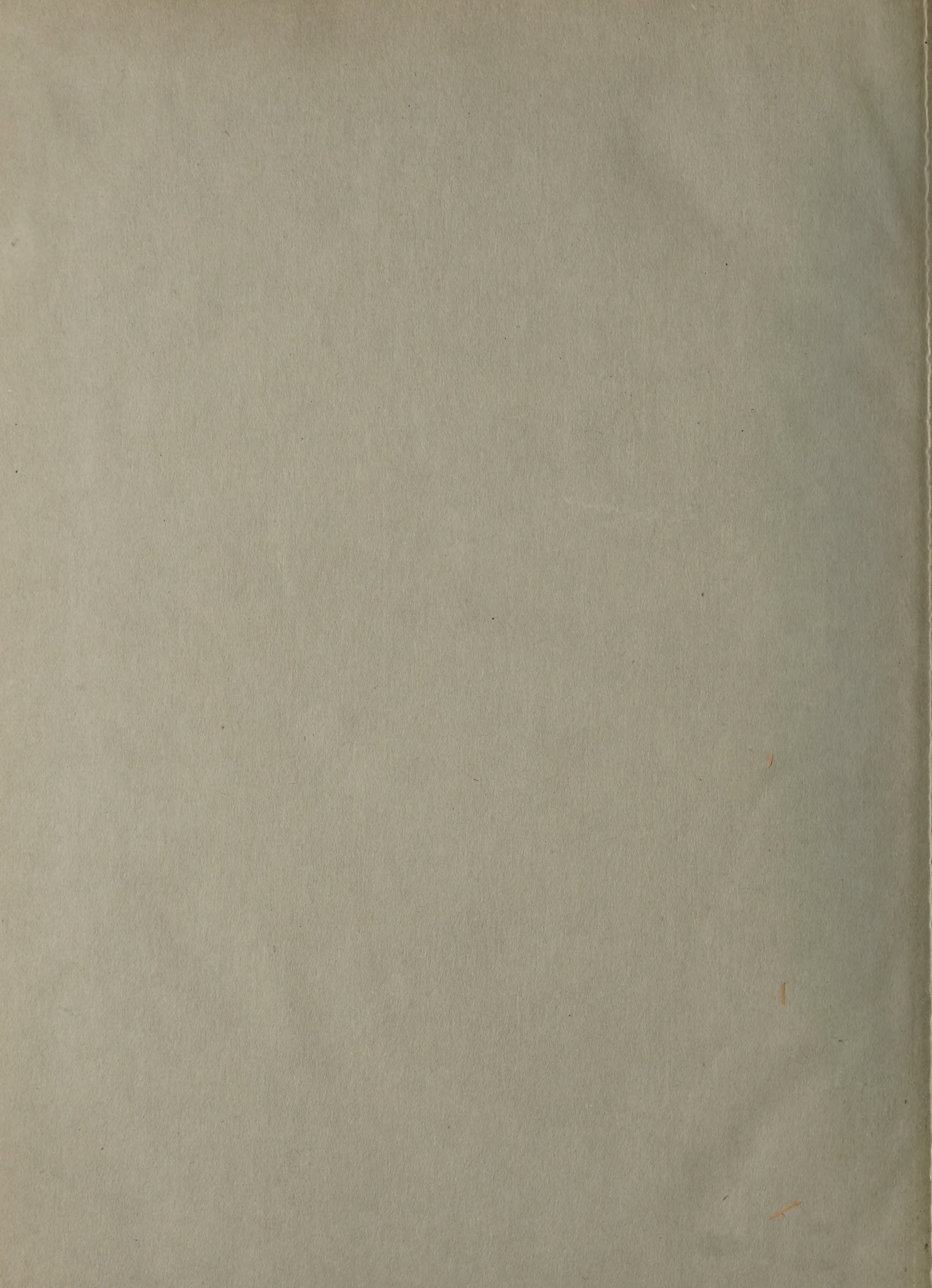
 **Verlag von W. Fink in Leipzig, Färberstraße 12.** 

Verantwortlicher Redakteur: B. Geiser in Leipzig. — Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.












UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 111310469